This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

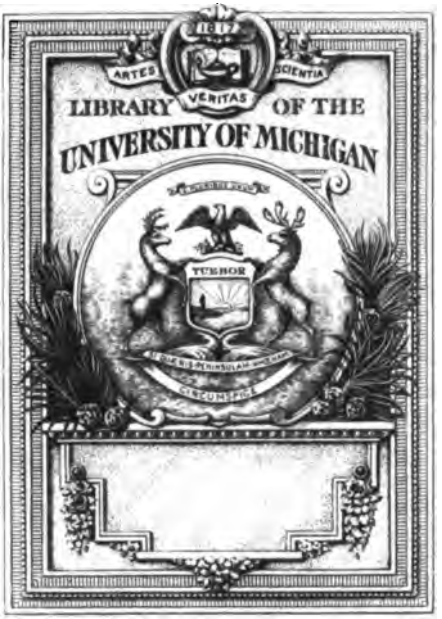
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

fr Wahr



THE GIFT OF
Professor Fred B. Wahr

AE
27
.R47
1830
v.8

Rheinisches

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

FÜR

gebildete Stände

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten

in zwölf Bänden

A bis B

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

CÖLN

am Rhein.

Druck und Verlag von Louis Bruère.

1835.

Neues Rheinisches Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Achter Band.

Lü — Oft.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein,

Druck und Verlag von Louis Bruère.

1834.

Gift
Prof. Fred B. Weber
2-13-31

L.

Lübeck, ein Fürstenthum von 9½ QM. Oberfläche und 22.000 Einw., ist theils von der freien Stadt Lübeck, theils von Holstein und der Ostsee eingeschlossen, liegt an der Trave und dem Eutiner-See, ist fruchtbar an Getreide, Vieh, Fischen ꝛc. und hat ein Einkommen von 75.000 Gulden. Es war ehemals ein Bisthum, welches Otto I. zu Oldenburg in Wagrien stiftete, nachher aber 1163 von Herzog Heinrich dem Löwen mit Zulassung Kaiser Friedrichs I. nach Lübeck versetzt wurde, wiewohl der Bischof seine Residenz in Eutin aufschlug. 1530 nahm dieses Stift unter Bischof Detloff v. Rantzau die augsburgische Confession an. 1536 ward des Herzogs von Holstein Sohn Johann Adolf, Erzbischof zu Bremen, zum Bischof von Lübeck erwählt. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthum in den unruhigen Zeiten manchen Dienst erwiesen hatte, so ward 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, nach dem von der Zeit an 6 auf einander folgende Bischöfe aus dem holsteinischen Hause gewählt werden sollten. Dänemark gab endlich nach vielen Streitigkeiten im glückstädtischen Frieden 1667 und im traventhalischen Vergleich seine Zustimmung; aber schon 1701 entstand ein neuer Streit, da bei der neuen Bischofswahl 12 Stimmen für den dänischen Prinzen Karl und 9 für den holsteinischen Administrator, Herzog Christian August, waren. Nach dem durch die Vermittelung Englands und Hollands abgeschlossenen Vergleich blieb der Administrator von Holstein im Besitz des Bisthums und der Prinz Karl von Dänemark bekam eine Summe Geldes. 1756 wählte das Domcapitel den Prinzen Friedrich, Sohn des Königs Friedrich V. von Dänemark, zum Coadjutor, welcher aber 1772 zu Vortheil Peter Friedrichs, Sohnes des Bischofs Friedrich August, seiner Coadjutorie entsagte, der sie 1776 seinem Vetter Herzog Peter Friedrich Ludwig abtrat, welcher die bischöfliche Regierung 1785 begann und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg war. Der Bischof saß aber weder auf der geistlichen, noch weltlichen Fürstenbank, sondern auf der Querbank, welche man für ihn und den Bischof von Osnabrück, wenn er evangelisch war, bestimmt hatte. 1803 wurde durch den Reichsdeputationsschluß das Bisthum nebst dem fast ebenso beträchtlichen Domcapitel als Fürstenthum der Linie Holstein-Oldenburg wegen des entzogenen Weserzolls als einen Theil der Entschädigungen, jedoch ein kleiner Theil des Fürstenthums der freien Stadt Lübeck abgetreten. 1810, als der Herzog von Oldenburg von Napoleon aus seinen Besitzungen vertrieben wurde, ward das Fürstenthum einen Theil des Departements der Elbemündungen, fiel aber 1814 wieder an die herzogl. oldenburgische Dynastie (s. Oldenburg).

Lübeck, eine freie Stadt des deutschen Bundes und eine der drei Hansestädte, verdankt ihren Ursprung den dort wohnenden Wilsen, einem slawischen Stamme, die in der Gegend des jetzigen Lübeck einen Waffenplatz angelegt hatten. Nachdem dieses alte Lübeck aber 1139 gänzlich zerstört worden, erbaute Graf Adolf II. von Holstein auf dem Platze des jetzigen Lübeck die noch vorhandene Stadt, welche größtentheils von ausgewanderten Niederländern bevölkert und von dem mächtigen Heinrich dem Löwen begünstigt (der ihm das berühmte lübische Recht gab, welches viele Städte und Länder annahmen, und das in Norddeutschland außer Sachsen noch in manchen Städten gilt), bald durch seine vortheilhafte Lage und seinen Handel emporkam. Dieser Herzog verlegte auch das Hochstift von Oldenburg dahin, welchem die 1164 eingeweihte Domkirche ihren Ursprung verdankt. Nach des Herzogs Achtserklärung ward sie Reichsstadt, wurde zwar vom Kaiser 1189 dem Grafen von Holstein abgetreten; allein König Waldemar von Dänemark bemächtigte sich derselben 1202, aus welcher fremden Herrschaft sich die Stadt 1226 durch Insurrection befreiete und nun schnell der Stiftung des Hansebundes entgegen ging, dessen Hauptstadt sie wurde. (Vgl. d. Art. Hanse.) Ihre Schiffsarmada beherrschte das baltische Meer; ja eine von hier und Bremen ausgelaufene Flotte unterstützte die Portugiesen gegen die Mauren und trug nicht wenig zur Gründung des portugiesischen Reiches bei. Alle jene kostbaren Waaren, welche wir noch heute aus Ostindien erhalten, wurden damals durch Caravanen bis an die Ufer der Ostsee in Rußland gebracht und von hier durch deutsche Kaufleute abgeholt und dem übrigen Europa zugeführt. Innerhalb seiner Mauern fand der entflohene Gustav Wasa vor Christians II. Mordlust ein Asyl, und Lübecks Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Nach ihren Chroniken verlor die Stadt durch die schwarze Pest im Mittelalter in der Stadt und im Gebiet 90.000 Menschen. Das Sinken der Hanse war auch der Untergang von Lübecks Größe, welches minder günstig gelegen als die zwei andern Hansestädte, seinen alten Wohlstand nie wieder erringen konnte. Scheinbar gab ihr der Reichsdeputationsschluß von 1803 mehr Unabhängigkeit binnen den Mauern und Territorialhoheit an den beiden Ufern der Nieder-Trave. In der neuern Zeit ist Lübeck von mannichfaltigem Unglück betroffen worden. Als 1806, nach der Schlacht bei Jena, die Trümmer des preußischen Heeres, von der Uebermacht gedrängt, sich unter Blüchers (s. d.) Führung endlich in Lübeck warfen, ward die Stadt am 6. Nov. durch Sturm von den Franzosen eingenommen und mit beispielloser Wuth behandelt. Lübecks trauriges Schicksal bei jenen Mordscenen erleichterte Bernadotte. Das Jahr 1808 veränderte die Verfassung der der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Dep. der Elbemündungen geschlagen und zu einer Provinzialstadt des franz. Reichs erhoben. In dem Freiheitskriege haben Lübecks streitbare Männer wacker und tapfer in der hanseatischen Legion mit gefochten. Seit 1814 sind auch hier die alten Verhältnisse wieder hergestellt. Das Gebiet der Stadt, 6½ QM. mit 22.200 Einw., liegt sehr zerstreut, und Bergedorf mit der Elbmarsch der vier Lande ist Lübeck mit der Schwesterstadt Hamburg gemeinschaftlich. Die Verfassung Lübecks gründet sich auf den Bür-

gerreceß von 1669. Der Rath besteht aus drei Gelehrten und einem Bürgermeister aus dem Kaufmannsstande, aus 16 Rathsherren, von denen wenigstens fünf, die Syndici, der Protonotar und die drei Secretarien Rechtsgelehrten seyn müssen. Der Rath hat allein die Gesetzvollziehung. Zwölf bürgerliche Collegien vertreten die ihnen beikommenden Geschäfte des Staats; indeß die Bürgerschaft die Gesetze gibt und neue Auflagen decretirt. Der Rath verwaltet die ihm obliegenden Geschäfte in 32 Departements, Deputationen und Commissionen, und an jeder Section nehmen erwählte Bürger mit Theil. Das lübische Recht ist das Rechtsbuch in Privatstreitigkeiten und mit der freien Municipalverfassung enge verbunden. Das Militair besteht aus 14 Bürgercompagnien und einer Jägercompagnie. Die jährlichen Einkünfte berechnet man auf 400.000 Fl. Auf dem deutschen Bundestag hat Lübeck mit den andern 3 freien Städten eine Stimme. Die Stadt Lübeck liegt mit ihrem Gebiet zwischen Holstein und Mecklenburg, an dem Ausfluß der schiffbaren Trave, einige Meilen von der Ostsee. Die Stadt selbst liegt unter 53° 50′ N. Br. zwischen der Trave und der Wackenitz, welche letztere aus dem Ratzeburger See kommt; oberhalb der Stadt fällt die Steckenitz in die Trave, und vermittelst dieser besteht schon seit 1390 eine künstliche, aber auch sehr beschwerliche Wasserverbindung zwischen Lübeck und der Elbe. Die Trave ist zwar tief genug für größere Schiffe, aber eine Sandbank an ihrer Mündung verhindert das Einlaufen in dieselbe. Die größeren Schiffe werden auf der Rhede erleichtert und können dann erst bis zum Hafen der Stadt Travemünde gelangen. Die Stadt selbst erhebt sich auf einer langen Anhöhe, hat eine gesunde und reizende Lage und über 26.000 Einw. Ihre Befestigung ist alt und besteht aus starken Mauern, Thürmen und Zwingern. Die Wälle sind von tiefen Gräben eingefaßt, dienen aber mehr zum angenehmen Spaziergange, als zu dauernden Vertheidigung. Sie ist zwar gut, aber alterthümlich gebaut und hat außer den größeren Straßen sehr viele sogenannte Gänge oder äußerst schmale Gassen. Herrschend blieb bis zur neuesten Zeit, von 1530 an, die evangelisch-lutherische Lehre; gepredigt wird in den vier Haupt- Pfarr- und mehren Filialkirchen. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten gehören: die luther. Domkirche mit vielen Alterthümern und Denkmälern; die Marienkirche mit einem schönen Altar, einem kunstreichen astronomischen Uhrwerke und einem Todtentanze; das Rathhaus mit dem hanseatischen Saal und dem Hauptarchive der Hanse. Außer den luth. Kirchen findet man auch eine kathol. und eine reform. Kirche. Lübeck ist der Sitz des Appellationsgerichts der 4 freien Städte Deutschlands. Die Stadt hat ein Gymnasium von 7 Classen; mehre seiner Professoren sind in der Gelehrtengeschichte ausgezeichnet. Andere Bildungsanstalten sind eine höhere Bürgerschule, Zeichnenschule für Handwerker, Handelsinstitut, Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit ꝛc. Die Wohlthätigkeitsanstalten sind musterhaft zu nennen. Die Ansprüche der dortigen Juden, die sich während der franz. Herrschaft eingeschlichen hatten, 1816 aber aus der Stadt verwiesen wurden, sind jetzt provisorisch regulirt. Lübeck hat bedeutende Fabriken in Taback, Seife, Wolle, Baumwolle, Sammet, Seide, Gold- und Silbertressen, Stärke, Hüten, Pergament, Papiertapeten, Leder, Bernstein

und Leimsiedereien; eine Assecuranzgesellschaft, eine Börse. Der Handel (mit 70—80 eigenen Schiffen), besonders nach Rußland, ist sehr erheblich und daher bedeutend. Er ist theils Transito-, theils Speditionshandel; auch der Getreidehandel ist wichtig. Bei der Stadt ist ein Hafen für kleine Schiffe. Der eigentliche Seehafen ist aber bei dem im Stadtgebiete liegenden Travemünde, an einem weiten Busen der Ostsee, am Einflusse der Trave in dieselbe, wo jährlich mehr als 1000 Schiffe einlaufen; hier ist ein treffliches Seebad, und in der Ostsee, unweit der Stadt, steht ein Leuchtthurm.

Lucanus (Marcus Annäus), ein berühmter römischer Dichter, des M. Annäus Mela Sohn und Neffe des L. Annäus Seneca, geb. zu Corduba in Spanien um das Jahr 34 nach Chr. Geb. Er kam als Kind von acht Monaten nach Rom und wurde daselbst in Gesellschaft des Persius von Rhemius Palämon unterrichtet. Nero, auf den er ein Lobgedicht verfertiget hatte, gab ihm die Quästur und eine Stelle unter den Auguren. Allein durch folgenden Vorfall reizte er die Eifersucht und den Stolz des Kaisers. Als Nero sein Trauerspiel „Niobe" aufführen wollte, entzog er ihm durch seine Tragödie „Orpheus", die er auf der Stelle vorlas, den Lorberkranz und erbitterte dadurch den Kaiser so sehr, daß er ihm den Markt, das Theater und das Dichten untersagte. Lucan suchte sich durch ein Schmähgedicht zu rächen, und ließ sich endlich gar in eine Verschwörung gegen ihn ein. Diese wurde entdeckt und er zum Tode verurtheilt, doch so, daß er sich die Art seines Todes selbst wählen dürfte. Er ließ sich die Adern selbst öffnen und starb im J. 65 nach Chr. Geb. Von Lucan's verschiedenen Gedichten sind nur seine „Pharsalia" auf uns gekommen, in welcher er die Ereignisse des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus erzählt; das Gedicht ist nicht vollendet und durch Härte und Dunkelheit im Ausdruck, durch Schwulst und übertriebene Bilder mannichfach entstellt; aber diese Fehler werden durch Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe, die durch das ganze Gedicht wehen, wenigstens zum Theil vergütet, und einzelne Stellen sind wahrhaft poetisch und von unfehlbarer Wirkung. Die besten Ausgaben sind von Oudendorp, Leyden 1728, 4.; von Burmann, Leyden 1740, und mit Bentley's und Grotius's, Anmerkungen, Strawsberry-Hyll, 1760, 4.

Lucas (der heilige), einer der 4 Evangelisten, war geb. zu Antiochien, der Hauptstadt in Syrien, wo er auch wahrscheinlich von dem Apostel Paulus bekehrt worden ist. Aus dem Briefe an die Kolosser (4, 14) läßt sich schließen, daß er ein Arzt gewesen. Die Sage, die ihn zu einem Maler macht, hat keinen Grund, obgleich ein zu Rom aufbewahrtes Christusbild für sein Werk gehalten wird, weßhalb ihn die Zunft der Maler als ihren Patron verehrt. Er war ein beständiger Reisegefährte des Apostels Paulus, den er auch wahrscheinlich bis an seinen Martyrertod nicht verlassen hat. Epiphanius meldet, daß er in Dalmatien, Galatien, Italien und Macedonien das Evangelium verkündigt. Ueber die Zeit und Art seines Todes weiß man nichts Gewisses. Sein Evangelium zeichnet sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit aus. Auch hat er die Apostelgeschichte (s. d.) verfaßt, in welcher er wohlgeordnete Nachrichten von der Entstehung der christlichen Kirche und von den Reisen des Apostels Paulus gibt. Obgleich beide Bücher ursprünglich nur für einen

Freund, Namens Theophilos, bestimmt waren, so erklärte sie doch die Kirche bald als kanonische. Die Kirche feiert sein Fest am 18. Oct.

Lucas van Leyden, ein berühmter niederländischer Maler und Kupferstecher, war geb. 1494 zu Leyden und zeigte schon in früher Kindheit Vorliebe zur Malerei und Kupferstecherkunst. Sein Vater Hugo Jakobs gab ihm den ersten Unterricht; später kam er in die Schule des Cornelius Engelbrecht, eines ausgezeichneten Malers und Schülers des van Eyck. In seinem 15. Jahre gravirte er schon 9 Blätter, deren Gegenstand die Leidensgeschichte war, die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Petrus, die in Hinsicht der Composition, des Ausdrucks, der Wahrheit und der Behandlung des Grabstichels meisterhaft waren. Seit dieser Zeit lieferte er eine Menge Gemälde in Oel, Wasserfarben, auf Glas und eine große Anzahl von Kupferstichen, wodurch er sich die Achtung mehrer berühmter Künstler erwarb, vorzüglich des Albrecht Dürer, der bloß in der Absicht, um ihn zu sehen, eine Reise nach Holland unternahm. 1525 durchreiste Lucas die Niederlande und machte in Mittelburg die Bekanntschaft des berühmten Malers Johann von Mabuse. Nach seiner Rückkehr fiel er in Hypochondrie und verlebte die letzten Jahre seines Lebens in einem höchst traurigen Zustande. Dennoch wurde seine künstlerische Thätigkeit dadurch nicht unterbrochen, er hörte nicht auf zu malen und zu graviren bis an seinen Tod, der ihn 1533 in seinem 40. Jahre von einem siechen und trüben Leben befreite. Dieser Künstler verdient den großen Meistern der altdeutschen Schule, Dürer, Holbein und Kranach, an die Seite gestellt zu werden; er ist fast in allen Theilen der Kunst vortrefflich zu nennen, ungeachtet auch auf ihn der damalige Geschmack nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist. Seine Figuren sind ausdrucksvoll, besonders seine Köpfe; seine Gruppirung ist verständig und natürlich und seine Stellungen sind mannichfaltig. Seine Zeichnung ist correct, die Färbung gefällig, die Luftperspective jedoch vernachlässigt. Zu seinen wichtigsten Werken gehören ein Ecco homo und ein Bildniß des Kaisers Maximilian in seinem hohen Alter, mit grauen Haaren, in der Galerie zu Wien. In der Galerie zu Berlin befindet sich von ihm ein heil. Hieronymus, der in der Wüste mit einem Steine an seine Brust schlägt und den Löwen zur Seite hat, mit der Jahrszahl 1530, und das eigne Portrait des Künstlers, welches sehr gepriesen wird. In der Galerie zu München ist die Enthauptung des heil. Johannes, in der Galerie zu Schleißheim die heil. Jungfrau mit dem Kinde, das eine Weintraube empfängt, und von dem heil. Joseph und Maria Magdalena angebetet wird. Im florentinischen Museum ist das Portrait des Künstlers, von seiner eignen Hand gemalt. Das letzte von Lucas van Leyden verfertigte Gemälde soll Christus seyn, wie er den Blinden zu Jericho heilt, gemalt 1531. Auch seine Kupferstiche und Holzschnitte werden sehr hochgeschätzt; die vollständigste Sammlung ist auf der Bibliothek zu Wien.

Lucca, Herzogthum in Italien, liegt am mittelländischen Meere, zwischen Modena und Toscana, und enthält auf 19—20 QM. 145.000 Einw. Das ganze Ländchen ist gebirgig, aber mit großem Fleiße angebaut. Das Oel, welches hier in Menge gewonnen wird,

gehört zu dem besten in der Welt; außerdem sind Wein und Seide Haupterzeugnisse. Der Serchio ist der einzige Fluß des Landes, doch nicht schiffbar, sondern in tausend Bewässerungsgraben abgeleitet. Das Land hat den Namen von der Hauptstadt, einer römischen Colonie, die seit dem 5. Jahrh. die Schicksale des übrigen Mittelitaliens theilte, nach einander den Gothen, Longobarden und Franken unterthan war, und in der Folge die Oberhoheit der deutschen Könige anerkannte. Im Anfange des 13. Jahrh. war der kriegerische Uguccione della Faggiola ihr Beherrscher, 1327 Castruccio Castracani verdrängte, nach dessen Tode nach einander der Genuese Gerardino Spinola, der König Johann v. Böhmen, Pietro Rossi, Mastino Scaliger, Herr zu Verona, und die Stadt Florenz regierten. Endlich gab ihr Kaiser Karl IV. für 200.000 Gulden die Freiheit, die sie bis auf die neueren Zeiten behauptete. Ihre Regierungsform war aristokratisch. Wenige Staaten hatten so weise Gesetze als Lucca. Selbst Sismondi unterließ zu schildern, daß Lucca's Gesetze zwar die Patrizier verwalten ließen, aber volksgemüthlich zu regieren zwangen; ferner die Einigkeit der Stände, die Spatencultur, die sich dort bildete, die Zucht der Sitten, die geringe Anzahl der Armen, die hohe Cultur der Einwohner aller Classen, die Entfreiung von manchen Nationalfehlern der Italiener, die Lebhaftigkeit der Industrie und den Patriotismus aller Classen. Hier vermochte 1797 unter einer glücklichen Staatsfamilie Bonaparte's Emissar, Gen. Serrurier, keine Revolution zu stiften; er mußte Lucca eine neue Verfassung aufdringen. 1805 gab Napoleon den schönen kleinen Staat mit Piombino seiner bescheidenen Schwester Elise Bacciocchi. Selbst nach der Monarchisirung achtete man solchen genug, ihm in seiner milden Verfassung einiges Andenken alter Einrichtungen zurück zu lassen. 1815 wurde es von den Oestreichern besetzt und durch die Acte des wiener Congresses der Infantin Maria Louise, Tochter Königs Karl IV. von Spanien und Witwe des ehemal. Königs v. Etrurien, u. d. T. eines Herzogthums, mit völliger Souverainetät überlassen. Zu den Einkünften des Landes (720.000 Gldn.) wurde noch eine Rente von 500.000 Fr. (195.050 Gldn.) geschlagen, welche Oestreich und Toscana zahlen. Die Infantin Maria Louise (st. 23. März 1824) trat jedoch die Regierung nicht eher an, bis sie durch den am 10. Jun. 1817 zu Paris geschlossenen Vertrag wegen ihrer Ansprüche auf Parma war befriedigt worden. Kraft dieses Vertrags soll Parma nebst dem dazu gehörenden Gebiet am rechten Ufer des Po nach dem Tode der regierenden Erzherzogin Marie Louise an den Herzog von Lucca und seine männlichen Nachkommen zurückfallen, der auf dem linken Poufer liegende Gebietstheil an Oestreich kommen, Lucca dagegen an Toscana abgetreten werden. Der Infantin Sohn, Karl Ludwig von Bourbon, geb. den 23. Dec. 1799, trat im Dec. 1819 nach erlangter Volljöhrigkeit die Regierung an, und vermählte sich 1820 mit Marie Therese, Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien. Die Vermählung seiner Schwester Marie Louise an den Prinzen Maximilian von Sachsen 1825 veranlaßte den Herzog später zu einer Reise nach Deutschland, und er hielt sich bis 1830 sehr lange in Dresden, darauf in Wien und an andern deutschen Höfen auf, kam 1833 abermals nach Deutschland und reis'te im Febr. 1834 wieder nach

Wien. Die Gewalt des Fürsten ist in Lucca durch einen Senat beschränkt, der die gesetzgebende Macht ausübt, aus Grundeigenthümern, Gelehrten und Künstlern besteht und jährlich einen Monat sitzt. Die höchste Behörde bilden 2 Minister und 6 Staatsräthe, und in der Justiz das Appellationsgericht; jeder Bezirk hat ein Tribunal und jede Gemeinde einen Friedensrichter. Die Haupt- und Residenzstadt Lucca, von den Italienern industriosa, die fleißige, genannt, am Serchio, liegt in einer reizenden Gegend, mit 18.000 Einw. Sie ist mit Wällen umgeben, die aber bepflanzt sind und anmuthige Spaziergänge gewähren. Die Straßen sind zwar eng, aber gut gebaut und gepflastert. Die alten Staats- und kirchlichen Gebäude sind durch Alter und Dauerhaftigkeit ehrwürdig. Lucca ist der Sitz eines Erzbischofs. Die 1584 zu Lucca gestiftete Accademi degli oscuri ward vom Fürsten Bacciochi 1805 hergestellt und erneuert, u. d. T. Accad. Lucches. di scienze, lettere ed arti. Die Universität hat eine neuangelegte Sternwarte. Die Verschönerungen der vorigen Regentin ließ Sparsamkeit unter der jetzigen Regierung der Willkür der Einw. überlassen. Die Fabriken in Wolle, Baumwolle und Seide sind noch immer ansehnlich. Der Oelhandel ist beträchtlich. Häufige Villen verschönern die von Natur und durch Kunst angenehmen Umgebungen der Stadt. Die berühmten Bäder von Lucca liegen einige Stunden von der Stadt, beim Dorfe Bagno alla villa.

Luccheſini (Girolamo, Marquis von) geb. zu Lucca; stammte aus einer Patrizierfamilie und trat, empfohlen von dem Abbé Fontana, 1778 als Kammerherr, Bibliothekar und Vorleser in die Dienste Friedrichs II., der ihn bald in die Zahl seiner literarischen Freunde aufnahm und ihn wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse schätzte. Des Königs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., stellte Luccheſini zuerst diplomatisch an, u. sein Einfluß bewirkte das 1790 zwischen Preußen und Polen geschlossene Bündniß. 1791 wohnte er dem Congreß von Reichenbach bei; 1792 reiste er in einer diplomatischen Mission nach Warschau; 1793 ward er zum Botschafter in Wien ernannt, von wo man ihn 1797 zurückrief und 1802 als außerordentlichen Gesandten nach Paris schickte, in welcher Eigenschaft er sich später von da zu Napoleon nach Mailand zu dessen Krönung begab. Den Ausbruch des Kriegs 1806, zwischen Preußen und Frankreich, gibt man ihm fälschlich Schuld, veranlaßt zu haben. Da sein König einer von ihm nach der Schlacht von Jena zu Charlottenburg abgeschlossenen Waffenstillstand nicht genehmigte, so nahm Luccheſini seinen Abschied u. kehrte in sein Vaterland zurück, wo er bei Napoleons Schwester, der damaligen Fürstin von Lucca und Piombino, eine Anstellung als Kammerherr erhielt. Sein Werk: „Sulle cause e gli effetti della confederazione renana etc.," 1819, ist auch ins Deutsche übersetzt worden (2 Bde., Leipzig 1821—25). Luccheſini lebte später in Florenz; st. daselbst am 19. Oct. 1825.

Luchtmans (Samuel und Johannes) in Leyden, eine seit 150 Jahren bestehende Buchhandlung, deren Bemühungen immer hauptsächtlich auf Ausgaben griechischer und römischer Classiker und andere mit der classischen Literatur verwandte Werke gerichtet waren. Der erste L., der sich dem Buchhandel widmete, war Jordan L., geboren 1652, gestorben 1708; er wurde 1683 Buchhändler. Sein einziger

Sohn Samuel, geboren 1685, hielt nach Vollendung seiner Studien in dem Gymnasium zu Leyden 1702 eine Rede „De utilitate literarum in mercatura", übernahm 1708 die Buchhandlung, und war seit 1730 Stadt- und Universitätsbuchdrucker, bis er 1755 seine Geschäfte seinen Söhnen Samuel und Johannes überließ. Er starb 1757. Die von ihm und seinem Vater herausgegebenen Classiker „cum notis variorum" sind hauptsächlich: Polyänus von Maasvyck (1691); Minucius Felix von J. Gronov (1709); Herodot von J. Gronov (1715); Vellejus Paterculus von Burmann (1719 und spätere Ausgaben); Julius Obsequens von Oudendorp (1720); Curtius von Snakenburg (1724); Valerius Flaccus von Burmann (1724); Valerius Maximus von Torrenius (1726); Phädrus von Burmann (1726, 4.); Lucanus von Oudendorp (1728 und spätere Ausgaben); Aelianus von Abr. Gronov (1731); Frontinus von Fr. Oudendorp (1731 und spätere Ausgaben); Cornelius Nepos von Staveren (1734, neue Ausgaben von Wetstein 1773); Cäsar von Oudendorp (1737); Livius von Drakenborch (1738); „Mythographi latini" von Staveren (1742); „Hesychii Lexicon" von Alberti (erster Band, 1746); Pomponius Mela von Abr. Gronov (1722 und 1748). In Verbindung mit einigen andern Buchhändlern hatte Luchtmans 1740 auch die Folioausgabe von Bayle's „Dictionnaire historique et critique" unternommen.

Die Brüder Samuel und Johannes, unter deren Firma die Buchhandlung noch immer geführt wird, waren 1724 und 1726 geboren und hielten an demselben Tage 1740 Schulreden, Jener „De origine urbis Leydae", Dieser „De origine academiae Leydensis", und nach Vollendung ihrer Studien wurden sie Stadt- und Universitätsbuchdrucker. Sie dehnten ihre Unternehmungen immer weiter aus, reisten oft nach Deutschland, England und Frankreich und verbreiteten ihre Verlagswerke selbst bis nach Konstantinopel und Amerika. In die Zeit der Geschäftsverwaltung der beiden Brüder fallen unter andern folgende Werke: Timäus Sophista (1754, zweite Ausgabe von Ruhnken (1789); Justinus von Abr. Gronov (1760); Kallimachus von Ernesti (1761); Aristophanes von Pet. Burmann (1761); Cicero's „Rhetorica ad Herennium" (1761); der zweite Theil des Hesichius von Ruhnken (1765); der Hippolyt des Euripides von Valckenaer (1764); Plutarch „De sera numinis vindicta" von Wyttenbach (1772); Antonius Liberalis von Verheyk (1774); Frontinus (zweite Ausgabe von Cornelius Oudendorp 1779); Vellejus Paterculus von Ruhnken (1779); Pomponius Mela von A. Gronov (1782 letzte Ausgabe); Homer's „Hymnus in Cererem" von Ruhnken (1782, neue Ausgabe) (1802); Celsus von Targa (2 Bde., 4., 1785); Apulejus von Oudendorp (erster Band, 1786); Apollonius Sophista von Tollius (1788); Ruhnken's „Scholia in Platonem" (1792); Eutropius von Verheyk (1762, neuer Abdruck 1793); „Mureti opera" von Ruhnken's (4 Bde., 1789) und die „Rudimenta linguae arabicae" von Erpenius (1770). Nach dem Tode seines Bruders, der immer schwächlicher Gesundheit gewesen war, setzte Johannes das Geschäft seit 1780 allein, seit 1786 aber in Gemeinschaft mit seines Bruders Sohn, Samuel (geb. 1766) rüstig fort, bis er 1809 in glücklichem Alter starb. Samuel folgte ihm schon 1812. Nach seinem Tode

wurde die Buchhandlung mit gleichem Eifer und nach wiederhergestelltem Frieden seit 1814 mit glücklichem Erfolge durch die Sorgfalt des Buchdruckers J. Brill in Leyden fortgeführt. Der Enkel des Johannes, J. K. Bodel Nyenhuis, geb. 1797, trat 1819 auch in die Buchhandlung, nachdem er vorher durch Vertheidigung seiner Dissertation: „De juribus typographorum et bibliopolarum in regno belgico" zu Leyden Doctor der Rechte geworden war. Zu denjenigen neuern Früchten ihrer Thätigkeit, die auch für das Ausland wichtig sind, gehören vorzüglich: „Prisciani opera minora" von Lindemann (1818); Kleomedes von Bake (1820); „Selecta principum historicorum graecorum loca" von Wyttenbach (1820 und in spätern Ausgaben); Schulting's „Notae ad digesta" von Smallenburg (7 Bde., 1804—32); Apulejus fortgesetzt von Bosscha (zweiter und dritter Band, 1823); Ruhnken's „Opuscula" (zweite Ausgabe, 1823); Wyttenbach's „Opuscula" (1823); Ruhnken's „Scholia in Suetonium; von Geel (1828); „Anecdota Hemsterhusii" von Geel (1821); „Bibliotheca critica nova" von Bake, Geel, Hamaker und Peerlkamp (6 Bde., 1821—31); Seneca „De providentia" von Nauta (1828); Thon Smyrnäus von Gelder (1827); „Chrysostomi selecta" von Van Voordt (2 Bde., 1827—30); „Polybii Excerpta Vaticana" von Geel (1829); Theopompus von Wichers (1829) und mehre, die orientalische Literatur betreffende Werke von Hamaker und seinen ehemaligen Schülern Uylenbroek, Roorda und andern aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek zu Leyden herausgegeben. Die Buchhandlung führt noch immer den Titel: Universitätsbuchdruckerei und setzt die Herausgabe der „Annales academiae Lugd. Batavae" (1815—32) fort.

Lucianus, ein ausgezeichneter griechischer Schriftsteller, geb. zu Samosata, der Hauptstadt von Komagene, an den Ufern des Euphrat, unter der Regierung Trajan's. Seine Eltern waren, wie es scheint, sehr arm; übrigens aber sind sie uns ganz unbekannt. Wie er selbst, in dem Traume von sich erzählt, bestimmte ihn sein Vater für die Bildhauerkunst, ohne daß er die geringste Neigung dazu hatte, und schickte ihn zu seinem Oheim mütterlicher Seite, um sie von ihm zu erlernen. Als ihn dieser aber einst wegen seiner Ungelehrigkeit wegjagte, entfloh er und widmete sich den Wissenschaften. Zuerst begab er sich nach Antiochia, wo er die Kunst der richterlichen Beredtsamkeit studirte, aber bald eine entscheidende Abneigung dagegen bekam. Nun widmete er sich dem Studium der Philosophie, durchreiste verschiedene Länder, legte in Italien, Spanien und Gallien, nach damaliger Sitte, öffentliche Proben seiner Beredtsamkeit ab und erwarb sich dadurch schon als junger Mann einen ausgezeichneten Ruhm. Aus Gallien begab er sich nach Griechenland und hielt sich einige Zeit in Macedonien und in den vornehmsten Städten Kleinasiens auf, ward unter dem Kaiser Marcus Aurelius Procurator von Aegypten und starb in einem hohen Alter (wie man glaubt, von 90 Jahren) am Podagra. Unstreitig gehört Lucian zu den Männern von echtem Genie. Man bemerkt in seinen Schriften die vertrauteste Bekanntschaft mit der Denkart und den Sitten seiner Zeit, besonders in der großen und philosophischen Welt, mit der Mythologie und Geschichte, den philosophischen Systemen der ältern griechischen Weltweisen, den

Mißbräuchen, welche die spätern Anhänger derselben davon machten und den Schwärmereien des Orients, vorzüglich Alexandriens. Spott war die Medicin, womit er die Kranken zu heilen suchte. Vorzüglich verlachte er den religiösen Aberglauben, der die Tugend nicht beförderte und das Laster näherte, und die damaligen Philosophasten, die Das vollendeten, was jener zu verderben noch übrig ließ. Praktische Philosophie war der Hauptgegenstand seines Studiums, ohne doch hierin einem besondern philosophischen Systeme anzuhangen. Dem wahren Geiste des Cynismus und Epikureismus scheint er am meisten hold gewesen zu seyn; ob dieß gleich nicht die Niederträchtigkeit der Cyniker und Epikuräer seiner Zeit gegen seine Geißel schützte. Auch für die sokratische, platonische und stoische Moral hegte er hohe Achtung und verspottete nur das Uebersp annte und Exentrische derselben. Verschiedene neuere Schriftsteller halten ihn für einen Skeptiker; aber richtiger könnte man ihn einen freien Eklektiker nennen, der aus jedem philosophischen Systeme nach Gutdünken das Beste nahm, ohne selbst ein eigenes zusammenhängendes System der Philosophie zu haben. Die alexandrinische Philosophie gab seiner muthwilligen Laune um so mehr Stoff zum Spotten, je mehr ihr schwärmerischer Charakter sie dazu geschickt machte. Ob er ein Atheist war, läßt sich nicht entscheiden; der gesunde moralische Geist in seinen Schriften scheint dieser Behauptung zu widersprechen. Die besten Ausgaben von Lucian's Werken sind von Bourdelot, Paris 1615, Fol., von Grotius, Amsterdam 1657, 2 Bd., und von Reitz, Amst. 1743. 4 Bde. Außer diesen haben wir noch eine vortreffliche deutsche Uebersetzung von Wieland mit Anmerkungen und Erläuterungen, Leipzig 1788 und 89, 6 Bde., 8.

Lucifer Lichtbringer, bei den Griechen Phosphoros, Sohn Jupiters u. der Aurora, vor der er immer auf einem weißen Pferde herumzuziehen pflegt, also der Morgenstern. Als Hesperus oder Abendstern bediente er sich eines dunkeln Pferdes. Daher waren ihm überhaupt die Reitpferde gewidmet, und die Römer gaben ihm selbst den Namen Desultor. Nach Ovid war er Vater des Ceyrx und Dädalion. — Man nennt auch den Fürsten der Finsterniß Lucifer. Durch eine allegorische Erklärung der Kirchenväter nämlich wird eine Stelle des Jesaias (IX, 22), in welcher der König von Babylon mit dem Morgenstern verglichen wird, vom Teufel verstanden.

Lucilius, (Cajus), aus Suessa in Campanien, römischer Ritter, Großoheim von Pompejus dem Großen, Freund des Scipio Africanus und Lälius, geb. um 150 und gest. zu Neapel 103 v. Chr.; war in den griech. Komikern sehr belesen und ward der Schöpfer der eigentlichen röm. Satyre durch Nachahmung der ältern griech. Komiker und Parodisten, von dem das Alterthum, außer andern Gedichten, 30 Satyren anführt, die sich, bei einer von Eilfertigkeit bewirkten Uncorrectheit (er schrieb in Hexametern, die die des Ennius schon weit übertreffen), durch Laune und beißenden Witz ausgezeichnet haben sollen. Fragmente von 33 Satyren u. a. Gedichten von Dousa, Leyden 1597, 4.; von Haverkamp, ebend. 1743, auch in Mettaire, Corp. lat. poet. T. II., und in der Zweibrücker Ausg. des Juvenal und Persius befindlich. Vgl. Sagittarii vita L., Altenb. 1672; Wielands Uebers. von Horazius Satyren, S. 138. Es gibt aber auch

einen jüngern Lucilius, der ein didakt. Gedicht: „Aetna", schrieb, von Corallus (Leclerc) herausgeg. (Amsterdam 1703), auch übers. von Schmidt und Meinecke. — Luc. L. Balbus, um 80 v. Chr., gelehrter Stoiker, Logiker und Rechtsgelehrter, Schüler des Mucius Scävola, Lehrer des Consuls Servius Sulpicius.

Lucina, die Geburtsgöttin der Lateiner, welcher man eben dieselbe Beförderung der Geburten zueignete, welche der Grieche seiner Ilithyia zuschrieb. Bei den Lateinern aber ward diese Geburtshülfe besonders der Diana zugeeignet. Man glaubt zwar, daß unter Lucina die Juno verstanden worden sey. Allein Catull nennt die Diana ausdrücklich Lucina Juno, wie Dionys von Halikarnaß ihr den Namen Hera phosphoris gibt. Sie ward von den Gebärenden angerufen. Ihr Tempel stand zu Rom in der 5. Region, und bei der Geburt jedes Kindes ward ein Stück Geld hieher bezahlt. Vergleiche Ilithyia.

Luckner (Nicolaus) L., Marschall geb. 1722 in Campen von armen Eltern, (sein Bruder war Essenkehrer in Pirna); trat früh als Husar in hannöverische Militairdienste, zeichnete sich in den ersten Jahren des 7jährigen Kriegs aus, ward 1758 Major und Oberstlieutenant, 1759 Oberster und General und befehligte als solcher ein leichtes Corps von Infanterie und Cavallerie, womit er in Butzbach am 24. Mai 1760 die Franzosen überrumpelte, worauf er an allen Unternehmungen der alliirten Armee im Jahr 1761 Theil nahm. Nach dem Frieden trat er in franz. Dienste und 1790 auf die Seite der Revolution, wofür er seinen Gehalt behielt, Marschall ward und den Befehl der franz. Armee an der Nordgrenze erhielt. Er ward zum Obergeneral ernannt, doch wegen seines hohen Alters, und weil man seinen Talenten mißtraute, wieder abgesetzt und in ein Lager der 2. Linie nach Chalons sur Marne geschickt. Zu seinem Unglück verlangte er später seinen Gehalt wieder, den man ihm genommen hatte, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Schreckensmänner; er ward daher vor das Revolutions-Tribunal gefordert und am 4. Jan. 1794 zum Tode verurtheilt und guillotinirt.

Lucretia, Gemahlin des Collatinus, gegen welche des Königs Tarquin ältester Prinz Sextus eine so heftige Leidenschaft faßte, daß er des Nachts in ihr Schlafgemach schlich und sie unter den fürchterlichsten Drohungen zu seinem Willen nöthigte. Lucretia ließ hierauf ihren Vater, ihren Gemahl und ihre Vettern rufen, sagte, was vorgegangen war, und sie zur Rächung ihrer Schmach auffordernd, stieß sie sich den Dolch in die Brust. Ein Signal zur nachherigen Erkämpfung der römischen Freiheit. (S. Brutus.) — Figürlich nennt man nun eine keusche Frau eine Lucretia.

Lucretius Carus (Titus), ein röm. Ritter, wahrscheinlich im J. d. St. 659 zu Rom, ungefähr 90 v. Chr. geb., studirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die epikurische Philosophie. Man erzählt, daß er durch einen Liebestrank wahnsinnig geworden, in den lichten Zwischenräumen verschiedene Schriften verfertigt, sich nachher aber, im 44. Jahre seines Alters, selbst getödtet habe. Wir besitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: „De rerum natura", in welchem er die Grundsätze der Philosophie Epikur's vorträgt. Es war in der That ein kühner Versuch, einen meistens ganz unpoetischen Stoff in einem

Gedicht zu bearbeiten. Daher ist auch nicht zu verwundern, daß eine solche Bearbeitung als Gedicht ihm mißlingen mußte. Indessen kann man doch aus den Theilen, welche von poetischem Werth sind, z. B. die Beschreibung vom menschlichen Elende, von der Gewalt der Leidenschaften, von der schrecklichen Pest in Griechenland u. s. w. schon sehen, daß Lucretius wirkliches Dichtergenie hatte. Unstreitig machte er sich durch seine Arbeit sowohl um die philosophische Literatur seiner Zeiten als um die Sprache der Römer verdient, welche dadurch nicht wenig an Biegsamkeit und Reichhaltigkeit zum philosophischen Ausdruck gewann. Freilich war er genöthigt, veralteten Worten wieder das Bürgerrecht zu geben und neue Bedeutungen von andern zu erfinden; daher war seine Sprache schwer zu verstehen, wie dieß selbst Quintilian einräumt, und eben daher, sowie wegen des wenig anziehenden Inhalts, scheint sein Gedicht auch wenig Sensation bei den Römern gemacht zu haben. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Creech (Oxford 1695, London 1717, Basel 1770 und öfter), von Haverkamp (Leyden 1725, 2 Bde. 4.) und von Wakefield (London 1796, 3 Bde., 4). Nach letzterer ist die unvollendete Eichstädtische abgedruckt. Eine meisterhafte deutsche Uebers. (in der Versart des Originals) haben wir vom Frh. von Knebel (Leipzig 1821, 2 Bde. 4.). Auch die ital. von Marchetti hat Verdienst, sowie die franz. von Pongerville.

Lucullus, Name der Glieder einer dem Licinischen Geschlechte angehörenden Familie. Berühmt ist L. Licinius Lucullus. Er zeichnete sich sehr jung schon im Bundesgenossenkriege durch Klugheit und Tapferkeit aus, war im Bürgerkriege Anhänger Sulla's und mit diesem 75 v. Chr. Consul. Feldherr gegen den gegen Cotta siegreichen Mithridates, schlug er 71 dessen Flotte bei Tenedos und die Landmacht bei Kabria, bekam 15 Paläste mit unermeßlichen Reichthümern übergeben, unterwarf den ganzen Pontos und machte die Römer zu Herren des Meers. Bald hatte er auch Bithynien (mit Ausnahme von Nikomedien) und Paphlagonien erobert, nahm mehre Städte in Pontos ein, erholte sich nach einer hier erlittenen Niederlage schnell genug, um den König zur Flucht zu Tigranes in Armenien zu zwingen, ging über den Euphrat, griff Tigranokerta an und schlug den Tigranes (69), wurde aber durch eine, durch Pompejus gestiftete Meuterei seiner Soldaten verhindert, den Sieg zu verfolgen. Mithridates drang mit verstärkter Macht in sein Reich, eroberte den größten Theil desselben wieder, und Lucullus, wiewohl abermals siegreich gegen ihn, konnte, durch Habsucht und Ungerechtigkeit und durch Pompejus Ränke bei seinen Soldaten verhaßt, den Krieg nicht mit Nachdruck fortführen. Deßhalb ward er nach Rom zurückberufen, wo er jedoch mit Jubel empfangen und mit einem Triumph geehrt wurde. Er brachte hieher den ersten Kirschbaum im Abendlande. In Klein-Asien hatte er sich durch gute Einrichtungen, Spiele ꝛc., besonders in Kyzikos durch Befreiung von der Belagerung des Mithridates so beliebt gemacht, daß man ihm zu Ehren Spiele (Lukelleja, Lucullea) feierte. Seitdem lebte er in Rom als Privatmann, im höchsten Grade von den in Asien erbeuteten Schätzen in asiatischer Pracht und Weichlichkeit schwelgend, wobei er jedoch das Studium, besonders das der Philosophie, eifrig fortsetzte, viele Gelehrte nach

Rom zog, eine große Bibliothek anlegte u. s. w. Er schrieb auch eine Geschichte des Bundesgenossenkrieges in griech. Sprache (verloren). Der Sage nach starb er (47 od. 48) an einem ihm von seinem Freigelassenen Kallisthenes beigebrachten Liebestranke, 67. oder 68 Jahre alt.

Luditen nennt man in England die Zerstörer der Maschinen, die ihr Unwesen zu verschiedenen Zeiten in mehren Fabrik-Städten Englands getrieben haben und größtentheils nahrungslose ehemalige Fabrikarbeiter sind, welche das immer mehr überhandnehmende Maschinenwesen als den Grund ihrer Nahrungslosigkeit ansehen.

Ludwig IV., der Baier, römisch-deutscher Kaiser, war der Sohn des Herzogs Ludwig des Strengen von Baiern und der Mathilde, Tochter des Kaisers Rudolf I., und 1248 geboren. Nach Kaiser Heinrich VII. Tode (1314) wälten 5 Kurfürsten ihn zu Aachen zum Kaiser, während die beiden übrigen sich für den Erzherzog Friedrich den Schönen von Oestreich, Kaiser Albrechts I. Sohn, erklärten. Ludwig IV. wurde zu Aachen und Friedrich (vgl. d.) zu Köln gekrönt. Ein Bürgerkrieg, der 9 Jahre zum großen Verderben Deutschlands geführt wurde, war die nächste Folge davon, bis endlich Ludwig im Treffen bei Mühldorf im Salzburgischen 1322 seinen Nebenbuhler gefangen nahm und ihn bis 1325 behielt, worauf derselbe freigelassen wurde, nachdem er sich willig bewiesen, den Titel Kaiser fallen zu lassen. Während dieses Streites hatte ihn Papst Johann XXII. in den Bann gethan; Ludwig ernannte daher 1328 Nicolaus V. zum Papst und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Johann XXII. aber behauptete sich, und dessen Nachfolger, Clemens VI., schleuderte nicht nur von Neuem den Bann gegen ihn, sondern brachte es auch dahin, daß die Deutschen den König von Böhmen, Karl von Luxemburg, zum römischen Könige wählten. Ludwig behauptete sich indeß, vorzüglich durch die treue Anhänglichkeit der Reichsstände, starb aber schon den 11. Oct. 1347 an einem Schlagflusse auf einer Bärenjagd in der Gegend von München. Uebrigens hatte er mit seinem Bruder Rudolf von der Pfalz viele Streitigkeiten geführt und ihn sogar 1315 der Pfalz beraubt, die er jedoch 1319 den Kindern desselben wieder gab. Für sein Haus war die Kaiserkrone ein Mittel großer Bereicherung; denn er belehnte 1322, nach Aussterben der askanischen Markgrafen von Brandenburg, seinen Sohn Ludwig mit diesem Lande, und verschaffte kurz vor seinem Tode seinen Söhnen aus zweiter Ehe Holland. In den Siegeln bediente er sich zuerst zweier Adler, die Kaiser Wenzel in einen Körper mit zwei Köpfen vereinte. Ludwig war sanft, im Umgange heiter, gefällig, zugleich kraftvoll und entschlossen. Ueber manche Vorurtheile seiner Zeit erhaben, fand er Widerspruch und Streit, Noth und Arbeit ohne Ende. Dennoch unterlag er nicht. Dieß ist sein Nachruhm. Sein Grabmal in der Frauenkirche zu München ist 1622 von Maximilian I. errichtet. S. Konr. Mannert's „Kaiser Ludwig IV., oder der Baier" (Landsh. 1812) und Schlett's „Biogr. des Kaisers Ludwig des Baiern" (Amb. 1822).

Ludwig I. der Fromme, römischer Kaiser und König in Frankreich, Karls des Großen Sohn von seiner zweiten Gemahlin Hildegard, war 778 zu Cassineuil in Agenois geboren, wurde im 5. Jahre

König von Aquitanien, um 813 von seinem Vater zum Mitregenten angenommen und bestieg nach dessen Tode, den 28. Jan. 814, den Thron von Frankreich, worauf noch in demselben Jahre auch die kaiserliche Würde folgte. Gleich zu Anfange seiner Regierung ertheilte er den von seinem Vater in Frankreich angesiedelten Sachsen die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland, und nahm bald darauf seinen ältesten Sohn, Lothar, zum Mitregenten an, sowie er den zweiten, Pipin, zum König von Aquitanien, und den dritten, Ludwig, zum König von Baiern ernannte. Diese Theilung schwächte seine Macht und legte den Grund zu den nachfolgenden Bürgerkriegen. Durch eine übel angebrachte Frömmigkeit wurde er bewogen, den Päpsten und der Kirche viele Schenkungen zu machen, ohne daß er darum ihre Gunst erlangen konnte, weil er durch strenge Befehle dem eingerissenen unsittlichen Lebenswandel derselben in den Weg trat, sodaß es nur einer Gelegenheit bedurfte, um gegen ihn offen aufzutreten. Unglücklicher Weise führte er den Ausbruch dieser Unzufriedenheit selbst herbei, indem er seinen Brudersson, den König Bernhard von Italien, der sich gegen ihn empört hatte und gezwungen worden war, um Gnade zu bitten, die Augen ausstechen ließ, woran er drei Tage darauf starb (818). Ebenso hart verfuhr er auch gegen die Theilnehmer des Aufruhrs. Gefühlte Gewissensbisse wegen dieser Greuelthat benutzten die Bischöfe zu einer öffentlichen Demüthigung Ludwigs, wodurch er der Nation verächtlich wurde und es seinen Söhnen erleichterte, sich gegen ihren Vater zu empören, als er damit umging, seinem in zweiter Ehe erzeugten Sohn, Karl dem Kahlen, auf die Bitten seiner Mutter Judith von Baiern, ebenfalls einen Theil der fränkischen Länder zuzuwenden und so die erste Theilung umzustoßen. Sie empörten sich deßhalb im Jahre 830 wider Ludwig den Frommen, der sich nur mit Beten beschäftigte und die Judith, welche wiederum von einem Grafen Bernhard von Barcelona beherrscht wurde, ihrem Schicksal überließ. Die Bischöfe von Vienne, Amiens und Lyon erklärten alle Diejenigen für Rebellen, die sich nicht mit den Söhnen verbinden würden, und die übrigen Bischöfe folgten diesem Beispiele. Umsonst versuchte Papst Gregor IV. den Frieden zu erhalten: Ludwig, von seinen Truppen verlassen, ward gezwungen, sich seinen Söhnen zu unterwerfen und mit seiner Gemahlin Judith sich in ein Kloster zu begeben. Der Reichstag zu Nimwegen gab ihm jedoch bald seine Freiheit wieder, die er jedoch schon 833 bei einer neuen Empörung seiner Kinder abermals verlor; denn auf dem Reichstage zu Compiegne wurde er förmlich des Reichs entsetzt, nachdem er zuvor öffentliche Kirchenbuße gethan hatte. Eine Uneinigkeit unter den Brüdern brachte ihn jedoch schon im folgenden Jahre wieder auf den Thron, wozu am meisten Ludwig der Deutsche mitgewirkt hatte, der dadurch keineswegs die Liebe seines Vaters erlangen konnte, sondern vielmehr mit Undank belohnt ward. Auch der Rest des Lebens von Ludwig dem Frommen verfloß unter Empörungen seiner Söhne und er starb auf einem Zuge gegen Ludwig den Deutschen auf einer Rheininsel bei Mainz den 20. Juni 840. Die Schwäche seiner Regierung ermuthigte die Normannen, Einfälle in Deutschland zu thun, wo Ludwig 814 das Bisthum Halberstadt, 822 die Abtei Korvei und 824 das Erzbisthum Hamburg gestiftet hatte.

Ludwig IX. (der Heilige), König von Frankreich, ältester Sohn Ludwigs VIII. und Blanca's von Castilien, geb. 1215 und zu Poissy getauft, weßwegen er sich zuweilen Ludwig von Poissy unterschrieb; folgte seinem Vater 1226 unter der Vormundschaft seiner Mutter, die ihn zu Rheims krönen ließ. Die schöne und geistesstarke Königin Mutter wählte den Cardinal Romanus Bonaventura, einen Italiener, zu ihrem Rathgeber, dieß aber und überhaupt die Herrschaft einer Frau, erbitterten die franz. Großen, und sie erhoben sich gegen sie. Mit fester Hand und mit Glück wußte indeß Blanca alle diese Verschwörungen zu zerstören, nöthigte den Grafen von Provence und Herzog von Bretagne nach Palästina zu gehen, endigte den Krieg der Albigenser durch die Verheirathung Ludwigs an Margaretha von Provence und ihres 2. Sohnes Alfons an die Gräfin Johanna von Toulouse, und dadurch, daß sie den jüngern Grafen Raimund von Toulouse, zwang, allen Ansprüchen auf diese Grafschaft zu Gunsten jener zu entsagen und noch dazu den westlichen Theil derselben an Frankreich abzutreten, und erzog auch den jungen König vortrefflich. Als sie ihm daher 1236 die Regierung übergab, erhielt er ein beruhigtes Reich, das seine Mutter in großen Stürmen übernommen hatte. Ludwig, ein trefflicher frommer König, bemühte sich nun äußerst, die Zwistigkeiten zwischen dem Papste und Kaiser Friedrich II. beizulegen, schlug 1239 für seinen Bruder, den Grafen Artois, die ihm vom Papst gebotene Kaiserkrone aus und weigerte sich, wie es der Papst wollte, den Kaiser zu bekriegen. 1241 griff er den Grafen von der Mark, der sich empört hatte, an, schlug ihn und verzieh ihm großmüthig, obschon ihm ein Attentat der Gräfin auf sein Leben bekannt war, und schloß dann einen Waffenstillstand mit dem Könige von England. 1244 genas er von einer schweren Krankheit und sprach deßhalb das Gelübde aus, das Kreuz zu nehmen. Trotz der Einreden seiner Mutter und Gemahlin, übergab er Ersterer die Regierung und schiffte sich mit drei Brüdern, dem Herzog von Bretagne, dem Grafen von Mark und vielen Großen, 1248 zu Aigues-Mortes über Cypern nach Aegypten ein, landete im Frühjahr 1249 zu Damiette und drang, als die Verstärkung unter dem Grafen Poitiers angekommen war, gegen Kairo vor. Die Saracenen erwarteten hinter dem Canale von Tanis, bei Mansurah, das christliche Heer. Ludwig gewann zwar die Schlacht, verlor aber sein halbes Heer und den Graf von Artois, seinen Bruder, dabei. In ein Lager eng eingeschlossen, büßte er nun durch Feindeswaffen und Krankheiten täglich Leute ein, und mußte sich endlich zum Rückzuge entschließen. Dieser ging mit Unordnung vor sich, die Saracenen hieben ein und tödteten oder nahmen fast alle Christen gefangen. Ludwig hatte krank und ermattet, zu Minieh das letztere Schicksal, und ward mit Ketten beladen nach Mansurah gebracht. Der Sultan von Aegypten, Almodan, bot ihm gegen 800.000 Goldbyzantiner die Freiheit an; Ludwig erwiederte, daß er als König sich nicht durch Gold lösen könne, für sich aber Damiette geben, für sein Heer das Gold zahlen wolle. Schon war der Vertrag abgeschlossen, als der Sultan ermordet wurde und Ludwig in neue Gefahr gerieth. Endlich ward er auf die genannten Bedingungen 1254 befreit und kehrte mit Alfons und Karl, seinen Brüdern, mit der Königin Margaretha und einigen wenigen

Kreuzfahrern nach Frankreich zurück. Dieß war der Rest einer Expedition von 40.000 Mann. (In Napoleons „Mémoires, notes et mélang.", 1. Bd., befindet sich eine Vergleichung des Feldzuges Bonaparte's in Aegypten mit dem des heil. Ludwig.) Er begab sich nun nach Akre, besuchte noch das heilige Land, ward bei Akre wieder geschlagen und sendete vor seiner Rückkehr noch eine Gesandtschaft an den Tatar-Khan, um ihn zum Christenthume zu bekehren. In Frankreich waren indessen Unordnungen eingerissen und Ludwig's Mutter, die Regentin, 1252 gestorben. Im Juli 1254 kehrte Ludwig endlich zurück und landete auf den hierischen Inseln. Er gab gute Gesetze, verbot die Privatfehden und die Bestechung der Richter, errichtete ein Appellationsgericht, schloß mit dem Könige von England 1259 Frieden, worin er diesem Gascogne, Limousin, Perigord, Quercy, unter dem Namen eines Herzogthums Guyenne mit französischem Lehn, abtrat, wogegen Heinrich III. auf die Normandie, Anjou, Moine, Poitou u. s. w. aller Ansprüche entsagte. Noch mehr zeichnete er sich durch Milde und Wohlthätigkeit aus, wie er denn viele Spitäler gründete, eine öffentliche Bibliothek anlegte u. s. w. Frömmigkeit war aber der Hauptzug seines Charakters und sein Hauptwunsch, noch für das Kreuz, das er nie ablegte, fechten zu können. Als daher 1267 die Saracenen neue Eroberungen in Palästina machten und der Papst eifrig das Kreuz predigen ließ, entschloß sich Ludwig wieder zu einem Kreuzzuge, ordnete aber vorher sein Haus, gab noch einige zweckmäßige Gesetze, setzte den Abt von St.-Denis und den Grafen von Nesle zu Reichsverwesern ein und schiffte sich 1270 mit seinen drei Söhnen und einer Armee von 60.000 Mann ein. Karl von Neapel, der sich mit ihm vereinigte, hatte ihn vermocht, zunächst Tunis anzugreifen. Die Flotte landete auf der Stelle des alten Carthago, allein die Hitze erzeugte bald Krankheiten, Ludwig selbst wurde von einem tödtlichen Uebel befallen und starb 1270 am 25. August. Karl von Anjou setzte den Krieg noch eine Zeitlang fort, schloß dann Frieden und kehrte mit den Resten Ludwig's nach Europa zurück. Ludwig hinterließ 4 Söhne und 4 Töchter, und ward 1297 vom Papste Bonifacius VIII. heilig gesprochen. Die Lehren, welche er seinem Sohne, dem Kronprinzen Philipp, geschrieben hinterließ, beweisen den vortrefflichen Geist, der diesen König beseelte S. Arth. Beugnot's von der franz. Akad. der Inschr. gekr. Preisschr. „Essai sur les institutions de St.-Louis" (Paris 1821), und des Grafen Segur (Mitgl. der franz. Akad.) „Vie de Louis IX." (Paris 1824).

Ludwig X. (der Zänker), geb. 1289, folgte 1314 Philipp dem Schönen, seinem Vater. Schon seit 1304 war er durch den Tod seiner Mutter König von Navarra und als solcher 1308 zu Pampeluna gekrönt. Als König von Frankreich schob er seine Krönung 6 Monate lang aus Geldmangel auf. In Erwartung dieser Krönung leitete Karl von Valois, sein Oheim, die Regierung. Dieser ließ, um dem Hasse gegen das Steuersystem seines Bruders ein Opfer zu bringen, den Finanzminister desselben, Enguetrand von Marigny, 1315 zu Montfaucon hängen. Die Juden mußten die Erlaubniß, nach Frankreich kommen zu dürfen, mit hohen Summen bezahlen, und mit diesem Gelde wurden die Kosten seiner und seiner jungen 2. Gemahlin, Clementine von Ungarn, Krönung zu Rheims

bestritten. Die erste, Margaretha von Burgund, war wegen Ehebruchs verhaftet worden und nach 2 Jahren im Gefängnisse gestorben. Ein Feldzug gegen Flandern, um einige Städte, welche Philipp der Schöne verloren hatte, wieder zu nehmen, mißlang gänzlich, und auch die Belagerung von Courtray mußte Ludwig wegen Hungersnoth und Regen aufheben. Ludwig starb 1316 an einem Fieber. Er hinterließ seine Gemahlin schwanger, und Philipp der Lange führte bis zu ihrer Niederkunft die Regentschaft. Clemencia gebar einen Sohn, Johann, der jedoch nur 5 Tage lebte. Philipp bestieg hierauf den Thron, jedoch nicht ohne Widerspruch seines Bruders, des Herzogs von Burgund, der der Tochter Ludwig's aus erster Ehe, Johanna, den Thron zuwenden wollte. Unbezweifelt erhielt dieselbe den Thron von Navarra.

Ludwig XI., Sohn Karls VII. und Mariens von Anjou, geb. 3. Juli 1423 zu Bourges; 5 Jahr alt, ward er mit Margaretha von Schottland vermählt, die jedoch nach 7 Jahren wieder starb. Kühn, unternehmend und hinterlistig, war er ganz das Gegenbild von seinem Vater und trat bald als erklärter Feind von dessen Ministern und von dessen Geliebten, Agnes Sorel, auf. 1440 entwischte er vom Hofe, und stellte sich in Nirot an die Spitze der Empörung, die unter dem Namen „la Praguerie" bekannt ist. Karl rückte gegen die Empörer, schlug sie, ließ einige hinrichten, verzieh aber seinem Sohne, ja vertraute ihm sogar 1442 und 1443 Commando's gegen die Engländer und Schweizer an, wo er sich so tapfer und klug benahm, daß er seines Vaters Beifall und ganze Liebe wieder gewann. Bald ließ er sich jedoch wieder in neue Verschwörungen ein und sah sich genöthigt, nach der Dauphiné, seinem unabhängigen Besitzthum, zu flüchten, heirathete die Tochter des Herzogs von Savoyen, gegen den Willen seines Vaters, und begann wieder gegen denselben zu conspiriren, ja er soll selbst an dem Tode der Agnes Sorel nicht unschuldig gewesen seyn. Die Geduld des langmüthigen Vaters ermüdete; er ließ Truppen gegen Ludwig marschiren und zwang ihn, nach Burgund zu fliehen, wo er zwar ein Asyl, aber keine Hülfe fand. 5 Jahre verlebte er nun in der Stadt Gennep im Hennegau in ziemlicher Dürftigkeit. Oft beschwor ihn der Vater zurückzukehren, und stets versprach er es auch, wenn er den Vater krank wußte, hatte aber, sobald jener gesundete, stets Ausflüchte. Karl VII. starb 1461, aus Furcht von dem unnatürlichen Sohne vergiftet zu werden, und Ludwig begab sich nun sogleich in sein neues Reich, ließ sich zu Rheims krönen und empfing dort den Lehnseid von dem Herzoge von Burgund für die Länder, welche unter französischer Souverainetät standen. Seine erste Handlung war, in Allem das Gegentheil von Dem zu thun, was sein Vater gethan hatte, alle Minister und ausgezeichnete Heerführer desselben wurden entlassen und ihre Stellen mit Leuten aus dem Pöbel, die jedoch Ludwig's Anhänger waren, besetzt. Abgaben wurden auferlegt, obgleich Ludwig bei der Krönung beschworen hatte, keine neuen einzuführen, und dieß erzeugte Empörungen in Rheims, Alençon u. s. w., die jedoch blutig und schnell gestillt wurden. Er bereiste nun den Süden seines Reichs, unterstützte hier den König von Aragon gegen Navarra, von welchem Reiche er Roussillon und Cerdagne abgetreten erhielt. Immer deutlicher

entwickelte sich die treulose Politik Ludwig's. Indem er Versöhnung zu stiften schien, hetzte er die Parteien immer schärfer an einander, und indem er Zusammenkünfte mit auswärtigen Fürsten hielt, gewann er Personen aus deren Gefolge, die ihm alles an deren Hofe Geschehene hinterbrachten, und unterhielt mit ihnen eine verrätherische Correspondenz. So handelte er 1463, wo er als Schiedsrichter zwischen Castilien und Aragon auftrat, so bei einer Zusammenkunft, die er mit Heinrich IV. von Castilien auf der Bidassoa hatte; so hatte er früher am Hofe des Herzogs von Burgund verfahren, und jetzt hegte er den Wunsch, den Herzog von Burgund und den Grafen von Charolais aufzuheben und gefangen wegzuführen. Sein treuloses Benehmen gegen seine Vasallen sollte ihm indeß gefährlich werden; denn als er den Herzog von Bretagne, Franz II., gänzlich unterdrücken wollte, unterwarf sich dieser zwar zum Scheine, regte aber die Herzöge von Lothringen, von Bourbon, von Alençon, von Nemours, von Burgund, und endlich den eigenen, vielfach von dem Könige beleidigten Bruder, den Herzog von Berry, insgeheim zu Schließung eines Bündnisses (la ligue du bien public) auf. 1465 brach diese Verschwörung los, die Burgunder belagerten Paris, und kaum glückte es dem Könige durch die Schlacht von Montl'hery sich einen Weg in diese Hauptstadt zu bahnen. Immer mißlicher ward die Lage des Königs, und er dachte schon daran, sich, im Fall Paris übergeben würde, nach der Schweiz oder Mailand zu flüchten, als es Ludwig gelang, durch geschickte persönliche Unterhandlungen die Verträge von Conflans und St.-Maure zu schließen, durch die er die Normandie seinem Bruder gab, einen Theil der Picardie dem Herzoge von Burgund, die Grafschaft Etampes dem Herzoge von Bretagne abtrat und den Grafen von Luxemburg St.-Pol zum Connetable ernannte. Kaum hatte er aber den Bund auf diese Weise getrennt, als er nichts von seinen Versprechungen hielt, durch die zu Tours versammelten états généraux die Unabtöslichkeit der Normandie von Frankreich erklären ließ und seinen Bruder zu dem Herzoge von Bretagne zu fliehen zwang. Dieser war aber zu schwach, um allein den Kampf zu beginnen, und Burgund, wo Karl der Kühne unterdessen an die Regierung gekommen, war eben mit den Lüttichern beschäftigt und konnte daher nicht früher als 1468 ins Feld rücken, um den bedrängten Herzog der Bretagne zu unterstützen. Ludwig konnte eine Schlacht liefern, hätte aber mit derselben das Reich wieder auf das Spiel gesetzt und zog daher vor, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu schließen, der mit der Zeit in Frieden verwandelt werden sollte. Die Unterhandlungen gingen indeß sehr langsam von Statten, und Ludwig wagte es endlich, auf sein persönliches Talent für Unterhandlungen bauend, den Herzog von Burgund um freies Geleit zu einer persönlichen Zusammenkunft zu Peronne zu ersuchen, erhielt dieß und ging nun wirklich, dem Edelsinne seines Gegners vertrauend, nach Peronne. Kurz zuvor hatte er indessen die Lütticher gegen Karl den Kühnen aufgehetzt und ihnen Hülfe versprochen. Er hatte sie jedoch ermahnt, mit Bekanntmachung dieses Bündnisses anzustehen; dieser Bote war aber nicht angelangt, und die Lütticher prahlten daher mit der französischen Hülfe. Karl der Kühne, hierüber erzürnt, ließ nun Ludwig streng bewachen, sah ihn drei Tage lang gar nicht

und schwankte, ob er den Thron von Frankreich selbst einnehmen oder an Ludwig's Bruder geben sollte. Nur die Heiligkeit des königlichen Namens und die Ruhe, die Ludwig behauptete, retteten ihm wahrscheinlich das Leben. Er bot Karln günstige Bedingungen zum Frieden, versprach seinem Bruder statt der Normandie, Champagne und Brie zur Apanage zu geben, gestattete Burgund nach Belieben Bündnisse zu schließen, versprach seine persönliche Begleitung zur Belagerung von Lüttich, und wirklich begleitete Ludwig Karln nach Lüttich und kehrte erst nach Einnahme dieser Stadt nach Paris zurück. Nach seiner Rückkehr wußte er seinen Bruder zu bereden, Guyenne statt Champagne anzunehmen. Dieß brachte den Herzog von Burgund sehr auf, und derselbe schloß nun insgeheim ein Bündniß mit England und der Bretagne. Unterdessen war Ludwig ein Prinz (nachmals Karl VIII.) geboren worden und dadurch ging dem Herzoge von Berry die Aussicht auf den Thron verloren. Derselbe fand sich daher bewogen, die alten Verbindungen mit Burgund wieder anzuknüpfen. Ludwig erfuhr dieß und benutzte die günstige Gelegenheit, wo der König von England, Eduard IV., aus seinem Lande verjagt und Burgund also ohne Hülfe war, zu einem Angriffe auf Burgund, nahm einige Städte, schloß aber 1471 einen Waffenstillstand, welchem 1472 der Friede von Crotoy folgte, indem der Herzog St.-Quentin und Amiens wieder erhielt, aber den Herzog von Berry und der Bretagne der Gnade Ludwig's überließ. Als aber noch in demselben Jahre Ludwig's Bruder, der Herzog von Berry, an einer vergifteten Pfirsche starb, die, wie es allgemein hieß, ihm Ludwig hatte reichen lassen, nahm Ludwig dessen Staaten in Besitz, und der Herzog von Burgund gab Ludwig diesen Mord seines Bruders, sowie Mordversuche gegen ihn selbst, der König aber umgekehrt jenem dergleichen gegen sich Schuld. Der Krieg brach 1473 wieder mit ungemeiner Wuth aus, bald ward aber ein erst dreimonatlicher, dann zweijähriger Waffenstillstand geschlossen, und in diesem der Herzog von Bretagne, nicht aber der König von Aragonien, der ebenfalls gegen Ludwig gekriegt hatte, und den Ludwig nun allein züchtigte und ihm bedeutendes Gebiet abnahm, eingeschlossen. Er sendete nun den Cardinal Jouffroi gegen den Grafen von Armagnac und ließ diesen Großen seine immerwährenden Aufstände durch einen schmählichen Tod büßen. Der Herzog von Burgund hatte die Waffenruhe benutzt, um die Stadt Neuß zu belagern, dort jedoch großen Verlust erlitten. Ludwig verband sich mit Kaiser Friedrich III. und den Schweizern, und griff 1475 Burgund an. Mit dem Könige von England, Eduard III., der vertragsmäßig Karl dem Kühnen zu Hülfe eilte, schloß er einen 7jährigen Stillstand, indem er ihm 75 000 Thlr. sogleich und 50.000 jedes Jahr, so lange er oder Eduard lebe, zu zahlen versprach und Eduards Tochter für seinen Sohn als Gemahlin zugesagt bekam. Bald darauf schlossen Burgund und Bretagne einen Waffenstillstand auf 7 Jahre, dem gemäß er St.-Quentin abtrat, den Connetable, Grafen von St.-Pol, aber ausgeliefert bekam, den er auch hinrichten ließ. Nach dem Tode Karls des Kühnen, vor Nancy gegen die Schweizer, 1477, nahm er die Picardie, Flandern, das Herzogthum und die Grafschaft Burgund, als erledigte französische Lehne, in Besitz, schlug aber die Heirath, welche dessen Tochter

Marie, obschon 20 Jahre alt, mit dem 10jährigen Dauphin einzugehen sich entschlossen erklärte, höchst unklugweise aus, sondern wollte die Erbschaft unter sich und seine Generale theilen. Nur zu bald sah er jedoch seinen Fehler ein, als Maximilian, Sohn Kaisers Friedrich III., als Bewerber um Mariens Hand auftrat, von seinem Vater unterstützt, einen Theil der verlornen Provinzen wieder gewann und bei Guinegate 1478 über Ludwig's Heer siegte. Schon 1478 hatte ein kurzer Waffenstillstand zwischen beiden Theilen bestanden, jedoch zu keinem Frieden geführt, er ward 1480 erneuert, und nach langem Unterhandeln kam es endlich, als Maria schon gestorben war und die Stadt Gent die beiden Erben derselben, Margaretha und Philipp, verwahrt hielt, den 23. Dec. 1482 zu einem Frieden, worin bestimmt wurde, daß der Dauphin Margarethen heirathen und die Grafschaft Artois und Burgund, sowie einige Herrschaften, zur Mitgift bringen, Philipp aber den Rest der Erbschaft behalten sollte. Der Städte in der Picardie, der Grafschaft Boulogne und dem Herzogthume Burgund geschah in diesem Vertrage keine Erwähnung, und sie verblieben Frankreich. Schon 1481 hatten Ludwig zwei Schlaganfälle getroffen; von kleinlicher Todesfurcht ergriffen, verschloß er sich nun in das Schloß Plessis le Tour, suchte Jedermann über seinen Zustand zu täuschen, gab einem Leibarzte monatlich 10.000 Thlr., bedeckte sich mehr als je mit Heiligenbildern und Reliquien, und suchte durch Gebete, Gelübde und Devotseyn seine Schandthaten, die er noch immer verübte, vergessen zu machen. Er starb daselbst den 31. Aug. 1483. Ein schlechter Mensch, ein tyrannischer Wüthrich, von einer hinterlistigen und treulosen Politik, war doch Ludwig, seine Grausamkeit, Willkürlichkeiten und Bedrückungen durch übertriebene Steuern abgerechnet, ein guter Regent, der Frankreich zur Macht, Einigkeit und Selbständigkeit erhob, und ihm Uebergewicht in der europäischen Politik gab. Sein genauester Freund war sein Oberscharfrichter Tristan, der auf seinen Wink Scharen von Unschuldigen hinrichtete, und dem es nichts verschlug, wenn er auch zuweilen solche hierbei packte, welche ganz unschuldig waren. Karl VIII., sein Sohn, folgte ihm.

Ludwig XII., der Gerechte und Vater des Volks genannt, war des Herzogs Karl von Orleans und der Marie von Kleve Sohn, und zu Blois den 27. Juni 1462 geboren. Ludwig XI. verheirathete ihn 1476 mit seiner Tochter Johanne, die aber, ohnerachtet ihres Geistes, wegen ihrer Häßlichkeit nie seine Liebe gewinnen konnte. Während der Minderjährigkeit seines Schwagers, Karls VIII., als der Herzog von Beaujeu die Regierung führte, gehörte er zu den Gegnern derselben, verband sich 1487 in Bretagne mit dem Grafen Dunois und andern Großen, wurde aber im folgenden Jahre in der Schlacht von St.-Aubin gefangen genommen und blieb 3 ganzer Jahre in Bourges eingekerkert. Nur mit Mühe gelang es seiner Gemahlin Johanne, seine Freiheit zu bewirken, und durch das Unglück seines Lebens tugendhafter geworden, zeigte er, als er nach Karls VIII. Tode den 7. April 1498 den franz. Thron bestieg, so viel gute Eigenschaften, daß jeder Franzose meinte, die Zeiten Ludwigs IX. wiederkehren zu sehen. Er erleichterte die Abgaben des Volkes und verzieh großmüthig Denen, die ihn während seiner Gefangenschaft hart

behandelt hatten. Um Erben zu erhalten, ließ er sich durch Papst Alexander VI. von seiner tugendhaften Gemahlin scheiden und vermählte sich 1499 mit Anne von Bretagne, Witwe König Karls VIII. Nachdem er die innere Ruhe Frankreichs befestigt, glaubte Ludwig XII. die Rechte von Valentina Visconti, Großmutter von väterlicher Seite, auf Mailand geltend machen zu müssen. Denn diese war Schwester von Philipp Marie, letztem Herzoge aus dem Hause Visconti gewesen, und hatte bei der Vermählung mit dem Herzog Ludwig von Orleans, Großvater des Königs, sich namentlich die Rechte auf die Nachfolge im Herzogthume Mailand für sich und ihre Nachkommen vorbehalten. Indeß hatte sich Franz Sforza durch die Heirath mit Blanca, natürlicher Tochter des letzten Herzogs Philipp Marie, dieses Herzogthums nach ihrem Tode bemächtigt und sich darin durch seine Klugheit erhalten. Galeazzo Marie, sein Sohn und Nachfolger, war 1479 ermordet worden, worauf Johann Galeazzo, sein Enkel, die Regierung übernahm, den der ehrgeizige Ludwig Sforza, gewöhnlich Ludwig Moro genannt, zweiter Sohn von Franz Sforza und Oheim von Johann Galeazzo, vergiften ließ. Ohnerachtet dieses Verbrechens ertheilte ihm Kaiser Maximilian I. die Belehnung und vermählte sich sogar mit seiner Tochter Blanca Marie (1495). Nach geschlossenem Bündniß mit Venedig, sandte Ludwig XII. ein starkes Heer nach Italien; am 6 Oct. hielt der König seinen feierlichen Einzug in Mailand, und die Eroberung schien, da Ludwig Moro nach Deutschland geflüchtet war, völlig beendigt; allein die üble Aufführung der franz. Truppen erregte allgemeine Unzufriedenheit; der Herzog Ludwig eilte herbei und leicht wurde den Franzosen Mailand entrissen. Eine neue Armee, welche Ludwig de la Tremouille befehligte, stellte jedoch das Kriegsglück auf Seiten der Franzosen bald wieder her; die Schweizer des Herzogs von Mailand überlieferten ihn 1500 dem franz. Feldherrn, und zu Loches in einen eisernen Käfig eingesperrt, starb er nach 10 Jahren. Während so die Eroberung von Mailand gesichert war, wurde auch Concordia, Mirandola, Bologna und Parma, welche die Partei von Ludwig Sforza ergriffen hatten, zur Unterwerfung gezwungen und Ludwig XII. dadurch auf den Gedanken gebracht, das Königreich Neapel zu erobern. Er verband sich deßhalb mit König Ferdinand dem Katholischen von Aragon, ganz Neapel wurde binnen 4 Monaten erobert, der König Friedrich von Neapel erhielt einen Jahrgehalt und wurde nach Frankreich abgeführt. Die Eroberung schien vollendet; allein Ferdinand der Katholische verband sich mit Alexanden VI., um den Franzosen Neapel zu entreißen, und die Spanier unter Gonsalve de Cordova, gewöhnlich nur der große Capitain genannt, bemächtigten sich in Kurzem 1505, nach den Schlachten bei Seminara und Cerignola, des ganzen Königreichs. Ein schimpflicher Friede für Frankreich beendigte diesen Krieg, nach welchem die einzige Tochter Ludwig XII. den Enkel Ferdinands, nachherigen Kaiser Karl V., heirathen und Burgund und Bretagne als Heirathsgut erhalten sollte. 1507 züchtigte Ludwig XII. das aufrührerische Genua, eroberte auch Mailand wieder und trat der Ligue von Cambray, welche Papst Julius II. gestiftet und wozu Kaiser Maximilian I. und Ferdinand der Katholische getreten waren, bei, um Venedigs Anmaßungen ein Ziel zu stecken. Ludwig XII. zog in Person gegen dieselben, siegte

im Treffen bei Agnadel (den 14. Mai 1509) und nahm ihnen Cremona, Padua und andere Städte. Dieß Glück der Franzosen beunruhigte die übrigen Theilnehmer der Ligue von Cambray; Julius II. schloß 1510 mit Ferdinand dem Katholischen, Heinrich VIII. von England, den Schweizern und Venetianern ein Bündniß gegen Frankreich, that sogar den König in den Bann und belegte Frankreich mit dem Interdict. Entrüstet über das Betragen des Papstes, berief Ludwig Frankreichs Bischöfe nach Tours, und man beschloß daselbst, den Papst vor eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa zu laden und nach Umständen abzusetzen. Julius II. (s. d.) hielt dagegen ein Concilium im Lateran. Während dieser Zeit gewann der Herzog von Nemours, Gaston von Foix, den 11. April 1511 über die Verbündeten das Treffen bei Ravenna, wurde aber selbst, einen Haufen Spanier verfolgend, getödtet. Dieser Unfall bewirkte allgemeine Niedergeschlagenheit im franz. Heere, Mailand ging verloren und bald fanden die Franzosen nur hinter den Alpen eine sichere Ruhestätte. Die Schweizer setzten Ludwig Moros Sohn, Maximilian Sforza, in Mailand wieder ein, Genua errang seine Freiheit, wiewohl nur auf kurze Zeit wieder; denn die zurückkehrenden Franzosen bemächtigten sich dieser Stadt von Neuem, wurden aber durch die Schlacht von Novara den 6. Juni 1513 endlich ganz aus Italien vertrieben. Indessen hatten auch der Kaiser Maximilian, Heinrich VIII. und die Schweizer zu gleicher Zeit Frankreich angegriffen, die Engländer gewannen bei Guinegate, gewöhnlich das Sporngefecht genannt, den 13. April 1513, einen vollständigen Sieg über die Franzosen, während die Schweizer Dijon belagerten. Auf allen Seiten geschlagen, begann Ludwig mit seinen Feinden zu unterhandeln; mit Leo X. (s. d.) söhnte er sich zuerst aus, hierauf (1514) mit Heinrich VIII., mit dessen Schwester Marie er sich, nach Erlegung einer Million Livres, vermählte, und endlich auch mit den Schweizern. Aus Liebe zu seiner schönen, sechszehnjährigen Gemahlin änderte jetzt der gute, 53jährige Ludwig seine ganze Lebensweise, was seiner Gesundheit schadete und seinen Tod beschleunigte. Er starb den 1. Jan. 1515. Ludwig XII. besaß alle Eigenschaften, um sein Volk weise zu regieren. Offen, redlich, sparsam, gerecht, gutmüthig und großherzig, dabei ein Freund wissenschaftlicher Bildung, zog er gelehrte Männer ins Land, vorzüglich aus Italien, und Frankreich verdankt ihm die ersten wissenschaftlichen Sammlungen. Er las gern und oft Cicero's Bücher „Von den Pflichten", „Vom Alter" und „Von der Freundschaft". Trajan war sein Vorbild. So genoß Frankreich unter seiner Regierung einer Sicherheit und eines Wohlstandes, wie nie zuvor. Nur für die Leitung der auswärtigen Staatskunst, einem Julius II., Ferdinand dem Katholischen und Wolsey gegenüber, fehlte es dem arglosen Ludwig an Geisteskraft, Scharfblick und Klugheit. Seine Feldherren Trivulce, de la Tremouille, Gaston de Foix, Ludwig XII. Neffe (ein Held und Heerführer von 22 J., genannt foudre de l'Italie, der 1512 als Sieger bei Ravenna fiel), Bayard u. A. behaupteten, auch im Unglück, den Ruhm der franz. Waffen. Ihm folgte der Enkel seines Vaters Bruder, Franz I. S. P. L. Röderer's „Louis XII. et François I., ou Mémoires p. servir à une nouv. hist. du règne de Louis XII. et de François I." (Paris 1825, 2 Bde.).

Ludwig XIII., der Gerechte, geb. zu Fontainebleau den 27. Sept. 1601, war der Sohn von Heinrich IV. und Mariens von Medicis, folgte seinem Vater in der Regierung den 14. März 1610, jedoch unter der Vormundschaft seiner Mutter. Die schlechte Regierung derselben erregte große Unzufriedenheit; allenthalben bildeten sich Parteien, an deren Spitze der Marschall von Bouillon stand, und nur mit Mühe führte der Tractat von St.-Menehould den 15. Mai 1614 die Ruhe herbei, worauf am 2. Oct. Ludwig XIII. die Regierung antrat und den 27. die letzte Versammlung der Stände zu Blois hielt. Dennoch kehrte die Ruhe nicht zurück; denn Concini (s. d.), bekannter unter dem Namen Marschall von Ancre, regierte auf despotische Weise Frankreich und bewog dadurch den Prinzen Heinrich II. von Condé, den Hof zu verlassen und sich mit den Hugenotten zu verbinden, um die Unruhen wieder anzufangen. Dieß hinderte jedoch den König nicht, nach Bordeaux zu gehen und sich daselbst mit der spanischen Infantin, Anna von Oestreich, zu vermählen. Da aber die Waffen des Königs nirgends glücklich waren, nahm man seine Zuflucht zu Unterhandlungen, und so kam der Friede zu London den 14. Mai 1615 zu Stande. Unmittelbar darauf wurde auf Anrathen des Marschalls von Ancre der Prinz von Condé gefangen genommen und in die Bastille gesetzt, worauf die Prinzen vom Geblüte und die meisten Großen den Hof verließen und sich von Neuem zum Kriege bereiteten, der bis zum Tode des Marschalls und der Entfernung der Königin nach Blois fortdauerte. Zu schwach jedoch, um die Regierung allein führen zu können, überließ er dieselbe dem Herzog von Luynes, und da dadurch unruhige Bewegungen im Volke entstanden, welches laut die Rückkehr der Königin Maria v. Medicis verlangte, so söhnte er sich mit seiner Mutter zu Angouleme 1619 aus, wobei zuerst der Bischof von Lucon, bekannter unter dem Namen des Cardinals von Richelieu, eine bedeutende Rolle spielte. Kaum aber war der Friede unterzeichnet, so dachte man auch schon darauf, ihn wieder zu brechen. Die Königin ergriff die Waffen, wurde aber bald genöthigt, sie wieder nieder zu legen und sich mit ihrem Sohne zu versöhnen, bei welcher Gelegenheit Richelieu den Cardinalshut davon trug. Kurz darauf vereinte Ludwig Bearne mit der Krone durch ein feierliches Edict (1620), worin die Protestanten gezwungen wurden, den Katholiken die entrissenen Kirchen wieder zu geben. Aufgebracht hierüber, ergriffen die Hugenotten unter Rohan und Soubise die Waffen. Der Plan der Calviniſten ging dahin, aus Frankreich eine Republik zu bilden, und sie theilten das ganze Reich in 8 Kreise, worüber sie ihre 8 vornehmsten Häuptlinge setzen wollten. Das Glück der Waffen war ihnen aber nicht günstig. Mehrmals geschlagen, verloren sie Saumur, Sancerre, Nerac und viele andere Orte in Guienne und Languedoc. Nur Montauban widerstand (1621), und noch in demselben Jahre trat, nach dem Tode des Herzogs von Luynes, (s. d.) der Cardinal Richelieu an die Spitze der franz. Angelegenheiten. Derselbe setzte den Krieg mit glücklichem Erfolge gegen die Hugenotten fort, führte 1623 den Frieden herbei, brachte im folgenden Jahre das Veltlin wieder zur Ruhe und schickte 1625 dem Herzoge von Savoyen kräftige Unterstützung gegen Genua. Indeß sich die Franzosen in Italien herumschlugen, ergriffen die Hugenotten, von England aus unterstützt, von Neuem die Waffen; die engl. Flotte

aber wurde bei der Insel Ré geschlagen (den 1. Nov. 1627), und nach hartnäckiger Gegenwehr La Rochelle, der Hauptsitz der Hugenotten, den 28. Oct. 1628 eingenommen; worauf der König eine Amnestie, das Edict der Gnaden genannt, bekannt machte und alles Vorgefallene zu vergessen versprach. Kurz darauf nahm Ludwig XIII. den neuen Herzog von Mantua, den Herzog von Nevers, dem der Kaiser die Belehnung verweigerte, in Schutz. Die Franzosen drangen in Italien ein, zwangen den Herzog von Savoyen zur Unterzeichnung eines Tractats und setzten den Herzog von Mantua in Besitz seines Staats. Ludwig XIII. hatte diesem ganzen Feldzuge beigewohnt. Da indeß der Herzog von Savoyen den Frieden nicht hielt und eine deutsche Armee in Italien einbrach, die sich 1630 Mantua's bemächtigte und Casal belagerte, so ging Ludwig XIII. mit einer starken Armee von Neuem nach Italien und nahm fast ganz Savoyen und Piemont wieder ein, wodurch 1631 der Friede von Chierasco herbeigeführt wurde, welcher dem Herzoge von Nevers den Besitz seiner Staaten sicherte. Kaum war Ludwig XIII. wieder in seiner Hauptstadt angekommen, so verließen der Herzog Gaston von Orleans, einziger Bruder des Königs, und die Königin Mutter Paris, Beide eifersüchtig auf den Cardinal; Ersterer begab sich nach Lothringen und die Letztere nach Brüssel. Orleans brachte den Statthalter von Languedoc, den Herzog von Montmorency (s. d.), auf seine Seite; Letzterer wurde im Treffen bei Castelnaudary geschlagen und gefangen (1632) und kurz darauf zu Toulouse enthauptet. Hierdurch muthlos geworden, verließ der Herzog von Lothringen Languedoc, war aber auch in Lothringen nicht glücklicher, welches von den Franzosen eingenommen wurde. Die Deutschen eilten zwar zur Hilfe herbei; allein dieß diente nur dazu, daß die Franzosen auch hier Siege erfochten, und der 13jährige Krieg gegen den Kaiser und der 25jährige gegen Spanien verschaffte den Franzosen ein Uebergewicht, das sie früher zu erhalten nie gehofft hatten. Während der Dauer dieses Krieges starb Ludwig XIII. den 14 Mai 1643 zu St.-Germain en Laye. S. Maria v. Medicis und Richelieu.

Ludwig XIV., der Große, geb 1638, nach 22jähriger unfruchtbarer Ehe des Vorigen und Anna's von Oestreich entsprossen; folgte seinem Vater, unter der Vormundschaft seiner Mutter, kaum 5 Jahre alt, 1643. Mazarin (s. d.) war die specielle Sorge für seine Erziehung anvertraut, dieselbe ward aber sehr vernachlässigt, doch lernte er lateinisch, spanisch und italienisch. Unter der Vormundschaft beunruhigten die Fronde (s. d.) den Staat, und nach Außen führte Mazarin, obschon zwei Mal verjagt, gegen Spanien und Oestreich den Krieg (s. unt. Dreißigjähriger Krieg) lebhaft fort, bis 1648 der Friede von Münster und Osnabrück denselben endete. 1651 ward Ludwig mit dem 14. Jahre mündig; doch herrschte die Königin Mutter und durch sie Mazarin fort, da der junge König sich ganz den Vergnügungen überließ. Während daher seine Armeen 1651 gegen Condé, der sich als letzte Regung der Fronde wieder empört hatte, und unter Turenne an der spanischen und niederländischen Grenze gegen Spanien, das ihn unterstützte, fochten, hatte Ludwig galante Abenteuer mit den Hoffräuleins seiner Mutter. Das ernstlichste unter diesen war mit Maria Mancini, der Nichte Mazarins, gegen die Ludwig eine glühende Leidenschaft faßte, und die er geehelicht haben würde, hätte Mazarin

nicht selbst auf ihre Entfernung gedrungen. Die einzige selbständige Regierungsthat in dieser Zeit ist, daß Ludwig, als das Parlament 1654 Befehle des Königs einzuregistriren sich weigerte, im Jagdcostüm, mit der Gerte in der Hand, in der Sitzung erschien, die Räthe durch Drohungen einschüchterte, so seinen Willen durchsetzte und das Parlament für immer zum Schweigen brachte. 1659 wurde der pyrenäische Frieden mit Spanien geschlossen, durch den Frankreich Roussillon und Artois zugesichert erhielt. Nach einem Artikel desselben vermählte sich Ludwig mit der Infantin Maria Theresia, Tochter Philipps IV. von Spanien, gelobte jedoch eidlich an, daß er, wie seine Gemahlin, auf jeden Antheil an der Erbschaft verzichtete. 1661 starb Mazarin, und Ludwig, seiner freiwilligen Vormundschaft entlassen, begann nun selbständiger zu regieren. Als Rathgeber hatte er vornehmlich Letellier, dessen Sohn Louvois und den großen Financier Colbert (s. d.) zur Seite, ohne sich jedoch von ihnen beherrschen zu lassen. Ludwig zeigte gleich beim Beginnen seiner Selbstregierung Thätigkeit und Energie. Für thätliche Beleidigungen, die seinen Gesandten in England und Rom widerfahren, forderte und erhielt er von den Beleidigern glänzende Genugthuung; dem Kaiser sendete er ein Hülfcorps von 6000 Mann gegen die Türken, das bei St.-Gotthard unter Coligny tapfer focht; ebenso unterstützte er Venedig gegen die Barbaresken, und 4000 Franzosen unter dem Marschall v. Schomberg gingen, gegen die ausdrückliche Bestimmung des pyrenäischen Friedens, zur Unterstützung des Hauses Braganza nach Lissabon. Von Karl II. von England kaufte er den Hafen von Dünkirchen, der seit Cromwell in englischen Händen war, für 4.000.000 Franken zurück und erhielt von dem besonnenen Herzog von Lothringen die Festung Marsal käuflich abgetreten, was er und sein Nachfolger später benutzten, um sich des ganzen Landes zu bemächtigen. Auch im Innern traf er zweckmäßige und passende Einrichtungen. So ward der Oberaufseher der Finanzen, Fouquet, zur Rechenschaft gezogen und gefangen gesetzt, die Armee und die Flotte vermehrt und besser disciplinirt, das Finanzwesen geordnet, die franz. Manufakturen begünstigt u. s. w. So vorbereitet und durch Mazarin's Sorge selbständiger und unumschränkter König geworden, entfaltete er 1667, nach seines Schwiegervaters Philipps IV. Tode, seine treulose, herrschsüchtige Politik. Ungeachtet der geschwornen Eide und des ausdrücklichen Vertrags, machte er nämlich für seine Gemahlin auf einen Theil der Erbschaft Ansprüche und begehrte Flandern, Hennegau und Franchecomté, unter dem Vorwand, daß hier, vermöge des daselbst geltenden Devolutionsrechts, seiner Gemahlin vor seinem Schwager die Succession gebühre, fiel im Jun[illegible] in Flandern, im Winter, unter Conté, in Franchecomté ein und eroberte das Land sammt allen Festungen. Holland, dem diese Angriffe auch drohend erschienen, schloß nun mit England zu Breda Friede, verband sich mit dieser Macht und Schweden zur Tripelallianz, warf sich, indem dieser dem Bund der Krieg zu erklären zum Zweck hatte, der sich den (für Frankreich jedoch vortheilhaften) Friedensbedingungen nicht unterwürfe, zum bewaffneten Friedensvermittler auf, und nöthigte Ludwig 1668 zum Frieden von Aachen, in dem er ein bedeutendes Stück von Flandern abgetreten erhielt. Tief hatte die Republik Holland den stolzen Ludwig durch diesen erzwungenen Frieden beleidigt. Sie schien aber, durch innere

Spaltungen der Löwensteiner und Oranier getrennt, leichte Beute zu seyn. Dazu trennte Ludwig, indem er mit England und Schweden das Bündniß erneuerte, die Tripelallianz, und der Kaiser und Spanien sahen seinen Rüstungen ruhig zu. Holland schien daher, als Ludwig in Person sich 1672 mit einem mehr als 100.000 Mann starken, trefflich gerüsteten Heere gegen dasselbe in Bewegung setzte, und unter höchst nichtigen Vorwänden den Krieg erklärte, als England gleichfalls den Krieg begann und der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster in Friesland einfielen, verloren zu seyn. Schon war Luxemburg bis an den Rhein vorgedrungen und hatte die meisten Festen erobert, als die Holländer Wilhelm III. von Oranien als Statthalter an die Spitze stellten, und die durchstochenen Dämme, wodurch Holland in ein Meer verwandelt ward, Amsterdam und die Republik retteten. Endlich trat der Kaiser und Spanien den 30. August 1673 in Bund mit Holland, und Lothringen, das deutsche Reich, Brandenburg, Dänemark folgten hierin nach, der Kriegsschauplatz zog sich nach dem Rhein, und obgleich die franz. Waffen bei Mülheim, Türkheim, Sennef glücklich waren, sprang doch England, Köln und Münster (1674) von Ludwig ab, und seine Heere wurden, als Turenne 1675 bei Sasbach geblieben war, über den Rhein wieder zurückgedrängt: doch drang 1677 Crequi wieder auf das rechte Rheinufer vor. Auf ähnliche Art schwankte das Kriegsglück in den Niederlanden, doch war es hier den Alliirten günstig, während in der Franchecomté und in Sicilien es sich mehr auf die Seite Ludwigs neigte. Erschöpft suchte Ludwig seine Gegner zu trennen, verleitete erst Holland 1678 zu den Separatfrieden von Nimwegen, worauf England, Spanien und endlich der Kaiser und das Reich nach und nach Frieden schlossen. Ludwig erhielt durch dieselben die Franchecomté und noch ein Stück von Flandern und, statt Philippsburg, Freiburg in Breisgau. Zuletzt kam noch der Friede zwischen Brandenburg und Dänemark zu Stande. Ludwig hatte in diesem Kriege gegen das vereinte Europa Stand gehalten, was ihm nur durch Colbert's Genie, immer neue Geldmittel herbeizuschaffen, durch Louvois's Talent, als Kriegsminister regelmäßige Heere zu schaffen und zu erhalten, und durch seiner Feldherren Condé, Turenne, Crequi, Luxemburg und Vauban (s. d.) Talente gelang. Uebermüthig geworden durch sein Glück, trat Ludwig schon während des Kriegs alles Völkerrecht mit Füßen, ließ u. a. die eroberte Pfalz, auf Louvois's Rath, mit Feuer und Schwert verwüsten, und trieb diesen Uebermuth nach dem Frieden noch weiter, indem er nicht nur den Bedingungen desselben zuwider, einige Städte, die er abtreten sollte, fortwährend besetzt hielt, sondern auch mehre Reichsstädte und reichsritterschaftliche Gebiete in Elsaß mit Frankreich vereinte, und in Metz, Breisach, Besançon und Tournay Reunionskammern errichtete, welche ausmitteln sollten, was jemals Zubehör zu dem von Frankreich jetzt besessenen Gebiete gewesen wäre. Was diese Kammern für solche Zubehör erklärten, ward sofort in Besitz genommen. Auf diese Weise wurden Alzei, Lauterbach, Germersheim, Falkenburg, Zweibrücken, Veldenz, Saarbrücken, Theile des Herzogthums Luxemburg, von Brabant und Flandern, ja selbst Strasburg, zu dem franz. Gebiet geschlagen und Pfalz, Trier und andre Reichsfürsten auf diese Weise beraubt. Ludwig war auf diese Weise Kläger, Richter und Vollstrecker in einer Person. Der

Kaiser, zu sehr mit den Türken beschäftigt, konnte nichts thun; den Bund, den Schweden, Holland und Spanien 1682 schlossen, verachtete Ludwig; er eroberte Luxemburg, fiel in Catalonien und in das Trier'sche ein, und nur eine mitleidige Laune Ludwigs rettete letzteres von dem Schicksal der Pfalz, das ihm Louvois schon zugedacht hatte. Die Verbündeten mußten ihre Rache daher auf eine künftige Zeit aufsparen, und Holland und Spanien schlossen 1684 einen 20jährigen Waffenstillstand mit Frankreich, den der Kaiser bestätigte, und worin bestimmt ward, daß Frankreich Luxemburg und das durch die Reunionskammern ihm Zugesprochene einstweilen behalten solle. Zu derselben Zeit ward Algier und Genua von einer franz. Flotte bombardirt, der Papst gedemüthigt, und Allianzen mit Brandenburg und Dänemark geschlossen. Diese Zeit war aber Ludwigs Culminationspunkt. 1683 starb Colbert, der billigste und menschlichste unter Ludwigs Ministern, welcher so manches Böse bis jetzt verhütet hatte, und Letellier's und dessen Sohnes Louvois unseliger Einfluß auf den König ward entschiedener als je. Durch dieselben und durch den sonst gutmüthigen Beichtvater Ludwigs, den Pater Lachaise, und der Maitresse des Königs, der Marquise von Maintenon, ward Ludwig dazu gebracht, den 22. Oct. 1685 das Edict von Nantes, welches den Hugenotten Religionsfreiheit zusicherte, zu widerrufen. Der ersinnlichste Zwang ward angewendet, um die Protestanten zum Katholicismus zu bekehren, doch der eine Theil wanderte aus (über 500.000 fleißige Leute, größtentheils Manufacturisten, die als Refugiés sich mit beträchtlichen Capitalien in England, Holland und in Norddeutschland ansiedelten und den Gewerbfleiß dort bedeutend steigerten), der andere im südlichen Frankreich, ward von den Schergen Ludwigs in die Gebirge der Sevennen (s. d.) gejagt, und erregte dort den wüthenden Krieg der Camisarden. Beides gereichte Frankreich zum größten Schaden. Ebenso verderblich waren die Wirkungen, die Ludwigs offenes Streben nach einer Universalmonarchie, seine Nichtachtung geschlossener Verträge, seine Treulosigkeit, sein offner Hohn und Spott der Schwächeren zur Folge hatten. Ueberall zogen sich die Bündnisse gegen ihn enger zusammen, während seiner Anhänger immer weniger wurden. Der 1685 erfolgte Tod des Schwagers seines Bruders, des Kurfürsten von der Pfalz-Simmern, gab ihm wieder Gelegenheit, auf die Allodialerbschaft im Namen seiner Schwägerin, obschon diese bei ihrer Heirath förmlich darauf Verzicht geleistet hatte, Anspruch zu machen. Zugleich gab die Wahl eines Kurfürsten von Köln, zu der Ludwig seinen Schützling, den Bischof von Strasburg, Egon von Fürstenberg, in Vorschlag brachte, die auch durch Mehrheit der Stimmen auf Fürstenberg fiel, durch den Einfluß des Papstes und Kaisers aber auf den Prinzen Joseph Clemens von Baiern geleitet ward, Anlaß zum Krieg. Ludwig fiel 1688 in die Pfalz ein, verheerte dieselbe auf's Neue gänzlich, zwang die Unterthanen zur katholischen Religion und eroberte Philippsburg. Zugleich besetzte er Avignon, als des Papstes Eigenthum. Anfangs schienen dem Kaiser nur sehr wenige Bundesgenossen zu werden. Nur der Prinz von Oranien, Wilhelm III., stand zu seiner Hülfe auf, doch als dieser Prinz in England landete, seinen Schwiegervater, Jakob II., entthronte und selbst den britischen Thron bestieg, wendete sich plötzlich halb Europa gegen Ludwig. An Holland und Spanien erklärte Ludwig selbst 1688

und 1689 den Krieg, England trat nach der Regierungsveränderung auf die Seite der Alliirten, und diese sämmtlich, sowie Baiern, Sachsen, mehre Reichsfürsten, Savoyen, Spanien, schlossen zu Wien eine Allianz; das deutsche Reich erklärte 1689 den Krieg und selbst das bisher mit Ludwig verbundene Dänemark überließ Hülfstruppen an England. Nur die Pforte war für Ludwig, die Schweiz neutral. Im 9jährigen Kampfe entfaltete nun Ludwig eine seltene Kraft und zeigte, was Frankreich, angegriffen, vermöge. Am Ober-Rhein drang das Reichsheer unter Ludwig von Baden nur wenig vor; in den Niederlanden gewann zwar der niederländische General Fürst von Waldeck einige Vortheile, indessen gingen sie durch die Schlacht bei Fleurus, welche Luxemburg 1690 gewann, wieder verloren; 1692 eroberte dieser Namur und siegte über Wilhelm III. bei Steenkerken und 1693 bei Neerwinden, doch nach Luxemburg's Tode kam und blieb Wilhelm III., Namur wieder nehmend, immer im Vortheil. Noch glücklicher waren Ludwigs Waffen in Italien, Catinat schlug den Herzog von Savoyen 1690 bei Staffard und nahm mehre Festungen; der Angriff auf die Dauphiné ward durch die Schlacht von Obrissan 1693 zurückgeschlagen, es erfolgte hierauf 1696 ein Separatfrieden mit Savoyen, und beide Fürsten zwangen, indem sie sich verbanden, die andern Alliirten, Italien als neutral zu erkennen. In Spanien siegten die Franzosen 1694 bei Burgos und eroberten 1697 Barcelona. Am unglücklichsten war Ludwig mit Unterstützung des entsetzten Königs von England, Jakobs II. Zwar eroberte dieselbe ganz Irland, ward aber am Boynefluß 1690 geschlagen, und das franz. Hülfsheer mußte capituliren; ebenso mißlang eine Landung in England, und nach dem Seesiege bei Dieppe 1690 ging die Seeschlacht bei la Hogue 1692 verloren und entschied Jakobs II. Ausschließung vom Thron. Auch in Afrika, Amerika und Ost-Indien wurde gestritten, von beiden Seiten schöne Colonien erobert, der Handel aber fast ganz zerstört. Beide Theile waren erschöpft und des Kriegs müde. Als daher Ludwig sehr billige Bedingungen anbot, kam der Friede, jedoch nach langem Widerstreben des Kaisers, den 20. Sept. 1697 mit Holland, Spanien und England, am 30. Oct. mit dem Kaiser und Reich zu Ryswick, unter schwedischer Vermittlung zu Stande. Frankreich gab alle seine Eroberungen, selbst das durch die Reunionskammern Usurpirte, mit Ausnahme des mit Elsaß vereinten Strasburg und noch einiger Plätze, zurück. So günstige Bedingungen hatte Ludwig noch nicht zugestanden. Außer der Erschöpfung war jedoch die Aussicht auf die baldige Erledigung des spanischen Thrones, nach dessen Besitz er insgeheim für sein Haus strebte, die Ursache hiervon. Er wollte sich auf einen neuen Kampf vorbereiten und bei demselben nicht ganz Europa gegen sich gerüstet finden. Wirklich gelang es Ludwig durch allerhand Ränke die Einsetzung seines Enkels, Philipps von Anjou, durch Testament vom 2. Oct. 1700, zum Erben der spanischen Monarchie von dem sterbenden König Karl II. zu erlangen, und der spanische Erbfolgekrieg entwickelte sich hieraus. Wie Frankreich erst (1701) Oestreich allein zu bekämpfen hatte, dann allmälig Holland, England, das deutsche Reich, Preußen, Savoyen, Portugal sich gegen dasselbe verbanden, wie Ludwig mit den Kurfürsten von Baiern und dessen Bruder, dem von Köln, anfangs zwar glücklich war, dann aber durch Eugen und Marlborough in Italien, Deutsch-

land und den Niederlanden Niederlagen erlitt, Ludwig endlich, nach des letztern Ungnade, und nachdem zu Utrecht am 29. Jan. 1712 ein Separatfrieden mit England geschlossen worden, wieder durch das Gefecht bei Denain in Vortheil kam und die Allianz sprengte, mit Holland, Portugal, Preußen, Savoyen, zu Utrecht am 11. April Frieden schloß, und wie auch der Kaiser sich endlich zu demselben bequemte und zu Rastadt für sich, zu Baden für das Reich am 6. März und 7. Sept. 1714 Frieden gewann, alles dieß wird und ist unter spanischer Successionskrieg, Utrecht, Rastadt und Baden weitläufiger erzählt. Frankreich erhielt durch diesen Frieden keine wesentliche Vergrößerung, wohl aber sah es die spanische Krone auf dem Haupt eines seiner Prinzen befestigt, doch waren fast alle europäischen Nebenländer, die Niederlande, Neapel und Sicilien, Sardinien, Mailand von Spanien abgerissen und Oestreich und Savoyen übergeben worden. Der nun geendete Krieg hatte Frankreich blutige Wunden geschlagen; Millionen waren durch ihn und durch die innern Unruhen in den Sevennen getödtet worden, das Land lag verödet und unangebaut, der Handel war zerstört, die besten Arbeiter ausgewandert, die übrigen sehr unzufrieden, und eine Schuldenlast von 900 Millionen Franken drückte den Staat. Dazu hatte der alternde und kränkelnde Ludwig noch den Schmerz, seinen Enkel und selbst den Dauphin sterben zu sehen. Er selbst st. den 1. Sept. 1715. Allgemeine Freude verbreitete die Nachricht seines Todes in Frankreich, Schimpf- und Schmähreden folgten seinem Leichenzug. Ludwig XV., sein Urenkel, folgte ihm. — Die 72jährige Regierung Ludwigs auf seine Zeitgenossen war so groß und bedeutend, daß man mit Recht dieß Zeitalter das Zeitalter oder Jahrh. Ludwigs XIV. nennt. Die Treulosigkeit seiner Politik, die Nichtachtung geschlossener Verträge und beschworner Frieden, sein Aufwiegeln ruhiger Unterthanen, sein Einwirken durch Bestechung der Maitressen und Minister wurde seitdem von der Staatenpolitik lange Zeit für recht und billig gehalten, ebenso gab sein Benehmen an seinem Hofe fast allen übrigen Höfen Europa's eine Norm ab. Im höchsten Grade charakterisirt ihn sein Ausspruch: l'état s'est moi. Dabei von mittelmäßigen Talenten, aber von einer starren Beharrlichkeit, ließ er sich von Günstlichen, Geistlichen und vornehmlich von Maitressen, leiten, aber nicht beherrschen. Sie machten ihn zum Zeloten aus Politik, der Millionen seiner Unterthanen wegen ihres Glaubens verfolgte, aber nicht zum Bigotten, wie seine Verhöhnung des Papstes, seine Unterstützung der Türken und auswärtiger Protestanten beweist. Ludwig war ohne Moralität, treulos gegen Freund und Feind, und vorzüglich gegen das andere Geschlecht ohne Grundsätze. Zahlreiche Maitressen besaßen sein Herz nach einander, die fromme la Vallière, die kluge Montespan, die sehr schöne Maria Angelic d'Escoraille, Herzogin von Fontanges (Kammerfräulein der Herzogin von Orleans, starb nach ihrem ersten Wochenbette, das Gerücht sagte, von der Montespan vergiftet), und endlich die devote Maintenon, mit der er sich sogar 1683 heimlich vermählte. Adel und Volk ahmten dem König hierin nach, und Ludwigs Zeitalter bereitete so das noch unsittlichere unter dem Regenten und unter Ludwig XV. vor. Ganz Franzose hielt er viel von Glanz und Schimmer, alles aber von ceremoniösem, äußerm, imponirendem Anstand. Hiernach

war sein Hof gemodelt, alles nach der Uhr, in streng berechneten Formen, ein anderes Ceremoniell zu Versailles, ein anderes zu Trianon und Fontainebleau. In diesem Geist war die Kleidung berechnet, steif, eckig, eng, geschniegelt, von Seide mit Stickerei gefertigt, mit Alongeperücken verunziert, das höchste Bild des Ungeschmacks; ja selbst auf die Künste wirkte derselbe ein, und seine mit steifen Zierrathen bedeckten Gebäude und die in gleichem Sinne gearbeiteten Statuen werden noch den spätern Nachkommen Zeugniß von der Geschmacklosigkeit dieses Zeitalters ablegen. Ludwig war überdem von höchster Prachtliebe und Vergnügungssucht, und ließ sich an den feenhaften Hoffesten, die er seinen Maitressen gab, von Dichtern besingen, von Schmeichlern loben. Natürlich trugen solche Gesinnungen dazu bei, die Künste und Wissenschaften zu heben. Von allen Seiten strömten Künstler nach Paris; unter ihm bildete sich die französische Oper zuerst aus; Descartes, Cassini, Huygens, Gassendi glänzten als Mathematiker, Salmasius, die Dacier als Philologen, Massillon, Bourdaloue und Flechier in der Kanzelberedtsamkeit, Fenelon, Bossuet, Bayle, Pascal, die Sevigné in der Philosophie und Poesie, Corneille, Racine, Molière in der dramatischen, Boileau, Lafontaine, Quinault in der andern Poesie. (Vgl. Franz. Literatur, Prosa, Poesie, Musik, Malerei.) Dazu war Ludwig ein Liebhaber von großen Bauten, und man rechnet, daß ihm der Bau seiner Schlösser von 1674 — 1690 157 Mill. Livres gekostet habe. Am meisten wurde die Kriegskunst unter Ludwig ausgebildet, und von ihm stammen die Uniformen, Cadettenhäuser und unzählige französische Benennungen von Einrichtungen in der ganzen Kriegskunst, und besonders in der Artillerie und Befestigungskunde, die seitdem allenthalben eingebürgert sind. Man rechnet, daß Ludwig ein stehendes Heer von 400.000 M. und eine Flotte von 190 Kriegsschiffen hatte. Nichts begünstigte aber Ludwig mehr als den Aristokratismus, hier zuerst die feste Abscheidung des Adels und Bürgerstandes, die Ausschließung des letztern vom Hofe, von den höhern Stellen im Civil und Militair, an dem Europa noch jetzt zu überwinden hat. Dieß ist Ludwigs Zeitalter! Voltaire's „Siècle de Louis XIV." ist, nach Spittler's treffendem Urtheil, mehr ein geschmackvoller historischer Entwurf als eigentliche Geschichte. Man höre dagegen den kaustischen, aber wahrheitsliebenden und sicher urtheilenden Hofmann, den Duc de St.-Simon, in s. „Oeuvres complétes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la Régence et de Louis XV." (N. vollständ. A., Paris 1829 fg.). Auch die „Mémoires de Dangeau", sowohl die, welche Frau v. Genlis, als die, welche Lemoncey in s. „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV." (Paris 1818) bekanntgemacht hat, zeigen wie klein Ludwig XIV. war, wenn ihn nicht der Glanz seiner Würde umgab. Noch müssen die von dem Diplomatiker Grouvelle und dem Grafen Grimoard herausgegeb. „Oeuvres de Louis XIV." (Bd. 1—6, Paris 1806) genannt werden und in diese Sammlung aufgenommen „Considérations Louis XIV." von Grouvelle, die, obgleich zu günstig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geschichte dieses Monarchen sind. Die in jenen Werken befindlichen „Instructions pour le Dauphin" von 1661 — 68 hat Pelisson Grentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen Königs niedergeschrieben.

Ludwig XV., dritter Sohn des Herzogs von Bourgogne, Ur-Enkel Ludwigs XIV. und der Maria Adelaide von Savoyen, ward am 15. Febr. 1710 zu Versailles geboren und erhielt den Titel Herzog von Anjou. Durch den Tod seines trefflichen Vaters ward er den 8. März 1710 Dauphin von Frankreich, und folgte seinem Urgroß-Vater, Ludwig XIV., den 1. Sept. 1715 auf den Thron. Bis zur Volljährigkeit des Königs führte der Herzog von Orleans die Regentschaft nach einem veränderten Systeme. Der königliche Knabe wuchs unterdessen unter der Aufsicht einer nicht sehr verständigen Gouvernante, eines Geistlichen und eines militairischen Lehrers heran. Wegen seines äußerst schwächlichen Körpers suchte man ihn möglichst zu schonen, und so versäumte man es, ihm die beiden Eigenschaften anzubilden, ohne welche kein Knabe in irgend einem Fache ein brauchbarer Mann werden kann: Liebe zu ernster und anhaltender Beschäftigung und Ehrgeiz, sich durch ein nützlich und edel angewandtes Leben vor seinen Mitmenschen auszuzeichnen. Die Regierung des Herzogs von Orleans ist vorzüglich berühmt wegen der gewaltsamen Mittel, welche seine Minister und Rathgeber versuchten, um das ungeheure Mißverhältniß zwischen den Staatseinkünften und Ausgaben zu heben. Die unerhörte Schuldenlast erforderte nämlich so viel Zinsen, daß nach Abtragung der letztern nur sehr wenig für den Staatshaushalt übrig blieb, zumal da der Hof sich in seinen Verschwendungen schlechterdings nicht einschränken wollte. Endlich, am 16. Febr. 1723, trat der nach französischen Gesetzen mündige König, mittelst einer Ceremonie, seine sogenannte Regierung selbst an. Es blieb Alles beim Alten und der schändliche Kardinal Dubois ward in seiner Premierministerstelle bestätigt. Doch dieser alte Lüstling unterlag bald darauf den Schmerzen einer fürchterlichen Amputation, die seine Ausschweifungen nöthig gemacht hatten. Er starb am 10. Aug. 1723. Nach seinem Tode fiel die ganze Last der Geschäfte auf den Herzog von Orleans, dessen nicht minder geschwächter Körper die neue Anstrengung auch nicht lange aushielt. Der junge König weinte sehr, als er die Nachricht seines Todes erhielt, und sein alter Lehrer Fleury, Bischof von Frejus, hatte Mühe, seine Thränen zu stillen. Fleury, ein kluger Mann, besaß das ganze Vertrauen seines königl. Zöglings. Obgleich er schon über 70 Jahre zählte, so war er doch noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte und noch nicht über den Ehrgeiz hinaus, erster Minister seyn zu wollen. Um jedoch recht sicher zu gehen, machte er vor der Hand dem Herzog Ludwig von Bourbon-Condé Platz, und behielt sich bloß die geistlichen Angelegenheiten vor. Der Herzog von Bourbon war nämlich ein sehr eingebildeter und beschränkter Mann, der ganz von seiner Maitresse, einer Marquise von Prié, beherrscht ward. So stand also wieder ein Weib an der Spitze der französischen Regierung. In der That war auch das erste Geschäft, das sie zu Stande brachte, ein Weibergeschäft, die Vermählung des 15jährigen Königs. Zwar hatte schon der verstorbene Herzog-Regent deßhalb mit Spanien einen Vertrag geschlossen, dem zufolge der König eine spanische Infantin heirathen sollte, die auch wirklich bereits am französischen Hofe erzogen ward; allein da dieß Kind erst 8 Jahr alt war, und der König wegen seiner schwächlichen Gesundheit kein langes Leben versprach, so dachte die

Marquisin nur darauf, wie man am schnellsten einen Thronerben erhalten könne, damit man nach des Königs etwanigem Absterben doch wieder das Ruder behielte. Zu dem Ende scheute man sich nicht, zur großen Beleidigung des spanischen Hofes die Infantin zurückzuschicken, und dachte nun auf eine bereits mannbare Prinzessin, die aber zugleich sanft und anhangslos genug wäre, um sich willig in die Zucht der Ministermaitresse zu fügen. Da verfiel man endlich auf die Tochter des vertriebenen Polenkönig Stanislaus Leszynski, der seit dem Tode seines Beschützers Karls XII. in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte, und von einem kärglichen Jahrgelde anfänglich in Landau, dann in Weißenburg, von aller Welt vergessen, lebte. Doch bald darauf verwies der König den Herzog von Bourbon und die Marquisin aufs Land. Fleury ward nun Premierminister (1726), zu welcher Würde der Papst auch noch den Cardinalspurpur fügte. Wie besonnene Ruhe, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit Hauptzüge seines persönlichen Charakters waren, so bezeichnen sie auch den Geist seiner 17jährigen Staatsverwaltung. Den König, der wenig Ruhmbegierde und eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit bezeigte, gewöhnte er immer mehr von der Theilnahme an den Geschäften, und damit er ganz unbesorgt schalten könne, führte er ihm nur solche Gesellschafter zu, von denen keine Aufsätzerei und keine Einmischung in die Regierung zu fürchten war. Der königliche Knabe war jetzt zum schönen Jüngling herangewachsen, und die Damen wußten sein edles Ansehen, seine großen Augen, seinen schönen Fuß und den schlanken Wuchs nicht genug zu rühmen. Sein Blick war sanft und schüchtern und seine Gesichtsfarbe ein wenig blaß; doch stärkte er, seitdem er an den Jagdvergnügungen Geschmack gefunden hatte, seinen schwächlichen Körper durch die tägliche Bewegung so sehr, daß er bald die heftigsten Anstrengungen ertragen lernte. Seine liebvolle, fromme Gattin, die er innigst liebte, pflegte sein dabei auf das Zärtlichste, und es ist fast rührend zu lesen, in welcher kindlichen Unschuld dieser nachher so ausgeartete Lüstling die drei ersten Jahre seines Ehestandes verlebte. Nachdem seine Gemahlin ihm zu seiner unaussprechlichen Freude (am 14. August 1727) Zwillings-Prinzessinnen geboren hatte, und ihren Wünschen nun nichts mehr als ein Prinz fehlte, kamen sie in frommer Einfalt darin überein, dem Himmel selbst ihre Gelübde darzubringen und darauf irgends an einem außerordentlichen Tage (8. Dec. 1728) die Kommunion zu empfangen. Ihre Gebete wurden erhört, und das ganze französische Volk theilte die Freude der glücklichen Eltern, als am 4. Sept. 1729 ein Dauphin erschien. Leider war diese schöne Blüthe häuslicher Zufriedenheit von kurzer Dauer. Der Cardinal sah ein, daß der junge Regent heftig zerstreut werden müsse, wenn er selbst ganz unumschränkte Gewalt behalten sollte; und da vorherzusehen war, daß die Langeweile ihn doch endlich zu den Weibern treiben würde, so erschien es am besten, diesen Zeitpunkt nicht abzuwarten, damit man ihn dann nicht seiner Neigung überlassen dürfte. Man wählte daher für ihn, und verleitete ihn durch unwürdige Kunstgriffe, dem fernern Umgange mit seiner Gemahlin bestimmt zu entsagen und eine Gräfin von Mailly zur Maitresse anzunehmen, der man jedoch vorher die ernsthafteste Weisung gegeben hatte, ihr Departement nicht weiter als über

das Vergnügen des Königs auszudehnen. Seitdem hielt er sich meistentheils in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse auf, jagte den Tag über und verbrachte die Nächte unter den Freuden einer verschwenderisch-besetzten Tafel und einer üppigen Gesellschaft. Unterdessen bekam der alte Cardinal Fleury, der mit großer Sorgfalt nun schon sieben Jahre dem Staate den Frieden gesichert hatte, einen zweijährigen Krieg zu führen, den er sehr ehrenvoll endigte (1733—1735). Der König August II. von Polen war nämlich am 1. Febr. 1733 zu Dresden gestorben. Ludwig der Fünfzehnte unterstützte seinen Schwiegervater, Stanislaus Lesczynski, der zum zweiten Male zum König von Polen gewählt worden war, gegen den Kurfürsten von Sachsen, dessen Wahl der Kaiser Karl VI. in Schutz nahm. Dieser Letzte wirkte so thätig für seinen Schützling, daß Stanislaus sich gezwungen sah, die Krone aufzugeben und aus Polen zu fliehen. Die Ehre forderte Ludwig auf, seinen Schwiegervater zu rächen; er verband sich daher mit Spanien und Savoyen gegen Oestreich. Der Krieg ward in Italien geführt und endigte glücklich. Der Marschall Villars nahm am Ende seiner langen und glänzenden Laufbahn Mailand, Cortona und Navarra; der Marschall von Loigne siegte bei Parma und Guastalla. Endlich hatte 1734 der Kaiser alle seine Besitzungen in Italien verloren; dieß Unglück zwang ihn zum Frieden. Er ward den 3. Oct. 1735 zu Wien geschlossen. Frankreich erkannte die pragmatische Sanction. Um nun den König Stanislaus zu entschädigen, ward der Herzog Franz Stephan von Lothringen bewogen, seinen Ländern zu entsagen und dafür das Großherzogthum Toscana anzunehmen, sobald dessen kinderloser Besitzer, der letzte Mediceer, gestorben seyn würde. Jene Länder sollten dann dem Stanislaus gegeben werden, nach dessen Tode aber an Frankreich fallen. So gewann der schlaue Cardinal ein herrliches Grenzland, das alle Gewalt und Hinterlist Ludwigs XIV. nicht hatte erlangen können. Gegen seine Alliirten zeigte er den gewöhnlichen Edelmuth Frankreichs auf Kosten seiner Feinde. Don Carlos sollte König beider Sicilien bleiben, nur daß beide Länder nie mit Spanien vereinigt würden, und der König von Sardinien sollte ein Stück von der Lombardei erhalten. Der König wohnte nur den allerwichtigsten Berathschlagungen im Staatsrathe bei, hörte aber jedesmal mit großer Aufmerksamkeit zu, sprach aus Bescheidenheit gegen seine erfahrneren Minister nur wenig, urtheilte jedoch, wenn er einmal seine Meinung sagte, sehr richtig und scharf. Es mag wohl seyn, daß er zu der Zeit, da er noch mit seiner Gemahlin umging, zu einem dauernden Interesse für die Geschäfte hätte gewöhnt werden können; allein Fleury fand es für sich besser, ihn immer mehr davon zu entfernen, und als er erst in in dem Umgang mit buhlerischen Weibern sein höchstes Vergnügen gefunden hatte, erstarb nach und nach in ihm der Sinn für jede ernste Beschäftigung völlig. In Kurzem ergab er sich der ungebundensten Sinnlichkeit so sehr, daß sein Hof selbst den des verstorbenen Herzogs von Orleans an Sittenlosigkeit übertraf. Im Jahr 1758 ließ er das Schloß zu Choisy mit ausschweifender Pracht ausschmücken, und zum Behuf seiner geheimen Vergnügen mit Allem versehen, was die üppigste Phantasie zur Vervielfältigung und Verfeinerung aller Sinnengenüsse nur irgend erdenken konnte. Um bei

seinen Schmausereien keiner Bedienten — lästiger Zeugen — zu bedürfen, war in seinen geheimsten Cabinetten der Fußboden durchbrochen, und man durfte nur klopfen, so senkte sich, wie auf einer Bühne, der Tisch herunter und erschien sogleich wieder mit Dem besetzt, was auf einem mitgeschickten Zettel verlangt worden war. Nach durchschwelgten Nächten folgten dann, wie natürlich, düstere Tage. Aus langer Weile nahm er bei schlechtem Wetter zuweilen das Drechseln vor, oder kochte in der Küche. Mit gelehrten Männern vermied er zu sprechen, doch stritt er gern mit Geistlichen, hörte auch gern zu, wenn von Physik, Botanik und Astronomie gesprochen ward. Man hatte es so sehr vernachlässigt, seinen Verstand zu bilden, daß er in der Religion nicht heller als sein Urgroßvater dachte. Er versäumte keinen Gottesdienst, beobachtete alle Kirchengebräuche mit pünktlicher Genauigkeit, sagte auch noch noch so schlecht verwandten Tagen und Nächten sein Abend- und Morgengebet mechanisch her, und haßte alle Religionsspötter, nicht aus dem vernünftigen Grunde, sondern etwa so, wie man Krätzige verabscheut. Der alte Cardinal Fleury sah sich, trotz seiner Friedensliebe, noch kurz vor seinem Ende in einen weitläufigen Krieg verwickelt. Kaiser Karl VI. starb nämlich 1740, und augenblicklich fielen Preußen und Baiern über seine Länder her. Umsonst hielt Maria Theresia den Machthabern Europens die pragmatische Sanction vor, die man ihrem Vater verbürgt hatte; Fleury sah hier nur eine schöne Gelegenheit, die Macht Oestreichs zu verstückeln, und sandte dem Kurfürsten von Baiern eine ansehnliche Hülfe zu. Dagegen hatte jetzt England ein Interesse, diese Zerstückelung zu hindern, damit Frankreich nicht zu mächtig würde. So stand also halb Europa abermals in Kriegesflamme. Frankreich legte zu Anfange in diesem Kriege wenig Ehre ein. Die Sparsamkeit des alten Cardinals, der eine viel zu schwache Armee nach Deutschland schickte, lähmte auch den besten Willen der Befehlshaber. Der östreichische Erbfolgekrieg währte indessen noch immer fort, und der Kriegsminister d'Argenson fand für nöthig, zur Wiederbelebung der überall geschlagenen Truppen den König selbst an die Spitze der Armee zu stellen. Ludwig ging zu dem Ende am 3. Mai 1744 nach den Niederlanden ab und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke und Fürnes und hierauf einem Zuge ins Elsaß bei. In der That wirkte dieser Einfall so günstig auf die Nation, daß die Truppen seitdem überall siegreich waren. Bald darauf ward der König zu Metz in Lothringen so gefährlich krank, daß die Aerzte riethen, ihm die Sacramente zu geben. Vor diesem heiligen Geschäft mußte eine aufrichtige Reue vorangehen, deßhalb drangen die Geistlichen ernstlich auf die Entfernung seiner Maitresse, der Herzogin von Chateauroux, die ihn stets umgab und von ihm Betheuerungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie, die das Meiste bei der Trennung zu verlieren hatte, sträubte sich mehr als er dagegen, allein endlich mußte sie doch fort. Seine fromme Gemahlin näherte sich ihm jetzt und pflegte ihn bis zu seiner Genesung aufs Sorgfältigste. Aber so kann die Sinnlichkeit alle moralischen Kräfte im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Rührungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart

mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Die Ehre, vom Könige geliebt zu werden, erschien seit Ludwigs XIV. Zeiten den pariser Damen vom gewöhnlichen Schlage als der Gipfel des Glücks, und diese Idee war in den Köpfen vieler, die sich einiger Schönheit bewußt waren, so lebhaft, daß sie alles Mögliche thaten, um die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu ziehen. Eine Frau von Estioles, schön, witzig und höchst cocett, steckte sich sogar hinter des Königs Kammerdiener und versprach ihm eine glänzende Belohnung, wenn er sie einmal vorschlagen wolle. Es geschah, der König lernte sie kennen, sie schien ihm aber zu kalt und er entließ sie wieder. Durch des Kammerdieners Schlauheit aber geschah es doch, daß er sie nach vier Wochen noch einmal zu sprechen begehrte, und dießmal bezauberte sie ihn so, daß ihr gleich eine Reihe Zimmer in Versailles eingeräumt wurden. In kurzer Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge für gut fanden, sich vor ihr zu demüthigen, und daß bald keine wichtige Stelle im Königreiche mehr ohne ihre Einwilligung vergeben wurde. Der Krieg wegen der östreichischen Erbfolge währte indessen noch immer fort, und drei französische Heere, in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, waren in Thätigkeit, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern herumschlugen. Der König beschloß abermals einen Feldzug mitzumachen und fand sich daher am 7. Mai 1745, nebst dem 16jährigen Dauphin, im Lager des Marschalls von Sachsen vor Dornik ein. Vier Tage darauf kam es zu einer Schlacht mit der englisch-holländischen Armee bei Fontenai (11. Mai), wo der König, den man zurückzureiten ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Kronprinz so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst ins Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch billig abhielt. Der commandirende General wollte sich während der Schlacht vom Könige die Befehle ausbitten; allein dieser sagte bescheiden, er sey bei diesem Treffen nicht zugegen, um zu commandiren, sondern sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht ward mit Mühe gewonnen. Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde herum und sah mit tiefer Bewegung, wie die Verwundeten, unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Arme aufhoben und patriotisch riefen: „Es lebe der König und der Dauphin!" Auch der Prinz schauderte. „Lerne hier," sagte sein Vater zu ihm, „wie kostbar und schrecklich der Krieg ist". Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wolle, antwortete er: „Wie die unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde". Auch dem Feldzuge von 1746 wohnte Ludwig XV. in Person bei, und die Pompadour begleitete ihn, weßhalb man den Dauphin zu Hause ließ; denn so viel Schamgefühl hatte der König noch, daß er doch seinem Sohne keinen Anstoß geben wollte. Dieser Feldzug zeichnete sich durch die blutige Schlacht bei Raucoux aus, welche der Marschall von Sachsen am 11. Oct. gewann. Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Das war aber auch der letzte in diesem Kriege. Im Herbst desselben Jahres ward zu Aachen ein Friedenscongreß errichtet, in welchem am 30. April 1748 der Friede leicht und

glücklich zu Stande kam, weil die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, gar keine Schwierigkeiten machten, und, ob sie gleich zu Lande fast immer gesiegt hatten doch für so viel verschwendetes Geld und Menschenblut nicht die geringste Entschädigung verlangten. Der englische Bevollmächtigte, Graf von Sandwich, der dieß gar nicht begreifen konnte, argwohnte hinter dieser Willfährigkeit irgend eine Hinterlist; allein seine Kundschafter in Versailles schrieben ihm, er könne sicher trauen, die Minister seyen eifersüchtig auf den Einfluß des Marschalls von Sachsen, und die Maitresse sey es satt, immer mit dem Könige im Felde herumziehen. So ward also um eines Weibes willen die Ehre und der Vortheil eines großen Reichs aufgeopfert; ein kostbarer Krieg, der die Nationalschuld ins Ungeheure vermehrte, war ganz umsonst geführt, und die Engländer, die in Amerika und Indien durchgängig die Oberhand gehabt und fast die ganze französische Marine zerstört hatten, zogen seitdem beinahe den alleinigen Besitz des Welthandels an sich. Die Marquisin ward immer mehr unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen, sie setzte Minister an und ab; alle Personen, die den König zunächst umgaben, waren ihre Creaturen und durften nichts weiter thun und sagen, als was sie ihnen vorschrieb, sodaß er der einzige Mann in seinem Reiche war, der nie erfuhr, wie schlecht es um das Wohl des Staats, um die Zufriedenheit der Unterthanen und um den guten Ruf bei den Nachbaren stehe. Und damit er auch nicht einmal aus langer Weile auf den Gedanken käme, sich darum zu bekümmern, so strengte sie ihre ganze Erfindungskraft an, um immer neue Zerstreuungen für ihn zu ersinnen. Sie erregte die Bauluft in ihm, errichtete eine Porzellanfabrik in Vincennes (jetzt in Sevres), für die sie ihn zu interessiren suchte, und daher oft besucht ward; sie bezahlte die Dichter und Musiker reichlich für neue Opern und Schauspiele, in denen sie selbst oft Rollen übernahm; sie führte die jährlichen öffentlichen Kunstausstellungen in den Sälen des Louvre zur Ermunterung der Maler und Bildhauer ein, und endlich legte sie, zu ihrer ewigen Schande, um die abgestumpften Sinne des Königs noch durch die Abwechselung zu reizen, nach Art der morgenländischen Fürsten, ein großes Serail für ihn an (1753), unter dem Namen des Hirschgartens (parc-aux-cerfs) berüchtigt; eine schaudererregende Fallgrube weiblicher Unschuld, die eine ungeheure Menge von Opfern verschlang, welche, wenn sie der menschlichen Gesellschaft wieder zurückgegeben wurden, Sittenverderbniß und Geschmack an der Lasterhaftigkeit in dieselbe zurückbrachten. Man rechnete, daß diese Anstalt dem Staate einige 100 Millionen Thaler gekostet habe. Aus der entsetzlichen Verderbtheit der Regierungsmaschine schlossen erfahrne Männer schon damals, daß nur ein glänzlicher Umsturz der alten Verfassung dereinst das Uebel werde heilen können. Vorboten einer solchen Revolution zeigten sich auch in der That schon damals. Theils brachte die große Armuth des Volks und der Druck der Steuereinehmer hie und da Aufstände zuwege, theils zeigte das Parlament und die Geistlichkeit gegen königliche Befehle eine ungewohnte Widersetzlichkeit. Die letztere kämpfte bald gegen die weltliche Obrigkeiten an, bald stritt sie unter sich selbst. Alles war im Innern in feindseliger Bewegung. Zwei Parteien waren es hauptsächlich unter den Geistlichen, die sich einan-

der mit tödtlichem Hasse sowohl persönlich als in Schriften und Predigten verfolgten: Jesuiten und Jansenisten. Aber es war nicht genug an den innern Uebeln, an welchen dieser unglücklich kranke Staatskörper litt; auch die äußern Geißelungen, Land- und Seekriege, traten bald wieder hinzu, und wurden durch das ungeschickte Benehmen der Regierung, d. h. der Marquisin von Pompadour, erst recht verderblich. Welche einzelne Ursachen der neue Ausbruch des Krieges mit England hatte, braucht kaum gesagt zu werden; es war vorauszusehen, daß die heftigsten Collisionen beider Völker sowohl in Indien als in Amerika, wo jeder sich gern auf Kosten des andern erweitern wollte, über kurz oder lang zu einer lichten Entzündung führen mußten. Die geheime Gluth war schon zu mächtig geworden, als daß die angestellten Unterhandlungen sie hätten dämpfen können; und indem Frankreich darauf bedacht war, zur Deckung seiner Colonien Kriegsschiffe nach Nordamerika zu senden, fing der englische Admiral Boscawen die Feindseligkeiten damit an, daß er ohne Kriegserklärung zwei derselben auf der Höhe von Newfoundland wegnahm (10. Jun. 1752), worauf bald nachher eine allgemeine Jagd auf alle französischen Kauffahrteischiffe gemacht ward, deren in kurzer Zeit gegen 300 in den englischen Häfen aufgebracht wurden. So war denn also der Krieg wieder da, und all das Elend, das kaum verschwunden war, erging aufs Neue über die geängstigten Völker. Der schlechte Zustand der französischen Marine versprach wenig Erfolg; indessen bewirkten die Manifeste, in denen Englands empörende Uebertretung des Völkerrechts mit schwarzen Farben gemalt war, bei der Nation die feurigste Begeisterung und die lebhafteste Theilnahme. Aber jetzt beging die Pompadour einen Streich, so unpolitisch, als ob die Feinde selbst ihr dazu gerathen hätten. Damals nämlich (1756) brach in Deutschland der berühmte siebenjährige Krieg aus. Die Kaiserin Maria Theresia ließ sich herab, der königlichen Buhlerin zu schmeicheln, und diese, berauscht von dem herrlichen Weihrauch, sagte ihr die lebhafteste Theilnahme Frankreichs an ihren Händeln zu. So ward, gegen alle gesunde Politik, eine Coalition mit Oestreich geschlossen, zu einer Zeit, wo man alle Kräfte auf den eigenen Feind hätte wenden sollen, und ein Paar Armeen wurden nach Deutschland gesandt, die noch dazu so schlecht angeführt wurden, daß sie den französischen Namen 13 Jahre lang vor der Welt zum Gelächter gemacht haben. Zu Anfange des Jahres 1757 ereignete sich ein Vorfall, der recht darauf berechnet war, den König zum Nachdenken über sich selbst zurückzuführen, wenn er dessen irgend noch fähig gewesen wäre; er ward nämlich am 5. Jan. Abends 6 Uhr von Damiens verwundet. Von den vielen Unglücksfällen des 6jährigen Land- und Seekrieges, der fast in allen Welttheilen und in allen Meeren geführt ward, nur so viel: da die Minister, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich auch nur Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, die sie kommandiren sollten. Wo sich daher nur französische Schiffe sehen ließen, wurden sie weggenommen, wo französische Heere, wurden sie geschlagen. Fast alle indischen und amerikanischen Colonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert.

Die äußerste Erschöpfung machte endlich den Frieden nöthig. Er ward am 5. Nov. 1762 zu Fontainebleau, freilich nicht zum Vortheile der Franzosen, geschlossen. Auf den nun schon physisch und moralisch erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er sah selbst mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin Pompadour herannahen, der am 15. April 1764 nach einer langen Abzehrung erfolgte. Dabei nahm die Düsterheit seines Kopfes dergestalt zu, daß sein Kammerdiener kaum noch wußte, was für Gegenstände des Vergnügens er ihm noch zuführen sollte, um ihn auf längere Zeit zu erheitern. Endlich trieb er eine öffentliche Buhlerin von ungewöhnlichem Reize auf, die in alle Künste der Ueppigkeit recht methodisch eingeweiht war. Sie war von gemeiner Herkunft und hieß eigentlich Maria Vaubernier, war aber den Liebhabern unter dem Namen l'Ange bekannt. Sie genügte dem Könige so außerordentlich, daß er ihr den Platz der Pompadour bestimmte, und damit er sie doch als eine Person von Stande bei Hof zeigen könne, verheirathete er sie zum Schein an einen Grafen Dubarry, der nichtswürdig genug war, sich diese Rolle gefallen zu lassen. Wir übergehen die Intriguen, die die Hofleute spielten, um die Einführung eines so verworfenen Geschöpfs zu verhindern. Die meisten Höflinge trugen kein Bedenken, die neue Sonne anzubeten. Der Kanzler des Reichs, Herr von Meaupou, trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er sich für einen Verwandten der Dubarry ausgab, und der Erste war, der seinen Wohlthäter, den Herzog von Choiseul, verließ, als dieser durch den Einfluß der Maitresse gestürzt wurde. Dafür ward er nun der Allmächtige, und das erste Werk seiner neuen Gewalt war, daß er den König bewog, das widerspenstige Parlament Mann für Mann aufheben und wegjagen zu lassen, und ein neues an dessen Stelle zu wählen (1771). Auch die Provinzialparlamente wurden von ihm gewaltsam ausgemustert und durch seine Geschöpfe ergänzt. Weil aber alle diese Stellen erkauft worden waren, so mußte den abgesetzten Gliedern ihr Kaufgeld zurückgezahlt werden, welches dem Staate die ungeheure Ausgabe von 25 Millionen Thalern verursachte. Zu einem solchen Haushalte, neben welchem auch noch so unerhörte Zinsen für die Staatsschuld, so viel andere Bedürfnisse und eine immer ausschweifendere Verschwendung des Hofes bestritten werden mußte, gehörten schreckliche Auflagen. Der jetzige Finanzminister, Abbé Terray, wußte ohne alle menschliche Regung immer neue Steuern hervorzupressen. Neben Terray war der Herzog von Aiguillon Minister und der schon erwähnte Meaupou Kanzler. Alle drei handelten mit einander und mit der Maitresse im besten Einverständnisse und machten den König ganz willenlos. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung; die Zufriedenheit und die Ehre der Nation kümmerte sie nicht. Damals (1773) geschah die bekannte Abtretung eines Stücks von Polen, in welches sich Preußen, Rußland und Oestreich theilten. Als davon in Ludwigs XV. Gegenwart gesprochen ward, sagte er: „Wäre Choiseul noch Minister, so wäre Das nicht geschehen". Da indessen der düstern Stunden immer mehre wurden, so mußte seine Umgebung immer neue Zerstreuungsmittel ersinnen; und nirgends ist wohl die Kunst, die Sinnenreize zu raffiniren und zu vervielfältigen, in einem höhern Grade ausgebildet worden, als unter diesen Menschen. Denn Ludwig XV. sollte nun einmal, obgleich schon

64 Jahre alt, seiner gewohnten Lebensart nicht entsagen. Gewissensregungen und religiöse Bedenklichkeiten, die sich häufiger einstellten, je älter er ward, wurden mit aller Macht aus seinem Gemüthe verscheucht; und so überraschte ihn der Tod um so schrecklicher, da sich derselbe so verrätherisch, wie eine Schlange unter Blumen, nahte. Eine schöne Müllerstochter, die, ihr selber unbewußt, schon Blatterngift im Körper hatte, steckte ihn damit an, und so bekam er noch als Greis die Kinderpocken. Nur Wenige hielten den Anblick und das Aechzen des Leidenden aus. Die Dubarry entfernte sich bei Zeiten auf ihre Güter, um nicht nach des Königs Tode vom Volke zerrissen zu werden; von den Günstlingen, die er so unermeßlich bereichert hatte, ließ sich keiner sehen. Nur seine Töchter und sein Beichtvater hielten noch bei ihm aus. Endlich entfloh der gequälte Geist am 10. Mai 1774, Nachmittags gegen halb 4 Uhr. — So gerechten Tadel auch die Verdorbenheit seiner Regierung verdienen mag, so ist es doch in dieser Zeit, wo der Geist in Frankreich eine freiere Richtung nahm. Die auffallenden Behauptungen in wissenschaftlicher Hinsicht von Lamotte zeigten wenigstens von Selbständigkeit und einem Bestreben, sich eine neue Bahn zu brechen. Fontenelle machte die Wissenschaft volksthümlich, Montesquieu unternahm schon eine kühne Beleuchtung der Sitten, des Glaubens und der Gesetze der Völker, Voltaire brachte einen philosophischen Geist in die Literatur, Massillon verpflanzte denselben auf die Kanzel und machte eine kurze Zeit die christliche Beredtsamkeit zur Dolmetscherin einer strengen Vernunft. Die ausgewanderten Protestanten, vornehmlich aber Bayle, trugen mehr oder weniger zur Denkfreiheit bei. Es entstand in Frankreich ein Verein philosophischer Köpfe, welche die „Encyklopädie" entwarfen, das heißt, sie suchten die große Idee von Bacon in alphabetischer Ordnung auszuführen. Ein anderer, weniger gerühmter Verein wirkte vielleicht mehr für das allgemeine Beste, es waren die sogenannten Oekonomisten, die man nicht genug schätzte, weil man sie lächerlich machte, welches in Frankreich der Todesstoß ist. Ungeachtet ihres absprechenden Tons, ihres hochtrabenden Styls und der allzu entscheidenden Folgerungen von jetzt bestrittenen Vordersätzen, verdankt man ihnen doch, daß sie die Aufmerksamkeit der Nation auf die Untersuchung des Gemeinwohls richteten. Wunderbare Systeme verdrängten einander, allein die Aufmerksamkeit wendete sich dem Nützlichen zu; man untersuchte die Ursachen von dem Elende der Völker und so bildete sich der Gemeingeist aus. Während der unruhige Voltaire, d'Alembert, Diderot, Duclos, Mably, Condillac, Marmontel, Helvetius, die Vorurtheile untergruben, welche den Fortschritt des menschlichen Geistes verhinderten, und Raynal auf der andern Halbkugel eine Zukunft überschwenglicher Glückseligkeit zeigte, schöpfte ein Mann auf seinem einsiedlerischen Wege, aus seinem Herzen und aus dem Umgange mit der Natur jene umfassende und religiöse Philosophie des Gemüths, welche die Sittenlehre vor den häufigen Angriffen, die den Glauben umstürzten, schützen sollte. Rousseau fühlte, daß die Philosophen einrissen und nicht aufbaueten. Ihre Schule ist nicht mehr vorhanden, die seinige lebt noch fort, und beredte Schriftsteller haben ihren Glanz noch vermehrt. Durch seine Eitelkeit geleitet, durch seinen Trübsinn getäuscht, hat Rousseau seine

Feder oft auffallenden Meinungen gewidmet, jedoch weit öfter der Wahrheit. Er bildete die Sitten der Franzosen um, indem er sie zum Familienleben und zur Gleichheit zurückführte; der Hof und die Gewohnheit, unter Despotismus zu schmachten, hatte sie verkrüppelt, er aber zeigte ihnen die Natur; die Kinder, welche kaum eines Blickes ihrer Eltern gewürdigt wurden, hat er an die Brust der Mutter gelegt und in die Arme des Vaters zurückgeführt; die Frauen hat er erhoben, indem er sie die Tugenden lehrte, durch welche sie dem Staate tüchtige Bürger erziehen. Rousseau that mehr; er sagte die Revolution voraus und hielt sie den Gemüthern vor durch die Abfassung seines „Contrat social". Und konnte es anders kommen; das öffentliche Elend, welches schon Ludwig XIV. durch seine Raubkriege, seine Prachtliebe und kostspielige Bauten vergrößerte, erstieg unter seinen Nachfolger den höchsten Gipfel; mit der Wohlhabenheit ging auch die Moralität der Nation zu Grunde. Tausend Millionen Thaler betrug die Schuldensumme des Staats; Handel und Ackerbau und alle Gewerbe lagen darnieder; die unerschwinglichen Auflagen hatten die Hälfte der Unterthanen zu Bettlern gemacht, und die Habsucht der Steuerpächter schreckte jeden Landmann ab, mehr zu bauen, als er zu seinem Unterhalt höchst nöthig bedurfte. Man wollte lieber selbst hungern, als für Räuber und Prasser arbeiten. Das Beispiel des Hofes hatte das ganze Reich angesteckt. Ueberall war der gröbste Egoismus herrschendes Sittenprincip geworden. Von der schönen, liebevollen, menschenfreundlichen Gesinnung, die in der Erfreuung Anderer ihre Freude findet, war nichts mehr zu sehen. Der feindselige Geist der Zeit hatte jede Spur davon verweht. Französische Philosophen selbst stellten den Eigennutz als einzig mögliche Triebfeder alles menschlichen Handelns auf. Man traute keinem Menschen mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit zu, wenn sein Vortheil damit in Widerspruch käme. Keuschheit, Schamhaftigkeit und eheliche Treue waren lächerlich geworden; Untreue erhöhte den Reiz des Genusses. Die Unschuld zu verführen war ein herrlicher Spaß; denn Niemand traute es der Unschuld noch zu, unverführt bleiben zu wollen. Der Glaube war aus den Herzen verschwunden, und statt der Humanität sah man nur höfliche Bestialität. So blieben zuletzt nur die Freuden der Sinne als der einzige reelle Genuß des Lebens übrig, und der ward denn auch von den Meisten mit wahrer Brutalität verfolgt. Die schändlichsten Seuchen vergifteten ganze Familien, und selbst Frauenzimmer sprachen davon wie von gleichgültigen Dingen. So wechselten in ganz Frankreich Bilder des Jammers mit Bildern des Abscheus, welches Alles den Umsturz des Thrones herbeiführte. Die „Geschichte Ludwigs XV.", von Antoine Fantin Desodoards (Paris, 3. VI. 3 Thle.) und das „Jahrhundert Ludwigs XV.", von Arnoux Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris 1796, 2 Thle.), leisten Das nicht, was man nach Voltaire's Werk über die Regierung dieses Königs von franz. Schriftstellern erwarten konnte. Die Memoires von Duclos, St.-Simon und ähnliche, die „Geschichte Frankreichs im 18. Jahrh." von Lacretelle (Paris 1811, 6 Thle., deutsch von Sander mit Berichtigungen) und die bekannte Schrift: „La vie privée de Louis XV." (4 Bde.), enthalten wichtige Materialien zu der Geschichte dieses Königs.

Ludwig XVI., König von Frankreich, Enkel Ludwigs XV., zweiter Sohn des Dauphin, aus dessen zweiter Ehe mit Marie Josephine, Tochter des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, ward den 23. August 1754 geboren. Im Augenblicke seiner Geburt befand sich der ganze Hof zu Choisy; die Dauphine war fast allein zu Versailles und kein Prinz vom Geblüte wohnte, der Sitte gemäß, ihrer Niederkunft bei; selbst der Bote, welcher die Nachricht dem Hofe überbringen sollte, stürzte mit dem Pferde und starb auf der Stelle. Ludwig ward zum Herzog von Berry ernannt. Seine Erziehung wurde nicht so sehr vernachlässigt als zweckwidrig geleitet. Ohne ihm einen richtigen Begriff von Religion beizubringen, übte man ihn streng in ihren Ceremonien und kirchlichen Gebräuchen; anstatt ihn zum Herrscher zu erziehen und ihm einen festen, unerschrockenen Charakter anzubilden, schien es der Wille seines Großvaters zu seyn, ihn in der Jugend von allen ernsthaftern Beschäftigungen fern zu halten und ihm im vorgerückten Alter keine Gelegenheit zu geben, seinen Geist durch praktische Kenntnisse auf dem Felde seines einstigen Wirkens zu erweitern und zu bereichern. Man suchte nicht einmal seine Naturfehler zu verbessern, man milderte nicht seinen Hang, sich strenge und nicht selten hart im geselligen Umgange zu zeigen, und machte ihn nicht aufmerksam auf die Nachlässigkeit seiner Haltung; diese beiden Unvollkommenheiten mußten unter einer Nation, wie der französischen, viel zu seinem Unglücke beitragen; denn der Mangel an Würde nahm ihm schon frühzeitig die Achtung, welche man ihm schuldig war. Hätte das Schicksal seinem Bruder, dem Herzog von Bourgogne, der 1760 im 9. Jahre starb, erlaubt, den Thron zu besteigen, so würde Ludwig der Beste der Prinzen gewesen seyn; er würde glücklich gelebt haben und dem Reiche die furchtbare Epoche der Revolution erspart worden seyn; denn der Herzog von Bourgogne hatte schon Proben einer Charakterstärke gegeben, um zur Erwartung zu berechtigen, daß er schon die ersten Regungen der Revolution würde unterdrückt, oder doch mit mehr Muth und größerm Erfolge die Rechte der wankenden Monarchie vertheidigt haben. 1765 hatte Ludwig das Unglück, seinen Vater zu verlieren und bald darauf die Dauphine, welche ihren allgemein betrauerten Gemahl nicht zu überleben vermochte. Sein Schmerz war lebhaft und tief; der junge Prinz vermied eine lange Zeit, sich öffentlich zu zeigen, und wie er wieder erschien, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Das Cabinet zu Versailles, in der Absicht, den Kriegen vorzubeugen, die so lange die besten Kräfte Frankreichs und Oestreichs aufgerieben hatten, entwarf eine vierfache Verbindung zwischen den beiden Staaten; und die Vermählung des Dauphins mit Marie Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, war der erste Schritt zur Annäherung. Sie wurde unter ungünstigen Vorbedeutungen gefeiert. Bei Gelegenheit des Festes, welches die Stadt Paris gab, verunglückten über 4000 Menschen, aus Mangel an Vorsicht und Ordnung, auf dem Platze Ludwigs XV., wo Ludwigs XVI. Haupt später unter der Guillotine fiel. Dieser Unfall schmerzte den Dauphin tief, und er schrieb an den Lieutenant der Polizei: „Das große Unglück rührt mich sehr, man bringt mir diesen Augenblick, was ich monatlich vom Könige erhalte: hierüber kann ich verfügen,

und ich schicke es ihnen; beeilen sie sich, den Verunglückten beizuspringen." Ludwig, sich keine überflüssigen Ausgaben erlaubend, wandte die Einkünfte mehrer Monate zu demselben mildthätigen Zwecke an. So viel Menschlichkeit verkündete seinem Volke eine glückliche Regierung; aber keine war trauriger. Als man ihm 1774 die Nachricht vom Tode seines Großvaters, der ihn zum Throne rief, überbrachte, rief er aus: „Ach! mein Gott, welch ein Unglück für mich!" Wohl war es so: er ging einen Thron zu besteigen, den die Ausschweifungen und Schwächen seines Vorgängers befleckt hatten. Die Finanzen waren erschöpft, der Handel ohne Leben, die Seemacht vernichtet, 70 Millionen waren schon im Voraus auf die Staatseinkünfte erhoben worden, und die Ausgabe überstieg die Einnahme um 22 Millionen. Um diesen Uebeln abzuhelfen, berief Ludwig Männer ins Ministerium, welche den öffentlichen Ruf für sich hatten. Vergennes, von seinem Gesandtschaftsposten in Schweden zurückgekehrt, erhielt das Departement der äußern Angelegenheiten; Turgot, der sich während der Intendantur von Limoges die Liebe des Volkes erworben hatte, leitete die Finanzen; Malesherbes, allgemein durch seine Redlichkeit bekannt, ward in den Staatsrath aufgenommen und Maurepas an die Spitze der Verwaltung gestellt. Wenn einige dieser Minister unter ihrem Rufe blieben, so hatte Ludwig geglaubt, die Besten zu wählen und ihnen Gelegenheit gegeben, jenen zu rechtfertigen. Die erste Verordnung seiner Regierung war eine Wohlthat; er erließ dem Volke die Zahlung der Auflage, bekannt unter dem Namen: joyeux avénement; die zweite ein Act der Gerechtigkeit: er beruhigte die zahlreichen Staatsgläubiger und versprach, die öffentliche Schuld abzutragen. Die Parlamente, deren Glieder sämmtlich verwiesen waren, wurden den 12. Nov. 1774 zurückberufen. Nach einiger Zeit hob sich der Nationalcredit und man fing an, eine dauerhaft glückliche Zukunft zu hoffen. Das Creditwesen wurde zweckmäßiger eingerichtet, ein Theil der Schuld getilgt, die Mißbräuche im Pensionssystem abgeschafft und nur wenig Verdiente mit Gehalten beschenkt. Die persönliche Sparsamkeit des Monarchen diente zum Beispiel. Die Hofleute machten Vorstellungen, daß er es zu weit treibe. „Was liegt mir an Glanz und Luxus?" antwortete der König: „auf eitlem Prunk beruht das Glück nicht". Um die Verheerungen des Wuchers zu beschränken, wurde ein Leihhaus errichtet. Der König hob die Leibeigenschaft in seinen Domainen auf, milderte das Strafgesetzbuch und verbannte die Tortur aus dem Criminalproceß. Ludwig genoß auch die Frucht der Dankbarkeit des Volkes auf einer Reise nach Cherbourg, um die Arbeiten des dortigen Hafens zu besichtigen. Ueberall empfing er auf seinem Wege die Aeußerungen der aufrichtigsten Liebe. „Die Liebe meines Volkes", schrieb er an die Königin, „drang mir zu Herzen; urtheilen Sie, ob ich nicht der glücklichste König der Welt bin". „Der Morgenröthe einer so schönen Regierung sollte die schrecklichste Nacht folgen; der amerikanische Krieg führte sie herauf. Die englischen Colonien im neuen Erdtheile weigerten sich die Auflagen zu entrichten und zerrissen das Band, welches sie mit dem Mutterland verknüpfte. Ihre Gesandten kamen nach Paris, dort Hülfe zu suchen. Die Geister waren zu Gunsten der Insurgenten erhitzt; von allen Seiten schrie man: Frankreich sey von

jeher die Zuflucht unterdrückter Völker gewesen; mit den Waffen habe es die Wiege der Freiheit in Holland geschützt und auch zu Boston müsse es sie mit seinem Schilde decken. Die Zeit sey gekommen, England zu demüthigen und ihm die angemaßte Herrschaft des Meeres zu nehmen. Malouet erzählt, daß Ludwig der Einzige gewesen sey, der nicht gleich mit dem Hofe und den Ministern dachte, und nur mit dem größten Widerwillen gab er dem Wunsche seines Rathes nach und erkannte die amerikan. Freiheit an. Bei der Unterzeichnung der Erklärung sagte er: „Die Anglo-Amerikaner sind von dem Augenblicke frei geworden, als sie ihre Unabhängigkeit erklärt haben"; er fühlte nicht, daß er sich öffentlich zu einer Lehre bekannte, die ihm selbsten einst unglückbringend seyn könnte. Große Erfolge zeichneten bald den französischen Muth aus. Auf dem Continente wurde die englische Armee des Generals Burgoyne gefangen genommen; auch unter La Mothe-Piquet, d'Estaing und Vaudreuil in Amerika, unter Suffren in Indien siegte einigemal die franz. Flagge. Das Resultat dieses Krieges war für England der Verlust der nordamerikanischen Colonien, und Frankreich drückte nur neue Schuldenlast, ohne irgend einen Vortheil dafür im Frieden zu erhalten. Ein langer und strenger Winter und das Austreten von Flüssen hatten in mehren Provinzen großen Schaden angerichtet, Die Wege waren zerstört, die Bäume weggeschwemmt und die Häuser drohten einzustürzen. Der König wies 3 Mill., um an die wenigst besteuerten Landleute vertheilt zu werden, und 3 Mill. an Vieh und Ackergeräthschaften an, und verordnete, daß diese Summe durch die Reduction der Unterhaltungskosten seiner Gebäude gedeckt werden sollte. Trotz dieser Aufopferungen, die vielen Reformen und Einschränkungen in allen Verwaltungszweigen, waren die Finanzen während des vorhergehenden Krieges gänzlich erschöpfet und der öffentliche Credit verschwand, in Folge mehrer lastenden Anleihen von Ministern eröffnet, deren alleiniges Verdienst in Charlatanismus bestand; die große Anzahl Capitalisten beunruhigten sich, indem sie einen Staatsbanquerott voraussahen; vergebens hatte der König öffentlich in seinem Rathe gesagt: „Ich will weder eine neue Anleihe, noch eine neue Auflage"; ohne Unterlaß stellte man ihm beide als die einzigen Mittel vor, die Einnahme mit der Ausgabe, welche jene um 100 Mill. überstieg, ins Gleichgewicht zu bringen. In dieser höchst gefährlichen Lage berief Ludwig die erste Versammlung der Notabeln, die aber auseinander ging, ohne ein Rettungsmittel gefunden zu haben. Der Cardinal Lomenie de Brienne glaubte durch Gewalt zu erzwingen, was sein Vorgänger Calonne (vgl. bde.) vergebens durch Ueberredung versucht hatte. Er schlug zwei neue Auflagen vor; die erste traf schmerzhaft den Handel; die andre fiel den Gutbesitzern und den Parlamentsgliedern lästig, welche ihr persönliches Interesse an den Volkshaß, dessen Gegenstand der Minister war, lehnten und sich weigerten, die beiden Auflagen zu registriren; das Parlament wurde nach Troyes verbannt. Bald darauf zurückberufen, erklärten die Parlamentsglieder einstimmig, daß ihnen das Recht nicht zustehe, Steuern zu bewilligen, und verlangten die Zusammenberufung der Reichsstände. Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieß Wort auf die Nation. Das Parlament war das Organ der stillen Wünsche der Nation gewesen und hatte dem lebhaft gefühlten

Bedürfnisse einer bessern Staatseinrichtung plötzlich eine bestimmte Richtung gegeben. Der Clerus, welcher bis jetzt noch keinen Theil an den politischen Streitigkeiten genommen hatte, vereinte sich mit der Magistratur in dasselbe Verlangen, und die Hauptstädte der Provinzen sprachen gleiche Wünsche aus. Ludwig, der allgemeinen Meinung geneigt sich zeigend, berief zum zweitenmale die Notabeln; sie sollten über die Form der Reichsstände und die Art zu stimmen entscheiden. Der König glaubte sich geliebt, weil er fühlte, er verdiene es zu seyn; er hoffte daher, mit den Vorzüglichsten und Einsichtsvollsten seines Volkes sich zu umgeben und seine Herrschaft auf das Wohl des Volkes zu gründen. Die Reichsversammlung ward am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnet; dem dritten Stande hatte der König die doppelte Anzahl Repräsentanten zugestanden, sodaß er beiden privilegirten Stände gleich kam. Der erste Zankapfel und der Grund der Trennung der Nationalversammlung legte die Eitelkeit der beiden ersten Stände, indem sie sich mit allem Pompe der Aristokratie umgaben und den dritten Stand in ein verächtliches Dunkel zurücksetzen wollten. Die Streitigkeiten mehrten sich von Tag zu Tag. Das Deficit in den Finanzen war nicht so enorm, daß nicht ein vereintes Opfer aller Stände es hätte decken können; aber jeder Stand suchte die Last der Staatsschuld von sich zu wälzen und verlangte von den andern das Opfer. „Eine allgemeine Unruhe", sprach der Monarch zu den Deputirten, „eine ausschweifende Begierde nach Neuerungen haben sich der Geister bemächtigt und eine gänzliche Verwirrung der Meinungen wird ihre Folge seyn, wenn man sich nicht beeilt, ihnen durch eine Vereinigung weiser und gemäßigter Grundsätze, Haltung und Festigkeit zu geben. Alles, was man von dem lebhaftesten Eifer für das öffentliche Wohl; Alles, was man von einem Monarchen, dem besten Freunde seines Volkes, verlangen kann, können und dürfen Sie von mir erwarten". Die Stände hatten ihre Sitzungen getrennt; Ludwig, auf Anrathen seines Ministers, suchte diese Trennung zu heben; als die Deputirten des dritten Standes sich zur Nationalversammlung constituirt hatten und den Beitritt der beiden andern laut und mit Nachdruck forderten. Der Adel und die Geistlichkeit widersetzten sich, und als der Herzog von Luxembourg im Namen des Adels dem Könige Vorstellungen gegen die Vereinigung machte, antwortete Ludwig: „Melden sie dem Adel, daß ich ihn bitte, sich zu vereinigen; ist meine Bitte nicht hinlänglich, so befehle ich es ihm. Was mich betrifft, ich bin zu jedem Opfer entschlossen. Gott verhüte, daß nur ein Mensch für mich sein Leben lasse". Dieser Grundsatz leitete später beständig seine Handlungen und war die Ursache seines Unglücks. Einige Regimenter hatten sich Versailles genähert, um die franz. Garden, deren Treue dem Hofe verdächtig war, im Dienste zu unterstützen; die Nähe der Truppen machte die Deputirten für ihre persönliche Sicherheit besorgt; Mirabeau (s. d.) verlangte die Entfernung derselben. Paris bewaffnete sich auf seinen Ruf; den 14 Juli 1789 wurde die Bastille erstürmt und Ludwig, ermüdet von dem Wirbel der revolutionären Bewegungen, erschreckt durch die Volksmorde, von der die Hauptstadt das Theater war, nur sein Herz und sein Verlangen, die Geister zu besänftigen, hörend, erschien am andern Morgen zu Fuße, ohne Waffen und fast ohne Begleitung, in der

Nationalversammlung. Hier beschwor er sie stehend und mit entblößtem Haupte, die Ruhe des Reichs wieder zurückzuführen. „Ich weiß", sprach er, „daß man ungerechte Vorurtheile gegen mich ausstreut; ich weiß, daß man öffentlich die Verleumdung wagte, Ihre Sicherheit sey gefährdet. Werden solche verbrecherische Ausstreuungen nicht schon im Voraus durch meinen allgemein bekannten Charakter entkräftet? Wohlan, ich bin es, der ich mich Ihnen anvertraue". Dieser Muth, diese Hingebung brachte den Augenblick alle Factionen zum Schweigen. Aufrichtig und groß war der Enthusiasmus der größern Anzahl der Deputirten, sie drängten sich, dem Könige auf seiner Rückkehr nach dem Schlosse zur Wache zu dienen. Dort angekommen zeigte er sich, unter dem lautesten Bezeugungen der Liebe des Volkes, auf dem Balcon; es war sein letzter glücklicher Augenblick. Bald darauf rückte das Regiment von Flandern in Versailles und die Garden des Königs gaben, einer alten Sitte gemäß, den Waffenbrüdern ein Gastmahl. Augenblicklich ward das Gerücht verbreitet, die Nationalcocarde sey an diesem Feste mit Füßen getreten worden und die Königin, welche dort erschienen sey, trage die Schuld dieser Verletzung. Paris, wo schon seit einigen Tagen eine künstliche Hungersnoth, der größte Hebel der Orlean'schen Partei, das Volk in Aufruhr zu setzen, herrschte, gerieth auf diese Nachricht in Wallung. Eine zahllose Menge Weiber rottete sich zusammen und zog, von bewaffneten Räubern begleitet, den 5. Oct. nach Versailles; die Nationalgarde folgte ihnen. Letztere kam in der Absicht, der Nationalversammlung und dem Könige zum Schutze zu dienen. Lafayette's Thätigkeit und Maßregeln hielten den Tag hindurch die Rotten in Schranken; doch in der Nacht wogte der Pöbel auf; Bösewichter, getrieben durch geheime Anreizungen, Männer als Weiber gekleidet, das Gesicht mit Koth und Schwärze beschmiert, warfen die Wachen nieder, drangen ins Schloß, ermordeten die Wachen, hieben die Thüren ein, forderten schreiend und fluchend die Königin, stürzten in ihre Zimmer und zerstückelten, als das Opfer sie entflohen sahen, ihr Bett, das sie eben verlassen hatte. Der König, umgeben von seiner Gattin, seinen Kindern in Thränen und seinen Dienern, denen der Schrecken die Besinnung genommen hatte, behielt seine heitere Ruhe. Man beschwor ihn, zu fliehen. „Es ist zweifelhaft", antwortete er, „ob die Flucht uns in Sicherheit bringe; aber gewiß ist es, daß sie zum Lärmzeichen eines blutigen Krieges wird; ich will lieber hier sterben, als Tausende meiner Unterthanen für mich dem Tode bloßstellen". Der Ausgang dieses blutigen Aufruhrs war die Reise des Königs mit seiner Familie nach Paris. Ludwig bezog die Tuilerien. Am folgenden Morgen seiner Ankunft suchte er in einer Proclamation die Provinzen über sein Schicksal zu beruhigen und bat die Nationalversammlung, ihre Arbeiten zu Paris in Ruhe fortzusetzen. Unmittelbar darauf nöthigte man ihn, seine Garden zu entlassen und andre zu nehmen, deren Commandant unter den Befehlen der Municipalität zu Paris stand. So folgte Opfer auf Opfer. Den 14. Febr. 1790 nahm er die neue Constitution an; seine Rede bei dieser Gelegenheit würde weniger excentrische Menschen gerührt haben. „Sie", sprach er zu den Deputirten, „die so viele Mittel besitzen, auf das wahre Wohl des Volkes einzuwirken, des Volkes, welches man irre leitet und das mir so theuer ist; von dem

man mich versichert, das es mich liebt, wenn man mich über meine Leiden trösten will. Sagen Sie ihm, wie unglücklich ich mich bei der Nachricht eines Angriffes auf Personen und Eigenthum fühle; und ohne Zweifel wird es mir diesen Kummer sparen. Schon frühzeitig werde ich meinen Sohn in dem Geiste der neuen Ordnung der Dinge erziehen; ich werde ihn zur Kenntniß führen, daß eine weise Constitution ihn einst vor den Gefahren der Unerfahrenheit schützen werde, und daß die Freiheit den Gesinnungen der Liebe und der Anhänglichkeit, von denen Frankreich seit so vielen Jahrhunderten seinen Königen die rührendsten Beweise gegeben hat, einen höhern Werth ertheilen müsse". Die bürgerliche Constitution des Clerus gab den Gährungsstoff zu neuen Unruhen her. Die Abreise des Königs Tanten nach Italien flößte dem Volk Furcht für die seinige ein; und man gestattete ihm nicht einmal die Freiheit, nach Saint-Cloud zu gehen, um dort, wie im vorhergehenden Jahre, die schönen Tage des Frühlings zu genießen. Die blutigen Scenen und Aufstände dauerten im Süden fort; der Geist der Widerspänstigkeit riß unter den Truppen ein; man beschuldigte die Königin, sie reize alle Mächte Europa's gegen Frankreich. Ludwig, gezwungen, seine Kapläne und die vornehmsten Hofbeamten zu entlassen, von jedem Einfluß auf die Gesetzgebung entblößt, der Macht beraubt, die Justizbeamten zu ernennen, des Vorrechts verlustig, zu begnadigen und die Strafen zu mildern, von jeglicher Einwirkung auf die innere Verwaltung entfernt, vom Rechte ausgeschlossen, die Armee anzuführen, beschränkt in dem Rechte, Krieg und Frieden zu erklären, der Sorge entnommen, Auflagen zu bestimmen, Verdienste um den Staat zu belohnen, das Ministerium zu besetzen, fühlte es wohl, daß es unmöglich sey, mit so wenigen Kräften einen so großen Staat zu regieren. Täglich wuchsen die Gefahren für ihn und seine Familie, und leicht vermochte er aus den feindlichen Bewegungen zu entnehmen, daß man nicht allein an seine Krone, sondern auch an sein Leben wolle. Dieß und der Rath seiner Freunde bewogen ihn, im Geheim aus Paris zu entfliehen und Karl V. nachzuahmen, der ebenfalls aus den Mauern einer Stadt entwich, in der seine königliche Würde den Parteiungen unterliegen mußte. In der Nacht vom 20—21. Juni 1791 verließ Ludwig die Tuilerien; seine Absicht war, so erklärte er sich später selbst, sich nach Montmedi zu begeben; nicht aber Frankreich zu verlassen. Bei seiner Flucht ließ er eine Erklärung an die Nationalversammlung zurück, welche nur zu gegründete Klagen enthielt. Wer kann jetzt noch zweifeln, daß die Constitution, wie es der König in jenem Acte sagte, kraftlos gewesen sey, die Empörung zu ersticken, zu verhindern, daß ein vollständige Anarchie sich auf den Trümmern der Gesetze erhebe, und daß die Nationalversammlung die Kraft verloren habe, einen ruhigen und gemäßigten Weg einzuschlagen und die Autorität wieder zu gewinnen, welche die Jakobinerclubbs mit Frechheit an sich gerissenhatten? In Varennes ward der König entdeckt, und auch hier noch hätte er vielleicht seinem Schicksale entgehen können, wenn er es erlaubt hätte, mit Gewalt das Volk zurückzudrängen; doch das Leben Eines seiner Vertheidiger war ihm theurer als seine eigene Rettung. Eine Armee von 40.000 Nationalgarden, die von Dorf zu Dorf aufs Neue ersetzt wurden, brachte den König nach Paris. Unter Wegs mußte er die

schmählichsten Erniedrigungen erdulden; neben dem Wagen lief schimpfend und höhnend der Pöbel. Während der Zeit berathschlagte die Nationalversammlung, ob der König noch ferner herrschen solle. Sie stimmte, trotz des lebhaftesten Widerspruches der Exaltirten, für das Ja. Für den gefangenen König war diese schwache, ohnmächtige Würde nicht viel mehr als Schein. Bald darauf löste sich die constituirende Versammlung auf und machte der legislativen Platz; diese zeichnete sich durch Schwäche, geringere Kenntnisse und Einsichten vor der erstern aus; sie kümmerte sich wenig um die Verbrechen, die sich täglich mehrten, und schien ihre ganze Thätigkeit darauf gerichtet zu haben, auch den Schatten von Macht dem Könige zu entreißen. Die Priester, welche den bürgerlichen Eid zu leisten sich weigerten, wurden verbannt; die Emigranten zum Tode verurtheilt und allen Mächten Europa's der Krieg erklärt. Unter dem Kampfe der verschiedenen Parteien, in dem die Jakobiner (s. d.) stets den Sieg davon trugen, brach für den unglücklichen Ludwig der 20. Juni 1792 an. 20.000 aus dem Pöbel wälzten sich in drei Rotten gegen die Tuilerien, erbrachen die Thore des Versammlungs-Saals und das Innere des Schweizers. Es war um die königliche Familie geschehen, wenn nicht Ludwig die Bösewichter entwaffnet hätte. Er öffnete selbst die Thüre und rief: „Ich habe nichts von Franzosen zu fürchten". Diese Geistesgegenwart dämpfte ihre Wuth, und Ludwig zog sich ans Ende des Zimmers zurück. Einer von der Rotte pflanzte sich vor ihm hin, bietet ihm eine Flasche an, und verlangt, er solle auf die Gesundheit der Nation trinken; ein Andrer hielt ihm mit der einen Hand eine Pistole, mit der andern einen bloßen Degen entgegen und schrie: „Fort mit dem Veto"; ein Dritter drückt dem Könige eine rothe Mütze aufs Haupt und reicht ihm die Hand zum Bruderdruck mit den Worten: „Schlag ein und schwöre mir, daß du die Franzosen nicht verrathen willst. Wir wissen, daß du ein ehrlicher Kerl bist! aber dein Weib ertheilt dir schlechte Rathschläge". Bald darauf erschien der Maire Pethion und gab dem Könige die Versicherung, daß er nichts zu fürchten habe. „Der redliche Mann", antwortete Ludwig, der ein reines Gewissen hat, zittert nie; nur Die sich Vorwürfe zu machen haben, müssen fürchten. Zugleich erfaßte er die Hand eines Grenadiers und legte sie auf sein Herz, sprechend: „Leg deine Hand auf mein Herz und sage dem Manne, ob es schneller, als gewöhnlich, schlage". Aus diesem Tage vermochte Ludwig sich sein Schicksal wahrzusagen; er erkannte es nur zu gut und bereitete sich zu sterben. Er soll damals sein erstes Testament entworfen haben, dessen Inhalt aber nicht bekannt wurde. Der König wollte um diese Zeit Saint-Croix ins Ministerium berufen, und da derselbe sich weigerte, entließ ihn der König mit den Worten: „Sie machen zu viele Schwierigkeiten, der Minister eines Königs von 15 Tagen zu werden". Die Prophezeiung ging bald in Erfüllung. Den 10. August wurde die Lärmglocke gezogen, die Banditenbande von Marseille, in Verbindung mit dem Pöbel der Vorstädte, bedeckten den Carousel-Platz, griffen die Tuilerien an und richteten ihre Kanonen auf die Wohnung des Königs. Ludwig hatte nur die Wahl zwischen Tod und Flucht; man rieth ihm, sich unter den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. Die Königin widersetzte sich diesem Entschlusse, mußte aber der Nothwen-

digkeit weichen. Kaum war Ludwig mit seinem Gefolge dort angelangt, als die Feindseligkeiten zwischen den Marseillern und den Schweizern, welche das Schloß bewachten, begannen. Die Letztern siegten anfangs und trieben die Aufrührer vom Carousel-Platze. Wahrscheinlich würde dieser Tag der Revolution eine andere Gestalt gegeben haben, wenn die 200 Schweizer, welche den König nach dem Deputirten-Saale begleiteten und das Bataillon von Ruel, was sich schon auf dem Marsche nach Paris befand, mit den andern sich hätten vereinigen können; doch die erschreckte Versammlung bat den König, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und er unterzeichnete den Befehl an die Soldaten, die Waffen niederzulegen und nach ihren Casernen zurückzukehren. Alsbald stürzten sich die Meuterer auf die Schweizer, entwaffneten und ermordeten sie; man tödtete alle im Schlosse und zündete das Gebäude an; währenddem wurde Ludwig, der bei den Deputirten der Nation ein Asyl suchte, von ihnen seiner königlichen Würde entkleidet und, unter dem Vorwande seiner Sicherheit, als Gefangener in den Tempel geschleppt. Die legislative Versammlung beschloß ihre Sitzungen mit der Abschaffung des Königthums und überließ der Convention den Mord des Königs. Diese beeilte sich, die Aufhebung der Monarchie zu proclamiren und den König vor ihre Schranken zu laden. Vor seiner Verhaftung war Ludwig nicht selten unsicher in seinen Beschlüssen und schwach, wo ein kräftiges Handeln erforderlich war, erschienen; in seinem Kerker aber gab er ein Muster des Muthes, der Geistesgegenwart und der Ruhe in Mitte der größten Kränkungen aller Art. Man verweigerte ihm Schreibmateriale; ließ ihm aber nach Belieben Bücher zukommen. Er beschäftigte sich mit der Erziehung seines Sohnes, tröstete seine Gemahlin und brachte die übrige Zeit mit Religionsübungen und Lesen zu. Inzwischen verfolgte die Convention eifrig seine Verurtheilung; in der Sitzung vom 10. Dec. 1792 ward der Convention ein Bericht über das Betragen Ludwigs seit dem Ausbruche der Revolution erstattet. Man schilderte ihn als einen Tyrannen, der sich stets den Fortschritten der Freiheit widersetzt, der die Constitution zum Scheine angenommen, um sie später zu vernichten, der in Geheim Theil an der Uebereinkunft zu Pilnitz, wodurch der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen sich verbanden, die Monarchie in Frankreich wieder herzustellen, genommen, und der endlich den 10 August herbeigeführt habe, indem er die Patrioten der Vorstädte durch seine Emissaire aufgewiegelt, um sie von seinen Schweizern umzingeln und morden zu lassen. Der letzte Anklagepunkt war so widersinnig und so ganz von Beweisen entblößt, daß selbst die Feinde des Monarchen ihn nicht ohne Lächeln anhören konnten. Ohne Vorbereitung, ohne Rath und Beistand mußte Ludwig vor den Schranken erscheinen; er beantwortete die 34 Anklagepunkte, die keinen Zusammenhang untereinander hatten, kaltblütig und ebenso einfach als mäßig. Man warf ihm sogar seine Almosen und Wohlthaten vor, als Verführungsmittel, das Volk sich geneigt zu machen. Auf diese sonderbare Anschuldigung erwiederte der Beklagte: „Mein größtes Vergnügen war, wohlzuthun; doch erinnere ich mich im Allgemeinen nicht meiner Gaben mehr". Einen Theil der Deputirten verweigerte ihm die gesetzlichen Vertheidiger; doch die Mehrheit entschied, daß dem Angeklagten die Wahl der Vertheidiger frei steht. Er befugte Malesherbes, Tronchet und Deceze zu Anwälden;

sie erhielten freien Zutritt zu ihm und begleiteten ihn den 26. Dec. in sein letztes Verhör vor der Deputirten-Versammlung. Deceze führte das Wort: Vergebens, sprach er, suche ich unter ihnen Richter, ich sehe nur Ankläger ꝛc. Seine Beredtsamkeit, die milde Ruhe des Königs, die Thränen der beiden Greise, Malesherbes und Tronchet, nichts vermochte den König zu retten. Am 7. Jan. 1793 ward das Urtheil gesprochen; eine erste Entscheidung erklärte Ludwig der Verschwörung und des Angriffs auf die Staatssicherheit schuldig; eine zweite benahm ihm das Recht des Appels an die Urversammlungen des Volkes; eine dritte verurtheilte ihn durch eine schwache Mehrheit von 5 Stimmen zum Tode. Die Vollstreckung des Todesurtheils ward auf den 21. Januar festgestellt. Schon lange vorher hatte Ludwig sein Schicksal geahnt. Das Journal des Malesherbes enthält über die letzten Lebenstage des Königs interessante Nachrichten. Sobald ich die Erlaubniß erhielt, schreibt er, den König zu besuchen, eilte ich hin: bei meinem Anblick verließ er einen Tacitus, der aufgeschlagen vor ihm auf einem Tische lag. Er nahm mich in seine Arme, seine Augen wurden feucht und er sagte: Ihre Aufopferung ist um so großmüthiger, da Sie ihr Leben aufs Spiel setzen und das meinige nicht retten können. Ich entgegnete ihm, daß für mich damit keine Gefahr verknüpft seyn könne und daß es sehr leicht seye, ihn siegreich zu vertheidigen. O! ich bin gewiß, antwortete der König, sie werden mich tödten; sie haben hiezu die Macht und den Willen. Doch es sey, lassen sie uns meinen Proceß betreiben, als wenn ich ihn gewinnen müßte, und in der That, ich werde ihn gewinnen, weil ich mein Andenken ohne Makel zurücklassen werde. Täglich arbeitete er mit uns an der Auseinandersetzung der Acten, an der Herbeischaffung der Beweismittel und an der Widerlegung der Anschuldigungen mit einer Geistesgegenwart und mit einem unumwölkten Sinne, der uns in Bewunderung setzte. Deceze las uns die Vertheidigungsschrift vor, sie rührte uns zu Thränen. Man muß sie unterdrücken, sagte der König: ich will sie nicht rühren. — Ich war der Erste, der ihm sein Todesurtheil ankündigte; ich fand ihn, den Kopf auf die Hand gestützt, im Nachdenken versunken. Seit 2 Stunden, sagte er, beschäftigte ich mich damit, in meinem Leben Etwas aufzufinden, wodurch ich von meinen Unterthanen den leisesten Vorwurf verdient habe; ich schwöre es Ihnen, Hr. v. Malesherbes, in der Wahrheit meines Herzens und als ein Mensch, der vor Gott erscheinen wird, ich habe immer das Glück meines Volkes gewollt und nie einen Wunsch, der diesem entgegen war, in meinem Herzen gehegt. Einige Tage nachher sah ich ihn bewegt in großen Schritten das Zimmer auf- und abgehen, er hielt ein Stück Brot in der Hand; plötzlich stand er still, wandte sich zu seinem Kammerdiener Clery, der seine Gefangenschaft und seine Leiden getheilt hatte, reichte ihm das Brot hin und sagte: Mein Freund! nimm die Hälfte hievon, daß ich vor meinem Tode noch die Freude genieße, Etwas mit Dir getheilt zu haben. Den 20. Jan. hörte Ludwig ruhig sein Todesurtheil vorlesen; er selbst wollte hievon seine Familie in Kenntniß setzen. Seine Gattin und Schwester zeigten sich seines Muthes würdig. Um Mitternacht hörte er eine Messe, legte sich dann nieder und schlief fest und ruhig bis zum andern Morgen. Um 8 Uhr holte man ihn zum Richtplatze ab. Er fuhr mit seinem Beichtvater Edgeworth (s. d.) und zwei

Gendarmen in einem Wagen nach dem Platze Ludwigs XV. Als er das Schaffot hinaufstieg, rief ihm der Priester zu: Geh, Sohn des heiligen Ludwigs, und steige zum Himmel! Man schnitt ihm die Haare ab und entkleidete ihn; man wollte ihm die Hände binden; der König weigerte sich! Auch dieß Opfer noch, sprach der Priester, und Ludwig reichte mit Resignation die Hände hin, wendete sich zum Volke und rief mit fester Stimme: Franzosen! ich sterbe unschuldig; ich vergebe meinen Feinden und wünsche, daß mein Tod dem Volke nützlich seyn möchte. Frankreich — jetzt wurden die Trommeln gerührt und er weiter zu sprechen verhindert. Er ging zur Guillotine und legte sein Haupt unter das Mordbeil Sein Leichnam ward nach dem Kirchhof der Magdalena gebracht und dort auf Befehl der Convention in lebendigem Kalke verzehrt. Ludwig besaß alle Tugenden, die einen Privatmann ehren; er war ein guter Gatte, ein trefflicher Familienvater, ein redlicher, biederer Mann; nichts destoweniger muß die Unparteilichkeit gestehen, daß er zu wenig Zutrauen zu sich selbst und zu viel zu seinen Ministern, die oft ihre Gewalt mißbrauchten, hatte. Einfach in seinem ganzen Wesen, liebte er die Arbeit und das wahre Vergnügen. Er besaß keine gefährliche ungeregelte Leidenschaft; doch Schwäche und Unentschlossenheit machten ihn nicht selten zum Spielball der Fremden. Er besaß große historische und umfassende geographische Kenntnisse. Er entwarf selbst den Plan zu der Reise und den Untersuchungen des unglücklichen Laperouse. Ludwigs Betragen war zweifelhaft und wankend, und er verdiente denselben Vorwurf, den die Mutter ihrem Sohne, dem Spartaner König Agis, der auch vom Volke zum Tode verurtheilt wurde, machte: O, Sohn, du warst gut, mild und tugendhaft; doch zu große Schwäche hat den Staat und dich gestürzt! Desodoard's Werk über die Geschichte dieses Fürsten ist unbedeutend; J. F. Regnault's „Siècle de Louis XVI." ist einseitig; er preiset u. A. die erste Constitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine Mißgeburt nannte. Des Grafen von Anchiviller, welcher in Hamburg u. d. N. Truemann lebte, „Brief an Ludwig XVI.", geschrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, ist ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen. Die „Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme. Elisabeth etc. par M. A..." enthält wenig unbekannte Materialien. Wichtiger sind des Abbé Georgel „Mémoires pour servir à l'hist. des événem. depuis 1760 jusqu'en 1806—10", vom Neffen des Verf. nach dessen Tode herausgeg. (Paris 1817, 2 Bde.), der Mad. Campan „Memoiren über das Privatleben der Königin, nebst Anekdoten aus den Zeiten Ludwigs XIV., XV., XVI." (Paris 1822, 3 Bde.), die „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter K. Ludwig XVI." (Leipz. 1827, Thl. 1.), des Abbé de Montgaillard „Hist. de France depuis la fin du regne de Louis XV. etc." (Paris 1827, 4 Bde., bis 1793), Bournisseaux „Hist. de Louis XVI." (Paris 1829, 4 Thle.), und „La cour et la ville sous Louis XIV., XV. et XVI., ou Révelations historique tirées de manuscrits indédits", herausgeg. von F. Barrière (Paris 1829). In der dramat. Darstell.: „La mort de Louis XVI., scènes historiq., de Juin 1792 à Janv. 1793" (Paris 1828), ist fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft.

Ludwig XVII., hieß eigentlich Karl Ludwig, war der Sohn Ludwigs XVI. und den 27. März 1785 geboren. Nach dem Tode seines ältern Bruders, der 1789 zu Versailles starb, ward er Thronerbe von Frankreich. Seine liebliche Kindlichkeit, seine sanfte und anziehende Gesichtsbildung, sein einschmeichelndes Wesen, seine stets geistreichen und gefühlvollen Antworten vermochten ihn nicht vor dem Unglücke, das sein Leben vergiftete, und vor dem schrecklichen Schicksale, das es endigte, zu schützen. Als die constituirende Versammlung ihre Sitzung nach Paris verlegte und der König ihr folgte, wurde auch der Dauphin in die Tuilerien gebracht. Der Kleine theilte die Angst und die Gefahren des schrecklichen 20. Juni. Mit der königlichen Familie mußte er das Gefängniß im Tempel beziehen, wo er durch seine Lernbegierde, seine Unschuld und Liebe, der Trost der Eltern ward. Ludwig XVI. unterrichtete ihn im Lesen und Schreiben und war ein Gefährte seiner Spiele. Nach seines Vaters Tode wurde er von den emigrirten Royalisten, die sich an den Grenzen Frankreichs aufhielten, zum Könige, unter dem Namen Ludwig XVII., ausgerufen. Sechs Monate nachher ward er seiner Mutter entrissen und der Obhut des Simon, eines unwissenden rohen Schusters, anvertraut, der ein wüthender Sansculott, ihm Unterricht im Fluchen und Trinken gab, und ihn durch Schrecken zwang, seinen Vater zu verwünschen und die Carmagnole zu singen. Sein schleuniger Tod gab zum Argwohn Veranlassung, er sey vergiftet worden. Das unglückliche Kind besaß eine schöne Gestalt, litt aber an Rhachitis. Unter den wüsten Händen der rohen Menschen sind alle seine geistigen und moralischen Anlagen verwüstet worden. Er starb 1795 mit Geschwüren bedeckt, was den Glauben an eine Vergiftung unter dem Volke bestätigte. So viel ist gewiß, daß unter Robespierre einem pariser Apotheker für ein sicheres aber langsam wirkendes Gift 10.000 Thlr. geboten wurden, und der Deputirte Chabot sagte laut in der Versammlung: ein Apotheker müsse Frankreich von dem Knaben befreien; doch der Bericht, den der Arzt Dussault über den Befund des Leichnams abstattete, gibt keine Gründe eines gewaltsamen Todes an. Auf den Antrag des Vicomte Chateaubriand votirten die Kammern 1816 den Bau eines Sühnungsdenkmals auf das königliche Kind. Vier Pseudo-Ludwige XVII. sind zu verschiedenen Zeiten aufgetreten. Das meiste Aufsehen machte ein Landstreicher, Mathurin Bruneau, dessen Proceß in Paris 1818 mit der größten Oeffentlichkeit geführt wurde. Der Betrüger kam auf einige Jahre ins Zuchthaus. S. Eckard's „Mémoires hist. sur Louis XVII." (Paris 1817).

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xavier), sonst Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin (des Sohnes Ludwigs XV.), geboren den 17. November 1755, vermählt den 14. Mai 1771 mit Marie Josephe Louise, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, die 1810 starb. Er hieß seit dem Regierungsantritt seines Bruders Ludwigs XVI. Monsieur, und nach dessen Hinrichtung Regent von Frankreich. Seine Regierungsjahre zählte er von dem Tode seines Neffen, Ludwigs XVII. an, der am 8. Juni 1795 starb; auch nannte er sich von dieser Zeit an König von Frankreich und Navarra; doch ward er als solcher von Europa, selbst von England, nicht eher anerkannt, als nach der Einnahme von Paris durch die verbündeten Mächte, den 31. März 1814. Der Prinz Ludwig Xavier Stanislaus verlebte die ersten Jahre der

Kindheit unter der Aufsicht und Pflege seiner zärtlichen Eltern. Er genoß eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht in Wissenschaft und Sprachen, denen er sich mit Erfolg und Vorliebe widmete. So gewann er eine geistige Bildung, wodurch er über seinen ältern Bruder, den nächsten Thronerben, und über seinen jüngern Bruder, den Grafen von Artois, ein Uebergewicht erhielt. Während der Regierung seines Bruders Ludwigs XVI. lebte er entfernt von allen Staatsangelegenheiten im Kreise seines eignen Hofes, und beschäftigte sich mit den Wissenschaften und Künsten. Bei so sorgloser Beschäftigung übereilte den Prinzen die Epoche, wo er als erster Prinz vom Geblüte und als Staatsbürger nicht ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bleiben konnte. Ludwig XVI. berief die Notablen des Reiches, um über die Mittel zur Wiederherstellung der Finanzen zu berathen, und Monsieur führte bei dieser Versammlung, die sich in sieben Bureau's oder Ausschüsse theilte, als erster Prinz vom Geblüte, den Vorsitz im ersten Ausschusse. Da er auf die Seite der Opposition gegen den Finanzminister Calonne trat, und sich zu einer vorurtheilsfreien Staatskunst bekannte, immer im Gegensatze gegen die Großen des Reiches, gegen das alte Parlament und gegen die hohe Geistlichkeit, welche das Königthum ihren vermeinten Privilegien unterordnen und sich Steuerbefreiung zu sichern dachten; so gewann er die Liebe des Volkes, das ihn mit hohem Beifalljubel begrüßte, als er vom Könige beauftragt wurde, die Registrirung einiger Gesetze in den Chambres des Comptes persönlich vollziehen zu lassen, seinen Bruder hingegen, den Grafen von Artois, welcher nicht zur Opposition gehörte, mit argen Beschimpfungen überhäuft. Bei der zweiten Zusammenberufung der Notablen im Nov. 1788 blieb er seinen Grundsätzen getreu und nur der erste Ausschuß unter seinem Vorsitze entschied für Neckers Meinung, daß der Bürgerstand eine doppelte Anzahl von Abgeordneten ernennen müsse, um gegen die privilegirten Stände ein billiges Gleichgewicht zu erhalten; dagegen die sechs übrigen Ausschüsse diese doppelte Vertretung des dritten Standes mit einer kleinen Stimmenmehrheit verwarfen. In der Revolution konnte Monsieur, wie auch der König, den Verleumdungen der Volkspartei nicht entgehen. Der Graf von Artois, die Prinzen Condé und Conti, die Herzöge von Bourbon, Enghien und von Luxembourg flohen aus Frankreich; Monsieur aber blieb und begleitete den König, als Lafayette ihn nach Paris führte. Während der König in halber Gefangenschaft in den Tuilerien lebte, wurden von Vielen seiner Anhänger Plane zu seiner Rettung geschmiedet. Als das Haupt derselben wurde der Marquis von Favres in Verhaft genommen und zur Untersuchung gezogen. Da der Marquis früher in Monsieurs Diensten war und ganz neuerlich für denselben ein Anleihen von mehren Millionen Livres gemacht hatte, so entstand die Vermuthung, daß die Verschwörung zunächst von dem Prinzen selbst wohl ausgehen möchte. Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie und gegen Monsieur, der in der schwankenden Volksgunst noch neulich so hoch stand, nahmen eine so furchterregende Wendung, daß Letzterer sich nach dem Stadthause von Paris begab, um sich persönlich zu rechtfertigen: „Er stehe mit dem Marquis in keiner Verbindung, als daß dieser ihm zwei Millionen Livres zur Bezahlung seiner Schulden [illegible] negociren sollen". Von diesem Gelde, glaubte das Volk, es sey

zur Anwerbung von Truppen bestimmt gewesen. Der Marquis von Favres fiel als ein Revolutionsopfer. Endlich bewogen die stürmischen Volksbewegungen den König und seinen Bruder, sich ihrer peinlichen Lage durch geheime Flucht zu entziehen. Die Vorbereitung dazu wurde mit größter Vorsicht getroffen. In der Nacht von 20. auf den 21. Juni 1791 schritt man zur Ausführung; der König und die Königin wählten bekanntlich den Weg über Bondy, St.-Menehould, Clermont nach Deutschland zu, wo sie in der folgenden Nacht zu Varennes erkannt, angehalten und nach Paris zurückgeführt wurden. Glücklicher war der Graf von Provence, er schlug den Weg auf Soissons, Laon und Lachapelle ein, und erreichte nach mannichfachen Gefahren Brüssel, wohin auch der Graf von Artois eilte. Er nahm hierauf an den Schritten der Ausgewanderten in Koblenz Theil, protestirte gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und gegen die Beschränkung der Freiheit des Königs. Auf die Aufforderung Ludwigs an die Prinzen, nach Frankreich zurückzukehren, antwortete Monsieur im Namen derselben: daß sie die Constitution für das Werk von Aufrührern hielten, daß der König, bloß der Nutznießer des Reiches, seinen Nachfolgern Rechenschaft schuldig sey und die Verpflichtung habe, denselben das Reich so zu überliefern, wie er es von seinen königlichen Vorfahren erhalten habe. Während die Prinzen sich in den geistlichen Kurfürstenthümern des deutschen Reiches zu einem Strafzuge gegen ihr Vaterland rüsteten, und bei Oestreich und Preußen auf Erfüllung der pilnitzer Uebereinkunft drangen, schritt die Nationalversammlung mit strengeren Maßregeln vor gegen die Ausgewanderten, indem sie diesen alle Gehalte, Pensionen und Renten aus der Staatskasse entzog und Monsieur seines Rechtes zur Regentschaft für den Fall der Minderjährigkeit des Königs verlustig erklärte (Jan. 1792). Bald darauf ward Ludwig XVI. genöthigt, den Krieg gegen Oestreich zu erklären. Die beiden Brüder des Königs schlossen sich an der Spitze von 6000 Reitern an das preußische Heer an. Mit der Hinrichtung des Königs verschlimmerte sich die gemeinschaftliche Lage; und die Trennung zwischen dem ausgewanderten Frankreich, wie sich die Flüchtlinge als Gesammtmasse nannten, und der französischen Republik ward unheilbar. Monsieur begab sich hierauf nach Hamm in Westfalen, wo er sich zum Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XVII. erklärte. Er sandte von hier aus im Laufe des J. 1793 Abgeordnete nach der Schweiz, England, Spanien, Rußland u. s. w., um für die verzweiflungsvollen Angelegenheiten des auswärtigen Frankreichs zu wirken, mit Bitten, Anträgen und Rathschlägen; selbst die in verschiedenen Gegenden Frankreichs ausgebrochenen Empörungen gegen die freie Verfassung von Frankreich standen zu ihm in näherer oder entfernterer Verbindung. Hierauf verlegte er seinen Hof nach Verona, wo er 1795 von den Ausgewanderten zum Könige von Frankreich und Navarra ausgerufen wurde. Als im folgenden Jahre der venetianische Senat, durch Bonaparte's Drohungen in Furcht gesetzt, ihm die Anzeige machte, daß man ihm die bisher vergönnte Freistatt nicht länger verstatten könne, ertheilte er auf der Stelle die mündliche Antwort: „Ich werde abreisen, aber ich mache zwei Bedingungen, man lege mir das goldene Buch vor, in welchem meine Familie mit dem Bürgerrechte der Republik verzeichnet ist, daß ich mit eigener Hand

den Namen ausstreiche; zweitens liefere man mir die Rüstung, die mein Oheim Heinrich IV. der Republik als Freundschaftsgabe zum Geschenke machte." Zuerst begab er sich nun zum Heere des Prinzen von Condé am Rhein; doch ward er bald durch Bonaparte's Siege genöthigt, das Heer zu verlassen und begab sich dann nach Dillingen in Baiern. Hier war es, wo er den 19. Juli mit dem Grafen von Avaray und den Herzogen von Grammont und Fleury Abends um 10 Uhr an das Fenster trat, als von der dunkeln Straße herauf ein Flintenschuß fiel, dessen Kugel des Königs Scheitel streifte und dann gegen die Mauer schlug. „Seyen Sie ruhig, sagte er sogleich zu den bestürzt Herbeieilenden; ein Schuß an den Kopf, der nicht zum Fallen bringt, hat nichts zu sagen." Als darauf der Graf Avaray ausrief: „Ach, wenn jener Elende einen halben Zoll tiefer getroffen hätte," erwiederte er kalt: Nun dann hieße der König von Frankreich Karl der Zehnte. Von dort begab er sich nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig lebte und einen fortdauernden Briefwechsel mit den Bourbons-Freunden in und außer Frankreich unterhielt. Nach dem Friedensschlusse von Campo Formido konnte er in Deutschland nicht mehr bleiben und folgte 1798 der Einladung Pauls I. nach Mitau, wo er Ludwigs XVI. Tochter mit seinem ältesten Neffen, dem Herzog von Angouleme, verheirathete. Als Paul I., den Bonaparte für sich zu gewinnen gewußt hatte, ihn 1801 aus seinem Staate verbannte, vergönnte ihm Friedrich Wilhelm III. von Preußen einen Aufenthalt in Warschau. Hier machte Bonaparte, durch Vermittlung des preuß. Ministers Haugwitz, einen Versuch, Ludwig XVIII. zur Entsagung der Krone Frankreichs zu bestimmen, und bot ihm zur Entschädigung eine Herrschaft in Italien an. Allein dieser beharrte fest auf seinem Rechte, und ertheilte dem Unterhändler des ersten Consuls am 28. Febr. 1803 folgende Antwort: „Ich verwechsele Bonaparte nicht mit seinen Vorgängern, ich schätze seinen Werth, seine militairischen Talente; ich weiß ihm Dank für mehre Verwaltungsanordnungen, denn immer wird mir das Gute, das meinem Volke erwiesen wird, theuer seyn; aber er irrt sich sehr, wenn er glaubt, mit mir über meine Rechte in Unterhandlungen treten zu können; durch gegenwärtige Schritte erkennt er sie, wenn sie je zweifelhaft gewesen wären, ja selbst als vollgültig an. Ich weiß nicht, welche Zwecke die Vorsehung mit mir und meiner Familie beabsichtigt, aber ich kenne die Verpflichtungen, welche mir durch die Stelle, auf welcher ich geboren wurde, auferlegt sind. Diese Verpflichtungen werde ich bis zum letzten Lebenshauche erfüllen; als Nachkomme Ludwigs des Heiligen werde ich selbst in Fesseln nie ehrlos handeln; als Thronerbe Franz des Ersten werde ich machtlos mit ihm sagen: „Alles verloren, nur die Ehre nicht." Der Unterhändler deutete darauf her, daß Bonaparte durch diesen Widerspruch veranlaßt werden könne, seinen mächtigen Einfluß zur Vermehrung seines Unglücks zu gebrauchen. Ludwig erklärte hierauf: der Souverain, der sich durch Bonaparte's Verlangen genöthigt glaubt, mir seinen Schutz zu entziehen, den würde ich bedauren, und würde von dannen ziehen. Ich fürchte Armuth nicht, und wenn es darauf ankommt, so werde ich mit meiner Familie trocken Brot essen. Am 23. April erließen die Prinzen die Erklärung, in welcher sie der vom König ertheilten Antwort beistimmten. 1805 erhielt er vom Kaiser Alexander zum zweiten Male einen Zufluchtsort in Mitau, doch

sah er sich nach dem tilsiter Frieden genöthigt, Rußland zu verlassen und sich nach England zu begeben. Hier lebte er bis zur Entscheidung des letzten großen Kampfes zu Hartwell in der Grafschaft Buckingham, still und einfach, sich meist mit politischen Studien beschäftigend, so daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der britischen Verfassung, seine früheren Ansichten berichtigten und ihn für die besseren Ideen unserer Zeit empfänglicher machten. Unterdessen nahte das verhängnißvolle Jahr 1814, die Verbündeten drangen in Frankreich ein und Napoleon wurde immer bedrängter. Doch hatte keiner der verbündeten Mächte bei ihrem ersten Vorschreiten in Frankreich die entfernteste Aeußerung zu Gunsten der Bourbons gemacht; und es ist nicht zu bezweifeln, daß Ludwig XVIII. wohl nie zum Throne seiner Vorfahren gelangt wäre, hätte er nicht mit stets folgerechter Festigkeit seine Ansprüche verwahrt und seine Verbindungen mit der Vendee unterhalten. Während letztere in den westlichen Provinzen Frankreichs gegenwärtig neues Leben erhielten, benutzte sie das britische Ministerium, um Wellingtons Operationen zu erleichtern, und so erging vom britischen Ministerium zuerst wieder der Aufruf zur Wiederherstellung der Bourbons, der den andern Verbündeten unerwartet kam. Da König Ludwig, in dem entscheidenden Moment von der Gicht befallen, nicht hervortreten konnte, sandte er seine beiden Neffen, Angouleme, zu Wellingtons Heer, Berry, nach der Insel Jersey, um sich bei günstiger Gelegenheit sogleich nach der Vendee oder nach Bretagne zu begeben, indeß der Graf von Artois in Holland landete und nach Basel eilte, um so in der Nähe, als Monsieur der Familie, als Generallieutenant des bourbonischen Königreiches, des Staats Besten wahrzunehmen. Es ward ihm leicht, von dort aus eine Proclamation Ludwigs XVIII. zu verbreiten, deren Inhalt das zerrissene Band zwischen der alten Dynastie und dem neuen Frankreich anknüpfen sollte. Er versprach darin volles Vergessen des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltung und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Gesetzbuches (mit Ausnahme der Gesetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schutz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, dem Heere alle seine Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr seiner politischen Rechte, Vernichtung der Conscription, und für sich und seine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrsinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden diese Proclamationen und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angouleme aus St.-Jean de Luz vom 11. Febr., dennoch keinen entscheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenscongresses, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein. Doch sah zuerst der Herzog von Angouleme, in Bordeaux den 12. März, auf französischem Boden die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeß erhielte die öffentliche Meinung in Frankreich (nach 25jähriger Verwirrung einer selbständigen Richtung nicht mehr fähig) ihre feste Richtung auf die Wiederherstellung der Bourbons erst bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris durch die Erklärung des Kaisers Alexander vom 31. März, daß man weder mit Napoleon noch einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Auch trug dazu nicht wenig bei: Talleyrand, Jaucourt, der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt in der Unterredung mit

Alexander, dem Könige von Preußen, Schwarzenberg, Nesselrode, Pozzo di Borgo und Liechtenstein am 31. März durch die Versicherung, daß die Wiederherstellung der Bourbons der Wunsch der großen Mehrheit der Nation sey. Hierauf entwarf der Senat unter Talleyrands Leitung am 6. April 1814 eine Reichsconstitution, nach welcher Ludwig und nach ihm die andern Glieder des bourbonischen Hauses nach alter Erbrechtsfolge von der franz. Nation und freiwillig auf den Thron von Frankreich berufen wurden, und Ludwig Stanislaus Xavier als König proclamirt werden sollte, sobald er die Constitution beschworen und eine Urkunde, worin er die Annahme derselben eidlich versicherte, vollzogen haben würde. Jetzt verließ Ludwig den Landsitz Hartwell, hielt seinen feierlichen Einzug in London, reiste von da nach Dover und betrat am 25. April bei Calais den heimathlichen Boden, umgeben von der Herzogin von Angoulême, dem alten Prinzen Condé und dem Herzoge von Bourbon. Er setzte hierauf seine Reise nach der Hauptstadt über Boulogne, Montreuil, Abbeville, Amiens und Compiegne fort, wo er den 27. April von den Marschällen Berthier, Ney, Moncey, Marmont, Mortier, Lefebre, Jourdan, Brune und Serrurier mit Huldigung empfangen ward. Am 2. Mai erließ er aus Ouen, wo ihn die beiden Kaiser und der König von Preußen besuchten, eine Proclamation, in welcher er erklärte, daß wenngleich die Grundlagen der Constitution des Senats gut wären, doch eine Menge Artikel den Stempel der Eile an sich trügen. Er berief deßhalb am 10. Juni den Senat und gesetzgebenden Körper, um ihnen die Constitution vorzulegen, welche er Frankreich geben wollte. Unmittelbar nach dem Erlaß jener Proclamation hielt er seinen feierlichen Einzug in Paris, und die rege Empfänglichkeit der Franzosen für alles Neue und Unerwartete zeigte sich in den Freudebezeugungen, mit welchen sie den König bewillkommten. In Beziehung auf das Testament seines Bruders, des hingerichteten Königs, verkündigte er für alles Vergangene eine unbedingte Amnestie. Sein Ministerium sollte das feindselig einander Entgegengestellte vereinigen. Talleyrand, Fürst von Benevent, ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Blacas, der dem Könige schon in England zur Seite stand, Minister Staatssecretair, beauftragt mit den Hausangelegenheiten des Königs; Montesquiou, Minister des Innern, ein Ausgewanderter, treuer Anhänger seiner Unglücksgefährten, ohne alle Kenntniß des gegenwärtigen Frankreichs; Dupont, Kriegsminister, bei dem Heere verachtet, von Napoleon als unbrauchbar zurückgestoßen, immer nur darauf bedacht, Schätze zu sammeln; Louis Finanzminister, früher Generaldirector des kaiserlichen Schatzes, in Geldangelegenheiten gewandt; d'Ambray, Kanzler von Frankreich und Großsiegelbewahrer, ein invalider Advocat, allem Neuen abholt, weil er es nicht begreifen konnte. Eine ebenso wunderliche Zusammenstellung im Militair: die höchsten Ehrenposten bei den Garden bekleideten neben dem Prinzen vom Geblüte napoleonische Marschälle, Ney und Oudinot. Nachdem am 20. Mai der Friede Frankreichs mit den verbündeten Mächten unterzeichnet worden war, ließ der König am 4. Juni auf die von Ouen angedeutete Art, eine Constitution proclamiren. So wie diese königliche Constitution vom 19. Regierungsjahre Ludwigs (vom Tode Ludwigs XVII., des unglücklichen Dauphins 1795) datirt ward; so erklärte sich auch der Kanzler von Frankreich, d'Ambray, vor dem Ver-

lesen derselben in einem Geiste, welcher mit dem seit 25 Jahren in Frankreich bestandenen Repräsentativsysteme in starkem Contraste war. Der Kanzler bezeichnete den angenommenen Charakter der neuen Regierung sehr bestimmt durch die Aeußerungen, daß endlich Frankreich, durch die Schwere der auf ihm lastenden Leiden, zu jener Regierungsform zurückgekommen sey, welche 14 Jahrh. hindurch seinen Ruhm und sein Glück befördert habe, daß aber der König „in dem vollen Besitze aller ihm auf dieses Königreich angestammten Rechte (von der freien Berufung des Volkes auf den Thron, wie die Constitution des Senats erklärt hatte, war also nicht mehr die Rede) der ihm von Gott und seinen Vätern verliehenen Macht selbst Grenzen setzen wolle. Deßhalb gebe er selbst den Franzosen eine neue Verfassung, welche ihren Wünschen und ihren Bedürfnissen anpasse; denn der Senat habe mit jener Macht, welche ihn gründete, seine Existenz verloren, und der gesetzgebende Körper könne in Zukunft ohne ausdrückliche Bestätigung des Königs nur noch schwankende Befugnisse besitzen." Von allen Seiten her erfuhr diese Constitution den lebhaftesten Widerspruch; wenn sie gleich dem Ministerium eine gewisse Einheit und Verknüpfung verlieh, so war diese doch größtentheils nur äußerlich, die Unzufriedenheit mit ihr aber allgemein. Sie ist vielleicht der größte politische Fehlgriff Ludwigs XVIII.; durch sie wurde das Mißverhältniß erhöht, welches zwischen der französischen Nation und der bourbonischen Regierung bestand. Viele Schriftsteller sprachen sich ohne Rückhalt gegen sie aus. So sagte Duchesne in einer vielgelesenen Flugschrift: „Ist es nicht eigen, daß ein König, den man freiwillig auf den Thron berufen, sich in die Rechte Derer, die ihn berufen haben, setzen will und sich das Ansehen gibt, als nähme er uns zu Kindern an? Ist es nicht Thatsache, daß die Verbündeten den König nicht geradehin zurückgeführt, sondern daß sie es der französischen Nation freigestellt haben, welche Verfassung sie sich geben wolle? Wie kann der Kanzler d'Ambray in seinem Gewäsch über die Constitution sagen, daß der König die von Gott und seinen Vorfahren ererbten Rechte und Machtvollkommenheiten nur üben wolle, indem er seinen Befugnissen Schranken setze? Macht nicht der König selbst eine bittere Satyre auf jene Worte, wenn er in einer Zuschrift an den Prinz-Regenten gesteht, er verdanke ihm die Krone? Haben denn die Völker gar keine Rechte; sind sie von der Natur einigen Familien als Eigenthum hingegeben, und sind denn alle Verbesserungen ihres Zustandes Ausflüsse der Gnade dieser Familie?" Auf welche Abwege der König gedrängt war, sprach sich gleich bedeutungsvoll aus bei der Bildung der neuen constitutionsmäßigen Pairskammer: wer im Convente für Ludwigs XVI. Tod gestimmt hatte, konnte hier nicht aufgenommen werden. So wurden die wichtigsten Männer des damaligen Frankreichs, die Marschälle Massena, Jourdan, Soult, Bruno, Davoust und mit ihnen Sieyes und Fouché, Cambaceres, Duclos, Gregoire und Caulaincourt von der Regierung zurückgestoßen, während andere Revolutionsmänner, die den Bourbons gleich verdächtig seyn mußten, nach den Verpflechtungen der Hofintrigue, Ehrenplätze und Staatsämter erhielten. Die Beleidigten aber legten durch die mit der Zurücksetzung gesteigerte Feindseligkeit ein größeres Gewicht in die Schicksalswage Frankreichs als die Begünstigten, welche die königliche Gnadenverleihung nicht selten mit auffallender Kälte annahmen. Am härtesten

ward der König persönlich belästigt von den Emigranten, die nun nach Frankreich zurückströmten, ihre ehemaligen Besitzungen reclamirten, und auf die ersten Stellen des Staates Anspruch machten. Schon am 21. Aug. ward die Emigrantenliste für aufgehoben erklärt, und Macdonald hielt eine öffentliche feierliche Rede für die Rechte der Emigranten. Mit diesen Ansprüchen der Emigranten contrastirte freilich der Geist der aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Soldaten, die, im Systeme der Revolution erzogen, Alles dem Schwerte und den Siegen des Erkaisers verdankten. Die Gährung mußte also um so stärker werden, je weniger die persönliche Güte des Königs Ludwigs XVIII. durchgreifende Maßregeln liebte, und je stärker das Mißverhältniß war, in welchem die Gesinnungen der Emigranten zu der Stimmung der großen Mehrheit der französischen Staatsbürger standen. Die Gegner der Aristokratie, Liberale, Republikaner und Bonapartisten, vereinigten sich gegen den übermächtigen Adel, der eine förmliche Protestation gegen die neue Constitution erließ und die Staatsverfassung von 1787 hergestellt haben wollte. Manche Vorzeichen von Meutereien wurden mit unglaublicher Verblendung übersehen, schon im Oct. 1814 ging geheim ein Aufruf an die alten Waffengefährten Bonaparte's, worin es heißt: „Franzosen, euer Vaterland ward verrathen: allein euer Kaiser kann euch die glänzende Stellung wiedergeben, welche Frankreich gebührt, schenket Dem euer Vertrauen, der euch stets zum Ruhme leitete; seine Adler werden noch einmal in den Lüften schweben zum Erstaunen Europas.“ Nur Ein Mann erfüllte im Ministerium Ludwigs die Erwartungen, welche der König von ihm hegte: es war Talleyrand, der auf diplomatischem Wege von den Verbündeten zu Paris und Wien erhielt, was für Frankreich mit Hülfe aller ihm zu Gebote stehenden Mittel nur zu erlangen war. Auch Soult, als Kriegsminister, gab sich alle Mühe, obwohl vergebens, das Heer für die Bourbons zu gewinnen; er ward bald allen Parteien verdächtig, und sein Benehmen bei der berüchtigten Verschwörungsgeschichte des Generals Exelmanns verwickelte ihn in Beschuldigungen und Kränkungen, durch welche bedrückt, er allen kraftvollen Maßregeln und bald dem Ministerium selbst zu entsagen sich veranlaßt fand. Jenes diplomatischen Vortheils konnte der König nicht froh werden: wie er im unerwarteten Glückswechsel zum Throne Frankreichs gelangt war, so verlor er denselben wieder, als plötzlich Napoleon von Elba, der franz. Nation die Wiedererlangung des gedemüthigten Nationalruhmes verheißend, den Boden Frankreichs betrat und die Herstellung des Kaiserthums mit kluger Benutzung der vorgefundenen Volkes- und Heeresstimmung versuchte. Die erste Kunde von Napoleons neuem Erscheinen im südlichen Frankreich kam erst am 5. März nach Paris. Schon am 6. März erschien im Moniteur ein Decret Ludwigs XVIII., in welchem er Napoleon für einen Verräther und Rebellen und für vogelfrei erklärte, weil er mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen sey. Allen Militair- und Civilbehörden, ja selbst den bloßen Bürgern, ward befohlen, sich seiner zu bemächtigen und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, wo die im Gesetze angedrohte Strafe über ihn ausgesprochen werden sollte. Dasselbe Decret dehnte gleiche Strafe auf alle seine Begleiter und auf Diejenigen aus, die ihn auf irgend eine Weise begünstigen und

unterstützen würden, sobald sie nicht binnen 8 Tagen sich der rechtmäßigen Gewalt unterworfen hätten. Schon den 10. März hielt Napoleon an der Spitze der Truppen seinen Einzug in Lyon, von wo er nach 3tägigem Verweilen gegen Paris aufbrach. Ueberall gingen die Truppen zu Napoleon über; zu Auxerre verband sich Ney mit ihm, und die alten Garden, welche Oudinot geführt hatte, verließen denselben, um dem Kaiser sich anzuschließen. Die in Villejuif noch versammelten königlichen Truppen erklärten bei Napoleons Annäherung, sie würden nicht gegen ihn fechten, worauf die Nationalgarden und Freiwilligen von selbst auseinander gingen. Unter diesen Umständen löste der König die beiden Kammern am 19. März durch eine Proclamation auf und verließ in der folgenden Nacht mit den Prinzen die Hauptstadt. Sie schlugen den Weg nach Lille ein und verweilten während der drei Monate, wo Napoleon wieder an der Spitze der Regierung stand, zu Gent. Schon am 20. März hielt Napoleon seinen Einzug zu Paris. So leicht ward es dem Regenten von Elba, den vor kurzem entsagten Kaiserthron Frankreichs wieder aufzurichten und die bourbonische Regentenfamilie zu vertreiben. Von ihr war noch zurückgelassen der Herzog und die Herzogin von Angouleme; Letztere zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Sie schickte sich an zum Widerstande gegen Napoleon, mischte sich in die Reihen der Krieger, sie zur Treue unter Thränen und Verheißungen auffordernd. Sie that Alles, was die Pflicht der Ehre von den Männern ihrer Familie vergeblich erheischte; doch unter der allgemeinen Abneigung gingen die Früchte solchen heroischen Muthes verloren. Schon am 1. April sah die Königstochter Frankreichs sich gezwungen, dem General Clauzel das Feld zu räumen und nach England sich einzuschiffen. Mit gleich unglücklichem Erfolge versuchte ihr Gemahl im Süden Frankreichs die Sache der Bourbons aufrecht zu erhalten. Zu Nismes, Montpellier und Toulouse, auf allen Punkten, wo die Royalisten Widerstand versuchen wollten, brauchten sich nur kaiserliche Truppen zu zeigen, um die vorwaltende Abneigung gegen die Bourbons zum Ausbruch zu bringen. Angouleme's Truppen gingen größtentheils zum Feinde über, sodaß er den 8. April eine Uebereinkunft mit dem General Gilly einleiten mußte, in deren Folge er sich den 15. April zu Cette nach Barcelona einschiffte. Dem Könige waren, außer den Ministern, mehre Offiziere, die Marschälle Berthier, Victor, Marmont und der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt hatte sich eine bedeutende Anzahl französischer Flüchtlinge um ihn gesammelt, besonders aus altadeligen Familien, willfährig, ihr Schicksal mit dem des Königs zu verflechten. Die wiederholten Bekanntmachungen, die Ludwig von Gent aus erließ, waren voll eingebildeter Täuschungen und nahmen den Ton, als ob die Gesammtmasse der Franzosen mit inniger Liebe an dem Könige hinge und nur eine Handvoll Verschwörer mit dem Kaiser Frankreich überrumpelt habe. Unterdessen hatte Talleyrand in Wien für das Wohl des Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward in den Bund vom 25. März gegen Napoleon mit aufgenommen. Als Wellington und Blücher nach der Schlacht bei Waterloo auf Paris zueilten, betrat auch Ludwig wieder den franz. Boden und zog nach Cambray. Am Tage des Einzugs der verbündeten Mächte in Paris traf der König, von Artois und Berry

begleitet, in St.-Denis ein. Vor Ludwigs Ankunft in Paris hatte aber die Kammer der Nationalrepräsentanten eine feierliche Verwahrung der Rechte des Volkes ausgesprochen und im Voraus und für immer jede Regierung für gesetzwidrig erklärt, welche nicht schwören würde, die Constitution zu beobachten und die Freiheit der Presse, der Gottesdienste, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, das Recht der Volksvertretung, die Verantwortlichkeit der Minister, der Verkauf der Nationalgüter, die Abschaffung des alten und neuen Adels und der Zehnten, die Unabsetzbarkeit der Richter, die Consolidirung der Nationalschuld und die Ehrenlegion aufrecht zu erhalten. Ludwig XVIII., dessen guter Wille die Herzen der Franzosen für sich gewinnen wollte, hatte bereits in Gent seinen Minister Blacas entlassen, und aus Cambray (28. Juni) öffentlich erklärt, daß er die begangenen Regierungsfehler verbessern, die Feudalrechte und Zehnten nie wieder herstellen, den Verkauf der Nationalgüter anerkennen und für Alles völlige Amnestie geben wolle, was seit seiner Abreise von Paris geschehen sey. Besonders trug es viel zur Beruhigung Frankreichs bei, daß er nach seiner Ankunft Talleyrand und Fouché zu Ministern ernannte. Der Letztere hatte bereits, als Präsident der Regierungscommission, sich im britischen Hauptquartiere bei Wellington befunden. Doch in Kurzem zeigte sich das System der Reaction. Es wurden nicht nur alle am 1. März bestandene Behörden wieder hergestellt; es ward auch (13. Juli) die Deputirtenkammer aufgehoben, wogegen zum 14. August die Wahlcollegien in den Departements zur Ernennung neuer Volksrepräsentanten sich versammeln sollten; und am 24 Juli erschienen 2 königliche Verordnungen, welche die bekannt gemachte Amnestie beschränkten. Nach der ersten wurden 30 Individuen aus der Kammer der Pairs für immer ausgeschlossen, und unter ihnen der Erzbischof von Tours, die Marschälle Lefebvre, Ney, Suchet, Moncey, Mortier, die Grafen Dejean, Lacepede, Latour-Maubourg, Boissy-d'Anglas, Champagny, Montesquiou, Segur u. A. Nach der zweiten sollten, „um einen Frevel ohne Gleichen zu bestrafen," diejenigen Generale und Offiziere, welche vor dem 23. März einen Hochverrath an dem Könige begingen, sogleich verhaftet und vor Kriegsgerichte gestellt werden, namentlich: Ney, Labedoyere, die beiden Lallemand, Drouet-d'Erlon, Lefebvre-Desnouettes, Grouchy, Mouton-Duvernet, Clauzel, Laborde, Debelle, Bertrand, Drouot, Cambronne, Lavalette, Savary u. A. Dagegen sollten Andre, und namentlich: Soult, Alix, Excelmanns, Maret, Thibaudeau, Carnot, Vandamme, Lobau, Arnauld, Regnault de St.-Angely, Arrighi, Hulin u. A. Paris binnen dreien Tagen verlassen und im Innern Frankreichs so lange unter Polizeiaufsicht stehen, bis die Kammern entschieden hätten, wer von ihnen Frankreich verlassen oder vor die Tribunale gestellt werden sollte. Doch ward festgesetzt, daß Diejenigen, welche Frankreich in der Folge verlassen müßten, die Erlaubniß hätten, ihre Güter und Besitzungen binnen einem Jahre zu verkaufen, und den Betrag davon ins Ausland mitzunehmen. Durch ein späteres königliche Decret vom 16. Aug. ward die ganze alte Armee aufgelöset und eine neue errichtet. Der ergriffene General Labedoyere ward am 19. Aug. und der Marschall Ney am 7. Dec. erschossen; allein der verhaftete Lavalette entkam, kurz vor seiner beschlossenen Hinrichtung, unter Mitwirkung

dreier Bastien, aus seiner Haft, durch die edelmüthige Aufopferung seiner Gattin. Unterdessen gewannen die Royalisten immer größern Einfluß. Die denselben verhaßten Revolutionshelden Talleyrand und Fouché wurden aus dem Ministerium verdrängt, und so erfolgte die Ministerveränderung den 25. Sept. 1815. Richelieu stand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an dessen Spitze, ein Mann von hervorstechenden Talenten für den Staatsdienst und von rechtlichem Charakter, doch der franz. Nation fremd; Clarke ward Kriegsminister, Vaublanc Minister des Innern; der gewandte Decazes Polizeiminister; der Italiener Corvetto erhielt die Leitung der Finanzen und Dubouchage des die Seewesens. Die Vermittlung des Friedens zwischen den Verbündeten und dem besiegten Frankreich war das erste große Beginnen des neuen Ministeriums, namentlich des mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragten Richelieus. Die neuen Wunden, die dieser Friede dem franz. Nationalstolze dadurch schlug, daß die äußere Ruhe des Reiches unter die Obhut der Heere der Verbündeten gestellt wurde, wie durch große Contributions- und Entschädigungszahlungen und durch manche andere gerechte und vorsichtige, immer aber drückende Bedingungen konnten zwar dem Ministerium mit Recht nicht beigemessen werden; doch leiteten sie die Volksstimmung auf die Vorstellung, daß für solchen Preis das wiedererhaltene Königthum zu theuer erkauft sey. Durch die angestellten Wahlversammlungen waren Männer von sehr verschiedenen politischen Ansichten in die Kammer der Deputirten, und zwar anstatt 262 Individuen, 402 gekommen, welche zum Theile die vor der Revolution bestandenen Staatsformen mit der größten Leidenschaftlichkeit zurückführen, den Kauf der Nationalgüter aufheben, die Protestanten der kirchlichen Rechte berauben, die Emigranten zu dem bedeutendsten Einfluß erheben, die vom Könige ertheilte Amnestie vernichten und die constitutionnelle Charte in ihrer Wirksamkeit erschüttern wollten. So bildeten sich, neben den Vertheidigern der Constitution und den reinen Royalisten oder treuen Anhängern des Königs, die Ultra-Royalisten, welchen wieder die Bonapartisten und die in der letzten Zeit mit diesen verschmolzenen sogenannten Republikaner im schärfsten Contraste sich gegen über stellten. Die Regierung schien selbst zu schwanken, auf welche Seite sie sich hinneigen sollte; wenigstens wirkten die hergestellten Prevotalgerichte, die häufigen Hinrichtungen, Beschränkungen der Preßfreiheit, die zu wenig geahndeten Bedrükkungen und Verfolgungen der Protestanten in Nismes, die Vertreibung Derer, welche 1793 für Ludwigs XVI. Tode gestimmt hatten, das Gesetz, daß die katholische Geistlichkeit Gütervermächtnisse von frommen Gläubigen annehmen könne, und daß die Emigranten bis 1818 Aufschub zur Bezahlung ihrer Schulden erhielten, sowie die Abweichungen von der ausgesprochenen Amnestie nicht nur nachtheilig auf die öffentliche Meinung in Frankreich; sie erregten auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Auslandes. In Großbritannien sprach man ernste und kräftige Worte für die verfolgten Protestanten, und den verbündeten Mächten konnten, nach den gegebenen kräftigen Erklärungen in Beziehung auf die innere Ruhe Frankreichs, es nicht gleichgültig seyn, daß diese Ruhe so häufig bedroht ward. Dazu kamen die Finanzverlegenheiten, die nicht bloß ihren Grund in den

an das Ausland zu machenden Zahlungen hatten, und die am wenigsten durch die Verschmelzung der Amortisationskasse mit dem Staatsschatze und durch die Eingriffe in das Capital der Bank gehoben werden konnten. Wenn nun auch als Folge der Vorstellungen der Minister der verbündeten Mächte, die in ihren Anmaßungen zu weit gehende und die Veränderung des französischen Ministeriums beabsichtigende Deputirtenkammer im Mai 1816 plötzlich vom Könige vertagt wurde; so erfolgte doch erst am 8. Sept. diejenige königliche Erklärung, von welcher die allmälige Beruhigung im Innern Frankreichs zu erwarten war. Nach dieser Erklärung war die Regierung überzeugt worden, daß die Bedürfnisse und Wünsche der Nation sich vereinigten, die Verfassungscharte unverletzt zu erhalten. Der König gab also sein Wort, daß kein Artikel derselben revidirt werden sollte. Zugleich ward die Deputirtenkammer für aufgelöset erklärt und dieselben auf die in der Constitution bestimmte Zahl von 258 Individuen aus den 86 Departementen zurückgeführt, sowie nur Männer in einem Alter von 40 Jahren dazu berufen. Diese neuen Deputirten sollten von den Departements, unter Leitung der von dem Könige ernannten Präsidenten der Wahlcollegien, erwählt werden; doch konnten nur solche gewählt werden, welche jährlich 1000 Franken directe Steuern bezahlten. Wie vortheilhaft diese entscheidende Maßregel auf die öffentliche Meinung wirkte, bewies das Steigen der öffentlichen Fonds, weil in Angemessenheit zur constitutionnellen Charte nun die Zurückgabe der Nationalgüter nicht befürchtet werden konnte und die innere Sicherheit eine feste Grundlage genommen hatte. Dieser Sieg der constitutionnellen Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyalisten, denen Ludwig XVIII. selbst nicht Royalist genug zu seyn schien, eine Zeitlang Einhalt gethan. In der Stellung Ludwigs zu diesen Parteien bildet die ganze Geschichte seiner Regierung seit 1815 das Gemälde des unglückseligsten Kampfes. Zahllose Verschwörungsgeschichten kommen in jedem Bericht von der politischen Lage Frankreichs zur Sprache. Bald waren die Hebel desselben der Nationalstolz, der unbeugsame Sinn der Bonapartischen Kriegsgefährten, der politische Fanatismus der heranwachsenden Jugend, bald die Forderungen der Aristokraten, hierarchische Umtriebe und kirchliche Intoleranz. Die Verflechtungen reichten oft herauf bis zu den ersten Staatsbeamten, bis zu den Ministern. Unter solchen Bedrängnissen traf der König, der für seine Familie innige Vorliebe im Herzen trug, der harte Schmerz der Ermordung seines Neffen, des Herzogs von Berry, der von einem, von blutigem Hasse gegen die Regentenfamilie erfüllten Fanatiker am 12. Febr 1820 erstochen ward. Doch ging des Mordes nächster Zweck, das Aussterben des in Frankreich regierenden Hauses der Bourbonen zu veranlassen, nicht in Erfüllung; denn die Herzogin von Berry gebar 7 Monate nach des Gatten Tode einen Sohn. Wie auch der alte Zwiespalt täglich neue Veranlassungen zum Hervortreten finden mochten, bald bei der Einführung neuer Gesetze, bald in der Beleuchtung der äußern Verhältnisse und der neuesten Schicksale der Bourbons auf dem spanischen und neapolitanischen Throne, bald in dem häufigen Wechsel der Minister; Ludwig blieb persönlich einem Vermittlungssystem fest zugethan, zu dessen Durchführung ihm nichts als rüstige Jugendkraft gebrach. Indessen

erhob nach der Ermordung des Herzog von Berry die Partei der Ultras aufs Neue ihr Haupt. An Decazes's Stelle, den die Ultraroyalisten als Beschützer der liberalen Ideen ansahen, trat Richelieu; die Regierung verschaffte durch ein neues Wahlgesetz dem Aristokratismus der reichern Grundbesitzer einen überwiegenden Einfluß auf die Wahlen für die Deputirtenkammer und hielt zugleich die bedenkliche Stimmung der öffentlichen Meinung durch Ausnahmegesetze, welche die persönliche und die Preßfreiheit betrafen, in Schranken. Schon der Beitritt Ludwigs zu dem Bunde der Hauptmächte auf dem aachner Congresse verflichtete die französische Regierung zu einer Politik, welche die Ausbildung der neuern Verfassung und Verwaltung Frankreichs immer mehr mit den monarchischen Grundsätzen des Stabilitätssystems in Uebereinstimmung zu bringen suchte. So schritt denn der strenge Royalismus langsam aber folgerichtig auf seiner Bahn fort; er faßte mit Villele's gewandter und kräftiger Hand seit 1822 ganz die Zügel der Regierung; und der Widerstand der Oppositionspartei ward endlich so gelähmt, daß sie im März 1823 denselben ganz aufgab und größtentheils den Wahlplatz des parlamentarischen Kampfes verließ. In derselben Zeit wurde der Ausbruch mehrer politischen Verschwörungen schon im Entstehen erstickt; und da nun, zumal nach Napoleons Tode, der Geist des Volkes von aller revolutionnairen Bewegung zu genesen schien: so that die Regierung auch in Hinsicht ihrer nach außen befolgten, bisher mehr die Maßregeln anderer Mächte billigenden als selbst mit eingreifenden, Staatskunst einen entscheidenden Schritt; sie griff um den Sieg des monarchischen Systems über das demokratische Princip zu vollenden, im April 1823 gegen die spanische Constitution zu den Waffen. Der alterschwache, körperlich an gichtische Uebeln leidende und geistig von den Zeichen der Zeit niedergedrückte Ludwig nahte sich indeß seinem Ende. Er starb am 19. Sept. 1824, und die Achtung des Auslandes und die Theilnahme seines Vaterlandes folgten ihm in die Gruft von St.-Denis nach. Welche Stelle man auch Ludwig dem Achtzehnten unter den Regenten des 19. Jahrh. anweist, immer wird man ihm zugestehen müssen, daß er kein ihm zu Gebote stehendes Opfer zu hoch achtete, um das den Königsstamm der Bourbons bedrohende Verhängniß zu beschwören. Auch ist es nicht zu verkennen, daß er unter den ungünstigsten Verhältnissen, niedergedrückt von den fürchterlichsten Schicksalen, da wo seine Persönlichkeit frei hervortreten konnte, immer eine großartige, edle, fromme und würdige Gesinnung offenbaret hat. Eine Biographie Ludwigs hat man von Alfons Beauchamp unter dem Titel: „Vie de Louis XVIII., Roi de France et de Navarre", in welcher jedoch der Standpunkt historischer Wahrheit vom Verfasser, der ein leidenschaftlicher Anhänger der Bourbonen ist, nicht selten verrückt ist.

Ludwig (Wilhelm August), Großherzog von Baden, wurden geb. den 9. Febr. 1763 zu Karlsruhe. Sein Vater war der damals noch über eine kleine Markgrafschaft regierende Karl Friedrich, seine Mutter Karoline Luise, geborene Landgräfin von Hessen. Der jüngste von drei Brüdern und sonach ohne große Aussichten in der Heimath, trat Ludwig, seiner Vorliebe für das Militair und dem gewöhnlichen Loose nachgeborener Prinzen folgend, in fremde Kriegsdienste, und wohnte als preußischer General den Feldzügen gegen die französische

Republik bei. Später nach Baden zurückberufen, war er nacheinander Vorstand einiger höhern Verwaltungsbehörden, des Finanzministeriums, der Forstadministration und zuletzt des Kriegswesens, bis ihn der Widerwille Napoleons aus der Nähe des Throns in ein ländliches Exil entfernte. Bald nach Napoleons Sturz eröffnete sich für Ludwig die Aussicht auf die Thronfolge, indem sein ältester Bruder, Karl Ludwig, schon 1801 nach als Erbprinz gestorben war, und 1817 auch der zweite, der Markgraf Friedrich, mit Tode abging. Am 8. Dec. 1818 starb der Großherzog Karl, Ludwigs Neffe, ohne einen Sohn zu hinterlassen, und Ludwig war Großherzog von Baden. Seine erste wichtige Regentenhandlung war die Feststellung der durch die von seinem Vorgänger den Unterthanen verliehene Verfassung gegebenen Rechte, zu welchem Ende er im April 1819 die Landstände zusammenberief. Es handelte sich jetzt vor allen Dingen darum, die Beschwerden der Mediatisirten einer Prüfung zu unterwerfen und sodann eine Commission zu ernennen, mit dem Auftrage, die Forderungen der vormaligen Reichsangehörigen mit dem Wohle des Landes und dem Texte der Constitutionsurkunde in Uebereinstimmung zu bringen. Wie schwierig auch diese Aufgabe seyn mochte, da Gesetz und Privilegium sich nothwendig bekämpften, so kam doch zwischen der großherzoglichen Commission und den Bevollmächtigten des ehemaligen Reichsadels ein Vertrag zu Stande, der bereits am 16. April 1819 bekannt gemacht wurde. So vortheilhaft derselbe auch für den Adel seyn mochte, so fühlte sich dieser doch in seinen Forderungen noch keineswegs befriedigt; aber was sollten nun die Nichtadeligen dazu sagen? Diesen war er ein Stein des heftigsten Anstoßes, wie sich auch bald darauf zeigte. — Der Großherzog eröffnete am 22. April 1819 die Sitzung des Landtages persönlich mit einer Rede, worin er sich verbindlich machte, den Buchstaben und Geist der von seinem Neffen und Vorgänger ertheilten Verfassungsurkunde zu befolgen; und am 29. ließ er die Kammer der Abgeordneten mit jenem, von ihm sanctionirten Vertrage bekannt machen. Aber schon am 3. Mai zeigte sich, welchen Widerstand derselbe finden würde. Vergebens bemühte sich die Regierung, ihn zu vertheidigen; die Kammer beschloß mit beträchtlicher Mehrheit, ihn als ungültig, nicht anzunehmen und den Souverain davon in Kenntniß zu setzen. Dieß veranlaßte Vorwürfe von Seite der Regierung, aber ohne Erfolg, und da dieselbe nun einmal mit der zweiten Kammer zerfallen war, fanden die Anträge der Letztern auch keinen Eingang mehr; es entstanden noch eine Menge Streitigkeiten, welche sich unter andern auch auf das Budget für die nächsten Jahre bezogen, bis endlich der Großherzog am 28 Juli die dießjährigen Sitzungen des Landtages schloß. Indessen waren von seiner Seite noch mehre Gesetzesentwürfe erfolgt, welche einen vollkommneren Gesellschaftszustand bezweckten; dahin gehörte die Abschaffung der Frohnen, der Loskauf von Hörigkeit und Erbunterthänigkeit und die Unterdrückung von Körperstrafen in Polizeisachen. Hierdurch für den Großherzog gewonnen, dankte die zweite Kammer ihm für die Standhaftigkeit, womit er sich den Versuchen des römischen Hofes, sich in die Angelegenheiten des Großherzogthums zu mischen, wiedersetzt hatte. — Uebrigens ist hier nachträglich noch zu bemerken, daß Ludwig unterm 3. März 1819 eine neue Eintheilung

festgesetzt hatte, nach welcher die Residenzstadt Karlsruhe dem Ministerial-Departement des Innern unmittelbar untergeordnet, das übrige Land aber in 6 Kreise eingetheilt ward. Seitdem wurde in Folge der, wegen der bekannten Territorialstreitigkeiten endlich abgeschlossenen Convention mit Baiern und Oestreich (Frankfurt den 10. Juli 1819), die bisherige östreichische Grafschaft Hohengeroldseck am Schwarzwalde mit Baden gänzlich vereinigt, wogegen der Großherzog einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes Wertheim an Oestreich abtrat. Im Juli 1820 wurden die Landstände zum zweiten Mal zusammen berufen, und da jetzt die Minister in mehren Punkten klüglich nachgaben, so waren mehre wohlthätige Gesetze die Folgen dieser glücklichen Uebereinstimmung mit den Kammern; wohin die Aufhebung der Ueberbleibsel der Leibeigenschaft, das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, die Feststellung des Einnahme- und Ausgabe-Budgets, die Gemeindeverfassung u. s. w. zu rechnen. Außer den Regierungshandlungen dieses Jahrs ist noch der Staatsvertrag merkwürdig, der zwischen Baden und Frankreich wegen der Rheinschifffahrt zwischen Strasburg und der Schweiz am 25. August 1820 zu Mainz abgeschlossen worden. Man sah darin seit 5 Jahren den ersten gelungenen Schritt über die Einrichtung der Rheinschifffahrt, nach Anleitung des pariser Friedens und der wiener Navigationsacte. Auf einer den 28. Juli 1821 zu Karlsruhe gehaltenen General-Synode kam unter Obhut des Großherzogs die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in Baden zu Stande. Wenn Ludwig durch diesen Act seinen Unterthanen eine wahre Wohlthat erzeigte, so bewies er auch überhaupt immer mehr, daß er in der Sorge für das Glück derselben das edle Vorbild seines unvergeßlichen Vaters zu erreichen strebte, und kräftig suchte er selbst den Stürmen von Außen her, welche den Wohlstand seines Landes zu unterdrücken drohten, die Spitze zu bieten. Zu diesen äußern Stürmen gehörten unter andern die im Jahr 1822 neu eingeführten französischen Zölle, die Fortdauer der holländischen Douanengesetze, das Zollsystem im rheinischen Preußen und die Mautheinrichtungen Baierns und Würtembergs. Durch alle diese Beschränkungen ward die innere Lage des Großherzogthums nichts weniger als erfreulich: denn sein Handel, der bis dahin in der Ausfuhr von rohen Stoffen, Schlachtvieh, Holz, landwirthschaftlichen Erzeugnissen und in einem nicht unbedeutenden Zwischen- und Durchfuhr-Verkehr bestanden hatte, ward dadurch so gut wie vernichtet, während die Bedürfnisse der Regierung fortdauerten und Befriedigung erheischten. Diesem Zustande entsprach die Rede, womit der Großherzog den im Jahre 1822 wieder versammelten Landtag eröffnete. Die darin ausgesprochenen wahrhaft väterlichen Gesinnungen und zugleich seine Handlungen konnten nicht verfehlen, ihm die Dankbarkeit und Liebe seiner Unterthanen in einem immer höheren Grade zu erwerben, und mit zuversichtlicher und treuer Hingebung antwortete und dankte ihm daher die zweite Kammer der Ständeversammlung. Sie blieb auch fast in der ganzen diesjährigen Sitzung in Uebereinstimmung mit der Regierung; nur machte das Budget große Schwierigkeiten. Den 10. April übergeben, blieb es bei dem Ausschusse, der zur Untersuchung desselben ernannt war, welche Mühe sich die Minister auch geben mochten, den Bericht darüber

zu beschleunigen. Den Grund dieser Verzögerung erkennend, vertagte der Großherzog die Versammlung auf 3 Monate, in der Voraussetzung, daß der Ausschuß in dieser Zeit seine Arbeit vollendet haben würde. Die Sitzungen nahmen den 4. Nov. wieder ihren Anfang und ein neues Conscriptions-System war der Hauptgegenstand, mit welchem die Kammern sich beschäftigten. Es wurde endlich mit Modificationen von den Ständen angenommen; doch mit dem Budget rückte man nicht von der Stelle, und da es in diesem Jahre nicht mehr zur Berathung kam, so hob der Großherzog am 3. Febr. 1823 den Landtag auf, ohne daß darüber abgestimmt worden wäre. — Als Repressalien gegen das neue französische Zollsystem verbot er die Einfuhr und den Verkauf französischer Weine, Liqueure, Branntweine und Essige aller Art. Seide und seidene Waaren, Kleidungsstücke, Hüte, Schuhe, Oele aller Art, Fabrikate von Wolle, Baumwolle, Leder, Leinen und alle diese Stoffe selbst, auch Bijouterien, Uhren und Bronzewaaren wurden zum Theil mit sehr hohen Eingangszöllen belegt. Für das Finanzministerium ordnete er 2 neue Sectionen an und traf überhaupt noch viele andere wohlthätige Einrichtungen. Auch bestätigte er die Wahl des Professors Wanker zum katholischen Erzbischofe, welche Stelle der früher schon gewählte Wessenberg ausgeschlagen hatte. — So ging der Großherzog Ludwig festen Schrittes dem Ziele entgegen, das er sich gesteckt hatte; das Vorbild seines Vaters, des Musters aller Fürsten, zu erreichen. So wie er ihm gleich war an Güte des Charakters, so stand er ihm auch an Festigkeit zur Seite; wo sich ihm nur Gelegenheit darbot, übte er schöne Menschlichkeit und seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand dazu. Er starb den 30. März 1830. Da er nie vermählt war, so folgte ihm der älteste der durch das Patent vom 4. October 1817 mit Successionsfähigkeit zu Markgrafen von Baden und großherzoglichen Prinzen ernannten vormaligen Grafen von Hochberg, seiner Halbbrüder, aus der Ehe seines Vaters mit dem Fräulein v. Geyer, **Leopold** (Karl Friedrich), am 29. August 1790 geboren.

Ludwig I., letztverstorbener Großherzog von Hessen, ward am 14. Juni 1753 zu Prenzlow in der Uckermark geboren, wo damals sein Vater Ludwig, Erbprinz von Hessen-Darmstadt, mit seinem Regimente als preußischer Generalmajor in Garnison stand. Den größten Theil seiner Jugendzeit verlebte Ludwig in Buchsweiler im Fürstenthum Hanau-Lichtenberg. Seine Mutter Heinriette v. Zweibrücken-Birkenfeld, damals noch Erbprinzessin, zog 1765 mit ihren Kindern von Buchsweiler nach Darmstadt, und Ludwig wurde besonders von dem Geschichtschreiber Wenck unterrichtet, der kräftig auf dessen Erziehung einwirkte. Ludwig ging 1769 nach Leyden, wo er, außer juristischen Collegien, auch Vorträge über Mathematik, Physik u. s. w. hörte. Nach einer Reise durch die Niederlande, Frankreich und England gab dem Prinzen die Vermählung seiner Schwester mit dem damaligen Großfürsten Paul von Rußland (1773) Veranlassung, in russische Kriegsdienste zu treten. Seine kriegerische Laufbahn endigte aber damals der Friedensschluß zu Kutschuk-Kainardschi, und Ludwig kehrte nach Darmstadt zurück. Hier lebte er der Wissenschaft, der Kunst und einer stets fortschreitenden Vorbereitung zu seinem künftigen Berufe. Die Musik sprach ihn früh wie während seines

ganzen Lebens besonders an; aber auch Malerei und Mechanik. 1777 vermählte sich Ludwig mit Luise Karoline Henriette, Tochter seines Oheims, des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen, einer geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin. Der Tod des Landgrafen Ludwig IX. rief ihn 1790 zur Regierung. Bald nachher verlor Ludwig seine hanau-lichtenbergischen Besitzungen. Seine Truppen kämpften am Rhein, im Elsaß und in den Niederlanden; er selbst wohnte der Belagerung von Mainz bei. Endlich aber sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen und sich erst nach Gießen, späterhin nach Sachsen zu begeben. Darmstadt und Gießen waren von den Franzosen besetzt. Die Kriegsereignisse am Main und Rhein nahmen die Thätigkeit Ludwig's und die erschöpften Cassen seiner Unterthanen bis zum März 1799, wo ein Separatfrieden zwischen Darmstadt und Frankreich geschlossen wurde, fortwährend in Anspruch. Der luneviller Friede (1801) vereinigte Ludwig's Besitzungen auf dem linken Rheinufer mit Frankreich. Der Reichsdeputationshauptschluß nahm ihm noch andere Besitzungen, gab ihm aber neue, worunter das Herzogthum Westfalen die wichtigste war. Nur nach langem Kampfe trat Ludwig, der gern das Ergriffene festhielt, 1806 zum rheinischen Bunde, wurde Großherzog und hob am 1. Oct 1806 die in einem Theile des Landes bestehenden alten Landstände auf. Die Verbindung mit Frankreich forderte Opfer aller Art, und Hessen fochten bei Badajoz, bei Wagram und in Rußland. Hatte Ludwig gezögert, Frankreich sich anzuschließen, so zögerte er nun, den übernommenen Verpflichtungen treu, auch mit dem Rücktritte, und schon waren russische Truppen in seiner Residenz gewesen und Baiern hatten die Staatscasse versiegeln wollen, als Ludwig durch seinen Bevollmächtigten im Nov. 1813 mit den verbündeten Mächten die frankfurter Convention abschloß. Auf dem wiener Congresse erwarb er Mainz mit der Rheinprovinz, mußte aber Westfalen abtreten, ein Verlust, der ihm wehe that. Beim Antritte seiner Regierung hatte er 300.000 Einwohner auf 100 Quadratmeilen vorgefunden, und besaß nun ein Gebiet von 185 Quadratmeilen mit 680 000 Einwohnern. Es war Friede geworden, aber im Lande war Gährung. Gute und böse Absicht, Streben nach echter neuer Freiheit und Aristokratenumtriebe mischten sich durcheinander; besonders im hessischen Odenwald. Truppen marschirten, Untersuchungen begannen und wurden namentlich vom Kanzler Arens in Gießen mit Vorliebe geleitet, bis endlich die Verfassungsurkunde vom 17. Dec. 1820 die Spannung friedlich löste. Allgemeiner Beifall lohnte den Großherzog für diese Verfassung. Mehre Landtage berief er noch; den letzten, wie die frühern, eröffnete er in eigner Person vom Alter gebeugt, am 2. Nov. 1829. Während des letzten Landtags stürmten Unglücksfälle auf ihn ein. Seine Gemahlin, mit der er am 19. Febr. 1827 das goldene Hochzeitfest begangen hatte, starb am 24. Oct. 1829 auf ihrem Landsitze Auerbach, und Ludwig folgte, beinahe unerkannt, nach ausgelöschter Laterne am gewohnten Fuhrwerke, von fern dem Leichenzuge nach Darmstadt. Bald nachher verlor er einige seiner nächsten Verwandten. Er selbst litt an Wechselfieber, Gicht, Lungenbeschwerden. Ein Schlagfluß trat hinzu und er starb am 6. April 1830, 40 J. nach s. Regierungsantritte.

— Ludwig gab nie der politischen Verketzerungssucht Gehör, und wo er die Gesetze feindlich wirken lassen mußte, entzog er doch deßhalb nicht seine persönliche Zuneigung. Der Redefreiheit trat Ludwig niemals, selbst unter Napoleon nicht in den Weg; geheime Polizei würde er nie geduldet haben. Gleich nach seinem Regierungsantritte erlaubte er den Katholiken in Darmstadt öffentliche Gottesverehrung und begünstigte die Vereinigung der Lutheraner mit den Reformirten, wollte aber deßhalb keinen Zwang ausgeübt wissen. Er war Kunst- und Künstlerfreund und eifriger Förderer der Wissenschaft. Die Universität zu Gießen erhob sich unter ihm, die Gymnasien wurden reicher ausgestattet, neue Schulen angelegt, die Sammlungen von Gemälden, Naturalien, Antikenabgüssen und Kunstschätzen aller Art in Darmstadt gegründet, der Kunstsammlungen in Mainz gedacht, die Hofbibliothek in Darmstadt reichlich vermehrt, mit den Doubletten derselben die Universitätsbibliothek zu Gießen beschenkt, talentvolle Künstler wurden unterstützt, und endlich in Darmstadt ein Hofoperntheater mit einem herrlichen Orchester wahrhaft erzogen. Thätigkeit war für ihn Bedürfniß. Selbst als hochbetagter Mann begann er mit grauendem Morgen sein Tagewerk, las zuerst die neuesten politischen und wissenschaftlichen Blätter, nahm schriftliche Arbeit vor und erledigte die Regierungsgeschäfte. Ludwig war einfach ohne Prunk. Er war menschenfreundlich und gerecht, fest, beharrlich, getreu, den Menschen nach seinem innern Werthe wägend, nicht nach Rang, Titeln und Abkunft.

Ludwigsburg, die zweite Residenzstadt des Königreichs Würtemberg, im Neckarkreise, der Sitz der Regierung und der Finanzkammer dieses Kreises, die ihren Anfang von einem Jagdschlosse nahm, das der Herzog Eberhard Ludwig seit 1697 hier erbaute. Die Stadt liegt unter 26° 52′ L. und 48° 54′ Br., ist eine der schönsten Städte Deutschlands, hat 900 Gebäude und 6300 Einwohner ohne das Militair. Sie hat 4 lutherische Kirchen, einen reformirten Betsaal und eine katholische Gemeinde, dann ein Waisenhaus, ein Zuchthaus, eine königliche Tuchmanufaktur, eine königl. Porzellan- und Fayencefabrik, ein Zeughaus und eine Stückgießerei. Das prächtige königl. Residenzschloß, das jetzt die verwitwete Königin bewohnt, hat in seinem Innern viele Merkwürdigkeiten; auch der Schloßgarten, die Favorite, die königl. Maierei mit dem Grabmale des Grafen von Zeppelin, und die Anlagen, die das Schloß umgeben, bieten viele sehenswerthe Gegenstände dar. In vorzüglichem Sinne gilt dieß von dem Lustschlosse Monrepos, das drei Viertelstunden von Ludwigsburg liegt.

Luft, im weitern Sinne jedes Gas (s. d.), im besondern das atmosphärische, welches als Luft- und Dunstkreis unsern Erdball umgibt. Ueber die Eigenschaften desselben s. auch Gasarten.

Luftball, Luftballon, Luftmaschine, s. Aëroſtat.

Lufterscheinungen, s. Atmosphäre und Meteore.

Luftheizung. Solche vervollkommnete der Professor Meißner in Wien am polytechnischen Institut in der technischen Chemie. Er leitet nach hydrostatischen Gesetzen den warmen Luftstrom aus der die Hitze concentrirt enthaltenden Heizkammer (Ofen) durch hoch liegende Canäle in der Mauer in die zu erwärmenden Räume, und führt gleiche

Massen der kältesten Luft am Fußboden in die Heizkammer zurück, wodurch überall die Wärme gleichartig wird. Die Heizkammer hat einen Ofen von Gußeisen, mit einem besonderen Rauchfang im Keller oder in der Küche. Jedes zu erwärmende Zimmer hat zwei Schieber zur Hemmung der ein- oder ausströmenden Luft. Eine dritte, mit einem Schieber versehene Oeffnung im Zimmer und in der Heizkammer verbindet letztere mit der atmosphärischen Luft. Diese Einrichtungen, den Ofenmantel ꝛc. beschreibt Meißner in der „Heizung mit erwärmter Luft", Wien 1823, 2te Auflage. Es soll dieß über ein Drittel der Feuerung ersparen und gegen Feuersgefahr sichern. Einen ähnlichen Zweck hat des Forstmeister Binge zu Rendsburg Kalefactor (Luftwärmer). Eine an jedem Ofen leicht anzubringende Maschine von Eisenblech fängt den Wärmestoff in Rauch auf, erwärmt, mittels der beständig durch- und ausströmenden glühend heißen Luft, ein Zimmer früher, ehe der Ofen warm geworden, und erspart viele Feuerung.

Luftkreis, s. Atmosphäre und Dunstkreis.

Luftpumpe, ein Instrument von großer Wichtigkeit, weil es die Elastizität, Dichtigkeit und Schwere der Luft in tausend Versuchen versinnlicht, ward erfunden 1650 von Otto von Guerike (s. d.), Bürgermeister zu Magdeburg, und dient vorzüglich dazu, die in einem eingeschlossenen Raume befindliche Luft zu verdünnen, oder den Raum luftleer zu machen, wie man es nennt, obwohl durch dieses Instrument die Luft nie gänzlich daraus gezogen werden kann; dann aber auch die Luft in einem solchen Raume zu verdichten, d. h. mehr Luft in diesen Raum hineinzupressen. Die wesentlichen Stücke einer Luftpumpe sind ein hohler, starker, messingener oder überhaupt metallner Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In diesen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine, daran angebrachte Zugstange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niederzogen werden kann. Der Boden des Stiefels steht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden soll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, so müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in den Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterm entstehen. Allein durch die hineingehende Röhre strömt, vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das gestörte Gleichgewicht herzustellen strebt, ein Luftstrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun bei dem Zurückstoßen des Stämpels diese eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, sondern einen andern Ausweg nehmen müsse, sind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon sich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber sich aufwärts öffnen. Das Gefäß, dessen man sich bedient, um die Luft aus demselben zu pumpen, ist am schicklichsten eine gläserne Glocke. Diese steht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten, messingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß Alles völlig luftdicht seyn müsse. Ist die Luft unter der Glocke ausgepumpt oder verdünnt, so wird die Glocke, durch den Druck der atmosphärischen Luft, so fest auf den Teller gedrückt, daß man sie nicht anders wieder abnehmen kann, als nachdem man wieder Luft hineingelassen. Otto von Guerike

zeigte den ungeheuern Druck der Luft auf einen hohlen luftleeren Körper dadurch, daß er eine hohle kupferne Kugel von 1½ Fuß Durchmesser, die aus zwei genau auf einander passenden Halbkugeln bestand, auspumpte; hierauf 16 Pferde an beide Seiten der Kugel spannen ließ, welche doch nur mit äußerster Mühe die Halbkugeln auseinander rissen. Man hat berechnet, daß der Druck der Atmosphäre auf jeden □Fuß Fläche 2167 Pfund, also auf den menschlichen Körper, der im Durchschnitt etwa 15 □Fuß Oberfläche hat, 32505 Pfund beträgt, welchem aber durch die in dem Körper eingeschlossene Luft das Gleichgewicht gehalten wird. Die auffallendsten Versuche, welche sich mit der Luftpumpe anstellen lassen, sind etwa folgende. Unter der luftleeren Glocke sinkt das Barometer, zum Beweis, daß es von der Schwere der Luft gehalten wurde; es läßt sich aber nie zu einem völlig wagerechten Stande in beiden Schenkeln des Barometers bringen: ein Beweis, daß die Luftpumpe die Luft unter der Glocke zwar sehr verdünnen, aber doch nie gänzlich herausbringen kann. Nimmt man statt der Glocke einen oben offenen Cylinder, der mit einer Glasplatte bedeckt ist, so wird das Glas von der Schwere der Luft zerdrückt. Quecksilber wird durch ein dickes hölzernes Gefäß getrieben. Wasser, Bier, Milch schäumen im luftleeren Raume, d. h. die in diesen Flüssigkeiten eingeschlossene Luft tritt nun in Blasen heraus. Nur mäßig warmes Wasser wallt wie wenn es an der äußern Luft kochte. Ein brennendes Licht erlöscht unter der luftleeren Glocke; Thiere, vorzüglich warmblütige, sterben darunter sehr schnell; Schießpulver entzündet sich nicht, sondern schmilzt, wenn man es mit einem Brennglase anzünden will; eine in Bewegung gesetzte Glocke klingt darin nicht; endlich ein leichter und ein schwerer Körper, z. B. ein Goldstück und eine Feder, fallen darin zu gleicher Zeit zu Boden, weil der Widerstand der Luft fehlt, welcher die Feder im Fallen aufhält.

Luftröhre, der bei Säugthieren und Vögeln aus Knorpeln und Häuten bestehende Canal, der sich von der Zungenwurzel aus, längs des Halses, bis in die Lungen erstreckt und zum Ein- und Ausathmen dient. Der oberste Theil, Kehlkopf, Adamsapfel, besteht aus sechs verschiedenen Knorpeln, der mittlere Theil, oder der Luftröhrenstamm, ist aus vielen knorpeligen, mit Haut überzogenen Ringen zusammengesetzt, und theilt sich, bei dem Eintritt in die Lungen, in eine Menge eben so beschaffener Aeste, Bronchien, welche sich endlich in kleine blinde Säcke endigen. Außer dem Athmen dient der Kehlkopf insbesondere zur Hervorbringung der Stimme und der Sprache.

Luftröhrenentzündung, s. Croup und Bräune.

Luftsäure, kohlensaure oder fixe Luft. (S. Gasarten.)

Luftspiegelung, s. Fata Morgana.

Lüge ist formale Abweichung von dem Gesetze der sittlichen Uebereinstimmung des Innern mit dem Aeußern. Man lügt daher nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Handlungen. Ueberall ist Lüge, wo wir wissentlich die Wahrheit verleugnen, anders reden und handeln, als wir reden und handeln sollten. Jede vorsätzliche Lüge ist eine Entwürdigung unsres sittlichen Charakters, ein Verrath unsrer Freiheit und Würde. Im juridischen Sinne heißt Lüge nur eine solche Unwahrheit, wodurch ich Andern zu schaden suche. Die Moral kennet diesen Unterschied nicht. In diesem juridischen Sinne war die

Verleugnung Petri nicht nur nicht strafbar, sondern selbst zu entschuldigen, und dennoch beweinte er sie bitterlich, weil er sie als Schändung seines eigenen Charakters betrachten mußte. Man unterscheidet ferner Falsiloquium, Nothlüge und Mendacium. Jene hält man für erlaubt, weil sie auf einen guten Zweck, etwa zur Abwendung des Uebels, das aus der Wahrheit entspringen konnte, gerichtet ist. Wenn es aber für eingeschränkte Wesen, die nie die Folgen der Dinge richtig zu ermessen im Stande sind, eine allgemeine Regel ist, nichts Uebels zu thun, damit etwas Gutes daraus entstehe: so darf man auch um guter Zwecke willen nicht lügen, indem jede vorsätzliche Lüge, wenn ich auch der Person, die ich belüge, kein Unrecht dadurch zufüge, eine Beleidigung der Menschheit überhaupt ist, indem ich dadurch, so viel an mir ist, mache, daß Aussagen keinen Glauben verdienen. Eine unwahre Aussage hingegen, etwa zur Beruhigung eines Wahnsinnigen, kann nicht als Lüge betrachtet werden, weil der Wahnsinnige nicht als Person betrachtet werden kann.

Lugger, ein leichtes Schiff mit zwei Masten und einem sehr langen Bogspriet, das daher schnell segelt und lange zu Postschiffen gebraucht wurde, bis man die sogenannten Dampfschiffe zum gewissen Schnellsegeln noch geeigneter als die Lugger fand, deren Bauart in England zuerst erfunden und besonders in der Kriegsflotte benutzt wurde.

Lully (Giovanni Battista), der Schöpfer der französischen Tonkunst, ward geboren zu Florenz 1633, folgte schon in seinem 12. Jahre dem Chevalier von Guise nach Frankreich und kam als Küchenjunge an den Hof der Mademoiselle von Montpensier. Hier bemerkte Ludwig XIV. bald seine musikalischen Anlagen, er nahm ihn in seine Dienste und gab ihm die neuerrichtete sogenannte Bande des petits violons unter seine Leitung. In kurzer Zeit gelangte dieselbe durch Lully's Sorgfalt und die vortrefflichen Compositionen, die er für sie verfertigte, zu einer noch höhern Achtung, als die Bande des vingt quatre, welche schon früher bestanden hatte und die berühmteste Capelle von ganz Europa war. Der Ruhm, den er sich hierdurch erwarb, stieg nun immer höher; er ward Oberaufseher der königlichen Capelle und erhielt nach des Abbé Perrin Abgang, 1672, die Direction der Oper, welcher er diejenigen Einrichtungen gab, deren sie sich noch heutzutage mehr oder weniger zu erfreuen hat. Er begann nun diejenigen Opern zu componiren, die sich über 100 Jahre auf dem pariser Theater erhalten haben und noch immer mit Enthusiasmus ausgeführt werden. Sein Eifer bei Aufführung eines „Te deum" zur Wiedergenesung des Königs verursachte seinen Tod; er stieß sich beim Tactschlagen mit dem Rohre heftig auf die Zehen, und da er sich dieselben nicht abnehmen lassen wollte, so schlug bald darauf der Brand dazu und er starb 1687 im 54. Jahre.

Luna, s. Selene.

Lund, s. Schonen.

Lüneburg, ehemaliges Fürstenthum in Niedersachsen, jetzt eine Landdrostei (mit Neuhaus 204 Q.M., 280000 E., fast alle Lutheraner) des Königreichs Hanover. Die Elbe, welche hier die Jeetze, Ilmenau (mit der Luhe) und Seeve aufnimmt, bildet größtentheils die Grenze gegen Nordosten. 10—12 Meilen von der Elbe entfernt und mit derselben gleichlaufend, fließt die Aller, welche der Weser

angehört, durch den südl. Theil des Landes und nimmt die Oker, Fuse, Leine und Böhme auf. Die Mitte des Landes besteht aus einer im Ganzen magern Ebene, welche sich in mannigfaltigen Hügelketten gegen die Elbe hinabsenkt. Sie ist größtentheils mit Haide bedeckt, doch gibt es auch bedeutende Torfmoore und ausgedehnte Waldungen, besonders von Fichten. An den kleinen Flüssen ist der Boden hin und wieder gut angebaut, z. B. in der Gegend von Lüchow und Uelzen, wo guter Flachs gewonnen wird. Die Haidegegend zieht die u. d. N. Haidschnucken bekannte Schafgattung; sie trägt Wachholder-, Bick-, Heide- und Moosbeeren in großer Menge und wird zur Bienenzucht fleißig benutzt; doch nimmt der Anbau des Bodens bedeutend zu. Indeß sind diese großen Haiden und Moore noch nicht wie in der Mark Brandenburg wenigstens mit Holz besamt, und die Gemeinheitstheilungen erfolgen nur langsam. Die Marsche an der Elbe und deren Nebenflüssen gehören zu den fruchtbarsten, reichsten und bevölkertsten Gegenden von Deutschland, und werden fast mehr noch zur Viehzucht und zum Gartenbau als zum Ackerbau benutzt. Die Dämme, welche sie gegen Ueberschwemmungen schützen, erfordern ungeheure Kosten. Bei Lüneburg streicht ein Gypsflötz an mehren Stellen zu Tage aus. In demselben finden sich nesterweise die merkwürdigen Boraciten, und in seiner Nähe die berühmten Salzquellen. Außerdem ist eine schwache Salzquelle zur Sülze (3 Meilen von Celle) und eine Erdölquelle zu Edemissen. In der Gegend von Lüchow ist ein Bezirk, Drawän, auch das Wendland genannt, dessen Einwohner in Sprache und Sitten Spuren ihres wendischen Ursprungs zeigen. Durch dieses Fürstenthum läuft die Hauptstraße des Handels zwischen Hamburg und dem innern Deutschland. Der Stapelort desselben ist Lüneburg. Minder bedeutend ist der Waarenzug von Hamburg über Haarburg und Celle, von Bremen über Celle und von Lübeck über Lüneburg. Fabriken und Manufacturen sind unbedeutend, jedoch Garnspinnerei, Leinweberei, Strumpfstrickerei und Holzarbeiten sehr verbreitet. Im Ganzen herrscht ziemlicher Wohlstand. — **Lüneburg**, Hauptst. des Fürstenthums, Sitz der Herzoge bis 1369, an der bis hieher schiffbaren Ilmenau, 3 Meilen vom Ausflusse derselben in die Elbe, mit 12.400 E. An ihrem westl. Ende liegt der Kalkberg, ein Gypsfelsen, auf welchem im 10. Jahrh. das Michaeliskloster und Befestigungen angelegt wurden. Das erstere wurde in die Stadt verlegt und seit 1655 in eine Ritterakademie umgewandelt. Lüneburg hat ein Gymnasium, 2 Bibliotheken, eine Zucker-, Karten- und Tabacksfabrik. Die Festungswerke sind eingegangen; der Felsen wird zu einem Gypsbruche benutzt, deren sich noch zwei andre in der Nähe der Stadt finden. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichsten (die eine ist vollkommen gesättigt) aufgefangen, und ihre Soole ohne vorgängige Gradirung versotten. Seit einigen Jahren benutzt man sie auch zu Soolbädern. Mit Salz und Kalk, mit den Erzeugnissen der Umgegend (Wollenwaaren, Leingarn, Wachs, Honig, Neunaugen ꝛc.) führt die Stadt einen nicht unbedeutenden Handel; doch ist die Spedition viel wichtiger. — In dem Treffen bei Lüneburg am 2. April 1813 wurde die überlegene Kriegsmacht des franz. Generals Morand durch die Generale Dörnberg und Czernitscheff gänzlich vernichtet, und der Freiheitskrieg in Deutschland glücklich eröffnet. 4 Meilen südwestlich von

Lüneburg liegt die Görde, ein schöner Wald mit einem königl. Jagdschlosse, in deren Nähe am 16. Sept. 1813 die Division Pecheux durch Walmoden'sche Corps gleiches Schicksal erfuhr.

Luneville, eine offene, schön gebaute Bezirksstadt des franz. Dep. La Meurthe in der Gabel der Flüsse Meurthe und Vezonze, in einer fruchtbaren Ebene, mit einem jetzt zur Caserne eingerichteten Schlosse und 11.500 Einw., wo der letzte Herzog von Lothringen, der Exkönig Stanislaus Leszynski von Polen, residirte. Der Kalkstein, mit welchem, in Ermangelung anderer Steine, die Stadt gepflastert ist, schadet sehr den Augen. Die Industrie beschränkt sich auf eine Steingut- und eine Liqueurfabrik, sowie auf einige Strumpfwebereien; Handel mit Getreide und Wein.

Luneviller Friede, den Febr. 1801, geschlossen von Oestreich (auch im Namen des ganzen deutschen Reichs) und der franz. Republik auf die Grundlage des Friedens von Campo-Formio (s. d.). Belgien und das linke Rheinufer wurden förmlich an Frankreich abgetreten, sowie Mailand und Mantua an die cisalpinische Republik; Venedig und das Gebiet bis an die Etsch, Istrien und Dalmatien mit Cattaro dagegen an Oestreich. Die Erbfürsten des linken Rheinufers sollten innerhalb des Reichsgebiets entschädigt werden. Ferner trat Oestreich das Frickthal nebst dem Landstriche zwischen Basel und Zurzach an Frankreich ab, das beides an Helvetien (1802) überließ. Den Breisgau gab Oestreich dem Herzoge von Modena und willigte in die Einrichtung des Königreichs Hetrurien, wogegen der Großherzog von Toscana in Deutschland entschädigt werden sollte. Der Thalweg des Rheins machte die Grenze gegen Frankreich; die Schifffahrt des Rheins sollte frei seyn. Sie war es auch bis 1804 wo für die vollständige Entschädigung mehrer Reichsstände eine Rheinschifffahrtsabgabe festgesetzt ward.

Lunge, 1) (pulmo, Anat.), das zum Athemholen dienende, den größten Theil der Brusthöhle ausfüllende Körperorgan; ist eigentlich ein einfacher Theil, der aus einer rechten und linken Abtheilung (Lungenflügel) besteht, die beide durch die Luftröhre zu einem Ganzen verbunden sind. Da indessen in der Brusthöhle jede Abtheilung in einem besondern, von dem Brustfelle gebildeten Sack aufgenommen ist; so betrachtet man auch die Lunge als ein Doppeltorgan und unterscheidet also eine rechte und eine linke Lunge. Die Lunge besteht wesentlich aus einer Schleimhaut, welche vom Kehlkopfe aus durch die Luftröhre sich fortsetzt, in deren Verzweigungen und Endungen (den Luftzellen) aber sich zu einer großen Fläche entwickelt, um welche herum, außer Ernährungsgefäßen, Saugadern und Nerven, sich die Lungengefäße ausbreiten, welche das durch das Athmen umzuändernde Venenblut (als Lungenarterien) zur Lunge, das umgeänderte Arterienblut aber (als Lungenvenen) aus der Lunge zum Herzen führen. Die durch die Luftzellen zunächst gebildete Lungensubstanz wird durch Zellstof zu kleinen Läppchen (lobuli) vereinigt, von denen jedes in sich so geschlossen ist, daß die Luft von ihm aus nicht in ein benachbartes übergeht. Diese kleinen Lappen vereinigen sich aber zu größern (Lungenlappen, lobi pulmonis), wodurch der rechte Lungenflügel gewöhnlich in drei, der linke in zwei Theile, gleichsam durch Einschnitte (incisurae interlobulares), der Quere nach geschieden ist. So bildet sich

eine weiche, schwammige Masse, deren äußere Fläche durch eine Fortsetzung des Brustfelles als äußere Lungenhaut, überzogen ist; die äußere Fläche dieser Haut ist glatt, liegt in dem von dem Brustfelle für jeden Lungenflügel gebildeten Sack ganz frei und ist im natürlichen Zustande von einem wässerigen Dunste umgeben. Die Verdoppelung des Brustfelles, welche sich bildet, indem dasselbe noch einen besondern innern Ueberzug der Lunge abgibt, hat man auch Lungenbänder (ligamenta pulmonis), genannt, sowie auch die für die Lungenlappen auf gleiche Weise sich bildenden Fortsetzungen derselben Haut, Zwischenlungenbänder (ligamenta interlobularia). Im Allgemeinen hat die Lunge die Form eines Kegels, der aber eine unebene, nach der Bildung der benachbarten Theile convexe oder concave Fläche hat. Der rechte Lungenflügel ist etwas kürzer, aber breiter, der linke dagegen länger, aber schmäler. Wie die Brusthöhle überhaupt, ist auch die Lunge im weiblichen Körper etwas kleiner, kürzer und von zarterem Gewebe. Die Entwicklung der Lunge geht beim Embryo nur langsam vor sich; in den früheren Monaten ist sie von dem verhältnißmäßig weit größeren Herzen und der Brustdrüse in der Brusthöhle ganz zurückgedrängt; kurz vor der Geburt liegt sie noch zusammengepreßt im hintern Theile der Brusthöhle, ohne, wie nach dem Einathmen, den größten Theil der Brusthöhlenwände mit der äußern Fläche zu berühren; ihr Gewebe ist noch dicht, leberartig; ihre Farbe ist anfänglich weißröthlich und wird nach und nach dunkelroth; die Schwere des Körpers verhält sich zu der der Lunge vor der Geburt wie etwa 70:1, nach der Geburt aber nur wie 35:1; die Farbe wird nach dem Einathmen hellröther, doch bleibt sie noch bis gegen das 18. und 20. Jahr lichtgrauroth; dann wird sie dunkler und blauschwärzlich marmorirt; beim Einschnitt zeigt sie innerlich sich grauroth, ebenfalls mit schwarzen Flecken marmorirt. Das Gewicht der ganzen Lunge ist beim Erwachsenen etwa 4 Pfund. Fortwährend wird auf ihrer innern Fläche Schleim und Blutwasser ausgesondert, das zum Theil beim Ausathmen entweicht. An sich gehört die Lunge nicht zu den sehr empfindlichen Theilen; doch besitzt sie in ihrer innern Fläche eine eigenthümliche Reizbarkeit beim Zutritt fremdartiger Stoffe, die von der Verbreitung der Verzweigung der Luftröhre und den diese begleitenden Nerven ausgeht. Im höhern Alter wird das Gewebe der Lunge wieder dichter und ihre Farbe dunkler, blauschwarz; es sammelt sich mehr Schleim an; daher auch das bejahrten Personen eigenthümliche beschwerliche Athmen und Husten. Selten bleibt auch die Lunge bis zum spätern Lebensalter von krankhaften Affectionen ganz frei. Die gewöhnlichste Anomalie ist das theilweise oder gänzliche Verwachsen der Lunge mit dem Brustfelle, eine gewöhnliche Folge von auch schon leichten entzündlichen Katarrhen; daher man selten nach den ersten Jugendjahren die Lungen in Leichen wenigstens nicht theilweise durch einzelne Fasern, besonders hinterwärts mit dem Brustfelle zusammenhängend findet. 2) (Zoot.), in dem Thierreiche findet sich eine eigentliche Lunge erst bei Amphibien; doch ist ihr Gewebe hier noch sehr zellig und blasenartig; bei Fröschen und Salamandern hat sie eine bedeutende Größe und ragt weit in die, von der Brusthöhle noch nicht getrennte Bauchhöhle hinein; eine Luftröhre mit ihren Verzweigungen fehlt meist. Schlangen haben nur einen einfachen, schlauch-

ligen Lungensack, der unter dem Rückgrath bis zum Schwanzende sich erstreckt. Bei Vögeln stellt die Lunge sich in zwei plattgedrückten, schwammigen, hochrothen, an die Rückenwand angehefteten Zellkörpern dar; sie erstrecken sich, da auch hier das Zwerchfell fehlt, bis zu dem Becken. Von den Luftzellen führen mehre Oeffnungen zu andern Luftzellen oder Säckchen, welche von der gemeinsamen, die Rumpfhöhle auskleidenden Haut gebildet werden, von denen aber ein Paar jedes bedeutende Eingeweide umgibt, wodurch auch die Luft selbst in die Knochen zu daselbst befindlichen Zellen geleitet wird; alle diese Lufthöhlen stehen unter einander in Verbindung; hierdurch wird der Flug der Vögel sehr erleichtert. Die Lunge der Säugethiere entspricht im Allgemeinen der menschlichen Lunge; doch ist sie bei den amphibien- und fischartigen Säugethieren nicht in Lappen getheilt und ihre Zellen hängen unter sich zusammen. Bei den übrigen Säugethieren ist die Zahl der Lappen, besonders des rechten Lungenflügels, größer, ihre Farbe meist leichtweißröthlich. Aber auch bei Thieren, welchen die Lunge finden sich lungenartige Theile als Athemsorgane, bei den Fischen Kiemen, bei den Insecten Luftröhren u. s. w. 3) (Jagdw.), so viel wie Geschlinge.

Lungenprobe, ein Versuch, den man (bei dem Verdachte des Kindermords) mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vornimmt, um auszumitteln, ob das Kind nach der Geburt gelebt habe oder nicht. Man legt nämlich die Lungen in reines Wasser, um zu sehen, ob sie zu Boden sinken, oder oben schwimmen. Vor der Geburt sind die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Brusthöhle zusammengezogen, fest und specifisch schwerer als das Wasser. Sie sinken daher im Wasser sowohl ganz als stückweise zu Boden, und wenn man sie zerschneidet, so dringen keine Luftbläschen hervor, weder in noch außer dem Wasser, auch zeigt sich wenig Blut dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, so ist auch Luft in die Lunge eingedrungen, dadurch die Brusthöhle erweitert, die Lungen selbst sind ausgedehnt worden, erscheinen von lockerer schwammiger Substanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Brusthöhle aus. Sie schwimmen nun, specifisch leichter als das Wasser, auf demselben sowohl in Verbindung mit dem Herzen als auch ohne dasselbe, sowohl ganz als in Stücke zerschnitten. Beim Zerschneiden selbst hört man einen eignen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und steigt, wenn man die Lungen unter dem Wasser zusammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerschnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils schaumiges Blut. Man hat gegen die Gewißheit der Lungenprobe Folgendes eingewendet: 1) Es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dieß könnte nur der Fall seyn: a) durch Einblasen; allein in diesem Falle ist die Brust des Kindes nicht gewölbt, es ist nur sehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es ist nicht hellroth, nicht schaumig; b) durch Fäulniß; allein in diesem Falle müßten auch die übrigen Theile davon ergriffen seyn; die Lungen sind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen sich an denselben nur auf der Oberfläche und nicht bis in die innere Substanz, wenn nicht der äußerste Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerstört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre. Dieß ist unerweislich und streitet mit der Natur und mit dem Begriffe von Lebensäußerung

3) Es kann ein Theil der Lungen schwimmen, ein anderer untersinken; dieser Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geschwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar seyn, und bei großer Schwäche des Kindes einen geschehenen Versuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiterfortzusetzen beweisen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zustand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht statt. Mit gehöriger Rücksicht auf alle vorhandene Umstände und Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln, ferner mit gehöriger Untersuchung des äußern Ansehens des Kindes und der Beschaffenheit der übrigen Eingeweide ist die Lungenprobe als zuverlässig zur Entscheidung über die Frage, ob das Kind nach seiner Geburt gelebt habe oder nicht, anzusehen. Man hat noch eine andere Lungenprobe vorgeschlagen, welche auf dem Verhältnisse des Gewichts des ganzen Körpers, sowohl zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; sowie eine dritte von dem Umfange des Brustkastens vor und nach dem Athemholen; allein beide sind verwickelter, mühsamer, und doch unsicherer als die erstere.

Luisiade, s. Camoens.

Lusitania, Lusitanien, s. Hispanien und Portugal.

Lustseuche (venerische Krankheit, lues venera, Med.) gehört unter die Krankheiten der neuern Zeit, zugleich aber unter die, wiewohl in den verschiedenartigsten Formen, unter beiden Geschlechtern, unter Personen jedes Lebensalters und unter allen Nationen am häufigsten vorkommenden. Die erste sichere historische Spur der Lustseuche findet sich zu Ende des 15. Jahrh., indem sie bei der Belagerung von Neapel durch die Franzosen 1493 unter den Belagerungstruppen zuerst ausbrach (daher auch damals Mal de Naples genannt), von hier aber unglaublich schnell sich über den größten Theil von Europa verbreitete. Ueber ihren Ursprung sind die Meinungen getheilt, indem a) nach Einigen sie eine sehr alte, nur nicht eigen unterschiedene Krankheit ist, die in jener Zeit mit mehrer Heftigkeit ausbrach und größeren Umfang erhielt, b) nach Andern unter den Maronen endemisch war und als diese 1492 aus Spanien vertrieben wurden, durch sie in andere Länder, und zuerst nach Italien, dem damaligen Kriegsschauplatze, übergetragen wurde, c) nach Andern aus Amerika, als ihrer eigentlichen Heimath, durch das Schiffsvolk des Colombo 1493 nach Spanien und von da weiter verpflanzt wurde, d) nach noch Andern aus der epidemischen Constitution jener Zeit sich neu entwickelte. Entschieden ist, daß sie zu jener Zeit durch Complication einen eigenen Charakter erhielt, indem sie in einer fast pestartigen Gestalt auftrat; die damalige Sittenlosigkeit, besonders unter den niedern Ständen, und der Mangel einer bekannten wirksamen Curmethode machten sie um so verderblicher. Nach und nach aber verlor sie ihren bösartigen Charakter; der Krankheitsstoff (das venerische Gift), der einmal als das Resultat der bösartigen Einflüsse auf sie erzeugt worden war, dauerte zwar fort und erzeugte immer die Krankheit von Neuem, aber mit ungleich geringerer Heftigkeit. Früher ergriff das Gift sogleich den ganzen Körper; in der Folge erzeugte es immer zuerst Localkrankheiten, und die spätern Zufälle einer allgemein verbreiteten Lustseuche waren bei weitem nicht mehr so heftig; dagegen ist ihr jetzt vorwaltender Charakter Langwierigkeit und Unbestimmtheit des Verlaufs und der Störungen, die sie im Gesundheitszustande hinterläßt. Erfahr-

ungsmäßig ist noch immer unmittelbare Ansteckung, und zwar lediglich durch Berührung, die einzige Ursache der Lustseuche. Das gewöhnliche und wahrscheinlich einzige Vehikel der Ansteckung ist der Eiter von Geschwüren in einem von der Lustseuche ergriffenen Körper und der eiterartige Schleim, der auf einer Schleim absondernden Fläche, zu der venerisches Gift gelangt ist, erzeugt wird. Dieser Stoff bewirkt jedoch nur auf Theilen, wo die Epidermis sehr dünn, oder durch Verletzung verloren gegangen ist, Ansteckung. Die Empfänglichkeit dafür ist nicht in allen Körpern eine gleiche; sie wird aber nicht durch eine bereits bewirkte Ansteckung aufgehoben. Der Weg, auf dem venerisches Gift in einen Körper gelangt, ist bei weitem in den meisten Fällen unreiner Beischlaf; andere Weisen der Mittheilung sind bei Erwachsenen selten; dahin gehören: Küsse von Personen, die venerische Geschwüre am Munde haben; der Gebrauch gemeinschaftlicher Trinkgeschirre, Tabackspfeifen, Zahnbürsten u. s. w.; Schlafen in Betten, in denen bereits von der Lustseuche angesteckte Personen schliefen, sowie der Gebrauch von Kleidungsstücken, die sie trugen. Bei Kindern ist Säugen von Müttern oder Ammen, an deren Brustwarzen sich venerische Geschwüre befinden, eine gewöhnliche Art der Uebertragung der Lustseuche auf sie, so wie auch während der Geburt einem Kinde von einer venerischen Mutter das Gift mitgetheilt werden kann. Wie eigentlich dasselbe wirke, liegt noch im Dunkeln; indessen ist ausgemacht, daß es zunächst, doch immer erst nach einigem Verweilen, in dem zuerst ergriffenen Theile aufgenommen wird, und von hier langsam durch das Lymphsystem der zunächst gelegenen, dann auch zu entfernteren Theilen seinen Fortgang nimmt, zuletzt aber in dem ganzen Körper sich verbreitet, und nun in demselben sich von selbst producirt; am nächsten leidet hierbei das Zellgewebe, das zu Afterorganisationen sich umbildet, oder auch völlig zerstört wird. Zwischen der Zeit der Aufnahme des Gifts und seiner Wirkung vergehen gewöhnlich einige Tage, zuweilen Wochen; ja man will sogar, was jedoch sehr zweifelhaft ist, Monate und Jahre dazwischen haben verstreichen sehen. Die erste Wirkung ist eine rein örtliche und äußert sich in Begleitung von Entzündung, aber auf doppelte Art. Ist nämlich der entzündete Theil eine Schleimhaut, so entsteht eine vermehrte Schleimabsonderung, wobei der Schleim selbst krankhaft verändert ist. Von dieser Art ist die Gonorrhöe, der beim weiblichen Geschlechte die venerische Leukorrhöe entspricht. Ist der Theil aber ein anderer Ort, so geht die Entzündung schnell in Eiterung, aber von eigenem Charakter, über, und es entsteht ein, auch als Schanker bezeichnetes venerisches Geschwür. Beide Formen werden als primitive Lustseuche bezeichnet. Die charakteristischen Zeichen eines Schankers sind: speckartige Oberfläche, schwielige erhabene Ränder, ungleicher, hochrother Boden und schnelles Umsichgreifen in der Breite und Tiefe. Die vorhergehende Entzündung ist dabei oft von so kurzer Dauer, daß sie völlig übersehen wird; in der Regel zeigt sich zuerst ein mit klarer Lymphe erfülltes Bläschen, das, über die Haut sich erhebend, berstet und dann in Geschwür übergeht. Nur so lange ein Schanker noch nicht ausgebildet ist, kann er als rein örtliche Krankheit angesehen werden; sowie er sich als wirkliches Geschwür zeigt, ist auch die Aufnahme des Ansteckungsstoffs in dem Körper kaum vermeidlich. Auch ist hier keine Selbstheilung zu erwarten; vielmehr wird der Schranker, sich selbst

überlassen, immer bösartiger und kann selbst krebsartig werden. Als Uebergänge von den primitiven Formen kommen mehre Krankheitszustände vor, die als secundaire unterschieden werden, aber, obgleich sie die Verbreitung des Gifts andeuten, doch noch auf einzelne Organe sich beschränken; dahin gehören (beim männlichen Geschlecht) der venerische Bubo, Phymosis und Paraphymosis, Hodenentzündung und Entzündung der Prostata, sowie die venerische Augenentzündung. Wird nun aber das venerische Gift in den primitiven Formen der Lustseuche und deren nächsten Folgen nicht vertilgt, so wird die Lustseuche zu einer allgemeinen Krankheit, wo dann kaum ein Theil des Körpers gesichert ist, davon ergriffen zu werden; vorzüglich leiden jedoch die Haut und ihre Fortsetzungen, sowie alle Organe deren Hauptbestandtheil das Zellgewebe ausmacht, selbst Sehnen, Bänder und Knochen. Gewöhnlich vergehen aber bis dahin 6 und mehre Wochen, ja wohl Monate und Jahre. Die gewöhnlichsten hier auftretenden Krankheitserscheinungen sind: Hautflecken, die nicht selten in Geschwüre übergehen mit Verlust der Haare und Nägel; Risse der Haut, besonders an den innern Flächen der Hande und Füße, vorzüglich am After; Hautausschläge, die bald Flechten, bald der Krätze ähneln, aber auch wohl eine dem Aussatze ähnliche Form annehmen; Entzündungen aller Art, besonders in der Mund- und Nasenhöhle, die dann leicht in venerische Geschwüre übergehen und zerstörend für die Organe werden, in denen sie ihren Sitz haben; Auswüchse, theils in Form von Warzen, vorzüglich in der Nähe der Genitalien, aber auch im Gesicht und an den Händen, theils als Feigwarzen von eigenthümlicher Beschaffenheit. Entferntere, spätere Produkte der allgemeinen Lustseuche sind vornehmlich venerische Knochenschmerzen, in Begleitung von Knochenentzündung, mit Auftreibung des Knochens und Knochenfraß, mit Erweichung und andern Verderbnissen der Knochen. Obgleich die edlern Körperorgane, Gehirn und Nervensystem, das Herz, die Blutgefäße und die Muskeln, selbst die Lungen, unmittelbar von der Krankheit nicht ergriffen werden, so hat sie doch in ihrem ungehemmten Zustande eine Verderbniß der Säfte und endlich einen hektischen Zustand zur Folge, der das Leben selbst bedroht und auch die Heilung höchst schwierig macht. Diese ist immer durch eigen angewendete Mittel zu bewirken und gelingt auch bei zeitiger Anwendung und gehörigem Verhalten des Kranken gewöhnlich. Als eine eigene Art der Lustseuche unterscheiden Viele die verlarvte Lustseuche, worunter Kränklichkeiten aller Art verstanden werden, die, ohne einen eigentlichen venerischen Charakter zu äußern, ihren ersten Grund in einer unvollkommen geheilten und überhaupt vernachlässigten Lustseuche haben; es sind aber dieß Complicationen mehrer Krankheitszustände, auf welche eine frühere Lustseuche durch Schwächung und Zerrüttung des Körpers allerdings Bezug haben kann, oder an denen auch eine, nur mit minder heftigen Zufällen, noch fortdauernde Lustseuche Theil nimmt. — Unter den gegen die Lustseuche wirksamen Mitteln steht das Queckstlber oben an, obgleich seine Anwendung eine sorgfältige Rücksicht verdient. Sonst glaubte man, daß es nothwendig bis zur Erregung eines Speichelflusses gegeben werden müsse, was jedoch nicht nothwendig ist. Man wendet es entweder als Einreibung, gewöhnlich in Salbenform, an, oder gibt es auch innerlich in den verschieden in Apotheken aufgenommenen Queckstlberpräparaten, am häufigsten als Kalomel, aber auch als Sublimat. Die

äußere Anwendung des Queckſilbers bei veneriſchen Geſchwüren wird durch gehörig geleitete innere Cur überflüſſig. Außerdem ſind eine Menge andere Mittel als antiveneriſche in Vorſchlag gekommen und werden auch nach Umſtänden von Aerzten angewendet; dahin gehören die ſalpeter- und ſalzſauren Alkalien, beſ. Ammonium, namentlich in der von Beſuard empfohlenen tinctura antisiphilitica; Goldpräparate, namentlich das ſalzſaure Gold; Quajakholz, in Verbindung mit andern Holztränken; Seidelbaſtrinde u. ſ. w. Da die Luſtſeuche bloß durch Anſteckung fortgepflanzt wird, ſo hat man auch auf Hemmung ihrer Verbreitung Bedacht genommen. Eine durch polizeiliche oder überhaupt Sicherungsmaßregeln zu bewirkende völlige Ausrottung derſelben gehört unter die Chimären. Auf ihre Beſchränkung aber kann eine ſtrenge polizeiliche Aufſicht auf Luſtdirnen und Bordelle, wo dieſe geduldet werden müſſen, viel wirken. Wüſtlinge ſuchen ſich durch Ueberzüge (ſogen. Condoms, aus dem Blinddarm der Lämmer), oder unverzügliche Waſchungen nach einem verdächtigen Beiſchlaf, mit einer ſchwachen Auflöſung von Aetzſtein oder Sublimat dagegen zu ſichern, was zwar die Anſteckungsgefahr wohl vermindert, aber erfahrungsmäßig doch nicht durchaus beſeitigt.

Luſtration, Reinigung, insbeſondere die feierliche Reinigung oder Weihung des römiſchen Volks mittelſt eines Sühnopfers (sacrificium lustrale, welche jedes Mal nach geendigtem Cenſus (ſ. d.) vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieſer Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Cenſoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (ausſöhnen, weil nach geſchehenem Cenſus das allgemeine Sühnopfer für das römiſche Volk dargebracht ward) abſtammen. Das Opfer beſtand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schafe oder Widder (suovetaurilia). Der Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Stier dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung ſelbſt nannte man lustrum condere. Da dieſe Luſtration am Ende eines jeden 5. Jahres angeſtellt wurde, ſo bedeutet lustrum auch eine Periode von 5 Jahren.

Luſtſpiel ſ. Schauſpiel.

Luther (Martin), geb. den 10. Nov. 1483 zu Eisleben, war eines, ſpäterhin in Mansfeld anſäßigen, damals armen Bergmannes, Hans Luthers, in Möra bei Salzungen, Sohn. Von Kindheit auf an Entbehren, Arbeit, beharrliche Anſtrengung gewöhnt, ward er von ſeinen frommen Eltern zur Gottesfurcht erzogen. Im 14. Jahre beſuchte er die Schule zu Magdeburg; da er aber in dieſer Stadt zu kümmerlichen Unterhalt fand, verließ er dieſelbe nach zwei Jahren und ging nach Eiſenach, wo er ebenfalls ſein Brot als Currendeſänger ſich verdienen mußte, bis eine gutmüthige Frau den ſchüchternen Jüngling in ihr Haus aufnahm, wo er nun, den drückendſten Sorgen enthoben, in ruhiger Muße ſich den Studien widmete. Unter Leitung des Rectors Trebonianus machte er in Eiſenach ſo ſchnelle Fortſchritte im Latein und den übrigen Schulwiſſenſchaften, daß er 1501 die Hochſchule zu Erfurt beziehen konnte. 1505 erhielt er die Magiſterwürde der Weltweisheit und las Collegia über Ariſtoteles Phyſik und Ethik, indeß er ſich zum Studium der Rechte, worauf ſein Vater immer mit Ernſt beſtanden hatte, rüſtete. Aber die zufällige Entdeckung einer lateiniſchen Bibel auf der dortigen Univerſitätsbibliothek weckte in ihm die Neigung zur Got-

gelahrtheit, welche zum Entschlusse reifte, als eines Tages sein Herzensfreund Alexius auf dem Felde an seiner Seite vom Blitze erschlagen wurde. Auf das Tiefste erschüttert, voll sittlicher Zwietracht in seinem Innern, entsagte der schwermüthige junge Mann der Welt und ging, sein Leben ausschließlich dem Ewigen zu weihen gegen den väterlichen Willen, 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt, von seinen Büchern nur seine Lieblingsautoren, Virgil und Plautus, mitnehmend. Mit stummer Resignation verrichtete er alle die niedrigen Dienste, die jedem Novitz aufgelegt wurden; in der klösterlichen Einsamkeit versank er in eine gänzliche Zerknirschung, und ein höchst mühsames Studium der Scholastiker und der heil. Schrift vermehrte seine Hypochondrie, die so hoch stieg, daß ihm der kleinste irdische Gedanke wie eine Todsünde aufs Herz fiel. Indeß behandelte ihn der Ordensprovinzial Staupitz mit väterlicher Milde, munterte ihn auf in seinem Studium, und Luther erhielt 1507 die heilige Priesterweihe. Staupitzen gebührt auch das Verdienst, ihn aus jenem kläglichen Zustande herausgerissen, ihn der Welt wiedergegeben und in den seinen Kräften angemessenen öffentlichen Wirkungskreis eingeführt zu haben, indem er ihn 1508 zum Lehrer der Weltweisheit auf der 1502 errichteten Hochschule in Wittenberg vorschlug, welcher Empfehlung Luther bald Ehre machte. Er arbeitete mit rastlosem Eifer an seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung, lehrte mit allgemeinem Beifall, bestritt freimüthig das Ansehen des vergötterten Aristoteles, und trat als entschlossener Widersacher finsterer Scholastik in die Schranken. Durch den neuen Schwung, den sein Geist jetzt erhielt, ward sein Inneres ganz umgewandelt in heitere Annehmlichkeit, in freimüthig beredte Offenheit; selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth. Eine Reise nach Rom 1510 für seinen Orden, der ihm späterhin die Revision der thüringischen Augustinerklöster übertrug, veranlaßte ihn, das üppig prachtvolle Leben der Geistlichen in der Nähe des Kirchenoberhauptes wahrzunehmen, welches seine frühere Ehrfurcht vor der höhern Hierarchie sehr schwächte. Heimgekehrt ward er Prediger zu Wittenberg und machte sich durch salbungsvolle Kanzelvorträge dem Volke werth. Wider seinen Willen, auf Befehl der Oberen, mußte er 1512 die höchste Würde in der Gottesgelahrtheit annehmen, und schwor den Eid auf die heil. Schrift, durchdrungen von dem unerschütterlichen Entschlusse, dieser eidlichen Verpflichtung in ihrem ganzen Umfange buchstäblich und im Geiste und in der Wahrheit treu gewissenhaft nachzukommen; daher auch Hebräisch und Griechisch mit beharrlicher Anstrengung fortan von ihm erlernt wurde, um die Religionsurkunden in ihrer Sprache lesen zu können. Als 1517 der Dominikaner Tetzel in der Nähe Wittenbergs Ablaß predigte und, um seine Waare anzupreisen, versicherte, daß sein Ablaß ohne weiteres die Sünden nachlasse, und daß er um baares Geld für alle Sünden Vergebung ertheilen könne; so nahm Dr. Luther es auf sich, in gerechtem Eifer über den Mißbrauch des Ablaßes, gegen diese unkatholischen Behauptungen zu predigen, und als er von Tetzel der Häresie beschuldigt wurde, forderte er denselben in 95 an der wittenberger Schloßkirche (31. Okt. 1517) angeschlagenes Theses — die sich im Ganzen mit Sätzen befaßten, welche von der Kirche noch nicht förmlich entschieden waren — zu einem schulgerechten gelehrten Kampfe heraus. Damit begann die Reformation (vergl. d. Art.), ein

Werk, dessen Bedeutung und Endergebniß sein Urheber nicht ahnte. Deutschlands Gelehrte, Geistliche und Weltliche, nahmen lebendigen Antheil an dieser Streitigkeit; sie gehörte in ihrem Beginnen offenbar dem engern Kreise der theologischen Schulwissenschaft an; mußte aber, weiter verfolgt und auf ihre Gründe und Bedingungen zurückgebracht, bald zu Erörterungen, Untersuchungen, Ansichten, Erklärungen und Schriften führen, welche das bestehende Kirchenwesen ebenso gewaltig in seinen Grundfesten erschütterten, als sie tief in den religiösen Glauben und das kirchliche Meinen des Volkes eingriffen. Denn Luther, sich nicht auf Tetzel's unerhörte Behauptung einschränkend, ging bald weiter, warf sich in den alten philosophischen Streit über die Freiheit des Willens, welche er leugnete, und behauptete die Rechtfertigung durch den Glauben allein, wodurch der Begriff von Sünde und Ablaß von selbst wegfallen mußte. Seine Gegner, z. B. Hogstraaten zu Köln, D. Eck zu Ingolstadt und besonders Prierias, apostolischer Inquisitor, vertheidigten anfangs meist Abgeschmacktheiten und erklärten Luther für einen Häretiker; indeß seine Sätze die Aufmerksamkeit von Deutschland, ja von Europa erregten. Da seine Gegner auch fast alle Feinde der Humanisten waren, so hatte Luther den größten Theil der Gebildeten auf seiner Seite; und deßhalb war er so eifrigst bemüht, jene zugleich als Dummköpfe und Feinde der Gelehrsamkeit darzustellen. Der erste Grundsatz seines Systems war, daß die Christen selbst aus der heiligen Schrift forschen müßten, ungeirrt durch Traditionen und Concilienbeschlüsse der von ihm als verderbt verschrieenen katholischen Kirche, welches Alles er eitel Menschensatzungen nannte. Keine gewaltige geistige Bewegung aus dem barbarischen Norden erwartend, sah Rom 9 Monate lang der „Mönchszänkerei" zu, wie Papst Leo X. die ganze Geschichte schien anzusehen, bis Kaiser Maximilian den Ernst der Sache dem Papst berichtete, der durch Mäßigung gegen Luther die auflodernde Flamme zu erlöschen suchte; der leidenschaftlich trotzende Ingrimm von Luther's Gegnern vereitelte aber die gute Wirkung vollends, die des Papstes Benehmen auf ihn hätte haben können. Leo lud daher Luther vor seinen Richterstuhl, beauftragte aber, auf des ihm günstigen Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen Verwenden, den in Augsburg anwesenden päpstl. Legaten, Cardinal Cajetan, den Verklagten über seine Lehre zu hören. Luther erschien unter freiem Geleit 1518 in Augsburg; der Cardinal verlangte Widerruf, Luther Ueberzeugung aus der Schrift, worauf er Augsburg verließ, an den Papst appellirend. Vergebens suchte D. Eck 1519 Luther in einer zu Leipzig öffentlich gehaltenen Disputation über die Freiheit des menschlichen Willens, den Primat des Papstes ꝛc., zu überführen, welches auch der in päpstl. Diensten stehende Edle v. Miltitz zwar in der Güte aber vergebens zu erreichen suchte. Letzterer erhielt weiter von ihm nichts als ein Schreiben vom 6. April 1520 an den Papst, in Hinsicht auf seinen Inhalt einen der sonderbarsten, in Hinsicht auf seine Wirkungen aber einer der merkwürdigsten Briefe, den je ein Privatmann schrieb. Unter dem Scheine des Gehorsams, der Ehrfurcht, sogar der Liebe für den Papst, verbarg er die entschlossendste Widersetzlichkeit, den bittersten Spott und die höhnendste Verachtung; und es ist unmöglich, dem röm. Hofe etwas Beleidigenderes zu sagen, als Luther sich in diesem Briefe das Ansehen gibt, ihm im Namen seiner Bruder-

schaft gesagt zu haben. Am 15. Juli 1520 gab der Papst eine Bulle heraus, worin 41 aus Luther's Schriften gezogene Sätze verdammt waren, und wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufe, sammt seinen Anhängern in den Bann gethan und so aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgestoßen wäre. Luther wiederholte jetzt seine früher schon eingelegte Appellation an ein Concilium. Mehre Universitäten, als Paris, Köln, Löwen ꝛc., verwarfen ebenfalls seine Lehre als ketzerisch und übergaben seine Schriften dem Feuer; Luther, hierüber höchst entrüstet, verbrannte dagegen zu Wittenberg am 10. Dec. 1520 die Bannbulle und die Decretalen des kanonischen Rechts, und predigte dann am folgenden Tage, daß es noch besser sey, wenn auch der Papst mit verbrannt wäre. Durch solche Auftritte sagte er sich förmlich von der katholischen Kirche los. Viele Edle in der damaligen Jugend deutscher Nation (Hutten, Sickingen, Schaumburg u. v. A.) jauchzten ihm Beifall zu und boten ihm Beistand an, da der Kurfürst von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen solle oder nicht; aber er lehnte ihn ab. An kein Nachgeben, keine Gelindigkeit mehr denkend, sprach er sich gegen das erstaunte Volk mit großer Freimüthigkeit, oft auch Derbheit über den Papst, die katholische Kirche und ihre Institutionen aus, die denn meist in gleichem Tone erwiedert wurde. Indeß eröffnete der neugewählte Kaiser Karl V. zu Worms einen Reichstag, dem der päpstliche Nuntius Aleander beiwohnte, um die Vollstreckung der gegen Luther erlassenen Bulle zu betreiben. Luther wurde durch einen kaiserlichen Herold aufgefordert, dort zu erscheinen; seine Reise glich einem Triumphzug; trotz des Verbots predigte er dem in zahlloser Menge zusammenströmenden Volke über den Gräuel der Verwüstung in der Kirche und hielt am 16. April in Worms seinen glänzenden Einzug. Am 17. erschien er vor dem Kaiser, dem Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzogen, 7 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten, und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten. Er bekannte sich zu seinen Schriften; forderte am andern Tage — wie gewöhnlich — daß man ihn aus der Bibel von der Falschheit seiner Lehre überzeugen solle, widrigenfalls er nicht anders könne, weil es weder sicher noch gerathen sey, etwas wider Gewissen zu thun; und seine letzten Worte waren: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen“. Die Bewegung unter seinen Gegnern bewog seinen Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, ihn auf seiner Rückkehr auffangen und heimlich nach der Wartburg schaffen zu lassen. Während der nun erlassenen Achtserklärung fing er dort die bewunderte Verdeutschung der Bibel an. Als er Karlstadt's Zerstörung der Heiligen-Bilder und Altäre in Wittenberg in seinem „Pathmos“ erfuhr, entwich er nach 10monatlichem Aufenthalte, wider den Willen des Kurfürsten, von der Wartburg, kehrte trotz der neuen zu Nürnberg gegen ihn erlassenen Achtserklärung über Leipzig, dessen Herzog Georg sein persönlicher Gegner war, nach Wittenberg zurück. Er suchte sich in einem Briefe an den Kurfürsten wegen dieser Entweichung zu rechtfertigen, anführend, daß er in einem viel höheren Schutze nach Wittenberg gekommen sey, als in dem seinigen. In Wittenberg unterdrückte er durch eindringende Predigten, die Mäßigung verriethen, im März 1522 den Aufstand der Neuerer. Aber diesen milden Charakter behauptete er weniger gegen Karlstadt, den empfindlichen Heinrich VIII. und gegen den ebenso gelehrten als mäßigen Erasmus. Es

konnte wohl nicht fehlen, daß er für sich selbst eine etwas größere Hochachtung bekam, als die Bescheidenheit erlaubte, wenn er sich als das heilige Werkzeug betrachtete, welches Gott, nach seiner Meinung, unter allen jetztlebenden Menschen vorzüglich ausersehen habe, um seine größten Zwecke auszuführen. Doch ließ er diesen Stolz nie Diejenigen empfinden, die sich freundschaftlich an ihn anschlossen, noch weniger seine Zuhörer im Lehrsaal und in der Kirche, denen er durch seine Vorträge so nützlich als möglich zu werden suchte. Unter den vielen heftigen Kämpfen beschloß er eine völlige Ausbildung der neuen von ihm gestifteten Kirche. Dieses Geschäft unternahm er mit eben dem Muthe, womit er der kathol. Kirche getrotzt hatte, aber mit dem wichtigen Unterschied, daß, sowie er in dem letzteren Falle seinen Zweck durch strenge Behauptung der Glaubensfreiheit jedes Einzelnen erreichte, so verlangte er in jenem, daß Alle, die zu seiner Partei übertraten, die von ihm aufgestellten Lehrsätze unbedingt annehmen sollten. Er änderte 1523 die Liturgie, legte 1524 die Mönchskutte ab und heirathete eine gottgeweihte Jungfrau, welche das Kloster verlassen hatte — die Katharina v. Bora, 1525, welchen Schritt der 42jährige Mann erst nach langem Zaudern that, da ihm schon mehre Geistliche auf seinen Rath vorangegangen waren. Mit Rath und That unterstützte er die Reformation der Fürsten und Reichsstädte. Weil sein Gemüth von Schwärmerei rein war und er keiner Politik oder Eigennutz fröhnete: so erklärte er sich nachdrücklich gegen die Unordnungen der aufrührerischen Bauern (vgl. Bauernkrieg), die eigentlich um der unerträglichen willkürlichen Frohndenforderung ihrer Herren und nicht zur Förderung der evangel. Religion die unseligen Bauernaufstände anfingen. Von 1526—29 gab der Kurfürst von Sachsen mit Rath Luther's, Melanchthon's und Anderer seinem Lande eine neue evangel. Kirchenordnung und Luther zugleich dem Schulunterricht den großen und kleinen Katechismus. Da Luther einmal über gewisse Gegenstände bei sich entschieden hatte, so brachte ihn nichts von diesen Meinungen ab. Die wichtigsten derselben waren seine Behauptung von der wesentlichen Gegenwart Christi im Abendmahle (die er durch Vergleichung mit einem glühenden Eisen zu erläutern suchte, da in diesem die beiden Bestandtheile, Eisen und Feuer, ebenso innig verbunden seyen, als der Leib und das Blut Christi mit Brot und Wein) und von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Wer diese beiden Lehren nicht annahm, konnte kein Mitglied seiner Kirche seyn, und obgleich Luther immer bereitwillig war, seine Lehre aus der Schrift zu beweisen, so trug er doch, wo diese nicht ausreichen wollte, selten Bedenken, seine Meinungen durch gewaltthätige Mittel geltend zu machen. Dieß beweist sein Benehmen gegen Karlstadt, der zwischen Luther's und der kathol. Lehre keinen Unterschied sehen konnte und deßhalb Zwingli's Meinung angenommen hatte, daß Brot und Wein nicht Leib und Blut Christi, sondern nur Zeichen desselben seyen. Das steifsinnige Beharren Luther's bei seinen einmal angenommenen Meinungen machte auch die Vereinigung der schweizerischen und sächsischen Reformatoren unmöglich, und Alle, die die sakramentliche Gegenwart leugneten, wurden von ihm auf eine so lieblose Weise verfolgt, daß er die Schweizer und die deutschen Städte, die Zwingli's und Bucer's Meinung angenommen hatten, nicht in den schmalkaldischen Bund aufnehmen und lieber seine ganze Sache der Gefahr des Untergangs aussetzen, als sich der Hülfe Derer bedienen wollte, die nicht in allen Punkten des Glau-

bens mit ihm übereinstimmten. In der Lehre von der Vorherbestimmung und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben war Luther ebenso steiffinnig, als in seiner Abendmahlslehre. Als Erasmus, der die Freiheit des menschlichen Willens in Schutz nahm, ihn in seinem „Hyperaspistes“ zu widerlegen suchte, schimpfte Luther mit großer Erbitterung auf ihn. Bei der Vertheidigung seiner Lehre des allein seligmachenden Glaubens trieb er die Sache noch weiter. Es war ihm nicht genug, den Päpsten, den Kirchenversammlungen und Kirchenvätern hierin zu widersprechen; er stellte sich sogar einem Apostel entgegen und behauptete, der Brief Jacobi, in welchem die Nothwendigkeit der guten Werke ausdrücklich behauptet und schön erläutert wird, sey in Vergleichung mit den Schriften eines Petrus und Paulus ein stroherner Brief. Alle Streitigkeiten, zu welchen Luther's eigensinnige Beharrlichkeit bei seinen Meinungen Anlaß gab, hier aufzuzählen, oder bei der Schilderung der Strenge, womit er Alle behandelte, die unglücklicher Weise etwas mehr oder weniger als er glaubten und auch nur um Ein Haarbreit von dem Pfade abwichen, den er vorgezeichnet hatte, zu verweilen, würde uns zu weit führen. Hier ist es hinreichend, auf die Folgewidrigkeit des menschlichen Gemüthes hinzuweisen, wovon Luther ein so merkwürdiges Beispiel liefert. Seit dem öffentlichen Vortrage der protestantischen Confession auf dem Reichstage zu Augsburg von 1530 schritt schnell die Reformation immer weiter vorwärts. 1537 schrieb Luther die schmalkald. Artikel und verweigerte 1745 für sich und seine Anhänger die Theilnahme am tridentinischen Concilium. Die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen beunruhigten ihn oft mehr, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schien; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Person, ein immer geschäftiges, böses Princip, und wer sich der Sache Gottes zu widmen wähnte, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren“, sagte er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte“. Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte; — das Werk der Bibelübersetzung, schwer und weit umfassend genug, um ein ganzes Leben zu beschäftigen, brachte er von 1521—34 völlig zu Stande; dabei aber kam er durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens den fruchtbarsten Schriftstellern aller Zeiten gleich; seit 1522 predigte er in jeder Woche mehre Male, ja in gewissen Perioden täglich, verwaltete das geistliche Amt im Beichtstuhle und am Altare, und führte einen ausgebreiteten lateinischen und deutschen Briefwechsel über Gegenstände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, sodaß es unbegreiflich seyn würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein lebhafter, ganz mit einer Lieblingsidee beschäf-

ligter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde dem geselligen Vergnügen, ja sogar dem Gartenbau zu widmen. Er war ein geselliger Mann an der Tafel, sang und spielte die Flöte und Laute. Seit 1531 litt er am Schwindel und Steinschmerzen und starb zu Eisleben, bei einer Vergleichshandlung der unter sich uneinigen Grafen zu Mansfeld am 18. Febr. 1546, mit Hinterlassung seiner Witwe, die 1552 zu Torgau starb, und 4 Kinder, in geringen Vermögensumständen. Sein Leichnam ruht in der Schloßkirche zu Wittenberg und seine männliche Nachkommenschaft erlosch mit dem Rechtsconsulenten Martin Gottlieb Luther 1759. Zum Gedächtniß des 3. Reformationsjubelfestes, 1817, hatte der Rath Becker in Gotha mittelst gesammelter Beiträge für die noch lebenden, größtentheils sehr armen Seitenverwandten Luther's zu Möhra im S.-Meiningischen und in der Umgegend d. O. ein Stipendium gestiftet, dessen Genuß, auf den Fall des Verlöschens der ganzen Luther'schen Nachkommenschaft, dem jedesmaligen Pfarrer und Schullehrer des Dorfes Möhra, jedem zur Hälfte, zufallen soll. (S. „Allgem. Anzeiger der Deutschen", Jahrg. 1818, Nr. 271.) — Von den durch die Mansfeldische liter. Gesellschaft seit 1801 gesammelten Beiträgen zu einem Denkmale Luther's (zusammen über 34.000 Thlr.) wurde am 31. Oct. 1821 das Denkmal in Wittenberg (s. d.) aufgestellt, wozu der König von Preußen selbst am 1. Nov. 1817 den Grundstein gelegt hatte. — Es würde Einseitigkeit verrathen, wenn Luther's Wirksamkeit allein nach seiner Lehre bestimmt werden sollte. Sein Styl in der latein. Sprache ist ausdrucksvoll und männlich, aber es fehlt ihm doch zu sehr an Zierlichkeit, und er scheint mehr dem Charakter einer heftigen Kampfschule, als dem stillen und sanften Fluß einer ruhigen Belehrung angemessen zu seyn. Der Unbefangene wird sich nicht beigehen lassen, Luther's Streitschriften durchaus vertreten und, was er selbst nicht auf sich nahm, in Allem rechtfertigen zu wollen. Sie sind Urkunden unerschütterlicher Festigkeit; sie zeugen von seiner Thatkraft und Tapferkeit; sie erfreuen durch jugendlich frischen Muth, durch Gewandtheit und Neuheit, durch unerschöpflichen Reichthum an Witz und Spott; aber oft begegnen uns in ihnen Uebertreibungen und Derbheit, welche aller Mäßigung ermangeln, oft harter Starrsinn und schneidende Bitterkeit, auch im raschen Streiten manche Uebereilungen und Verwechselungen oder geschichtliche Unrichtigkeiten. Sein Hartsinn mußte wachsen mit dem eigensinnigen, bald sinnlosen, bald bösartigen Widerstande (was jedoch bei Erasmus nicht der Fall war), der seinen Bestrebungen entgegen gesetzt wurde. Thöricht ist es, über den Ausdruck zu rechten und die ungeschminkte Verständlichkeit und Grobheit oder sogenannte Anstößigkeit desselben verwerflich und unschicklich zu finden; so war der Sprachgebrauch seiner Zeit; so galt er an Höfen und im Geschäftsleben, auf der Kanzel und in der Gerichtsstube, unter Landleuten, Bürgern und Rittern; Allen faßlich und, wer ihn nicht fürchten mußte, genehm. Luther fand den wahren Ton, welcher zum Herzen des Volkes und der Kinderwelt dringt; seine Katechismen sind unübertroffene Meisterstücke. Er wird für immer ein Muster der Erbauung für evangel. Christen bleiben; seine Erläuterungen einzelner Psalme und biblischer Stellen aus den Schriften des alten und neuen Testaments, sowie seine Predigten und viele seiner Gelegenheitsschriften schließen einen köstlichen

Schatz geistreicher, herzvoller Belehrungen und Zurechtweisungen ein. Die Flugschriften, kleinen und größeren Bücher Luther's fanden bei ihrem Hervortreten allgemeinen Eingang und machten schnell aufeinanderfolgende Auflagen nothwendig, wie das unter andern der Fall war mit dem „Sermon vom Ablaß und Gnade“ (Wittenb. 1517, 4.; in 3 Jahren 10 Mal gedruckt); „Von dem ehelichen standt“ (1519; in 4 Jahren 13 Mal); „Von dem Wucher“ (1519; in 6 Jahren 11 Mal); so wurde auch der „Deutsch Psalter“ (s. 1524) und die von Luther selbst für sein bestes Buch erklärte Kirchenpostille (s. 1527, F.) mehrmal gedruckt und die letztere öfter (s. 1563 vier Mal) in das Niederdeutsche übertragen. Auf gleiche Weise wurden schnell vergriffen „An den christlichen Adel deutscher Nation: Von der geistlichen Standesverbesserung“ (Leipz. 1520; in 3 Jahren 6 Mal); „Von dem Papstthum zu Rom“ (W. 1520; 8 Mal); „Von der babylonischen Gefangenschaft“ (1520; 3 Mal lateinisch; 2 Mal deutsch); „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (1520; 4 Mal) u. s. w. — Eine gleich fruchtbare Vielseitigkeit bei höchster Einfachheit und Faßlichkeit liegt in Luther's geistlichen Liedern (Wittenberg 1524; 8 Lieder; Leipz. 1545, 8; 89 Lieder); sie sind ganz Kraft und Leben, voll Gefühles, frommer Kindlichkeit und Hoheit; ihr Versmaß hat ungemein viel Wohllaut und Behaltbarkeit und läßt bald ahnen, wie vertraut der Dichter mit der Tonkunst und deren Forderungen für Volksgebrauch gewesen seyn muß. S. Groll: „Luther's geistliche Lieder, nebst dessen Gedanken über die musica“ (Berlin 1817); „Die Lieder Luther's, gesammelt von Kosegarten und Rambach“; „Ueber Luther's Verdienst um den Kirchengesang“ (Hamb. 1813). Luther's Verdienst um die Bildung unserer Muttersprache ist so ausgezeichnet, daß mit ihm ein neuer Zeitabschnitt für dieselbe angenommen werden muß. Ihm ist die Sprache ein scharfschneidendes Schwert der Gedanken; ihm leihet sie ihr Ungestüm und ihre Donner; ihm ihre Zartheit, Anmuth und Geschmücktheit. Durch Luther's vieljähriges angestrengtes Arbeiten flossen die oberdeutschen Mundarten in Eine, seitdem herrschend gebliebene Büchersprache zusammen, welche bei mehrer Berücksichtigung des Niederdeutschen bedeutend gewonnen haben möchte. Das unvergängliche Denkmal, welches Luther's Herrschaft über die deutsche Sprache verewiget, ist die Uebersetzung der heil. Schrift; sie erschien zuerst einzeln (das N. T. 1523; die Bücher des A. T. s. 1523—34) und wurde nach ihrer Beendigung wiederholt durchgesehen und sorgfältigst überarbeitet (1541; 1545, F.). — Von seinen Werken (deren bis jetzt vollständigstes, aus 400 Nummern bestehendes Verzeichniß in Rotermund's „Fortsetzung und Ergänzungen zum Jöcherschen Gelehrten-Lexicon“ B. 4 nachgesehen werden kann) haben wir 5 Ausgaben und dennoch keine, welche dem Stoffe und der Behandlung nach genügen kann. In der Wittenberger (die deutschen Werke 1539—59, 12. Fol.; die lateinischen 1545—58, 7 Fol.; beide 4—5 Mal aufgelegt) sind die härtesten Stellen ausgelassen und manche Ausdrücke gemildert; vollständiger und reiner ist die ihr entgegengesetzte nach der Zeitfolge geordnete Jenaische 1555—58; 8 t. 4 lat. Fol.; 5—6 Mal aufgelegt; zu beiden gehören die von J. Aurifaber (Eisleben 1564 f. 2 F.) besorgten Ergänzungsbände. Die von J. Christfried Sagittarius herausgegebene Altenburger (1661—64, 10 Fol.) ist vollständiger als die Jenaische, auf welche sie gebaut ist, enthält aber bloß die deutschen Schriften. Für alle drei bisher genannte Ausgaben ist ein Ergänzungsband zu

Halle (1702, F.) erschienen. Die Leipziger (1729—40, 23 Fol.), bei welcher die Altenburger zu Grunde liegt, und die unter J. G. Walch's Aufsicht und mit dessen schätzbaren Einleitungen herausgekommene, dem Aeußeren und Inneren nach empfehlenswürdigste Hallische (1737—53, 24 B. 4.) sind zwar vollständiger, aber ganz deutsch und wegen beobachteter Sachordnung für urkundlich-geschichtlichen Gebrauch nicht ausreichend, obgleich der Hallischen Ausgabe ein alle andere Ausgaben berücksichtigendes Verzeichniß der Luther'schen Schriften nach der Zeitfolge beigefügt ist. Luther's „Sämmtl. Werke" (ein Verz. von 400 Nummern), 60 Bde., Erlangen, seit 1826. Luther's Briefe ꝛc.", von de Wette (Berlin 1828, 5 Thle.). — Luther's Leben, von Schröckh, steht in dessen „Lebensbeschreib. berühmter Gel." (Th. 1, 1790); mehre Aufsätze darüber in Keyser's „Reformationsalmanach" (Erfurt 1818, 1819 u. 1821); vgl. die bei dem Art. Reformation angef. Schriften. Unter den vielen Auszügen aus Luther's Schriften sind vorzüglich zwei beachtungswerth; der von J. W. Lomler (Gotha 1817, 3 B. 8) in geschichtlicher Beziehung und die von Niethammer veranstaltete „Weisheit Luther's" (Nürnberg 1816, 3 B. 12.; NA. 1817, 2 B. gr. 8) für Erbauung des evangel. Volkes; auch enthält dieselbe J. Mathesius's Lebensbeschreibung und Luther's „Tischreden" im Auszuge.

Lüttich, eine Provinz des Königreichs Belgien, die 1815 aus dem ehemaligen Departement der Ourthe, oder dem ehemaligen Bisthum Lüttich, dem Herzogthum Limburg u. a. Theilen gebildet und bis zur Revolution von 1830 zum Königreich der Niederlande gehörte. Auf 102 QM. an 400.000 Einw. zählend, wird sie von der Maas durchströmt, deren Ufer ebenso schön als fruchtbar sind; die südöstlichsten Theile dieser Provinz bestehen aus unfruchtbaren Berghöhen, haben jedoch ansehnliche Waldungen. Sie ist reich an Bergwerken und schönen Viehweiden, sowie an Tuch- und Eisenfabriken. Nur an dem östlichen Rande wird Deutsch, in der ganzen übrigen Provinz Französisch gesprochen. Der Hauptort ist Lüttich (franz. Liège, holländ. Luyk), eine große, aber sehr unregelmäßig und winkelig gebaute Stadt an beiden Ufern der Maas und an der Ourthe. Man zählt 10 große Vorstädte, 9 Thore, 154 Straßen, 17 verschiedene Brücken, 2 schöne Quais, bei einer Bevölkerung von beinahe 50.000 Seelen, die ein schlechtes, verdorbenes Französisch reden. Ehemals war die Stadt befestigt und hatte eine starke Citadelle; sie war der Sitz eines Hochstifts, welches zum westfälischen Kreise in Deutschland gerechnet wurde. Die Einwohner genossen damals großer Freiheiten, welche sie aber zu häufigen Unruhen und Widerspenstigkeiten mißbrauchten. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth durch Kunst und Pracht: die Kathedrale; die St.-Paulskirche und der Hauptaltar von St.-Martin; das neue Schauspielhaus, an einem großen freien Platze, der mit Alleen und Fontainen geschmückt ist; die große Kanonengießerei. Lüttich ist der Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs mit einem Priester-Seminarium; auch ist hier einer der obersten Gerichtshöfe des Königreichs und ein königl. Collegium. Lüttich hat ferner eine am 25. Sept. 1816 neu gestiftete Universität; zählt bei einer Anzahl von 18 Professoren, die in 4 Facultäten, der Jurisprudenz, Medicin, der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, der speculativen Philosophie und Literatur, vertheilt sind, zwischen 4—500 Studirende. Ein schönes Gebäude, ehemals den Jesuiten angehörig, ist der Universität eingeräumt, und so

geräumig, daß es nicht bloß Raum für sämmtliche Auditorien darbietet, sondern auch für die Bibliothek und alle andern naturhistorischen, physikalischen und sonstigen Sammlungen, die damit verbunden sind. Der botanische Garten, womit es umgeben ist, bietet zugleich angenehme Erholungen in den Zwischenstunden dar. Die Stadt hat ansehnliche Fabriken, unter welchen die Gewehrfabriken die berühmtesten sind. Außerdem werden hier viel Blech- u. andre Eisenwaaren verfertigt, wozu die in der Gegend befindlichen überaus reichen Steinkohlengruben die Mittel gewähren. Man rechnet den Ertrag auf beinahe 9 Mill. Centner Kohlen jährlich. Der Handel Lüttichs mit diesen Fabrikaten und Produkten, sowie der Speditionshandel ist ansehnlich; daher ist auch hier eine Börse und ein Handelsgericht. Die Gegend von Lüttich ist bergig und schön, und liefert außer den Steinkohlen noch viel Alaun, Galmei, Flintensteine, Wetzsteine und vortreffliche Bausteine.

Lützen, Stadt mit 1350 Einw. im preuß. Herzogthum Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg. Nach diesem Städten werden die **Schlachten bei Lützen** benannt: a) Der kaiserliche Feldherr Wallenstein hatte seine 40.000 Mann so zur Schlacht geordnet, daß der rechte Flügel (unter Gallas und Kronenberg) sich an Lützen, der linke (unter Holk) an den Floßgraben lehnte; im Centrum befehligten Schafgotsch und Schaumburg, die Reserve Rhinach und Defurt, die Artillerie endlich der Marchese di Grana. Diese Stellung war noch mit Gräben befestigt, und die Kriegsvölker standen ziemlich gedrängt; von Halle her wurde noch Pappenheim mit seinen Reitern auf dem linken Flügel erwartet. Etwa 1000 Schritte gegenüber führte Gustav Adolf, König von Schweden, sein 27.000 M. starkes Heer, wobei 10.000 Reiter, in 2 Treffen geordnet, an. Dessen linker Flügel (unter Herzog Bernhard von Weimar) streckte sich bis Lützen, der rechte unter dem König selbst) bis über den Flußgraben hinaus, das Centrum commandirte Kniphausen und die Reiterei der Flanken Fürst Ernst von Anhalt. Die 100 Geschütze waren, 26 der schwersten in der Batterie vor dem linken Flügel, 20 kleinere außerdem vor jedem Flügel, die übrigen Feldstücke einzeln vertheilt, um der gedehnten Linie mehr Kraft zu verleihen. Ein starker Nebel deckte am Morgen des 6. Nov. 1632 die Gefilde, als Gustav unter Trompeten- und Pautenschalle: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ anstimmen ließ und, nachdem die Andacht kniend geendigt, Muth zusprechend die Reihen durchritt. Um 9 Uhr, als der Nebel fiel, gab er das Zeichen zum Angriff. Bis Mittags stand der Kampf, heftig entbrannt, auf dem kaiserl. linken Flügel, da gelangte Obrist Waikel mit dem schwedischen blauen Regimente über den Graben, und das Leibregiment folgte stürmend. Die Kanonen der Oestreicher wurden genommen und zwei Quarré's gesprengt. Holk warf sich mit seinen Kürassieren dem Andrange entgegen, die Artillerie ward wieder erobert, allein jetzt brachen die schwedischen Schwadronen ein und jagten Alles dort in wilder Flucht vor sich her. Aber die große Batterie der Kaiserlichen auf dem Windmühlenberge brachte dagegen den schwedischen linken Flügel in Unordnung und zum Weichen. Gustav sprengte mit dem finnländischen Regimente dahin; weit eilt er voran, sein kurzes Gesicht führt ihn zu nahe, schon durch einen kaiserl. Arkebusier in den Arm verwundet, ehe die Seinigen folgen können, dreht er um, um sich aus dem Gefecht bringen zu lassen, fällt aber, auf Kaiserliche stoßend, im Handgemenge mit Blut und Wunden bedeckt, jedoch nicht, wie früher

geglaubt wurde, durch die verrätherische Hand des Herzogs Franz von Lauenburg. Als Herzog Bernhard seinen Tod hörte, rufte er trostlos: „So begehre auch ich nicht länger zu leben!“ verkündete mit lauter Stimme des Königs Gefangenschaft, und wüthend dringen die Schweden vor, den geliebten Herrn zu befreien oder zu rächen. Die feindliche Batterie ward genommen und gegen die Fliehenden gekehrt, drei frische Regimenter unterstützten, da kam mit 8 Regimentern Pappenheim an. Allein vergebens that er und Piccolomini Wunder der Tapferkeit, hieben das blaue und gelbe Regiment nieder und nahmen selbst die verlorne Artillerie wieder; doch Kniphausen und dann am späten Abend noch Herzog Bernhard vollendeten die Niederlage, und Wallenstein flieht wüthend, mit fast nur 80 Mann in Leipzig ankommend. Beide Theile hatten über 9000 Todte und schwer Verwundete, unter den erstern Gustav Adolf und Pappenheim. Erfolg der Schlacht: Wallenstein's Rückzug aus Böhmen und die Befreiung Sachsens durch Bernhard von Weimar. b) Die preußisch-russische Armee dirigirte sich Morgen des 2. Mais 1813, vereinigt, über der Elster und den Floßgraben, 69.000 Mann stark, unter Wittgenstein (dem Blücher, aus patriotischem Sinne fürs Ganze, den Oberbefehl abgetreten) gegen Lützen, um den von daher auf Leipzig marschirenden Napoleon mit seinen 115.000 Mann in Flanke und Rücken zu nehmen. Sobald die französische Division des Nachzuges (Souham) bei Großgörschen (wornach die Alliirten diese Schlacht benennen) angegriffen wurde und die Verbündeten, in zwei Treffen ausmarschirt, jenes Dorf und dann Rahne und Kaja nahmen, bemerkte Napoleon ihre Absicht. Er warf ihnen in jenem, von Hecken und Gräben bis Starrsiedel durchschnittenen Terrain nach und nach das 3. (Ney) und das 6. Corps (Marmont) entgegen, und den Kampf um die Dörfer und um Kleingörschen mit immer frischen Truppen unterhaltend, hielt er seine Gegner ab, sich weiter links gegen seine rechte Flanke zu bewegen. Zum Unglück gebrauchten diese ihre zahlreiche Cavallerie fast gar nicht, obwohl sie sehr vom Kanonenfeuer litt. So setzte sich das Gefecht um den Besitz der Dörfer mit abwechselndem Glück fort, bis Abends um 6 Uhr auf dem linken Flügel der Franzosen der Vicekönig mit dem 11. Corps eintraf und die russische Division des Prinzen von Würtemberg, der dort den Feind umgehen sollte, zurückdrängte. In diesem entscheidenden Augenblicke unternahm Napoleon einen Angriff, unterstützt von 80 Kanonen, auf das Centrum, nahm die Dörfer und nöthigte die Verbündeten, in ihre erste Stellung zurückzugehen. Ein noch unternommener, nächtlicher Cavallerieangriff der Preußen scheiterte ebenfalls, und so überließen sie, sich auf Borna und Frohburg in größter Ordnung zurückziehend, dem Feinde das Schlachtfeld. Die Alliirten, welche 5 Geschütze und 800 Gefangene genommen hatten, zählten 10.000, die Franzosen 15.000 an Todten und Verwundeten, unter erstern war der General Prinz von Hessen-Homburg. Resultat: die Alliirten räumen beide Elbufer und ziehen sich bis in die Stellung von Bautzen zurück, wohin ihnen Napoleon, der Dresden in Vertheidigungsstand setzte, folgte.

Lützow (Baron von), geb. um 1770; trat früh in preuß. Dienste, ward Officier und machte die Feldzüge 1702—94 und 1806—7 mit. Er stieg bis zum Major, in welcher Charge ihn der 1813 ausbrechende Krieg fand. Hier faßte er, mit dem Major von Petersdorf, den Entschluß, ein Freicorps zu errichten, das allen in Deutschland zerstreuten

Gegnern Napoleons zum Sammelpunkt dienen sollte, und erhielt am 18. Februar die königl. Erlaubniß hierzu. Der Plan fand im Volke großen Beifall, und Ende März zählte das sich in Mittelschlesien, in Zobten und Rochau bildende Lützow'sche Freicorps bereits 900 Mann Fußvolk und 260 Mann Reiter. Das Corps sollte sich selbst uniformiren und bewaffnen, der Staat aber ihm den Sold ertheilen. Die Uniform bestand aus einer schwarztuchenen Litewka„ mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, alles roth vorgestoßen und gelben Knöpfen und aus Czacko's und schwarzem Lederzeug. Die Cavallerie trug Achselstücken mit halben Monden von gelbem Blech. Freiwillige strömten von allen Seiten zu; mehre ausgezeichnete Männer (Beuth, Graf Dohna, Körner, Friesen u. s. w.) traten in die Reihen dieses Freicorps ein. Das Corps zog zunächst nach Sachsen, traf den 17. April in Leipzig ein, verstärkte sich hier, in der Umgegend und zu Halle durch 500 Mann, und so war es, als es Leipzig verließ, doch 1200 Mann Infanterie, die in 1 Bataillon, 2 Jägerdetachements und eine Abtheilung tiroler Schützen von 50 Mann vertheilt waren, ferner 400 M. zum Stamm eines 2. Bataillons und 400 Pferde, die in 4 Schwadronen und 1 Abtheilung Kosacken vereint waren, stark. Das Corps überschritt nun die Elbe bei Dessau und zog am rechten Ufer derselben bis Dönitz. Hier versuchte es, auf das linke Ufer der Elbe zurückzugehen und sich in den Harz, schwalenberger, lippischen und solinger Wald zu werfen, mit der Cavallerie aber die Verbindung zu unterhalten, indessen zog es sich nach einem kleinen Gefecht in der Göhrt am 12. Mai wieder zurück. Die Infanterie war indessen auf 2000 Mann gewachsen und sollte sich organisiren; unterdessen machte Lützow mit der Cavallerie am linken Erbufer, von Tangermünde aus, über Eisleben, Neustadt a. d. Orla, Plauen, einen Streifzug nach dem Baireuthischen, durchschnitt die feindlichen Militairstraßen, hob Couriere und Transporte auf, machte Scheinüberfälle auf Magdeburg und Hof, erfuhr bei letzterm Ort am 4. Juli den Abschluß des Waffenstillstandes und wollte eben über Gera und Dessau zurückgehen, als das Freicorps vom General Fournier und dem würtembergischen General Normann am 18. Juni Abends, allem Kriegsgebrauch und dem mehrmals gegebenen Ehrenwort zuwider, angegriffen und theils gefangen (etwa 150 Mann), theils zersprengt wurde. Auch die Infanterie war unter Woronzow von Havelberg nach Leipzig aufgebrochen und hatte, vor dieser Stadt am 2. Juni ankommend, den Herzog von Padua in eine große Verlegenheit gesetzt, aus der ihn jedoch die Nachricht vom Waffenstillstand zog. Diesen benutzte das Corps, sich in der Gegend von Nauen zu sammeln und zu reorganisiren, sodaß es nach demselben aus 2800 M. Infanterie, die in 3 Bataillons, und 480 M. Cavallerie, die in 2 Husaren- und 2 Uhlanenescadrons und 1 Jägerdetachement getheilt waren, und aus einer Compagnie Artillerie, die 4 3pfündige Kanonen, 1 7pfündige Haubitze, 3 eiserne 2¼pfündige Kanonen bediente, bestand. Außerdem wurde noch ein Depot des Corps von 200 Mann und 50 Pferden errichtet. Man hatte durch den Unfall von Kitzen das Vertrauen auf das Isolirtwirken des Corps verloren, und dasselbe glich von jetzt an mehr 2 neugebildeten regulairen Regimentern als einem Freicorps. Dem Namen nach stand es unter dem 3. preuß. Armeecorps (Bülow), in der That aber unter Tettenborn. Mit diesem zog es nun gegen die Nieder-Elbe und focht bei Lauenburg (17. Aug.), bei Bellahn (21. Aug.) mit Muth und

Geschicklichkeit. Ende Augusts ging der Major von Lützow mit 200 Pferden gegen Schwerin, in dem Rücken des Feindes, vor, überfiel bei Rosenhagen einen feindlichen Transport (wobei Körner blieb) und kehrte mit Beute nach Stecknitz zurück; dort bezog das Corps die Vorposten. 500 M. Infanterie und 500 M. Reiterei wurden anfangs Septembers unter dem Major von Lützow nach der Göhrdt detachirt, wo sie unter Wallmoden rühmlich kämpften, doch ward Lützow verwundet. Der Rittmeister Fischer übernahm nun das Commando, führte mehre Streifzüge nach Lüneburg, Dalenburg, Blokede, Verden, Nienburg und Minden aus und nahm Mitte Octobers an der Blockade und Einnahme Bremens Theil; der andere Theil hatte, stets auf Vorposten stehend, im September und October lebhafte Gefechte bei Boitzenburg, Zarenthin, beim weißen Hirsch und Honsdorf, bis sich das Corps anfangs Novembers bei Celle und Bremen wieder concentrirte, dort ansehnlichen Zuwachs durch Werbung erhielt und eben nach den Niederlanden aufbrechen wollte, als dasselbe der Kronprinz von Schweden, auf seinem Marsch gegen Hamburg, fand, es zu seiner Avantgarde machte und bis Ende Decembers die Vorposten gegen die Stecknitz und dann gegen Hamburg beziehen ließ. Lützow kaum genesen von seinen schweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückstadt; er beurlaubte sich nebst einem Theile der Reiterei, mit dem Versprechen, die Uebrigen bald zu sich zu rufen. Bei dem Rückzuge des Blücher'schen Heeres führte er Aufträge an St.-Priest, die ihm Blücher gab, mit Muth und Einsicht aus. Aber besorgt, eine Abtheilung preuß. Geschütz zu decken, verweilte er sich und fiel mit seiner kleinen Mannschaft den Bayern in die Hände. Er verlor viele seiner Leute und wurde, selbst verwundet, nur durch die seltene Ehrlichkeit eines franz. Landmanns vom gänzlichen Untergange errettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil unter der Führung des Hauptmanns von Helmenstreit vom baltischen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen schickten die leichte fliegende Schar vor die Festung Jülich, wo sie mit 1300 M., so weit war ihre Zahl geschmolzen, 3 Wochen lang gegen die täglichen Ausfälle eines sechsfach stärkern Feindes streiten mußten. In Laon kamen sie zu spät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden ist dieses Corps zum Theil aus einander gegangen und zum Theil zu regulairen Truppen organisirt worden. Lützow selbst wurde in der Schlacht bei Ligny (am 16. Juni 1815) gefangen und ist später bis zur Würde eines Generals gestiegen.

Luxembourg (François Henri de Montmorency, Herzog v.), einer der größten Feldherren seines Jahrh., geb. 1628, war der Sohn des berüchtigten Grafen v. Bouteville, dem Ludwig XIII., weil er in einem Duell seinen Gegner erstochen, den Kopf abschlagen ließ; trat in franz. Dienste und wohnte 1647 unter dem Herzoge v. Enghien dem Feldzuge in Catalonien bei. Die Schlacht von Lens machte ihn zum Marechal-de-Camp, obwohl er erst 20 J. alt war. Bei Eroberung der Franche-Comté 1668 zeichnete er sich besonders aus und wurde Generallieutenant. Eine Armee commandirte er jedoch erst 1672 gegen Holland und schnell auf einander nahm er Grool, Deventer, Coeworden, Zwol, Campen u. s. w. und besiegte die Armeen der Generalstaaten bei Bodegrave und Woerden. Damals unternahm er auch den schönen Rückzug mit 16.000 Mann mitten durch 70.000 Feinde nach Charleroi, ohne einen einzigen

Wagen zu verlieren. Nach der Schlacht von Seneff erhielt er 1675 den Marschallsstab, befehligte darauf nach Turenne's Tode einen Theil der franz. Truppen, ließ sich aber Philippsburg entreißen. Glücklicher war er gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien 1678, der ihn unvermuthet überfiel, aber von ihm nachdrücklich zurück geschlagen wurde. Den meisten Ruhm verschafften ihm jedoch die Siege bei Fleurus 1690, bei Steinkirchen 1692 und bei Neerwinden 1693, und zwar ersterer über den Fürsten von Waldeck, die beiden letztern über den Prinzen von Oranien. Er starb zu Versailles 1695.

Luxemburg (Großherzogthum). Dieses von jeher deutsche Land war anfangs eine Grafschaft und der Stammsitz des Hauses Luxemburg, welches dem deutschen Reiche mehre Kaiser gegeben hatte. Es wurde 1354 von Karl IV. zu einem Herzogthum erhoben und kam nach dem Tode des Kaisers Sigismund, mit welchem 1437 die männliche Linie des mächtigen Hauses Luxemburg ausstarb, durch Kauf 1443 an die Herzoge von Burgund. Es hatte nämlich Elisabeth, Sigismunds Tochter, die zuerst an den Herzog Anton von Burgund und nachher an Johann von Baiern vermählt ward, das Herzogthum Luxemburg pfandweise für 120 000 Gulden an den Herzog von Burgund, Philipp den Guten, abgetreten, jedoch mit Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechts. Von dieser Zeit an blieb diese Provinz mit den Niederlanden verbunden und gehörte seit 1477 dem Hause Habsburg. Sie wurde und blieb ein Bestandtheil des burgundischen Kreises des deutschen Reichs bis zum Frieden von Luneville 1801. Ein Theil des Herzogthums Luxemburg — namentlich die Plätze Thionville (Diedenhofen), Montmédy, Damvillers, Ivoy, Chavancy, Marville und deren Zubehör — wurden durch den pyrenäischen Frieden 1659 davon getrennt und kamen an Frankreich. Das noch übrige Herzogthum Luxemburg fiel, wie der ganze burgundische Kreis, nach dem Aussterben der spanischen Linie des Hauses Habsburg, im utrechter Frieden 1713 an das Haus Habsburg-Oestreich und gehörte zu der östreichischen Monarchie bis zur Eroberung durch die Waffen der französischen Republik 1795. Es bildete nunmehr das französische Departement der Wälder (des forêts). Die Verbündeten eroberten das Land im Anfange des Jahres 1814 und der wiener Congreß verfügte über dasselbe mit demselben Rechte, wie über die ehemaligen gesammten östreichischen Niederlande. Von allen diesen Provinzen wurde das Herzogthum Luxemburg allein wieder mit Deutschland vereinigt und als ein besonderer Staat im deutschen Bunde zu einem Großherzogthum erhoben. Statt dasselbe aber dem Hause Oestreich zurückzugeben, bestimmte der Congreß das Großherzogthum Luxemburg dem Könige der Niederlande, dem Stammfürsten der jüngern oder ottonischen Linie des Hauses Nassau, als Entschädigung für die bisherigen, 1807 ihm entrissenen, deutschen Stammländer des Hauses Nassau-Oranien, für die Fürstenthümer Nassau-Dietz, Nassau-Dillenburg, Nassau-Hadamar und Nassau-Siegen nebst der Herrschaft Beilstein, von denen, in Folge der in Deutschland nothwendig gewordenen Territorialausgleichung, die drei ersten an das herzogliche Haus Nassau und das letztere an Preußen (Provinz Westfalen) gekommen sind. Der König der Niederlande hat, als er Luxemburg dafür erhielt, auf jene deutschen Erbländer des Hauses Nassau-Oranien im 5. Artikel des Tractats vom 31. Mai 1815 ausdrücklich verzichtet. Auf diese Art trat das deutsche Großherzogthum

Luxemburg, als nunmehriges Stammland des Hauses Nassau-Oranien, mit dem neu gebildeten Königreiche der Niederlande in eine politische Personalverbindung, ohne darum ein Bestandtheil weder von Holland noch von Belgien zu werden. Es blieb vielmehr, als ein deutsches Land, eine abgesonderte Provinz des Königreichs und zwar die achtzehnte, hatte aber mit den übrigen Provinzen dieses Staats eine gleiche Verfassung, die von 1815. Der König der Niederlande erhielt das Recht, als Stammfürst der jüngern Linie des Hauses Nassau darüber nach eignem Ermessen zu Gunsten eines jüngern Sohnes so zu verfügen, daß es von dem Königreiche wieder getrennt und seine eigne Regierung erhalten konnte. Zugleich wurden die alten Hausverträge, das Recht und die Ordnung der Regierungsfolge nach dem nassauischen Erbvereine von 1783 auf Luxemburg übergetragen und beiden Linien des Hauses Nassau bestätigt. Das Großherzogthum Luxemburg ist demnach in den Complex der Stammländer des Hauses Nassau so aufgenommen, daß nach dem Aussterben der jüngern oder der ältern Walramischen Linie der gegenseitige Erbanfall eintritt. Deutschland hatte demnach von dem ganzen burgundischen Kreise nur diesen kleinen Theil und von einer ganzen Linie belgischer Festungen gegen Frankreich nur das einzige Bollwerk, die Festung Luxemburg, gerettet. Außerdem verlor es noch das lütticher Land, welches früher zu dem niederrheinisch-westfälischen Kreise gehört hatte und als eine französische Eroberung mit Frankreich verbunden, von den großmüthigen Congreßmächten aber bei dem Königreiche der Niederlande, sowie jetzt bei Belgien gelassen wurde. — Diese staatsrechtlichen Verhältnisse des Großherzogthums Luxemburg beruhen: 1) auf dem 67. bis 71. Artikel der wiener Congreßacte; 2) auf dem nassauischen Erbvereine von 1783; 3) auf dem 3., 4., 5., 6. Artikel des Tractats zwischen dem Könige der Niederlande, Preußen, England, Oestreich und Rußland vom 31. Mai 1815; 4) auf dem Tractate vom 12. März 1817. Die Stadt Luxemburg wird als Bundesfestung betrachtet; sie steht, nach dem Tractate vom 12. März 1817, in militairischer Hinsicht unter einem preußischen Gouverneur und Commandanten; beide ernennt der König von Preußen. Luxemburg hat eine Besatzung von 6000 M.; drei Viertheile dieser Truppen stellt der König von Preußen, ein Viertheil der König der Niederlande, unbeschadet des diesem Monarchen über die Stadt und Festung Luxemburg zustehenden Souverainetätsrechts; folglich bleibt die ganze Civilverwaltung, Rechtspflege, Besteuerung u. s. w. in den Händen der Beamten des Königs der Niederlande. Die Grenzen dieser auf dem Großherzogthum Luxemburg haftenden Staatsservitute hat der frankfurter Territorialcongreß vom 20. Juli 1819 genau bestimmt und festgestellt. Uebrigens weicht die Erbfolgeordnung im Großherzogthum Luxemburg von der grundgesetzlichen Erbfolge in den Niederlanden völlig ab. Denn hier können bei dem Aussterben des Mannsstammes die Frauen die Krone erben; das Großherzogthum Luxemburg aber würde dann an den deutschen Zweig des Hauses Nassau fallen. Dagegen würde bei dem Erlöschen des herzoglichen Hauses Nassau der König der Niederlande souverainer Herzog von Nassau werden. Das Großherzogthum Luxemburg ist demnach dem Königreiche der Niederlande so wenig einverleibt als das Königreich Hanover dem britischen Reiche. — Das Großherzogthum Luxemburg bestand bisher (nach dem 4. Artikel des Tractats vom 31. Mai 1815) aus dem Länderumfange, der

zwischen dem Königreiche der Niederlande, Frankreich, der Mosel bis zur Einmündung der Sure, dem Laufe der Sure bis zum Einfall der Our, dann längs der Our und bis zum Canton St.-Vith, der nicht zu Luxemburg gehörte, sich ausbreitet. Ueber die Verhältnisse des in diesem Umfange liegenden Theils des Herzogthums Bouillon sind spätere Bestimmungen festgesetzt worden. (S. Bouillon.) Luxemburg enthielt bisher 109 QMeilen (nach einer andern Angabe 126 QM.) und 303.000 katholische Einwohner, theils Deutsche, größtentheils Wallonen. Das Land macht den Mittelpunkt des Ardennerwaldes aus, ist größtentheils bergig, hat gute Viehzucht und viele Eisengruben. Als 1830 die belgische Revolution eingetreten war, und die londoner Conferenz der Großmächte entschieden hatte, daß Holland und Belgien getrennt bleiben sollten, konnte publicistisch das Großherzogthum Luxemburg dabei nicht mit eingeschlossen werden, und dieß um so weniger, da der deutsche Bund zu den Berathungen der Conferenz nicht mit gezogen worden war. Sowie sich aber die Entscheidung der Conferenz auf Luxemburg bezog, wurde die luxemburger Frage eine rein deutsche. Der ganze deutsche Bund war dabei betheiligt; er mußte wachen, daß nicht nach Willkür über sein souveraines Gebiet und Recht verfügt wurde. Indeß dehnten sich die Bestimmungen der Conferenz wirklich auf Luxemburg aus. Um die Trennung Hollands und Belgiens rein durchführen zu können, sollten die gegenseitigen Enclaven aufgehoben und den Gebieten Zusammenhang verschafft werden. Dieß konnte nach der Ansicht der in London versammelten Gesandten nicht anders geschehen, als durch Austausch eines Theils von Luxemburg gegen einen Theil von Limburg. In dieser Hinsicht war die aus gutem Willen zu erlangende Einwilligung des Großherzogs und des deutschen Bundes unerläßlich. Die Conferenz bewarb sich darum; die gewünschte Bevollmächtigung wurde ihr, selbst auf Verlangen des Ministers des Großherzogs bei dem deutschen Bunde, zugestanden, jedoch später zum Theil zurückgenommen, weil die Conferenz ihre erste, vom Könige der Niederlande bereits angenommene Trennungsgrundlage sowie spätere Entwürfe mehrmals zu Gunsten Belgiens abgeändert hatte. Dagegen hatte der deutsche Bund den Bevollmächtigten Oestreichs und Preußens in London Vollmacht und Instructionen zugefertigt. Hierauf zog die Conferenz einen Theil von Luxemburg in ihren Austauschungsplan und versicherte in ihren Denkschriften, daß sie den vollkommensten Grund habe, zu glauben, daß der deutsche Bund und die Agnaten des Hauses Nassau, welche bei der Erbfolge betheiligt sind, bereit wären, diese Anordnungen vom 15. Oct., aufgenommen in den Tractat vom 15. Nov. 1831, zu unterschreiben. Der eben genannte Hauptvertrag zwischen Holland und Belgien, den der König der Niederlande nur theilweise oder mit Vorbehalt der Abänderung gewisser Artikel angenommen hat, von dem die Bestimmungen über Luxemburg nur ein Theil sind, ist von Großbritannien und Frankreich unbedingt, von Oestreich, Preußen und Rußland aber nur mit Vorbehalt, namentlich der Rechte des deutschen Bundes in Ansehung derjenigen Artikel, welche die Abtretung und den Austausch eines Theils des Großherzogthums Luxemburg betreffen, genehmigt worden. Die Conferenz hat diese Beschlüsse seitdem der deutschen Bundesversammlung vorgelegt und wegen der Anordnungen über Luxemburg deren Zustimmung verlangt. Nun darf aber nach der deutschen Bundes- und Schlußacte in Fällen, wo die Bundes-

glieder als einzelne selbständige und unabhängige Staaten erscheinen, wie hier der Fall ist, indem der Großherzog, abgesehen von seinen Bundesverpflichtungen, einen Theil seines Gebiets austauschen soll, nicht durch Mehrheit, sondern durch Einhelligkeit der Stimmen entschieden werden. Der Bund kann also den Anordnungen über Luxemburg nicht seine Genehmigung geben, wenn nicht auch der Großherzog einwilligt. Dieser hat aber bis jetzt seine Zustimmung zurückgehalten; denn wenn auch die Entschädigung im Ganzen nach gerechten Grundsätzen ausgemittelt ist, indem für einen großen unfruchtbaren District des Großherzogthums Luxemburg ein kleiner reicher District von Limburg an Holland kommen soll, so wird doch Luxemburg getheilt; es wird ein Theil von Deutschland abgerissen, und zwischen dem verbleibenden Theile und Holland keine unmittelbare Verbindung hergestellt. Obgleich nun die meisten Glieder des Bundes geneigt scheinen, diesen Anordnungen beizustimmen, indem die Stadt und Festung Luxemburg dem deutschen Bunde unbedingt verbleibt, so kann man dennoch einwenden, daß dadurch eine Anomalie des Staatsrechts, namentlich eine Verletzung des Bundesstaatsrechts, ein Ausspruch des Stärkern zu Gunsten einer Rebellion, völkerrechtswidrig sanctionnirt werden würde. Die deutsche Bundesacte garantirt den Staaten alle Besitzungen, die unter dem Bunde begriffen sind. Warum soll dieses klar geschriebene Gesetz hier verletzt werden? Soll Deutschland fortwährend, wie seit 300 Jahren, das Entschädigungsland Europas bleiben? Allerdings hat auch Luxemburg, von Brüssel und den übrigen belgischen Städten fortgerissen und mit bewaffneter Hand eingenommen, gegen den König der Niederlande sich empört, und factisch ist der größte Theil des Landes bis jetzt im Besitze der belgischen Regierung; allein jene Empörung gibt kein Recht, und dieser Besitz ist nicht durch die Waffen errungen, sondern dadurch, daß Frankreich dem niederländischen Heere die Unterwerfung des schon besiegten Belgiens durch eine bewaffnete Dazwischenkunft entriß. Belgien glaubt zwar den Staatsverhältnissen Luxemburgs zu genügen, indem der Congreß in die belgische Verfassung aus dem niederländischen Grundgesetze die Worte aufnahm, daß Luxemburg „unbeschadet seiner Beziehungen zum deutschen Bunde", zu Belgien gehören solle. Die naive Substitution, durch welche sich die belgische Regierung an die Stelle des frühern Besitzers kraft einer Revolution setzt, kann aber den rechtlichen Stand nicht aufheben. — Nach dem gegenwärtigen Stande der luxemburger Frage ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Theilung des Großherzogthums Luxemburg nach dem 2. Artikel des oben genannten Tractats vom 15. Nov. 1831 sanctionnirt und vollzogen werden wird. Demnach wird die Scheidungslinie des belgischen Luxemburg so gezogen, das sie von der französischen Grenze an, zwischen Rodange, welches dem Großherzogthum Luxemburg verbleiben, und Athus, welches zu Belgien gehören wird, so fortläuft, daß man die Straße von Arlon nach Bastogne Belgien läßt, daß sie zwischen Mesancy, welches auf dem belgischen Gebiete bleibt, und Clemency, welches dem Großherzogthum Luxemburg verbleibt, durchgeht und in Steinfurt, welcher Ort ebenfalls dem Großherzogthum verbleibt, endigt. Von Steinfurt wird diese Linie in der Richtung von Eischen bis Martelange verlängert, sodaß Hecbus, Guirsch, Grende, Nothomb und Pareth zu Belgien gehören, indem die Linie von Eischen längs der Sure hinabgeht, deren Thalweg als Grenze zwischen den beiden Staaten dienen wird, bis Bintange

gegenüber, von wo sie in gerader Richtung bis gegen die jetzige Grenze des Kreises Diekirch verlängert und dann in der Gegend von Doncols und Solenz, welche dem Großherzogthume verbleiben, der jetzigen Grenze bis an die des preußischen Gebiets folgen wird. Alles westlich von dieser Linie gelegene Gebiet gehört zu Belgien, alles östlich von derselben gelegene bleibt bei dem Großherzogthume Luxemburg. Für diese Abtretungen erhält der König der Niederlande nach Artikel 3 und 4 des genannten Tractats eine Gebietsentschädigung in der Provinz Limburg, sowohl auf dem rechten, als auf dem linken Ufer der Maas. Den hiernach zu Belgien geschlagenen Theil der Provinz Luxemburg schätzt man auf 54 QMeilen mit etwa 150.000 Einwohnern und der Hauptstadt Arlon. — Gegenwärtig (April 1834) werden mit dem Herzog v. Nassau in Biberich Conferenzen gehalten, um die luxemburger Angelegenheit zu einem Endresultat zu führen.

Luxus ist ein dem Stande der Cultur eines Volkes angemessenes höheres Wohlleben; in seiner Ausartung aber Pracht oder Ueppigkeit. Er ist eine Folge des Reichthums und entspringt aus dem Bestreben zur Verschönerung des Lebens. Er zeigt sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse dienen, z. B. in Ansehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, in Ansehung der Bekleidung, Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Bedienung, Mahlzeiten, Getränke und andrer Bequemlichkeiten. Abgesehen von dem Nachtheile, welchen er der Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen bringt, wenn er in Ueppigkeit und sinnlose Prachtliebe ausartet, wird der Luxus dadurch nützlich und im Staate nothwendig, daß er den physischen Wohlstand erleichtert, ihn unter die größtmögliche Menschenmasse verbreitet, und so der dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit stets entgegenarbeitet, welche kein Staat in Absicht des Mobilairvermögens zu verhindern vermag. Da nun der höchste physische Zweck des Menschen Wohlleben, auf dauernden Wohlstand gegründet, ist, so hat die Regierung beim Luxus nur die sehr bedingte Pflicht der Einschränkung, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist, oder die öffentliche Sittlichkeit und Religiosität dadurch verletzt wird. Der Luxus ist kein ausschließliches Vorrecht des Reichen, sondern jeder Mensch kann ihn nach seinen Vermögensumständen anwenden, um durch mehre Genußmittel sich das Leben zu verschönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen über die Fortschritte und Nachtheile des Luxus scheinen größtentheils aus Stolz und Neid gegen die niedere Volksclasse entsprungen zu seyn, indem die höhern Stände sich an den durch die Fortschritte des Gewerbfleißes unverkennbar erweiterten Wohlstand der niedern Classen noch nicht gewöhnen können. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß von dem archischen Luxus- oder Aufwandgesetze der Römer vom J. 572 an bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden ꝛc., alle Aufwandgesetze stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben sind, und statt den Geist der Nation umzuwandeln, diesen vielmehr verderbt und zum Schleichhandel geneigt gemacht haben. Vgl. Aufwandgesetze und Bedürfniß.

Luynes (Charles Albert, Herzog von), Günstling Ludwigs XIII., Königs von Frankreich, geb. 1578. Sein Familienvater war Alberti;

seine Vorfahren florentinische Edelleute, hatten sich 100 Jahre zuvor aus Florenz vertrieben, in Frankreich niedergelassen. Er und seine beiden jüngern Brüder waren schon von Heinrich IV. dem Dauphin zur Gesellschaft zugegeben worden; Luynes hatte sich aber besonders die Gewogenheit des jungen Königs durch die kindischen Zeitvertreibe, mit welchen er ihn unterhielt, erworben, und dadurch den Grund zu seinem nachherigen großen Einflusse gelegt. Der Marschall d'Ancre, der damals Alles am franz. Hofe vermochte, verschaffte ihm die Statthalterschaft von Amboise, und doch war es vorzüglich de Luynes, der den Marschall und dessen Gattin, welche die verwitwete Königen Maria von Medici beherrschte, stürzte (1617). Luynes erhielt das ganze, viele Millionen betragende Vermögen des Marschalls, verschiedene von dessen bisherigen Stellen, und regierte nun ebenso unumschränkt wie Jener, nur noch schlimmer, denn er bereicherte sich in einem Jahre mehr, als der Marschall in 17 Jahren. Die ganze Regierung war in Luynes's Händen; er vereitelte alle Unternehmungen der Mutter des Königs und der franz. Großen, die sich wider ihn verbunden hatten, und erhielt 1621 die Würde eines Connetable, obgleich er die zu dieser Stelle erforderlichen Eigenschaften gar nicht besaß. Ludwig XIII. wurde zuletzt seines Günstlings überdrüssig, und Luynes starb zu rechter Zeit (15. Dec. 1621) im 43. Jahre.

Luzac (Johann), Philolog, Jurist und Publicist, stammte von einer franz. Familie, die sich nach Widerrufung des Edicts von Nantes nach Holland gewendet hatte, und wurde 1756 zu Leyden geboren. Er studirte die Rechte, trat auch als Sachwalter im Haag und Leyden auf und unternahm in letzterer Stadt 1775 die Redaction der leydener politischen Zeitung, die sein Oheim, Stephan Luzac, u. d. T.: „Nouvelles extraordinaires de divers endroits", herausgegeben hatte, und die zu ihrer Zeit nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika, Indien und China viel gelesen wurde. Nach Valckenaer's Tode 1785 erhielt er die Stelle eines Professors der griech. Sprache, vollendete dessen Fragmente vom Kallimachus, schrieb: „Lectiones atticae" (Leyden 1809, 8.) u. a. m., wurde aber wegen politischer Meinungen 1793 seiner Stelle entsetzt und verlor 1807 beim Auffliegen eines Pulverschiffes sein Leben, nachdem er 1802 in seine Stelle wieder eingesetzt worden war.

Luzern, der größte unter den kathol. Cantonen der Schweizer Eidgenossenschaft, enthält auf 36 QM. etwa 106.000 Einw. Der Luzerner oder Vierwaldstädter und der Sempacher See; die Reuß und die kleine Emme, welche sich in die Reuß ergießt, sind die Gewässer. Das ganze Land ist zwar gebirgig, doch findet nur im südlichen Theile Alpenwirthschaft statt; bleibender Schnee ist nirgend. Ackerbau und Viehzucht sind die einzigen Nahrungsquellen; jede andre Betriebsamkeit ist hier beinahe ganz unbekannt. Der Getreidebau ist so bedeutend, daß die benachbarten kleinen Cantone hier ihre Bedürfnisse einkaufen können. Die Verwaltung ist aristokratisch, aber jeder Bürger zu jedem Amte wahlfähig. Zehnten und Zinsen sind ablösbar. Der große Rath von 64 großen und 36 täglichen Räthen, zur Hälfte von der Stadt, zur Hälfte vom Lande gewählt, übt die gesetzgebende Gewalt. Jeder Rath muß 4000 Franken Vermögen haben und 25 Jahre alt seyn; er versammelt sich jährlich dreimal ordentlich und sonst durch Berufung der 36 Räthe des

gegenüber, von wo sie in gerader Richtung bis gegen die jetzige Grenze des Kreises Diekirch verlängert und dann in der Gegend von Doncols und Solenz, welche dem Großherzogthume verbleiben, der jetzigen Grenze bis an die des preußischen Gebiets folgen wird. Alles westlich von dieser Linie gelegene Gebiet gehört zu Belgien, alles östlich von derselben gelegene bleibt bei dem Großherzogthume Luxemburg. Für diese Abtretungen erhält der König der Niederlande nach Artikel 3 und 4 des genannten Tractats eine Gebietsentschädigung in der Provinz Limburg, sowohl auf dem rechten, als auf dem linken Ufer der Maas. Den hiernach zu Belgien geschlagenen Theil der Provinz Luxemburg schätzt man auf 54 QMeilen mit etwa 150.000 Einwohnern und der Hauptstadt Arlon. — Gegenwärtig (April 1834) werden mit dem Herzog v. Nassau in Biberich Conferenzen gehalten, um die luxemburger Angelegenheit zu einem Endresultat zu führen.

Luxus ist ein dem Stande der Cultur eines Volkes angemessenes höheres Wohlleben; in seiner Ausartung aber Pracht oder Ueppigkeit. Er ist eine Folge des Reichthums und entspringt aus dem Bestreben zur Verschönerung des Lebens. Er zeigt sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse dienen, z. B. in Ansehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, in Ansehung der Bekleidung, Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Bedienung, Mahlzeiten, Getränke und andrer Bequemlichkeiten. Abgesehen von dem Nachtheile, welchen er der Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen bringt, wenn er in Ueppigkeit und sinnlose Prachtliebe ausartet, wird der Luxus dadurch nützlich und im Staate nothwendig, daß er den physischen Wohlstand erleichtert, ihn unter die größtmögliche Menschenmasse verbreitet, und so der dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit stets entgegenarbeitet, welche kein Staat in Absicht des Mobilairvermögens zu verhindern vermag. Da nun der höchste physische Zweck des Menschen Wohlleben, auf dauernden Wohlstand gegründet, ist, so hat die Regierung beim Luxus nur die sehr bedingte Pflicht der Einschränkung, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist, oder die öffentliche Sittlichkeit und Religiosität dadurch verletzt wird. Der Luxus ist kein ausschließliches Vorrecht des Reichen, sondern jeder Mensch kann ihn nach seinen Vermögensumständen anwenden, um durch mehre Genußmittel sich das Leben zu verschönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen über die Fortschritte und Nachtheile des Luxus scheinen größtentheils aus Stolz und Neid gegen die niedere Volksclasse entsprungen zu seyn, indem die höhern Stände sich an den durch die Fortschritte des Gewerbfleißes unverkennbar erweiterten Wohlstand der niedern Classen noch nicht gewöhnen können. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß von dem archischen Luxus- oder Aufwandgesetze der Römer vom J. 572 an bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden ꝛc., alle Aufwandgesetze stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben sind, und statt den Geist der Nation umzuwandeln, diesen vielmehr verdarbt und zum Schleichhandel geneigt gemacht haben. Vgl. Aufwandgesetze und Bedürfniß.

Luynes (Charles Albert, Herzog von), Günstling Ludwigs XIII., Königs von Frankreich, geb. 1578. Sein Familienvater war Alberti;

seine Vorfahren florentinische Edelleute, hatten sich 100 Jahre zuvor aus Florenz vertrieben, in Frankreich niedergelassen. Er und seine beiden jüngern Brüder waren schon von Heinrich IV. dem Dauphin zur Gesellschaft zugegeben worden; Luynes hatte sich aber besonders die Gewogenheit des jungen Königs durch die kindischen Zeitvertreibe, mit welchen er ihn unterhielt, erworben, und dadurch den Grund zu seinem nachherigen großen Einflusse gelegt. Der Marschall d'Ancre, der damals Alles am franz. Hofe vermochte, verschaffte ihm die Statthalterschaft von Amboise, und doch war es vorzüglich de Luynes, der den Marschall und dessen Gattin, welche die verwitwete Königen Maria von Medici beherrschte, stürzte (1617). Luynes erhielt das ganze, viele Millionen betragende Vermögen des Marschalls, verschiedene von dessen bisherigen Stellen, und regierte nun ebenso unumschränkt wie Jener, nur noch schlimmer, denn er bereicherte sich in einem Jahre mehr, als der Marschall in 17 Jahren. Die ganze Regierung war in Luynes's Händen; er vereitelte alle Unternehmungen der Mutter des Königs und der franz. Großen, die sich wider ihn verbunden hatten, und erhielt 1621 die Würde eines Connetable, obgleich er die zu dieser Stelle erforderlichen Eigenschaften gar nicht besaß. Ludwig XIII. wurde zuletzt seines Günstlings überdrüssig, und Luynes starb zu rechter Zeit (15. Dec. 1621) im 43. Jahre.

Luzac (Johann), Philolog, Jurist und Publicist, stammte von einer franz. Familie, die sich nach Widerrufung des Edicts von Nantes nach Holland gewendet hatte, und wurde 1756 zu Leyden geboren. Er studirte die Rechte, trat auch als Sachwalter im Haag und Leyden auf und unternahm in letzterer Stadt 1775 die Redaction der leydener politischen Zeitung, die sein Oheim, Stephan Luzac, u. d. T.: „Nouvelles extraordinaires de divers endroits", herausgegeben hatte, und die zu ihrer Zeit nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika, Indien und China viel gelesen wurde. Nach Valckenaer's Tode 1785 erhielt er die Stelle eines Professors der griech. Sprache, vollendete dessen Fragmente vom Kallimachus, schrieb: „Lectiones atticae" (Leyden 1809, 8.) u. a. m., wurde aber wegen politischer Meinungen 1793 seiner Stelle entsetzt und verlor 1807 beim Auffliegen eines Pulverschiffes sein Leben, nachdem er 1802 in seine Stelle wieder eingesetzt worden war.

Luzern, der größte unter den kathol. Cantonen der Schweizer Eidgenossenschaft, enthält auf 36 QM. etwa 106.000 Einw. Der Luzerner oder Vierwaldstädter und der Sempacher See; die Reuß und die kleine Emme, welche sich in die Reuß ergießt, sind die Gewässer. Das ganze Land ist zwar gebirgig, doch findet nur im südlichen Theile Alpenwirthschaft statt; bleibender Schnee ist nirgend. Ackerbau und Viehzucht sind die einzigen Nahrungsquellen; jede andre Betriebsamkeit ist hier beinahe ganz unbekannt. Der Getreidebau ist so bedeutend, daß die benachbarten kleinen Cantone hier ihre Bedürfnisse einkaufen können. Die Verwaltung ist aristokratisch, aber jeder Bürger zu jedem Amte wahlfähig. Zehnten und Zinsen sind ablösbar. Der große Rath von 64 großen und 36 täglichen Räthen, zur Hälfte von der Stadt, zur Hälfte vom Lande gewählt, übt die gesetzgebende Gewalt. Jeder Rath muß 4000 Franken Vermögen haben und 25 Jahre alt seyn; er versammelt sich jährlich dreimal ordentlich und sonst durch Berufung der 36 Räthe des

täglichen Raths, der die höchste vollziehende und richterliche Macht ausübt, aber Rechnung ablegt. 12 Räthe desselben mit dem Altschultheiß bilden das höchste Gericht. 2 Schultheiße wechseln im Vorsitz des großen und täglichen Raths. Die beiden ältesten Räthe des täglichen Raths heißen Statthalter. Jeder dieser Räthe muß 30 Jahre alt seyn. Die nächste Instanz üben 5 Aemter und die unterste die Richter der 18 Gerichtsbezirke. Die einzige Stadt von Bedeutung ist Luzern an der Reuß und am Vierwaldstädter See, mit etwa 6100 Einw. Von den 3 Brücken über die Reuß, jede mit Gebäuden geziert, ist die Hofbrücke, von welcher man die herrlichste Aussicht über den See und die entfernten Alpen hat, die merkwürdigste. Das sehenswerthe Zeughaus enthält viele Beutestücke und Alterthümer aus den Schweizerkriegen. Das Merkwürdigste in Luzern ist das vom General Pfyffer v. Wyher angefertigte Modell in erhabener Arbeit, von einem Theile der Schweiz. Es stellt in einem Raume von 20½ F. Länge und 12 F. Breite 60 Q. Stunden mit der außerordentlichsten Treue dar, sodaß 1000 F. in der Natur hier 1 Zoll einnehmen. Es umfaßt den Canton Luzern und Theile der benachbarten. Jetzt ist Luzern der Sitz eines päpstl. Nuntius, hat ein kath.-theologisches Seminarium, schöne Domkirche, Rath- und Zeughaus, mehre wissenschaftliche Sammlungen, Lyceum und eine Kunstakademie. An einer schroffen Felsenwand in der Nähe der Stadt ist nach der Zeichnung Thorwaldsen's von dem Künstler Ahorn ein kolossaler Löwe, zum Andenken der bei Vertheidigung der Tuilerien, am 10. August 1792 gefallenen Schweizer, ausgehauen. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, indem beinahe alle Güter aus Deutschland und Frankreich nach Italien hier eingeschifft werden, und dann die Straße über den Gotthard nehmen.

Lyceum, Lykeion, eines von den drei vornehmen Gymnasien zu Athen, welches sich am Ufer des Ilissus befand und seinen Namen vom Apollo Lycius hatte, dem es gewidmet war und dessen Statue sich auch am Eingange befand. Die Erbauung dieses Gebäudes wird von Einigen dem Pisistratus, von Andern dem Perikles und von noch Andern dem Lykurgus zugeschrieben. Vielleicht legte Pisistratus den Grund, Perikles führte es auf, und Lykurg erweiterte und verschönerte es. Die Mauern waren mit Malereien verziert. Die Gärten wurden zu Plato's Zeit neu wieder hergestellt. Unter den Bäumen befanden sich Sitze zum Ausruhen. Im Lyceum war es, wo Aristoteles im Spaziergehen seine Philosophie lehrte. Wer aus dem Lyceum etwas entwendete, das über 10 Drachmen werth war, der mußte nach Solon's Gesetzen sterben. In der Folge wurde es vom macedonischen König Philipp, des Demetrius Sohn, verbrannt; Sylla ließ bei der Belagerung von Athen die umher stehenden Bäume ausrotten. Cicero hatte in seinem Tusculanum auch ein Gymnasium, das Lyceum hieß. Dem Aristoteles zu Ehren wurden bei den Neuern die höhern lateinischen Schulen Lyceen genannt, weil in denselben ehemals die Aristotelische Philosophie in der scholastischen Form gelehrt wurde. Der neuere Sprachgebrauch ist in Rücksicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnasien nicht in allen Ländern gleich; überall aber sind sie Schulen für die gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Universität übergehen.

Lydien (Lydia), (das eigentliche, früher Mäonien), kleinasiatische Landschaft, grenzte östlich an Phrygien, nördlich an Mysien, westlich an Jonien, südlich an Karien, das der Mäander schied. Hauptstadt:

Sardes. Bewässert war es von den goldreichen Flüssen Hermos und Paktolos. Lydien war sehr berühmt durch Fruchtbarkeit und durch Reichthum der Könige. Besonders unter Krösos (s. d.) waren die Lydier das reichste, aber auch das üppigste und sittenloseste Volk Asiens. Sie waren Erfinder der kostbarsten und weichlichsten Kleider und Tapeten, der wohlriechendsten Salben und leckerhaftesten Gerichte. Sie entdeckten zuerst das Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu versetzen, um sie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beischläferinnen zu gebrauchen. Sie erfanden ferner die Münzen, musikalische Instrumente, Musikkarten, die Kunst, Wolle zu färben, Erz zu schmelzen, trieben starken Landhandel u. s. w. In Sardes tauschten Griechen, Phrygier und selbst die nomadischen Völker ihre Waaren gegen andre um. Hier war ein Hauptmarkt des Sklavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah. — Man unterscheidet 3 Dynastien in Lydien: a) die der Atyaden (bis 35 Jahre vor Trojas Zerstörung), so genannt von Atys, einem Sohne des ägyptischen Königs Manes, eines Sohnes Jupiters. Unter Atys sollen die Lydier das Bretspiel und andere Spiele erfunden haben und endlich, wegen einer Hungersnoth, unter Atys Sohn, Tyrrhenos, nach Italien ausgewandert seyn. Atys älterer Sohn, Lydos, folgte seinem Vater und gab dem Lande Mäonien den Namen Lydien. Des letzten Königs, Jordanos, Tochter, Omphale, gebar dem Herakles den Argon (n. A. Alkäos), der b) die Dynastie der Herakliden stiftete, die unter 22 Königen bis Kandaulus dauerte, den Gyges entthronte, mit dem c) die Dynastie der Mermnaden begann. Gyges eroberte die Stadt Kolophon und das Land Troas und schickte kostbare Geschenke nach Delphi. Auch Ardys, Alyattes machten Eroberungen. Besonders vergrößerte Krösos das Reich, das ihm endlich sein Sieger, Kyros, nahm, wodurch Lydien persische Satrapie wurde, die von den Persern immer als die wichtigste angesehen wurde, und deren Hauptstadt, Sardes, oft Residenz des Königs war. Hierauf durchlief Lydien eine Reihe von Revolutionen, die das persische Reich stürzten, bis endlich Philetäros, Schatzmeister des thrakischen Lysimachos, sich auf den Thron schwang und Lydien seinem neuen Reiche von Pergamos einverleibte, 283 v. Chr. Als Attalos, der letzte Fürst dieses Stammes, starb, theilte Lydien das Schicksal von Pergamos. — Auch war Lydien der Name der sämmtlichen Besitzungen des Krösos, die sich bis an den Halys erstreckten. Jetzt gehört Lydien zu der türk. Statthalterschaft Natolien (Anadoly).

Lykophron (Lukumon), aus Chalkis, um 280 unter Ptolemäos Philad., Grammatiker und geschmackloser Dichter, doch einer des Alexandrinischen Siebengestirns, Erfinder des Anagramms und Verf. einer beträchtlichen Anzahl von Trauerspielen. Uebrig ist, außer Fragmenten: „Kassandra“ (Alexandra), in Jamben, welche von einer durch großen, Fleiß erworbenen alterthümlichen Gelehrsamkeit zeugt, weniger eine Tragödie, als ein ununterbrochener Monolog (ein prophetisches Monodrama), wahrscheinlich entsprungen aus den alten Orakelsprüchen der Griechen, die sich durch hohe Einfalt auszeichneten, und an deren Stelle ein Gewebe von Mythen und Weissagungen getreten war, welches Lykophron in ein Ganzes vereinte), in dem Kassandra Trojas und der in dessen Schicksal verflochtenen Helden Loos vorhersagt; für die Mythologie von hohem Werthe. Zuerst herausgeg. von Aldus (Venedig 1513); dann, von Mo-

relli (Paris 1584, 4.); mit Tzetzes's Commentar und Anmerk. Mehrer, von Potter (Oxford 1697 u. 1702, Fol.); mit Canter's Commentar v. Reichard (Leipzig 1788); und, als Fortsetzung, Tzetzes's Scholien von Chr. G. Müller (3 Bde., Leipzig 1811); aus neu verglichenen Handschriften mit Tzetzes's Comm., von Sebastiani (Rom 1803, gr. 4., m. 2 K.). Vgl. Meen, „Remarke on the Cassandra etc.“ (London 1800.)

Lykurgos, Sohn des spartanischen Königs Eunomos, der in einem Aufstande das Leben verlor; sah sich, als der diesem folgende König, Polydektes, sein älterer Bruder, um 886 v. Chr. auch gestorben und er Vormund des erst nach Polydektes's Tode gebornen Neffen Charilaos geworden war, durch Verleumdung der königlichen Witwe, die ihm die Ermordung des Kindes und Thron und Hand angeboten hatte, aber von ihm verschmäht worden war, genöthigt, sein Vaterland zu verlassen. Er reiste nach Kreta, wo er Minos's Gesetze und Thales kennen lernte, dann nach Kleinasien, woher er Homer's (ungeschriebene) Gesänge nach dem europäischen Griechenland brachte, angeblich auch nach Aegypten. Von König und Volk zurückgerufen, fand er das Vaterland in Verwirrung, und man verlangte von ihm, der schon früher durch Uneigennützigkeit sich die Liebe des Volkes erworben hatte, eine neue Staatseinrichtung. Da trat er, einer der größten Männer aller Zeiten, mit der Klarheit eines überlegenen Geistes und dem Gefühl der Kraft, als Gesetzgeber auf. Um jener Eingang zu verschaffen, ließ er von dem, bei den Dorern in ganz besonderm Ansehen stehenden delphischen Orakel zu diesem Geschäfte sich weihen, und mehre der Vornehmen vereinigten sich mit ihm. Lykurgos ließ seine (nicht geschriebenen Gesetze, Retrai) bis zu seiner Rückkehr beschwören, reiste ab und kam, eine freiwillige Verbannung wählend, nicht wieder. 400 Jahre, bis zu den Perserkriegen, erhielten sich seine Gesetze. Die Elemente der Lykurgischen Gesetzgebung waren folgende: a) Alle Bürger sind gleich, aber jeder Bürger ist ein Eigenthum des Staates, und alle Zwecke des einzelnen Bürgers müssen den Zwecken des Staates und vornehmlich dem Zweck der gemeinschaftlichen Vertheidigung untergeordnet werden, sodaß der spartanische Staat nur eine einzige, von dem übrigen Griechenland getrennte, sich wechselseitig unterstützende Familie von Kriegern bildet. Für dieses wesentliche Element der Constitution waren folgende Anordnungen berechnet: Gleiche Austheilung der Ländereien (9000 Theile für die Spartioten, 30.000 für die Perioiken), Verheirathung der Töchter, welche Brüder haben, ohne Ausstattung, Verbot alles Handels, Geld von Eisen, Entfernung alles Luxus, das tägliche Zusammenessen aller Bürger nach ihren Abtheilungen (Sissition), Aufsicht über die häusliche Gesellschaft, gemeinschaftliche Ansprüche auf Aemter und Würden, gleichmäßige Erziehung der Kinder, Geißeln vor dem Altar der Diana, Verhältniß der Heloten zu den freien Spartanern. b) Die Staatsgewalten sollen sich gegenseitig beschränken. Die 2 Könige, welche Sparta bisher gehabt hatte, blieben zwar an der Spitze des Staates, sowie das Königthum auch fernerhin erblich seyn sollte; diese Könige hatten nun, neben der entscheidenden Stimme bei einigen bürgerlichen Angelegenheiten, ausschließend die Besorgung der Religion, weßhalb sie selbst Priester des Zeus waren, die Staatsopfer darbrachten und die zur Befragung des delphischen Orakels ihnen zugeordneten 4 Pythier erwählten; im Kriege waren sie die einzigen Führer des Heeres und übten dann fast eine un-

unschränkte Gewalt aus. Einkünfte derselben: Grundeigenthum im lakedämonischen Gebiete, eigenthümliche Wohnung in Sparta, Antheil an allen Opfern, Speisung auf öffentliche Kosten. Prärogative: Vorsitz bei allen Kampfspielen, bei den öffentlichen und Privatmahlzeiten (ungewiß, ob bei Volksversammlungen), doppelter Antheil an den Speisen, feierliches Leichenbegängniß. Im Falle der Minderjährigkeit wurden Reichsverweser (Prodikoi) aus Heraklidischem Stamme gesetzt. Allein der Rath der 28 Alten (Gerusia), vom Volke gewählt, stand dem König in allen öffentlichen Angelegenheiten zur Seite. Neben der Gerusia waren die Volksversammlungen (Ekklesiai), deren Recht aber nur dahin ging, die von den Königen oder von dem Senat ihnen gemachten Anträge durch öffentlichen Zuruf anzunehmen oder zu verwerfen. Die Nomophylakten, Harmosten und Empoloren sind wahrscheinlich auch schon von Lykurgos eingesetzt worden, die Ephoren aber wahrscheinlich erst nach Lykurgos's Zeit. Unrichtig scheint es, daß die Lykurgischen Gesetze den Lakoniern ihren rauhen, kriegerischen Charakter gegeben haben. Die Dorer waren kriegerisch; Lykurg fügte also seine Gesetze diesem Charakter nur an und heiligte vielleicht bloß manches Herkommen zum Gesetze. 2) Lykurgos, aus Athen, aus dem edeln Geschlechte der Eteobutaden, 408—328, des Isäos Zeitgenosse, des Demosthenes's Freund, Schüler Platons und Isokrates; bekleidete mehre Magistrate, geachtet wegen seiner Redlichkeit, Freiheitsliebe und Strenge, Philipps und Alexanders von Makedonien standhafter Gegner. Uebrig ist von seinen (15) Reden eine Rede gegen den Leokrates (welcher nach der Schlacht bei Chäroneia sein Vaterland verlassen hatte), die sich in der Taylor'schen, Reiske'schen und Becker'schen Sammlung der griechischen Redner befindet; einzeln herausgeg. von J. G. Hauptmann (Lpz. 1753); mit deutschen Noten, von J. H. A. Schulze (Braunschweig 1789); von H[einrich], (Bonn 1821); von A. G. Becker (Magdeburg 1821); französisch übersetzt in Auger's Uebersetzung griechischer Redner (Paris 1783).

Lymphatisches System. Dieses bilden die Gefäße, welche im thierischen Körper zum Auffaugen der zur Herstellung des Organismus fähigen Stoffe bestimmt sind. Diese eigenen sich theils aus dem Urin, theils aus dem Chymus im Darmcanal, theils aus der Luft durch die äußere Haut Dasjenige an, was die neuen Massen bildet und die abgenutzte fortschafft. Alle diese Gefäße, welche von jedem Punkte des Körpers ihren Ursprung nehmen, sich vielfältig mit einander verbinden und überhaupt sehr zahlreich sind, endigen sich endlich in einem gemeinsamen Stamme (ductus thoracicus), welcher, auf der vordern Fläche der Rükkenwirbel befindlich, in die Höhe steigt und sich meistens in die vena subclavia sinistra endigt; in einzelnen Fällen ist noch ein anderer Stamm vorhanden, der sich in die rechte vena subclavia endigt. Andern Untersuchungen zufolge sollen einzelne Aeste sich auch in andre Venen ausmünden. Alle diese einzelnen Gefäße begreift man u. d. N. lymphatischen Systems, wozu auch noch an vielen Stellen kleine, runde Drüsen (glandulae conglobatae) kommen, durch welche die Lymph- und Milchgefäße, sich verästelnd, hindurchgehen, und welche auch mit Nerven und vielen Blutgefäßen versehen sind. Unter den Achseln, am Halse und in den Weichen fühlt man sie deutlich, weil sie unmittelbar unter der Haut liegen. In den Lymphgefäßen befindet sich eine wasserhelle, gerinnbare, gesalzene, ein wenig klebrige Flüssigkeit, welche Lymphe genannt wird,

und die sich durch Eiweißstoff, den sie enthält, auszeichnet. Sie ist das Product der Ab- und Resorption.

Lynceus (Linkeus), s. Danaiden.

Lyon, Hauptstadt des Depart. Rhone und nächst Paris die wichtigste Stadt in Frankreich, liegt, umgeben von einer durch Natur und Kunst paradiesisch geschmückten Hügelreihe, am Zusammenfluß der Rhone und Saone, hat über 110.000 Einw., vor der Revolution hingegen über 160.000. Hier ist der Vereinigungspunkt mehrer Hauptstraßen, eine Wasser-Verbindung mit dem mittelländischen Meere und durch die Canäle mit der Loire, Seine und dem Rhein, deßhalb ein militairisch wichtiger Punkt. Die Stadt ist jetzt größtentheils schön gebaut; sie hat 3 Brücken über die Saone und eine große steinerne über die Rhone. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der Bellecour, jetzt Königsplatz, durch seine Größe und der Terreaux durch seine Schönheit aus; ersterer ist mit herrlichen Gebäuden umgeben. Merkwürdig sind: die Metropole St.-Johann, ein Denkmal der maurisch-gothischen Baukunst; sie gewährt einen imposanten Anblick, und die Schönheit ihrer Architektur, das Alter des Gebäudes, das man nicht zu verschleiern gesucht hat, stellen sie mitten unter modernen Bauten als ein Wunder der alten Kunst dar. Das Innere ist reich an Skulpturen gothischen und neuern Styls, sowie an Gemälden, welche der Cardinal Fesch hier aufstellte. Noch ist diese Kirche berühmt durch die zwei allgemeine Concilien, welche in derselben gehalten wurden. Das vormalige Jesuitencollegium ist das größte und schönste Gebäude dieser Art in ganz Frankreich, worin jetzt das Lyceum und die Stadtbibliothek ist. Die Kirchen St.-Just und St.-Nizier zeichnen sich ebenfalls durch ihre schöne Architektur aus. Der erzbischöfl. Pallast ist ein majestätisches Gebäude. Unter den 4 Theatern ist das größte, nach dem Plane des berühmten Architekten Soufflot 1756 aufgeführte, ein Gebäude von schöner Ordnung und mit Bildhauerarbeit geziert. Lyon besitzt eine Akademie der Wissenschaften und Künste; eine 1825 gestiftete literarische Académie provinciale mit drei Classen, 2 Bibliotheken von 120.000 Bdn. (s. Delandine: „Manuscrits de la biblioth. de Lyon“ (3 Bde.); mehre andere gelehrte Gesellschaften, eine Thierarzneischule (die älteste von allen), ein Museum, wo die dort ausgegrabenen römischen Alterthümer aufgestellt sind, eine schöne Gemäldegallerie, ein Naturaliencabinet, einen botanischen Garten mit mehr als 2000 ausländischen Pflanzen, eine Sternwarte. — Hier ist der Sitz eines Präfecten, sowie der höchsten Departementalbehörden, eines Erzbischofs, königl. Gerichtshofes, Handelskammer und Handelsgericht ꝛc. Merkwürdig sind noch 2 große und ehemals sehr reiche Hospitäler: das eine, la charité, versorgt einige hundert Greise und mehre tausend Waisenkinder, die größtentheils auf dem Lande erzogen werden; das andere, das hôtel Dieu, enthält in mehren großen, im Kreuz angelegten und in der Mitte zusammenstoßenden Sälen 1800 Betten für Kranke. Ueber 50.000 Einwohner verfertigen seidene, goldene und silberne Tressen, Sammet, seidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Ehemals wurden wöchentlich an 24.000 Pf. Seide in Lyon verbraucht, und jährlich für 5 Mill. Livres Gaze und Flor verfertigt. Die Stickerei allein beschäftigte 6000 Personen. 1726—39 waren daselbst 30.000 Weberstühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15.000; 1788 beschäftigten noch 9335 Stühle 58.600 Menschen; 1803 aber standen von 7000 dergl. 5447 gänzlich still. 1819 zählte man in den Sei-

denfabriken 18.000 Stühle. Seitdem stehen mehre Tausende still, und der Arbeitslohn ist um 40 Proc. gesunken. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8—10.000 Hüte verfertigte, beschäftigte ehemals 8000 Menschen. In neuern Zeiten ist die Fabrication der seidenen Shawls ein wichtiger Erwerbszweig für Lyon geworden. Auch verfertigt man viele Bijouterie- und Quincaillerieswaaren, künstliche Blumen und mehre chemische Produkte. Die sonst so berühmte Stickerei ist jetzt ganz im Verfalle. Der Handel von Lyon ist höchst wichtig; auch ist hier nächst Paris der bedeutendste Buchhandel von Frankreich. Die Rhone ist beständig mit Schiffen bedeckt, die theils ins südliche Frankreich fahren, theils von da zurückkommen. Die Stadt wird von mehren Forts beschützt, wovon das bedeutendste, Pierre encise, als Staatsgefängniß dient. Lyon hat eine Menge in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnete Männer hervorgebracht.

Lyon (Lugdunum Aeduorum, L. Celtarum, L. Cegusianorum) wird erst im 8. Jahrh. nach Erbauung Roms erwähnt, als C. Muratius Plancus eine römische Colonie dahin führte, wiewohl schon früher ein Flecken, Namens Lugdunum, daselbst gewesen zu seyn scheint. In alten Inschriften heißt es oft Colonia Claudia copia, theils weil der Kaiser Claudius daselbst geboren war, theils wegen Fruchtbarkeit der Umgegend. Auch Caracalla ward daselbst geboren, und Marentius und Gratianus starben da. Die Römer blieben bis zu den Zeiten des Kaisers Honorius im Besitze derselben, da Stilico sie nach Ueberwindung der Gothen den Burgundern für geleistete Kriegsdienste überließ, von welchen sie zur Hauptstadt ihres Reichs erhoben wurde. Unter der Regierung Chlotars fiel sie 532 den Franken in die Hände, nachdem diese dem burgund. Reiche ein Ende gemacht hatten. Durch den Vertrag zu Verdun 843 gerieth Lyon an Ludwigs des Frommen ältesten Sohn, Lothar, und von diesem an dessen Söhne Karl und Lothar, nach deren Tode es von dem Oheim derselben, Karl dem Kahlen, in Besitz genommen wurde. Nach Ludwigs des Stammlers Tode aber machte sich Boso, König von Burgund, zum Herrn von Lyon und gerieth darüber mit den Nachkommen Ludwigs des Stammlers in einen langwierigen Krieg, in welchem Lyon bald dieser, bald jener Partei in die Hände fiel, bis endlich König Lothar, ein Sohn Ludwigs III., um 955 dasselbe seiner Schwester Mathilde, welche Konrad I., König von Burgundia Transjurana, heirathete, zur Aussteuer gab. Unter der schlaffen Regierung Rudolfs III., des Sohnes Konrads I., gerieth Lyon fast ganz in die Gewalt der Erzbischöfe, sodaß Kaiser Konrad II., der nach des kinderlosen Rudolfs III. Tode Lyon wegen seiner Gemahlin Gisela, einer Prinzessin von Arelat, zugleich mit dem Königreich Arelat an das deutsche Reich brachte, dem Erzbischof Burkhard die Stadt Lyon erst mit Gewalt der Waffen abdringen mußte (1034). Außerdem aber waren noch andere niedere Herren daselbst, Grafen genannt, die mit den Erzbischöfen rücksichtlich der Grenzen ihrer Gewalt in beständiger Fehde lebten. Einer derselben, Guido II., traf 1173 mit dem Erzbischof Guichard, unter Vermittelung des Papstes Alexander III., einen Vergleich, nach welchem er die Grafschaft Lyonnois dem Erzbischof und dessen Capitel gegen eine bestimmte Summe Geldes überließ, nachdem Kaiser Friedrich Barbarossa schon 1167 dem Erzbischof Heraklius die höchste Gewalt über die Stadt, jedoch mit Vorbehalt der kaiserl. Oberhoheit, zuerkannt hatte. Nachdem aber unter Friedrich II. die Herrschaft

der deutschen Kaiser über Arelat verloren gegangen war, begaben sich die Erzbischöfe von Lyon, besonders wegen ihrer Händel mit den dasigen Bürgern, in den Schutz des Königs von Frankreich, und Philipp der Schöne erhob, nachdem ihm der Erzbischof den Eid der Treue geleistet, die Baronie Lyon zu einer Grafschaft, deren Gerichtsbarkeit er dem Erzbischof und dessen Capitel überließ (1307); doch ward letztere 1563 mit der Krone Frankreichs vereinigt. Zur Zeit der Revolution hat Lyon mehr als irgend eine Stadt in Frankreich gelitten. Es waren viele königlich Gesinnte daselbst. Im Mai 1793 ward die jakobinische Municipalität abgesetzt, und als die Stadt sich weigerte, dem Nationalconvent zu gehorchen, wurde sie belagert und ausgehungert und mußte sich am 10. Oct. den Jakobinern auf Gnade und Ungnade ergeben, und die für schuldig Geachteten wurden in Haufen zu Hunderten mit Kartätschen niedergeschossen. Die Mauern wurden niedergerissen und die Stadt erhielt zur Schreckenszeit den Namen Commune affranchie. Sehr langsam erholte sich Lyon von diesem Schlage, der besonders vielen fleißigen Arbeitern das Leben gekostet hatte. — Seit der Julusrevolution sind in Lyon mehrmals sehr ernstliche Unruhen unter den mit dem niedrigen Fabriklohn unzufriedenen 50.000 Seidenarbeitern ausgebrochen, unter andern am 21. Nov. 1831, wo der Präfect Dumolard, welcher das Volk beruhigen wollte, gefangen genommen, verwundet, endlich aber wieder freigelassen ward, indeß der General Roguet mit den Linientruppen die Stadt räumte. Als der Kriegsminister Soult und der Kronprinz vor Lyon erschienen, um die Stadt zur Unterwürfigkeit zu zwingen, war die Ruhe daselbst durch die klugen Maßregeln Dumolard's längst wiederhergestellt, welcher trotz dem seine Entlassung erhielt. Die Gährung dauerte indessen fort, da die Forderungen der Arbeiter von Seiten der Fabrikherren nicht befriedigt wurden. Ja während des Febr. 1834 wurden die Fabrikanten von der sogen. Mutuellisten-Gesellschaft bewogen, die Arbeit zu verweigern, worauf in mehren Aufläufen viele Mutuellisten verhaftet wurden. Als dieselben am 5. April d. J. von dem Zuchtpolizeigericht verurtheilt werden sollten, begab sich eine zahlreiche Menge Aufwiegler dahin, worauf die Sitzung bis zum 9. vertagt wurde. Beamten wurden mißhandelt. Am 6. Abends durchzogen Banden, die einen der todtgebliebenen Rebellen zum Grabe begleitet hatten, die Straßen der Stadt und ließen den Ruf: es lebe die Republik! nieder mit den Tyrannen! nieder mit dem Juste-Milieu! mit einer furchtbaren Wuth ertönen. Der Präfect Gasperin, sowie der General Aimard, die Absichten der Anarchisten durchschauend, trafen auf den 9. April ihre Vorkehrungen. Während an diesem Tage das Gericht seine Sitzung hielt, sammelten sich die Rebellen um Mittag in Masse auf dem Johannsplatz; man errichtete Barrikaden, die von den Truppen unter lebhaftem Feuer genommen wurden, mit großem Verlust der Insurgenten. Die Anarchisten hatten sich in einem Hause stark verschanzt, aber Kanonenschüsse zertrümmerten bald die Pallisaden, worauf die, welche sie vertheidigten, die Flucht ergriffen. Nun begann ein blutiger Kampf in mehren Straßen, die Insurgenten schossen auch aus den Häusern auf die Truppen, deren Tapferkeit aber am Abend durch den Sieg gekrönt war. Die Nacht verstrich ruhig dahin; am 10. begann der Kampf von Neuem, aber schon mit schwächerm Widerstande von Seiten der Rebellen, welche sich in engen Gassen in den Häusern noch hielten, aber auch hier weichen mußten. Am 13.

Abends war Lyon befreit, auch die Vorstädte von der Insurgenten gereinigt, sodaß die Anarchisten seitdem in der größten Verwirrung sind. — Unter den Kirchenversammlungen, die zu Lyon gehalten wurden, sind zu bemerken: a) die von Innocenz IV. wider den Kaiser Friedrich II. 1245 gehaltene, von der römischen Kirche trotz des Widerspruchs der gallischen Kirche für eine ökumenische erklärte, zu welcher sich der morgenländische Kaiser Balduin II. und 140 Prälaten einfanden, und auf welcher der Kaiser Friedrich II. in den Bann gethan und beschlossen wurde, daß der griech. Kaiser durch die Einkünfte der Prälaten unterstützt, gegen die Tataren Festungen angelegt, die Kreuzzügler zur Buße ermahnt und der zwanzigste Theil der Einkünfte von allen Beneficien diesen Unternehmungen gewidmet, sowie die Gläubigen zu frommen Vermächtnissen für diesen Zweck aufgefordert werden sollten. Außerdem wurde das Fest der Geburt Mariä bestätigt und eine Sammlung der dem röm. Stuhle ertheilten Schenkungs- und Freiheitsacten beschlossen. b) Die von Gregor X. 1247 gehaltene, welche vom König Jakob von Aragonien, der jedoch, da ihm der Papst, so lange er nicht den diesem von seinem Vater bewilligten Tribut bezahlt hätte, die Krönung versagte, den Tag nach der Eröffnung wieder abreiste, ferner von 2 Patriarchen, 15 Cardinälen, 70 Erzbischöfen, 500 Bischöfen und gegen 1000 andern Geistlichen besucht ward. Diese Versammlung beschäftigte sich mit der Vereinigung mit der griechischen Kirche, mit der den morgenländischen Christen zu leistenden Hülfe, mit der Reform der Kirchenzucht und des Lebens der Geistlichen. Der Papst selbst führte das Präsidium. Der 10. Theil der Einkünfte der Bischöfe war 6 Jahr für die morgenländischen Angelegenheiten verwilligt, einige Kirchengesetze verfaßt. Die griech. Gesandten zeigten Bereitwilligkeit, sich der kathol. Kirche selbst in der Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes zu unterwerfen; aber dennoch kam keine Vereinigung zu Stande.

Lyonnet (Pierre), ein berühmter Anatom und Naturforscher, geb. zu Mastricht 1707, war der Sohn eines reformirten Predigers, der der Religion wegen aus Lothringen vertrieben worden war. Er selbst sprach neun Sprachen, zeichnete sich in Musik, Malerei und den übrigen bildenden Künsten aus. Zum geistlichen Stande bestimmt, verließ er denselben, um sich den Rechten zu widmen, practicirte einige Jahre im Haag und war dann Secretair bei den Generalstaaten von Holland. Während dieser Zeit legte er sich eifrig auf die Naturgeschichte der Insekten und nahm sich vor, die in der Gegend von Haag sich befanden, zu beschreiben. Bald darauf legte er sich auch eine Muschelsammlung an, die bald eine der reichsten in ganz Europa wurde. Gern nahmen ihn die gelehrten Gesellschaften zu London, Harlem, Rouen, Berlin und Petersburg in ihre Mitte auf. Er starb im Haag 1789. Sein prachtvoll gedrucktes „Traité anatomique de la chenille qui rouge la saule“ (anatomische Abhandl. über die Weidenraupe, Haag 1740, 4.) und die „Histoire des polypes d'eau douce“ (Geschichte der Polypen der süßen Gewässer), welche letztere er in Vereinigung mit Trembley herausgab, haben seinen Ruhm gegründet. Lyonnet hat zu ersterm Werke die 8 letzten Kupferplatten gestochen, die den 5 ersten von Wandelaar nichts nachgeben.

Lyra (nicht zu verwechseln mit der Leier, lira), das älteste besaitete Instrument der Aegypter und Griechen — ein Sinnbild der Dichtkunst — dessen Erfindung man, der Fabel nach, dem Merkur zuschrieb, der

an die Schale einer Schildkröte stieß und, durch den Klang der ausgetrockneten Sehnen aufmerksam gemacht, auf die Idee fiel, ein Instrument in einer solchen Form zu machen, und getrocknete Sehnen darüber zu ziehen. In der Folge schenkte er diese Lyra dem Apoll, welcher noch zu den zeitherigen 3 Saiten die 4te hinzubrachte. Die Form dieses Instruments, welche zwar verschieden angegeben wird, hatte Aehnlichkeit mit unserer Laute (s. d.). Wahrscheinlich wurde sie in der frühern Zeit dazu gebraucht, beim Gesange oder bei der Declamation den Ton zu leiten und festzuhalten. — Gegenwärtig ist die Lyra, in Form und Größe einer Mandoline, ein in Attika gewöhnliches Instrument mit 3 Saiten, und wird mit einem Bogen wie die Violine gespielt.

Lyrik, lyrische Poesie, diejenige poetische Hauptgattung, die es zunächst mit der Darstellung von Gefühlen zu thun hat. Sie ist ihrem Wesen nach subjectiv, innerlich und durchaus eigenthümlich. Man könnte sie eine Poesie des Innern nennen, im Gegensatz zu der epischen, die zunächst das Aeußerliche, in Zeit und Raum vorhandene darstellt. So genommen muß, außer dem unmittelbaren Gefühle, jede Thätigkeit des aufgeregten Gemüths, sofern sie einer Gefühlsdarstellung fähig ist, in ihren Kreis gehören. Sie ist unter allen Arten der Poesie die reinste, unmittelbarste, gleichsam die Musik der Poesie, daher auch unter allen am geeignetsten für die Begleitung der Tonkunst, mit der sie wahrscheinlich in den frühesten Zeiten immer Hand in Hand ging. Daher ihr Name, von der begleitenden Lyra. Eben deßwegen sind Wohlklang, Rhythmus, Strophenabtheilung wesentliche Bedingnisse des lyrischen Gedichts. — Die Theorie der lyrischen Poesie ist noch lange nicht vollendet. Dieß zeigen schon die bis jetzt versuchten höchst unvollkommenen Eintheilungen derselben. Gewöhnlich macht man die Stärke des Gefühls zum Eintheilungsgrunde und zählt nun als Arten der lyrischen Gattung Ode, Lied, Elegie, Cantate ꝛc. auf. Allein der Maßstab der Stärke paßt nur auf die beiden ersten, keineswegs auf die übrigen. Besser legt man daher vielleicht die drei Gemüthsvermögen, von denen alle innere Thätigkeit ausgeht, zum Grunde, und theilt die ganze Gattung in folgende 3 Unterarten ein: 1) lyrische Gedichte im engern Sinn, welche den unmittelbaren Erguß eines lebhaft angeregten Gefühls enthalten (Ode, Hymne, Dithyrambus, Cantate); 2) lyrisch-elegische, welche die Sehnsucht nach einem entschwundenen oder künftig möglichen Gute ausdrücken; und 3) lyrisch-didaktische, welche den Begriff in seiner Beziehung auf das Gefühl darstellen (s. Lehrgedicht). Das Sonett, Triolet, Rondeau, Madrigal, die Sestinen und Stanzen sind nur prosodische Formen, die bald einen rein-lyrischen, bald einen lyrisch-elegischen, bald einen lyrisch-didaktischen, oft sogar einen epischen Charakter haben, und daher nicht, wie zuweilen geschieht, als selbständische lyrische Unterarten aufgeführt werden können. Ueber die genannten lyrischen Unterarten vergleiche die ihnen gewidmeten Artikel.

Lysander, der lacedämonische Feldherr, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung Athens (404 v. Chr.) beendigte. Mit der Thätigkeit, dem Ehrgeize und dem durchdringenden Scharfsinne des Themistokles vereinigte er die Biegsamkeit und das einschmeichelnde Wesen des Alcibiades; nur wußte er die Gunst der Großen und Mächtigen ebenso leicht zu gewinnen und länger zu erhalten, als Jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Ohne Bedenken opferte er das Wohl des

Vaterlandes seinem eignen Ehrgeize auf. Wer sein Freund war, den suchte er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, sowie er auf der andern Seite auch nichts sparte, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten. Er pflegte zu sagen, daß man sich da, wo man in der Löwenhaut den vorgesetzten Zweck nicht zu erreichen vermöge, des Fuchspelzes bedienen müsse. Seine Politik kannte nur Gewalt und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der asiatischen Satrapen ohne Murren; gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren. Sein Haß war unversöhnlich, und seine Rache fürchterlich. Dieser Mann, dessen herrschende Leidenschaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, sein Vaterland auf den höchsten Gipfel zu heben, und dann über dasselbe herrschen zu können. Zu dem Ende benutzte er alle Mittel, brachte eine Flotte zusammen, mit welcher er die Athenienser schlug, die dabei 50 Schiffe einbüßten. Das Ansehen, welches ihm dieser Sieg gab, suchte er durch Ränke noch zu vergrößern. Als daher sein Nachfolger im Heerbefehl, Kallikratides, bei Arginusä Schlacht und Leben gegen den Athenienser Konon verloren hatte, wurde dem Lysander, wider die in Sparta eingeführte Gewohnheit, zum zweiten Male der Oberbefehl über die Flotte aufgetragen. Er suchte die der spartanischen weit überlegene athenienssische Flotte auf, die auf der Rhede von Aegos Potamos vor Anker lag, und überfiel sie. Nur 9 Schiffe retteten sich; eins brachte die Nachricht von der Niederlage nach Athen, mit dem andern entfloh der athenienssische Admiral Konon zum Evagoras nach Cypern. Die übrige Flotte fiel fast ohne Schwertschlag in die Hände der Spartaner, und Lysander lief triumphirend mit ihr in den Hafen von Lampsakus ein. Die 3000 Gefangenen ließ er, nebst ihren Feldherren, ermorden, weil sie die Mannschaft zweier korinthischen Schiffe von einem Felsen gestürzt und den Beschluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponnesern die rechte Hand abzuhauen. Als nach dieser Niederlage alle Bundesgenossen der Athenienser zu den Spartanern übergegangen waren, und er in allen Städten und Inseln, die sich ihm ergeben hatten, die Demokratie abgeschafft und an deren Stelle die Oligarchie eingesetzt hatte, sperrte er mit einer Flotte von 180 Schiffen Athen von der Seeseite, während Agis und Pausanias mit einem mächtigen Heere dasselbe von der Landseite einschlossen. Als die Hungersnoth in der Stadt aufs höchste gestiegen war, ergaben sich die Athenienser, verloren die Unabhängigkeit und mußten sich glücklich schätzen, daß nicht, wie die spartanischen Bundesgenossen verlangten, ihre Stadt zerstört wurde. Aber es begann nun durch die Einsetzung der 30 Männer eine mit der schrecklichsten Tyrannei verbundene Oligarchie. Lysander kehrte nach Lacedämon zurück, wo er, obgleich man seinen Charakter an sich zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz seiner Siege, durch seine außerordentliche Freigebigkeit und durch seine scheinbare Uneigennützigkeit sich einen solchen Anhang verschaffte, daß er, wo nicht dem Namen, doch der Sache nach das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Kostbarkeiten, ganz gegen Lykurg's Gesetze, nach Sparta brachte, so wurde dadurch die eigenthümlichen spartanischen Tugenden vernichtet, und alle Laster herbeigeführt. Den längst gefaßten Plan, die

Verfassung seines Vaterlandes umzustürzen, nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Herakliden, sondern sogar auf alle eingeborene Spartaner auszudehnen und dann sich selbst auf den Thron zu setzen, suchte Lysander nun durch List auszuführen. Apollo selbst sollte erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Unglücksfällen gesichert seyn, wenn es die Tugendhaftesten unter seinen Mitbürgern zu Königen wählte. Aber in dem Augenblicke, wo im Tempel zu Delphi der Betrug gespielt werden sollte, trat einer von den Priestern aus Furcht vor den Folgen zurück, und der ganze Plan scheiterte, obgleich er erst nach Lysander's Tode durch einen von ihm selbst geschriebenen Entwurf entdeckt wurde. Lysander ward als Anführer im böotischen Kriege in einem Gefechte von den Feinden erschlagen (394 v. Chr.). Sein Andenken wurde in Sparta in Ehren gehalten, denn blind gegen seine großen und abscheulichen Verbrechen, hielt man ihn bloß deßhalb für einen tugendhaften Spartaner, weil er sich selbst nie bereichert, sondern immer in strenger Armuth gelebt hatte. Plutarch hat sein Leben beschrieben.

Lysias, ein athenienssischer Redner, lebte zwischen der 80. u. 100. Olympiade, um 458 v. Chr. Kurz nach seines Vaters Chephalus (eines Redners, von dem Plato in seiner „Republik" ein treffliches Bild entwirft) Tode kam Lysias in seinem 15. J. nach Thurium in Großgriechenland, wo er sich von den Syrakusanern, Nicias und Tisias, in der Beredtsamkeit und Philosophie unterrichten ließ. Er ließ sich darauf in Großgriechenland nieder und ward daselbst mit zur Verwaltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlittenen Niederlage der Athenienser, nebst mehren derselben aus Großgriechenland verwies. Als er nach Athen zurückgekehrt, aber auch von dort durch die 30 Tyrannen verwiesen war, ging er nach Megara. Bei Wiederherstellung der Freiheit bewies er sich in Athen sehr thätig, indem er einen großen Theil seines Vermögens für das allgemeine Beste opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht zu Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunst Unterricht; da er aber hierin von Theodorus übertroffen wurde, fing er an, Reden für Andre zu schreiben, deren er nach und nach mehr als 200, nach Andern sogar 400 verfertigte, von denen aber nur 223 für echt gehalten wurden. Er übertraf in denselben alle Redner seiner Zeit und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Dionysius rühmt die Reinheit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit seines Ausdrucks, seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung, seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten, vor Allem aber seine unbeschreibliche Anmuth. Die Magerheit (dieß ist der Kunstausdruck der alten Kritiker) seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks wird als ein vollendetes Beispiel des nüchternen attischen Styls in der Beredtsamkeit gepriesen. Uebrigens ist Lysias in den panegyrischen Reden nach dem Urtheile desselben Dionysius ungleich schwächer, und sein Bestreben, erhaben und prächtig zu seyn, will ihm hier nicht ganz gelingen. Da wir von diesen Reden nur noch eine, den sogenannten „Apitaphios", übrig haben, dessen Echtheit bezweifelt wird, so können wir davon nicht sicher urtheilen. Von seinen Reden sind nur 34 auf uns gekommen, welche Taylor (London 1739, 4., und Cambridge 1740), Auger (Paris 1783, 2 Bde.) und Reiske („Samml. der griech. Redner") herausgeg. haben. Einige derselben findet man übers. in Wieland's „Attischem Museum" und in Fr. Schlegel's Werken.

Lysimachos, Sohn des Agathokles, eines Feldherrn und Freundes des Alexander, erhielt nach des letztern Tode bei der Vertheilung der eroberten Länder einen Theil von Thracien. Da sich aber die Einwohner ihm hartnäckig widersetzten, mußte er das Land erst erobern. Er baute nachher die Stadt Lysimachia auf dem thracischen Chersones, nahm, nach dem Beispiele der übrigen Feldherren Alexanders, den königl. Titel an und verband sich mit einigen derselben gegen Antigonus, der die von Alexander in Asien eroberten Länder sich unterworfen hatte. Nach der Schlacht von Ipsus (301 v. Chr.) in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und seine Länder kostete, behielt Lysimachos ganz Kleinasien, das eigentliche Kappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. Lysimachus begann nun, die an Thracien grenzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder seine Provinz zu erweitern. Als er jedoch die jenseits der Donau wohnenden Geten unterjochen wollte, fiel nicht nur erst sein Sohn, sondern endlich auch er selbst durch die Verrätherei eines Ueberläufers in Gefangenschaft. Er mußte sich mit seinem Heere ergeben und erwartete seinen Tod, welchen die Barbaren mit lärmendem Geschrei von ihrem Könige verlangten. Dieser handelte jedoch edler, als der eroberungssüchtige Lysimachos hoffen durfte. Er ließ nämlich den Gefangenen kostbar auf griechische Weise und aus dessen eigenem prächtigen Hausgeräthe speisen, während er mit geringe Kost aus irdenen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Und als er nach geendigter Tafel den gefangenen König gefragt hatte, welche Mahlzeit ihm vorzüglicher dünke, die der Geten oder die seinige, ermahnte er ihn zum Frieden gegen ein Volk, bei dem so wenig zu gewinnen sey, gab ihm seine Rechte, nannte ihn seinen Freund und entließ ihn ohne Lösegeld. Lysimachos trat nun an den Dromichätes die eroberten Ländereien jenseits des Isters wieder ab, schloß einen Frieden mit ihm und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lysimachos immer größer, indem er noch die Hälfte von Macedonien dazu eroberte, wie wir oben gesehen haben, und hernach auch den Pyrrhus aus der andern Hälfte herausjagte. Er würde seine Staaten vielleicht bis an seinen Tod in Ruhe besessen haben, wenn nicht seine eigenen Familienverhältnisse Verwirrung in sein Reich gebracht hätten. Seine zweite Gemahlin Arsinoe ward bald unumschränkte Gebieterin seines Geistes, verleitete ihn zu mancherlei Thorheiten und endlich gar zur Ermordung seines geliebten Sohnes Agathokles, eines blühenden, tapfern und hoffnungsvollen Jünglings, um ihren eigenen Kindern den Thron zu verschaffen. An seinem Hofe gab es jetzt zwei Parteien: die schwächere, der Anhang der Arsinoe, war jetzt die mächtigere; die weil zahlreichere aber, dem Agathokles ergeben, war die unterdrückte. Ein großer Theil derselben floh zum Seleukos und die Befehlshaber in den asiatischen Provinzen fielen theils schon jetzt vom Lysimachos ab, theils erwarteten sie nur den Seleukos, um das Nämliche mit mehr Sicherheit thun zu können. Seleukos eroberte deßhalb fast ohne Schwertstreich ganz Kleinasien. Bei Korupedion in Phrygien kam es zwischen ihm und Lysimachos zur Hauptschlacht, in welcher dieser eine völlige Niederlage erlitt und selbst nach tapferm Widerstande 282 v. Chr. sein Leben verlor. Sein Sohn Alexander begrub ihn bei Lysimachia und errichtete ihm ein herrliches Grabmal. Eine Beschreibung seines Lebens besitzen wir vom Plutarch.

Lysippos, ein bekannter griech. Bildner, aus Sicyon gebürtig, Zeitgenoſſen Alexanders d. Gr. ungefähr 330 v. Chr. Nach der Natur modellirend, übertraf er alle Vorgänger an Leichtigkeit, Symmetrie, Grazie und Zartheit in ſeinen Figuren, die er alle aus Erz fertigte. Er war der einzige Künſtler, welcher die Statue Alexanders in Erz darſtellen durfte, ſowie Apelles der einzige war, der dieſen Helden zu malen die Erlaubniß hatte. Die merkwürdigſten ehernen Werke ſind: ein ſich im Bade Reibender (Apoxyomenus), mehre Alexanderſtatuten; eine Gruppe von Satyrn, welche ſich zu Athen befand; Alexander und ſeine Freunde, eine Anzahl von Bildſäulen, welche in den Originalen die größte Aehnlichkeit gehabt haben ſollen; ein Jupiter zu Tarent, von koloſſaler Größe.

Lyttleton (Georg, Lord), geb. 1708 (n. A. 1709) zu Haglay in der Grafſchaft Worceſter; bereiſte 1728 Frankreich und Italien, trat dann, als eifriger Anhänger der Oppoſition, in das Unterhaus, widerſetzte ſich dem Antrage, ein ſtehendes Heer zu halten, unterſtützte den Vorſchlag, Walpole aus dem Miniſterium zu entfernen, ward 1733 Secretair des Prinzen von Wales, der damals entfernt vom Hofe lebte. 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt, trat er zur Miniſterialpartei. Später ward er Schatzmeiſter und geheimer Kabinetsrath, vertauſchte aber beide Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers, die er bei Auflöſung des Miniſteriums zwar verlor, dafür aber 1757 zu Lord erhoben wurde. Lyttleton ſtarb 1773, ſchrieb: „Dialogues of the dead“ (Todtengeſpräche) 1759, 1768; „History of England“, Lond. 1812, deutſch 2 Bde., Berlin 1777; „History of the list of Henry II.“, London 1755—67 in 3 Ausgaben der 3 erſten Theile dieſes Werks; das Ende iſt 1771 gedruckt; engliſch und deutſch von Weigel, Nürnberg 1791; „Poetical works“, Glasgow 1787, Fol; geſammelte Werke, London 1774. — 2) (Adam Lyttleton), Philolog, geb. zu Haleswen 1627, bekleidete mehre geiſtliche Aemter und ſtarb zu Chelſea 1694, vorzüglich berühmt durch ein lateiniſch-engliſches Wörterbuch, 1685, 4. (beſte Ausgabe 1755), welches in England in großem Anſehen ſteht.

M.

M, der 13. Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher durch eine leichte Ausſtoßung des Hauches, wobei man die Lippen ſchließet, hervorgebracht wird; ein Lippenbuchſtabe; der zweite der ſogen. Halblauter oder fließenden Buchſtaben.

Mäander (jetzt Meinder), ein Fluß Kleinaſiens, entſpringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt zwiſchen Carien und Lydien, wo er die Grenze macht, hindurch, und ſtürzt ſich zwiſchen Priene und Miletus ins ägäiſche Meer. Er war bei den Alten wegen ſeiner vielen Krümmungen berühmt; ſie benannten nach ihm die künſtlich in einander verſchlungenen Purpureinfaſſungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. (S. Böttiger's „Vaſengemälde“, Bd. 1.) Daher figürlich Mäandriſche Wege, Mäandriſche Worte, d. i. künſtliche Wendungen und Umſchweife u. ſ. w.

Maas (la Meuse), ein großer schiffbarer Fluß, welcher für Belgien und Holland von besonderer Wichtigkeit ist, hat seine Quelle bei dem Dorfe Meuse unweit Langres im franz. Departem. Obermarne (Champagne), wird bald fahrbar, bei Namur durch die Sambre, bei Lüttich durch die Ourthe und bei Roermünde durch die Roer zu einem starken Strome, fließt bei dem Schlosse Löwenstein mit der Waal zusammen und wird nun die Merwe genannt, erhält aber, nachdem sie sich bei Dortrecht in 2 Arme getheilt hat, bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigen sich aufs Neue bei Vlaardingen. Nicht weit von Briel, wo die Maas eine Stunde breit ist, ergießt sie sich mit solcher Gewalt in das deutsche Meer, daß das Seewasser in einer beträchtlichen Weite seinen salzigen Geschmack verliert.

Maaß, s. Maß.

Mab, die Königin der Feen, bei Shakspeare; auch Wieland erwähnt sie öfter.

Mabillon (Jean), gelehrter Benedictiner der Congregation von St.-Maur, Mitglied der Akademie der Inschriften, geb. 1632 zu St.-Pierremont in Champagne, trat 1654 in den Orden und erhielt 1663 von seinen Obern den Auftrag, in St.-Denis die Denkmäler dieser Abtei den Fremden zu zeigen und zu erklären. Seinem gelehrten Amtsgenossen d'Achery half er an dessen „Spicilegium“ (einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten), und zeigte hierbei zuerst seinen Fleiß und Forschungsgeist. Dann gab er, aus Auftrag seiner Congregation, 1667 die Werke des heil. Bernhard (lat., 2 Bde., Fol.) heraus, bei welcher Arbeit er ebenso viel Kenntniß als Scharfsinn und Urtheilskraft kund that. Bald nachher erschienen von ihm die Acten der Heiligen des Benedictinerordens, ein wichtiges, kritisch bearbeitetes Werk (9 Bde., Fol.). Colbert, zu dem der Ruf seiner Gelehrsamkeit drang, bot ihm einen Jahrgehalt von 2000 Livres an; aber denselben ausschlagend, erbat der bescheidene Mönch nur des Ministers Schutz für seinen Orden. Den meisten Ruhm erwarb sich Mabillon durch sein Werk über die Diplomatik „De re diplomatica“, Paris 1781, Fol; Suppl. 1702, Fol.), welche Wissenschaft ihm ihre Begründung verdankt. Mit großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit stellte er sichere diplomatische Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken Materialien zur Geschichte Frankreichs zu sammeln. Das Ergebniß seiner Reise hat er in seinem „Tagebuch“ bekannt gemacht, wodurch mehre merkwürdige Urkunden ans Licht kamen. 1685 nach Italien geschickt, wurden dem bewunderten Gelehrten alle Archive und Bibliotheken geöffnet. Was er Wichtiges sammelte, ist in seinem „Museum Italicum“ enthalten. Mit 3000 seltenen Büchern und Handschriften, die er auf dieser Reise gesammelt, bereicherte er die königl. Bibliothek zu Paris. Damals verbot Rance, Stifter der Trappisten, in einer seiner Schriften seinen Mönchen alle eigentliche Beschäftigung mit den Wissenschaften, weil diese ihnen mehr schädlich als nützlich seyen. Mabillon schrieb dagegen sein merkwürdiges Buch von den Mönchsstudien (Paris 1691), worin er den Mönchen eifriges und gründliches Studium der Bibel empfiehlt und sie zu grammat., philolog. und rhetor. Kenntnissen anweist. Auch schrieb er die Annalen seines Ordens (Paris 1713—39, 6 Bde., Fol.). Er starb zu Paris 1707, als Mensch den Ruf eines friedfertigen und bescheidenen Mannes hinterlassend.

Mably (Gabriel Bonnet de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, geb. 1709 zu Grenoble. Seine ersten Studien machte er unter Leitung der Jesuiten zu Lyon und betrat darauf die geistliche Laufbahn, die ihn, da der Cardinal de Tencin sein Verwandter war, zu glänzenden Belohnungen zu führen versprach. Der junge Abbé ward indessen bald seiner Lage überdrüssig, die seinen emporstrebenden Geist fesselte, und zog die Beschäftigung mit den Wissenschaften allen verführerischen Versprechungen des Glücks vor. Auch blieb er diesem einmal gefaßten Vorsatz getreu und begnügte sich seine ganze Lebenszeit hindurch mit sehr mäßigen Einkünften, die er nicht einmal durch seine schriftstellerischen Arbeiten vorzüglich zu vermehren bemüht war. Der Hof entschädigte ihn einigermaßen dafür durch Ertheilung einer Pension von 2800 Livres, um die sich einer seiner Freunde ohne sein Wissen für ihn beworben hatte. Sein Leben ist übrigens an bedeutenden Ereignissen nicht reich; nur Das weiß man, daß man ihm zuweilen die Instruction und Depeschen der Gesandten mittheilte, sowie auch, daß er 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris unterhandelte und den Tractat ausarbeitete, den Voltaire dem Könige Friedrich II. überbrachte. Dieser Monarch, welchem dieß nicht unbekannt war, schätzte seit der Zeit den Abbé Mably sehr. Er starb zu Paris 1785. Seine vorzüglichsten Schriften historisch-politischen Inhalts sind: 1) "Parallèle des Romains et des Français", die der Verfasser, ungeachtet des glänzenden Beifalls, den sie schon bei ihrem ersten Erscheinen fand, später gänzlich umarbeitete; 2) "Droit public de l'Europe", wodurch Mably sich einen Rang unter den ersten Publicisten Europas erwarb; 3) "Observations sur les Grecs", worin er vorzüglich die Ursachen des Glückes und des Falles von Griechenland historisch untersuchte; 4) "Observations sur les Romains"; 5) "Principes des négociations", eigentlich eine Einleitung zu seinem "Droit public de l'Europe"; 6) "Entretien de Phocion", worin er diesen sich mit seinen Freunden über die Uebel unterhalten läßt, unter denen sein Vaterland litt, und welche die Mittel aufsuchen, denselben abzuhelfen; 7) "Observations sur l'histoire de France"; 8) "Entretiens sur l'histoire"; 9) "De la manière d'écrire l'histoire". Mably gehört unstreitig unter die achtungswerthesten neuern franz. Schriftsteller. Seine Schreibart ist lichtvoll und correct, nur zuweilen frostig. Seine Werke erschienen gesammelt, Paris 1794, 15 Bde.

Mabuse (Jean de), Johann von Maubeuge, ein talentvoller Bildnißmaler der niederrheinischen Schule, geb. zu Maubeuge im Hennegau zwischen 1496 und 1500, gest. 1562. Ohnerachtet seiner ausschweifenden Lebensart und seines Hanges zum Weine, brachte er es in der Malerei zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Er scheint sich vorzüglich in Italien ausgebildet zu haben. Er war gleichsam der erste Maler, der den italienischen Geschmack, jenseits der Alpen her, nach Flandern verpflanzte, und der es zuerst unternahm, historische und mythologische Vorstellungen mit ganz nackten Figuren zu schildern. Er erfand ein Mittel, die Leinwand so geschmeidig zu machen, daß man seine Gemälde vor- und rückwärts biegen kann, ohne daß sie darunter leiden. Von Utrecht, wo er eine Zeit lang geschwelgt und gemalt hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze malte. Ein Blitz zerstörte späterhin die Kirche, welche außer diesem Schatze noch viele andre enthielt.

Seine Zügellosigkeit zog ihm endlich Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen machte, die aber verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er viele Bilder malte, deren noch einige, u. A. Heinrichs VII. Vermählung mit Elisabeth von York, noch in Strawberry-Hill zu sehen sind. Sein Talente machten ihn dem Marquis van Veren bekannt, in dessen Dienste er einige Jahre in den Niederlanden lebte, und einen sehr possierlichen Auftritt veranlaßte. Als der Marquis benachrichtigt war, daß der Kaiser Karl V. sich einige Zeit bei ihm aufhalten werde, gab er allen seinen Dienern weißen geblümten Damast, um sich neu und gleichförmig zu kleiden. Aber Jean de Mabuse verkaufte seinen Damast, und da er bei der Ankunft des Kaisers nun kein Staatskleid und auch kein Geld hatte, machte er sich ein Kleid von weißem Papier, und bemalte es mit damastenen Blumen so künstlich, daß es die übrigen Hausgenossen an Eleganz und Geschmack weit übertraf. Endlich entdeckte der Marquis diesen Betrug, und Jean mußte vor dem Kaiser erscheinen, der sich über das papierne Kleid sehr verwunderte. In der ehemal. Boisserée'schen, nun königl. baier. Sammlung in Schleißheim befinden sich von ihm: eine Kreuzigung, die heil. Jungfrau (nach der Rückkehr aus Rom gemalt und an alte ital. Kunst erinnernd) und der Erzengel Michael in goldner Rüstung, gleichfalls aus der spätern Zeit des Meisters. Die Moritzcapelle in Nürnberg hat von ihm 2 Gemälde (Maria mit dem Jesuskinde). Ferner eine Madonna in der Obrist Rühle von Lilienstern'schen Sammlung, die von allen Kunstkennern als eins der trefflichsten Werke altdeutscher Malerei bewundert wird. Alles ist mit gediegenem Fleiße behandelt; die Widerscheine und Transparente der Farbengebung, sowie der Einklang des Ganzen sind von einer Vollendung, wie man sie nur in den Werken eines Leonardo da Vinci und Holbein findet. Auch die k. k. Galerie in Wien besitzt von ihm eine Madonna. (Vgl. „Johann v. Eyck und s. Zeitgenossen", von Johanna Schopenhauer II, 24.)

Mac, ein Wort, welches vielen schottischen Namen vorgesetzt wird, heißt so viel als Dieses oder Jenes Sohn. Z. B. Mac Donald, der Sohn eines Donalds. Viele Familien haben diese Gewohnheit angenommen, das Andenken eines berühmten Ahnen zu erhalten und an ihre ehrenvolle Abkunft von demselben zu erinnern. M' ist das abgekürzte Mac, wird auch wie dieses ausgesprochen; nie aber wird diese Sylbe, sondern die folgende betont. Z. B. Mac Pherson. Vgl. Ben und Fitz.

Macaber (danses macabres) nannte man in England und Frankreich die kirchlichen Maskeraden, die vielleicht zu den sogenannten Todtentänzen Veranlassung gegeben haben, und letztere selbst. (S. Todtentanz.)

Macao, große chinesische Halbinsel im Meerbusen von Kanton, welche seit dem 16. Jahrh. den Portugiesen wegen geleisteter Hülfe gegen die Seeräuber eingeräumt worden; sie müssen aber jährlich 450.000 Gulden entrichten und sind durch eine Mauer von dem Verkehr mit den Eingeborenen abgeschlossen. Der Raum, welcher den Portugiesen gehört, beträgt etwa 4½ QM. und wird von 40.000 Menschen bewohnt, worunter aber kaum 3000 Portugiesen. Auf der südlichen Spitze liegt, europäisch von den Portugiesen gebaut, die mit 4 Forts stark befestigte Stadt Macao (22° 12′ N. Br., 131° 20′ L.), unter einem portug. Generalcapitain und Senat, hat eine vortreffliche Rhede, 12.000 Einw.,

meist Chinesen, kathol. Bischof, Klöster, 13 Kirchen, auch eine protestantische, aber auch Fotempel, Factoreien, Rathhaus, Pallast ꝛc. Die Polizei in der Stadt wird von einem chinesischen Mandarin verwaltet. Die Besatzung besteht nur aus 3—400 M. Macao leidet im Sommer an unerträglicher Hitze, dagegen ist es Winteraufenthalt der Europäer. Ehemals war der Handel von Macao weit blühender; noch jetzt kommen jährlich 30 große Schiffe aus Lissabon und Ostindien an, welche vorzüglich Opium ein- und Thee ausführen. Das Gouvernement zu Goa hat die Aufsicht über die Niederlassung, die aber mehr kostet als sie an Zoll abwirft. Merkwürdig ist der Garten der engl. Factorei mit der Grotte des Camoens, wo der verbannte Dichter die „Lusiade" gedichtet haben soll.

Macartney (Georg, Earl of), berühmter Diplomatiker, geb. 1737 zu Lissanoure bei Belfast in Irland, ging nach vollendeten akademischen Studien zu Dublin 1757 nach London und erhielt wegen seiner Talente bald eine Anstellung. Mit Burke, Dodwell, Bacon u. a. berühmten Männern schloß er vertraute Freundschaft. Um sich mit mehr Kenntnissen zu bereichern, durchreiste er 1760—61 die vorzüglichsten Länder Europens. Nach der Rückkehr ward er Parlamentsmitglied und 1764 schickte ihn das Ministerium als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg, wo er nach höchst schwierigen Unterhandlungen, einen für England vortheilhaften Handelstractat schloß. Die Kaiserin Katharina entließ ihn mit Zeichen besonderer Hochachtung und der König Stanislaus von Polen übersandte ihm für geleistete Dienste am petersburger Hofe aus Dankbarkeit den weißen Adlerorden. Er verehelichte sich jetzt mit der Tochter des Grafen Bute und wurde 1769 Secretair des Vicekönigs von Irland. Der König machte ihn nicht lange darauf 1772 zum Ritter des Bathordens und 1774 zum Statthalter der Inseln Greneda und Tabago, wo er bis 1779 blieb, als die Franzosen sich dieser Inseln bemächtigten und ihn gefangen nahmen. Doch schon im folg. J. ging er als Gouverneur nach Madras und zwar in einer Zeit, wo Tippo Saib den Engländern viel zu schaffen machte. Weil er hier Entschlossenheit und Umsicht bewies, beschloß der König, ihm 1785 das Generalgouvernement von Bengalen zu geben, was er ablehnte. Bei seiner Rückkehr nach England 1776 setzte ihm die ostindische Compagnie als Belohnung seiner Verdienste eine jährliche Pension von 1500 Pf. St. aus; der König erhob ihn zum Viscount. 1792 erhielt er den Auftrag, an der Spitze einer großen Gesandtschaft mit den Chinesen einen Handelstractat zu schließen, nach deren erfolgloser Beendigung er 1794 zum Earl ernannt ward. 1795 erhielt er den Gesandtschaftsposten bei Ludwig XVIII. in Verona, und wurde 1799 Gouverneur vom Cap. Seine Gesandtschaftsreise nach China veranlaßte die Herausgabe mehrer Werke, unter denen der, vom Gesandtschaftssecretair Staunton begonnene, 1792 in 2 Bänden in 4. mit einem Atlas in London erschienene und nach Staunton's Tode von Barrow fortgesetzte (London 1804) authentische Bericht, als größtentheils aus Macartney's Papieren gezogen, das Bedeutendste ist. Auch von Aeneas Andersson, der dem Gesandten gefolgt war, erschien 1796 in London ein Bericht dieser Reise, sowie 1798 ein anderer ebend. von Samuel Holmes und 1797 in Berlin noch ein anderer deutscher von Hüttner. Macartney starb 1800.

Macbeth, ein schottischer König, der Reihe nach der 85. Als

Feldherr unter seinem Vetter Donald VII. bekämpfte er die Inselbewohner und Irländer mit Glück. Gegen die Dänen gesendet, ließ er den Anführern, während der angefangenen Friedensunterhandlungen, bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten sich nebst dem Könige durch die Flucht retten. Uebermüthig durch sein Glück, strebte nun Macbeth selbst nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenschliche Weiber ihn als Than von Angus, von Murray und als König von Schottland begrüßten, bewog ihn, den König zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten, und Macbeth wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den bessern Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er auf einmal ein Tyrann wurde. Das erste Opfer war Banco, der im beim Königsmorde beigestanden hatte, und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehre Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er sich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Castell erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und zu dessen Bau ihm die Thans die Leute schickten, ja sie selbst die Aufsicht führen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging Macduff, Than von Fife, nach England und forderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meistens abfielen, wurde, nachdem er sich in sein Castell geflüchtet hatte, 1057, im 17. Jahre seiner Regierung, getödtet. Diesen Stoff hat Shakspeare, fast ganz den Chroniken und den Sagen folgend, in seinem berühmten Trauerspiele „Macbeth“ benutzt.

Maccabäer, ein berühmtes jüdisches Geschlecht, dessen Stammvater Mattathias Hasmonäus war, der um 160 v. Chr. lebte. Hohepriester und Heerführer zur Zeit der syrischen Verfolgung stammten von ihm und gaben der Nation neuen Glanz. Vorzüglich zeichneten sich aus: Judas, der dritte Sohn des Priesters Mattathias, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet und in den Gebirgen von Judäa eine Schar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug er die Syrer, eroberte Jerusalem und stellte den mosaischen Cultus (145 v. Chr.) wieder her. Die drei Brüder, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hoheprieſterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 vor Chr. seinem Sohne Johannes Hyrkanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrkans Regierung, auch entstanden unter ihm die Sekten der Phariſäer, Sadducäer und Eſſäer. Sein Sohn Judas Aristobulus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an. Alexander Jannäus, Aristobols Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten eroberte Gaza. Aber jene Sekten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen. Die Krone ward nach dem Tode der, nur von Phariſäern

regierten Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrkanus und Aristobolus streitig; ein Bürgerkrieg rief fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwohl vom Aristobul beschenkt, eroberte 63 v. Chr. Judäa nach röm. Politik für den schwachen Hyrkan. Durch diesen Ausgang des Streites fiel das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verlor seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte) den königl. Titel. Hyrkan ward Hoheprieſter und Ethnarch und jeder Jude den Römern zinsbar. Vgl. Herodes der Große.

Maccaroni, Macheroni, eine besondere Art italienischer Nudeln, welche aus dem feinsten türkischen Weizenmehle, aus Käse und andern Mischtheilen, mit Wasser durch eigne Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig, doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise der Italiener, und auch unter den niedern Volksclassen, freilich aber von geringerer Güte, sehr gewöhnlich. Die besten kommen aus Neapel, dann aus Aix in Frankreich. Auch fabricirt man sie zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden. Sie müssen, damit sie nicht dumpfig werden, an trockenen Orten aufbewahrt werden.

Maccaronische Verse nennt man solche, in welchen man zweierlei Sprachen mit einander vermischt, indem man entweder eine Sprache nach den Regeln der andern beuget, oder bald aus der einen, bald aus der andern Worte oder Zeilen mit einander abwechseln läßt. Der Italiener Teofilo Folengi (vgl. d.), welcher von 1494 bis 1544 lebte, ist der Erfinder dieser scherzhaften Dichtart. Zu ihr gehört z. B. das bekannte: „Mondus scheinet ab Himmelo, gassatim lausunt Schnurrire. Wir Deutschen besitzen ebenfalls ein Gedicht dieser Art, welches den Titel führt: „Floïa, Cortum versicale de Floit swartibus, illis Deiriculis quae omnes fere Minchos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis Schaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia“ (Anno 1593, 4.) (neue Aufl., Hamm 1822, 8.); eine Ueberſ. erschien 1827 zu Leipz. In den Zwischenspielen zu Moliere's „Malade imaginaire“ finden wir französisch-maccaronische Verse. Indeß hat diese possierliche Dichtungsart Wenige gefunden, welche sich ihrer bedient haben. S. F. W. Genthe's „Gesch. der Maccaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale“ (Halle 1829).

Machiavelli (Niccolò di Bernardo dei), geb. 1469 zu Florenz, aus edlem Geschlechte; beschäftigte sich früh mit dem Studium der Geschichte und Politik und bahnte sich durch seine ausgezeichneten Talente den Weg zur Stelle eines Staatssecretairs in der florentinischen Republik. Er wurde mehrmals zu Gesandtschaften an den französischen (hier 4 Mal), den kaiserlichen und den päpstlichen Hof gebraucht, ohne daß ihm für seine Dienste eine würdige Belohnung ward. Gegen das Mediceische Haus nicht freundlich gesinnt, wurde er 1512, auf Betrieb des Dictators Lorenzo Medicis, seines Amtes entsetzt und der Theilnahme an der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni Medicis halber verhaftet, der Tortur unterworfen und verbannt. Zwar wurde er, als Giovanni Medicis den päpstlichen Stuhl bestieg, wieder in sein Vaterland zurückberufen und selbst Rathgeber des Cardinals Julius Medicis. Allein da bald eine neue Verschwörung

ausbrach, an der mehre vornehme Jünglinge, welche mit Macchiavelli Umgang hatten, Theil nahmen, so war er genöthigt, abermals von dem öffentlichen Leben abzutreten, und wenn auch der indeß Papst gewordene Cardinal Julius Medicis ihn wieder zurückrief, so konnte er doch bei der Hinneigung zu den Mediceern, die er in der letzten Zeit an den Tag gelegt hatte, die Gunst der Florentiner nicht wieder gewinnen. Er starb zu Florenz 1527. In ihm verbanden sich Patriotismus und seltene Gewandtheit in Staatsgeschäften mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit, feinem Beobachtungsgeiste und viel umfassender Welt- und Menschenkenntniß. Durch Kraft und Wärme des Ausdrucks, durch seinen correcten und blühenden Styl hat er sich unter den Prosaisten seiner Nation keine unbedeutende Stelle erworben. Sein Werk von der Kriegskunst („Arte del lo guerra", Agosto 1521 u. oft lat., Strsbrg. 1610) wurde von großen Feldherren, selbst von Friedrich II., fleißig benutzt. Durch höchst geistreiche politische Beobachtungen und durch den ausdrucksvollen Styl, der allen seinen Werken eigen ist, empfiehlt sich seine florentinische Geschichte („Dell' storie florentine", Flor. 1532, 4. u. oft, lat. Leyden 1645 u. m.; deutsch von Otto, in 2 Bdn., Leipzig 1788, 4. und von W. Neumann, 2 Bde., Berl. 1809) von 1215 bis 1492. Für eins der gefährlichsten Bücher, das je in der Welt geschrieben worden, erklärte Friedrich II. in seinem „Antimachiavell", das paradoxe politische Werk, welches Macchiavelli u. d. T.: „Il Principe" (Rom 1532, 4. u. sehr oft, lat. Leyden 1643, 12. u. m., auch engl. und franz., deutsch Frkf. u. Leipz. 1742, Hanover 1756 und 62, von F. N. Baur, Arnst. und Rudolst. 1804) herausgegeben hatte. Man bezeichnet seitdem eine Staatskunst, die sich an keine Gesetze der Moral gebunden glaubt, mit dem Namen Machiavellismus. Aber in neuerer Zeit hat Macchiavelli Vertheidiger gefunden, die aus seinem Charakter, aus seinen übrigen Schriften, aus den Umständen seines Zeitalters und überhaupt aus dem Geiste seiner Schriften und Handlungen eine bessere Absicht des „Principe" sehr wahrscheinlich gemacht haben. Zu diesen Vertheidigern gehörte besonders Herder, der in jener Schrift ein politisches Meisterwerk für italienische Fürsten damaliger Zeit erblickte, in ihrem Geschmacke und nach ihren Grundsätzen, zu dem Zwecke geschrieben, Italien von den Einwirkungen der Ausländer zu befreien. Macchiavelli ist auch Verfasser einiger Gedichte u. zweier Lustspiele („Clitia" u. „Mandragola"). Von seinen Werken hat man eine Menge Ausgaben, erste (1550, 4); vollständigste (in 8 Bdn., Florenz 1813, franz. übers. in 6 Bdn., Par. 1799, n. Ausg. in 12 Bdn., ebend. 1821); auch engl. und holl. übers. D. H. Leo hat die „Briefe des florent. Kanzlers und Geschichtschreibers Nic. Macchiavelli an seine Freunde" a. d. Ital. übers. (Berlin 1826), sowie die vor Kurzem aufgefundenen Noten und Excerpten Macchivelli's u. d. T. „Histor. Fragmente von Macchiavelli" (Hanover 1828); „Oeuvres complètes de Machiavel, traduites par J. V. Péries" (Par. 1823—26, 12 Bde.).

Macedonien, der nördliche Theil der von den Griechen bewohnten Halbinsel in Europa, der lange Zeit als ein Theil von Thracien betrachtet wurde, ward von mehren kleinen Völkerschaften vom illyrischen oder päonischen Stamme bewohnt (s. K. O. Müller „Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedonischen Volks", Berlin 1825), von deren eigenthümlichen Sprachen noch Reste in der

walachischen und arnautischen übrig sind. Um 724 v. Chr. ließen sich drei griechische Fürsten von Argos, Abkömmlinge von Hercules durch den Temenus, in Niedermacedonien mit griechischen Colonisten nieder, und stifteten einen griechischen Staat, deren erster König Perdiccas war, der sich von den benachbarten griechischen Monarchien darin unterschied, daß er nie einer andern Regierungsform hat weichen müssen und aus welchem in der Folge das welterschütternde Macedonien hervorging. Früh bildete sich in diesem Reiche der Adel, der im Kriege und Frieden mit den Königen bei Allem an der Spitze stand und mit ihnen gemeinschaftliche Regierung und Gefahren theilte. Jahrhunderte hindurch hatten die Könige jener Gegend mit den wilden und kriegerischen Horden zu kämpfen, wovon sie umgeben waren, und blieben dadurch den griechischen Angelegenheiten fremd; ob sich gleich in ihrem Volke ein kriegerischer Sinn und treffliche Kriegseinrichtungen, namentlich die lange Zeit unüberwindliche Phalanx ausbildeten, welche einst den Griechen, welche die Macedonier als Barbaren verachteten, nur allzu furchtbar werden sollte. So schwach waren indessen noch die macedonischen Könige zur Zeit der Perserkriege, daß Darius auf seinem Zuge gegen die Scythen sie zinsbar machte und sie auch bei der großen Unternehmung des Xerxes diesem als Unterthanen folgen mußten. Von der Zeit an wurden sie den Griechen bekannter. Die Athener legten mehre Pflanzstädte an der Küste an. Macedonier nahmen schon Theil an dem peloponnesischen Kriege gegen Athen. Das Land, welches in verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Ausdehnung hatte, umfaßte unter Philipp und Alexander mehre Gegenden, welche ehemals zu Thracien gehörten, sowie westlich einen Theil des den Griechen beinahe ganz unbekannten, von rohen Stämmen bevölkerten Illyriens. Seine Grenzen waren also südlich Epirus, Thessalien und das ägäische Meer, östlich Thracien, sodaß der Fluß Nestos die Grenze machte; nördlich und westlich waren die Grenzen sehr unbestimmt; das unbekannte Mösien und Dardanien wurde durch das Gebirge Orbelos von Macedonien geschieden, und der See Lychnites wurde als die Grenze von Illyrien betrachtet. An der thessalischen Grenze lag der Olymp und die kambunischen Gebirge; an der thracischen der Pangäus, welcher reiche Goldbergwerke enthielt; das Gebirge des Athos bildet im südlichen Theile Macedoniens drei weit in das Meer sich erstreckende Halbinseln und Vorgebirge, wovon das östliche der eigentliche Athos ist. Auch das Innere des Landes war gebirgig und waldig. Die Hauptflüsse sind: der Arios, jetzt Wardari, welcher von Norden nach Süden das Land beinahe in 2 gleiche Theile theilt; der Strymon, lange Zeit Grenzfluß gegen Thracien; der Nessos oder Nessus, jetzt Mesto, machte in späterer Zeit die thracische Grenze. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den östlichen am Strymon und Nessus, Hauptstadt Amphipolis; die Halbinsel, Hauptstadt Thessalonica; den südlichen über Thessalonien, Hauptstadt Pella; und den nördlichen, Hauptstadt Pelagonia. Illyrien trennten sie davon. Erst mit Philipp (s. d.) ward das Land für die Geschichte wichtig. Dieser wußte die Kräfte des Landes und seine kriegerischen Bewohner so wohl zu benutzen, daß er am Tage von Chäronea, 338 v. Chr., das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (s. d.) besiegte Asien und erhob Macedonien durch 10jähr. Eroberungszüge auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode

ward die ungeheure Monarchie zerstückelt; Macedonien erhielt seine alten Grenzen und verlor sogar nach einigen Kämpfen seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten punischen Kriegs mit Carthago geschlossen hatte. Die Römer verschoben damals ihre Rache; als aber Philipp Athen belagerte, und diese Stadt die Römer zu Hülfe rief, so erklärten sie an Macedonien den Krieg. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, mußte seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf 500 M. vermindern und die Kriegskosten bezahlen. Macedonien stand schon jetzt gleichsam unter dem Schutze der Römer; als aber Philipps Nachfolger, Perseus, gegen Rom zu den Waffen gegriffen hatte und bei Pydna von Aemilius Paulus gänzlich geschlagen worden war (168 v. Chr.), hielten die Römer das Land besetzt. Gereizt durch die Bedrückungen derselben, stand der macedonische Adel und die ganze Nation unter Andriskus auf. Nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermals besiegt, mußte der Adel auswandern, und das Land wurde 148 eine röm. Provinz. — Das jetzige Makdonia (bei den Türken Filiba Vilajeti) gehört zur europ. Türkei und ist eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Provinzen (720 QM., 700.000 Einw., zerfällt in 3 Sandschakich, Köstendil, Askub und Salonichi), deren Hauptproducte in Wein, Baumwolle und Taback bestehen. Das Innere dieser Provinz, von Walachen, Türken, Griechen und Albanern bewohnt, ist von Europäern wenig besucht und daher noch sehr wenig bekannt. Der südöstl. Theil steht unter dem Pascha von Salonichi, der nördl. unter Beys oder Agas. Die Hauptstadt ist Salonichi, das alte Thessalonich.

Macedonius, Patriarch von Konstantinopel von 341—360, stand an der Spitze einer Ketzerei, die gewöhnlich halbe Arianer oder auch Pneumatomacher heißen, weil sie die Gottheit des heiligen Geistes leugneten. Diese Lehre verursachte große Unordnung in der Stadt, und er wurde 360 durch die Eunomianer seines Amtes entsetzt. Er starb im Elend. Obgleich auch die Kirchenversammlungen zu Alexandrien 362 und zu Rom 367 die Lehre der Macedonier für eine Ketzerlehre erklärten, erhielt sie sich doch nach seinem Tode in Konstantinopel, Thracien, Bithynien und andern Orten, bis endlich Kaiser Theodosius sie mit Gewalt verfolgte. In neuern Zeiten haben besonders Socinianer, Clarke, Whiston u. A. diese Lehre von Neuem aufgebracht.

Mäcenas (C. Cilnius), aus vornehmem hetrurischen Geschlecht, römischer Ritter, des Kaisers Augustus (s. d.) Vertrauter, ohne ein Amt oder die Senatorwürde zu bekleiden, fand seinen vorzüglichsten Lebensgenuß im Umgange mit Gelehrten, Künstlern, witzigen Köpfen und guter Gesellschaft, weßhalb er Virgilius und Horatius sehr begünstigte, mit welchem Letztern er in einem Jahre (8 v. Chr.) starb. Mäcenas dichtete auch; doch scheint er auf seine Gedichte, welche erst Spätere wegen ihres süßlichen und gezierten Ausdrucks tadelnd anführen, selbst nicht viel Werth gelegt zu haben, da weder Virgil noch Horaz seiner in dieser Hinsicht erwähnen. Mäcenas's Charakter schildert sehr glücklich Wieland zu Horaz Briefen I. 1, und Satyren I. S. 213. — Daher 2) s. v. w. Beschützer der Künste und Wissenschaften.

Maceration, chemisch, die Auflösung zweier oder mehrer gemischter Substanzen durch Flüssigkeiten im Kalten. (Vgl. Digeriren.)

Machaon, s. Aeskulap.

Mächtig, in der bergmännischen Sprache breit, wenn von Gängen die Rede ist (s. Geognosie); bei Flötzen bezeichnet Mächtigkeit die Dicke derselben; doch heißen nur solche, die über 12 Zoll hoch sind, mächtige Flötze.

Macisbohnen sind Bohnen von einem ostindischen Staudengewächse, welche die Muskatnüsse öfters ersetzen müssen: sie sind platt und dunkelbraun, von starkem Geruche, zwar hart, aber doch so, daß sie sich schneiden lassen.

Mack (Karl, Freiherr von), geb. zu Neuflingen in Franken 1752, ein durch seine ganz besonderen Kriegsunfälle merkwürdiger östreichischer Feldherr. Anfangs als Fourier durch seine Talente empfohlen, erwarb er sich im türkischen Kriege Laudon's, und durch diesen Kaiser Josephs II. Beifall, der ihn auch zum Chef des Generalstabes ernannte. 1793 wurde er vom Prinz Koburg zur Armee in die Niederlande berufen, wo er verschiedene glückliche Pläne und besonders auch nachher den zum Feldzuge v. 1794 entwarf, welcher auf zweckmäßige Ueberschwemmungen und rasche offensive Operationen berechnet war, aber — aus gewissen Privatabsichten bei Seite gesetzt wurde. In der Folge wieder zur Rheinarmee berufen, stieg er nach und nach bis zum Feldmarschall-Lieutenant 1798 mußte er das Commando über die ganze italien. Armee gegen die Franzosen übernehmen. Sein hier entworfener Plan zum neuen Feldzuge war, nach Kenneurtheilen, meisterhaft; er siegte anfangs, nahm Rom ein, das er aber bald wieder, wegen Feigheit seiner Truppen, verlassen mußte. In feste Stellung gesetzt, schloß er zwar den Waffenstillstand 1799 (10. Jan.) ab; allein bei der zu Neapel ausgebrochenen Verschwörung der Lazzaroni sah sich Mack genöthigt, sich selbst nebst seinem Stabe dem feindlichen General Championnet zu überliefern. Kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt, entwich er 1800 aus Paris, und erhielt dann, 1804 aufs neue das Commando über die östr. Truppen, zu deren neuer Organisirung er auch einen Plan entwarf. Endlich bei abermals ausgebrochenem östr.-franz. Kriege wurde Mack, nachdem die Oestreicher den 14. und 15. Oct. an der Iller geschlagen worden, in der Festung Ulm eingeschlossen und darauf zu einer Capitulation, nach welcher die 20.000 Mann starke Besatzung vor Napoleon das Gewehr strecken und sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte, Mack aber mit seiner Generalität auf Ehrenwort entlassen wurde, genöthigt, die ihm als eine der schimpflichsten zur Last gelegt worden ist. Als Staatsgefangener nach Brünn und vors Kriegsgericht gebracht, wurde er endlich 1807 zwar zum Tode verurtheilt, dieß aber auf Cassation und 2jährigen Festungsarrest gemildert und er im Aug. 1808 freigelassen. Seitdem lebte er zu St.-Pölten, kam auch wieder zu Gnaden auf und starb 1828. S. die „Biographien der östr. Feldherren", herausgegeben von Ritter von Rittersberg (Prag 1829).

Macpherson (James), Esq., geb. 1733 zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß, stammte aus einer alten nordschottischen Familie, widmete sich der Theologie, wurde Hauslehrer und bereis'te dann, durch eine Subscription unterstützt, die schottischen Hochlande, um die alten Volksgesänge zu sammeln. 1764 nahm ihn der Gouverneur Johnson nach Pensacola in Florida als Secretair mit, von wo aus er Westindien und einige nordamerikanische Provinzen besuchte. Nach seiner Rückkehr (1771) gab er seine wohlgeschriebene und gehaltvolle „Introduction to the his

tory of Great Britain and Ireland" heraus. Der Beifall, den sein „Ossian" gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Uebersetzung des Homer (1773). Seitdem beschäftigte er sich mit historischen und politischen Gegenständen. 1775 erschien seine „History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover" in 2 Bdn., 4.; ein Werk, in dem zwar eine gewisse Vorliebe für die Stuart's durchblickt, das aber Vieles, was bisher unbekannt oder ungewiß war, ins Licht setzt. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beschäftigte, verfaßte er im Sinne der Regierung einige Flugschriften, die durch Kraft des Inhalts und der Schreibart großen Beifall erwarben. Zur Belohnung erhielt er den einträglichen Posten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 für den Flecken Camelford ins Unterhaus, ward auch 1785 und 1790 wieder gewählt. Da aber seine Gesundheit abnahm, kehrte er in seine Heimath zurück, wo er 1796 auf einem Landsitze zu Inverneß, den er erbaut und Bellevue benannt hatte, starb. Von dem durch seine Arbeiten erworbenen, ansehnlichen Vermögen bestimmte er 1000 Pfund, um das ganze, von ihm übersetzte Original des Ossian im Druck herauszugeben, und 300 zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Bellevue. Spätere Nachforschungen haben Macpherson's Charakter gegen den Vorwurf der Täuschung gerechtfertigt; doch sind noch nicht alle Zweifel in Ansehung der Ossian'schen Gedichte dadurch gehoben worden. S. Ossian.

Madagaskar, von den Portugiesen San-Lorenzo, von den Franzosen Isle-Dauphine genannt, bei den Eingebornen Madekasse (Mondsinsel), größte afrikan. Insel im indischen Ocean (12°—25° S. Br. und 62°—68° O. L.), an der Ostseite durch den 104 Stunden breiten Canal Mozambik von Südafrika getrennt; 340—360 Meilen lang, 40—60 M. breit und 10.500 QM. groß, mit etwa 4 Mill. Ew. Die Insel enthält ein von S. nach N. laufendes, waldiges Gebirge, in welchem einzelne Berge eine Höhe von mehr als 10.000 Fuß erreichen; an seinem Fuße entspringen viele Bäche und Flüsse (letztere wimmeln von Krokodilen), welche die Ebenen nach allen Richtungen durchfließen. Die Ostküste ist flach und seicht, die Westküste hat mehre gute Häfen. Das Klima ist gemäßigt, aber an vielen Stellen der Küste den Europäern höchst verderblich. Die Landseen haben Ebbe und Flut. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar an Getreide, Reis, edlen Früchten, Yams, Bananas, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Taback, Gewürzen, Palmenarten, Bambusarten, Seide, einigen besonderen Balsam- und Gummigewächsen. Bedeutend ist die Hornvieh- und Schafzucht. An Mineralien finden sich Salz, Bernstein, die meisten Metalle und Edelsteine, letztere von vorzüglicher Güte. Die Ureinwohner, Madegassen, sind von schwarzer Farbe, im Ganzen wohlgebaut, fröhlich, gastfrei, gutmüthig und kraftvoll. Im nördlichen Theile der Westküste scheinen die Araber einst mächtig gewesen zu seyn; auch finden sich noch Spuren des Islams mit Heidenthum vermischt, und die arabische Sprache ist ziemlich gewöhnlich. Auf der Nordostseite wohnt ein Volk jüdischer Abkunft, das die Beschneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet. In den Gebirgen lebt ein Stamm Menschen von kleiner Gestalt; daher die Fabel von einem Zwergvolke. Die Insel ist in verschiedene von einander unabhängige Staaten getheilt, welche wieder aus einzelnen Volksstämmen in Dörfern bestehen. Von den Reichen ist der König in Tannarive der

mächtigste. — Die Portugiesen entdeckten Madagaskar 1506, doch erwähnt ihrer schon Marco Polo im 13. Jahrh. u. d. N. Magastar oder Madaiascair. Briten und Holländer machten mehrmals vergebliche Versuche, sich dort niederzulassen. Die Franzosen legten hier 1665 eine Colonie an, konnten sich aber so wenig als im vorigen Jahrh. behaupten. Doch treiben sie noch Handel mit der Insel, holen von dort Reis für ihre afrikan Colonien und haben auf der nahen Insel Sta.-Maria eine kleine Niederlassung. Die Briten haben neulich auf der Nordküste von einem einheimischen Fürsten den Hafen Louquez erhalten. 1823 verpflichtete sich der König Radama (st. den 27. Juli 1828) gegen die Briten zur Aufhebung des Sklavenhandels, wofür er Kleidungsstücke erhielt. Auch machte das Christenthum auf der Insel Fortschritte. Allein seine Witwe und Nachfolgerin hat die Missionnaire und die Franzosen vertrieben. Genauere Nachrichten über das Innere verdankt man dem brit. Capitain Barnes.

Madame, ohne Zusatz, wird in Frankreich des Königs Bruders-Gemahlin, des Königs Vaters-Schwester, oder des Königs Mutter-Schwester, oder die fille de France (d. i. Tochter des Königs oder des bei seinen Lebzeiten verstorb. Kronprinzen) genannt. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter des franz. Königs. Mademoiselle, ohne Zusatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders-Töchtern, des Königs Vaters-Bruders-Töchtern, oder des Königs Mutter-Bruders-Töchtern gegeben wurde. Nach einer Verordnung von 1734 erhielt ihn nur die erste Prinzessin von Geblüte.

Madera, Madeira, eine den Portugiesen gehörige Inselgruppe, westlich von dem Festlande Afrika's, nördlich von den canarischen Inseln, besteht aus den beiden Inseln Madeira und Porto Santo und den unbewohnten südlicher liegenden Selvages (die Wilden). Madeira unter 1° O. L. und 32° 40′ N. B. mag etwa 25 QM. mit 105,000 Einw. umfassen. Die ganze Insel besteht aus einem ausgebrannten 5000 Fuß hohen Vulkan, dessen schroffe Abgänge von Gießbächen zerfurcht sind. Bei der Entdeckung 1420 fanden die Portugiesen die Insel unbewohnt und ganz mit Cedergehölz bedeckt, daher ihr Name (Madeira, Holz). Dieß wurde aber zum Behuf des Anbaues so sinnlos verbrannt, daß jetzt kein Waldbaum mehr auf der Insel ist; 7 Jahre soll, nach den Berichten der Portugiesen, das Niederbrennen gedauert haben. Die herrlichsten Südfrüchte haben die Stelle des Holzes eingenommen; vor allem aber ist die Insel dem Weinbau günstig, welcher hier so stark getrieben wird, daß man jährlich 30.000 Faß zu 240 Maß gewinnt. Der Madeira-Malvasier ist die beste Sorte. Er wird in 5 Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn bestimmt, eingetheilt. Die vorzüglichste Art heißt London particular. Der für den londner Markt bestimmte folgt ihm zunächst. Wieder von geringerer Güte ist der für den indischen Markt bestimmte. Der nach Amerika gehende hat den vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom fünften Range. Die Engländer holen von diesem Wein jährlich mehr als 7000, die Amerikaner der Vereinigten Staaten ungefähr 3000 Pipen. Außerdem werden alle edle Obstsorten und Zuckerrohr angebaut; nur an Getreide ist Mangel, weil der Boden keine Ebenen darbietet. Schädliche Thiere und Insekten kennt man hier nicht; das Klima ist außerordentlich schön und die Einwohner des Landes sind stark und gesund, die der Städte weniger, weil sie eine

zu träge Lebensweise führen. Bei allem Reichthum der Insel sind die Einwohner arm, mit Ausnahme einiger Weinhändler. Das Staatseinkommen beträgt ½ Mill. Piaster. Die Hauptstadt Funchal liegt an einer schönen, durch hervorspringende Felsen trefflich geschützten Bai, und ist ein viel besuchter Erfrischungsort für alle Ostindienfahrer; die Stadt selbst ist schmutzig, eng und schlecht gebaut, sie hat viele Kirchen und Klöster und etwa 15.000 Einw.; ein schöner öffentlicher Spaziergang, mit Orangerie bepflanzt, befindet sich bei der Wohnung des portugiesischen Gouverneurs. — Nördlich von Madeira liegt die dazu gehörige kleine Insel Porto-Santo, mit 1200 Einw. Sie ist reich an Federwildpret. S. Pitta's „Account of the island of Madeira" (Lond. 1812) und „Rambles in Madeira and in Portugal, in 1826", m. Bemerk. über Klima und bürgerliche Verhältnisse der Insel (London 1827). Madeira war der Königin D. Maria treu geblieben; allein der brave Gouverneur, Oberst, Valdez, wurde, als D. Miguels Truppen 1828 landeten, von seinen Soldaten verlassen und mußte sich flüchten. D. Miguel hat die Insel wie ein erobertes Land behandelt und die Güter der Wohlhabenden eingezogen.

Madonna. Mit diesem ital. Worte (gleichbedeutend mit dem franz. Madame) wird vorzugsweise die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengesicht, Madonnenbild ꝛc. (Vgl. Maria.)

Madras, Präsidentschaft der englisch-ostindischen Compagnie, begreift den östlichen Theil der Halbinsel diesseits des Ganges vom Cap Komorin bis Balasore (8° — 22° N. Br.) und führt die Aufsicht über die mittelbaren oder Vasallenstaaten Decans. Der Umfang ihres unmittelbaren Gebiets beträgt über 8000 QM. Diese Präsidentschaft hat mittelbar über 20 Mill. Landeseingeborne zu gebieten, allein die ihr unmittelbar Unterworfenen betragen nicht über 12 Mill., denn es stehen mehre dem Namen nach unabhängige Regentschaften unter ihr, wie die von Mysore, Travancore und Kochin. Die Einkünfte belaufen sich auf 5 Mill. Pf. St. jährlich, welche beinahe ganz zur Unterhaltuug der nothwendigen öffentlichen Anstalten verwendet werden. Das Heer beträgt über 50.000 Mann, wovon 1400 Offiziere. Wenn man die Präsidentschaft von Seiten ihres Handels in Anschlag bringt, so steht sie jener von Bombay nach. Ihre Ausfuhr besteht hauptsächlich in Stückergut (Manufakturwaaren) und der ganze Betrag ihrer Aus- und Einfuhr zur See beläuft sich nicht über 5 Mill. Pf. St. Die Justiz wird nach demselben Plane wie in Calcutta (s. d.) verwaltet; in Madras ist der oberste Gerichtshof. Das Land hat 9 Provinzen. — In Karnatik liegt die Hauptstadt Madras auf der Küste von Koromandel am Pallier und dem kleinen Flusse Meleapur, über den eine Brücke von 29 Bogen führt, Hauptetablissement der Briten im östlichen Theile der ghatischen Halbinsel. Die Küste, worauf Madras erbaut ist, wird von den tosenden Wogen einer tobenden Brandung gepeitscht. Die über ihr liegende Stadt nimmt sich sehr vortheilhaft aus, und die zahlreichen Palmen in ihrer Nähe bieten dem Auge ein zauberisches Grün dar. Madras ist der Sitz eines brit. Gouverneurs und hat 300.000 Einw. Sie besteht aus dem sehr festen Fort St.-George, der Pettah oder schwarzen Stadt (in der breite Straßen und enge Gassen, die schönsten Paläste und die elendsten Hütten abwechseln, und die von Armeniern, Bengalen, Chinesen, Peguanern, schwarzen Juden, Arabern und Europäern bewohnt wird)

und Neumadras, wo regelmäßige Gassen und schöne Häuser sind. Madras hat die schönste Kirche Asiens von seltener Pracht, die auf 18 ionischen Säulen aus einem marmorähnlichen Stein ruht, auf einem 6 Acres großen Felde, und mit einem Palmenhain umgeben ist. Baumwollen- und Glaswaaren zum Putz für Hindusfrauen werden hier gemacht; Töpferwerkstätte, Ziegelbrennereien und Seesalzsiedereien. Wichtige Handelsgeschäfte nach China, Ceylon, Birma, Insel Frankreich, Australien, Europa ꝛc. Die Stadt hat nur eine Rhede, und auf der Insel Hordry vor derselben einen mit Gas erleuchteten Leuchtthurm. Außer einer Sternwarte und Buchdruckerei, literarischen Gesellschaft, ein Collegium (in dem Landeseingeborne, Christen und Braminen, die indische Sprache gründlich erlernen) und eine luth. Missionsanstalt in Wöperi, in Verbindung mit der trankebarischen Mission. Der Berg Pondamala oder Montgrand, mit Festungswerken und botanischen Garten. Egmore Bells berühmte Schule, Asylum oder Madrasschule, wo Schüler zugleich Lehrer sind. Madras steht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tschinnapatnam stand, welches dem Könige von Bisnagor gehörte, von dem es die Briten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St.-Georg erbauten.

Madrid, die Hauptstadt Spaniens, Residenz des Königs und Sitz der obersten Staatsbehörden, liegt im Mittelpunkte desselben, in dem Königreiche Neu-Castilien, auf einem unebnen, mit Hügeln umgebenen Boden, an den Ufern des Baches Manzanares, über den 2 schöne marmorne Brücken erbaut sind. Keine andre Residenz in Europa liegt gleich Madrid 2276 Fuß über der Meeresfläche. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, von einer schwachen aber hohen Erdmauer umgeben und mag eine Bevölkerung von 180—200.000 Seelen enthalten. Da Madrid Mangel an gutem Quellwasser leidet und auch der oft trockene Manzanares nicht immer Flußwasser genug liefert, so hat man einige Quellen aus dem Guadarama-Gebirge nach der Stadt geleitet und das Wasser in 32 Brunnen getheilt. Madrid scheint in einer unabsehbaren Wüste zu liegen. Das Innere der Stadt kann bei dieser Lage nur durch die Größe und Pracht der Gebäude den unangenehmen Eindruck ihrer Umgebung verlöschen. Im Ganzen genommen gehört Madrid jetzt zu den wohlgebautesten Städten, obgleich der ausgezeichneten Werke der Baukunst nur wenige sind. Der ältere, östliche Theil der Stadt hat enge und krumme Gassen, der neuere, bei weitem größere, mehre schöne, gerade und breite Straßen und Häuser von 4—5 Stockwerk, während sie dort gewöhnlich nur 3 Stockwerke haben. Ganz Madrid ist gut gepflastert, mit schönen Seitenwegen für Fußgänger und vortrefflich erleuchtet; dabei ist die Reinlichkeit der Straßen jetzt ebenso auffallend als es ehemals das Gegentheil war. Unter den öffentlichen Plätzen sind zu erwähnen: die Pl. Mayor, ein ziemlich regelmäßiger viereckiger Platz von ansehnlichen Häusern und Bogengängen umgeben, aber da er ein Marktplatz ist, von vielen Buden entstellt. Ehemals wurden hier Autos-da-fe und Stiergefechte gegeben. Puerta del sol, im Mittelpunkt der Stadt, wo mehre der schönsten Straßen zusammenstoßen; auf der einen Seite liegt das Posthaus, eines der schönsten und größten Gebäude in ganz Madrid. Puerta del sol ist der gewöhnlichste und glänzendste Sammelplatz der Spaziergänger aus allen Ständen. Zu den schönsten Gebäuden in Madrid gehört noch die Aduanastraße, das Zollhaus, und das danebenstehende

Gebäude, das Museum für die Naturgeschichte, in der Straße de Alcala; auch die darin befindlichen Sammlungen sind bedeutend. Man zählt 77 Kirchen in Madrid, wovon jedoch keine einzige durch Größe oder Schönheit auffällt, alle aber sind reich an vortrefflichen Gemälden von spanischen, italienischen und niederländischen Malern, auch viele Klöster und reiche Privatleute besitzen ansehnliche Sammlungen dieser Art. Die beiden königl. Schlösser liegen schon außerhalb der eigentlichen Stadt. Auf der östlichen Seite wird die Stadt von einem schönen, aus mehren Reihen Bäumen bestehenden Spaziergang, El-prado, umgeben, welcher alle Abend von Tausenden von Kutschen, Pferden und Fußgängern besucht wird. An der Seite des Prado liegt das alte Schloß Buen Retiro (s. d.). Auf derselben Seite der Stadt, etwas nördlich, befindet sich das Amphitheater, worin die Stiergefechte gegeben werden. An der westl. Seite der Stadt, wo der Manzanares nahe an ihr vorüberfließt, liegt das neue königl. Schloß, von Philipp V. 1737 erbaut; ein ungeheures, ein längliches Viereck bildendes Gebäude, worin besonders die herrlichen Gemälde, die 180.000 Bde. starke Bibliothek und viele andere Kunstwerke Aufmerksamkeit verdienen. An wissenschaftlichen Anstalten ist Madrid dem Namen nach sehr reich: man zählt an 13 Akademien und 7 andere gelehrte Institute und Schulen, mehre öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen ꝛc.; indessen ist Spanien an wissenschaftlicher Bildung gegen andere Länder sehr zurückgeblieben. Madrid hat ein Opernhaus und 2 Theater, viele vortreffliche Hospitäler, ein Findelhaus u. s. w., eine Börse, St.-Karls-Bank; deren Fonds ist 150.000 Actien, jede zu 2000 Realen de Vellon, viele Fabriken, Manufakturen von Gobelin und persischen Decken, Salpetersiedereien und Assekuranzgesellschaften. Die Hauptvergnügungen der Einwohner bestehen im Spazierengehen oder Fahren, an den schon genannten Orten, in Tertullas, Abendgesellschaften, worin man sich mit Spiel, Gespräch, Tanz und Musik unterhält, und wobei allerlei Erfrischungen, Dulces (Zuckergebacknes), Chocolade u. s. w. gereicht werden; in Tanz, Theater und Stiergefechte. In der Nähe von Madrid befinden sich einige wenig besuchte und unbedeutende königliche Lustschlösser, wie Casa del Campo, dicht bei der Stadt am Manzanares, El Prado und La Florida. Einen täglich zwischen Madrid und Badajoz fahrenden Postwagen für 8 Personen gibt es erst seit dem 18. Sept. 1829. Seit Philipp II. ist Madrid der Wohnsitz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd in der Stadt und auf den Sitios (Lustschlössern: Aranjuez, Escorial und S.-Ildefons) aufhalten. — Am 2. Mai 1808 brach in Madrid der Volksaufstand gegen die Franzosen aus, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte. Bald folgte die gesammte Nation diesem Beispiele mit ebenso viel Muth als Beharrlichkeit. S. Adolf Blanqui's „Reise nach Madrid im August und Sept. 1826", a. d. Franz. von Gust. Sellen (Leipzig 1827).

Madrigal (ital. madrigale), ein kurzes, meistens aus ungleichen Versen bestehendes Gedicht, das einen zärtlichen, artigen Einfall zum Grunde hat. Es wurde zuerst von den Provençalen (die es in ihrer weichen Mundart Madrial nannten) gebraucht und auch in Musik gesetzt. Man hat auch nachher den Madrialgesang auf Instrumente übergetragen; daher gibt es im 16. und 17. Jahrh. Madrigale für die Orgel ꝛc. Die ersten Madrigale hat man von Lemmo aus Pistoja. Tasso's Madrigale gehören zu den schönsten der italien. Poesie. Seit Kaspar

Ziegler (geb. zu Leipzig 1621), welcher der erste deutsche Madrigalendichter ist, behandelten diese Form unter den Deutschen mit besonderm Glücke Hagedorn, Götz, Gotter, Voß, Manso, Göthe, A. W. Schlegel (in s. „Blumensträußen") u. A.

Maffei, ein berühmtes Geschlecht, stammt ursprünglich aus Verona, verbreitete sich aber später in verschiedene Zweige durch mehre Gegenden Italiens und hat mehre in der Literargeschichte ausgezeichnete Männer hervorgebracht, von denen wir folgende anführen: 1) Alexander (Marchese), geb. zu Verona 1662, trat früh in baiersche Dienste, war 1696 schon Oberster, später Feldmarschall und Statthalter von Namur und hatte großen Antheil an dem 1717 über die Türken erfochtenen Siege bei Belgrad. Er starb zu München 1730, Memoiren hinterlassend (Verona 1737; franz., Haag 1740, 2 Bde. 12.), die sehr wichtig für die damalige Zeitgeschichte sind. Das italienische Original ist von seinem Bruder Scipione. 2) Bernardino, geb. zu Rom, erhielt in Padua seine wissenschaftliche Bildung, ward 1549 Cardinal und starb 1554, gefeiert von seinen gelehrten Zeitgenossen. Er besaß eine große Münzsammlung, die einer seiner Vorfahren angelegt hatte. Seine Geschichte nach den Münzen ist verloren gegangen; einige andere seiner Werke blieben unvollendet, und wir besitzen nur wenige in Sammlungen zerstreute Briefe von ihm. 3) Francesco Scipione, Alexanders Bruder, geb. zu Verona 1675, wissenschaftlich gebildet bei den Jesuiten zu Parma, reiste 1698 nach Rom, wo er wegen seines Talents zur Dichtkunst Mitglied der arkadischen Akademie wurde. Später entsagte er diesem Leben und diente eine Zeitlang während des spanischen Successionskrieges in Italien und Deutschland mit Auszeichnung, verließ aber die Bahn des Ruhmes, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom, wo er in einer gelehrten Schrift bewies, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens widerstreite, begab er sich nach Verona, und tief betrübt über den Verfall der Wissenschaften in seinem Vaterlande, entschloß er sich in Verein mit Apostolo Zeno und Vallisnieri eine kritisch-literarische Zeitschrift herauszugeben, die für Emporbringung der Literatur von reichem Erfolge war. Dem Theater widmete er nicht weniger seine Aufmerksamkeit, sammelte die besten Tragödien und Lustspiele der Italiener („Theatro Italiano" 1723, 3 Vol.), und dichtete selbst ein Trauerspiel, „Merope", welches mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde. (S. Italienisches Theater.) Sein Lustspiel „La ceremonia" erfreute sich ebenfalls einer günstigen Aufnahme. 1725 stiftete er zu Verona eine gelehrte Gesellschaft, welche aus den geschicktesten Männern bestand und zur Beförderung des Studiums der griech. Sprache vortheilhaft wirkte. Maffei's Ruhm stieg, als er sich einem neuen Zweige der Wissenschaften, der Diplomatik, widmete, die er durch Entdeckung wichtiger Handschriften in der veroneser Dombibliothek, sowie durch mehre gehaltvolle Schriften bereicherte. 1732 begab er sich nach Frankreich, wo er die glänzendste Aufnahme fand und 4 Jahre verweilte. Hierauf durchreiste er England, Holland und Deutschland, ward in Wien vom Kaiser Karl VI. auf das huldvollste empfangen und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo ihn der Tod 1755 den Wissenschaften und der Poesie entriß. Seine dankbaren Mitbürger errichteten ihm ein Denkmal. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir noch: „Rime e

Prose" (Venedig 1719); "Istoria diplomatica"; "Musaeum Veronese"; "Verona illustrata"; "Degli Antifiatri e singolarmente de Veronese". Seine sämmtlichen Werke erschienen in Venedig 1790 in 21 Bde. 8. — 4) Joh. Peter, berühmter Jesuit und einer der vorzüglichsten Schriftsteller dieses Ordens, geb. zu Bergamo 1535, studirte zu Rom, wo er mit den gelehrtesten Männern in freundschaftliche Verbindung trat. Später folgte Maffei einem Rufe nach Genua, wo er Rhetorik lehrte und Secretair der Republik wurde. Er legte nach 2 Jahren diese Stelle nieder, und wandte sich wieder nach Rom und trat in den Jesuitenorden, der ihm den Lehrstuhl der Beredtsamkeit anvertraute. 1750 gab seine durch schönen Styl und ausgezeichnete lateinische Uebersetzung von Acosta's Geschichte Indiens Veranlassung, daß ihn der Cardinal Heinrich von Portugal nach Lissabon einlud, eine allgemeine Geschichte Indiens zu schreiben, wozu er ihm die Urkunden aus den Archiven sammeln ließ. Sie erschien u. d. T.: "Hist. ind. libri XVI." (Florenz 1588; bessere Ausg. Köln 1593), empfiehlt sich aber mehr von Seiten der Schreibart als gründlicher Kritik. Seiner tiefen Gelehrsamkeit wegen stand er bei König Philipp II. in großem Ansehn. Maffei verließ deßungeachtet 1581 die pyrenäische Halbinsel und lebte abwechselnd in Rom und Siena, mit der Ausfeilung seiner Werke beschäftigt, bis er den 20. Oct. 1603 zu Tivoli starb. Von seinen vielen Schriften erwähnen wir noch: "De vita et moribus St.-Ignatii" (Venedig 1585, 8.). — 5) Paul Alexander, Alterthumsforscher und Ritter vom Orden St.-Stephan, zu Volterra 1653 geb., brachte die größte Zeit seines Lebens in Rom zu, wo er Hauptmann unter der päpstlichen Garde war. Dabei beschäftigte er sich aufs Eifrigste mit Erforschung römischer Alterthümer, in welchen er die ausgebreitesten Kenntnisse besaß, wie seine Werke beweisen: 1) "Raccolta di statue antiche e moderne" (Rom 1704), 163 Abbildungen alter Denkmäler enthaltend, die in Roms Pallästen, Gärten und Sammlungen aufbewahrt wurden; 2) seine neue Ausgabe (1707, 4. Bde. 4.) der "Gemme antichi figurate colle sposizioni" des Leonardo Agostini, die dieser 1657 in 2 Quartbänden herausgab und durch schöne Kupferabdrücke ausgezeichnet ist, aber durch Maffei's Zusätze und Anmerkungen neuen Werth erhielt. Doch zieht der Bibliograph die ältere Ausgabe, die sehr selten ist, vor. — 6) Rafael, Volteranus genannt, weil er zu Volterra im Toskanischen 1450 geb. war. Er übersetzte ins Latein. mehre Schriften Xenophons, den vandalischen Krieg von Prokopius, die 10 Reden St.-Basilius u. a. m. und starb 1521. Seine Schriften erschienen gesammelt, Rom 1506, Fol., geographische und biographische Abhandlungen, sowie eine encyklopädische Uebersicht aller damals verbreiteten Kenntnisse enthaltend.

Mafra, Villa mit 400 H. und 1000 Einw. in der Provinz Estremadura, ungefähr 5 deutsche Meilen nordwestlich von Lissabon, unfern dem Meere, in einer dürftigen hochgelegenen Gegend, hatte einst das ärmste Kloster in Portugal und hat jetzt das prächtigste. In einer Krankheit gelobte Johann V. den Bau dieses Klosters an der Stelle des schlechtesten seines Reiches, und von 1717—31 wurde dieses Gelübde, mit einem Aufwande von mehr als 20 Mill. Gulden, erfüllt. In seiner viereckigen Form dem Escorial ähnlich, ist es ihm an Ausdehnung überlegen, indeß mehr ein Denkmal der Prachtliebe und des Aufwandes als der Größe; in den Augen der Eingebornen aber: a Maravilha (das Wunder) de

Portugal! Ein deutscher Goldschmied, Friedrich Ludwig, der bei den Arbeiten für die Patriarchalkirche reich geworden war, wurde mit der Ausführung dieses Gebäudes beauftragt. Es wird durch ausgedehnte Gärten mit reichversorgten Anpflanzungen, und seit 1772 durch eine Klosterschule belebt, die Joseph I. dort stiftete. Auf der Westseite ist ein ionischer sechssäuliger Porticus, welcher zu der aus Marmor erbauten Kirche führt, zu deren Seiten Pavillons für die königl. Familie und den Patriarchen mit der hohen Geistlichkeit ins Auge fallen. Zu dem gewaltigen Umfange dieses unerfreulichen Gebäudes, das 866 Zimmer und mehr als 2500 Thüren und Fenster enthalten soll, gehören das Augustinerkloster mit 300 Zellen, einer Bibliothek von 50.000 Bdn. und einem Naturaliencabinet, die Schule, der Park und Thiergarten. Freunde der Kunst finden jedoch mehr in der Abtei Batalha. Dieses durch den engl. Baumeister Murphy genauer bekannt gewordene Kloster, leider noch unvollendet, gehört zu den wichtigsten Denkmälern der gothischen Baukunst. S. Murphy's Prachtwerk (London 1791, Fol.), dem als Text die geschichtlichen Erklärungen von Luis de Sousa beigegeben sind.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt in Galiläa, eine Schwester des Lazarus und der Martha, welches aber von vielen, besonders protestantischen Theologen bestritten wird, indem sie die Sünderin Luc. 7. und Maria als zwei Personen betrachten. Ihre Legende ist in Kurzem diese: Sie habe sich von ihren beiden Geschwistern, die fromm mit einander lebten, entfernt; ein leicht bewegliches Gefühl, herrschende Neigungen zum sinnlichen Vergnügen und die das Herz so leicht bethörende Eitelkeit machte, daß sie zu einer in der Stadt verschrienen Sünderin herabsank. Aber als Jesus, den die beiden Geschwister inständigst um die Bekehrung ihrer verirrten, tief gefallenen Schwester baten, seine Bergpredigt hielt: da ergriff sein Wort: „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen", begleitet von einem seelendurchdringenden Blick auf die Sünderin, ihr trotz der Verwirrung noch edles Herz und lenkte es allmälig wieder dem Himmel zu. Im Hause des Pharisäers Simon salbte sie und benetzte mit Reuethränen dem Heiland die Füße; der ihr dann huldvoll die Vergebung ihrer Sünden versicherte. Von jetzt an war Maria die beständige Begleiterin Jesu, der nun sogar Hausfreund der drei frommen Geschwister wurde. Er erfreute sie mit einem Besuche, wobei Martha sich sehr ämsig zeigte, Maria den bessern Theil erwählte. Sie weinte unter seinem Kreuze, war höchst sorgfältig für die würdige Bestattung ihres himmlischen Freundes, und Wonne erfüllte sie, als der Auferstandene im Garten ihr zuerst erschien. Später begab sie sich nach einer glaubwürdigen Sage, mit dem Apostel Johannes nach Ephesus, wo sie dann auch starb. S. „Magdalena, v. J. H. Freih. v. Wessenberg", Konstanz 1824. Seitdem die Kirche mit den Künsten sich verbunden hat, gehört das Sujet dieser tief gefallenen Sünderin und großen Büßerin zu den anziehendsten Bildern, den Frommen rührend, gefallenen Mädchen und Frauen aber ungemein tröstlich. Der Orden der Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, anfangs nur gefallene Mädchen und Buhlerinnen aufnehmend, bestand schon im Anfang des 13. Jahrh., verbreitete sich in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien u. a. Ländern, selbst bis in beide Indien erstreckten sich seine Zweige. Sie lebten nach der Regel des h. Augustinus, trugen nach den verschiedenen Congregationen graue, weiße oder schwarze Kleidung,

nahmen in spätern Zeiten auch ehrbare Frauen und Jungfrauen auf. Nur daß sie in unsrer Zeit anfingen, sich der Krankenpflege zu widmen, hat ihnen noch einige Klöster erhalten.

Magdeburg, Hauptst. des ehemaligen Erzbisthums, dann Herzogthums, jetzt des gleichen Reg.-Bez. (204 QM., 542.000 Ew.) der preuß. Provinz Sachsen, eine große Festung vom ersten Range und seit Karl des Großen Zeit wichtiger Handelsplatz. Die Elbe theilt sich hier in 2 Hauptarme, die alte und die neue Elbe, zwischen welchen noch ein dritter kleinerer Arm fließt. Die Stadt liegt 20 Meilen von Berlin in einer Ebene am linken Ufer der westlich fließenden neuen Elbe und hat an der Landseite eine doppelte Umfassung von Wällen und Gräben, die äußerste seit 1731. Auf der Südseite vor dem sudenburger Thore sind 2 Außenwerke, die Sternschanze vor dem 7jähr. Kriege angelegt (merkwürdig wegen ihrer vielen Casematten und Minen, wo man auch das für Trenk eingerichtet gewesene Gefängniß zeigt) und die neue Schanze Scharnhorst seit 1813, welche die erste mit der Hauptfestung verbindet. Auf der Ostseite sind die 3 Elbarme, die 1680 erbaute starke Citadelle mit 5 Bollwerken, ganz casemattirt, zwischen der neuen Elbe, dem mittlern Arm der Schleuse (hier befinden sich ein großes Proviant- und Zeughaus, sowie die kathol. Garnisonkirche) und ein großer starker Brückenkopf, die Thurmschanze, am rechten Ufer der alten Elbe, des östl. Armes. Magdeburg hat ohne die Landstädte Neustadt und Sudenburg (wurden, weil sie nah an den Werken lagen, 1812 von den Franzosen niedergerissen, sind aber noch lange nicht ganz wieder aufgebaut) 2300 H., 40.000 Ew., mit denselben aber 3060 H. und 45.800 Ew., welche größtentheils evangelisch sind. Die Bauart der Stadt ist altmodisch. Der breite Weg ist die schönste Straße; der Fürstenwall dagegen ist einer der angenehmsten Spaziergänge. Unter den öffentlichen Plätzen sind der Markt mit der im 10. Jahrh. errichteten Bildsäule Otto d. Gr. und der Domplatz. Sehenswerth sind: die von Quadersteinen mit 2 Thürmen 1213—1363 im altdeutschen Styl erbaute prächtige Domkirche, welche Koch (Magdeb. 1815) besonders beschrieben hat; die noch ältere Liebenfrauenkirche, in welcher die Katholiken ihren Gottesdienst feiern; ferner die Johannis-, die Katharinen-, die Jakobs- und die wallonische Kirche mit ihrem großen Thurme. Das Domstift ist aufgehoben. Andre schöne Gebäude sind das seit 1691 erbaute große Rathhaus, die Dompropstei, ehemals der Bischofshof genannt, das Landschaftshaus, das Stadt- und Landgerichtshaus, das große Waarenmagazin an der Elbe, die große neuerbaute Caserne mit ins Kreuz gewölbten Ställen für 600 Pferde; merkwürdig ist noch die Wasserkunst, mit einer Dampfmaschine und einer Mahlmühle von Gußeisen verbunden. Magdeburg ist Residenz des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen und gegenwärtig auch eines evangel. Bischofs, außerdem einer Regierung und eines Oberlandesgerichts; hat 2 gelehrte Schulen, die Kloster- und die Domschule, mehre Vorschulen, Kriegsschule, Handlungsschule, Bauschule, chirurg. u. Hebammenlehranstalt, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Die Betriebsamkeit der Einwohner wird auf die mannichfachste Art belebt, und wir finden hier zuerst Manufakturen und Fabriken aller Art für Tuche, Baumwollwaaren, Cordvan, Safftan, gefärbte Leder, Pergament, Taback; ferner Siegellackfabriken, 3 große Seidenfabriken, Gold- u. Silbermanufakturen, De-

fen und Thonwaarenfabrik, Zuckersiedereien, Essig- und Bierbrauereien, Brennereien, Liqueurfabriken u. s. w. Der Handel auf der Elbe ist bedeutend, besonders in Speditionsgeschäften, und ist in Folge der freien Elbschifffahrt und der Assecuranzgesellschaft noch gestiegen. Es kommen jährlich über 300 Fahrzeuge an. Zum Vortheil des Handels ist 1743 ein Canal angelegt worden, der mittelst der Ihle und Stremme die Elbe mit der Havel verbindet. Unter den 4 Jahrmärkten ist die sogen. Heermesse vor Michaelis am bedeutendsten. — Ueber Magdeburgs Gründung schwebt ein tiefes Dunkel. Daß die Stadt bereits zur Zeit Karls d. Gr. vollendet war, ist gewiß, ebenso, daß sie 784 in die Hände fiel und zerstört wurde. Nach dieser Zeit erhob sich die Stadt durch die mütterliche Fürsorge der Gemahlin Ottos d. Gr. (dessen Lieblingssitz sie war) und genoß durch das ganze Mittelalter bis zum 30jähr. Kriege eines Wohlstandes, der nur auf kurze Zeit in diesem langen Raume unzerbrochen wurde. Im 30jähr. Kriege aber fiel Magdeburg — das sich durch seinen Eifer für die protestant. Lehre und Haß gegen den Kaiser auszeichnete — nach langer Belagerung und tapferer Vertheidigung den kaiserl. Truppen unter Tilly und Pappenheim am 20. (10.) Mai 1631 in die Hände, und das während des Sturmes entstandene Feuer verwandelte sie in einen Steinhaufen. Nach dem westfäl. Frieden wurden zuerst die Werke und Basteien aufgeführt. Erst 1806 ward Magdeburg wieder erobert. Damals übergab es der altersschwache Commandant, Gen. v. Kleist, nach der jenaer Schlacht, am 11. Nov. an Ney auf eine höchst unrühmliche Weise. Im tilsiter Frieden wurde es an Frankreich überlassen, welches die Festung zum Königreich Westfalen schlug. Im Befreiungskriege 1813 ward Magdeburg von einem Corps unter Tauenzien bloß eingeschlossen und nach dem pariser Frieden an Preußen zurückgegeben. Die Schulgebäude von Kloster Bergen (s. d.) wurden 1813 niedergerissen, weil sie der Festung zu nahe lagen, und die Schulanstalt mit der Klosterschule in der Stadt verbunden. Eine musterhafte Topographie der Stadt verdanken wir F. W. Lehmann (2. A., Magdeb. 1829).

Magellan (Fernando de), eigentlich Magelhaens, Seefahrer, stammte von einer adeligen Familie Portugals ab, befehligte unter dem berühmten Albuquerque ein Schiff, machte sich sowohl durch seine Tapferkeit als durch die genaue Kenntniß der ostindischen Küste einen Namen. In Portugal angekommen, glaubte er einer Belohnung des Königs Emanuel entgegen sehen zu können. Da er sich hierin getäuscht sah, ging er nach Spanien, bot Karl V. seine Dienste an und erhielt den Oberbefehl über eine Flotte von 5 Schiffen, die 1519 Spaniens Küsten verließ, um westwärts die Molukken aufzusuchen, von denen die Spanier glaubten, daß sie nach der Theilungsbulle von Papst Alexander VI. (1493) ihnen gehörten. Mit großer Geistesgegenwart stillte Magellan einen Aufruhr auf seiner Flotte, überwinterte dann unter dem 52° S. B. und entdeckte 1520 die nach ihm benannte Straße. Von hier erreichte er das stille Meer, entdeckte die Ladronen oder Mariannen- und Philippineninseln, die er im Namen der Krone Spanien in Besitz nahm, und wurde auf einer der letzten 1521 erschlagen. Von seiner Flotte kam unter Sebastian del Cano nur ein Schiff mit 18 Mann zurück, welche 1522, nach einer Reise von 3 Jahren und 14 Tagen, im Hafen von St.-Lucar landeten. Magellan war der erste Seefahrer, der die

Reise um die Welt machte. 2) Johann Hyacinth von M., des Vorigen Urenkel, geb. zu Lissabon 1723, trat in den Augustinerorden; doch Vorliebe für physikalische Kenntnisse und Reisen bewogen ihn 1764 nach England zu gehen, wo er die kathol. Religion verließ und da einige vornehme junge Leute auf Reisen begleitete. Am meisten leistete er in der Physik, übersetzte mehre gelehrte Werke und wurde durch seine Methode, das Wasser mit fixer Luft zu schwängern und künstliche Mineralwasser zu verfertigen, auch in Deutschland bekannt. Er starb 1790 zu Islington bei London als Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst.

Magen ist derjenige sackförmig erweiterte Theil des Verdauungscanales, welcher zwischen der Speiseröhre und dem Zwölffingerdarm sich befindet. Den Ort, welchen er in der Unterleibshöhle zwischen dem Zwerchfelle, der Leber, der Milz und den andern dünnen und dicken Gedärmen einnimmt, bezeichnet man außen mit der Gegend der Herzgrube, doch ist seine Lage im leeren Zustande von der im gefüllten verschieden, da der volle Magen sich mehr nach oben und vor erhebt. Er besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten, aus der äußern, der Muskelhaut, der Gefäßhaut und der innern Haut, welche letztere eine Menge sammetartige hervorragende Gefäßenden hat, aus deren Mündungen der zur Verdauung nöthige Magensaft abgesondert wird. Dieser ist seiner Beschaffenheit nach in verschiedenen Thieren verschieden. Nach Kaminati ist er bei den wiederkäuenden alkalisch, bei andern Thieren mit freier Säure vermischt, doch wollen die Beobachtungen von Spallanzani und Marquart damit nicht übereinstimmen. Der Vereinigungspunkt der Speiseröhre mit dem Magen in der linken Seite heißt Magenmund, Cardia, die zweite Oeffnung, wodurch derselbe in der rechten Seite mit dem Zwölffingerdarm sich verbindet, wird durch häutige Falten klappenförmig verschlossen und Pförtner, Pylorus, genannt. (S. Verdauung.) Magenkrankheiten sind solche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder doch ursprünglich von ihm ausgehen. Sie sind verschieden, je nachdem ein System desselben vorzüglich leidet. Ist das arterielle Gefäßnetz desselben im entzündlichen Zustande, so entsteht Magenentzündung, die sich durch brennenden Schmerz mit stetem Ausbrechen alles Genossenen, selbst des mildesten Getränkes, äußert. Ist das Nervengewebe bei Schwäche (Laxität) der Muskelfasern des Magens in zu empfindlichem erregten Zustande, so gibt dieß Veranlassung zum Magenkrampf, der sich durch ein Gefühl von ängstlicher Zusammenziehung in der Magengegend äußert. Ist das absondernde Capillargefäßnetz zwischen den Häuten des Magens in regelwidrigem, geschwächtem Zustande, so entsteht fehlerhafte Absonderung des Magenhaftes, welcher meistens als Magensäure erscheint. Ist der Zustand einer fehlerhaften Absonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, so nennt man es Magenfieber oder gastrisches Fieber; wiewohl die letztere Benennung mehre Fieberarten umfaßt, welche in dem System des Unterleibes ihren Sitz haben. Magenschwäche, der Mangel an Kraft des ihm zugehörigen Nervensystems, sodaß die Absonderung des Magensaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel nicht gehörig von statten gehen. Zu den Magenmitteln, welche der geschwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen und die Verdauung befördern sollen, gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemei-

niglich in geringer Gabe schon wirksame Mittel, z. B. Auflösung von bittern Extracten, mit bittern und aromatischen Tincturen sind.

Magie. Maja, die ewige Mutter der Dinge, ist in der Mythologie der Inder zugleich Göttin der geistigen sowohl als der sinnlichen Liebe. In einer andern Bedeutung ist sie Muse, Göttin der Weissagung und der Dichtkunst, aber auch Göttin der Täuschung und des Truges. Verwandt mit einer mehrseitigen Wurzel erscheint in Hinsicht auf seine ursprüngliche Bedeutung das Wort Magie. Medien, Persien und seine vormals durch Sternkunde und Astrologie berühmten Nachbarländer werden uns vorzüglich als die Heimath jener Magier genannt, deren Lehre zum Theil aus den ältesten Zeiten fortgeerbt scheint. Nach jener alten Lehre des Magismus war der Gegensatz, oder wie sich Heraklit ausdrückt, der Streit, Vater und Urgrund aller Dinge. Nachdem sich einmal der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß — Ormuzd und Ahriman — entzündet, geht aus ihrem Kampfe die ganze Reihe der endlichen Wesen, die ganze Sinnenwelt hervor, indem sich einer segensreichen Schöpfung des Lichts immer auf der andern Seite eine Schöpfung der Finsterniß entgegenstellt. Der Wechsel zwischen Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, die ganze Aufeinanderfolge der Zeiten ist ein Abbild des unaufhörlichen Kampfes zwischen den Kräften des Guten und Bösen, eines Kampfes, in welchem der Sieg bald auf der einen Seite, bald auf der andern erscheint, bis zuletzt das Licht auf immer über die Finsterniß siegt. Und nicht bloß Abbild jenes Kampfes ist der Wechsel der Zeiten, sondern die Zeit entsteht in einem höhern Sinne selbst aus jenem Kampfe und besteht durch denselben. Entgehen konnte es einem tiefer in die Natur eindringenden Alterthume nicht, inwieweit alles Endliche in Hinsicht auf Form und Wesen von dem Einflusse der Zeit, in welcher es entstanden und gebildet worden, abhänge. Beobachtungen dieser Art können das Entstehen der Astrologie und des alten Sterndienstes in etwas begreiflich machen, welcher mit der Magie aufs engste zusammenhängt. Es hat allerdings eine höhere und bessere Magie gegeben als jene, die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schutz genommen. Jene bessere Magie gründete sich auf den Satz: daß der Mensch, mit Hülfe und im engen Verein mit seinem höhern und göttlichen Ursprung, in sich und außer sich einer höhern Wirksamkeit fähig werde, die ihn zum Herrscher über seine eigne und die äußere Natur mache. Die Waffenrüstung des bessern Magiers war (man sehe Kleuker in seinem Anhange zum Zendavesta) das Gebet; Gebet und die Kraft des lebendigen Wortes sind es, durch welche der Mensch mit zwingender und lösender Gewalt auf das Gebiet der höhern und niedern Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffenrüstung, welche der wachsame Magier niemals von sich legt, vermag derselbe nichts, mit ihr hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Lichte das Reich der Finsterniß bestreiten, wird Retter und segnender Schützer der Zeiten und Völker. Noch in jenem bessern Sinne scheinen die spätern Essäer das aufgehende Gestirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt und seinen Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in diesem Sinne, nicht im niedern, waren wohl auch Pythagoras und andre Weise jener Zeiten Magier. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß schon von den ältesten Zeiten, zugleich mit jener höhern Magie, eine niedere und schlechtere entstanden, an welcher sich übrigens die bessere Abstammung nicht verkennen läßt. Wenn nach dem Vorher-

gehenden alle endliche Dinge unter dem Einflusse erhaltender und zerstörender Naturkräfte, unter dem Einflusse der Zeit und des Gestirns stehen, so darf der Mensch nur sich zum Herrscher seiner Kräfte, die man gute und böse Dämonen nannte, machen, um mittelst derselben auf die unter ihrem Einflusse stehenden Dinge zu wirken. Insofern hat die Lehre von den Dämonen, deren Hülfe sich der Mensch bedienen könne, von den ältesten bis in die neuesten Zeiten in Verbindung mit der sogenannten Magie gestanden. Mit andern Worten wollen wir den ursprünglichen Sinn selbst jener untergeordneten Magie etwas deutlicher machen. Wenn sich in der alten Lehre des Magismus (von Maja hergeleitet) Alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günstiger und widerlicher Kräfte gründet, so muß es für den echten Magier von großer Bedeutung seyn, jene wechselseitige Neigung und Abneigung, die Gesetze jener Liebe und jenes Hasses zu kennen. Wie jeder äußere Ton in der ihm verwandten Saite ein Mittönen, so ruft, vermöge des allgemeinen Naturgesetzes der gegenseitigen Neigung und Abneigung, jede Naturwirkung die ihr verwandten und hülfreichen, sowie auch auf der andern Seite die ihr widerstrebenden und feindseligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelst jener Gesetze der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. So waren die Magier zuvörderst an sich und Andern strenge Diätetiker und Aerzte. Bekannt ist es, daß selbst die geistige Stimmung des Menschen, und in gewissem Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkungen ergriffen zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes fast unwiderstehlich zur Zanksucht, der Same eines andern Gewächses auf eine unwiderstehliche, aber lebensgefährliche Weise zur thierischen Lust aufreizen. Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Maja, Muse, prophetische Begeisterung, lehrte aber auch im Hinblick auf jene waltenden höhern Kräfte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen diese in Hinsicht ihres Wesens und Schicksals abhängen, in die Zukunft und verborgene Vergangenheit schauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellsehen, höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Ursprung der Dinge als etwas Höheres und Geistiges, oder sinnlich, als körperlich waltendes Gestirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner nach der Ansicht des Alterthums bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmonischen Tönen alle verwandte Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrscher auch der außermenschlichen Natur, die sie, wie Orpheus durch seine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienste nöthigten. Besonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und bis in die neuesten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verschiedensten Welttheile Priester und Zauberer, welchen ein Vorhersagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieselben zugeschrieben wird. Auch in den aufgeklärtesten Zeiten der Römer gab es Vorsteherinnen über den Hagel, Abwehrerinnen desselben, welche die Regierung auf öffentliche Kosten erhielt, und in andern Ueberlieferungen aus jener untergeordneten und unechten Magie finden wir vieles Aehnliche. Die Magier waren endlich, sowie die Strahlen der alten und echten Lehre des Magismus immer mehr verloschen, bösartige, täuschende Zauberer. Unter Anderm spielten in der Magie die Liebestränke und Liebeszauber eine aus-

gezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art bedienten sich zur Aufregung wilder Geschlechtsbegierden schon damals zum Theil solcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Aerzten in jener Beziehung als wirksam bekannt sind. Außer diesen wurden Gegenstände von zweifelhafterer Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Futter oder Luft gestorben waren, Körper, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen Hundes befleckt waren, und andere noch ekelhaftere Dinge zur Bereitung jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren spätere Wirkung immer, wie die der narkotischen Gifte, lebensgefährlich oder leicht wahnsinnerregend war. Andre Kunststücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der Todten, das Wahrsagen aus der Hand, das Bezaubern durch den Blick bei den Römern und Griechen (die Jettatura), das Versprechen des Blutes bei Verwundungen und Blutflüssen, und andre noch jetzt zum Theil gebräuchliche sympathetische Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, sich unsichtbar zu machen oder in andre Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulette, die Gewalt über einen andern Menschen, dessen wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, gehören zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es wie in Lucian's Märchen gar leicht möglich ist, die falsche Büchse zu finden, die uns, statt in einen leichten scharfsichtigen Vogel, in einen Esel verwandeln könnte. Wer dieses Gebiet der Magie von seiner poetischen Seite kennen lernen will, der lese „Tausend und eine Nacht" und andre orientalische Märchen, Oehlenschläger's „Aladdin" und de la Motte Fouqué's Dichtungen. Uebrigens gibt auch die Geschichte des thierischen Magnetismus über einige jener Gegenstände befriedigende Auskunft, und es bleibt wohl eine ausgemachte Thatsache, daß die alte Magie sich zum großen Theil auf eine tiefere Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht Die glauben möchten, welche so gern Alles der Art für bloße Gaukelei halten wollen. Nicht bloß gehört die Geschichte des Magnets, wie schon der Name Magnes oder Zauberstein in seiner Verwandtschaft mit Magie zeigt, in das Gebiet dieser Lehre, und mit ihr, wie es scheint, eine Menge verwandter Erscheinungen, besonders erinnern das Schlagen der metallenen Becken, dessen sich die Magier bei sehr verschiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verschränken der Finger und Hände, das starre Anblicken Dessen, auf welchen der Magier wirken will, der Gebrauch der Ruthen (s. Rhabdomantie) an gewisse, aus der Lehre des Galvanismus und des thierischen Magnetismus bekannten Erscheinungen. Man s. Kleuker's „Zendavesta" und noch mehr sein „Magikon", welches die Geschichte der meisten Geheimlehren bis herunter auf die der Freimaurerei enthält; ferner Das, was Creuzer in seiner „Symbolik und Mythologie" über diesen Gegenstand gesagt hat; Windischmann's „Untersuchungen über Astrologie, Alchemie und Magie" (Frkfrt. 1818); und Georg Konr. Horst: „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte", nebst dessen „Zauberbibliothek" (6 Thle., Mainz 1820—25). Auch Schubert's „Symbolik des Traums" enthält im letzten Abschnitte einige Beispiele der höhern und echten Magie.

Magie (natürliche), eine Sammlung von Kenntnissen in der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Mechanik, die im Stand ist, Resultate hervorzubringen, den Wenigstunterrichteten zu überraschen. Sie beruht auf einer die gewöhnliche übersteigende Bekanntschaft mit der Natur, ihren

bewunderungswürdigen Geheimnissen und den unschätzbaren Vortheilen, welche das Studium der Natur und ihrer Kräfte allen Künsten und Wissenschaften gebracht hat. Diese an sich sehr lobenswerthe Magie wurde im Alterthume weit getrieben und ihre Lehre in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, um den Eingeweihten eine einflußreiche Gewalt auf die Ungebildeten zu verschaffen. Es scheint selbst, daß, nach einigen Autoren, die uns Beschreibung mehrer solcher sonderbaren mechanischen und chemischen Leistungen überliefert haben, zu urtheilen, die Alten uns in dieser Art die Magie bei weitem übertrafen; doch durch den Einbruch der nordischen Völker wurde auch diese Wissenschaft mit den andern in jene dunkle Nacht der Barbarei gestürzt; selbst viele Jahrh. nach der Erfindung der Glassphäre des Archimedes, der fliegenden hölzernen Taube des Architas, der goldenen Vögel des Kaisers Leo, die sangen, der ehernen des Boethius, die sangen und flogen, und der Schlangen aus demselben Stoffe, die zischten, war man in Europa noch so weit in der Kenntniß der Naturkräfte und ihrer Wirkungen zurück, daß man im Begriffe stand, Brioché und seine Marionetten zu verbrennen. Ein franz. Ritter, der einen Esel zu allerhand Künsten abgerichtet hatte und sein Brot damit verdiente, gerieth in Spanien in Gefahr, sammt seinem Thiere von der Inquisition zu Verbündeten des Teufels erklärt und getödtet zu werden. In den letzten Zeiten, wo die naturhistorischen Kenntnisse einen größern Kreis gewannen, die Gebiete der Wissenschaften immer mehr ausdehnt, und bei dem Lichte der Philosophie stets größere und überraschendere Entdeckungen gemacht wurden, verringerten sich in gleichem Verhältnisse die Geheimnisse der natürlichen Magie, und ohne ihr Ueberraschendes, Auffallendes für den Unkundigen einzubüßen, verloren sie doch das Wunderbare im Glauben des Volkes. Wiegleb, Funk, Eberhard, Rosenthal, Halle, Hellmuth, haben den Liebhabern solcher ökonomischen, naturhistorischen, chemischen, mechanischen Kunststücke manches Interessante in ihren Schriften übergeben. Magie der Natur nennt man die auffallenden nicht zu erklärenden Einflüsse, welche Naturkörper, organische und unorganische, auf einander ausüben. Z. B. der Blick der Klapperschlange auf die kleineren Vögel, der Blick des Menschen auf Thiere, die Anziehungskraft desselben auf Hausthiere; die Wirkungen der Pflanzen und Pflanzenstoffe auf den thierischen Organismus; die Neigung der beiden Geschlechter zu einander, das Mittönen einer Saite, wenn in ihrer Nähe die gleichlautende und verwandte angeschlagen wird. Die angeborne Furcht der grasfressenden und andern Thiere vor Raubthieren, sowie der Vögel vor ihren Feinden, und tausend derartige Erscheinungen, die sich auf einer natürlichen Sym- und Antipathie gründen.

Magier (Magi, die Mehrzahl von Magus) waren bei den Persern und anderen Morgenländern eine Secte, die die Anbetung der Bilder verabscheute und das höchste Wesen nur unter dem Feuer verehren lehrte; sie nahmen zwei Grundwesen an, ein gutes (Ormuzd, bei den Griechen Oromasdes) und ein böses (Ahraman oder Aherman, bei den Griechen Arimanios). In der Folge wurde diese Secte (die den Sabäern entgegen war) verhaßt und herabgebracht, bis Zoroaster ihre Religion unter mancherlei Verbesserungen wieder herstellte. — Da nun die magischen Priester zugleich geschickte Astronomen, Weltweise ꝛc. waren, so waren die Benennungen Magier und Gelehrte gleichbedeutend; ja, da ihnen der Pöbel übernatürliche Kenntnisse zutraute, so gab man ihnen auch den Namen Zauberer.

Magismus, Lehre der Magier, s. Magie.

Magister (lat.), Jeder, der über Etwas gesetzt ist; Vorgesetzter, Vorsteher, Anführer (so z. B. bei den Römern Magister equitum, der Oberste der Reiterei, Chef der Cavallerie); Lehrer, Lehrmeister. Besonders ist es auf unseren Universitäten ein Lehrer, der eine gewisse akademische Würde erlangt hat. (Da ein solcher mit dem Namen: Lehrer (Doctor) der Philosophie belegt wird, so kommt es daher, daß Viele, denen der Titel Magister nicht ehrenvoll genug scheint, sich lieber Doctor (nämlich der Philosophie) nennen); magister legens, ein Solcher, der auf Universitäten durch öffentliche Disputation das Recht sich erworben hat, Vorlesungen zu halten.

Magister matheseos, der Meister der Mathematik; so wird der Pythagorische Lehrsatz genannt (s. d.).

Magistratus, Obrigkeit, 1) jedes öffentliche Staatsverwaltungsamt (als Consulat, Prätur); 2) jede obrigkeitliche Behörde oder Person. Athen hatte von Kekrops bis auf den Kodrus Könige; von Medon bis bis auf den Alkmäon dreizehn immerwährende, vom Charops bis auf den Eryxias zehnjährige, von da an nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikanische Verfassung gegründet, aber noch nicht so fest, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Um 509 v. Chr. verwandelte Pisistratus die vom Solon erst eben auf festen Grundsätzen errichtete Demokratie wieder in Alleinherrschaft, und vererbte sie auf seine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald wurde die vorige Demokratie wieder eingerichtet, welche bis auf den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges fortblühte, durch die Regierung der 30 Tyrannen nur auf Ein Jahr und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den makedonischen Königen behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur noch eine Scheinfreiheit, so auch unter den Römern. Antipater verordnete, daß neuntausend der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten sollten, und Kassander setzte den Demetrius Phalerius zu Präfect der Stadt ein. Zu den obrigkeitlichen Personen in Lakedämon gehörten die Könige, der Senat, die Ephoren u. s. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lang. — Bei den Römern sowohl die Personen, welche einen Theil der Staatsgeschäfte verwalteten, als auch die obrigkeitlichen Aemter selbst. Diese wurden als Ehrenstellen (honores) betrachtet und durch Volkswahl besetzt. In der Regel durfte man nur stufenweise und in einem bestimmten Alter zu einem Amte gelangen und weder 2 derselben zugleich, noch dasselbe, das Censoramt ausgenommen, 2 Jahr hinter einander, oder doch länger als 1 Jahr verwalten. Wer nun um eine Ehrenstelle anhielt, meldete sich bei Dem, der die Wahlcomitien hielt, 17 Tage vor der Wahl und ward, sofern nichts gegen ihn zu erinnern war, in die Liste der Bewerber (candidati) eingetragen. Das weitere Verfahren s. unter Candidaten. Sämmtliche Magistratus waren der Volksversammlung verantwortlich, an welche man daher von ihren Ansprüchen provociren konnte. Außerdem gab es auch, zum großen Vortheil der Staatsverfassung, mehre Abstufungen der ihnen anvertrauten ausübenden Gewalt und des damit verbunden Ansehns. Nur sehr wenige besaßen die höchste Civil- und Militairgewalt und letztere nur unter gewissen Umständen in Rom selbst; Andere hatten nur richterliche Macht

(jurisdictio); Einige gelangten durch ihr Amt zum Dienstadel (nobilitas), Andere nicht; einige dieser Aemter waren endlich für alle Zeiten festgesetzt, andere nur unter gewissen Umständen vorhanden. Hierauf gründeten sich folgende Eintheilungen der Magistratus in: M. majores; aa) ordinarii; a) Consuln, statt ihrer eigene Zeit die Decemvirn und die Kriegstribunen mit consularischer Gewalt, b) Prätoren; bb) extraordinarii; a) Dictator; b) Censoren, c) Interrex, d) Praefectus urbi; b) M. minores: aa) ordinarii: a) Aedilen, b) Quästoren, c) Triumviri capitales, d) triumviri monetales, e) triumviri nocturni, f) Curatores viarum; bb) extraordinarii: Duumviri, Triumviri, Quatuorviri, Quinqueviri. (s. d. bes. Art.) — In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Polizeibeamten der Städte mit diesem Ausdruck bezeichnet; in Frankreich hingegen versteht man unter der Magistrature das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwalte.

Magliabecchi (Antonio), gelehrter Bibliothekar, geb. zu Florenz 1638, ward von seiner Mutter bestimmt, ein Goldarbeiter zu werden; allein ihr Tod bewog ihn, sich dem Studium der Sprachen und der schönen Wissenschaften zu widmen, worin er bei seinem starken Gedächtnisse in kurzer Zeit es so weit brachte, daß ihm der Großherzog Cosmus III. von Toscana die Aufsicht über die von ihm gestiftete Bibliothek anvertraute. Die größten Gelehrten Europas wandten sich bei ihren Arbeiten an ihn und erhielten Rath und Auskunft. Sein Testament bestimmte seine zahlreiche Bibliothek und einen bedeutenden Fond dem öffentlichen Gebrauch. Er starb 1714. Die von ihm hinterlassene, u. d. N. der Magliabecchischen bekannte Bibliothek, in deren Local die florentiner Akademie der Wissenschaften ihre Sitzungen hielt, ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Katalog zu Florenz 1793 erschienen ist. Ob er gleich nichts Eigenes geschrieben, so hat er doch theils mehre seltene Werke, ohne seinen Namen zu nennen, wieder drucken lassen, theils zu vielen Büchern z. B. den „Actis sanctorum", die wichtigsten Beiträge geliefert. Von seinem ausgebreiteten Ruhme zeugen die zahlreichen an ihn geschriebene Briefe, von denen Joh. Targioni zu Florenz 1745 mehre Bände herausgegeben hat.

Magna charta (lat., engl. the great charter, engl. Staatsw.), die Urkunde, welche Englands Hauptprivilegien und Fundamentalgesetze enthält, ausgestellt von Heinreich III. am 11. Febr. 1224. Die Magna charta enthält keineswegs neue, dem Könige abgenöthigte Bewilligungen, sondern das Versprechen, frühere Rechte und Verheißungen besser als bisher zu beachten. Schon Wilhelm der Eroberer hatte nämlich keine unbedingte Gewalt über sein Volk ausgeübt, und Heinrich I. stellte 1100 einen Freiheitsbrief (charta libertatum) aus, der seinen Unterthanen sehr günstig war, und durch den er vor seinem Bruder, dem die Thronfolge eigentlich gebührte, sich den Thron sicherte. Auch der König Stephan von Blois und Heinrich II., deren Erbfolge keineswegs unbestritten war, stellten 1135 und 1154 ähnliche Freiheitsbriefe aus. Hierauf folgte die Magna charta Königs Johann, die oft irrig für die wahre Magna charta gehalten wird. So ward den 19. Juni 1215 gegeben und der König eine Generalinsurrection genöthigt, sie zu unterschreiben. Die erste Veranlassung dazu war der Erzbischof von Canterbury, der die Abschrift

der ersten von Heinrich I. aufgestellten great charter auffand. Die Rechte der Stände wurden dadurch bestätigt, neue hinzugefügt und die Geistlichkeit von weltlicher Gerichtsbarkeit eximirt. Diese Freiheitsbriefe wurden nun unter Heinrich III. nicht weniger als 7mal erneuert und bestätigt. Zunächst wurden durch den Jagdvergleich (charta de foresta) der Mißbrauch der königl. Baumforsten zum Theil abgeschafft, und jedem Lehnsmann die Jagd auf seinem Grund und Boden gestattet und die Strafgesetze für Jagdfrevel gemildert, sodaß einjähriges Gefängniß das höchste Maß für Jagdfrevel seyn sollte. Von allen Bestätigungen ist aber die wahre Magna charta die wichtigste. Sie enthält in 37 Artikeln Bestimmungen, wodurch die lehnsherrlichen Rechte des Königs festgesetzt und die Mißbräuche bisher geübter Bedrückungen abgestellt worden, so z. B. setzt sie fest, daß Erbtöchter und Witwen der Vasallen nicht gegen ihren Willen nach dem des Königs zu heirathen gezwungen werden könnten, daß Geldbußen nur in 3 anerkannten Fällen vom König gefordert werden sollten, daß keiner ohne gerichtliches Erkenntniß mit einer Buße belegt, ebenso Niemand wegen Geldstrafen von einem Lehngute vertrieben, kein Gutsunterthan seines Ackergeräthes beraubt werden solle u. s. w. Außerdem sind nur wenige Punkte noch in unserer Zeit anwendbar, z. B. der, daß kein Freier verhaftet, eingekerkert, seines Lehnguts, seiner Freiheiten oder hergebrachten Rechte beraubt, in die Acht erklärt, oder aus dem Lande gewiesen werden solle, als nach einem gesetzmäßigen Urtheil seiner Standesgenossen und nach dem Rechte des Landes. Die Magna charta ist in lateinischer Sprache geschrieben. Sie wurde von Eduard I. 1291 und 1301 bestätigt. Oft herausgegeben; das erste Mal 1507, beste Ausgabe von Blackstone, Oxford 1753, auch in seinem „Law tracts", 1762. Neuerdings ist sie auf Pergament mit goldenen Lettern abgedruckt worden.

Magnäisches Institut, magnäische Stiftung. Die durch ein Legat des Prof. Arnus Magnäus begründete Stiftung zur Herausgabe isländischer Manuscripte.

Magnaten, ein verdorbenes latein. Wort, die Großen, die Mächtigen des Reichs, hießen ehedem in Polen die vornehmen Reichsstände, sowie noch h. z. T. in Ungarn die größten Reichsbarone (der Palatin, Reichsrichter, Ban oder Statthalter von Kroatien rc.), ingleichen die Kleineren, nämlich Grafen und Freiherren.

Magne, s. Nordische Mythologie.

Magnesia (lat.), Talkerde, oder auch Bittererde, Bittersalzerde. Von diesem Mineral gibt es mehre Arten, besonders 1) die braune oder schwarze, u. d. N. Braunstein (s. d.) bekannt; die weiße auch edinburger Magnesia, eine Salzerde, welche aus dem engl. Purgirsalze verfertigt und in der Medicin als gelind abführendes und die Schärfe linderndes Mittel gebraucht wird. (S. Erden.)

Magnet. Der Magnet ist ein sehr reichhaltiges Eisenerz, das sich in großen abgesonderten Klumpen findet. Er ist dunkel eisengrau und spielt oft ins bräunliche oder röthliche; auf dem Bruche gleicht er etwas dem gemeinen Schmergel, doch ist er weniger funkelnd. Er ist sehr schwer und beträchtlich hart; sein Bau fest, aber gewöhnlich mit kleinen unregelmäßigen Zwischenräumen versehen. Er findet sich in England und an allen Orten, wo man Eisen bricht. — Der künstliche Magnet bestehe aus einer Stange von Stahl, der man die Kraft des Magnets mitgetheilt

hat, sodaß er statt des natürlichen Magnets gebraucht werden kann. Der Magnet zeichnet sich nämlich durch die merkwürdige Eigenschaft aus, seines Gleichen anzuziehen und abzustoßen. Die Anziehung und Abstoßung bemerkt man am Magnet nur in zwei sich entgegengesetzten Punkten, welche Pole genannt werden. Ein Magnet an einem Faden in seinem Schwerpunkte aufgehangen, stellt sich von selbst mit einem Pole nach Süden und mit dem zweiten nach Norden; daher jener der Südpol, dieser der Nordpol, und die Eigenschaft, sich so zu stellen, Polarität heißt. Die ungleichnamigen, freundschaftlichen Pole zweier Magnete ziehen sich an, die gleichnamigen, feindlichen stoßen sich ab. Diese Wirkung hat der Magnet auch auf Eisen, Kobalt und Nickel. Ein verhältnißmäßiges Stück Eisen bleibt an ihm hängen und diese Kraft des Magnets wird noch verstärkt, wenn man seine Pole glatt abschleift und mit dünnen eisernen Platten, welche in viereckige Füße auslaufen, belegt, d. i. armirt. Ein solcher armirter Magnet trägt mittelst des Ankers nicht nur mehr als vorher, sondern man verstärkt seine Kraft sogar durch die stufenweise Vermehrung seiner Last, wie man sie im entgegengesetzten Falle vermindern kann. Die Polarität des Magnets erklärt man sich dadurch, daß die Erde selbst als ein großer Magnet angenommen wird, welcher in den nördlichen Theilen südliche und in den südlichen Theilen nördliche Polarität hat. Halley, Euler und Tobias Mayer haben die Meinung zuerst aufgestellt. Es findet sich nämlich aus den Beobachtungen an verschiedenen Orten im nördlichen Europa, Asien und Amerika, daß auf der nördlichen Hälfte der Erde 4 Linien vorhanden sind, wo die Abweichung Null ist; eine Linie ist gegenwärtig an der Westküste der Hudsonsbay, die 2. am Ural, die 3. östlich von Irkutsk, die 4. zwischen Jesso und Kamtschatka. Auf der südlichen Hälfte finden sich, den Beobachtungen der Seefahrer zu Folge, nur 2 solcher Linien, wovon die eine ungefähr unter dem 8° L. von Ferro, die 2. zwischen 260—261° L., d. i. bei Neuholland gegenwärtig sich zeigt. Zwischen beiden hat nur östliche Abweichung statt, während sie auf der Nordhälfte der Erde zwischen 1 und 2 westlich, zwischen 2 und 3 östlich, zwischen 3 und 4 westlich und zwischen 4 und 1 nochmals östlich ist. Diese Linien sind als Axen von den magnetischen Polen der Erde anzusehen; doch haben sie eine von dem astronomischen Meridian abweichende Richtung; auch rücken sie mit der Zeit fort und scheinen ihre regelmäßigen, aber jede eine andere, Umlaufszeiten zu haben; daher denn jede Magnetnadel auf der Erdoberfläche, wenn sie nicht in einer solchen Axe stehen kann, sich nach dem nächsten freundschaftlichen Pole hin neigt und Abweichung zeigt. Die Erde zeigt diese magnetische Beschaffenheit auch dadurch schon sehr auffallend, daß sie einem Eisenstabe, der im magnetischen Meridiane und in der Richtung der Inclination gestellt oder gestoßen wird, Magnetismus mittheilt, während das nicht geschieht, sobald der Stab in einer Linie steht, welche den magnetischen Meridian rechtwinklich schneidet. Nach Morichini in Rom und Babini in Florenz soll das violette prismatische Licht eine aufgehangene Nadel ebenfalls magnetisiren. Da sich aber ihre Beobachtung nicht bestätigen will, so beruht der überkommene Magnetismus wahrscheinlich auf der Richtung der Nadel, welche sie ihr während der Bestrahlung im magnetischen Meridiane gegeben hatten. Der Magnet theilt seine eigenthümliche Eigenschaft, ohne selbst etwas davon zu verlieren, dem Eisen mit, was eine Zeitlang an ihm gehangen hat; schneller und stärker nimmt

aber das Eisen Polarität an, wenn es mit den Polen des armirten Magnets gestrichen wird. Dieß geschieht durch den einfachen Strich, wo man den Eisenstab von der Mitte aus mehre Male nach der einen Seite mit dem einen und nach der andern mit dem andern Pole streicht, und wodurch die geriebene Seite des Eisens zu dem entgegengesetzten des reibenden Poles wird; beim Doppelstrich wird der armirte Magnet mit beiden Polen in die Mitte des Eisens gesetzt und so mehre Male von einem Ende zum andern gestrichen und in der Mitte endlich abgehoben. Sonst nimmt auch Eisen dadurch Polarität an, daß man es auf einer eisernen Unterlage mit einem Eisenblock streicht. (Vgl. Abweichung.) Merkwürdig ist es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewissen Grenze) immer mehr und mehr zu tragen gibt. So stellte D. Keil in Langensalza 1829 künstliche Magnete dar, die 10 Pf. schwer 450 Pf. und darüber anzogen; er benutzte diese Magnete zu Heilung nervöser Krankheiten. Die Kraft des Magnets geht verloren, wenn man ihn unbeschäftigt läßt. Ebenfalls verliert sie sich durch Glühen und nachheriges Erkalten, durch Schlagen auf Steinen und durch öfteres Fallenlassen; auch ist ihr der Rost, der Blitz und überhaupt die Elektricität nachtheilig. Nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hätte, fing man an, die magnetischen Erscheinungen von der Erde abzuleiten und sich an Erklärung derselben zu wagen. Die Hypothesen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Apinus, Wilke, Brugmann, Bernoulli, Kratzenstein, Gabler und Prevost erklären nichts. Was wir von der magnetischen Materie wußten, bestand bis jetzt darin, daß sie in der Natur weit verbreitet ist und bei vielen Operationen derselben mitwirkt. Erst die neuesten Naturforscher haben den nähern Zusammenhang der großen Processe des Magnetismus, des Elektrismus mit seiner galvanischen Modification und des Chemismus geahnet. Es zeigt sich nämlich die Wirksamkeit des galvanischen Apparats, sowohl der einfachen Kette als der Volta'schen Säule, ebenso wesentlich als Chemismus wie als Elektrismus, und beide Processe stehen dabei in der genauesten Verbindung mit einander. Durch die neuern Fortschritte der Naturwissenschaft, hinsichtlich des Wesens und gegenseitigen Verhältnisses der genannten Processe, durch die Entdeckungen eines Volta, Ritter, Ermann, Humboldt u. A., in Verbindung mit den wissenschaftlichen Erörterungen eines Steffens, Buch, Karsten und andrer scharfsinniger Mineralogen, ist die Ansicht jetzt außer Zweifel, nach welcher das Gesammtleben der Erde ein Galvanismus oder Elektro-Chemismus ist, kraft welchem alle Körper der Erde sich in gegenseitiger galvanischer Spannung befinden, und die Lagerungen der Gebirge und verschiedenen Erdschichten als eine große natürliche galvanische Batterie zu betrachten sind. Durch diese Ansicht oder wissenschaftliche Entdeckung ist der Schlüssel zur bessern Erklärung mannigfaltiger Erscheinungen gegeben, über deren Grund oder Ursprung bisher noch viel Dunkelheit herrschte, wohin z. B. die Salzquellen und Gesundbrunnen, die Vulkane und Erdbeben u. s. w. gehören. S. die „Historisch-kritische Darstell. der bisher. Entdeckungen auf dem Gebiete des Elektro-Magnetismus, nebst eigenthümlichen Versuchen", von H. Pfaff (Hamb. 1824, mit Abbild.). Nur elektrische und chemische Erscheinungen waren bisher an unserm künstlichen galvanischen und Volta'schen Apparate sinnlich bemerkbar; durch die Entdeckung des Prof. Oerstedt in Kopenhagen ist aber auch die Wir-

samkeit des Magnetismus im Galvanismus sinnlich darstellbar geworden. Die Erscheinung besteht in der Ablenkung der Magnetnadel durch die galvanische Kraft. — S. Cavallo's „Abhandlung der Lehre von dem Magnetismus", a. d. Engl. (Leipzig 1788); Hauy's „Theorie der Elektricität und des Magnetismus", a. d. Franz. (Altenb. 1801).

Magnetismus (thierischer), auch Lebensmagnetismus. Seit den drei letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrh. gab man einer Reihe von räthselhaften, bis jetzt aber noch unerwiesenen Erscheinungen, welche durch Einwirkung eines Menschen auf einen andern dadurch hervorgebracht werden sollten, daß die Lebenskraft des Einen in den Körper des Andern überströmte, diesen Namen. Die Mittel zur Hervorbringung dieser Erscheinungen sollten theils Berührung und kunstmäßiges Streichen mit den Händen (Manipulation), Anhauchen, Fixiren mit den Augen u. dgl. seyn, welche der Magnetiseur (die einwirkende Person) an der zu magnetisirenden Person, die immer schwächerer Constitution und wo möglich von verschiedenem Geschlechte und sehr gläubigem Gemüthe seyn muß, ausübt. Die daraus entstehenden Erscheinungen selbst bestehen theils in verschiedenen körperlichen Empfindungen, z. B. Kälte, Schwere, flüchtige Stiche, Beklemmung u. s. w., theils in unterdrückter Thätigkeit der äußern Sinne (magnetischer Halbschlaf), theils in Ohnmachten, Zuckungen, Schlaf mit lebhaftem Träumen (magnetischer Schlaf), in welchem die magnetisirte Person in höhere Sphären verzückt ist, die innere Organisation ihres eignen Körpers wahrnimmt, sich und Andern weissagt, Arzneien verordnet, Aufschlüsse über Welt, Himmel, Hölle, Fegfeuer u. dgl. unmittelbar von oben erhält, über die Beschaffenheit fremder Weltkörper Aufschlüsse ertheilt, versiegelte Briefe mit dem Magen liest und von dem Allen bei dem Erwachen durchaus nichts wissen will. Dabei ist das Gemüth zu einer solchen überirdischen Reinheit gesteigert, daß sie alle unreine Personen schon von fern wittert und bei Annäherung derselben Krämpfe bekommt; namentlich geschieht dieß bei Annäherung solcher Personen, welche an der Wahrheit des Lebensmagnetismus zweifeln und denselben auf irdische Weise und nach menschlichen Verstandseinsichten prüfen wollen; daher man solche Zweifler weit entfernen muß, wenn man die hohen Erscheinungen des Magnetismus gewahren will. Ferner zeigt sich eine ganz eigenthümliche Abhängigkeit der magnetisirten Person von dem Magnetiseur, sie schmeckt, was er ißt, riecht, was er vor seine Nase hält, gehorcht nur seinen Befehlen und kann nur von ihm aus diesem magnetischen Schlafe durch Gegenstriche und Calmiren erweckt werden. Ja es vermag der Magnetiseur selbst lebloſen Gegenständen, z. B. Wasser, Salz, Kleidungsstücken, Bäumen ꝛc., etwas von der magnetischen Kraft mitzutheilen, und sie können dann ebenfalls, wie er selbst, auf gläubige Gemüther wirken. Die meisten Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten, können durch magnetische Behandlung geheilt werden, und man ging seit der genannten Zeit damit um, ein recht artiges neues Capellchen an den alten Aeskulapstempel anzubauen, in welchem es gar nicht nach Arzneien riechen und wo nicht mit destillirten Wässern, sondern nur mit dem heiligen magnetisirten Wasser gesprengt werden sollte; ein andrer Vorschlag, den alten Tempel selbst zum Magnetisirsalon einzurichten, fand zu viele Schwierigkeiten und ward vorerst wieder bei Seite gelegt. — Fragt man nun nach der Geschichte des Magnetismus und nach seiner wissenschaftlichen Begründung, so zeigt sich zuvörderst,

daß die letztere nicht gegeben werden kann, weil, nach der Aussage seiner eignen Verfechter, der Magnetismus gar nicht wissenschaftlich untersucht werden darf, und weil eher alle unsere bisherigen Kenntnisse von Welt und Menschennatur als nichtig erklärt werden müssen, ehe man es wagen dürfte, den Maßstab des Verstandes an ein so heiliges Geheimniß zu legen, das durchaus nur mit dem gläubigen Gemüthe ergriffen werden dürfe. Man that daher auch ganz recht daran, die abgeschmacktesten Betrügereien, welche abgefeimte Dirnen ihren leichtgläubigen Magnetiseurs aufhefteten, für unfehlbar wahrhaft zu halten und aus ihren Aussagen die Theorie des Magnetismus zu schmieden, weil man so gar keine Gefahr lief, daß verständige Männer sich mit dergleichen Unrathe besudelten und eine anders anzuwendende Zeit damit vergeudeten. Es haben daher auch diese Letzteren sich schon seit längerer Zeit gar nicht mehr mit der Erörterung des Magnetismus befaßt, daher die Magnetiseurs ganz mit Recht behaupten konnten, sie haben die Zweifler zum Schweigen gebracht, und so ist es denn gekommen, daß der Magnetismus nur noch ein Spielwerk des vornehmen und geringen leichtgläubigen Pöbels geblieben ist, der indessen nicht ahnete, daß er selbst ein Spiel seines Spielzeugs war. Seit dem harten Stoße aber, den er 1821 an einem seiner eifrigsten Verfechter erlitt, hat die Zahl seiner Verehrer, sowie der Muth ihres öffentlichen Auftretens bedeutend abgenommen. Was wahr an der ganzen Sache ist, scheint auf den Wirkungen erhitzter Phantasie, auf einer halb geistigen, halb körperlichen Aufregung der Geschlechtssphäre und auf krankhaften Nervenerscheinungen zu beruhen, die man lange vorher schon kannte. Von der Geschichte des Lebensmagnetismus läßt sich so viel sagen, daß Anton Mesmer (s. d.) 1772 Heilungen mit dem Mineralmagneten versuchte, den ihm der Pater Hell lieferte, damit in Wien Aufsehen machte, aber endlich erklärte, daß nicht der Magnet, sondern seine (Mesmer's) eigne Wunderkraft es sey, welche die Kranken heile (ein Meisterstreich, den neuerdings Fürst Hohenlohe glücklich nachgemacht hat, der auch erst den Bauer Michel zu seinen Heilungen brauchte, nachher aber dieses unnütze Werkzeug gebührend wegwarf), und daß diese Kraft nicht nur der magnetischen Kraft, sondern auch der allgemeinen Anziehungskraft im Weltall ähnlich und verwandt sey. (Das Weitere s. im genannten Art.) In neuern Zeiten ging die Verfechtung des Magnetismus vorzüglich von Kieser in Jena und von Wolfart in Berlin aus, die gleichsam zwei einander entgegengesetzte Schulen bildeten, von denen die erste, weit achtbarere, die fraglichen Erscheinungen an die schon bekannten physiologischen (Erscheinungen) des Tag- und Nachtlebens anzuknüpfen versuchte; die zweite dagegen auf den wunderlichen Fußstapfen Mesmer's pomphaft genug einherschritt. (S. Kieser, Nasse und Nees v. Esenbeck, „Archiv für den thier. Magnetismus", seit 1817, seit 1825 u. d. T.: „Sphinx, oder neues Archiv für den thierischen Magnetismus" fortgesetzt; und Wolfart's „Jahrbücher für den Lebensmagnetismus", 10 Hefte, 1818 fg.) Eine Preisfrage über den thierischen Magnetismus, welche 1820 von der k. preuß. Regierung ausging, ward zurückgenommen. Von der reichen Literatur des thierischen Magnetismus erwähnen wir nur: Deleuze's „Histoire critique du magnétisme animal" (Paris 1813); Jos. Ennemoser, „Der Magnetismus in einer geschichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bei allen Völkern" (Leipz. 1819) (unkritisch und in Be-

fangenheit der Mesmer'- und Wolfart'schen Schule); J. C. L. Ziermann, „Geschichtl. Darstell. des thierischen Magnetismus als Heilmittel" (Berlin 1804) (unbefangener); „Del magnetismo animale", v. Basevi (Florenz 1826).

Magnificat, der Lobgesang der h. Jungfrau Maria, welcher mit den Worten: „Meine Seele erhebt den Herrn" anfängt, von dem ersten Worte der lateinischen Uebersetzung. Verschiedene Componisten haben ihre Kunst an demselben geübt, und man braucht ihn noch jetzt als Kirchengesang.

Magnificenz, Pracht, Herrlichkeit, Hoheit; 2) der Titel der Rectoren und Kanzler auf Universitäten, der Kanzler in kleinen Ländern, der regierende Bürgermeister einiger Gegenden, auch Doctoren. Ist auf einer Akademie ein Fürst oder Graf Rector, so bekömmt er den Titel: Magnificentissimus.

Magus, s. Magie.

Magyaren, der Urname der heutigen Ungarn. (S. Ungarn, Geschichte.)

Mahagony, Mahoni, Mahogani. Bis jetzt sind erst drei Gattungen dieses kostbaren Holzes bekannt, unter denen der gemeine die vorzüglichste ist. Er wächst auf den Inseln Jamaica, Cuba, Espannola und Domingo. Im Handel kommen mehre Sorten vor, gewässertes, marmorirtes, gemasertes und glattes. Seine Farbe ist anfangs braunröthlich, wird später braun und zuletzt ganz schwarz. Ein zu starkes Bohnen mit Wachs oder das Bestreichen mit Oel befördert diese Verwandlungen. Seine schätzbaren Eigenschaften, als ungemeine Härte, die leichte Annahme einer schönen Politur, das schöne Ansehen und die Eigenheit, daß es nicht fleckt und die Würmer nicht hineinkommen, machen es brauchbar zu Meubeln und andern Hauszierrathen. Das Madeiraholz, oder das falsche Mahagoni, hält die Farbe besser, steht ihm aber an Güte weit nach. — Ehemals bediente man sich der Rinde als eines Mittels gegen Wechselfieber; sie ist aber jetzt außer Gebrauch.

Mahlmann (Siegfried August), königl. sächsischer Hofrath, Dichter im lyrisch-elegischen Gebiete und in der Burleske, geb. den 13. März 1771 in Leipzig. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung, und wurde nach seines Schwagers Spatzier Tode Herausgeber der „Zeit. f. d. elegante Welt", welche er bis 1810 allein, und dann in Verbindung mit ihrem jetzigen Herausgeber redigirte. Der sehr einträgliche Pacht der leipziger politischen Zeitung während der franz. Kriege setzte ihn in den Stand, ansehnliche Besitzungen in der Nähe von Leipzig zu erwerben, war aber auch die Veranlassung, daß er 1813 auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredtsamkeit, verbunden mit dem Ansehen seiner persönlichen Größe, zu einem der tüchtigsten Vorsteher einer maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva in Leipzig von 1813 an bis an sein Ende 1826 verwaltet hat. 1814 veranstaltete er eine Sammlung seiner zerstreuten lyrischen Gedichte (Halle 1825), unter welchen mehre von den besten Liedercomponisten mit Weisen begleitet worden sind. Sind die meisten derselben der ebenso innige als klare Ausdruck einer rührenden Wehmuth oder einer über das Grab herausblickenden Erhebung, so lernt man durch

sein anonym herausgeg. „Marionettentheater“, in s. „Herodes vor Bethlehem“, einer scherzhaften Parodie von Kotzebue's „Hussiten“, welche 5 Aufl. erlebte, sein Talent für die dramatische Burleske kennen. Auch sind s. „Erzählungen und Märchen“, in 2 Bdchn, 2 Mal aufgelegt worden.

Mahomet, s. Mohammed.

Mähren (die Markgrafschaft), nebst dem östreich. Schlesien eine deutsche Provinz des östreich. Kaiserstaats. Seinen Namen verdankt Mähren seinem Hauptflusse, der Morawa oder March. Es wird von 3 Seiten von Gebirgen umgeben; die Sudeten trennen es von Schlesien, das mährische Gebirge von Böhmen und die Karpathen von Ungarn und Zweige dieser Gebirge durchziehen das ganze Land, sodaß nur die südlicheren Gegenden einige beträchtliche Ebenen haben. Der Hauptfluß, die Morawa oder March, entspringt an der Grenze von Böhmen, nimmt den zweiten Hauptfluß, die Taya, an der östreich. Grenze auf und bildet nun die ungrische Grenze bis zur Donau. Die Taya oder Diga entsteht aus der deutschen und der mährischen Taya und nimmt die Igla, Schwarza und Zwittawa auf. Die Oder und die Weichsel, die hier entspringen, verlassen Mähren bald. Dieß Land ist reich an Mineralquellen, doch hat noch keine eine große Berühmtheit erworben. Das Klima ist für die Lage mild, vorzüglich in den mittleren und südlichen Gegenden, wo viel Obst und selbst Wein, wenn auch kein ausgezeichneter, gezogen wird. In Hinsicht auf Fruchtbarkeit und Producte steht Mähren fast in allen Stücken Böhmen (s. d.) zur Seite; nur hat es nicht dessen Metallreichthum; der Bergbau geht bloß auf Eisen und Steinkohlen. Dafür aber ist die Fabrikation in Mähren höchst bedeutend; den ersten Rang nimmt hier die Leinenwebereien ein, wozu das Land trefflichen Flachs liefert; nach dieser ist die Tuchmacherei das bedeutendste Gewerbe und wird hier am stärksten in der ganzen Monarchie betrieben. Außerdem werden Leder, Eisenwaaren, Papier, Potasche, Glas, Salpeter ꝛc. verfertigt. Zur Ausfuhr kommen: Butter, Schmalz, Leder, Wolle, Pelzwaaren, Flachs, rohe Garne, Leinwand, Baumwoll- und Wollwaaren, Eisen, Obst, Senf, Süßholz ꝛc. Die Einwohner, über 1.700.000, wovon 3435 auf die QM. kommen, bestehen zu $^3/_4$ aus Slawen, zu $^1/_4$ aus Deutschen und etwa 28.000 Juden. Die Slawen unterscheiden sich in vier Stämme: die Hanaken, die Slawaken, die Howaken und die Podzukaken. Hier hatten die Lehren Hussen's einst tiefe Wurzel geschlagen, und aus den Ueberbleibseln seiner Anhänger, den mährischen Brüdern, sind in Deutschland die Herrnhuter entstanden. Man zählt jetzt etwa 54.000 Lutheraner und 10.000 Reformirte. Mähren war einst das Hauptland eines ausgedehnten Reiches. Das Land der alten Quaden, das nach deren Abzug nach Spanien die Skyren, Rugier, Heruler und bis 548 die Longobarden eingenommen hatten, wurde endlich von einer Colonie donauischer Slawonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden und vom Fluß Morawa den Namen Morawer bekamen, neu bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfall des avarischen Staats breiteten sich die mährischen Slawen weiter aus und errichteten nach und nach ein Königreich, das unt. d. Namen Großmähren einen größern Umfang hatte, als das heutige Mähren. Karl der Große überwand die Bewohner und nöthigte ihren König Samoslaw, sich taufen zu lassen, obgleich erst um 856 der heilige Cyrillus, der Philosoph und der Erfinder der nach ihm benannten Buchstaben, und der heil. Metho-

dikus die Apostel der Mähren wurden. Ludwig der Fromme machte den König Megomir zinsbar und Arnulf vergrößerte zwar anfangs den mährischen Staat, indem er dem Swiatopluk (Zuatopluk) Böhmen und andere Länder von der Oder bis zum Gran gab; als sich aber Swiatopluk empörte, griff ihn Arnulf mit Hülfe der Ungarn und Böhmen so glücklich an, daß das mährische Reich sehr geschwächt und unter Swiatopluk's Söhne Swiatobog 508 vernichtet wurde. Seitdem war es ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen, erhielt 1056 ungefähr den heutigen Umfang und ward böhmisch. 1085 bekam es den Titel einer Markgrafschaft und wurde seitdem bis auf Mathias um 1611 von den böhmischen Königen von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben. Das Land wird in 8 Kreise getheilt: Olmütz, Brün, Iglau, Znaim, Hradisch, Prerau, Teschen, Troppau, wovon die beiden letzten das östreich. Schlesien bilden. Die Hauptstadt ist Olmütz.

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder und Brüdergemeinde.

Maifeld, s. März- und Maifeld.

Mailand (lat. Mediolanum, ital. Milano), unter 45° 28′ N. Br., Hauptstadt des lombard. Gouvernements der östr. Staaten in Italien, Residenz des Vicekönigs, Sitz der Landesregierung und eines Erzbischofs, gehört zu den größten und prächtigsten Städten Italiens, liegt an der unbedeutenden Olonta, durch den Canal Naviglio grande mit dem Ticino und durch den Naviglio Mortesana mit der Adda verbunden, in einer großen herrlichen Ebene, mit Wällen umgeben und durch eine starke Citadelle geschützt. Sie mag gegenwärtig in 5520 H. 130.000 Ew. zählen. Mailand besitzt eine große Anzahl von Pallästen und andern ansehnlichen Gebäuden, die Straßen indeß sind meistens nicht sehr breit und gerade. Ein Triumphbogen des franz. Heeres wurde 1829 als Friedensbogen vollendet und dem Kaiser geweiht. Außer dem schönen Corso (Porta orientale), gewähren die öffentlichen Gärten einen herrlichen Spaziergang; doch sind sie lange nicht so besucht wie der Corso, auf welchem jeden Abend, wie dieß in ganz Italien Sitte ist, die vornehme Welt spazieren fährt, reitet oder geht. Unter den 67 Kirchen nimmt der berühmte ganz von Marmor erbaute und mit mehr als 4000 Statuen in- und auswendig verzierte Dom, der an Größe nur der Peterskirche in Rom weicht, den ersten Rang ein. Er liegt im Mittelpunkte der Stadt auf dem Hügel, an einem schönen Platze, auf welchem auch der erzbischöfl. Pallast steht; seine Länge beträgt 449 Fuß, seine Breite im Schiff 180, am Kreuz 238. Er ward unter Joh. Galeazzo Visconti 1386 angefangen, blieb lange unvollendet und ist erst durch Napoleon mit ungeheuern Kosten beinahe ganz fertig geworden. Der Kaiser Franz bestimmte 1819 zum Ausbau monatlich 12.000 Lire. Viele Baumeister, u. A. auch Brunelleschi, haben daran gearbeitet, wodurch eine unangenehme Verschiedenheit des Styls (gothisch und antik) an diesem herrlichen Gebäude entstanden ist. Wenn von Außen der Glanz des Marmors, die gothischen Verzierungen und Statuen den Beschauer blenden und überraschen, so wird er dagegen im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeilern stützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume gewiß lebendig ergriffen werden. S. Franchetti's „Descrizione storica del duomo di Milano“ (mit Kpfrn.) und Rupp's und

Bramati's „Descriz. storico-critica del duomo de Milano“ (Mail. 1823, mit Kpf., 4.). Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung die von St.-Lorenzo, ein ehemaliger Herculestempel, an dessen Eingang noch 6 antike Säulen, die einzigen Ueberreste der Art in Mailand, stehen; die sehr alte Kirche des heil. Ambrosius, in welcher ehemals die deutschen Kaiser die eiserne Krone des lombardischen Königreichs empfingen. Das ehemalige Jesuiten-Collegium Brera, ein äußerst prächtiges und durch seine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehre Institute für Künste und Wissenschaften, namentlich eine sehr schöne Gemäldegallerie und eine Bibliothek. Die erste ist besonders reich an Werken lombardischer und bologneser Meister, die andere sehr ansehnlich und unter andern im Besitz des Haller'schen Büchernachlasses. In dem ehemaligen Cistercienser-Kloster des h. Ambrosius befindet sich die durch ihre herrlichen Manuscripte ausgezeichnete Bibliothek, aus welcher noch in der neuesten Zeit durch ihren Director Abbate A. Majo mehre schätzbare Ueberreste alter Schriftsteller hervorgegangen sind (s. Ambrosianische Bibliothek). Das aufgehobene Dominicaner-Kloster ist wegen des herrlichen leider halb vernichteten Wandgemäldes von Leonardo da Vinci (s. d.), die Einsetzung des heil. Abendmahls, berühmt; es befindet sich in dem ehemaligen Refectorium. Von den übrigen Gebäuden erwähnen wir noch die 4 Theater, worunter das prächtige Th. Della Scala, das größte in Italien nach dem von St.-Carlo in Neapel; es zählt in 6 Reihen über 400 Logen, wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch Bequemlichkeiten aus. Die Opern und Ballette daselbst dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darstellung nicht übertroffen werden. Außerdem bestehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. Das Hospital für 4000 Kranke, ein wahres Prachtgebäude, und das ebenfalls ausgezeichnete Waisenhaus. Künste und Wissenschaften genießen eifrige Verehrung, und in den neuesten Zeiten hat sich die mailändische Kupferstecherschule rühmlichst ausgezeichnet, wie überhaupt Bildung, Feinheit und Herzlichkeit den Charakter des Mailänders bezeichnet. Mailand hat viele wissenschaftliche Anstalten, u. a. ein Conservatorio oder Musikschule. Das in Mailand 1801 errichtete geograph.-militairische Institut hat einen Atlas des adriatischen Meeres und andere Charten herausgegeben. Die Fabriken und Manufakturen sind bedeutender als irgendwo in Italien, und beschäftigen sich vorzüglich mit Seide, Baumwolle, Taback, Tuch, Papier, Chocolade, Glas und Edelsteinen. Der Handel mit diesen Fabrikaten sowie mit Getreide, Reis, Seide und trefflichem Käse ist höchst wichtig. In der Nähe sind viele und schöne Landhäuser.

Mailand war vor Alters eine Stadt der insubrischen Gallier im transpadanischen Gallien und später unter den Römern, die es zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege eroberten, ein Sitz der Wissenschaften und feinen Cultur, daher es, einer alten Inschrift zu Folge, den Namen des neuen Athen bekam. Merkwürdig ist Mailand als Sitz des Druidendienstes in Mailand. Nach dem Untergang des weströmischen Kaiserthums hatte Mailand gleiches Schicksal mit dem übrigen Italien, und unter den Longobarden ward es die Hauptprovinz, bis Karl der Große ganz Ober-Italien u. d. T. des lombardischen Reichs mit dem fränkischen vereinigte (774) und an seine Nachfolger vererbte, die sich als Könige von Italien gewöhnlich zu Mailand (auch zu Pavia)

mit der eisernen Krone krönen ließen. Nachdem Otto I. durch seine Krönung daselbst (961) Italien wieder den Deutschen unterworfen und die innern Unruhen beigelegt hatte, wurde Mailand, wie die andern lombardischen Städte, durch kaiserliche Statthalter oder Präfecten regiert und die Ruhe einigermaßen erhalten. Als aber in der Mitte des 12. Jahrh. die italienischen Städte durch Handelsindustrie wohlhabender wurden und der Geist demokratischer Freiheit sich zu regen anfing, ertrugen sie das ihnen verhaßte deutsche Joch nur so lange, als die Kaiser sich persönlich mit einem Kriegsheer dort befanden, daher die öftern Alpenzüge, um gegen die aufrührerischen Städte und gegen die Anmaßungen der Päpste die Verbindung Italiens mit dem deutschen Reiche aufrecht zu halten. Kaiser Friedrich I. zog in dieser Absicht sechs Mal über die Alpen (1154—84), wozu ihn, nächst den päpstlichen Streitigkeiten, vorzüglich die Mailänder veranlaßten. Denn Mailand, die wohlhabendste und bevölkertste Stadt in der Lombardei, war nicht nur das Haupt der kaiserlichen Gegenpartei, sondern auch die erste, die sich über ihre Nachbarn, besonders Como und Lodi, eine Herrschaft zueignete und in beständige Händel mit Pavia verwickelt war. Man schätzte ihre Macht, womit sie sich in ihren Ringmauern vertheidigen konnte, auf 60.000 Mann als Friedrich die Stadt belagerte (6. Aug. — 8. Sept. 1158) und sie durch Hunger zur Uebergabe zwang. Demüthigend war die Unterwerfung, denn der Erzbischof, die Rathsherren und die Vornehmsten der Stadt mußten barfuß und Jeder mit einem bloßen Schwert am Halse fußfällig den Kaiser um Gnade bitten, alle Einwohner von 14 bis 80 Jahren den Eid der Treue schwören, dem Kaiser mußten gleich 9000 Mark Silber erlegt und 300 Geißeln geliefert werden. Als Friedrich hierauf die Regalien und Kroneinkünfte auf einer allgemeinen Ständeversammlung wieder auf den alten Fuß gesetzt hatte, weigerten sich die Mailänder, den Beschlüssen Folge zu leisten. Der Kaiser bestrafte sie auf eine abschreckende Weise: nach einer langen Belagerung (vom April 1171 — März 1162) mußte die Stadt sich ergeben, ward ausgeplündert und bis auf einige Kirchen gänzlich zerstört. Diese Grausamkeit, mit der Friedrich noch gegen andere widerspenstige Städte wüthete, als Chieri, Tortona, Crema u. a. m. und das Mißvergnügen aller Lombarden über die Bedrückungen der kaiserlichen Beamten, gab, neben den Bannflüchen des Papstes Alexanders III., zu dem großen lombardischen Städtebund die Veranlassung. Mailand erhob sich aus seinen Trümmern (1167) und ward nach dem Sieg der Conföderirten bei Legnano (1176) eine freie Stadt. Die Kaiser sollten nach dem kostnitzer Vertrag (1183) die obersten Lehnherrn und Richter bleiben; aber ihre Einkünfte aus den Domainen gingen auf immer verloren. Auf seinem 6. Römerzuge (1184) ließ Friedrich noch zu Mailand seinen Sohn und Thronfolger, Heinrich VI, zum König von Italien krönen. Mailand hatte, gleich den meisten italienischen Städten, seine eigne Municipalverwaltung immer gehabt; aber der Versuch, sie jetzt besser zu organisiren, da sie der Mittelpunkt einer kleinen Republik geworden war, scheiterte stets an der Eifersucht der beiden Staatsparteien, der Guelfen und Gibellinen, die sich einander die Oberherrschaft streitig machten. Guido della Torre war das Haupt der erstern; an der Spitze der andern stand Matthäus Visconti, der das Volk auf seiner Seite hatte. Er behielt endlich die Oberhand und ward der Stifter des regierenden Hauses, das 150 J. lang Mailand

beherrschte. Ihn bestätigten sowohl Heinrich VII. (1310), als Ludwig der Baier (1317) als Reichsverweser oder Vicecomes, um durch die gibellinische Partei dem kaiserlichen Ansehen in Italien wieder aufzuhelfen. Nach ihm folgte sein ältester Sohn, Johann Galeazzo, im mailändischen Vicariat (1322—28), dann sein Enkel, Azo (1339), und nach einander seine beiden jüngern Söhne, Lucchinus (st. 1349) und Johannes, der zugleich Erzbischof war, nach ihnen Barnabo (1354) und Galeazzo (1385—1402), Enkel von seinem vierten Sohn, Stephan (st. 1327). Dem Titel nach waren sie Alle nur kaiserliche Statthalter (vicarii imperiales), aber in der That Oberherren des mailändischen Staats, der schon unter Azo eine Menge der schönsten und blühendsten Städte mit ihren Gebieten begriff, wie Lodi, Piacenza, Crema, Cremona, Pavia, Brescia, Bergamo, Novara, Como und Vercelli, wozu unter Lucchinus noch Parma, Asti, Bobbio, Tortona, Alessandria, Valenza und der ganze Strich von Piemont bis an die Alpen kamen. Die übrigen italienischen Staaten wünschten, daß Kaiser Karl IV. diesen so mächtig gewordenen Staat in seine ursprünglichen Grenzen einschränken möchte, allein er begnügte sich mit ansehnlichen Summen von ihm und verließ beidemal Italien, ohne die Visconti in ihrer Herrschaft zu stören (1355 u. 1368). Der Kaiser Wenzel ertheilte Johann Galeazzo (II.) gegen 100.000 Goldgulden die Würde und den Titel eines Herzogs von Mailand und Grafen von Pavia (1395). Auf diese Art wurde zwar der mailändische Staat bei dem Reiche erhalten, denn das neue Herzogthum wurde ein Reichslehn; aber die kaiserliche Vergebung der Vicariate in der Lombardei hörte auf. Mit Galeazzo's Sohn, Philipp Maria, der seinem ermordeten Bruder Johann Maria gefolgt war (1412), erlosch der Viscontische Mannsstamm (1447). Seine Tochter, Valentine, war an Ludwig, Herzog von Orleans, vermählt; Friedrich III. hätte daher Mailand als ein erledigtes Reichsmannlehn einziehen können, war aber für sich zu schwach und unentschlossen hierzu, und von den Reichsständen war keine Hülfe zu erwarten. Drei Prätendenten machten sofort Ansprüche: der Herzog Karl von Orleans von seiner Mutter Valentine her, König Alfons V. von Aragonien wegen eines Testaments, und der Gr. Franz Sforza, als Gemahl der Blanca Maria, natürlichen Tochter des letzten Herzogs. Derselbe bemächtigte sich als glücklicher Condottieri des Herzogthums mit der Hauptstadt (1451) und ward von den Mailändern als Herzog anerkannt, wiewohl ihm Friedrich die Bestätigung versagte. Seine Nachkommen erhielten sich (1466—1535) kaum unter beständigen Unruhen, Familienhändeln und Kriegen zwischen Oestreich und Frankreich. Meuchelmord, Verrath und Successionsstreitigkeiten machen fortan den Inhalt der mailändischen Geschichte aus. Schon Sforza's Sohn, Galeazzo Maria, der seine Mutter vergiftet hatte, ward das Opfer einer Verschwörung (1476), und seinem Enkel, Johann Galeazzo, raubte sein eigner Oheim und Vormund, Ludwig mit der Maulbeere oder Moro, Herrschaft und Leben (1494). Dieser arglistige Prinz, der Urheber aller nachherigen Bewegungen in Italien, hatte den König Karl VIII. von Frankreich zu einem Zug nach Neapel verleitet, um durch ihn den Schwiegervater seines Mündels, den König Alfons II. von Neapel, zu beschäftigen und so sich selbst in usurpirter Herrschaft zu behaupten, wurde jedoch bald darauf der Stifter eines großen Bündnisses gegen Karl und ward wieder von Ludwig XII. wegen der Ansprüche des Hauses Orleans

vertrieben, von den Schweizern verlaſſen und ausgeliefert (1550), Mailand ſelbſt aber in mehren Tractaten vom Kaiſer Maximilian I. an Frankreich verſprochen und zuletzt auch dieſe Krone damit belehnt (1505). Als aber die Eiferſucht der andern verbundenen Mächte über Frankreichs Fortſchritte in Italien erwachte und ſie gegen daſſelbe die heilige Ligue ſchloſſen, eroberte Maximilian Sforza, Ludwigs Sohn, mit Hülfe der Schweizer Mailand wieder (1512) und trat an letztere dafür Chiavenna, Bormio und das Veltlin ab. Seine neue Herrſchaft war von kurzer Dauer; denn Franz I. kündigte ſich ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung als Herzog von Mailand an, erneuerte den Krieg und war nach der Schlacht bei Marignano wieder Herr vom ganzen Herzogthum (1515), das ihm der gefangene Maximilian Sforza gegen eine Penſion abtreten mußte. Deſſen Bruder, Franz II., gelangte aber im madrider Frieden wieder zum wirklichen Beſitz (1526), nahm aber franzöſiſche Partei gegen Karl V. und wurde darüber aus Mailand verjagt, nachher aber im Frieden von Cambray reſtituirt (1529). Mit ihm ſtarb (1535) der Sforzaiſche Mannsſtamm aus, und Karl V. zog Mailand für ſein Haus als eröffnetes Reichslehn ein, wogegen Franz II., König von Frankreich, Widerſpruch erhob und es vielmehr für einen ſeiner Prinzen begehrte. Der Papſt Paul III. vermittelte noch einen Waffenſtillſtand (1538), und im Frieden zu Creſpy ſollte der Herzog von Orleans Mailand mit der Hand einer kaiſerlichen Prinzeſſin erhalten, aber nach deſſen baldigem Tode (1545) übertrug es Karl aufs Neue ſeinem Prinzen Philipp (II.). So kam Mailand, wozu aber Parma und Piacenza nicht mehr gehörten, an die Krone Spanien und wurde von dieſer Zeit an durch Statthalter regiert. Im ſpaniſchen Erbfolgekrieg beſetzten es die Franzoſen wieder (1701), aber räumten es, vermöge einer geſchloſſenen Generalcapitulation mit den andern Plätzen der Lombardei (1707), bis Oeſtreich durch den badener Frieden (1714) im Beſitz von Mailand blieb und darin durch den aachener Frieden (1748) beſtätigt wurde, doch mit Ausnahme derjenigen Stücke davon, welche ſowohl der König Leopold als Karl VI. und Maria Thereſia an Sardinien abgetreten und dem deutſchen Reiche ebenfalls vorbehalten hatten (1703, 1736, 1748). 1796 bemächtigten ſich die Franzoſen des Landes und erklärten es im Frieden zu Campo-Formio 1797 für einen Theil der ciſalpiniſchen Republik. Obgleich die Oeſtreicher und Ruſſen 1799 dieſe Republik vernichteten; ſo blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italieniſche Republik und 1805 in italieniſches Königreich um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereigniſſe 1814 daſſelbe auflöſten. Oeſtreich vereinigte Mailand und Mantua mit dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, deſſen weſtlicher Theil, das Gouvernement Mailand, 2.194.000 Einw. auf 398 QM. enthält. Auch Sardinien erhielt in dem pariſer Frieden 1814 ſeinen alten Antheil am ehemaligen Herzogthum Mailand (146 QM.) zurück.

Maimon (Moſes Ben), oder Maimonides, auch Ramban, geb. zu Cordova 1139, jüdiſcher Polyhiſtor, Schüler von Averroes und überhaupt in theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften unterrichtet, zog er ſich den Haß und Neid ſeiner Glaubensgenoſſen zu und ging, um demſelben ſich zu entziehen, nach Aegypten, wo er anfänglich mit Juwelen handelte, dann aber beim Sultan Saladin als Leibarzt in Dienſte

trat, stiftete zu Alexandrien eine eigene Schule und starb zu Kairo 1209. Christen und Juden seiner Zeit wetteiferten in Bewunderung der Gelehrsamkeit dieses Rabbinen. Er erhielt die Beinamen: Doctor fidelis, Aquila magna, Gloria Orientis, Lux Occidentis; hinsichtlich seiner talmudischen Gelehrsamkeit, wovon sein „Commentarius in Mischnam", arabisch geschrieben, ins Hebräische übersetzt und lateinisch den Ausgaben der Mischna und des Talmuds beigedruckt, zuerst (Neapel 1442, Fol.) erschienen, zeugt, auch wurde ihm von den Juden der Lobspruch beigelegt: A Mose ad Mosen non est major hoc Mose; auch gab er u. d. T.: „Jad Chazakha" (die starke Hand) einen Auszug des Talmuds heraus, der aus dem Hebräischen übersetzt, lateinisch, in 4 Bänden (Venedig 1490) und oft, zuletzt in 6 Bänden (Amsterdam 1702) erschien. Für sein Hauptwerk in philosophischer Hinsicht, indem er die Aristotelische Philosophie auf Erklärung des alten Testaments anwendete, gilt sein Werk: „Moreh Nevochim", lateinisch übersetzt als „Doctor perplexorum" (Basel 1629, 4., neueste Aufl., Berlin 1791, 4.); auch hat man von ihm ein medicinisches Werk, lat. übersetzt: „Tr. de regimine sanitatis, ad Saldanum regem" (Florenz o. J., Augsburg 1518, 4.), Commentare über des Hippokrates „Aphorismen" u. m. Man hat es jedoch der Moral dieses geistreichen Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in seinem „Sepher Mischpotim" (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterung gibt: „Leute von andrer Religion soll man fleißig mahnen, denn es ist ein verdienstvolles Werk, dieselben zu schinden und zu plagen, nach dem Befehle der Schrift: den Fremden sollst du drängen".

Maimon (Sal.), geb. zu Reschwitz in Litthauen, Sohn eines armen Rabbinen; zeigte von Jugend auf eine große Neigung zu den Wissenschaften, hatte aber dabei mit Armuth und vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, führte ein sehr unstätes Leben, das auch durch Unterstützungen, die er von Moses Mendelssohn in Berlin empfing, nicht geregelt wurde; st. zu Siegersdorf bei Freistadt in Schlesien, wo ihm der Graf von Kalckreuth einen ruhigen Aufenthalt vergönnt hatte, 1800; hinterließ mehre (ziemlich dunkle) philosophische Schriften, wie: „Versuch über die Transscendentalphilosophie" (Berlin 1790), nahm auch an der Herausgabe von Moritz's „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde" vom 9. Bande an Theil. Sein von ihm selbst beschriebenes Leben, in 2 Bänden, gab K. P. Moritz (Berlin 1792 u. 93) heraus.

Main, der kleinste unter den 6 Hauptflüssen Deutschlands, entsteht aus dem weißen Main, der auf dem Fichtelgebirge beim Fichtelsee, und dem rothen Main, der beim Dorfe Lindenhart aus dem Fichtelgebirge entspringt. Beide vereinigen sich bei Steinhausen, unterhalb Kulmbach im baierschen Obermainkreise, und der Main fließt von hier aus in großen und vielen bogenförmigen Wendungen, weßhalb er die dennoch bedeutende Handelsschifffahrt nicht sehr begünstigt. Von der Rednitzmündung bei Bamberg an, wo er schiffbar wird, fließt er langsam immer in Einem Arm ohne Insel und ohne Fall, versandet nie, hat nirgends Klippen und Untiefen und trägt schon bei Kinzig Schiffe von 800 Ctr. Beim Eintreten in den baierschen Untermainkreis nimmt er bei Gemünden die fränk. Saale, bei Werthheim im Badischen die Tauber, bei Hanau in Hessen die Kinzig, bei Höchst in Nassau die Nidda auf. Bei Frankfurt tritt er ins obere Rheinthal und ergießt sich nach

einem Laufe von 60 Meilen, Mainz gegenüber, in einer Breite von 400 Schritten in den Rhein. Er trägt hier Schiffe von 1500—2000 Ctr. Ladung. Die Schifffahrt auf dem Main betreiben 285 Schiffer, deren 647 Fahrzeuge in 47 Häfen vertheilt sind. Die Mainschiffe haben (mit Abrechnung des größern Theils, der zu Holzzügen bestimmt ist) die nämliche Stärke und oft weit schöneres Eichholz als die Rheinschiffe. Mehre derselben unterscheiden sich von den größern oberrheinischen Schiffen nur dadurch, daß ihre hintern Stefen stumpfer sind, und die Kiele darum oben weiter auslaufen. Alle Mainschiffe haben Schobersegel, jetzt meistentheils holländische Ruder, ein paar Stränge zum Landen zu Thal und eine Zugleine zu Berg. Der Mainstrom ist bei einer guten Schifffahrtseinrichtung geeignet, alle Güter von und nach Holland, für Sachsen, Baiern und einen Theil Italiens, die kaiserl. östreich. Staaten, sowie die böhmischen Produkte für Frankreich und die Schweiz zu liefern. Ueber Ochsenfurt, als Hauptspeditionsplatz, können dieselben von Basel oder Strasburg in geradester Linie nach Leipzig spedirt werden. Der Activhandel auf der Mainwasserstraße kann sich mit Ausfuhr von Weinen, Essig, Vieh, Getreide, Holz, Wolle, Flachs, Leinwand, Pottasche, gedörrtem Obste u. s. w. beschäftigen. Mit Brennholz wird ein sehr starker Handel nach Frankfurt und Mainz betrieben. — Auch die Holzflößung wird von dem Main sehr stark, aber minder mit großen nach Holland bestimmten Flößen als mit kleinen betrieben, deren Hölzer ihren Markt zu Kassel, Mainz gegenüber, haben, oder zwischen Mainz und Koblenz verkauft werden. Den stärksten Holz- und Floßhandel treiben die bairischen Städte Kronach und Steinwiesen im Obermainkreise. In ersterm wohnen 35 und im andern 32 Floßhändler.

Maina (der Taygetos der Alten), ein Vorgebirge in Morea, welches östlich den Busen von Koron begrenzt und von dem von Kolokythia trennt, ist das Land der Mainoten; ein wildes Gebirge, welches sowohl nach der See als nach dem Lande schroff abfällt und beinahe nur auf Fußsteigen zugänglich ist. Die Mainoten halten sich selbst für Abkömmlinge der Spartaner, sind aber ein Gemisch von Griechen und Slawen. Tapfer, im hohen Grade freiheitliebend, gastfreundlich, mäßig und stark, sind sie von Jugend an in den Waffen geübt, welche selbst die Weiber zu handhaben wissen. In mehre Districte getheilt, war das Land seit undenklichen Zeiten von einer Anzahl voneinander unabhängiger Stammhäupter nach eigenthümlichen patriarchalisch-monarchischen Formen verwaltet worden, und hatte bloß scheinbar die Oberherrschaft der Pforte anerkannt, indem es sich zu einer jährlichen Abgabe von 15 Beuteln verpflichtet hatte, welche aber in der That nie entrichtet wurden. Erst nach dem durch den Einfall der Russen in Morea 1770 veranlaßten Aufstande der Mainoten wurde die Landschaft von dem Kapudan Pascha Hassan zu strengerer Unterwürfigkeit gezwungen, und mußte sich eine Capitulation gefallen lassen, der zufolge sie fortan von einem aus den angesehensten einheimischen Geschlechtern selbstgewählten, aber von der Pforte bestätigten Bei regiert werden und einen Tribut von 30 Beuteln an den Sultan und fünf an den Kapudan Pascha entrichten sollte. So entstand die eigenthümliche Würde eines Beis der Mainoten, welche in den letzten Zeiten der Familie der Mauromichalis zuerkannt worden war. Ursprünglich hatte diese Familie zu den acht Geschlechtern jener Stammhäupter gehört, welche als anerkannte Kapita-

nis den verschiedenen Districten der Landschaft im Frieden der Richter, im Kriege Führer waren, und zwar hatte sie ihren Sitz in dem Districte Tzimova, welcher zu einem der drei Hauptdistricte, Meso-Mani (die zwei andern sind Kato-Mani und Exo-Mani) gerechnet wurde. Von Tzimova aus hatte die sehr ausgebreitete Familie der Mauromichalis in früher Zeit ihren Einfluß über den genannten District Meso-Mani geltend gemacht, und war theils hiedurch, theils durch die Vermittelung der französischen und englischen Gesandten, welche sie ihren Nationen verbindlich zu machen wünschen, bei dem Divan in so hohe Achtung gekommen, daß Pietro Mauromichalis (gewöhnlich kurz Kyr-Petruni genannt) nach dem Tode des letzten Beis aus der Familie Gligoraki zum Bei von Maina ernannt wurde. (Vgl. Griechischer Freiheitskampf, Kapodistrias und Neugriechischer Staat.)

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), Geliebte Ludwigs XIV. und Enkelin von Theodor Agrippa d'Aubigné, wurde 1635 im Gefängniß von Niort, wo ihr Vater, Constant d'Aubigné, eingeschlossen war, geboren. Nachdem ihre Eltern frei geworden, wurde sie von denselben als 3jähr. Kind nach Amerika geführt und wäre fast durch die Nachläßigkeit ihrer Wärterin Raub einer Schlange geworden. Im 12. Jahre verlor sie ihren Vater, kehrte mit der Mutter nach Frankreich zurück, wurde aber von Madame de Neuillant, einer Verwandten, mit vieler Härte behandelt und war daher froh, als der Dichter Scarron ihr seine Hand anbot (1651). Sein Alter und körperliche Gebrechen machten sie indeß nur zu seiner Freundin. Da das Haus Scarron's der Sammelplatz der besten Köpfe Frankreichs in damaliger Zeit war, erwarb sie sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Bescheidenheit und Geist allgemeine Liebe und Achtung. Der Tod Scarron's (27. Jan. 1660) versetzte sie wieder in die drückendste Armuth und sie stand schon im Begriff, nach Portugal zu gehen, um dort die Erziehung einiger Kinder zu übernehmen, als Frau von Montespan, Geliebte Ludwig XIV., ihr eine Pension auswirkte und ihr später die Erziehung ihrer beiden mit dem Könige erzeugten Kinder, des Duc de Maine und Grafen von Toulouse, antrug. Eine unerklärliche Abneigung des Königs, der sie für eine Scheinheilige hielt, verwandelte sich bei näherer Kenntniß bald in Hochachtung, welche bei dem herrschsüchtigen Charakter der Frau von Montespan kurz darauf in eine innige Neigung überging. Das herannahende Alter des Königs machte ihm bei dem Drucke der Geschäfte eine treue Freundin nöthig und er fand sie in der Scarron. 1685 ließ sich Ludwig XIV. sogar mit ihr durch unauflösliche Bande vereinen; dennoch hatte diese Erhebung nur wenig Einfluß auf ihren Charakter; sie blieb nach wie vor abgeschieden von der Welt (vgl. Louvois). Bei ihrem Einfluß auf den König konnte es jedoch nicht fehlen, daß alle wichtigen Geschäfte durch ihre Hände gingen, sowie ihr selbst Schuld gegeben wird, die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 bewirkt zu haben. Während des spanischen Successionskrieges entfernte sie Vendome und Catinat von der Armee; Marsin wurde Befehlshaber in Deutschland 1703 und Chamillart Minister. Auch hatte sie an der Andächtelei des Königs großen Antheil. Uebrigens war sie wohlthätig und eine Beschützerin der Künste und Wissenschaften. Nach des Königs Tode begab sie sich in die von ihr gestiftete Abtei St.-Cyr (s. d.) und starb daselbst den 15. April 1719. La Beaumelle hat die „Briefe der Mad.

Maintenon" nach ihrem Tode, jedoch mit willkürlichen Veränderungen herausgeg. (Amsterd. 1756, 9 Bde., 12.). Sie sind mit Geist geschrieben, anziehend, aber auch mit so vieler Zurückhaltung, als hätte sie das Bekanntwerden derselben vorausgesehen. Ihre trockene, bestimmte und strenge Schreibart ist ein Bild ihres Charakters. Die Ausg. von 1807 in 6 Bdn., 12., ist unvollständiger als die vorhergehenden. La Beaumelle's "Mémoires pour servir à l'hist. de Mad. de Maintenon et du siècle passé" (6 Bde., 12.) enthalten manche Unrichtigkeit, bisweilen selbst Erdichtungen. "Briefe und Memoiren" sind 1778 in 16 Bdn., 12., erschienen. Man muß damit ein kleines seltenes Buch: "Entretiens de Louis XIV et de Mad. de Maintenon sur leur mariage" (Marseille 1701), verbinden. Auch sind "Maintenoniana" erschienen. Der bekannte Marquis Caraccioli gab "La vie de Mad. de Maintenon" (Par. 1786) heraus; es ist darin das Institut von St.-Cyr genau beschrieben. Die Biographien der Maintenon von Regnault-Warin und der Mad. Genlis sind Romane. Eine nach den Handschriften verbess. und um 200 Briefe verm. Ausg. ihrer Briefe ist in 6 starken Bdn., 12., erschienen (Paris 1812). Eine kurze Schilderung der Maintenon von Bredow findet man in dem Taschenbuche "Minerva" a. d. J. 1814 u. 1815. 1826 erschienen zu Paris "Lettres inédites de Mad. de Maintenon et Mad. la Princesse des Ursins", 4 Bde.

Mainz (lat. Moguntia, Moguntiacum), die alte ehemalige Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Erzstiftes und Kurfürstenthums, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hessischen Rheinprovinz und deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am Rhein, wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels, und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes hingebaut. Eine 766 Schritte lange, auf 56 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb der sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den ansehnlichen Rheinstrom nach dem am rechten Ufer liegenden Städtchen Kassel, welches jetzt als Festung mit Mainz verbunden ist. Sie ist eine der ältesten Städte Deutschlands, und ward vom römischen Feldherrn Drusus (13 v. Chr.) angelegt und Moguntiacum genannt. In dem Kampfe der Deutschen mit den Römern litt Mainz auf mannigfaltige Weise und wurde zuletzt von den Alemannen gänzlich zerstört. Es lag in Trümmern bis zur Herrschaft der fränkischen Könige. Mit Karl dem Großen und Bonifaz begann für Mainz eine neue, glänzende Epoche. Im Mittelalter (1255) war sie das Haupt des großen Bundes rheinischer Städte zur Sicherung des Handels. In der zweiten Hälfte des 13. und 14. Jahrh. hatte Mainz seine glänzendste Periode, und mit dem Wohlstand erblühten auch Kunst und Wissenschaft. Die Minnesänger hatten hier einen ihrer Hauptsitze, und von ihnen hat sich besonders das Andenken an Heinrich Frauenlob (vgl. d.) erhalten. Das 15. Jahrh. wurde für Mainz glorreich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Guttenberg, welche Strasburg und Harlem sich umsonst anzueignen strebten. Im 30jähr. Kriege wurde Mainz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzosen eingenommen, welche es im westfälischen Frieden wieder zurückgeben mußten. 1688 besetzten es die Franzosen und 1689 wurde es ihnen wieder abgenommen. 1792 begann für Mainz die unglückliche Zeit. Custine bemächtigte sich der Stadt und republikanisirte sie. Das Jahr 1797 brachte den ganzen deutschen Unterrhein unter franz. Herr-

schaft; Mainz wurde die Hauptstadt des Donnersbergs-Departements und erst 1814 wieder ein Theil von Deutschland; es fiel durch die Entscheidungen des wiener Congresses, nebst einem Theile jenes vormaligen Departements, an den Großherzog von Hessen, jedoch sodaß Mainz in militairischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung blieb, und daher auch jetzt von östreich., preuß. und hessischen Truppen besetzt ist. Mainz gehört zu den stärksten Festungen und ist eine Vormauer Deutschlands gegen Frankreich. Der Umfang der Festungswerke, welche besonders von den Franzosen sehr erweitert worden sind, beträgt mit Einschluß der weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, $2^1/_2$ Stunden. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Aussicht in die schönsten und reichsten Gegenden, und der Hauptstein, ein vor allen übrigen stark vorspringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das durch die Schiffbrücke mit Mainz als ein Außenwerk verbundene Städtchen Kassel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst nach einer ganz neuen Art angelegte Festungswerke. Sie bestehen aus den vier Forts Kassel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befestigte Insel Petersaue dazu rechnet, zusammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Festungswerke von Mainz. Obgleich Mainz viel schöne Gebäude hat, so ist es doch mit Ausnahme der drei Bleichen und der Thiermarktstraße eng und winklich gebaut. Unter den Plätzen zeichnet sich nur der Paradeplatz, am ehemaligen Schlosse, aus. Mainz zählt 27.000 Einw., worunter sich über 1300 zur evangel., die übrigen zur kathol. Kirche bekennen. Unter den Gebäuden sind merkwürdig: der Dom, welcher bei der Belagerung 1793 sehr gelitten. Erzbischof Willigis fing im 10. Jahrh. den Bau an, der erst im 11. zur Vollendung kam. Hier sind die Grabmäler mehrer Kurfürsten und anderer hohen Personen, auch Frauenlob's. Die Ignatiuskirche, von einfacher, schöner Architektur, mit trefflichen Deckengemälden. Die Collegiatkirche zum heil. Stephani hat eine freundliche Lage und von ihrem Thurme genießt man der herrlichsten Aussicht. Einige Altarblätter aus der altdeutschen Schule sind treffliche Kunstwerke. Die Pfarrkirche zum h. Emmeran, deren Hochaltar ein schönes Altarbild von Maulperch hat, ohne Zweifel das vorzüglichste Kirchenbild zu Mainz. Die St.-Peterskirche, neu und schön, mit zwei mächtigen Thürmen und einem herrlichen Geläute. Das prächtige ehemalige Gebäude des deutschen Ordens, worin der Kaiser Napoleon residirte, wenn er nach Mainz kam, jetzt das großherzogliche Schloß. Das Zeughaus, welches, sowie das deutsche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinseite ein vortreffliches Ansehen gibt. Die ehemaligen kurfürstlichen Schlösser, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide sonst zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind verschwunden. Der Eichelstein ist der innere Guß (die äußern Quadern wurden ein Raub der Zeit) eines dem Drusus errichteten Denkmals. Eichelstein heißt es seit dem 16. Jahrh., eigentlich Adlerstein, wegen des Adlers, womit das Monument geschmückt war: das merkwürdigste unter allen Ueberresten der Römerherrschaft zu Mainz. Ferner die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer röm. Wasserleitung, angeblich ein Werk des Drusus. Die 1477 gestiftete Universität ward 1794 aufgehoben. Mainz ist jetzt der Sitz einer Provinzial-Regierung, eines Ober- und Kreisgerichts, eines Handelsgerichts, eines Bischofs mit einem Domcapitel und einer theologischen Pflanzschule, eines Gymna-

stums, eines Medicinal-Collegiums, einer Entbindungs- und Impfanstalt. An öffentlichen Sammlungen finden sich in dem Bibliothekgebäude vereinigt: das Münzcabinet, vorzüglich reich an mainzer u. römischen Münzen; das Naturaliencabinet, das sehr schöne Krystallisationen und Versteinerungen besitzt; die physikalische und mechanische Instrumentensammlung; das Museum römischer Denkmäler, unstreitig die größte Sammlung von Local-Monumenten, welche eine Stadt außer Italien besitzt; sie besteht aus 27 Altären und Votivsteinen, und aus mehr als 60 Legionsteinen, die alle bei Mainz gefunden wurden; die Bildergallerie mit vorzüglichen Gemälden aus verschiedenen Schulen; die Bibliothek der Stadt, welche beiläufig aus 80.000 Bänden besteht, worunter viele vorzügliche Werke; besonders reich ist sie an Inkunabeln. Von der Stadt hatte einst den Namen das Erzstift Mainz im niederrheinischen Kreise Deutschlands. Der Erzbischof von Mainz war zugleich einer der drei geistlichen Kurfürsten und des heil. römischen Reichs Erzkanzler in Deutschland und hatte als solcher das Reichssiegel und Archiv in seiner Verwahrung; auch hingen die Reichskanzlei, die mainzische Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstag, im Kurfürstencollegium und bei dem Wahlgeschäfte, er visitirte die Reichsgerichte, schrieb Deputations- und Fürstentage aus und setzte den Reichskanzler und alle zur Reichshofkanzlei gehörigen Personen ein. Vgl. über die letzten Schicksale des Erzstifts den Art. Dalberg.

Mainzer Central-Untersuchungs-Commission, s. Demagogische Umtriebe.

Maistre (Joseph, Graf de), berühmt als politischer und religiöser Schriftsteller, geb. zu Chambery 1753, widmete sich den Rechten und ward Mitglied des Senats zu Chambery beim Einbruch der Franzosen 1793. Als treuer Anhänger seines Königs folgte er demselben 1799 nach Sardinien, wurde daselbst Großkanzler und 1803 Gesandter zu St.-Petersburg, wo er bis 1817 blieb. Während dieser Zeit war er wirksam beflissen, seinem Monarchen den Wiederbesitz seiner alten Staaten und die Erwerbung des Herzogthums Genua zu verschaffen. Nach seiner Rückkehr und einem kurzen Aufenthalte in Paris, erhielt er die Stelle eines Staatsministers und starb zu Turin den 25. Febr. 1821. Maistre besaß große Kenntnisse in der griechischen und römischen Literatur, sowie in mehren Wissenschaften; er war ein denkender Sprachforscher, geistreicher und gemüthvoller Schriftsteller und ein eifriger Verfechter der Lehren des Katholicismus. Er schrieb in franz. Sprache. Unter seinen Werken sind die ausgezeichnetsten und berühmtesten: sein „Eloge auf Victor Amadeus III." (Lyon 1775); „Betrachtungen über Frankreich", welche in mehren Auflagen zu Paris, zuletzt 1814, erschienen; „Ueber politische Constitutionen" (neue Aufl., Par. 1814, verdeutscht mit Anmerk. v. A. v. Haza, Naumb. 1823), in welchem Werke er zu beweisen sucht, daß alle Herrschaft auf Erden von Gott ausgehe; „Abendstunden zu St.-Petersburg, oder Gespräche über das Walten der göttl. Vorsicht in zeitl. Dingen ꝛc." (Paris 1822, 3 Bde.; verdeutscht von M. Lieber, mit Beil. von D. C. J. H. Windischmann, Frankf. 1824—26, 3 Th.), in welchen er jene Ansicht noch genauer entwickelt; „Vom Papst" (Paris 1819 ff., 3 Bde., verdeutscht von M. Lieber, Frankf. 1822, 2 Thle.). Dieses letzte Werk, voll tiefer Mystik, sucht zu zeigen, wie Gott durch den Papst der

Unsittlichkeit und Unchristlichkeit der letzten Jahrh. entgegen gewirkt habe. „Von der gallikanischen Kirche in ihrem Verhältniß zu dem Kirchenoberhaupte“, Forts. d. W. „Vom v. Papst“, (Frankf. 1823, übersetzt a. d. Franz. v. M. Lieber). Eine treffliche Recension dieser politisch-religiösen Schriften lieferte v. Genz in der „Wiener Quartalschrift“ 1822.

Maittaire (Michel), Literator u. Bibliograph, geb. 1668 in Frankreich von protestantischen Eltern, ging nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England und studirte zu Oxford. 1695 ward er Unterlehrer an der Westminsterschule zu London, erhielt aber nach einigen Jahren eine höhere Lehrerstelle, die er bis zu seinem Tode (1747) bekleidete. Die gelehrte Welt dankt diesem unermüdet fleißigen Schriftsteller eine Folge von guten Ausg. griech. und lat. Classiker; ferner die schätzbaren „Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664“ (Haag, Amsterd. und London 1719—21, 5 Bde., 4., und von Panzer in einer neuen Gestalt in 5 Bdn., Nürnberg 1793—97 herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung überflüssig zu machen). 1789 erschien von Denis ein Nachtrag zum Maittaire, welcher über 6000 im 15. Jahrh. gedruckte Bücher enthält. Von den übrigen Werken Maittaire's nennen wir seine „Historia Stephanorum“, „Historia typographorum aliquot Parisiensium“, „Graecae linguae dialecti“ und seine Ausg. der „Marmora Oxoniensia“.

Maja, die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in einer Grotte des Berges Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde mit ihren 6 Geschwistern unter die Sterne versetzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Kybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchsten Gott Majus, sodaß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weiblicher Gestalt erschienen. Von ihnen soll der Monat Mai seinen Namen erhalten haben.

Majer (Friedrich), fürstl. reuß.-schleizischer Legationsrath und Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften, bekannt durch seine Forschungen in der Religionsgeschichte und in der Völkerkunde, von denen besonders die „Mythologischen Dichter und Lieder der Skandinavierr“, ferner „Brahma, oder die Religion der Indier“, u. sein „Mythol. Wörterb.“ (2 Thle.) zeugten. Er war 1772 zu Koskau bei Schleiz geb., studirte seit 1791 in Jena, privatisirte dann, den historischen Studien lebend, in Weimar, war 1804—5 Führer des schleizer Erbprinzen auf der Universität zu Würzburg, und lebte dann größtentheils wieder in Weimar, und seit 1806 in Gera, seinen Studien. Er starb 1815. Majer hat das Verdienst, vorzüglich die neuern historischen Studien über die indische Mythologie vorbereitet zu haben.

Majestät (lat. Majestas) bedeutet die höchste Würde und Gewalt im Staate, a) eigentlich, wo allen souverainen Staaten, sie mögen eine Regierungsverfassung haben, welche sie wollen, die Majestät zukömmt. Daher, die Majestät beleidigen, auf eine grobe Art wider diese höchste Gewalt handeln (s. Majestätsverbrecher). Welche Rechte aus dieser höchsten Gewalt entspringen, s. im Art. Majestätsrechte. b) Figürlich, der äußere Glanz, die äußere Würde dieser höchsten Gewalt, z. B. der König zeigt sich in seiner Majestät. Der Name Majestät wurde schon im republikanischen Rom als Bezeichnung der höchsten Macht und

Würde gebraucht, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturz der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die Kaiser über. Von der Zeit an brauchten die Monarchen Roms den Majestätstitel, und von ihnen ging er wieder auf die Kaiser des westlichen Europas über. Den Königen wurde er erst viel später zugestanden. Im Friedensvertrage von Cambray 1529 ward nur Karl V. damit beehrt; 1544 beim Frieden zu Crespi hieß Karl V. kaiserl. und Franz I. königl. Majestät; und im Frieden zu Chateau-Cambresis finden wir zum ersten Male die allerchristl. und kathol. Majestät gebraucht. Unter den engl. Königen legte sich zuerst Heinrich VIII. den Titel Majestät bei.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majestätsrechte, das der Majestät oder höchsten obrigkeitlichen Gewalt anklebende Recht, ein mit der höchsten Gewalt wesentlich verbundenes Recht. Diese Rechte haben im Grunde bei allen souverainen Staaten, sie mögen von einem einzelnen Oberhaupte, oder von einer Versammlung mehrer regiert werden, einen gleichen Umfang, indem sie aus der Pflicht der Staatsregierung entspringen, sowohl die äußere als innere Ruhe und Sicherheit zu erhalten, und einen jeden bei dem Seinigen gegen Gewalt und Störung zu schützen, dabei für Anstalten zu sorgen, wodurch den Einwohnern Mittel und Gelegenheit verschafft werden, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden und dieselben zur Beförderung ihres Wohlstandes anzuwenden. In dem preuß. Staate gehören zu den Majestätsrechten folgende: Die Vertheidigung des Staats gegen auswärtige Feinde anzuordnen; Kriege zu führen; Frieden zu schließen; Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten zu errichten; Gesetze und allgemeine Polizeiverordnungen zu geben, dieselben wieder aufzuheben, und Erklärungen darüber mit gesetzlicher Kraft zu ertheilen; Privilegia, als Ausnahmen von dergleichen Gesetzen, zu bewilligen, Standeserhöhungen, Staatsämter und Würden zu verleihen; Todesurtheilen, ingleichen solchen, die eine 10jährige Gefängniß- oder noch längere oder härtere Strafe festsetzen, durch die Bestätigung Gültigkeit zu geben; aus erheblichen Gründen Verbrechen zu verzeihen; Untersuchungen niederzuschlagen; Verbrecher ganz oder zum Theil zu begnadigen; Zuchthaus-, Festungs- oder andere härtere Leibesstrafen in gelindere zu verwandeln, falls das Oberhaupt dieses Recht, für gewisse Arten von Verbrechen oder Strafen nicht einer ihm untergeordneten Behörde ausdrücklich übertragen hat. (Durch dergleichen Aufhebung eines Verbrechers, oder durch die erfolgende Begnadigung des Verbrechens, sollen aber die aus der That selbst wohl erworbene Privatrechte eines Dritten niemals gekränkt werden. Vielmehr bleibt diesem, wenn auch die peinliche Untersuchung gegen den Angeschuldigten niedergeschlagen worden, dennoch frei, die Richtigkeit der Thatsache, so weit es zu Begründung seines Rechts erforderlich ist, im Wege des Civilprocesses nachzuweisen.) Das Recht, Münzen, Maß und Gewicht zu bestimmen; alle im Staate vorhandene und entstehende Gesellschaften z. B. die kirchlichen und öffentlichen Anstalten in Aufsicht zu haben und sie nach dem Zwecke der allgemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu leiten; zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse das Privatvermögen, die Personen, ihre Gewerbe, Produkte oder Consumtion mit Abgaben zu belegen.

Majestätsverbrecher, eine Person, welche die höchste Gewalt, oder die damit bekleidete Person auf die gröbste Art beleidigt. Das Ver-

brechen selbst wird gewöhnlich ein Verbrechen der beleidigten Majestät, auch ein Majestätsverbrechen genannt, welcher letztere Ausdruck indeß einen Mißverstand veranlassen kann. Wenn man die Sache im weitern Sinne nimmt, so rechnet man zuweilen alle Unternehmungen, die die Ruhe und Sicherheit des Staats bedrohen, zu den Verbrechen der beleidigten Majestät; genauer betrachtet versteht man unter Verbrechen der beleidigten Majestät aber die Verletzungen der Ehrfurcht gegen das Oberhaupt des Staats, dessen Familie, und gegen die Bedienten des Staats in ihrem Amte, und die übrigen Unternehmungen gegen dte Ruhe und Sicherheit des Landes werden, je nachdem sie beschaffen sind, zu der Landesverrätherei oder zu den Staatsverbrechen überhaupt gerechnet (vgl. Staatsverbrechen). In den preuß. Gesetzen ist Folgendes über Majestätsverbrechen bestimmt: Wer das Oberhaupt des Staats in seiner Würde persönlich beleidigt, ohne daß dabei eine hoch- oder landesverrätherische Absicht erhellte, der begeht das Verbrechen der beleidigten Majestät. Thätige Beleidigungen dieser Art, wenn sie auch dem Leben oder der Freiheit des Regenten nicht gefährlich gewesen wären, ziehen dennoch die Strafe des Schwertes nach sich. Bei dergleichen minder wichtigen Vergehungen, oder bei hinzukommenden mildernden Umständen, kann die Todes- in lebenswierige oder auch in sechs bis zehnjährige Festungsstrafe verwandelt werden. Wer sich des Verbrechens der beleidigten Majestät durch ehrenrührige Schmähungen des Oberhaupts im Staate, mit Worten, Schriften oder andern sinnlichen Darstellungen, schuldig macht, der hat 2—4jährige Zuchthaus- oder Festungsstrafe verwirkt. Auch schon a. dergl. boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Aeußerungen, über die Person und Handlungen desselben, sollen mit Gefängniß- oder Festungsstrafe auf 6 Monate bis zu einem Jahr geahndet werden.

Die letzten fünf Jahre sind wiederum reich an Hochverraths- und Majestätsverbrechen gewesen, freilich besonders in Frankreich; aber auch in Deutschland, wegen der Jahre 1830 und 1831, in den Niederlanden, wo sie der belgischen Revolution vorangingen, und in Italien, Spanien und Portugal. Auch in England gaben die aufrührischen Bewegungen, die Zerstörung der Maschinen, die Brandstiftungen in den Jahren 1830 und 1831 den Criminalgerichten viel zu thun. Polen brauchen wir nur zu nennen. Es sind Symptome einer tief bewegten Zeit, die sich nicht mit manchen frühern Unternehmungen vergleichen lassen, in welchen es bloß auf den Sturz oder die Erhebung einzelner Herrscher, auf den Sieg einer oder der andern Partei, wo nur die Personen, nicht aber die Grundsätze verschieden waren, auf Ländererwerb und Befriedigung anderer persönlichen Zwecke, der Feindschaft, der Rache, des religiösen Fanatismus ankam, oder wobei Verrath von Staatsgeheimnissen, Auslieferung wichtiger Urkunden, Verrath einer Festung an den Feind, Meuchelmord und Aehnliches im Spiele war. Nur die Reformation bot ein ähnliches Schauspiel dar wie die Gegenwart, indem auch damals die Menschheit in die beiden großen Parteien der Bewegung und des Stillstandes gegeneinander in die Schranken getreten war. Sieht man auf den Ausgang der neuesten Hochverraths- und Majestätsprocesse in Vergleichung mit frühern, so geräth man in Versuchung, der Milde des Zeitalters eine Lobrede zu halten. Welche Ströme von Blut flossen sonst in ähnlichen Fällen, z. B. bei den Versuchen, das Haus Stuart wieder auf den Thron zu setzen (1715 und 1745), und mit welcher Härte wurde selbst

einzelne unruhige Auftritte, wie der an sich unbedeutende Vorfall in Thorn (16. Jul. 1724), geahndet, wo wegen eines Auflaufs der protestantischen Einwohner der Bürgermeister Rösner und 11 Rathsherren und angesehene Bürger hingerichtet, viele aber aus dem Lande getrieben wurden. In Frankreich blieb zwar der Antrag, die Todesstrafe ganz abzuschaffen, welchen Tracy vor dem Proceß der Minister in der Deputirtenkammer machte, noch für dießmal ohne Erfolg, aber dennoch wurde kein Todesurtheil gefällt, wiewohl die nicht viel gelindere Verurtheilung zu lebenslichem Gefängnisse und dem Verluste aller bürgerlichen Rechte. (S. Todesstrafe und Proceß der Exminister Karls X.) Baron Görz in Schweden und Graf Struensee in Dänemark büßten eine Schuld, welche nicht größer und nicht besser begründet war, mit dem Tode. Später sind zwar wegen der Aufstände in Paris am 5. und 6. Jun. 1832 von den Gerichten einige Todesurtheile gesprochen, aber die Verurtheilten alle begnadigt worden und unfehlbar wird dasselbe in Ansehung der neuesten Unruhen in Lyon, Etienne, Paris ꝛc. geschehen. Aber andere gemeine Verbrechen, die Ermordung mehrer Beamten und Gutsbesitzer, Brandstiftung und Raub, welche mit den politischen Umtrieben verbunden waren, geben diesen freilich einen ganz andern Charakter, und in dieser Hinsicht ist zwischen den Theilnehmern an dem Aufstande vom 5. und 6. Juni und der Chouannerie ein sehr großer Unterschied. Bei den Zerstörern der Maschinen in England und den Brandstiftungen kam zunächst etwas Politisches gar nicht in Frage, obgleich auch da die Parlamentsreform und manche gesetzliche Bestimmung von politischer Natur mit im Hintergrunde lag. Der nächste Zweck war vielmehr fast überall nur Erhöhung des Arbeitslohns, welche, wie leicht einzusehen ist, weder durch die Wegschaffung der Maschinen noch durch Verordnungen erreicht werden konnte, sondern nur durch Ersparnisse in dem Staatshaushalt, Herabsetzung der Abgaben und tiefer in die Verhältnisse des Volkslebens, sowie in die Einrichtungen des Staats und der Kirche eingreifende Gesetze herbeigeführt werden kann. Daher wurde auch der innere Zustand des Landes erst dann ruhiger, als ein Ministerium gebildet wurde, von welchem man sich ernstere Bemühungen zu Abstellung der allgemeinen Volksbeschwerden und namentlich eine wirksame Beförderung der Parlamentsreform; die Unruhen fingen wieder an, sobald von einem Zurücktreten der jetzigen Minister die Rede war. Die Maßregeln der Strenge, wodurch man vorher jene unruhige Auftritte zu unterdrücken gesucht hatte, die Hinrichtung einiger Maschinenzerstörer und Brandstifter in den am meisten aufgeregten Theilen des Landes, waren dagegen ohne Erfolg geblieben.

Die Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Beziehung auf Hochverrath oder politische Verbrechen ist überhaupt auf dem alten Standpunkte geblieben, und die große Zahl sehr verschiedenartiger Fälle, welche hierher gerechnet werden müssen, ist nicht besser als vorher geschieden und unter feste Begriffe geordnet worden. Die englische Gesetzgebung über Hochverrath beruht noch immer auf einem Gesetze Eduards III. vom Jahre 1351, dessen Zweck schon war zu verhindern, daß nicht die geringfügigsten Handlungen für Hochverrath ausgegeben werden, und auf einem Gesetze Georgs III. von 1796. Darnach sind sieben Fälle des Hochverraths aufgestellt: 1) Versuch oder gefaßter Entschluß, den König, die Königin oder den Thronerben umzubringen, sobald nur irgend eine äußere Handlung, auch bloße Reden zu diesem Zwecke stattgefunden ha-

ben; 2) Unzucht mit der Königin, der ältesten noch unvermählten Tochter des Königs und der Gemahlin des Thronerben; 3) Ergreifen der Waffen gegen den König; 4) Uebergang zur Partei des Feindes; 5) Nachmachen des großen Staatssiegels und des Cabinets- oder Handsiegels des Königs; 6) Falschmünzen unter dem Namen des Königs; 7) Mord an dem Großkanzler, dem Schatzmeister oder einem der Oberrichter in der Ausübung ihres Amts. Dazu sind denn noch einige Fälle durch besondere Gesetze hinzugefügt worden, welche sich zum Theil auf die katholische Religion und den Papst, zum Theil auf die Ordnung der Thronfolge bezogen. Die Reform der englischen Criminalgesetze, welche Peel unternahm, hat sich nicht auf den Hochverrath verbreitet, und nur die sonderbare barbarische Strafe desselben (das auch in Deutschland gesetzliche Viertheilen, nur in etwas anderer Art) ist durch ein neueres Gesetz von 1814 gemildert worden. Nach älterm Recht sollte nämlich der Verbrecher auf einer Hürde zum Richtplatz geschleift, dort zuerst gehenkt aber lebend wieder abgenommen, an einen Pfahl gebunden, ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen und vor seinen Augen verbrannt, endlich ihm der Kopf abgeschnitten und der Körper in vier Theile zerstückt werden. Das neuere Gesetz verordnet nun die Veränderung, daß der Verbrecher hängen soll, bis er todt ist, und alsdann soll erst der Kopf vom Rumpfe getrennt und der Körper zerstückt werden. Bei der Revision des franz. Strafgesetzbuchs 1832 haben daher die Bestimmungen über die Verbrecher gegen die innere und äußere Sicherheit des Staats bedeutende Aenderungen erfahren. Die Confiscation des Vermögens ist im Allgemeinen aufgehoben, fällt also auch hier weg. Der Begriff des Attentats ist genauer gefaßt; vorher ist die äußere Handlung, welche auf das Verbrechen Bezug hat, schon ein Attentat, jetzt wird nur der Anfang der wirklichen Ausführung, nicht die bloße Vorbereitung, darunter verstanden. Das Complot, welches in mehren Fällen des Hochverraths (gegen das Leben und die Person des Königs und der königl. Familie) mit dem Tode bedroht war, soll nur mit Deportation bestraft werden, wenn schon eine äußere Handlung darauf erfolgt war, mit Gefängniß, wenn es nur bei dem Entschluß Zweier oder Mehrer zu handeln stehen geblieben war. Bloße Gespräche ohne Entschluß zu handeln sind gar nicht strafbar. Die Strafen, welche auf die unerlassene Anzeige eines Complots oder eines von einem Einzigen gefaßten Vorsatzes eines Verbrechens gegen den König und den Staat gesetzt waren (Code pénal, Art. 103—108), sind gänzlich aufgehoben. In Deutschland haben sowohl die von 1817 an geführten Untersuchungen wegen revolutionnairer Umtriebe, besonders gegen die Mitglieder des 1823 entdeckten Bundes der Jünglinge, als auch die neuern gerichtlichen Verhandlungen wegen Vereine für Preßfreiheit, wegen des hambacher und anderer Feste die sonderbarste Verschiedenheit in den Gesetzen der verschiedenen Länder und in den Ansichten der Gerichtshöfe an das Licht gebracht. Die Theilnehmer an der Verbindung, die 1823 entdeckt wurde, sind bei der vollkommensten Gleichheit Dessen, was sie gethan und verschuldet hatten, in dem einen Lande mit leichter Gefängnißstrafe von wenigen Wochen, in andern mit einem Jahre, in noch andern mit sechs Jahren, endlich in Preußen mit 15jährigem Festungsarrest bestraft worden, wovon sie auch wirklich den dritten Theil in den Festungen zugebracht haben. In den einzelnen Fällen sind die Urtheile noch abweichender ausgefallen; diejenigen jungen

Leute, welche sich am aufrichtigsten benahmen, sind in der Regel am übelsten weggekommen, und dagegen sind andere, welche sich mit diesen in völlig gleichem Falle befunden haben, von Strafe und Kosten gänzlich freigesprochen worden. Auch bei den spätern Processen hat sich eine gleiche Divergenz der Ansichten und Urtheile ergeben. Einige Gerichte haben es ganz abgelehnt, sich im Allgemeinen über die Strafbarkeit der Vereine für Preßfreiheit auszusprechen (Präsident von Feuerbach in der „Allgemeinen Zeitung", 1832, außerordentliche Beilage Nr. 442), andere haben auch diese schon für Hochverrath erklärt. In einer darmstädtischen Verordnung wurden auf einen solchen Hochverrath Gefängnißstrafen von zwei bis acht Tagen und Geldbußen gesetzt. (Wem dieß nicht beweist, wie nöthig, für ein engverbundenes Staatensystem wie Deutschland die Annahme eines gemeinschaftlichen Strafgesetzbuchs sey, für den, möchte man sagen, gibt es überhaupt keine Beweise.) Bei vielen dieser Entscheidungen und Erklärungen über Hochverrath hat man es schon für strafbar gehalten, sich mit Andern zu dem Zwecke zu vereinigen, um durch gesetzliche Mittel eine Veränderung des Bestehenden zu bewirken, vornehmlich eine sogenannte geistige Revolution herbeizuführen. Dagegen ist von der andern Seite angeführt worden, daß es Niemand verwehrt ist, auf eine Veränderung der bestehenden Gesetze und der Verfassung hinzuarbeiten, wenn er sich dabei nur keiner rechtswidrigen Mittel bedient, keines Aufruhrs, keiner Aufwiegelung der Bürger, keiner Verleumdung der Regierung, keines Mords und ähnlicher an sich unerlaubten Handlungen. Wenn er aber Ueberzeugung verbreitet, aus welchen nach und nach eine solche Uebereinstimmung in den Begriffen des Volkes und eine so bestimmte öffentliche Meinung entsteht, daß sie auf die Gesetze und die Staatseinrichtungen Einfluß gewinnen, so ist nicht abzusehen, was daran Unrechtes seyn könnte, und wenn die verbreiteten Meinungen falsch sind, so muß man sie nur zu widerlegen suchen. Alle großen geistigen Revolutionen haben endlich auch zu politischen geführt, und die Hinrichtungen eines Sokrates, der ersten Verbreiter des Christenthums und so vieler Anhänger der Reformation haben weder den Entwickelungsproceß des menschlichen Geistes aufhalten noch dem gerechten Tadel der Nachwelt entgehen können. Daher ist es so wichtig, daß das englische Recht einen öffentlichen Act und das französische eine Verabredung zum wirklichen Handeln fordert, selbst um die geringern Strafen in Anwendung zu bringen. (S. Politische Vereine.)

Majolica, s. Fayence.

Major, der dritte Staabsoffizier bei einem Regiment, welcher die Parole empfängt und austheilt, die Wachen, Bedeckungen und alle Commando's bestimmt und abfertigt, das Bataillon, welches er commandirt, stellt und in Marsch setzt. Das deutsche Wort Oberstwachtmeister ist dafür nur bei der Reiterei üblich. — In der Logik, der Obersatz, der allgemeinste Satz in einem Syllogismus (s. d.).

Major Domus, (Maire du Palais, Hausmeier), sonst auch Seneschall genannt, der Titel des angesehnsten Staats- und Hofbeamten im alten fränkischen Reiche, welcher Aufseher des königl. Hauswesens war, daher Truchseß. An dieses Amt knüpfte sich bald die Stelle eines ersten Herzogs, d. i. der Oberbefehl über das Heer. Unter schwachen Regenten gelangten aber diese Beamten zu einer Gewalt, welche den Königen

selbst nichts weiter als den Schatten der Herrschaft übrig ließ. (S. Pipin und Frankreich.) Vgl. die „Geschichte der merovingischen Hausmeier", von G. H. Pertz (Hanover 1819), und die Preisschrift: „Commentatio de Francorum majore domus", v. J. W. v. Zinkeisen (Jena 1826).

Majorano, (Gaetano), genannt Caffarelli, berühmter italien. Sänger und Castrat, geb. in der neapolit. Provinz 1707, war der Sohn eines armen Bauern, erlangte aber durch seinen Gesang nächst Farinelli allgemeine Bewunderung und so große Reichthümer, daß er 1760 ein Herzogthum kaufen konnte, wovon er den Titel Duca di Santo dorato annahm. Bei seinem Tode zu Neapel 1783 hinterließ er seinem Neffen ein jährliches Einkommen von 12.000 Dukaten. Seine Anmaßung war ebenso groß als seine Kunst.

Majorat, diejenige Ordnung der Erbfolge, nach welcher unter mehren gleich Nahen des nächsten Grades der an Jahren Aeltere allein Erbe ist. Majoratsherr, der Besitzer eines Majoratsguts, das vorzugsweise dem nächsten ältesten Erben hinterlassen werden muß, und daher weder veräußert, noch verpfändet werden kann. Ist unter mehren gleich Nahen des nächsten Grades der an Jahren Jüngere allein Erbe, so heißt die Ordnung der Erbfolge Minorat. Das Seniorat ertheilt die ausschließende Erbfolge dem Aeltesten in der ganzen Familie, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft. Die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, gibt vorzugsweise die Erbfolge dem Aeltesten der ältesten Linie. Die Vermehrung der Majorate in einem Staate ist bisher mit Unrecht gleichgültig angesehen worden. Je mehr sich das Vermögen in wenige Hände concentrirt, je mehr entsteht Armuth, denn reiche Geschlechter verzehren theils viel außer Landes, theils bedürfen sie Luxus, der gemeiniglich dem Auslande am förderlichsten ist, und Englands Beispiel mag andre Nationen von gleicher fehlerhaften Gesetzgebung abschrecken, die es natürlich herbeiführte, daß über 150.000 Briten auf dem Continente leben, nicht um dort zu erwerben, sondern um dort zu verzehren.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit, s. Minorennität.

Majorca ist die größte unter den der Krone Spanien gehörigen balearischen Inseln im Mittelmeer; ihr Flächeninhalt beträgt 66 QM., auf denen sich 150.000 Menschen befinden. Die Senkung des Landes geht beträchtlich von N. nach S. Das Land hat viele Bäche, aber keinen Strom. Von N. nach S. wird es durch eine hohe, aus Kalk und Sandstein bestehende Bergkette in 2 Hälften getheilt. Fast alle Höhen sind mit den herrlichsten Oelpflanzungen bedeckt. Ohne Pflege gedeihen die Baumwollenstaude, der Capernstrauch, der Oliven- und Algarrabosbaum, die Palme und der Platanus. Die Einwohner treiben Ackerbau und Viehzucht. Der warme Kalkboden gehörig gedüngt und bewässert, ist fruchtbar. Eifrig ist die Cultur von Wein, vorzügliche Sorgfalt wird auf die Mandeln, Feigen, Citronen und den Orangenbaum gewendet. Unweit Campos sind schlecht eingerichtete königl. Salzwerke. Die Insel hat auch Marmorbrüche. Das Rindvieh auf Majorca ist klein und mager, stärker dagegen das Maulthier, das man auch häufiger gebraucht, als die schwachen Pferde. Die Schafe sind stärker, ihre Wolle und ihre Käse werden, sowie der Ziegenkäse, geschätzt. Die Schweine zeichnen sich durch ihre Größe aus. Eine Plage für die Einwohner ist das gelbe

Fieber. Die Hauptstadt Palma liegt in einer reizenden Gegend an der Südwestküste und einem Golf, den die Vorgebirge Calafiguera und Blanco bilden. Sie zählt 30.000 Einw., ist gut befestigt, hat einen Bischof, eine hohe Schule, eine Gesellschaft der zeichnenden Künste, massive gebaute Häuser, eine prächtige Börse ꝛc. Palma ist die Residenz des span. Generalcapitains über die balearischen und pityusischen Inseln (Königreich Mallorca). (S. Balearen.)

Makame, in der persischen Dichtkunst, eine Erzählung oder Novelle. Sie haben ihren Namen von dem Orte, wo man sich aufhält und unterhält; dann bezeichnet Makame die Unterhaltung selbst oder einen unterhaltenden Vortrag. Rückert hat uns kürzlich die „Makamen des Hariri“ in freier Nachbildung geliefert; doch wurde diese Dichtungsart schon früher bei den Persern durch Hamadani ausgebildet.

Makler, s. Sensal.

Makrobiotik, s. Lebensverlängerungskunst und Diätetik.

Makrele (Scomber, le maquereau, the mackrel), ein Seefisch, zum Thunfisch unter die thoracici Linn. gehörig, wird oft 2 Fuß lang, hat die Gestalt eines Herings, sehr kleine Schuppen, einen schwarzen Rücken und silberfarbnen Bauch, in den Kiefern und Gaumen eine Reihe spitziger, abwechselnder Zähne, glatte Zunge und doppelte Nasenlöcher. Ein Pfund seines Roggens soll bis zu ½ Mill. Eier enthalten. Die Makrele ist räuberisch, sie verfolgt und vertreibt die Heringe von den norweg. Küsten. Sie leuchtet stark bald nach dem Tode. Sie liefert gutes Fleisch, was aber schnell gegessen werden muß, doch salzt man sie auch ein. An den Küsten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfischerei im Juni und Juli mit Angel und Netz häufig betrieben, stärker noch an den Küsten von Nordamerika, in Neuschottland und Connecticut, in Ostindien im bengalischen Meerbusen. Das Garum der Alten, als Gewürz und Medicin gleich bekannt, ward von der Makrele bereitet.

Makuba heißt 1) ein Bezirk des nördlichen Theils der Insel Martinique, 2) eine Art Schnupftaback, der einen angenehmen Veilchengeruch besitzt, welcher ihm durch Befeuchtung mit Wasser, in welchem roher Zucker aufgelöst ist, und durch eine geringe Gährung mitgetheilt wird.

Makute, 1) bei den Negern auf Kongo eine geflochtene Decke, die im Tauschhandel einen bestimmten Werth hat. 2) Makute in Silber, portug. Silbermünze, die diesem Werth etwa gleich kommt; Büsch schlägt sie zu 10 Schillinge hamb. Banco an.

Malabar, bei den Eingebornen Malayalam, d. i. Bergland, auch von dem vorzüglichen Produkt Pfefferland, der Theil der Westküste von Vorderindien vom Cap Dilly bis zu jenem von Komorin, 8° 6′—12° 27′ N. Br., 5400 QM. groß. Malabar ist ein liebliches Land, voller Hügel und Thäler. Auf einer Seite erhebt sich sein prächtiger Horizont bis an die Wolken, auf der andern hat er die blaue Woge. Die Ströme sind zahlreich, da sie aber nur von den Ghaats ausgehen, so sind sie als schiffbare Ströme von geringer Bedeutung. Es bietet dieses Land eine, in andern Gegenden Indiens nicht gefundene Mannigfaltigkeit dar; denn die Einwohner leben in einzeln zerstreut liegenden Häusern, die anmuthsvoll unter dem Grün der Kokuspalme, Pfeffer- und Weinpflanzungen, und den Pisangwäldchen hervorblicken. Malabar gehört in politischer Hinsicht den Engländern ganz, obgleich ein kleiner

Theil im Besitze des Rajahs von Travankore geblieben ist, der über ihn die Rechte eines unabhängigen Souverains ausübt; er ist aber in seiner Macht nach Außen gänzlich beschränkt. Der Tribut, den er der Compagnie bezahlt, ist beträchtlich. In Travankore leben ungefähr 90.000 Christen und 30.000 Juden, und in ganz Malabar völlige 300.000 Christen aller Art; die Masse der Einwohner besteht aber aus lauter Hindus, die ihre eigenen Sitten und Gebräuche haben, obgleich auch Mohammedaner und Parser sehr zahlreich längs der Seeküste sind. In keinem Theile Indiens ist der Kastenstolz der Braminen oder Nairen vorherrschender als hier. Es gibt bei 30 verschiedene Sekten von Nairen; viele darunter essen Fleischspeisen und durchgängig lieben sie berauschende Getränke. Sie sind von königlich malabarischem Geblüte und die zweiten im Rang nach den Braminen, und unter ihnen stehen noch mehre andere Stämme, Freie und Sklaven. Sterndeuter werden auf Malabar noch immer in großen Ehren gehalten. Die malabarische Sprache gehört zu den wohlklingendsten unter den Hindusprachen, und wird am liebsten und meisten von Europäern in Ostindien erlernt. Die Ausfuhr aus Malabar besteht hauptsächlich in Kokusnüssen, schönem Zimmerholz zum Schiffsbau, so in den Ghaats wächst und von einer Gattung Eiche ist, die man dort Tiek (Teak) nennt, Reis, Ghi, oder geschmolzener Butter, getrocknetem Ingwer, Stückergut, Kardamomen, Pfeffer, Sandel- und Saxanholz, Kurkuma, Pfeilwurz (arrow root), Betelnüsse und Eisen. Die brit. Provinz Malabar gehört zu der Präsidentschaft Bombai.

Malachias oder Maleachi, ist als letzter in die Zahl der hebräischen Propheten geordnet worden und weissagte wahrscheinlich zur Zeit Nehemias, um 440 v. Chr. Seine kleine Schrift enthält heilige Sittenlehre und große Blicke in die Zeiten des neuen Bundes; und auf eine ihm zwar ausschließend eigenthümliche, doch besondere Weise erhebt er sich von rührender Klage über das Böse zur entzückenden Aussicht des nahenden Heiles. Er wirft seinen Zeitgenossen vor, daß sie mangelhafte Opfer brächten und dadurch die Ehrfurcht verletzten, welche sie Dem schuldig wären, dem das Opfer gebracht würde; dann verkündete er, wie einst dem Namen des Herrn an allen Orten ein reines Speisopfer dargebracht werden würde (s. Messe). Er wirft dann seinen Glaubensbrüdern die Lieblosigkeit vor, mit welcher einige von ihnen ihre Weiber behandelten. Auch sieht er im Geiste die Ankunft des Messias und seines Vorläufers Johannes und beschließt mit Drohungen des göttlichen Gerichtes. Die Sprache des Maleachi ist nicht rein, sondern gemischt. Er spielt öfter mit Worten und ist nicht Herr und Gebieter derselben, oft hascht er auch zu mühsam nach dem Ausdruck. An gehörigem Urtheile und Konzinnität in Bildern fehlt es ihm. Seine Gedanken sind bisweilen schön, neu und groß, aber der Ausführung und Darstellung derselben fehlt es zu oft an Form und Vollendung.

Malachit (grünes, kohlensaures Kupfer, Miner.), macht bei Leonhard eine Art (bei Oken Gattung) des kohlensauren Kupfers, ist smaragd- und spangrün, mit berggrünem Strich, enthält 7 Kupfer, 2 Kohlensäure, 1 Wasser, knistert im Feuer, färbt die Lichtflamme grün, findet sich auf Kupfergängen in Flötzgängen an verschiedenen Orten Deutschlands und anderer europäischer Länder, auch Afrikas und Asiens und theilt sich in a) Malachitspath (blätterig geformter Malachit), mit Perlglanz, etwas durchsichtig, blätterig gefügt, tafelförmig krystallisirt, aus Rheinpreußen;

b) Faſermalachit (halbgeformter Malachit, Atlaserz), mit Seidenglanz, weich, traubig, aus Nadeln zuſammengeſetzt; c) dichter Malachit (ungeformter Malachit), weich, wachsglänzig, undurchſichtig, knollig, mit ebenem oder muſcheligem Bruch, wird zur Gewinnung des Kupfers, auch zur Verfertigung von Vaſen gebraucht, nimmt gute Politur an, kommt in den größten Stücken aus Sibirien; d) erdiger Malachit (zerfallener Malachit, Kupfergrün), undurchſichtig, matt, als Ueberzug, mit erdigem Bruch, bisweilen tropfſteinartig. In Sibirien ſollen ſich in Malachit verwandelte Skelette finden. Malachitachat, ein grüner, wenig oder gar nicht durchſichtiger Achat. Malachite, bilden bei Mohs die 4. Ordn. 2. Klaſſe der Mineralien; darunter ſind begriffen die nicht metalliſchen Mineralien, die eine blaue, grüne oder braune Farbe, nicht monotome Theilbarkeit, eine Härte des gemeinen Gypſes bis des Apatits, und eine Schwere von 2—4, 6 haben. Sie ſind getheilt in die Ordnungen: Staphylin-, Lirokon-, Oliven-, Laſur-, Smaragd- und Hebronenmalachit. Malachitgrünſteinwerk, ſo viel wie Bergblau.

Malachowski, ein in der polniſchen Staats- und Literaturgeſchichte berühmtes Geſchlecht. Graf Stanislaus M., Palatin von Poſen, Brudersſohn des wegen ſeiner Klugheit und Gelehrſamkeit berühmten Biſchofs von Krakau, Joannes M., war des Königs Auguſt II. von Polen Botſchafter bei dem Friedenscongreſſe zu Karlowitz 1699, wo er die Zurückgabe der Feſtung Kaminiec und der übrigen an die Pforte im Frieden von Zurawno 1676 abgetretenen Landſtriche an die Republik Polen durchſetzte. Sein Sohn, Joannes M., war Krongroßkanzler, ſtaatsklug, beredt und ein großmüthiger Beförderer der polniſchen Literatur. Ein Nachkomme deſſelben, Graf Stanislaus M. (Saint-Nalecz), Großreferendar der polniſchen Krone, Marſchall oder Präſident der Conföderation und des Reichstages von 1788—92, hauptſächlich Urheber der Conſtitution vom 3. Mai 1791, widerſetzte ſich, enthuſiasmirt für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes, aus allen Kräften der ruſſiſchen Partei, hatte 1790 mit dem Könige von Preußen einen Allianztractat unterzeichnet, deſſen Zweck es war, Polen vor jeder fremden Herrſchaft zu ſchützen, unterhandelte 1792 mit dem ſächſiſchen Geſandten wegen der Succeſſion der polniſchen Krone, unterſtützte nach dem Ausbruche des Krieges das Vaterland beträchtlich, widerſetzte ſich fruchtlos der targowiczer Conföderation und flüchtete, wegen dieſes Widerſtandes in Gefahr gekommen, nach Wien, wurde, nachdem er zur Revolution 1794 gar nicht mitgewirkt hatte, doch 1799 in Warſchau arretirt, ob er gleich bei dieſem gänzlich von Kosciuszko geleiteten Aufſtande keineswegs betheiligt war, und lebte ein Jahr zu Krakau als Staatsgefangener; trat 1807 wieder unter die Waffen, wurde gleich nach der Organiſation des Großherzogthums Warſchau Präſident des Senats und ſtarb 1809.

Malaga, eine berühmte Handelsſtadt in der ſpaniſchen Provinz Granada, liegt am Fuße eines Berges in einer herrlichen Gegend der Mündung des Guadalmedina am Mittelmeer, mit Mauern umgeben und durch eine auf der Höhe eines Felſens ſich erhebende Citadelle beſchützt. Sie hat nach den Verwüſtungen des gelben Fiebers nur 44.000 Einw. in 5500 Häuſern, welche meiſtens ſehr hoch, ſowie die Straßen ſchmal und ſchmutzig ſind. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die große Cathedralkirche mit einer marmornen Façade. Malaga hat viele Fabriken, beſonders in Seide, Wolle und Papier ꝛc., ſowie einen ausgebreite-

ten Handel, vorzüglich mit den vortrefflichen feurigen Malaga-Weinen (S. Wein), die in 30 Sorten auf 7000 Weinbergen in der Umgegend wachsen, welche jährlich an 90.000 Ohm Wien liefern; Rosinen, Südfrüchten, Oel (wird in der Umgegend aus 700 Pressen gewonnen) Cochenille und andern Producten. Der treffliche, sichere Hafen, den ein großer, 12.000 Fuß langer Molo einfaßt, kann 400 Kauffahrteischiffe und 20 Linienschiffe aufnehmen, und jährlich wird er von mehr als 3000 Schiffen besucht. Der den Schiffern leuchtende Pharus hat bis zur Flamme eine Höhe von 182 Fuß.

Malagrida (Gabrielo), ein schwärmerisch-frommer Jesuit, aus Turin gebürtig, erwarb sich als Missionair in Lissabon allgemeine Achtung und Liebe. Vorzüglich zeigte er seinen Amtseifer bei Gelegenheit des furchtbaren Erdbebens, welches 1755 diese Stadt heimsuchte, das Volk zur Buße und Besserung zu ermahnen, sodaß selbst der König Joseph den Wunsch äußerte, unter seiner Leitung sich acht Tage in eine geistliche, ganz der Meditation gewidmete Einsamkeit zurückzuziehen. Dieß wußte aber Pombal, der als Minister den König wie das Reich zu beherrschen suchte, zu vereiteln, und warf daher seinen ganzen Haß auf den Missionair, dessen Orden er nebstdem zu unterdrücken gedachte. Als am 4. Sept. 1758 der König, heimkehrend von einem Liebesabenteuer, von Meuchelmördern verwundet wurde und Pombal daraus eine Verschwörung des Herzog von Aveiro, des Hauses Tavora, sowie der Jesuiten zusammensetzte, wurde Malagrida als Theilnehmer derselben eingezogen. Dieser hatte freilich dem König — der gern die Reize der Sinnlichkeit befriedigte — kurz zuvor bezeugt, daß wenn er sich nicht bessere, ihm ein Unglück bevorstehe; da man ihn aber keines Antheils an der angeblichen Verschwörung zeihen konnte und er deßungeachtet zum Opfer bestimmt war, so wurde er nach mehren Jahren von der, dem despotischen Minister folgsamen, Inquisition wegen einiger überspannten Ideen in seinen aszetischen Schriften als Ketzer verurtheilt, und der unglückliche, fast kindische Greis von 73 Jahren wurde unter Bezeugung seiner Unschuld und einer frommen Resignation den 21. Sept. 1761 mit allem Gepränge eines Auto-da-fe zu Lissabon erdrosselt und darauf sein Körper verbrannt und die Asche in den Tago geworfen. (Vgl. Pombal.)

Malaien, auf der Halbinsel Malakka, unternehmendes handeltreibendes Volk, leben unter einer Feudalherrschaft und haben einige Fortschritte in Künsten und Civilisirung gemacht. Ihr eigentliches Stammland soll das Königreich Palembang auf der Insel Sumatra gewesen seyn, von woher sie sich durch Colonisirung und Eroberung über viele Küstenländer verbreiteten. Im 13. Jahrh. siedelten sie sich auf Malakka an, gründeten hier 1252 die Stadt gleichen Namens und ungefähr 40 Jahre nachher, unter der Regierung ihres ersten Sultans, erstreckte sich die malaische Herrschaft über die ganze Halbinsel und die Inseln Lingun, Bintang, Junkseylon und einen Theil von Sumatra; nach und nach setzten sie sich auch auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen, den Molukken und in einigen Inselgruppen Australiens fest, in welchen Gegenden man noch malaische Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung Aehnlichkeit mit den Malaien in Malakka haben. Sie bildeten damals eine ansehnliche Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen und schickten Kolonisten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochin-

china, Hindostan und Siam belebte die Häfen der Malaien in Malakka. Die Malaien sind ein wohlgebautes kräftiges Volk, etwas kleiner jedoch als die Europäer, mit schönen schwarzen lockigen Haaren. Der Mund ist etwas groß, das Auge klein, schwarz und feurig, die Klein und kurz, die untere Kinnlade steht etwas vor. Der Charakter der Malaien wird von allen Europäern mit den schwärzesten Farben geschildert. Stolz, Kühnheit, Eifersucht und blutige Rachsucht machen die Hauptzüge desselben aus. Der Malaie rechnet sich den Mord, auch den hinterlistigsten, zur Ehre an und morden nicht selten ohne alle Veranlassung in einem Anfall blinder Wuth. Diesem Charakter gemäß verschmäht er die weite Tracht der Orientalen, liebt enge Kleider und geht bewaffnet. Außer Lanze und Wurfspieß ist seine Hauptwaffe der furchtbare Krit, ein Dolch, dessen Griff so lang und hohl, daß die hineingesteckte Hand und der Vorderarm dadurch geschützt werden. Nicht selten bedient sich der Malaie auch vergifteter Bolzen, die er aus Blasröhren auf seinen Feind sendet. Er verschmäht jedes andere Geschäft außer Krieg, Raub und Jagd, höchstens treibt er noch die Fischerei: alles Uebrige ist den Frauen überlassen. Spiel und Hahnengefechte sind die Lieblingsbelustigungen der Malaien. Diesem unüberwindlichen Hange opfern sie Glück, Leben und Charakter auf. Die malaischen Stämme auf den Inseln Australiens sind größtentheils sanft, gutmüthig, gesellig, offen und redlich. Die asiatischen Malaien, wohin die Eidahans und Darat in Borneo, die Biadschuhs (einer der wildesten Malaienstämme) und die Makassen in Celebes, die Haraforen auf den Molukken, die Subanos in Magindanao, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Bissaier auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Uebereinstimmung in ihrer körperlichen Bildung. Die rasende Wuth der Malaien hat die Europäer zu dem Gesetze genöthigt, welches jedem Schiffscapitain verbietet, einen Malaien als Matrosen zu nehmen. Malaische Schiffe mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Die Religion ist der Koran. Die malaische Sprache soll eine zierliche Zusammensetzung der Sanskritsprache, des Arabischen, wie aller Sprachen des Ostens seyn; man findet selbst portugiesische Worte in ihr. Sie wird auf allen Inseln von Madagaskar an Afrikas Ostküste bis zur Osterinsel an der Westküste Amerikas 200 Grade hindurch gesprochen. Man hat in der malaischen Sprache Uebersetzungen von fast allen populairen Werken Indiens, Arabiens und Persiens; auch manche Werke historischen und biographischen Inhalts, nebst Commentaren über den Koran, und unter ihren poetischen Erzeugnissen ist ein episches Gedicht: „Hikarat Malakka“ genannt, welches die Gründung dieser Stadt und den Krieg der Malaien und Portugiesen unter Albuquerque schildert. Ehe die Araber Suhni Mohammedaner wurden, bekannten sich die Malaien zum braminischen Glauben. Die Vielweiberei ist auf Malakka gewöhnlich; dennoch gehen die Frauen unverschleiert. Sie lieben den Putz und schmücken sich gern mit goldenen Ketten, Armbändern und Edelsteinen; der Mann geht fast ganz nackt. Die Häuser sind wie die der Birmanen und höchst unreinlich. Die Nahrung besteht fast nur aus Vegetabilien und Fischen; geistige Getränke sind verboten, daher der Gebrauch des Opiums sehr beliebt. Die Halbinsel bildet nicht Einen Staat, sondern eine Menge kleine Herrschaften, deren Sultane in ewigen Feh-

den unter einander leben und ihre Lehnsträger und das geringere Volk mit voller Willkür beherrschen; der bürgerliche Zustand ist daher kaum anderswo trauriger und unsicherer als hier.

Malakka, s. Indien.

Malebranche (Nicole), der tiefste Metaphysiker der Franzosen, geb. 1633 zu Paris, wo sein Vater königl. Secretair und Vorstand der kön. Rechnungskammer war. Sein kränklicher, mißgestalteter Körper wurde die Ursache seiner Menschenscheu und Liebe zur Einsamkeit. Im 22. J. seines Alters begab er sich in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete. Die Schrift des Descartes: „De homine", welche ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und scheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie. Er wandte mehre Jahre auf das Studium der Cartesianischen Grundsätze und stellte endlich sein berühmtes Werk „De la recherche de la vérité" (von Erforschung der Wahrheit) ans Licht. Er entwickelte mit Originalität, großer Klarheit und Lebendigkeit die Ideen des Cartesius, aber sein Philosophiren nahm durch seinen religiösen Sinn einen mystischen Charakter an. Die Lehre von der Erkenntniß, von dem Ursprung der Irrthümer, vorzüglich durch die Täuschungen der Einbildungskraft, die Methode des Denkens führte er trefflich aus. Die Vorstellung von der Passivität des Verstandes, der selbstthätigen Freiheit des Willens, von der Ausdehnung als dem Wesen der Körper und dem Denken als Wesen der Seele, von Gott als dem Realgrund alles Seyns und Denkens, führte ihn auf die scharfsinnige Bestreitung der angebornen Ideen und die Behauptung, daß wir Alles in Gott sehen, und daß Gott das Unendliche des Raums und des Denkens, die intelligibele Welt und der Ort der Geister sey, wodurch er dem Spinocismus nahe kommt. Mit diesen Ideen hängt der Occasionalismus und der (religiös-mystische) Idealismus des Malebranche auf das Genaueste zusammen. Hier zeigten sich die Folgen von dem unbegrenzten Vertrauen und Hange zur Demonstration als der einzigen Quelle philosophischer Erkenntniß. Der Abt Foucher setzte seinem Systeme den Skepticismus entgegen. Geprüft und bestritten wurde Malebranche's System von dem P. du Tertre, der es nicht verstand, von Arnauld, Locke und Leibnitz. Die erste Ausgabe erschien zu Paris 1674, 12.; ebend. 1700, 3 Bde., 12.; 1712, 2 Bde., 4., u. 4 Bde., 12.; lat. (von Lenfant); Gent 1753, 2 Bde., 4.; deutsch: Altenb. 1776—86, 4 Bde., mit Anm. Außerdem schrieb er: „Traité de la nature et de la grâce" (Rotterd. 1680); „Traité de morale" (ebend. 1684, 12., u. s. w.); „Oeuvres" (Paris 1712, 11 Bde., 12.). Malebranche war ein Mann von dem edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akad. der Wissensch. geworden war, starb er 1715 zu Paris in seinem 77. Jahre.

Malerei, diejenige Kunst, welche lehrt, die Umrisse von Gegenständen auf einer glatten Fläche auszufüllen, und ihnen durch Schatten und Farbe einen täuschenden Schein der Wirklichkeit zu geben. Sie ist die späteste und höchste Blüthe der bildenden Kunstform, die lebendigste Darstellerin des Göttlichen im Menschlichen, der Idee. Ist die Skulptur das männliche Princip der bildenden Kunst, so ist die Malerei das weibliche. — Hauptregeln der Malerei sind: 1) Der Gegenstand muß

gut erfunden und, wo möglich, durch den Künstler noch veredelt oder idealisirt seyn. Der Maler muß zugleich Geschichtskenner, Dichter und Philosoph seyn, als Maler aber alle Vorzüge seiner Kunst zu benutzen und ihre Mängel zu verhüllen wissen. 2) Der Ausdruck muß zu dem Gegenstande und zu dem Charakter der dargestellten Personen passen, und so sprechend seyn, daß er vollkommen und leicht begriffen wird. Daher muß jeder Theil des Gemäldes zu diesem Zwecke mitwirken: die Farben, Drapperien, Nebensachen, der Hintergrund und besonders die Stellungen, das Haar und die Züge der Figuren. 3) Es muß ein Hauptlicht seyn; dieß, und die untergeordneten sowohl als die helldunkeln Stellen und die Schlagschatten, müssen zu einer reinen Harmonie verschmolzen seyn, und größere Massen bilden; die einzelnen Theile müssen sich ungeachtet ihrer Gegensätze zur Einheit gestalten, damit das Ganze für das Auge werde, was ein treffliches musikalisches Tonstück für das Ohr ist. Dieß nennt man Haltung (s. d.); durch sie gewinnt das Gemälde nicht allein höhere Schönheit, sondern auch vollkommene Deutlichkeit. 4) Die Zeichnung muß richtig seyn; nichts darf darin unregelmäßig erscheinen; der Umriß sey bestimmt und rein, ohne hart oder ängstlich steif zu werden; die angenommenen Verhältnisse müssen übereinstimmen mit dem Charakter des darzustellenden Gegenstandes. 5) Das Colorit (s. d.) muß wahr, natürlich, schön, rein und dem Auge wohlgefällig seyn, sowohl in den Schattenpartien als in den Lichtern und Mitteltinten. Die Abstufungen des Farbenspiels nennt man nämlich Tinten, von dem Italien. tinto und tingere, gefärbt und färben. Dagegen versteht man unter dem Farbentone eines Bildes, ob es in Hinsicht der Farbe im Ganzen hell und freundlich, oder düster und ernst, frisch glänzend oder sanft verschmolzen, glühend oder zart gehalten ist. Jeder Ton ist schön, wenn er charakteristisch gewählt und gehörig ausgeführt ist. Ein Gemälde kann also nur einen Ton, aber mannigfaltige Tinten haben. Uebrigens erkennt man an der Art der Behandlung der Farben, sie mögen nun stark aufgetragen oder fein ausgeführt und zart verarbeitet seyn, die leichte und sichere Art des Künstlers. 6) Natur und Wahrheit müssen den Grund eines Kunstwerks bilden; aber die Natur kann veredelt und verschönert werden, nicht allein, indem das Seltnere in ihr lieblicher sich darstellt, als das Gemeine, Alltägliche, sondern in einem weit höhern Grade, durch das Ideal, welches der Phantasie des Künstlers vorschwebt. Wird das Ideal rein und übereinstimmend dargestellt, so ist höhere Wahrheit in dem Kunstwerk, als die bloße Nachahmung der Natur jemals erreichen kann. In Ansehung der Veredlung der Natur kommt Alles auf eine sinnige Auswahl des Nachzuahmenden an. Hierzu gehört ein gebildeter Geschmack. Die Schönheit der Natur an sich kann durch die Hände des Künstlers nie verbessert, ja nicht ein Mal ganz treu wiedergegeben werden; aber der denkende und fühlende Künstler kann die Schönheiten der einzelnen Theile in ihr auswählen und sie zu einem tadellosen Ganzen vereinen; er kann das Vergängliche von ihnen abstreifen und sie in ihrer ursprünglichen, reinen Blüthe darstellen; er kann den höchsten und bedeutendsten Moment des Ausdrucks wählen und seine Gestalten in das vortheilhafteste Licht stellen; er kann alle Umgebungen so günstig anordnen, daß dadurch eine zauberische Wirkung erreicht wird, wie sie in der Wirklichkeit fast nie, oder wenigstens nur schnell vorübergehend erscheint. Diese Auswahl ist bei der Anord-

nung um so wichtiger, weil in der Nachahmung allemal ein großer Theil des lebendigen Reizes und der Naturkraft verloren geht. Die Eintheilungen der Malerei sind nach verschiedenen Beziehungen verschieden. Zuerst nach Verschiedenheit der sichtbaren Gegenstände, welche in dem Gemälde die herrschenden sind, kann man die Gemälde eintheilen in Menschendarstellungen, Thierstücke und Darstellungen der leblosen Natur. Ersteren pflegt man gewöhnlich den Namen der historischen Gemälde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geschichte entlehnt ist, und man rechnet zur Historienmalerei ebensowohl allegorische und mythologische als eigentlich geschichtliche (historische) Darstellungen, ja selbst Schlachtenstücke, Conversationsstücke, Charakterbilder und Portraits. Die umfassendste Gattung der Malerei ist die Historienmalerei (s.d.). Der Historienmalerei stehen, dem Umfange und der Würde nach, am nächsten die malerischen Darstellungen der Naturgegenden, oder die Landschaftsmalerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtprospecte und Seestücke gerechnet werden, nur sollen diese nicht prosaische Nachbildungen der Natur seyn. Die Landschaftsmalerei wurde in neuerer Zeit sehr vervollkommnet. Man unterscheidet zwei Hauptgattungen: 1) Landschaften, welche eine bestimmte Gegend treu abbilden, und deren größtes Verdienst in Genauigkeit und Wahrheit, im glücklichen Auffassen des günstigen Standpunktes und in der Wahl der passendsten Beleuchtung, Jahres- und Tageszeit besteht. 2) Ideale Landschaften, bei welchen es darauf ankommt, bestimmte Empfindungen durch charakteristisch angeordnete Naturscenen zu erwecken. Man theilt sie daher in historische, romantische und idyllische Landschaften ein. Sie müssen sämmtlich der Wahrheit, aber einer höhern, huldigen und dafür Alles zusammenstellen, was den Eindruck erhöhen und eine größere Harmonie bewirken kann als die Wirklichkeit darbietet. Hierbei ist es Hauptsache, daß die Landschaft ein Ganzes sey; nichts Einzelnes darf die Einheit unterbrechen. Wahl der Gegend, Farbeton, Beleuchtung, Staffage ꝛc. Alles müssen übereinstimmen. Strenges Studium der Perspective und der Natur, um diese täuschend nachzubilden, sind dem Landschaftsmaler unentbehrlich. Die dritte Hauptgattung der Malerei ist die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (zur Zusammenstellung mehrer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und Mannigfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menschlichen analog darstellt. Die Malerei ist in eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart verschieden, und zwar enkaustische oder eingebrannte Malerei (auch Enkaustik), die, wie sie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwohl die neuere Wachsmalerei, oder Enkaustik ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmalerei, nebst Glas- und Porzellanmalerei, Mosaik oder musivische Malerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial ist sie Wassermalerei (wozu die Frescomalerei oder die Malerei mit Wasserfarben auf nassem Kalkgrunde und die Miniaturmalerei gehört); Pastellmalerei und Oelmalerei. Ferner in Beziehung auf Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, ist sie Tapeten- oder Wandmalerei, Glas- und Porzellanmalerei ꝛc.; in

Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemälde, Deckem- oder Plafondmalerei, ferner Stubenmalerei ꝛc. (Vgl. die einzelnen Art.)

Die Geschichte der Malerei zerfällt in die alte oder antike und die neue oder christliche Kunst. Sowohl die vornehmste Grundlage als die ursprüngliche Veranlassung der Malerei ist die Zeichnungskunst, oder die bildliche Darstellung der Gegenstände auf einer Fläche durch bloße Züge und Umrisse, deren Wachsthum an Richtigkeit, Würde und Schönheit zugleich auch den Fortgang der Malerei befördern half. Ob sie gleich Hülfskunst aller übrigen bildenden Künste ist, entstand sie doch wahrscheinlich später als diese. So war auch die Kunst, Farben aufzutragen, oder die Farberei, gewiß weit frühern Ursprungs als die eigentliche Malerei, oder die Füllung der gezeichneten Umrisse mit gehörig gewählten und behandelten Farben; denn von jener findet man sowohl bei den biblischen als andern Schriftstellern die ältesten Spuren. Indeß fällt auch der Ursprung der Zeichnenkunst und der eigentlichen Malerei unstreitig in die frühern Zeiten des Alterthums, ob sich gleich weder die eigentliche Zeit ihrer Erfindung, noch die Nation, unter welcher sie erfunden wurde, mit Gewißheit angeben läßt. — Die Griechen haben vor dem trojanischen Kriege von der Farbenmalerei noch nichts gewußt; viel früher sind die Aegypter damit bekannt gewesen, und von den Chaldäern ist es sehr wahrscheinlich, daß sie einige Kenntniß davon gehabt haben. Uebrigens gebührt den Griechen der Ruhm, diese Kunst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht zu haben. Anfangs malte man nur mit Einer Farbe, und Gemälde von dieser Art wurden Monochromata genannt. Der Erfinder derselben war Kleophant von Korinth, der zuerst seine Gemälde zu coloriren anfing. Er lebte ungefähr 840 v. Chr. Der erste, der den Gebrauch vieler Farben in einem Gemälde einführte, war Bularchus, der ein Zeitgenosse des lydischen Königs Kandaulus war und ohngefähr 730 v. Chr. lebte. Von den Farben, deren sich die Alten bei ihrer Malerei bedienten, von ihrer Mannigfaltigkeit, von ihrer Mischung und von den Ursachen ihrer Dauer weiß man fast nichts. Der Stoff, den die griechischen Künstler zu ihren Gemälden gebrauchten, war zum Theil aus ihrer Religion und aus der Geschichte entlehnt. Sie malten auch Thiere, Landschaften, Seestücke, Blumen und andere Verzierungen. Auch gab es Maler, die nach Art der viel spätern Bamboccienmaler, niedere Gegenstände, Barbierstuben, Schusterstuben, Küchenwaaren, u. dgl. aber mit vieler Kunst malten. Polygnotus war der erste, der seinen weiblichen Figuren feine Gewänder gab, der zuerst einen offenen Mund malte, die Zähne sehen ließ und die Gesichtszüge veränderte, die in der alten Malerei hart waren; Apollodorus von Athen betrat in der 94. Olympiade eine neue Laufbahn. Er übertraf den Polygnotus in der Mischung der Farben, in der klugen Vertheilung des Schattens und in dem Ausdruck der Charaktere. Durch ihn stieg in Kurzem die Malerei zu einer beträchtlichen Höhe. Zeuxus drückte die Charaktere der Leidenschaften und die einzelnen Theile der Schönheit glücklich aus; hatte aber den Fehler, daß er die Köpfe und Gelenke zu stark zeichnete. Parrhasius wußte den Reiz des Mundes, das Bedeutende der Mienen und den Schmuck der Haare meisterhaft auszudrücken. Timantes übertraf ihn und übte die Kunst in ihrem ganzen Umfange aus, um männliche Figuren zu malen. Pamphilus, der mit den Vorigen zu gleicher Zeit und also um die 103. Olympiade lebte, war der

erste, in seiner Kunst gelehrte und in allen Theilen der Literatur erfahrene Maler. Durch sein Ansehen brachte er es dahin, daß zu Sicyon, und hernach in ganz Griechenland, die Kinder der Vornehmen vor allen Dingen in der Zeichnung unterrichtet wurden. Nun kam das glückliche Zeitalter der Malerei kurz vor und unter der Regierung Alexanders des Großen. Damals machten Aristides von Theben, Nicomachus, Antiphilus, Apelles und andere Maler vom ersten Range sich durch ihre Werke unsterblich. Aristides drückte die sanften Leidenschaften und alle Bewegungen und Eindrücke der Seele meisterhaft aus. Nicomachus arbeitete mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit. Antiphilus malte mit gleichem Geschicke große und kleine Gegenstände. Apelles war größer als alle seine Vorgänger und blieb auch seinen Nachfolgern unerreichbar. Protogenes war ein Zeitgenosse des Apelles, ein Mann von großen Talenten, der mit dem Apelles um den Vorzug stritt, aber doch gestehen mußte, von diesem übertroffen zu seyn. Alle diese Maler malten mit Wasserfarben, denn eine andere Art kannten sie nicht. Nun aber fing die griech. Malerei an, sich allmälig zu ihrem Verfall zu neigen, und schon zu Alexanders Zeiten, und vorzüglich nach seinem Tode sank die Kunst von Zeit zu Zeit dahin und gelangte nie wieder zu ihrer vormaligen Größe. — In Italien wurde die Malerei schon frühzeitig ausgeübt, besonders auf den so schön gearbeiteten Gefäßen, die man sonst den Hetruriern beilegte, die aber wahrscheinlicher die Arbeiten griechischer Künstler sind. (Vgl. Etrusk. Kunst.) Viele dieser Malereien sind von größern Gemälden der besten griechischen Meister copirt. Auch in Rom waren schon in den ersten Zeiten verschiedene Gemälde, deren Werth und Anzahl aber in der Folge, nach Eroberung und Beraubung der griechischen Länder, ungemein zunahm; wiewohl die Römer sich auch um diese Kunst kein vorzügliches Originalverdienst zu erwerben suchten, sondern sich mit dem Besitz der schönsten Arbeiten griechischer Künstler begnügten, deren einige, besonders unter den ersten Kaisern zu Rom lebten. Von einheimischen Malern der Römer nennt Plinius u. A. den Pacuvius, Fabius, Turpilius und Quintus Pedius. Bald aber gerieth auch die Malerei, gleich den ihr verschwisterten Künsten, in merkliche Abnahme und zuletzt in völligen Verfall, der durch mehrerlei Ursachen, durch die Einbrüche barbarischer Völker, durch die Uebermacht der Gothen und Longobarden, durch die Bilderstürmerei im 8. Jahrh., durch das allgemeine Verderbniß des Geschmacks und den ebenso allgemeinen Mangel an gelehrten und schönen Kenntnissen, immer mehr befördert wurde. Ganz verlor sich auch in diesen Zeiten die Malerei zwar nicht; aber die schlechte Beschaffenheit ihrer Ausübung trug doch mehr zur Entstellung und Vernachlässigung dieser Kunst als zu ihrer Aufnahme und Empfehlung bei. Seitdem man, nach Wiederherstellung der schönen Künste, auf die Denkmäler der alten Malerei aufmerksamer geworden ist, hat man viele derselben, die entweder in verschütteten Gebäuden, Gräbern und Städten verborgen, oder doch verkannt und vernachlässigt waren, sorgfältig aufgesucht und durch die davon gelieferten Abbildungen und entferntern Liebhabern der Kunst zu ihrer nähern Kenntniß verholfen. Dahin gehören die zu Rom an der Pyramide des C. Sestius gefundenen Gemälde, aus Augusts Zeitalter; einige Ueberreste alter Gemälde an den Wänden des Pallastes und in den Bädern des Kaisers Titus, deren einige jetzt zu Madrid im Escorial aufbehalten werden; einige antike Malereien in den

Pallästen Farnese, Massimi, Barberini, besonders die sogenannte Aldrovanische Hochzeit, im Pallast Aldrovandi zu Rom u. a. m. Am merkwürdigsten aber sind die in der Gruft der Nasonen 1675 entdeckten Gemälde, die Bartoli und Bellori, mit andern ähnlichen, in Kupfer gestochen, herausgegeben haben. Eine andere schätzbare, aber sehr seltne Sammlung von Abbildungen antiker Gemälde besorgte Graf Caylus. Sehr ansehnlich ist der Vorrath der noch übrigen Gemälde des Alterthums durch diejenigen vermehrt worden, die man in den verschüttet gewesenen Städten Herculanum, Pompeji und Stabiä entdeckt hat und die gegenwärtig in dem antiquarischen Museum zu Portici befindlich sind. Es sind ihrer über tausend, die meisten auf trocknem Kalk gemalt, einige wenige auf nassem Grunde, oder eigentliche Frescogemälde. Manche darunter haben zwar, da sie an die Luft kamen, ihr Colorit sehr verloren; andre wurden durch unschickliche Lostrennung von den Mauern beschädigt und zersprengt, bis man Beides durch behutsamere Behandlung verhüten lernte. — Größere Vollendung erreichte dagegen die Malerei in der neuern, christlichen Zeit, ja sie erlangte sogar über die Plastik die Oberherrschaft, welche man, wie der Geist der neuern Poesie und Kunst überhaupt, im Gegentheil der antiken, oft pittoresk genannt hat. „Als sich", sagt Jakobs in seiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken, „die Kunst an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte sie sich in neue Gesetze fügen. Ihr Streben mußte zunächst auf Bedeutsamkeit gehen, und da diese in der Malerei zu erreichen war, so stieg die Kunst schon darum über die Plastik hinauf". In den christlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrschende Richtung nach innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr seine Empfindung abgespiegelt sehen wollte, wurde daher die Malerei, die sich unendlich mehr dem Ausdruck der Empfindung eignet als der Plastik, mit der größten Liebe gepflegt und zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Die älteste Anwendung der Malerei auf christliche Ideen aber soll in den Grüften stattgefunden haben. S. Rumohr, „Ueber die Entwickelung der ältesten italien. Malerei" (im „Kunstblatt", 1821). Die neugriechische Schule oder Kunst wird gewöhnlich für den gemeinschaftlichen Stamm der ganzen neuern Malerei in Europa, oder richtiger für die Kunststufe angesehen, durch welche die ältere und neuere Malerei mit einander in Verbindung stehen. Mit Konstantin wanderte die Kunst in das neue Konstantinopel, das er an der Stelle des alten Byzanz (330 n. Chr.) gründete, und viele Kunstwerke der Plastik und Malerei wanderten mit. (Vgl. Heyne in den „Comment. Soc. Goetting." Thl. XI.) Schon in der letzten Zeit der heidnischen Kunst hatte sich Griechisches und Römisches so verschmolzen, daß bis zu der Eroberung Italiens durch die Longobarden kein großer Unterschied zwischen griech. und italien. Kunst stattfand. In den Werken der Malerei aus den Zeiten Justinian's erhielt sich immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunst. (S. Byzantinische Kunst.) Mustvische Arbeiten werden in dieser Zeit häufig erwähnt, z. B. eine Verklärung Christi in Mosaik, für eine Kirche bestimmt. Doch scheint auch die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu seyn (Fiorillo's „Gesch. der Malerei", 1. Bd., S. 30). Im 4. Jahrh., noch mehr im 5., verbreitete sich der Gebrauch heiliger Gemälde, z. B. der Heiligenbilder, in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allgemeiner. Dieser

Gebrauch entflammte die Künstler zu neuem Eifer. Die christliche Religion ward die Mutter der neuen Malerei; oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber Vieles mußte die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen leiden. Doch hörte sie nie ganz auf. Die Päpste und Bischöfe beförderten sie sehr. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Occidente geschätzt, und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprunge damit in Verbindung gebracht. Von 726 an aber erhoben sich im Oriente die Bilderstürmer (s. d.), und viele griech. Künstler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunst vorzüglich bewahrt, jedoch wurden seit dem 9. Jahrh. die Maler seltener. Im 13. Jahrh. aber beginnt in Italien eine neue Kunst, die man, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Zeitraum (als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael, Titian angesehen werden können) einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegensatze der Malerei der übrigen Nationen, die ital. Malerei oder Schule nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelsten Formen zu offenbaren und das Ideal der Antike auf die Malerei überzutragen. (S. Italienische Kunst.) Einen andern Zweig der byzantinischen Kunst bildete, neben der altitalien., die niederrheinische oder altkölnische Malerschule, die vom Anfange des 14. Jahrh. bis Ende des 15. reicht; ihre Werke tragen noch ganz das traditionelle Gepräge der Byzantiner, welches die Gebrüder Eyck durch ihre naturnachahmende und portraitirende Weise aufhoben. Dieses Princip entwickelte sich durch Hemmling, Meckenem, Mich. Wohlgemuth, Martin Schön und die Maler des 16. Jahrh., Lucas von Leyden, Alb. Dürer, Schoreel, Mabuse, Bern. von Orley ꝛc. — Einige behaupten, es gebe nur 2 (vom einander wesentlich verschiedene) Schulen, die italien. und die niederländ.; die deutschen, franz. und engl. Künstler aber gehörten, durch den Charakter ihrer Werke, bald dieser, bald jener an. Das Eigenthümliche der niederl. Schule, welche sich in die flamändische und holländische theilt, ist Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits, Harmonie der Farben (s. Niederländische Schule), und hierin entwickelte sie sich früher als die Deutsche Malerei (s. d.). — Der eigentliche Schöpfer der neuern Landschaftmalerei ist Giorgione, geb. 1477, noch vor dem Flamländer Math. Brill, den man gewöhnlich dafür hält, der aber 70 J. später Landschaften malte. (S. Dezerthes's „Histoire de l'art de paysage, depuis la renaissance des beaux arts jusqu'au XV. siècle", Paris 1822, u. dess. Verf. „Théorie du paysage".) — Die neuern Bestrebungen der genannten europäischen Nationen bilden kein so zusammenhängendes Ganzes, wie wir in den Kunstwerken der Griechen finden. In der neuesten Zeit war die Malerei mehr zur Stubenverzierung herabgesunken, die Landschaft und das Portrait herrschten vor, und Kupferstiche vervielfältigten die Werke früherer Schöpfungskraft. Durch die Ausbildung junger deutscher Künstler in Rom seit dem 2. Jahrzehend dieses Jahrh. und durch die entgegenkommende Unterstützung der Malerei durch mehre kunstliebende Fürsten und Kunstvereine scheint diese Kunst einen neuen Schwung unter den Deutschen und Franzosen empfangen zu haben. In der Theorie der Malerei ist der technische Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perspective, den Farben ꝛc., mehr als der ästhetische, dessen Grundzüge wir im Obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem Letztern findet man in Cennini's „Leonardo da Vinci's

und Mengs's Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing (in s. „Laokoon"), Winckelmann, Füßli, Fiorillo, Falk (in s. „Kleinen Aghandlungen, die Poesie und Kunst betreffend", Weimar 1803), Fernow, Göthe (in s. „Propyläen", und besonders in s. „Winckelmann und dessen Jahrh.", Tüb. 1805) Manches hierin vorgearbeitet. Bekannt sind Vasari, Descamps („Vies des peintres flamands, allemands et hollandais etc.", Paris 1753, 5 Bde. mit 150 Portr.), Lanzi (s. d.), insbesondere C. F. v. Rumohr's „Italienische Forschungen" (Berl. 1827, 2 Thle.). — Ueber die Geschichte der alten Malerei vgl. Junius „De pictura veterum" (ed. Graevius, Rotterdam 1694); Durand's „Histoire de la peinture ancienne" (nach Plinius, London 1725); Turnbull's „Treat on ancient painture etc." (London 1740); Vinc. Requeno's „Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori" (neue Ausg., Parma 1787, 2 Bde.); Andr. Riem, „Ueber die Malerei der Alten" (Berlin 1787, 4.); Grund, „Ueber die Malerei der Griechen" (Dresden 1810—11, 2 Bde.). und Böttiger's oben angeführte Schrift. Ueber das Material, die Technik der Malerei bei den Griechen und ital. Völkern s. Hirt in den „Abhandl. der berliner Akademie der Wissensch." (1798—1803), und Stieglitz, „Ueber die Malerfarben der Griechen und Römer" (Lpz. 1817). Abbildungen, vorzüglich römischer Gemälde, findet man in Bartoli's und Bellori's Werken (z. B. „Recueil des peintures antiques", Paris 1757, und 1784 vermehrt), worin mehre, z. B. in der casa di Pito gefundene Frescomalereien beschrieben und abgebildet sind; ferner in Carletti's und Pance's Beschreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculanischen Alterthümer, und Millingen's „Peintures antiques" (Rom 1813).

Malerfarben, sowohl die Erden als Mineralstoffe, deren sich der Maler bedient, als die Tinten und Farbentöne, welche durch sie hervorgebracht werden. Oelfarben sind also diejenigen Farbestoffe, deren man sich zum Oelmalen bedient. Die vorzüglichsten Farben zu den Fleischtinten und aus denen man alle Farbentöne mischt, sind: Kremnitzer Weiß oder Silberweiß; Elfenbeinschwarz; Kernschwarz, gewöhnlich aus Pfirsich- oder Kirschkernen zubereitet, gibt einen schönen ins Graue spielenden Schattenton; Ultramarin, das schönste Blau auf der Welt, aber sehr kostbar; Berlinerblau, eine schöne Farbe; Mineralblau, noch weit reiner, zuverlässiger; lichter Ocher, eine sich freundlich mischende Farbe, zu den Fleischtönen anwendbar; Hellroth, oder gebrannter lichter Ocher; mittler Ocher, eine feurig gelbe Farbe; dunkler Ocher, den Schattentönen unentbehrlich; echt chinesischer Zinnober, eine blendend rothe Farbe; Karmin oder münchner Lack, das schönste Purpur; dauerhafter und sicherer ist der Krapplack, ein sanftes, wohlthuendes Roth; Englisch-Roth, eine schöne, aber etwas kalte, ins Violet spielende Farbe; Asphalt, eine herrliche Farbe zum Lasiren, die aber mit größter Sorgfalt angewendet werden muß; gebrannter Umbra, eine schöne, warme, braune Farbe. Haupttinten, die man zum Malen des Fleisches braucht, werden folgendermaßen gemischt: Hellroth aus lichtem gebrannten Ocher und Weiß, die lieblichste Tinte für den allgemeinen Fleischton; Vermillontinte, das reinste Blaßroth, aus Zinnober und Weiß gemischt; Karmintinte, Karminlack und Weiß zu einer Mitteltinte gemischt, das blühendste Roth für Wangen und Lippen; Rosentinte, aus Krapplack und Weiß, eine der reinsten,

zarteſten und ſicherſten Fleiſchtinten; gelbe Tinte, aus Neapelgelb und Weiß gemiſcht, folgt auf die hellrothen Töne und muß ſie mit den blauen verſchmelzen; blaue Tinte, aus Ultramarin und Weiß zu einem hellen Azur gemiſcht, gibt eine liebliche Farbe, welche die Abſtufungen von Schatten und Licht ſanft verſchmelzt, mit Gelb gemiſcht, bildete grüne, mit Roth violette Farbetöne; Bleitinte, aus Kernſchwarz und Weiß gemiſcht, ein ſanfter Farbenton; grüne Tinte, aus hellem Ocher, Weiß und Berlinerblau gemiſcht, aus Engliſch-Roth, Schwarz und Ocher gemiſcht, erwärmt und vertieft die andern Schattentöne; warme Schattentinte, aus Lack und böhmiſcher gebrannter Erde oder Aſphalt gemiſcht, gibt einen tiefen glühenden Ton, der ſehr kräftig wirkt; dunkelſte Schattentinte, aus Elfenbeinſchwarz und ein wenig Roth gemiſcht, laſirt ſehr gut und miſcht ſich dämpfend mit den Mitteltinten. — Alle lichten Tinten, welche nur aus zwei, höchſten drei Farben gemiſcht ſind, nennt man ganze Töne, die Schattentinten aber, zu denen mehre Farben kommen, halbe oder gebrochene Farbentöne. Wenn die Tinten auf der Palette gemiſcht ſind, nennt man die Farben temperirt. — Die Hauptfarben bei der Landſchaftsmalerei ſind: 1) Kremnitzer Weiß, 2) Schieferweiß, 3) lichter Ocher, 4) Mittelocher, 5) dunkler Ocher, 6) Umbra, 7) Beinſchwarz, 8) Mineralblau und Berlinerblau, 9) Ultramarin, 10) grüne Erde, 11) Lack, 12) Engliſch-Roth, 13) gebrannter Ocher, 14) Neapelgelb und gelber Lack. Um den Himmel und die Wolken zu malen nimmt man kremnitzer Weiß, Ultramarin oder zubereiteter Kobalt, Mineralblau, lichter Ocher, Engliſch-Roth und Kernſchwarz. Alle oben genannte Farben gebraucht man auch zu Hintergründen bei Portraits ſowohl, als hiſtoriſchen Gemälden; nur müſſen alle Töne recht gedämpft und gebrochen werden, damit ſie zurückweichen und den Hauptparteien nicht ſchaden; ein gut berechneter Hintergrund iſt äußerſt vortheilhaft für ein Gemälde und das Sprichwort der Franzoſen: "Les fond et défont les tableaux" iſt treffend wahr. Bei der Porzellan- und Glasmalerei ſind nur metalliſche Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht ſehr veränderlich ſind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün, Blau gibt Kobalt, Schwarz wird vom Eiſen und Braunſtein, ebenſo Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. Die Waſſerfarben werden mit Gummiwaſſer aufgetragen; die, welche harzig ſind, vermiſchen ſich nicht mit Oel. Ueber die Malerfarben, ihre Bereitung und Anwendung gibt Bouvier's "Manuel des jeunes artistes et amateurs en peinture" (Paris 1827) Anweiſung.

Malergold, ſ. Muſivgold.

Malesherbes (Chrétien Guillaume Lamoignon-), Miniſter Ludwigs XVI., geb. zu Paris den 16. Sept. 1721, war ein Nachkomme des berühmten Kanzlers Guillaume de Lamoignon, widmete ſich nach einer ſorgfältigen Erziehung den Rechten, practizirte als Sachwalter, war dann nach und nach Subſtitut des Generalprocurators, Parlamentsrath und 1750 erſter Präſident der Steuerkammer, welche Stelle er 25 Jahre verwaltete. Lebhaft widerſetzte er ſich hierbei neuen Auflagen und andern Einrichtungen, die des Volkes Wohlſtand hätten untergraben können. Während dieſer Zeit ſtanden auch die Preſſen und der Buchhandel unter ihm und er ſchützte die Gelehrten gegen die Angriffe der Intoleranz und des Fanatismus. Nach der Thronbeſteigung Ludwigs XVI.

wurde Malesherbes Minister des Innern. Unter seiner Leitung wurden mehre unschuldig Angeklagte in Freiheit gesetzt, die Gefängnisse verbessert, Nothleidende unterstützt und mehre treffliche Einrichtungen gemacht; doch, nachdem Turgot seine Stelle niedergelegt, folgte er dessen Beispiele, durchreiste alle Provinzen Frankreichs, die Schweiz, Deutschland und Holland, und suchte die eingesammelten Kenntnisse zur Verbesserung verschiedener Zweige der Cultur und Industrie anzuwenden. In der Folge bekam er wieder Sitz und Stimme im Staatsrathe, entfernte sich aber bald, da er einsah, daß an einem so verderbten Hofe nichts Gutes ausgeführt werden könne. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich Malesherbes, Vertheidiger desselben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er sich auf die rühmlichste Weise entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß Malesherbes den Verdacht der Tyrannei erregte; er ward nebst seiner Tochter und Enkelin ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt und am 22. April 1793 hingerichtet. Seine Heiterkeit verließ ihn auch im Tode nicht. Malesherbes besaß gelehrte Kenntnisse. Er war seit 1750 Mitglied der franz. Akademie der schönen Künste und Inschriften. Die meisten seiner Schriften sind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Ludwig XVIII. befahl Malesherbes's Denkmal im großen Saale des Justizpallastes aufzustellen. Dieß geschah 1826. Es hat folgende von Ludwig XVIII. verfertigte Inschrift: „Strenue, semper fidelis regi suo, in solio veritatem, praesidium in carcere attulit". Seine Lebensgeschichte ist nach Boissy d'Anglas in den „Zeitgenossen", Nr. XVII, erzählt.

Malfilâtre (Jacques Charles Louis), geb. zu Caen 1733, starb zu Paris 1767 in großer Dürftigkeit. Sein Gedicht „Narcisse dans l'Île de Vénus" (Paris 1769 8. mit Kupf. 1795) empfiehlt sich durch Harmonie, Eleganz und Reinheit der Sprache. Gleiches gilt auch von seinen Oden und von einer Uebersetzung von Ovid's „Metamorphosen". Auger besorgte 1805 (Paris in 5 Bänden) eine vollständige Ausgabe seiner Werke.

Malherbe (François de), geb. zu Caen um 1555, begab sich nach der Provence zum damaligen Statthalter dieser Provinz, dem Herzog Heinrich v. Angouleme, natürlichem Sohne Heinrich II., und heirathete daselbst die Witwe eines Raths, mit der er mehre Kinder zeugte, die aber alle vor ihm starben. Heinrich IV. gab ihm eine Hofstelle, sowie er nach Heinrichs IV. Tode auch eine Pension von der Königin Marie von Medicis genoß. Er starb zu Paris 1602. Mit Recht hält man ihn für den Vater der franz. Dichtkunst. Er hinterließ Oden, Sonette, Epigramme u. a. m. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit und pflegte zu sagen, daß man nach einem Gedichte von hundert Versen oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müsse. Die meisten seiner Poesien sind elegante Gelegenheitsgedichte, in denen der Stoff den Dichter, nicht dieser den Stoff beherrscht. Nur über die Sprache war Malherbe Herr. Er hat es zuerst versucht, die franz. Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Man erkennt in allen seinen Werken den Mann von Verstande, der gute und ungesuchte Gedanken in einer nicht gemeinen und doch natürlichen und nicht prunkenden

Sprache ausdrückt, durch seine Wendungen zuweilen überrascht und das richtige Verhältniß des Ausdrucks zum Gegenstande nicht leicht verfehlt. Er verstand die Kunst, durch rhetorische Amplication eine gute Gedankenreihe zu bilden und das Gewöhnliche durch Würde des Vortrags zu heben. Die Sprache sanfterer Gefühle redete er nur selten; aber dann nicht ohne Wahrheit und Anmuth. Auch einige seiner leichten Lieder treffen den rechten Ton der poetischen Heiterkeit. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Versification der franz. Sprache. Die besten Ausgaben seiner Gedichte besorgten Menage und Chevreau, Paris 1728, 8 Bde. 12.; St.-Marc, ebend. 1757, 8., und Mennier de Ouerlon, mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers, ebend. 1764, 12.

Mallet du Pan (Jacques), geb. zu Genf 1749, erhielt durch Voltaire eine Anstellung als Professor der schönen Wissenschaften zu Kassel, legte aber diese Stelle nach einigen Jahren nieder und lebte zu Paris als Journalist. Er setzte daselbst Linguet's „Annalen" bis zum 15. Febr. 1783 fort. Auch lieferte er die meisten politischen Artikel des „Mercure de France", die wegen ihrer Unparteilichkeit und Scharfsicht vor der Revolution allgemeinen Beifall fanden. Im Verdacht des Royalismus verließ er Frankreich 1792, begab sich nach Bern, mußte aber auch hier 1797 entfliehen, ging hierauf nach London und schrieb daselbst den „Mercur britannique", der, weil er alle Parteien versöhnen sollte, allen mißfiel und doch häufig gelesen wurde. Denn selbst Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit absprachen, gestanden ihm wenigstens große historische und politische Kenntnisse und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig sey. Er starb zu Richmond 1800 bei seinem Freunde Lally-Tolendal.

Malmaison, ein kleines Lustschloß, 2½ St. westlich von Paris, der Lieblingsaufenthalt Napoleons, dann der seiner Gemahlin Josephine, die hier 1814 starb, seitdem es ihrem Sohne Eugen, Herzog von Leuchtenberg (starb 1824), und dessen Erben gehört; es ist eine der reizendsten Anlagen in der Nähe der großen Hauptstadt. 1815 ward es größtentheils von rohen Kriegern der verbündeten Heere zerstört. Der prächtige Kunstschatz ist nach Petersburg gewandert; auch die Menagerie ist zerstört (die Kräutergewächse sind jetzt in München), sowie der botanische Garten, der unter Josephine zur höchsten Blüte gelangt war. Redoutel hat bekanntlich Abbildungen der dortigen Pflanzen geliefert. Malmaison war einst ein einfacher Maierhof, mal domus genannt, weil er auf einem Platze stand, wo die Normannen im 9. Jahrh. ihre Landungen machten.

Malmedy, Hauptort des gleichnamigen Kreises (14 QM., 27.000 Ew.) im Reg.-Bez. Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Warge, hat 4200 Ew., Hauptzollamt, Tuchmanufakturen, Mousselin-, Spitzen-, Leim- und Seifenfabrikation, Pottaschsiedereien, bedeutende Gerbereien, beträchtlichen Handel mit diesen Industrieerzeugnissen, sowie mit Getreide u. s. w. Die hiesige Mineralquelle, welche der stärkste und wichtigste aller Stahlbrunnen in der Rheinprovinz und vielleicht in ganz Preußen seyn soll, ist sowohl zum Trinken als Baden geeignet. — Die Benedictiner Mannsabteien Malmedy und Stablo, im 7. Jahrh. gestiftet und 1801 aufgehoben, standen unter einem gemeinschaftlichen Abte, welcher Reichsfürst war und vom Kaiser mit der Hoheit und den Regalien des

Fürstenthums Stablo und der dazu gehörigen Grafschaft Logne belehnt wurde. 1815 kam ein Theil des Landes an Preußen, der andere an die Niederlande.

Malpighi (Marcello), berühmter Arzt und Anatom, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Geb. 1628 zu Crevalcuore bei Bologna, lehrte er in letzterer Stadt seit 1656 die Arzneikunst, wurde kurz darauf von dem Großherzog von Toscana nach Pisa berufen, kehrte aber dennoch nach Bologna zurück und blieb daselbst bis 1691, wo ihn der Papst Innocenz VIII. als Leibarzt nach Rom berief. Er starb daselbst 1694. Seine Verdienste um Anatomie und Botanik sind sehr groß. Mit großer Genauigkeit ward von ihm Lunge, Gehirn, Zunge, Netz u. s. w. untersucht und die Ergebnisse dieser Untersuchungen in Schriften bekannt gemacht; er setzte das Daseyn der Nervenwarzen außer Zweifel, erfand das „Corpus reticulare", den Sitz der Mohrenfarbe, dehnte aber die Drüsentheorie weiter aus als es eigentlich ist. Als Praktiker ist Malpighi nicht ausgezeichnet, da er den chemischen Theorien seiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlassens bei den damals in Italien herrschenden Epidemien gezeigt zu haben. Die Werke Malpighi's sind zahlreich. Außer der Schrift über die Lunge gab er noch Abhandlungen heraus, über das Tastorgan, die Structur der Eingeweide, der Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w.; ferner über den Seidenwurm und die Bildung der Jungen im Ei. Auch schrieb er über die Anatomie der Pflanzen und theilte darüber viele feine und lehrreiche Beobachtungen mit. Wiewohl er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, so trug er doch viel zur Vervollkommnung der neuern Physiologie bei. S. „Opera omnia" erschienen mit Kupfern in 2 Theilen, Lond. 1686, 1688, Fol., auch Leyden 1687, 4., und „Opera posthuma" mit Kupf., London 1697, Fol., 2. verm. Aufl., Amsterd. 1698, 4., u. öfter, zuletzt Venedig 1743, Fol.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709, die blutigste im spanischen Erbfolgekriege, in welcher die beiden großen Heerführer der Verbündeten, Marlborough und Eugen, einen Sieg über die Franzosen unter Villars erfochten. Da die Verbündeten, ungefähr 80.000 Mann stark, auf Mons vorrückten, um diese Hauptstadt des Hennegau einzuschließen, zog ihnen Villars mit seinem 70.000 Mann starken Heere, um dieß zu verhindern, entgegen, und die feindlichen Armeen stießen bei den Dörfern Blangies und Malplaquet aufeinander. Der linke Flügel der Verbündeten unter Tilly und dem Grafen Nassau ward in die Flucht geschlagen; doch widerstand der unter Marlborough kämpfende rechte Flügel den mehrmals erneuerten Angriffe der Feinde unter dem Prätendenten, Jakobs II. Sohn, dem Ritter St.-Georg. Noch schwankte der Sieg; da entblößte Villars den Mittelpunkt seines Heeres, um dem Angriffe auf dem rechten Flügel des Feindes mehr Nachdruck zu geben, und Eugen, der den Mittelpunkt des verbündeten Heeres befehligte, benutzte diese Gelegenheit, drang vor, nahm die Verschanzungen, die den feindlichen Mittelpunkt schützten, mit Sturm und schlug die Garden zurück. Villars eilte herbei; aber es war zu spät; er selbst wurde verwundet, sein Mittelpunkt durchbrochen und die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war für die Franzosen verloren. Der Sieg kostete die Verbündeten 20.000 Mann, dagegen die Franzosen kaum 10.000 Mann verloren hatten. Die Frucht dieses Sieges war die Eroberung von Mons.

Malsburg (Ernst Friedrich Georg Otto, Freiherr von der), ward am 23. Juni 1786 zu Hanau geb., wo sein Vater, damals kurhessischer Major, in Garnison lag. Bei dem unsteten Garnisonleben des Letztern übernahm sein Oheim, welcher als Minister zu Kassel lebte, die Erziehung des Knaben. Später besuchte Malsburg das Gymnasium zu Kassel und seit 1802 die Universität Marburg, um sich daselbst, nach dem Wunsche seines Oheims, auf die diplomatische Laufbahn vorzubereiten. Leicht ward es dem begabten Jünglinge von den nächsten Berufsstudien so viel Zeit zu erübrigen, um seiner Neigung zur Poesie, die schon früh manche zarte Blüte getrieben hatte, mehr als flüchtige Augenblicke zu schenken. Eine Reise, die er nach vollendetem akademischen Cursus in Begleitung seines Oheims nach Paris machte, trug zur Entwickelung seines Kunstsinnes wie zur Ausbildung für den ihm bestimmten Beruf bei. Er kehrte 1806 nach Kassel zurück und ward kurz vor der Katastrophe, welche die Selbständigkeit seines Vaterlandes vernichtete, als Assessor in der Regierung angestellt. Sein Talent fand auch unter der neuen Regierung Anerkennung. Er rückte als Auditor in den Staatsrath ein, ward 1808 als Legationssecretair nach München und 1810 in derselben Eigenschaft nach Wien gesandt, und kehrte von da erst 1813, nachdem Kurhessen seinem angestammten Fürstenhause wiedergegeben war, nach Kassel zurück. Zwar mußte er, einer seltsamen Verordnung des alten Fürsten zufolge, wie andere Staatsdiener, in den Posten zurücktreten, den er vor dem Eintritte der fremden Herrschaft innegehabt hatte, allein schon im nächsten Jahre ward er zum Justizrathe und 1817 zum Regierungsrathe ernannt. In diesem Jahre ward er als Geschäftsträger seiner Regierung nach Dresden gesandt, und hier war es, wo er die letzten aber auch die reichsten und glücklichsten Jahre seines zu früh verblühten Lebens größtentheils zubrachte. Geistreich ohne Anmaßung, wohlwollend ohne Verstellung, kindlich-mild ohne unselbständige Nachgiebigkeit, schalkhaft-witzig ohne verwundende Herbe, liebenswürdig in seinem ganzen Wesen, wußte er Alle, die mit ihm in nähere Berührung kamen, Männer und Frauen, an sich zu fesseln. In dem engern Kreise von Freunden und Freundinnen, der sich um ihn bildete, waren die Grafen Löben (s. d.) und Kalckreuth seinem Herzen die nächsten. Mußte solcher Umgang ihn mannigfach anregen, so war doch mehr als dieser das befreundete Verhältniß zu Ludwig Tieck und seinem gastfreien Hause von förderndem Einflusse auf sein literarisches Streben. Tieck's belebendes und von der liebenswürdigsten Persönlichkeit gehobenes Gespräch, sein von tiefer Einsicht unterstützter Rath und die literarische Beihülfe aus seinem besonders in der ältern spanischen Literatur, der sich Malsburg jetzt vorzugsweise zuwandte, reichen Bücherschatze, machte ihm die Nähe des trefflichen Meisters unschätzbar, und nur ungern dachte er an die Möglichkeit einer dereinstigen Veränderung seines Aufenthalts, die bei seiner Befähigung mit jedem Jahre wahrscheinlicher wurde. Von einer Reise in die Heimath, zu welcher ihn der 1820 erfolgte Tod seines Oheims genöthigt hatte, war er als reichbedachter Erbe und als Kammerherr und Ritter des Löwenordens nach Dresden zurückgekehrt. Bald darauf (1822) bethätigte eine außerordentliche Sendung, mit der er an den berliner Hof beauftragt wurde, das in ihn gesetzte Vertrauen. Nach seiner Rückkunft von da beschäftigten ihn die Entwürfe zu neuen Einrichtungen auf dem ihm und seinem Bruder aus der Erbschaft des Oheims zugefallenen Gute

Eschenberg, und eine im Juli 1824 dahin unternommene Reise sollte die Ausführung derselben beschleunigen. Es war seine letzte. Ein zu Anfange wenig beachtetes Uebelbefinden nahm innerhalb weniger Tage eine unerwartete Wendung und artete in ein bösartiges Nervenfieber aus, das am 20. Sept. 1824 auf dem Stammschlosse der Familie zu Eschenberg seinen in den Tagen frischester Gesundheit von ihm selbst oft vorausgesagten frühen Tod herbeiführte. — Malsburg war als Dichter kein schöpferischer Genius, aber voll Empfänglichkeit für das Schöne in Kunst und Leben. Der reine fromme Sinn und die ernste Richtung, denen er in allen Verhältnissen treu blieb, waren die Seele seiner Poesie. Ueber die meisten seiner zum Theil sehr hart empfundenen Lieder ist der Geist einer sanften Wehmuth ausgegossen, die sich oft in glücklichen aus der Natur entlehnten Bildern ausspricht. Die Welt war ihm, nach seinem eignen Ausdrucke, ein Buch, das uns offen liegt zur Versenkung in tiefe, heilige Gedanken. Daher zum Theil seine Vorliebe für die bildliche Einkleidung, daher vielleicht auch seine Hinneigung zu der Poesie des südlichen Europa, insbesondere zu der ältern spanischen Literatur. In Verbindung mit einer schwesterlichen Freundin, der Stiftsdame von Kalenberg, hatte er bereits zu Kassel die Uebersetzung einiger Calderon'schen Dramen begonnen. Mit Liebe setzte er diese Arbeit in Dresden fort, und 1818 erschien der erste Band seiner Verdeutschung der Schauspiele Calderon's. Diesem folgten in den nächsten Jahren noch 5 andere, in denen, bei dem darauf verwandten sinnigen Fleiße, die Kunstfertigkeit des Uebersetzers sich allmälig zur Meisterschaft steigerte (Leipzig 1818—25). Daneben trat das Calderon'sche Lustspiel: „Die Verwickelungen des Zufalls", in einem besondern Drucke 1819 zu Berlin an das Licht. Hatte er sich in diesen Arbeiten mit liebender Hingebung an die fremde Originalität angeschlossen, so gelang ihm nicht minder in seiner u. d. T.: „Stern, Zepter, Blume" (Dresden 1824), gelieferten Bearbeitung dreier Schauspiele Lope de Vega's der Versuch, die fremde Dichtung durch freiere Behandlung der deutschen Lesewelt näher zu bringen. Von seinen selbständig poetischen Arbeiten gab er u. d. T. „Gedichte" bereits 1817 eine Sammlung heraus. Es sind Versuche von ungleichem Werth, aus denen sich jedoch „Die Verklärung des Morgensterns", eine größere aus einer unglücklichen Liebe erwachsene Dichtung, als reich an eigenthümlichen Schönheiten, hervorhebt. Eine Sammlung seiner in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreuten spätern lyrischen Poesien besorgte nach seinem Tode die oben genannte Freundin („Poetischer Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben", Kassel 1825). Von seinen in den letzten Jahren seines Lebens erstandenen Novellen nennen wir hier nur die im Taschenbuche „Urania" für 1820 enthaltene Erzählung „Rosa". Neben der Empfindung behauptete in Malsburg immer auch der Gedanke sein Recht, und wie er sich über seine eignen Arbeiten kritisch zu verständigen bemüht war, wovon die Einleitungen zur „Verklärung des Morgensterns", zu Calderon's und Lope's Stücken zeugen, so war es ihm auch Bedürfniß, sein Wohlgefallen oder Mißfallen an den Werken Anderer auf Grundsätze zurückzuführen. Mehre auf diesem Wege entstandene kritische Aufsätze, in denen die Milde der Gesinnung mit der Strenge des Urtheils sich paart, bewahren der „Hermes" und das „Liter. Conversationsblatt".

Malta, im Süden der Südspitze von Sicilien, liegt 36° N. Br., eine Inselgruppe, welche die drei jetzt den Engländern gehörenden Inseln,

Malta, Gozzo und Comino umfaßt. Diese Inseln wurden 818 den griech. Kaisern von den Sarazenen entrissen und 1090 von den Normannen erobert. 1530 trat Karl V. sie dem eben aus Rhodus vertriebenen Johanniterorden ab, welcher seitdem hier seinen Hauptsitz aufschlug. 1798 gingen diese Inseln ohne Gegenwehr durch Verrätherei an die eben nach Aegypten segelnde Flotte unter Bonaparte (s. d.) über und die Engländer konnten Malta erst 1800 nach einer langen Blockade durch Aushungern einnehmen. Im Frieden von Amiens 1802 war zwar die Rückgabe der Inseln unter neutraler Garantie versprochen; allein die Engländer trugen Bedenken, diese Bedingungen zu erfüllen. Im pariser Frieden 1814 erhielt Großbritannien diesen Schlüssel zum östlichen Theil des mittelländischen Meeres. Es bestätigte den Einwohnern ihre Rechte und Freiheiten. Die Einwohner wählen sich selbst ihre Obrigkeiten und Rechtsbehörden und alle Rechtssachen werden nach Gewohnheits- und römischen Rechten behandelt. England unterhält hier einen Gouverneur, einen Commandanten und eine Besatzung von 6000 Mann. Die Inseln trugen 1832 114.400 Pf. Sterl. ein und die Besoldungen und Pensionen allein kosteten 61.100 Pf. Sterl. Die englische Regierung hat 1818 für die Malteser einen neuen Ritterorden, den St.-Georg- und St.-Michaelsorden gestiftet, dessen Großmeister der Gouverneur ist; am 16. Dec. 1818 ward das Ordensfest gefeiert. Die Hauptinsel Malta, im Alterthum Melita, die südliche der Gruppe, enthält auf 6 QM. 90.000 Einw. Sie hat südlich hohe und steile, nördlich niedrigere Küsten. Die südwestliche Küste ist 2 M. lang mit Klippen umgeben und ganz unzugänglich; an den andern Seiten hat die Insel 10 meist befestigte Häfen und außerdem eine Menge befestigter Thürme und Schanzen an den Küsten, welche in wenigen Minuten Alles, was auf irgend einem Punkte vorfällt, signalisiren. Malta besteht, wie die beiden andern Inseln, ursprünglich aus einem dürren, nur hin und wieder mit einer dünnen Erdschicht bedeckten Kalkfelsen, welchen aber der große Fleiß der Einwohner in einen wahren Garten verwandelt hat. Sie haben Erde von Sicilien geholt und ihre Felsen damit bedeckt und verstehen meisterhaft ihren undankbaren Boden vermittelst der wenigen Quellen und vieler Cisternen zu bewässern. Das Klima ist heiß, aber die Luft durch Seewinde gekühlt, nur wenn der Sirocco weht, ist die Hitze unerträglich; von Schnee weiß man hier nichts und man muß dieß unentbehrliche Abkühlungsmittel der Getränke aus Sicilien holen. Auch der Regen ist selten, dagegen der Thau sehr stark. Der Fleiß der Einwohner erzieht hier etwas Getreide, welches jedoch für die große Bevölkerung unzureichend ist, etwas Wein und Oel, vorzüglich aber viel treffliche Baumwolle, den Hauptreichthum der Insel. Alle Südfrüchte, die man indeß aus Mangel an Dammerde nur in künstlichen Gärten zieht, erreichen hier eine selbst in Italien unbekannte Vollkommenheit und die Rosen waren schon im Alterthum wegen ihres ungewöhnlichen Duftes berühmt. Es soll keine giftige Thiere auf der Insel geben. Das Meer ist hier sehr reich an Fischen. Malta ist ein Niederlagungsort der britischen und Colonialwaaren, die im mittelländischen Meere abgesetzt werden, und führt Baumwolle, Oranien und Früchte aus. Die Einwohner verrathen schon in ihrer Körperbildung ihren afrikanischen Ursprung; dabei sind sie aber kräftig, unverdrossen und gelten für die besten Matrosen des mittelländischen Meeres; ihre Sprache ist ein verdorbenes

Gemisch des Arabischen, Italienischen, Griechischen und beinahe aller europäischen Sprachen, welche durch die Ritter aus verschiedenen Nationen hier bekannt geworden. Die Hauptstadt ist Valetta (s. d.). Bei der ehemaligen Hauptstadt in der Mitte der Insel, Civita Vecchia, befinden sich sehr weitläuftige Katakomben, ähnlich den von Syrakus. Im westlichen Theile der Insel, welcher die wenigste Dammerde hat, findet man den Hügel Benugemmo, mit merkwürdigen von Menschenhänden angelegten Höhlenwohnungen. Die Insel Gozzo, im Alterthum Gaulos, die nördlichste der Gruppe, hat eine der Insel Malta ganz ähnliche Beschaffenheit. Sie enthält auf 1¼ QM. 14.000 Einw., welche die Malteser wo möglich noch an Fleiß übertreffen; sie bauen und verarbeiten viel Baumwolle und etwas Zuckerrohr. Die Insel ist ebenfalls befestigt und hat treffliche Landungsplätze. Die kleine unbedeutende, nicht viel über 1/10 QM. große, zwischen beiden andern gelegene Insel Comino, enthält doch über 600 Einw. und hat ein Fort.

Maltebrun, eigentlich Konrad Malthe Brunn, berühmter Geograph, stammte aus einer angesehenen jütländischen Familie und war 1775 geboren. Er studirte auf der Universität zu Kopenhagen und gab frühe schon Gedichte heraus, die eine feurige Phantasie verriethen. Seine Ode auf die Seeschlacht der Dänen vor Tripolis wird als eine der guten Dichtungen dieser Art in der dänischen Literatur angesehen. Die Politik, welche durch die franz. Revolution neues Leben gewann, zog ihn bald unwiderstehlich an; er schrieb zu Gunsten der Freiheit, wovon die aristokratische Partei nichts wissen wollte und welcher auch sein eigner Vater nicht günstig war; sein „Katechismus der Aristokraten“ (1795), eine heftige Satyre auf jene Partei, zog ihm eine gerichtliche Verfolgung zu, und er mußte nach Schweden fliehen, wo er wieder zu dichten begann. Nach Verlauf von 2 Jahren kam er nach Kopenhagen zurück, das Herz noch voll Groll gegen ungerechte Machthaber. Er schrieb gegen einige willkürliche Handlungen der Regierung und mußte nun wieder nach Schweden zurückflüchten; er blieb aber dort nicht lange, sondern begab sich nach Hamburg. Hier oder in Schweden soll er zu einer geheimen Gesellschaft, die vereinigten Skandinaven genannt, gehört haben, welche die Vereinigung der 3 nordischen Reiche in einen Republikenbund befördern wollte. Maltebrun hatte einen abenteuerlichen Geist und entwarf stets ungeheure Projecte. Rußland und Schweden sollen sich über diese geheime Gesellschaft am kopenhagner Hofe beschwert und dieser eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet haben. So viel ist gewiß, daß Maltebrun 1800, ein Jahr nach seiner zweiten Flucht, zur ewigen Verbannung verurtheilt wurde, wegen eines Versuches, die monarchische Staatsverfassung umzuändern. Von Hamburg begab er sich nach Frankreich und lebte in Paris anfangs vom Unterrichtgeben. Er schrieb hier Einiges in den Tagesblättern und suchte einen reichen Norweger zur Anlegung einer Colonie auf der Westküste Afrikas zu bewegen. Noch in spätern Jahren verfolgte er dieses Project und ließ es Napoleon zustellen. Er begann 1804 mit dem franz. Geographen Mentelle eine große Erdbeschreibung in 16 Bänden, die in 3 Jahren vollendet wurde, aber ziemlich unförmlich ist, da mehre Hände daran gearbeitet haben. Dennoch war diese die beste und größte Erdbeschreibung, die man in Frankreich hatte. Seit 1806 war er einer der Hauptmitarbeiter an dem damals außerordentlich verbreiteten „Journal des débats“; er besorgte die

auswärtige Politik, lieferte eine Menge Recensionen geographischer und historischer Werke, und schrieb außerdem manche kleinere Aufsätze, zum Theil polemischen Inhalts, weßhalb er mit andern Tageblättern und Schriftstellern oft in Streit gerieth. Dieser Federkrieg war ganz sein Element und hielt ihn beständig in Athem. Seine meistens im „Journal des débats“ zerstreuten Aufsätze sind nach seinem Tode in 3 Bänden gesammelt worden. Als 1807 Polen wieder eine Rolle in der politischen Welt zu spielen begann, gab er ein „Gemälde Polens“ heraus, welches jedoch aus Mangel an guten Quellen nur dürftig ausfallen konnte, später aber von 2 Polen in Paris umgearbeitet worden ist. Seine sehr freie Uebersetzung von Barrow's Reise nach Cochinchina enthält Manches aus eignen literarischen Forschungen. Er begann 1808, ungeachtet seiner thätigen Mitwirkung am „Journal des débats“, die „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire“, die er bis 1814 mit der Beihülfe anderer Gelehrten fortsetzte; sie enthalten eine Menge Auszüge aus englischen und deutschen Reisebeschreibungen und geographischen Werken. Maltebrun's Kritik darin ist zuweilen scharf und schonungslos. Es sind von dieser Sammlung 24 Bände und ein Register erschienen. Unter dem Titel: Nouvelles annales des voyages“, unternahm er hernach mit Eyriès eine Fortsetzung dieses Unternehmens, das auch bis jetzt noch besteht. Als im Anfange 1814 die verbündeten Truppen in Frankreich einrückten, ließ sich Maltebrun vom „Journal des débats“ mit Genehmigung der Regierung ins franz. Hauptquartier zu Troyes schicken, um von da aus die frischesten Kriegsnachrichten geben zu können. Er war im „Journal des débats“ einer der eifrigsten Vertheidiger Napoleons, obschon er im Grunde manches Tadelnswürdige an ihm fand, und er spornte bis ans Ende die Franzosen an, Napoleons Herrschaft zu vertheidigen. Nach der Rückkehr der Bourbons trat er vom „Journal des débats“ ab, und gab eine besondere Zeitschrift „Le spectateur“ heraus, wovon 3 Bände erschienen. 1815 ward er einer der Mitarbeiter an dem ultraroyalistischen Tageblatte „La quotidienne“, und schrieb bei der zweiten Abdankung Napoleons eine „Apologie Ludwig XVIII.“ Späterhin trat er wieder beim „Journal des débats“ ein, und verblieb dort bis zu seinem Tode. Sein Hauptwerk ist das „Précis de la géographie universelle“, wovon er nur 6 Bände hat vollenden können. Die beiden letzten sind von einem Gelehrten Namens Huot, der sich nur beiläufig mit Erdbeschreibung abgegeben, hinzugefügt worden und stehen den andern an geographischer Kritik sehr nach. Die zweite Auflage ist von demselben Huot umgearbeitet worden; auch ist nach Maltebrun's Tode ein Abriß seines „Précis“ erschienen, und in mehren Sprachen sind freie Uebertragungen des „Précis“ mit Verbesserungen und Zusätzen geliefert worden. Es ist zu bedauern, daß er dieses mit vielem Scharfsinn abgefaßte, wiewohl bei weitem nicht fehlerfreie Handbuch selbst nicht hat beendigen und verbessern können. In dem Zustande, worin er es gelassen hat, ist es bereits sehr im Werthe gesunken; immer aber wird es ein Muster eines weitumfassenden und angenehm zu lesenden Compendiums seyn. Als rüstiger Vertheidiger des von der heiligen Allianz in Aufnahme gebrachten politischen Legitimitätssystems, gab er eine Abhandlung über diese Legitimität heraus, die aber bei keiner Partei großen Beifall erhielt. Als die geographische Gesellschaft in Paris errichtet wurde, zeigte Maltebrun viel Thätigkeit bei den Arbeiten derselben, und war eine Zeitlang

Secretair dieſes Vereins. Er ſtarb am Schlage im Dec. 1826 beinahe mitten unter der Arbeit. Seine Witwe bekam eine kleine Penſion vom „Journal des débats“.

Malter, ein an verſchiedenen Orten in Deutſchland, Polen, Preußen, Elſaß ꝛc. übliches Getreidemaß, in Oberſachſen, Thüringen und Brandenburg die Hälfte von einem Wiſpel, oder 12 Scheffel; in Würtemberg und Hanover hält 1 Malter 3 Scheffel, am Rhein 4 Scheffel; in Polen und Preußen 16 Scheffel; in Hammerwerken und Kohlenbrennereien ein Holzmaß von 48—50 Kubikfuß.

Malteſerritter, ſ. Johanniterritter.

Malz, Getreide, meiſt Gerſte und Haber, welches durch Keimen und Dörren eine Vorbereitung zum Behufe des Bierbrauens und Branntweinbrennens erhalten hat; es gibt Darr- und Luftmalz; erſteres zum braunen, letzteres zum weißen Bier; ferner engliſches langes und kurzes. Viele Seeſtädte (Danzig, Stralſund, Königsberg) treiben mit Malz ſtarken Handel; in Stralſund bilden die Malzarbeiter ein eigenes Gewerbe. (Vgl. Bier.)

Mamelucken (Memalik, d. i. gekaufter Knecht) waren ſeit dem 13. Jahrh. ein Corps von anfänglich 12.000 Mann, welches der Sultan Nodſchmadin aus georgiſchen, cirkaſſiſchen, mingreliſchen, meiſtens aber türkiſchen Sklaven, die er von dem großen Verheerer Aſiens Dſchingiskhan gekauft hatte, bildete, und welches ſich nachher immer durch Ankauf neuer Sklaven ergänzte, die erſt frei wurden, wenn ſie ſich auszeichneten und eine höhere Stelle erhielten. Sie bildeten eine für die orientaliſche Kriegskunſt furchtbare Reiterſchar und miſchten ſich bald in Regierungsangelegenheiten. Ja als Ludwig IX. 1248 an der Spitze eines Kreuzheeres Damiette eroberte, und bald nachher von Manſura umringt und gefangen genommen, gegen Löſegeld freien Abzug erhielt, empörte ſich dieſe Militz des letzten Sultans Turan Schah, 1250, machte ſich zu Herren des Landes, und erhob 1254 einen aus ihrer Mitte, den Mamelucken Ibegh, zum Sultan. So herrſchten ſie unter ſelbſt gewählten Anführern über 250 Jahre, und unter dieſen furchtbaren Despoten verſchwand in Aegypten auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Bildung. 1517 eroberten die Türken unter Selim I. Aegypten und ließen es durch einen Paſcha regieren, wobei aber die Mamelucken unter ihren 24 Beys die wahren Beherrſcher des Landes blieben, bis ihre Macht durch den Feldzug der Franzoſen 1799 unter Bonaparte (ſ. d.) zuerſt gebrochen wurde. Der jetzige Paſcha von Aegypten, Mohammed Ali, zwang die Mamelucken-Beys gänzlich zur Unterwerfung, und ließ ſie treulos, ihnen geheime Ränke ſchuldgebend, im März 1811 bei einer feierlichen Veranlaſſung 470 an der Zahl ermorden. Die Uebrigen wurden enthauptet, und nur die franz. Mamelucken blieben verſchont.

Mammuth, ſ. Verſteinerungen.

Mänaden hießen die Bacchantinnen, die Prieſterinnen des Bacchus (ſ. d.).

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunſt, daß das Zeitmaß eines Tonſtücks immer langſamer werde, und der Ton allmälig ſchwinden ſoll.

Manchester, einer der wichtigſten Fabrik- und Manufakturplätze Englands in Lancaſterſhire, mit 160.000 Einw., liegt in einer hügeligen Gegend am ſchiffbaren Irwell, über welchen eine ſchöne ſteinerne

und eine eiserne Brücke führt nach der Vorstadt Salford. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut; der ältere Theil derselben, wo die großen Fabrikgebäude sind, ist von alter, der neuere aber von freundlicher Bauart; am schönsten ist der Crescent, eine prächtige Häuserreihe am Flusse in der Form eines Halbmonds. Merkwürdig ist die schöne Collegiatkirche, im gothischen Styl erbaut; der neuere Theil derselben ist höchst geschmackvoll verziert. Manchester ist der Sitz einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft, welche mehre gemeinnützige Abhandlungen herausgeben; es hat eine öffentliche Bibliothek von 18.000 Bänden, in einem eigenen schönen Gebäude aufgestellt; eine große, nach Lancaster's System eingerichtete Freischule, eine Börse, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, und ist der Mittelpunkt der englischen Baumwollen-Fabriken; ferner trifft man hier viele Fabriken in Sammet, Manchester (der von dieser Stadt den Namen hat), Plusch, Pique, Hüten und Papier; Eisengießereien und Dampfmaschinen-Fabrik. Der Handel mit Fabrikaten ist sehr wichtig und wird von 200 Handelshäusern betrieben. Die Nähe von Bergwerken und Steinkohlen, und besonders der bridgewatersche Canal tragen viel zum Flor des Handels bei. Auch ist zwischen hier und Liverpool eine Eisenbahn.

Mandarine, die vornehmen Beamten in China (vgl. d.).

Mandat, Mandator, s. Vollmacht.

Mandaten, Territorial-Mandaten, ein Papiergeld, welches die französische Republik schuf, um die Assignaten, nachdem sie fast allen Werth verloren hatten, damit zu vertilgen. Diese fielen durch die ungeheure Menge, in welcher sie verfertigt worden waren, nach dem Sturze Robespierre's, der dieselben durch Zwang in Cours erhalten hatte, so tief, daß der Louisd'or, welcher eigentlich nur 24 Livres gelten sollte, gegen Ausgang des Jahres 1795 3000 galt, bis in den Febr. 1796 bis über 6000 und bald nachher bis auf 20.000 Livres stieg. Jetzt erfand die Regierung die Mandaten, oder Anweisungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter, welche vor den Assignaten (s. d.) wesentliche Vorzüge hatten. Diese waren nur im Allgemeinen Anweisungen auf die Nationalgüter, jene hingegen hatten eine ganz specielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgezählte Güter, und konnten jeden Augenblick in Grundeigenthum verwandelt werden, weil ihre Besitzer in jedes auf der Unterpfandstafel bezeichnete Gut, sowie sie sich deßhalb melden und den vierten Theil des Preises niederlegen würden, ohne Weigerung eingesetzt werden sollten. In einer Zeit von ungefähr 7 Monaten waren von den 2400 Millionen, welche überhaupt in Mandaten ausgegeben worden waren, bereits 1300 Millionen vernichtet, und die noch coursirenden auf 18 pCt. herabgesunken, und sie fielen nach und nach immer tiefer, sodaß sie zuletzt nur noch den hundertsten Theil ihres Nennwerthes galten. Durch die Erschaffung dieses Papiergeldes befreite sich Frankreich von einer ungeheuren Schuldenlast, sodaß, weil die Assignaten mit einem Verlust von 70 pCt. durch Mandaten eingelöst wurden, und diese endlich selbst 99 pCt. verloren, zuletzt eine Million hinreichte, um deren 400 zu bezahlen. Bei dieser, für den Staat sehr glücklichen, Operation büßte das Publikum gleichwohl verhältnißmäßig sehr wenig ein, weil beide Arten des Papiergeldes den Werth allmälig verloren und die letzten Inhaber desselben es beinahe für nichts erhalten hatten.

Mandeln sind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaums: Amyg-

dalus Linn. Man hat zwei Arten: süße, die ein mildes Oel enthalten und als Nahrungsmittel und Arznei gebraucht werden; bittere, die Blausäure enthalten und giftige Wirkungen, in großen Quantitäten genossen, auf Thiere und selbst Menschen äußern. Der Mandelbaum kam aus dem südwestlichen Asien und Nordamerika; ist aber jetzt auch im mittäglichen Europa einheimisch; in Deutschland, wo man ihn, seiner schönen rothen Blüthe wegen, in Gärten zieht, bringt er die Frucht nicht zur Reife. Die besten Mandeln sind die länglichen aus Malaga. Die aus Valencia und die italienischen Ambrosiamandeln stehen ihr nach. Die bittern Mandeln kommen aus der Türkei. Knackmandeln sind die Mandeln mit der Schale. Mandeln (consillae) nennt man auch zwei große Drüsen, oben am Schlunde zu beiden Seiten des untern Theils der Zunge. Sie sind locker und schwammig; sie entzünden sich leicht, schwellen dann an und bilden leicht eine anhaltende Intumescenz.

Mandeville (Bernhard von), geb. zu Dortrecht von einer franz. Familie 1670, starb als Arzt zu London 1733, war entschiedener Antimoralist, dessen mit manchem Wahren vermischte Sophistereien von Berkeley, Will. Law und Bluet heftig bestritten wurden; schrieb: "The fable of the bees" (Fabel von den Bienen) (London 1714); sechs Gespräche, zur weitern Rechtfertigung seiner Behauptungen; "Enquiry into the origin of moral virtues" (2 Bde., London 1732). Hier erklärte er die philosophische Tugend für eine Erfindung von Betrügern, die christliche für ein Product der Narrheit; "Free thoughts or religion, the church, governement" (London 1720, 23, 29; deutsch, 1726; franz. Uebersetzung seiner Schriften, 4 Bde., London 1740).

Mandoline (ital. Mandola, Mandora), ein kleines mit vier Saiten bezogenes, lautenartiges Instrument, welches sowohl mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dgl. Instrumente mit sechs und mehr Saiten, die folglich der Laute noch ähnlicher sind. Als Virtuos auf diesem dürftigen Instrumente ist der Italiener Vimercati auch in Deutschland bekannt, sowie es überhaupt vorzüglich in Italien im Gebrauch ist. Die viersaitige Mandoline bekommt die Stimmung der Violine, die Saiten sind Stahl- und Messingsaiten.

Mandragora nannten schon die Alten eine Wurzel, welche zweigespalten wächst und Aehnlichkeit mit der Menschengestalt hat. Daher legte man ihr auch Wunderkräfte bei und nannte das Kraut derselben Circeam. Nach Josephus ("Antiquit.", Buch VIII, Cap. 2) soll Salomo eine solche Wunderwurzel besessen haben, welche Teufel austrieb. Plinius in seiner Naturgeschichte gibt an (Buch XXV, Cap. 13), wie man sie ausgraben müssen, und Josephus, der sie Bararas nannte, erzählt etwas Aehnliches (Buch VIII, Cap. 2). Man glaubte, diese Wurzel habe ein doppeltes Geschlecht und mache fruchtbar; daher es auch nach den Erklärern der Bibel die Frucht seyn soll, welche Rahel nach 1. Mos. 30, 14, von der Lea begehrte. Viele ältere Schriftsteller, z. B. Jakob Thomasius, haben über sie geschrieben. (S. das Journal "Die Vorzeit", Bd. 3, Heft 1.)

Mandschu, Mandschuren, s. Tungusen.

Manelli (Pietro), komischer Sänger, kam um 1750 an der Spitze einer Gesellschaft von Sängern des ital. Intermezzos nach Paris und gewann das Publikum durch sein komisches Talent bald für sich. Es

entstand ein lebhafter Streit über ihn, und ein Kampf der neueren italienischen mit der altfranzösischen Musik. Die Parteien gaben sich den Namen Buffonisten und Antibuffonisten. Parteihäupter waren J. J. Rousseau und Grimm. Die italienische Musik blieb zuletzt siegreich.

Manen (Manes), bei den Römern, die Seelen der Verstorbenen. Das Wort hat also eben die Bedeutung, wie Lemures. Wenn sie wohlthuend waren, nannte man sie Laren, waren sie aber schädlich, Larven od. Manien. Einige halten sie auch für die bösen und guten Genien der Menschen, welche diese bei ihrem Leben begleiten. Auch sie wurden nach dem Tode des Menschen zu Laren oder Larven, je nachdem sie gut oder böse gewesen waren. Den Namen Manen bekamen sie nach Einigen von einem alten Worte manus (gut); man nannte sie aber die guten Geister in eben dem Sinne, wie die Furien von den Griechen Eumeniden genannt wurden. Man zählte die Manen mit zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde erschienen und als Gespenster sichtbar würden. Insbesondere sollten sie an drei Tagen des Jahres, den 30. August, 4. October und 7. November, die Oberwelt besuchen; daher diese Tage für sehr unglücklich bei den Römern gehalten wurden. Den Manen pflegten die Römer ihre Gräber zu widmen, daher über dieselben gewöhnlich die Buchstaben D. M. S. d. i. Diis Manibus Sacrum gesetzt wurden. Bei mißlichen Umständen einer Schlacht pflegten sich ihnen auch die römischen Feldherren zu weihen. Wenn man glaubte, daß sie erzürnt wären, so mußte der Pontifex Maximus Mittel, sie wieder zu versöhnen, angeben.

Mangan, Braunsteinmetall, ist von grauweißer Farbe, von körnigem Gefüge, starkem Glanz und in der Härte dem Eisen nachstehend. Zähigkeit und Geschmeidigkeit scheint es gar nicht zu besitzen, indem es sich leicht zerpulvern läßt. Sein specifisches Gewicht soll = 8,01 seyn. Es ist nicht magnetisch, scheint aber dem Magnetismus des Eisens durchaus nicht hinderlich zu seyn. An der Luft verbreitet es einen Geruch nach stinkendem Fett und verändert sich fast augenblicklich, läßt sich auch selbst unter Alkohol nicht aufbewahren. Zum Schmelzen erfordert es eine noch größere Hitze als das Roheisen; es verschlackt sich dabei leicht, wenn die Luft nicht abgehalten wird. Man kennt fünf Oxydationsstufen. Die fetten Oele, besonders aber die Säuren, lösen die Kalke in der Hitze auf, die Alkalien wirken auf dem trockenen und mehre auch auf dem nassen Wege darauf ein. Mit dem Eisen kommt das Magan häufig vor und gibt ihm eine größere Härte. Die reinen Maganerze werden beim Glasmachen und zur Emaillemalerei angewendet. Der schwarze Magankalk färbt die Gläser roth oder violet, je nachdem er in geringerer oder größerer Menge angewendet wird; ein brennbarer Körper (Holz oder Kohle) entzieht dem Glase die Farbe und deßhalb dient das Manganerz auch zum Entfärben des grünen Glases, färbt dasselbe aber röthlich, wenn es in zu großer Menge genommen wird.

Mangili (Giuseppe), geb. zu Caprino im Bergamaskischen 1767, zeichnete sich im Fache der Naturwissenschaft höchlich aus. Er war ein Freund Mascagin's und im anatomischen Theile Mitarbeiter Felix Fontana's. Auf die Empfehlung Scarpa's 1799 zum Nachfolger Spallanzani's ernannt, verwaltete er mit großem Beifalle dieses Amt. Seinen „Abhandlungen über die winterschlafenden Säugethiere“ ward der Beifall aller Gelehrten Europas zu Theil. Auch über das Vipern-Gift

schrieb er ein interessantes Werk, worin er das Ammonium als das beste Gegenmittel aufstellte. Seine wichtigsten Schriften behandeln die Lehre von der Lebenskraft. Er starb am 15. November 1829.

Manheim, ehemals die Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt die zweite Residenz des Großherzogs von Baden und die Hauptstadt des Neckarkreises des Großherzogthums Baden, liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwischen den dies- und jenseitigen Rheingebirgen, am linken Ufer des hier in den Rhein fließenden Neckar, mit 20.000 Einwohnern. Ueber beide Flüsse führen Schiffbrücken. Sie gehört zu den regelmäßigsten, aber auch neuesten Städten Deutschlands. Erst 1606 legte hier Kurfürst Friedrich IV. ein festes Schloß an, um welches die Stadt, vorzüglich durch Flüchtlinge aus den Niederlanden, entstand. Der 30jähr. Krieg brachte sie sehr herunter, und kaum hatte sie sich etwas erholt, als die Franzosen 1688 sie gänzlich vernichteten. Sie erhob sich indeß aus ihren Trümmern und ward seit 1720 die Residenz der pfälzischen Kurfürsten. Dadurch ward sie zu einer der blühendsten Städte Deutschlands, bis 1777 der Kurfürst nach München zog. Auch im französischen Kriege litt Manheim durch Belagerung. Jetzt sind ihre Werke abgetragen und in Gärten verwandelt. Sie hat schöne Straßen, herrliche Plätze. Die schönsten Plätze sind: der Paradeplatz, mit einem trefflichen Brunnen von Crepello gegossen; der Marktplatz mit einer allegorischen Gruppe, auf die Lage von Manheim am Rhein und Neckar deutend, von van der Branden. Unter den vielen und schönen öffentlichen Gebäuden sind die bedeutendsten: das sehr weitläuftige und prächtige 755 F. lange Schloß, wovon aber ein Theil abgebrannt ist, und worin sich noch schöne Sammlungen von Gemälden, Antiken und Gypsabgüssen befinden. Die prächtige ehemalige Jesuitenkirche. Der mit Säulen vom feinsten pfälzischen Marmor gezierte hohe Altar ist äußerst geschmackvoll und die in Fresco gemalte Decke eine von den schönsten in Deutschland. Diese Kirche hat zwei Thürme, zwischen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel soll vom Boden an 250 Fuß betragen; von den 250 Fuß ihrer Länge nimmt das Schiff der Kirche allein 200 ein. Das auf 72 Bogen ruhende, 160 Schritte lange Kaufhaus, mit einem schönen Thurme; das ganz neue, in einem edlen Style erbaute, 92 Fuß hohe, 400 Fuß lange und 118 Fuß breite Zeughaus; das Theatergebäude mit kunstvoller Bildnerarbeit; die schöne, sehr wohl eingerichtete Sternwarte. Man findet in Manheim 1 Lyceum, 1 Handlungsinstitut, 1 Bibliothek, 1 botanischen Garten. Auch sind: 1 Stückgießerei, 1 Münze, 6 Tabacks-, Krapp-, Leinewand-, Tapeten-, Semilor-, Woll- u. andere Fabriken vorhanden. Der Handel und die Schifffahrt ist ansehnlich. Die Stadt ist mit schönen Gärten und Anlagen umgeben, wovon die Insel Mühlau zwischen dem Rhein und Neckar und einem Arme, welcher diese verbindet, besonders hübsch ist. Reinliche, reiche und große Dörfer mit schönen Kirchen und Schlössern in dieser Gegend sind häufig, und gehören zu den vorzüglichsten in Deutschland.

Manichäer. Von dem Stifter dieser merkwürdigen Sekte hat die Geschichte 2 verschiedene Nachrichten; doch zuverlässiger als die arabische aus dem 10. Jahrh., die ihn zu einem vornehmen Magier, kunstreichen Maler und christlichen Priester macht, übrigens aber nichts merkwürdiges neues von ihm sagt, scheint die viel ältere, in den christlichen Kirchenschriftstellern aufbehaltene Erzählung zu seyn. Nach dieser kam er im Kna-

benalter als Sklave u. d. N. Kubrikus zu einer begüterten Witwe in Persien, bei der er die 4 Bücher des Skythianus, eines sonst nicht bekannten ägyptischen Schwärmers, dessen Schüler Terebinthus od. Buddas sie ihr hinterlassen hatte, u. d. T. Geheimnisse, Hauptstücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand. Die Witwe nahm ihn als Sohn an und ließ ihn in der Philosophie und Religion der Magier unterrichten. 3 Jahre nachher starb sie; ihr Tod setzte den 12jähr. Knaben in den Besitz ihres Reichthums und der, wahrscheinlich durch Zusätze des Buddas vermehrten, Skythianischen Schriften. Er hatte schnellen Begriff, glühende Lernbegierde, phantastischen Geistesschwung, welcher, sowohl wie sein Stolz, durch die Erlernung vermeinter erhabener Geheimnisse sich immer höher hob. So entfaltete sich immer mehr im fähigen, aber aufgeblasenen, Schwärmer der künftige Stifter einer merkwürdigen Sekte. Das Andenken seiner Knechtschaft zu vertilgen, gab er sich den Namen Mani, welcher auf chaldäisch ein Gefäß, auf persisch Rede bedeuten soll. Die Griechen nannten ihn Manes. Bei allen Bestrebungen seiner Eitelkeit gelang ihm gleichwohl nicht, während seines Lebens die neue Lehre weit zu verbreiten. Man spricht nur von etlichen und 20 seiner Anhängern, unter denen er 7 Auserkorne soll gehabt haben, deren meist begünstigte 3 waren, Thomas, Addas und Hermas. Einen größern Schauplatz zu finden, begab er sich nach Ktesiphon, der Hauptstadt und dem Königssitze des neupersischen Reiches. Hier dolmetschte er die Bücher des Skythianus und des Terebinthus ins Persische und sandte zwei seiner vertrautesten Jünger, Thomas und Addas, jenen nach Aegypten, diesen nach Skythien, um mit seiner Weisheit diese Völker zu erleuchten. Nun ward der Sohn des Königs Sapor krank. Schwindelnd von Hoffnung, in seinen geheimen Wissenschaften unfehlbare, sey es natürliche, sey es übernatürliche, Heilmittel zu finden, meldete sich Manes und verhieß, den königlichen Knaben gesund zu machen. Der König hatte eine Unterredung mit ihm und ward von ihm eingenommen, die Aerzte mußten den jungen Fürsten verlassen, dem Manes Mittel reichte, worauf ihm bald der Kranke unter den Händen starb. Zürnend ließ Sapor den Manes in Bande legen, in denen er lange schmachtete. Indessen kamen seine ausgesandten beiden Jünger wieder heim, fanden Mittel, ihn im Kerker zu besuchen, erzählten, wie sie seine Lehre hätten verbreiten wollen, aber keinen Erfolg gehabt, woran vor Allen die Christen Schuld waren. Sie baten ihn, seiner Philosophie zu entsagen, welche überall gehöhnet und verworfen würde. Aufmerksam gemacht auf die Christen, verschaffte er sich unsere göttlichen Schriften, und als er darin fand, daß Christus verheißen hätte, einen andern Paraklet (Tröster, Erinnerer), nach seinem Hingange zum Vater zu senden, wandte er, vielleicht selbst durch Eitelkeit bethört, diese Verheißungen auf sich an und fügte Zusätze aus dem Christenthum, wie es ihm gut däuchte, zu seiner, schon ohnehin aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Lehre. Nachdem er sich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Veste an den Grenzen Mesopotamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte er u. d. N. eines Apostels Jesu Christi, nach der arabischen Erzählung auch begünstigt von Sapor's Nachfolger Hormisdes (Hormuz) (272 n. Chr.), die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu bekehren. Bei diesen Bemühungen soll er von Archelaus, einem christlichen Bischof zu Kaskar (Charrä) in Mesopotamien, in 2 Disputationen überwunden, bald auch wieder

am persischen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Befehl des Königs Varacces (Baharam) hingerichtet (die christliche Nachricht sagt geschunden) worden seyn. Obgleich die Zeugnisse der Alten von der Lehre der Manichäer manchmal nicht ganz übereinstimmen, haben wir dennoch von dieser Häresie sehr sichere und vollständige Kunde, da der heil. Augustin sie in verschiedenen Schriften bekämpfet hat, nachdem er selbst ihr in der Jugend angehangen. Manes nahm 2 Grundwesen an, ein gutes (Licht) und ein böses (Finsterniß), welches dem erstern in allen Stücken entgegentritt; jedes von unzähligen aus ihm ausgeflossenen gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in 5 Elementen oder wie Stockwerke über einander gethürmten Sphären wohnen; im Reiche des Guten gehen Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Aether; im Reiche des Bösen aber Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch hervor, aus denen dann wieder ihnen ähnliche Creaturen entspringen. Beide Grundwesen waren lange in Streit mit einander und während desselben erblickten die bösen Kräfte das ihnen vorher ganz unbekannte Lichtreich. Dieß zu erobern machte das böse Princip, Hyle oder Teufel genannt, Friede unter den Seinigen; das gute hingegen erzeugte die Mutter des Lebens und aus dieser den ersten Menschen, um den Seinen einen Anführer in ihm zu geben. Dieser suchte die Kräfte der Finsterniß durch List und Liebe zu bezwingen; allein viele Lichtseelen und selbst sein eigner Sohn, der leidensfähige Jesus, wurde vom Teufel und seinen Aeonen verschlungen. Hierauf sandte Gott den heil. Geist zu Hülfe, der die Feinde fesselte und das Weltgebäude schuf. Der Teufel aber, um das Böse in die Welt zu bringen, erzeugte den Menschen, dessen Körper und sinnliche Seele seinem Reiche angehören, dessen vernünftige Seele aber von dem, in jenem Kampfe von dem Teufel verschlungenen Lichtstoffe ist. Deßhalb sehnen sich auch die Menschen zu dem Lichte zurück und zu ihren Gunsten sandte Gott seinen Sohn Christus (vom leidensfähigen Jesus verschieden) in die Welt, der aber nicht Mensch wurde, sondern was das Evangelium erzählt, ist bloß Schein, sein Leiden, Tod und Auferstehung sind nur Sinnbilder der menschlichen Läuterung durch Entsagung, Tod und neues Leben. Ehe er seine sichtbare Gegenwart den Menschen entzog, verhieß er ihnen den Paraklet (Tröster, Ermahner), der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Und dieser war nun gekommen; er war kein anderer als Manes. Durch Befolgung der Lehre Christi werden die Menschen fähig, wieder ins Lichtreich zurückzukehren, ihr heimisches Gefilde. Das verschiedene Verhalten der Menschen hienieden bestimmt deren verschiedenes Schicksal nach dem Tode auf dreifache Weise. Diejenigen, welche den Vorschriften Christi vollkommene Genüge geleistet haben, müssen gleichwohl noch eine Reinigung ausstehen. Seelen, welche nicht so vollkommen, wie jene, nach der Lehre Christi gewandelt haben, sind der Seelenwanderung unterworfen. Je nach verschiedenem Verdienste müssen sie in verschiedene Leiber anderer Menschen, oder Thiere, auch in Pflanzen übergehen, ehe sie zur Seligkeit erhoben werden. Welche aber entweder die Wahrheit nicht erkannten oder freventlich sündigten, die werden zur Hölle verdammt; einige gleich nach dem Tode, andere nach Durchwanderung mehrer Körper. Das Höllenfeuer, obschon bestehend aus einem Elemente des Nachtreichs, hat dennoch Kraft zur Läuterung bis auf einen gewissen Grad. Ist dieser erreicht worden, so gehen die

Seelen in andere Leiber über. Bessern sie sich nicht, so werden sie wieder in die Hölle gestürzt, wo sie bleiben bis ans Ende der Welt. Die Leiber stehen nicht wieder auf. Sie wurden gebildet aus den Elementen des Reichs der Finsterniß und sind nur Gefängnisse der Seelen. Ein großes Feuer wird die Welt verzehren. Dann werden die Seelen, welche nicht würdig befunden worden, ins Lichtreich einzugehen, das Amt bekommen, Wache zu halten zwischen diesem und dem Reiche der Finsterniß, auf daß das böse Grundwesen nichts Neues unternehmen könne. Mit diesem Religionssystem, das in den Büchern des Skythianus und Manes eignen Zusätzen, Briefen und apokryphischen Schriften enthalten war, aber noch in Bruchstücken, welche man in alten Streitschriften, besonders des heil. Augustinus gegen die Manichäer findet, vorhanden ist, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Die Manichäer verwarfen alle göttlichen Schriften des alten Bundes. Nur die 10 Gebote hielten sie für gültig, doch nur als lange vor Moses's Zeit bekannt gewesene Gesetze. Die Manichäer hatten zwar die Taufe, ließen aber nur die Auserwählten dazu gelangen, und selbst unter diesen nur diejenigen, welche es verlangten. Sie behaupteten, die Eucharistie zu haben, hatten aber nichts, was unserm Abendmahl ähnlich war; und da sie sich den Genuß des Weins untersagten, können sie auch darum nicht den gesegneten Kelch gehabt haben. Sowie Manes das geistliche Oberhaupt seiner Anhänger gewesen war, wurden auch nach ihm Andere dazu gewählt. Unter dem Oberhaupte standen 12 Lehrer, unter diesen 72 Bischöfe. Jene sollten die 12 Apostel, diese die 70 oder 72 Jünger des Sohnes Gottes vorstellen. Unter diesen standen Priester, Diaconen und sogenannte Glaubensboten, welche Gemeinden zu gründen, oder die gegründeten zu befestigen, ausgesandt wurden. Diese ganze Geistlichkeit ward aus den sogenannten Auserwählten erkoren, welche das priesterliche Geschlecht genannt wurden. Aber nicht alle Auserwählte waren dem Gottesdienste gewidmet. Sie hatten auch Jungfrauen, welche sich beständiger Enthaltung widmeten. Die Manichäer hatten weder Tempel, noch Altäre, noch Opfer, noch Bilder, noch Rauchwerk. Den Sonntag hielten sie, fasteten aber an diesem Tage, weil sie sagten, die Welt werde am Sonntage untergehen. Kein Fest, welches Beziehung auf die Menschwerdung des Sohnes Gottes hat, ward von ihnen gefeiert, wohl aber der Todestag Christi; ob der Tag seiner Auferstehung? das ist zweifelhaft. Der Todestag des Manes wurde am feierlichsten von ihnen begangen. Sie errichteten ihm zur Ehre einen, über 5 Stufen stehenden, Lehrstuhl, behingen ihn mit Teppichen und warfen sich vor ihm nieder. Ihr Gottesdienst bestand in Vorlesungen und in Gesang. Sie hatten eigne Lieder. Wahrscheinlich predigten sie auch. Sie theilten sich in 2 Ordnungen, deren geringere aus Zuhörern bestand; die höhere aus Auserwählten. Letztere waren zu einer außerordentlichen strengen Lebensweise verpflichtet. Sie sollten sich des Weines, des Fleisches und aller animalischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und der Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Contemplation widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommeren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr

Glück in der Armuth suchen. Sie wollten für Christen gehalten seyn, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andre Häretiker. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch den ganzen Orient, bis nach Indien und China hin verbreitet, auch in Aegypten, in der Provinz Afrika, in Italien, Gallien und Spanien. Doch scheint nirgends die Zahl der Manichäer im gleichen Verhältnisse mit ihrer Ausbreitung gestanden zu haben. Der sogenannten Auserwählten mögen wahrscheinlich allenthalben nur wenige gewesen seyn. In Nordafrika, wo sie viele, obwohl nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im römischen Reiche, besonders in Italien ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils ist das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück, und traten in späteren Jahrh. nur unter andern Namen, Priscilianisten Paulicianer und Katharer (s. d.) wieder auf.

Manier ist überhaupt die eigenthümliche und in Vergleichung mit andern sich auszeichnende Art und Weise eines Menschen, zu handeln. Man sagt z. B. Jener hat eine so einnehmende Manier, Einem die Wahrheit zu sagen, daß man ihm darüber nicht gram seyn kann. In den schönen Künsten ist es besonders die eigenthümliche Art, wie der Künstler seinen Gegenstand im Ganzen behandelt und seine Kunstmittel dazu gebraucht hat. Die Manier zeigt sich bald in der Zeichnung und dem Colorit, bald in der Wahl der Materie, in der Zusammenstellung, Anordnung, Verhältnissen. Die Figuren des einen Malers sind alle schlank und hager, des andern kurz und gedrungen. Dieser hat ein heiteres, gefälliges; Jener ein finsteres Colorit. Dieses Künstlers Arbeit zeigt eine leichte, Jenes eine flüchtige Hand. Sowie die Hände der Schreiber verschieden sind: so verschieden sind die Manieren der Künstler, daran Kenner sie bald erkennen. Eigentlich ist die Manier für den Künstler ein Fehler. Die Manier seiner Arbeit darf nicht subjectiv, sondern muß objectiv, d. i. gerade diejenige seyn, die der Gegenstand fordert. Besonders tadelt man das Manierirte in Kunstwerken, wenn man den eigenthümlichen Geschmack des Künstlers zu sehr verräth, das Egoistische, Pedantische, das Gesuchte, das Gedehnte, das Streben nach Originalität, ohne das Talent, musterhaft zu seyn, die ängstliche Feile, worüber der Eindruck des Ganzen verloren geht. Von der Manier ist der Styl unterschieden. (Vgl. Styl.)

Manifest, eine Erklärung, welche vornehmlich im Anfang eines Krieges von den streitenden Mächten öffentlich bekanntgemacht wird, um die rechtfertigenden Ursachen des Krieges darzustellen. Die Benennung kommt her von Manifestum est etc. (Kund und zu wissen ꝛc.), womit die in frühern Zeiten gewöhnlich in lateinischer Sprache abgefaßten Kundmachungen dieser Art anfingen. Die Form der Manifeste ist die des offenen Briefs, d. h. sie beginnen mit einer kurzen Anrede an das gesammte Publicum, und sind mit der Unterschrift des Regenten versehen. Verschieden von ihnen sind die Deductionen oder Darstellungen der Beweggründe und die sogen. Exposés des motifs; erstere sind gleichfalls

officielle, an das Publicum gerichtete, aber nur selten im Namen des Regenten abgefaßte und von ihm nicht unterschriebene Schriften in Form eines juristischen Libells; wogegen sich diese, die gewöhnlich in franz. Sprache abgefaßt sind, durch ihre weniger juristische Form unterscheiden. Der Gebrauch der Manifeste hat sich bis auf unsere Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das sich über so viele bis dahin für nothwendig geachtete Formen hinwegsetzte, erließ auch in den letzten Zeiten keine Manifeste mehr, sondern es erfolgten nur Botschaften des Kaisers an den Senat, Proclamationen an das Heer und Ausfälle im Moniteur. In Handelssachen heißt Manifest auch die Urkunde, welche besonders zur Kriegszeit der Schiffer, außer den Verladescheinen, mitbekömmt; nämlich ein Verzeichniß von allen Verladern und deren Frachtgütern nach ihren Nummern und Zeichen, deßgleichen auch von den Abnehmern der Ladungsstücke, und wo sie wohnen. Ein solches Document wird entweder vom Schiffsmakler, der die Ladung besorgt hat, oder von einem Correspondenten ausgefertigt. Durch Vorzeigung desselben kann sich alsdann der Schiffer gehörig legitimiren. In Kriegszeiten ist dieß ein wichtiges Certificat; wenn nämlich der Schiffer keine andere als neutrale Güter, und besonders keine Waaren, welche Contrebande sind, hat laden lassen, so wird nach der Aussage, das Manifest durch die Obrigkeit bekräftigt, damit der Schiffer, wenn er angehalten werden sollte, desto leichter die Beschaffenheit seiner Ladung verificiren könne.

Manilius (Marcus), ein römischer Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, dessen Lebensumstände unbekannt sind. Merkwürdig ist er weniger als Dichter, als weil er, der Einzige unter den Römern, mit dem Aratos wetteifernd, ein astronomisches Lehrgedicht zu verfertigen versuchte. Wir haben davon noch 5 Bücher unter der Aufschrift: "Astronomica". Es hat keinen hohen poetischen, aber wohl einen wissenschaftlichen Werth; doch finden sich einzelne schöne und glänzende Stellen, wohin besonders die Eingänge gehören. Hauptausgaben sind von Bentley (London 1739, 4.), von Stöber (Strasburg 1767) und von Pingré (Paris 1786, 2 Bde.).

Manilla, s. Indien, Abschnitt Philippinen.

Manipel, manipulus, s. Legion.

Manipulation, Behandlung, besonders die magnetische, s. Magnetismus.

Manko-Kapak, s. Peru.

Manlius ist der Name mehrer berühmter Römer, besonders: 1) Manlius Capitolinus, im J. R. 361 Consul. Er rettete das Capitol, das schon in Gefahr war, von den Galliern erstiegen zu werden, indem er, durch das Geschrei der Gänse aufgeweckt, der erste war, der auf die Mauer sprang, 2 Gallier hinabstürzte und dadurch die übrigen zurückschreckte. Zur Belohnung wurde ihm ein Haus auf dem Capitole eingeräumt; und dennoch befleckte er seinen Ruhm in der Folge durch Verrätherei, indem er erst den Adel und die Reichen beim Volke verdächtig zu machen suchte; dann aber, als er wegen seiner falschen Anklage verhaftet, vom Volke aber wieder frei gemacht wurde, sich an die Spitze der Mißvergnügten stellte. Der Senat verurtheilte ihn, nach langem Hin- und Herschwanken, vom Felsen hinabgestürzt zu werden, und das Urtheil wurde auch sogleich vollzogen (im J. R. 370). — 2) T. Manlius Torquatus, berühmt durch Tapferkeit sowohl als durch Strenge.

Im Kriege gegen die Gallier war er es, der auf die Aufforderung eines riesenförmigen Galliers zum Zweikampfe, gerüstet diesem entgegentrat, ihn erlegte und ihm die goldene Kette vom Halse abnahm (daher sein Name Torquatus: eine Halskette tragend). Einen furchtbaren Beweis seiner Strenge gab er gegen seinen eigenen Sohn, der, wider des Vaters Befehl (als Consuls), sich mit einem feindlichen Trupp, der ihm aufstieß, in ein Gefecht eingelassen hatte. Zwar war es glücklich ausgefallen; allein als er triumphirend zum Vater zurückkam, krönte ihn dieser erst als Ueberwinder, befahl aber dann dem Lictor, ihn mit dem Schwerte hinzurichten!

Mann, s. Geschlecht und Frauen.

Manna bezeichnet überhaupt verschiedene vegetabilische Süßigkeiten, welche aus der Rinde gewisser Bäume und Stauden hervorquillen. Vorzüglich wird es von der Tamariske (arabisch Tarfa), einem Baume auf dem Berge Sinai, gewonnen, von dessen Dornen es im Monat Juni auf die herabgefallenen Blätter, Zweige ꝛc. herabtropft und vor Sonnenaufgang gesammelt wird (wie dieß auch einst von den Israeliten auf ihren Wanderungen durch die arab. Wüste geschah). In unsern Apotheken ist es besonders der verhärtete, widrige, blaßgelbe Saft, der theils aus einer eigenen Baumart, der Esche, von selbst herausfließt, theils durch tiefe Einschnitte in des Stammes Rinde hervorgelockt wird; dieser letztere setzt sich in kleine Klumpen zusammen und ist fetter und dunkler als jene Art. In beiden Sicilien wird dieß Produkt am besten und reichlichsten, jetzt auch im östr. Dalmatien gewonnen. Man könnte eine ähnliche Substanz auch aus a. Gewächsen, z. B. aus den Runkelrüben gewinnen. In Amerika gibt es ebenfalls mehre Manna liefernde Gewächse. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume. Die Manna wird in der Medicin, von Schönfärbern und zur Tuch- und Seidenappretirung verwendet.

Mannbarkeit, s. Pupertät.

Mannlich (Christian v.), Director der königl. baierischen Gemäldegallerie, geb. 1745 zu Strasburg, erhielt von seinem Vater Konrad den ersten Unterricht in der Malerkunst. Dieser besaß eine große Kunstfertigkeit und hinterließ der münchner Gallerie mehre schätzbare Gemälde. Die väterliche Werkstätte verlassend, bildete der talentvolle Mannlich sich auf der Akademie zu Manheim, zu Paris, unter Van Loo und Boucher, und zu Rom unter dem Director der franz. Akademie, Natoire, und neigte sich in seinen selbständigen Arbeiten zu dem modernen franz. Style hin. Nach seiner Rückkehr verweilte er einige Zeit in Zweibrücken und folgte 1799 einem Rufe nach München, wo er als Director des durch die Gallerien von Düsseldorf und Manheim vermehrten Kunstschatzes, über denselben 1805 einen zweckmäßig geordneten Katalog in 2 Bdn. herausgab. Nicht mindere Verdienste erwarb sich Mannlich um die Anordnung der Gemäldesammlung zu Schleißheim. 1808 ertheilte ihm der König Maximilian Joseph den Orden der baierischen Krone; auch wurde er in diesem Jahre Mitglied der Akademie der Künste. Mannlich genoß der allgemeinen Hochachtung seiner Verdienste und starb zu frühe für die Kunst am 1. Jan. 1822. Die Gallerie besitzt von ihm eine büßende Magdalena (Portrait seiner Frau), einen heil. Hieronymus, Koriska, einen Satyr und Silvio. Außerdem hinterließ er noch mehre Darstellungen aus dem alten Mythus und christlicher Gegenstände.

Mannrecht, so viel wie Lehnsrecht, nach welchem adelige Vasallen gerichtet wurden. Unter Mann- oder Mannengericht verstand man das aus Vasallen eines Lehnsherrn bestehende Gericht, vor welchem über Streitigkeiten, die zwischen dem Lehnsherrn und den Vasallen sich erhoben, abgeurtheilt wurde. Die Bedeutung eines Mannrichters, Mannboten, Manntages ꝛc., ist demnach leicht zu erklären.

Mannus (nord. Myth.), ein Sohn Thuiskons und, als einer der berühmtesten Helden der alten Deutschen, nach seinem Tode unter die Götter versetzt, wo er dasselbe, was Mars bei den Römern ist. Sein Bild (die riesenmäßige Figur eines altdeutschen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, einen Schild an der Seite und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, stehend) verehrten lange Zeit die Rugier. Von ihm hat auch das Wort Mann die Bedeutung eines Menschen voller Kraft, Muth und Tapferkeit.

Manoel (Don Francesco), einer der ausgezeichnetsten lyrischen Dichter der neuern portugiesischen Literatur, geb. zu Lissabon 1734, ward von seinen Eltern der Tonkunst bestimmt, in der er auch ansehnliche Fortschritte machte. Aber die Lesung einiger trefflicher Gedichte des Camoens und Ferreira entzündete in ihm das Feuer der Nacheiferung, und sobald er sich des Talents zur Poesie bewußt ward, entströmten seiner Phantasie die herrlichsten Gedichte. Nicht minder thätig war er im Gebiete der Literatur; aber sein Name ward erst seit dem Erdbeben von Lissabon (1755) berühmt, wo er die Fremden erklärend und belehrend durch die Trümmer seiner Vaterstadt führte. Sein „Hymnus an die Tugend" begründete auf immer seinen dichterischen Ruf. Aber der Neid rastete nicht, ihn von seiner Höhe zu stürzen und ihm die Achtung des Publicums zu entziehen; man schilderte ihn bald als einen Religionsspötter, und wirklich gab er zu den nachtheiligen Aeußerungen über seinen Charakter durch seine Uebersetzung von Moliere's „Scheinheiligen" selbst der Vorwand. Er ward deßhalb vor die Inquisition gefordert, aber den Diener des heil. Gerichts, der ihn arretiren sollte, entwaffnete er am 4. Juli 1758 glücklich und flüchtete sich nach Paris, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, vom portug. Gesandten, dem edlen Marquis de Marialva, mit ansehnlichen Geldsummen zu seinem Lebensunterhalt unterstützt. Manoel erreichte ein Alter von 84 Jahren und starb zu Paris 1819. Seine Gedichte („Versos de Filinto Elysio") sind in mehren Bänden gesammelt erschienen; vorzüglich sind seine Oden, welche ihm eine bleibende Stelle auf dem portug. Parnaß sichern. Auch übersetzte er meisterhaft den „Oberon" von Wieland und Lafontaine's Fabeln.

Manoeuvre, jede taktisch geordnete Bewegung der Truppen, durch welche man einen entscheidenden Vortheil über den Feind zu bewirken oder demselben die schon erlangten Vortheile wieder abzugewinnen suche. Ein Manoeuvre kann sowohl in kleinern Abtheilungen als mit größern Heeresmassen, sowohl zufolge des voraus entworfenen Schlachtplanes als auch durch geniale Bewegung des Moments, der Umstände und Zufälligkeit ausgeführt werden, und bleibt in jedem Falle der Act, worin das Talent des Kriegskünstlers und der Werth der Waffengattung am glänzendsten erscheinen. Es gehören also hierher alle Evolutionen im Angesichte des Feindes, um demselben wichtige Punkte abzugewinnen, deren Ueberwältigung sodann mit den Waffen selbst leichter und entscheidender erfolgen kann, alle Scheinbewegungen, um den Gegner über die

wahre Absicht irre leiten, endlich alle Bewegungen, um seine Blößen zu benutzen oder ihm die unserigen zu verdecken. Ein Hauptmanoeuvre ist der überflügelnde Angriff, wo man einen Theil seiner eignen Linie zurückhält (refusirt), während man mit dem andern die feindliche Flanke entweder unmittelbar zu umfassen oder in Verbindung mit einer sie umgehenden (tournirenden) Abtheilung anzufallen oder aufzurollen, d. h. in Verwirrung und außer Haltung zu bringen sucht. Man schreibt die erste Idee dieses Manoeuvres dem Epaminondas zu; sie verschaffte ihm den Sieg bei Leuktra und Mantinea. Philipp, Alexander, Cäsar bei Pharsalus, Baner bei Wittstock, Torstenson bei Jankowitz, vorzüglich aber Friedrich II. bei Hohenfriedberg und Leuthen, Napoleon u. a. Feldherren errangen dadurch ihre schönsten Lorbern. Bei dieser Gelegenheit erhält unsere Stellung gegen die feindliche allemal eine schräge (oblique) Richtung, und der Angriff pflegt auch stufenförmig (en échelon), wie z. B. bei Leuthen, zu geschehen. Das Durchbrechen (s. d.) der feindlichen Linie oder Stellung, ein Hauptmanoeuvre der Flotten, ist in Feldschlachten eines der kühnsten, aber auch gefährlichsten. Dagegen ist der schachbretförmige Rückzug (en échiquier) einer der vortheilhaftesten, da er am meisten geeignet ist, Besonnenheit und Ordnung unter den Truppen zu erhalten. Das Verändern der Stellung und Front während des Gefechts ist äußerst gewagt und gelingt selten. Ueber das Durchziehen der Treffen s. d. A. Da nun von der größern oder mindern Manoeuvrirfähigkeit der Truppen in den mehrsten Fällen der Ausgang des Gefechts abhängt, so war es ein Hauptaugenmerk der Kriegskünstler, sie schon während der Waffenruhe zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Gustav Adolf und Karl XII. übten ihre Schweden so zweckmäßig, daß man ihren Vorzug allgemein anerkennen mußte, bis Friedrich II. das Manoeuvriren geist- und kunstvoller ausbildete und seine Truppen zum Muster für alle europäische Heere erhob. Von Potsdam ging die militairische Aufklärung aus; dort bildete Friedrich Die, welche er zu einstigen Anführern bestimmte, in den größern, zusammengesetzten Manoeuvres; dort versuchte er mit den Bataillonen seiner Garde und jährl. im Herbste bei den Revuen mit der potsdamer und berliner Besatzung, unterstützt durch Seydlitz, durch Saldern, Gaudy u. A., was beim Heere eingeführt werden sollte. — Wenn aber der Zweck solcher Friedensmanoeuvres wirklich erreicht und dem Krieger klar werden soll, was seine erlernten taktischen Evolutionen bedeuten, so muß das Bild von Schlachten und Gefechten der Wahrheit dadurch ähnlicher ausgeführt werden, daß man es nicht der Phantasie überläßt, sich den Feind darzustellen, sondern daß man ihn durch wirkliche Truppenabtheilungen darstellt; es muß ferner dem Manoeuvre zwar eine Hauptidee zu Grunde gelegt, die Ausführung derselben aber im Einzelnen den gegen einander manoeuvrirenden Parteien nach den sich ergebenden Umständen überlassen bleiben. Nur so wird der Blick der Anführer geübt, ihre Geistesgegenwart an zufälligen Begegnissen geprüft, und das zweckmäßige Wirken und Gegenwirken aller Waffengattungen nach Zeit, Terrain und Umständen erwogen werden können. In diesem Geiste ließ Friedrich II. manoeuvriren. Bald sendeten die mehrsten europäischen Mächte Zuschauer, um die Vortheile der Preußen abzulernen und in ihren Heeren zu verbreiten. Die Franzosen nahmen nach dem 7jährigen Kriege, dessen Erfolge so glänzend für die preuß. Taktik sprachen, die Grundsätze Friedrichs II. und

seiner Manoeuvrirkunst an, zogen bei Strasburg, Metz, Lille u. a. O. große Corps in Lager zusammen und übten sich. Bei den Sachsen lehrte Graf Anhalt, ein Schüler Friedrichs, sich dem Terrain gemäß leichter und zweckmäßiger bewegen; überall ahmte man mehr oder weniger die Preußen nach und trieb es hier und da so weit, daß man die Form und Dauer der Evolutionen nach Zollen und Secunden berechnete. Dadurch wurden allerdings der Manoeuvrirfähigkeit der Truppen mathematische Fesseln angelegt, welche die freiere Regsamkeit des Geistes lähmten und nothwendig den Sieg einer Gegenpartei erleichten mußten, welche die Kriegsführung von einer genialen Seite erfaßte. Man wurde nun seit den franz. Revolutionskriegen genöthigt, jene Fesseln abzulegen, an Vereinfachung der Formen der Manoeuvres zu denken und die Truppen an eine zwangloſere Bewegung zu gewöhnen, um Zeit und Kräfte für die ausgedehntern strategischen Operationen zu behalten. Da indessen die Erfahrung bei jeder Gelegenheit das Uebergewicht darthut, welches geschickt manoeuvrirende Truppen gegen schwerfällige oder ungeübte erlangen, so wurde neuerdings besonders in dem preuß. Heere die möglichste Sorgfalt auf diesen Punkt verwendet. — Jährlich wurden von den verschiedenen Armeecorps Manoeuvres von größerer Bedeutsamkeit unternommen. Als Beispiel erwähnen wir das bei Berlin 1823 vom 5. bis zum 20. Sept. Es waren unter den Befehlen des Generals Tauenzien 42 Bat., 57 Esc. und 90 Stück Geschütz von den Garden, dem 2. und 3. Armeecorps, also über 40.000 M. zusammengezogen, theils in zwei Zeltlagern, theils cantonnirend. Die Uebungen fingen am 8. an, und nachdem am 10. die ganze Reiterei für sich manoeuvrirt hatte, begann am 11. das Hauptmanoeuvre. General v. Thile I. führte ein Corps, welches den Feind darstellte. Es war am 11. angenommen, er sey von der Elbe her vorgerückt und der dießseitigen Armee in Besetzung der Hauptstadt zuvorgekommen, daher diese Armee, von Frankfurt entgegenrückend, sich veranlaßt sah, über die Spree zu gehen und eine Schlacht zu suchen, wobei jedoch die Hauptstadt geschont werden sollte. Bei dieser Gelegenheit fand zuletzt ein gleichzeitiges Wirken aller Streitkräfte, die feindliche Macht umfassend, statt. Am 12. war ein Begegnen des von der mittlern Elbe gegen Berlin vordringenden Feindes angenommen; man mußte ihn von seiner Linie wegzudrängen suchen. Die Truppen bivouaquirten zufolge der beim Manoeuvre eingenommenen Stellungen in der Gegend der Dörfer Mahlow und Klein-Ziethen, worauf der Feind am 13. mit schräger Front angegriffen und festgehalten, zugleich aber auch sein linker Flügel umgangen wurde. — In der Schifffahrt von verschiedener Bedeutungen, heißt Manoeuvre, 1) die stehenden und laufenden Wände, wie auch alles Tauwerk, womit die Masten fest in ihrem Stande erhalten und die Raen, Segel und Anker regiert werden. 2) Das Betauen der Schiffe, oder das Anbringen alles Tauwerks, sowohl des stehenden als laufenden, und was dazu gehört. 3) Die Arbeit der Matrosen an denselben selbst, oder das Bewegen und Regieren desselben, sowie die Kunst, das Schiff durch Steuer und Segel zu regieren, oder die Steuerarbeit. Wenn man aber von dem Manoeuvre einer Flotte spricht, so versteht man darunter die Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um sich in diese oder jene Ordnung zu stellen, oder im Segeln irgend eine besondere Wendung zu machen, um eine vorgesetzte Richtung anzunehmen und den bestimmten Punkt zu erreichen. Die Bewegungen werden nach

verschiedenen Anordnungen ausgeführt, indem die Schiffe sie entweder zugleich oder nach einander machen; sie legen nämlich zugleich oder eins nach dem andern in einem bestimmten Punkte um ꝛc. Das kühnste und geschickteste Manoeuvre, welches je mit einer Flotte ausgeführt wurde, fand unter Nelson bei Abukir statt. — In Hoyer's „Gesch. der Kriegskunst" findet man die Literatur des Zweigs der Kriegskunst.

Manometer, ein meteorologisches Instrument, die Quantität des atmosphärischen Niederschlags, Regen, Schnee, Thau ꝛc. zu messen.

Mansard (François), ein französischer Architekt, geboren zu Paris 1598. Die herrlichen Gebäude, zu denen er den Plan entworfen, beweisen sein großes Genie und seine Talente für die Baukunst. Er hatte edle und erhabene Ideen, einen freien Geschmack in Ausschmückungen und eine tiefe Kenntniß aller einzelnen Theile seiner Kunst. Seine Arbeiten zieren nicht nur Paris und seine Umgegend, sondern auch mehre Provinzen. Die hauptsächlichsten sind: das Schloß zu Blois, Maisons, Berg, die schöne Capelle zu Fresnoi, nebst dem allda befindlichen Saal, in Paris das Portal des Minimenklosters, das Portal der Feuillantiner, die Kirche der Nonnen de la visitation, die Capelle und das Thor des Contischen Pallastes, die Palläste de la Vrilliron, de Jair, d'Aumont, de Carnavelec und viele andere. Von ihm haben die gebrochenen Dächer, die er zuerst angab, den Namen Mansarden. Er starb im Sept. 1666 im 63. Jahre seines Alters. Sein Neffe, Jules Hardoin Mansard, geb. zu Paris 1645, starb 1708, ist ebenfalls als Baumeister berühmt und führte die meisten Gebäude Ludwigs XIV. auf.

Mansfeld, eine der berühmtesten und ältesten gräflichen Familien Deutschlands, die von den edeln Herren von Querfurt abstammte und vom Schlosse Mansfeld in Thüringen den Namen führt. Sie war in mehre Linien getheilt. Unter den alten mansfeldischen Grafen zeichnete sich Hoyer aus, der 1115 unter Kaiser Heinrich V. im Treffen beim Welfsholze blieb. — Albrecht, Graf v. M., war ein eifriger Anhänger Luther's, zwang 1547 den Herzog Heinrich von Braunschweig, die Belagerung von Bremen aufzuheben und starb 1510, 80 J. alt. Sein fünfter Sohn, Volrath, befand sich im Treffen von Montcontour, rettete durch seinen schönen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei und starb 1578. — Peter Ernst, Graf v. M., übernahm nach dem Treffen von Montcontour den Oberbefehl über die Deutschen, wurde aber 1552 in Yvon gefangen; darauf, als Statthalter von Luxemburg, sorgte er für die Ruhe dieser Provinz, indeß in den übrigen Theilen der Niederlande der Aufruhr in lichten Flammen ausbrach. Philipp II. von Spanien vertraute ihm hierauf auch den Oberbefehl über die spanischen Truppen in den Niederlanden an. Er starb 1604 im 87. J., mit dem Titel eines Fürsten des römischen Reichs. Sein Sohn Karl, Fürst v. M., zeichnete sich in den flandrischen und ungarischen Kriegen aus, schlug die Türken, welche Gran entsetzen wollten, und starb 1595, ohne Nachkommen zu hinterlassen. — Ernst v. M., des Letztern natürlicher Bruder, von seinem Taufpathen, Erzherzog Ernst v. Oestreich, in der Lehre der kath. Kirche erzogen, wurde von Kaiser Rudolf II. wegen seiner dem Hause Oestreich geleisteten Dienste in den Niederlanden und in Ungarn legitimirt. Da man ihm aber die väterlichen Güter vorenthielt, trat er mißvergnügt 1610 zu den protestantischen Fürsten und zur reform. Kirche über und wurde ein heftiger Gegner des östr. Hauses.

Seit 1618 focht er an der Spitze der aufrührerischen Böhmen und dann am Rhein für den geächteten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, meistens siegreich, ward 1625, von den Briten und Franzosen mit Geld unterstützt, ein Heer, welches in die Erbländer des Kaisers einzudringen bestimmt war. 1626 schlug ihn Wallenstein bei Dessau; demungeachtet marschirte Mansfeld auf Ungarn los, wo er sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen zu vereinigen gedachte. Letzterer aber änderte seine Gesinnung, wodurch Mansfeld genöthigt war, seine Soldaten zu verabschieden. Er hatte beschlossen, mit einem kleinen Gefolge sich in Venedig nach England einzuschiffen, als er unterwegs bei Zara erkrankte, 1626, 40 J. alt, starb und zu Spalatro begraben wurde. Mansfeld war ein außerordentlicher Mensch und großer Feldherr, kühn trotzend allen Gefahren und Beschwerden, und aus seinen oft erlittenen Niederlagen immer furchtbarer hervorgehend. Seinen großen Verstand zeigte er besonders in Unterhandlungen; seine Beredtsamkeit war hinreißend und seine List unerschöpflich. Da er seine Truppen durch Raub und Plünderung nährte, so hat man ihn nicht mit Unrecht mit Attila verglichen. Von den beiden Linien des Hauses Mansfeld starb die eislebische oder lutherische 1710 aus. — Heinrich Franz, Graf v. M., zeichnete sich im spanischen Erbfolgekriege aus und starb zu Wien 1715 im 74 J. als Fürst des römischen Reichs und von Fondi, Grand von Spanien und kaiserl. Feldmarschall. Sein Erbe Heinrich Paul Franz verkaufte Fondi, und mit ihm erlosch 1780 der männliche Stamm des mansfeldischen Hauses. Seine Allodialgüter brachte seine einzige Tochter durch Heirath an das fürstl. Haus Colloredo; seitdem führt dasselbe den Namen: Colloredo-Mansfeld. — Die ehem. Grafschaft Mansfeld (19 QM., 59.000 Einw.) in Nordthüringen wurde Schulden wegen von Kursachsen und Magdeburg seit 1570 sequestrirt. Seit 1814 ist sie dem preuß. Regierungsbezirke Merseburg einverleibt. Sie zerfällt in den mansfelder Seekreis und in den mansfelder Gebirgskreis, eine theils ebene, theils gebirgige, von der Saale, Salza, Wipper ꝛc. dem süßen und dem salzigen See bewässerte Landschaft, hat aber doch sehr fruchtbaren Boden, der vortreffliches Getreide aller Art, schöne Gartenfrüchte und ansehnliche Viehzucht gewährt. Das Mineralreich liefert Silber (von diesem werden seit mehren Jahren Thaler mit der Inschrift: „Segen des mansfelder Bergbaues“ geprägt), Kupfer, Marmor, Alabaster, Mühlsteine ꝛc. Ferner treiben die Einw. Wollspinnerei, Leinweberei, Tabacksfabrikation, Gerberei, Brauerei, Brennerei ꝛc. Von den Städten sind zu bemerken: Eisleben (s. d.), Hettstädt (220 H., 3100 Einw.), beide Sitz der Kreisbehörden; Mansfeld, am Fuße des Schloßberges, auf dem einst das feste Stammschloß der Grafen stand, zählt in 220 H., 1350 Einw.; dann Ermsleben (330 H., 1900 Einw.) ander Saale.

Mansfield (Wilhelm Murray, Graf von), Lordoberrichter von England, geb. zu Perth in Schottland 1705, wurde zu Oxford erzogen, durchreiste dann Frankreich und Italien, und erlangte nach seiner Rückkehr als Redner vor Gericht, bald ein großes Ansehen. Als Lordoberrichter der Kingsbench (1756) versetzte ihn der König auch in den geheimen Rath, und in jeder Art von Geschäften zeigte er Klarheit und Bestimmtheit, sodaß man sich unbedingt seinen Aussprüchen unterwarf. 1788 legte er das Amt eines Oberrichters nieder und starb 1793 auf seinem Landsitze bei Kenn-Wood unweit Hampstead.

Manso (Joh. Kasp. Friedr.), geb. 1759 zu Zella im Großherzogthum Gotha, widmete sich früh auf dem Gymnasium zu Gotha und auf der Universität Jena erst den theologischen Studien, bald aber bes. der Philologie und Philosophie. Nach Gotha zurückkehrend, nahm er dort eine Hauslehrerstelle an, lehrte aber zugleich seit 1783 am dortigen Gymnasium, zuerst als Collaborator, späterhin als Professor. 1790 folgte er einer Einladung als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnasium zu Breslau und übernahm 1793 als erster Professor und Rector die Leitung dieser Anstalt. Manso kränkelte, und eine Reise nach Wien und Triest, die er 1824 unternahm, beschleunigte seinen Tod, der 1826 zu Breslau erfolgte. Als Dichter zeigte sich Manso durch sein Lehrgedicht: „Die Kunst zu lieben" (Berl. 1794); auch in dem 2. Bde. seiner „Vermischten Schriften" (Leipz. 1801) finden sich unter der Ueberschrift: „Poetische Wälder", zwei Bücher vermischter Gedichte. Außer Manso's prosaischen Schriften sind seine „Versuche über einige Gegenstände der Mythologie der Griechen und Römer" (Lpz. 1794); „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung dieses Staats" (2 Bde., Lpz. 1800), und sein „Leben Konstantins des Großen" (Bresl. 1817) bemerkenswerth. Bedeutender aber als alle seine frühern Arbeiten ist seine „Geschichte des preuß. Staats" (3 Bde., Frkfrt. a. M. 1819—20), und „Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien" (Bresl. 1824). Seine „Vermischten Abhandlungen" (ebend. 1821) sind besonders von Seiten der Darstellung ausgezeichnet. Gelehrte Kenntniß und ein empfängliches Gemüth zeigt sich auch in Manso's Uebersetzungen (Virgil's „Landbau", Bion und Moschus, „König Oedipus" des Sophokles, Tasso's „Befreites Jerusalem", letzteres unvollendet, u. a. m.), wenn ihnen auch das Verdienst möglichster Treue nicht beigelegt werden kann.

Manson (Marie Françoise Clarisse), s. Fualdes.

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten ältern Maler, geb. zu Padua 1431, soll in seiner Jugend die Schafe gehütet, jedoch schon Neigung und Anlage zum Zeichnen gezeigt haben, weßhalb man ihn dem Giacomo Squarcione zu unterrichten übergab, den seine großen Talente, sein liebenswürdiger Charakter bewogen, ihn an Kindesstatt anzunehmen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen und malte schon in seinem 17. J. ein großes Altarblatt in der Sophienkirche zu Padua. Von dort begab er sich, der Eifersucht seines Meisters wegen, nach Mantua, hier für den Marchese Lodov. Gonzaga Cäsar's Triumph, sein Hauptwerk (für das in Mantua ein eigner Pallast erbaut wurde, um es gehörig aufstellen und bewundern zu können; jetzt im königlichen Pallast Hamptoncourt bei London) malend, für welches er vom Marchese zum Ritter erhoben wurde. In Mantua eröffnete er eine große Schule. Vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, malte er im Belvedere und vollendete hierauf eine Menge trefflicher Bilder, unter denen die Madonna della Vittoria eins der vorzüglichsten ist. Mantegna's Hauptwerke sieht man in Verona. In der dresdener Gallerie findet man von ihm eine Verkündigung der h. Jungfrau. Er starb 1506 zu Mantua. Man findet in seinen Werken das Große der Kunst berücksichtigt. Er verbesserte das Ebenmaß menschlicher Formen nach den Antiken und suchte auf diese Weise das Trockene der Umrisse seiner Vorgänger (Giovanni Bellini und dessen Schüler) zu entfernen. Seine Zeichnung ist zwar groß, doch fehlt den Figuren die Leichtigkeit und Gewandtheit, weil

er das Lebendige zu wenig zu Rathe zog; und wenn er gleich Werke von großem Umfange lieferte, so wird doch hier die technische Fertigkeit vermißt. Sein Sohn Francesco war ebenfalls Maler und malte die Capelle, worin sein Vater begraben wurde. Wahrscheinlich waren Bartolomeo und Carlo Mantegna ihnen verwandt.

Mantik, die vorgebliche Kunst, aus gewissen Erscheinungen (z. B. Träumen — Oneiromantie —) das Zukünftige zu weissagen. (Vgl. auch Magie.)

Mantinea, Stadt in Arkadien an der Grenze von Argolis, berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (s. d.) in ihrer Nähe (362 v. Chr.) über die Spartaner erfocht.

Mantua (ital. Mantova), Hauptst. der gleichnamigen Delegation im Gouvernement Mailand des östr. lombard.-venetian. Königreichs, die aus dem ehemal. Herzogthum Mantua, sowie den kleinen Fürstenth. Castiglione und Solferino besteht und auf 41 QM. 232.500 Ew. zählt. Die Stadt, durch Natur und Kunst eine der stärksten Festungen Europas, liegt an einem vom Mincio gebildeten Landsee, überall von weitläufigen Morästen umgeben, daher nur auf schmalen Dämmen zugänglich, aber auch im Sommer höchst ungesund. Die beiden Dämme werden durch ebenso viel Forts u. a. Werken bestrichen. Die Stadt ist von einer starken Mauer umgeben und durch eine Citadelle gedeckt. Mantua ist im Innern geräumig, hat schöne Palläste, meist breite und gerade Straßen und weite Plätze. Unter letztern die Piazza di Virgilio mit Virgil's (geb. im nahe gelegenen Dorfe Pietola, einst Andes) ehernen Bildsäule. Mehre Vorstädte liegen auf der andern Seite des Sees. Merkwürdig sind: der ehemalige herzogl. Pallast (einer der größten und geräumigsten, aber jetzt in Verfall, wie leider auch die Frescogemälde Giulio Romano's, womit er geschmückt ist), der Justizpallast, der in Gestalt eines T erbaute Pallast del Te mit seiner Gemäldegallerie (wo besonders die großen Werke des Giulio Romano, der hier seine Schule errichtete), die ehemal. Kirche und Bibliothek der Franciscaner, die vormalige Jesuitenkirche mit Sternwarte, die Gebäude der 1625 gest. Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, die Mühle der 12 Apostel, die Akad. der Wissensch. und Künste nebst der damit vereinigten Maler- und Bauakademie. (Ueber die Kunstwerke dieser Stadt s. Speth: „Die Kunst in Italien", 1. Th., München 1819.) Mantua ist der Sitz eines Bischofs, hat jetzt ein Lyceum sowie ein Gymnasium, öffentl., 70.000 Bde. starke Bibliothek, Theater, 2680 H. und 25.000 Ew., Seiden- und Tuchweberei, Gerberei, Handel meistens in den Händen der Juden. — Mantua soll von den Etruskern erbaut worden seyn, und unter den Römern blühten in ihr die schönen Künste. Nach dem Untergang des römischen Reichs gehörte sie zum Exarchat, kam dann an die Gothen, hierauf an die Longobarden, von diesen an Karl d. Gr. und durch Otto I. an das deutsche Reich. Es hatte als kaiserl. Reichslehn seit 1328 eigene Herrscher (s. 1530 u. d. T. Herzoge) aus dem Hause Gonzaga (vgl. d.), nach dessen Aussterben das Herzogthum 1708 an Oestreich kam und mit den mailändischen Landschaften die östr. Lombardei bildete. 1797 ward es von Bonaparte zur cisalpinischen Republik gezogen und machte nachher den größten Theil vom Depart. Mincio im Königreich Italien aus, ist aber seit 1814 wieder ein Bestandtheil des östr. Kaiserstaats. — Die Stadt Mantua ist in der Kriegsgeschichte Italiens berühmt. Sie hatte ihre höchste Blüthe erreicht, als sie im mantuanischen Erbfolgekriege

durch Verschulden Baldwins del Monte von den Kaiserlichen 1630 mit stürmender Hand erobert und äußerst verwüstet, die zu jener Zeit berühmte herzogl. Gallerie und Kunstkammer aber geplündert wurde. Seitdem kein Hof mehr daselbst war, und noch mehr in den Kriegen zwischen Frankreich und Oestreich hat die Bewohnerzahl sowie die Industrie Mantuas sich sehr vermindert. 1797 eroberten es die Franzosen durch eine enge Blockade, indem sie Wurmser zwangen, sich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben. (Vgl. Bonaparte und Wormser.) 1799 ward Mantua den Franzosen von den Oestreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung entrissen, aber im Anfange 1801 wieder übergeben. Nach dem pariser Frieden räumten es die Franzosen ohne Belagerung.

Manufakturen, s. Fabriken.

Manumission, bei den Römern die feierliche Handlung, durch welche ein Sklave freigelassen wurde. (S. Freigelassene.) Konstantin der Große übertrug nach seiner Bekehrung zur christl. Kirche auf solche alle feierliche Handlungen des Heidenthums. So erlaubte er den christl. Herren, an Feiertagen und besonders am Osterfeste vor dem Altare Knechte dadurch frei zu geben, daß der Herr den Freigelassenen in Gegenwart der Gemeinde den Freibrief aufs Haupt legte.

Manuscripte, s. Handschriften.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzio oder Manuzzio, Vater, Sohn und Enkel, 3 berühmte Buchdrucker, denen die Welt nicht allein schätzbare Ausgaben mancher alten Classiker, die sie entweder zuerst entdeckten, oder in verbesserter Gestalt auflegen ließen, sondern auch manches wichtige Werk ihrer Zeitgenossen zu danken hat, welches ohne ihre beispiellose Betriebsamkeit nicht auf unsere Tage gekommen seyn würde. Der Vater, Aldus Manutius, Romanus auch Aldus der Aeltere genannt, war geb. 1446 zu Castano, studirte daselbst und in Ferrara, ward Erzieher des Fürsten Alb. Pius zu Carpi, der ihm den Beinamen Pius ertheilte, und studirte später unter Guarini zu Verona das Griechische. 1488 faßte er den Entschluß, zur Emporbringung der alten Studien eine Druckerei anzulegen, wobei ihn seine beiden reichen Freunde Alb. Pius von Carpi und Picus von Mirandola unterstützten. Ob nun gleich die Ausgaben griechischer Classiker sein Lieblingsgeschäft gewesen zu seyn scheint und beständig seine Aufmerksamkeit auf sich zog, so verbreitete sich doch sein Fleiß auch über andere Sprachen und über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Der Wohnplatz, den er sich mit besonderer Hinsicht auf seine Unternehmen wählte, war Venedig, wo der Kunstfleiß blühete, und Alles, was zu seinen Druckereien erforderlich war, leichter herbeigeschafft werden konnte. In den Vorbereitungsanstalten, seine Pressen in Bewegung zu setzen, war er unermüdet; noch eifriger aber strebte er nach Erfindung eines Mittels, seine Ausgaben sorgfältiger, als bisher von Jemand geschehen war, vor Druckfehler zu bewahren. Zu diesem Ende bat und bewog er durch sein und seiner Freunde Zureden, oder durch Anerbietung reichlicher Belohnungen viele Sprachgelehrte, ihren Wohnsitz in Venedig zu nehmen. Um sie noch mehr an diese Stadt zu binden und unter einander selbst enger zu verknüpfen, schlug er die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft oder Akademie vor, deren Hauptbeschäftigung seyn sollte, die alten Autoren nach der richtigsten Lesart herzustellen, um demnächst möglichst fehlerfreie Ausgaben davon liefern zu können. Gern hätte Aldus, um dieser

Anstalt noch mehr Festigkeit zu geben, ihr einen kaiserlichen Freibrief auswirkte; aber diesen konnte er nicht erlangen. Das erste Probestück der Aldinischen Presse, „Hero und Leander“ von Musäus, erschien 1494; und in den nächsten 20 Jahren darauf erschienen fast alle griechische und lateinische alte Schriftsteller in vermehrten Ausgaben, und nebenbei noch manche italienische. Aldus sparte weder Mühe noch Kosten, um sich die besten Handschriften und älteren Drucke der Classiker zu verschaffen, und Erasmus, der ihm bei ihrer Durchsicht gelegentlich Hülfe leistete, hatte von seinem Fleiße und Verstande eine außerordentliche Meinung. Wir mögen uns darüber wundern, wie ein einzelner Mann so Vieles leisten konnte, zumal, da Aldus dabei noch Professor und Lehrer der griechischen Sprache war, die Sitzungen der Akademie fleißig besuchte, nach allen Gegenden hin einen ausgebreiteten Briefwechsel unterhielt, vielen Werken Vorreden und Zuschriften beifügte, zu manchen Ausgaben kritische Bemerkungen lieferte, und Bücher druckte, die er selbst geschrieben hatte, z. B. seine „Lateinische Grammatik“ vom J. 1507. Aldus der Aeltere führte die Antiqua- und Cursivschrift ein, und das Kolon und Semikolon, indem er die leider jetzt wieder Mode werdende Mönchsschrift verbannte. Von griechischen Typen, mit welchen vor ihm noch Niemand so viel und so schön gedruckt hatte, ließ er nach und nach 9 verschiedene Arten fertigen, sowie von den lateinischen 14 Arten. Von letztern ist die Antiqua, mit welcher „Bembus de Aetna“ 1495 gedruckt ist, ein wahres Meisterstück. Selbst von hebräischen Schriften besaß er 3 verschiedene Arten. Von anderweitigen Verzierungen der Anfangsbuchstaben, Röschen, Vignetten und andern dgl. Zierrathen war er kein Freund und bediente sich ihrer nie, und die „Hypnerotomachis Poliphili“ von 1499 ist sein einziger, mit einigen Verzierungen dieser Art und mit Holzschnitten versehener Druck. Sein Papier ist durchgängig stark und weiß, und er war der erste Drucker, welcher einige Exemplare auf besseres, feineres oder stärkeres Papier abzog (Zuerst die „Epistolae graecae“ von 1499). Auch war er der Erfinder von Exemplaren auf Großpapier (im Gegensatze zu Kleinpapier, denn von ältern, z. B. Jenson'schen, Drucken auf Großpapier war die ganze Auflage auf demselben), deren erstes sein Philostratus von 1501 ist. Auch lieferte er die ersten Drucke auf blau Papier; die ersten sind einige Exemplare von den „Libris de re rustica“ und „Quintilianus“, beide von 1514. Pergamentdrucke gelangen ihm unübertrefflich schön. Auch seine Druckerschwärze ist von vorzüglicher Güte. Dabei waren seine Preise billig. Sein Aristoteles in 5 Foliobänden kostete nur 11 Ducaten oder nach damaligem Curse 23 Thlr. 4 Sgr. 6 Pf. 1516 wurde dieser Gelehrte ermordet, man sagt auf Anstiften Anderer, die ihm den erworbenen Ruhm und das erworbene Vermögen beneideten. Ihm folgte im Gewerbsbetrieb und in den Studien zugleich, sein Sohn Paulus (geb. 1512, st. 1574), der seinen Vater in der gründlichen Kenntniß der lat. Sprache weit übertraf. Er führte die Aufsicht über die Ausgabe der Kirchenväter in der apostolischen Druckerei zu Rom und wirkte auf die Bildung der St.-Marcusbibliothek. In der Folge besorgte er seines Vaters berühmte Buchdruckerei und lieferte viele treffliche, höchst geschätzte Ausgaben griech. und röm. Autoren, worunter besonders seine Edition von Cicero's Werken sich auszeichnet. Er lieferte auch gelehrte Anmerkungen zu verschiedenen lat. Classikern, und die mehrmals aufgelegten „Epistolae et Prae-

factiones" stand unter seinen eignen Schriften am berühmtesten. Sein Sohn Manutius der Jüngere, geb. 1547, schrieb 14 J. alt schon eine Abhandlung über die latein. Orthographie. Er lehrte die alten Sprachen in Venedig, Bologna, Pisa und Rom. Lange setzte er die großväterliche Druckerei nicht fort, die er verkaufen mußte, weil vermuthlich die Manutier, sowie sie gelehrter wurden, das Kaufmännische ihres Gewerbes unglücklicher Weise selbst zu inspiciren aufgaben und von ihren Bevollmächtigten nachlässig oder untreu bedient wurden. Dadurch verhinderte freilich von der andern Seite die waltende Vorsehung, daß es keinem Reichthume und keinem Verstande auf die Länge gelingt, in ihrem Blute die Glücksgüter sowie große Naturgaben fest zu halten. Aldus der Jüngere starb 1597 höchst arm in Rom. Er hinterließ Anmerkungen zum Paterculus, Horaz, Sallust, Cäsar, Lukrez und Abhandlungen über röm. Alterthümer, die sich in Grävius und Sallengre's "Thes. antiq." befinden u. s. w. Als die Druckerei nach mehr als hundertjähriger Dauer und nachdem sie 908 Drucke geliefert hatte, 1597 aufhörte, zeichnete sie sich in nichts mehr vor andern Druckereien ihres Landes aus. Die Drucke dieser Officine (Aldinen), vorzüglich aus der ältern Periode derselben, sind seit sehr früher Zeit mit großem Eifer gesucht worden, aber vorzüglich hat sie die neuere Zeit zu einem Hauptgesichtspunkte für die kunstgerechten Sammler erhoben. Besonders selten und gesucht sind die "Horae b. virg." von 1497 (kürzlich mit 100 Dukaten bezahlt), der Virgilius von 1501 und die "Rhetores graeci", um der höchst seltenen Drucke aus den Jahren 1494—97 nicht zu erwähnen. Viele von ihnen sind die ersten Ausgaben griechischer und römischer Classiker und zum Theil solcher, welche seitdem nicht wieder gedruckt worden sind (z. B. "Rhetores graeci", "Alexander Aphrodisiensis"); andre enthalten einen aus Manuscripten kritisch berichtigten Text sowohl classischer als neuerer Schriftsteller (Petrarka, Dante, Boccaccio u. A.), und alle zeichnen sich in der Regel durch eine besondre Correctheit des Druckes aus, wiewohl in dieser Hinsicht die griechischen Drucke den lateinischen und italienischen etwas nachstehen. Das Zeichen der von der Manutiern gedruckten Werke ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Inschrift: "Sudavit et alsit". Die vollständigsten Sammlungen von Aldinen besitzen der pariser Buchhändler und Bibliograph Renouard und der Großherzog von Toscana. Zu des ersten trefflicher Monographie über diese Officin erschien 1812 ein Supplementband.

Manzi (Guglielmo), Literator, geb. zu Civita-Vecchia 1783, studirte alte Literatur und widmete sich hierauf dem Handel. Dann war er spanischer Consul in seiner Vaterstadt, verließ aber die diplomatische Laufbahn und beschäftigte sich in Rom mit dem Studium der Geschichte und der Sprachen, vorzüglich der griech. und der ital. Literatur. Der letztern Sprache gab er den Vorzug vor der lateinischen, setzte sie aber der griechischen nach. Sein Hauptverdienst war das Aufsuchen alter Handschriften, die er mit trefflichen Einleit. und Anmerk. herausgab. Als Bibliothekar der Barbarina, die reich an griech. u. a. Handschriften ist, stand Manzi ganz an seinem Platze. 1812 entdeckte er und machte bekannt eine Uebers. der "Hekuba" des Euripides, von dem berühmten Matt. Bandello im 16. Jahrh.; 1814, Franc. de Barberino's Werke über die Frauentrachten; 1818, Leon. da Vinci's Abh. über die Malerei, nach einer vollst. und verbess. Handschrift u. a. m. Man schätzt

seine Abhandlung über die Feste, Spiele und den Luxus der Italiener im 14. Jahrh., vorzüglich aber seine Uebersetzung der Werke Lucian's (Lausanne 1819). Als er von einer literarischen Reise in England und Frankreich zurückgekehrt war, starb er in Rom den 21. Februar 1824. Hr. v. Rossi hat eine Denkschrift auf diesen gelehrten und unermüdeten Bibliothekar herausgegeben (Venedig 1822).

Mäonide, s. Homer. Auch die Musen heißen zuweilen Mäoniden, weil man Homer als den vorzüglichsten ihrer Lieblinge betrachtete.

Mappirungskunst, d. h. die Kunst, Landcharten zu zeichen, besonders aber auch Kriegscharten aufzunehmen und zu zeichnen, eine Kunst, worin sich neuerlich die Deutschen ganz vorzüglich ausgezeichnet haben. Vgl. Landcharten, Situationszeichnung und Geographische Kupferstecherkunst.

Mara (Gertrude Elisabeth), geb. Schmehling, geb. zu Kassel 1750, eine der größten und berühmtesten Sängerinnen. Jung lehrte sie ihr Vater, auch ein Tonkünstler und Stadtmusikus daselbst, die Violine, worauf sie schon als Kind von 6 Jahren sich auszeichnete. Im 9. J. gab sie Concerte in Wien und im 10. spielte sie in London in den königl. Kammerconcerten. Der Vater ging, nachdem man ihr den Castraten Paradisi zum Lehrer gegeben hatte, mit ihr nach Kassel zurück, wendete sich hierauf an Hiller in Leipzig, der nun ihr Lehrer und ihr musikalischer Adoptiv-Vater ward. Sie wurde bei dem dasigen Concerte engagirt, erhielt (1767) den Ruf nach Dresden und kam mit großen Ehren und Belohnungen nach Leipzig zurück, wo sie noch Hiller's Unterricht genoß. Nach Potsdam 1770 berufen, überraschte sie den wider deutsche Sänger ziemlich eingenommenen Friedrich den Großen so sehr, daß dieser sie sogleich mit 2000 Thlr. Gehalt engagirte, wo sie dann zu Berlin der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ward. Durch die Verbindung mit dem Violoncellisten Mara (1774) in unzählige Verdrüßlichkeiten verwikkelt, erhielt sie, nachdem sie heimlich mit ihrem Gatten entflohen war, endlich 1780 den Abschied, ging dann durch Leipzig nach Wien, durch die Schweiz und 1783 nach Paris, wo selbst die Todi, der zeitherige Abgott der Pariser, an ihr eine überwiegende Nebenbuhlerin fand. In London mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen (1784), erhielt sie für 13 Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen und glänzte nun hier sowohl als Opersängerin, als auch vorzüglich allemal in den berühmten, Händel zu Ehren veranstalteten Concerten. Ihr Eigensinn, den sie, nach gewöhnlicher Sitte, auch hier mehrmals zeigte, wurde zwar, besonders auch in Oxford, nachdrücklich geahndet; aber dennoch schien ihr der Aufenthalt in England, obgleich sie nach Turin, Venedig ꝛc. abgerufen wurde, immer wieder der willkommenste zu seyn; bis sie, nachdem sie wieder in Paris 1802, wiewohl nicht mehr mit dem ehemaligen Glücke, gesungen hatte, nun neue Reisen, auch 1807 nach Petersburg und Moskau antrat und nach dem Tode ihres Gatten sich in Moskau mit ihrem zeitherigen Begleiter, Florio, aufhielt. In der Verwüstung von 1812 verlor sie auch hier ihr Eigenthum, fand Zuflucht in Liefland und gab Unterricht in der Musik. 1819 machte sie eine Reise nach Berlin, London, Kassel, kehrte aber nach Liefland zurück. Von Reval aus kündigte sie 1826 ihre Lebensbeschreibung an, indessen werden wir durch die interessante Biographie, welche Rochlitz im 1. Bande des Werkes: „Für Freunde der Tonkunst" (Leipz. 1824) gab, schadlos gehalten. Der große

Ruhm dieser fast einzigen Sängerin gründete sich nicht bloß auf Stärke, Fülle und außerordentlichen Umfang ihrer Stimme, die vom ungestrichenen G bis zum dreigestrichenen F in völliger Gleichheit war, sondern hauptsächlich auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Ründung der Passagen, sowie auf den hinreißenden, bezaubernden Vortrag, mit welchem sie das Adagio vortrug; unaussprechlich war der Eindruck, den sie beim Gesange der Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", besonders bei der Aufführung des Händel'schen „Messias" in London, jederzeit hervorbrachte. Sie starb zu Reval im Febr. 1833. — Ihr Gatte, Johann Mara, einer der berühmtesten Violoncellisten seiner Zeit, stürzte wegen seiner so ganz ungeregelten Lebensart sich und seine Gattin in die unangenehmsten, drückendsten Verhältnisse, und starb endlich 1808, lange schon von seiner Gattin getrennt, bei Rotterdam in den mißlichsten Umständen.

Marabou, Marabout, heißen in Guinea die mohammedan. Priester, welche den Koran erklären und ihre Urtheile auf der Stelle aussprechen, die dann auch von dem Volke mit großer Ehrfurcht angenommen werden. Besonders schreiben sie gewisse Sprüche aus dem Koran auf Zettelchen, Grisgris, die dann den Einwohnern zu Amulets dienen und sehr theuer erkauft werden. Der große Marabout ist der nächste nach dem König.

Maranhon (auch Amazonenfluß), einer der merkwürdigsten und größten Flüsse der Erde, in Südamerika (vgl. d.).

Marat (Jean Paul), ein berüchtigter Demagoge während der franz. Revolution, geb. 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neufchatel von reformirten Eltern, verließ heimlich seine Familie, ging nach Paris und studirte daselbst die Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie. Kaum glaubte er sie begriffen zu haben, so verkaufte er als Quacksalber für vieles Geld Heilmittel; da jedoch die Leichtgläubigkeit des Volks bald abnahm, täuschte er durch Schriften, in denen er sonderbare medicinische und physikalische Sätze behauptete, und gab vor, durch ein Werk es dahin zu bringen, daß man die Schriften Newton's ins Feuer werfen könne. In London, wohin er sich zunächst begab, knüpfte er mit dem Herzog v. Orleans eine Verbindung an, die beim Ausbruch der franz. Revolution fortdauerte. Durch seinen „Publiciste parisien", worauf der „Ami du peuple" folgte, trieb er die Gährung der Volkspartei immer höher und eine Menge Gräuelthaten waren die nächste Folge davon. Mehrmals angeklagt, entging er den Untersuchungen bald durch Flucht, bald durch Unverschämtheit. Am 1. Aug. 1790 übergab er dem Nationalconvent einen Plan zu einem Criminalgesetz, reizte aber dadurch die Gironde immer mehr, die ihn zu stürzen sich bemühte. Das Haus des Fleischers Legendre und die unterirdischen Gewölbe der Franciscanerkirche dienten ihm nach und nach zum Zufluchtsort, und er fuhr von dort aus fort, seine wüthenden Pamphlets in die Welt zu schleudern. Danton nahm sich indeß seiner an, und dadurch wurde er nach dem 10. Aug. 1792 Mitglied der nach diesem Tage benannten Municipalität und Präsident jenes schrecklichen Ausschusses, der sich bald aller Gewalt bemächtigte. Die Gräuelscenen des 2. und 3. Septembers waren sein Werk, und unmittelbar darauf wurde er zum Deputirten von Paris beim Nationalconvente ernannt. Seine Blutgier überstieg nun alle Grenzen, und was ihm sich entgegen zu setzen wagte, konnte der Hinrichtung sicher seyn. Aus Haß

und Abscheu wegen seiner Schandthaten, fiel er den 14. Juli 1793 unter Charlotte Corday's (s. d.) Hand, obwohl seine Ausschweifungen ihn schon dem Grabe nahe gebracht hatten. Die Demagogen feierten seine Apotheose, indem sie ihn im Pantheon beisetzten und sein Herz in die kostbarste Vase des königl. Gardemeuble verschlossen, und um seinen Schatten zu versöhnen — so sagte man — fielen zahllose Opfer unter dem Beile der Guillotine. Aber als am 9. Thermidor die Schreckensregierung gefallen, wurde Marat's Leichnam aus dem Pantheon weggeschafft, die ihn vorstellende Büste zerschlagen und eine ihn vorstellende Puppe, unter tausend Verwünschungen auf ihn, verbrannt, die Asche in ein Nachtgeschirr gesammelt und in eine Cloake geworfen.

Marathon, Flecken in Attika, berühmt durch den Sieg, welchen hier, 490 v. Chr., die Athenienser unter Miltiades (s. d.) über die Perser erfochten.

Maratten (Mahratten), einer der herrschenden Volksstämme in Hindostan, auf der Halbinsel diesseit des Ganges. Sie haben Grundsätze, Sitten und Gewohnheiten der Hindus angenommen, obgleich behauptet wird, sie seyen ursprünglich persische Auswandrer. Dieß ist jedoch sehr in Dunkelheit gehüllt, denn die Meinungen über den Ursprung dieses Volkes sind getheilt. Die Maratten sind tapfere Krieger, voll Vaterlandsliebe und Haß gegen die Engländer. Von Jugend auf üben sie sich, ihren Körper behend und stark zu machen, sodaß sie allen Beschwerden im Kriege Trotz bieten. Viele haben in den verschiedenen gymnastischen Uebungen eine außerordentliche Fertigkeit erlangt, sodaß man wohl sagen kann, daß die Maratten diejenige Nation sind, welche die Turnkunst bisher auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht haben. Sie werden in 2 Classen getheilt: die erste besteht aus Braminen, die zweite umfaßt alle untern Classen der Hindus, besonders die Ahirs (Schäfer) und Konmihs (Landbauern). Bis zur Regierung Aurengzeb's ist die Geschichte der Maratten in große Dunkelheit gehüllt. Sevajee (Siwätschih), ein kriegerischer Abenteurer, der unter dem mächtigen Könige von Bejapur gedient und in großem Ansehen gestanden hatte, war der erste, der die entzweiten Häuptlinge vereinigte. Er war 1626 geboren und starb 1680. Während seines Lebens wurde der Grund zu einem mächtigen Reiche gelegt, und eine starke Bergfeste, Settarah genannt, gab ihm Namen und Sicherheit. Nach dem Falle der Moguln war dasselbe bis 1761 in stetem Wachsthum begriffen gewesen, erhielt aber damals durch Ahmed Schah, Abdalli, König von Kabul, einen empfindlichen Stoß, indem derselbe am 7. Jan. desselben Jahres die berühmte Schlacht von Paniput gewann, worin Ballajeehrow, das Haupt des Marattenstaates, gänzlich geschlagen wurde. Er war der Sohn von Badjeerow (Bädschirow), des ersten Ministers oder Peischwahs vom Rajah von Settarah, dem legitimen Nachfolger von Sewatschi, und hatte in Gemeinschaft mit Ragajee (Rägätschi), der General-Zahlmeister oder Buckschih war, die Gewalt dieses Fürsten an sich gerissen, den er in die Feste Settarah einsperrte, während er selbst den Sitz der Regierung nach Punah verlegte und Rägätschih erlaubte, sich zu Naugpur niederzulassen. Eine der Haupteinnahmen war die Goon a-geeree oder das Strafgeld der Braminen, welche die vorzüglichsten Staatsämter bekleiden, von unersättlicher Habsucht sind, und daher den Fürsten leicht bereichern, der unter irgend einem Vorwande sie nöthigt, ihre Reichthümer herauszugeben, die ohnehin ein-

gezogen wurden, wenn die Brahminen während ihrer Amtsführung sterben. Diese Usurpation legte den Grund zu andern, und der Staat der Maratten wurde endlich unter 5 Oberhäupter vertheilt: dem Peischwah, Scindia, dem Rajah von Naugpur, Holkar und Guickwar. Da diese unabhängigen Fürsten von keinem mächtigen Oberhaupte zusammengehalten wurden, so bekriegten sie sich einander öfters. Waren sie im Friedenszustande, dann wurde die Lage der brit. Regierung in Bombai mit gespannter Aufmerksamkeit von ihnen beobachtet. Bei einem großen Theile ihrer Armee waren englische und französische Abenteurer als Offiziere angestellt, und mehre ihrer Nationalregimenter, gleich den Seapoys in Dienste der brit. Compagnie, disciplinirt. Das Mißtrauen, welches sie in die ehrgeizigen Absichten Sultans Tippo gesetzt hatten, hatte sie abgehalten, ihm thätigen Beistand zu leisten. Da sie aber zuletzt eine furchtbare Stellung annahmen und sich im Besitze aller Streitkräfte des Hofes von Delhi befanden, dessen Kaiser von Scindia gleichsam als Staatsgefangener behandelt wurde, so ward es nothwendig, ihren fernern gefährlichen Umtrieben Einhalt zu thun. Dowlut Row Scindia hatte 1795 ein solches Uebergewicht erlangt, daß er nach dem Absterben des jungen Peischwah's den größten Theil der Gewalt an sich riß. Seine Armee wurde jedoch im October 1802 bei Punah, durch Jeswunt Row Holkar geschlagen, und Badjeerow, der Peischwah, genöthigt, nach Bassein zu fliehen, wo er einen ewigen Freundschaftsvertrag mit der britischen Regierung abschloß und in die Aufnahme von Hülfstruppen in seine Besitzungen einwilligte. Er wurde demnach 1803 durch eine brit. Armee unter dem jetzigen Herzoge von Wellington, dem damaligen General Sir Arthur Wellesley, in den Besitz seiner Macht wieder eingesetzt. Lord Lake schlug das Heer von Dowlut Row Scindia im September 1803 in der Nähe von Delhi, während die, wenige Tage darauf von Sir Arthur Wellesley gewonnene Schlacht, seinen Ruhm und jenen des brit. Namens aufs Höchste verherrlichte. Diesem folgte im Monat November der bei Argaum errungene Sieg, wo der Rajah von Berar eine völlige Niederlage erlitt und gezwungen wurde, sich den Bedingungen zu unterwerfen, welche Sir Arthur ihm anzubieten ermächtigt war. Der kriegerische Holkar ward nach einem hartnäckigen Kampfe bei Digh von Lord Lake gänzlich geschlagen, und sah sich genöthigt, sich mit den zerstreuten Ueberresten seiner Armee in die starke Feste Bhurtpor zu werfen, aus welcher er in der Folge ebenfalls vertrieben wurde, nachdem zuvor die brit. Armee, in verschiedenen mißglückten Stürmen auf den Platz, einen größern Verlust an Todten und Verwundeten erlitten hatte, als je in einer der drei in Indien geschlagenen Hauptschlachten. Im Anfange 1805 war der listige Holkar genöthigt, den Frieden unter jeder Bedingung nachzusuchen; im Frieden vom 24. Dec. 1805 verlor Holkar seine Küsten. Im spätern Frieden von 1807 erhielt er seine Küstenprovinzen im Norden des Flusses Taplee zurück. Im Kriege mit den Pindarées 1817 ergriffen er und Amner Khan die Waffen für die Pindarées wider die Briten. Die Sachen standen gut, bis die brit. Politik dem Peischwah und andern Marattenfürsten einleuchtend machte, daß ihr Dynastieinteresse mit dem Vortheile der ostindischen Handelsgesellschaft verbunden sey, und daß für Ostindiens Ruhe die Unterdrückung der Feinde des britisch-orientalischen Reichs höchst nöthig sey. Amner Khan wurde zuerst

gezwungen, Tributfürst der Handelsgesellschaft zu werden. Nun setzte Holkar den Krieg allein fort, und das Resultat war, daß er im endlichen Frieden 2 Drittel seiner Staaten abtreten mußte. Uebrigens muß er ein englisches Truppencorps in seinen Staaten (dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen Marattenfürsten) unterhalten, eine Festung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row Holkar (d. i. großer König Holkar, von dem Geschlecht der Fürsten Holkar). Nach diesem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peischwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelöst ansehen. In den Staaten der Maratten hat Alles ein kriegerisches Ansehen. Die Anhöhen der Hügel und Berge sind stark befestigt; die Städte sind Festungen; alle Einwohner gehen bewaffnet. So lange dieses ehrgeizige Volk einer politischen Unabhängigkeit genoß, konnte Civilisation und Frieden nicht wohl gedeihen und lange bestehen, denn ersterer wirkten ihre Raubzüge zerstörend entgegen und ließen dem Frieden keine Sicherheit gewähren, welche der große Zweck aller geselligen Verbindungen ist. Der einzige noch unabhängige Marattenfürst ist der Scindia. Sein Land liegt in den Provinzen Agra, Khandesch und Malwah, und enthält auf 1860½ QM. 4 Mill. Einw., theils Maratten, Dschatten, Grassias und andere Hindusstämme, theils Mongolen, unter denen sich die Sekte Bora gebildet hat. Das Land ist ein Stufenland des Ganges, der es im N.O., sowie die Nerbudda im S. berührt; es wird vom Khumbul durchflossen, hat ein gemäßigteres Klima als Bengalen und fast dieselben Produkte. Der Scindia, seit 1783 Dowlet Row Scindia, führt den Titel eines Maha Rajah und regiert despotisch; die Verfassung ist, wie einst in den andern Marattenstaaten, Lehnsverfassung. Seine Einkünfte betragen 10 Mill. Fl.; das stehende Heer 20.000 M., doch kann er im Kriege 60 000 Reiter, 20.000 Infanteristen, 10.000 Nazibs aufstellen, und hat eine gut bediente Artillerie. Sein Land begreift: 1) den östlichen Theil von Malwah mit der Hauptstadt und Residenz Udschim, Oojein an der Sepra, 150.000 Einw.; Wallfahrtsort der Braminen, die 84 Tempel und eine Sternwarte haben; in der Nähe die Höhle Rana Birtheri und der unterirdische Pallast; 2) einen Theil von Agra mit der Festung Narwar. Gohud am Besly; Gwalior, das indische Gibraltar, auf einem 342 Fuß hohen Felsen, wohin nur ein Zugang führt; darunter die Pettah an der Sunrica, 30.000 E., Baumwollenweberei; 3) in Khandesch die St. Hindiah an der Nerbudda; Buschampur am Tepti, stark befestigt, Sitz des Mufti der Sekte Bora.

Maratti (Carlo), gefeiert als Maler und Kupferstecher, geboren 1625 zu Camerino in der Mark Ancona, zeigte schon als Knabe viele Anlagen zur Kunst, indem er die Mauer des väterlichen Hauses mit Figuren bemalte, und wurde deßhalb im 11. J. nach Rom geschickt, um sich unter Andrea Sachi weiter auszubilden. Das Studium der Werke Rafael's, der Carracci und Guido Reni's führte ihn zu einer eigenen Manier, die ihn bald allgemein bekannt machte. Vorzüglich fanden seine Madonnenbilder großen Beifall. Unter der Regierung Innocenz XI. wurde er zum Aufseher der vaticanischen Zimmer und von Ludwig XIV. (für den er sein berühmtes Bild der Daphne malte) zum Hofmaler ernannt. Clemens XI., der sich von ihm malen ließ, erhob ihn zum Ritter des Christusordens und gab ihm einen Gehalt. Unter

der ungemeinen Menge seiner Gemälde verdient das große Bild von S.-Carlo al Corso vorzügliche Erwähnung, ebenso das reizende Bild beim Eingang in die Peterskirche an der Taufcapelle. Auch hat er die Farnesische Gallerie und die Gemälde Rafael's in der Farnesia wieder aufgefrischt. Auf Befehl Innocenz XI. mußte er einer von Guido Reni gemalten Madonna auf Monte Cavallo die Brust bemalen, und that es; um dem Werke nicht zu schaden, übermalte er die Brust mit Leimfarben und Pastellen, damit sie augenblicklich mit einem Schwamme weggenommen werden konnte. Maratti starb zu Rom 1713, auch seines bescheidenen und gefälligen Charakters allgemein geehrt. Mit Recht hält man ihn für den letzten Maler der römischen Schule. Er war ein guter Zeichner, und wenn auch kein schöpferischer Geist, doch glücklicher Nachahmer großer Vorbilder. Der in seinen Gemälden herrschende Ausdruck ist entzückend, seine Gedanken sind gewählt und erhaben, das Colorit angenehm. Geschichte und Allegorie wurden auf gleiche Weise von diesem Künstler behandelt. Seine Hauptwerke sind in Rom; auch sieht man ein schönes Gemälde von ihm in dem Pallast Michailoff zu Petersburg. Die dresdener Gallerie hat zwei liebliche Madonnenbilder von ihm. Er hat auch an 300 Kupferstiche nach den besten Meistern geliefert. Von seinen Schülern sind bekannt: Chiari, Berettoni und Passori.

Maravedi (Maravedi de Vellon). Die kleinste spanische Kupfermünze ist der Ochavo, von 2 Maravedis = $^3/_8$ Kreuzer (etwa 1 Pfennig). 34 Marav. = 1 Real oder 6 Kreuzer.

Marbod, s. Markomannen und Hermann.

Marburg, Hauptst. der kurhess. Provinz Oberhessen und des Kreises Marburg (35.500 Ew.), liegt in einer romantisch schönen Gegend an der Lahn am Abhange eines steilen Berges, auf welchem ein Schloß steht. Die Stadt hat 790 H. und 7650 Ew., mehre Kirchen, worunter die St.-Elisabethskirche mit ihren schönen, von den Franzosen beraubten Denkmälern die sehenswertheste (s. Justi's Beschreib. und Elisabeth die Heilige). Die Universität, die erste nach der Reformation gegründete, ward 1527 vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen gestiftet, trat bald in ihre glänzendste Epoche und wurde von Jünglingen fast aller europ. Nationen Europas besucht. Als aber im 17. Jahrh. Luther's Lehre abgeschafft und die reformirte eingeführt wurde und Gießen (s. d.) als Rivale auftrat, sank Marburgs Ruf. Als 1607 und 1611 die Pest dort wüthete, wurde sie nach Frankenberg, von da nach Treyßa verlegt, 1624 mit Gießen vereinigt, 1650 aber davon getrennt und vom Landgrafen Wilhelm VI. 1653 wieder gehoben. Im 18. Jahrh. lehrten hier der aus Halle vertriebene Chr. Wolf, ferner Cramer, Bultejus, Estor, Selchow, Baldinger, Jung, Tiedemann, Michaelis u. A., welche auf den Ruf der Hochschule wohlthätig wirkten. Ihr Gesammteinkommen beträgt 72.000 Gldn. jährlich. Sie ist reich an Instituten, welche zum Theil der vorige Kurfürst begründete, der jetzige aber noch besser dotirte. Sie besitzt eine der stärksten und schönsten Bibliotheken (über 100.000 Bde.) Deutschlands, einen schönen und vollständigen botanischen Garten, Entbindungsanstalt, anatomisches Theater, Thierarzneischule, Hospital (gegenwärtig zum Land- und Provinzialkrankenhaus erhoben), medicinisch- und chirurgisch-ambulatorisches Klinikum, physikalisch-mathematisches Institut, chemisches, zoologisches und mineralogisches Laboratorium, philologisches Seminar, staatswirthschaftliches Institut. Dage-

gen mangelt ihr eine Sternwarte. Sie zählt jetzt 35 Professoren, worunter 5 außerordentliche (u. A. Justi, Suabedissen, Robert, Busch, Herold, Bartels, Wurzer, Kühne, Wagner, Rehm, Jordan, Lips), und über 350 Studirende. 1827 feierte sie ihr 3. Jubeljahr. (S. die Geschichte der Universität Marburg in Justi's „Vorzeit", 1826.) Die kurhess. Ständeversammlung hat am 29. April 1834 die vom Präsidio zur Abstimmung gebrachten Fragen: ob, zur Vollziehung des §. 25 der Verordnung vom 30. Jan. 1830, die Staatsregierung ersucht werden solle, die akademische Bildung der kath. Theologen als gesetzliches Erforderniß ihrer Anstellung zu erklären und demgemäß Maßregeln zu ergreifen, wodurch die der Errichtung der kath.-theolog. Facultät in Marburg entgegenstehenden Hindernisse beseitigt würden, — verneint. — Ferner ist Marburg der Sitz einer naturforschenden Gesellschaft, und hat Baumwollen-, Wollen- und Leinenweberei, Pfeifen- und Tabacksfabriken, Stückgießerei. Vom 1.—3. Oct. 1529 wurde hier zwischen den wittenberger und schweizerischen Reformatoren (Luther u. Zwingli) das bekannte Religionsgespräch, jedoch ohne den gehofften Erfolg gehalten. 1757 besetzten die Franzosen das Schloß, die Verbündeten nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. 1760 eroberten es die Franzosen von Neuem und behaupteten sich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Verbündeten.

Marc Aurel, s. Antoninus, der Philosoph.

Marcard (Heinrich Matthias), ein geachteter Arzt, geb. 1747 zu Walsrode im Lüneburgischen, erhielt seine Bildung in Göttingen (1769—71), besuchte England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hanover, 1786 Brunnenarzt zu Pyrmont und 1788 oldenburgischer Leibmedicus. Nach 21jährigem Dienste zog er sich, mit Beibehaltung der Geschäfte in Pyrmont, in sein Vaterland zurück und starb am 16. März 1817. Er hat sich nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch als Gelehrter, dessen Kenntnisse sich über die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens erstreckten, große Verdienste erworben. Als medicinischer Schriftsteller ist er durch seine „Beschreibung von Pyrmont" (1785) und durch sein Werk: „Ueber die Natur und den Gebrauch der Bäder" (1790), als classisch anerkannt. Im Felde der Politik legte er, zwar anonym, aber mit desto mehr Kraft und Nachdruck, seine wohlbegründeten Besorgnisse während der Periode des allgemeinen Schwindels, und auch noch späterhin eine „Charakteristik der franz. Nation", der Welt vor. „Preußens Neutralitätssystem, dessen Ursachen und wahrscheinliche Folgen" (1799); „Was haben die Mächte von Bonaparte zu erwarten?" (1801); „Reverien eines deutschen Patrioten" (1806), und endlich „Der Franzosenspiegel" (1815) beweisen noch jetzt die Richtigkeit seiner Urtheilskraft. Seine Verbindung mit Kotzebue und dem Leibarzt Ritter von Zimmermann, bei Gelegenheit des Pasquills: „Bahrdt mit der eisernen Stirn", war eine Verirrung aus Freundschaft, die allen Betreffenden Kummer veranlaßte.

Marcellinus (Ammianus), s. Ammianus Marcellinus.

Marcello (Benedetto), Tonsetzer und Dichter, geb. von adeligen Eltern zu Venedig 1680 oder 1686, ward von seinem ältern Bruder Alessandro in der Musik gebildet und von Gasparini und Lolli unterrichtet. Mehre Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf ward er Proveditor zu Polo, und endlich

Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1732) starb. Seine Motetten, Cantaten, Psalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf und verdienten ihn wegen ihrer edeln und einfachen Erhabenheit. (Seine Psalmen sind 1803 von Seb. Valle in Venedig mit dem Bildnisse Marcello's in 8 Heften Fol. neu herausgegeben.) Aber sein Gesang erforderte Stimmen von weitem Umfange, welche die ungewöhnlichsten Intervallen nicht scheuen. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt, und außerdem theoretische und andre Werke geschrieben. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse. Auch seine Gemahlin war eine treffliche von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), der erste römische Feldherr, der im zweiten punischen Kriege glücklich gegen Hannibal focht. Schon hatte er während seines Consulats (223 v. Chr.) die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, Viridomarus, der ihn zum Kampfe forderte, besiegt und dadurch das überlegene gallische Heer so muthlos gemacht hatte, daß es vor dem kleinen Römerheere die Flucht ergriff. Die Folge davon war die völlige Besiegung Oberitaliens. Marcellus triumphirte, weil er, so lautete der Senatsbeschluß, die Insubrier und Germanen bezwungen habe. Dieß ist das erste Mal, daß in der römischen Geschichte die Germanen genannt, und das letzte Mal, daß des persönlichen Zweikampfs der Feldherren erwähnt wird. Als bald darauf der zweite punische Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor den Befehl über die übriggebliebenen Truppen zu Canusium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, warf sich in die Stadt und zwang die Carthaginenser, sich mit Verlust zurückzuziehen. Hannibal bestürmte Nola aufs Neue, daher beschloß Marcellus, als der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptschlacht im freien Felde zu wagen. Sein an Zahl geringes Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehen. Endlich ward Marcellus, zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator, zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibal's auf Nola und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit seine Thätigkeit. Dann ging er in seine Provinz Sicilien, wo unter seinen tapfern Thaten die Belagerung von Syrakus die merkwürdigste ist. Nachdem er seit 214 v. Chr. Alles versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d.) durch die kunstreichen Maschinen vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beschränkte er sich auf die Blockade, vereitelte alle Versuche der Carthaginenser, sie zu entsetzen, und war so glücklich, sich ihrer nach und nach, theils durch List, theils durch die Waffen zu bemächtigen (212). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern; doch befahl er, keinen Syrakusaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter diesen auch Archimedes. Marcellus bedauerte den Tod desselben sehr, verlieh seinen Anverwandten viele Vorrechte und ließ ihn feierlich bestatten. Nachdem er den größten Theil der Insel unterworfen und noch einen vollständigen Sieg über die Carthager davongetragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ova-

tion erhielt. 211 v. Chr. aufs Neue mit dem M. Valerius Lävinus zum Consulat erhoben, sollte er wieder den Oberbefehl in Sicilien erhalten; aber die Syrakusaner sandten Abgeordnete nach Rom, welche sich über seine Grausamkeit beschweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigesprochen, tauschte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dieß später die Syrakusaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, sondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben, und sie als Bundesgenossen Roms angesehen wurden. Jene erklärten sich aus Dankbarkeit für Clienten des Marcellinischen Hauses. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numistrum lieferte er eine entschiedene Schlacht; im folgenden J. ward er bei Casium von Hannibal geschlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge sammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und siegte, wiewohl mit großem Verluste. 209 v. Chr. erhielt er das Consulat zum fünften Mal, mit T. Quintius Crispinus. Beide Consuln vereinigten sich am Liris, aber Hannibal lehnte die Schlacht ab. Hierauf wollten die Römer einen kleinen Berg zu Lagerstätte besetzen, als sie sich plötzlich von Feinden umringt sahen. Dennoch würden sie sich durchgeschlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavallerie ausmachten, sich sogleich ergeben hätten. Marcellus selbst blieb; sein Sohn und der andre Consul schlugen sich durch. So starb dieser große, von Hannibal selbst gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild desselben hieß. Hannibal zog seinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeugungen verbrennen und die Asche dem Sohne in einer kostbaren Urne überbringen. Sein Geschlecht blühte lange und zählte mehre consularische Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schwester Augustus, den Virgil verherrlicht hat, ausstarb.

Märchen, s. Feenmärchen und Tausend und eine Nacht.

Marchena, ein spanischer Geistlicher, welcher sich in der franz. Revolution als Terrorist einen berüchtigten Namen erwarb. Er war geb. 1770 im Andalusischen, ward früh mit dem Geiste der franz. Encyklopädisten vertraut und sollte seinen Grundsätzen, sowie seines ärgerlichen Lebenswandels wegen der Inquisition überliefert werden, als es ihm gelang, nach Frankreich zu flüchten. Hier war damals Alles in dumpfer Gährung, und sein feuriger Geist nahm die Maximen der wilden Staatsumwälzung mit Begeisterung an. Als Bristol's Freund, ward er nach dessen Sturz ins Gefängniß gesetzt, wo er mehre, wilde Anarchie und Mordlust athmende, Flugschriften verfaßte. Mit dem 9. Thermidor (1793) erhielt er seine Freiheit wieder, ward Mitredacteur am „Gesetzesfreund“ und im Secretariat des Heilsausschusses angestellt. Aber seine Schriften, aller Mäßigung ermangelnd, zogen ihm jetzt, wo ruhigere Zeiten einzutreten schienen, die Verbannung zu, aus welcher das Conseil der 500 ihn wieder zurückrief. Unter dem ersten Consul (1800) wurde er bei der Verwaltung der Rheinarmee angestellt; er erlernte jetzt die deutsche Sprache und schrieb eine Statistik Deutschlands zum Gebrauch für die franz. Feldherren. Moreau ernannte ihn zu seinem Secretair, welche Stelle er bis 1804 bekleidete. Mit den Franzosen ging er hierauf nach Madrid, erhielt vom König Joseph eine Anstellung im Ministerium des Innern, übersetzte Moliere's „Misanthrope“ und „Tartuffe“,

Rousseau's „Emil“ und mehres Andere ins Spanische, verließ dann mit den Franzosen Spanien und lebte bis 1820 zu Nismes, in welchem Jahre er bei der neuen Ordnung der Dinge mit den übrigen Josephinos nach Madrid zurückkehrte. Er starb 1821. Marchena war ein Mann von großen Talenten, von denen er aber den unwürdigsten Gebrauch machte, Religion und Sittlichkeit verachtend und so den Blütenstaub der Wissenschaften nur zu Gift in sich verarbeitend.

Marchesi (Ludovico), 1755 geb., war der Sohn eines Hornisten aus der modenesischen Capelle. Schon in seiner Jugend zeigte sich sein musikalisches Talent, weßwegen sein Vater ihn zu einem Castraten nach Bergamo in den Unterricht gab, der ihn zu einem ähnlichen Wege zu überreden wußte, seine Stimme zu erhalten. Nachdem er unter dem Capellmeister am mailänder Dom, Fiorini, seine Gesangstudien vollendet, trat er in den Chor der Kathedrale ein, erregte mehre Jahre lang das größte Aufsehen unter den Musikliebhabern, mit denen, sobald er bei einem großen Feste sang, die Kirche angefüllt war. 1775 berief ihn der Kurfürst von Baiern nach München, wo er, seinem Contract gemäß, 6 Jahr bleiben sollte; der Tod des Kurfürsten, der innerhalb 2 Jahren erfolgte, machte indeß, daß er, nach Ablauf dieser Zeit, nach Mailand zurückkehrte, wo er 1778 auf dem, nach dem Brande des großen Theaters erbauten, interimistischen Theater sang. 1779 trat er in Florenz in Bianchi's „Castore e Polluce“ und in Sarti's „Pierro“ auf und erregte in dieser letzten Oper einen so großen Enthusiasmus, wie noch kein Sänger vor ihm. 1780 sang er in Cherubini's „Iphygenia“ auf dem Theater der Scala in Mailand. Zwei Jahre nachher erhielt er einen Ruf nach Turin, um daselbst bei der Anwesenheit des Großfürsten von Rußland (nachherigen Kaisers Paul I.) zu singen, dem er so sehr gefiel, daß dieser ihm einen Gehalt von 5000 Dukaten anbot, wenn er nach St.-Petersburg kommen wolle. 1785 kam er nach Wien und ging im folgenden Jahre mit Sarti und der berühmten Sängerin Todi nach St.-Petersburg, wo er in Sarti's „Armide“ auftrat. 1787 kam er nach Berlin, sang dort in der Oper mit großem Beifall, und ging im nächsten Carneval nach London. Späterhin begab er sich wieder nach Mailand, und ließ sich 1798 und 1802 in Wien hören. Zum letzten Male trat er im Carneval 1805 in seinem Geburtsorte auf; die letzten Opern, in denen er sang, waren Mayr's „Lodoiska“ und Federici's „Kastor und Pollux“. Seit dieser Zeit zog er sich ganz in das Privatleben zurück, wo er von seinem großen Vermögen den wohlthätigsten Gebrauch machte. An der Musik fand er noch bis in sein spätestes Alter Gefallen, und ertheilte angehenden Sängern sehr gern Unterricht und Rath. Er starb am 15. Dec. 1829 in seiner Vaterstadt Mailand, im 74. Jahre seines Alters.

Marchetti (Giuseppe Salvagnoli), ein ausgezeichneter Gelehrter Italiens, in Cornicla bei Empoli 1799 geb., studirte in Florenz und begab sich 1821 nach Rimini, später nach Rom, von wo er, im Sept. 1829 nach Empoli zurückgekehrt, starb. Er hat Vieles geschrieben, aber gemacht. Besonders zeichnen sich unter seinen Werken eine poetische Uebersetzung der Psalmen und eine andere einiger Eklogen Virgil's aus. Seine letzte Schrift, eine scharfe Kritik des berühmten Manzoni, erfuhr in Italien mannigfachen Widerspruch. Als Anhänger der classischen Formen, sah Marchetti da, wo er die vermißte, einen Mangel an ursprünglicher

Poesie. Vielleicht mochte ihm wohl auch die neue Schule nicht überall philosophisch genug dünken, und er aus derselben Besorgnisse für eine umfassendere Bildung seiner Nation schöpfen, die er ungemein liebte. Zuletzt soll er mit einem geschichtlichen Werk umgegangen seyn, und die Ablehnung des Amtes eines Studiendirectors im Seminar der Republik San-Marino mag in dieser Beschäftigung ihren Grund gehabt haben.

Marchfeld, der östreich. Kreis unter dem Mannhartsberge im Lande unter der Ens; insbesondere die 5 Meilen lange, 3 Meilen breite und getreidereiche Ebene vom Marktflecken Bockfleiß bis an die March und Donau, ein blühendes Schlachtfeld. Hier schlug Ottokar von Böhmen 1260 Bela IV. von Ungarn, und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Marchfeldschlacht (26. Aug. 1278) fiel Ottokar (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der die Macht seines Hauses an diesem Tage gründete. In der dritten bei Aspern (s. d.), 21. und 22. Mai 1809, rettete Erzherzog Karl die Monarchie, und in der vierten bei Wagram (s. d.) 5. und 6. Juli 1809, behauptete er wenigstens die Ehre der östreich. Waffen.

Marcion, Marcioniten, s. Gnosis.

Marco Polo, s. Polo.

Marcus, der Evangelist, heißt nach der Apostelgeschichte Johannes Marcus, und war Schüler von Petrus und Paulus, und sein Haus zu Jerusalem war die gewöhnliche Herberge der Apostel. Um das Jahr 43 soll er zu Rom sein Evangelium für die aus dem Heidenthum übergetretenen Christen geschrieben haben; deßhalb übergeht er auch Alles, was für die Judenchristen Interesse hatte, mit Stillschweigen. Er hat das Evangelium in Cyrene, Nubien, Aegypten und Aethiopien geprediget und ist der erste Bischof zu Alexandrien gewesen. Sein Tod wird ins Jahre 68 gesetzt. Man sagt, er sey zwei Tage hintereinander auf zackigten Steinen am Gestade des Meers geschleift worden, bis er seinen Geist aufgegeben. Noch schriebt man ihnen eine Liturgie und eine Lebensbeschreibung des Barnabas.

Marcus (Adalbert Friedrich), fürstlich bambergischer und seit 1795 fürstlich würzburgischer Hofrath und Leibarzt, geb. 1753 zu Arolsen in Westfalen von jüdischen Eltern, trat 1778 zur katholischen Kirche, wurde Leibarzt des Fürst-Bischof Franz Ludwig von Erthal und bewog denselben, das berühmte Krankenhaus in Bamberg anzulegen. Er starb 1816. Als Arzt gehört er zu den Begründern des Brown'schen Systems in Deutschland, sowie er auch in Verbindung mit Steffens u. A. die Medicin nach naturphilosophischen Ansichten umzugestalten suchte. Vorzügliche Schriften: „Prüfung des Brown'schen Systems der Heilkunde durch Erfahrungen"; „Magazin für specielle Therapie"; „Klinik und Staatsarzneikunde nach den Grundsätzen der Erregungstheorie"; „Beiträge zur Erkenntniß und Behandlung des gelben Fiebers"; „Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft betrachtet", von Schelling und Marcus; „Ueber die Natur und Behandlung der häutigen Bräune"; „Entwurf einer speciellen Therapie" (3 Bde.); „Ephemeriden der Heilkunde" (7 Bde.); „Ueber den jetzt (1813) herrschenden Typus"; „Der Keichhusten". S. über ihn D. Göden in der „Isis" von Oken (1819), Heft V.) Sein ganzes Wesen schilderte Bibl. Jäck zu Bamberg 1813, und nach dem Tode der verstorbene Rector und Professor Klein zu Würzburg in der Vorrede zu der Schrift „D. A. F. Marcus nach seinem Leben und Wir-

ten geschildert von seinen Neffen, D. Speier und D. Marcus, nebst Krankheitsgeschichte und Bildniß" (Bamberg 1827).

Maremmen, s. Toscana, Campagna di Roma und Pontinische Sümpfe.

Marengo, ein Flecken südöstl. von Alessandria in einer Ebene, im königl. sardinischen Herzogthume Montferrat, unweit des rechten Ufers der Bormida, merkwürdig durch eine hier am 14. Juni 1800 vorgefallene Schlacht, wo 30.000 Franzosen unter Napoleon Bonaparte 40.000 Oestreicher unter Melas besiegten. Bonaparte's Operationen vor dieser Schlacht haben wir schon in seiner Biographie dargestellt. Die Franzosen standen in der weiten Ebene von Marengo über Castel Ceriolo bis gegen Sale in schräger Schlachtordnung gegen die Oestreicher, welche am frühen Morgen über die Bormida gingen, den linken Flügel und die Mitte der Franzosen mit Erfolg angriffen und sie, unter Lannes und Victor, bis St.-Giulian und hinter Castel Ceriolo zurückwarfen. Kellermann mit seiner Cavalleriebrigade deckte die Retirade. Die östreich. Artillerie bedeckte sich mit Ruhm. Ihre tapfere Reiterei war bereits auf dem Punkte, das franz. Heer auf beiden Flanken zu umgehen. Bonaparte selbst gab die Schlacht bereits verloren. Nur zwei Grenadierbataillons von der consularischen Garde und das 45. Regiment hielten mitten an der Ebene, gegen die Donner des feindlichen Geschützes, gegen alle Angriffe der Reiterei, mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Sie gewannen der rückwärtsstehenden Reserve Zeit, stufenweise herbeizurücken; aber noch immer blieben die Oestreicher auf der rechten Flanke der Franzosen verlängert und ebenso auch im Begriffe, ihre Linie im Centrum noch einmal zu durchbrechen, wo sie schon auf die Höhen von Casina Grossa vorgedrungen waren. Indessen gewann die geschlagene franz. Armee Zeit, sich hinter dem Corps von Desaix wieder zu ordnen und neue Stellung von St.-Giuliano für Castel Ceriolo zu nehmen, als Kellermann mit seiner Cavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des General Desaix zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem 8stündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3—400 Mann stark seyn. Letzterer, der Liebling Soldaten, längst „der republikanische Bayard", warf sich an die Spitze der neunten leichten Halbbrigade mitten in den Feind, der, im raschen Vordringen etwas aufgelöst, stutzte und sich langsam seiner zweiten Linie näherte, indeß der heldenmüthige Desaix, von einer tödtlichen Flintenkugel getroffen, vom Pferde stürzte. Seine kleine aber tapfere Schar fing an zu wanken und ergriff endlich die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungrische Grenadiere unter Zach im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er mitten unter die Feinde, die bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Franzosen, hierdurch von Neuem ermuthigt, griffen auf allen Punkten an. Von nun an war Verwirrung auf der Schlachtlinie der Oestreicher. Nach 13stündigem wüthenbem Kampf, der ihnen über 6000 Mann kostete (fast alle ihre Generale waren verwundet) wichen sie auf Alessandria. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug als den der Lebendigen, schrieb dem General Desaix die Entscheidung des Sieges zu. Allein dieses Ver-

dienst gebührt unbestritten, dem Gen. Kellermann. Massena und Suchet nahten indeß mit ihren Scharen; Melas's Communication und Rückzug waren schon bedroht, und er schloß am 16. Juni einen Waffenstillstand, in welchem den Franzosen fast ganz Oberitalien mit seinen Festungen eingeräumt ward. Dem Helden Desaix wurde an der Stelle, wo er gefallen war, ein Monument errichtet. Savary erzählt in seinen „Mémoires", wie Bonaparte im Schlaf eine Meldung im entgegengesetzten Sinne verstanden und deßhalb seinen rechten Flügel einer Niederlage bloßgestellt habe.

Marezoll (Joh. Gottlob), einer der ersten Kanzelredner Deutschlands, geb. zu Plauen im Voigtlande, studirte in Leipzig von 1779—83 und ward hierauf 1783 Hauslehrer bei einem Oberförster an der sächs. und böhm. Grenze. Hier verband er mit der Theologie die Philologie und bildete sich selbst zum Prediger aus. 1786 sandte er einige Predigten an Zollikofer, und wurde von diesem aufgemuntert, ein Bändchen Predigten drucken zu lassen, die in den „Gelehrten Anzeigen" günstig beurtheilt wurden. Bald darauf wurde er als Universitätsprediger nach Göttingen berufen. Kurz vorher hatte Marezoll noch das „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" geschrieben (4. Aufl. 1817, mehrmals nachgedruckt, auch ins Schwed., Dän. und Holländ. übersetzt). Nach 5jähr. Aufenthalt in Göttingen wurde D. Marezoll an D. Münter's Stelle als Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen gewählt, und ging 1794 dahin ab. 1803 wurde er Superintendent zu Jena. Noch in Göttingen gab Marezoll „Die Bestimmung des Kanzelredners" heraus. Außerdem hat er einzelne Kanzelvorträge in dem „Magazin für Prediger" und 9 Bde. Predigten drucken lassen. Er starb 1828.

Marforio, eine ziemlich große, etwas verstümmelte, steinerne Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels von Campidoglio an der Wand steht, und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe, Königs Waldemar III. von Dänemark Tochter und Gemahlin Hako's VII. von Norwegen, gewöhnlich die nordische Semiramis genannt, bestieg 1387, nach dem Tode ihres Sohnes Olaus, den Thron von Dänemark und Normegen. Nach einem 7jähr. Kriege und der Gefangennehmung des Königs Albrecht von Schweden, vereinte sie 1394 auch dieses Reich mit dem ihrigen und hielt sich nun vom Schicksal für berufen, eine Vereinigung der drei nordischen Reiche zu Stande zu bringen, was 1397 durch die von dänischen, norwegischen und schwedischen Stände verfaßte kalmarische Union zu Stande kam. Nach derselben sollte nämlich der König durch Wahl aller drei Reiche anerkannt werden, wechselseitig seine Residenz in den drei Hauptstädten seines Landes haben und jedem Reiche sein Senat, seine Gesetze und Freiheit bleiben. So vortheilhaft auch diese Verfassung für die Reiche schien, wurde sie doch eine Quelle von einer Menge Uebeln, die den Norden Europas in Verwirrung und Bürgerkrieg versetzte. Selbst noch bei Lebzeiten Margarethens fing die Unordnung an, und nicht zu leugnen ist es, daß die Klagen der Schweden gegründet waren. Sie starb 1412, 59 J. alt, im Hafen von Flensburg am Bord eines Schiffes, welches sie bestiegen, um sich gegen eine ansteckende Krankheit zu sichern. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin. S. C. F. Wichmann's „Margaretha, Dronning til (Königin v.) Danmark, Norge, Sverrig" (Kopenh. 1824).

Margarethe von Oestreich, Statthalterin der Niederlande, geb. 1480, eine Tochter Kaiser Maximilians I. und Mariens von Burgund; wurde am französischen Hofe erzogen, weil sie laut des 1480 geschlossenen Vertrags einst die Gemahlin des nachherigen Königs Karls VIII. werden sollte; jedoch da sich dieser Fürst 1492 mit Anna von Bretagne verband, so wurde sie an den Hof ihres Vaters zurückgeschickt, ward um 1497 mit dem Infanten Johann von Spanien vermählt und machte die Reise nach Spanien zu Wasser. Unterwegs kam ein furchtbarer Sturm, man zweifelte an Rettung; während Alles zagte, setzte sich die muntere Prinzessin hin und schrieb sich in Erwartung des Todes folgende launige Grabschrift: „Cy git Margot noble demoiselle deux fois mariée et morte pucelle". Man langte jedoch glücklich in Spanien an, da ihr Gemahl aber noch in demselben Jahre starb, so vermählte sie sich 1501 mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen, welcher 1504 auch wieder starb. Jetzt ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin der Niederlande. Sie benahm sich hier klug, schloß den Frieden von Cambray, war aber der Reformation sehr entgegen. Sie starb 1530 zu Mecheln. In der 1549 von Jean le Maire herausgegebenen „Couronne Margaritique" sammelte derselbe die vor den Ständen der Niederlande von ihr gehaltenen Reden, ihre Gedichte ꝛc., sowie ihre „Discours de ses infortunes et de sa vie".

Margarethe von Anjou, Tochter René's von Anjou, Königs von Sicilien, geb. 1423, vermählte sich 1443 mit dem schwachen Könige Heinrich VI. von England, aus dem Hause Lancaster, und beherrschte ihn ganz, was ihr bei ihrem männlichen Charakter und vielen kriegerischen Tugenden leicht wurde. Kaum auf dem Throne befestigt, verband sie sich auf das engste mit der Partei, der sie die Erhebung verdankte, war unversöhnliche Feindin des Herzogs v. Glocester, und nicht ungerecht ist der Verdacht, daß sie um die Ermordung desselben 1447 gewußt habe. Nach einer geheimen Bedingung im Heirathscontracte war nämlich versprochen worden, daß ihr Oheim, Karl von Anjou, in den Besitz der Grafschaft Maine, die sich damals in den Händen der Engländer befand, gesetzt werden sollte, und unmittelbar nach der Ermordung des Herzogs von Glocester erfolgte dieses auch. Zwei J. darauf bemächtigten sich die Franzosen, denen durch den Besitz der Grafschaft Maine die Eroberung leicht geworden war, der Normandie; die Engländer schrieben diesen Verlust der Schwäche des Königs und der Herrschaft, die Margaretha unter seinem Namen führte, zu. Der Herzog v. Suffolk, Margarethens Günstling und Unterhändler der Heirath, wurde des Hochverraths angeklagt, verbannt und, noch ehe er England verlassen, ermordet. Dennoch hörten die Unruhen nicht auf; der Herzog von York, der Rechte auf die Krone hatte, reizte im Geheim die Unzufriedenen und erhielt 1454, in einer Zeit, wo Heinrichs Geistesschwäche durch einen Krieg mit Frankreich noch vermehrt ward, die Zügel der Regierung, die er auch behauptete, ungeachtet im folgenden Jahre der König seine Vollmacht widerrief; denn die Gefangennehmung des Königs nach mehren glücklichen Treffen gegen seine Truppen, vergrößerte die Rechte seiner Geburt und gab Gelegenheit zu den Kriegen, die zwischen den Häusern Lancaster und York lange Zeit fortdauerten und Englands Wohlstand zu Grunde richteten. Wenn auch 1456 der König auf kurze Zeit die Freiheit wieder erhielt, so lieferte ihn 1460 die Schlacht bei York

hampton wiederum in die Hände des Herzogs von York. Margarethe flüchtete vor dem Sieger in das nördliche England; ihr Unglück söhnte sie mit dem Adel aus, der in kurzer Zeit 20.000 Mann zusammenbrachte, mit denen sie den Herzog von York zu Wakefield schlug und tödtete. Ebenso glücklich endete 1461 die Schlacht bei St.-Albans; der Graf Warwick wurde geschlagen und ihr Gemahl befreit. Ihre rachsüchtige Handlungsweise raubte ihr jedoch die Früchte des Siegs; die Gegenpartei rief Eduard IV., ältesten Sohn des Herzogs von York, zu London zum König aus und Margarethe floh nach dem nördlichen England; die Erlaubniß, Zügellosigkeiten aller Arten ungestraft zu begehen, vermehrte ihr Heer bis auf 60.000 Mann; dennoch wurde dasselbe bei Towtown vernichtet. Umsonst suchten Margarethe und ihr Gemahl in Schottland Zuflucht; sie eilte deßhalb nach Frankreich; gegen die Ueberlieferung von Calais überließ ihr Ludwig XI. ein Hülfscorps von 20.000 Mann, welches in Schottland landete und einigen Anhang fand. Die Schlacht bei Exham (1464) zerstörte indeß ihre Hoffnung, und nur ihrer Geistesgegenwart gelang es, sich und ihren Sohn nach Flandern zu retten; der in Eduards IV. Hände gefallene Heinrich VI. wurde in den Tower gesetzt. Da indeß Eduard durch seine Vermählung mit Elisabeth Gray die allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte, empörten sich der Graf von Warwick und der Herzog von Clarence 1470, und obwohl Eduard sie zur Flucht nach Frankreich nöthigte, kehrten sie von dort, von Ludwig XI. unterstützt, mit Margarethen ausgesöhnt, zurück und nöthigten Eduard IV. zur Flucht nach Holland. Heinrich VI. bestieg von neuem den Thron. Doch nur sechs Monate dauerte sein Glück; Eduard, von Herzog Karl dem Kühnen von Burgund unterstützt, bemächtigte sich des Königs und der Stadt London. Warwick blieb bei Barnet an demselben Tage, wo Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn zu Weymouth landete; bei Tewkesbury geschlagen, fiel sie mit ihrem Sohne in Eduards Hände; letzterer wurde fast unter ihren Augen von Eduards Brüdern ermordet; sie selbst in den Tower gesetzt und ihr Gemahl kurz darauf durch Meuchelmörder umgebracht. Vier Jahre darauf erhielt für 50.000 Thaler durch den Tractat von Pecquigny, welchen Ludwig XI. mit Eduard schloß, Margarethe ihre Freiheit wieder. Diese außerordentliche Weib starb in dunkler Zurückgezogenheit an dem Ufer der Loire, unweit Naumure, am 24. August 1482, nachdem sie ihr großes Unglück als Königin, Gattin und Mutter mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte. S. Prevot's „Geschichte der Königin Margarethe von England aus dem Hause Anjou", übersetzt von Schmidt-Phiseldeck (Altenburg 1783).

Margarethe von Frankreich (Valois), T. Heinrichs II., geb. 1552, wurde am Hofe ihrer Brüder Franz II. und Karls IX. erzogen und 1572 an Heinrich von Béarn, König von Navarra, nachmaligen Heinrich IV. von Frankreich, vermählt. Diese Vermählung sollte dazu dienen, die Hugenotten zu vernichten. Denn durch dieselbe hatte man, indem man einen Protestanten mit einer Katholikin vermählte, dieselben sicher gemacht und die meisten Häupter zu Paris versammelt; doch wenige Tage nach derselben brach die Bluthochzeit aus, und während derselben nöthigte man Heinrich IV., wenn er sein Leben retten wollte, in einer Capelle bei dem Schloß den Protestantismus abzuschwören. Margarethe selbst war in Gefahr, indem ein verwundeter Hugenotte unter-

wartet in ihr Zimmer floh und, verfolgt, sich in die Nähe Margarethen's flüchtete, sie umriß und mit Blut bedeckte, bis endlich ein Officier beide rettete. Margarethe zeichnete sich durch ihren zügellosen Lebenswandel aus. Schon vor ihrer Vermählung hatte sie dem Herzog von Guise ihre letzte Gunst geschenkt, und das Gerücht gab ihm viele Nebenbuhler. Von ihrem Gemahl weder geachtet noch geliebt, beging sie auch nach der Vermählung viele Untreuen. Als ihr Bruder, der Herzog von Alençon, Heinrich III. verdächtig ward und gefangen gesetzt wurde, leistete sie ihm im Kerker freiwillig Gesellschaft. Als ihr Gemahl den französischen Hof 1576 heimlich verließ, wollte Margarethe ihm nach Gascogne folgen, doch ward ihr dieß anfangs untersagt; später erhielt sie aber die Erlaubniß dazu und lebte 5 Jahre ziemlich glücklich mit ihm. Doch verließ sie ihn wegen eines Zwistes über die Ausübung des kathol. Gottesdienstes wieder und ging nach Paris, wo sie ihr zügelloses Leben von Neuem begann. Dieß zog ihr bedeutende Demüthigungen von Heinrich III. zu, sodaß sich der König von Navarra veranlaßt sah, eine Gesandtschaft an denselben zu schicken und um Einstellung und Erklärung dieses Benehmens zu bitten. Diese Erklärungen fielen aber so nachtheilig für Margarethen aus, daß Heinrich seine Gemahlin nach Béarn berief, wo sie sehr kalt empfangen ward. Als Sixtus V. 1585 den Bann gegen ihren Gemahl schleuderte, fühlte sie sich bewogen, in Agen, wo sie damals lebte, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Als sie aber, Verrath besorgend, von dort floh, um nach der Auvergne zu gehen, ward sie vom Marquis von Canellac gefangen und in das Schloß Usson gesperrt, bemächtigte sich aber, indem sie denselben in sich verliebt machte, des Schlosses. Als Heinrich IV. König von Frankreich wurde, ließ er ihr die Scheidung ihrer kinderlosen Ehe antragen. Anfangs willigte sie aus Furcht, daß Heinrich Gabrielen d'Estrées heirathen würde, nicht ein, endlich nach dieser Tode gab sie ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß man ihr eine starke Pension gebe und ihre Schulden bezahle. 1599 sprach Clemens IX. die Scheidung aus. Margarethe ließ sich nun in Paris nieder, woselbst sie 1615, der letzte Sprößling des Hauses Valois, starb. Sie hatte zu Paris das Kloster der Petits-Augustins erbaut und ausgestattet; in der Kirche desselben wurde ihr Herz beigesetzt. Sie hinterließ Gedichte und Memoiren von 1565, bis 1582, Paris 1629, 1642, 1648, 1658 und 1661, und Lüttich 1713, Haag 1715, in welchen sie sich in einem geistreichen und naiven Styl als eine Vestalin schildert. Frau von Souza und Amalie von Helvig haben Anekdoten daraus romantisch bearbeitet. Margarethe war schön, geistreich und von gutem Herzen; Sinnlichkeit und Verschwendungssucht ihre Hauptfehler. Sie hatte von Heinrich IV. keine Kinder, doch soll sie uneheliche von mehren Liebhabern gehabt haben.

Margarethe von Valois, geb. 1492, Tochter Karls v. Orleans, Herzogs von Angoulême und Louisens von Savoyen; hieß anfangs Margarethe von Angoulême. Am Hofe Ludwigs XII. erzogen, schön, klug, geistreich, voll Grazie, in Sprachen sehr erfahren, stand sie mit ihrem Bruder, nachmals Franz I., in den besten Verhältnissen, und er gebrauchte sie zu den wichtigsten Verhandlungen. Als derselbe in Madrid gefangen war, begab sie sich dahin, um ihn in seiner Krankheit zu pflegen. Nachdem ihr erster Gemahl, der Herzog Karl von Alençon, mit dem sie sich 1509 vermählt hatte, 1525 gestorben war, vermählte

sie sich 1527 mit Heinrich d'Albret, König von Navarra, dem sie die berühmte Johanne d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., gebar. Ihr Geist neigte sich zu den Lehren der Reformation hin; 1533 gab sie dieserhalb eine kleine Schrift: „Miroir de l'ame pecheresse" (Alençon und Paris 1533) heraus, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Diese Strenge bewog sie, nur noch mehr sich der verfolgten Reformirten anzunehmen und sie mit allem ihren Ansehen zu beschützen; doch kehrte sie selbst kurz vor ihrem 1549, auf dem Schlosse Odos in Bigorre erfolgenden Tode zur kathol. Religion zurück. Margarethe war gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Geist; ihre Zeitgenossen nannten sie die 10. Muse und die 4. Grazie. Außer dem genannten Werke schrieb sie: „Heptameron, ou les nouvelles de la reine de Navarra", eine Sammlung geistreicher Erzählungen im Geschmack des Boccaccio, und zerstreute Aufsätze, die ihr Kammerdiener, Jean de la Haye, u. d. T.: „Les Marguerites de la Marguerito des Princesse", sammelte und Lyon 1547 (u. Aufl. Paris 1554) herausgab, und in welchen sich religiöse Komödien und 2 Possenspiele befinden. Auch hat man noch, außer einigen andern Dichtungen, ein ziemlich langes Gedicht: „Le triomphe de l'Agneau", von ihr.

Margarethe von Parma, Halbschwester Philipps II., Oberstatthalterin in den Niederlanden, von 1559 bis Sept. 1567. (S. Granvella.)

Marggraf (Andreas Sigismund), geb. zu Berlin 1709, Sohn des Hofapothekers daselbst, widmete sich der Chemie und der Medicin in Strasburg und Halle, sowie der Metallurgie in Freiberg, und kam in diesen Wissenschaften vollkommen ausgebildet 1735 nach Berlin zurück. 1760 wurde er Director der physikalischen Classe der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften daselbst und starb 1782 mit dem Ruhme eines der größten Chemiker seiner Zeit. Er lieferte zuerst eine vollständige Analyse der harten Steine, bereicherte die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunsteins und schrieb mehre Abhandlungen in den Memoiren der berliner Akademie, von denen die meisten u. d. T.: „Chemische Schriften" (Berlin 1762—68, 2 Bde., 8.) übersetzt erschienen.

Maria, die Mutter Jesu, nach Auslegung einer biblischen Stelle (Luc. 3, 23.) aus dem königlichen, aber verarmten Geschlechte Davids entsprossen, doch auch mit dem Stamme Aarons verwandt. Die Evangelisten berichten von ihr Folgendes: Nazareth war der Wohnort der Maria und Josephs, eines biedern Mannes aus dem Stamme Davids, des Verlobten derselben. Joseph hatte seiner Verlobten (was bei den Hebräern ebenso viel war als seiner Vermählten) noch nicht ehelich beigewohnt, als ein Bote des Himmels, der Engel Gabriel, der Maria erschien (Luc. 1, 26), ihr zu verkünden, daß sie erkoren sey, den Messias zur Welt zu bringen. Ueber diese Nachricht erstaunte die Jungfrau und entgegnete: „Wie mag Das geschehen, da ich von keinem Manne weiß?" Hierauf erwiederte der Engel, daß sie auf eine außerordentliche Weise durch den heil. Geist beschattet und so Mutter werden solle. Zur Bekräftigung seines Worts sagt ihr der Engel, daß auch ihre schon bejahrte, bisher unfruchtbare Base Elisabeth, die Gattin des Zacharias, im 6. Monate gesegneten Leibes sey. Maria glaubte und unterwarf sich nun demuthsvoll dem Willen des Höchsten. Sie ging nun nach einiger Zeit zur Elisabeth (Luc. 1, 39.). Als ihr diese freundlich entgegentrat, hüpfte das Kind in deren Leib, welches sie als eine gute Vorbedeutung der

höhern Sendung Marias ansah. Maria lobte hierauf in dem Hause des Zacharias, voll hoher Erhebung und göttlicher Erleuchtung, den Höchsten. Dieser Gesang ist als das „Magnificat“ noch jetzt in der Kirche üblich. Nach etwa 3 Monaten kehrt sie, nachdem Elisabeth einen Sohn geboren hatte, nach Nazareth zurück. Mit Verwunderung hatte indessen ihr Verlobter ihre Schwangerschaft bemerkt und sich im Stillen von ihr zu scheiden beschlossen. Doch ein Traum belehrte ihn, daß das Kind, das Maria bei sich trage, höherer Natur sey (Matth. 1, 20.). Damals hatte Kaiser Augustus eine Volkszählung befohlen, der gemäß sich Jeder, an dem Orte, woher er stammte, aufschreiben lassen mußte. Daher begaben sich beide Gatten nach ihrem Stammorte Bethlehem, wo sie jedoch kein Unterkommen fanden und in einem Stalle Obdach suchen mußten. Hier kam das Kind Jesus zur Welt, ward von Maria in Windeln gehüllt und in eine Krippe gelegt (Luc. 2, 11.). Später als Maria sich in den Tempel begab, um wegen ihrer glücklichen Niederkunft ihr Reinigungsopfer zu bringen und Jesus als Erstgebornen Gott zu weihen, sprach der greise Simeon Worte der Weissagung über das Kind. Ein Traum warnte Joseph vor Herodes's Verfolgungen (Matth. 2, 13.). Er entfloh daher mit Maria und Jesus nach Aegypten. Von da zurückgekehrt, nahmen die Eltern Jesus zum ersten Mal mit nach Jerusalem zum Passah; der 12jähr. Knabe verlor sich im Gedränge und wurde lehrend im Tempel wiedergefunden. Die besorgte Mutter sprach aber statt der Vorwürfe nichts zu Jesu, als: „Warum hast du mir Das gethan; ich und dein Vater sorgten sehr um dich“. In der spätern Geschichte Jesus's kommt Maria in den Evangelien nur selten vor. Nur bei der Hochzeit zu Kanaan in Galiläa ist es ihr Mitgefühl für die Verlegenheit Anderer (nicht aber, wie Chrysostomos meint, eine Art Eitelkeit, um mit der Fähigkeit ihres Sohnes, Wunder zu thun, zu glänzen), wodurch sie ihren Sohn veranlaßt, nach einigen verweisenden Worten, die er gegen sie gesprochen, sein erstes Wunder zu wirken und Wasser in Wein zu verwandeln (Joh. 2, 1. u. f.). Ein anderes Mal eilte sie zu Kapernaum in Gesellschaft der Brüder, d. i. der nächsten Anverwandten Jesu herbei, und wollte ihn abrufen, als er eben lehrte. Jesus aber sprach: daß nicht Jene seine wahren Anverwandten wären, sondern Die, die eben um ihn säßen und denen er lehre (Marc. 3, 3.). Am letzten Osterfest war Maria zu Jerusalem, folgte ihm zur Schädelstätte und stand unter dem Kreuze, an dem Jesus litt. Hier empfahl Jesus sie dem Johannes als Mutter (Joh. 19, 26.). Nach dem Tode ihres Sohnes verweilte sie zu Jerusalem und wohnte den gottesdienstlichen Versammlungen in Gemeinschaft mit den ersten Anhängern der Lehre Jesu bei (Apostelgesch. 1, 14.). So weit das neue Testament; allein die Kirche, die sich schon in der frühesten Zeit sehr mit der Maria beschäftigte, hat noch andere Nachrichten, die sie theils aus dem neuen Testamente folgerte, theils durch Tradition vernahm, theils aus alten Urkunden, dergleichen z. B. die für apokryphisch erklärten Proto- und andere Evangelien des neuen Testaments sind, schöpfte. Sie hat daraus noch folgende Lebensumstände zusammengesetzt, die die kathol. Kirche wenigstens zum Theil als unbezweifelt annimmt. Nach dem Protoevangelium des heil. Jacobus soll nämlich Maria die Tochter Joachims und der Anna, und ihnen als einziges Kind, erst im späten Alter geboren, deßhalb als ein besonderes Geschenk Gottes betrachtet und dem

Tempeldienst geweiht worden seyn. Joseph habe als Greis sich mit Maria verlobt, nicht um Kinder zu zeugen, sondern um die unbefleckte Jungfrauschaft Marias zu bewahren und, nur weil er diese verletzt glaubte, sich von ihr trennen wollen. Ferner verehrt die kathol. Kirche als fromme Sage, jedoch nicht unbezweifelt, daß ein Traum Joseph befohlen habe, seinen Stab zur Bekräftigung der Wahrheit in die Erde zu stoßen, und daß, als er dieß gethan, derselbe, obschon er früher dürr und trocken gewesen sey, gegrünt und geblüht habe. Geboren soll Maria haben, ohne Schmerzen zu empfinden, ohne Hülfe zu bedürfen und ohne das Siegel der Jungfrauschaft zu verletzen. Später soll sie zu Kapernaum gelebt, oft aber, gleich den andern heiligen Weibern, ihren Sohn auf seinen Lehrzügen begleitet haben. Gestorben soll sie eines natürlichen Todes im hohen Alter zu Ephesos seyn (was noch das Concilium zu Ephesos im 5. Jahrh. für unbezweifelt ansah), obgleich Andere und besonders die neuere kathol. Kirche Jerusalem als ihren Todes- und Begräbnißort nennen und ihre Grabesstelle zu Gethsemane zeigen. Die Kaiserin Pulcheria, die nach diesem Grabe forschte und daher dem damaligen Bischof von Jerusalem Gelegenheit gab, es ihr zu zeigen, war wohl an diesem Glauben Ursache. Einige meinen in Bezug auf die Weissagung Simeons: „Es werde ein Schwert durch ihre Seele dringen", Maria habe den Märtyrertod erlitten. Die Sage, daß die Apostel bei ihrem Tode auf eine wunderbare Weise versammelt und zugegen gewesen wären, daß, als man sie begraben habe, eine himmlische Musik sich 3 Tage lang beim Grabe habe hören lassen, und daß endlich, als man den Grabstein gehoben habe, um dem Apostel Thomas, der allein dem Begräbniß nicht beigewohnt habe, den Leichnam zu zeigen, man das Grab leer gefunden und also auf eine körperliche Himmelfahrt Marias geschlossen habe, stellt die katholische Kirche dem Glauben anheim. Ganz verwirft sie aber, was in den apokryphischen Evangelien von der Kindheit Jesu und dem Evangelium St.-Thomas von Maria gesagt ist. Merkwürdig ist auch noch die von Einigen, selbst Neueren, aufgestellten Meinung, daß Maria nach Jesus noch mehre Kinder geboren habe, unter denen 4, Jakob, Joses, Simon und Judas, im neuen Testament ausdrücklich Brüder des Herrn genannt werden. Es läßt sich aber ziemlich bündig der Beweiß führen, daß diese bloß Verwandte (Adelphos, Bruder, aber auch Verwandter), von Jesus waren, da die wahren Eltern derselben zuweilen genannt werden. Maria, Schwester der heiligen Jungfrau, soll die Mutter mehrer gewesen seyn. Die spätern Juden erdichteten mehre Nachrichten über Maria, z. B. daß sie eine Putzmacherin und die Frau eines gewissen Johanan gewesen sey, und Jesus im Ehebruche mit einem Andern, Panderos, empfangen habe u. s. w. Dagegen reden die Mohammedaner mit der höchsten Achtung von Maria, und der von ihnen ihrer Geschichte zugesetzten Fabeln sind wenig und selbst diese gereichen der Maria zum Ruhm. Auch Schriften schreibt man der Maria zu, so soll sie einige Briefe an St.-Ignatius und hebräisch einige andere an die Bewohner von Florenz und Messina geschrieben und St.-Paulus dieselben ins Griechische übersetzt haben. Offenbar sind diese Briefe aber untergeschoben. Kein kath. Glaubenssatz, sondern nur eine von Vielen (Scotus und seinen Ordensgenossen, den Franciscanern, u. A.) vertheidigte, von Andern (dem heil. Bernhard, Thomas v. Aquino und seinen Ordensgenossen, den Dominicanern) bestrittene Meinung ist

es, daß Maria unbefleckt oder ohne Erbsünde empfangen worden sey, was nur den Sinn hat, daß sich in Maria von ihrer Geburt an durchaus nichts vorgefunden hat, was Gott mißfallen und ihn genöthigt hätte, Maria gleich den übrigen Adamskindern zu behandeln. — Die Maria-Verehrung beginnt im 5. Jahrh., und von der Zeit an, wo der von Nestorius angefochtene und von der Kirchenversammlung zu Ephesos (431) und Chalcedon (451) sanctionirte Ausdruck: Gottesgebärerin, eine besondere Wichtigkeit erhalten hatte; der Ausdruck selbst war schon alt. Die Veranlassung der Maria-Verehrung ist in Dunkel gehüllt. Es läßt sich allerdings denken, daß, sowie die heidnische Verehrung der aus dem Meere erstiegenen Göttin aufhörte, dieses in den Gemüthern entstandene vacuum durch die Verehrung der reinen Jungfrau und Gottesgebärerin ersetzt ward; schon der Gegensatz zwischen dem sinnlichen Heidenthum, dessen Geschichten von der cypriſchen Venus nicht zu den erbaulichen gehören, und dem ersten Christenthum, das die Idee der Keuschheit so hoch hielt, führte dazu, für diese Keuschheit ein wirklich gewordenes Ideal hinzustellen. Das Zarte, Gemüthansprechende, was in dem Cultus der uranischen Venus lag, ward auf solche Weise erhalten, veredelt und von dem Beiwerke der cypriſchen befreit. Es liegt in der menschlichen Natur, daß das Strenge mit dem Zarten verbunden werde, und wenn Schlegel den Bund der Kirche mit den Künsten besungen hat, wo die Himmlische die auf dem Parnaß entflohenen Künste tröstet und sie zu ihrem Dienste in das Christenthum hereinführt, so bedarf es hier nicht weiterer Erörterungen. Die Maria-Verehrung, da sie genau von Anbetung der Gottheit unterschieden ward, hat dem Christenthume nicht geschadet, sie hat es und seine Keuschheit populariſirt. Selbst die Kirchenväter lassen es an etymologischen Anspiegelungen auf das Meer (Maria), auf den aus dem Meere sich erhebenden Abendstern (Ave maria stella, Stern der Liebe) nicht fehlen. Die Maria-Feste, s. unter Feste. — Die evangelische Geschichte nennt uns noch mehre Marien. 1) Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus, Jesus's gelehrigste Schülerin und zärtlichste Verehrerin, die er selbst seiner Freundschaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Matth. 26, 13. 2) Maria von Magdala od. Magdalena (s. d.). 3) Maria, des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus, und 4) Maria, die Schwester der Mutter Jesu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jesu sehen, in dessen Gefolge sie wahrscheinlich schon früher gewesen waren. (Vgl. „Die biblischen Frauen", von Greiling, 1815, 1. Thl.).

Maria I., Königin von England und Irland, entsprossen dem Ehebündnisse Heinrichs VIII. (s. d.) und Katharinens von Aragonien (1515), lebte, weil ihre Mutter vom Könige verstoßen worden, in früher Jugend all der Rechte beraubt, welche ihr als Königstochter gebührten, so lange nämlich ihr Vater und Halbbruder Eduard VI. den engl. Thron besaßen. Da ihre Mutter eifrige Anhängerin des Katholicismus blieb, nahm Maria gleiche Grundsätze an. Sie sowohl als ihre Halbschwester Elisabeth (s. d.) waren nach Eduards unbeerbtem Abgange durch eine Parlamentsacte und durch Heinrichs Testament zur Thronfolge berufen. Aber der ehrgeizige Herzog von Northumberland stellte dem todkranken Eduard vor, welche Gefahren der protestant. Religion unter Mariens Regierung drohten, und brachte es dahin, daß er die

Schwiegertochter des Herzogs, Johanna Gray, Enkelin einer Schwester Heinrichs VIII., für seine Nachfolgerin erklärte, und diese wurde auch von Northumberland, dem Erzbischof Cranmer (s. d.) und den übrigen Häuptern der Reformation als Königin ausgerufen (10. Juli 1553). Allein Adel und Volk erklärten sich für Maria, als rechtmäßige Herrscherin, sodaß diese unter dem Jubel des Volkes schon am 19. Juli als Monarchin proclamirt ward und am 31. ihren Einzug in London hielt. Maria betrug sich gegen die Aufrührer ziemlich milde, indem sie nur den Herzog und 2 Andre hinrichten ließ. Cranmern aber und Johanna, sowie ihren Gemahl und ihren Vater, obschon sie sich selber vor dem Parlamente für schuldig erklärt hatten, verschonte sie, hoffend, die Kenntniß von der ihnen drohenden Gefahr werde die Treue ihrer Freunde sichern. Allein eine zweite Empörung, welche ausbrach, als ihr Vorsatz kund ward, sich mit Kaiser Karls V. Sohn, Philipp, zu vermählen, und welche nichts geringeres beabsichtigte, als Marien zu ermorden und ihre Schwester auf den Thron zu setzen, reizte sie zu größerer Strenge; und nun mußte auch Johanna, deren Gatte und Vater an dieser Empörung wieder theilgenommen, mit dem Tode büßen (12. Febr. 1554). (Vgl. Gray, Johanna.) Die mitschuldige Elisabeth mußte einige Zeit im Tower sitzen. Unterdessen kam die Ehe Mariens mit Philipp II. (s. d.) im Juli 1554 zu Stande, die aber weder mit dem Vortheil der Nation und Europas noch mit ihrer Persönlichkeit (sie war 12 J. älter als dieser Fürst) übereinstimmte. Nur ein Jahr mit ihr verlebend, ging er wieder nach Flandern, und die Ehe blieb kinderlos, welches nachher Viele für ein großes Unglück hielten. Gleich nach den ersten Tagen ihrer Regierung hatte Maria ihren Entschluß zu erkennen gegeben, die Religion in England wieder so herzustellen, wie diese zur Zeit ihrer Geburt bestanden hatte. Durch ihren talentvollen Minister, den Bischof Gardiner, geleitet und unterstützt, fand sie keine Schwierigkeiten bei dem Unternehmen; denn das Volk war theils in der Gesinnung dem alten Glauben treu geblieben, theils, was die nothwendige Folge der häufigen Religionsveränderungen war, in religiöse Gleichgültigkeit versunken. Das Parlament erklärte 1553 die Ehe zwischen Heinrich VIII. und Katharina für gültig, vernichtete Alles, was unter Eduard VI. in Religionswesen auf den Fuß, auf welchem es in den letzten Jahren Heinrichs gestanden. Im folg. J. kam der Cardinal Reginald Pole als päpstl. Legat nach England und ertheilte im Parlamente der ganzen Nation feierlich die Lossprechung von jeder Häresie. Die Reformirten, hierüber unzufrieden, überhäuften daher die Königin, die Bischöfe und den kathol. Glauben mit allen erdenklichen Schmähungen. Der kathol. Klerus konnte seine Functionen nicht ohne Lebensgefahr ausüben; gegen einen Priester auf der Kanzel ward ein Dolch geschleudert, nach einem andern ward geschossen und ein dritter empfing mehre Wunden, als er in der Kirche das h. Abendmahl austheilte. Auch bekannten sich die hauptsächlichsten Theilnehmer an den verschiedenen Empörungen zum reformirten Glauben; einige Congregationen beteten um den Tod Mariens, und am Sylvesterabend 1554 rief ein Prediger in einer um Mitternacht gehaltenen Versammlung laut: Gott möge das Herz der Königin bekehren, oder sie von dieser Welt nehmen. Diese Unzufriedenheit mußte aber noch mehr sich äußern, als im Jan. 1555 leider eine förmliche Verfolgung der Reformirten begann, durch die in 4 J. 277 Personen, unter ihnen der

Erzbischof Cranmer als Haupturheber der Religionsunruhen in England, den Flammen geopfert wurden. Mehre suchten eine Zuflucht auf dem Festlande, wo ihnen, nachdem die Lutheraner ihnen als Sacramentirern die Aufnahme verweigerten, von den Reformirten in Frankreich und Deutschland erlaubt wurde, Kirchen zu eröffnen. Von hier aus sendeten sie nicht nur heftige Schmähschriften nach England, sondern die nach Frankreich geflüchteten versuchten sogar zu wiederholten Malen, Empörungen zu erregen. Eine solche war um so mehr zu fürchten, als 1557 ein Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, in welchem der Herzog von Guise Calais, Englands letzte Besitzung in Frankreich, eroberte. Am 17. Nov. 1558 starb Maria im 43. J. seines Lebens. Ihr folgte Elisabeth (s. d.).

Maria Stuart, Tochter Jakobs V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen. Ihr Vater starb 7 Tage nach Maria's Geburt, 1542. Heinrich VIII. warf seine Augen auf die reiche Erbtochter und begehrte ihre Hand für seinen 5jährigen Sohn, als Maria noch in der Wiege lag. Die Königin Mutter schlug diese Heirath, die bloß zum Zweck hatte, Schottland für England zu erwerben, zwar aus, brachte Maria aber gegen die zu befürchtenden Nachstellungen nach dem Schloß Stirling und später in ein Kloster auf einer Insel im See Menteith in Sicherheit. Der Graf Arran, Regent Schottlands und Vormund Maria's, erklärte sie für seinen Sohn bestimmt; allein die Königin Mutter nahm sie für den Dauphin von Frankreich in Anspruch, und wirklich wurde sie im August 1548 nach Brest übergeschifft, und in einem Kloster bei Paris lernte sie nun Tanzen, Singen, Lautespielen, Dichtkunst u. s. w. Am 24. April 1558 ward Maria mit dem Dauphin Franz vermählt, obschon mehre Fürsten, namentlich Eduard VI. von England, ihre Hand für sich in Anspruch genommen hatten. Anfangs vom ganzen Hofe angebetet, flößte bald ihre Schönheit und ihr Geist der Königin Katharina von Medicis Eifersucht ein, die nach dem Tode des Königs Heinrich II. (1559) noch stieg. Durch diesen Todesfall Königin geworden, blieb sie es doch nicht lange; denn schon 1560 starb ihr Gemahl Franz II. und zugleich ihre Mutter, die bisher in Schottland die Regentschaft geführt hatte. Sie begab sich nun nach Rheims zu ihrem Oheim, dem Cardinal von Lothringen. Hier legte ihr Elisabeth, Königin von England, eine Acte vor, worin England und Schottland übereinkamen, daß Maria auf immer ihren Ansprüchen auf England und Irland entsagen solle. Maria weigerte sich, sie zu unterzeichnen und forderte, um sich mit ihren Großen zu berathen, sicheres Geleit nach Schottland. Elisabeth versagte es und Maria schiffte sich nun, auch ohne diese Erlaubniß zu haben, im August 1561 zu Calais nach Schottland ein. Mit Rührung sah sie die französischen Küsten schwinden und machte ihren Gefühlen durch einige noch erhaltene franz. Strophen Luft. Nebel sicherten das Schiff, auf dem Maria war, gegen die englische, ihm auflauernde Flotte (denn Maria's natürlicher Bruder und Regent in Schottland, der Graf von Murray, hatte deren heimliche Ueberfahrt an Elisabeth verrathen), und glücklich landete sie nach 5 Tagen in Leith. Sie fand indessen Schottland sehr verändert; das Parlament hatte die kathol. Religion proscribirt und das Volk war fanatisch gegen dieselbe eingenommen. Man drohte, Maria's Almosenier, als er Messe lesen wollte, unter ihren Augen zu ermorden; öffentlich donnerten Prediger gegen sie und schalten sie eine

neue Isabel und Edinburg beeiferte sich, ihr bei ihrem Einzuge Beweise seines Hasses der katholischen Religion zu geben. Ueberdieß unterhielten der Graf Murray und der Staatssecretair Maitland heimlich Verbindungen mit Elisabeth. Diese war aber ihre erbittertste Gegnerin; doch entstand ihre Feindschaft weniger durch Herrschsucht, als durch eine weibliche Eifersüchtelei über die größeren Talente und die berühmte Schönheit und Jugend Maria's. Letztere brachten der königl. Witwe zahlreiche Bewerber. Einen Heirathsplan mit dem Erzherzog Karl, Sohn Kaiser Ferdinands I., vereitelte die Weigerung von diesem; einen andern, Philipps II., König v. Spanien, hintertrieb Elisabeth und bot Maria ihren Günstling, den Graf Leicester, zum Gemahl an, den Maria aber, ebenso wie Anton von Bourbon, König von Navarra, der sich von seiner Gemahlin Johanne scheiden lassen wollte, ausschlug. Allein nicht nur Fürsten bewarben sich um ihre Liebe, auch niedere Personen suchten leidenschaftlich ihre Minne zu erstürmen. So drang ein junger Franzose, Chastelard, zweimal in ihr Schlafzimmer ein und wurde das zweite Mal auf ihr Geschrei ergriffen und zum Tode verurtheilt. Ganz unerwartet bestimmte sie ihre Hand dem schönen Heinrich Darnley, der, wie sie, aus dem Hause Stuart entsprossen und Katholik war. Der Graf Murray versuchte es, sie mit ihrem Geliebten zu verhaften, allein Maria erhob sich gegen die Rebellen und trieb sie auf englisches Gebiet zurück. Siegreich reichte Maria ihrem Geliebten am 29. Juli 1565 die Hand. Am folgenden Tage gab Maria ihrem Gemahl, der schon die höchsten Reichswürden besaß, den Titel König. Bald wollte er nicht bloß den Namen, sondern auch die Macht haben. Hierüber, sowie wegen seines rohen, ausschweifenden Lebens, gerieth Darnley mit Maria in Zwist. Zugleich ward er auf den Einfluß des Rizzio, der ein häßlicher, alternder und kleiner Piemonteser, aber ein gewandter Erzähler, trefflicher Sänger und geschickter Mime war und als der Königin Geheimschreiber ihr ganzes Vertrauen genoß, aber keineswegs in einem strafbaren Verhältniß mit ihr stand, eifersüchtig, und nicht ohne sein Mitwissen, hauptsächlich aber auf Anstiften der protestantischen Partei, ermordete der Lord Ruthwen den Unglücklichen in Gegenwart der Königin, des Königs und mehrer Personen, als sie gerade beim Abendessen saßen, sodaß Maria von seinem Blute bespritzt wurde und die Tafel, die man umstürzte, ihre Schulter traf. In demselben Zimmer, wo der Mord geschehen war, mußte die Königin die Nacht eingesperrt bleiben; am andern Morgen zog der Graf Murray in Triumph in Edinburg ein und mit Mühe flüchtete sich die Königin nach dem Schloß Dunbar, wo sie eine Partei sammelte und nachdem sie mit den Rebellen einen Vergleich geschlossen hatte, nach Edinburg zurückkehrte. Hier gebar sie am 19. Juni 1566 einen Knaben, den nachmaligen Jakob VI. (I.), mit dem sie gerade zur Zeit jenes Mordes im 7. Monate schwanger gewesen war und der davon die Eigenheit behielt, keinen bloßen Degen sehen zu können. Indessen setzte sich eine schon längst gehegte Feindschaft zwischen Darnley und der Königin Bruder, Murray, immer fort und ward täglich ärger; vorzüglich gab die Taufe des jungen Prinzen, die nach kathol. Ritus vollzogen wurde, Anlaß zum Streit zwischen Katholiken und Protestanten. Darnley war indessen zu Glasgow bei seinem Vater an den Blattern erkrankt. Sobald es die Königin ohne Gefahr der Ansteckung wagen konnte, holte sie ihn von da ab und brachte ihn nach ihrem Hof. Indessen wies sie ihm nicht das ungesunde Schloß,

sondern ein Predigerhaus zur Wohnung an. Sie hatte ihn eben freundlich verlassen, um sich zu einer Hochzeit einer ihrer Ehrenfräuleins zu begeben, als das Haus des Predigers und mit ihm der unglückliche Darnley und ein Kammerdiener desselben in der Nacht vom 9.—10. Febr. 1567 durch Pulver in die Luft gesprengt wurde. Doch soll man an den stark verbrannten Körpern der Umgekommenen Spuren der Erdrosselung bemerkt haben. Mit Wahrscheinlichkeit beschuldigte man die protestant. Partei dieses Mordes, doch gaben Maria's Gegner auch der Königin dieselbe Schuld, und noch bis jetzt ist es den Freunden derselben nicht vollkommen gelungen, einen leisen Verdacht der Mitwissenschaft an demselben von Maria zu entfernen. Murray ging nach Frankreich, Maria aber zu ihrem Sohn nach Stirling. Auf dem Rückwege ward sie von 800 Reitern überfallen und gefangen auf das Schloß Dunbar geführt. Hier gab ihr der Graf Bothwell, den das Gerücht als Urheber des Mords des vorigen Königs nannte, nicht eher die Freiheit wieder, bis sie ihm die Hand gab. Als Protestant mußte er zuvor von seiner Gemahlin geschieden werden. Schon am 10. Mai 1567 wurde die Vermählung mit Maria nach protestant. Gebräuchen vollzogen, und durch diese frühe Vermählung dem Gerücht, daß Maria Mitschuldige an dem Mord ihres 2. Gemahls sey, noch mehr Nahrung gegeben. Bothwell wurde zum Grafen von Orknei ernannt, war aber zu schwach, die Zügel der Regierung zu führen. Von dem empörten Adel im Schloß Borthwik belagert, mußte er mit seiner, als Mann verkleideten Gemahlin nach Schloß Dunbar fliehen, und endlich nach den Orkaden und Norwegen entweichen, wo er von Seeräuberei lebte und nach einigen Jahren starb. Maria ward dagegen gefangen, unter Schmähungen und Schimpfen des Pöbels, der sie laut des Königsmords beschuldigte, nach Edinburg und von da nach Lohleven gebracht und dort der Obhut der Mutter des Grafen Murray, die sich für die rechtmäßige Gemahlin Jakobs V. vor seiner Vermählung mit Maria von Guise und ihren Sohn Murray daher für legitim und Maria für einen Bastard erklärte, übergeben. Viele Unbilden hatte sie dort zu erdulden; man nahm ihr Geschmeide und Kostbarkeiten, zerstörte Bilder ihrer Capelle und zwang ihr 2 Acten ab, in denen sie zu Gunsten ihres Sohnes entsagte und Murray zum Regenten und Vormund ernannte. 11 Monate brachte sie in diesem Gewahrsam zu; endlich befreite sie ein 15jähriger Knabe, William Douglas. Sie sammelte nun 6000 Treue um sich, allein Murray schlug diese bei Longside, und sie war, da ihr Schiffe, nach Frankreich zu fliehen, fehlten, gezwungen, am 16. Mai 1568 nach England zu ihrer erbittersten Feindin, Elisabeth, sich zu retten. Mit gebührender Ehrfurcht geleitete man sie nach Carlisle; dort bemerkte sie aber bald, daß sie eine Gefangene sey. Vergebens schrieb sie an Elisabeth und bat nach London gebracht zu werden; jene schlug es ab, unter dem Vorwand, daß Maria erst sich von den ihr gemachten Beschuldigungen reinigen müsse. Sie ward nun nach Schloß Bolton gebracht, der Graf Lenox, der Vater Darnley's, klagte sie offen des Mordes und des Einverständnisses mit Bothwell, noch bei Lebzeiten des ersteren, an, und Murray suchte durch Auslieferung von Briefschaften und Gedichten Maria's Beweise für diese Beschuldigung zu geben. Eine geheime Untersuchungscommission versammelte sich zu York und ward später nach Westminster verlegt, um dort unter Elisabeths Augen zu arbeiten. Als Maria einen Antrag, der Krone zu Gunsten ihres

Sohnes zu entsagen, ausschlug, ward sie nach Tutbury und Winkfield gebracht, wo sie dem Grafen von Schrewsbury zur Bewachung anvertraut ward. Gegenseitige Anklagen erhoben sich nun; denn während die Gegner Maria's dieser den Mord ihres Gemahls Schuld gaben, beschuldigten deren Freunde die Gräfin Schrewsbury, Maria haben vergiften zu wollen, und Elisabeth, einen ihrer Wächter, Rolstone, bestochen zu haben, sie zu verführen und dann ihre Schande kund zu thun. Um diese Zeit faßte der Herzog von Norfolk den Plan, Maria zu befreien, ihr seine Hand zu reichen und seine Tochter Jakob VI., ihrem Sohn, zu geben; unglücklicher Weise hatte er sich aber dem Grafen Murray vertraut, der ihn verrieth; er ward gefangen und hingerichtet. Bald darauf fiel Murray durch Mörderhand und der Graf Lenox ward an seiner Stelle Regent. Die Befreiungsversuche Norfolks und Anderer zogen die Banden Maria's immer enger, man brachte sie nach Sheffield; zahlreiche Patrouillen umkreisten das Schloß, es war ihr nur eine Kammerfrau gelassen u. s. w. Vergebens verwendeten sich die kathol. Höfe, namentlich Frankreich und selbst ihre Feindin, Katharina von Medicis, für die Erleichterung ihrer Haft; jeder solcher Versuch war nur ein Zeichen zu härterem Verfahren gegen Maria. Kaum konnte man erlangen, daß sie unter strenger Aufsicht auf kurze Zeit die Bäder von Burton besuchen durfte, und bald kehrte sie nach Schloß Sheffield zurück. Dort erkrankte sie gefährlich und ward nach ihrer Genesung dem Amias Paulet im Schloß Tutbury zur Bewachung vertraut. Rauh war dieser Wächter, aber gerad und edel; denn mit Verachtung wies er Anträge seiner Gebieterin, Maria zu vergiften, zurück. Um diese Zeit erregte der Plan Babingtons und mehrer Katholiken, Elisabeth zu ermorden, das größte Entsetzen unter den Protestanten in England. Allgemein schrieb man Maria Mitwissenschaft um diesen Mordplan zu. Ihre Secretairs, Nau und Kurl, wurden verhaftet, Maria unter dem Vorwande eines Spazierritts aus ihrem Gefängniß entfernt und dieses streng durchsucht und ein peinlicher Proceß auf die durch die Folter erzwungene Aussage ersterer gegründet und ihr, als Staatsgefangenen, das letzte Geld und der letzte Schmuck genommen. Beharrlich läugnete aber Maria alle Mitwissenschaft an Babingtons Plänen. Am 25. Sept. 1586 brachte man sie endlich, nachdem sie von Schloß zu Schloß gewandert war, unter Paulets Obhut nach dem Schlosse Fotheringay. Hier wurden ihr auch die letzten Zeichen der königl. Würde geraubt und ihr Zimmer und Bett schwarz ausgeschlagen. Der Kanzler von England und 20 Lords erschienen als ihre Richter; vergebens protestirte sie gegen dieselben und verlangte von ihres Gleichen gerichtet zu werden, vergebens verweigerte sie die Antwort und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld und ihrer Nichttheilnahme an dem Attentat gegen die Königin Elisabeth an; sie ward dennoch zum Tode verurtheilt und dieses Urtheil durch das Parlament bestätigt. Umsonst verwendeten sich nun die kathol. Höfe, um die Vollstreckung des Urtheils zu hindern. Sie wurden mit leeren Ausflüchten hingehalten. Ein Mordplan gegen Elisabeth, an dem die franz. Gesandtschaft Theil genommen haben sollte, beschleunigte nur die Hinrichtung. Elisabeth bestätigte das Todesurtheil und gab es mit einer heitern Miene an Davison, um es mit dem großen Reichssiegel zu versehen. Die Commissaire, mit dieser Vollziehung beauftragt, begaben sich sogleich nach dem Schlosse Fotheringay, um Maria das Urtheil anzukün-

digen. Diese, eben im Begriff, sich niederzulegen, vernahm die Nachricht, daß sie am andern Morgen den Tod erleiden sollte, mit Hingebung und dankte Gott, sie nach einem 19jährigen Leiden durch den Tod zu erlösen. Als der Graf von Kent, ein eifriger Protestant, ihr sagte, daß sie, um die neue Lehre zu besiegeln, den Tod leide, faßte sie diesen Gedanken mit Entzücken auf und freute sich, als Märtyrin für den kathol. Glauben zu sterben. Sie nahm hierauf etwas Nahrung zu sich und legte sich nieder, um Kräfte für den andern Morgen zu sammeln. Aufgestanden, kleidete sie sich in schwarzen Sammet, empfahl ihre 4 Ehrenfräuleins, die mit ihr erzogen waren, und ihre andern Diener in einem Briefe der Königin von Frankreich und ließ sich von ersteren versprechen, nach Frankreich zu gehen, ging hierauf in ihr Betcabinet und nahm hier, da ihr ein katholischer Priester verweigert ward, eine vom Papst geweihte, ihr geschenkte Hostie als heil. Abendmahl, ließ hierauf den rauh anklopfenden Commissairen öffnen, nahm, vom fanatischen Kent verhöhnt, ein kleines elfenbeinernes Crucifix und begab sich, von ihren Frauen begleitet, die man anfangs zurückhalten wollte, aber endlich, nach Maria's ernster Berufung auf ihre Würde, zuließ, nach dem untern Stock des Gebäudes. Unten an der Treppe fand sie ihren Haushofmeister, Melville, in Thränen zerfließend und bat ihn, sie den kurzen Weg bis zum Schaffot zu unterstützen. Auf dem Schaffot angelangt, sprach sie ihr Bedauern aus, daß sie durch das Beil, nicht, wie in Frankreich gewöhnlich, durch das Schwert sterben solle. Als ihre Frauen in Thränen ausbrachen, verbot sie ihnen zu weinen, da sie für ihr ruhiges Betragen Bürge geworden sey. Dann sprach sie, nachdem sie ihre Blicke zu den, etwa 300 Personen betragenden Zuschauern gewendet hatte, nochmals eine Betheuerung ihrer Unschuld an dem Tode Heinrich Darnley's und an den Attentaten gegen Elisabeths Leben aus, fügte aber hinzu, daß sie freilich alle Mittel, um ihre Ketten zu brechen, versucht habe. Hierauf kniete sie nieder und sprach ein Gebet nach den Gebräuchen der kathol. Kirche. Dem Decan Fletscher, der ihr die Hölle verkündete, wenn sie im kathol. Glauben beharre, antwortete sie, daß sie in dem Glauben ihrer Väter sterbe. Als der Nachrichter sie entkleiden wollte, wehrte sie ihm und sprach lächelnd, daß sie weder eines solchen Kammerdieners, noch in so großer Gesellschaft sich zu entkleiden gewohnt sey. Sie kniete hierauf nieder, sprach: „In manus tuas domine, commendo spiritum meum", und der Henker trennte, falsch hauend, in 3 Schlägen ihr Haupt vom Rumpfe. Es war am 18. Febr. 1587. Nach der Hinrichtung ward ihr Körper mit einem schwarzen Tuch bedeckt, von ihren Frauen in ihr Schlafzimmer zurück getragen und in einen bleiernen Sarg, mit aromatischen Kräutern gefüllt, in der Kathedrale zu Peterborough, dem Grabe der Katharina von Aragonien gegenüber, beigesetzt. Ihr Sohn, Jakob VI. (I.), ließ sie, als er König von England geworden war, ausgraben, in der Capelle Heinrichs VII. zu Westminster beisetzen und ihr ein prächtiges Grabmal errichten. Bei ihrem Leben hatte indessen der schlechte Sohn nichts für ihre Freiwerdung gethan, in der Stille vielmehr bei Elisabeth dahin gewirkt, daß sie für immer im Kerker bleibe. — Maria war wahrscheinlich an den Verbrechen, die man ihr Schuld gab, unschuldig; sie war aber ein schwaches, leichtsinniges, sinnliches Weib und ihrer Stellung in einer höchst unruhigen Zeit nicht gewachsen. Durch ihre Schönheit mancherlei Verführungen ausgesetzt, unterlag sie denselben

oft und fiel so in die Fallstricke ihrer Nebenbuhlerin. Maria's Geschichte ist durch den Einfluß des Parteihasses verunstaltet worden; daher sind die Urtheile der Geschichtschreiber über sie sehr verschieden. Der gelehrte Schottländer Buchanan, der unter dem Einflusse der Machthaber schrieb, schildert sie mit feindseliger Gesinnung; in zu vortheilhaftem Lichte hingegen zeigen sich kathol. Geistliche und ihr Vertheidiger Leslie, Bischof von Roß. Eine gründliche Würdigung ihrer Geschichte gibt Malcolm Laing im 1. und 2. Bd. seiner trefflichen „Geschichte von Schottland", und was er über ihren Antheil an ihres Gatten Ermordung sagt, wird weder durch Whitaker's meist gegen Robertson gerichtete, aber freilich parteiliche und keineswegs auf gründliche Forschung gebaute Schutzschrift („Mary Queen of Scotland vindicated", London 1787, 3 Bde.), noch auch durch Chalmers in seinem „Life of Mary, Queen of Scots" (London 1818, 2 Bde., 4.; 2. A. in 3 Bdn.; deutsch neue Ausg. von Becker, Halberst. 1824) widerlegt. Campbell hat ihre wahrscheinlich echten Liebesbriefe an Bothwell ꝛc. nebst ihren Liebessonetten herausgegeben (auch deutsch, Leipz. 1826, 2 Thle.). Eine treffliche Darstellung ihres Lebens und ihres Charakters hat Fr. Gentz in dem Taschenbuch bei Vieweg 1799 versucht. Einen Abschnitt ihrer frühern Gesch. vor ihrer Flucht nach England hat der Verf. des „Waverley" seinem Roman: „Der Abt", zum Grunde gelegt. Miß Benger hat in ihren „Memoirs of the life of Mary, Queen of Scots" (Lond. 1823, 2 Bde.) eine Handschrift des brit. Museums benutzt. Ueber die dramatische Benutzung dieses Stoffs, namentlich von Schiller, s. das Taschenbuch „Minerva", J. 1813.

Maria von Medicis, Tochter Franz II., Großherzogs Toscana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV. verheirathet, nachdem derselbe sich hatte von Margarethe von Valois scheiden lassen, und übernahm nach dem Tode ihres Gemahls (1610) die Regentschaft des Reichs, da ihr Sohn, Ludwig XIII., noch minderjährig war, wobei sich der Herzog von Epernon besonders thätig bezeigte. Auf eine unbesonnene Weise verschwendete jedoch Maria die von Heinrich IV. angehäuften Schätze, Frankreich verlor seine Achtung nach Außen und wurde im Innern durch einen verderblichen Bürgerkrieg verwüstet. Umsonst versuchte sie durch einen Vertrag (1614) den Unruhen ein Ende zu machen; denn ihr Günstling, der Marschall von Ancre, reizte durch sein übermüthiges Betragen zu neuen Empörungen und erst die Ermordung desselben, auf Ludwigs XIII. Befehl, erstickte diese. Maria wurde nach Blois verwiesen, entwich aber durch Hülfe des Herzog von Epernon in der Nacht vom 21. auf den 22. Febr. 1619 nach Angouleme, und Richelieu, damals noch Bischof von Luçon, brachte noch in demselben Jahre eine Aussöhnung mit dem Könige zu Stande. Doch kurz darauf erregte Maria, unzufrieden, daß nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt worden waren, einen neuen Krieg, wurde aber bald zur Unterwerfung gezwungen. Nach dem Tode ihres unversöhnlichen Verfolgers, des Connetable de Luynes, trat sie an die Spitze der Regierung, und um ihr Ansehen zu vermehren, berief sie den Cardinal Richelieu in den Rath, der bis dahin ihr viel Anhänglichkeit gezeigt hatte. Dennoch vergaß er bald, was er der Königin schuldig war, und suchte sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen, was ihm nur zu sehr gelang. Während des Kriegs in Italien 1629 zeigte sich zuerst die Entzweiung beider, und Richelieu nahm seine Maßregeln so gut, daß die Königin allen Einfluß

verlor. Alle Anschläge von ihrer Seite, den Cardinal zu stürzen, scheiterten an der Entschlossenheit des Königs, der sogar den 23. Febr. 1631 den Befehl gab, seine Mutter auf das Schloß zu Compiegne gefangen zu setzen, von wo sie jedoch noch in demselben Jahre nach Brüssel entwich. Nie sah sie Paris und ihren Sohn wieder. Seit dem 28. Febr. lebte sie zu Köln in Rubens Hause, wo sie am 3. Juni nämlichen Jahrs in Dürftigkeit starb. Wallraf (s. d.) hat ihrem Andenken zu Ehren an diesem Hause ein einfaches Denkmal mit einer schönen Inschrift errichten lassen. Ihre Eingeweide liegen vor dem Mausoleum der heiligen Weisen im Dom. Ihr eifersüchtiger, hartnäckiger und ehrgeiziger Charakter war die Quelle ihres Mißgeschicks. Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, schöne Wasserleitungen und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. 1774 erschien zu Paris ihre Lebensgeschichte in 3 Bänden.

Maria Theresia, s. Theresia (Maria).

Maria Antoinette, s. Antoinette (Maria).

Marie Louise, Königin von Spanien, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geb. den 9. Dec. 1751. Sie ward mit Karl IV. wider dessen Willen am 4. Sept. 1765 verheirathet. Bald gelangte sie durch ihre Klugheit, Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit zu einer Herrschaft über ihren Gemahl, der sie haßte und anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausgebrochen war. Nach der Thronbesteigung Karls IV. gewann sie den bedeutendsten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und sie nebst ihrem Günstlinge, Don Manuel Godoy, dem sie durch ihre Schlauheit ihres Gemahls Gunst zu verschaffen gewußt hatte und den sie von einem Leibgardisten 1795 zum Fürsten de la Paz erhob, regierten mit unbeschränkter Macht ganz Spanien. Beide strebten darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand gegen den Marie Louise einen unerträglichen Haß hegte, beim alten Könige verdächtig zu machen, der ohne Zweifel auf ihre Veranlassung den 29. Oct. 1807 an den Kaiser Napoleon schrieb, sein Sohn habe ihn entthronen und seiner Mutter nach dem Leben trachten wollen, er sey daher mit dem Verluste der Thronfolge zu bestrafen. Doch da Marie Louise und ihr Günstling des Volks Stimmung fürchteten, so veranlaßte dieser den Prinzen, seinen Vater und seine Mutter schriftlich um Verzeihung zu bitten. Dieß that er den 5. Nov. 1807, worauf der König durch ein Decret erklärte, daß er auf des Prinzen Reue dessen strafbare Verwirrungen verziehen habe. Doch bald darauf, den 18. März 1808, brach ein Aufruhr des Volks in Aranjuez aus, der Karl IV. so in Angst setzte, daß er die Krone zu Gunsten seines Sohnes niederlegte. Da Godoy verhaftet und der Wuth des Volkes Preis gegeben war, so hatte Marie Louise jetzt keinen anderen Rückweg, als sich in den Schutz des Kaisers Napoleon und seines Oberfeldherrn, Joachim Murat, der Madrid auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez besetzt hatte, zu begeben. Ihren Gemahl bewog sie, seine Abtretung in einer geheimen Erklärung vom 21. März, die er Murat zustellen ließ, zu widerrufen. Dieser rettete auf die inständige Bitte der Königin Godoy mit Gewalt aus den Händen seiner Feinde. Karl IV., Marie Louise und Godoy, von franz. Truppen escortirt, erschienen sämmtlich zu Bayonne vor Napoleon, und der gegen seinen Sohn höchst aufgebrachte Karl IV., wurde durch die Königin, welche von Napoleon sogar verlangte, daß er ihren Sohn auf das Blut-

gerüst schicken sollte, und durch ihren Günstling leicht dahin gebracht, seinen Sohn und seine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien gegen einen Jahrgehalt den Planen Napoleons aufzuopfern. Karl IV., Marie Louise und Godoy begaben sich nach Compiegne und nach mehrem Ortswechsel endlich nach Rom, wo Marie Louise zu Anfange des Jahres 1819 starb. (S. Karl IV.)

Mariana (Juan), berühmter spanischer Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, trat früh in den geistlichen Stand und ward Jesuit. Nach Vollendung seiner Studien auf der damals so berühmten Universität zu Alcala zog er auf Reisen und trug mit Erfolg in Rom, Sicilien und Paris die Theologie vor. Nachdem er 13 Jahre seines Lebens dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte, kehrte er 1574 in sein Vaterland zurück und nahm seine Wohnung im Jesuitencollegium zu Toledo. Hier starb er 1608 in einem Alter von 73 Jahren. Er hatte die allgemeine spanische Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Ferdinand des Katholischen Tode, nicht aus den Quellen selbst, sondern aus den Materialien, die schon von frühern Geschichtschreibern zusammengetragen waren, nach dem Muster des Cardinals Bembo zuerst in lateinischer Sprache, dann umgearbeitet in eine spanische Uebersetzung und geschickt verbunden mit rhetorischer Anschaulichkeit und in einer classisch-eleganten Sprache dargestellt. An höhere Zwecke des Pragmatismus hatte er gar nicht gedacht und doch entging er mit genauer Noth der Strenge der Inquisition, die ihn als rebellischer und verdächtiger Grundsätze verdächtig eingezogen hatte. Vorzügliche Ausg. der span. Bearbeitung: zu Valencia (1785—96, 9 Bde., Fol.), und zu Madrid (1819, 8 Bde.). Mariana's übrige Schriften sind 1) seine berühmte Abhandl. „De rege et regis institutione", welche 11 J. nach ihrer Erscheinung als aufrührerisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeit zuzog. Mariana behauptete in diesem Werke, daß es erlaubt sey, sich eines Tyrannen zu entledigen. Die Originalausgabe dieser Schrift ist sehr selten geworden. 2) „De ponderibus et mensuris". 3) Sieben Abhandl., welche in einem Foliobande 1609 in Köln erschienen sind.

Marienbad, berühmte Mineralquelle in der Prämonstratenser Reichsherrschaft Tepel unweit Karlsbad (pilsener Kreise in Böhmen), in dem waldigen Engthale, zu dessen Emporbringung und Verschönerung seit 1781 vom Abte des Stiftes viel geschehen ist. Aus dem Kreuzbrunnen, dessen Wasser dem kalten karlsbader Sprudelwasser ähnlich ist, wurden 1833 über 200.000 Krüge versendet. 200 Schritte vom Kreuzbrunnen sind die Quellen des Stahlbrunnen, deren Mischung der des pyrmonter und driburger Wassers gleich ist. Nicht weit davon ist der Ambrosianerbrunnen und in dessen Nähe quillt an manchen Stellen aus sumpfigem Torfgrunde das eigentliche Marienbad; kleine Thiere, welche sich seinem Behältnisse zu sehr nähern, werden schnell von dem aufsteigenden Gase getödtet. Das Badehaus an diesem Orte hat 17 wohleingerichtete Zimmer. In der Mariencapelle findet man eine Menge Krücken der hier Genesenden. S. Heidler, „Marienbad, nach eignen Beobachtungen und Ansichten ärztlich dargestellt" (2 Bde., Wien 1822), und Desselben: „Marienbad et ses différens moyens curatifs" (Prag 1828). In der Nähe liegt die fürstl. Metternich'sche Herrschaft Königswart mit ähnlichen Quellen. Das Schloß hat ein Museum, in welchem sich das von dem Scharfrichter Huß in Eger gesammelte Münzcabinet befindet.

Marienburg, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (14 QM., 42.000 Ew., höchst fruchtbare Landschaft) im preuß. Reg.-Bez. Danzig, am linken Ufer der Nogat, über die hier eine 539 Fuß lange Schiffbrücke führt, mit einem Schlosse, 2 katholischen und einer evangelischen Kirche, 645 öffentlichen und Privatgebäuden und 5400 Einw., die von der Fabrikation wollener und baumwollener Zeuche, von andern städtischen Gewerben und vom Handel mit Holz und Getreide leben. Die Stadt hat ein Krankenhaus und mehre Armenanstalten; treffliche Schulen, unter denen die katholische höhere Bürgerschule und eine Töchterschule zu erwähnen, auch das evangel. Schullehrer-Seminar verdient bemerkt zu werden. Marienburgs Hauptmerkwürdigkeit besteht in den herrlichen Ueberbleibseln des ehemaligen Schlosses der Hochmeister. Die Stadt selbst wurde von dem Orden 1276 gegründet und eine Burg daselbst erbaut. Im 14. Jahrh. war sie die Residenz der Hochmeister und das Schloß ward mehre Male erweitert, und eine schöne Kirche (am östl. Giebel mit einem kolossalen Muttergottesbilde geziert, das nebst der Nische, in der sich dieses befindet, aus Mosaik gearbeitet ist) und die St.-Annengruft, wo die Hochmeister beigesetzt wurden, hinzugefügt. Der unbekannte Baumeister war unstreitig ein Deutscher. Im Ganzen ist in den kühnen Spitzbogen, in den schlanken Pfeilern der Styl der schönen altdeutschen Baukunst sichtbar, und keine Spur von der sächsischen Bauweise. Alles hat den Schein gegen Himmel strebender Leichtigkeit. Die Prunkgemächer waren mit Bildnissen und zum Theil noch lesbaren, deutschen Reimen geschmückt. Im Nebenwerk, z. B. in der Mosaik (meist Rautenform und Zickzackwinkel), erkennt man italienische Bauart. Die Verzierungen innerhalb und außerhalb der Kirche (die nebst der Annencapelle vollständig erhalten ist) sind, wie beim kölner Dome, alle aus der Pflanzenwelt entlehnt; nur hin und wieder sind die von wunderlichen Thiergestalten unterbrochen; doch gehen sie nirgend über in das unbestimmte Feld willkürlicher Schnörkeleien. Dieses schönste Denkmal der Baukunst in Preußen ward lange vernachlässigt; die Zeit zerstörte den größten Theil desselben und die noch erhaltenen Theile wurden zu Kasernen und einer Baumwollenspinnerei verwendet, sodaß die herrlichsten Säle (wovon einer auf einer einzigen höchst schlanken Granitsäule ruht) durch elende Zwischenmauern verunstaltet wurden. Endlich trug die Theilnahme des Kronprinzen von Preußen dazu bei, daß das Ganze aus seinem Schutte hervorgezogen und von neuen Einbauen befreit ward. So ist 1824 die Marienburg, nach Schinkel's Ideen, neu und mit passenden alterthümlichen Emblemen und Glasgemälden geziert, aus ihren Ruinen erstanden. Als ein werthvolles Werk der alten Baukunst ist auch noch der Mühlgraben zu erwähnen, der von den Ordensrittern erbaut wurde. Vgl. unter mehren andern Schriften Voigt's „Geschichte Marienburgs, mit einigen Ansichten des Ordenshauses" (Königsberg 1824).

Marienglas, s. Gyps.

Marienwerder, Hauptstadt des gleichnamigen preuß. Reg.-Bez. (315 QM., 465.000 Einw.) und Kreises (16 QM., 43.000 Einw.), an der kleinen Nogat, dem Liebeflusse und dem, diese beiden Ströme verbindenden Canal (Vorfluthscanal), mit 4 Vorstädten, 4 evang. Kirchen, einem großen und alten Schlosse, ein Hospital, 488 öffentlichen und Privatgebäuden und 5300 Einw., worunter über 500 Katholiken und gegen 130 Juden, die Tuch- und Leinweberei, Gerberei und Hutmacherei und

mehre andere städtische Gewerbe treiben. Nicht weit von der Stadt befindet sich eine Papier-, eine Grütz- und eine Walkmühle. Die Stadt hat eine höhere Bürgerschule und eine freie Werkschule; sie ist ferner der Sitz der königl. Regierung, des Oberlandesgerichts der Provinz Westpreußen und des Criminal-Senats, einer General- und Special-Landschafts-Direction, eines Superintendenten. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört die Stadt- oder Domkirche, mit einem 170 Fuß hohen Thurm, schöner Glasmalerei und den Grabmälern von 17 Bischöfen und 3 deutschen Ordensmeistern. In dem Schlosse fand 1709 die merkwürdige Zusammenkunft zwischen Friedrich I. von Preußen und Peter dem Großen von Rußland Statt. Die Gründung von Marienwerder fällt in die erste Hälfte des 13. Jahrh.

Mariette (Jean), Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker, geb. zu Paris 1654, legte sich unter Jean Baptiste Corneille mit großem Fleiße auf die Malerkunst, wählte aber später, auf Le Brun's Rath, die Kupferstecherkunst, worin er sich vorzüglich auszeichnete. Er starb 1742. — Pierre Jean M., Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1694, legte sich, nach dem Beispiele seines Vaters, auf die Kupferstecherkunst, vervollkommnete sich auf Reisen durch Deutschland und Italien. 1750 verkaufte er seinen Bücherverlag, erkaufte damit das Amt eines königlichen Secretairs und Kanzleicontrolleurs und beschäftigte sich von dieser Zeit an fast nur mit Vervollkommnung seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris 1774. Er besaß große Talente und hatte einen liebenswürdigen Charakter. Man hat von ihm: „Traité du cabinet du roi", voll vortrefflicher Untersuchungen (Paris 1750, 2 Bde., Fol.); „Lettres à M. de Caylus"; „Lettre sur la fontaine de la rue de Grenelle"; „Description sommaire des statues, figures, vases" u. s. w. (Paris 1750, 8.); „Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles" (ib. 1755, Fol.) u. a. m.

Marine. Seewesen, Seemacht überhaupt, und obgleich man zuweilen von einer Handels- und einer Kriegsmarine spricht, so bezeichnet das Wort Marine doch vorzugsweise die Gesammtheit der Schiffe mit ihrer Bemannung, die von irgend einer Macht zum Kriege und zum Schutze des Seehandels gehalten werden. Dahin gehören jedoch auch die vom Staat unterhaltenen Postschiffe (Packetböte). Die hohe Bedeutung des Seewesens hat erst mit der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien ihren Anfang genommen. Waren gleich schon vorher Kriege zur See geführt, so hatte man doch noch keine ausschließlich zu diesem Endzwecke bestimmte Flotten unterhalten, man bediente sich gewöhnlicher Handelsschiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So bestanden die ersten Flotten der Spanier und Portugiesen, mit denen sie die entfernten Meere befuhren, aus Handelsschiffen, die zugleich zum Kriege gerüstet waren. England und Holland errichteten zuerst eigne Kriegsmarinen in Europa, dann die übrigen seefahrenden Staaten. Die engl. Marine, vom Anfange an eine königliche, entstand unter Heinrich VIII., ward aber erst unter Elisabeth von Wichtigkeit, während die holländische sich in dem Kampfe mit Spanien bildete und seit der directen Fahrt nach Ostindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Flotten der ostind. und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, je mehr sich das Mercantilsystem (s. d.) über Europa verbreitete, eine immer steigende Wich-

tigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, ein entschiedenes Uebergewicht zu erlangen, nur durch den Seesieg der Briten bei La Hogue (1692) gebrochen ward und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht sich erhob. Im Anfange des 18. Jahrh. ward auch Rußland, nachdem bisher Schweden und Dänemark bei dem Verfalle der Hanse eine beinahe unbestrittene Herrschaft zur See geübt hatten, als Seemacht wichtig. Doch blieben England und Holland fortdauernd die ersten Seemächte in Europa, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. England ein immer entschiedeneres Uebergewicht errang. Um eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, muß ein Staat eine ausgedehnte Handelsschifffahrt besitzen, sich die zur Erbauung und Ausrüstung von Schiffen erforderlichen Materialien leicht verschaffen können und besonders eine günstige geographische Lage haben. In allen diesen Rücksichten besitzt England unleugbar große Vorzüge vor den übrigen europäischen Staaten. Eine Seemacht gewährt eigentlich, sowie der Gewinn von Seeschlachten, mehr einen negativen als positiven Vortheil, sie dient zum Schutze des Handels und der Colonien, ungleich weniger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeschlachten mögen drohende Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht zu wichtigen positiven Ergebnissen führen. Schon hieraus ergibt sich, daß Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Festlandes von Europa so gefährden können, wie dieß von einer vorherrschenden Landmacht zu fürchten ist.

Marini oder Marino (Giambattista), italienischer Dichter, war 1569 zu Neapel geboren. Er wurde von seinem Vater verstoßen, weil er sich der Jurisprudenz nicht widmen wollte, fand zuerst zu Neapel und darauf zu Rom Unterstützung, an letzterem Orte besonders durch den Cardinal Aldobrandini, der ihn mit sich nach Turin nahm, wo seine Poesie ihn zu hohen Ehren, zur Stelle eines Staatssecretairs und zu einem Ordensband brachte. Von seinem Mitsecretair Murtola, auch einem Dichter, aber von der alten Manier, in den Verdacht gebracht, als ob eines seiner Gedichte eine Satyre auf den Herzog Karl Immanuel enthielte, kam er bis zur Beendigung der Untersuchung ins Gefängniß. Seine Unschuld ward erwiesen, und er bekam zwar alle Genugthuung; aber dennoch verließ er Turin und lebte von nun an zu Paris, geehrt von der Königin Maria und der franz. Nation. Auf einer Vergnügensreise nach Italien starb er zu Neapel 1625. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er die edle Einfachheit der früheren Dichter verlassen, und seine Schreibart durch Schwulst, falschen Pathos und leeres Wortgepränge entstellt habe. Er fand mit seinem Afstergeschmack einen so leichten Eingang, daß er bald das Haupt einer excentrischen Partei ward, die sich bis zum Abenteuerlichen verirrte und alle classische Correctheit verachtete. Sein berühmtestes Werk ist ein heroisches Gedicht „Adone“ in 20 Gesängen; es hat aber so wenig Episches, daß vielmehr der alte Mythus nichts als eine unbedeutende Einlassung zu einer Gallerie von Bildern und Spielen einer üppigen Einbildungskraft ist, in denen die alte Welt und das neuere Ritterthum mit Verletzung alles Costums bunt durcheinander steht. So geschmacklos wie dieses romantisch-mythologische Gedicht ist nun zwar der „Bethlehemitische Kindermord“ nicht; aber doch voll Schwulst und bizarrer Stellen, für welche aber doch wieder einzelne schöne Stellen entschädigen. Die meiste Aufmerk-

samkeit verdienen seine Sonette, unter welchen einige zu den bessern der italienischen Literatur gezählt werden müssen.

Marino (San-). Dieser kleinste Freistaat in Europa liegt unter 43° 56′ N. B. und 30° 17′ O. L., auf dem nördlichen Abhange des Apennin, mitten im Kirchenstaate, zwischen Rimini und Urbino. Das ganze Gebiet, etwa 1½ QM., besteht aus einem bedeutend hohen Berge und einigen Hügeln und zählt in 1 Stadt und 4 Dörfern ungefähr 7000 Einw. Der Sage nach soll ein frommer Einsiedler Marinus sich im 6. Jahrh. auf diesem Berge niedergelassen und der Ruf seiner Heiligkeit viele Menschen herbeigezogen haben, welche er zu einem kleinen Staate ordnete. So entstand diese Republik, die es wohl nur ihrer Unbedeutsamkeit verdankt, daß sie sich durch alle Stürme und allen Wechsel der Zeiten hindurch unangefochten erhalten hat, und jetzt mit ihrer beinahe 1300jährigen Existenz unleugbar der älteste Staat in Europa ist. Das Breve, in welchem der Papst Schutz zugesagt, ist, in Marmor gegraben, an den Grenzen des Staats aufgestellt. Bonaparte ließ ihr 1797 den Gruß der Freundschaft der großen Nation überbringen, und versprach ihr einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung ihres Gebiets. Der Rath antwortete: die Kanonen werde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung müsse er aber ablehnen; die Republik sey glücklich in ihrem alten Besitzthum; sie bitte um Erleichterung des Handels. — Nach diesem schien Alles vergessen, die Kanonen sind nicht gekommen; aber unvergessen bleibt des Rathes Antwort! — Die höchste Gewalt ist in den Händen eines Raths von 300 und eines engern Raths von 12 Gliedern, an deren Spitze ein Capitano steht, der aber alle 3 Monate wechselt. Der Staat hat 30.000 Gulden Einkünfte und unterhält 40 bis 50 Soldaten. Nur der rühmliche Fleiß der Einwohner konnte dem dürren und steinigen Boden das Nöthige zum Lebensunterhalt abgewinnen. Die Stadt selbst liegt auf dem schmalen Rücken eines sehr steilen Berges und wird durch 3 Castelle geschützt; sie hat kein andres Wasser als Regenwasser. Nur ein einziger Fußsteig führt zu ihr hinauf. Kirchen und Gebäude tragen alle das Gepräge nicht sowohl der Armuth als der Einfachheit; in einer Wand der Hauptkirche zeigt man die in den Felsen gehauene Höhle, welche der Einsiedler Marinus sich zur Schlafstätte bereitet hatte. Am Fuß des Berges liegt die viel lebhaftere Vorstadt Borgo. Beide zusammen mögen etwa 5500 Einw. haben. Niemand wird hier nach einem Passe befragt. Seit undenklichen Zeiten ist zu S.-Marino Niemand mit dem Tode bestraft worden. Das Wappen ist ein Berg, auf dem 3 Castelle stehen. S. Delfico's „Memorie della rep. de S.-Marino" (Mail. 1804, 4.), und „Essai historique sur la rép. de S.-Marino" von Aubert St.-Hippolyte.

Marionettenspiel ist eine Art von Schauspiel, wozu aber anstatt lebendiger Personen gewisse Arten von Puppen, welche man Marionetten nennt, von verschiedener Größe und Gestalt gebraucht werden, die aber so künstlich zusammengesetzt sind, daß sie beinahe alle Bewegungen des menschlichen Körpers nachmachen, wenn sie durch gewisse verborgene Drähte oder Schnüre gezogen und gelenkt werden. Und damit sie zugleich alles Dasjenige, was sie eigentlich vorstellen sollen, gewissermaßen um so natürlicher abbilden: so pflegen die hinter den Tapeten verborgenen und die Marionetten so oder so bewegenden und richtenden Personen statt ihrer mit veränderter Stimme zu reden, was sie

sonst nach Beschaffenheit dieser oder jener gemachten Bewegung sagen sollen, aber natürlich nicht sagen können. Wenn das Marionettenspiel mit Witz und guter Laune aufgeführt wird, und man die Schranken der Sittlichkeit dabei nicht übertritt, kann es allerdings zu einer unschuldigen Belustigung dienen. Sowie es sehr häufig aber von nichtswürdigen Landstreichern behandelt wird, die durch allerlei unanständige Zweideutigkeiten, ja durch recht grobe Zoten den Beifall des großen Haufens zu erhalten suchen, trägt es offenbar sehr viel zur Verschlimmerung des Charakters des Volks bei, weßhalb weise Landesregierungen gegen diesen Unfug die nöthigen Vorkehrungen zu treffen pflegen. In den preuß. Staaten ist es durch ein Circulare vom 3. Juni 1794 allen Kammern aufgegeben, die nicht concessionirten Kunst- und Marionettenspieler wegzuschaffen, und es fehlt auch anderwärts an ähnlichen Verordnungen nicht. Die Erfindung der Marionetten ist uralt. Die Griechen hatten sie schon, und von ihnen kamen sie zu den Römern. Sie hießen Neurospasta und wurden vornehmlich in den Schauspielen gebraucht. Aristoteles erwähnt solcher, welche Kopf, Augen, Hände und mehre Gliedmaßen natürlich bewegten. Ebenso deutlich sind die Erwähnungen des Galen, des Xenophon, des Antonius, des Horaz, des Gellius und Anderer. Dahin gehören auch die Phali, welche bei den Festen des Osiris und des Bacchus herum getragen wurden, woran jedoch nur das Glied, was eigentlich gemein war, und oft fast die Größe der ganzen Puppe hatte, mit Faden angezogen winkte. (S. Flögel's „Geschichte des Groteskekomischen".)

Marius (Cajus), ein Römer aus Arpinum im Gebiete der Volsker, stammte von geringen Aeltern, die ihn zu harten Landarbeiten anhielten. Bei einem kraftvollen Körper besaß er viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist; sein Charakter war rauh und wild, unbiegsam und ehrgeizig. Marius wählte die kriegerische Laufbahn und legte die ersten Proben seines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienst hob ihn von Stufe zu Stufe, und schon Scipio ahnte den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Consulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta erhielt er das Tribunat auf des Metellus Verwendung. Jetzt schlug er, um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern und dadurch die hinaufgehenden Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu sichern (lex Maria). Die Patrizier, über ein Gesetz erbittert, das ihnen Eintrag that, forderten von Marius Rechenschaft. Beide Consuln erklärten sich gegen ihn; er aber drohte ihnen mit der Gewalt seines Amtes und gab, ohne Rücksicht, daß er dem Metellus dieses Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Consul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte und gewann ihm die Liebe des Volks. Darauf milderte er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatscasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getreides an die armen Bürger. Um die Aedilwürde bewarb er sich vergebens. Dagegen erhielt er die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, ward er freigesprochen. Er verwaltete sein Amt fast zu allgemeiner Zufriedenheit, den Mangel an gelehrten Kenntnissen durch natürlichen Verstand ersetzend. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folg. Jahr ertheilt wurde, erwarb er sich ebenfalls großen Beifall. Er sau-

berte das Land von Straßenräubern und suchte die noch wilden Einwohner zu einem gesitteten Leben zu führen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Angelegenheiten des Staats und verband sich, indem er Julia, eine Tante Julius Cäsar's, heirathete, mit dem angesehensten Geschlechte der Julier. Endlich öffnete sich ihm eine größere Laufbahn. Der Consul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den Jugurthinischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleichstellte, erwarben ihm ebenso sehr die Achtung des Metellus als die Liebe des Heeres. Allein Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen Beiden stieg immer höher. Marius bat endlich den Metellus, ihn nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Consulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott verweigerte ihm Metellus die Erlaubniß. Marius ließ aber nicht ab, bis er, wenige Tage vor der Wahl der neuen Consuln, jenem die Erlaubniß abgedrungen hatte. In 6 Tagen eilte er nach Rom und wußte theils durch Verleumdung des Metellus, theils durch Verheißungen von sich selbst das Volk dergestalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Consul erwählt, sondern auch, obgleich man Metellus schon in dem Proconsulate von Numidien für das dritte Jahr bestätigt hatte, zum Oberbefehlshaber in dieser Provinz ernannt wurde. Dieß geschah 108 v. Chr.; sein Mitconsul war L. Cassius Longinus. Da Marius einsah, daß er als ein Plebejer nicht hoffen dürfe, sich die Gunst der Patrizier zu erwerben, und er sein Ansehen nur auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, so trat er als Gegner der Vornehmen auf. Je heftiger seine Reden den Adel angriffen, desto mehr gewannen sie beim Volke Beifall. Um bei der Abneigung der Reichen, sich anwerben zu lassen, seine Legionen vollzählig zu machen, nahm er seine Zuflucht zur letzten Bürgerclasse, welche man bisher nur im äußersten Nothfall gebraucht hatte, und lehrte den römischen Pöbel sich durch Kriegsdienste bereichern. Mit Blitzesschnelle erschien er bei Utica und begann den Feldzug. Unterdessen hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen Bundesgenossen bekommen. Sie standen mit 2 Heeren den Römern entgegen. Marius vermied eine Hauptschlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er durch die numidischen Wüsten gegen Kapsa, die Hauptstadt des Landes vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Beispiel barbarischer Strenge, unterwarf sich ihm Alles, wohin er kam. Während Marius diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quästor mit Reiterei zur Verstärkung an und erwarb sich durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die Freundschaft des Oberfeldherrn. Nach der Eroberung von Mulucha zog sich Marius an die Meeresküste zurück, um seine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf diesem Marsche griffen ihn Bocchus und Jugurtha an und schlossen ihn, als er sich auf 2 Bergen verschanzt hatte, ein. Die Römer schienen verloren, als Marius die von Tanzen und Schmausen ermüdeten Feinde im ersten Schlafe überfiel und fast gänzlich aufrieb. Nach dieser Niederlage versöhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen auf Sylla's Zureden den Jugurtha aus. Darauf theilte Marius einige Länder desselben unter den Bocchus, Hiempsal II. oder Mandrestal,

und machte die andern zur römischen Provinz. Noch vor seiner Rückkehr nach Rom ward er mit der Nachricht überrascht, daß er zum zweiten Male zum Consul erwählt sey. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt. Marius erhielt in Rom die Ehre des Triumphes. Darauf zog er nach Gallien jenseits der Alpen, und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehen, in Spanien eingefallen wären, so hatte Marius Zeit, sein Heer durch strenge Kriegszucht zu bilden. Bei der fortdauernden Furcht vor den Cimbern ward er hinter einander zum dritten und vierten Male Consul. Jetzt waren die Barbaren aus Spanien zurückgekehrt und drohten von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenfluß der Rhone und Isere, während sein Mitconsul, Luctatius Catulus, am Fuße der norischen Alpen Dasselbe thun sollte. Da die Mündung der Rhone das Einlaufen der Schiffe nicht erlaubte, so legte er einen Canal, die Fossa Mariana an, durch den er das Wasser der Rhone leitete, wodurch er Lebensmittel vom Meere aus erhalten konnte. Kaum war diese Arbeit vollendet, als das Heer der Teutonen nebst den Ambronen sich den Römern gegenüber lagerte. Marius trug Bedenken, so überlegenen Feinden in offenem Felde zu begegnen, und hoffte sie durch Abschneidung der Lebensmittel wo nicht aufzureiben, doch zuvor zu schwächen. Die Barbaren aber beschlossen ihren Marsch, ohne des römischen Heeres zu achten, fortzusetzen. Marius folgte ihnen und holte sie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerst die Ambronen und am folgenden Tage die Teutonen an; beide Heere wurden vernichtet (102 v. Chr.). Auf die Nachricht von diesem großen Siege brachten ihm Gesandte aus Rom die Botschaft, daß ihm ein fünftes Consulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er sich durch Besiegung der Cimbern ihrer würdig gemacht haben würde. Diese waren von der Ostseite in Italien eingedrungen; Marius vereinigte sich daher mit Luctatius und zog ihnen entgegen. Nun baten die Cimbern durch eine Gesandtschaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle; Marius aber meldete ihnen mit Hohn die gänzliche Niederlage ihrer Bundesgenossen. Hierüber ergrimmt, rückten die Cimbern vor. Ihr König Bojorix forderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen. Dieser wählte eine Ebene, Campii Raudii genannt, unweit Vercelli, die dem cimbrischen Heere, das aus 300.000 M. Fußvolk und 15.000 Reitern bestand, nicht erlaubte, sich gehörig auszubreiten. Das Römerheer war 52.000 M. stark. Obgleich Marius sich selbst den Hauptangriff vorbehalten hatte, so fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entscheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollständig; 150.000 blieben, 60.000 ergaben sich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor (101 v. Chr.). Marius und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und Ersterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Die Bewerbung um das sechste Consulat konnte dem Sieger nicht fehlschlagen, obgleich der große Metellus Numidicus sein Nebenbuhler war. Er verband sich jetzt mit den vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia, und suchte in Gemeinschaft mit ihnen alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patrizier ihrer Vorrechte zu berau-

ben. Dieß geschah besonders durch das Gesetz, daß jede Volksverordnung 5 Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat bestätigt werden solle. Die Senatoren mußten dieß Gesetz beschwören, und Metellus, der sich dessen weigerte, ward verbannt. Indeß hatte Marius sich durch seine Zweizüngigkeit beiden Parteien verdächtig gemacht und wurde bei der neuen Consulwahl übergangen; Saturninus und Glaucia aber kamen in einem Volksaufstand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus ging Marius nach Asien, unter dem Vorwande, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettelung eines neuen Kriegs neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast vergessen, und den Sylla in hohem Ansehen beim Volke. Dieß entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf brach der Bundesgenossenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einärntete, als man hätte erwarten sollen. Alter und Kränklichkeit hatten seine Kraft geschwächt, er legte daher seine Feldherrnstelle noch im Laufe des Kriegs nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla begann. Beide bewarben sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius den Oberbefehl. Allein das Heer setzte sich unter Anführung des Sylla nach Rom in Marsch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeit ausübte. Ohne Widerstand zog Sylla in Rom ein, von wo Marius mit seinem Sohne geflohen war, und erklärte Beide in die Acht. Von seinem Sohne getrennt, irrte Marius an der Küste Italiens umher und war mehrmals seinen Verfolgern entgangen, als endlich Reiter ihn in einem Sumpfe entdeckten. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magistrat nach einigem Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber der cimbrische Sklave, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen. Dieß bewog die Minturner zum Mitleid; sie brachten ihn an die Seeküste, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des zerstörten Carthago und vereinigte sich hier mit seinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe gesucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Insel Cercina. Als sie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna ihre Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe, eilte Marius dahin zurück, lehnte die ihm angetragenen Ehren ab und vereinigte sich mit Cinna und Sertorius. Sie beschlossen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat, gegen das Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thore zu öffnen. Dieß geschah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung der gegen ihn ausgesprochenen Acht die Stadt betreten, und schon waren die Bürger dazu versammelt, als er mit seinem zügellosen Anhange eindrang und, dem gegebenen Versprechen zuwider, ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius selbst ein Ende machten. Er hatte Alle zu morden befohlen, deren Begrüßung er nicht auf gleiche Weise erwidern würde. Fast alle Senatoren, die sich der Volkspartei widersetzt hatten, wurden

ermordet, und ihr Vermögen eingezogen. Als Cinna's Consulat zu Ende war, ernannte dieser sich und den Marius eigenmächtig zu Consuln. Marius, jetzt 70 J. alt, bekleidete diese Würde zum siebenten Male, aber er starb schon nach den ersten 17 Tagen (im 86 v. Chr.), erschöpft von den überstandenen Beschwerden und niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten.

Marivaux (Pierre Charles de Chamblain de), geb. zu Paris 1688, erhielt in der Jugend von seinen wohlhabenden Eltern eine vortreffliche Erziehung. Zuerst und vor Allem zog ihn das Theater an; aber während, daß der Stoff der Charakterstücke erschöpft sey, wandte er seine Thätigkeit auf Intriguenstücke. In diesem Felde brach er sich einen neuen Weg, indem er die geheimsten Wirkungen des menschlichen Herzens analysirte und mit Empfindung und epigrammatischem Witze der Metaphysik verband. Die gute Aufnahme seiner Stücke und anderer Werke öffnete ihm 1743 den Eintritt in die französische Akademie. Im Umgange war er, wie er in seinen Schriften erscheint. Begabt mit einem ruhigen Charakter, mit einem lebhaften, empfindsamen und ungemein empfänglichen Gemüthe, besaß er Alles, was den Umgang sicher und angenehm macht; hohe Redlichkeit, edler Uneigennutz, liebenswürdige Offenheit, Wohlwollen und Bescheidenheit, ohne Schminke und Anmaßung, zeichneten ihn aus. Seine Schriften waren der Abdruck seiner Unterredungen; in beiden herrschte ein philosophischer Geist, unter dem Schleier der Empfindung und des Witzes verborgen, der stets einen guten Zweck im Auge hatte. Reichthümer achtete er wenig und seine Wohlthätigkeit ging oft so weit, daß er sich des Nothdürftigsten entblößte, um Anderen hülfreich zu seyn. Er starb 1763 zu Paris. Seine vorzüglichsten Schriften sind: 1) seine Theaterstücke; einige derselben erhalten sich noch auf der Bühne. 2) „L'homère travesti", ein Werk, was dem Geschmack des Verfassers wenig Ehre macht. 3) „Le spectateur français", 2 Bde.; im Style bleibt er tief unter seinem englischen Muster, doch enthält er manches Gute und Scharfgedachte. 4) „Le philosophe indigent"; ein heiterer Sinn mit Philosophie gepaart. 5) „Vie de Marianne", einer der besten französischen Romane in Bezug auf anziehende Situationen, Wahrheit der Zeichnungen und Zartheit der Gefühle; doch die Heldin schwatzt zu viel und die Eindrücke greifen meist nicht tief. 6) „Le paysan parvenu" enthält mehr Geist und Feinheit, aber weniger Gefühl und Reflexionen als der vorige Roman. Beide hat er selbst nicht vollendet. Seine Romane haben ein größeres Verdienst als seine Lustspiele; in beiden ist aber die Schreibart nicht selten kostbar und mit Witzeleien überladen.

Mark, ein altes Wort von vielerlei Bedeutung, indem es bald jedes sichtbare oder körperliche Erinnerungszeichen (h. z. T. vielmehr Marke genannt), bald die Grenzen eines Landes oder Bezirks, besonders auch die Grenzen einzelner Bezirke, Fluren ꝛc. bezeichnet, z. B. Feldmark, Dorfmark, Holzmark ꝛc. So bedeutet denn auch Mark einen in seinen Grenzen eingeschlossenen Bezirk, und zwar sowohl von ganzen Ländern (wie Dänemark, Finnmark ꝛc.), als auch Provinzen, die zur Sicherheit des Reichs an den Grenzen errichtet wurden, z. B. Meißen, Lausitz, Brandenburg, Mähren, Steiermark ꝛc., und deren Befehlshaber daher Markgrafen (s. d.) hießen. Mark heißt ferner wegen des darauf befindlichen Stempels eine Art Gewicht in mehren Ländern, womit verschiedene Waaren, besonders aber Gold und Silber gewogen werden,

wo es 16 Loth ausmacht, nur daß es beim Golde anders als beim Silber eingetheilt wird. Beim Golde nämlich theilt man die Mark in 24 Karat (s. d.), den Karat in 4 Gran, den Gran in 3 Grän: mithin hat die Mark 288 Grän = 67 Ducaten. Beim Silber theilt man sie in 16 Loth (8 Species-Thaler), das Loth in 6 Gran ꝛc.; oder auch rechnet man die Mark zu 12 Pf., den Pf. zu 24 Grän ꝛc. — Bei allen ist indeß ein Grän der 288. Theil einer Mark. — Eine Mark löthiges Silber, oder die löthige Mark, bei welcher sich 1 oder $1\frac{1}{2}$ Loth Zusatz befindet. Eine Mark löthiges Gold hält 72 Goldgulden, jeden zu 1 Thlr. 8 Gr. gerechnet, mithin 96 Thlr. — Feine Mark, reines Gold oder Silber, das nicht mit andern Metallen vermischt ist. Endlich ist die Mark auch eine Münze, theils wirklich geprägt, theils bloße Rechnungsmünze, jedoch von verschiedenem Werthe: z. B. eine Mark Dänisch 4 Gr. 8 Pf.; eine Mark Lübisch, ingl. eine Mark Cour. 9 Gr. 4 Pf.; eine Mark Banco 11 Gr. 4 Pf. — In England ist eine Mark Goldes oder Silbers ungef. $\frac{2}{3}$ Pf. Sterl.

Mark, in der Physiologie, 1) die fette Substanz, welche sich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in dieselben eindringenden Arterien abgesetzt wird; 2) das zellige Gewebe, welches man bei Gewächsen in der Mitte des Stammes und der Aeste antrifft. Es ist, wie das Fleisch, aus Zellengewebe zusammengesetzt, unterscheidet sich aber gemeiniglich von dem gewöhnlichen Zellengewebe durch ein blendendes Weiß, durch freiere, kleinere und gedrängtere Zellen, woher sein schwammartiges Wesen kommt. Linné hielt das Mark aller Gewächse für den eigentlichen Sitz des Lebens, und glaubte, daß bloß durch dasselbe Alles gebildet würde; aber neuere Untersuchungen und Erfahrungen bestätigen das Gegentheil. Sein einziger Nutzen im Stängel und in andern Theilen ist, die in seinen Zellen abgesetzte Feuchtigkeit durch Ruhe und Wärme in den eigentlichen Pflanzensaft umzuwandeln und den jungen Stamm bei eintretender Dürre mit Säften zum fernern Wachsthume versehen zu können. Es erhält die umhergelegenen Theile weich, hat aber nach allen Beobachtungen weiter keinen Einfluß auf die Vegetation. Man hat Sträucher und Bäume dieses Theils beraubt und dennoch gesehen, daß sie gut gewachsen sind. Wie oft findet man nicht, daß bei alten Bäumen, z. B. Weiden, Eichen ꝛc., der Mittelpunkt ganz ausgehöhlt ist, und dennoch wachsen sie, ohne krank zu seyn, fort, und bringen, wie andere, Blätter, Blüthen und Samen hervor. Selbst Sträucher, welche eine starke Markröhre haben, die sich nie verliert, wie der Hollunder, wachsen, wenn sie ihnen fehlt, sehr gut fort. Verletzt man aber den Bast rund um den Stamm, so werden die Pflanzen, wenn ihr Mark auch noch so gesund ist, nicht weiter wachsen können. Noch einen stärkeren Beweis, daß das Mark bloß zur Aufbewahrung der Feuchtigkeiten diene, um bei einer eintretenden Dürre die Pflanzen zu ernähren, geben die Wasserpflanzen; diese haben fast alle keine Markröhre. Sie können sie auch füglich entbehren, weil ihr Ständort sie den Mangel an Feuchtigkeit nie empfinden läßt. Die eigentlichen Wurzeln der Pflanzen haben keinen Mark, wie es Medikus aus Vergleichung mehrer Pflanzenarten gefunden hat. Diejenigen Wurzeln, welche Mark enthalten, sind eigentlich keine Wurzeln, sondern Anfänge des Stammes selbst, und diese zeichnen sich durch ihre senkrechte Richtung aus, indeß die wahren Wurzeln seitwärts gehen. Auch an manchen Früchten, z. B. an den Citro-

nen, Pomeranzen, Weintrauben ꝛc., pflegt man den innern festigen oder fleischigen Theil, welcher sonst auch das Fleisch heißt, das Mark zu nennen, im Gegensatze der härtern Schale oder Hülse.

Mark (Grafschaft), im ehemal. westfäl. Kreise, jetzt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbez. Minden, welche gegen N. an das Fürstenthum Münster, gegen O. an das Herzogthum Westfalen und gegen S. u. W. an das Herzogthum Berg grenzte. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 QM. und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern südlichen Theil, getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar und hat auch starke Viehzucht; dieser ist rauh, felsig und wenig fruchtbar, hat aber viele Eisenerze und vorzüglich einen großen Vorrath sehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufacturen den Holzmangel ersetzen. Die Manufacturen im Sauerlande liefern Metallwaaren aller Art und ernähren über 5000 Menschen. 1804 betrug die Einwohnerzahl 133.000, deren größter Theil lutherisch ist. Die Einkünfte schätzt man auf 400.000 Thlr. Die Grafschaft Mark fiel aus der jülichschen Erbschaft an Kurbrandenburg; der große Kurfürst versprach den Einwohnern, daß sie stets bei seinem Hause bleiben sollten. Seitdem befand sich das Land sehr glücklich, und als 1805 und 1806 verschiedene Ländertausche stattfanden, erinnerten die getreuen Einwohner, besorgt, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines großen Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Allein 1807, im tilsiter Frieden, mußte er die Grafschaft Mark abtreten. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde.

Markbriefe, Erlaubnißscheine, welche die Seemächte beim Ausbruch eines Kriegs ihren Unterthanen ertheilen, um die Kauffahrer der feindlichen Macht wegzunehmen. (S. Caper.)

Marketerie, s. Marqueterie.

Markgraf (marchio), ein Grenzbefehlshaber im alten deutschen Reiche, unter dem in Kriegssachen die übrigen Grafen des Grenzlandes standen. Mit diesem Amte, das Heinrich I. in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. gegen die Slawen, Polen und Normänner in Meißen, Nordsachsen und Schleswig gründete, waren die Einkünfte eines Landstrichs verbunden, dessen Besitz im 12. Jahrh. erblich und mit den übrigen Besitzungen des damit beliehenen gräflichen Geschlechts vereinigt, Markgrafschaft (marchionatus) genannt wurde. Mit diesem hohen Reichsamte waren Landesregierungsrechte und fürstlicher Rang verbunden.

Markig nennt man in der Malerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolzenen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken, im Gegensatz des Harten, Trockenen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremiah), geb. 1693, erhielt seinen Unterricht zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, war aber Senior des Collegiums St.-Petri zu Cambridge und starb 1776. Er ist als Kritiker durch tiefe, ausgebreitete Gelehrsamkeit, kühne und glückliche Combination bekannt; zu London 1728 erschien von ihm eine Ausgabe der "Sylvarum libri V" des Statius, worin er gegen 500 Stellen zu berichtigen suchte; ferner

gab er sehr geschätzte Anmerkungen zu „Lysiae orationes, ed. Taylor“ (London 1763, 4.), zu „Maximi Tyrii dissert., cur. J. Ward“ (Oxford 1740); „Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et aliorum loca illustr.“ (1743); „Remarks on the epistles of Cicero to Brutus“ (London 1745), mit angehängter Dissertation, worin er die Echtheit der 4 Ciceronischen Reden, die auch F. A. Wolf (s. d.) in der Folge verwarf, angreift; Anmerkungen zu den beiden „Iphygenien“ des Euripides 1763. Auch hatte er Antheil an Taylor's Ausgabe des Lysias und Demosthenes, sowie an der Ausgabe des Euripidischen „Hippolyt“ von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Markflosung, s. Retractrecht.

Markomannen, d. i. Grenzvolk, Volk im SO. Germaniens, das n. Ein., ursprünglich in Mähren saß, dann, von den Römern, gedrängt, im heutigen Böhmen sich niederließ, n. A., zwischen dem Main und Neckar lebte und von da nach Böhmen drang. Die Geschichte der Markomannen ist erst deutlich, seitdem sie sich unter Marbod aus dem heutigen Schwaben ins Land der Bojer (Bojenheim, Böheim) gezogen. Hier stifteten sie einen Bund gegen die Römer, dessen Haupt sie waren, bis die Cherusker an ihre Stelle traten. Doch blieben sie unter tudrischer Dynastie (zu der auch Marbod gehört hatte), mächtig, aber bis Domitianus ruhig gegen die Römer. Als dieser aber bei seinem Zuge gegen die Dacier auch die Markomannen und Quaden demüthigen wollte, wurde er geschlagen. Nach glücklichen Streifzügen beider Völker in Pannonien wurden sie durch Nerva's Sieg und Trajan's Regierung im Zaume gehalten, stärkten sich aber unterdessen durch Bündnisse mit den Mariskern, Hermunduren, Quaden, Jazygen, Sueven, Sarmaten, Latringern, Buriern zu einem Einfall in das röm. Gebiet, mit dem unter Marc Aurel der markomannische Krieg (166—180) eröffnet ward, an dem auch die Victovalen, Sosiber, Sicoboten, Rhorolanen, Bastarner, Alanen, Peuciner und Castobocer Theil nahmen. In den 3 ersten Jahren sicherten und befestigten die Kaiser, Marc Aurel und Verus, nur die italischen und illyrischen Grenzen. Als aber Vinder, der prätorianische Präfect, mit einem Verlust von mehr als 20.000 M. geschlagen worden war, rückte Antoninus (s. d.) gegen die Markomannen und bekriegte sie mit größtem Eifer, bis diese und die Jazygen 174 um Frieden baten, worauf Marc Aurel die Quaden besiegte und nach und nach den größten Theil der german. Völker zwang, um Frieden zu bitten. Doch scheinen die Römer sehr großen Verlust bei diesem Kriege erlitten zu haben. Marc Aurel ward durch die Empörung des Avidius Cassius abgerufen. Neuer Aufstand der Markomannen 178 rief ihn abermals nach Germanien; doch ehe er daselbst anlangte, hatte sein Feldherr Paternus bereits einen vollständigen Sieg über die Markomannen erfochten, der dem Kaiser zum 10. Male den Titel Imperator verschaffte. Schon hoffte er den Feind gänzlich zu unterjochen, als der Tod ihn in Vindobona überraschte, 179. Sein Sohn Commodus bewilligte den Markomannen sogleich den Frieden, 180. Sie mußten Geißeln geben, die Gefangenen (10.000 M.) ausliefern, Tribut an Getreide entrichten und Hülfstruppen stellen. Doch erfolgte von nun an ein Einfall der Markomannen ins römische Gebiet nach dem andern (Commodus kaufte ihnen sogar den Frieden ab) bis ins 5. Jahrh., wo sie gänzlich verschwinden, da sie durch Alarichs Glück an Unternehmun-

gen gehindert wurden und endlich die Völkerwanderung sie zerstreute. Ihre Ueberbleibsel verloren sich unter den Bojoariern. (S. Baiern.)

Markscheidekunst (Geometria subterranea), die Kunst, Vermessungen unter der Erde anzustellen, z. B. die Grenze eines zu Tage vermessenen Feldes in den Gruben anzugeben, damit die Gewerken verschiedener Zechen nicht in des Nachbars Feld bauen, also den Punkt zu bestimmen, der senkrecht unter einem Punkte zu Tage ist oder umgekehrt, einen Punkt zu Tage zu bestimmen, der senkrecht über einem Punkte in der Grube ist (dieß ist nöthig, wenn etwa ein Schacht auf einen gewissen Punkt in der Grube gegraben werden soll), ebenso Horizontallinien nach gewissen Punkten zu bestimmen, wenn vielleicht ein Stollen auf einen gewissen Punkt getrieben werden soll; ferner das Streichen und Fallen eines Ganges und die Tiefe eines bestimmten Punktes zu messen und abzuwägen, wenn etwa Wasser abgeleitet werden soll. Bei dieser Vermessung kann nur Weniges mit der Meßkette und dem Lachtermaße geschehen, das Meiste muß durch Winkelmessungen bewirkt werden, wobei der Compaß und die Wasserwage als Leiter dienen. Die Messungen selbst geschehen vorzüglich mit dem Gradbogen und dem Winkelweiser (s. d.). Ein einzelner gemessener Punkt heißt ein einzelner Zug, mehre zusammenhängende gemessene Punkte ein ganzer Zug; das Vermessen selbst heißt auch abziehen, abschienen. Will der Markscheider die Vermessungen auf das Papier bringen (zulegen), so gebraucht er das Zulegeinstrument, welches statt des Diopterlineals der Feldmesser dient; es besteht aus einem Lineal an einem Kästchen, in welchem sich ein Grubencompaß befindet. Das erste Werk über den Bergbau, worin auch diese Kunst abgehandelt wird, erschien 1556 von G. Agricola in latein. Sprache. Dann schrieb darüber N. Voigtel 1686. Vollständig ist Lempe's „Anleit. zur Markscheidekunst“ (Lpz. 1782 u. 1792, m. Kpf.).

Markt, derjenige Raum, wo viele Waaren zum Verkauf angeboten oder gesucht werden. Der Begriff des Marktes ist also nicht bloß auf Städte oder Dörfer eingeschränkt, wo die Plätze, auf welchen Waaren zum Verkauf ausgestellt werden, insbesondere Märkte heißen, sondern auf ganze Länder, wo gewisse Waaren hauptsächlich erzeugt und verkauft werden. So sind die Küsten der Ostsee, die vom nördlichen Afrika, Aegypten ꝛc. Kornmärkte, Westindien ist der Markt für die Colonialwaaren, Portugal war sonst der größte Geldmarkt für Europa, die Goldküste der Sklavenmarkt u. s. w. Ein großer und weiter Markt ist derjenige, der viele und entfernte Käufer an sich lockt. Ein Markt, auf dem sich Käufer aus allen Theilen der Erde versammeln, heißt ein **Weltmarkt**. So ist England und vorzüglich London ein Weltmarkt. London, Paris, Amsterdam, Frankfurt ꝛc. sind Märkte für die Staatspapiere. Vorzüglich eignen sich solche Plätze zu großen Märkten, wo entweder eine große Menge reicher Consumenten zusammenwohnen, oder wo wenigstens die Verkäufer ihre Waaren leicht hinschaffen, und die Käufer sie leicht finden und an ferne Orte transportiren können; daher waren die Küsten am mittelländischen Meeere und die daselbst liegenden reichen Städte hauptsächlich zu Märkten für Europa, Asien und Afrika gelegen.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), geb. 1650 zu Ash in Devonshire, war einer der größten britischen Feldherren und Staatsmänner. Wenig Neigung zu den Studien verspürend, nahm er schon in früher Jugend Kriegsdienst bei den französischen Truppen und wohnte

in den J. 1672 und 1673 da die Engländer Frankreichs Alliirte gegen Holland waren, einigen Feldzügen des Marschalls von Turenne bei, dessen Achtung er sich durch seine Tapferkeit in einem hohen Grade erwarb. Nach Turenne's Tode begab er sich wieder an den englischen Hof, wo er vorzüglich die Gunst des Herzogs von York gewann. Als dieser u. d. N. Jakob II. den Thron von England bestieg, beehrte er ihn mit der Stelle eines Generallieutenants und schickte ihn als Botschafter an den franz. Hof. Dessen ungeachtet verließ er, als die Plane dieses Regenten die Freiheit seines Vaterlandes in Gefahr brachten, die Partei desselben, ging gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien zu diesem über, und bewog auch Jakobs II. Tochter, die nachmalige Königin Anna, dazu, über die er schon damals durch seine Gemahlin Sara viele Gewalt hatte. Wilhelm III. erhob ihn, zur Anerkennung seiner großen Fähigkeiten und seines Diensteifers, am Tage seiner Krönung zum Grafen von Marlborough und ernannte ihn zum dritten Commandanten der königl. Leibwache und zum Mitgliede des geheimen Rathscollegiums. 1690 nahm er als Befehlshaber der irländischen Armee Cork ein und zwang die darin befindliche Besatzung von 5000 M., sich als Kriegsgefangene zu ergeben. Doch durch seine Thaten erregte er Neid, und Wilhelm ward so sehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihn als eines Staatsverbrechens verdächtig, in den Tower setzen ließ. Doch da sich dieser Verdacht als ungegründet erwies, so gab der König ihm die Freiheit wieder, wendete ihm nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Maria, seine Gunst und sein Vertrauen ganz wieder zu, das Marlborough, von nun an bis zu des Königs Tode (1702) genoß. Er ward an den Hof zurückberufen, 1698 zum Gouverneur des Kronprinzen, Herzogs Wilhelm von Gloceſter, hierauf zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der englischen Macht in Holland und zum außerordentlichen Gesandten im Haag ernannt. Als nach Wilhelms Tode 1702 Anna den Thron von England bestieg, gelangte er zu noch höherem Ansehen. Er und seine Gemahlin beherrschten ganz und gar die Königin, und mit ihnen verbanden sich ihre Schwiegersöhne, der Großschatzmeister Lord Godolphin und der Staatssecretair Lord Sunderland. Marlborough erfreute sich schon damals einer so allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste, daß alle Verbündete sich seinem Befehle unterordneten. Im Feldzuge von 1702 wichen die seit einem Jahrh. immer siegreichen Franzosen allenthalben vor ihm zurück und mußten ihm ihre Festungen überlassen. Nach seiner Zurückkunft in London ward er von der Königin zum Herzog erhoben. 1703 marschirte er nach Deutschland, um den Kurfürsten von Baiern zu verhindern, sich auf den Kaiserthron zu setzen. In Verbindung mit den Oestreichern erfochte er die Siege bei Donauwerth und bei Hochstädt (s. Blenheim). Hierdurch ward das deutsche Reich, das seinem Untergange nahe war, gerettet und Baiern erobert. Der Kaiser Leopold bezeugte ihm seine Dankbarkeit durch Erhebung in den Reichsfürstenstand und durch Verleihung des Fürstenthums Mindelheim. Auf seiner Rückreise nach England legte er in Berlin durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. 1705 eilte er wieder zurück und führte in Holland mehre wichtige Unternehmungen gegen Franzosen aus. 1706 erfocht er den wichtigen Sieg bei Ramillies und 1707 bei Malplaquet (s. dd.).

Unterdessen hatte seine Gemahlin Sara durch ihren unerträglichen Stolz die Gunst der Königin verloren, und seine Gegenpartei, die Torys, gewannen täglich mehr Einfluß. Da sie allein zu dem neuen Ministerium gewählt wurden und die Gunst des Volkes besaßen, so ward es ihnen leicht, Marlborough und seine Partei, die Whigs, zu stürzen. Marlborough ward aller seiner Würden beraubt, wählte ein freiwilliges Exil und begab sich nach seinem Fürstenthum Mindelheim. Erst 1714 nach Annens Tode kehrte er in sein Vaterland zurück, und gelangte unter der neuen Regierung Georgs I., der ihn in alle seine Aemter wieder einsetzte, zu seinem vorigen Ansehen, das er bis an seinen Tod (1722) genoß. Graf Chesterfield sagt treffend über Marlborough: „Er glänzte nicht in blendendem Witz und überspannten Ideen; aber an gesundem Urtheil und eindringendem Scharfsinn übertraf ihn Niemand. Mit der glücklichsten Gesichtsbildung vereinigte er in Allem, was er that, eine unwiderstehliche Anmuth. Mit dieser Unterhandlungskunst gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, so verschieden übrigens ihre besondern Zwecke und so mißtrauisch ihre eignen Ansichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, so wußte Marlborough ihn sogleich durch seine Persönlichkeit und Ueberredungskraft zurückzubringen. In seiner Staatskunst leitete ihn ganz die Liebe zu seinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geschwächt werden mußte, und der eigne Ruhm". Die engl. Nation ließ ihm in dem, ihm wegen seines Sieges bei Blenheim geschenkten Flecken Woodstock den Pallast Blenheim-House (s. d.) erbauen. Auf der Ebene daselbst steht ein Obelisk mit einer Bildsäule des Herzogs. Das Leben und den Charakter dieses vom britischen Parteigeiste verfolgten und von Swift verleumdeten Feldherrn hat William Coxe (aus Familienpapieren u. a. Quellen) treu dargestellt: „Memoirs of John Duke of Marlborough, with his original correspondence" (London 1818, 4., mit Kupfern u. Charten; übersetzt Wien 1820).

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein Flecken von 320 Feuerstellen und 1230 Einw., an der Seine (Hauptort eines Cantons im Departement Seine-Oise), eine franz. Meile von Versailles. Das von Ludwig XIV. daselbst erbaute prächtige Lustschloß ward in der Revolution von Grund aus zerstört, auch der schöne Park ist verschwunden, und man besucht den Ort nur noch der berühmten Wassermaschine wegen, welche Versailles mit Wasser versieht. Auch dieses künstliche Werk war während der Revolution verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch ein wenig zusammengesetztes Getriebe wieder in brauchbaren Stand gesetzt, welches auch noch den Vortheil gewährt, daß die Seineschifffahrt dadurch weniger gehemmt wird.

Marmontel (Jean François), ein classischer Schriftsteller der Franzosen, Mitglied der franz. Akademie, geb. 1723 zu Bort in Limousin, der Sohn eines Schneiders. Sein Vater wollte ihn zum Kaufmannsstand bestimmen, allein seine Liebe zu den Wissenschaften riß ihn fort, er erhielt einen Freitisch am Collegium zu Toulouse und bestritt die Nebenausgaben von Dem, was er für Repetionen von andern Schülern erhielt. Er empfing im 16. Jahre die Tonsur und wollte Jesuit werden, wovon ihn seine Mutter abhielt. Bald darauf erhielt er die philosophische Lehr-

stelle am Seminar der Bernhardiner zu Toulouse und ward dadurch in den Stand gesetzt, seine Mutter zu unterstützen. Hier fing er an zu dichten, fiel aber bei den Preisen der jeux floraux gänzlich durch, wendete sich in vollem Zorn an Voltaire (s. d.) und ward so mit diesem bekannt. Voltaire's Empfehlung brachte ihn 1745 in die höheren Zirkel von Paris; er empfing mehre Preise, seine Theaterstücke wurden mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen (doch fielen auch einige Stücke von ihm gänzlich durch), er erhielt eine Pension von 1500 Livres und das Privilegium auf den Mercur auf 2 Jahre, wodurch er 40.000 Livres gewann. Mit Unrecht schrieb man ihm 1759 eine, mehre Vornehme compromittirende satyrische Parodie auf eine Scene des Cinna, die er von dem Verfasser mitgetheilt bekommen und unvorsichtiger Weise verbreitet hatte, zu; man setzte ihn deßhalb 11 Tage in die Bastille und nahm ihm sein Blatt. 1768 ward er Mitglied der Akademie. Nach Duclos's Tode ward er Historiograph von Frankreich und 1783 an d'Alemberts Stelle Secretair der Akademie. 1796 wurde er Mitglied des neu errichteten Nationalinstituts, und 1797 wählte man ihn in den Rath der Alten. Nach dem 18. Fructidor ward diese Wahl cassirt, er verlor nach und nach sein Vermögen und zog sich nach dem Dorfe Abbeville zurück, wo ihm nur seine Ehe mit des Abtes Morellet liebenswürdiger Nichte Trost gewährte und er arm und vergessen 1799 starb. Marmontel hat in seinen Werken (32 Bde. in 8. und 12.) ein großes schriftstellerisches Talent entwickelt. Seine „Contes moraux", 3 Bde., sind Muster der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, daher vielfältig gedruckt und übersetzt (deutsch von Schütz, Leipz. 1794, 2 Bde.); sein „Bélisaire" ist trocken und ermüdend (dieses Buch, in welchem er den Fürsten gute Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Sorbonne, welche sich bei dieser Gelegenheit lächerlich machte); seine „Incas, ou destruction de l'Empire de Pérou" sind wenigstens theilweise anziehend; seine „Elémens de littérature" sind eins von den besten didaktischen Werken in der franz. Sprache; auch seine „Nouveaux contes moraux", wiewohl minder berühmt als die frühern, sind nicht ohne großes Verdienst. Seine „Poétique français", in einem trefflichen Style geschrieben, ist reich an Paradoxien. Unter seinen histor. Werken ist das ausgezeichnetste: „Régence du Duc d'Orléans" in den „Oeuvres posth.", Bd. 5 u. 6 (Paris 1805; die ersten Bände enthalten sein Leben).

Marmor, die feineren Sorte des Kalksteins, von den mannigfaltigsten Farben und Zeichnungen. Es gibt 2 Hauptarten: a) Körniger Kalkstein, salinischer oder Glanzmarmor, theils blendend weiß, theils blaß, aber immer einfarbig. Dahin gehört der berühmte parische Marmor, der vor Zeiten auf der Insel Paros gebrochen wurde, halb durchsichtig und wachsgelb, ferner der jetzt nicht weniger berühmte weiße carrarische (von Carrara in Italien), und der graulich- oder gelblichweiße Sandmarmor am Vesuv ꝛc., vorzüglich am St.-Gotthardt, wo er das Muttergestein des Tremolits, und in nicht zu starken Tafeln biegsam ist. Im Finstern geschlagen phosphorescirt er. Weiße Marmorbrüche gibt es auch in Würtemberg, Böhmen und Sachsen. b) Dichter Kalkstein und Marmor, als gemeiner Kalkstein gewöhnlich grau, als Marmor nicht nur fast von allen einfachen Farben, sondern auch vom mannigfaltigsten und schönsten Farbengemisch, marmorirt, geadert, gefleckt, gestreift, wolkicht. Schwarzen Marmor findet man in Schlesien, Sachsen ꝛc.; grünen auf

dem Vorgebirge Tänarus, auch im Blankenburgischen. Unter den bunten Sorten gibt es den dentritischen, den Bilder- oder florentinischen Ruinenmarmor, den Muschelmarmor mit Versteinerungen, u. a. m. Die von den Alten verarbeiteten Marmorarten heißen antike, die in neueren Zeiten gebrochenen moderne. Der Marmor bildet große durch alle Welttheile verbreitete Flötzgebirge. Eine Spielart ist der Rogenstein, ein aus gleichgroßen Körnern verbundener Kalkstein, vortrefflich zum Bauen. Der mannigfache Gebrauch des Marmors in der edlern Baukunst und in der Bildhauerkunst, ferner zu Tischblättern, Schüsseln, Leuchtern u. dgl. ist bekannt. Beträchtlich ist der Handel mit den marmornen Spiel- oder Schnellkugeln, welche als Ballast mit nach Indien genommen und dort theuer verkauft werden. Man verfertigt sie auf eigenen Mühlen in mehren Gegenden Deutschlands. Den künstlichen Marmor, womit man Gyps-Figuren oder ganze Wände zu überziehen pflegt, bereitet man aus feinem Gypsmehl, von Marienglas gebrannt, und Hornbein; vermischt die Masse mit mineralischen Farben, macht jedoch von jeder Farbe einen Teig besonders und knetet dann die gefärbten Massen in beliebigem Verhältniß unter einander. Wenn dieser Gypsmarmor aufgetragen ist, wird er mit Sandstein, feinem Bimsstein und endlich mit Blutstein geschaffen und polirt.

Marmorchronik (parische, Arundelische, auch oxforder), zuweilen kurz: Arundelischer Marmor. Diese Chronik, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr.) verfertigt und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros, nach A. zu Smyrna, nach Bröndsted auf der Insel Zea (s. d.) ausgegraben. Sie umfaßte unverstümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Cekrops, 1582 v. Chr., an und endigte 264 v. Chr. Das erhaltene, unleserliche Bruchstück reicht nur bis 354 v. Chr. Thomas, Graf Arundel, erkaufte sie 1627, und sein Enkel, Heinrich Howard, schenkte sie 1667 der Universität Oxford, wo sie sich seitdem befindet. Sie ist von Joh. Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763, sehr prachtvoll) und Wagner (übers. und erläutert, nebst Bemerkungen über ihre Echtheit nach dem Engl. von Robertson und Hewlett, Göttingen 1790) herausgegeben worden.

Marokko (Marokos), ein seit 1670 sogen. Kaiserthum im nordwestl. Afrika, nach den beiden vorzüglichsten Provinzen das Reich Feß (Fez) und Marokko genannt. Es grenzt an das mittelländ. und atlant. Meer, an die Wüste (Sahara) und an Algier. Jackson („Beschreib. des Königr. Marokko", a. d. Engl. von v. Zimmermann, Halle 1815) schätzt die Größe auf 13.000 QM., mit 14.886.000 Einw. Der große Atlas, auch Tedla genannt, streicht parallel mit der Westküste von SW. nach NO. und bildet die östliche Grenze; was darüber hinaus nach O. liegt, ist meist unfruchtbare Thon- und Sandsteppe; die höchsten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, müssen also an 11.000 Fuß hoch seyn; der nördliche Theil des Landes am mittelländischen Meere ist felsig und gebirgig, ebenso der südliche, wo ein Arm des Atlas bei Cap Geer das Meer erreicht, dazwischen liegt am atlantischen Meere eine weite und so fruchtbare Ebene, daß 30fältige Ernten des Weizens nur für mittelmäßig gelten. Weiter östlich am Atlas sind herrliche Thäler. Viele Flüsse

durchströmen das Land, besonders der Sebu, der Mulukan, Grenzfl. gegen Algier, Morbese, Baragrag, Omurabih, Grenzfl. zwischen Fez und Marokko ꝛc. Das Klima ist sehr angenehm, da hier fast ein ewiger Frühling herrscht. Der Winter besteht aus Regen und endigt sich mit einiger Abweichung nach der Lage der Gegenden im März; Reif und Schnee werden ihrer Seltenheit wegen als Phänomene betrachtet. Vom April bis October regnet es fast gar nicht. Die Pest wüthet oft; furchtbar waren die Verheerungen 1799, wo 124.500 Menschen an dieser Krankheit starben. Die Heuschrecken verwüsten bisweilen (zuletzt 1816) die Felder. Der Boden ist fast durchgehends fruchtbar; die Produkte sind dieselben, wie in der Berberei, zu der man dieses Reich gewöhnlich rechnet; vorzüglich Kupfer, Eisen, Salz, heiße und kalte Mineralwasser, Taback, Oel, Gummi, Mandeln, Getreide, besonders schönen Weizen, Wein, Rosinen, Obst, Südfrüchte, Hanf, Flachs, Baumwolle, Bienen, Kameele, Pferde, Löwen, Panther, Affen, Gazellen, wilde Schweine, Büffel, Dromedare, Elefanten, Rind- und Federvieh, Schafe, Strauße, Perlhühner ꝛc. Die Manufakturen liefern Saffi, Korduan, Teppiche, Pulver, Flinten, Tuch, Leinwand, Pulmmatten, Seife, seidne und baumwollne Zeuche, Papier, Gold- und Silberarbeiten, Metall- und Töpferwaaren, rothgefärbte Mützen, Haiks ꝛc. Die Seecaperei ist nicht mehr so einträglich, da der Sultan mit den meisten christlichen Mächten in Frieden lebt und von ihnen Tribut empfängt, z. B. von Schweden jährlich 25.000 Piaster. Gelehrsamkeit ist wenig geschätzt, doch werden Hippokrates, Galen ꝛc. in arabischen Uebersetzungen gelesen. Der Handel ist ansehnlich; mit Europa geht der Hauptverkehr über Mogador nach Marokko; nach Sudan, vorzüglich nach Timbuktu, gehen regelmäßig Karavanen, welche von daher Gold, Gummi und Sklaven bringen. Die Einw. des Landes bestehen: 1) aus Mauren (s. d.); sie wohnen in den Städten und treiben Handel. 2) Arabern, die auf dem Lande in Dörfern und Hütten wohnen. 3) Berbern (Breber, Amazig), die ältesten Bewohner des Landes. (S. Raubstaaten.) 4) Negern, die als freie Leute durch das ganze Land zerstreut sind. 5) Juden, größtentheils aus Spanien, von Ferdinand d. Kath. vertrieben; sie sind äußerst verachtet und gedrückt und verhältnißmäßig sehr zahlreich. 6) Renegaten von Juden und Christen, vorzüglich Spanier. 7) Christen, die als Kaufleute, Künstler oder auch als Sklaven da leben. Das alte Mauritania Tingitana (s. Mauren) gerieth 1519 in die Gewalt eines angesehenen Mohammedaners Hameth, der sein Geschlecht von Mohammeds Tochter, Fatime, ableitete. Er führte den Titel Scherif (Heiliger, Fürst) in seiner Familie ein. Sein Bruder Mohammed Scherif, der 1648 nach dem Tode des alten Königs Said-Abra, aus dem sogenannten ottasseniſchen Hause, Herr des ganzen Landes wurde, ist als der erste Beherrscher von Marokko aus dieser Dynastie zu betrachten. Nach seinem Tode (1557) folgte ihm sein Sohn Abdallah (1557—72), und dann sein Enkel Mohammed, der mit seines Vaters Brüdern in Streit gerieth, den portug. König Sebastian zu Hülfe rief und 1578 zugleich mit diesem von seinem Oheim Hameth (Hammed) erschlagen wurde. Darauf regierte dieser selber bis 1603. Ihm folgte sein Sohn Mulei-Sidan (1634) und darauf sein Enkel Abdelmelek, der 1635 von dem eigenen Bruder Luellud, dieser aber selbst 2 Monate später von seinem Oheim Mulei-Scheik erschlagen wurde. Letzterem folgte 1654 sein Sohn Mulei-Labesch, der letzte dieses

Scherifengeschlechts, welcher 1667 bei seinem Tode das Reich in der größten Verwirrung zurückließ. Das zerstückelte Land brachte 1669 Mulei-Archi, dessen Familie sich die Herrschaft über Tafilet errungen hatte, wieder zusammen, seit welcher Zeit es den Titel eines Kaiserthums führet. Aber die Grausamkeiten der vorigen Dynastie erneuerten sich auch in dieser. Mulei-Archi's Bruder, Mulei-Ismael, regierte als ein Ungeheuer von 1672—1727. Die unzähligen, oft von ihm selbst vollzogenen Hinrichtungen erregen Schauder und Entsetzen. Unter seinen Söhnen, die erst mit dem Vater, dann unter sich selbst um den Thron gestritten hatten, behauptete sich zuletzt Mulei-Abdallah auf demselben. Diesem folgte 1757 sein Sohn Mulei-Sidi-Mohammed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte und mit andern Mächten Bündnisse schloß. Er war weniger despotisch als seine Vorfahren; aber nach seinem Tode 1770 entstanden sogleich neue Kriege über die Thronfolge unter seinen Söhnen. Mulei-Soliman folgte 1797 seinem ältern Bruder Jezid, und behauptete sich gegen seine übrigen Brüder, welche nach der Gewohnheit des Landes Statthalter in den einzelnen Provinzen waren. Bei dem Einfalle der Franzosen in Aegypten stellte er ein Contingent gegen dieselben; schickte aber später (1807) einen Gesandten an den kaiserl. Hof nach Paris; lebte auch mit den Bourbons fortwährend in gutem Vernehmen. Er starb 1822 und hatte zum Nachfolger den jetzigen Kaiser Mulei-Abderrahman. — Das Reich Marokko ist eine unumschränkte Despotie; der Fürst nennt sich Chalifat Allah, Statthalter Gottes, auch wohl Emir Elmumenim, Fürst der Gläubigen; die Mauren nennen ihn Sultan. Das Reich soll zwar auf den ältesten Sohn vererben, allein fast immer entscheiden nur Bürgerkriege unter den Brüdern. Zweimal die Woche gibt der Sultan Jedermann Audienz und entscheidet augenblicklich die ihm vorgetragenen Rechtshändel, wo es denn an Willkür und Grausamkeit nicht fehlt; überhaupt herrscht die größte Unsicherheit des Besitzthums im Lande, da jeder Beamte ohne Besoldung und auf Erpressungen angewiesen ist. Seine Einkünfte werden auf 10 Mill. Gldn. angegeben; sie fließen aus der Kopfsteuer der Juden, dem Tribut einiger kleinen Fürsten, dem Zehnten von den Erzeugnissen und dem Vermögen der Unterthanen, aus den Zöllen in den Häfen und aus den Geschenken der Europäer. Er unterhält eine Landmacht von 36.000 Mann, darunter 6000 Neger, 6000 Araber, 3500 M. Artilleristen, 20.000 unbesoldete Reiter der Eingebornen, und eine Seemacht von 10 Fregatten, 14 Gallioten und einigen kleineren Schiffen, zusammen mit etwa 6000 Matrosen. Das Land besteht aus dem Lande Fez, dem Reiche Marokko und aus den Landschaften Sus, Tafilet, Tremesen, Dara und Sedgelmassa. Die Hauptstadt ist Marokos oder Meraksch, unter 31° 37′ N. Br. und 10° O. L., in einer überaus fruchtbaren, Obst aller Art und Blumen in größter Fülle hervorbringenden Ebene. Man sieht von hier aus die schneebedeckten Gipfel des Atlas, welcher den Ort gegen die Winde aus der Wüste schützt. Die Stadt ist 1052 erbaut, hat aber sehr von ihrer ehemaligen Pracht verloren, die Stadtmauern von Erde schließen viele Ruinen, Gärten und verödete Plätze ein. Die meisten Straßen sind verfallen. Der Pallast des Sultans liegt an der Ostseite der Stadt, eben da auch viele Lusthäuser, wo er den Sommer zubringt. An Gebäuden hat die Stadt mehre große Moscheen und die Kasseria oder das Kaufhaus, ein mit Buden umgebenes Gebäude, wo der Verkehr am lebhaf-

und von einem seltenen Scharfsinn unterstützt, einen Theil der musikalischen Wissenschaften nach dem andern durch die Herausgabe seiner zahlreichen Schriften und unter solchen besonders die Lehre von der Harmonie mit dem glücklichsten Erfolge aufzuklären suchte. Auch dann noch, als ihm der König um 1763 das oben angezeigte Amt mit den damit verbundenen weitläuftigen Geschäften übergab, bearbeitete er noch die musikalische Theorie in mehren Schriften, bis er 1795 sein Leben schloß. Folgende Schriften haben ihn als einen der ersten und gründlichsten Theoretiker in der Tonkunst bekannt gemacht: „Anleitung zum Clavierspielen“ in 2 Bdn., „Abhandlung von der Fuge“ (immer noch das Beste über das Technische dieses Gegenstandes), „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik“, „Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition“, „Anfangsgründe der theoret. Musik“, „Anleitung zur Singcomposition“, Kritische Einleit. in die Gesch. und Lehrsätze der alten und neuen Musik“, „Kritische Briefe über die Tonkunst“ und „Versuch über die musikal. Temperatur“. Seine „Geschichte der Orgel“ blieb unvollendet. Gerber besaß dieselbe in Handschrift.

Marqueterie, eine Gattung der Mosaikkunst, die man aus Hölzern, welche entweder von der Natur oder durch künstliche Bereitung verschiedene Farben erhalten haben und aus verschiedenen Gläsern, Metallen und Steinen, Blumen, Gemälden u. a. Zierrathen zusammensetzt und damit Möbeln belegt. Man hat drei Arten der Marqueterie: die Künstler der 1. Gattung bilden ihre Gemälde aus Hölzern; man nennt sie Ebenisten; weil Ebenholz ihnen vorzugsweise zum Material dient: die der 2. arbeiten mit Email und Glas; sie heißen Emailleurs; und die der 3. mit Steinen und Marmor; es sind die eigentlichen Mosaikarbeiter (s. d.). Die Marqueteriekunst ist alt, sie blühte zuerst im Orient, wo die Römer sie kennen lernten; in den barbarischen Zeiten ging sie verloren, ward aber im 14. bis 15. Jahrh. von Filippo Brunelleschi und Giuliano da Majano wieder hergestellt. Letzterer verfertigte in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeiten, wobei ihn seine Schüler Guido del Servillino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, starb 1498) übertraf darin alle Künstler seiner Zeit. Am weitesten bildete sie aber Giovanni da Verona, ein Schüler des Brunelleschi (geb. 1469, gest. 1537) aus. Er war ein Zeitgenosse des Rafael und selbst ein geschickter Maler; er erfand zuerst die Methode, die Hölzern zu beitzen, und ihnen durch siedendes Oel, das sie durchdrang, allerhand Schattirungen zu geben; und wußte Häuser, Menschen, Perspective täuschend nachzuahmen. Seine Nachfolger bereicherten durch neue Verfahrungsarten die Kunst, die Hölzer zu beitzen; ebenso vermehrte sich auch durch die Entdeckung Amerikas die Anzahl farbiger Hölzer. In der neuen Zeit ist die Kunst auf einen hohen Gipfel der Ausbildung gehoben worden; so ließ der Prinz Karl von Lothringen Holztapeten, die den Raub der Sabinerinnen darstellten, zu Neuwied verfertigen.

Marquis, ein Titel, welchen ohne weitere Veränderung seiner Verhältnisse Jeder von niederm Adel erhalten kann. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel und wurde hier, wo er bei dem von Napoleon geschaffenen Adel nicht üblich gewesen war, nach der Herstellung des bourbonischen Hauses wieder eingeführt; in England folgt der Marquis nach den Herzogen und hat den Fürstentitel; auch in Italien hat der Marchese seinen Rang vor den Grafen.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den ältesten Dichtern war er ein Sohn des Zeus und der Here, der wildeste Gott, Gott des Krieges und des gegenseitigen Mordens, der, ohne Partei zu nehmen, den Krieg nur als Geschäft betreibt, an Leichen und Todesröcheln sich ergötzt und darum selbst den unsterblichen Göttern verhaßt ist. Wenn er zur Schlacht geht, schirren seine Kinder, Phobos und Deimos (d. h. Grauen und Schrecken) seinen Wagen und schreiten nebst seiner Schwester Eris (Zwietracht) vor dem Mordenden her. So furchtbar er ist, hielten ihn einst die Aloiden (s. d.) gefangen. Diomedes verwundete ihn vor Troja, daß er laut aufschrie gleich 10.000 Männern; als ihm Athene einen Grenzstein an den Hals warf, bedeckte er gefallen 7 Hufen Landes. (Bei Späteren [Anton. Liber. 28] floh er vor Typhon nach Aegypten und verwandelte sich in einen Fisch.) So erscheint Mars bei Homer, besonders als thrakischer Gott. Thrakien, bekannt durch die wilde Rohheit seiner alten Bewohner, ist sein Lieblingssitz. So roh er war, liebte ihn Aphrodite, die ihm Phobos und Deimos, und, nach schönerer Dichtung, auch Harmonia (Eintracht) gebar. In den spätern Homerischen Hymnen erscheint er humaner, als Rächer der Unschuld, Führer der Gerechten, Helfer der Sterblichen, Geber kräftiger Jugend. Bei den Tragikern ist er Gott jedes Verderbens, der Seuchen, des Mißwachses ꝛc. In den plastischen Darstellungen erscheint er als bärtiger Gott. Das Gesicht ist gedrungen, die Stirn breit, zwischen den Augenbraunen zusammengedrängt, nicht heiter. Die Nase breit, der Mund klein, die Lippen voll, die Augen liegen tief, das Haar ist dicht, kurz, ohne Locken, der Bart gekräuselt, die ganze Miene düster und drohend. Schenkel und Beine sind schlank und kraftvoll. Gewöhnlich ruht er auf dem rechten Bein, das linke vorwärts gestellt. Doch bildete man ihn seltener als andere Götter, weßhalb sich auch nur wenige Statuen von ihm erhalten haben. In dem rohen, mordlustigen Rom wurde Mars (aus Ares entstanden) nach Thrakien am meisten verehrt. Man leitete von ihm das Geschlecht der Römer ab. In einem seiner Tempel bewahrte man die heilige Ancile (s. d.) als Palladium. Man weihte ihm den Monat März und das Marsfeld (s. d.), und August erbaute ihm u. d. N. Mars ultor einen prächtigen Tempel. Dargestellt findet er sich bei den Römern nur auf Münzen, und zwar sehr mannigfaltig. Unterschieden wird Mars gradivus und Quirinus; jener angeblicher Name des Gottes im Kriege, dieser im Frieden. Mars hatte in Rom seine eigenen Priester, die Salischen (s. d.) genannt. Auch Orakel gab er bei den Römern, und zwar durch einen Specht. Besondere Sagen sind: im Kriege gegen die Giganten erlegte er Peloras und Mimos. Den Halirrhotios tödtete er und wurde deßhalb vor dem Areopag (s. d.) zu Athen gerichtet. Zweimal war er im Kampfe mit Herakles, um seinen Söhnen gegen diesen beizustehen. Alektryon (s. d.) verwandelte er in einen Hahn. In Gestalt eines Ebers soll er Adonis getödtet haben. Vater war er, außer durch Aphrodite von Deimos, Phobos, Harmonia (auch Eros), durch Astyoche von Askalaphos und Jalmenos; durch Agraulos von Alkippe; durch Atalanta von Parthenopäos, durch Althäa von Meleagros; durch Aegina oder Parnasse von Sinope; durch Asterope von Oenomaos; durch Rhea Sylvia von Romulus und Remus; durch Tilphusa von dem durch Kadmos erlegten

Drachen. Ausgezeichnete Helden und kriegerische Völkerschaften werden gewöhnlich seine Söhne genannt. Seine Verehrung war sehr verschieden. Zu Geroutheä in Lakonien hatte er Tempel und Hain und jährliche Feste. In Sparta, wo man ihm anfänglich Menschen opferte, war er an Ketten gefesselt, damit das Kriegsglück stets an Sparta gefesselt seyn möchte. In Arkadien hatte er einen Altar im Tempel des Pan, worin auch Aphrodite's Bildsäulen standen. Zu Athen hatte er einen Tempel, worin seine Statue von Alkemenos, eine Aphrodite von Lokros, und eine Enyo von den Söhnen des Praxiteles standen. Seinen Tempeln gab man dorische Säulen als Zeichen der Festigkeit. In Rom hatte er mehre Tempel. Man feierte hier sein Fest an den Calenden des Märzes (1. März), wobei die Salier, unter Absingung ganz alter unverständlicher Lieder, die Ancilien vortrugen. Den 12. Oct. wurden ihm Pferderennen gehalten und ein Pferd geopfert. Geweiht waren ihm alle reißende Thiere, das Pferd und der Hahn. — Mythendeuter finden in ihm ein Symbol der Sonnenkraft, die Sonne selbst; wann sein Name dem Planeten Mars gegeben wurde, ist unbekannt. Auch als germanische und gallische Stammgottheit nennen römische Schriftsteller den Mars; nach Einigen ist er der skandinavische Tyr, nach Mone wohl richtiger der nordische Othin.

Marsch ist ein kurzes Tonstück, von blasenden Instrumenten gespielt, und vorzüglich zur taktmäßigen Bewegung der Kriegsvölker und zu feierlichen Aufzügen bestimmt. Der charakteristische Marsch darf eigentlich kein geschwindes Zeitmaß haben, indem dadurch die Feierlichkeit ihm genommen wird; indessen gehen die neueren Tonsetzer öfters von dieser Regel ab, und wir haben viele Märsche, besonders die französischen und unsere Opernmärsche, welche in das Tanzende fallen. Daß man schon in den ältesten Zeiten die Züge der Kriegsvölker durch Musikbegleitung, aus welcher die Märsche entstanden, erleichtert hat, liegt gleichsam in der menschlichen Natur, nach welcher die schwersten körperlichen Anstrengungen dadurch erleichtert werden, wenn sie nach einer bestimmten hörbaren Taktbewegung unternommen werden. Der Charakter des militairischen Marsches muß kühn, rasch und kraftvoll seyn, dabei einfach und leicht, rührend und fühlbar. Als ausgezeichnete Märsche kennt man den Priestermarsch in Mozart's „Zauberflöte", den Soldatenmarsch in Cherubini's „Wasserträger" und den Bauernmarsch in Weber's „Freischütz".

Marschall, alt Marschalk. Einige leiten dieses Wort, und zwar am wahrscheinlichsten, ab von dem alten Mar oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß, und Schalk, einer, der bei den Pferden angestellt wäre, also Stallmeister (daher auch im Französischen Maréchal, der Hufschmied); Andere von Mehrer oder Mayer (einem Vorsteher, Versorger) und Saal, Hof, und damit einen obersten Vorsteher des Hofs, einen Oberhofmeister anzudeuten. Die letztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzukommen, welcher einer der vornehmsten Hofbedienten ist, der die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. s. w. leitet und die Aufsicht über die Hofbedienten hat, sodaß er den gewöhnlichen Aufzug, die Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei Feierlichkeiten und Festen besorgen muß; daher er dem Hofmarschallamt vorsteht. So ist denn auch der Reichsmarschall, Land-Erbmarschall auf

einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landständen, welcher auf die äußere Ordnung bei den Versammlungen der Stände sieht, den Vorsitz dabei führt, den Vortrag hält u. s. w. Er heißt Erbmarschall, insofern dieß Amt bei einem gewissen Geschlecht erblich ist. Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen und dgl. pflegen Marschälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen desselben anführen, für Ordnung sorgen und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallsstab tragen. — Feldmarschall, s. d. u. General. — Der ehemalige Erzmarschall des deutschen Reichs mußte für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten sorgen, bei der Kaiserkrönung zu Pferde von einem auf öffentlichem Markte aufgeschütteten Haferhaufen ein silbernes Maß voll Hafer holen und solches dem Kaiser darbringen. Er ließ sein Amt durch einen Erbmarschall verwalten. Dieses Erzamt kam dem Kurfürsten von Sachsen zu. — Marschallstafel, eine Nebentafel bei Hofe, für Diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel selbst gezogen werden und an welcher der Hofmarschall den Wirth macht.

Marschland nennt man das tiefliegende, morastige, an dem Meere oder großen Flüssen gelegene Land, im Gegensatz des höher liegenden oder Seelandes, welches aber durch Wasserleitungen, Dämme u. s. w. urbar und zum fettesten und fruchtbarsten Boden gemacht worden ist. Mehre sehr interessante Nachrichten von dem Anbau, der Beschaffenheit und Ergiebigkeit des Marschlandes, wovon sich Manches auch in andern Gegenden anwenden läßt, findet man in H. C. P. Kiesewetter, „Praktisch-ökonomische Bemerkungen auf einer Reise durch Holstein, Schleswig, Dithmarsen u. s. w.“ (Hof 1807).

Marseille, Hauptstadt des franz. Depart. Rhonemündungen, Sitz der 8. Militairdivision, am Fuße steiler felsiger Berge, eine der größten und bedeutendsten Seehandels- und Fabrikstädte in Europa, an einem Busen des Mittelmeeres, liegt hufeisenförmig um ihren großen Hafen, hat in 8000 H. 102.000 Einw. Marseille besteht aus der Alt- und Neustadt, erstere, welche den größten Theil der Stadt ausmacht, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, ist der volkreichste Theil, hat aber enge und krumme Gassen und meistens unansehnliche Häuser; die auf der Ost- und Südseite liegende Neustadt dehnt sich um den Hafen herum, ist schön gebaut; beide Theile sind durch die prächtige, mit Alleen, zwei Springbrunnen und schönen Gebäuden verzierte Straße Lecours verbunden, welche unwidersprechlich die schönste Straße in ganz Frankreich, vielleicht in Europa ist. Unter den 37 öffentlichen Plätzen zeichnen sich der neue Platz mit 4 Fontainen, der Michaels-Platz und der Sanabieres aus. Letzterer ist mit schönen Häusern begrenzt und mit 12 Baumreihen bepflanzt. Andere Plätze sind mit Fontainen, Granitsäulen oder Obelisken geschmückt. Die Stadt ist nicht mehr fest; denn die Rembarts sind zerstört, und an ihre Stelle prächtige Boulevards gesetzt, die für alle Stadtquartiere angenehme Promenaden bilden. Zu den vornehmsten Gebäuden der Stadt gehören: die alte Kathedrale, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, ist die älteste Kirche in Gallien und hat einige schöne Granitsäulen von hohem Alterthum; das Stadt- oder Rathhaus, am meisten sich auszeichnend unter Marseilles Gebäuden, liegt am Hafen, ist ein Werk des berühmten Puget; seine Façade ist mit schönen Reliefs von weißem Marmor geschmückt;

die Börse, das neue Theater, ganz isolirt auf einem großen Platz stehend, nach Art des pariser Odeons gebaut, mit einer durch Säulen verschönerten Façade; das alte und neue Zeughaus; das Lazareth, das größte und schönste in ganz Europa. Vorzüglich sehenswerth in Marseille ist das Museum im alten Bernhardinerkloster; der Hauptheil des Gebäudes mit seinen schönen hohen und weiten Gärten ist dem Lyceum gewidmet; der übrige Theil ist für das Museum, die Zeichnenschule, die öffentliche Bibliothek von mehr als 70.000 Bänden, für das Cabinet der Naturgeschichte und für die Versammlungen der Akademie der Wissenschaften, der Maler- und Bildhauerkunst und der Musik, bestimmt. Die Akademie von Marseille war einst die Nebenbuhlerin von der in Athen; Plinius nennt sie die Königin der Wissenschaften. Das Museum enthält eine Menge Statuen, Sarkophage, Grabmäler, Münzen aus der grauen Heidenzeit und mehre schöne Gemälde. Die Schifffahrtsschule ist musterhaft zu nennen. Der botanische Garten enthält eine zahlreiche Sammlung seltener und merkwürdiger Pflanzen aus Neuholland, die hier einer schönen Vegetation genießen. Die Sternwarte, einst im Besitz der Jesuiten, 129 Fuß über dem Meere, ist ein einfaches bewunderungswürdiges Gebäude. Der Hafen, für den Handel seit 1818 ein Freihafen, ist ein Meisterwerk der Natur und Kunst, zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt und bildet ein länglichtes Viereck, das ¼ Stunde in die Stadt eindringt. Der Eingang ist beengt und die Tiefe nicht mehr als 16—20 Fuß; er ist gegen alle Winde geschützt und soll 1000 Schiffe fassen können, ist aber für Kriegsschiffe nicht tief genug. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St.-Jean, welches dreifache über einander liegende, mit starkem Geschütz besetzte Festungswerke hat; an der linken Seite liegt das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felsenkette tief ins Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken versehen ist. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer Felsen aus dem Meere hervor, welcher gleichfalls mit Festungswerken besetzt ist. An und bei dem Hafen befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist hier sehr blühend und die Zahl der Fabriken beträchtlich. Am wichtigsten sind die Korallenfabriken, Wachsbleichen, Zuckerraffinerien, Leim-, Alaun- u. Essigsiedereien, Schwefel- und Sumakbereitung, phelloplastische Fabrik, die besonders die zahlreichen Denkmäler des mittägigen Frankreichs nachgebildet hat; Fayence-, Seife- (75, die an 270.000 Millerolles Oel verbrauchen), Damascener Klingen-, Porzellan-, Glas-, Baumwoll-, Safian-, Gold- und Silberstoff-, Liqueurs-, wohlriechende Wasser-, Tapeten-, Seide-, Wollenzeuch-, Hut-, gemalte Leinwand-, Türkisch Rothgarn-, Segeltuch-, Espartowaaren-, Vitriol-, Baisalz-, Weinsteinrahm-, Glas- und Schmelztiegelfabriken, Fischerei, besonders von Sardellen und Thunfischen. Sehr wichtiger Land- und Seehandel, besonders nach der Levante, Spanien, Afrika und Italien; Stapelorte für die südfranzösischen Weine, Oel und trockene Früchte; große Bankgeschäfte. Wichtiges Lazareth für die aus der Levante kommenden Schiffe und Waaren, mit musterhaften Quarantaineanstalten in der 6 Meilen von der Stadt entfernten Insel Pomegues. Hier lehrte der Mathematiker, Astronom und Philosoph Pytheas 240 J. v. Chr. Ihm, sowie dem Gesetzgeber der Stadt, Eutymenes, ist auf dem Zollhausplatz ein Denkmal in Janusform als Termen auf der Spitze

eines Brunnens errichtet worden. — Das Trinkwasser muß größtentheils durch Wasserleitungen herbeigeschafft werden. Wegen des Handels, des schönen Klimas und der angenehmen Gegend halten sich immer viele Fremde hier auf und finden hier alle Arten von Vergnügungen; auch sind die Einwohner fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen mehre tausend blendend weiße Landhäuser (Bastiden) zwischen blaßgrünen Oel- und Mandelpflanzen. Sie sind meist sehr einfach und alle weiß angestrichen und dienen dem reichen wie dem unbemittelten Bewohner von Marseille zum Erholungsaufenthalt in der heißen Jahreszeit, da er außerdem die schönste Erquickung, die kühlende Seeluft, die nicht bis in die Stadt dringt, ganz entbehren würde. Die Heerstraße von Aix bis Marseille, eine der schönsten in Frankreich, führt über eine kleine Bergkette, welche sich durch ein 5 Stunden langes Thal erstreckt: eine paradiesische Gegend, mit immer blühenden Rosen, die wie der hier wildwachsende Rosmarin, Lavendel, Salbei und Melisse mit ihrem balsamischen Dufte die Luft erfüllen. Wie ein prächtiger Damm läuft die, oft weite Strecken 6—15 Fuß in die Höhe gemauerte Straße durch die grüne Landschaft hin; nahe und ferne erblickt man eine Menge reizender Landhäuser mit den schönsten Belaubungen von Myrten und Lorbeern, Citronen- und Pomeranzenbäumen. — Marseille, lateinisch Massilia, griechisch Massalia, von Mas, celtisch Wohnung, und Salies, einem Volke in Gallia narbonensis, eine der ältesten Städte in Europa, ward 600 (nach Andern 560) v. Chr. von Phokäern unter Simos und Protis, welcher Letztere Schwiegersohn des Königs der Segobrier, Nannus, ward, gegründet. Sie war später treue Freundin Roms, erhielt, als sie dasselbe bei der Eroberung durch die Gallier mit Gold und Silber unterstützt hatte, von ihr Befreiung von allen Abgaben und für ihre Abgeordneten einen Ehrenplatz im Theater neben den Senatoren. Auch in dem punischen Kriege bewährte Marseille diese Treue, sowie in dem Siege des Marius über die Ambronen. Als Cäsar im Bürgerkriege nach Hispanien abgehen wollte, weigerte ihm Marseille 40 v. Chr. den Durchzug, während sie dem Pompejaner Domitius die Thore öffnete. Cäsar ließ sie durch den Legat zu Wasser und zu Lande belagern, während er nach Hispanien fortzog. Der Kampf war mörderisch und machte der Tapferkeit und Geschicklichkeit der Massilier im See- wie im Landkrieg große Ehre; doch muß sie endlich in dieser höchst merkwürdigen Belagerung, die Cäsar u. A. ausführlich beschreiben, aus Hungersnoth und Mangel an Unterstützung unterliegen. Cäsar nahm den besiegten Einwohnern Waffen, Schiffe, Geld. Doch behielt Marseille das Vorrecht, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, und das Supremat über einige seiner Colonien, z. B. Olbia. Nach dieser Zeit verloren die Massilier die Liebe zu den Waffen, häuften aber desto eifriger Reichthümer auf, wodurch auf der einen Seite zwar der Hang zur Schwelgerei, die sprichwörtlich ward, auf der andern aber Liebe zu den Wissenschaften erzeugt wurde, zu derer Erlernung Fremde aus allen Gegenden nach Marseille strömten. In Marseille ließ Konstantin seinen Schwiegervater, Maximus, niederstoßen. 406 n. Chr. ward die Stadt nebst dem übrigen Gallien ein Beute der Gothen und 430 der Franken. Um 480 n. Chr. gerieth Marseille nebst dem übrigen Gallien in die Gewalt der Westgothen unter Eurich und dessen Sohne Alarich II., nach dessen Tode Theodorich, König der

Oſtgothen, ſich deſſelben bemächtigte. Seine Nachfolger überließen daſſelbe den franz. Königen aus merowingiſchem Stamme, welche es bis zur Zeit Karl Martells beſaßen. Damals machte ſich der Herzog Morente zum Herrn von Marſeille und begab ſich unter den Schutz der Saracenen, entfloh aber, von den Franzoſen angegriffen, zur See, worauf Marſeille in die Gewalt der karolingiſchen Könige gerieth. Hernach kam ſie unter die Herrſchaft der Könige von Burgund und Arelat, ward aber unter der Regierung Ludwigs des Blinden (889—903) von den Saracenen zerſtört, die ſich auf den Küſten der Provence niedergelaſſen hatten. Unter Konrad dem Friedfertigen, der von 937—993 König v. Burgund und Arelat war, wurde Marſeille wieder hergeſtellt und beſonderen Statthaltern untergeben, die ſich gegen das Ende des 10. Jahrh. u. d. T.: Vicomtes von Marſeille, unabhängig machten. Der erſte derſelben, Wilhelm, ſt. 1004. Unter ſeinen Nachkommen wurde dieſe Vicomte in eine Menge einzelner Theile zerſplittert, welche die Bürger nach und nach an ſich kauften, ſodaß Marſeille gegen die Mitte des 13. Jahrh. eine Republik wurde. Kurz darauf aber, als Karl, Graf von Anjou, Ludwigs des Heiligen Bruder, Graf von Provence wurde, unterwarf ſich auch Marſeille zum Theil, doch blieb es zur Zeit noch ein beſonderer Staat, der mit der Provence nicht vereinigt war. Als 1262 die Einwohner das Joch wieder abzuwerfen ſuchten, wurden ſie zwar durch eine Armee unter Barral de Baux bezwungen, erhielten ſich aber doch im Beſitz großer Privilegien, maßten ſich den Titel einer freien Stadt an und unterwarfen ſich auch, nachdem ihre Stadt nach dem Abgange der Grafen von Provence 1481 an die Könige von Frankreich gefallen war, bloß der Gerichtsbarkeit des Lieutenants der Senechauſſée, welchen Franz I. nach Marſeille geſetzt hatte, und, im Falle der Appellation, der Gerichtsbarkeit des Parlaments zu Aix. Marſeille war damals eine der bedeutendſten Städte des Königreichs und vertheidigte ſich ſehr tapfer gegen den Connetable Karl von Bourbon 1524 und gegen Kaiſer Karl V. 1536. Der Ligue zugethan, war ſie die hartnäckigſte unter allen franz. Städten, und es fehlte wenig, ſo hätte ſie ſich, als ſchon ganz Frankreich Heinrich IV. anerkannte, zuletzt noch den Spaniern in die Hände geliefert. An der Spitze der Stadt ſtanden damals ein Corſe, Peter Libertat, und zwei nichtswürdige Franzoſen, Charles des Caſaux und Louis d'Aix. 1575 erfolgte die Uebergabe an Heinrich, die noch jetzt von den Einwohnern jährlich durch eine Proceſſion gefeiert wird. Endlich beraubte Ludwig XIV. 1660 die Marſeillier ihrer Freiheiten. Seitdem iſt ſie gewöhnliche See- und Handelsſtadt. 1720—21 litt Marſeille durch die orientaliſche Peſt, die von einem Schiffe ſich nach Marſeille verbreitete, ungemein. Es ſtarben in der Stadt allein 60.000 Menſchen. In der Revolution war es durchaus republikaniſch. Aus der Hefe des Volks und aus den losgelaſſenen Galeerenſklaven beſtanden jene marſeiller Horden, die, 1792 nach Paris berufen, dort ſo viele Gräuel verübten. S. Brückner's „Hist. reip. Massiliensium“ (Göttingen 1826, 4.), und des 1829 verſtorbenen Präfecten von Marſeille, des trefflichen Grafen von Villeneuve „Statistique du depart. des Bouches du Rhône“ (3 Bde., 4.).

Marſer, 1) eins der berühmteſten Völker Mittelitaliens, zeichneten ſich beſonders im Bundesgenoſſenkrieg — der nach ihnen auch der marſiſche heißt — durch Tapferkeit aus. Als Zauberer waren ſie berühmt und hatten unter ſich den Dienſt einer gewiſſen Schlangenbeſchwörerin,

die man ſpäter zu einer Schweſter der Circe machte. — 2) Ein deutſches Volk vom Stamme der Inſtävonen, das nach der Niederlage des Varus die von den Römern bis dahin beſetzten Länder der Sikambrer am Rheine und den Ufer der Lippe einnahm. Als die Römer unter Germanicus wieder vordrangen, mußten ſie weichen und zogen abermals in das Innere Germaniens zurück; ſeitdem der Name Marſer für immer verſchwindet. Wahrſcheinlich waren ſie nur ein Zweig der Cherusker, welcher ſo lange als eignes Volk bekannt war, als ſie von dem Hauptſtamme abgeſondert waren.

Marsfeld, ſ. Märzfeld und Rom.

Marſigli (Aloys Ferdinand, Graf von), kaiſerl. General, geb. zu Bologna den 20. Juli 1658, zeichnete ſich in ſeiner Jugend ſchon durch Kenntniſſe in faſt allen Wiſſenſchaften aus, die er im Umgange mit den berühmteſten Gelehrten bedeutend vermehrte, und unternahm 1679 mit dem venetianiſchen Geſandten eine Reiſe nach Konſtantinopel. Er wandte die Zeit ſeines Aufenthalts insbeſondere dazu an, ſich vom Zuſtande der osmaniſchen Kriegsmacht zu unterrichten. Nach ſeiner Rückkehr gab er ſeine Beobachtungen in beſonderen Werken heraus. Da der Kaiſer um jene Zeit in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, trat er in deſſen Dienſte, wurde beim Uebergange bei Raab von den Türken gefangen und erhielt erſt im folgenden Jahre ſeine Freiheit wieder. Nach dem karlowitzer Frieden 1699 wurde er zur Grenzbeſtimmung gebraucht und beim Anfange des ſpaniſchen Succeſſionskriegs erhielt er die Untercommandantenſtelle in der Feſtung Breiſach, worin Graf Arco Gouverneur war. Da ſich dieſe Stadt aber nach einer kurzen Belagerung den 6. Sept. 1703 an die Franzoſen ergab, wurden beide vor ein Kriegsgericht geſtellt und dem Grafen Marſigli der Degen zerbrochen, ſowie er aller ſeiner Würden entſetzt wurde. In einer ſpätern Vertheidigungsſchrift bewies er ſeine Unſchuld. Er beſchäftigte ſich hierauf mit den Wiſſenſchaften, durchreiſte die Schweiz und das ſüdliche Frankreich in naturhiſtoriſcher Hinſicht, bis ihn der Papſt Clemens XI. 1709 nach Rom berief, um ihm den Oberbefehl über ein kleines Heer zu ertheilen, welches gegen Kaiſer Joſeph I. beſtimmt war. Ein Vergleich kam jedoch zu Stande und unterdrückte den Krieg, worauf er ſich nach Bologna begab. Im Begriff, ſein Leben in der Provence zu beſchließen, wohin er ſich 1728 begeben hatte, riefen ihn häusliche Angelegenheiten nach Bologna und er ſtarb daſelbſt 1730. Um ſeine Vaterſtadt hat ſich Marſigli große Verdienſte erworben durch die Errichtung eines Inſtituts, wozu er den Grund durch ſeine eignen beträchtlichen Sammlungen legte. Der Senat gab das Gebäude her. Eine anſehnliche Bibliothek, ein phyſikaliſches und Antiquitätencabinet, ein chemiſches Laboratorium wurden angelegt und Lehrer der Phyſik, Mathematik, Chemie ꝛc. angeſtellt. In neuerer Zeit iſt dieſe Akademie geſunken, indem ſie ſich von dem urſprünglichen Zwecke ihres Stifters entfernt hat. Unter ſeinen Schriften zeichnet ſich aus: „Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis etc.“ (Haag und Amſterdam 1726, 6 Bde., Fol.); ein prächtiges und theures Werk, mit 288 Kupfern geziert, worin er die Donau von dem Kalenberg in Oeſtreich bis zur Vereinigung mit der Jantra in der Bulgarei beſchreibt. Außerdem iſt noch bemerkenswerth: „Histoire physique de la mer“, Amſterdam 1725, Fol., mit 52 Kupf.; „Stato militare dell' imperio Ottomanno“, Haag 1726, 4 Thle., Fol., mit Kupfern.

Marſyas, ein Sohn des Olympus, Oeagrus oder Hyagnis. Die Mythe erzählt von ihm: Er fand die Flöte, welche Minerva zwar erfunden, aber wieder hinweggeworfen hatte, da ſie ihr die Backen verunſtaltete, und ſie darüber von den Göttinnen verhöhnt wurde. Marſyas übte ſich auf dieſem Inſtrumente dermaßen, daß er bald für einen großen Meiſter gehalten wurde, und daher den Apollo zu einem Wettſtreite darauf herausforderte. Die Muſen waren bei demſelben die Richterinnen. Sie konnten auch anfangs dem Marſyas den Preis nicht abſprechen. Allein Apollo kehrte ſeine Cither um, und da ihm dieſes Marſyas nicht nachthun konnte, wurde er für überwunden erklärt. Apollo ließ ihn alſo an einen Baum hängen, und da von einem Skythen gliederweiſe zerſchneiden, worauf er den zerſtückten Körper ſeinem Schüler Olympus zu begraben übergab. Aus ſeinem Blute läßt Hygin den Fluß Marſyas entſtehen, der nach Ovid aus den Thränen der Nymphen und Satyren über ihn entſtand. Böttiger hat dieſen Mythos auf den Vorzug bezogen, den in gewiſſen Zeitaltern und unter gewiſſen griechiſchen Volksſtämmen, woher dieſe Mythen kamen, die Cytharödik, oder die Kunſt, zur Lyra zu ſingen, vor der Kunſt, die Flöte zu ſpielen, oder der Auletik, hatte. (S. Wieland's „Att. Muſ.", Bd., I., S. 279 fg.) Man ſchrieb dieſem Marſyas die Erfindung der phrygiſchen Tonart zu; und die Stadt Keläna rühmte ihm nach, daß er durch ſein Pfeifen die Gallier von ihr abgetrieben. Von vielen Künſtlern der alten und neuen Zeit beſitzen wir Darſtellungen des Wettkampfs, wie der Strafe des Marſyas.

Martens (Georg Friedrich von), geb. den 22. Febr. 1756 zu Hamburg, ſtudirte zu Göttingen, bildete ſich dann aus in Wetzlar, Regensburg und Wien, promovirte 1780 in Göttingen, wurde 1784 daſelbſt Prof. der Rechte und 1789 in den Adelſtand erhoben. Von 1808—13 bekleidete er die Stelle eines Staatsraths und auch vom Oct. 1810 an die eines Präſidenten der Finanzſection des königl. weſtfäliſchen Staatsraths; ſeit 1814 war er k. hanöv. Geh. Cabinetsrath, ſeit 1816 Bundestagsgeſandter zu Frankfurt, und ſtarb daſelbſt den 21. Febr. 1821. Er hat dem Staats- und poſitiven Völkerrecht zuerſt eine wiſſenſchaftliche Form gegeben und durch Sammlungen wie durch eigne Schriften beide Wiſſenſchaften gefördert. Geſchätzt ſind ſ. „Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761" (Göttingen 1790—1818, 14 Bde.); ſ. „Einleitung in das poſitive europäiſche Völkerrecht" (Gött. 1796); ſ. „Erzählungen merkwürd. Fälle des neuern europ. Völkerrechts" (Gött. 1800, 2 Bde., 4.); ſ. „Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances d'Europe" (Berlin 1801, 3 Bde.); ſ. „Grundriß einer diplomat. Geſch. der europ. Staatshändel und Friedensſchlüſſe ſeit dem 15. Jahrh." (Berl. 1807); ſ. „Verſuch über Caper" (Gött. 1795); ſ. „Grundriß des Handelsrechts ꝛc." Gött. 1805).

Martha (Anne Biget, bekannter unter dem Namen Schweſter), ein Muſter chriſtlicher Liebe, geb. 1749, ward Nonne, und lebte nach Aufhebung der Klöſter zu Beſançon von ihrer Penſion, in Verein mit einer Freundin der Pflege hülfsbedürftiger Menſchen, vorzüglich Kriegsgefangener, ſich widmend. Mit der Zahl der Armen und Kranken wuchs auch der Eifer und die Thätigkeit der 62jährigen Schweſter Martha, beſonders als 1809 ein ſtarker Trupp gefangener Spanier nach Beſançon kam; mit gleicher Liebe war ſie gegen die gefangenen und kranken Engländer beſeelt: „Alle Unglückliche", ſagte ſie einſt, „ſind meine Freunde".

Sie besorgte in eigener Person die Krankenlager, Küche und häusliche Ordnung und suchte dabei durch fromme Fürbitte beim Commandanten das Schicksal der Gefangenen auf alle mögliche Weise zu lindern. 1814 übernahm sie mit doppeltem Eifer die Verpflegung verwundeter französischer sowohl als feindlicher Soldaten, und wie diese ihre Verdienste anerkannten, bezeugt der Herzog von Reggio, der die verwundeten Krieger öfter ausrufen gehört: „Ach! wäre Schwester Martha hier, wir würden weniger unglücklich seyn!“ Mit Bewunderung sprach man in den französischen wie in den alliirten Heeren von der ehrwürdigen Frau; der Kaiser Alexander gab ihr eine große Denkmünze mit seinem Portrait; der Kaiser Franz das Civilverdienstordenskreuz und 2000 Fr.; der König von Preußen eine goldene Medaille, und der König von Spanien ein sehr prächtiges Kreuz. Ludwig XVIII. ernannte sie bei einer Audienz zur Oberpriorin aller frommen Vereine der barmherzigen Schwestern. So gleichsam die allgemein Achtung von ganz Europa genießend, starb sie zu Besançon am 29. März 1824. Nie nach irdischem Lohne strebend, war es ihre höchste Wonne, die empfangenen Gaben zur Unterstützung der Unglücklichen verwenden zu können. Ihr Portrait, mit franz. und fremden Orden, ist in Kupferstich erschienen. Eine anziehende Geschichte ihres thatenvollen Lebens enthält die Schrift: „Schwester Martha ꝛc.“, Luzern 1825.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammatist, geb. zu Bilbilis in Celtiberien 43 n. Chr. und erzogen zu Calaguris (Calahorra), der Vaterstadt seines Freundes Quintilian, kam als Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom und lebte unter Galba's und der folgenden Kaiser Regierung, deren einige ihm Gunst und Achtung erwiesen. Domitian ernannte ihn zum Tribun und erleichterte durch einige Schenkungen seine Lage. Trajan, der die Satyriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dieß bewog ihn, sich in sein Vaterland zurückzuziehen. Um die Reise machen zu können, hatte ihm Plinius d. J. eine Summe Geld gegeben. Noch in Italien verheirathete er sich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. Er st. 101 n. Chr. Martial's Ruhm gründet sich auf 14 Bücher Epigramme. Die meisten sind scharfsinnig und treffend, viele voll Anmuth und attischen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, nach unsern Begriffen unzüchtig und schamlos. Hauptausgaben sind von Scriver (Leyden 1618 u. 1619, 3 Bde., 12.); von Schrevel (ebend. 1656) und von Rader (Mainz 1627, Fol.). Eine Auswahl Martial'scher Epigramme hat Ramler, ins Deutsche übersetzt, mit dem latein. Texte herausgegeben (1787—93, 5 Thle.). Eine treffliche Verdeutschung, jedoch mit Weglassung des Unzüchtigen, hat uns B. Willmann (Köln 1825) geliefert.

Martignac und das Ministerium Martignac vom 5. Jan. 1828 bis zum 8. Aug. 1829. Der Vicomte von Martignac, Deputirter und Minister des Innern unter Karl X. Regierung, geb. zu Bordeaux um 1780, war in seiner Jugend Advocat; später trat er in den Staatsdienst, wo er sich durch Kenntnisse und sein Rednertalent auszeichnete. Unter dem Ministerium Villele wurde er Staatsrath und 1823 befand er sich als außerordentlicher Commissair bei der Armee in Spanien. Als Villele bei den neuen Wahlen der Deputirtenkammer am Ende von 1827 erkannte, daß das von ihm 6 Jahre lang geleitete Ministerium

die Mehrheit in der Kammer verloren habe, so gab er am 4. Jan. 1828 nebst den übrigen Ministern, dem Grafen von Peyronnet, Baron von Damas, Marquis von Clermont-Tonnere und dem Grafen von Corbiere, seine Entlassung. Es blieben nur 2 seiner Amtsgenossen auf ihren Posten, der Marineminister Graf von Chabrol, und der Universitätsgroßmeister Frayssinous, Bischof von Hermopolis. Graf von Chabrol wurde hierauf mit Vollziehung der Ordonnanz vom 5. Jan. beauftragt, durch welche der König den Grafen Portalis, Pair von Frankreich, zum Siegelbewahrer (Justizminister), den Grafen de la Ferronnays, Pair von Frankreich, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Vicomte Decaur, Mitglied der Deputirtenkammer, zum Kriegsminister, den Vicomte v. Martignac, Mitglied der Deputirtenkammer, zum Minister des Innern, den Grafen von St.-Cricq, Mitglied der Deputirtenkammer, zum Minister-Staatssecretair und Präsidenten des obersten Conseils des Handels und der Colonien, den Grafen Roy, Pair von Frankreich, zum Finanzminister ernannte. Zugleich traten in diesem neuen Ministerium folgende Veränderungen ein. Der Kriegsminister hatte nicht mehr die Präsentation zu erledigten Stellen bei der Armee, sondern dieses Attribut wurde dem Dauphin zugetheilt, und der Kriegsminister behielt bloß die Contrasignatur der Ernennungen; von den Verrichtungen des Ministers des Innern wurden diejenigen getrennt, die sich auf den Handel und die Manufacturen beziehen, um mit dem Bureau des Handels und der Colonien vereinigt zu werden; der öffentliche Unterricht sollte in Zukunft keinen Theil mehr des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten ausmachen, sondern die Leitung desselben wurde dem allgemein geachteten, nur den Jesuiten sehr verhaßten Herrn von Vatismenil übertragen. Diese Aenderungen, vorzüglich die erste und die letzte, mißfielen den Ultras von beiden Seiten. Zwar hatte sich, wenn man die historische Bedeutung der Namen in Erwägung zieht, der Einfluß des Ultramontanismus und die Tendenz zum Absolutismus mit dem Austritte des Ministeriums Villele sehr vermindert; allein auch das neue Ministerium bestand aus strengen Royalisten, obgleich mit einer liberalen Farbe. Der einzige Frayssinous war als Priester des Jesuitismus verdächtig; um so mehr entsprach die Trennung des öffentlichen Unterrichts von dem Cultusministerium den Wünschen der aufgeklärten öffentlichen Meinung. Uebrigens fand die Mischung des alten und neuen Ministeriums vielen Tadel; daher setzte der König schon am 3. März den Baron Hyde de Neuville in des Grafen Chabrol's Stelle als Marineminister, und übertrug dem Bischof von Beauvais, Feutrier, die bisher von Frayssinous versehenen Geschäfte im Departement der geistlichen Angelegenheiten. — Martignac schien sein Verwaltungssystem in dem Sinne des Grundsatzes von Decazes, die Nation zu monarchisiren, indem die Monarchie (Restauration) sich nationalisirte, einrichten zu wollen. Er nahm daher im Personale der Verwaltung viele Veränderungen vor und 20 Departements erhielten neue Präfecte. Je verhaßter Villele's Ministerium gewesen war, um so nöthiger war ein nationales System der Regierung, wenn das Ministerium die Mehrheit in der Kammer erlangen wollte; denn um die Fahne des Absolutismus unter Labourdonnaye und Ravez sammelten sich kaum 150 Deputirte. Der Präsident der Kammer aber, Royer-Collard, stand nebst Casimir Perier, Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure und Andern an der Spitze der linken Seite von etwa 170 Deputirten. Das Volk ver-

langte oder erwartete von dem neuen Ministerium die vollständige Ausführung der Charte; die Presse verlangte ein Gesetz gegen den Betrug bei den Wahlen, eine Milderung der Preßgesetze, Localfreiheit durch ein Departemental- und Communalgesetz, ein Gesetz über die Nationalgarden, welche der König auf Villele's Rath in Paris aufgelöst hatte; sie verlangte Finanzreformen, insbesondere tadelte sie den Aufwand für die königliche Garde und die Schweizer. Der Kampf in der Kammer begann, als Labbey de Pompierre am 14. Jun. eine Anklageacte gegen die vorigen Minister in Vorschlag brachte. Sie hätten sich, sagte er, des Verraths gegen den König, den sie von dem Volke zu entfernen gesucht, des Verraths gegen das Volk und sträflicher Eingriffe in die Constitution schuldig gemacht. Hier mußte der neue Minister des Innern selbst die Angegriffenen in Schutz nehmen; nach einem langen Kampfe ward die Anklage zurückgewiesen; aber das Ministerium verlor seine Popularität, und ungeachtet seiner wirklich liberalen und constitutionnellen Bestrebungen, glaubte die Volkspartei dennoch an eine Wiederkehr des alten Schauspielwesens. Indeß geschah Vieles, was im Sinne der öffentlichen Meinung war; die Expedition nach Morea unter dem Generallieutenant Maison, womit eine wissenschaftliche Gesellschaft ihre Untersuchungen verband; die Herstellung der Marine und des Ansehens der franz. Flagge in Brasilien, Westindien und im Mittelmeere (nur der stolze Dei von Algier ließ sich durch die Blockade nicht zum Nachgeben bewegen; daher dachte man schon jetzt an eine Landerexpedition); die Thätigkeit des Ministeriums für Handel und Kunstfleiß zur Beförderung der Industrie und der Schifffahrt. Eine allmälige Freigebung des Handels, die Ermäßigung der Korngesetze und Beibehaltung bloßer Schutzzölle — waren Ideen, welche wenigstens nach den Ansichten des Ministers St.-Cricq in verschiedenen Commissionen bearbeitet wurden. Diese Maßregeln mußten als Fortschritt zum Bessern den Beifall der Freunde des Wohlstandes und des Ruhmes von Frankreich finden. Auch blühte das Gewerbe in mehren wichtigen Zweigen. Es wurden Schafe aus Nubien, Ziegen aus Tibet eingeführt. Ternaux, der erste Fabrikant in Europa, verfertigte indische Shawls und feine Kaschemirs. Die Seidenmanufacturen in Lyon nahmen einen neuen Aufschwung; man naturalisirte die Seidenraupe aus China. Ein glücklicher Wetteifer mit England, Deutschland und der Schweiz erhob Frankreichs Production und gewerblichen Wohlstand, ungeachtet einer Abgabenlast von 1000 Mill. Francs. In den ersten 6 Monaten des Jahres 1829 segelten 550 französische Schiffe nach dem Auslande und den Colonien; die Ausfuhr Frankreichs nach den Colonien war 1828 bis auf 56 Mill. und die Einfuhr bis über 67 Mill. Francs gestiegen; indeß litt die Colonialverwaltung an wesentlichen Gebrechen in der Rechtspflege, und der Widerstand der Aristokratie des Reichthums veranlaßte Aufruhr zu Guadeloupe und Martinique. Der einsichtsvolle Hyde de Neuville suchte daher, nach Englands Beispiel, durch Ordonnanzen in der franz. Colonialverwaltung eine Rechtsgleichheit zwischen den freien Farbigen und den Creolen oder Weißen herzustellen; allein die Beamten und fast alle Creolen hemmten die Vollziehung derselben durch eine förmliche Protestation, und es blieb so ziemlich beim Alten. Dagegen wurde über die Fortdauer der unter Villele's Verwaltung organisirten, sehr kostbaren Polizei geklagt, indem das neue Ministerium bloß das sogenannte schwarze Cabinet, welches die Versetzung des Briefgeheim-

nisses und andere Schändlichkeiten geheimer Auflauerung leitete, am Ende des Jan. 1828 aufhob; jedoch waren die jesuitischen Directoren der Polizei, Franchet und Delaveau, entfernt und der würdige Debelleyme zum Polizeipräfecten ernannt worden. Insbesondere unterstützte Martignac sehr thätig den Verein zur Verbesserung der Gefängnisse. Man klagte ferner über den Verfall des Straßenbaues und über die Vernachlässigung des öffentlichen Unterrichts; indeß geschah für beide Gegenstände viel Vorbereitendes; besonders sorgte Herr von Vatismenil für die Verbesserung des Schulwesens; nur konnte bei dem steten Wechsel der Ministerien und der Systeme nichts wurzeln und gedeihen. Den in der Kammer gemachten Vorschlag zu einer Adresse an den König um Wiederherstellung der pariser Nationalgarde wußte, weil der König entgegen war, der gewandte Martignac durch eine Mehrheit von 20 Stimmen (11. Jul.) zu beseitigen. Dagegen ward das neue, vom Grafen Portalis vorgelegte Gesetz über die periodische Presse in beiden Kammern, ohne wesentliche Verbesserungen, mit einer bedeutenden Mehrheit angenommen. Durch dasselbe wurden die Tendenzklagen gegen den allgemeinen Geist eines Journals abgeschafft und die Cautionsummen erhöht; an die Stelle des verantwortlichen Herausgebers trat ein geschäftführender Eigenthümer (gérant), der für alle Artikel seines Blattes verantwortlich war; die Censur und die Nothwendigkeit königlicher Autorisation zur Herausgabe der Journale wurden aufgehoben, die königl. Gerichtshöfe jedoch ermächtigt, bei wiederholten Vergehen das Journal zu unterdrücken. In der Finanzverwaltung konnten nur einzelne Verbesserungen eintreten. So hob die Ordonnanz vom 22. Febr. das Lotteriespiel in 28 Departements auf und untersagte die Einführung desselben in 8 andern Departements. An eine bedeutende Erleichterung der öffentlichen Lasten aber konnte nicht gedacht werden. Das Ministerium Martignac brachte nämlich das bisher verschleiert gebliebene Deficit zur Sprache, welches nach der Erklärung des Ministers Roy die Summe von 200 Millionen erreichen könne, weßhalb er 150 Mill. Schatzkammerscheine in Umlauf zu bringen vorschlug. Gegen die Behauptung eines Deficits, welche Villele's Finanzverwaltungsruhm verdunkelte, erhob die Partei des Exministers den lebhaftesten Widerspruch. Die Opposition, vorzüglich Laffitte, Labbey de Pompierre, Duvergier de Hauranne, Benjamin Constant und Andere, unterwarf nun die frühere Verwaltung einer schärfern Prüfung; das Endresultat aber war die Annahme eines Budgets von 975.703.025 Francs für 1829, mit 299 gegen 28 Stimmen. — So schien das Ministerium Martignac eine festere Stellung in der Kammer gewonnen zu haben; allein bei Hofe war die Congregation auf der einen Seite das größte Hinderniß einer wahrhaft fortschreitenden Reform in den Grundlagen der Civilisation, und auf der andern Seite die Stütze einer antinationalen Richtung in mehren Zweigen der Verwaltung. Diese zeigte sich besonders in Folge des Einflusses des Dauphins auf die Beförderungen im Heere. Man entfernte die bravsten Oberoffiziere aus den Zeiten des mit Ruhm gekrönten Frankreichs und erhob dagegen eine große Zahl von Militairs, die nicht unter Frankreichs Fahnen gefochten hatten, zu den ersten Militairgraden. Unter den 62 Adjutanten des Königs Karl befanden sich 3, die nicht einmal Franzosen waren und doch dem Schatze jährlich 70.000 Francs kosteten. Dagegen standen 76 Generallieutenants auf halbem Solde, und von 233 Maréchaux de Camp waren mehr als 2 Drittheile

außer Dienstthätigkeit. Die Klagen von 27.000 Legionnairs, deren Gehalte seit 1814 nicht ausgezahlt worden waren, blieben unbeachtet, während man den Emigranten Entschädigungsrenten und den Pairs Dotationen bis zu 60 Millionen ertheilte. Die öffentliche Meinung erklärte sich gegen die Unterhaltung der Schweizertruppen in einem Lande, wo es an dienstfähigen Soldaten ganz und gar nicht fehle. (Vergl. Frankreich.) Ueberhaupt litt die Finanzverwaltung an großen Gebrechen, die meist dem vorigen Ministerium zur Last fielen und deren Abstellung der Einfluß der Hofpartei verhinderte. Die geheimen Pensionen der Emigranten, die Gehaltsvermehrungen u. s. w. verschlangen große Summen; die bewilligten Creditsummen reichten nicht aus, und die Minister mußten noch vor Ablauf des Jahres 1828 zu einer neuen Anleihe von 80 Mill. Francs ihre Zuflucht nehmen. Um so kräftiger erhob sich die Opposition in der am 27. Jan. 1829 eröffneten Kammersitzung. Sie verlangte unter Anderm die Abschaffung des Tabacksmonopols, welches jedoch der traurigen Finanzlage wegen bis 1837 noch beibehalten werden sollte; sie trug ferner auf Gesetze über die Communalorganisation und die Errichtung von Departementalconseils an. Hierüber entstand ein so heftiger Kampf, daß das Ministerium Martignac in demselben unterlag. Es galt nämlich die Frage, ob die bisherige Centralgewalt der örtlichen und Provinzialverwaltung im Mittelpunkte der Regierung mit den Ortsgemeinden und den Departementsräthen getheilt werden solle oder nicht; ob man den 40.000 Gemeinden, aus welchen Frankreich besteht, eine Municipalverfassung (Städte- und Gemeindeordnung) geben solle, nach welchen die erwählten Vertreter der Gemeinden das Recht hätten, an der Verwaltung des Gemeinwesens wesentlich Theil zu nehmen. Ueber das Ob war das Ministerium Martignac mit dem Nationalwunsche einverstanden; allein über das Wie der Wahlform, über die Wahlberechtigung und die Wahlfähigkeit, sowie über den Umfang der den Notabeln der Gemeinde einzuräumenden Rechte hatten das Ministerium und die Deputirtenkammer (das linke Centrum und die linke Seite) sehr abweichende Ansichten. Die Prüfungscommission des Gesetzentwurfs über die Departementalorganisation verlangte, daß auch die Minderbesteuerten (bis zu 300 Francs) das Wahlrecht bei Ernennung der Generalconseilsräthe für die Departements haben sollten. Hierin aber sahen die Mitglieder der rechten Seite, der Hof und zum Theil auch die Minister alle Gefahren eines überwiegenden demokratischen Elements, die Vorboten von Volksdespotismus, Revolution und Anarchie. Da keine Seite der Kammer hierin nachgeben wollte, indem jede zu viel forderte, so drangen die Minister, um Zeit zu gewinnen, im Interesse der Aristokratie darauf, daß die Kammer vor der Departementalorganisation zuerst die Municipalorganisation erörtern und feststetzen, sodann aber zu jener übergehen möge. Allein die ganze linke Seite kämpfte für die Priorität des Departementalgesetzes, und als es zur Abstimmung kam, erhob sich nicht allein die linke, sondern auch die rechte ultraroyalistische Seite — diese aus Haß gegen das mit ihren Ansichten nicht übereinstimmende Ministerium — für die Priorität des Departementalgesetzes. Nun erklärte zwar der Minister Martignac in der Sitzung am 7. April: er könne durchaus nicht zugeben, daß etwas Wesentliches in dem vorgelegten Departementalgesetzentwurf abgeändert werde; denn der König sey im Besitze des Rechts, die Departementalräthe zu ernennen; das vorliegende Gesetz sey also bloß

eine königliche Gnadenbewilligung, und die Kammer habe nicht das Recht, derselben eine weitere Ausdehnung zu geben, als der König selbst angeboten. Hierüber entstand ein heftiger Streit. Die Constitutionnellen behaupteten, das Amendementsrecht der Kammer sey unbeschränkt; der Entwurf aber habe keinen andern Zweck, als den Höchstbesteuerten, also den vornehmen Aristokraten, dadurch mittelbar eine Doppelstimme in den Wahlversammlungen für die Wahlen der Abgeordneten zu verschaffen. Als nun in diesem Punkte die rechte Seite sich von den Constitutionnellen trennte, und der Wortführer der erstern, Ravez, für die Höchstbesteuerten sich erklärte, so entstand ein furchtbares Geschrei, mit gegenseitigen Vorwürfen vermischt. Nun erklärte zwar der Minister Martignac noch einmal: er werde nicht nachgeben, weil er dieß vor dem Könige nicht verantworten könne; allein Sebastiani erwiderte, dann sey fortan keine Berathung mehr möglich, wenn der Minister, um Recht zu behalten, sich auf die Prärogative des Königs berufe. Die Erbitterung nahm zu; endlich verließen die Minister der Justiz und des Innern in größter Aufregung den Saal; nach Verlauf einer Stunde traten sie wieder in die Kammer ein und nahmen beide Gesetzentwürfe im Namen des Königs zurück. So war die Trennung zwischen der Wahlkammer und der Regierung entschieden. Daß aber der öffentliche Tadel sich nicht stärker gegen die Hartnäckigkeit der liberalen Partei aussprach, mit welcher diese Alles preisgab, weil sie Alles haben wollte, verhinderte der allgemeine Unwille über die Hoffaction, welche bei dieser Gelegenheit ihren verherrschenden Einfluß bethätigte und dadurch Martignac's Entwürfe mit zerstörte, während sie bald nachher auf der andern Seite den Entwurf erblicher Dotationen, zu einem Betrage von 1.784.000 Francs Renten für gewisse geistliche und weltliche Pairien, in der Pairskammer am 24. April durchzusetzen wußte. Der erfolglose Kampf in der Deputirtenkammer für die Erlangung liberaler Institutionen bewog 3 heftige Verfechter derselben, den Abbé de Pradt, Chauvelin und d'Argenson, auf ihre fernere Theilnahme an den Berathungen der Kammer zu verzichten. Am 31. Juli 1829 ward die Kammer aufgelöst, und in der Nation äußerte sich eine fast allgemeine Unzufriedenheit sowohl mit beiden Kammern, als mit dem Ministerium und dem Hofe; die Hofpartei aber war ihrerseits ebenso aufgebracht gegen das Ministerium, weil dieses durch sein Nachgeben gegen die öffentlichen Wünsche nur neue Anmaßungen der liberalen Partei hervorgerufen und die öffentliche Meinung aufgeregt habe. Um so weniger konnte jetzt das aufgeklärte Ministerium Martignac den fanatischen Umtrieben der Priesterpartei, den Missionen u. s. w. Einhalt thun. Früher hatte das persönliche Ansehen des Grafen de la Ferronnays dem Ministerium eine Stütze bei Hofe gegeben. Allein dieser Staatsmann war kränklich, und mußte schon im Jan. 1829 sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach Nizza begeben. Nun hatte man schon damals den Plan, den Fürsten Polignac, den Liebling des Königs, Botschafter am londoner Hofe, in das Ministerium eintreten zu lassen; allein da die meisten Minister, namentlich Martignac und Portalis, auf diesen Fall ihre Entlassung nehmen wollten, so wurde jener Plan verschoben; endlich wurde, nachdem der Graf de la Ferronnays seine Entlassung genommen hatte, der Herzog von Laval-Montmorency, Pair von Frankreich, Staatsminister und Botschafter am wiener Hofe, am 24. April zum Minister des Auswärtigen ernannt, und als dieser den Antrag ablehnte, wurden

durch die Verordnung vom 14. Mai Graf von Portalis zu diesem Ministerium, und an seine Stelle der bisherige Unterstaatssecretair im Justizministerium, der Deputirte und Staatsrath Bourdeau zum Großsiegelbewahrer und Justizminister ernannt. Letzterer hatte bisher im linken Centrum seinen Sitz gehabt, und war einer der Ersten gewesen, welcher in der Kammer gegen die Jesuiten auftrat. Während dieses Wechsels in den obersten Verwaltungsstellen gewann die Ansicht der Ultras, daß der Thron eines absolut royalistischen Ministeriums und eines entschlossenen Führers bedürfe, bei Karl X. immer mehr Eingang. Niemand bei Hofe dachte jetzt mehr an Nachgiebigkeit gegen die mächtige Volksstimme; des Königs Ausspruch war: Keine Concessionen mehr! So ward Polignac im Aug. 1829 aus London berufen, und Karl verabschiedete ein Ministerium, das sein letzter Vermittler mit einer in ihren Ideen von Verbesserungen bestimmt ausgesprochenen Majorität war. Anfangs sollten der Minister des Innern Martignac und der Finanzminister Roy noch beibehalten werden; als sie aber Beide in dieser Stellung zu bleiben sich weigerten, so erschienen am 8. Aug. 1829 sieben königliche Ordonnanzen, durch welche das Ministerium Polignac (Courvoisier an Bourdeau's, Labourdonnaye an Martignac's, Bourmont an Decaux's, Chabrol de Crousol an Roy's, Montbel an Feutrier's und Rigny [später Baron Hauffez] an Hyde de Neuville's Stelle) an die Spitze der Verwaltung trat. Portalis, Decaux und Hyde de Neuville wurden zu Mitgliedern des königl. geheimen Raths ernannt. Dieß war seit 1814 der 62. und der verhängnißvollste Wechsel der Portefeuilles im Cabinete der Restauration. Nun traten auch unter Mehren Debelleyme aus der Polizeiverwaltung, und die Herren Bertin de Vaux, Alexandre de Laborde, Villemain, Hely d'Oissel, Lepelletier d'Aulnay und Andere aus dem Staatsrathe aus. An Debelleyme's Stelle trat Mangin. Bourdeau sollte erster Präsident des Gerichtshofes von Limoges werden. Feutrier erhielt die Pairswürde, Martignac, Decaux, Hyde de Neuville und St.-Cricq jeder eine Pension von 12.000 Francs. Portalis wurde am 17. Aug. als Präsident des Cassationshofes installirt, und Martignac erhielt aus den Händen des Königs die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion. Debelleyme wurde Präsident des pariser Gerichtshofes erster Instanz. — Von den bisher ministeriellen Journalen gingen das „Journal des débats“ und der „Messager“, dessen Eigenthümer Martignac war, zur Opposition über. Martignac selbst machte eine Reise in das südliche Frankreich, dann begab er sich auf sein Landgut Miramont bei Marmande. Als Karl X. am 2. März 1830 die Kammersitzung eröffnet hatte, nahm Martignac, als Deputirter von Lot und Garonne, seinen Sitz im Centrum der Deputirtenkammer, und man bemerkte, daß er bei der Abstimmung über die Adresse der 221 vom 18. März gegen die Minister gestimmt habe. Auch in die neue, zum 4. Aug. zusammenberufene Kammer war Martignac von dem Departement Lot und Garonne gewählt worden. In dieser bewies er sich als Royalist und ehrte dankbar das Andenken Karl X., von dessen redlicher Gesinnung gegen Frankreich er öffentlich die Versicherung gab. Er that dieß unter Anderm in einer Rede, die ein Meisterwerk der Beredtsamkeit des Herzens war, als er gegen die Motion Briqueville's sprach. Unter den 320 Deputirten, welche am 11. Aug. 1830 den Eid auf die neue Ordnung leisteten, gehörte er nebst Agier, Becquey, Berbis, Berryer, Corcelles, Bourdeau, Decaux und St.-Cricq zu Denen, welche

den Eid nur mit Beisätzen und Restrictionen schwuren. Hyde de Neuville verweigerte die Eidesleistung ganz und zeigte seinen Austritt aus der Kammer an. Martignac aber erklärte: „Es gibt Zeiten und Umstände, in denen die Bahn der Pflicht ebenso schwer zu befolgen als vorzuzeichnen ist; ich habe lang und reiflich über Das nachgedacht, was mir in meiner besondern Stellung obliegt, und hoffe, daß Niemand die Beweggründe, die mich leiten, verkennen wird: Ich schwöre". Bei dem Processe der Exminister wurde er von dem Fürsten von Polignac zu dessen Vertheidiger gewählt. Was er am 18. Dec. 1830 in der Vertheidigungsrede mit tiefer Rührung beredt und gründlich entwickelte (s. Proceß der Exminister Karl X.), war allerdings triftig genug, um den Gedanken an ein Todesurtheil zurückzuweisen; er stützte die Vertheidigung vorzüglich auf den 14. Artikel der Charte. Polignac schickte ihm als Honorar für seine Vertheidigung 100.000 Francs; allein Martignac nahm sie nicht an. Durch so Vieles, was Martignac seit einigen Jahren erfahren und gelitten hatte, war seine Gesundheit erschüttert; er mußte daher wegen Kränklichkeit am 28. Dec. auf längere Zeit aus der Deputirtenkammer sich zurückziehen. Er lebte von einem mäßigen Einkommen, indem er als Minister kein Vermögen erworben hatte. Seine Kränklichkeit nahm zu; er fiel in eine Auszehrung und starb am 3. April 1832, etwas über 50 Jahre alt. Drei Stunden vor seinem Tode hatte er noch an den Großsiegelbewahrer geschrieben, um für seinen Neffen die Führung seines Namens auszuwirken. Er ward am 5. feierlich begraben. An seinem Grabe sprachen der Graf Roy, Salvandy, de Laborde, Mandarour-Vertami und Hyde de Neuville. Der letztere apostrophirte an Martignac's Grabe den König Karl X. mit den Worten: „Uebelberathener, unglücklicher Monarch, du wirst diesem treuen, eifrigen Diener Thränen weihen; er war Einer von Denen, die dich liebten, die nie schmeichelten und dich nie betrogen". — Der Vicomte von Martignac war einer der edelsten Bürger Frankreichs. Sein Nachruhm ist schön und rein; er vereinigte ein glänzendes Talent mit hoher Liebenswürdigkeit. Vor ihm verstummte selbst der Haß der Factionen; Jeder ließ seinem edeln, gewinnenden Charakter, seinem verbindlichen, wohlwollenden Benehmen und der Anmuth seines ganzen Wesens volle Gerechtigkeit widerfahren. Als Minister war sein Ziel die Freiheit, der Frieden und das Glück seines Vaterlandes. Er that, was er konnte, um den Zwiespalt, der schon zwischen Frankreich und dem ältern Zweige der Bourbons eingetreten war, zu heben und eine dauerhafte Versöhnung zu bewirken. Als Redner war er einer der Ersten. Er sprach mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, gut, richtig und schön, ohne Vorbereitung; selbst seine Gegner hörten ihn gern. Als Privatmann gütig und zuvorkommend, besaß er die Liebe Aller, die ihm nahe standen. In seinem spätern, vielbewegten Leben konnte er sich nicht mit Literatur beschäftigen, der er sich früher auch als glücklicher Vaudevilledichter gewidmet hatte. Nach seinem Tode erschien der erste Theil seines „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823" (Paris 1832). Dieser Theil, der ganz vollendet ist, enthält die Geschichte der Revolution bis zum Congreß von Verona. Die Durchsicht der letzten Bogen mußte er auf dem Sterbebette seinem ehemaligen Secretair Emile Barateau übergeben.

Martin (der heilige), der berühmteste dieses Namens, geb. zu Sabaria in Pannonia (jetzt Stain in Niederungarn) um das J. 316 von heidnischen Eltern, besuchte die Katechetenschule zu Pavia. Sein Vater war Kriegstribun und nöthigte auch den Sohn, mit dem 16. J. die Waffen zu ergreifen. Schon früh soll er seinem Vater entflohen seyn und sich in einer christlichen Kirche haben unterrichten lassen. Als Kriegsmann lebte er mit der Strenge eines Mönchs. Er diente unter Konstantius und Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Muster aller Tugend erschien. Unter Anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Legende sagt, daß Christus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt, erschienen sey. Martin ließ sich bald nach dieser Erscheinung taufen, 337, und verlebte mehre Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heil. Hilarius, Bischof von Poitiers, ihn zum Exorcisten aufnahm. Im Begriff seine Eltern zu besuchen, wird er in den Alpengebirgen von 2 Straßenräubern angefallen; schon schwebt die Axt über seinem Haupte, als der andre, von den Blicken seiner Unschuld gerührt, ihn rettet und sich sogar bekehrt. In Pannonien, wohin er zurückreiste, bekehrte er seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Doch wurde er deßhalb aus dem Lande gegeißelt, wobei er die Standhaftigkeit der ersten Märtyrer zeigte. Nun legte er in Mailand, und darnach, da er von dem Bischof Auxentius verfolgt wurde, auf der Insel Gallinaria im ligustischen Meere eine Mönchswohnung an. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religiosen versammelte und viele Wunder verrichtete, z. B. einen seiner Lehrlinge von dem Tode erweckt haben soll. 375 ward ihm gegen seinen Willen das Bisthum von Tours übertragen. Um sich der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das berühmte Kloster von Marmoutiers, wo er 400 sein Leben beschloß. Man hält dieß Kloster für die älteste Abtei Frankreichs. Der heil. Martin ist der Erste, dem, ohne daß er den Martertod gelitten, die latein. Kirche öffentliche Verehrung erwiesen hat. Er machte sich durch seinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Ausrottung des Heidenthums um Frankreich sehr verdient. Die Anekdote, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle, wo er ihn zu seiner Rechten sitzen ließ, ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht; sein Fest, das auf den 11. Nov. fällt, wurde ehemals durch Schmausereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (daher die alten franz. Ausdrücke Martiner und le Mal de Saint-Martin), gefeiert. Die dem heil. Martin beigelegte „Professio fidei de trinitate“ wird für ein untergeschobenes Werk gehalten.

Martin. Unter 5 Päpsten d. N. sind die wichtigsten: Martin I., aus Todi in Toscana, wurde sorgfältig erzogen und 649 zum Oberhaupte der Kirche gewählt. Auf einer Synode von italien. Bischöfen in der Laterankirche zu Rom schloß er die Monotheliten und den Kaiser Heraklius von der kathol. Kirchengemeinschaft aus. Deßwegen ward er gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesstrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen

seiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten preisgegeben und nach dem Chersones verwiesen, wo er 655 starb. Wegen dieser Leiden ward er unter die Heiligen versetzt. Man hat von ihm 18 Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V. (Otto Colonna), wurde 1417, nach Gregors XII. Entsagung und Benedicts XIII. Absetzung, während der konstanzer Kirchenversammlung zum Papst erwählt. Die ganze christl. che Welt frohlockte über seine Erhebung, die er schon durch seine Geburt, noch mehr aber durch seine Gelehrsamkeit, seine Tugend, seine Liebe zur Gerechtigkeit, seine Entfernung vom Eigennutz, seine Eingezogenheit, und besonders durch seine einnehmenden Sitten allerdings verdient hatte. Keiner seiner Vorfahren oder Nachfolger ist je so feierlich geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, Beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. (Vergl. Konstanzer Kirchenversammlung.) Er schloß das konstanzer Concilium 1418 und gab, nachdem er einige Tage vorher die Appellationen von den Beschlüssen des h. Stuhls als des unumschränkten Richters strenge verboten hatte, die Erklärung von sich: „er werde Alles unverletzlich halten und beobachten, was in Glaubenssachen durch das gegenwärtige Concilium conciliemäßig beschlossen und decretirt worden; und was so conciliemäßig und nicht anders noch auf andre Weise geschehen, heiße er gut und bestätige es". Sodann wurden die Hussiten von der Kirche feierlich getrennt. Die Spaltung in der Kirche dauerte indessen fort. Als 1424 Benedict XIII. starb, ward ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, welcher erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte, zur Entschädigung das Erzbisthum Minorca erhaltend. Hierdurch wurde das Schisma in der abendländischen Kirche aufgehoben. Ein zu Pavia zusammenberufenes Concilium verlegte er nach Siena. Um die Kirchenzucht wiederherzustellen schrieb er ein Concilium nach Basel aus, allein er starb 1431, ohne den Anfang desselben zu erleben.

Martin (Louis Claude St.), ein edler franz. Mystiker, stammte aus einem Marquisgeschlechte und war 1743 zu Amboise in Touraine geboren. In einem Alter von 18 J. trat er unters Heer, seine Ruhezeit im Studium alter und neuern Sprachen, den geistreichen religiösen Schriften von Kempis und Sales, sowie der Musik und Natur hinbringend. Um seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Kriegsdienst und unternahm eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, England und Italien, wegen seines liebenswürdigen Charakters überall mit Achtung aufgenommen. 1775 erschien zu Lyon sein berühmtes mystisches Werk: „Des erreurs et de la vérité", welches Claudius verdeutscht (Hamburg 1782) herausgab. 1782 erfreute er seine Geistesverwandten mit dem „Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers" (Edinb. 2 Bde.). Während der Revolution stand er unter den Fahnen der Nationalgarde, ward dann zum Deputirten der ersten Wahlversammlung seines Departements erwählt; aber dem demüthigen und bescheidenen St.-Martin ward bald das damals so unruhige Geschäftsleben so verleidet, daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, frommen Betrachtungen, der Verfassung religiöser Erbauungsschriften und stiller Wohlthätigkeit sich widmend bis an seinen 1803 zu Anfray bei Chatillon erfolgten Tod. St.-Martins mystische Schriften tragen sämmtlich das

Gepräge eines tiefen religiösen Sinnes; sein genialer Geist beleuchtet mit frommem Blicke die schwersten Gegenstände der Naturlehre und Metaphysik; dabei stimmen seine Ansichten mit den wissenschaftlichen Forschungen der neuen Philosophie auf eine wunderbare Art überein. Die Seltenheit eines solchen begeisterten Mannes, in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke, die jedoch von einigen überspannten Ideen nicht frei sind, erwarben ihm eine Menge Verehrer (Martinisten) in Frankreich sowohl als in Deutschland, welches letztere sich von seinen Schriften besonders angezogen fühlte. Von seinen Werken, größtentheils Fragmente, nennen wir noch: „De l'esprit des choses" (1800, 2 Bde.) („Vom Geist und Wesen der Dinge, oder philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseyns, wobei der Mensch überall als die Lösung des Räthsels betrachtet wird", a. d. Franz. von D. C. G. Schubert; Leipz. 1811, 2 Thle.); „Ecce homo; le nouvel homme" (1796); „Ministère de l'homme d'esprit" (1802); „L'homme de désir" (neue Aufl., Metz 1802, 2 Bde.) („Des Menschen Sehnen und Ahnen", übers. von Ad. Wagner, 1813); „Le crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en CII chants" (1800); „De dieu et de la nature etc.". St.-Martin übersetzte auch die „Morgenröthe" des ihm geistig verwandten Jakob Böhme.

Martin (Vincenzo), in Valencia geb., einer der beliebtesten Componisten in der ältern italien. Manier, zeichnete sich schon um 1782 durch Opern und Balletcompositionen aus, welche man auf ital. Theatern aufführte. Hierauf schrieb er in Wien um 1785 seinen von Kennern geschätzten „Burbero". Den meisten Ruf erwarb er sich 1787 daselbst durch seine Oper „Cosa rara" („Lila, oder Schönheit und Tugend"), welche Musik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf ital. und deutschen Theatern noch jetzt gern gehört wird, obgleich Mozart von ihr gesagt haben soll, in 20 J. werde sie nicht mehr gefallen. Sie ward zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung des königl. sächs. Prinzen, jetzigen Königs Anton, aufgeführt. Auch s. „Arbore di Diana" („Baum der Diana"), zuerst 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verschafft. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Capellmeister und Componist bei der russ. Oper angestellt und 1798 zum kaiserl. russ. Hofrath ernannt wurde. Er starb 1816. Außer den genannten Tonstücken haben wir in derselben leichten und gefälligen Manier: „XII canoni per il cembalo"; „XII ariette italiane con accomp. di cemb. etc.", beide in Wien gest.; „Il sogno" (der Traum), eine Cantate für 3 Stimmen, für das Clavier ausgesetzt mit deutschem und ital. Text von Schicht (Lpz. 1793). Aus seiner Oper „Gli sposi in contrasto" ist nur die Ouverture und einige Arien, gest. zu Wien 1794, erschienen. Bekannter ist seine Oper „La capricciosa corretta", gest. bei Simrock 1800.

Martini (Chronol.), im Kalender der 11. November, als der Tag von Martin Bischof; doch wird in evangelischen Ländern auch der 10. Nov., als der Geburtstag von Martin Luther, dafür genommen. An mehren Orten werden an diesem Tage, oder um diese Zeit, Schmausereien gehalten, bei denen vornehmlich eine fette Gans (als Martinsgans) der Hauptbraten ist; auch führen eigne, dabei gewöhnliche Kuchen den Namen Martinskuchen. Desgleichen erhalten zu dieser Zeit in Naturalien oder Geld zu liefernde Abgaben darnach ihre Namen, wie ebenfalls Martinsgans, Martinshuhn, Martinslehn, Martinsschoß u. a.

Martini (Giambattista), ein berühmter Componist und gelehrter Musiker, geb. zu Bologna 1706, trat schon in seiner Jugend in den Franciscanerorden, besuchte mehre Länder von Europa und selbst Asien, widmete sich nach seiner Rückkehr unter dem berühmten Ant. Perti der Musik. Er machte die schnellsten Fortschritte in der Composition, sodaß er schon 1725 zum Capellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod 1784 verwaltete. Seine musikalische Schule, aus welcher eine beträchtliche Anzahl großer Componisten hervorging, war die gelehrteste in Italien. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duetten und Kanons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen „Saggio fondamentale pratico di contrapunto“ und seine „Storia della musica“, 3 Bde., für welche er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geschriebenen Werken gesammelt, wobei Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte.

Martinique, antilische Insel zwischen 14—15°, an 24 QM. groß, ist seit 1635 in den Händen der Franzosen und ihre wichtigste Besitzung in Westindien. Die ganze Insel scheint vulkanischen Ursprungs, ihre Berge sind äußerst steil und wild, ihre Küsten tief eingeschnitten und zerrissen, aber der Boden ist fruchtbar und von vielen Bächen bewässert. Das Klima ist ungesund. Die Produkte sind: Chinarinde, Palmbäume, Färbehölzer, indische Feigen, Roucou, Taback, Aloe, Baumwolle (627 Ct.), Piement Indigo, (100 Ct.), Kakao (1½ Mill. Bäume mit 4495 Ct.), Zucker (in 371 Pflanzungen, mit 30.800 auf denselben arbeitenden Sklaven, 178 Wasser-, 199 Roß-, 20 Wind- und 10 Dampfmühlen, die 580.590 Ct. Rohzucker und 2.699.600 Gallonen Syrup, jede zu 4 Pinten, lieferten), Kaffee (8 Mill. Bäume, mit einer Ernte von 13.700 Ct. Bohnen), Maniok (in vielen Gruben), Yams und Pataten (auf 406 Quadraten), Pisang (3.509.000 Stämme), Cassia, Bananas, Melonen, Ananas, Pfeffer, Orangenbäume ꝛc. Die Zahl der Einwohner beträgt an 100.000, worunter 77.000 Sklaven. St.-Pierre, an der Westküste, obgleich ohne Hafen, ist eine durch Handel blühende Stadt von 30.000 Einw. Der beste Hafen ist Portroyal, wo auch der Gouverneur residirt, aber die Gegend ist ungesund.

Märtyrer (griech.), Zeugen, nennt die christliche Kirche diejenigen ihrer Mitglieder, welche zu Zeiten der Verfolgungen ihren Glauben an Gott und Christus standhaft bekannt und dieß Bekenntniß mit Darangebung aller zeitlichen Güter, sowie des Lebens besiegelt haben. Vorzüglich reich ist das Urchristenthum an solchen Heroen, und die Kirchengeschichte liefert die schönsten Beispiele des Heldenmuthes und der Aufopferung für den Glauben. (Vgl. Acta sanctorum, Beatification, Kanonisation, Heilige, Reliquien und Wallfahrten.) Mit dem großmüthigen Tode für die erkannte Wahrheit der Lehre Christi hat gleichen Werth der stille oder öffentliche Tod für jede Tugend, insofern dieses Opfer in dem freien Willen des Menschen und in der Ehrfurcht für Gott und Gotteswillen gegründet ist. — Martyrologium oder Märtyrerbuch enthält nach den Tagen des Jahrs das Leben, das Leiden und den Tod der Märtyrer. Das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste.

Märzfeld nannte man in den ersten Zeiten der franz. Monarchie die Generalversammlung der Nation, welche der König jährlich berief, um neue Gesetze zu geben, die Klagen der Unterthanen zu vernehmen, die Streitigkeiten der Großen zu schlichten und die Reichstruppen zu besichtigen. Sie wurde im Monate März gehalten, daher ihr Name. Pipin, Vater Karl des Großen, verlegte sie in den Mai, wo sie dann Maifeld hieß. Zwar erschien anfangs auch das Volk auf dem Märzfeld; in der Folge mußten die weiten Reisen ihm wahrscheinlich zu lästig fallen; es blieb aus und verlor dadurch das Recht, Theil an der Nationalversammlung zu nehmen, oder sich bei derselben repräsentiren zu lassen. Aus dieser Volksversammlung entwickelten sich später die Generalstände und Parlamente. In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die franz. Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst Ludwig XVI. und seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste 1790 hier Zubereitungen traf. 1815 hoffte Napoleon durch die Wiedereinführung der Märzfelder die Nation zu gewinnen, indem er auf dem Platze vor dem Volke seine constitutionnellen Gesinnungen mit großem Pompe kund that. Zu der Constitutionsacte Ludwigs XVIII. hatte er in Form der alten Capitularien eine Zusatz-Verfassungsurkunde entworfen und wollte sie hier den Vertretern der Nation, um so seiner Occupation den Schein der Legitimität zu geben, zur Bestätigung vorlegen. Obgleich die Deputirten von 40 Departements nicht erschienen, so rief doch der Waffenherold aus, daß die Nation dem Gesetzbeschlusse zu den Grundconstitutionen des Reichs, welcher vom Erzkanzler an den Stufen des Thrones laut vorgelesen wurde, ihre Zustimmung ertheilt habe. Hierauf beschwor Napoleon die Reichsconstitution und etwa 20.000 Personen schworen denselben Eid. Die Feierlichkeit ward mit einem Te Deum, mit Austheilung von Adlern an die Nationalgarden und andere Truppen beschlossen.

Masaccio (eigentlich Tommaso Guidi), einer der ältesten Meister der florentinischen Malerschule, soll um 1401 zu St.-Giovanni im Val d'Arno geb. und 1443 gestorben seyn. Er führte die Kunst durch sein Genie so weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nicht mehr bloß den Schein des Lebens, sondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. In der Kirche del Carmine zu Florenz sieht man einige vorzügliche Werke von ihm: die Apostel Petrus und Paulus, wie sie zum Gefängnisse verurtheilt werden. Andere ausgezeichnete Gemälde des Masaccio findet man in der Kirche St.-Clemente in Rom, aber in einem übeln Zustande. Baldinucci hat sein Leben genau beschrieben.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello, geb. zu Amalfi 1622, nährte sich als Fischer und Fisch- und Obsthändler zu Neapel, erregte 1647 einen Aufruhr gegen die spanische Regierung, was ihm um so leichter wurde, weil das Volk schon lange über die harten Auflagen heimlich und öffentlich gemurrt hatte. Als nämlich die Einnehmer von einem nach der Stadt gebrachten Korbe Früchte die Abgaben verlangten, warf er sich zur Erde und rief das Volk um Hülfe an. Augenblicklich umringte ihn dasselbe; mit dem Geschrei: „Es lebe der König! weg mit den Abgaben!“ drang es auf das Accisenbureau. Von hier eilte es zum Vicekönig, dem Herzog von Arcos, und forderte von ihm,

daß er Masaniello zu seinem Gehülfen annähme. Der Erzbischof versuchte umsonst, die Ruhe wieder herzustellen, und selbst die Annäherung von Juan d'Austria, natürlichem Sohn Philipps II., mit 22 Galeeren vermochte nicht, den Auflauf zu stillen. Masaniello ließ hierauf 60 der angesehensten Palläste einäschern, viele hinrichten und alle Zeichen des Königthums vernichten. 7 Tage lang dauerte der Aufruhr; nach Verlauf derselben legte Masaniello, auf das Versprechen, daß die Abgaben auf das Obst abgeschafft würden, seine Waffen nieder. Kaum war aber dieß geschehen, so ließ ihm der Vicekönig Gift beibringen, welches ihn rasend machte. In der Wuth erschoß er mehre seiner Freunde; das Volk wurde gegen ihn aufgebracht, begehrte seinen Tod und er wurde den 26. Juli 1647 in einem Carmeliterkloster ermordet. Sein Tod stillte jedoch den Aufruhr in Neapel keineswegs, er dauerte noch lange unter Gennaro Annese, der früher Soldat gewesen war, fort. Masaniello's Leichnam wurde mit den größten Feierlichkeiten zur Erde bestattet. Annese, nachdem er später den Herzog Heinrich II. von Guise, der mit ihm die Herrschaft getheilt hatte, den Spaniern in die Hände geliefert, wurde auf Befehl des Vicekönigs ermordet. S. die „Mém. du comte de Modène sur la rév. de 1647", v. Mielle (3. Aufl., Paris 1828, 2 Bde.); vergl. mit der von Pastoret dem Sohne etwas ausgeschmückten Erzählung: „Le Duc de Guise à Naples" (2. Aufl., Paris 1828).

Maschine, ein Werkzeug, oder eine Vorrichtung, mit welcher eine Bewegung, Kraft oder Zeit sparend, hervorgebracht wird. Man unterscheidet gewöhnlich einfache Maschinen und zusammengesetzte, bei welchen mehre einfache Maschinen zu Erreichung desselben Zweckes verbunden sind, und welche auch Maschinen im engern Sinne genannt werden. Auch unterscheidet man sie nach der verschiedenen Bestimmung und Einrichtung, z. B. Hebungs- und Fortschaffungszeuge, wozu auch die pneumatischen, oder Luftwechselmaschinen gerechnet werden können; ferner Preßzeuge und Rammen, Mühlenwerke, Uhrwerke, wozu auch die Wegemesser gerechnet werden können, Bergbau-, Fabrik-, landwirthschaftliche und physikalische Maschinen. Die bewegende Kraft einer Maschine kann ein Mensch oder ein Thier seyn (Kraft belebter Körper), oder das Wasser, Luft, Dämpfe, das Gewicht eines Körpers, die Elasticität einer Feder (Kraft lebloser Körper). Das Maß dieser Kraft wird aber nicht bloß durch die Größe derselben, sondern auch durch ihre Geschwindigkeit bestimmt, mit welcher sie in einer gewissen Zeit einen gewissen Raum durchläuft, ehe sie die Maschine erreicht und auf dieselbe wirkt. Die Veränderung, welche eine Maschine hervorbringt, heißt ihr Effect, Das was diesem Effect entgegenstrebt, z. B. die Schwere eines fortzubewegenden Körpers, der Zusammenhang der zu trennenden Theile, die Last, wozu auch die Friction der einzelnen Maschinentheile gerechnet werden muß. Die Last heißt auch die widerstehende oder todte Kraft, und im Gegensatz davon heißt die bewegende Kraft die lebendige. Der Effect einer Maschine besteht aber nicht bloß in der Veränderung, welche sie hervorbringt, sondern auch in der Schnelligkeit, mit welcher diese Veränderung hervorgebracht wird. Daraus folgt der Satz: was man beim Effect an Geschwindigkeit gewinnt, geht an der Last ab, und was man an der Last gewinnt (d. h. je größer die Last ist, welche man durch die Maschine überwinden läßt), das verliert man an Geschwindigkeit. Dasselbe findet auch statt bei der bewegenden Kraft; je größer ihre Geschwin-

digkeit ist, desto kleiner kann sie selbst seyn, und je größer sie ist, desto weniger braucht sie Geschwindigkeit zu besitzen. Bei der Wirksamkeit einer Maschine kommt es nicht allein auf ihre Einrichtung, das Verhältniß der einzelnen Theile, sondern auch auf die Materie der einzelnen Theile an, indem durch die Verschiedenheit der Materie die Haltbarkeit der einzelnen Theile und die geringere Friction der Maschine bedingt ist; endlich kommt auch darauf viel an, in welcher Richtung die Kraft wirkt und die Last überwunden werden soll. Die Anwendung der mathematischen, mechanischen und physischen Lehrsätze auf das Maschinenwesen lehrt die Maschinenlehre, wovon man jedoch die technische als Kenntniß der verschiedenen Arten der Maschinen, ihrer Einrichtung, Anwendung und Erhaltung auf bloße Erfahrung gegründet, unterscheidet. Die Theorie des Maschinenwesens macht die praktische Mechanik aus. S. Poppe's „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens" (2. Ausg., Leipz. 1826 fg., 8 Thle. mit Kpf.); K. Th. v. Langsdorf's „System der Maschinenkunde für den Praktiker" (Heidelberg 1827 fg., 2 Bde., 4., mit Kpf.), und des geh. Oberbauraths Rothe „Beiträge zur Maschinenkunde" (Berlin 1807 fg., 4., mit Kpf.)

Maschinen in Fabriken. Durch vieljährige und allgemeine Erfahrungen wird der Satz bestätigt, daß zur Vervollkommnung der Fabriken und Manufakturen nichts so viel beiträgt, als die Erfindung und Anwendung nützlicher Maschinen, durch deren Gebrauch der Fabrikant theils viel an Zeit, theils viel an Arbeitslohn und Kostenaufwand erspart. Man durchgehe die Länder, wo bedeutende Manufakturen und Fabriken sich fixirt und ihre Kunstproducte zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, und forsche mit scharfem Blicke nach den Ursachen ihrer schnellen Vervollkommnung und der sogleich ins Auge fallenden Vorzüge, welche sie gegenwärtig vor andern Manufakturen und Fabriken besitzen; so wird man finden, daß das dabei gebrauchte Maschinenwesen überhaupt, und vorzüglich die Anwendung von Zeit und Kosten ersparenden Maschinen dieselben größtentheils zum gegenwärtigen Flor erhob. Keine unter allen Nationen hat es unstreitig soweit in Fabrikgeheimnissen und Maschinenwerken gebracht, als die britische, und man muß gestehen, daß fast alle ihre Fabrikate und Manufakturate, fast alle ihre Kunstproducte, die sie auf fremdem Markte feil bieten, nahe an das Endlichvollkommene nach jetzigen Begriffen grenzen. Ob der Engländer ohne den Gebrauch der Maschinen diese Vollkommenheit seinen Fabrikaten hätte geben und so großen Vertrieb im Auslande hätten finden können, läßt sich billig bezweifeln. Durch die Einführung der Maschinen (pflegt man sehr dreist gewöhnlich zu behaupten) wird die Anzahl der Dürftigen größer, eine Menge Menschenhände wird außer Thätigkeit gesetzt, die Quellen ihres dürftigen Lebensunterhalts werden verstopft, Tausende seufzen nach dem fehlenden dürftigen Bissen Brots, das Resultat hiervon ist Verzweiflung und dem Staate drohet dringende Gefahr, wenn er den gefährlichen Folgen derselben durch wirksame Maßregeln nicht schleunig vorzubeugen sich bemüht. Diese Gründe können dann nur einigen Schein von Wahrheit für sich haben, wenn sie bloß nur einseitig beurtheilt werden. Wenn durch Anwendung nützlicher Maschinen vielleicht jemals mehre tausend Menschenhände außer Thätigkeit gesetzt wurden, so war wohl niemals dieß mit großem Nachtheile für den Staat verknüpft; gewöhnlich entsprangen hieraus die glücklichsten Folgen, und man behaup-

tet schwerlich zu viel, wenn man in solchen kleinen Fabrikrevolutionen die Grundlage vieler andern Manufakturen und Fabriken findet, die vielleicht außerdem sich noch bis jetzt nicht fixirt haben würden. Durch Einführung nützlicher Maschinen gewinnt folglich der Staat ungemein viel; denn der Feldbau gewinnt durch sie eben in dem Grade, in welchem Manufakturen und Fabriken durch sie gewinnen. Die Hände, welche Manufakturen durch ein wohl eingerichtetes Maschinenwerk ersparen, senden sie dem Feldbaue zu, und hinwiederum diejenigen, welche der Feldbau durch Maschinenwerke erspart, sendet er auf sehr verschiedenen Wegen den Manufakturen und Fabriken zu. Die Ländereien liefern reichlichere Renten, denn der Anbau der für Fabriken und Manufakturen nöthigen Producte wird häufiger betrieben, wodurch dem Vaterlande, welches ehedem dieselben aus dem fernen Auslande zog, große Summen erspart und gewonnen werden. Ebenso heilsam ist der Einfluß solcher Ereignisse auf Manufakturen und Fabriken. Indem sie mehre Menschenhände gewinnen, werden sie in größere Thätigkeit gesetzt, die Grenzen ihres wohlthätigen Wirkungskreises werden erweitert, eine ungleich größere Menge von Kunstproducten wird erzielt, die Vervollkommnung der Fabriken wird befördert, die Concurrenz mit ausländischen Fabriken wird nach und nach errungen, der so schädliche Einfuhrhandel ausländischer Kunstproducte wird unvermerkt in einen wohlthätigen Ausfuhrhandel umgeschaffen, mit jedem Tage eröffnen sich mehre Quellen des Erwerbs und sichtbar wird ein blühender Wohlstand durch alle Volksclassen, Alles stufenweise glückliche Wirkungen einer wirklich allgemein nützlichen Erfindung oder zweckmäßigen Anwendung der Maschinenwerke.

Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle angewendete übermenschliche Wesen, die nach dem Laufe der Natur und der Thätigkeit einer durch die Endlichkeit beschränkten Freiheit nicht erfolgbare Wirkungen hervorbringen. Sie haben in ihr nur relativen Werth, weil es für den Menschen höheres Interesse hat, den Held durch eigne Kraft den Schicksalsknoten lösen und selbst das Verhältniß der Freiheit zur zermalmend auf ihn eindringenden Nothwendigkeit leiten, als vom Einflusse höherer Wesen abhängig zu sehen.

Mascov (Joh. Jak.), ausgezeichneter Publicist und Historiker seiner Zeit, geb. zu Danzig 1699, studirte zu Leipzig, erhielt nach einigen Reisen 1714 das Collegiat des kleinen Fürstencollegiums daselbst, 1718 die juristische Doctorwürde in Halle und wurde 1719 außerordentlicher Professor der Rechte und Rathsherr zu Leipzig. Einige Jahre später bestieg er den Lehrstuhl der Geschichte und wurde ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft; seine Vorlesungen zu hören, zogen viele Jünglinge aus höhern Ständen nach Leipzig. So erlangte er bald einen ausgebreiteten Ruhm, erhielt vom Kurfürsten von Sachsen das Diplom eines Hofraths, wurde von der Stadt Leipzig zum Proconsul erhoben und endlich noch zum Dechant des Stifts Zeitz befördert. Er starb 1761. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Principia juris publici R. G.“ (5. Aufl., 1727—69), welche ihrer Vorzüge wegen lange Zeit auf den meisten Hochschulen als Lehrbuch gebraucht wurden; „Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs“ (Leipzig 1752, 4.); „Einleitung zu der Geschichte des römisch-deutschen Reichs“ (Leipz. 1722—30, 4.); „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie“ (Leipz. 1726—37, 2 Bde., 4., ins engl., franz. und holländ. übersetzt), unvoll-

endet, aber in mehre Sprachen übersetzt. Bisher hatte man nur Reichs- und Kaisergeschichten; aber Mascov war der Erste unter den deutschen Historikern, der eine Geschichte der Nation schrieb; er that allen billigen Forderungen, die man in jenen Zeiten an einen deutschen Geschichtschreiber thun konnte, Genüge; man vermißt weder genaue Erforschung des historisch Wahren, noch Plan und die Kunst der Stellung, noch einen männlichen historischen Styl; nur die Sprache ist noch nicht ganz rein und den Betrachtungen fehlt noch die Tiefe des politischen Blicks. Als Fortsetzung zu dem letzten Werke gehören noch 3 Commentare: „De rebus imp. rom. germ.“ (Leipz. 1748, 49 und 53).

Masern (von Maser, Flecken, Mahl), eine Krankheit, die in einem Fieber besteht, bei welchem am vierten Tage oder gegen denselben kleine rothe Flecken ausschlagen, welche sich aber in kleine Blasen zusammenziehen und gegen den achten Tag wieder abtrocknen, ohne einige Narben zu hinterlassen. Die Masern sind hauptsächlich eine Kinderkrankheit und selbst Kinder im Mutterleibe sind nicht davon verschont. Wenige Menschen entgehen den Masern, doch wahrscheinlich mehre, als den Pocken, wiewohl dieß noch nicht genau berechnet ist. Sie sind ebenso ansteckend, als die Pocken, haben aber ihr eigenes Miasma, das besonders auf das lymphatische System wirkt und dessen Feuchtigkeiten eine sehr merkbare Schärfe mittheilt. Die Ansteckung scheint bei den Masern etwas früher als bei den Pocken zu geschehen. Die Masern machen in gewissen Zeiten und Perioden Epidemieen und breiten sich dann von einer Gegend in die andere aus. Aber sie entstehen auch hier und da an verschiedenen Orten. In beiden Fällen können sie bös- und gutartig seyn. Die Masern sind ein eigener von allen anderen unterschiedener Ausschlag. Es sind kleine rothe Flecken, wie Flöhstiche, die, wenn sie zuerst im Gesichte vorkommen, anfangs etwas über der Haut hervorstehen, auch zuweilen etwas zugespitzt sind, sodaß sie den Pocken ähnlich sehen, allmälig aber mit der Haut ebener und breiter werden. Die charakteristischen Zufälle sind katarrhalischer Art: trockener Husten, dessen Ton etwas Eigenes hat; Nießen und Fließen der Nase, Drucken über und in den Augen, Thränen, Hitze, Brennen, Röthe, Empfindlichkeit, wässericht-gläsernes Aussehen der Augen, doch mehrentheils so, daß die Augen desto weniger leiden, je stärker der Husten ist und je mehr die Nase fließt, und umgekehrt; Schwere des Kopfs, Anschwellen der Augenlider, sodaß die Augen davon mehr oder weniger verschlossen werden; Schläfrigkeit, beengte Brust mit kurzem Athem und öfteren Seufzen, rauher Hals, Trägheit des Körpers und Geistes, mürrische Laune, milchichter trüber Urin, Nasenbluten, Jucken und Brennen in der Haut, beschwerliches Schlingen; weiße feuchte Zähne; Mangel der Eßlust. Hierzu kommen noch nicht selten, und wenn die Krankheit ernsthafter ist, Ekel und Erbrechen auf jeden Genuß, empfindliche Hals-, Rücken-, Magen- und Gliederschmerzen, großer Durst, Durchfall, der nicht selten gallicht, und, in eingeschränkter Maße, heilsam ist, das Brechen stillt u. s. w.; heiße brennende Haut, viele Beklemmung, convulsivischer Husten, starke Schweiße u. s. w. Nach und unter diesen Zufällen erfolgt bald ein Fieber, anfangs mit abwechselndem Froste und allmälig steigender, bleibender Hitze, in welcher gewöhnlich am Ende des dritten Tages, zuweilen unter etwas convulsivischen Bewegungen, Zittern der Hände, aufgelaufenem rothen Gesichte und dann auch an dem übrigen Körper hervortritt. Nach ge-

schehenem Ausbruche lassen doch oft die heftigsten Zufälle, zumal die Beängstigung, das Brechen, etwas nach.

Masiniſſa, König der Massylier in Numidien, der schon im 17. Jahre als Prinz ein bedeutendes Treffen gegen Syphax gewann. Anfangs gegen die Römer, dann aber, von Scipio Africanus geschlagen, auf ihre Seite tretend, richtete er seine Rache gegen Carthago, wo ihm Asdrubal vorher seine Tochter Sophonisbe zur Gemahlin versprochen, aber sie dann dem Syphax gegeben hatte. Zwar besiegt und verdrängt, wurde er doch durch die Hülfe der Römer wieder eingesetzt; mit diesen unterhielt er auch die geheimen Verbindungen, und als er nun Asdrubal's Sohn, Hanno, den Römern in die Hände gespielt hatte, trat er öffentlich zu diesen über, gewann mit Lälius mehre Schlachten, schlug Syphax, und in dessen Hauptstadt einrückend, traf er seine vorige Geliebte, Sophonisbe, die von ihm den Tod flehte, um nur der schimpflichen Gefangenschaft der Römer zu entgehen. Masiniſſa erklärte sie zu seiner Gemahlin; allein mit ihr in das römische Lager zurückgekehrt, verlangte Scipio sie als seine Gefangene, und Masiniſſa — reichte ihr selbst den Giftbecher, um sie den schimpflichen Fesseln zu entreißen. Scipio erkannte das große Opfer, das Masiniſſa gebracht hatte, und feierlich wurde dieser zum Könige erklärt. Er erlangte nachher alle seine Besitzungen wieder, selbst mehre Provinzen der Carthager, und starb endlich kurz nach Ausbruch des dritten punischen Krieges im 90. Jahre (149 v. Chr.) mit dem Ruhme eines aufgeklärten, tapfern Fürsten.

Maske (der Mann mit der eisernen). Unter diesem Namen versteht man einen unbekannten Gefangenen, der 1667 auf eine sehr geheimnißvolle Art auf das Schloß zu Pignerol und von da auf die Insel St.-Marguerite gebracht wurde. Er war ein Mann von mehr als gewöhnlichem Wuchse, seine Haut gebräunt, aber sehr weich und er trug sehr große Sorgfalt, um sie so zu erhalten. Auch spielte er Guitarre, schien eine treffliche Erziehung gehabt zu haben und nahm schon durch den Ton seiner Stimme für sich ein. Wenn er in einer Krankheit eines Arztes nöthig hatte, oder sich auf der Reise von einem Kerker zum andern befand, trug er eine Maske von Sammet, die ihm jedoch die Freiheit zum Essen und Trinken gestattete. Sobald er sich allein befand, hatte er die Erlaubniß, sie abzulegen. In Pignerol blieb er, bis der Commandant dieses Schlosses, St.-Mars, Befehlshaber von den Lerinsinseln wurde und begleitete ihn von dort auch nach der Bastille. Der Zustand des Gefangenen war übrigens so leidlich, als es in einem Gefängnisse möglich ist. Sein Anzug war reich, seine Tafel gut besetzt und immer zeigte das Betragen des Statthalters der Bastille und anderer Personen, die ihn im Auftrage des Königs besuchten, daß er ein Mann von Stande gewesen seyn muß. — Das Geheimniß ist um so schwerer zu lösen, da während der Zeit, worein man, nach Vergleichung aller Umstände, die Verhaftung des Gefangenen setzen muß (1664—79), kein bedeutender Mann in Europa vermißt wurde. Die Behauptungen, der Gefangene sey der Graf v. Vermandois, Ludwigs XIV. Sohn von seiner Geliebten, de la Vallière, oder der Minister Fouquet, oder der Herzog v. Monmouth gewesen, den man vom Tode gerettet und heimlich aufbewahrt habe, der aber doch bis 1685 am engl. Hofe und im Heere war und öffentlich zu London enthauptet wurde, sind theils durch Thatsachen widersprochen, theils abgeschmackt. Die meisten Vertheidiger und unter ihnen

neuerdings Delort in s. „Hist. de l'homme au masque de fer“ (Paris 1825) und D. Nürnberger, der sich auf den 4. Bd. der „Mém. de de Mad. Campan“ (5. Aufl., Paris 1823) bezieht, im „Morgenbl.“, 1825, Nr. 309) bestärkten die Vermuthung, es sey der Graf Mattioli, Minister des Herzog v. Mantua gewesen. Dieser Mattioli ließ sich gegen das Ende 1677, wo er außer Dienst war, mit dem franz. Gesandten zu Venedig, Abbé d'Estrades, in eine Unterhandlung ein, um Ludwig XIV. die Festung Casal zu überliefern. Er soll in der Folge das Geheimniß an Spanien verrathen haben und deßwegen auf Befehl des franz. Hofes durch Catinat 1679 nach Pignerol gebracht worden seyn. Auch Dutens hat 1789 in s. „Correspondence interceptée“ und 1806 in s. „Mémoires d'un voyageur qui se repose“, II, 204 fg. (deutsch Amsterdam 1807, 2 Bde.) diese Ansicht verfochten. Er starb den 19. Nov. 1703 in der Bastille, und um auch im Tode noch jede Entdeckung zu verhindern, wurde sein Körper verstümmelt, seine Sachen verbrannt und die Wohnung neu zugerichtet.

Maske, 1) eine dem Gesicht ähnliche Gesichtsbedeckung von Sammet, Pappe, feiner Leinwand, Wachs u. s. w. Masken wurden schon bei den Alten bei Processionen, Einweihungen in den Orgien (s. d., vgl. Oscilla) und besonders auf dem Theater gebraucht; letztere griech. Erfindung, von den Römern angenommen, verschiedenartig im Trauerspiel, Lustspiel, den Satyrstücken u. s. w. Sie bedeckten den ganzen Kopf, stellten bärtige, jugendliche u. s. w. Personen dar, hatten gewöhnlich sehr großen, des lauten Tons wegen mit Stangen von Metall oder einem andern tönenden Körper versehenen Mund. Den Masken gingen theils die Hefen des Thespis (s. d.), theils das von den frühern Schauspielern getragene, das Gesicht verdeckende Laub voraus. Bei Aeschylus ward diese rohe Maske zu einem farbenreichen, dem Götter- und Heroenbilde nacheifernden Bildniß. Chörilos und dessen Nachfolger erweiterten und vervollkommneten diesen Gedanken, sodaß man dadurch Stände bezeichnen und Leidenschaften ausdrücken und Männer täuschende Weiberrollen spielen konnten. Der Nachtheil der Maske, z. B. Zerstörung des Mienenspiels, ward geschwächt durch die weite Entfernung der Zuschauer, durch Wechsel der Maske während des Stücks; doch Biegsamkeit und Annehmlichkeit der Stimme, und Wohlgefallen der Zuschauer auf dem Gesicht, besonders dem Munde des Acteurs, war gewiß sehr durch sie beeinträchtigt; dagegen war das höchste Gesetz der Griechen, das der Schönheit, dadurch eher zu erfüllen. Auch in neuerer Zeit hat man die Masken der Alten beim Theater (z. B. in Weimar und Berlin), in Nachahmung antiker Masken, jedoch erfolglos, wieder vorzuführen gesucht, sodaß jetzt die Masken nur noch bei der Commedia dell' arte der Italiener gebraucht werden. Wahrscheinlich noch als Frucht der glücklichen Gabe des italienischen Volks, das Lächerliche jeder Art zu erkennen und aufzufassen, besitzt Italien eine ganze Menge solcher komischer, in Namen, Tracht und Charakter sich stets gleichbleibender Personen. Sie stellen theils das Lächerliche gewisser Provinzen und Städte dar. So ist der Pantalone ein gutmüthiger, sich weise dünkender, stets verliebter und daher immer geprellter Kaufmann von Venedig; ein lustiger Philister; der bolognesische Dottore, ein alberner, langweiliger Pedant; der Arlechino (Harlekin, s. d.), ein tölpelhafter, verliebter, naschhafter und schalkischer Bediente; eben Das, nur pfiffiger, ist der Scapino;

Brighella ist ein gemeiner großmäuliger militairischer Spießbürger aus Brescia; Tartaglia, ein lächerlicher, sich in Alles mischender und dabei stammelnder Narr; der Pulcinella (s. d.) endlich, der Liebling der Neapolitaner, ist ein nur etwas modificirter Arlecchino. Außer diesen gibt es noch eine Unzahl weniger bekannter; jede Stadt hat beinahe ihre eigenthümlichen Masken, und jede dieser Masken spricht, zur Verstärkung der komischen Wirkung, in ihrem vaterländischen Dialect. Von dieser echt nationalen Belustigung hatten sich die sogenannten Gebildeten schon längst mit vornehmer Verachtung zurückgezogen, und wurden daher billig gegen das Ende des 18. Jahrh. mit den ziemlich langweiligen bürgerlichen Komödien des Goldoni und Chiari gepeinigt. Der geistvolle Graf Carlo Gozzi, geb. 1718, konnte den Beifall, den jene nüchternen Alltagsstücke fanden, nicht ohne Unwillen mit ansehen und versuchte, um einen recht entschiedenen Gegensatz zu bilden, einige bekannte Kinder- Feenmärchen aufs Theater zu bringen. Er wußte die Masken glücklich darin zu verweben, indem er meistens die Ausführung der komischen Partieen den Schauspielern überließ. S. des Prof. Franc. Valentini "Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Romi" (Berlin 1826, 4., zugleich deutsch, mit 20 color. Kpf.). Außerdem werden Masken besonders auf Maskeraden, auch in Italien und an den Orten, wo jährlich ein Karneval im Gange ist, zu Zeiten des Karnevals (s. d.) im Freien gebraucht, wofür sie in allen Arten und Charakteren zu haben sind; Berlin, Paris, Rouen und Venedig liefern die besten. Sie sind entweder einfarbig (schwarz oder weiß) und dann meist Halbmasken, oder bunt, und dann Halbmasken oder ganze Masken. Neuerdings hat man auch Masken mit beweglicher Unterkiefer und Augen, in denen nur der Stern fehlt. Statt der Masken bedient man sich auch bloß Nasen, wenn es nur darauf ankommt, das Gesicht zu verstellen. In heißen Ländern und auch im Mittelalter in unsern Gegenden tragen und trugen die Frauen auch oft beim Ausgehen Masken, um den Teint zu schonen. 2) (Gesch.), von Stein gehauene oder auch nur von Gyps gegossene Menschenköpfe ohne Hinterhaupt, oder Gesichter, welche an dem Schlußsteine eines Bogens, oder an andern Stellen als Verzierung angebracht werden. Berühmt sind die Masken an dem Zeughause in Berlin, welche Gesichter in der Schlacht sterbender Menschen vorstellen, wegen der Mannigfaltigkeit des leidenschaftlichen Ausdruckes. Der Baumeister und Bildhauer Schlüter hat die Modelle dazu gearbeitet.

Maskerade (Mascarata), der Maskenball, eine Lustbarkeit, wobei alle Personen in gewöhnlichen Kleidern (größtentheils Domino's) und mit einer Maske vor dem Gesicht erscheinen müssen — Mummerei. Sie rühren von den Katholiken her, welche sie zu einer vorläufigen Entschädigung für die großen Fasten erfunden haben, daher sie gewöhnlich nach Weihnachten anfangen und bis Aschermittwoch dauern; übrigens aber auch überhaupt zu einer Art von Winterbelustigung dienen. — Außerdem nennt man auch Maskerade mehre aus mancherlei Taktarten bestehende, oft posierliche Melodien, die zu einer Mummerei gesetzt sind.

Maskeline (Nevil), berühmter englischer Gelehrter und Astronom, geb. 1731 zu London, wurde, nachdem er schon früher sich als geschickter Mathematiker und Astronom gezeigt hatte, nach Barbados geschickt, um Harrissons Marine-Zeitmesser zu prüfen und 1765 zum königl. Astro-

nomen ernannt. Er starb 1811 und hinterließ: „The british mariner's guide", 1768; astronomische und logarithmische Tabellen u. a. m.

Mason (William), ein ausgezeichneter Dichter, geb. 1725 zu Hull in Yorkshire, wo sein Vater Pfarrer war. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter 2 Trauerspiele, in denen er den griech. Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehre Elegien, z. B. „Isis"; „Der englische Garten", ein didaktisches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikanischen Krieges zeigte er sich als warmen Verfechter der Freiheit. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er ihn mit einer Ode und sah in diesem Minister einen vom Himmel Gesandten, um die Wunden des Staats zu heilen und die Parlamentseinrichtungen zu verbessern. Im spätern Alter aber änderten sich seine Grundsätze. Mason's Gedichte empfehlen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz. Im Sonett und in metrischen Grabschriften ist er vorzüglich. Er starb 1797.

Masora, s. Hebräische Literatur.

Massageten, bei den Alten, der Gesammtname der unbekannten nördl. asiatischen Völker, welche auf der Ost- und Südseite des kaspischen Meeres bis an die Grenzen der persischen Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der scythischen und persischen Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (s. d.). Die Alanen waren ein besonderer Stamm derselben.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse, die Menge, der Stoff, Klumpen; dann überhaupt ein Ganzes, z. B. eine Credit-, Concurs-Masse (massa bonorum), bei einem Concurse Das, was noch von dem Gemeinschuldner übrig ist an Grundstücken, Baarschaft, an Effecten, an außenstehenden Schulden ꝛc.; Erbschaftsmasse (massa hereditatis), das sämmtlich hinterlassene Vermögen. In der Handlung eine gewisse Quantität einander ähnlicher Waaren, die gleich auf ein gewisses Gewicht, eine gewisse Zahl gesetzt sind, z. B. bei roher Seide, Perlen, Straußfedern ꝛc. — In Masse sich erheben, aufstehen, wird von einem Volke gesagt, das vereinigt sich wider Bedrückungen aufmacht ꝛc. — In der Malerei heißen Massen die vielen an einem Orte gesammelten Lichter oder Schatten, deren richtige Vertheilung die ganze Schönheit eines Gemäldes ausmacht. Ferner heißt auch Masse die Materie, woraus irgend ein Körper gebildet wird, z. B. bei Schriftgießern Das, was zu den Buchstaben genommen wird. — Dann in ganz engem Sinne ein Teig, z. B. bei Apothekern alles Dickgemischte. — Bei den Bildhauern heißt Masse ein großer Hammer, womit sie auf den Meißel schlagen. — Beim Billardspiele ist Masse der lange Kolbenstock, mit welchem man, wenn man den Ball nicht mit dem Queue erreichen kann, denselben mehr schiebt als stößt.

Masséna (André), Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen und Marschall von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten franz. Feldherren unserer Zeit, geb. 1758 zu Nizza von armen Eltern, nahm Kriegsdienste unter den sardinischen Truppen und wurde Unteroffizier. Beim Eindringen der franz. Truppen in Piemont nahm er französische Dienste, zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten durch Tapferkeit und Einsichten aus und befehligte schon 1793 eine Brigade. 1795 befehligte er den rechten Flügel der italien. Armee und trug zu den Siegen Bonaparte's, der ihm immer die gefährlichsten Posten anvertraute, sehr Vieles bei. Die Schlach-

ten bei Montenotte, Milesimo, Lodi (1796), Arcole und endlich bei Rivoli (1799) waren Zeugen seiner seltenen Tapferkeit. 1799 erhielt er den Oberbefehl über die helvetische Armee; er rückte vor, bis Jourdans Niederlage ihn zum Rückzug zwang; nach erhaltener Verstärkung drang er indessen von Neuem in der Schweiz vor und schlug die Russen unter Korsakoff bei Zürich und war dadurch Ursache, daß Rußland sich von der Coalition gegen Frankreich trennte. Noch im December desselben Jahres übernahm er den Oberbefehl über die italien. Armee und hemmte, obwohl mit geringern Streitkräften, die siegreichen Fortschritte der Oestreicher unter Melas. Da er jedoch endlich von ihnen allenthalben bedrängt wurde, versuchte er Genua den Franzosen zu erhalten, welches die Oestreicher zu Lande und die Engländer zur See alsbald belagerten. Nach der glorreichsten Vertheidigung schrieb er selbst die Bedingungen der Capitulation vor und erhielt die Genehmigung derselben. Nach der Schlacht von Marengo, den 14. Juni 1800, als Bonaparte nach Paris zurückeilte, übernahm er den Oberbefehl und behauptete denselben bis zum Frieden. Masséna ward vom Seinedepart. in den gesetzgebenden Körper gewählt, und 1804 Reichsmarschall. 1805 erhielt er den Oberbefehl in Italien. Er verlor die Schlacht bei Caldiero; als aber der Erzherzog Karl durch das Unglück der deutschen Waffen bei Ulm zum Rückzuge in das Innere Oestreichs gezwungen war, verfolgte Masséna ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Nach dem Frieden zu Presburg nahm Masséna auf Napoleons Befehl das Königreich Neapel für Joseph in Besitz und eroberte Gaeta. Nach der Schlacht bei Eylau, 1807, berief ihn Napoleon nach Polen, um den rechten Flügel des franz. Heeres zu befehligen. Als nach dem Frieden von Tilsit der Krieg in Spanien sich entzündete, betrat Masséna mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli diesen Kriegsschauplatz, von dem er 1809 nach Deutschland abgerufen wurde. Hier kämpfte er in den Schlachten bei Eckmühl, Regensburg, Ebersberg, Eßlingen und Wagram. Bei Eßlingen rettete seine Standhaftigkeit und Ausdauer das franz. Heer vom gänzlichen Untergange und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürsten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs Neue nach Spanien, um Portugal den Engländern zu entreißen. Wellington zog sich vor ihm zurück, um in einer felsenfesten Stellung bei Torres Vedras Lissabon zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. Masséna mußte sich endlich zurückziehen. Napoleon rief jetzt Masséna aus Spanien ab und gab ihm 1812 fg. keinen Heerbefehl. Masséna, der 1814 in Toulon commandirte, erklärte sich für Ludwig XVIII. Er ward Commandeur des St.-Ludwigsordens. Bei Napoleons Landung 1815 war sein Betragen in Toulon mindestens zweideutig. Als der Kaiser wieder eingesetzt war, schwor er zu seiner Fahne und ward Pair und Commandant der pariser Nationalgarde. Als solcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebte er zurückgezogen, und mancherlei Kränkungen, womit die Royalisten ihn überhäuften, beschleunigten seinen Tod. Er starb den 4. April 1817. Napoleon charakterisirt ihn in seinen Briefen als unermüdlich, verwegen, mit richtigem Ueberblick begabt und schnell entschlossen. General Pelet war Masséna's Adjutant.

Massillon (Johann Baptist), Sohn eines Notars, wurde 1663 zu

Hières in der Provence geboren. 1681 trat er in die Congregation des Oratoriums. Die Annehmlichkeiten seines Geistes, seine offene Miene und seine ausgezeichneten Talente erwarben ihm die Herzen Aller, nur nicht seiner Ordensbrüder, die den Beifall, den er überall einerntete, mit neidischen Augen ansahen und daher seine Obern veranlaßten, ihn unter einem nichtigen Vorwande in eine ihre Anstalten in der Diöces von Maut zu schicken. Seine ersten Versuche in der Kanzelberedtsamkeit machte er zu Vienne, und die Leichenrede, die er auf den Erzbischof dieser Stadt, Heinrich von Villars, hielt, erwarb ihm so vielen Beifall, daß seine Obern mehr Achtung für ein Mitglied zu haben anfingen, welches ihnen so nützlich werden konnte. Eine Folge davon war, daß ihn der Pater de la Tour, damaliger General der Congregation, nach Paris berief, um seinen Talenten einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu geben. Hier glänzten damals neben einigen minder vorzüglichen Kanzelrednern Bossuet und Bourdaloue. Massillon bewunderte diese großen Redner; allein er war zu sehr Genie, um sich ganz nach ihnen zu bilden und sich nicht einen eigenen Weg zu bahnen. Er predigte 20 Jahre mit immer gleichem Beifalle vor dem Hofe. Ludwig XIV., der ihn oft hörte, sagte ihm einst die schmeichelhafte Worte: „Mein Vater, wenn ich andere Prediger höre, bin ich sehr zufrieden mit ihnen; so oft ich Sie höre, bin ich unzufrieden mit mir“. Zu dem lebhaften Eindrucke, den seine Reden auf das Herz seiner Zuhörer machten, trug nicht bloß die rührende Einfalt seines Vortrags, sondern auch seine bescheidene Miene, sein ungekünstelt frommer Blick, seine anspruchslose und natürliche Action und die Herzlichkeit seines ganzen Wesens sehr viel bei. 1717 erhielt er von dem Regenten das Bisthum Clermont. Im folgenden Jahre wurde er befehligt, vor dem 9jährigen Könige Ludwig XV. die Fastenpredigten zu halten, und er arbeitete zu dem Ende jene 10 Reden aus, die u. d. N. „Le petit carême“ bekannt sind und für seine Meisterstücke gehalten werden. Sie handeln sämmtlich von der Bestimmung und den Pflichten der Großen, und sind ganz in dem Tone abgefaßt, in welchem allenfalls die ernste Kanzelberedtsamkeit im Stande ist, eine Seite in dem Herzen eines 9jährigen Kindes zu rühren. 1719 wurde Massillon zum Mitgliede der franz. Akademie erwählt. Die Leichenrede auf die Herzogin v. Orleans, 1723, war die letzte Rede, die er zu Paris hielt. Seitdem verließ er seine Diöcese nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Massillon ist einer der größten franz. Kanzelredner; mit dem weisesten Gebrauche der heil. Schrift und der Väter, und mit bündiger Entwickelung der Begriffe und Beweise, vereinigte er Kraft und Anmuth, Würde und Grazie, Ernst und Salbung, einen Reiz der Elocution, einen Zauber der Harmonie, eine Wahl der Worte, die an das Herz sprechen und der Einbildungskraft schmeicheln. Wie ein Meister verstand er sich auf die Kunst, den Verstand zu überzeugen und in den geheimsten Winkel des Herzens zu dringen, hie und da zu erschüttern, noch lieber aber zu trösten und zu rühren. Er starb 1742. 1745—46 erschien eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 14 Bänden in 12. D'Alembert hat in der Sammlung seiner „Eloges“ Massillon ein würdiges Denkmal gesetzt.

Massinger (Philipp), Schauspieldichter, geb. zu Salisbury um 1585, studirte zu Oxford und starb zu London 1639 (nach andern, minder wahrscheinlichen Angaben erst 1669). Unter den früheren drama-

tischen Dichtern Englands behauptete er sowohl im Lustspiele (a new way to pay old debts u. a. m.) als im Trauerspiele eine rühmliche Stelle. Die beste seiner Tragödien führt den Titel: „The unnatural combat“. An Wärme und leidenschaftlichen Schilderungen übertrifft er Ben. Jonson weit und zeigt sich in einigen Stellen selbst als Geistesverwandter Shakespear's. Eine Sammlung seiner Werke besorgte W. Mason in 6 Bdn. zu London 1779.

Mastbaum, ein großer, runder, glatter Baum im Schiff, welcher bestimmt ist, die Segel zu tragen. Große Fahrzeuge haben 4 Masten, den Hauptmast, auch der große oder Mittelmast genannt, in der Mitte des Schiffs, den Fockmast auf dem Vordertheile (Bug); vor ihm noch den über dem Bug hervorragenden Boegspriet (Boog-, Bugspriet), und den Besahnmast auf dem Hintertheile des Schiffs.

Mastix, ein festes Harz, von einer blaßen, gelben oder weißen Farbe, das vorzüglich von der Insel Chios in Tropfen zu uns gebracht wird, wie es in der Gestalt und Größe einer Erbse aus den Bäumen schwitzt. Die ausgesuchte Sorte ist klar, durchscheinend, blaßgelblich, wohlriechend und zerreiblich. Der Mastixbaum (Pistacia Lentiscus) wird wegen seines Harzes häufig auf Chios angepflanzt; die Einwohner müssen 300.000 Pf. jährlich an den Großherrn liefern. Man braucht Mastixharz in der Medicin, zum Räuchern, zu leichten weichen Lackfirnissen über Oelgemälde u. s. w.

Mastricht (Trajectum ad Mosam), vormals unter gemeinschaftlicher Regierung des Bischofs von Lüttich und der Vereinigten Niederlande, jetzt die Hauptstadt der niederländ. Provinz Limburg auf den beiden Seiten der Maas, über welche eine schöne 500 F. lange steinerne Brücke führt, ist ziemlich regelmäßig gebaut mit freundlichen langen Straßen und großen Gebäuden, ansehnlichen Plätzen, darunter der große Marktplatz mit dem Rathhaus und der mit Alleen besetzte Paradeplatz, 7 katholische und 4 reformirte Kirchen, 3000 Häuser und 18.650 Einw., Sitz des Gouverneurs, der Provinzialbehörde und der 5. Militairdivision. Mastricht hat ein Gymnasium und auf dem Rathhaus eine öffentliche Bibliothek; Tuch-, Gewehr-, Seife-, Seesalz-, Leder- u. a. Fabriken; Färberröthe-, Taback- und Cichorienbau; Branntweinbrennereien ꝛc. und beträchtlichen Handel. Mastricht ist eine der stärksten Festungen in den Niederlanden und der Schlüssel zu diesem Königreich von der Maas her; durch Schleusen kann das flache Land und die Stadt unter Wasser gesetzt werden. Bei der Stadt, auf dem St.-Petersberge, steht eine Citadelle und in dem Berge ist ein bewunderungswürdiger, sehr großer Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen großen und dann noch einen andern kleinen Eingang hat, 20.000 Wege enthalten und 12 Stunden im Umfang groß seyn soll, den man auch die mastrichter Höhle nennt. In den Wänden der Höhle findet man viele Muscheln, Madreporen, Knochen und Zähne von Seethieren. Auch hat man darin Krokodilskelette gefunden. Durch große stehengebliebene Säulen wird die Decke des Berges getragen. Der Haupteingang ist über 50 Fuß breit und über 40 Fuß hoch.

Masureck (Masurka, Musik und Tanzkunst), munterer Nationaltanz der Polen im $^3/_4$ Tact, wobei alle Tactglieder gleichen Werth haben, meist mit punktirten Achtelfiguren und sehr gefälligem Rhythmus. Er wird von 4—8 Paaren ausgeführt und gehört unter die gefälligsten und

graciösesten Grotesktänze. Man tritt in ihm wie zu einer Quadrille zu 4, 6, 8 Paaren an; nur müssen die Paare immer gleich seyn. Er wird mit einer Rond eröffnet, und der Vortänzer tanzt dann eine Tour vor, die hierauf jeder Tänzer der Reihe nach nachahmt. Jetzt ist der Masurek auch in Norddeutschland ein sehr beliebter Gesellschaftstanz.

Massenbach (Christian von), geb. 1768 zu Schmalkalden in Kurhessen und auf dem Stammschlosse Massenbach im Würtembergischen erzogen, erhielt seine Bildung zu Ludwigsburg und dann in der Militairakademie zu Stuttgart, ward 1782 würtemb. Gardeofficier und Lehrer bei der Akademie, kam aber bald, weil er sich kriegswissenschaftlich auszeichnete, in den preuß. Generalquartiermeisterstab und gab zugleich dem Prinzen Ludwig von Preußen Unterricht in der Mathematik. Im franz. Revolutionskriege zeigte er Tapferkeit und Talent, machte sich aber durch mehre Entwürfe viele Gegner. 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit diesem Staate; als aber der Krieg entschieden zu seyn schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein und die Deutschen gegen die Franzosen aufzuregen. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war er Generalquartiermeister beim Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Uebergabe bei Prenzlau er auf eine Art beigetragen hat, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Krieges unterbrochen wurde. Seitdem lebte er theils auf einem vom König v. Preußen ihm geschenkten Landgute im Großherzogthum Posen, theils, aber später, in Würtemberg, wo er eins der eifrigsten Mitglieder unter der ständischen Oppositionspartei war. Seine „Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter den Regierungen Friedr. Wilh. II. und Friedr. Wilh. III." (Amsterd. 1808, 3 Bde.) und „Historische Denkwürdigkeiten zur Gesch. des Verfalls des preuß. Staats seit d. J. 1792" (Amsterd. 1809, 2 Bde.) sind wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth. Preußischer Seits warf man ihm vor, daß er die Staatsgesetze verletzt habe, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften für eine Uebertretung der Dienstpflicht erklären. Noch nicht aus dem preuß. Heere entlassen, ward er 1817 in Frankfurt a. M. auf Ansuchen des preuß. Hofes verhaftet, nach Preußen gebracht und zu 14jähr. Festungshaft verurtheilt. Bis 1820 saß er in Küstrin, dann in Glatz, wurde aber 1826 begnadigt, und starb am 20. Nov. 1827 zu Bialokosz bei Pinne im preuß. Polen.

Maß und Gewicht. Maß wird diejenige Größe genannt, nach welcher man die Ausdehnung oder Menge einer unbekannten Größe bestimmt, wozu aber erfordert wird, daß beide, sowohl das Maß als das Auszumessende, von einerlei Art sind. Längen können daher nur durch Längen, Flächen durch Flächen und Körper durch Körper ausgemessen werden. Man hat daher Längenmaß, Flächenmaß und Körpermaß. Das Längenmaß zerfällt in Fußmaß beim Bauwesen, Feldmessen und bei der Artillerie, in Ellenmaß, beim Waarenverkaufe, in Bergwerksmaß, wobei in Deutschland die Einheit Lachter heißt, das in Schuhe, Lachterzolle u. s. w. eingetheilt wird, und in Meilenmaß zu Bestimmung der Entfernungen, wobei 1 geogr. Meile, deren 15 auf einem Meridiangrad gehen, der Maßstab ist. Die Eintheilung des Längenmaßes sind Ruthen, Klaftern, Ellen, Fuße, Zolle, Linien, Punkte und Quarten. Bei der Ver-

gleichung der verschiedenen Fuß- und Ellenmaße legt man den alten pariser Fuß und die alte franz. Linie zum Grunde. Die Einheit des Flächenmaßes heißt in Deutschland Acker, Morgen, Tagewerk, Juchart oder Joch, und wird bei Vergleichungen gewöhnlich nach brandenburger Quadratruthen (zu 10 Fuß) bestimmt. Im franz. Maßsystem ist die Einheit das Are, ein Quadrat, dessen Seite 10 Metres hat (705 brandenb. Ruthen), in England das Aere. Das Körpermaß, besonders bei Holz-, Erd- und Steinmassen üblich, hat Klafter oder Faden zur Einheit und der Inhalt wird nach Kubikfußen berechnet. Das Kubikmaß oder Hohlmaß dient theils zur Messung trockner Waaren (Getreide, Mehl, Salz), wo die Einheit gewöhnlich Scheffel heißt, theils bei flüssigen Gegenständen, wo der Maßstab Kanne, Eimer, Ohm genannt wird. Bei der Vergleichung verschiedener Hohlmaße legt man gewöhnlich franz. Kubikzolle zum Grunde. — Die wichtigsten der verschiedenen Benennungen aller Maße und ihrer Unterabtheilungen sind in besondern Art. erklärt. (Vgl. Decimal- und Duodecimalmaß.) — In dem Sinne, wie das Ausmitteln der Raumgrößen geschieht, läßt sich auch die Zeit, lassen sich Kräfte, Wirkungen, Lasten u. dgl. messen. Dem Zeitmaße liegt der Umlauf der Erde um die Sonne (Jahr) oder der Umschwung der Erde um ihre Axe (Tag) als Einheit zum Grunde; zu genauern Bestimmungen dient die Stunde, Minute, besonders die Secunde. Die Kraft, mit welcher ein Körper auf seine Unterlage nach dem Erdmittelpunkte drückt, nennt man seine Schwere, das Messen der Schwere nennt man wiegen, und die dabei zur Einheit angenommene Kraft das Gewicht. — Von den ältesten Zeiten an hat man sich des Gewichts als eines Maßes zur Bestimmung des Werthes von solchen körperlichen Stoffen bedient, die man nicht nach ihrer Form, sondern als Masse schätzt. Zunächst kommt es hierbei auf Festsetzung eines Normalgewichts an, auf welche dann die übrigen bezogen werden. Solche Normalgewichte sind an sich willkürlich; doch leiteten für Aufstellung derselben wohl immer gewisse nahe liegende Bestimmungen, z. B. die Masse, welche ein kräftiger Mensch ohne übermäßige Anstrengung zu heben oder zu tragen, oder auf flacher Hand oder einem Finger zu halten vermag, oder wovon man noch einen Druck fühlt (hiernach wurden die Unterschiede, wie Centner, Stein, Pfund, Loth, Gran oder in ähnlicher Art, aufgestellt). Um zu Normalgewichten zu dienen, mußten diese Bestimmungen gesetzlich werden. Eine einfache Weise, mit nur wenigen Gewichten andere Massen abzuwiegen, ist die Anfertigung von Gewichten, die in einer geometrischen Progression, wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64 ꝛc., oder wie 1, 3, 9, 27, 81 ꝛc. auf einander folgen. Indem man nämlich diese entweder einzeln nimmt, oder zusammenfügt, oder die kleinern in die Gegenschale legt, kann man nicht nur alle Zwischengewichte von 1 bis zur höchsten Zahl, sondern noch über die höchste Zahl hinaus, im ersten Fall bis zur Verdoppelung derselben weniger 1, im zweiten Fall bis noch zur Hälfte der Zahl darüber, nach Abrechnung von 1, Gewichte enthalten, also vorausgesetzt, daß die 1 ein Pfundgewicht sey, im ersten Fall bis zu 127 Pfund, im zweiten Fall bis zu 121 Pfund damit abwägen. Beim Handelsgewichte, zu welchem das sogen. Fleischer-, Kramer-, Schiffsgewicht gehört, rechnet man nach Pfunden, und wiegt größere Lasten nach Lasten, Centnern, Steinen, geringere Schweren nach Lothen, Quentchen. Beim Gold- und Silbergewicht, wohin das Münzgewicht gehört, ist die kölnische Mark

die gewöhnliche Einheit; beim Juwelengewicht der Karat. Ueber das Apothekergewicht, sowie über die übrigen einzelnen Gewichte, s. man die besondern Art. Das Bedürfniß eines einzigen Maß-, Gewicht- und Münzsystems in einem Staate oder mehren, nach einer festen gesetzlichen Grundbestimmung, hat scharfsinnige Untersuchungen über ein Urmaß veranlaßt. Frankreich schritt durch sein Decimalsystem (s. d.) voran; in einigen andern Staaten, z. B. in Preußen geschehen gute Einrichtungen, aber die Ungleichheit im Ganzen besteht noch wie vor. Inzwischen behalf man sich bei wissenschaftlichen Untersuchungen noch immer mit dem als Einheit angenommenen alten pariser Fuß und der alten pariser Linie und mit dem rheinländischen Fuß ꝛc. S. Vega's „Natürliches Münz-, Maß- und Gewichtssystem" (Wien 1803); „Métrologie constitutionnelle et primitive", von Lesparat (Paris 1801); Wild, „Ueber allgemeines Maß und Gewicht" (Karlsr. 1815). Eine genaue Darstellung der verschiedenen Maße, Gewichte und Münzen enthält Gerhard's „Allgemeiner Comptoirist"; Nelkenbrecher's „Taschenb. der Münz-, Maß- und Gewichtskunde"; Eytelwein's „Vergleich der gegenwärt. und vormal. preuß. Maße und Gewichte, mit Rücksicht auf die vorzüglichen europäischen Maße und Gewichte" (2. Aufl., Berlin 1810); und Lohmann's „Tafeln zur Verwandlung des Längen- und Hohlmaßes, sowie des Gewichts und der Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europens u. s. w." (4. Abth., Lpz. 1821—26, 4.). Vgl. ferner Grosse, „Metrologische Tafeln über die alten Maße, Gewichte und Münzen Roms und Griechenlands ꝛc.", herausgeg. von Kästner (Braunschw. 1792); Kuhn, „Darstellung der Fortpflanzung aller Haupt- und abgeleiteten Maß- und Gewichtsverhältnisse ꝛc." (Lemgo 1804); Ch. Matthiä, „Kurze Uebersicht des röm. und griech. Maß-, Gewichts- und Münzwesens (Frankf. 1809, 4.); Wurm, „De ponderum, numorum, mensurarum rationibus ap. Rom. et Gr." (Stuttg. 1821).

Mäßigkeitsvereine, Verbindungen, deren Zweck ist, den verderblichen Folgen des übermäßigen Branntweingenusses zu steuern, stammen aus den Vereinigten Staaten. Bis vor etwa 12 Jahren waren Branntweine in irgend einer Form ein wesentlicher Bestandtheil der Hauptmahlzeit in allen Theilen des nordamerikanischen Gebiets. Wo die große Mehrheit sich solchen Genüssen ohne Bedenklichkeiten überließ, mußte die Menge ihnen im Uebermaß fröhnen. Trunkenbolde waren gewöhnlich unter beiden Geschlechtern und unter allen Ständen. Die Folgen des Lasters waren Bankrotte, sittliche Verderbtheit, Verarmung. Die Bemühungen, dem auffallend hervortretenden Uebel abzuhelfen, beschränkten sich lange auf den Einfluß Einzelner in einzelnen Fällen. In Massachusetts und Salem ward 1813 ein Verein gestiftet, dessen Zweck seyn sollte, die Fortschritte der Unmäßigkeit zu hemmen, der aus 120 Mitgliedern in verschiedenen Gegenden des Staats bestand. Es ergab sich, daß 1810 in den Vereinigten Staaten 25.499.382 Gallonen Branntwein verschiedener Art waren destillirt worden, wovon 133.823 Gallonen als Ausfuhr abgingen, während 8.000.000 Einfuhr hinzukamen. Der Gesammtbetrag, 33.365.559 Gallonen, war auf die damalige Volksmenge von etwa 7.300.000 vertheilt. Dieß gab im Durchschnitt auf jeden Kopf, Männer und Kinder eingeschlossen, jährlich 4½ Gallone. Bei fortgesetzten Untersuchungen zeigten sich noch weit beunruhigendere Ergebnisse. Man berechnete 1814, daß jährlich nicht weniger als 6000 Menschen

in den Vereinigten Staaten als Opfer der Unmäßigkeit starben, und 1830 stieg nach genauern Berechnungen diese Zahl noch weit höher. In Connecticut und Vermont wurden bald ähnliche Vereine gestiftet. Die Zahl war 1818 schon auf mehr als 40 gestiegen. Um dieselbe Zeit suchten Einzelne durch Schriften oder durch persönlichen Einfluß zu wirken. Der neue Verein zu Boston konnte die Sache kräftiger angreifen. 1829 war die Zahl derselben auf 1000 gestiegen. Es gibt jetzt keinen Staat des Bundes, der nicht einen Verein hätte. Nach dem Berichte von 1829 waren über 700 Trunkenbolde durch den Einfluß der Mäßigkeitsvereine von dem Laster entwöhnt und 50 Branntweinbrennereien geschlossen worden. Ueber 1000 Branntweinbrennereien, wahrscheinlich ein Zehntel der Gesammtheit, waren eingegangen. Aus dem neuesten Bericht für 1833 geht hervor, daß jetzt 4000 Hülfsgesellschaften mit 600.000 Mitgliedern in den Vereinigten Staaten bestehen, 4000 Personen den Handel mit Branntwein aufgegeben haben, und über 3000 Säufer vom Laster zurückgekommen sind. Mehr als eine Million Personen in den Vereinigten Staaten enthalten sich jetzt des Branntweingenusses. Die Mittel, durch welche die Mäßigkeitsvereine diese Ergebnisse hervorgerufen haben, bestanden nicht nur in den Bemühungen Einzelner, durch Schriften und persönlichen Einfluß zu wirken, sondern hauptsächlich in den Bemühungen, die öffentliche Aufmerksamkeit durch Verbreitung von Berichten, durch belehrende Schriften, durch mündliche Vorträge reisender Agenten auf den wichtigen Gegenstand zu lenken. Die Grundlage, auf welcher diese Vereine, wenigstens in früherer Zeit, geschlossen wurden, war eine Verpflichtung von Seiten jedes Mitglieds, sich des Branntweingenusses, außer zu arzneilichem Gebrauche, zu enthalten, und weder Freunde mit Branntwein zu bewirthen, noch abhängigen Angehörigen den Genuß desselben zu gewähren. Die Jahresversammlung zu Neuyork 1829, und die Versammlung zu Boston 1831 faßten Beschlüsse, die den Branntweinhandel eines Christen unwürdig erklärten. — Auch in Irland wurde 1829 zu New-Roß ein Mäßigkeitsverein gestiftet. Schottland folgte bald diesem Beispiele, und 1830 zählte man in Irland und Schottland bereits 14.000 Mitglieder solcher Vereine. In Schweden haben sie bereits wohlthätigen Erfolg gehabt. In London wurde 1831 auch ein solcher Verein gestiftet. Auch die in deutschen Ländern, z. B. in Hessen und Sachsen, gestifteten Vereine folgten, wie die übrigen europäischen, in der Art ihrer Wirksamkeit den amerikanischen Vorbildern. In mehren deutschen Ländern ist als wirksames Mittel, den Branntweinverbrauch zu vermindern, die Entlastung des Biers von unverhältnißmäßigen Abgaben empfohlen und in einigen ausgeführt worden.

Maßstab wird häufig gleichbedeutend mit Maß genommen, insbesondere aber das Werkzeug genannt, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab, die Schmiege u. dgl. Der verjüngte Maßstab dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand mathematisch oder ähnlich verkleinert darstellen will, ist also der eigentliche Maßstab, aber genau verhältnißmäßig verkleinert vorgestellt. Er muß, wenn das Verhältniß der Verkleinerung gegeben ist, jedes Mal besonders nach diesem Verhältnisse construirt werden, und heißt Transversalmaßstab, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dargestellt abgetheilt ist,

daß man mit möglichster Genauigkeit, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe, die Ruthen, Fuße und Zolle darnach bestimmen kann. Die Geometrie gibt solchen Constructionen mannigfache Anleitung; auch findet sich in den mehrsten guten Reißzeugen solche verjüngte oder Transversalmaßstäbe auf den messingenen Linealen eingegraben. Jeder Bau- und andere Riß, auch Plane und Landcharten enthalten ihren verjüngten Maßstab verzeichnet, nach welchem man mit dem Cirkel Größen abnehmen und vergleichen kann. Ausführlich behandelt diesen Gegenstand Mayer in seiner „Praktischen Geometrie". Die Artilleristen bedienen sich eines besonderen Maßstabes, s. Caliber. Der sogenannte Visirstab (s. d.) ist der Maßstab, um den Inhalt der Gefäße auszumitteln.

Matador, in der spanischen Sprache, wörtlich ein Todtschläger. Dieser Name, den man noch in einigen Kartenspielen, als L'Hombre, Tarock, Solo, von den höchsten Trümpfen, und daher scherzweise auch von wichtigen oder reichern Personen braucht, schreibt sich vielleicht von den Matadoros, einer aus 200 Mann bestehenden Schar Freiwilliger, welche die Barcelonier 1714, als sie wider Philipp V. stritten, errichteten, her. Diese Leute gingen beständig stark bewaffnet durch die Straßen, und hatten Befehl, jeden mit der Regierung Unzufriedenen auf der Stelle niederzuhauen; wenn nicht, was wahrscheinlicher ist, beide Benennungen von den spanischen Stiergefechten hergenommen sind, in welchen die Hauptkämpfer, die dem Thiere, wenn es aufs äußerste gebracht ist, den Todesstoß geben, ebenfalls Matadores genannt werden.

Matelot (Tanz), s. Hornpfeife.

Mater, s. Matrize.

Materia medica, Heilmittellehre, s. Medicin.

Materie oder körperlicher Stoff nennen wir Dasjenige, was den Raum ausfüllt, oder was der Verstand den Raum erfüllenden Körpern unterlegt. Da nun aber die Erscheinung nur insofern von uns wahrgenommen wird, als sie auf uns wirkt, so haben wir die Materie als ein im Raume Wirksames zu betrachten, was durch seine Ausdehnung und Bewegung gesetzlich wirkt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leukipp und Demokrit setzten den leeren Raum und Atome an ihre Stelle, und erklärten die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den spätern Zeiten unterschied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geistigen und setzte das Wesen der Materie bloß in die Ausdehnung (extensio). Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind und durch eine unbekannte Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen, woraus folgt, daß er auch den Atomisten gehörte. Die Materie kann erklärt werden 1) mit metaphysischen Verstande a) transscendental, als äußere Erscheinung im Raume, b) physisch und zwar a) phoronomisch, als das Bewegliche in Raume, b) dynamisch, als Das, was den Raum erfüllt,

c) mechanisch, was durch seine Bewegung eine bewegende Kraft auf etwas anderes Bewegliches äußert, d) phänomenologisch, was ein Gegenstand der äußern Erfahrung seyn kann; 2) im logischen Sinne steht Materie der Form entgegen, und bedeutet Das, was bestimmt wird, im Gegensatze der Bestimmung. Materie und Form sind zwei Reflexionsbegriffe, die jeder andern Reflexion, d. i. Ueberlegung, wie verschiedene Vorstellungen in einem Bewußtseyn zusammenkommen, zum Grunde liegen. Z. B. das Urtheil: das Sittengesetz ist verpflichtend. Die Materie desselben, Sittengesetz und verpflichtend, wird bestimmt durch Erklärung. Die Form wird bestimmt 1) der Quantität nach, es ist allgemein verpflichtend; 2) der Qualität nach, es ist positiv, bejahend; 3) der Relation nach, es ist die Caussalität aller freien Handlungen; 4) der Modalität nach, es ist apodiktisch. A. In der theoretischen Philosophie, und zwar a) in der Logik ist Materie der Inhalt der logischen Erkenntniß; a) bei den Begriffen, das Allgemeine, b) bei den Urtheilen, Subject und Prädicat, c) bei den Schlüssen, die Prämissen, d) in der Erkenntniß überhaupt, die Objecte derselben, e) in der Erfahrung, die Wahrnehmungen; b) in der Metaphysik, die Realität: a) in einem Phänomenon, die Realität der Erscheinung, b) in einem Noumenon, das Etwas, die Monas, die übrig bleibt, wenn ich alle sinnliche Bestimmungen wegdenke. B. In der praktischen Philosophie ist die Materie des Begehrungs- oder Verabscheuungsvermögens, das begehrte oder verabscheute Object selbst, die Lust oder Unlust, die dasselbe gewährt. Die Materie eines Gesetzes ist Das, worauf sich ein Gesetz bezieht. Materiell, material, formal. Materiell ist körperlich. Material ist Das, was sich auf den Inhalt einer Erkenntniß bezieht. Formal, was sich auf die Art bezieht, wie ich einen Gegenstand denken soll. Materialer Gebrauch der Vernunft ist der, wodurch ich Gegenstände selbst hervorzubringen suche; formaler Gebrauch, wodurch ich die Gegenstände, welche die Erfahrung gibt, zu erkennen suche, der einzig mögliche Gebrauch der Vernunft. Ein materialer Bestimmungsgrund des Willens ist Lust und Unlust; formaler das Sittengesetz. Materialismus ist überhaupt die Behauptung der Materialität aller Weltwesen, oder die Behauptung, die ganze Welt bestehe aus Körperstoff: 1) kosmologischer, Alles ist in Raum und Zeit; Gott und die Welt ist Eins, die Materie ist ewig; 2) psychologischer, Seele und Körper ist Eins, die Wirkungen, die wir der Seele zuschreiben, sind Wirkungen der Organisation, d. i. einer höhern Potenz körperlicher Kräfte. Der Materialismus soll zweierlei leisten: 1) soll er das Denken als ein Phänomen der Natur erklären, wozu aber keine einzige körperliche Eigenschaft hinreicht; 2) soll er die Einwirkung der Denkkraft auf die materielle Welt erklären, indem er Alles nur auf den äußern Sinn einschränkt, und Alles, was nicht räumlich und körperlich ist, für Hirngespinnst erklärt, eben dadurch aber alle psychologische Persönlichkeit des Ich leugnet, und auch den Vernunftglauben einer endlosen Fortdauer zerstört, oder wenn er ihn ja behauptet, nothwendig inconsequent seyn muß. Es ist eine gefährliche, die reine und über alle Erfahrungsbegriffe erhabene Natur der menschlichen Seele ganz verkennende, und für den Vernunftglauben in praktischer Hinsicht trostlose Behauptung.

Mathematik (mathesis), dem Wortsinne nach, was in sich einleuchtende, offen darliegende Gewißheit hat, nicht erst der Erfahrung zu seiner Beglaubigung bedarf, wohl aber eine Hauptgrundlage aller Erfah

rung ist und in dieser durchaus Bestätigung findet. Wenn wir aber nun in Wahrnehmungen aller Art von dem Erkannten alles Das ausscheiden, was auch anders seyn könnte, mithin den Charakter des Zufälligen hat; so finden wir, daß es bloß Größen und Größenverhältnisse sind, deren wir uns mit einer innern Nothwendigkeit versichert halten dürfen. Man unterscheidet daher diese Art von Erkenntniß (von Größen) und ihren Bezug auf einander, als in sich gesicherte Erkenntniß, als mathematische Wahrheit. Während daher gegen so Manches, was nach der Verstandesansicht einzelner Menschen als eine ausgemachte Wahrheit erscheint, von einem anders gefaßten Standpunkte aus sich noch triftige Zweifel erheben lassen, und in dem Gebiete der Philosophie die Menschen sich selbst über die Principe des menschlichen Wissens nicht vereinen können, unterliegen dagegen die Lehren und Ergebnisse der Mathematik nirgends auch nur der geringsten Anfechtung, und wo sich auch ja noch Anstände finden, so betreffen diese Nebendinge (wie z. B. die Methode des Vortrags), nicht die Lehrsätze selbst, gegen die nur aus Mißverständniß Zweifel erhoben werden können, die dann auf dem Wege, zu dem die Mathematik selbst leitet, immer gehoben werden, sobald nur der Gegenstand klar dargestellt und die Aufmerksamkeit auf ihn fest gehalten wird. In neuerer Zeit ist die Mathematik von der Philosophie als eigene Wissenschaft ausgeschieden worden, und diese Scheidung ist auch insofern begründet, als die Mathematik ein eignes und anhaltendes Studium erfordert, um die Wahrheiten, zu denen sie führt, nach ihrem ganzen Umfange sich zu eigen zu machen; indessen darf nicht übersehen werden, daß Mathematik mit Philosophie eine und dieselbe Wurzel hat, nämlich in der Tiefe des menschlichen Erkenntnißvermögens, und daß eine jede mathematische Wahrheit nur in der Abstraction für sich besteht, im Leben aber immer auf einen anderweitigen Erkenntnißstoff eine unmittelbare Beziehung hat. Es sind daher auch mehre neuere Versuche, die Mathematik, nachdem man so lange sie als eine für sich abgeschlossene Wissenschaft behandelt hat, mit Berücksichtigung des nothwendigen Bezugs, den sie zur Philosophie und Naturlehre hat, wissenschaftlich zu bearbeiten, insbesondere aber sie selbst in das Gebiet der Psychologie zu ziehen, indem man sie aus dem Selbstbewußtseyn ableitet, nicht zu verwerfen, so sehr auch die Mathematiker von Profession gewöhnlich sich gegen die Zulässigkeit einer solchen Combination in den mathemat. Schulen erklären, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß jene Versuche alle noch Vieles zu wünschen übrig lassen. Unstreitig hat Kant hierzu zuerst eine freie Bahn gebrochen, indem er die mathematische Erkenntniß als eine Vernunfterkenntniß aus Construction von Begriffen aufstellt (nicht, wie die philosophische Erkenntniß aus Begriffen), indem den Begriffen die correspondirende Anschauung a priori (in den Sinnesformen des Raums und der Zeit) verliehen ist. Was also mathematisch erkennbar ist, muß sich auf Raum oder auf Zeit beziehen. Beide Grundformen des sinnlichen Erkenntnißvermögens liegen denselben als Größen und zwar als unendliche vor, denen aber der Verstand durch Begrenzungen erst Bestimmungen nach seinen Denkformen (Kategorien) verleiht. Es ist also immer der Verstand bei jeder mathematischen Untersuchung primair thätig, und die Sinnesformen (Raum, Zeit) sind nur das ihm zunächst im Selbstbewußtseyn Verliehene, woran er sein eignes Vermögen bewährt. Der Raum stellt sich ihm als eine verharrliche Ausdehnung (extensiv),

die Zeit aber als ein gleichmäßiger Vorübergang (protensiv) dar. Hiernach unterscheidet er zunächst, indem er die Abschnitte (Grenzen) in diese Formen bringt, extensive und protensive Größen. Da es ihm aber auf Festhaltung der Vorstellungen in Bildung derselben zu Begriffen ankommt, abstrahirt er auch in den gemachten Zeitabschnitten von dem Dahinschwinden der Zeit, betrachtet das Zeitliche bloß in seiner Theilbarkeit und bildet sich dadurch den Begriff von Zahlen, die in dem erhaltenen Charakter der Stetigkeit nun auch auf Räumliches anwendbar sind und überhaupt universelle Beziehung haben. In Anwendung der Zahlen lassen sich nun auch über Größen, die den extensiven (räumlichen) direct entgegengesetzt sind, nämlich intensive (nicht räumliche, aber doch in der Wahrnehmung [nach Graden] auffaßbare), Bestimmungen treffen, die, wie jene, den Charakter des Nothwendigen, nämlich den Charakter der Beharrlichkeit, unter der dahin streichenden Zeit, haben, ebenso Bestimmungen über positive und negative, endliche und unendliche, bleibende und veränderliche Größen. Hierdurch aber wird mathematische Erkenntniß auf Alles anwendbar, was in die Vorstellung aufgenommen wird, ja selbst im geistigen Leben (z. B. auf das Gefühl eines Schmerzes, der zwei- oder drei Mal so empfindlich seyn kann als ein anderer, mit dem er verglichen wird). Nur tritt sie überall in den Hintergrund, wo Empfindung im Sinnenleben, überhaupt von den Sinnen auffaßbares Qualitatives, vorherrschend ist, und macht sie vorwaltend nur da geltend, wo Quantitatives, d. i. Zählbares oder Meßbares, vorliegt. — Man unterscheidet gewöhnlich in Lehrbüchern reine und angewandte Mathematik und befaßt unter jener, als Zahlenlehre, die Arithmetik, und als Meßlehre die Geometrie. Eigentlich ist aber auch hier schon Mathematik keine ganz reine mehr, sondern auf Zahlen (Zeitgebilde) und Figuren oder Formen (Raumgebilde) angewendet. Völlig rein ist die Mathematik nur als bestimmungslose Größenlehre, aus der nämlich selbst erst erhellt, wie nach Zahlen und räumliche Figuren und Formen sich bilden. Diese eigentliche Elementarlehre alles mathematisch Erkennbaren ist aber erst ein Ergebniß des Abstractionsvermögens des Verstandes auf seiner vollen Höhe, zu der er jedoch sich nur erheben kann, wenn er Größen und Größenverhältnisse, wie sie sich in bestimmten, durch Zählen (in Zeitsuccession) erst gewonnenen Vorstellungen von Zahlen und in der Natur angeschauten räumlichen Figuren und Formen darbieten, bereits erfaßt und in Zusammenfügungen dieser Vorstellungen nach einer nothwendigen Bedingung des Erkenntnißvermögens sich bereits geübt und erkräftigt hat. Man begreift daher, da in dem mathematischen Lehrunterrichte mit dem bereits anschaulich Vorliegenden der Anfang gemacht werden muß, auch die gemeine Arithmetik und die gemeine Geometrie mit der gemeinen Trigonometrie, die man wegen ihrer großen Brauchbarkeit als einen eigenen, der Geometrie angefügten Theil ansieht, nebst der reinen abstractiven Größenlehre (diese aber als höhere Mathematik) unter der reinen Mathematik, unter welche letztere, insbesondere nebst der Buchstabenrechnung (als Methodenlehre), die Algebra, die Combinationslehre, die Analysis des Endlichen und Unendlichen, Differenzialrechnung und Integralrechnung, gestellt sind, welches Alles aber in so enger Verbindung mit einander steht, daß Eins ohne das Vorhergehende nicht erfaßt werden kann. Auch kann man in der höhern Mathematik selbst wieder einen reinen und einen auf Gegenstände der niedern Mathematik

angewandten Theil unterschieden. In ihr ist ein unermeßliches Feld zu neuen Forschungen eröffnet, auf dem aber nur ein mit eignen Talenten für diese Art von Verstandesthätigkeit begabter Kopf (mathematisches Genie) sich mit Freiheit und Sicherheit bewegt, dann aber auch darin die hohe Genugthuung findet, auf ihm noch immer neue Wahrheit zu erfinden. Unter angewendeter Mathematik aber werden Wissenschaften begriffen, die eigentlich ihren eigenen Boden theils in der Naturlehre, theils in der menschlichen Betriebsamkeit haben, aber von den Grundsätzen der reinen Mathematik zunächst ihre Bestimmtheit und Sicherheit erlangen. Nach oben Bemerktem hat jede Wissenschaft einen mathematischen Theil, und in jeder ist, scharf genommen, nur so viel Gewißheit, als Mathematik in sie eingeht, so z. B. auch in Allem, was problematisch ist, in Bestimmung des Grades der Probabilität, wodurch selbst die Geschichte mathematischen Bestimmungen unterliegt. Indessen werden doch folgende Wissenschaften, oder auch Theile anderer Wissenschaften aus dem Gebiete der Naturlehre und der Technik, unter angewandter Mathematik befaßt, bei denen Größenbestimmung und Ausmittelung von Größenverhältnissen die Hauptsache ist: a) als physische Wissenschaften: aa) die Mechanik, die selbst so wesentlich auf Mathematik beruht, daß sie fast als ein reiner Theil derselben angesehen werden kann, und, außer diesem ihren reinen Theil, noch, nach Verschiedenheit des Aggregatzustandes der Körper, auch die Statik und eigentliche Mechanik, die Hydrodynamik mit der Hydrostatik und die Aerometrie (Pneumatik) unter sich begreift; bb) die Akustik; cc) die Musik, ihren Tonverhältnissen nach; dd) die Astronomie, mit welcher ee) die mathematische Geographie aufs genaueste verbunden ist, und auf welche auch ff) die Chronologie und gg) die Gnomonik den nächsten Bezug haben; hh) die Optik mit ihren Unterabtheilungen Katoptrik, Dioptrik, Perspective; b) als technische Wissenschaften: aa) die Anwendung der gemeinen Arithmetik auf den mercantilischen Verkehr, auf Rechtsfälle und auf die Politik (z. B. in Bestimmung von Leibrenten, Staatsanleihen ꝛc.); bb) ebenso die Anwendung der gemeinen Geometrie auf Feldmessen, auf Nivelliren, auf Forstbenutzung, auf Markscheidekunst ꝛc.; cc) das Maschinenwesen; dd) die bürgerliche Baukunst; ee) die Wasserbaukunst; ff) die Kriegswissenschaften, insbesondere a) die Artillerie, b) Befestigungskunst, c) Führung des Angriffs und der Vertheidigung einer Festung, d) die Taktik; gg) die Wissenschaften des Seewesens, namentlich a) der Schiffsbau, b) die Regierung des Schiffs, c) Steuermannskunst. — Für das Studium und den Vortrag der Mathematik ist die mathematische Lehrmethode als Grundbedingung aufgestellt. Ihre wesentlichen Erfordernisse sind: Bestimmtheit, Strenge und genaue Stufenfolge, sodaß alles Nachfolgende völlig aus Vorherigem erwiesen wird. Sie geht (synthetisch) von ganz einfachen, keines Beweises bedürfenden Grundsätzen aus und leitet daraus Lehrsätze ab, die, wie sie aufgestellt werden, nicht sogleich einleuchten und also bewiesen werden müssen. Diese mathematischen Beweise sind die Hauptsache, und daher beruht die mathematische Methode durchaus auf Demonstration. Aufgaben, Lehrsätze, Zusätze, Anmerkungen sind Nebendinge, gehören aber theils zu mehrer Anwendung, theils zur Verständigung des Vorgetragenen. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die streng demonstrative Methode, wie sie besonders Chr. Wolf zuerst einführte, der Wissenschaft eine lästige Steifheit gibt und den Blick zu sehr auf das Einzelne fixirt. Das Wesen

der mathematischen Erkenntniß bleibt aber immer die rein intuitive Erfassung des Zusammenhangs der mathematischen Wahrheiten, und diese wird oft von einem, für mathematische Naturkenntniß offenen Sinn unmittelbar auf heuristischem Wege (analytisch) gewonnen, wo dann die Anwendung der demonstrativen Methode nur die Probe ist, an der die intuitiv erfaßte Wahrheit sich bewähren muß. Es ist zu bedauern, daß wir bis jetzt noch kein genügendes, vollständiges Geschichtswerk der Mathematik besitzen; selbst Kästner entspricht den Forderungen keineswegs und Montucla läßt noch Manches wünschen. Die wissenschaftliche Begründung der Mathematik dürfte bei den Indiern und Aegyptern nachzusuchen seyn; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, vorzüglich Pythagoras, Plato, Eudoros dachten viel über die Mathematik und bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sey die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik, was aber daher rührt, daß unter dieser die Alten sich etwas Anderes dachten als wir, die auch nicht recht auffinden können, was es eigentlich gewesen, und daß wir Arithmetik irrig oft mit Zahlenrechnung verwechseln, welche letztere (Logistik) wirklich bei den Alten sehr unbehülflich und beschränkt seyn mochte. Euklides's berühmte Elemente (d. s. Lehren von den Eigenschaften der Größen), Archimedes's scharfsinnige Entdeckungen, Apollonius's von Perga tief eindringende Untersuchungen brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhenpunkt. Seitdem bekam sie mehr Beziehung zur Sternkunde und mehr Verbindung mit der Rechnenkunst. Unter den griech. Mathematikern werden noch besonders Eratosthenes, Konon, Nikomedes, Hipparch, Nikomachos, Ptolemaios, Diophantos, Theon, Proklos, Eutokios, Papos u. A. genannt. Es ist auffallend, daß die Römer wenig Sinn für die Mathematik hegten; die Araber hingegen, die, wie alle ihre wissenschaftlichen Kenntnisse, auch die Mathematik von den Griechen entlehnten, beschäftigten sich viel damit; Algebra und Trigonometrie verdanken ihnen insbesondere zweckmäßige Verbesserungen. Durch die Araber gelangte die Mathematik nach Spanien, wo sich unter Alfons von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien gedeihlichen Boden, und auch in den Klöstern vertiefte sich wohl hier und da ein Mönch in das Studium mathematischer Wissenschaften, ohne sie jedoch weiter zu bringen, was späteren Zeiten vorbehalten war. Im 15. Jahrh. betrieben sie zuerst in Deutschland Joh. von Gmünden, Peurbach und Regiomontan mit Eifer. Das mathematische Studium gewann durch Benutzung der griech. Quellen im 16. Jahrh. eine neue Gestalt und machte rasche Fortschritte, bis gegen Ende des 17. Jahrh. die Analysis unendlicher Größen entdeckt und damit die Bahn zu Forschungen und Methoden bezeichnet wurde, welche die größten Köpfe des classischen Alterthums kaum geahnet haben können. Dieß bestimmte und entschied den eigentlichen Charakter der mathematischen Speculation in neuerer Zeit. Alle gebildete Völker Europas haben Antheil an der Vervollkommnung der wissenschaftlichen Mathematik; die erfolgreichste Thätigkeit und Wirksamkeit ging von den gelehrten Gesellschaften in Paris, London, Berlin, Bologna, St.-Petersburg u. a. aus. Italien war im 16. Jahrh. der Hauptsitz der wissenschaftlichen Mathematik und auch später sehr reich an Gelehrten, welche sich um dieselbe bedeutende Verdienste erwarben. Wir erwähnen unter Andern Tartaglia, Cardanus, de la Porta, Maurolicus, Ferrari im 16. Jahrh.; Galilei, Castelli,

Torricelli, Viviana, J. D. Cassini im 17.; Manfredi, Reiß, Boscowich, Marja Gaetana Agnesi im 18.; und zu unserer Zeit Mascheroni, Venturi, Fontana, Cagnoli, Piazzi u. v. A. In Frankreich hielt sich das durch P. Laramee eifrig geförderte Studium der Mathematik während des 16. Jahrh. innerhalb der Grenzen der Elementargeometrie; Franz Vieta (starb 1603) führte die Buchstabenrechnung ein. Seit dem 17. Jahrh. erfolgten rasche Fortschritte in der mathematischen Speculation. R. Descartes verbreitete und erörterte fremde Entdeckungen und ordnete sie wissenschaftlich ein, wendete Algebra auf höhere Geometrie glücklich an, vereinfachte und benutzte die Grundsätze der Mechanik und trug zur helleren Bestimmung des wahren Gesetzes der Strahlenbrechung nicht wenig bei. P. Gassendi arbeitete nach Galilei'schen Ansichten und förderte den Anbau der Astronomie. Die pariser Akademie der Wissenschaften belebte die eifrige Thätigkeit in der wissenschaftlichen Mathematik. Unter den ausgezeichnetsten Mathematikern Frankreichs sind, außer den erwähnten, im 17. Jahrh.: Pascal, Fermat, Mersenne, Mariotte, l'Hopital. In neueren Zeiten machen mathematische Studien, auch von der Regierung, in Hinsicht auf ihre Wichtigkeit für Kriegswesen, Gewerbfleiß und öffentliche Bauunternehmungen, vorzüglich unterstützt, einen wesentlichen Bestandtheil der gelehrten Thätigkeit und des öffentlichen Unterrichts aus, und viele franz. Mathematiker gelten als Lehrer und Muster in ganz Europa. D'Alembert, Montucla, Bougainville, Lagrange, Monge, Huillier, Legendre, Lacroix, Carnot, die Cassini, Bailly, Prony, Pingre, Lalande, Mechain, Delambre, Laplace u. v. A. Deutsche, schon früh an Wiederherstellung der wissenschaftlichen Mathematik thätig Theil nehmend, haben seit dem 16. Jahrh. zur allgemeineren Verbreitung, gründlichen Bearbeitung und vielseitigen Bereicherung dieser Studien tüchtig und mit unbestreitbar eigenthümlichem Verdienste beigetragen. Zwar wurden die Werke der Ausländer häufig übersetzt, fremde Entdeckungen fleißig benutzt und verarbeitet und, mit steter Rücksicht auf Jugendunterricht, die Ergebnisse der Forschungen in Lehrbüchern zusammengefaßt und methodisch dargestellt; daher selbst die Franzosen nicht so viele und ausgezeichnete Lehrbegriffe, Anfangsgründe, Grundrisse und Handbücher haben. Wir nennen seit dem 16. Jahrh. unter den deutschen Mathematikern mit Ruhm: Münster, Apianus, Hommel, Stichel, Clavius, Prätorius, Kepler, Hevel, die Bernoulli's, T. Mayer, Lambert, Hindenburg, Erfinder der combinatorischen Analysis, Brandes, Flügel, Woltmann, v. Zach, Hauß, Harding u. v. A. Von Niederländern ist besonders für Geometrie, Mechanik und Optik viel geleistet worden. Berühmt sind: Ludolph van Keulen, Snell, Leuwenhoek, Huygens, Hartsoeker u. A. Die Briten traten im 17. Jahrh. in die Reihe der wissenschaftlichen Mathematiker und trugen seitdem durch Forschungen, Entdeckungen, Methoden, wetteifernd mit Deutschen und Franzosen, zur Umstaltung der wissenschaftlichen Mathematik, besonders zur Erweiterung der Astronomie vielfach bei; eigenthümlicher Ruhm wird ihnen in Ansehung der herrlichen Werkzeuge und in freigebiger Unterstützung kostbarer Unternehmungen nicht streitig gemacht. Der gebildetere Theil des Volks hält Mathematik in großen Ehren. Napier, Hariot, Wallis, vorzüglich Newton, Halley, Taylor, Bradlay, Mason u. v. A. Von den andern Nationen ist die polnische mit vollem Rechte stolz auf ihren Nicolaus Kopernicus aus Thorn. Die Dänen rühmen sich ihres Tycho

de Brahe. Andere Dänen und Schweden haben in Mathematik mit großem Erfolge gearbeitet. Was durch die St.-Petersburger Akademie geleistet worden ist, gehört Ausländern an. Durch die vereinten und rastlosen Bemühungen jener Männer sind die meisten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt. Wir dürfen in dieser Hinsicht auf die Leistungen und Werke der hier schon genannten Männer in den besondern biograph. Art., und auf die den einzelnen mathemat. Disciplinen beigefügte Literatur verweisen. Die Zahl der guten mathemat. Lehrbücher wächst noch täglich, ohne jedoch die Vorzüge der frühern allgemein bekannten, durch Neuheit der Ideen, Klarheit und bessere Methode merklich zu übertreffen oder bei gründlichem Studium entbehrlich zu machen. Büsch's „Encyklopädie der mathemat. Wissenschaften" (Hamburg 1795) und dessen „Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens"; Langsdorf's „Einleitung in das Studium der Geometrie, Algebra, Trigonometrie, Diff.- und Integralrechnung und der Dynamik, mit Rücksicht auf Maschinenlehre" (Manheim und Heidelberg 1814), sowie Klügel's „Mathematisches Wörterbuch" (Leipz. 1816, 4 Thle.), und das von A. L. Crelle herausgeg. „Journal für die reine und angewandte Mathematik" (Berl. 1826, 1. Bd., 4.) dürfen außerdem bemerkt werden. S. J. H. M. Poppe's „Gesch. der Mathematik" (Tübingen 1828).

Mathematische Geographie ist die Wissenschaft, welche die Mathematik und Astronomie auf die Erde anwendet und ihre Oberfläche ausmißt. Aus den auf uns gekommenen Schriften ersieht man, daß die Alten schon bedeutende Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht hatten. Die mathematische Geographie beruht auf 2 Principien: auf der Kugelform der Erde und auf der Uebereinstimmung und dem Zusammenfallen eines jeden Punktes am Himmel mit einem ähnlichen auf der Erde. (S. d. Art. Erde, Aequator, Erdachse, Pole, Zenith, Nadir, Wende-, Mittags- und Parallelkreise.)

Mathilde, Markgräfin von Toscana, Tochter Bonifaz III., geb. 1046, vermählte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn Herzog Gottfried des Bärtigen von Lothringen. Aber sie lebten beide fast immer getrennt, denn Mathilde konnte nicht das Klima Italiens verlassen. Nach dem Tode ihres Gemahls, 1076, unterstützte sie mit großem Eifer den Vortheil der Päpste Gregor VII. und Urban II. gegen Kaiser Heinrich IV., ihren Verwandten, schenkte sogar nach ihrem Tode, 1115, ihre Güter dem päpstlichen Stuhle, woraus sich in der Folge die größten Fehden zwischen den Kaisern und Päpsten erhoben und nur dadurch ein Ende erreichten, daß ein Theil dieser Güter an die Päpste abgetreten wurde. Ihren Zeitgenossen fiel indeß dieß genaue Verhältniß mit Gregor VII. sehr auf, obwohl es erwiesen ist, daß bei ihrer Denkungsart und dem Glauben, daß der Papst eine heilige Person sey, diese Vertraulichkeiten in den Grenzen des Anstandes blieben.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel (lat. matricula), jedes förmlich-schriftliche Verzeichniß gewisser zu einem Stande gehöriger Personen; z. B. bei der Universität das Verzeichniß der Studenten, welche als Universitätsbürger eingezeichnet (immatriculirt) worden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, der Getauften ꝛc. Die Reichsmatrikel war ehedem das Verzeichniß aller Stände

deutschen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen ꝛc. (s. Reichsarmee); so auch der Matricular-Anschlag, ein Verzeichniß von Dem, was ein Reichsstand zu den allgemeinen Bedürfnissen beizutragen hatte.

Matrize (matrix), eigentlich bei Schraubenwerken die Mutter, oder das Stück, worin die Spindel auf- und abgeht; bei Schriftgießern die kupferne Form, worin die Buchstaben abgegossen werden; beim Münzwesen der Prägestock; dann auch in manchen Gegenden das bei den Gerichten befindliche Gewicht, Maß oder Elle, welches für die anderen zur Regel dient, wornach sie gemacht werden müssen.

Matthäus, der Evangelist und Apostel, war vor seiner Berufung zu diesem Amte ein Untereinnehmer bei dem römischen Zoll am See Tiberias, und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, welche die Legende von seinen Lebensumständen und Reisen gibt, sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um 60 n. Chr. für palästinensische Christen aus dem Judenthume, zum Erweis der Messiaswürde Jesu, ohne strenge chronologische Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit, geschrieben hat. Daß er ursprünglich hebräisch schrieb, ist durch Untersuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der ersten beiden Capitel in Zweifel setzt, wahrscheinlich geworden.

Mattheson (Johann), königl. großbritannischer Legationsrath, holsteinischer Capellmeister, Kanonicus und Cantor am Dome zu Hamburg, geb. zum Hamburg 1681, einer der unermüdetsten musikalischen Schriftsteller, der aber auch zugleich durch andere gründliche Kenntnisse sich auszeichnete. Im 9. Jahre schon ließ er sich auf der Orgel hören und im 17. verfertigte er seine erste Oper: „Pleyades“, worin er selbst (als erster Sänger beim Theater 1697 angestellt) die Hauptrolle sang. Vom Theater 1705 abgegangen, ward er 1706 Secretair beim engl. Gesandten zu Hamburg, dabei Hofmeister bei dessen Sohne; hierüber verwaltete er noch mehre Organistenstellen und war zugleich Musikdirector am Dom. Eine im 24. Jahre ihm zugestoßene Verstopfung des Gehörs, die nach und nach in völlige Taubheit überging, nöthigte ihn, 1728 seinen Abschied als Musikdirector zu nehmen, und so sich allen Gesellschaften entziehend, konnte er Das leisten, was er wirklich that. Der Entschluß, so viel Werke drucken zu lassen, als er Lebensjahre zählen würde, wurde noch übermäßig erfüllt; denn er hatte bei seinem Tode (1764) statt 83, vielmehr 88 Schriften der Presse übergeben, die Opern, die 24 Oratorien u. a. Cantaten ungerechnet. Seine Werke, unter denen sich „Die große Generalbaßschule“ und „Der vollkommene Capellmeister“ vorzüglich auszeichnen, haben unstreitig über mehre Zweige der Musik viel Licht verbreitet, obgleich sein Styl rauh und derb war, und er dadurch manche heftige Gegner sich zuzog. — Zu der in der St.-Michaeliskirche zu Hamburg zu errichtenden Orgel, welche Hildebrand nach seinem Plane baute und 1768 vollendet wurde, gab er 44.000 Mark.

Matthiä (Friedrich Christian), geb. 1763 zu Göttingen, studirte nach erhaltener Schulbildung auf der Universität daselbst, unter Heyne, die classische Philologie, zugleich aber auch Theologie, orient. Sprachen unter Michaelis, benutzte Schlözer's, Gatterer's, Meiners's, Kästner's, Lichtenberg's Vorlesungen, und erlernte die franz., engl., ital. und spanische Sprache. Nach Vollendung seiner Studien war er von 1787—89

Lehrer der lat. und griech. Sprache am fürstl. Erziehungsinstitute zu Neuwied, kam 1789 als Director und Professor an das Gymnasium zu Grünstadt, 1798 als Professor der alten Sprachen an die Centralschule zu Mainz, trat 1800 daselbst in den Municipalrath, 1801 in das Conseil général du dép. Mont-Tonnère und übernahm seit 1802 zum zweiten Mal das Directorat zu Grünstadt, was er aber 1804 mit einer Professur am Gymnasium zu Frankfurt a. M. vertauschte, wo er 1806 Rector wurde und von der philosophischen Facultät zu Göttingen das Doctordiplom erhielt. 1812 wurde er Oberschul- und Studienrath und starb 1822. Als Schriftsteller hatte er Antheil an dem: „Aristoteles de mirabil. auscult. ed. Beckmann et Heyne“ (Göttingen 1786, 4.). Vorzüglichste Schriften, die er herausgab, sind: Seneca's „Briefe“, 2 Bde. (Frankf. 1808); Aratos „Phaenomena“, Dionysios „Orbis terrarum descriptio, Rufi Festi Avieni metaphr.“ (Frankf. 1817); ferner: „Gregorius aus Cypern, Selbstbiographie, ein Beitrag zur Literatur- und Schulgeschichte des 13. Jahrh., nebst einem der ungedruckten Briefe Gregors, griechisch, aus einer Handschrift herausgegeben“ (Frankf. 1817, 4.), u. m. a.

Matthias Corvinus, König von Ungarn und Herzog von Schlesien, geb. 1448, Sohn des tapfern Johann Hunyades. Nach dessen Tode war er mit seinem ältern Bruder, Wladislaw, in die Hände des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn gekommen, der, nachdem er Jenen wegen des Verdachts einer Verrätherei hatte hinrichten lassen, auch dem Matthias nach dem Leben trachtete. Zum Glück starb aber Wladislaw 1457 plötzlich, und Georg Podiebrad, Statthalter in Böhmen, faßte sogleich den Plan, den jungen, kenntnißreichen und vielversprechenden Matthias mit seiner Tochter Kunigunde zu vermählen, so seine Partei verstärken und selbst die böhmische Krone zu erlangen. Er leitete daher ein, daß Michael Ziloggi von Horogzeg, des Matthias Mutterbruder, mit einem Heere von 40.000 Mann bei dem Wahltag in Pesth erschien, und Matthias trotz dem, daß der Palatin und die Magnaten dem 15jährigen Prinzen abgeneigt waren, durch Drohung des Galgens und Schafots im Januar 1458 zum König erwählen ließ. Georg Podiebrad ließ nun den gefangenen Prinzen, auf Ansuchen einer ungarischen Gesandtschaft, gegen 60.000 Goldgülden los, und Matthias bestieg den Thron, während Georg Podiebrad in Prag sich zum König von Böhmen wählen ließ. Der Anfang von Matthias's Regierung war nicht ruhig; nicht nur empörte sich der Palatin und bot dem Kaiser, sondern auch Johann Giska, und bot dem König von Polen die Krone an. Matthias besiegte aber die Aufrührer, Kaiser Friedrich III. gab jedoch seine Ansprüche auf dieß Reich, die er dadurch unterstützte, daß er die Krone pfandweise in den Händen hatte, nicht auf, sondern bekriegte von 1459 an die Ungarn mit abwechselndem Glück. Der König konnte ihm nicht ernstlich entgegen treten, da er mit den Türken beschäftigt war, diesen die Walachei und einen Theil von Bosnien abnahm und mit ihnen die ernstlichsten Kämpfe stritt. Erst als der Kaiser erfuhr, daß Muhammed auch einen Zug beabsichte, um das abendländische Reich gleich dem morgenländischen zu vernichten, schloß er am 29. Juli 1463 Frieden mit Matthias und gab die ungarische Krone, nebst Oedenburg, gegen 60.000 Goldgülden heraus, wogegen er sich den Titel eines Königs von Ungarn, Dalmatien und Kroatien vorbehielt und, im Fall Matthias ohne Erben

sterben sollte, die Succession von den ungarischen Ständen zugesichert bekam. Matthias ließ sich nun 1464 krönen und setzte den Krieg, mit Venedigs Hülfe, gegen die Türken nachdrücklich fort, sodaß Muhammed Gesandte mit Friedensvorschlägen nach Ungarn schickte, die jedoch Matthias an der Grenze zurückweisen ließ. Unterdessen hatte der Papst den König Georg Podiebrad als Ketzer geächtet und Matthias den Krieg gegen denselben übertragen. Matthias war auch undankbar genug, denselben 1465 gegen seinen Schwiegervater und Wohlthäter zu übernehmen, allein die Stillung von Unruhen in Siebenbürgen und der Moldau hielt ihn vor der Hand hiervon ab. Erst als Georg Podiebrad in Oestreich einfiel und der Papst die Vollziehung des Bannes dem König von Polen auftragen wollte, überschwemmte er 1468 Böhmen und traf am Flusse Teya mit dem Heere seines Schwiegervaters zusammen. Zwar versprach er hier in einer Unterredung mit Georg Frieden, hielt diese Zusage aber ebenso wenig, als eine zweite, die er ihm gänzlich eingeschlossen, gegeben, fiel vielmehr jedes Jahr von Neuem in Böhmen ein, eroberte Mähren, ließ sich 1469 dort mit einer von einem Marienbilde genommenen Krone zum König von Böhmen krönen, nahm seinen Schwager, Victorin, Herzog von Münsterberg, gefangen und setzte den Krieg so lange fort, daß Georg Podiebrad sehr in die Enge getrieben wurde. Schon unterhandelte letzterer wegen des Friedens mit dem Papste und mit Matthias, als Georg 1471 starb. Zwar setzte Matthias den Krieg gegen Böhmen auch nach des Königs Tode noch fort und wollte sich zum König erwählen lassen, allein dieß mißlang durch des apostolischen Legaten Bemühung, und Wladislaw von Polen ward zum König von Böhmen gewählt. Während des böhmischen Kriegs hatte der Kampf mit den Türken immer fortgewährt, und sie hatten Kroatien, Dalmatien u. s. w. mehrmals verheert, waren aber immer von Matthias in ihre Schranken zurückgewiesen worden. 1472 erhoben mehre ungarische Edle die Fahne des Aufruhrs und erwählten Casimir, König von Polen, zum König. Matthias stillte indessen diese Unruhen durch kluge Nachgiebigkeit und schloß 1474 auch mit Polen Frieden. Derselbe bestand aber nicht lange, denn als der Woiwode der Moldau und Walachei sich Matthias freiwillig unterwarf, brach der Krieg von Neuem aus. Dieser Krieg spielte hauptsächlich in Schlesien, aber endlich kam es 1475 zum dreijährigen Stillstand. Dazu nöthigte Matthias hauptsächlich ein ernstlicher Angriff der Türken auf die Walachei. Allein er schlug dieselben zwei Mal. 1476 vermählte sich Matthias mit der Prinzessin Beatrix von Neapel, und diese Prinzessin war es, die am 1. Dec. 1477 einen Frieden mit dem Kaiser vermittelte, der einen kurzen, aber für die Deutschen sehr unglücklichen halbjährigen Krieg, worin die Ungarn ganz Oestreich, ausgenommen Wien und Linz erobert hatten, endigte. Am 6. Dec. 1478 kam endlich auch zu Ollmütz der Frieden mit Polen und Böhmen zu Stande, und Matthias erkannte durch denselben Wladislaw als König von Böhmen an. Matthias wendete sich nun gegen die Türken und schlug sie in Slawonien gänzlich. Bald verwickelte die Unterstützung, die Matthias dem mit dem Kaiser in Streit begriffenen Erzstift Salzburg angedeihen ließ, ihn wieder in Krieg mit dem Kaiser, doch vermittelte der Papst 1481 einen Stillstand mit demselben, den Frieden aber vermochte derselbe nicht zu Stande zu bringen, vielmehr brachen die Feindseligkeiten wieder aus, und die Ungarn eroberten fast sämmtliche feste

Plätze an der steierschen und östreichischen Grenzen. Bei gegen Streifzüge von Seiten Oestreichs gesichert unternahm Matthias einen Zug gegen Servien, da der Tod des Sultans Muhammed ihn von einem gefährlichen Gegner befreit hatte und sein Nachfolger Bajazet sehr mit innern Unruhen beschäftigt war. Derselbe bat um einen fünfjährigen Stillstand und erhielt ihn auch wirklich. Matthias wendete sich nun mit voller Macht gegen den Kaiser, eroberte mehre der wichtigsten Plätze, ja selbst 1485 seine Hauptstadt Wien. Der Kaiser floh nach Linz und setzte von hier aus den Krieg noch einige Jahre fort. Matthias war immer zum Frieden geneigt, verlangte aber stets eine für damalige Zeit hohe Summe, welche ihm in dem ersten Frieden zugesagt worden war. Der Geiz des Kaisers hinderte denselben lange, diesen Vorschlag anzunehmen, endlich nöthigte ihn aber die Noth hierzu, und er war im Begriff, mit Matthias zu unterhandeln, und hatte eine Zusammenkunft in Linz vorgeschlagen, als derselbe 1490 zu Wien am Schlage starb. Er hinterließ das Reich in einem guten Zustand, den Stillstand mit den Türken hatte er um 3 Jahre verlängert, und gegen Oestreich sicherten das Reich die gemachten Eroberungen. Dennoch wählte man seinen Sohn, Johann Corvinus, nicht zum Nachfolger, sondern Wladislaw VII., König von Polen. Matthias war ein Held und zugleich ein großer König. Er gab viele weise Gesetze, unter denen das sogenannte große Decret, das er 1486 auf dem Reichstag zu Ofen gab, das wichtigste ist.

Matthias, Johann von Harlem, s. Wiedertäufer.

Matthisson (Friedrich von), geb. den 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach seines Vaters Tode, ward bis in sein 14. Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen. Er besuchte darauf die Schule zu Kloster-Bergen, studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister einiger jungen Liefländer, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er 2 Jahre bei seinem Freunde v. Bonstetten, im Schoße der herrlichsten Natur, zu Nyon am Genfersee. Aus der Schweiz ging er als Erzieher nach Lyon in ein Handlungshaus, von wo Familienangelegenheiten nach 4 Jahren ihn wieder in die Heimath riefen. 1794 ward er Lector und Reisegefährte der regier. Fürstin von Anhalt-Dessau, und befand sich 1795—96 zu Rom und Neapel, 1799 theils im südl. Tirol, theils im nördl. Italien und 1801 und 1808 in der französ. Schweiz. Nach dem Tode der Fürstin von Anhalt-Dessau trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum geh. Legationsrath, Mitglied der Hoftheateroberintendanz, Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienstordens ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm v. Würtemberg ging er 1819 nach Italien und lebte mehre Monate in Florenz. Der jetzt regier. König von Würtemberg verlieh 1825 ihm das Ritterkreuz der würtemberg. Krone. Er starb den 12. März 1831 zu Wörlitz. Unter den populairen Dichtern Deutschlands steht Matthisson oben an. Reines Gefühl für die Natur, echte, mit einer tiefen Sehnsucht und sanften Wehmuth tingirte Religiosität wehen uns aus allen seinen Dichtungen an, und die edelste Correctheit der Sprache ist ihr Gewand. Er ist als Landschaftsmaler der Poesie noch unübertroffen

und seine Darstellungen haben eine Anmuth und Milde, die man bei jedem andern Dichter in solchem Grade vergeblich sucht. In vielen seiner lieblichen Gedichte ist eine Melodie der Sprache bemerkbar, der wir nirgends sonst begegnen; sie sind so musikalisch, daß der echte Componist nichts weiter zu thun hat, als die schon angedeuteten Noten auf- oder vielmehr abzuschreiben. Als Prosaiker (in seinen „Erinnerungen", Zürich 1810—15, 5 Bde., und in seinen „Briefen") nimmt Matthisson nicht die hohe Stellung ein, die er als Dichter behauptet. Die Marmorglätte seiner Schreibart läßt kalt, und Uebersleiß und Künstlichkeit in den wie mit dem Linial und Zirkel abgemessenen Perioden thun dem Genusse Eintrag, den das Interesse des Stoffs, wenn er mit mehr künstlerischer Einfachheit behandelt worden wäre, zu geben vermocht hätte. Der überall durchscheinende edle Sinn des Verfassers gibt dafür keinen Ersatz. Eine Ausg. letzter Hand von Matthisson's Schriften erschien in 6 Bdn. (Zürich 1825). (Vgl. seine Selbstbiogr. in den „Zeitgenossen", Nr. V, und „Briefe von Bonstetten an Matthisson", herausgeg. v. Füßli, Zürich 1827.)

Maubeuge (der Maler), s. Mabuse.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine Kriegsmaschine der Alten, auch im Mittelalter gebräuchlich, um die Mauern der belagerten Orte einzustoßen. Ein Sturmbock bestand in einem großen, schweren Balken, an dessen Ende ein metallener Widderkopf angebracht war. Dieser Balken hing an Stricken und Ketten in einem Gerüste, sodaß er, wenn er von Menschen nach hinten gezogen wurde, mittelst eigener Schwere von selbst sich vor und gegen die Mauer schwang, und diese durch wiederholte Stöße endlich einwarf.

Maulbeerbaum (morus), 1) schwarzer Maulbeerbaum, ansehnlicher, aus Asien (Persien) stammender, in verschiedenen Gegenden Deutschlands cultivirter Baum, mit herzförmigen, oder fünflappigen, eingeschnittenen, oben rauhen, unten haarigen Blättern, und schwarzrothen, sehr saftigen, wohlschmeckenden, an Gestalt den Himbeeren ähnlichen Früchten (Maulbeeren), welche roh und eingemacht genossen, auch zur Bereitung des Maulbeersaftes und zum Färben des Weins benutzt werden. Die Rinde wurde sonst gegen den Bandwurm angewendet. 2) Weißer Maulbeerbaum, in Syrien, Persien, China, auch im südlichen Europa heimischer, in andern europäischen Ländern cultivirter Baum, mit schief herzförmigen, oder drei- bis fünflappigen, klein gezahnten, hellgrünen, glänzenden, etwas rauhen, hauptsächlich zur Fütterung der Seidenraupe gebrauchten Blättern, weißen oder rothen, eßbaren, wenig geschätzten Früchten. S. Kettembeil's „Anweisung über die Erziehung und Behandlung des weißen Maulbeerbaums, sowie auch über die Erziehung der Seidenraupe" (Nordhausen 1829). Aus der Rinde und den jungen Zweigen des chinesischen Papiermaulbeerbaumes verfertigen die Bewohner der Südseeinseln Zeuch zu Kleidern und bei den Chinesen dienen sie zur Bereitung des Papiers. Das Holz des Färbermaulbeerbaumes (gelbes Brasilienholz) dient sowohl zum Färben als zum Einlegen. Auch kann das Holz der übrigen Gattungen zu Tischler- und Drechslerarbeiten sehr gut gebraucht werden, besonders wird in der Provence und Italien auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaums zu allerhand Gefäßen für Flüssigkeiten benutzt, weil es sich im Wasser sehr dauerhaft zeigt.

Mauleſel, Maulthier. Wenn man Eſel und Pferde ſich mit einander begatten läßt, ſo entſtehen Baſtarde, die beiden ähnlich, ſehr ſtark und dauerhaft und zuweilen (doch ſehr ſelten) auch fruchtbar ſind. Ein Eſelhengſt und eine Pferdeſtute zeugen ein Maulthier; ein Pferdehengſt aber und eine Eſelin den Mauleſel. Dieſer letztere iſt ſeltener, aber größer und ſchöner, als der erſtere. Wegen ihres ſichern Ganges zieht man ſie in den Gebirgsgegenden zum Laſttragen den Pferden vor, auch ſonſt wohl, weil ſie ſich mit geringerm Futter befriedigen laſſen. In Spanien legt man ſich vorzüglich auf die Zucht dieſer Baſtarde, die auch daſelbſt ſo ſchön fallen, daß man das Stück zuweilen mit 300 Thalern bezahlt. Sie werden beſchlagen und angeſchirrt, und ebenſo, wie die ſchönſten Pferde zum Reiten und ſelbſt vor königl. Caroſſen gebraucht. Man führt in dieſes Land viele aus Poitou ein; die Ausführung hingegen iſt bei ſchwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papſte und ſeinen Cardinälen bei feierlichen Aufzügen. Bei uns dienen ſie häufig im Kriege ſtatt der Packpferde. Den oriental. Chagrin bereitet man aus Maulthierhäuten.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geb. zu St.-Malo 1698, zeigte von Jugend auf große Neigung zur Mathematik und zu den Kriegswiſſenſchaften, nahm deßhalb 1718 Militairdienſte, gab ſie aber nach einigen Jahren wieder auf und erhielt 1723 eine Stelle an der Akademie der Wiſſenſchaften. Um ſeine Kenntniſſe zu bereichern, hielt er ſich eine Zeitlang in London und darauf in der Schweiz bei den Gebr. Bernoulli auf und erlangte bald einen ſo großen Ruf, daß Ludwig XV. ihn zur Meſſung eines Grads der Erde auf der nördlichen Hemiſphäre nach Schweden ſandte. Maupertuis ſtand an der Spitze der Unterſuchung und richtete unter den größten Beſchwerden in dem unwirthbaren Lapplande ſeinen Auftrag glücklich aus, welche er in ſeinem Werke: „De la figure de la terre, déterminée par les observat. de MM. de Maupertuis, Clairant, Camus etc. etc.“ (Paris 1738, mit Kpf.) ebenſo unterhaltend als belehrend beſchrieben hat. Nach ſeiner Rückkehr arbeitete er an Verbeſſerung der Schifffahrt und beſtimmte dabei die Parallelaxe des Mondes. 1742 berief ihn König Friedrich II. von Preußen nach Berlin. Er begleitete denſelben beim Ausbruche des Krieges zwiſchen Preußen und Oeſtreich nach Schleſien, fiel bei der Schlacht bei Mollwitz in öſtr. Gefangenſchaft und wurde nach Wien geſchickt, wo ihn der nachmalige Kaiſer Franz I. mit Auszeichnung behandelte. Er begab ſich hierauf nach Frankreich; ſeine Freunde ſchmeichelten ſich, ihn dort zu behalten; dennoch folgte er der neuen Einladung Friedrichs II. nach Berlin und wurde von ihm mit Wohlthaten überſchüttet; aber geboren mit einer unſeligen Geiſtesunruhe, war er unglücklich im Schoße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehre Streitigkeiten, vornehmlich über einen Aufſatz, die Geſetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphyſiſchen Princip der kleinſten Wirkung (princip. min. act.) betreffend, welchen Profeſſor König in Franeker angriff und die Idee dazu Leibnitz beilegte. (Vgl. Gehler's „Wörterbuch“, 6. Bd., S. 796.) Voltaire verlachte beſonders ſein Project, eine Stadt anzulegen, wo lateiniſch geſprochen würde, die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht geſund würden, das Daſeyn Gottes durch eine algebraiſche Formel zu beweiſen, das Gehirn von Rieſen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein

Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. s. w. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn indeß zu öftern Reisen nach Frankreich und auf einer derselben starb er zu Basel 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli. Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, ein sonderbares Aeußere gab. Er war höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Aber dieser Vorzüge ungeachtet führte er seines ungeselligen Charakters wegen ein trauriges Leben. Als Schriftsteller zeigte er sich geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. In seinem Style ahmte er Fontenelle nach. Seine Werke, theils philosoph., theils mathemat. Inhalts, sind zu Lyon 1756 in 4 Bdn. erschienen.

Mauren, die Einwohner von Nordafrika bis in die Nähe der Flüsse Senegal und Joliba, die aus der Vermischung der Berbern und Araber oder ihrer Nachkommen mit der europäischen oder Negerrasse entstehen, von schwarzbrauner Farbe, schönen Augen und Zähnen, starken Knochen und Muskeln, aber meistens mager sind. Vorzüglich nennt man so die Bewohner der Städte, die sich nur durch ihre Ansäßigkeit von nomadisirenden Arabern unterscheiden. Sie sind Mohammedaner, treiben Viehzucht, Handel mit Salz, Gummi ꝛc., Räuberei. Die auf der Ostküste Afrikas wohnenden Mauren sind olivenfarbig; ihre Sprache in einem verderbten Dialekt ist die gangbarste auf der ganzen Küste und ihre Religion der mit Fetischdienst vermischte Mohammedismus. Die Römer nannten einen Theil des westl. Afrika **Mauritanien** und die Einw. **Mauros**. Ihre Kriege mit den Römern sind bekannt. In der Folge kam dieses Land unter die Herrschaft der Vandalen, deren König Genserich (429) ein mächtiges Reich stiftete, das aber (534) durch Belisar zerstört wurde. Die Saracenen (Araber), Mohammed's Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch in diesem Theile von Afrika aus, der durch einen Statthalter des Khalifen von Damaskus regiert wurde. Diese Araber oder Saracenen, welche die spanischen Geschichtschreiber los Moros (Mauros) nannten, weil sie in dem alten Mauritanien wohnten, suchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Als (711) die Araber Spanien eroberten, waren die Mauren in ihrem Heere und bis zum 11. Jahrh. unter ihrer Herrschaft. Dann vertrieben sie die Araber aus ihren alten Besitzungen in Afrika und stifteten hier das Königreich Feß und **Marokko** (s. d.). In **Spanien** (s. d.) aber vereinigten sie sich so fest mit den Arabern, daß sie Ein Volk ausmachten, das man Mauren nannte. Künste und Wissenschaften, besonders Baukunst, Astronomie, Medicin und Philosophie, wurden von den Mauren, zum Theil nach Anleitung der Griechen, mit solchem Erfolge betrieben und ausgebildet, daß viele Wißbegierige aus dem übrigen Europa nach Cordova reisten, um dort Kenntnisse zu erwerben, die man sonst nirgend fand. Durch die Siege der Christen wurde ihre Herrschaft im 13. Jahrh. auf das Königreich Granada beschränkt, das Ferdinand der Katholische (1492) eroberte. Er zwang die Ueberwundenen, sich taufen zu lassen, oder Sklaven zu werden. Sie wählten das Erste, erhielten seitdem den Namen **Moriskos** oder **Marauen**, blieben aber insgeheim dem mohammedanischen Glauben treu. Die Bedrückungen Philipps II. erregten einen Aufstand der Moriskos, nach dessen Dämpfung über 100.000 der-

selben verjagt wurden. Philipp III. vertrieb sie endlich (1610) gänzlich und mit ihnen floh Industrie und Wohlstand aus den Wohnungen der Sieger. Die „Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien“ hat D. Jos. Ant. Conde nach arab. Handschriften dargestellt, und Rutschmann aus dem Span. übersetzt (Karlsr. 1824 fg., 3 Bde.). Die franz. Bearbeit. des span. Originals vom Hrn. von Marlès (Paris 1825, 3 Bde.) ist zu frei.

Maurepas (Jean Frederic Phlipeaux, Graf von), Enkel des Kanzlers Grafen von Pontchartrain, geb. 1701, wurde 1721 Staatssecretair, 1723 Marine- und 1738 Staatsminister. In diesen verschiedenen Aemtern zeigte er Thätigkeit, durchdringenden Verstand und Gewandtheit, obwohl es ihm an tiefer Kenntniß und dem zu wichtigen Geschäften nöthigen Ernste fehlte. Wegen eines Gedichts auf die Pompadour wurde er 1749 nach Bourges verwiesen und benahm sich mit so viel Würde und Anstand bei dieser Gelegenheit, daß selbst Diejenigen, die seinen Charakter genauer durchschaueten, diese Haltung für die Ruhe eines wahren Weisen hielten. Bald darauf erhielt er die Erlaubniß, sich auf seinem Landgute Pontchartrain in der Nähe von Versailles, wohin ihm die öffentliche Meinung nachfolgte, aufzuhalten. Ludwig XVI. übertrug ihm 1774 die Leitung der auswärt. Angelegenheiten, allein er war nicht der Mann, der dieser Stelle gewachsen war; sein Alter verleitete ihn zur Bequemlichkeit und seine große Sorge ging daher dahin, daß die Ruhe seines Lebens nicht gestört würde. Weil das Volk die Zurückberufung der abgesetzten Parlamentsmitglieder wünschte, rief er sie zurück, allein dieser Gerichtshof betrug sich nun mit so großem Uebermuth und Trotz, daß selbst das Ansehen des Königs dadurch gefährdet wurde. Er starb 1781 und ihm folgte Vergennes. Die unter seinem Namen erschienenen Memoiren (3. Ausg., Paris 1792, 4 Bde., 8.) entstanden aus einer Sammlung von Urkunden und Anekdoten in 52 Bänden, welche Maurepas und sein Secretair Salé während seiner Verbannung von 1749 bis 1772 zusammengetragen hatten; sie sind anziehend, aber sehr nachlässig geschrieben. S. auch die „Memoiren“ der Frau v. Campan.

Maurokordatos, eine Fanariotenfamilie, die von Kaufleuten aus Scios abstammt. Einer von derselben, Nicolaus M., ein Arzt, wurde Dragoman. Dieser ausgezeichnete Diplomat benahm sich geschickt, u. a. bei den karlowitzer Friedensverhandlungen 1699, daß die Pforte seinen Sohn, Nic. Maurokordatos, 1716 zum Hospodar der Walachei und Moldau ernannte. Der 1735 zum Hospodar ernannte Konstantin M. schaffte die Sklaverei ab und machte sich durch gute Gesetze und Einrichtungen, besonders durch die Einführung des Maisbaues, um das Land verdient. Sein Nachkomme, der Hatmann Alexander Maurokordatos, vermählt mit der Prinzessin Smaragda Moruß, ein geistreicher Mann, lebte den Wissenschaften und erzog seine Familie zu Therapia, als die griech. Insurrection ausbrach. Er nahm nicht daran Theil, wurde aber verhaftet, seines Vermögens beraubt und nach Angora verwiesen. Seine Gattin und Tochter wurden der Rohheit der Soldaten preisgegeben. Eine seiner Töchter, eine der schönsten Griechinnen, starb vor Verzweiflung. Einer von seinen Söhnen, der Fürst Alexander M., geb. 1787, gehört zu den vorwurfsfreiesten und gebildetsten Hauptführern der griech. Sache, für die er vorzüglich Englands Theilnahme zu gewinnen suchte. Vgl. Griechischer Freiheitskampf, Kapodistrias und Neugriechischer Staat.

Maurus (Rabanus), einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit, geb. 776 zu Mainz, erhielt im Benedictinerkloster zu Fulda den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, trat sodann in den Orden und wurde 801 Diakon. Sein Abt schickte ihn 802 zum Alcuin nach Tours, der ihn in die höhern Wissenschaften einweihte, 804 wurde er Vorsteher der Schule zu Fulda, wo er die gelehrtesten Männer bildete. 804 erhielt er die Priesterwürde und unternahm dann wahrscheinlich eine Wallfahrt nach Palästina, ward 822 Abt zu Fulda, welches Kloster unter seiner Leitung zur höchsten Stufe des Ansehens stieg. Doch 842 dankte er ab und begab sich auf den Petersberg bei Fulda in die Einsamkeit, aus welcher er 847 auf den erzbischöfl. Stuhl zu Mainz berufen wurde. In dieser neuen Würde zeigte er wieder seine alte Thätigkeit und hielt mehre Synoden. Er starb 856. Rabanus war ein Gelehrter von den mannigfachsten Kenntnissen, hochverdient um die Ausbreitung der deutschen Sprache. Seine zahlreichen Schriften betreffen theils die Auslegung der h. Schrift, theils die Kirchenzucht, theils philosophische, mathematische und philologische Gegenstände. Die meisten derselben, nebst seinen geistlichen Gedichten, gab Couvenier (Köln 1627, 6 Bde., Fol.) heraus. Sein lateinisch-deutsches Glossarium über das alte und neue Testament, eins der ältesten Denkmäler unserer Muttersprache, ist noch jetzt für den Literator und Sprachforscher von bedeutender Wichtigkeit, gedruckt u. a. in Schilter's „Thesaurus" und in Eckardt's „Commentariis de reb. Franc."

Maury (Jean Siffrein), geb. 1746 zu Vaureas in der Provence, wählte den geistlichen Stand und wurde durch seine Kenntnisse und Talente bald zu mehren Aemtern befördert. Schon vor der Revolution war er königl. Hofprediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada und Mitglied der franz. Akademie. 1789 war er Deputirter der Geistlichkeit von Peronne in der Versammlung der Notabeln, vertheidigte in derselben die Rechte des Thrones und widersetzte sich der Vereinigung der drei Stände zu einer Nationalversammlung aufs lebhafteste. Da diese dennoch zu Stande kam, verließ er Versailles, wurde zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der constituirenden Versammlung wieder freigelassen und zeigte gleiche Thätigkeit in ihr wie zuvor. Mit Nachdruck vertheidigte er die Rechte der Geistlichkeit und die Unveräußerlichkeit ihrer Güter, entging nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode an der Laterne. „Mes amis", sagte er kaltblütig scherzend den Nächsten, „y verrez-vous plus clair?" Man lachte, und Maury war gerettet. Er blieb seinen Grundsätzen bis zur Auflösung dieser Versammlung 1792 getreu. Unmittelbar darauf verließ er Frankreich, begab sich nach Rom und wurde daselbst von Pius VI. mit großer Freude aufgenommen, der ihn noch in demselben Jahre zur Krönung Franz II. nach Frankfurt sandte, und ihn darauf zum Bischof von Nicäa und 1798 zum Cardinal machte. In dem nachfolgenden Revolutionskriege verließ er Rom nie, zeigte unverholen seine Anhänglichkeit an die Bourbons und erwarb sich durch die Festigkeit seines Charakters auch die Achtung der Feinde. Erst 1804, nachdem Napoleon Kaiser geworden war, dünkte es ihm gut, von der Strenge seiner Grundsätze etwas nachzulassen und die Bourbons aufzugeben; er unterwarf sich dem Kaiser durch einen verbindlichen Brief, assistirte bei der Kaiserkrönung und wurde 1809 Erzbischof von Paris. Von jetzt an schien er der kriechendste Schmeichler zu seyn, und mußte daher nach Napoleons Sturz den erzbischöfl. Pallast in Paris räumen.

Er begab sich nach Rom, wurde kalt empfangen, und weil er ohne Genehmigung des Papstes die bischöfl. Würde angenommen, sogar auf die Engelsburg gesetzt. Nur nach mehren auferlegten Bußübungen wurde er wieder als Cardinal anerkannt und starb den 10. Mai 1817. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Eloge de Fénélon"; „Panégyrique de Saint-Louis"; „Principes de l'éloquence pour la chaire et le barreau"; letzteres ist sein bestes Werk.

Mäusethurm, ein fester, nun durch das Alter großen Theils verfallener Thurm, auf einem Felsen im Rhein, unterhalb Bingen, an dessen Namen sich die bekannte Volkssage knüpft, daß hier der Erzbischof Hatto von Mainz für seine Grausamkeit gegen seine um Brot schreiende arme Leute, die er in einer Scheune verbrennen ließ, gebüßt habe, indem er 790 von den Mäusen gefressen worden. Uebrigens war der Mäusethurm ursprünglich, wie es scheint, eine Warte, wie sich in jener Gegend mehre finden, die die besondere Bestimmung hatten, die Rheinschifffahrt zu beherrschen und die Zölle von den Vorübergehenden einzuziehen, ein Mauththurm. Noch im 30jährigen Kriege bediente man sich seiner als eines festen Punktes.

Mausoleum, s. Artemisia.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jakob), Ingenieur-Oberstlieutenant und Professor in Braunschweig, geb. 1743 zu Leipzig, wo sein Vater franz. Sprachlehrer war, ging mit demselben 1758 nach Braunschweig und nahm Kriegsdienste. 1762 wurde er Conductor bei dem handverischen Ingenieurcorps, nahm aber, nachdem er 1765 Fähndrich geworden, seinen Abschied und studirte zu Leipzig Philosophie und Literatur, wurde darauf Lehrer der franz. und italien. Sprache zu Ihlefeld, 1771 Lehrer der Kriegswissenschaften am Carolinum in Kassel, bald darauf Hauptmann bei den hessischen Cadetten; 1785 Jägermajor und Lehrer der Taktik am Carolinum zu Braunschweig. Hier wurde er Mirabeau's Bewunderer und Freund und ging lebhaft in dessen Plan ein, gemeinschaftlich ein politisch-philosophisches Werk über den preuß. Staat zu schreiben. Er widmete dem Werke, zu welchem Mirabeau in Berlin aus ihm posttäglich Materialien sammelte, alle seine Muße. So entstand das Werk über die preuß. Monarchie, das Mirabeau in Paris unter seinem Namen herausgab. Mauvillon übersetzte es ins Deutsche, wobei er anzeigte, daß Mirabeau die Idee und mancher Beitrag nebst der Einkleidung, ihm aber die Darstellung und Ausführung des Einzelnen gehöre, und ließ später noch einen 3. Theil folgen. Mauvillon starb den 11. Jan. 1794 zu Braunschweig. Er hat viel und in verschiedenen Fächern geschrieben und übersetzt. Wir nennen bloß seine „Briefe über den Werth deutscher Dichter", s. „Physiokrat. Briefe", die „Einleitung in die militair. Wissenschaften"; „Ueber den dreißigjährigen Krieg"; „Ueber den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen"; „Mann und Weib" (gegen Brandes's Werk über die Weiber) und eine Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunschweig; auch übersetzte er Raynal, Turgot und Ariosto.

Maxen, Pfarrdorf im königl. sächs. Kreise Meißen, mit 800 Einw., Stein-, Kalk- und Marmorbrüchen, welche zum Bau der kathol. Kirche in Dresden viel Marmor lieferten. Hier wurde 1759 der preuß. General Fink (s. d.) sammt seinem 12.000 Mann starken Corps von den Oestreichern unter Daun gefangen genommen. Zwei Linden bezeichnen den Schauplatz des blutigen Kampfes.

Maxime ist Das, was das Individuum zum Grundsatze seines Handelns macht, und es kann dieser subjective Grundsatz entweder mit dem objectiven Princip des Guten übereinstimmen, dann reden wir von einer reinen oder sittlichen Maxime, oder rein subjectiv seyn und von den selbstischen Trieben und Zwecken ausgehen. Der Inbegriff der Maximen gehört zur Gesinnung des Menschen.

Maximilian I., einer der edelsten römischen Kaiser deutscher Nation, Sohn und Nachfolger Friedrichs III., geb. 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzogs Karl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Karls V. und Ferdinands I., zeugte. Er wurde 1486 zum römischen König erwählt und bestieg den Kaiserthron 1493. Ritterliche Tapferkeit, Edelsinn und Treue, Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, eine kräftige, durch ritterliche Uebungen trefflich ausgebildete Gestalt, und bei aller Kraft doch Freundlichkeit und Milde in seinem ganzen Wesen — diese Eigenschaften zeichneten ihn als einen vollendeten deutschen Mann aus. Wäre dieser treffliche Kaiser in einer günstigeren Zeit auf den deutschen Thron gekommen, so würde er ohne Zweifel seinen und seines Vaterlandes Ruhm auf einen hohen Gipfel gehoben haben. Allein es war schon die Zeit gekommen, da die ritterlichen Tugenden weniger galten als List und Verschlagenheit; ja selbst das Geld hatte schon eine ungebürliche Herrschaft erlangt. Uebrigens verfolgte Maximilian, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiserwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichst aufrecht zu halten, das Ansehen der Kirche und ihre Freiheit zu schützen und endlich die gesammte Kraft der christlichen Völker gegen den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Und in der That gelang es ihm auch, der Kaiserwürde wiederum mehr Ansehen zu verschaffen als sie seit Jahrhunderten besessen hatte, obwohl die übrigen Bestrebungen mit geringem Erfolge gekrönt wurden. Maximilian hatte zwar durch seine Heirath mit der Herzogin Maria von Burgund die Besitzungen Karls des Kühnen an das Haus Oestreich gebracht, aber bei der geringen Unterstützung, die er von seinem Vater erhielt, konnte er sie gegen Ludwig XI., König v. Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund, sowie Karl VIII. die ihm durch Procuratur 1492 angetraute Anna, Erbin v. Bretagne, 1493 entriß. 1494 vermählte er sich mit Blanca Maria, Schwester von Johann Galeazzo, Herzog v. Mailand, welche ihm eine reiche Mitgift mitbrachte. Die Vertreibung der Türken, welche, 10.000 M. stark, bis Laibach streiften, war seine erste Waffenthat (1493), und es gelang ihm, sie sein ganzes Leben hindurch von seinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß sich die Schweiz nach einem 1498 und 1499 unglücklich geführten Kriege vom deutschen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs v. Frankreich, Macht in Italien einzuschränken, mißlang ebenfalls; denn Ludwig XII. bemächtigte sich Mailands, täuschte den Kaiser durch das nichtige Vorgeben, dessen Enkel Karl mit seiner Tochter Claudia zu vermählen, und ihm so die Aussicht auf den franz. Thron zu verschaffen; er erhielt deßhalb 1501 die Belehnung. Die kurz darauf erfolgten Kriege mit Frankreich erschöpften Deutschland ohne Nutzen. Ebenso nahm er gegen Venedig Antheil an der Ligue von Cambrai, schloß aber 1502 einen Separatfrieden mit dieser Republik, kämpfte sogar für dieselbe und verkaufte ihr Verona für 200.000 Duka-

ten. Zu den wunderlichen Einfällen desselben gehörte auch noch der, Papst werden zu wollen; einige Cardinäle waren schon gewonnen; durch Geld sollten die andern bestochen werden, ihm im Falle des Todes von Papst Julius II. ihre Stimmen zu geben. So wenig auch durch ihn nach Außen gewirkt wurde, so viel wirkte er im Innern für Deutschland, was seit mehr als 300 Jahren eine Beute der größten Unordnung gewesen war. Auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms 1495 machte er durch den ewigen Landfrieden (s. d.) den innern Befehdungen größtentheils ein Ende, und war unerbittlich streng gegen die Uebertreter dieses Gesetzes. Um der Mangelhaftigkeit der deutschen Gesetze abzuhelfen, bestimmte er auf eben diesem Reichstage, daß das römische und kanonische Recht in Deutschland Gültigkeit erhalten sollte, und stiftete das Reichskammergericht zu Speier. Weil er nicht hoffen durfte, die westfälischen Vehmgerichte abzuschaffen, verbesserte er sie wenigstens. Auch die deutsche Kreisverfassung rührt von ihm her; denn 1500 bestimmte er die Grenzen des baierschen, fränkischen, schwäbischen, westfälischen, oberrheinischen und niedersächsischen, und 1512 fügte er noch den östreichischen, burgundischen, kurrheinischen und obersächsischen hinzu. Ferner führte er in Deutschland stehende Truppen u. d. N. Landsknechte ein, legte Posten an, beförderte Künste und Wissenschaften, und dictirte selbst seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein von Ernsteitz, eine Geschichte seiner Thaten in die Feder, die erst in neueren Zeiten zu Grätz entdeckt und dem Drucke übergeben wurde, u. d. T.: „Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaiser Maximilian I., von Marx Treitzsaurwein, auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten“ (Wien 1775). Kaiser Maximilian starb 1519 zu Welf in Oberöstreich.

Maximilian II., Kaiser, Sohn Kaiser Ferdinand I. und Annens, Tochter Königs Ladislaus von Böhmen und Ungarn, geb. zu Wien 1527, wurde 1562 zum römischen König erwählt und folgte 1564 seinem Vater in der Kaiserwürde. Deutschland besaß an ihm einen thätigen, klugen und toleranten Regenten, der durch Bestätigung des Religionsfriedens 1566 offen seine Duldsamkeit aussprach. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ward er mit Soliman II. in Krieg verwickelt; die wichtige Grenzveste Szigeth und ihr braver Befehlshaber Zriny fiel den Türken in die Hände; er endigte heldenmüthig sein Leben. Soliman's Tod machte jedoch dem Krieg 1567 ein Ende. Nach den Bedingungen des Friedens blieb Johann Sigismund erblicher Fürst von Siebenbürgen und hatte 1571 Stephan Bathori zum Nachfolger. Als nach dem Tode Sigismund II. von Polen dieser Thron erledigt war (1569), erwartete er den Antrag von Seiten der Polen, weil seine Rechte auf denselben offenbar waren; diese erwarteten dagegen einen Antrag von ihm und wählten, da dieses nicht geschah, den Herzog Heinrich von Anjou, nachmaligen König Heinrich III. von Frankreich. Er starb 1576, nachdem kurz zuvor der Großherr Selim ihm den Krieg angekündigt hatte. Er hinterließ von Marien von Oestreich, Tochter Karls V., 7 Söhne und 2 Töchter. Die ersteren waren, außer Rudolf, der ihm als Kaiser folgte, die Erzherzoge Ernst, Ferdinand, Mathias, Maximilian, Albert und Wenzel. Die Erzherzogin Anna vermählte sich mit Philipp II. und die jüngere Elisabeth mit König Karl IX. von Frankreich. Weil Rudolf ihm in allen seinen Ländern folgte, glaubt man, daß er das Recht der Erstge-

burt in seinem Hause eingeführt habe. Der einzige Vorwurf, der ihm gemacht werden könnte, ist wohl die Härte gegen Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Sachsen, der zufolge der Grumbachischen Händel sein Gefangener geworden war.

Maximilian der Große, auch der Erste, Kurfürst v. Baiern, Sohn Herzogs Wilhelm V., geb. zu Landshut den 17. April 1573, brachte daselbst seine Jugend zu, lernte die latein., franz. und italien. Sprache fertig sprechen, verstand auch die spanische. Maximilian bezog 1587 die Universität Ingolstadt, wo er mit dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II. eine innige Freundschaft schloß, und wurde 1591 nach München gerufen, um unter des Vaters Leitung mit dem Gange der Geschäfte bekannt zu werden. Nach seiner Reise durch Italien 1593 führte er die Regierungsgeschäfte, während sein Vater die Regierung noch nicht gänzlich niederlegen wollte. Aber er konnte bei der namenlosen Verwirrung, in der damals Baiern durch schlechte Verwaltung gekommen war, nirgends durchgreifen, bis Wilhelm den 15. Oct. 1597 die Regierung an Maximilian gänzlich abtrat. In ihr regte sich nun neues Leben, und Maximilian traf in allen Zweigen der Staatsverwaltung neue Einrichtungen, doch verfuhr er anfangs nur sehr vorsichtig und nicht ohne die Landstände zu Rathe zu ziehen, um sich unnöthige Rückschritte zu ersparen. Erst als er sein Land völlig geordnet hatte, verfuhr er eigenmächtig und berief die Stände nicht mehr. Seine Finanzen waren bald musterhaft geregelt. Obschon er den Mönchen große Summen zuwendete, große Güter kaufte und lange Kriege führte, fehlte es ihm doch nie an Geld. Die Rechtspflege war eins seiner Hauptaugenmerke; sogleich nach seinem Regierungsantritt verbesserte er die auffallendsten Mängel derselben, allein 1616 führte er eine neue Gerichtsordnung, Land- und Polizeiordnung und Forstordnung ein. Auch das Kriegswesen verbesserte er sehr. Sein Land vergrößerte er 1606 durch die von Kaiser Rudolf II. in die Acht erklärte und eingenommene Stadt Donauwörth. Als Kurpfalz und einige andere protestantische Fürsten die Union schlossen, setzte Maximilian dieser Verbindung eine andere aus katholischen Reichsständen bestehende, Ligue (s. Deutschland) genannt, entgegen, die ihn als den einzigen weltlichen Fürsten zu ihrem Oberhaupte erwählte. Durch Hülfe derselben erhielt er ein großes Gewicht in Deutschland, und ihm verdankte Kaiser Ferdinand II. die Erhaltung Böhmens, welches den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V. (vgl. d.), zu seinem Könige erwählt hatte; denn der glänzende Sieg auf dem weißen Berge bei Prag den 8. Nov. 1620 war sein Werk. Hierauf eroberte er noch die Ober- und Unterpfalz, während sein und der Ligue General, Tilly (s. d.), den Krieg siegreich fortsetzte und die protestant. Fürsten nach und nach zur Unterwerfung zwang. Für 13 Mill. aufgewandte Kriegskosten erhielt er vom Kaiser 1623 die Kurwürde und 1628 die gesammten Lande des unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. 1632 fühlte Baiern zum ersten Mal die Geißel des Kriegs; Gustav Adolf eroberte, nach Besiegung der Baiern am Lech, fast das ganze Land, und erst die Annäherung Wallensteins nöthigte ihn zum Rückzuge. Ebenso durchzog Herzog Bernhard von Weimar 1634 das Land und behauptete sich in demselben bis zur Schlacht von Nördlingen. Am meisten aber litt Baiern in den Jahren 1646—47 von Franzosen und Schweden. Maximilian mußte sich zur Neutralität bequemen und geduldig zusehen,

wie auch noch nachher Freunde und Feinde das Land verwüsteten. Endlich gab der den 24. Oct. 1648 geschlossene westfälische Frieden Baiern, sowie dem deutschen Reiche, die Ruhe wieder. Kurfürst Maximilian war der einzige von allen größeren kriegführenden Fürsten, der das Ende des blutigen 30jährigen Krieges überlebte. Er hat sich in diesem furchtbaren langen Kampfe als der beharrlichste Streiter für die katholische Kirche erwiesen, die ihm vorzüglich die Erhaltung ihrer Vorrechte in Deutschland verdankt. Das Haus Oestreich ist ihm, wo nicht für sein Bestehen, doch wenigstens für die Erhaltung der böhmischen Krone verpflichtet, sein eigener Stamm verdankt ihm die Befestigung seiner Größe. In dem westfälischen Frieden behielt Baiern die Kurfürstenwürde mit dem Erztruchsesamte, die Oberpfalz und die Grafschaft Cham; die Unterpfalz gab es an Kurpfalz zurück. Während dieses Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen seines Staats rastlos besorgt; er baute die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Sooleleitung von Reichenhall nach Traunstein 1616, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Er starb den 27. Sept. 1651 zu Ingolstädt. Seine Geschichte hat P. P. Wolf („Geschichte Maximilians I.", 2. Th., München 1807, fortgef. v. Breyer, 3. Th., 1809) trefflich beschrieben. Merkwürdig sind dieses Fürsten Monita paterna, die er für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand u. d. T.: „Anleitung zur Regierungskunst", aufgesetzt hat (herausgeg. latein. und deutsch, mit akten und neuen Parallelstellen erläutert, von Christ. Freih. v. Aretin, Würzburg 1822).

Maximilian Marie Emanuel, Kurfürst von Baiern, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Marie, geb. 1662, erhielt nach dem Tode seines Vaters (1671) die Regierung, jedoch anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp v. Leuchtenberg. 1683 zog er dem von den Türken hart bedrängten Wien mit 11.000 M. zu Hülfe, focht dann in Ungarn gegen die Türken, sowie am Rhein gegen die Franzosen, und vermählte sich mit Kaiser Leopolds I. Tochter, Marie Antonie, deren Mutter eine spanische Prinzessin war. Deßhalb richteten auch bei dem bevorstehenden Erlöschen des spanischen Hauses die Seemächte ihre Augen auf den in dieser Ehe erzeugten Kurprinzen, um ihm die Krone Spaniens zu verschaffen. Sein Tod (1699) vereitelte dieß. Beim Ausbruch des span. Successionskrieges war Maximilian der erste, der sich für Philipp V. erklärte. Im Geheim mit Frankreich verbunden, öffnete er den Franzosen die Thore der festen Orte in den Niederlanden, wo er Statthalter war, erklärte sich 1703 öffentlich für Frankreich, bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg und vereinigte sich mit einer franz. Armee, die über den Rhein gegangen war. Oestreich, von Truppen entblößt, war der größten Gefahr ausgesetzt. Statt aber diese günstigen Aussichten zu benutzen, drang Maximilian in Tirol ein, um der französisch-italienischen Armee die Pässe nach Deutschland zu öffnen und, mit ihr vereinigt, den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Da flammte der alte Haß der Tiroler gegen Baiern auf; die Baiern wurden mit großem Verlust zurückgetrieben, und die Schlachten auf dem Schellenberge und bei Hochstädt 1704 vernichteten nicht nur die geträumten Hoffnungen des Kurfürsten, sondern die letzte nöthigte

ihm auch, sein Land zu verlassen. Der Kaiser sprach hierauf 1706 die Acht über ihn aus, besetzte den größten Theil des Landes als eröffnetes Reichslehen und verschenkte mehre Theile davon. Die Kinder des Kurfürsten wurden nach Oestreich abgeführt und als Grafen von Wittelsbach erzogen. Im rastadter Frieden erhielt jedoch Maximilian seine Länder zurück. Auch schickte er 1717 ein bairisches Truppencorps unter Anführung des Kurprinzen Karl Albert, Kaiser Karl VI. gegen die Türken zu Hülfe, und 1724 endete er durch einen Vergleich mit der Pfalz den langen Streit wegen des Reichsvicariats, indem beide dahin übereinkamen, dasselbe gemeinschaftlich zu führen. Er starb 1726.

Maximilian Joseph, letzter Kurfürst von Baiern von der Ludwigischen Linie, Sohn des Kurfürsten Karl Albert, geb. 1727, erhielt nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, der 1741 u. d. N. Karl VII. den Kaiserthron bestiegen hatte, im 17. Jahre die Regierung, versuchte noch ein Mal das Glück der Waffen, und schloß, als der Versuch unglücklich ausgefallen war, den Frieden zu Füssen den 22. April 1745, worin er alle Ansprüche auf die östreichischen Besitzungen aufgab und dafür die Kurstaaten zurückerhielt. Von dieser Zeit an war er emsig bemüht, die Wunden des Kriegs zu heilen, die verfallenen Finanzen zu ordnen, Handel, Fabriken, Ackerbau, Künste und Wissenschaften zu heben und die besten Einrichtungen zu treffen. In dieser Absicht legte er 1749 zur Bezahlung der Schulden einen Tilgungsfond an. 1753 führte er eine neue Gerichtsordnung ein; verbesserte Schulen und Universitäten, stiftete 1760 die Akademie der Wissenschaften in München und gestattete den Protestanten in München Religionsfreiheit. Mit Marie Anne, König August III. von Polen Tochter vermählt (seit 1747), erhielt er keine Kinder und starb 1777. Seine Lande fielen hierauf an Kurpfalz, sulzbachischer Linie.

Maximilian Franz Xaver Joseph, letzter Kurfürst von Köln, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, Erzherzog von Oestreich, jüngster Sohn der Kaiserin Maria Theresia und Franz I., geb. 1756, durchreiste unter der Leitung des Grafen v. Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, wählte den geistlichen Stand, wurde 1769 Coadjutor seines Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Karl von Lothringen, 1780 Coadjutor des Erzbischofs v. Köln und Bischofs von Münster, erlangte 1780 die deutschmeisterische und 1784 die kurfürstliche Würde. Köln und Münster, wo unter der Regierung des Kurfürsten Maximilian Friedrich große Unordnungen eingerissen waren, erfreuten sich mit Recht seiner weisen Einrichtungen, und sein erster Minister von Waldenfels ging ihm dabei zur Hand. Die Anlegung einer Bibliothek in Bonn, die Verbesserung der Universität daselbst und die Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg bleiben ewige Denkmale seines reinen Willens. Zu bedauern war es, daß durch den Ausbruch des franz. Revolutionskrieges er selbst im Herbste 1794 sein Kurfürstenthum verlassen mußte. Er lebte seitdem abwechselnd zu Münster, Mergentheim und Ellingen, und starb 1801 zu Hetzendorf bei Wien.

Maximilian I. (Joseph), König von Baiern, ward am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, östreichischer Feldmarschall; seine Mutter, Francisca, Tochter Johann Karls von Sulzbach. Von Schwetzingen kam er im 6. J. seines Alters nach Zweibrücken, unter die Aufsicht des Herzogs Christian, sei-

ens Ohrims. 1777 ward er als franz. Obrist zu Strasburg seinem Regimente vorgestellt, 1779 zum franz. Generalmajor erhoben und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehren Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution (1789) in Strasburg, worauf er nach Manheim ging. 1795 starb sein Bruder, Karl II., Herzog von Zweibrücken, und Maximilian folgte ihm in der Regierung. — Nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor (16. Febr. 1799), gebührte die Erbfolge in Pfalzbaiern zunächst der pfalz-zweibrückischen Linie. So trat Maximilian Joseph u. d. N. des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbaiern an. Seine erste Sorge war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigene Kosten ließ er 1802 das sogenannte Donaumoor zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56.000 Tagewerke groß, urbar machen, und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den baierischen Bauern das von Fremden gegebene Beispiel nachgeahmt. Ein Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der praktischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt u. s. w. 1805 schloß sich Baierns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichst zu ersparen, Frankreich an und proclamirte sich den 1. Jan. 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommene Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon 1802 verbessert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Domainial-, Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums durch das organische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalcommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle drei Religionsparteien genossen freie Ausübung ihres Kultus. Die Finanzen waren ein Hauptaugenmerk seiner Thätigkeit. Es wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet (1808); eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen (1811); und um die in den früheren Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich Maximilian durch Beförderung wahrer Volksbildung, des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste erworben. Die aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für die Besoldung der Lehrer, und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut, Ingolstadt und Würzburg zweckmäßig organisirt; Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neu errichtet u. s. w.; die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährlicher Etat auf 30.000 Fl. festgesetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet, und für die Beför-

gung und Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigene Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Verfassungsurkunde aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 seinem Lande gab. Maximilian verkannte, als die Macht Napoleons auf den Eisfluren Rußlands und den Feldern Leipzigs gebrochen war, nicht das wahre Interesse der Deutschen, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. Oct. 1813) war von den entscheidensten Folgen. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichneten Maximilians Charakter sowohl im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend war es zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte, und ihn als Vater liebte und verehrte. Er starb den 13. Oct. 1825 an einem Schlagflusse. (Vgl. Baiern.)

Maximum (das Größte), überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung stattfindet oder stattfinden soll, der höchste Grad einer Thätigkeit. Zur Zeit der franz. Revolution hieß es der höchste Waarenpreis, der gesetzmäßig festgesetzt war, die Taxe, nach welcher die Lebensmittel verkauft werden mußten. Anfangs vielleicht heilsam, fand man es doch in der Folge für Industrie und Handel nachtheilig und schaffte es im 3. Jahre der Republik wieder ab. — In der Mathematik, wo von dem Begriffe des Größten und Kleinsten (maximi et minimi) eine fruchtbare Anwendung gemacht wird, versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Die senkrechten, auf dem Kreisdurchmesser, als Axe der Abscissen, genommenen Ordinaten des Halbkreises z. B. wachsen successiv bis zum Mittelpunkte, wo sie dem Radius gleich werden und nun ein solches Maximum ihres Werthes erlangt haben. Die Frage nach den Umständen des Maximi oder Minimi, deren Beantwortung besonders die Differential-, bei einzelnen, schwierigen Problemen aber auch die Variationsrechnung (s. d.) übernimmt, ist oft von der größten Wichtigkeit. Wollte man, um dieß an einem Falle deutlich zu machen, wissen, wie eine Zahl, z. B. 8, getheilt werden muß, damit das Product der Theile ein Maximum werde, so zeigt die Methode de maximis et minimis, daß dieß durch Halbirung der Zahl erhalten werden, denn 4 Mal 4 macht 16, 3 Mal 5 aber erst 15, 2 Mal 6 erst 12 u. s. w., sodaß also, unserer obigen Erklärung gemäß, in der Reihe der successiv erhaltenen Werthe 16 das Maximum ist. Vgl. die Lehrbücher der Differentialrechnung und Tomasini's Tractat „De maximis et minimis ad institutiones geometricas accommodatis specimen“ (Pisa 1774). — Figürlich braucht man auch den Ausdruck: Maximum für den höchstmöglichen Grad, zu welchem Etwas gelangen kann.

Mayer (Tobias), einer der größten Astronomen des 18. Jahrh., ward 1723 zu Marbach im Würtembergischen geboren. Durch Privatfleiß beförderte er sich in den mathematischen Wissenschaften so weit, daß er sie lehren konnte. 1750 ernannte ihn die Universität Göttingen zum Professor und nahm ihn bald darauf in die Societät der Wissenschaften

auf. Mayer erfand mehre Instrumente, um mit mehr Bequemlichkeit und Sicherheit die Winkel bei großen Feldmessungen zu bestimmen. Er zeigte, daß selbst die Elementar-Geometrie noch einer Erweiterung, indem man die rechtlinigten Figuren in Dreiecke umwandele, fähig sey. Bei der Bearbeitung seiner Mondtheorie fühlte er die Nothwendigkeit, den Winkel zwischen Mond und Stern auf eine halbe Minute zu messen. Er fand, daß der Mond innerhalb einer Zeitminute eine halbe Minute auf seiner Bahn fortrücke; eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen 1/4 Grad ungewiß, was besonders auf der See von keinem Belange ist. Die Unvollkommenheit des Spiegelsextanten bewog ihn, seine Multiplicationsmethode auf Spiegelwerkzeuge anzuwenden, durch welche allein auf der See Winkel gewessen werden konnten. Dieß brachte ihn auf die Erfindung seines Spiegelkreises, den er im Modell nach London sandte. Wenngleich das Längenbureau Harrison's Seeuhren den Preis von 20.000 Pf. zuerkannte, so muß doch jeder Kenner eingestehen, daß Mayer die Aufgabe ebenso gut gelöst habe. Er erhielt, oder vielmehr seine Witwe, doch 6000 Pf. Mayer starb 1762, folgende Schriften hinterlassend: „Allgemeine Methode zur Auflösung geometrischer Probleme" (Eßlingen 1741); „Theoria lunae juxta systema Newtonianum" (Lond. 1767, 4.); „Tabulae motuum solis et lunae" (ebend. 1770, 4.). Auch durch Verbesserung der Landcharten (s. „Kritische Charte von Deutschland"; „Mathematischer Atlas", Augsb. 1748) hat er sich verdient gemacht. Seine hinterlassenen Manuscripte werden auf dem Observatorium zu Göttingen verwahrt; davon sind erschienen: „Opera inedita ed. Lichtenberg" (Gött. 1774, Fol.). Kästner hat sein Elogium geschrieben in Mursinna's „Mem. doct. viror.", I.; auch Benzenberg gab in der von ihm besorgten neuen Ausgabe von Tobias Mayer's frühern Schriften biograph. Notizen über diesen merkwürdigen Mann. — Sein Sohn, Johann Tobias, geb. 1752 zu Göttingen, betrat daselbst 1769 die akademische Laufbahn, wollte Theolog werden, widmete sich aber seit 1771 der Mathematik und den damit verwandten Wissenschaften unter Kästner und Lichtenberg. 1773 promovirend, hielt er Vorlesungen über alle Theile der Mathematik, ward 1780 Professor zu Altdorf, 1786 in Erlangen, 1799 in Göttingen an Lichtenberg's Stelle Lehrer der Physik. 1823 feierte er sein Doctor- und 1830 sein Professorjubiläum, wo er von seinem Könige den Guelfenorden erhielt. Er starb in letzterem Jahre am 30. November. Er war Hofrath und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Gründlicher und ausführlicher Unterricht zur praktischen Geometrie" (Gött. 1778—1794, 4 Thle., 3. Aufl., ebend. 1802—1815); „Lehrbuch der physischen Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie" (Marburg 1805); „Gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Stereometrie ꝛc." (Gött. 1808, 2. Aufl. 1820); „Lehrbegriff der höhern Analysis" (ebend. 1818, 2 Thle.), viele andere Schriften, welche die außerordentliche Thätigkeit des wackern Mannes beweisen. Nebstdem hat er sich auch durch seine Lehrvorträge über Experimentalphysik, physische Astronomie, Theorie der Erde, Meteorologie, über Polarität des Lichtes, praktische Geometrie, Theilung der Felder, Theorie der Werkzeuge u. a. Gegenstände in der gelehrten Welt ausgezeichnet und vielseitigen Nutzen geschafft.

Mazarin (Jules), eigentlich Giulio Mazarini, ein merkwürdiger

französischer Minister, geb. zu Piscina in Abruzzo 1602, studirte zu Alcala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den Truppen des Papstes Kriegsdienste. 1628 wurde er zuerst Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu durch den Nuntius Bagni als ein ausgezeichneter Mann vorgestellt. Bald hatte er sich die Freundschaft des ersten Ministers und das Wohlwollen des Königs erworben, der ihn von Urban VIII. zum Cardinal erheben ließ. Sterbend empfahl Richelieu Mazarin dem Könige zum Nachfolger, und wirklich erhielt er nach dem Tode des Cardinals, wenn auch nicht den Titel, doch die Macht als Premierminister. Als echter Italiener suchte er nicht durch Schrecken, sondern durch Schlauheit zu herrschen, bewirkte die Loslassung der Marschälle Bassompierre und Vitry aus der Bastille und trug viel zur Aussöhnung des Herzogs von Orleans mit dem Könige bei. Bei der zunehmenden Schwäche Ludwigs XIII. ließ sich sein baldiger Tod voraussehen. Die Königin Anna von Oestreich und des Königs Bruder, der Herzog von Orleans, machten auf die Regentschaft Anspruch. Anfangs begünstigte Mazarin letzteren, weil er wußte, daß ihn die Königin, als eine Creatur Richelieu's, haßte, aber bald sah er unübersteigliche Schwierigkeiten bei der Ernennung desselben zum Regenten, und schloß sich an die Partei der Königin an. Endlich bestimmte aber der König, daß der Herzog von Orleans und die Königin Mitglieder der Regentschaft seyn, sie eigentlich aber von einem Geheimenrath ausgeübt werden solle, zu dessen Präsidenten er Mazarin ernannte. Nach Ludwigs XIII. Tode, 1643, sah indessen Mazarin, daß es unmöglich sey, diesen Plan durchzuführen, und erbot sich selbst, diese Präsidentenstelle niederzulegen und sich nach Rom zurückzuziehen. Die Königin Anna hatte indessen Niemand, dem sie die Zügel des Staats anvertrauen konnte, überdieß waren Mazarin und Chavigny die einzigen, die in die Staatsgeheimnisse eingeweiht waren, und sie beschloß daher, Mazarin, wenn auch nur auf kurze Zeit beizubehalten. Bald wußte aber Mazarin die von Natur träge Königin, welcher der Herzog von Orleans und der Prinz Condé, von Mazarin gewonnen, noch dazu riethen, Mazarin zu behalten, durch geschickte Geschäftsführung ganz einzunehmen, und alle Nebenbuhler (den Bischof von Beauvais, Bouthier, Chavigny) zu entfernen. Diese Gewalt über die Königin offenbarte sich besonders dadurch, daß durch Mazarin's Einfluß der Herzog von Beaufort, die Herzogin von Chevreuse, der Königin ehemalige Vertraute, und Chateauneuf, der wegen ihr in der Bastille gesessen hatte, sämmtlich, weil sie gegen ihn cabalirten, in Ungnade kamen und theils verhaftet, theils vom Hofe verwiesen wurden. Nach außen war der westfälische Friede 1648, durch den Frankreich so bedeutende Erweiterungen machte, das Glänzendste unter Mazarin's Verwaltung. Um diese Zeit begannen, durch einen Zwist der Regierung mit dem Parlament, das sich weigerte, die Befehle zu den ungeheuren, freilich von der Nothwendigkeit gebotenen Abgaben einzuregistriren, die Unruhen der Fronde. Mazarin ließ mehre der eifrigsten Sprecher verhaften und erzeugte so den 27. Aug. 1648 den Barrikadentag, wo das Volk die Straßen von Paris versperrte und die Loslassung der Gefangenen erzwang. Am 13. Sept. benutzte Mazarin die momentan eingetretene Ruhe, um den König Ludwig XIV. aus Paris zu entführen, und da er sich von dem Herde der Rebellion entfernt hatte, verhaftete er seinen Hauptgegner Chavigny und verwies Chateauneuf

nochmals. Das Parlament rächte sich aber dadurch, daß es ein altes Gesetz, welches für den Marschall von Ancre gegeben war, und das jedem Ausländer die Einmischung in Staatsgeschäfte verbot, wieder hervorsuchte; doch vermittelte der Prinz von Condé noch einen Vergleich, dem zu Folge der König zurückkehrte, Chavigny aber in Freiheit gesetzt wurde. Doch im Stillen glimmte die Unruhe fort, und Mazarin verließ im Jan. 1649 Paris mit dem Könige und der Regierung nochmals, und beschloß, diese aufrührerische Stadt auszuhungern. Ein Befehl, der das Parlament nach Montargis verwies, ward nicht eröffnet, und Mazarin vom Parlamente als Feind des Staats aus Frankreich verwiesen, und der offene Krieg brach aus. Bald waren die Pariser aber des Kampfes müde, und es kam den 11. März 1649 ein Friede zu Stande, der in der Hauptsache Alles beim Alten ließ und deßhalb keine Partei befriedigte. Mazarin kehrte mit dem Könige den 18. Aug. nach Paris zurück. Die höchst unkluge Verhaftung des Prinzen Condé, der bald auf der Partei der Fronde, bald auf jener der Regierung stand, in der That aber den übermächtig gewordenen Cardinal von Herzen haßte, seines Bruders, des Prinzen Conti, und seines Schwagers, des Herzogs von Longueville, brachten den Krieg wieder zum Ausbruch; die Regierung hatte alle Hände voll zu thun, um Burgund, die Normandie und Guienne, wo Condé Anhänger hatte, zu beruhigen, und während der Zeit erklärte sich auch der Herzog von Orleans, dessen Vertraute, den Coadjutor Retz und den Abbé la Rivière, Mazarin durch Verweigerung des Cardinalshutes beleidigt hatte, gegen denselben; auch das Parlament trat wieder auf, und selbst Turenne erhob sich gegen die Regentschaft. So und noch durch einen Volksaufstand in die Enge getrieben, kündigte Mazarin selbst den gefangenen Prinzen ihre Freiheit an und entwich nach Lüttich und darauf nach Köln, von wo er noch immer die Regentin beherrschte, als wenn er den Hof nicht verlassen hätte. Als der Sturm sich gelegt hatte, und Ludwig XIV. nach erlangter Volljährigkeit den Thron bestieg, kehrte er im Jahre darauf wieder nach Frankreich zurück, „weniger wie ein Minister“, sagt Voltaire, „der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte“. Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigene Kosten geworben hatte, begleitet. Das Parlament donnerte eine Verbannungsacte wider ihn und setzte einen Preis von 50.000 Thlrn. auf seinen Kopf. Man trieb die Thorheit so weit, daß man Magistratspersonen abschickte, welche gerichtliche Untersuchungen gegen die Armee des Ministers anstellen sollten. Der König, seine Mutter und sein Minister irrten in den Provinzen umher. Bald hätte sie Condé, mit den Spaniern im Bunde, zu Jien an der Loire aufgehoben; Turenne, der die Spanier verlassen hatte, rettete sie durch seine Geschicklichkeit. Der Hof ging in Begleitung seines Retters nach Paris. Es kam zu dem St.-Antons-Gefechte in der Vorstadt dieses Namens. Die königl. Armee siegte bereits, als Mademoiselle, Tochter des Herzogs v. Orleans, das Geschütz auf der Bastille wider dieselbe abbrennen ließ, und dadurch Turenne zum Rückzuge nöthigte. Weil der Haß wider den Minister unversöhnlich zu seyn schien, so willigte der König darein, denselben zu entfernen, wiewohl unter einer feierlichen Erklärung zu dessen Lobe. Nachdem die Ruhe wieder zurückgekehrt war, erschien auch Mazarin, vom König zurückberufen, 1653 wieder am Hofe, erhielt seine

ganze Gewalt wieder, und Jedermann, sogar das Parlament unterwarf sich ihm. Dieß war der merkwürdige Schluß eines Krieges, der bloß, wie sich Condé ausdrückte, in burlesken Versen beschrieben zu werden verdiente. Ein wichtiger Dienst, den er nach seiner Rückkehr Frankreich leistete, war, daß er ihm den Frieden gab. Er unterhandelte ihn selbst auf der Fasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro, und hier war es, wo Mazarin seine ganze Geschicklichkeit zeigte. Diesem Frieden (dem sogenannten pyrenäischen) zufolge vermählte sich Ludwig mit der Infantin Maria Theresia. Mazarin brachte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurück und ging von dieser Zeit an langsam seinem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen und den König in seinen Regierungsgrundsätzen recht zu befestigen. Er starb am 9. März 1661 zu Vincennes an der Brustwassersucht. Sterbend hatte er Ludwig XIV. gerathen, selbständig und ohne Premierminister zu regieren. Mazarin, obgleich unendlich gehaßt, auch nicht ohne Schwächen der Eitelkeit und nicht ohne falsche und treulose Politik, war doch ein großer Minister. Er stillte die Unruhen, die seit der Reformation Frankreich zerfleischten; er erhob es zu der Kraft, auf die Ludwig XIV. weiter bauend ein Reich von so kolossaler Macht errichten konnte. Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin", sagt Hénault, „war ebenso sanft, als Richelieu heftig; eines seiner größten Talente war, die Menschen genau zu kennen. Der Charakter seiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung andrer Mittel anwenden zu müssen, und sein Verstand rüstete ihn mit dem zu den Umständen passenden Muth aus. Kühn zu Casal, ruhig und thätig zu Köln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfassenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemessenes und weniger Abweichungen. Den Einen haßte, des Andern spottete man; aber Beide waren Gebieter des Staats". Außer Aubery's „Hist. du Card. Mazarin" (Amsterd. 1751, 4 Bde.) und „Parallèle du Card. de Richelieu et du Card. Mazarin", von Richard (Amsterd. 1716), vgl. Retz's „Memoiren". Die Töchter seiner Schwestern waren von Freiern sehr gesucht, die der einen, der Gräfin Martinozzi, waren an den Prinzen von Conti und an den Herzog von Modena, die der andern, Manzini, an den Herzog von Mercoeur, ferner an den Grafen von Soissons (diese war Mutter des Prinzen Eugen von Savoyen), an den Connetable Colonna, an den Herzog von Mailleraye, der den Namen Mazarin annahm, und an den Herzog von Bouillon vermählt. Karl II. von England begehrte, als Mazarin mit Cromwell unterhandelte, die Hand einer seiner Nichten, erhielt sie aber nicht. Seinem Neffen, Philipp Manzini, hinterließ Mazarin das Herzogthum Nivernois, seinen Nichten aber ein ungeheures Vermögen von Allodialgütern.

Mazeppa (Iwan Stepanowitsch), geb. in dem Palatinat Podolien gegen 1622, von einer armen, doch edlen Familie. Er verbrachte seine Kindheit als Page Johann Casimirs. Als Jüngling knüpfte ihn ein Lie-

besverständniß an die Gattin eines Magnaten, er ward aber bei einem Stelldichein überrascht und von dem beleidigten Gatten nackend auf den Rücken eines Pferdes gebunden, das hierauf seine Freiheit erhielt. Dieß war aus der Ukraine und richtete dahin seinen Lauf. Einige arme Bauern nahmen sich des Unglücklichen an; es wurde ihm wohl unter ihnen und ihr kriegerisches Nomadenleben sagte ihm zu. Er machte sich durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seine Kenntnisse und Einsichten erhoben ihn zum Secretair und Adjutanten vom Hetman Samoilowitz und 1687 wurde er an dessen Stelle erwählt. Er gewann das Vertrauen Peters des Großen, der ihn mit Würden überhäufte. Endlich zum Fürsten der Ukraine erhoben, entschloß sich Mazeppa, ebenso unruhig, als thätig, die lästige untergeordnete Rolle zu verlassen. Er näherte sich Karl XII., der eben Polen einen König gegeben hatte, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Czars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polens zu bringen. Diese und andere Ränke, welche Mazeppa gegen Peter eingeleitet hatte, wurden endlich dem Letztern durch Kotschubey, Kosackengeneral, und Isra, Obersten von Pultawa, entdeckt. Peter glaubte ihnen aber so wenig, daß er die Verräther an Mazeppa sendete, der sie 1708 sogleich enthaupten ließ. Er beeilte sich nun um so mehr, sein Vorhaben auszuführen; dieß zog aber desto schneller das Verderben über sein Haupt. Peter eroberte seine Hauptstadt Baturin mit allen aufgehäuften Schätzen, sein Heer fiel von ihm ab, und viele seiner Anhänger wurden hingerichtet, er selbst wurde im Bilde gehangen, und als Flüchtling gelangte er nur mit wenig Getreuen zu Karl XII., der sich, im Vertrauen auf die versprochene starke Hülfe, der Ukraine näherte; doch bewog er noch die zaparower Kosacken, sich für Karl zu erklären. Karl XII. ward am 28. Juni 1709 bei Pultawa geschlagen. Mazeppa floh mit dem Könige nach der Walachei und starb noch in demselben Jahre zu Bender. Seine Jugendgeschichte hat Lord Byron so angezogen, daß er ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte gemacht hat.

Mazzoli (Francesco), oder Mazuola, Mazuoli, genannt Il Parmegiano oder Parmegianino, stammte aus einer in der Kunstgeschichte berühmten Familie zu Parma 1508. Er zeigte schon in seiner frühesten Jugend ein seltenes Talent zum Zeichnen, welches sein Vater und zwei seiner Oheime in ihm trefflich zu entwickeln suchten. Schon in seinem 16. Jahre vollendete er die Taufe Christi, ein Gemälde, welches die Bewunderung aller Kunstkenner Parmas auf sich zog. Da um 1521 Correggio in Parma mehre Werke zu verfertigen den Auftrag erhielt, so benutzte Mazzoli die Anwesenheit des großen Meisters, sich mit seinem Style vertraut zu machen. Wegen der Kriegsunruhen in seinem Vaterlande verließ er es mit seinem Bruder nach Viadana wandernd, kehrte aber 1522 zurück. Im folgenden Jahre begab er sich nach Rom, verehrte dem Papst Clemens VII. seine Gemälde und ward von ihm mit Wohlwollen aufgenommen. Die Bewunderung von Rafael's Werken, wie früher des Correggio, ergriff den edlen Mazzoli auf das Eindrücklichste; und er bildete sich jetzt eine Manier, die Correggio's Liebreiz und Rafael's Ausdruck vereinigen sollte. Er erhielt vom Papste und mehren Großen viele Aufträge und rühmliche Geschenke waren der Lohn des gefeierten Künstlers. Als 1527 Rom feindlich angefallen wurde von den Horden des Connetable von Bourbon und das Plündern und Mor-

den in der ganzen Stadt schon allgemein war, blieb Mazzoli bei der Staffelei sitzen, im tiefsinnigen Studium begriffen. Einige deutsche Landsknechte traten in seine Kammer; er blieb ruhig; die rohen Kriege ergriff eine heilige Scheu, ihm nahe zu treten; sie besahen seine Gemälde und beschützten ihn noch gegen andere Plünderer. Aber die Deutschen hatten sich kaum entfernt, als mehre Spanier und Franzosen in seine Wohnung einfielen und sein ganzes Vermögen, selbst seine Gemälde, mit fortnahmen. Der Schmerz, den er über den Verlust seiner Kunstwerke empfand, bewog ihn Rom zu verlassen; er ging nach Bologna. Als er dort den Kaiser Karl V. einigemal bei der Krönung gesehen, malte er denselben mit Oelfarbe so trefflich ins Lebensgröße ab, nebst einer ihn mit Lorbeerkränzen krönenden Fama, daß es Clemens VII. nicht genug bewundern konnte. Er schickte das Gemälde nebst dem Künstler zum Kaiser, der ihn mit besonderer Achtung empfing, aber von Mazzoli das Bild nicht erhalten konnte. Indeß hatte er in Bologna das Unglück, von einem Kupferstecher mehrer seiner schönsten Handzeichnungen beraubt zu werden, die später in Kupferstich erschienen. Er kehrte endlich in sein Vaterland zurück, wo er die neugebaute Kirche Della Steccarta mit mehren Arbeiten ausschmückte, an deren Vollendung er jedoch durch seine immer schwächer werdende Gesundheit verhindert wurde; denn die Bauinspectoren ließen ihn, der schon eine Summe Geldes voraus erhalten hatte, da sie seine Nachlässigkeit bemerkten, gar ins Gefängniß werfen, woraus er sich aber durch Versicherung, die Arbeit schnell zu vollenden, wieder rettete. Aber entrüstet über die unwürdige Behandlung in seiner Vaterstadt, flüchtete er sich nach Casal maggiore, wo er 1540 in Armuth starb. Die größte Zeit seines Lebens hatte er auf Versuche, Gold zu machen, verwendet. Mazzola ist einer der berühmtester Maler der lombardischen Schule. Mit tiefer Kenntniß der Anatomie verband er eine richtige Zeichnung; er strebte aber nach einer gewissen gesuchten Grazie und man tadelte den Mißbrauch der Schlangenlinien, sowie das Entwickeln der Glieder in seinen Gemälden. Aber sein Feuer, seine eigenthümliche Grazie, die Richtigkeit seiner Zeichnung, sowie die Leichtigkeit, mit welcher er seine Compositionen entwarf und mit kühnen Pinselstrichen ausführte, erhoben ihn zu den besten Malern Italiens. Von seinen Gemälden erwähnen wir als der ausgezeichnetsten: der heil. Rochus in Bologna, die Madonna della Rosa in der dresdner Gallerie und die heil. Margaretha im pariser Museum. Daß er die Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, erfunden habe, ist ein Irrthum. Er hatte mehre Schüler. Sein Bruder Girolamo war ebenfalls ein ausgezeichneter Maler.

Mazzucchelli (Giovanni Maria), aus einem gräfl. Geschlechte, geb. den 28. Oct. 1707 zu Brescia und ebendaselbst den 19. Nov. 1765 gestorben, einer der verdientesten Literarhistoriker Italiens, hat außer einzelnen mit musterhafter Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien (des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni u. A.) in seinem Lexicon: „Gli scrittori d'Italia, cioè notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati italiani“ (Brescia 1754—63, 6 Bde., Fol.), ein unvergängliches Denkmal seines unermeßlichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich den von ihm gelieferten Nachrichten nur sehr selten Etwas hinzusetzen läßt, und so weitläufig, daß im 6. Bande noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein

raisonnirendes Verzeichniß von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761, 1763, 2 Bde., Fol.), ist ein treffliches Werk. — Pietro Mazzuchelli, Präfect der Ambrosianischen Bibliothek und einer der sprachgelehrtesten Geschichts- und Alterthumsforscher des neuern Italiens, der den alten Ruhm seines Familiennamens in ehrenvollem Andenken erhielt, ward am 22. Juli 1762 zu Mailand geboren. Bei den Barnabiten gebildet, benutzte er doch noch den Unterricht der Augustiner in St.-Marco für neuere Sprachen, in welchen ihn eigenthümliche Neigung hinzog. Englisch und Deutsch hatte er sich bald so ganz zu eigen gemacht, daß ihm 1785 eine Stelle als Alumnus für diese Sprachen bei der Ambrosianischen Bibliothek übertragen wurde, während er sich unter Branca mit den orientalischen beschäftigte. Zwar erhielt er 1786 die priesterlichen Weihen, doch entzog er sich allen geistlichen Beförderungen, um von der Bibliothek nicht zu scheiden, die sein wahres Lebenselement zu seyn schien. Der sehr karge mit seiner Stelle verbundene Gehalt zwang ihn zum Broterwerb durch Unterricht, und schriftstellerisch thätig zu seyn, blieb ihm damals wenig Muße. Das erste Werk, mit welchem er hervortrat, die vom Kanonicus Giambattista Castiglione handschriftlich hinterlassene „Istoria delle scuole della dottrina cristiana, fondate in Milano e da Milano in Italia ed altrove propagate“ (Mailand 1800, 4.) fand so wenig Theilnahme, daß der zweite Theil noch ungedruckt liegt, obgleich für die Geschichte der Pädagogik sich wichtige Nachrichten darin finden. Um seiner Familie durch das Honorar zu helfen, übernahm Mazzuchelli seit 1804 die Besorgung der „Notizie politiche“. Heiterer ward seine Gegenwart, als er mit dem edeln Geschlechte Trivulzi, dem älteren Grafen Giacomo, und seinem Neffen, Marchese Gian Giacomo, und seinem früh verstorbenen Bruder, Gerolamo, den Besitzern jenes reichen Museums, in nähere Beziehung trat, die so hochgesinnt jedes ernstere Streben unterstützten. Von der Zeit an, wo er bei ihnen nähern Zutritt erhielt, war Mazzuchelli's literarische Thätigkeit beinahe ausschließend diesem reichen Museum gewidmet, dessen Schätze ihm unbedingter zu Gebote zu stehen schienen, als die der Ambrosianischen Bibliothek, wenn er auch dort seit 1804 Custode, seit 1810 Dottore, seit 1823 Prefetto war. Für alle zugestandenen Förderungen dem edeln Besitzer seinen Dank zu beweisen, sammelte Mazzuchelli zunächst aus den Urkunden der öffentlichen und Familienarchive alle die Trivulzi betreffenden Nachrichten, um dadurch die Geschichte des Marchese Gian Giacomo von Carlo Rosmini zu bereichern; auch widmete er ihnen seine gelehrte Erklärung des Halsgeschmeides der Kaiserin Maria: „La bolla di Maria, moglie d'Onorio imperatore“. (Mailand 1819, 4.), endlich die Ausgabe der „Johanneis“ des Flav. Ereſconius Corippus (Mailand 1820), deren Vorrede ihrem gelehrten Herausgeber allein schon einen Platz neben Muratori sichert. Auch die „Lettere ed altre prose di Torq. Tasso“ (Mailand 1822), sowie die „Lettere inedite di Ann. Caro“ (Mailand 1827) und die „Luoghi degli autori citati da Dante nel Convivio“ (Mailand 1826), verdankten der Trivulzi'schen Sammlung ihren Ursprung und wurden von Mazzuchelli dankbar zu ihrer Verherrlichung angewendet. Seine letzte Schrift: „Osservazioni intorno al saggio storico-critico sopra il rito Ambrosiano“ (Mailand 1828, 4.), verschaffte dem Greise noch die Auszeichnung einer päpstlichen Belobung. Noch unermüdet in seinen Studien, starb er zu Mailand am

8. Mai 1829, wegen seiner freundlichen Theilnahme an jedem ernsten literarischen Unternehmen von Allen geliebt, und bald durch seine echte Humanität den ungünstigen Eindruck seiner Erscheinung in Vergessenheit bringend.

Méchain (Pierre François André), Mitglied des Instituts von Frankreich, geb. 1744 zu Laon, widmete sich dem Geschäfte seines Vaters, der ein Baumeister war, legte sich dabei auch auf die Mathematik und erhielt durch den berühmten Astronomen Lalande 1772 die Stelle eines hydrographischen Astronomen beim Land- und Seecharten-archiv zu Versailles. In dieser Stelle erwarb er sich durch die sorgfältigsten astronomischen Berechnungen und Beobachtungen großes Verdienst um die Berichtigung der Seecharten fast aller Gegenden der Erde. Auch hatte er großen Antheil an der Militaircharte von Deutschland von 9 Blättern, einer andern von Italien in 3 Blättern, die auf er Befehl des Herzogs von Ayen 1780 entwarf. Auch entdeckte er 1787 zwei Kometen, berichtigte in seiner besondern Abhandlung den Lauf des berühmten 1632 und 1661 erschienenen Kometen und wurde wegen dieser Arbeit Mitglied der Akademie. 1792 wurde ihm die Messung des Meridians zwischen Dünkirchen und Barcelona mit Delambre zu Theil; er hielt sich deßhalb mehre Jahren in letzterer Stadt auf und starb zu Valencia 1804, als er zum zweiten Mal nach Spanien gegangen war, um jenen Meridian bis zu den balearischen Inseln zu messen. Er hinterließ eine Menge trefflicher Werke über seine Wissenschaft, welche sich durch genaue Forschung und tiefe Kenntniß auszeichnen.

Mechanik, ein Zweig der angewandten Mathematik (s. d.) und der Naturlehre, die Kunst, die Kräfte bewegter Körper, insbesondere ihre Eigenschaften, Gesetze und Wirkungen in Maschinen zu bestimmen. Im weitern Sinne umfaßt sie auch die Lehre von dem Gleichgewicht der Körper oder die Statik. Die Anwendung der mechanischen Lehren auf die vortheilhafteste Einrichtung der Maschinen heißt praktische Mechanik. Sie begründet das Machtgebiet des Menschen in der Natur. Newton unterschied eine rationale und eine angewandte Mechanik. Die erste handelt von der Theorie der Bewegung; die letztere von den mechanischen Kräften. Es wird dabei gezeigt, wie man, wenn die Kräfte gegeben sind, dadurch die Bewegung bestimmen könne und umgekehrt, wenn die Bewegung gegeben ist, wie man die Kräfte derselben ausmitteln könne. Die mechanischen Kräfte sind einfache Werkzeuge, um schwere Körper auf eine leichtere und wirksamere Art zu heben, als dieß bei einer bloß natürlichen Anstrengung möglich seyn würde. Hierher gehören die sogenannten einfachen Maschinen oder Hebezeuge: Hebel, Rolle, Rad und Welle, schiefe Fläche, Kiel und Schraube. Die hebende Mechanik oder die Kunst, Lasten in horizontaler Richtung auf die Oberfläche der Erde von einer Stelle zur andern bringen, ist so unvollkommen geblieben, wie sie es immer war. Der Canalbau hat zwar durch die Erfindung der Kammerschleusen und der schiefen Flächen beträchtliche Verbesserungen erhalten; allein ihr Bau ist sehr kostbar. Was aber das Fortschaffen auf der Achse betrifft; so haben uns die alten Römer im Baue der Straßen weit übertroffen und in der Einrichtung des schweren Fuhrwerks haben wir seit jener Zeit fast nichts verbessert. In dieser Hinsicht ist das von Jos. v. Baader (München 1817) neu aufgestellte „System der fortschaffenden Mechanik“ sehr beachtenswerth. Hauptwerke über die Theorie

der Mechanik sind: Bizout's „Principes généraux de la méchanique précédés des principes de calcul.“ (n. Aufl. 2 Fol.); Langsdorf's „Grundlehre der mechan. Wissenschaften“ (Erlangen 1802); dessen „Handbuch der gem. und höhern mechan. fester und flüssiger Körper mit besonderer Rücksicht auf Hydrotechnik“ (Heidelb. 1807). Uebers. prakt. Mechanik oder Maschinenlehre s. Lempe's „Lehrbegr. der Maschinenlehre mit Rücksicht auf den Bergbau“ (Leipz. 1795, fg. 2 Bde.); Langsdorf's „Handbuch der Maschinenlehre für Praktiker“ (Altenburg 1797, fg. 2 Bde.) Poppe's „Encykl. des gesammten Maschinenwesens“ (Leipz. 1803—5, 5 Bde. mit Kupf.).

Mechanisch, eigentlich zur Mechanik gehörig (s. Maschine); dann in weiterer Bedeutung: Alles, was in der Figur, Größe und Beschaffenheit eines Körpers gegründet ist und daher sich erklären läßt (mechanische Künste, entgegengesetzt den schönen Künsten, diejenigen, welche das Bedürfniß des menschlichen Körpers zum Gegenstande haben); ferner Alles, was nach Art einer Maschine, die nur vermittelst fremder Kraft von außen her wirkt, ohne eigene vernünftige Wahl und Bestimmung geschieht; so z. B. handelt ein Mensch mechanisch, der Alles ohne Selbstüberlegung, bloß nach einer etwaigen Form macht, triebwerksmäßig, handwerksmäßig. — Mechanismus, eigentlich der Bau oder die innere wesentliche Beschaffenheit einer Maschine, wodurch die Kraft in derselben ihre Wirkung hervorbringt (z. B. der Mechanismus einer Uhr, eines Mühlwerks); dann im weitläufigen Sinne die Art und Weise, auf welche eine materielle Ursache ihre Wirkung hervorbringt.

Mecheln (Malines), im ehemaligen östr. Brabant, jetzt Hauptort eines Bezirks in der belg. Provinz Antwerpen, liegt an der Dyle, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen, mit einer Bevölkerung von 21.000 Seelen in 3120 Häusern. Es ist berühmt als Sitz eines Erzbisthums, mit einem Seminar. Unter den Gebäuden dieser schönen Stadt zeichnen sich aus: die große Metropolitankirche, ganz in gothischem Style, mit einem Thurm von 348 Fuß Höhe; die Kirche Notre-Dame, die ehemalige Jesuitenkirche, der Pallast des Erzbischofs, das Zeughaus mit der Stückgießerei, das Stadthaus, das prächtige Hotel de Pitzembourg, ehemals dem deutschen Orden gehörig, mit einem angenehmen Garten, gelegen an der Straße von Bruhl, der schönsten der Stadt. In einem großen Beguinenhaus finden 400 Personen weiblichen Geschlechts ihren Unterhalt und ihre Versorgung. Mecheln hat eine Malerakademie und ist berühmt durch die trefflichen Spitzen, welche in 10 Manufakturen gearbeitet werden; außerdem zählt sie gegen 20 kleine und größere Hutfabriken, mehre Tuchfabriken, wollene Deckenfabriken, Bierbrauereien, Lohgerbereien. Mit Löwen steht die Stadt durch einen schönen Canal in Verbindung. Den neuesten Nachrichten im Juni 1834 zufolge soll hier die kathol. Universität Belgiens, welche zu gründen der hohe Klerus dieses Staats beschlossen hat, ins Leben treten.

Mecheln oder Meckenen (Israel von), zwei Künstler, Vater und Sohn; der Erstere soll Maler, der Letztere Goldschmied und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher gewesen seyn. Beide lebten zwischen 1450—1503. Letzterer wurde zu Mecheln bei Bocholt geboren. Aus seiner Zeichnung läßt sich vermuthen, daß er ein Schüler des van Eyck gewesen sey. Von seinen Lebensumständen weiß man bloß, daß er späterhin zu Bocholt lebte, wo er um 1503 gestorben ist. Seine Kupfer-

sliche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen und unbeholfenen Geschmacks, sowie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schön, so anziehend machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück und sind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung und für die Geschichte der Kunst schätzbar. Der ältere Israel aber war wahrscheinlich der Maler, von welchem die deutschen Kunstsammlungen, besonders die der Gebr. Boisserée, und die Moritzcapelle in Nürnberg ausgezeichnete Bilder besitzen.

Mechelu (Christian von), geb. 1737 zu Basel, ausgezeichneter Kupferstecher, Mitglied der Kunstakademien zu Florenz, Wien und Berlin. Bei seinem Aufenthalte zu Rom, 1765, erwarb er sich Winckelmann's Freundschaft und errichtete nach seiner Zurückkunft in Basel die erste Kunsthandlung in der Schweiz, nebst einer Zeichnen- und Kupferstecherschule. Er starb zu Berlin gegen 1824.

Mechitaristen-Congregation, ein geistlicher Orden, gestiftet von Mechitar (geb. 1676 in der Stadt Siwas oder Sebastia in Kleinarmenien), einem talentvollen und gelehrten armenischen Priester, 1701 zu Konstantinopel, von wo Mechitar mit seinen Schülern 1703 nach Morhone in das damals noch venetian. Morea wanderte, hier ein Kloster gründend und zu den mit der kathol. Kirche unirten Armeniern übertretend, worauf Papst Clemens XI. den Orden 1712 bestätigte und derselbe eine der Benedictiner ähnliche Regel erhielt. Vor den Türken fliehend, ließ sich die Congregation mit ihrem Stifter 1717 auf der Insel S.-Lazaro bei Venedig nieder, worauf sie ein neues Kloster und Kirche bauten. Es flossen von allen Seiten reichliche Geschenke zu und der venetian. Senat schenkte ihr die Insel. Nur auf diese Weise war es Mechitar möglich, das Außerordentliche zu leisten, welches er in der Folge ausgeführt hat. Die Vereinigung machte sich die Verbreitung aller nothwendigen und nützlichen Kenntnisse zur besondern Aufgabe, sowie der armenischen Nation in allen geistlichen und geistigen Bedürfnissen zugleich beizustehen. Die Congregation war in blühendem Zustande, als ihr Stifter sein segenreiches Leben 1749 endete. Ihm folgte als Abt der Doctor Stephanus Melkonean aus Konstantinopel, und diesem Stephanus Akonzio Biuver, dem der Papst den Titel eines Erzbischofs von Sunik in Mittelarmenien gab. Der jetzt regierende 4. Abt heißt Placidus Sukias Somal. — Mechitar schrieb verschiedene Erklärungen der heil. Schrift, Schulschriften, übersetzte den Thomas a Kempis ins Armenische, gab ein armenisches Wörterbuch heraus (Venedig 1749, 2 Bdn. 4.), ebenso 1733 die Bibel. Mechitar's Schüler und Nachfolger verfolgten den von ihrem Meister eingeschlagenen Weg; neben den geistlichen Pflichten übernahmen sie auch den Beruf einer armenischen Nationalakademie. Sie lieferten Ausgaben der alten Literaturdenkmale, übersetzten Werke aus allen Sprachen in das Armenische und gaben selbständige Schriften in allen Zweigen der Literatur und Wissenschaft heraus. Folgende auf S.-Lazaro erschienene Werke möchten hier vorzüglich Erwähnung verdienen: Die Chronik des Eusebius. Mehre philosophische und exegetische Abhandlungen des Juden Philo. 15 Homilien des Sebastianus oder Seberiannus von Emessa. Diese Werke sind sämmtlich in

der griechischen Ursprache verloren gegangen und haben sich bloß in armenischen Uebersetzungen erhalten. Ausgaben von verschiedenen armen. Classikern, wie Moses von Chorene, Elisäus, Esnik und ganz vor Kurzem erst Faustus von Byzanz. Die Uebersetzungen aus den modernen Sprachen ins Armenische übergehen wir. Von den selbständigen bloß in armenischer Sprache abgefaßten Werke sind wohl die vorzüglichsten: Das Leben Gregorius des Erleuchters von Matthäus Carakascian aus Tokat, gedruckt 1749. Eine allgemeine Geschichte Armeniens in 3 Quartbänden von Erschaffung der Welt bis 1784 von Michael Tschamtschean aus Konstantinopel, der von 1738 bis 1823 lebte. Eine armenische Grammatik von Demselben. Eine allgemeine Geographie in 11 Bänden, von Aconzio Biuver und Lucas Indschidschean. Eine Geographie Altarmeniens von Demselben. Das Leben Mechitar's von Biuver. Eine ausführliche armenische Grammatik von Awedikean. Mehre große Werke, wie z. B. ein ausführliches Wörterbuch und eine Sammlung aller armenischen Kirchenschriftsteller, nach Art und Weise der griech. Kirchenväter, werden schon seit lange auf St.-Lazaro zum Drucke vorbereitet. Die armenische Akademie auf St.-Lazaro besteht aus allen Mitgliedern des Ordens, die den Grad eines Wartapieds oder Doctors erhalten haben, es werden aber auch Fremde als Ehrenmitglieder aufgenommen, wie z. B. 1828 Professor Neumann zu München. — Auch in Wien ist eine Mechitaristencongregation, welche sich außer literarischen Beschäftigungen der Jugendbildung widmet und den Verlag gemeinnütziger Schriften besorgt.

Mecklenburg, Großherzogthum im Norddeutschland (im ehemaligen niedersächsischen Kreise des deutschen Reichs), zwischen der Ostsee, den preuß. Provinzen Brandenburg und Pommern, der Elbe, den dänischen Staaten und Lübeck, auf 280 QM. über 521.400 Ew. enthaltend. Das Land hat einen durchaus ebenen, mehr sandigen als fetten, im Ganzen aber ergiebigen Boden, welcher durch viele kleine Flüsse und unzählige Seen vortrefflich bewässert ist. Die größten Landseen sind der Schwerinersee, der Plauersee, der 3¾ M. lange, 1¾ M. breite Müritzsee, der durch seine malerische Umgebungen ausgezeichnete Malchinersee ꝛc. Die Hauptflüsse sind die Warnow, bei Rostock 2400 Fuß breit; die Elde, welche durch mehre Seen geht, die Stör aufnimmt und bei Dömitz in die Elbe fällt. Man will sie schiffbar machen und mit der Warnow verbinden. Auch sollen 2 neue Kunststraßen von Wismar nach Schwerin und von Rostock über Güstrow nach Neubrandenburg geführt, und die Havel mit der Elbe durch einen Canal verbunden werden. Das Klima ist nebelig und rauh, daher hier nur wenig Obst, das Getreide aber desto besser gedeiht; dieß und Holz und Fische (Lachse, Muränen) sind daher auch die wichtigsten Ausfuhrartikel; außerdem Pferde (die besten in Deutschland), Vieh, geräucherte Gänse, Wolle, Taback, Butter, Käse u. s. w. In Sülz ist ein Salzwerk; sonst hat das Land an Mineralien nur Kalk, Gyps, Braunkohlen, Torf. Die Landwirthschaft ist die Hauptnahrungsquelle; Manufakturen und Fabriken finden sich nur in Wolle, Leinen, Taback, Leder, Stärke, Spielkarten, Cattun; Kupfer- und Messinghütten, Papier- und Pulvermühlen, Glashütten ꝛc. Das Land ist in 2 Staaten u. d. T. Großherzogthümer vertheilt: A. Mecklenburg-Schwerin, hat auf 228 QM. 442.000 Bew. in 41 Städten, 11 Marktfl., 2001 Dörf. Der Großherzog besitzt davon an Do-

maken 98 QM., mit 990 Ortschaften. Die Ritterschaft besteht aus 516 Gutseigenthümern (1 fürstl., 27 gräfl., 263 freiherrl. und adel., 225 bürgerl. und 8 Bauerschaften). Ihr gehören 102 QM., mit 1269 Ortschaften, darunter 180 Allodial- und 795 Lehn-Hauptgüter. Drei Jungfrauklöster besitzen 6¾ QM., mit 61 Ortschaften. Die Städte und ihre Besitzungen nehmen 24¼ QM. ein. Herrschende Religion ist die lutherische, doch leben auch Reformirte, welche zu Bützow, und Katholiken, die zu Schwerin öffentlichen Gottesdienst halten, und 3100 Juden im Lande. Für wissenschaftliche Bildung ist sehr gesorgt, und es befindet sich zu Rostock (s. d.) die mecklenburg. Landesuniversität, ein pädagogisch-theologisches Seminarium und eine naturforschende Gesellschaft. Außerdem bestehen zu Schwerin, Güstrow, Parchim, Rostock und Wismar gelehrte Schulen. Die Staatseinkünfte belaufen sich über 2.300.000 Thlr.; die Staatsschuld, mit Einschluß der mecklenburgisch-strelitzischen, 9½ Mill. Hauptstadt: Schwerin (12.700 E.), Residenz: Ludwigslust (3400 E.). Mecklenburg-Schwerin hat im Plenum der Bundesversammlung 2 Stimmen; Bundescontingent: 3580 M. — B. Mecklenburg-Strelitz besteht aus der Herrsch. Stargard, dem östl. Theile des Landes (45¾ QM., 67.000 E.), und dem Fürstenthum Ratzeburg, dem westl. Theile (6¼ QM., 12.400 E.), zusammen 52 QM. groß, mit 79.400 Einw. in 9 Städten, 2 Marktfl. und 392 Dörf. (Domainen: 273 Ortschaften: die Ritterschaft: 2 gräfl., 36 freiherrl. und adel. und 19 bürgerl. Familien, 112 Ortschaften. Die Gesammtheit der Einw. bekennen sich ebenfalls zur luther. Kirche; die Katholiken und Reformirten haben zu Neustrelitz freie Religionsübung. An wissenschaftlichen Anstalten hat das Großherzogthum: das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz, die latein. Schule in Neubrandenburg und die Bildungsanstalt für Küster und Landschullehrer. Staatseinkünfte: 500.000 Thlr.; der Großherzog hat im Plenum nur 1 Stimme; Bundescontingent: 717 M. Hauptstadt und Residenz: Neustrelitz mit 5800 E. Beide Fürsten erhielten 1815 die großherzogl. Würde und nehmen zusammen im engern Rathe des deutschen Bundes die 14. Stelle ein. Sie führen ein gemeinschaftliches Wappen und den Titel: Großherzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr. Ihre Lande stehen durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung, deren Landstände einen Körper, die alte Landesunion, bilden. Auch besetzen beide Großherzoge und die Landstände das Oberappellationsgericht zu Parchim. Beide Länder kommen nach dem Erbvertrag von 1442, im Fall des Aussterbens der regierenden Familien, an das Haus Preußen. S. Hempel's „Geogr. Beschr. d. Großherzogth. M.-Schwerin u. Strelitz" (1829). — Geschichte. Nach dem Abzuge der Vandalen aus den Gegenden an der Ostsee nahmen wendische Völker ihre Wohnsitze ein, unter denen die Obotriten das ansehnlichste waren, nächst ihnen die Wagrier (um Stargard) und die Polaben (um Ratzeburg); ihr Hauptort: Mikelenborg (jetzt Dorf Mecklenburg unweit Wismar). Karl der Gr. drang während der Sachsenkriege in das Land der Obotriten ein und zwang die dortigen Wenden bei dem nachmaligen Pfarrdorf Prosecken (im Amte Grevesmühlen) zur Taufe (789). Sie erkannten die fränkische Oberherrschaft an, die Obotriten waren selbst seine Bundesgenossen gegen die Wilzen, und Ludwig der Deutsche ließ das wendische Land durch die sächsischen

Herzoge regieren, die aber wenig Ansehen hatten. Auch das Christenthum wollte keinen Boden gewinnen, ungeachtet schon in Hamburg seit Ludwig dem Frommen (834) ein erzbischöflicher Sprengel bestand. Sie befreiten sich wieder von der deutschen Unterthänigkeit, und Heinrich I. nöthigte sie von Neuem, sich zu unterwerfen und taufen zu lassen (931). Unter Otto I. entstand das Bisthum Aldenburg (Stargard) in Wagrien, und zu Mecklenburg (Mikelenborg) wurde eine Kirche erbaut (956). Ihr eigener König, Gottschalk, bekannte sich zur christlichen Religion und ließ sich ihre Ausbreitung unter den wendischen Nationen, die fast alle seine Herrschaft anerkannten, mit Eifer angelegen seyn, daher 2 neue Bisthümer zu Ratzeburg und Mecklenburg zu Stande kamen (1056). Gleichwohl blieben die Wenden dem Christenthume immer noch abgeneigt; in einem allgemeinen Aufstande ward Gottschalk getödtet (1066), die Geistlichkeit vertrieben, Hamburg zerstört und Kruko, ein heidnischer Fürst von der Insel Rügen, zum Oberhaupt gewählt, aber von Gottschalks Sohn, Heinrich, mit Hülfe der Dänen verdrängt (1105). Heinrich, ein Christ, unterwarf sich dem h. Magnus von Sachsen zur Lehnspflicht, und von ihm und seinem Nachfolger, Lothar (nachmaligem Kaiser), unterstützt, unterjochte er alle Slawen längs der Ostsee, von der Elbe bis zur Oder. Während der Unruhen unter seinen Söhnen (1126—30), welche alle ohne Erben starben, riß sich aber manches Volk wieder los, und das Christenthum ward in seinem Fortgange gehemmt. Heinrichs Schwestersohn Kanut, Herzog von Schleswig, erhielt vom Kaiser Lothar das wendische Königreich, das bald hierauf (1131) seine Brudersöhne, Nicolas (Niklot) und Pribislav, theilten, sodaß jener die Obotriten, dieser Wagrien und das Land der Polaben beherrschte, als Heinrich der Löwe den großen, in mehren Feldzügen fortgesetzten Kreuzzug gegen die überalbingischen Wenden unternahm, sich zum Herrn von den mehrsten ihrer Staaten machte und den Widerstand der Nation gegen Unterwerfung und Christenthum endigte (1147—61). Nach dieser Eroberung regierte Heinrich der Löwe das obotritische Land oder Mecklenburg wie sein eigenthümliches, theilte es unter seine Feldherren und Ritter, setzte Grafen und Richter ein, unter andern den Grafen Gunzelin in Schwerin, das er zur Stadt und zum bischöflichen Sitz erhob, und stellte das Bisthum Mecklenburg wieder her, während er das aldenburgische nach Lübeck, seiner Hauptstadt, verlegte. Nicolas's Sohne, Prebislav II., gab er nach neuem blutigen Kriege (1164) einen Theil seines väterlichen Erbes u. d. T. eines Fürsten von Mecklenburg statt des bisherigen königlichen Titels: König der Wenden, zurück. Deutsche Colonisten nahmen sofort die Wohnsitze der erschlagenen Wenden ein, eine Menge adeliger Güter und Rittersitze nahmen ihren Ursprung daselbst, und die Landessprache ward allmälig durch die deutsche verdrängt. Pribislav bekannte sich zum christlichen Glauben und stiftete das Kloster Dobberan (1170). Sein Sohn, Heinrich Borwin (Burewin) I., machte sich um die Aufnahme des Landes durch Städte und Klöster verdient. Von ihm und seiner Gemahlin, Mathildis, Heinrichs des Löwen Tochter, stammt das regierende Haus Mecklenburg ab, also eines der ältesten in Deutschland. Die dän. Oberherrschaft, die Mecklenburg gegen den König Waldemar II. anerkennen mußte, endigte sich nach dessen Niederlage bei Bornhöveden (1227) unter Heinrich Borwin II. Dessen Söhne theilten (1228) und stifteten 4 verschiedene Linien: a) Johann der Theolog, die mecklenburgische; b)

Nicolas die güstrowsche; c) Borwin III. die rostockische und d) Pribislav III. die parchimische. Die beiden letztern erloschen mit den Enkeln ihrer Urheber wieder, jene mit Nicolas d. Kinde (1314), diese mit Pribislav IV. (1325). Nur die von Güstrow oder Werle, auch die wendische Linie genannt, erhielt sich länger und starb erst mit Wilhelm aus (1436), worauf das Fürstenthum Wenden an die mecklenburgische Linie fiel, in der Heinrich der Pilger und Heinrich der Löwe auf Johann, ihren Stifter, gefolgt waren. Mit Heinrichs des Löwen Söhnen, Albrecht I. und Johann I., entstanden 2 neue Linien, a) Mecklenburg an sich und b) Stargard (1329). Beide Brüder, besonders Johann, hatten sich im Kriege gegen den Markgrafen von Brandenburg dem Kaiser Karl IV. so beliebt gemacht, daß er nicht nur den Bezirk von Stargard, welcher bisher brandenburgisches Lehn gewesen war, zu einem Reichslehn erklärte, sondern auch ganz Mecklenburg in ein Herzogthum verwandelte (1349). Nach neuen Theilungen zwischen Ulrich I. und Johann II. erloschen mit Johann III. und Ulrich II. die stargardische Linie (1471), und ihr Land fiel an Heinrich den Fetten von der mecklenburgischen Linie, dem schon, wie erwähnt, mit Wilhelms Tode das wendische Fürstenthum angefallen war. Diese ältere oder mecklenburgische Linie hatten nach Albrecht I. (starb 1379) seine 3 Söhne, Albrecht II., der die Grafschaft Schwerin an sein Haus brachte und König in Schweden wurde, Heinrich der Henker und Magnus I., dann seine Enkel Albrecht III. und IV., und Johann II. fortgesetzt, als nach Johann III. dessen Bruder, der gedachte Heinrich der Fette, die mecklenburgischen Lande in seiner Person vereinigte (1471). Sie blieben nach seinem Tode (1477) bald vereinigt, bald, nicht ohne Streitigkeiten gemeinschaftlich unter Magnus II., Albrecht V. und Heinrich dem Friedfertigen, Albrecht VI., dem Schönen, Joh. Albrecht I. und Ulrich, Johann IV. und Sigismund August, bis des erstern, Johann IV., Söhne, Adolf Friedrich I. und Joh. Albrecht II. (st. 1636) von Neuem 2 Linien a) zu Schwerin und b) Güstrow formirten (1529) und sich in die gesammten Lande, außer dem rostockischen Districte, theilten (1611, 1621). Doch die letztere Linie starb mit dem nächsten Nachfolger, Gustav Adolf, wieder aus (1695). Die Regierung dieser beiden Brüder fiel in die verhängnißvolle Zeit des 30jährigen Krieges, in dem das Land nach seiner Theilnahme an den dänisch-niederländischen Unternehmungen härter als zuvor von den kaiserlichen und liguistischen Truppen behandelt, sie selbst von Wallenstein vertrieben und von Ferdinand II. geächtet wurden, bis die Schweden Mecklenburg besetzten und der prager Friede (1635) die Herzoge mit dem Kaiser wieder aussöhnte. Im osnabrückischen Frieden mußte an Schweden die Stadt Wismar mit den Aemtern Pöl und Neukloster abgetreten werden, dagegen der Herzog Adolf Friedrich und seine Erben mit den bisherigen Bisthümern Schwerin und Ratzeburg, der Herzog Gustav Adolf von Güstrow aber mit den Johanniter-Comthureien Mirow und Nemerow entschädigt wurden. Schon Adolf Friedrich I. (st. 1658) hatte Streit mit seinen Landständen, die sich zu keinen Geldbeiträgen verstehen wollten, bis endlich auf seinen Vorschlag ein beständiger Landausschuß gewählt wurde. Unter ihm entstand das Hof- und Landgericht. Sein ältester Prinz, Christian Ludwig, nahm, dem väterlichen Testament entgegen, vom gesammten Herzogthume Besitz und zog dem Lande durch seine Anhänglichkeit an Frankreich (Ludwig XIV.) Verwüstung von Seiten der Dänen

und Brandenburger zu. Er starb 1692, wie vor ihm 3 seiner jüngern Brüder (Gustav Rudolf und Karl 1670, Joh. Georg 1675), unbeerbt, und nur die beiden, Friedrich zu Grabow (st. 1688) und Adolf Friedrich II. zu Strelitz (st. 1708), hinterließen Nachkommenschaft; sie blühet noch in den beiden Häusern Schwerin und Strelitz. Diese Haupttheilung gründet sich auf einen Erbvertrag und nach Abgang der güstrowischen Linie (1695) beigelegten Successionsstreit zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Onkel, Adolf Friedrich II. Jener, Herzogs Friedrich zu Grabow Sohn, machte nämlich nach dem Recht der Erstgeburt auf Mecklenburg-Güstrow Anspruch, da hingegen seines Vaters jüngster Bruder, Herzog Adolf Friedrich, näher am Grade war und nach dem väterlichen Testament von Adolf Friedrich I. wenigstens zu gleichen Theilen erben wollte. Als die Sache an den Kaiser gelangte, ließ solcher vorerst das erledigte Land sequestriren und die Regierung durch Gustav Adolfs Witwe führen, bis auf ein Reichshofrathserkenntniß (1679) der Herzog Friedrich Wilhelm in Besitz des ganzen Landes gesetzt wurde. Die Schweden, nebst Kur-Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg, die sich als ausschreibende Fürsten des niedersächsischen Kreises wegen des kaiserl. Executivverfahrens in ihren Gerechtsamen beleidigt fanden, nahmen sich des Herzogs Adolf Friedrich von Strelitz mit bewaffneter Hand so nachdrücklich an, daß auf Leopolds Vermittelung der hamburger Theilungsvergleich (den 8. März 1701) zu Stande kam, wodurch Friedrich Wilhelm von Schwerin das Fürstenthum Güstrow, hingegen Adolf Friedrich das Fürstenthum Ratzeburg nebst Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreistagen, die Herrschaft Stargard, die Aemter Mirow und Nemerow und aus dem Zoll zu Boitzenburg eine jährliche Pension von 9000 Thlrn. bekam. Es wurde zugleich das Erstgeburtsrecht in beiden Linien bestätigt und die Linealsuccession festgesetzt. a) Friedrich Wilhelm, der also die Mecklenburg-Schwerin-Güstrowsche Linie anfängt, errichtete nach dieser Theilung mit seiner Ritter- und Landschaft über die zu bestimmende Summe der Landsteuern einen Vergleich, der aber bald neue Streitigkeiten veranlaßte, in denen der Herzog preuß. Militair gegen die adeligen Rittergüter requirirte, die aber für jetzt durch einen anderweitigen Vergleich zu Boitzenburg noch beigelegt wurden. Der damalige nordische Krieg, worin Schweden, Dänen, Sachsen und Russen in Mecklenburg hausten, soll dem Lande über 2.600.000 Thlr. gekostet haben, und zum großen Nachtheil desselben nahm Friedr. Wilhelms Bruder, Karl Leopold, Antheil an dem Kriege. Als Wismar an die Dänen übergegangen war (1716), blieben die Russen, seine Bundesgenossen, gleichwohl noch im Lande und räumten es erst nach Erhebung großer Geldsummen (1717). Sie behielten es unter dem Vorwande besetzt, dem Herzoge, der eine russische Prinzessin (Czar Peters I. Bruderstochter) zur Gemahlin hatte, gegen seine unruhige Ritter- und Landschaft beizustehen. Mit dieser war Karl Leopold, neben fortdauernden Streitigkeiten mit seinen Verwandten und der Stadt Rostock, in so lebhafte Händel gerathen (1715), daß Karl VI. endlich die Reichsexecution verfügen und durch hanöversche und braunschweigische Kriegstruppen vollstrecken lassen mußte (1719). Dem Herzoge blieb nichts als die Festung Dömitz übrig, und zu Rostock wurde eine kaiserl. Commission eröffnet, gegen deren Verordnungen Leopold mit solcher Widersetzlichkeit beharrte, daß ihn der Kaiser durch eine provisorische Reichshofrathsverfügung (1727) der Regierung entsetzte und seinem Bruder, Herzog Chri-

stian Ludwig, die Administration übertrug, da aber diese bei dem Hause Hanover und Braunschweig Widerspruch fand, ihn zum kaiserl. Commissarius ernannte (1732). Herzog Leopold brachte nun durch allgemeines Aufgebot (1733) einen großen Theil der Landleute und der Bürger in kleinen Städten unter die Waffen, was dem König Friedrich Wilhelm I. Veranlassung gab, Preußen einrücken zu lassen. Der Anschlag, den Herzog Christian Ludwig in Neustadt (Schloß an der Elbe) aufzuheben, wurde von den lüneburgischen Truppen vereitelt, die sich auch im Schlosse zu Güstrow so gut hielten, daß die bereits eingenommene Stadt wieder von Leopolds Landsturm verlassen werden mußte, welcher nun sich völlig auflöste. Hanover und Braunschweig zogen ihre Mannschaft bis auf 400 Mann aus Mecklenburg, und für die Kosten wurden ihnen 8 Aemter nebst dem Zoll zu Boitzenburg verpfändet; hingegen verschaffte sich Christian Ludwig unter Vermittelung holsteinische und schwarzburgische Truppen, an welche Schwerin nach einer kurzer Belagerung überging (1735). Allein erst nach Leopolds Tode (1747) hörten die Unruhen auf. Der neue Herzog Christian Ludwig errichtete mit der Ritter- und Landschaft den rostockischen Landesgrundvergleich (den 18. April 1755), wodurch die bisherigen langwierigen Irrungen zwischen beiden Theilen beendigt wurden. Vermöge dieses Landgrundgesetzes sollen die Landescontributionen nach der, nach genauer Ausmessung gefundenen, Anzahl der zur Hälfte steuerbaren Hufen (die andere Hälfte der Hufenzahl soll gegen Leistung der in allen Lehn- und Allodialbriefen vorbehaltenen Ritter- und Manndienste frei seyn), bezahlt (à 9 Thlr. jährlich) und die landesfürstlichen Aemter und Kammergüter gleich den ritterschaftlichen Hufen beigezogen werden. Die Steuerbeiträge der Städte (Landschaft), sowie der in den adeligen und Klostergütern, im rostockischen Distrikt, in den städtischen Kämmerei- und Oekonomiegütern und Dörfern außer den Hufen wohnenden freien Leute ward auch festgesetzt und nächstdem versprochen, daß der Herzog mit dieser ordentlichen ritter- und landschaftlichen Contribution zu den Besetzungs-, Befestigungs- und Gesandtschaftskosten, zu Reichs-, Kreis- und Deputationstagen und zu Kammerzielern völlig zufrieden seyn wolle und außer derselben ein Mehres nicht fordern wolle, als die Reichs-, Kreis- und Prinzessinsteuern. Christian Ludwigs Nachfolger, Friedrich, verbesserte nach dem 7jährigen Kriege die Finanzen, beseitigte die Streitigkeiten mit Rostock, wegen der hohen Schule zu Bützow (1760), die nachher (1788) mit jener vereinigt worden ist, und erhielt im teschener Frieden das privilegium de non appellando, dem von der Ritterschaft widersprochen wurde. Sein Neffe, Friedrich Franz, trat die Regierung (1785) an, erhielt durch einen Vertrag mit Schweden die Stadt Wismar für 1.200.000 Thaler verkauft, 1803 durch den Reichsdeputationsreceß 7 lübeckisch-enclavirte Städte für 2 ihm im strasburger Domcapitel zustehende Domherrnstellen, trat 1807 dem Rheinbunde bei, veränderte aber die ständische Verfassung wenig, entsagte diesem Bunde den 25. März 1813; stellte ein bedeutendes Infanteriecorps (ein Regiment zu Fuß, dem die Garde zum Stamm diente, und ein Regiment Jäger) für die Alliirten, das Land ward aber deßhalb nach dem Waffenstillstande von Davoust überschwemmt und sehr mißhandelt. Als die Franzosen vertrieben waren, erlaubte die Erschöpfung Mecklenburg kaum noch Etwas zu thun, doch wurden noch 6 Bataillone Landwehrinfanterie von Schwerin und Strelitz gemeinschaft-

lich gestellt. 1815 nahm der Herzog die großherzogl. Würde an. Nach beendigtem Kriege herrschte große Noth in Mecklenburg, doch glich sich viel durch die hohen Getreidepreise wieder aus. Die Verfassung blieb die alte, doch kam der 1816 bereits ausgeschriebene Landtag nicht zu Stande, und 1817 ward ein organisches Gesetz gegeben, das Mehres in dem Verhältniß der Stände und Unterthanen zu den Fürsten bestimmte. 1818 fand ein Landtag statt, auf dem die Leibeigenschaft aufgehoben, die Errichtung eines Oberappellationsgerichts zu Parchim beschlossen, die Aufhebung des Indults, welche seit der Zeit des Krieges die Zahlung der von den Gutsbesitzern schuldigen Capitalien aussetzte, aufschob, sodaß selbige 1821 gekündigt und wieder gezahlt werden sollten. Der Landtag 1819 zu Malchin beschäftigte sich mit innern Angelegenheiten und Ausführung der früheren Beschlüsse. Am 17. Februar 1820 erschien ein Rescript, das bereits 1818 von dem Landtage gefaßten Beschlüsse ins Leben setzte und die Leibeigenschaft wirklich aufhob, sodaß mit dem Jahre 1824 alle Unterthanen frei seyn sollten. Die Streitigkeiten mit den Ständen über die Unterhaltung des Bundescontingents wurden 1827 bei gegenseitiger Nachgiebigkeit geschlichtet. Die Ausbrüche des Unmuths, die sich 1830 auch in Mecklenburg zeigten, waren meist gegen örtliche Beschwerden, besonders gegen die Gebrechen der Gemeindeverfassung gerichtet. Wie viel auch seit 50 J. sich geändert haben mochte, so wurde doch wegen der Abhülfe solcher Beschwerden gegen Ortsobrigkeiten auf ein Gesetz von 1777 verwiesen; aber während Schwerin nach dem Aufstande im Sept. 1830 nur durch die Abschaffung des Thorsperrgeldes für Spaziergänger eine Beschwichtigung erhielt, wurden die ernstlichern Zwistigkeiten zwischen den Bürgern und dem Stadtrath zu Wismar 1831 durch eine neue Verfassungsform beruhigt. — b) Der Stammvater der Mecklenburg-Strelitzischen Linie war der oben genannte Adolf Friedrich II. Er besaß bis zum harburgischen Receß nur die Aemter Feldberg und Strelitz und erbauete Neustrelitz. Ihm folgte 1708 Adolf Friedrich III., der 1752 unbeerbt starb und seinem Brudersohn, Adolf Friedrich VI., die Regierung hinterließ, welche nach ihm dessen ältester Bruder, Karl Ludwig Friedrich, übernahm (1794). Er trat wie Mecklenburg-Schwerin zum Rheinbunde, entsagte demselben 1813 und nahm 1815 den großherzogl. Titel an. Für die Alliirten hatte Mecklenburg-Strelitz, außer dem schon unter Mecklenburg-Schwerin erwähnten Contingent, ein Regiment Husaren gestellt, das mit bei dem schlesischen Heere, unter dem Prinzen Karl focht. Nach dem Frieden sollte Strelitz gleich Oldenburg, Koburg und Hessen-Homburg einen Länderzuwachs von 10.000 Ew. erhalten. Es verglich sich indessen mit Preußen und erhielt dafür finanzielle Vortheile. In allen übrigen Verhältnissen war die Geschichte von M.-Strelitz die schon unter M.-Schwerin berichtete. Der Großherzog war 2 Mal vermählt, mit 2 Schwestern aus dem hessendarmstädtischen Hause; aus der ersten Ehe überlebten ihn: der jetzige Großherzog (reg. s. 1816), Georg Friedrich Karl, geb. 1779; die Fürstin v. Thurn und Taxis und die Herzogin von Cumberland Aus der 2. Ehe stammt der Herzog Karl Friedrich August, geboren 1785, königl. preuß. General und Präsident des Staatsraths. So fühlbar die Folgen der Kriegsjahre waren, so wurden doch unter dem jetzigen Großherzog verschiedene nützliche Einrichtungen für die Landescultur getroffen. Gleichzeitig mit Mecklenburg-Schwe-

rin tilgte die Regierung die lange gedauerte Schmach der Leibeigenschaft, ohne daß jedoch hier so wenig als dort die bäuerlichen Verhältnisse, bei dem Uebergewicht des Interesses der ritterschaftlichen Gutsbesitzer, auf eine gerechte und dem Gemeinwohl förderliche Grundlage wären gebracht worden. Es ist zu erwarten, daß die Verbesserung dieser Verhältnisse auch hier von den Domainen- und Cabinetsgütern ausgehen werde. Manches geschah für die Verbesserung des Schulwesens, besonders der Landschulen, und der Großherzog wirkte für diesen wohlthätigen Zweck durch persönliche Unterstützungen, wie er auch für die Verschönerung der Stadt Neustrelitz und die Errichtung gemeinnütziger örtlicher Anstalten durch unmittelbare Beihülfe oder Begünstigung thätig war. S. Rudloff's „Handbuch der mecklenburg. Geschichte" (3. Thle, Rostock 1822) und v. Lützow's „Geschichte von Mecklenburg" (Berlin 1827, 1. Thl.).

Medaille (von metallum), eine in Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche das Andenken an einen besondern Vorfall oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt bringen, oder auch nur als Geschenk bei feierl. Gelegenheiten dienen soll. Durch diesen Zweck unterscheidet sie sich von der Münze. (S. Münzkunde.) Auch werden sie in der Regel von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen und oft zugleich Erfinder ihres Gegenstandes sind, verfertigt. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich vor den Münzen auch durch ihre Größe aus, durch welche die Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlich werden. Man theilt sie in alte (die Medaillen des Alterthums, namentlich die griech. und röm. goldenen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraklius) und neue: alle von dieser Zeit an auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfälle ausgezeichneter Personen, auf Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte ꝛc. geprägte Medaillen. Die ältern Medaillen waren auch Probemünzen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind als der goldene Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, unter denen von Erz diejenigen, welche den Sestertius an Umfang übertreffen. Die letztern zeigen die größte Mannigfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griech. Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannigfaltigkeit ihrer Inschriften sehr geschätzt. Seit dem 3. Jahrh. nach Chr. ging die Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren und blieb es beinahe 1000 Jahre. Ob Denkmünzen auf Karl d. Gr. (800) nicht später geschlagen worden sind, ist ungewiß. Im 14. Jahrh. findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Maler aus St.-Vigilio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von A., wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, auf

den Münzen Victor Gambello genannt, zu Vicenza im Venetianischen gebürtig, der vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431—84) arbeitete, ist der Erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Varin (1604—72) aus Lüttich als Medailleur aus. Die erste engl. Denkmünze ließ 1480 ein engl. Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hält und welche auf den 1415 zu Konstanz verbrannten Huß geschlagen worden, nicht später geprägt sey, scheint zweifelhaft. Besonders reich ist Holland an historischen Denkmünzen aller Art aus dem 16. u. 17. Jahrh. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren hervorgebracht wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne, die kleinen Jetons. Eine Medaille von außerordentlicher Größe nennt man Medaillon. (Der Sprachgebrauch bezeichnet auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemälde unter Glas, welches die Damen zu tragen pflegen.) Unter den deutschen Medailleurs und Graveurs nennen wir Abrahamson und Loos (s. d.) in Berlin. In Frankreich und Italien ward die Kunst Medaillen zu schneiden besonders unter Napoleon zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Die von Denon entworfenen und von Simon, Süße, Andrieu, Jeuffroy, Tiolier ꝛc. ausgeführten Denkmünzen auf die Siege der großen Armee werden sehr geschätzt. Zum Kauf und Verkauf der Medaillen, deren Werth größtentheils die Seltenheit der Exemplare bestimmt, gehören gründliche, geschichtliche und diplomatische Kenntnisse. S. T. E. Mionnet's „Description des médailles antiques, grecques et romaines" (Paris 1813, 6 Bde.); Köhler's „Münzbelustigung ꝛc."; Lochner's „Medaillensammlung", Joachim's „Neu eröffnetes Münzcabinet ꝛc."

Medea, T. des Königs Aëtes von Kolchis. Als Mutter wird von Einigen Idyia, des Okeanos Tochter, von A. Hekate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß der geheimen Kräfte der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Mit dem Anführer der Argonauten, Jason (s. d.), lebte sie, nachdem sie ihn in allen Gefahren unterstützt hatte, 10 J. in glücklicher Ehe, bis die Reize der T. des Königs Kreon, Glauke oder Kreusa, eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten, und er Medea verstieß. Nach A. trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie auf Rache. Sie sandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitgeschenk, welches, als diese es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, sodaß sie des qualvollsten Todes starb. Nach A. ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldene Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenk bringen. Kreon's Pallast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie,

bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Hercules, nach A. zum König Aegeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Auch von hier ward sie als Zauberin verbannt. Endlich kehrte sie in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus und ward von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichtkunst gewesen, besonders der tragischen. Aeschylus und Ovid's Tragödien d. N. sind verloren, so auch des Sophokles „Kolchides". Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Neuerdings hat sie Grillparzer wieder auf die tragische Bühne gebracht. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini d. Namen.

Mediateur, Vermittler, Mittelsperson, Friedensstifter; bei kriegführenden Mächten diejenige Macht, die sich dazu anbietet, die streitenden Parteien auszugleichen; gewöhnlich leisten diese auch für die Festhaltung des abgeschlossenen Friedens die Gewähr und heißen dann Garants. — In einigen Kartenspielen (z. B. Quadrille oder Solo) heißt Mediateur ein Blatt, das ich mir gegen ein anderes vom Mitspieler ausbitte, um dann allein (Solo) spielen zu können. — Die Mediation, die Vermittelung, Dazwischentretung; in der Arithmetik die Halbmachung, Halbirung; mediatorisch, vermittelnd.

Mediatisirte, deutsche Standesherren, denen ihre ehemalige Reichsunmittelbarkeit genommen worden ist und die mit ihren Unterthanen der Oberbotmäßigkeit eines größern Staates unterworfen worden sind. Schon in der frühesten Zeit des deutschen Reichs findet man ein solches Einziehen der Besitzungen kleinerer Reichsstände durch Mächtige, und die Geschichte aller deutschen Staaten zeigt davon Beispiele. Der Kaiser und das Reich genehmigten solche Gewaltschritte, entweder der Nothwendigkeit nachgebend, oder aus Politik, oder aus Eigennutz. Man nannte das Verfahren eximiren, nämlich Jemanden aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen (eximere); wurde der Steuerbetrag für ihn gezahlt, so hieß es exemtio cum onere, im gegentheiligen Falle exemtio sine onere. Nach Auflösung des deutschen Reichs 1806 erhielt die Sache einen andern Namen, den der Mediatisirung, und hier wurden bei Errichtung des Rheinbundes bes. die Staaten mediatisirt, die innerhalb des Gebiets von Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt lagen. Nur Aremberg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Isenburg-Birstein, Leyen, Liechtenstein, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, blieben von den kleinern süddeutschen Fürsten als Glieder des Rheinbundes unabhängig, was sie zum Theil Verwandtschaften und Bekanntschaften, zum Theil, wie man sagt, Bestechungen der französischen Minister zu danken hatten, da weit größere Fürsten, z. B. Fürstenberg, Leiningen, Schwarzenberg, Hohenlohe u. s. w., mediatisirt wurden. Was die Sache 1806 verhaßt machte, war theils der Mangel eines Princips, indem größere Besitzungen, die Fürstenbergischen mit 74.000 Einw., die Leiningischen mit 83.000 Einw., mediatisirt wurden, während viel kleinere ihre Souverainetät behielten, theils aber auch die Art und Weise, wie die rechtlichen Verhältnisse

der bisherigen Souverains gegen ihre neuen Landesherren bestimmt wurden. Wie unvermeidlich aber die Sache an sich war, zeigte sich 1815, als man es nicht nur unmöglich fand, die bisherigen Mediatisirungen wieder zurückzunehmen, sondern noch neue (Salm, Isenburg, von der Leyen) hinzuthat. Doch hat man durch den 14. Art. der deutschen Bundesacte für einen festen Rechtszustand der Mediatisirten gesorgt. (Vgl. Standesherren.)

Mediceer, s. Lorenzo von Medici.

Medici (Luigi, Don, gewöhnlich Ritter), Staatsminister (der auswärt. Angeleg., Finanzen und hohen Polizei) des Königs von beiden Sicilien, ausgezeichnet durch Talente und Thätigkeit, sowie durch eine Menge großer und glänzender Entwürfe, deren Ausführung jedoch innere und äußere Hindernisse bald erschwert, bald vereitelt haben. Er stammte aus dem Hause der Fürsten von Ottajano und Herzoge von Sarno, war Großkreuz mehrer Orden, Oberstthofmeister des Königs, zuletzt Präsident des Ministerraths und leitete seit mehren Jahren die auswärtigen Angelegenh. Schon als Acton's (s. d.) Nachfolger machte er sich 1805 fg. durch Verbesserung der Finanzverwaltung verdient. Während Joseph's und Murat's Herrschaft begab er sich nach England, von wo er erst 1815, nach Ferdinands IV. Wiederherstellung, in sein Vaterland zurückkehrte. Hier war er Polizeiminister, als Murat, verleitet durch falsche Nachrichten, die man ihm aus dem Neapolitanischen, wie es hieß, absichtlich zukommen ließ, um ihn in die Falle zu locken, sich von Corsica aus nach Neapels Küste einschiffte. Medici war von den Planen Murats (s. d.) unterrichtet und ließ die Küsten bewachen. Der Bericht des Ministers Medici über dieses Ereigniß steht in der „Allg. Zeit.", 1815, Beil. 143. — 1818 ward Medici beauftragt, die Irrungen mit dem apostol. Stuhle durch ein Concordat beizulegen. Er begab sich daher nach Terracina, wo er mit dem päpstl. Bevollmächtigten, Card. Consalvi, in einem so festen Tone unterhandelte, daß Consalvi nachgab, worauf am 16. Febr. 1818 das Concordat unterzeichnet wurde. Nun trat Medici auch an die Spitze der Finanzverwaltung, um sein schon 1805 entworfenes neues Münzsystem und andre Maßregeln einzuführen. Dieß geschah durch das Münzgesetz vom 20. April 1818, welches die Silbermünze als Preismittel annahm. Seitdem stieg auch der Werth der Staatspapiere. Jedoch konnten viele Verbesserungen nur langsam vorbereitet werden, zumal in Sicilien, wo die Vorrechte der Barone und des Klerus große Hindernisse in den Weg legten. Insbesondere betrieb Medici mit mehr Eifer als Erfolg die Umbildung der Rechtspflege, sowie die Abfassung eines neuen Gesetzbuchs, und der König erließ 1819 auf seinen Rath die wichtige Verordnung: „Alle Richter sollten in Streitsachen nach dem buchstäblichen Sinne des Gesetzes, und wo dieser nicht klar sey, nach vernünftigen Auslegungen, nicht aber nach den Commentarien der Rechtslehrer sprechen; worauf dann die Gründe des Urtheils durch den Druck bekanntzumachen wären". Bei der Menge von Räuberbanden waren die Gefängnisse mit Verbrechern überfüllt. Medici schloß daher mit dem Hofe zu Rio-Janeiro einen Vertrag, wodurch der Regierung in Brasilien 2000 neapolitanische Galeerensklaven zum beliebigen Gebrauch überlassen wurden. Indeß fand die Verwaltung des Ministers in Neapel, besonders die Wiederherstellung vieler Klöster 1819, manchen Tadel. (Vgl. des Grafen Orloff „Mém.

hist. polit. et lit. sur le roy. de Naples", Paris 1819, 5 Bde.) Das Volk war über die von dem Minister eingeführte neue Grundsteuer (Fundaria) sehr unzufrieden. Doch wurde die Militairrevolution zu Nola (2. Juli 1820) zunächst veranlaßt durch die neuen Militaireinrichtungen des Generals Nugent und durch die Maßregeln des Polizeiministers Prinzen von Canosa, der von Medici's Grundsätzen, welcher die Sekten der Carbonari und Calderari mit Geringschätzung behandelte oder die überspanntesten Köpfe in das Narrenspital schickte, ganz abwich und mit den Calderari zur Verfolgung der Carbonari sich verband, dadurch aber alle Parteien bewaffnete, sodaß selbst Canosa's Absetzung den Ausbruch nicht mehr verhindern konnte. Nugent und Medici riethen nun zwar dem Könige, auf der Stelle mit seiner Familie nach dem adriatischen Meere abzusegeln, mit einer östr. Hülfsarmee zurückzukommen und mit Gewalt die alte Ordnung der Dinge herzustellen; allein der König blieb auf Bitten des Kronprinzen in Neapel. Medici nahm darauf seine Entlassung und zog sich nach Rom zurück, wo er auch nach der Wiederherstellung des Königs in seine volle Gewalt noch eine Zeit lang blieb. Als aber das terroristische Verfahren des wieder zum Minister der allgemeinen Polizei ernannten Fürsten von Canosa nicht geeignet schien, die Ruhe und Ordnung zu befestigen, und auch das Finanzwesen in der größten Zerrüttung war, so entschloß sich der König, auf Oestreichs Rath, im Juni 1822, ein neues Ministerium zu ernennen, an dessen Spitze Fürst Alvaro Ruffo, bisher Botschafter in Wien, trat. Canosa ward entlassen. Der Ritter Medici erhielt wieder die Finanzverwaltung; sein ehemaliger Freund und Amtsgenosse aber, der Marchese Don Donato Tommasi, das Ministerium der Gnade und Gerechtigkeit. Seitdem hörte in Neapel das bisherige Verfolgungssystem auf. Zur Deckung des Deficits hatte man bereits eine Anleihe mit dem Hause Rothschild abgeschlossen. Als hierauf der König Ferdinand sich mit dem Fürsten Ruffo nach Verona und von hier nach Wien begab, erhielt Medici den Vorsitz im Ministerrathe. Um den Finanzen aufzuhelfen, was bei der gänzlichen Stockung des Handels große Schwierigkeiten hat, mußte Medici im Febr. 1824 für eine neue Anleihe beim Hause Rothschild von dritthalb Mill. Pf. St. die Zölle und andere indirecte Auflagen des Reichs verpfänden. Unter der Regierung des Königs Franz I. behielt Medici seinen hohen Posten und bewirkte den Abzug des östreichischen Schutzheeres aus dem Königreiche. Er begleitete den Monarchen 1829 nach Madrid, wo er am 25. Jan. 1830 starb.

Medicin. Arzneikunde ist die Kunst, menschliche Krankheiten, zu erkennen, und nach einem, durch diese Kenntniß bestimmten, Plane zu heben oder zu heilen. Sie faßt 1) alle krankhaften Erscheinungen am Menschen auf, und betrachtet sie in ihrem Zusammenhange und ihren Ursachen nach den Gesetzen, unter welchen sie erfolgen können, als Abweichungen von dem gesunden Zustande, nach dem Wesen und dem Grade dieser Abweichung. Sie setzt also die Kenntniß des gesunden Menschen voraus. Hiernach entwirft sie 2) einen Heilplan, wodurch sie sich von dem Zufalle, der oft das Zweckmäßige herbeiführt, unterscheidet. Da alle Krankheiten aus der Abänderung der gesunden Lebensverhältnisse entstehen, so läßt sich wohl, mittelst einer genauen Kenntniß, davon ein Plan entwerfen, um dem Gesundheitszustande seine ursprüngliche Beschaffenheit wieder zu geben. Denn, sowie die Heilkunst ihren Zweck

deutlich darstellt, so erkennt sie auch mit Sicherheit die Art und die Mittel, ihn zu erreichen. Werden alle Kenntnisse von den Erscheinungen am Menschen im Zusammenhange mit den Gesetzen der menschlichen Natur, und in Verbindung mit der Kenntniß von der Wirkung der Heilmittel nach allgemeinen Grundsätzen geordnet, und wird auch aus diesen alles Einzelne abgeleitet, so ist eine Arzneiwissenschaft, Heilwissenschaft, gebildet, ein vernunftmäßig geordneter Inbegriff aller auf Heilung der Krankheiten sich beziehenden Erkenntnisse. Die krankhaften Erscheinungen (Symptome) am Menschen, sind der besondere Gegenstand der Heilwissenschaft; insofern nun der Mensch zur Sinnenwelt gehört, ist sie eine Naturwissenschaft. Jene Symptome deuten bei einigen Krankheiten keine wahrnehmbare Veränderung der Form an, sondern eine allgemeine Veränderung der Kräfte; diese Krankheiten heißen innere, und die dagegen wirksamen Mittel Arzneien: daher nennt man diesen Zweig der Heilkunst innere Heilkunst, Arzneikunst oder Medicin. Alle wahrnehmbare Veränderungen der Form geben äußere Krankheiten: daher äußere Heilkunst oder Chirurgie. Endlich macht die Hülfe bei krankhaft-erschwerten Geburten noch einen dritten Zweig aus, die Entbindungskunst, welche, als auf einen besonderen Gegenstand bezogen, aus innerer und äußerer Heilkunst zusammengesetzt ist. Uebrigens setzen beide gleiche Kenntnisse voraus, keine kann der andern entbehren, Medicin und Chirurgie machen ein unzertrennliches Ganzes aus. Die Quellen der Heilkunde aber liegen in der Natur, von welcher der Mensch selbst ein Theil ist, und werden durch Beobachtung und Erfahrung erworben. Eine Menge Kenntnisse werden also vorausgesetzt, ehe man den kranken Zustand des Menschen selbst erforschen und die Wirkung der Mittel damit in Verbindung denken kann. Aus diesem Abrisse ergibt sich das gegenseitige Verhältniß der vorzüglichsten medicinischen Wissenschaften, wie eine aus der andern schöpft und keine ohne die andere möglich ist. Insbesondere unterscheidet man Hülfs- oder Grund- und Hauptwissenschaften, denen noch, wegen ihrer Richtung auf besondere Zwecke, Nebenwissenschaften (angewandte Heilkunst) beigezählt werden. Zu den Grundwissenschaften, welche zwar nicht selbst Anleitung zur Heilung der Krankheiten geben, aber selbige durch Kenntniß des zu bearbeitenden Stoffes vorbereiten, gehören: Naturkunde im Allgemeinen, vorzüglich ihre Abtheilungen: Zoologie, Zootomie, Botanik, Oryktologie, um sie zur Beurtheilung der Natur des Menschen zu benutzen; ferner Chemie, als die Kenntniß der körperlichen Mischung, und als Hülfswissenschaft zur Erklärung der Erscheinungen, welche die Mischung liefert: Physik, die Lehre von den Erscheinungen, welche der Materie überhaupt zukommen, und nicht aus Form und Mischung, sondern aus Kräften erklärt werden, für deren Aeußerungen durch genaue Beobachtungen Gesetze sich auffinden lassen. Hier dient vorzüglich die Physik des organischen Reiches, Physiologie, der Heilkunst unmittelbar zur Beurtheilung der Kräfte unorganischer Körper, welche auf den menschlichen einwirken und ihn verändern. Da die Heilkunst den Menschen aber zu ihrem nähern Gegenstande hat, und die übrige Natur nur in Bezug auf ihn untersucht, so hebt sie diejenigen Abtheilungen jener allgemeinen Hülfswissenschaften, als nähere, besonders aus, welche sich auf den Menschen selbst beziehen, und gestaltet sie, ihrem Zwecke gemäß, zu eigenen Disciplinen. So entstehen fol-

gende für die Heilkunst besonders geordnete: 1) Kenntniß der Form des Menschen oder Anatomie. Die gesammte Heilkunst bedarf ihrer als Grundlage, vorzüglich stützen sich auf sie die Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneikunst. 2) Naturgeschichte des Menschen. 3) Kenntniß der Mischung des menschlichen Körpers oder anatomische Chemie. Diesem Zweige der speciellen Chemie fehlt es sehr an hinlänglicher Gewißheit, weil der geschickteste Chemiker die Körper nie im organischen Zusammenhange prüfen kann, sondern nur getrennt vom Organismus, der sie liefert, als todte, unorganische Theile; Hauptgegenstände dieser Disciplin sind die verschiedenen Flüssigkeiten des Organismus, die schwerste aller Aufgaben, die keineswegs gelöst ist. Das cirkulirende Blut, was alle die verschiedenen Säfte hergibt, wird in dem organischen Laboratorium, ohne Beimischung eines fremden chemischen Stoffes, in so vielfache Flüssigkeiten zerlegt, deren jede sich durch chemische Eigenschaften scharf unterscheidet. Diesen Unterschied hat uns zwar die Chemie gelehrt, aber nicht das chemische Mittel, was ihn hervorbringt, nicht die chemische Wirksamkeit der absondernden Organe, welche mit Wahrscheinlichkeit von dem Nervensystem abhängt. Nur so viel wissen wir, das es zwei Classen von Flüssigkeiten gibt: die Absonderungen, die noch fernern Dienst im thierischen Körper leisten sollen und die alle alkalischer Natur sind: und die Aussonderungen, welche als unnütz ausgestoßen werden und sauer sind. Dieser Zweig der Chemie ist von dem wichtigsten Einflusse auf die Heilkunst; denn er kann bei größerer Vollständigkeit die sicherste Quelle physiologischer und pathologischer Theorie werden. 4) Die Naturlehre des Menschen, oder seine organische Physik, zerfällt in die des Körpers: Physiologie, welche die Darstellung seiner regelmäßigen Erscheinungen (während der Gesundheit), und die Untersuchung ihrer Ursachen begreift, und die in der Seele: Psychologie oder Seelenlehre, wovon die medicinische Anthropologie einen Theil ausmacht. Sie ist die Lehre von dem eigenthümlichen Charakter des Menschen, der aus der Vereinigung des Körperlichen mit dem Geistigen besteht. Daher betrachtet sie nicht nur den Einfluß des Körpers auf die Seele, als Ursache der verschiedenen Temperamente, sondern auch den Einfluß der Seele auf den Körper, inwiefern die körperlichen Aeußerungen durch die geistige Natur bestimmt werden. Beide Zweige der Naturlehre bedürfen einer genauen Zeichenlehre oder Semiotik. 5) Pathologie. Der Heilkunst ist vor allen die Kenntniß der krankhaften Zustände unentbehrlich. Daher beschäftigt sich der allgemeine Theil der Pathologie mit der Aufstellung der Merkmale, welche allen, und jeder einzelnen Gattung von Krankheit zukommen. Sie ist das Resultat der speciellen Krankheitslehre und stellt durch Abstraction das Allgemeine und den Zusammenhang der Krankheiten mit den bekannten Gesetzen der Menschennatur auf. Sie zerfällt in die Pathogenie, Symptomatologie und Aetiologie. Der besondere Theil derselben, oder die Lehre von den besonderen Krankheitserscheinungen, betrachtet diese nach der Form (pathologische Anatomie) und nach der Mischung (pathologische Chemie), und endlich jede als ein besonderes Ganzes in der Nosologie. 6) Die Lehre von den Heilmitteln, Heilmittellehre oder auch Materia medica genannt. Sie lehrt die bestimmten heilsamen Außendinge kennen, welche zur Beseitigung der kranken Zustände angewendet werden können. Die Hauptwissen-

schaften, welche zu Erreichung des eigentlichen Zweckes der Heilkunst Anleitung geben, zerfallen in die entfernten und nähern, nachdem ihre Belehrung sich mittelbar oder unmittelbar auf die Krankheitsfälle bezieht. 1) Die entfernten begreift die allgemeine Heilkunst, allgemeine Therapie. Sie lehrt die allgemeinen Grundsätze, nach welchen die Heilung des kranken Zustandes und jedes besondern geschehen müsse, indem sie den Zusammenhang der Krankheitserscheinungen, und der den heilenden Mitteln inwohnenden Kräfte erläutert, auf welche Letztere sie ganz besonders zu sehen hat. Sie theilt ihre Regeln nach den besondern Zweigen der speciellen Heilkunst ein, in die allgemeine innere Heilkunst, in die allgemeine äußere oder Chirurgie, und allgemeine Entbindungskunst. 2) Die näheren Hauptwissenschaften sind in der besondern Therapie enthalten. Davon lehrt die besondere Arzneikunst (innere Heilkunst, Medicin, d. i. die, welche die Krankheiten vorzugsweise mit Arzneien behandelt) bei einzelnen Krankheiten nach einem bestimmten Plane handeln. Die specielle Chirurgie oder Wundarzneikunst, und die Entbindungskunst behandeln ihren Gegenstand auf gleiche Weise. Alle diese Wissenschaften sind theoretisch, insofern sie die Grundsätze des Heilverfahrens lehren; sie bauen dieselben auf Regeln, welche von dem Erfolge der Anwendung von Heilmitteln bei einzelnen Krankheiten abgeleitet sind. Sie werden praktisch durch die wirkliche Anwendung auf kranke Körper mittelst Befolgung jener Regeln, welche eine Sammlung von beobachteten Krankheiten und deren Heilung (Klinik) aufstellt. Der Arzt, der jene Wissenschaften inne hat, ist ein Heilkundiger; der sie auf den kranken Körper anwendet, ist ein Heilkünstler. Die Wissenschaft leitet seine Idee; die Kunst muß diese zur Wirklichkeit bringen, d. h. auf den gegebenen Fall anwenden. Das Talent des Arztes muß die Regel finden, welche auf den bestimmten Fall paßt, und die von der Wissenschaft nur im Allgemeinen angegeben werden kann. Die Mannigfaltigkeit der Individualität, die Verschiedenheit eines jeden Menschen in seiner Gesundheit, in seinen physisch-geistigen Verhältnissen, die vom Alter, Geschlecht, Temperament u. s. f. abgeändert und bestimmt werden, geben die Bedingungen zur Anwendung der Mittel. Diese Bedingungen sind aber so verschieden als die Individuen selbst, sodaß, da jedes als eine kleine Welt sich darstellt, die besonders behandelt seyn will, auch jede Krankheit, obschon die Wissenschaft sie unter dieselbe specielle Abtheilung ordnet, in ihm sich abweichend gestaltet. Alle diese Bedingungen, welche, ihrer Mannigfaltigkeit wegen, nie zu allgemeinen Regeln erhoben werden können, umfaßt die Klinik, oder die Heilkunst in ihrer Ausübung. Abgesehen von diesem unmittelbaren Zweck der Heilkunst, kann die Heilkunde noch auf das Gesundheitswohl der Menschen überhaupt angewendet werden, und obgleich der Arzt weder Gerichtsperson, noch Diätetiker, noch Politiker ist, so kann doch nur er allein competenter Richter über medicinische Gegenstände seyn, welche in jene Zweige der bürgerlichen Verfassung einschlagen. Die hierauf angewendeten medicinischen Grundsätze bilden daraus folg. Nebenwissenschaften: 1) Populaire Naturlehre (Physiologie) des Menschen, die eine allgemeine verständliche Uebersicht der Erscheinungen am Menschen und ihre Erklärungen liefert; 2) populaire Gesundheitslehre oder Diätetik; 3) Staatsarzneikunde, und 4) Hebammenkunst. (Vgl. Arzt.)

Die Geschichte der Medicin ist für den Arzt selbst nicht weniger lehrreich als für den philosophischen Forscher der Menschengeschichte überhaupt, weil so allgemein über den Erdkreis verbreitet zu seyn und so tief in das Körperliche und Geistige des Menschen einzugreifen, sich kein andrer Zweig menschlichen Wissens und Könnens rühmen darf, als die Medicin. Es theilt sich die Geschichte der Medicin in die pragmatische und in die Literargeschichte derselben, worüber noch die Geschichte der Entwickelung der Krankheiten des Menschengeschlechts einen besondern, wenig bearbeitenden Theil ausmacht. Hier nur die allgemeinsten Züge der pragmatischen Geschichte der Medicin. Durch die Nothwendigkeit und den natürlichen Antrieb an mehren Orten zugleich erzeugt, kennt die Medicin kein bestimmtes Vaterland, und wir sehen die Anfänge ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auch vorzugsweise bei jenen Völkern, welche am frühesten die Wissenschaften überhaupt gepflegt haben; so erscheint sie als Geheimniß der ägyptischen Priester, so in Griechenland ebenfalls geheimnißvoll in Tempeln gepflegt und als erbliches Familiengeheimniß des Priesterordens der Asklepiaden. Aus diesem Orden entstand Hippokrates (s. d.) aus Kos, der, gestützt auf diese Familienüberlieferungen und auf die Annalen der priesterlichen Heilanstalten, die Medicin in eine freie Wissenschaft und Kunst umschuf und den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung legte. Seine Lehre verschmolz unter seinen nächsten Nachfolgern mit der Platonischen Philosophie zur sogenannten ältern dogmatischen Schule. In Alexandria (seit etwa 300 v. Chr. Sitz der Gelehrsamkeit) ward auch Medicin bearbeitet, die aber hier bald in bloße Dialektik und Büchergelehrsamkeit ausartete, daher sehen wir bald darauf die empirische Schule (286 v. Chr.), die methodische Schule (100 v. Chr.), die pneumatische Schule (68 nach Chr.), und endlich die Alles verschmelzende eklektische Schule (81 nach Chr.) entstehen. Ein schöpferischer Geist voll umfassender Gelehrsamkeit war nöthig, um diesem verwirrten Zustande der medicinischen Wissenschaft ein Ende zu machen, und ein solcher Mann erschien wirklich in Galen (s. d.) von Pergamos; sein System erhielt eine fast ungetheilte Herrschaft, die sich das ganze Mittelalter hindurch bis in das 16. Jahrh. hinein erhielt. Wir sehen aber inzwischen (im 7. Jahrh. n. Chr.) ein geistreiches Volk, die Araber, als damalige Welteroberer auch in die Wissenschaft der Medicin eingreifen, dieselbe, auf Galen fußend, nach ihren Begriffen gestalten und wenigstens in praktischer und pharmakologischer Hinsicht nicht ohne Vermehrung und Verbesserung lassen; ihren Glanz erreichte die arabische Medicin unter Avicenna (geb. 980), der für einige Zeit selbst mehr galt als Galen, aber dennoch früher wieder diesem in der allgemeinen Meinung weichen mußte. Die abendländische Medicin beginnt mit der vielleicht schon im 9. Jahrh. bestehenden, später erst (1143 u. 1238) bestätigten Schule zu Salerno, wo nach Grundsätzen griechischer Aerzte Medicin gelehrt wurde. Das übrige Mittelalter hindurch bestand eine Galenisch-Arabische, größtentheils von unwissenden Mönchen gepflegte Medicin, die nur nach und nach sich lichter gestaltete. Im 14. Jahrh. hob sich die Anatomie durch Mondini, die Arzneimittellehre durch die Entdeckung neuer Welttheile und Handelswege, die praktische Medicin durch die Erscheinung neuer Krankheiten, namentlich der Lustseuche. Auch wurde durch die (1453) aus Konstantinopel vertriebenen Griechen Liebe zum griech. Studium im Abendlande wieder verbreitet, und man las die griech. Aerzte, namentlich Hippokra-

les, wieder in der Ursprache, womit denn die bisherige Barbarei und das sklavische Nachbeten nicht mehr bestehen konnte. So bereitete sich der Sturz der Galenischen Autorität vor, der im 16. Jahrh. vollständig erfolgte und das Wesentliche der Reformation des Theophrastus Paracelsus (1526) ausmacht. Das chemisch-theosophische System dieses Schwärmers verfeinerte und ordnete J. B. von Helmont (gest. 1644), bis es, der theosophischen Hülle entkleidet, in das materiell-chemische System des Franz Sylvius (gest. 1672) und endlich in das psychiatrische System G. E. Stahl's (gest. 1734) überging. Aber bald nach Harvey's großer Entdeckung des wahren Blutlaufes (1619) hatte sich die iatro-mathematische Schule unter Alfons Borelli (gest. 1679) ausgebildet, die endlich in das dynamische System des Fr. Hoffmann (gest. 1742) sich umwandelte, aus welchem die dynamischen Schulen der neuern Zeit hervorgingen, die einer speciellern Betrachtung überlassen bleiben müssen.

Die Medicin hat als Wissenschaft und als Kunst in den letzten Jahrzehnden der Veränderungen nicht wenige erfahren; die politischen wie die wissenschaftlichen Stürme unserer Zeit haben auf sie den größten Einfluß geübt. Nach solchen gewaltsamen Einwirkungen kann es nicht auffallen, wenn nicht alle Jünger Aesculap's einen Weg verfolgen, sondern vielmehr in Parteien getheilt sind, deren jede entweder das Wahre bereits gefunden zu haben behauptet, oder doch auf dem Wege zur Wahrheit zu seyn sich schmeichelt. Viele Aerzte setzen mit großer Einseitigkeit das System ihrer Wissenschaft von der gesunden und kranken Natur über die Natur, oder sie räumen der Betrachtung des Todten ein Uebergewicht über die Prüfung des Lebendigen ein, während endlich andere ihre Kunst und Wissenschaft leider nicht auf dem Gebiete des Sichtbaren, sondern im Reiche des Unsichtbaren suchen. Die bessern Aerzte unserer Tage verbinden mit tiefen klinischen Forschungen das Studium der Geschichte der Medicin, also die Gegenwart mit der Vergangenheit. Mit großem Erfolg haben die Aerzte unserer Zeit die Natur vieler dunkeln Krankheiten dadurch enthüllt, daß sie nach gründlicher Sichtung der Meinungen und Ansichten der Aerzte früherer Zeiten die Symptome der Krankheiten nicht bloß als Erscheinungen einzeln auffaßten, sondern sie zu deuten sich bemühten, und mit dem Wesen des Leidens in Zusammenhang brachten; daß sie ferner durch fleißige Leichenöffnungen die Beschaffenheit der leidenden Organe gründlich untersuchten und so Aufschluß über das Entstehen und den Gang vieler Verbildungen erhielten, wohin vorzüglich Gefäßkrankheiten, Leiden des Herzens, der Lungen, der Muskeln, des Nervensystems, der Knochen u. s. w. zu rechnen sind. Man nennt diese Grundlage der Medicin die pathische Histologie, oder die Lehre von dem Erkranken der Gewebe des thierischen Körpers, in deren Geschichte französische, deutsche und englische Namen wetteifern. Diese wichtige, für die Praxis unentbehrliche Grundlage der Medicin hätte aber nicht gefunden, wenigstens nicht so großartig bearbeitet werden können, wenn nicht Bichat durch seine „Allgemeine Anatomie“ oder die Lehre von der Gleichartigkeit der Gewebe in den verschiedenen Organen, welche in Deutschland so vielfachen Anklang fand und wie hier in keinem andern Lande bearbeitet worden ist, die unentbehrlichste Vorarbeit gegeben hätte, wobei noch die Erinnerung Platz finden muß, daß die Physiologie, die größte Aufgabe der bessern Aerzte aller cultivirten Nationen, welche in den letzten Jahrzehnden in England, Italien, Frankreich und Deutsch-

land die ausgezeichnetsten ärztlichen Talente anhaltend beschäftigt hat, hierbei vom größten Einfluß ist. Man hat ferner das Wesen der angeborenen Krankheiten dadurch näher erforscht, daß man in Deutschland die Bildungsgeschichte des Menschen und der Thiere zu bearbeiten anfing und mit großem Eifer fortsetzte, wodurch Licht, Ordnung, System in die sonst so dunkle und verworrene Lehre von den Mißgeburten und den Bildungsfehlern gekommen ist, eine wissenschaftliche Frucht unserer Zeit, durch deutsche gründliche Forschung zur Reife gebracht. Die bessern Aerzte unserer Zeit arbeiten aber auch ferner an einer naturgemäßen Behandlung der Krankheiten. Wir sehen jetzt mehr und mehr die Vielmischerei aus den Recepten der Aerzte verschwinden und an ihre Stelle Einfachheit und vernünftige Auswahl treten, eine in wissenschaftlicher wie in ökonomischer Hinsicht wichtige Thatsache, welche zum Theil durch das Ankämpfen Hahnemann's gegen die verwerfliche Polypharmacie mancher Aerzte entstanden ist, zum größten Theil aber ihr Entstehen einer gründlichern Einsicht in das Wesen vieler Krankheiten und den wichtigen Entdeckungen der neuern Chemie verdankt. Zugleich ist aber auch das Hospitalwesen sehr vervollkommnet worden, und die meisten Staaten, mit Ausnahme weniger, unter denen leider Sachsen obenan steht, obgleich es in Würtemberg und Baden nachahmungswürdige Vorgänger hat, haben für die Errichtung zweckmäßiger Krankenanstalten sowohl zum ärztlichen Unterricht als zur Krankheitsheilung die nöthige Sorge getragen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn hier die Ansicht aufgestellt wird, daß die Kenntniß des Hospitalwesens eine eigenthümliche Disciplin geworden ist, der deßhalb die stets vorschreitende preiswürdige preuß. Regierung ein eignes wissenschaftlich praktisches Comité in Berlin bestimmt hat. Es ist dieselbe für jeden Arzt, vorzüglich aber für den Physikatsarzt, unentbehrlich, und gewiß wird man auf deutschen Universitäten ihr bald eine ebenso große Aufmerksamkeit in theoretischer Hinsicht widmen, als sie die Verbesserung der Gefängnisse durch Dr. Julius gefunden hat. Sie bildet gewissermaßen einen Theil der medicina forensis. Diese sogenannte gerichtliche Medicin ist namentlich in Deutschland in den letzten Decennien mit großem Fleiße, theils durch Aerzte, theils durch Rechtsgelehrte bearbeitet worden und hat den wohlthätigsten Einfluß auf die Criminalgesetzgebung Deutschlands gehabt, und wo dieß innerhalb der deutschen Grenzen noch nicht der Fall gewesen ist, übt sie wenigstens einen wahrhaft humanen Einfluß auf die Verhandlungen und Erkenntnisse der Strafrechtspflege. Weniger ist dieses in England und Frankreich der Fall. Leider ist man jedoch über viele wichtige Punkte der medicina forensis noch im Streite begriffen, wohin vorzüglich die Lehre von der Zurechnungsfähigkeit gehört. — Die Chirurgie unserer Tage hat nirgend ein gegen die Medicin geschlossenes und vermarktes Gebiet; sie steht überall im lebendigsten Zusammenhange mit derselben, und es ist durch keine dialektische Künstelei eine logisch-richtige Theilung des wissenschaftlichen Gebiets der Medicin und Chirurgie, und durch keine policeiliche Verordnung eine gedeihliche Trennung des ärztlichen und chirurgischen Geschäfts zu Stande zu bringen. Der Gegensatz der Medicin und Chirurgie ist ein organisch-gebildeter: wie im lebendigen Organismus zwei Organe miteinander verbunden sind, jedes für sich lebend und bestehend, so ist das Verhältniß der Medicin und Chirurgie, daher man ebenso gut von einer medicinischen Chirurgie als von einer chirurgischen Medicin sprechen kann.

Man hat jetzt erkannt, daß die Ausübung der Chirurgie keinem Handwerke zu vergleichen ist, denn der Gegenstand, mit welchem sie sich beschäftigt, ist der menschliche Körper. Die großen Leistungen auf diesem Gebiete des ärztlichen Wissens sind vorzüglich folgende: eine naturgemäße Behandlung aller Verletzungen, Brüche und Geschwüre, ein leichteres und einfacheres Verfahren bei den Operationen, eine sichere naturgemäße Behandlung aller Verwundungen, sowohl der zufälligen als der absichtlichen; größere Sicherheit in der Kunst Blutungen zu stillen, wodurch der Weg zu früher nie gewagten, jetzt häufig und fast immer mit Glück ausgeführten Operationen gebahnt ward, z. B. zur Unterbindung großer, dem Herzen naher Gefäßstämme, zur Exstirpation großer Gliedmaßen, z. B. des ganzen Schenkels. Außerdem aber ist das Wesen vieler, früher dunkeln oder ganz unerkannten Krankheiten jetzt aufgehellt, und somit sind die Mittel zu ihrer Heilung gefunden; sichrere Operationsmethoden sind jetzt vielfach erprobt zum organischen Wiedererſatz verloren gegangener Theile, z. B. der Nase, der Lippen, der Augenlider (Morioplastik), oder zur Entfernung von früher für unheilbar gehaltenen Krankheiten, z. B. des gespaltenen Gaumens, der gespaltenen Harnröhre; kurz durch das große Streben ausgezeichneter Männer Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Englands und Amerikas ist es in unsern Tagen dahin gekommen, daß in der gesammten Chirurgie kein Theil aufzufinden ist, der nicht mit Erfolg bearbeitet worden wäre. Dasselbe gilt von der Augenheilkunde, die ebenfalls in dem letzten Jahrzehend eifrige Bearbeiter, namentlich in Deutschland, England und Italien, weniger in andern Ländern gefunden hat. Man ist in diesem Zweige der Medicin bemüht, Einfachheit der pathologischen und therapeutischen Grundlehren herzustellen, Einfachheit in die sonst sehr complicirte Lehre der Augenoperationen zu bringen und durch die pathologische Anatomie in die noch immer dunkle Natur vieler Augenkranheiten, z. B. des schwarzen Staars, zu dringen. Es steht zu erwarten, daß, bei dem eifrigen Streben vieler Aerzte zur Vervollkommnung dieser Disciplin, dieselbe in kurzer Zeit eine Höhe erreichen wird, zu welcher andere Theile der Medicin nur nach Jahrzehnden erst gelangen können und werden. Aber auch die Geburtshülfe hat sich unendlich vervollkommt; man hat die Grenzen der jetzt naturgemäß gestalteten Kunsthülfe genauer bestimmt, als dieß früher geschehen war: ein großer Vorschritt, der mit einer genauen Kenntniß des Gebär- und Geburtsactes auf das innigste zusammenhängt; man hat ferner jetzt Mittel gefunden, früher fast immer und für Mutter und Kind tödtlich verlaufende Krankheiten der Gebärmutter und des Mutterkuchens rasch und glücklich zu beseitigen; man ist gründlicher über die Natur gefährlicher Wochenbettkrankheiten unterrichtet und hat endlich dadurch der Geburtshülfe eine in vielfacher Beziehung wichtige Bereicherung verschafft, daß man die künstliche Frühgeburt wissenschaftlich und praktisch basirt hat. S. Kurt Sprengel's „Geschichte der Arzneikunde" (3. Aufl., Halle 1821, 5 Thl. 1827) und Ludwig Choulant's „Tafeln zur Geschichte der Medicin" (Leipzig 1822, Fol.); J. F. K. Hecker's „Gesch. der Heilkunde ꝛc." (Berlin 1822, fg.); „Encyklop. Wörterbuch der medicin. Wissenschaften", herausgeben von den Prof. der medicin. Facultät zu Berlin: Gräfe, Hufeland, Link, Rudolphi, v. Siebold (Berlin 1827, fg.).

Medicin (gerichtliche), medicina forensis, ist der Inbegriff aller medicinischen Kenntnisse, wodurch ein Arzt in Stand gesetzt wird, über

Rechtsfälle, deren Gegenstand durch sein Gutachten festgestellt werden muß, nach medicinischen Grundsätzen Belehrung zu ertheilen. Da es für die Justizpflege wichtig ist, eine klare Einsicht des Thatbestandes, über den das Urtheil des Arztes verlangt wird, zu haben, so darf der Staat nur einem bestellten Arzte, der den hierzu erforderlichen Prüfungen Genüge geleistet hat, dieß einflußreiche Zutrauen schenken. Der preußische Staat hat auf die gerichtliche Medicin und die gerichtlichen Aerzte große Aufmerksamkeit gerichtet, sodaß er in dieser Hinsicht mit jedem andern wetteifern kann. Gegenstände der gerichtlichen Medicin sind im Allgemeinen folgende: Untersuchung aller Verletzungen an Menschen, Bestimmung der Tödtlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w.; oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes, innerer Theile u. s. w.; ferner Untersuchung über Fälle von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines Kindes vor oder nach der Geburt (s. Lungenprobe); Untersuchung über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militairdienst; Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von gesetzwidrigem Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen, endlich auch über Zurechnungsfähigkeit und zweifelhaften Seelenzustand. S. D. Mende's „Handbuch der gerichtl. Medicin für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte (Leipz. 1819—26, 1.—4. Theil).

Medicinalverfassung ist derjenige Theil der Staatsverfassung, dessen Verwaltung alle Zweige der Medicin, insoweit sie sich auf den Staat beziehen, anvertraut ist. Es ist Pflicht eines jeden Staates, nach Kräften für die Gesundheit seiner Unterthanen und für ihre Pflege in Krankheiten Sorge zu tragen; es muß ihm daher auch das Recht zugestanden werden, die Bestimmungen und Bedingungen festzustellen, unter deren Erfüllung er den Arzt anerkennen will; er darf im Allgemeinen die Erziehung und Bildung der Arzneistudirenden leiten und ehe er ihnen die Erlaubniß zu prakticiren ertheilt, verlangen, daß sie sich seinen Prüfungen unterwerfen. Ebenso steht ihm die Befugniß zu, die Apotheker zu controlliren, die Hebammen zu prüfen ꝛc. Man nennt die Sammlung Gesetze, und Verordnungen, welche der Staat über diese und andre Gegenstände, die mit dem Gesundheitswohle der Unterthanen in Verbindung stehen, erließ, die Medicinalverfassung. Im Allgemeinen ist eine oberste Medicinalbehörde nöthig, welche die höchste Instanz in allen Angelegenheiten, die sich auf das Gesundheitswesen der Bürger oder auf das Medicinalwesen beziehen und eine nicht bloß berathende oder gesetzgebende, sondern auch ausübende Gewalt haben muß. Ist das Land für ein solches Medicinalcollegium zu groß, so müssen demselben mehre untergeordnet werden. Diesen Ober- und Untercollegien wird Alles, 1) was sich unmittelbar auf das Gesundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenstand der medicinischen Polizei ist; 2) die Aufsicht über den Unterricht in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung desselben, sowie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wohl auch der Krankenwärter zu übertragen seyn; 3)

sollen sie die Aufsicht über alle die Anstalten führen, die der Staat zum Unterricht der jungen Aerzte, Chirurgen ꝛc., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanstalten, Krankenhäuser) eingerichtet haben muß; endlich ertheilen sie auch Gutachten, im Fall eine gerichtliche Entscheidung sich auf medicinische Kenntnisse stützt; sie verwalten also die gerichtliche Medicin (s. d. vorigen Art.). In Hinsicht auf gerichtlich-medicinische und medicinisch-polizeiliche Gegenstände sind die sogen. Physici die Repräsentanten und Organe dieser Collegien. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter strengere Aufsicht genommen, sie müssen nach Vorschriften (Dispensatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft; die Zahl derselben an einem Orte ist bestimmt. Zweckmäßige Anstalten zu Heilung der Kranken (Brunnen- und Badeanstalten und Krankenhäuser) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte ꝛc. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfassung aus.

Medicinische Geographie ist die Lehre von den Wirkungen, welche tellurische und atmosphärische Verhältnisse auf die Körperconstitution, Gesundheit, Geistesthätigkeit und Krankheiten haben können. Wenngleich sich der Mensch leichter als irgend ein Thier an die verschiedenen Klimate und Zonen gewöhnt, so vermag er doch dieß nicht ohne gewisse, wenngleich nicht wesentliche Modificationen und Veränderungen seines Organismus. Die große Mannigfaltigkeit der Nationen sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht und die Betrachtung, daß, so sehr auch die Individuen einer Nation von einander abweichen mögen, doch alle den gemeinsamen Nationalcharakter an sich tragen, sprechen schon dafür, daß die generischen Unterschiede der Völker durch allgemeine Einflüsse, welche in den verschiedenen Ländern besondere Modificationen annehmen, bedingt seyn müssen. Unter die wichtigsten Agenten, wodurch die Natur jene Verschiedenheiten bewirkt, gehört 1) die Wärme. Wie groß ist die Abweichung der Völker in der heißen Zone von der in der kalten! Der Afrikaner ist heftig, feurig und glühend wie seine Sonne; er kocht in mächtiger Leidenschaft auf, liebt und haßt mit versengender Hitze; seine Krankheiten, besonders die Fieber, sind meist gallichter und faulichter Art und verlaufen rasch. Dagegen ist der Nordländer träge und dumpf, ein starkes Bedürfniß vermag ihn nur in Bewegung zu setzen, und diese ist immer bedächtig, schläfrig; seine Krankheiten theilen seine Geistestemperatur, sie sind mehr schleimiger, kacheltischer Natur, schleichen langsam und entscheiden sich selten durch heftige Krisen. In den gemäßigten Zonen aber, wo Wärme und Kälte keinen so beständigen Charakter haben, sondern häufig beide mit einander abwechseln, findet eine glückliche Mischung beider Extreme sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht statt. 2) Nicht weniger an Aufschlüssen ergiebig für den Arzt ist die genaue Kenntniß des Verhältnisses der Erde zur Sonne und zum Monde und ihre Einflüsse auf die physische Beschaffenheit der Organismen. Das Sonnenlicht ist zu einer gesunden Vegetation eine Hauptdingung; die Pflanze verkrüppelt, welche nie das Licht des Tages erblickt: der Mensch wird blaß, magert ab und verfällt in eine Kacherie der Säfte, welcher stets im Kerker lebt. Wahrscheinlich werden durch die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse, wodurch Tag und Nacht erzeugt werden, sowohl gewisse gesunde Körperfunctionen; z. B. die Regelmäßigkeit des Schlafens und Wachens, der Ausleerung, als auch die periodischen Veränderungen in Krankheiten, z. B. die Paroxysmen, das Heftigerwerden

der Fieber am Abende und ihr Nachlassen nach Mitternacht bedingt. Von dem Einflusse des Mondes scheinen die regelmäßigen Krisen, welche den siebenten Tag beobachten, die Reinigung der Frauen und der Hämorrhoidalfluß bei den Männern abzuhangen. Schon im hohen Alterthume erkannte man die Wirkungen der Phasen des Mondes auf gewisse Nervenkrankheiten, als Epilepsie, auf Würmer; selbst einige Aerzte haben ihnen kein unbedeutendes Gewicht auf die Zeugung und Ernährung des Fötus zugeschrieben. Es ist ebenfalls nicht unwahrscheinlich, daß auch die andern Gestirne auf den Erdorganismus wirken, wenngleich noch zu wenige Erfahrungen vorhanden sind, um dieß außer allem Zweifel zu setzen. Was die Astrologie hierüber lehrte, waren leere Träumereien, und Mesmer's Behauptungen, der in neuern Zeit den verschollenen Siderismus wieder zur Sprache brachte, beruhen nur auf Hypothesen. 3) Der Wechsel der Jahreszeiten. Der gewaltige Einfluß der verschiedenen Zeiten des Jahres ist den Aerzten so bekannt, daß sie selbst die Krankheiten in Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfieber unterscheiden. Im Winter und Frühlinge ist die entzündliche, im Sommer und Herbst die gallichte und nervöse Diatesis vorherrschend. 4) Atmosphäre. Ihre physischen Beschaffenheiten, als Schwere, Elasticität, haben keinen so großen Einfluß auf das gesunde und kranke Leben der Organismen, obgleich auch ihnen ein Einfluß zugestanden werden muß, als die chemischen Eigenthümlichkeiten derselben. Eine an Sauerstoff reichhaltige Luft bethätigt den Lebensproceß, kräftigt den Körper, indem sie sehr viel zu einer guten Blutbereitung und Ernährung beiträgt, setzt aber die Neigungen zu entzündlichen Krankheiten, zu Katarrhen und Rheumatismen; eine mit zu vielem Stickstoff geschwängerte Luft ist höchst verderblich. Ueberdieß dient die Luft als Auflösungsmenstrum mannigfaltiger Stoffe, welche, in die Körper aufgenommen, den Grund zu vielen und den gefährlichsten Krankheiten hergeben. Die Ausdünstungen der Sümpfe, die faulenden Miasmen, bringen hartnäckige, lebensgefährliche Wechsel-, Nerven- und Faulfieber hervor. Nächstdem ist die Luft das vorzüglichste Verbreitungsmittel der meisten thierischen Ansteckungsstoffe. 5) Winde. Schon Hippokrates macht darauf aufmerksam, daß die Krankheiten nach den herrschenden Winden in den verschiedenen Ländern sich anders gestalten. Eine Gegend, die des Windstromes, besonders des Ostwindes ermangelt, unterliegt häufigeren Krankheiten als die, deren Luftmeer, nicht durch Berge und Wälder eingeschlossen, von Zeit zu Zeit durch die Winde bewegt und gereinigt wird. 6) Die Beschaffenheit des trinkbaren Wassers, inwiefern es mehr oder weniger Erd- und Salztheile enthalte, weich oder hart ist. Nach der Erfahrung muß einem mit Erdstoffen sehr geschwängerten Trinkwasser die Neigung zu Steinbildungen im Körper, zu Skropfeln, Kröpfen und zum Kretinismus zugeschrieben werden. 7) Nahrung. Nationen, die sich allein von Vegetabilien nähren, wie die Inder, zeichnen sich durch eine Ruhe; Mildheit und Sanftmuth des Charakters aus: ihre Körper sind weniger zu heftigen Krankheiten geneigt; eine nur von Fleischspeisen lebende Nation bildet den Contrast. 8) Einen nicht geringeren Einfluß hat die Lebensart: ob ein Volk Ackerbau, Jagd, Fischerei oder Handel vorzugsweise treibe; in einer bloß Ackerbau oder Jagd treibenden Nation sind die Menschen kräftiger, die Krankheiten einfacher und verlaufen naturgemäßer; dahingegen in einem Lande, wo Handel und Fabriken in großem Flore sind und eine Menge Menschen beschäftigen, sie viel ver-

wickelter und unregelmäßiger in ihrem Verlaufe und in ihren Krisen sind. Aus diesen angegebenen Beobachtungen, die sich fast bis ins Unendliche vermehren ließen, geht es hinlänglich hervor, wie wichtig für den Arzt die medicinische Geographie ist, und daß fast jede Gegend ihre besondere Kurmethode erfordert. S. Finke's „Versuch einer allgemeinen praktischen Geographie" (Leipz. 1792—95) und Schnurrer's „Geograph. Nosologie" (Stuttgart 1813).

Medicinische Polizei nennt man denjenigen Theil der allgemeinen Polizei, der für das körperliche Wohl der Staatsbürger Sorge zu tragen hat. Ihr liegt daher ob, auszumitteln, was das Leben und die Gesundheit derselben erhalten und was diese gefährden kann, damit sie jenes befördere und dieses anwende. Ihre Pflichten und Obliegenheiten sind folgende: 1) Verhütung ärztlicher Pfuscherei und unbefugten Arzneidebits. Nur den approbirten Aerzten und Wundärzten darf die Behandlung der Krankheiten erlaubt werden; allen Pfuschern im Medicinalwesen, den Apothekern, Hebammen, Marktschreiern, Badern, Laboranten u. s. w. muß das Kuriren sowohl innerer als äußerer Krankheiten verboten werden, und wenn sie dennoch dagegen handeln, so sind sie streng zu bestrafen. Die Arzneien dürfen nur von Solchen, die die Erlaubniß des Staates dazu haben, bereitet und verkauft werden. 2) Verhütung körperlicher Verletzungen und Unglücksfälle. Alles Das, was die Sicherheit der Straßen stören kann, muß entfernt werden. Diese müssen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen und dgl. dürfen auf den Straßen des Nachts nicht stehen bleiben; Gruben und Löcher müssen entweder vor Nachts verschüttet, oder wenigstens beleuchtet werden; Unglücksfälle durch Einsturz von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken u. s. w. müssen durch Vorsorge verhütet werden; das Tragen heimlicher Waffen, das Schießen auf den Straßen und aus den Häusern muß verboten seyn; auf Straßen, Brücken und öffentlichen Plätzen muß ein Jeder des schnellen Fahrens und Reitens sich enthalten; Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wagestücke sich und Andern schaden können, Andere zur Nachahmung ihrer mit Gefahr des Lebens und Verstümmelung des Körpers verknüpften Künsten reizen, gefährliche Thiere ohne gehörige Vorsicht mit herum führen, dürfen nicht geduldet werden u. s. w. 3) Verhütung der Vergiftung. Alle Gifte, sowohl die wildwachsenden als die verkäuflichen, müssen entfernt werden, und der Verkauf der nothwendigen Gifte und gefährlichen Arzneimittel darf nur unter sehr beschränkten Bedingungen erlaubt seyn. 4) Sorge für gesunde Fortpflanzungen. Ehen müssen befördert werden, allein nur ihrem Zwecke gemäß, und die ehelichen Verbindungen unreifer oder ungesunder Personen dürfen nicht gestattet werden. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß durch Anstellung von wohlunterrichteten Geburtshelfern und Hebammen, und durch andere Anstalten gesorgt werden. Um dem Kindermorde möglichst vorzubeugen, dürfen die unehelichen Schwangern nicht mit Strafen belegt werden. 5) Sorge für gesunde Erziehung. Die Medicinalpolizei hat überhaupt für eine das physische Wohl der Kinder befördernde Erziehung zu sorgen; besonders aber müssen die verlassenen Kinder, die Waisen, außerehelich Geborne, unter ihre besondere Obhut gesetzt werden. 6) Sorge für Scheintodte, Sterbende und Todte. Es muß genau darauf gesehen werden, daß keine Leiche

ohne hinlängliche Ueberzeugung ihres Ablebens begraben werde. 7) Sorge für gesunde Nahrungsmittel und Getränke. Alle Gewerbtreibende, welche Genußmittel bereiten oder damit handeln, müssen unter genauer Aufsicht stehen, zu dem Ende öftere und unvermuthete Untersuchungen der Werkstätte, Fabrikat- und Handelsartikel durch Sachverständige vorgenommen, und Diejenigen, die sich unterfangen sollten, verdorbene oder verfälschte Genußmittel feilzubieten, nachdrücklich bestraft und des Rechtes, das gemißbrauchte Gewerbe ferner zu treiben, auf immer beraubt werden. 8) Luftreinigung. Auch muß ferner für die Erhaltung der Gesundheit gesorgt werden durch Vermeidung Dessen, was die Luft verunreinigen und auf diese Weise dem physischen Wohl der Staatsbürger gefährlich werden kann. Die Straßen müßen reinlich gehalten, Ansammlungen von Schlamm, Koth, von verfaulenden Stoffen u. s. w. dürfen nicht geduldet werden; die bösartigen und der Gesundheit schädlichen Ausdünstungen erzeugende Professionen der Weiß- und Lohgerber, Korduanmacher, Leimkocher u. s. w. dürfen in den Städten nicht anders getrieben werden, als an fließendem Wasser und in einer Gegend, wo der freie Zug der Luft nicht durch enge Bebauung gehindert ist; die Begräbnißplätze dürfen nur an entlegenen Orten angelegt werden u. s. w. 9) Verhütung und Unterdrückung ansteckender Krankheiten. Durch angestellte Aerzte muß die Medicinalpolizei in stete Kenntniß des öffentlichen Gesundheitszustandes gesetzt seyn. Ansteckenden Krankheiten müssen zeitig genug Mittel entgegengesetzt werden; selbst die epidemische Ortsbeschaffenheit muß, wenn es möglich ist, verbessert werden. 10) Oeffentliche Armenpflege. Die Polizei muß für hülflose Arme, Waisen, Kranken, Gebrechliche und Wahnsinnige Sorge tragen, theils durch Aufbewahrungsorte für dieselben, theils durch Einrichtungen zur zweckmäßigen Vertheilung von Unterstützungen an Geld und Naturalien und zur nützlichen Beschäftigung des Armen, Behufs seines Unterhalts und seiner Abhülfe. Alle diese Gegenstände der Medicinalpolizei muß die theoretische Wissenschaft derselben weiter auseinander setzen. Wir verweisen auf J. P Frank's „System einer vollständigen medicinischen Polizei". (Vgl. Medicin, gerichtliche.)

Medicinische Topographie. Was die medicinische Geographie (s. d.) für ganze Länder, ist die medicinische Topographie für einzelne Orte, Städte, Dörfer und Bezirke. Sie liefert die Beschreibung der zahlreichen und mannigfaltigen Umstände, welche auf die Entstehung, Veränderung und Behandlung der Krankheiten einfließen können. Sie muß daher alles Das im Kleinen berücksichtigen, worauf jene im Großen ihre Aufmerksamkeit richtete. Die Kenntniß dieser Umstände ist für den prakt. Arzt ein unentbehrliches Bedürfniß; daher hat man von den mehrsten größern und vielen kleinen Städten besondere Beschreibungen. S. Metzler's „Leitfaden zur Abfassung medicinischer Topographien".

Medien, 1) über 9000 QM. großes Reich Asiens, grenzte nördlich an den Araxes, westlich an die armenischen und assyrischen Gebirge, südlich an Susiana, Persis, östlich an das kaspische Meer, Parthien und Hyrkanien, umfaßte also das ganze heutige Irak, Aderbidschan, Ghilan und die Westhälfte von Mazanderan. Der nördliche Theil war gebirgig (die Gebirge hingen mit dem Taurus zusammen), kalt, morastig, unfruchtbar, von räuberischen Völkern bewohnt, der südliche eben und fruchtbar, besonders an Citronen und Pomeranzen, die von hier

nach Europa gekommen sind, und voll herrlicher Viehtriften. Auch war die Pferdezucht ausgezeichnet, besonders in dem nisäischen Gefilde, südlich von den kaspischen Pforten. Die Meder theilten sich in 6 Stämme: Busä, Baretakenoi, Struchates, Arizantoi, Budioi, Magoi. Hauptst. Ekbatana (s. d.), außerdem: Rages, Gosan, Charan, Kir. Nach Alexander war Medien in Media Atropatene, nördl., und Media magna, südl., eingetheilt. Die Regierung war äußerst despotisch. Den Gottesdienst hatten die Meder mit den Assyrern und Babyloniern gemein. Der Charakter der frühern Meder war rauh und kriegerisch (bes. gute Bogenschützen), bis sie durch die Babylonier verweichlicht wurden. Im Umfange Mediens herrschten 2, mit dem semitischen Sprachstamme nicht verwandte Sprachen, das Zend in Nord-Medien und das Pehlvi in Nieder-Medien. 2) (Gesch.) Die Meder, ursprünglich in 6, getrennt regierte Stämme getheilt, wurden frühzeitig von den Assyrern unterjocht. Medien bildete eine eigene Satrapie dieses Reichs, aber nach dem Sturze des (alt-) assyrischen Reichs stiftete Arbakes um 880 ein medisch-assyrisches Reich, von dem Medien sich indeß bald losriß und sich zu einem selbständigen, ja eroberuden Staate erhob. Unter Arbakes's Nachfolgern, die Diodoros (nach Ktesias) der Reihe nach kennt, mag Medien vielleicht eine Zeit lang, unter Salmanasser, dem wichtigen (neu-) assyrischen Reiche unterlegen haben, von dem es sich jedoch bald (unter Sanherib um 728) wieder losgerissen haben muß. Unter den spätern medischen Königen erscheint zuerst Phraortes um 603 wieder mit einigem Einfluß; er unterwarf sich die Perser und mehre asiatische Völker. Sein Nachfolger, der kriegerische Kyaxares, seit 598, breitete seine Herrschaft über ganz Vorder-Asien bis an den Halys aus, machte mit Nebukadnezar dem assyrischen Reiche ein Ende, 596, starb aber in demselben Jahre; ihm folgte Astyages, Vater der Mandane, Gemahlin des Kambyses, Mutter Kyros I. Dieser, der Sohn eines Persers, empörte sich, eroberte Medien, und so verschlang das Perserreich das medische, um 560, und dieses theilte jenes Schicksale. Xenophon läßt aber dem Astyages noch dessen Sohn Kyaxares folgen.

Medinah (Medinah al Nabi), d. i. Prophetenstadt; denn hier floh Mohammed 622 (von welcher Flucht die Zeitrechnung der Mohammedaner anfängt), unter 24° 1′, etwa 40 Meilen nördlich von Mekka und 20 vom Meere, an einem Bache, der aber meistentheils trocken ist. Sie ist viel kleiner als Mekka, etwas befestigt und mag an 6000 Einwohner haben. Auch sie darf kein Christ betreten. Der Gegenstand der Verehrung ist hier das Grab Mohammeds. Ein von Hallen eingeschlossener Platz, wie der von Mekka, nur mit 5 Minarets geschmückt, ist hier durch eine Mauer in 2 Theile getheilt; in dem südlichen steht an der Ostseite die eigentliche Moschee, worin das Grab des Propheten; dieses ist mit einem kastenähnlichen Gebäude bedeckt und von einem eisernen Gitter umgeben; außerdem enthält die Moschee noch die ähnlichen Gräber der beiden ersten Khalifen. Die Schätze, welche ehemals hier aufbewahrt wurden, haben die Wechabiten geraubt. Um das Gebäude hängt ein kostbares, grünes, mit goldenen Inschriften geziertes Tuch, welches in der Regel alle 7 Jahre erneuert wird. Nur die Pilgrimme, die von Damask kommen, pflegen auch Medinah zu besuchen; den übrigen liegt es zu weit außer dem Wege. Die Stadt stand unter dem Sherif von Mekka, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickte; jetzt unter dem Vicekönig von Aegypten.

Medusa, eine von den 3 Gorgonen (s. d.). Neptun verliebte sich in ihre Schönheit und umarmte sie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit und bildete sie in ein abschreckendes Scheusal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte sie die Kraft bei, Jeden, der sie ansah, in Stein zu verwandeln. Perseus tödtete sie. Die griechische Kunst verwandelte das häßliche Medusenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit. Diese spätern Medusenköpfe, sagt Mayer, sind ein wunderbar gemischtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttiger's „Furienmaske" finden sich 3 Abbildungen von Medusenköpfen nach den Vorstellungen des Alterthums. Ein schönes antikes Medusenhaupt besitzt das Wallraf'sche Museum zu Köln am Rhein.

Meer, Weltmeer, Ocean, im Allgemeinen, die gesammte Masse salzigen Wassers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, ungefähr 6½ Mill. geogr. QM., bedeckt. Man trennt den Ocean aber unter besondern Benennungen, wie das feste Land, in einzelne Theile oder Meere. Wir theilen ihn folgendermaßen ein. Zuerst ohne Zweifel, bis an den Nordpol sich erstreckend, das Nordmeer, in welchem, von den nordwestlichen Gestaden Frankreichs und Deutschlands, den nördlichen dieses letztern Landes, den östlichen und nördlichen Englands und Schottlands, den westlichen Rußlands und Norwegens, den nördlichen des europäischen Rußlands und Sibirien bis zum Pole, bis zu den Ostküsten Amerikas und seiner Westküste nördlich von der Beringsstraße, Alles begriffen wird, was sonst u. d. N. skandinavisches Meer, Nord- und Ostsee, Eismeer, weißes Meer u. s. w. bekannt ist. Von da an erstreckt sich im Westen Europas und Afrikas, zwischen den Küsten dieser Welttheile und des neuen Continents, bis herab zu dem Vorgebirge der guten Hoffnung und dem Cap Horn, das atlantische Meer oder der westliche Ocean, dessen Seitenzweige das mittelländische Meer (mit dem adriatischen und schwarzen), der Meerbusen von Mexiko, das Meer der Eskimos (Baffins- und Hudsonsbay) sind. Unter diese Benennung muß das willkürlich getrennte äthiopische Meer zwischen Brasilien und Afrika, vom Aequator bis an die Südspitzen des alten und neuen Festlandes, mit aufgenommen werden. Dieser Ocean ist eine mächtige Straße zwischen den beiden Continenten. Von da nach Osten, an den südöstlichen Küsten Afrikas, den südlichen Asiens hin, dehnt sich der indische Ocean aus mit den arabischen, persischen, bengalischen, siamesischen Meerbusen und dem Meer von Mozambique. Von diesem und von den Küsten Asiens gegen Osten breitet sich die ungeheure Wassermasse des östlichen Oceans (Südsee, stilles Meer), der von der Beringsstraße im Norden, einer Durchfahrt in das Nordmeer, an, zwischen den Küsten Asiens und Amerikas ein mächtiges Becken füllt und die Gruppen der Inselwelt umschließt. Die Südgrenze des atlantischen, des indischen und östlichen Ocean, bildet das Südmeer innerhalb einer durch das Cap Horn, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Van-Diemensland und Neuseeland rings um die Erde gezogenen Linie bis an den Südpol, das unbekannte südliche Eismeer in sich schließend. Die Wassermasse der östlichen Halbkugel der Erde ist weit größer als die der westlichen, welche wir bewohnen, und man kann deßwegen die Eintheilung in das ostsüdliche und in

das westliche Becken allen andern zu Grund legen, wie Malte-Brun gethan hat. Während die ganze Halbkugel, welche unser Horizont begrenzt, fast lauter Land ist, begreift die unserer Gegenfüßler fast lauter Meer. — Das Meer ist ein unentbehrlicher Bestandtheil unseres Erdballs, wofern nicht alles Leben von demselben verschwinden soll; es ist die große Weltstraße. Voll von einer unzähligen Menge lebendiger Wesen bevölkert, betrachten wir es hier ohne Rücksicht auf diese. Wo es an das Land grenzt, da sind die Küsten seine Schranken, nach oben ist es die herabdrückende Luft, nach unten der Meeresboden. Der Meeresgrund ist nicht überall gleich tief, sondern bald strecken sich die Rücken seiner Anhöhen weiter herauf, bis an die Oberfläche und über dieselbe, bald dehnt er sich wie eine weite Ebene in mäßiger Tiefe unten aus, bald gähnen Abgründe von unergründlicher Tiefe. Sanfte Höhen und Hügel, Berge und Felsen, große Sandwüsten, Gebirge von Sand und Korallen würden zum Vorschein kommen, wenn der dichte Vorhang des Wassers von dieser Scene weggezogen würde. Der Boden ist mit Schalthieren oft in einer Dicke von 100 Fuß und mehr bedeckt. Die an den Felsen klebenden Muscheln, Polypen, Seepflanzen und Madreporen (versteinerte Seepflanze) u. s. w. beleben diese große Welt. Bei Marseille enthält der Meeresboden den schönsten Marmor. — Nach verschiedenen Beobachtungen über die Tiefe des Meeres senkt sich das Land von niedrigen Küsten aus auch unter dem Wasser nur allmälig hinab, wo sich denn die Gebirgsarten der Küste immer fortsetzen auf dem Wasserboden, daher alle Arten dort vorkommen können. Dagegen neben hoch ansteigenden Küsten stürzt sich die Tiefe jäh hinab, sodaß das Meer dort nicht selten unergründlich ist. Die Unergründlichkeit kommt aber zum guten Theil wohl von unsern Meßwerkzeugen her (dem Senkblei), die nicht auf 10.000 Fuß reichen, während nach der Analogie der Gebirge das Meer wohl bis auf 25.000 F. und mehr hinabreichen könnte. Die größte gemessene Tiefe ist von Lord Mulgrave im Nordmeer zu 4680 Fuß (780 Faden) angegeben. Je näher dem Lande, desto mehr Abwechslung in der Tiefe. Man nennt die Orte, wo der Meeresboden sich so hoch erhebt, daß er zwar nicht an oder über die Oberfläche des Wassers reicht, aber doch für größere Schiffe gefährlich wird, Untiefen (Barren u. a.), die Sandberge, welche sich herauf erstrecken, Sandbänke, die unterseeischen Felszüge, die bald mit Spitzen, bald mit Kanten drohen, Klippen und Riffe u. s. w. — Die Oberfläche des Meeres ist überall gleich weit vom Mittelpunkt der Erde entfernt, eben nach dem schon berührten Naturgesetz, nach welchem sich die Wassertheile ins Gleichgewicht setzen. Nur die Meerbusen (Golfe) machen hievon eine Ausnahme, weil sie meist vom Lande aus mit Zuflüssen gefüllt, leichteres Wasser enthalten. Von diesem braucht es daher eine größere Menge, um dem schwereren Meerwasser das Gleichgewicht zu halten. Deßwegen sind sie höher als die offene See. — Die Farbe des Meeres ist im Allgemeinen auf der hohen See tiefblau, wohl aus denselben optischen Ursachen, wie die der Luft; bei recht heiterm Wetter wird sie grünlicht, an den Küsten ist das Wasser klar und durchsichtig, sodaß man oft tief hinab auf den Grund sehen kann. Theils der Boden, theils die Mischung mit Erdtheilen, theils eine Menge von Thierchen, auch andre Ursachen noch, färben das Meer an einigen Orten schwarz, weiß, roth, Wasserpflanzen machen es grün. Die Schilderungen der Reisenden in Westindien, schon

des Christoval Colon und seiner Gefährten, beschreiben uns das dortige Meerwasser als von einer so durchsichtigen Klarheit, daß es nur wie die Luft erscheint. Schöpft man aber das reinste Meerwasser, um es zu genießen, so findet man seinen Geschmack widerlich, bitter und salzig. Es ist ungesund und man kann es in die Länge nicht genießen. Durch Abkochen und Verdampfen gewinnt man daraus gewöhnliches Kochsalz. Es besteht aber außer diesem noch aus andern Theilen (Vitriolsäure, Laugensalz, Magnesia, Kalk). Woher diese Erscheinung komme, weiß man nicht. Ebenso wenig ist man über die Ursache seines bittern Geschmacks einig. Es ergibt sich von selbst, daß Meerbusen und andre Theile des Meeres an den Küsten, welche starke Zuflüsse süßen Wassers erhalten, weniger Salzgehalt haben als die hohe See. Wenn man das Meerwasser destillirt, so wird es trinkbar und verliert seine Schwere. Diese beläuft sich nämlich in einem Kubikfuß Meerwasser auf 66 Pfund 9 Loth und verhält sich zum süßen Wasser wie 4242 zu 4189, zum Regenwasser aber wie 103 zu 100. Besser als die Ursachen verstehen wir die Wirkungen der Salzigkeit und Schwere des Seewassers. Denn Millionen Thiere ziehen daraus ihre Nahrung und wären vernichtet, wenn es anders würde; Tausende von Schiffen, die auf süßem Wasser zu schwer wären, durchstreichen das Meer sicher. Durch diese salzige Wassermasse erheben sich jedoch nicht selten süße Quellen zum Theil mit großer Macht und in reicher Fülle. Sie springen aus dem Meeresboden empor und erscheinen auf der Oberfläche. Unvergleichlich schön ist es nach der Beschreibung der Seereisenden, wenn zuweilen die ganze Wasserfläche Nachts in Feuer zu stehen scheint und die Fische als prächtige Lichtkörper sich darin bewegen. Die kleinen Seethierchen (Mollusken und Zoophyten) verschiedener Art, nach der Beobachtung eines Amerikaners auch die Fischeier, bringen diesen Glanz hervor, der ihnen wie den Leuchtwürmern eigenthümlich scheint. Theilweises Leuchten des Meeres zeigt sich nur, wenn das Wasser schwankt, und verschwindet, wenn es ruhig bleibt. Es geht, nach den richtigsten Beobachtungen, von verwesten Seethieren aus. Die Strahlen endlich, welche bei heftiger Bewegung der Wellen auf diese und in der Kielfurche der Schiffe schießen, haben, wie man meint, eher einen elektrischen Ursprung, auf welchen die starke Reibung des Wassers leitet. — Die Wärme oder Kälte des Wassers, d. h. seine Temperatur, wechselt, so viel weiß man sicher, nicht so leicht und schnell, wie die der Luft. Wie weit aber die Sonnenstrahlen leuchtend und wärmend in das Wasser eindringen, darüber sind die Untersuchungen nichts weniger als geschlossen. Das Licht scheint nach 113 Klaftern höchstens nicht mehr zu wirken. Von dort an tiefer hinab, ist es also finster. Die Wärme hingegen nimmt ohne Zweifel nach unten in bestimmten Verhältnissen ab, ohne daß es zum Gefrieren kommt. Dagegen gibt es gegen die Pole hin Eisfelder von weiter Ausdehnung, in mannigfachen Farben glänzend und durch die Strahlenbrechung zu einer für die Phantasie entzückenden Schönheit ausgeschmückt. — Bekanntlich ist das Meer nicht ein stets ruhiger Spiegel, sondern im Gegentheil immer bewegt. Seine regelmäßigste Bewegung ist hauptsächlich nach oben und unten gerichtet (vertical, senkrecht), die Ebbe und Fluth (s. d.). Eine andre Bewegung hat das Wasser in den Pendelschwingungen seiner Oberfläche, dem Wellenschlag. Der Wind bringt dieselben hervor und je größer das Wasserbecken ist, desto höher steigen

die bald breiten und langen, bald schmäleren und kürzeren Wellen bis zur Berghöhe auf. Wo das Meer gehörig tief ist, findet man in einer Tiefe von 15 Toisen (90 Fuß), auch während die Oberfläche wogt, die tiefste Ruhe, weil die dort befindlichen Wassertheile stärker angezogen an die Erde und von oben her gedrückt sind. Die Wellen rauschen oft gegen die Ufer, von denen, wenn sie hoch und felsig sind, das Wasser beständig zurückgeschleudert wird. Wo nun die Meereswellen, sey es von Sturm oder Strom getrieben, mit denen vom Ufer zusammenschlagen, da entsteht eine Brandung. Sie brechen sich dann gegenseitig. Kommen Wellen auf eine Stelle, wo es untief ist, so gelangen sie nicht hinüber, ehe die nächste Wallung heranrauscht, die eine schiebt sich auf die andre, es steht eine sogenannte Wasserwand da bis 12 Fuß hoch, am Ende brechen sich die Wellen und fallen plötzlich ein. Sie bewegen sich in einer mittleren Geschwindigkeit von 5 Fuß in einer Secunde. Hohle See nennt man das von einem heftigen Sturm bewegte Meer; Wogen die nicht vom Winde, sondern durch einen vorhergegangenen Wind, welcher einen Druck auf das Meer ausübte, entstandene Bewegung, die oft bei Windstille mit Nebel stärker ist als die Wellen. Immer aber muß ein Sturm vorausgezogen seyn. Denn all dieses Schaukeln der Oberfläche hat seine Ursache in der Aufhebung des Gleichgewichts durch Luftdruck und im Wiedersuchen desselben. Außer den beschriebenen gibt es auch noch horizontale Bewegungen des Meeres, bei welchen das Wasser nicht steigt und fällt. Und zwar findet eine solche statt im ganzen Meer von 30° nördl. Br. bis 30° südl. Br. von Osten nach Westen, die von einigen Naturforschern die Rotation des Meeres genannt und von der Umdrehung der Erde um ihre Achse, welcher sie gerade entgegengeht, abgeleitet wird. Um von Europa nach Amerika zu kommen, braucht man bei ganz gleichem Wetter weniger Zeit als zurück; ebenso von Amerika durch den östlichen Ocean nach Asien. Man segelt deßhalb, wenn man nach Amerika steuert, zuerst nach den Canarien, wo man in diese Rotation eintritt und von derselben schnell dem neuen Festland zugeführt wird. Es ist wohl am wahrscheinlichsten, daß die Anziehung der Sonne und des Mondes, welche gegen Westen gehen, das Wasser aufhält und dieses hinter dem nach Osten gehenden Umschwung der Erde zurückbleibt. Von den Polen geht der Wasserzug nach dem Aequator, weil hier wegen der sphäroïdischen Gestalt der Erde, des größern Umschwungs und der in der heißen Zone stärkeren Verdampfung die Wasser immer einen Zufluß brauchen, um im Gleichgewicht zu bleiben, daher das Treiben des Eises gegen den Aequator. In den kalten Zonen ist der Wasserzug wie in den heißen, westlich, in den gemäßigten bis zu 30° Breite verschieden, nämlich in der südlichen geht er von NW. nach SO., in der nördlichen von SW. nach NO. Die Seefahrer müssen, um von Asien (z. B. Philippinen) nach Amerika zu steuern, nördlich gehen, um die veränderlichen Winde und einen andern Wasserzug aufzusuchen. Wo ein großes Land der allgemeinen Strömung Widerstand leistet, wird die Wassermasse in den Ocean zurückgeworfen und zwar gleichfalls mit einer der ersten Strömung entsprechenden Schnelligkeit, es entsteht eine Gegenströmung. Ebenso können die Archipele dazu beitragen, zwischen deren einzelnen Inseln sich die allgemeine Strömung durchdrängen muß oder von denen sie abgestoßen wird. Natürlich ergibt sich die Richtung solcher einzelnen Strömungen

aus der Lage der Küsten, von denen sie abprallen, aus den Winden, aus Ebbe und Fluth u. a. m. Dieselbe Wirkung kann unter dem Wasser von Untiefen, Klippen, Sandbänken ausgehen. Solche Strömungen gehen z. B. zwischen Neuholland und Van-Diemensland, zwischen Neuholland und Neuguinea, im Meerbusen von Bengalen, von Guinea, von Meriko, die bis nach Norwegen sich erstreckt; von Sibirien und dem nordwestlichen Amerika her geht eine andre Strömung nach Westen, ebenfalls gegen die Nordküste Europas und Grönland. Mit diesen schwimmt in die kalten und holzarmen Nordländer (Irland, Schottland, Orkney's, Hebriden, Shetlands, Färöer, Norwegen, Island, Grönland, Spitzbergen, Nova-Zembla) eine Menge Holz aus den amerikanischen und asiatischen Wäldern als Treibholz. Strömungen gehen sehr häufig neben einander, oft aber auch, besonders wo die Mündung großer Flüsse gegen eine Meerströmung stößt, gegen einander. Außer diesen immerwährenden gibt es, besonders in der heißen Zone, durch den Einfluß der Winde auch veränderliche Strömungen. Bei der Durchkreuzung der einander schneidenden oder in entgegengesetzter Richtung berührenden Strömungen entstehen die sogenannten Wirbel, welche das Wasser in Kreisbewegung herumschleudern und meistens trichterförmig nach der Tiefe ziehen. Was in dieselben hinein geräth, wird verschlungen, und weil die Wirbel in der Regel zwischen Klippen und Felseninseln statt haben, zerschmettert. Man nennt sie auch Meerstrudel. Die verschiedene Schnelligkeit der Strömungen aller Art ist unabhängig von den Winden. Ihre Tiefe muß oft beträchtlich seyn. — Die Wassermasse des Meeres bleibt sich im Ganzen gleich. Zwar strömen Tausende von Flüssen und Quellen unaufhörlich in dieses große Becken ein, dafür aber verdunstet, je nach den Umständen, mehr oder weniger, am meisten in der heißen Zone. Man will jedoch im Ganzen eine Abnahme des Meeres bemerken, wofür die Küsten der Ostsee, des Mittelmeeres, des kaspischen und schwarzen Meeres, des Nordmeeres zeugen sollen. Ringe zur Befestigung von Schiffen will man im Lande gefunden haben, in Schweden sollen Zeichen, in die Klippen eingehauen, den zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Wasserstand bezeichnen. Ja man hat die Abnahme schon berechnet und für ein Jahr auf $4\frac{1}{2}$ Linien gesetzt. Allein alle Beobachtungen und Untersuchungen zeigen, daß diese Thatsachen lange nicht hinreichen, um jene Ansicht zu rechtfertigen. Im Ganzen bleibt das Niveau des Meeres sich gleich, was auf einer Seite durch wirkliches Sinken und Zurücktreten der Gewässer, durch Anschwemmungen verloren geht, das nimmt der Ocean mit Macht auf einer andern Seite in Anspruch.

Meergötter sind diejenigen Götter in der Mythologie, denen die Phantasie der Griechen das Meer zu ihrem Aufenthalt angewiesen. Der oberste derselben ist Poseidon oder **Neptun**; ihm zunächst stehen der Vater **Okeanos** und seine Schwester und Gattin Thetys. Des Okeanos weibliche Nachkommen sind unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. h. weibliche Genien der Gewässer, bekannt. Außer diesen sind noch anzuführen: **Pontos** und dessen Gattin, die Okeanide Drois, nebst ihren 50 Töchtern, die weissagenden Nereiden, unter welchen Galatee, die Geliebte des Polyphemes, Thetos, die Mutter des Achilles, die berühmtesten sind, und vorzüglich Amphitrite, des Neptuns Gemahlin; ferner die Söhne Neptuns, die Tritonen, die auf Seemuscheln blasen und den Fluthen des Meeres gebieten, zu kommen oder sich zu entfernen; und end-

lich die einzelnen Meerdämonen Proteos, Glaukos, Palämon, Leukothea und Melikertos, das Klippenungeheuer Skylla, die täuschenden Sirenen, die Stromgötter, Söhne des Okeanos. Die meisten dieser Gottheiten besaßen die Gabe der Weissagung; unter ihnen vorzüglich Proteos und Neros. Man bildete die Gottheiten des Meeres mit mannigfaltigen von den Erscheinungen des Wassers hergenommenen Abzeichen, z. B. mit Fischleibern, meergrauen Haaren, Schilfkränzen u. s. w.

Meereslänge, s. Länge.

Meermann (Gerhard), Rathspensionnair der Stadt Rotterdam, stammte aus einem alten und vornehmen Geschlechte und war 1722 im Haag geboren. Er bildete sich auf Reisen zum Geschäftsmann, erhielt 1748 die angeführte Stelle und ward von Kaiser Karl VI. in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er wandte sein ganzes Leben und seine Schätze einzig für Wahrheit und Wissenschaft an und starb viel zu früh 1771, in der gelehrten Welt durch die Herausgabe eines „Thesaurus juris civilis et canonici" und der „Origines typographicae" ein rühmliches Andenken hinterlassend. Sein Sohn Johann, Herr v. Dalen und Buren, ausgezeichnet als Mensch, Gelehrter und Staatsmann, geb. 1753 im Haag, erhielt daselbst und in Rotterdam seine wissenschaftliche Bildung und übersetzte im 10. J. Moliere's „Mariage force", welche er ohne seines Vaters Wissen dem Druck übergab. 1767 bezog er die Hochschule Göttingens, wo er Heynens Vorlesungen hörte; studirte dann einige Jahre zu Leyden griech. Literatur und Jurisprudenz, besonders Staatsrecht, worauf er zu seiner weitern Ausbildung die vornehmsten Länder Europa's bereiste, mit den berühmtesten Gelehrten in Freundschaft tretend, und erhielt nach seiner Rückkehr 1744 zu Leyden die Doctorwürde. Seine Inauguraldissertation über das holländ. Staatsrecht zeichnet sich durch scharfsinnige Gelehrsamkeit aus. Nach seiner Vermählung 1785 mit A. C. Mollerus, Witwe des gelehrten Abr. Pirenot, durchreiste er mit derselben die britischen Reiche, Deutschland, Italien, Nordeuropa, welche große Wanderungen er in einem Werke von 11 Bänden beschrieben hat. Nach seiner Rückkehr nahm er thätigen Antheil an den Abhandlungen mehrer Gelehrten-Societäten, die ihn als Mitglied aufgenommen hatten; sowie er eine große Anzahl Schriften, besonders histor. und staatsrechtl. Gegenstände, sehr verschiedener Art herausgab, die seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen Eifer für Tugend und Religiosität beweisen. Unter König Ludwig Bonaparte von Holland stand er an der Spitze des Departements der öffentlichen Bildung, ward dann von Napoleon als franz. Senator nach Paris berufen und starb 1815 allgemein geachtet. Als Director der Künste und Wissenschaften war er einer der eifrigsten Mitarbeiter an den „Jahrbüchern der Wissenschaften und Künste im Königreich Holland" 1806—7. Auch beschenkte er sein Vaterland mit einer Uebersetzung von Klopstock's „Messiade" (Gravenhage 1803—15, 4 Bde.).

Meerschaum, eine Gattung von Talkerde, weiß oder weißgelblich, feinerdig, sehr weich, fett und zähe, schneidbar, und im Feuer und an der Luft erhärtend. Hauptsächlich wird er bei dem Dorfe Kiltschick, unweit der Stadt Konie in Anatolien, dort Kyl-Keffy, d. h. Schaumthon, genannt, gefunden. Gewöhnlich schneidet und bohrt man die bekannten Pfeifenköpfe aus verhärtetem Meerschaum, doch zuweilen formt man sie auch aus der noch weichen Erde. Im letztern Falle werden sie, nach dem Bohren, an der Sonne und im Ofen getrocknet, sodann in Milch

gekocht, hierauf mit Schachtelhalm und endlich mit Leder abgerieben. In Konstantinopel färbt man sie dann noch verschiedentlich, und siedet sie in Wachs, Oel ꝛc. In der Türkei wenig beliebt, gehen sie dann nach Siebenbürgen, Ungarn, Polen und von da nach Leipzig. In Deutschland werden sie gewöhnlich umgeformt. Aus den Abgängen macht man unechte Meerschaumköpfe; geschnitten oder ausgearbeitet werden sie zu Ruhla u. Schmalkalden, Fürth u. Nürnberg, Lemgo, Leipzig, Hamburg, Lübeck; Verfälschungen finden statt durch Gypszusammensetzungen und Benutzung der Abschnitzel des Meerschaums zu neuen Köpfen, welche daran zu erkennen sind, daß ein verfälschter Pfeifenkopf einen Bleistift ähnlichen Strich von einer daran gestrichenen Silbermünze annimmt, ein echter aber nicht.

Megaris, der kleinste Staat in Griechenland (etwa 2 QM. im Durchschnitt), ein gebirgiges Ländchen, von Attika, Böotien, Korinth und dem Meere eingeschlossen, jetzt in Livadien (s. d.), war ursprünglich eine Abtheilung von Attika und seine Bewohner Aeolier und Jonier. Dorer gründeten den Staat Megaris, dessen Verfassung aristokratisch war. Im persischen und peloponnesischen Kriege war Megaris reich und mächtig. Die Einw. wurden von den Athenern gehaßt und verspottet. Bekanntlich schoben die Megarenser im Homerischen Schiffskatalog („Iliade" II), wo sie nicht genannt sind, einen Vers (557) ein. Die Hauptstadt Megara (noch jetzt u. d. N. existirend) am Ende des Meerbusens von Athen in einer Ebene zwischen 2 Hügeln (auf diesen 2 Citadellen), hatte Tempel der Demeter, des Zeus, Wasserleitung, Gymnasium, ist nun bedeutend kleiner, mit herrlichen Trümmern. Hier stiftete Euklides (s. d.) die megarische Schule, auch die dialektische genannt. S. D. Herm. Reinganum: „Das alte Megaris" (Berl. 1825, mit 2 Kupf.).

Megära, eine der Furien, s. Eumeniden.

Mehl wird von allerhand Sorten Getreidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Sein Hauptbestandtheil ist Satzmehl; außerdem enthält es noch Kleber, Zucker, Schleim und wenig Salze. Ihrer nährenden Eigenschaften wegen verbraucht man die Mehlsorten zu Nahrungsmitteln. Vorzüglich eignen sich zu Brot Weizen, Spelz, Roggen und Mais. Archangel, Petersburg, Danzig, Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Fiume, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcelona und verschiedene englische Häfen treiben einen großen Mehlhandel. Rußland schickt viel Roggen- und Weizenmehl nach Lübeck, Bergen, ganz Dänemark, Rostock, Drontheim ꝛc. Auch Nordamerika, besonders Pennsylvanien und Neuyork, führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß schön weiß, trocken und rein von Geruch seyn, sich lange halten und im Brote gehörig aufgehen. Es muß trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es sich weder erhitze, noch dumpfig oder vom Ungeziefer beschädigt werde. Sommerroggenmehl ist weißer als das vom Winterroggen. Spelzmehl ist magerer als Weizenmehl und gibt kein so trockenes Brot. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) ist das aus aufgequelltem, zerquetschtem und im Wasser ausgedrückten Weizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Satzmehl, welches man nach ausgepreßtem Wasser in Stücke schneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Mehlthau, eine schleimige, verschieden gefärbte, mehr oder weniger flüssige Substanz, die sich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derselben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angesehen, und parasitisch auf den Pflanzen wuchern und

sie aussaugen, oder er wird von Blattläusen darauf abgesetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter genistet haben. Eine besondere Art des Mehlthaus ist der Honigthau. (S. Honig.)

Méhul (Etienne Henri), geb. zu Givet 1763, Mitglied des Instituts, Inspector des Unterrichts und Lehrer der Composition am Conservatorium; entwickelte sein Talent so frühzeitig, daß er im 10. Jahre als Organist in einem Franciscanerkloster angenommen wurde. In seinem 16. J. kam Méhul nach Paris, nachdem er sich vorher von Hanser, einem Deutschen, im Contrapunkt hatte unterrichten lassen, vervollkommnete sich auf dem Pianoforte und wurde in seinem 18. J. dem Ritter Gluck vorgestellt, der ihm die Weihe als dramatischem Componist gab. Méhul widmete sich ganz dem declamatorischen und pathetischen Styl, womit Gluck die Franzosen entzückte, verband aber damit eine graziöse Melodie, wußte die französische Lebendigkeit mit deutschem Ernste und mit Gediegenheit zu vereinen und übte auf diese Art einen bedeutenden Einfluß auf die französische Musik aus. Seit 1795 war er Professor der Musik am Nationalinstitut und später einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Professor am Conservatorium der Musik. In der Revolution zeichnete er sich durch mehre Volksgesänge aus, sodaß im Jahre 1796, am Feste der Republik, sein Name unter den Componisten ersten Ranges genannt wurde. Er starb in Paris 1818. Die Mehrzahl seiner Opern kam auch auf die deutsche Bühne. Wir führen davon an: „Une folie"; „Hélène"; „L'irato"; „Les aveugles de Tolède"; „Joseph" und „Valentine von Mailand", die erst nach seinem Tode zur Aufführung gekommen ist. Auch schrieb er Symphonien und Ouverturen, z. B. die beliebte Jagdouverture „Le jeune Henri".

Meibom (auch Maibaum oder Maybaum, lat. Meibomius), Name mehrer Gelehrten, unter denen Folgende die Ausgezeichnetsten: Heinrich, der Aeltere, geb. zu Lemgo im Lippeschen 1555, war von 1583 bis an seinen Tod 1626 Prof. der Poesie und Geschichte zu Helmstädt. Kaiser Rudolf II. hatte ihn 1590 zu Prag in den Adelstand erhoben. Er ist durch die Herausgabe von „Opuscula historica rerum germanicarum", die sein Enkel (Helmst. 1660 und 1688 vermehrt), in Folio herausgab, berühmt. Er war auch lat. Dichter. Dessen Sohn Johann Heinrich, ein gelehrter Arzt, geb. zu Helmstädt 1590, lehrte dort von 1620—28 seine Wissenschaft, ward 1628 Leibarzt des Erzbischofs zu Bremen und Bischofs zu Lübeck, auch erster Stadtmedicus zu Lübeck, wo er 1655 starb. Von seinen Schriften sind die bekanntesten: „Hippocratis jusjurandum gr. et lat. c. commentario" (Leyden 1643, 4.); „Ep. de flagrorum usu in re venerea" (Leyden 1629, 12., und oft, zuletzt verm. durch Th. Bartholini, Kopenh. 1680); „A Cassiodori formula archiatrorum, commentario ill." (Helmstädt 1668); „De cerevisiis notibusque et ebriaminibus extra vinum aliis" (ebend. 1668, 4.; auch 1679, 4.); „Ep. de vasis palpebrarum novis" (ebend. 1666, 4.); „Vita Maecenatis" u. a. Mehr Berühmtheit hat sein Sohn Heinrich erlangt. 1638 zu Lübeck geb., widmete er sich der Arzneikunde zu Helmstädt und auf einigen holländ. Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Italien und Frankreich, erhielt 1661 einen Lehrstuhl der Medicin zu Helmstädt, war auch herzoglicher Leibarzt zu Wolfenbüttel, wurde 1678 Professor der Geschichte und Dichtkunst an der helmstädter Hochschule und starb hier 1700. In der Anatomie erhält er sein Andenken durch

die Meibomischen Drusen, seiner vortrefflichen Beleuchtungen der Mutterschlagadern, der Klappern der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränenganges, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen Schriften sind sehr geschätzt, vorzüglich die historischen, welche meistentheils Deutschland betreffen. Wir nennen: „Scriptores rerum germanicarum“ (3 Thle., wovon der 2. u. 3. Theil ihm selbst gehört, Helmstädt 1688, Fol.). Von derselben Familie war auch der Philolog Marcus M., geb. 1630 in Tönningen, beschäftigte sich vorzüglich mit der Musik der Alten und gab 1652 zu Amsterdam eine latein. Uebersetzung der alten Schriftsteller über die Musik („Antiquae musicae scriptores septem gr. et lat.“, 1652, 2 Bde., 4.) mit Noten und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Christine von Schweden zueignete. Diese berief ihn an ihren Hof, wo sich noch mehre Gelehrten (Grotius, Heinsius, Salmasius, Naude, Conring u. A.) befanden. Doch waren dieselben nicht selten der Gegenstand der albernsten Hoflaunen. So mußten einstens, auf Anrathen des Leibarztes und Lieblings der Königin, Bourdelot, Meibom, welcher eben mit keinem tonreichen Gesangesorgan begabt war, ein Liedchen der Alten singen, und Naude nach griech. Weise hierzu tanzen. Die Verkehrtheiten des Tänzers und die Unregelmäßigkeit der Töne des hellenischen Sängers mußten den Hofleuten ein schallendes Gelächter abnöthigen, und als sich Meibom an Bourdelot durch eine derbe Ohrfeige Genugthuung verschaffte, mußte er auf der Stelle Schweden verlassen. In Kopenhagen gut aufgenommen, wurde er königl. Rath und Prof. am Gymnasium zu Soroe, hernach aber Präsident des Zollamts zu Helsingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in so viele Zwistigkeiten, daß er die Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Prof. der Geschichte bei der dortigen Schule begab. Hier vereinigte er sich mit einem Bürgermeister, ward entlassen, reiste nach Frankreich und England, bot seine Beschreibung der alten Triremen, d. i. Schiffe mit 3 Ruderbänken, aus, kehrte endlich nach Amsterdam zurück und starb daselbst 1711. Man hat noch mehre Werke von ihm, darunter eine Verbesserung des hebr. Textes der Bibel, der nach seiner Behauptung voll Fehler sey, auch Ausgaben von Vitruv, Diogenes Laërtius u. A. m.

Meier hieß in ältern Zeiten eine obrigkeitliche Person, Major Domus, welche die hohe, an einigen Orten aber nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit ausübte. Im Mittelalter nannte man so die obersten Pfalzgrafen, jetzt bedeutet es 1) den Vorgesetzten der Landwirthschaft, sowohl einer ganzen Gegend als auch eines einzelnen Gutes; 2) der oberste Knecht in einer großen Wirthschaft; 3) einen Erbzinsmann, besonders in niederdeutschen Gegenden.

Meil (Johann Wilhelm), einer der vorzüglichsten Kupferstecher und Zeichner, geb. zu Altenburg 1733, wo sein Vater Hofbildhauer war, studirte zu Leipzig, ging 1753 nach Berlin und wurde durch die Kunstschätze dieser Stadt bewogen, sich der Kunst ausschließlich zu widmen. Ohne Hülfe eines Lehrers brachte er es durch angestrengten Fleiß bald so weit, daß seine Zeichnungen des Beifalls des deutschen Publicums sich erfreuten. Man hat von ihm mehr als 500 Vignetten in Ramler's „Blumenlese“, verschiedenen Kalendern, Engel's „Mimik“ und der neuesten Ausgabe des „Sebaldus Nothanker“. Er starb als Director der Kunstakademie zu Berlin 1805. Ihn überlebte sein ebenfalls als Kupferstecher und Zeichner berühmter Bruder Joh. Heinrich Meil.

Meile, von dem latein. Mille, tausend, weil die röm. Meile 1000 geometr. Schritte zu 5 röm. Schuhen betrug, ein Maß der Länge des Wegs oder der Ortsentfernung, ist sehr verschieden. Von der deutschen, auch geogr. Meile gehen 15 auf einen Grad des Aequators; die wirkliche Meile ist aber gewöhnlich etwas größer als die geographische, 2 Stunden Wegs in der Regel. Fünfzehn geogr. Meilen als Grundmaßstab machen 10 norwegische, $10^2/_5$ dän. und schwedisch, $13^2/_3$ niederländ. Stunden, 20 gemeine span. Meilen oder $26^2/_3$ castil., 22 poln., 25 gemeine französ., 60 italien. und auch geogr. engl., $66^2/_3$ türk. (Berri), $69^1/_2$ engl., oder auch 60 gesetzmäßige Meilen, $104^1/_2$ russ. (Werste). Von den Seemeilen betragen $17^1/_2$ span. und 20 franz., engl. und niederländ. (Leagues) 15 deutsche Meilen. Die deutsche oder geogr. Meile selbst enthält 1972 rheinländ. Ruthen, od. 23.661 rheinländ. Fuß, oder 22.800 pariser Fuß oder $3807^1/_{10}$ Toisen, die Toise zu 6 Fuß, oder 12.000 gemeine Schritt. Die preuß. Postmeile beträgt 24.000 Fuß rheinländ. Eine sächs. Meile von 2 Stunden Länge hat 8000 dresdner Ellen. Eine geogr. Quadratmeile ist eine Fläche von $1^1/_2$ Stunden in der Länge und $1^1/_2$ Stunden in der Breite, oder 9926 sächs. Acker. Die Tabelle, welche die Weite der Oerter anzeiget, heißt man Meilenzeiger.

Meiler, s. Verkohlung.

Meiners (Christoph), Hofrath, höchst verdienstvoll als Literator und akademischer Lehrer, wurde 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln geb., studirte seit 1767 mit glänzendem Erfolge zu Göttingen und bekleidete an der daselbst Hochschule von 1772 bis an seinen Tod 1810 das Amt eines Professors der Philosophie. Er war rastlos thätig für die Ordnung und den Flor der Hochschule. Meiners lieferte mehre gehaltreiche Schriften, unter denen sich vorzüglich auszeichnen: „Historia doctrinae de deo vero“ (1780); „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom“ (Lemgo 1781, 2 Bde., unvollendet), sein bestes Werk, welches ihm, ins Französische übersetzt, die Mitgliedschaft des Nationalinstituts verschaffte; „Grundriß der Geschichte aller Religionen“; „Historische Vergleichungen des Mittelalters mit unserm Jahrh.“ (3 Bde.); „Beobachtungen über die vornehmsten Länder Asiens“ (2 Bde.); „Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unseres Erdtheils“ (4 Bde.); „Allgem. kritische Geschichte der Religion“ (Hanover 1806, 2 Bde.), entbehrt indeß mehr als seine übrigen Werke der Kritik und lichtvollen Anordnung. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und besonnenen Selbstdenkers. Meiners besaß einen ausgebreiteten literarischen Ruf; auf seine Entscheidung beriefen sich ital. Akademien; Deutschland aber wird ihn stets unter seine fleißigsten Literatoren zählen. Die Kunst zu excerpiren und seine Excerpte in Bücher umzustempeln, besaß er in hohem Grade. Aus seinen Schriften über das Mittelalter und besonders aus den fleißig gearbeiteten Biographien der großen Restauratoren der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrh. wird ein neuer Bayle einst trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können. Sein letztes, sehr anziehendes Werk war: „Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern“ (Tübingen 1813, 2 Thle.). Vgl. „Heynii memoria ejus commendata“ (Göttingen 1810, 4.).

Meinhard, eigentlich Gemeinhard (Johann Nicolaus), Doctor der Philosophie, geb. zu Erlangen 1727, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Hochschule zu Helmstädt und zeichnete sich durch eifriges Studium der alten und neuen Classiker aus. 1748 ward er Hauslehrer in Liefland, reiste 1751 über Kopenhagen nach Holland und bezog dann, um sich in seinem Sprachstudium noch zu vervollkommnen, 1752 die göttinger Universität. 1755 ward er abermals Hauslehrer in Liefland bei dem Baron von Budberg, und durchwanderte von 1756—57 mit seinem Zöglinge Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. 1759 promovirte er zu Helmstädt; aber sein unsteter Geist ließ ihn auch hier nicht lange weilen. Er reiste über Hamburg nach Braunschweig, wo er mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt u. A. befreundet wurde; doch verließ ihn nicht seine Hypochondrie. 1762 nach Leipzig reisend, machte er hier Bekanntschaft mit Gellert und Weiße. Im folg. Jahr ward er Hofmeister eines jungen Grafen von Moltke aus Kopenhagen, mit welchem er Frankreich, Italien und England durchreiste. 1765 war er in Berlin, hier mit Ramler, Lessing, Nicolai, Mendelssohn u. A. bekannt werdend. Dann lebte er 2 Jahre ganz einsam in Erfurt, welches nach seinem Dafürhalten für seine Gesundheit das beste Klima hatte. 1767 wieder nach Berlin wandernd, schloß er hier als Privatgelehrter am 15. Juni seine Erdenlaufbahn. Mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit und classischer Bildung (er verstand Griechisch, Lateinisch und die meisten europ. Sprachen in weitem Umfange) verband er seinen Geschmack und ein richtiges Urtheil. Davon zeugen seine Uebersetzungen (Home's „Grundsätze der Kritik", den Heliodor und einiges Andre) und vorzüglich seine „Versuche über den Charakter und die Werke der besten ital. Dichter" (2 Thle., 1760; 3 Thle. von Jagemann, Braunschw. 1774), die noch jetzt als ein Hauptwerk über diesen Gegenstand in unserer Sprache zu betrachten sind.

Meiningen-Hildburghausen (Sachsen-), ein Zweig des sächsischen Hauses Ernestinischer Linie. Meiningen ist ein Theil der ehemal. Grafsch. Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöschen des Mannsstammes der gefürsteten Grafen von Henneberg größtentheils an das Haus Sachsen kam, mit welchem jene Linie 1554 eine Erbverbrüderung errichtet hatte. Die Herzoge von Meiningen besitzen außer ihrem Erbtheil von Henneberg, einen Theil des Fürstenthums oder der Pflege Koburg, welche ehedem die neue Herrschaft Henneberg genannt wurde und 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin Katharina v. Henneberg an das Haus Sachsen gekommen war. Diese fielen zuerst an die altkoburgische Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgische Linie ausstarb, an Ernst den Frommen von Gotha, dessen dritter Sohn Bernhard der Stifter der meiningischen Linie wurde. Bernhard besaß anfänglich (1681) nur Meiningen, Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber sein Bruder Albrecht, der in der Theilung Koburg erhalten hatte, 1699 ohne Nachkommen starb, erbte Bernhard einen Theil der Verlassenschaft. Von seinen 3 Söhnen pflanzte nur der jüngste, Anton Ulrich, das Geschlecht fort und erhielt nach dem Aussterben der römhilder Linie 1710 einen Theil der Verlassenschaft. Seine beiden Söhne, Karl und Georg, regierten nach ihres Vaters Tode gemeinschaftlich das Land, dessen alleinige Regierung Georg mit dem 1782 erfolgten Tode

eines Bruders erhielt. Er führte d. 9. Dec. 1800 das Recht der Erstgeburt ein. Durch seinen Eifer für das Landeswohl und durch manche zweckmäßige Einrichtungen hat er sich hochverdient gemacht. Er starb d. 24. Dec. 1803, und sein Sohn Bernhard II. Erich Freund (geb. am 17. Dec. 1800) gelangte unter Obervormundschaft seiner Mutter, der Herzogin Louise Eleonore, zur Succession. Am 21. Dec. 1821 trat er die Regierung an und vermählte sich am 23. März 1825 mit Marie, Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, die ihm den 2. April 1826 einen Sohn, Georg, geboren hat. Die meiningischen Länder (20 QM.) zerfielen, außer mehren kleinern Parcellen, in 2 Haupttheile, beide am südl. Abhange des Thüringerwaldes gelegen, wovon die westliche größere das Unter-, die östliche das Oberland heißt, jenes in 8, dieses in 3 Aemter zerfallend. Das Unterland, mit einem Theile des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges, hat schöne Thäler, wird von der Werra in seiner ganzen Länge durchströmt, besitzt guten Ackerbau, producirt Getreide, Obst, Taback, Eisen, Marmor, Kobalt, Steinkohlen und Salz, hat ansehnliche Viehzucht, Wollen- und Baumwollenwebereien, Verfertigung von mancherlei Eisenwaaren. Das Oberland liegt im Thüringerwalde, ist durchaus rauh, bergig und waldig, hat deßhalb geringen Ackerbau, aber große Viehzucht; Bergbau auf Eisen, Marmor, Vitriol, Schiefer u. a. Mineralien; Eisenwerke, Blechhammer, Glashütten, Porzellanfabrik, Papiermühlen. Besonders sind die sonnenberger Waaren (Schachteln, Kinderspielzeug, Drehorgeln, Schiefertafeln, Wetzsteine, Porzellan, Spiegeln ꝛc.) berühmt, die dem Lande jährl. gegen 126.000 Gld. einbringen. Die dem Main zufließende Steinbach führt Perlenmuscheln. Die Einwohnerzahl belief sich auf 58.000, die sich zur evangelisch-lutherischen Lehre bekennen; das Staatseinkommen war 380.000 Gldn. — Gleich bei dem Antritt seiner Regierung fühlte der jetzige Herzog das Bedürfniß zweckmäßiger Reformen in der gesammten Staatsverwaltung seines Landes und gab am 25. Nov. 1823 die neue Organisation der Landescollegien. Die alten Stände bestanden aus sämmtlichen Rittergutsbesitzern und den Städten. Durch die Verfassung vom 4. Sept. 1824 wurden die Bauern zur Landstandschaft berufen und jedem der 3 Stände 7 Abgeordnete gegeben. Einen aus jeder der 3 Classen erwählte der Herzog. (S. „Europäische Verfassungen", Bd. 1, S. 824, fg.) — Durch den Theilungsvertrag über die Länder der ausgestorbenen sachsen-gothaischen Speciallinie vom 15. Nov. 1826 behielt der Herzog seine väterlichen Lande nebst dem Amte Römhild, welches bisher mit Gotha gemeinschaftlich gewesen war; doch trat er von seinen bisherigen Besitzungen die Kammergüter Kahlenberg und Gauerstadt an Koburg ab. Dagegen vergrößerte sich sein Staat durch das Herzogth. Hildburghausen (s. d.), mit Ausnahme der Aemter Königsberg und Sonnenfeld; die bisher koburgischen Aemter und Städte Themar, Saalfeld und Gräfenthal, nebst einigen Orten an der Steinach; das altenburgische Amt Kamburg mit 11 Ortschaften vom Amte Eisenberg; das gothaische Amt Kranichfeld, nebst mehren einzelnen, im Weimarischen liegenden Orten. Hierdurch ist ein langer Länderstrich (zus. 43 QM.) entstanden, welcher sich an der Werra hinauf bis zum Kamme des Gebirges erstreckt und von da wieder bis zur Saale hinabgeht. Dieser (ohne Kamburg) etwa 18 Meilen lange Streif ist nur in der Mitte bei Hildburghausen über 3 M., sonst im Durchschnitt etwa 2 M. breit, im Ganzen

ein Bergland, nur in Römhild und Heldburg etwas sanfter abgeflacht, doch von fruchtbaren Thälern durchschnitten und von etwa 135.000 meist armen, jedoch in den Waldgegenden sehr gewerbfleißigen Menschen bewohnt; aber er hat in seiner Mitte keine größere Stadt, welche einen Mittelpunkt von wissenschaftlicher Bildung und Anstalten dazu darbieten konnte. Meiningen, Hildburghausen und Saalfeld sind einander ungefähr gleich; Meiningen hat die meisten Einw. (4500), Saalfeld die meisten Häuser und das meiste Gewerbe; Salzungen ist durch seine Saline, deren Absatz jedoch in neuerer Zeit mehr beengt ist, und Pösneck durch seine Tuchfabriken die wohlhabendste. Die Landwirthschaft wird in kleinen Bauergütern getrieben, welche im Durchschnitte nicht geschlossen sind. — Diese Ländertheile hatten 5 verschiedene Verfassungen und Verwaltungsweisen. Sie bedurften der Zusammenschmelzung und Vereinigung zu einem Ganzen. Am 1. April 1829 erhielt der Staat eine neue Landesorganisation, welche die Justiz von der Verwaltung trennt, und am. 25. Apr. 1829, nach Vernehmung der Landstände, ein neues Grundgesetz für die vereinigte landschaftl. Verfassung des Herzogthums, nach welchem Wahl, Rechte und Obliegenheiten der 24 Landstände wie früher bestimmt sind. Jeder Stand ernennt 8 Abgeordnete; die der Bauern durch Wahlmänner, welche auf 6 Jahre gewählt werden. Der Staat ist untheilbar; die Staatsbeamten sind verantwortlich. Der wichtigste Gegenstand, welcher die Stände seitdem beschäftigt hat, war die Zusammenwerfung der Landesschulden in eine Masse. Durch die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen hat die Verfassung eine neue Gewähr erhalten. Der Herzog hat mit den Fürsten der Ernestinischen Linie gemeinschaftlich die 12. Stelle in der deutschen Bundesversammlung; im Plenum 1 Stimme. Seine reinen Einkünfte betragen 222.000 Fldn.; die Landeseinkünfte aber 750.000, und die Staatsschulden 2.500.000 Fldn. Zum Bundesheere werden 1150 M. gestellt. Die Haupt- und Residenzstadt ist Meiningen, in einem Thale an der Werra, mit dem Schloß Elisabethenburg, worin eine Bibliothek, Gemälde-, Münzen-, Naturalien- und Kupferstichsammlung, auch das Gesammtarchiv der gefürsteten Grafschaft Henneberg sich befinden. In der Stadt gibt es ein Gymnasium und mehre andre Bildungsanstalten. Die Einw. unterhalten Leinen-, Wollen- u. Baumwollenzeuchweberein (vorzüglich Barchent), Tabacksbau ꝛc. In der Nähe das herzogl. Schloß Dreißigacker (s. d.) mit einer Forstakademie.

Meißen, die älteste Stadt des Königreichs Sachsen, ehemals die Hauptstadt des gleichnamigen Markgrafthums und bis zur Reformation der Sitz eines Bischofs, erbaute Kaiser Heinrich I. 930 gegen die Slawen. Sein Sohn Otto I. stiftete das Bisthum und ist der Erbauer des Doms. Sie liegt in einer äußerst reizenden Gegend am rechten Ufer der Elbe, über die eine künstliche Brücke führt, die älteste Elbbrücke des Landes. Meißen ist der Sitz eines Kreisamtes und zählt 6500 Einw. Sie hat eine schöne lutherische Domkirche, ein Meisterstück gothischer Baukunst, mit einem hohen, durchsichtigen, gothischen Thurme und einer Fürstengruft, gewölbte Schloßkirche; große, berühmte Porzellanfabrik in dem alten, auf einem Berge liegenden Schlosse, gemeiniglich die Albertusburg genannt, welche das trefflichste Porzellan liefert. Auf einem hohen Felsen, welcher durch eine steinerne Brücke mit dem Schloßberge verbunden ist, liegt die Fürstenschule, ein ehemals der heil. Afra geweihtes Kloster

eines Bruders erhielt. Er führte d. 9. Dec. 1800 das Recht der Erstgeburt ein. Durch seinen Eifer für das Landeswohl und durch manche zweckmäßige Einrichtungen hat er sich hochverdient gemacht. Er starb d. 24. Dec. 1803, und sein Sohn Bernhard II. Erich Freund (geb. am 17. Dec. 1800) gelangte unter Obervormundschaft seiner Mutter, der Herzogin Louise Eleonore, zur Succession. Am 21. Dec. 1821 trat er die Regierung an und vermählte sich am 23. März 1825 mit Marie, Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, die ihm den 2. April 1826 einen Sohn, Georg, geboren hat. Die meiningischen Länder (20 QM.) zerfielen, außer mehren kleinern Parcellen, in 2 Haupttheile, beide am südl. Abhange des Thüringerwaldes gelegen, wovon die westliche größere das Unter-, die östliche das Oberland heißt, jenes in 8, dieses in 3 Aemter zerfallend. Das Unterland, mit einem Theile des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges, hat schöne Thäler, wird von der Werra in seiner ganzen Länge durchströmt, besitzt guten Ackerbau, producirt Getreide, Obst, Taback, Eisen, Marmor, Kobalt, Steinkohlen und Salz, hat ansehnliche Viehzucht, Wollen- und Baumwollenwebereien, Verfertigung von mancherlei Eisenwaaren. Das Oberland liegt im Thüringerwalde, ist durchaus rauh, bergig und waldig, hat deßhalb geringen Ackerbau, aber große Viehzucht; Bergbau auf Eisen, Marmor, Vitriol, Schiefer u. a. Mineralien; Eisenwerke, Blechhammer, Glashütten, Porzellanfabrik, Papiermühlen. Besonders sind die sonnenberger Waaren (Schachteln, Kinderspielzeug, Drehorgeln, Schiefertafeln, Wetzsteine, Porzellan, Spiegeln ꝛc.) berühmt, die dem Lande jährl. gegen 126.000 Gld. einbringen. Die dem Main zufließende Steinbach führt Perlenmuscheln. Die Einwohnerzahl belief sich auf 58.000, die sich zur evangelisch-lutherischen Lehre bekennen; das Staatseinkommen war 380.000 Gldn. — Gleich bei dem Antritt seiner Regierung fühlte der jetzige Herzog das Bedürfniß zweckmäßiger Reformen in der gesammten Staatsverwaltung seines Landes und gab am 25. Nov. 1823 die neue Organisation der Landescollegien. Die alten Stände bestanden aus sämmtlichen Rittergutsbesitzern und den Städten. Durch die Verfassung vom 4. Sept. 1824 wurden die Bauern zur Landstandschaft berufen und jedem der 3 Stände 7 Abgeordnete gegeben. Einen aus jeder der 3 Classen erwählte der Herzog. (S. „Europäische Verfassungen", Bd. 1, S. 824, fg.) — Durch den Theilungsvertrag über die Länder der ausgestorbenen sachsen-gothaischen Speciallinie vom 15. Nov. 1826 behielt der Herzog seine väterlichen Lande nebst dem Amte Römhild, welches bisher mit Gotha gemeinschaftlich gewesen war; doch trat er von seinen bisherigen Besitzungen die Kammergüter Kahlenberg und Gauerstadt an Koburg ab. Dagegen vergrößerte sich sein Staat durch das Herzogth. Hildburghausen (s. d.), mit Ausnahme der Aemter Königsberg und Sonnenfeld; die bisher koburgischen Aemter und Städte Themar, Saalfeld und Gräfenthal, nebst einigen Orten an der Steinach; das altenburgische Amt Kamburg mit 11 Ortschaften vom Amte Eisenberg; das gothaische Amt Kranichfeld, nebst mehren einzelnen, im Weimarischen liegenden Orten. Hierdurch ist ein langer Länderstrich (zus. 43 QM.) entstanden, welcher sich an der Werra hinauf bis zum Kamme des Gebirges erstreckt und von da wieder bis zur Saale hinabgeht. Dieser (ohne Kamburg) etwa 18 Meilen lange Streif ist nur in der Mitte bei Hildburghausen über 3 M., sonst im Durchschnitt etwa 2 M. breit, im Ganzen

ein Bergland, nur in Römhild und Heldburg etwas sanfter abgeflacht, doch von fruchtbaren Thälern durchschnitten und von etwa 135.000 meist armen, jedoch in den Waldgegenden sehr gewerbfleißigen Menschen bewohnt; aber er hat in seiner Mitte keine größere Stadt, welche einen Mittelpunkt von wissenschaftlicher Bildung und Anstalten dazu darbieten konnte. Meiningen, Hildburghausen und Saalfeld sind einander ungefähr gleich; Meiningen hat die meisten Einw. (4500), Saalfeld die meisten Häuser und das meiste Gewerbe; Salzungen ist durch seine Saline, deren Absatz jedoch in neuerer Zeit mehr beengt ist, und Pösneck durch seine Tuchfabriken die wohlhabendste. Die Landwirthschaft wird in kleinen Bauergütern getrieben, welche im Durchschnitte nicht geschlossen sind. — Diese Ländertheile hatten 5 verschiedene Verfassungen und Verwaltungsweisen. Sie bedurften der Zusammenschmelzung und Vereinigung zu einem Ganzen. Am 1. April 1829 erhielt der Staat eine neue Landesorganisation, welche die Justiz von der Verwaltung trennt, und am. 25. Apr. 1829, nach Vernehmung der Landstände, ein neues Grundgesetz für die vereinigte landschaftl. Verfassung des Herzogthums, nach welchem Wahl, Rechte und Obliegenheiten der 24 Landstände wie früher bestimmt sind. Jeder Stand ernennt 8 Abgeordnete; die der Bauern durch Wahlmänner, welche auf 6 Jahre gewählt werden. Der Staat ist untheilbar; die Staatsbeamten sind verantwortlich. Der wichtigste Gegenstand, welcher die Stände seitdem beschäftigt hat, war die Zusammenwerfung der Landesschulden in eine Masse. Durch die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen hat die Verfassung eine neue Gewähr erhalten. Der Herzog hat mit den Fürsten der Ernestinischen Linie gemeinschaftlich die 12. Stelle in der deutschen Bundesversammlung; im Plenum 1 Stimme. Seine reinen Einkünfte betragen 222.000 Fldn.; die Landeseinkünfte aber 750.000, und die Staatsschulden 2.500.000 Fldn. Zum Bundesheere werden 1150 M. gestellt. Die Haupt- und Residenzstadt ist Meiningen, in einem Thale an der Werra, mit dem Schloß Elisabethenburg, worin eine Bibliothek, Gemälde-, Münzen-, Naturalien- und Kupferstichsammlung, auch das Gesammtarchiv der gefürsteten Grafschaft Henneberg sich befinden. In der Stadt gibt es ein Gymnasium und mehre andre Bildungsanstalten. Die Einw. unterhalten Leinen-, Wollen- u. Baumwollenzeuchweberein (vorzüglich Barchent), Tabacksbau ꝛc. In der Nähe das herzogl. Schloß Dreißigacker (s. d.) mit einer Forstakademie.

Meißen, die älteste Stadt des Königreichs Sachsen, ehemals die Hauptstadt des gleichnamigen Markgrafthums und bis zur Reformation der Sitz eines Bischofs, erbaute Kaiser Heinrich I. 930 gegen die Slawen. Sein Sohn Otto I. stiftete das Bisthum und ist der Erbauer des Doms. Sie liegt in einer äußerst reizenden Gegend am rechten Ufer der Elbe, über die eine künstliche Brücke führt, die älteste Elbbrücke des Landes. Meißen ist der Sitz eines Kreisamtes und zählt 6500 Einw. Sie hat eine schöne lutherische Domkirche, ein Meisterstück gothischer Baukunst, mit einem hohen, durchsichtigen, gothischen Thurme und einer Fürstengruft, gewölbte Schloßkirche; große, berühmte Porzellanfabrik in dem alten, auf einem Berge liegenden Schlosse, gemeiniglich die Albertusburg genannt, welche das trefflichste Porzellan liefert. Auf einem hohen Felsen, welcher durch eine steinerne Brücke mit dem Schloßberge verbunden ist, liegt die Fürstenschule, ein ehemals der heil. Afra geweihtes Kloster

und daher Aframium genannt, wurde den 3. Juli 1543 eröffnet und hat 118 Stellen. Die Schüler wohnten, bis auf die neueste Zeit, in 2 sogenannte Schlafhäuser vertheilt, je 4 und 4 beisammen in Zellen, und schliefen in besondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringern Einkünften wurde es erst 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzustellen. Diese Fürstenschule hat eine aus mehren Tausend Bänden bestehende Bibliothek. Den Unterricht besorgten 7 Professoren und ein Schreib-, Sprach- und Tanzmeister. Von den Zöglingen dieser Schule nennen wir Lessing, Gellert, Rabener, Klotz, unter den jetzt lebenden Nitzsch, Zachariä in Heidelberg u. A. In der Stadt leben mehre Künstler, und die Einwohner nähren sich außer der Porzellanfabrik von gutem Weinbau, zu dessen Beförderung seit 1799 hier eine Weinbaugesellschaft besteht, und Tuchmacherei; man gräbt hier auch trefflichen feuerfesten Thon. In dem in der Nähe der Stadt gelegenen anmuthigen Tribischthal, wo man Pechstein findet, liegt die gegen Ende des 18. Jahrh. gefaßte Heilquelle Bulchbad. S. P. Reinhard: „Die Stadt Meißen, ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten und Umgegend" (Meißen 1829, mit Kpfrn.).

Meißner (August Gottlieb), geb. 1753 zu Bautzen, verlor seinen Vater, der zuerst Regimentsquartiermeister, dann Senator war, in früher Jugend und zog dann mit seiner Mutter nach Löbau, wo er den trefflichen Unterricht des Rector Heinitz genoß. Zu seiner fernern Ausbildung wirkten in Leipzig Plattner und Böhme, sowie darauf der Umgang mit Engel. Neigung fürs Theater, theils aber auch der Wunsch, ein Mittel zu seinem Unterhalt zu erhalten, vermochten ihn, in Verbindung mit der Seiler'schen Schauspielergesellschaft zu treten. Er schrieb für dieselbe mehre Operetten, von denen sich „Das Grab des Mufti", „Der Alchymist" und „Arsinoe" lange des Beifalls erfreuten. Im Staatsdienste erhielt er nach und nach die Stelle eines Kanzelisten beim geheimen Concilium und dann die eines geheimen Archivregistrators in Dresden. Eine Reise nach Böhmen hatte für ihn 1785 einen Ruf als Professor der Aesthetik und classischen Literatur auf der Universität Prag zur Folge, wo er bis zum Jahr 1805 wirkte, in welcher Zeit er als fürstl. nassauischer Consistorialrath und Director der Lehranstalten zu Fulda einen Wirkungskreis erhielt. Leider starb er schon den 24. Febr. 1807. Er hatte als Mensch viele Eigenschaften, Wärme für Menschenwohl und Bürgerglück, Wahrheitsliebe; er war ein standhafter Freund, ein zärtlicher Gatte, ein dankbarer Sohn. In seinen Schriften herrscht Anmuth, Lebhaftigkeit, Witz und Reinheit der Sprache; die vorzüglichsten davon sind: „Operetten" (Leipzig 1778, 8.), meistens Umbildungen griechischer Originale; „Skizzen" (Leipzig, 14 Sammlungen, 1778—96); „Erzählungen und Dialogen" (ebend. 1787—89); „Alcibiades" (ebend. 1781, 4 Thle.); „Johann von Schwaben, ein Schauspiel" (Leipzig 1780); „Masaniello" (ebend. 1784); „Spartakus" Berlin 1792, 8.); „Biographie von Julius Cäsar" (Berlin 1799, 8.). Auch war er mit dem Bibliothekar Kanzler Herausgeber einer interessanten Quartalschrift für ältere Literatur und neue Lectüre, sowie in Prag einer Monatsschrift: „Apollo", die viele schlummernde Kräfte weckte.

Meister (Leonard), geb. zu Nestenbach im Canton Zürich 1741, Schüler von Breitinger, Steinbüchel, Hirzel, Ulrich und Bodmer, wurde 1773 Professor der Geschichte an der züricher Kunstschule, 1791 Pfarrer

zu St.-Jakob bei Zürich, 1799 Archivar des helvetischen Vollziehungsdirectoriums, 1800 Pfarrer zu Langenau, welche Stelle er jedoch kurz darauf niederlegte, um den Wissenschaften und der Erziehung einiger Jünglinge zu leben. Er starb als Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich im Oct. 1811. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben diese Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den seine literarische Erzeugnisse eine Reihe von Jahren hindurch bei dem größern Publicum fanden, wurde Ursache, die Gründlichkeit zu vernachlässigen. Doch sind auch in der flüchtigsten seiner Arbeiten ein eignes Urtheil, freies Denken und ein richtiger Schatz von Kenntnissen zu finden. Die Schrift über die Mode und die romantischen Briefe eröffnen, und die „Meisteriana“ beschließen den Kreis, in welchem seine Arbeiten über die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur und seine Beiträge zur helvetischen Geschichte die bedeutendsten sind.

Meistersänger, deutsche Dichter, die von der Mitte des 14. Jahrh. an bis in die Zeiten der Reformation hinab und länger Mainz, Nürnberg u. a. O. unter kaiserlichem Schutze zunftmäßige Genossenschaft oder Sängervereine bildeten. Unter den deutschen Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause (von 1183 bis 1250) hatte sich die deutsche Dichtkunst, bis dahin nur sparsam und ärmlich gepflegt, unter dem Namen des Minnegesangs zur schönsten Blüthe entfaltet (s. Minnesinger). Als aber nach Friedrichs II. Tode die Kreuzzüge aufhörten und mit ihnen der romantische Geist des Ritterwesens erstarb, als die Vasallenbande, welche die Grafen von Provence früher an das deutsche Reich knüpften, gelöst und auch Sicilien und Neapel in undeutsche Hände gekommen waren, als nun die Klänge der provenzalischen und toskanischen Dichtkunst auf deutschem Boden verstummten, dagegen der wilde Lärm des Faustrechts laut wurde und an die Stelle des alten gastlichen Wohlstandes Groll und Armuth traten, da mußte auch der Minnesang, sonst die Freude der Höfe, die schönste Blume im Kranze ritterlicher Lustbarkeiten, ersterben. Mochte auch noch Mancher hier und da in alter Weise fortsingen; der Geist war entwichen, nur die Form geblieben. So zeigte sich auch, als mit Karl IV. (1347) Sicherheit und Ordnung wiederkehrten, in den dichterischen Leistungen der Zeit nur ein formelles Streben ohne jenen lebendigen Geist, der aus alten Minneliedern so freundlich uns entgegen weht. — Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen gründeten zu Mainz die erste zunftmäßige Sängerschule, mit der die dunkle Zeit des Meistergesanges anhebt. Denn die Dichtkunst, von den Höfen verwiesen, flüchtete sich nunmehr in den Kreis der niedern Stände, welche, die Formen ihres Handwerkslebens auf die Kunst übertragend, zu innungsartigen Genossenschaften (Meistergenoßschaften) zusammentraten, in denen man es, wie in jenen Handwerkszünften, nach mannigfaltigen Uebungen zum Meister, Meistersänger bringen konnte. Gleichwohl mochten sie ihren Ursprung gern von den Minnesingern ableiten und fabelten zu dem Ende viel von 12 Patriarchen, als ihren ersten Meistern und von dem Wettgesange derselben zu Pavia vor Kaiser Otto I. Grimm und Görres glaubten in dieser Sage eine geschichtliche Thatsache zu entdecken und gründeten darauf die Behauptung, Meister- und Minnegesang verhielten sich zu einander, wie Gattung und Art, beide ursprünglich einerlei und nur geschichtliche Entwickelung allmälig ihrer Besonderheit herausgebildet. Dagegen lehrt Docen einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden und

Hagen und Büsching treten ihm bei. — Meistersängerschulen befanden sich zu Mainz, Strasburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und a. a. O. Die Mitglieder derselben waren verbunden, sich den in der sogenannten Tabulatur enthaltenen Regeln über Reimweisen und Sylbenzahl genau zu fügen. Das Musikalische der Poesie ward in Singschulen unter Aufsicht sogenannter Merker eingeübt. Karl IV. begnadigte die Meistersängerzunft im J. 1378 mit einem Freiheitbriefe. — Ungeachtet der oben angedeuteten Gebrechen ging doch manches Gute aus ihrer Mitte hervor. Die ersten noch vorhandenen dramatischen Versuche in Fastnachtspielen verdanken wir einem nürnbergischen Meistersänger, Hans Schnepper, genannt Rosenplüt, um die Mitte des 15. Jahrh., und allbekannt sind des wackern Hans Sachs (geb. zu Nürnberg 1494), des fruchtbarsten deutschen Sängers, gemüthlich kräftige Dichtungen, die, lange verkannt, von Wieland und Göthe in Schutz genommen, nun mit Recht als eine Zierde unserer ältern poetischen Literatur genannt werden. Vgl. Ad. Puschmann's „Gründl. Bericht des deutschen Meistergesanges" (Görlitz 1571) und Wagenseil's „Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst ꝛc." (Altorf 1697); ferner: J. Grimm „Ueber den altdeutschen Meistergesang" (Götting. 1811) und „Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst", herausgeg. von v. d. Hagen, Docen, Büsching und Hundeshagen (1. B. Breslau 1812).

Mekka. Diese berühmte Stadt in der arab. Provinz Hedschas unter 21° 28′, liegt etwa 6 Meilen östlich von Dschidda, ihrem Hafen am arab. Meerbusen, in einem von öden Bergen eingeschlossenen Thale; die nächste Umgegend ist durchaus unfruchtbar und die Hitze hier oft ganz unerträglich. Sie hat als berühmter Wallfahrts- und zugleich Handelsort viele nach morgenländischer Art schöne Häuser, von denen aber seit den Verwüstungen der Wechabiten 2 Drittel leer stehen sollen, doch soll die Stadt noch an 16—18.000 Einw. zählen. Als Geburtsort Mohammeds wird sie jährlich von zahlreichen Pilgerkaravanen aus der Türkei, Aegypten, Persien, Hindostan und Arabien selbst besucht, weil der Islam den Mohammedanern diese Pilgerfahrt zur Pflicht macht; doch lassen viele Wohlhabende diese Reise durch Aermere auf ihre Kosten oft erst nach ihrem Tode verrichten. Die Zahl der Pilger läßt sich natürlich nicht genau angeben, mag aber wohl zuweilen 30.000 übersteigen; doch haben die meisten mehr den Handel als die Pilgrimschaft zur Absicht. Der Hauptgegenstand der Verehrung ist das heilige Gebiet oder Medsched el Harram, welches wir, sowie die Stadt selbst, da kein Christ sich ihr weiter als bis Dschidda nähern darf, nur aus den Beschreibungen und Zeichnungen der Muselmänner kennen. Diese Medsched el Harram ist nicht ein Gebäude, sondern ein viereckiger von Mauern eingeschlossener großer Platz. Die innern Seiten der Mauern enthalten überwölbte Bogengänge, wo die Pilger gegen die Sonne Schutz finden. An den 4 Ecken und in der Mitte der südlichen Mauer erheben sich schlanke Minarets, und noch 2 andere an der östlichen, sodaß in allem ihrer 7 sind. 39 Thüren führen in den innern Raum. In der Mitte dieses Platzes steht das eigentliche Heiligthum, die Kaaba, ein ganz einfaches, thurmartiges, viereckiges Gebäude, worin nicht einmal besondere Kostbarkeiten seyn sollen; der Grund ihrer Verehrung ist, weil das Gebäude nach Mohammeds Angabe von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden ist, um den einigen Gott

darin anzubeten. Die Thüre ist an der Südseite und so hoch von der Erde, daß man nur mittelst einer hölzernen beweglichen Treppe hinauf steigen kann; doch gelangen nur Wenige zu diesem Glück, da die Kaaba nur 2 Mal im Jahre geöffnet wird; die Menge der Pilger begnügt sich hineinzuschauen und sie unter Gebeten 7 Mal zu umgehen, wobei ein an der südwestlichen Ecke eingemauerter schwerer Stein, von dem man wähnt, daß der Engel Gabriel ihn hieher gebracht, andächtig geküßt wird. Auf ⅔ ihrer Höhe ist die Kaaba mit einem schwarz seidenen Tuche umhangen, auf welchem mit großen aus Golddraht gewirkten Buchstaben Sprüche aus dem Koran geschrieben sind. Der Sultan pflegt dieses Tuch jährlich als Geschenk zu erneuern. Rund um die Kaaba geht eine kreisförmige Einfassung von ehernen Säulen, welche durch Ketten, an welchen silberne Lampen hängen, verbunden werden. Außerhalb dieser Säulen stehen nach den 4 Weltgegenden 4 Bethäuser für die 4 Hauptsekten der rechtgläubigen Mohammedaner. An der südwestlichen Seite des Platzes liegt unter einem kleinen Gebäude der Brunnen Zemsem, dessen Wasser zwar brakig, aber trinkbar und für besonders heilig gehalten wird, weil die Quelle durch ein Wunder bei dem Kinde Ismael entstanden seyn soll, als seine Mutter Hagar verzweiflungsvoll in der Wüste nach Wasser suchte. In der Nähe des Brunnens stehen noch 2 kleine Gebäude zur Aufbewahrung des Silbergeräths, des Oels u. s. w. Das ist Alles, was auf diesem heiligen Gebiete zu sehen ist. Die Kaaba hat sehr große Einkünfte aus den ihr in vielen Gegenden gewidmeten Häusern, Ländereien, Grundzinsen ꝛc. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, der ein Abkömmling Mohammeds und vom Stamme Dari Saids ist, der Scherif von Mekka heißt und ½ Meile von der Stadt auf dem Schloß Marbaa wohnt. Der Großsultan führt den Titel eines Schutzherrn der heil. Städte Mekka und Medina, hat das Recht, den Scherif ein- und abzusetzen (doch immer aus Mohammeds Geschlecht), schickt Richter (Kadis) von Konstantinopel nach Mekka und hält auch daselbst Soldaten, die nebst den Arabern zur Besatzung dienen. Auch ist hier eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Indien. Der Balsam von Mekka tröpfelt aus der von selbst aufspringenden Rinde des Baumes Balsum; er ist anfangs weiß und flüssig, wird dann grünlich und zuletzt zähe.

Mela (Pomponius), ein geborener Spanier, von Einigen für einen Sohn des Mela Seneca gehalten, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geogr. Compendium in 3 Büchern „De situ orbis“, nach Eratosthenes's System gearbeitet, kurz, reichhaltig und in körniger, selten gezierter Sprache. Nach A. Gronov's u. a. ältern Herausgebern hat Tzschukke eine reichhaltige Edition in 7 Bdn. (Lpz. 1807) davon geliefert; eine neuere compendiösere Weichert (Lpz. 1816).

Melampos, des Amythaon und der Idomenea Sohn, der Bruder des Bias, berühmter Arzt und Wahrsager, von dem die Fabel viel Wunderbares erzählt. Er lebte auf dem Lande, wo vor seiner Thüre eine hohe Eiche stand, in welcher eine Schlange ihr Nest hatte. Seine Knechte schlugen die alte Schlange todt, er aber erzog ihre Brut. Wie diese nun erwachsen waren, und er einst auf der Erde lag und schlief, leckten ihm die Schlangen die Ohren aus. Als er daher erwachte, ver-

stand er die Stimmen der vorbeifliegenden Vögel, und von nun an alle Thierstimmen, welche den Menschen die Zukunft verkündigten. Diese Wahrsagergabe befreite ihn einst aus dem Gefängniß, in welches ihn Iphylles, dessen Rinder er gestohlen, hatte werfen lassen, und dessen Einsturz er vorhersagte. Dafür, daß er durch seine Kunst den Iphykles von seinem männlichen Unvermögen heilte, und ihm die Kraft, Kinder zu erzeugen, mittheilte, gab er ihm die vom Neleus für seine Tochter als Brautgabe von Bias verlangte Rinderheerde heraus. Als darauf die Weiber zu Argos vom Bacchus rasend gemacht wurden, ersuchte man den Melampus, dieselben zu heilen. Er versprach es auch gegen einen Antheil an dem Königreiche zu thun. Unter diesen Weibern befanden sich denn auch die Töchter des Prötus. Er nahm einen ansehnlichen Theil der jungen Mannschaft zu sich, stellte sich mit diesen gleichfalls rasend, und lief so den Prötiden nach, bis er sie einholte, und durch Weihungen und den Gebrauch des davon benannten Melampodium heilte. Er erhielt eine derselben Prötiden, die Iphianassa, nachher zur Gemahlin. — Das Zeitalter des Melampos läßt sich nicht genau bestimmen. Allgemein galt er für einen weisen Mann, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch den Dienst der Ceres sowie die eleusinischen Geheimnisse nach Hellas gebracht habe. Nach seinem Tode erhielt er göttliche Verehrung. In Attika hatte er einen Tempel.

Melancholie. Man kann die Melancholie in doppelter Hinsicht unterscheiden: 1) versteht man unter ihr eine düstere mißmüthige Gemüthslage, und 2) eine wirkliche Seelenkrankheit, ein psychisches Leiden Die melancholische Gemüthsstimmung entspringt aus einem bleibenden Gefühle unserer Unvollkommenheit und ist dem Frohsinne, welcher aus der Zufriedenheit mit uns selbsten hervorgeht, entgegengesetzt. Meist ist die Melancholie die Wirkung der Schwäche der Seele und der körperlichen Organe und findet ihren Grund nicht selten in der Idee einer Vollkommenheit, die man weder in sich, noch in Andern, noch in den Gegenständen seiner Freuden, noch in der Natur wahrnimmt; sie gefällt sich in Betrachtungen, welche hinlänglich die Kräfte der Seele beschäftigen, um ihr ein sanftes Gefühl ihres Daseyns zu geben; welche sie aber zugleich den heftigen Bewegungen der Leidenschaften und den lebhaften Empfindungen, die sie in Ermattung und Erschöpfung stürzen würden, entziehen. Auf dem Leben des melancholischen Menschen liegt ein stiller Wolkenschleier, der nur auf Augenblicke sich hebt und bald sich wieder senkt. Er liebt die einsamen, sanften Freuden, und wenngleich sein Herz das Bedürfniß eines Freundes, einer Geliebten fühlt, so will er beide nur im Geheim besitzen und wird eifersüchtig, wenn sie an der Welt, oder die Welt an sie Ansprüche machen. (S. Temperamente.) — **Melancholie** (Gemüthskrankheit, griech., Schwarzgallsucht). Hippokrates bezeichnete hiemit eine Seelenkrankheit, die er aus einem Ueberschuß der schwarzen Galle herleitete und deren generischer Charakter in einem fixen Wahnsinn besteht, der sich stets nur in einer oder zwei Ideen bewegt, ohne Fieber und ohne Tobsucht, wodurch er sich von der Phrenesie und der Manie unterscheidet. Gewöhnlich ist dieser Wahnsinn mit einer unbesiegbaren Traurigkeit, einer finstern Gemüthsstimmung und Menschenscheu und einer vorherrschenden Neigung zur Einsamkeit verbunden. Man unterscheidet die Melancholie nach den fixen Ideen, welche das Denksystem tyrannisch beherrschen. Einige halten sich für Könige,

Kaiser, Götter; Andere glauben sich in Thiere, Wölfe, Hunde, Katzen, Kaninchen verwandelt und erhalten diesemnach in der Kunstsprache der Aerzte verschiedene Namen, als: Lykanthropie, Kynanthropie ꝛc.; sie ahmen in Allem diesen Thieren nach. Nicht selten sind solche fixe Ideen höchst lächerlich; so glaubte ein Irre, er dürfe sein Wasser nicht lassen, sonst ginge die Welt in einer zweiten Sündfluth unter; eine Frau hielt stets den Daumen aufrecht, in der festen Ueberzeugung, sie trage das Weltgebäude. Für einen Melancholischen ist die äußere Welt nichts; er lebt und webt nur in dem engen Kreise seines partiellen Wahnsinnes und alle Seelenkräfte müssen ihm dienen. Alles, was mit ihm in Berührung tritt und was nicht in einem gar zu grellen Widerspruch mit seiner Idee steht, oder was sich ihr nicht gewaltsam als Fremdes aufdringt, bezieht er auf die herrschende Idee. Nimmt man dieses als wahr und richtig an, so urtheilt und schließt der Kranke meist folgerecht. Die Ursachen dieser Geisteskrankheit sind dieselben wie bei der Manie, Sorgen, anhaltender Kummer, heftige Leidenschaften, verschmähte Liebe, unbefriedigter Genuß, vereitelte Hoffnungen, gekränkter Ehrgeiz, religiöse Schwärmerei, Gewissensbisse. Nicht selten sind organische Fehler der Leber, Milz, Mutter- und Hämorrhoidalgefäße die Veranlassungen. Ausschweifungen in der Liebe, wüstes Leben, Trunksucht und andere moralische Laster rächen oft die Tugend auf diese schreckliche Weise. Der Genuß gewisser giftiger Pflanzen vermag eine vorübergehende Melancholie hervorzubringen. So erzählt Plutarch, daß das Heer des Antonius in einer Wüste von einer Pflanze, welche es genoß, wahnsinnig wurde. Der Verlauf dieser Krankheit ist sehr verschieden; manchmal geht sie schnell vorüber, doch meist dauert sie lebenslang, selten gelingt ihre Heilung. Oft wechselt sie mit andern Wahnsinnigen ab, oder hat körperliche Leiden, als Wassersucht, besonders des Kopfes, zur Folge; noch öfter geht sie aber in Blödsinn über und ein Schlagfluß endigt das Leben des Kranken. Es versteht sich von selbst, daß der Melancholische nicht zurechnungsfähig ist; er hat die Freiheit des Denkens verloren und folglich auch des Willens; für den Arzt ist es aber nicht selten höchst schwer, ein richtiges Urtheil in Hinsicht der Imputationsfähigkeit über den Kranken zu fällen.

Melanchthon (Philipp), ein berühmter Reformator und Luther's Mitarbeiter an der Reformation, hieß eigentlich Schwarzerd, welchen Namen Reuchlin, nach der Sitte jener Zeit, in einen griechischen umwandelte; er ward zu Bretten in der Rheinpfalz 1497 geboren, wo sein Vater, Georg Schwarzerd, Rüstmeister des Pfalzgrafen war und 1507 starb. Philipp zeigte schon frühe die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth, machten ihn allgemein beliebt. Durch seine Mutter Barbara, mit Reuchlin verwandt, zog er zu Pforzheim dessen Aufmerksamkeit durch Fleiß und seltene Talente auf sich, und bezog 1510 die Universität zu Heidelberg, wo er schon im folgenden Jahre Baccalaureus der Philosophie und Lehrer einiger jungen Grafen wurde. Da ihm hier wegen allzugroßer Jugend die Magisterwürde versagt wurde, ging er 1512 nach Tübingen, legte sich vorzüglich auf Theologie und wurde 1514 Magister. Seine Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller, sowie seine griechische Grammatik hatten ihm schon einen bedeutenden

Ruf erworben, und der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen berief ihn deßhalb 1518, auf Reuchlin's Empfehlung, als Professor der griech. Sprache nach Wittenberg. Ungeachtet seiner Jugend ging doch schon ein großer Ruf seiner Gelehrsamkeit vor ihm her; die Universität zu Leipzig veranstaltete sogar bei seiner Durchreise ein Fest zu seiner Ehre. Seine Vorlesungen wurden eifrig besucht (oft las er vor 2000 Zuhörern); er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade, und so viel Bescheidenheit bei so viel Einsicht, war in jenen Zeiten eine seltene Erscheinung. Zufällig war Luther Melanchthon's erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen und einen durch den andern ergänzt zu haben. Sowie Melanchthon mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation zu Stande gebracht haben würde, so würde Luther durch seinen Ungestüm, ohne des Freundes leitende Hand, in tausend Verwirrungen gerathen seyn; und wie Melanchthon fühlte, daß Luther's Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte Luther dagegen Melanchthon's gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung (vgl. den Art. Luther). Es traf sich, daß der Mann, der Luthern in Ansehung des Wissens so weit übertraf, ihm in Ansehung des Muthes zum Handeln so weit nachstand. Nur daher kam es, daß ihr Ehrgeiz während einer Laufbahn von 28 Jahren nie feindselig zusammenstieß, und die zum Wohl des ganzen Reformationswerks so nöthige Harmonie nirgends störte. 1519 begleitete er denselben nach Leipzig zu dem Religionsgespräch mit D. Eck, schrieb 1521 den ersten Entwurf eines verbesserten Lehrgebäudes der Theologie, u. d. T.: „Loci theologici", welches noch bei seinem Leben 60 Auflagen erlebte. Seine Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe ging so weit, daß er sich nicht getraute, eine Reise zu seiner geliebten Mutter zu machen, noch zu heirathen, aus Furcht, sich dadurch zu sehr zu zerstreuen. Seine Heirath ward indeß am 25. November 1520 vollzogen. Seine Gattin, die Tochter eines wittenbergischen Bürgermeisters, Hieronymus Krapp, kam ihm an Sanftmuth und Nachgiebigkeit gleich. Sie machte ihn sehr glücklich und beschenkte ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Unablässig bemüht, Schulen und Kirchen zu verbessern, unternahm er mehre Reisen, wohnte 1529 dem Reichstage zu Speyer bei, verfertigte 1530 die Augsburgische Confession aus den von Luther zu Torgau entworfenen 17 Artikeln, sowie die Apologie derselben gegen die Angriffe und Widerlegungen der Katholiken. Er befand sich auch bei den Religionsgesprächen zu Marburg und Regensburg 1541, beim Convent zu Schmalkalden, Leipzig, Naumburg und Worms 1557. Seine unermüdete Thätigkeit, die selbst des kränklichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner: dieß Alles nöthigte seinen Zuhörern Bewunderung ab. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals auf Schulen gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Schulbücher für dieselben schrieb und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die griech. Sprache im nördlichen Deutschland eigentlich erst recht bekannt. Er schrieb außer der griech. Grammatik, welche 28, eine lateinische, welche 32 Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Phy-

sik ꝛc., die für ihre Zeiten vortrefflich waren. Dadurch, daß er das neue Testament zuerst aus dem Griechischen erklärte und wohlfeile Abdrücke einzelner Bücher desselben den Studirenden in die Hand gab, arbeitete er Luther'n ungemein in die Hand; und dieser hielt ihn nach seiner religiösen Vorstellung für ein Hauptwerkzeug, welches Gott ihm zur Begründung seines Werks zugesandt habe. Schade, daß eine zu ausschließlich gelehrte Erziehung diesen herrlichen Mann für das öffentliche, handelnde Leben durchaus verdorben hatte. Selbst zum Predigen konnte er nie bewogen werden, und da, wo man ihn zuweilen einmal wider seinen Willen mit in das Reformationswerk hineinzog, that er jeden Schritt mit Angst und Beklommenheit. Nach Luther's Tode warfen ihm die heftigen Anhänger Luther's allzugroße Schwäche und Nachgiebigkeit vor, und sie glaubten dazu ein Recht zu haben, als 1549 Melanchthon unter Bedingungen die Einführung des Interims in Sachsen zuließ. Und in der That, als er Luther'n nicht mehr hatte, glich er der Rebe, die ihren Stab verloren hat. All sein Muth sank dahin, und sein süßester Trost bei den nachher ausbrechenden Drangsalen waren — Thränen. — „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen", schreibt er, „verzehrt mich. Oft zweifle ich, wenn ich die Erde erblicke, ob ich mich ausweinen könnte, wenn ich auch ebenso viel Thränen vergießen wollte als die Elbe Wellen wirft". Die Lutheraner haben es ihm auch vielfältig vorgeworfen, daß er, wenn es von ihm abgehangen hätte, in Gottes Namen wieder Alles zum Alten zurückgeführt haben würde. Dem Körper nach war Melanchthon klein und hager, aber sein blondes Haar, seine breite, offene Stirne und seine hellen Augen machten sein Gesicht sehr interessant. Eine Schulter trug er etwas niedriger als die andere. In Gesellschaft war er heiter und gesprächig, nicht selten auch witzig, nur daß er, seinem furchtsamen Charakter zufolge, seine Worte sorgfältig abwog und auf eine plötzlich empfangene Sottise oder Beleidigung gewöhnlich erst nach einer Viertelstunde antwortete. Lateinisch sprach er besser als deutsch; auch sind seine meisten Schriften und Briefe in jener Sprache geschrieben. Seine Thätigkeit verließ ihn auch in seiner letzten Schwäche nicht, und noch den Tag vor seinem Tode trug er selbst das Manuscript seines letzten Osterprogramms in die Druckerei. Er starb zu Wittenberg den 19. Apr. 1560 in einem Alter von 63 Jahren. Ihn überlebte ein Sohn, der seine Gutmüthigkeit, nicht aber seinen Geist besaß; seine ihm am meisten ähnliche Tochter Anna, an den Dichter Sabinus unglücklich verheirathet, war schon 1547 vor Gram gestorben. Seine Schriften, unter denen sich besonders die Lehrbücher durch Klarheit und Ordnung auszeichnen, erschienen gesammelt (Basel 1561, 5 Bde, Fol.), und Wittenberg 1562, 4 Bde.), von Peucer. Sein Freund Joach. Camerarius hat Melanchthon's Leben beschrieben, Rotermund seine 385 Schriften verzeichnet (Bremen 1814). Köthe gibt eine Auswahl seiner Werke heraus (Lpz. 1829, 3 Bdchn.).

Melanippe, Tochter Aeolos II. oder des Desphontes; gebar nach Hygin aus der Umarmung Poseidons den Böotos und Aeolos III. Melanippe wurde von ihrem Vater geblendet und in einen Thurm gesperrt. Die Knaben sollten wilden Thieren vorgeworfen werden. Eine Kuh säugte und Hirten retteten sie. Theano, in Gefahr, als unfruchtbar von ihrem Gemahl Metapontos, König von Ikarien, verstoßen zu werden, ließ sich die Kinder geben und schob sie unter. Als sie aber nachher

selbst 2 Söhne geboren hatte, stellte sie diese an, jene zu ermorden, die jedoch durch Poseidons Beistand siegten. Der Theano Söhne fielen, sie selbst entleibte sich. Dem Aeolos und Böotos gab sich nun Poseidon als Vater zu erkennen und entdeckte ihnen das Schicksal ihrer Mutter. Diese tödteten hierauf den Desphontos, befreiten ihre Mutter, der Poseidon das Gesicht wieder gab, und brachten sie zu Metapontos, der sich mit ihr vermählte.

Melchisedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), ein Vorbild Jesu, nach Moses I. 14. 18. König zu Salem (Jerusalem, der Stadt des Friedens), das er zuerst gegründet haben soll; zugleich ein Priester Gottes des Allerhöchsten. Seine Geschichte ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt; nur aus einem Auftritte mit Abraham ist er uns bekannt. Als dieser Freund Gottes aus einer Fehde siegreich zurückkehrte, kam Melchisedek ihm mit Brot und Wein entgegen, segnete und sprach: „Gesegnet seyst du, Abraham, dem höchsten Gotte, der Himmel und Erde besitzt; und gelobet sey Gott, der Höchste, der deine Feinde in deine Hände gegeben hat". Und demselben gab Abraham den Zehnten von seiner Beute. Dieß ist Alles, was uns Moses von diesem ältesten Priester-Könige berichtet. Erst nach ungefähr 900 Jahren wirft der gekrönte Sänger auf diesen königl. Priester (Ps. 109. „Du bist ein Priester in Ewigkeit, nach der Ordnung Melchisedek's") einiges Licht, welches gleich schnell wieder verschwindet. Dann kommt 11 Jahrh. später, als der Gottmensch wirklich im Fleische erschienen war, im neutestamentlichen Brief an die Hebräer der Vergleich Jesus mit Melchisedek vor. Die Katholiken suchen aus diesem Allem zu beweisen, daß Christus das heil. Abendmahl zugleich als ein unblutiges Opfer eingesetzt habe (s. Messe). — Melchisedekiten nannte man eine im letzten Viertel des 3. Jahrh. von Hierax, einem gelehrten ägyptischen Christen, gestiftete Sekte, welche lehrte: „Melchisedek sey der heilige Geist". Sie behauptete auch, Christus sey nur gekommen, um eine strengere Moral einzuführen. Sie enthielten sich ehelicher Beiwohnung, erklärten die Bibel allegorisch, wie überhaupt viele christliche Lehrsätze, und übten dabei eine strenge Askese. Diese Schwärmerei erlosch schon nach 80 Jahren.

Melchiten (syrisch, Königliche) hießen ursprünglich im 6. und 7. Jahrhundert die morgenländischen Christen, die sich dem Willen des Kaisers gemäß den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlung unterwarfen, daher Kaiserlichgesinnte. Neuerlich heißen so die morgenländischen Christen, die nicht unter dem Patriarchen zu Konstantinopel, sondern unter dem Patriarchen zu Antiochien stehen, und ihre Messe in arabischer Sprache halten; auch die mit der katholischen Kirche unirten Kopten in Aegypten.

Melchthal (Arnold von), einer der Hauptbegründer der helvetischen Freiheit, aus dem Canton Unterwalden gebürtig, verband sich mit Werner Stauffacher, Walther Fürst und Wilhelm Tell 1307, nachdem Gesler seinem Vater die Augen hatte ausstechen lassen, weil Arnold, dem ein Knecht des Landvogts die Ochsen vom Pfluge nehmen wollte, mit der übermüthigen Aeußerung, wenn der Bauer Brot haben wollte, möge er den Pflug selber ziehen, diesen Knecht geschlagen und dann die Flucht ergriffen hatte. Sein Todesjahr ist ungewiß.

Meleager, Sohn des Königs Oeneus und der Althäa. Da bei seiner Geburt die Parzen ihm das Schicksal bestimmten, daß er nicht

eher sterben sollte, als bis der eben auf dem Heerde befindliche Brand verzehrt worden, so nahm seine Mutter diesen aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. Meleager ward ausgezeichneter Held, auch bei dem Zuge der Argonauten; er erlegte den kalydonischen Eber und schenkte dessen Haut seiner Geliebten Atalanta; da aber seiner Mutter Brüder diese Haut raubten, so gerieth er mit ihnen in Streit und erschlug sie alle drei. Seine Mutter, wüthend über den Mord ihrer Brüder, ergriff jenen Brand, warf ihn ins Feuer und Meleager starb unter furchtbaren Schmerzen. Von Andern wird die Geschichte anders erzählt. Wir besitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildsäulen des Meleager. 2) Meleager aus Syrien, s. Anthologie.

Meleda oder Milit, Insel im dalmatischen Kreise Ragusa, durch den Canal von Stagno von der Halbinsel Sabioncello getrennt, gebirgig, aber reich an Wein, Oel, Fischen, von ungefähr 900 Einw. und 1¾ deutschen QM. Sie ist besonders merkwürdig durch das von Partsch untersuchte Detonationsphänomen. S. Partsch's „Berichte ꝛc." (Wien 1826).

Meletios, Bischof von Kyropolis, verursachte 306 die Spaltung der afrikanischen Kirche. Wegen Abfalls vom Christenthum und anderer Laster abgesetzt, suchte und fand er eine Partei, von ihm Meletianer genannt, deren Angelegenheiten auf dem Concilium zu Alexandrien und Nikäa vorgenommen ward, wo Meletios zwar bischöfliche Würde, jedoch ohne die Befugniß bischöflicher Verrichtungen zuerkannt wurde. Da er diesem Beschluß nicht nachkam und zu ordiniren fortfuhr, die orthodoxe Kirche aber die von ihm erwählten Bischöfe nicht anerkennen wollte, entstanden daraus lange dauernde Unruhen. Er starb 326. 2) Meletios Syrikos, griech. Schriftsteller des 17. Jahrh., der dadurch einige Berühmtheit erlangte, daß die kathol. Kirche aus einer Schrift desselben, welche der Marquis de Nointel an Anton Arnauld schickte, die Uebereinstimmung der griech. Kirche mit der katholischen in der Lehre von der Transsubstantiation zu beweisen suchte.

Melikertes, Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit seiner von der Juno verfolgten und ins Meer gesprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde und als solche den Namen Palonmon erhielt. (S. Athamas und Ino.) Die Seefahrer verehrten ihn als einen schützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weßhalb er auch von den Römern Portumnos oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einem Schlüssel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie sonst bei größern Meergöttern geschieht, auf einem Wagen fahrend, sondern schwimmend vorgestellt. In vielen Hafenstädten waren ihm Tempel errichtet und auf der Insel Tenedos wurden ihm sogar Kinder geopfert.

Melisma (gr.) bezeichnet in der Tonkunst theils eine aus verschiedenen Noten zusammengesetzte Figur, theils eine durch viele Takte hindurch dauernde Reihe verschiedener solcher Figuren, wozu im Texte nur eine einzige Sylbe vorhanden ist (im Deutschen: Sylbendehnung). Melismatisch heißt daher Alles, was zur Verzierung des Gesanges gehört, besonders auch die Manieren. Der melismatische Gesang, wo zwei, drei u. m. Noten auf eine Sylbe gesungen werden, wird dem syllabischen entgegengesetzt, wenn nämlich der Sänger zu jeder Note eine Sylbe nimmt, wie z. B. bei Recitativen und Choralgesängen; dann

heißen auch melismatische Gesänge in besonderm Sinne gewisse einfache, leicht zu fassende Melodien, die Jeder gleich behalten und nachsingen kann; dergl. z. B. gewisse ital. Liederchen sind, welche die Gondelirer singen.

Melissos, aus Samos, um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., berühmter Staatsmann. Als Eleatiker, Schüler des Parmenides, entwickelte er die Grundsätze des Xenophanes und Parmenides über die einzige ewige Substanz noch schneidender und zum Theil schärfer. Hauptsätze: das Wirkliche kann nicht entstehen und nicht vergehen; es ist ohne Anfang und Ende, grenzenlos der Zeit nach und also eines und unveränderlich, nicht zusammengesetzt noch theilbar, mithin überhaupt kein Körper und ohne Raumesdimensionen; Alles, was uns durch die Sinne zukommt (die Vielheit der Dinge), ist nur Sinnenschein und von der realen Erkenntniß ausgeschlossen. Derselbe war 441 glücklicher Anführer der Samier gegen Perikles. Uebrig sind Bruchstücke von seiner Schrift von der Natur. Vgl. Brandis's „In comment. eleat. P. I." (Alt. 1813).

Melodie, im Allgemeinen, die successive Tonverbindung — im Besondern, eine Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechselung nach bestimmter Höhe und Tiefe angenehm erscheint; im eingeschränkten Sinne des Worts auch der Gesang irgend eines bestimmten Musik- oder Singstücks, auf welche man hindeuten will (wenn man sagt eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componist die Gemüthsstimmung, welche er zu malen sich vorgenommen hat, ausdrücken. Dieß geschieht in unsern mehrstimmigen Kunstwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptstimme, welcher die übrigen Stimmen mit ihrer Melodie untergeordnet sind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Wesentlichste jedes Tonstücks, die Seele der Musik sey, und daß ihr die Harmonie als Ausdrucksmittel der Gefühle untergeordnet seyn müsse. Die Musik hat den Gesang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmste Aufgabe, zum steten Ziele; daher ist es für den Tonsetzer von der größten Wichtigkeit, die wesentlichen Eigenschaften einer guten Melodie und die Mittel, wodurch diese zu erreichen steht, zu kennen. Die Elemente, wodurch der Componist in den Stand gesetzt wird, mittelst melodischer Verbindung der Töne ein schönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, sind die Verschiedenheiten der Töne an sich und die Verschiedenheit des Fortschreitens von einem Ton zum andern. Hierzu gesellt sich noch die Verschiedenheit der Bewegung (das Rhythmische). In allen diesen Beziehungen muß die Melodie den Aeußerungen der zu schildernden Empfindungen angemessen seyn und wiederum auf unsre Empfindungen wirken können. Melodie und Rhythmus sind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu versetzen, und wo jene fehlen, da ist die höchste Reinheit der Harmonie unwirksam. Das eigentliche Wesen der Melodie besteht einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung schildern, und Jeder, der sie hört, muß sich einbilden, er höre die Sprache eines Menschen, der, von einer gewissen Empfindung durchdrungen, diese an den Tag zu legen strebt. Insofern nun aber diese Melodie in den Händen des Tonsetzers ein Werk der Kunst und des Geschmacks ist, muß sie auch, wie jedes andre Werk der Kunst, ein Ganzes ausmachen, in welchem die mannigfaltigen Mittel zu einer vollkommenen Einheit verbunden sind. Dieses Ganze muß eine gefällige Form haben und sowohl überhaupt als

in seinen einzelnen Theilen so beschaffen seyn, daß das Ohr des Zuhörers zur fortdauernden beständigen Aufmerksamkeit gereizt werde und sich ohne Anstoß und Zerstreuung den Eindrücken, die es empfängt, mit Lust überlassen und hingeben könne. Jeder Gesang, der diese Eigenschaften hat, ist gut. Die verschiedenen besondern Eigenschaften aber, welche einer guten Melodie eigen seyn müssen, sind folgende. Zuerst ist schlechterdings nothwendig, daß ein Haupt- oder Grundton darin herrsche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemessene Abwechselung verschiedene Abstufungen bekomme. Dieß kann nur dadurch geschehen, daß die aufeinanderfolgenden Töne aus einer bestimmten Tonleiter (s. Ton) genommen werden. Geschähe dieß nicht, so würde unter den einzelnen Theilen kein Zusammenhang seyn. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie gibt den aus derselben genommenen Tönen den nöthigen Zusammenhang. Der Haupt- oder Grundton muß aber dem Charakter des Stücks angemessen gewählt werden. Denn jede Tonart hat einen ihr eignen Charakter, wie umgekehrt jede Empfindung einen ihr eigenthümlichen Ton. Je feiner nun das Ohr des Tonsetzers ist, diesen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, desto glücklicher wird er in besondern Fällen in der Wahl des Haupttons seyn, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die bloß aus ein paar Hauptsätzen bestehen, kann man durchaus bei dem Haupttone bleiben, oder auch allenfalls in seine Dominante (s. d.) übergehen; längere Stücke hingegen erfordern Abwechselung des Tons, damit der leidenschaftliche Ausdruck auch in Absicht auf das Harmonische seine Schattirung und Mannigfaltigkeit bekomme. Zweitens ist bei der Melodie nach dem Obigen die Verschiedenheit der Tonfortschritte von großer Bedeutung. Sowie die Empfindung nicht auf gleicher Höhe ununterbrochen bleibt, so fordert auch die Melodie in Hinsicht auf Ausdruck der Empfindung sowohl als auch um des Wohlgefallens willen ein nicht willkürliches Auf- und Absteigen durch größere oder kleinere, consonirende oder dissonirende Intervalle, wie die Empfindung selbst abwechselnd steigt oder fällt, sich leicht oder mühsam in Freude oder Schmerz bewegt. Drittens ist zu einer guten Melodie der Rhythmus (s. d.) nothwendig. Jeder Gesang erweckt durch die einzelnen Töne, welche der Zeit nach aufeinanderfolgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton ist als eine kleine Rückung, deren eine bestimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzusehen. Es scheint überhaupt eine so natürliche Aehnlichkeit zwischen dem Gang und der Bewegung der Melodie zu seyn, daß überall, auch bei den rohesten Völkern, die ersten Gesänge, die unter ihnen entstanden, unzertrennlich mit dem Gange oder Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht, wo kein Schritt dem andern gleicht, ist selbst beim bloßen Anschauen schon ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, so harmonisch richtig man auch deren Fortschritte fände, wenn unter denselben nicht irgend eine abgemessene Ordnung in der Abwechselung vorhanden wäre, unsere Aufmerksamkeit keinen Augenblick unterhalten, sondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung eine gewisse Gleichförmigkeit vorhanden seyn, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Musik Takte genannt werden, eingetheilt seyn. Diese Schritte müssen, wenn sie aus mehren kleinen Rückungen bestehen, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der ersten Rückung stärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent

bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Takte. Darum müssen die gleich langen Schritte oder Takte in gefälliger Abwechselung auf einander folgen, und es ist deßwegen nöthig, daß die Dauer des Taktes in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verschiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne sich von einander unterscheiden. Hieraus entstehen nun wieder neue Arten von Gleichförmigkeit und Mannigfaltigkeit, die den Gesang angenehm machen. Der gefühlvolle Ausdruck wird demgemäß auch durch schnelle oder langsame Bewegung, durch den geraden oder ungeraden Takt und die daraus entstehenden verschiedenen Accente, durch die besondere Art oder Anzahl der einzelnen Theile des Taktes, durch die Austheilung der Töne in dem Takte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einschnitte und Abschnitte gegen einander bestimmt. Jeder dieser Punkte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Ferner muß eine gute Melodie singbar oder spielbar und, nach Beschaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufassen seyn. Wo diese Eigenschaft fehlt, da werden alle übrige Verdienste einer Composition verdunkelt oder unwirksam gemacht. Doch lassen sich diese Eigenschaften nur mit Beziehung auf die fortschreitende Musikbildung einestheils, anderntheils auf die zu schildernden Empfindungen bestimmen. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonsetzer sowohl den ausübenden Gesang als die Natur derjenigen Instrumente, für welche er setzen will, studirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Gesanges kommt oft von der Art der Fortschreitung her, und bei dieser ist zu merken, daß man, so lange der Ausdruck der darzustellenden Empfindung keine Ausweichung fordert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatonische Tonleiter ist in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichste. Kühne, schroffe Gegenstände erfordern aber andre Mittel. Die Eigenschaft einer guten Gesangsmelodie insbesondere besteht in der Nothwendigkeit, den Ausdruck eines Textes so viel als möglich wiederzugeben. Der Tonsetzer muß sich bestreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen und sich überhaupt in dieselbe zu versetzen. Dabei ist es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung so eindringend wird, daß das Gemüth dabei zu verweilen wünscht. Hier nun ist die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollsten Wendungen anzubringen. Hat er Gefühl und Uebung, so werden ihm Bewegung und Takt, wie sie der Empfindung des Textes angemessen sind, schon von selbst einfallen. Aber den schicklichsten Rhythmus und die besten Einschnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen musikalisch gewesen ist, oft sehr schwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einschnitte und Perioden mit denen, die im Texte sind, übereinkommen müssen. Streiten nun aber diese, wie es nicht selten der Fall ist, gegen das Ebenmaß der Musik, so muß sich der Setzer mit Wiederholungen und Versetzungen einzelner Worte zu helfen suchen. Höchst zweckwidrig sind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verstande und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unstatthafter sind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes widersprechen. Wie, wenn der Dichter sagte: Weinet nicht, und der Tonsetzer wollte nun auf dem ersten Worte Töne setzen, die etwa das Weinen nachahmen sollten? Und doch trifft man

dergl. Verstöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich ist noch anzumerken, daß gewisse Fehler gegen die Natur des Taktes die Melodie höchst unangenehm und widrig machen, z. B. wenn man Dissonanzen auf Takttheile anbringt, welche dieselben nicht vertragen. Im Dreivierteltakt können z. B. die Vorhalte oder zufällige Dissonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geschehen sollen, in der Regel nur auf dem ersten Viertel angebracht werden. Geschehen aber in diesem Takte die Rückungen durch Achtel, so können die Dissonanzen auf dem ersten, dritten und fünften Achtel stehen. Hingegen fallen die Dissonanzen im Sechsachteltakte auf das erste und vierte Achtel und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder sechsten vorbereitet. Ausnahme macht die Gegenbewegung. Beim Vortrag der Melodie ist auf Stärke und Schwäche, Schweifung und Abstoßen der Töne sowie auf alle vorhin berührte Punkte zusammengenommen zu sehen. Nicht sehr wahrscheinlich ist, daß der Mensch durch Nachahmung der Vögel auf die Melodie oder den Gesang gekommen sey; es ist wahrscheinlicher, daß der Gesang auch allmäliges Erzeugniß des Menschen sey, denn die einzelnen Töne, woraus der Gesang gebildet wird, sind Aeußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menschen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, oft auch die Natur wider seinen Willen auspreßt. Der Mensch ist geneigt, sowohl den fröhlichen als den traurigen Empfindungen nachzuhängen und sich in denselben gleichsam einzuwiegen. Wir sehen, daß Kinder, die noch nichts von Gesang wissen, wenn sie in vergnügter oder trauriger Stimmung sind, sich durch dazu passende Töne darin zu unterhalten suchen. Durch diese Töne bekommt das Gefühl gleichsam etwas Körperliches, woran es sich festhalten und wodurch es sich eine Fortdauer verschaffen kann. Diese allein aber machen den Gesang noch nicht aus. Denn erst wenn abgemessene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entsteht der eigentliche Gesang, und eine Wiederholung solcher Töne ohne bestimmte Wiederkehr und Abwechselung mit Länge und Kürze scheint die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derselben nicht bewirken zu können. Es ist daher keine seltene Erscheinung, daß das Kind, sowie auch der rohe erwachsene Mensch, mit der Wiederholung leidenschaftlicher Töne eine gewisse gleichförmige Bewegung des Körpers, ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herwanken desselben verbindet, worin der Ursprung des Takts (s. d.) zu suchen ist. Nichts ist bequemer, uns eine Zeit lang in einer und ebenderselben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gefesselt wird. Und so läßt sich einigermaßen der Ursprung der Melodie erklären, den man als eine in bestimmter gleichförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne bestimmen kann. Gesang und Melodie kann übrigens nicht allein durch die menschliche Stimme, sondern auch auf den Instrumenten hervorgebracht werden. Aber der Gesang der menschlichen Stimme ist freilich der ursprünglichste und vollkommenste, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes, jedem Ton auf das genaueste die besondere Abstufung, die der Affect erfordert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderstehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt, so hat der Gesang vor allen andern Werken der Kunst den Vorzug, daß er Gefühle zu erwecken im

Stande ist. Dieß legt dem Tonsetzer die unerläßliche Pflicht auf, dem Studium des Gesanges oder der Melodie die größte Aufmerksamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Tonsetzern, wegen der herrschenden harmonischen Ueberladungen, anzuempfehlen ist.

Melodrama, die Vergegenwärtigung einer Handlung auf der Bühne durch den declamatorisch-mimischen Vortrag und die Musik. Es schließt den Gesang aus und unterscheidet sich dadurch von der Oper, sowie es auch die auszudrückenden Ideen und Gefühle entweder durch die Musik vertönen oder auch nachhallen läßt, die Oper aber beide durch Musik und Gesang zugleich darstellt. Es gehört zu dem Wesen desselben, daß die in der Handlung liegenden Gefühle und Gedanken entweder musikalisch dargestellt und nachher erst gesprochen, oder erst gesprochen und dann durch die Musik ausgedrückt werden. Diese doppelte Darstellungsweise eines und desselben Gegenstandes durch Künste, die nicht vereint wirken, sondern auf einander folgen, widerstrebt der Einfachheit, mittelst der jede Kunst in ihrem Kreise groß wirkt, und erzeugt sowohl eine unnatürliche Zusammenstellung, als sie auch durch die eingeschobenen declamatorischen Sätze die musikalische Einheit zerstört. Der Schauspieler muß ebenso oft mit dem Ausdrucke der Empfindungen der Kraft der Musik nachstehen, als diese vergeblich sich bestrebt, die bloßen Vorstellungen klar und faßlich wiederzugeben. — Das **Melodrama** heißt **Monodrama**, wenn es nur eine Person hat, **Duodrama** aber, wenn es zwei oder mehre hat. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen „Pygmalion" veranlaßt, Brandes die Gerstenberg'sche Cantate „Ariadne", sowie nachher Gotter die „Medea" bearbeiteten, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Musik beschenkt hat. Die neuern, von den Boulevards in Paris ausgehenden Melodramen (z. B. „Die Waise und der Mörder", „Der Galeerensklave") sind rohe Schauspiele, in welchen nur zuweilen das Melodramische eingemischt ist, um den Effect zu steigern.

Melone (Cucurbita Melo), eine in Asien einheimische Frucht, unterscheidet sich von der Gurke durch die größern runden Früchte, welche reif genossen werden. Die Kantalupen sind die vorzüglichste Art; es gibt schwarzgrüne, grüne, gelbliche und weiße. Ihre Schale ist dick, die Gestalt unförmlich, der Geschmack aber ausnehmend fein. Die Netzmelone, die gemeinste unter denen, welche bei uns gebauet werden, ist wie mit einem weißen Netze überzogen. Außerdem kennt man eine Menge anderer Abarten, die alle viel zärtlicher und daher auch schwerer zu erziehen sind als die Gurken. Die **Wassermelone** (C. citrullus), 30 Pfund schwer, in Sicilien, Italien, Ungarn und im Oriente einheimisch, hat ein röthliches saftiges Fleisch, welches in jenen Ländern sehr geschätzt wird.

Meloplast, eine in Frankreich erfundene Methode des Unterrichts in der Musik, welche Galin und dessen Nachfolger, Ph. de Keslin, in dem „Cours analytique de musique" (Paris 1824) beschrieben haben.

Melos (griech.), der Gesang, Gesangspoesie, daher melisch so viel als lyrisch, reinlyrisch. (S. Lyrik.)

Melos (jetzt **Milo**), eine der Cykladen im griech. Archipel, das Vaterland des Philosophen Diagoras, eine kreisförmig um einen nördlich gelegenen Meerbusen gebogene 3 QM. große Insel, deren vulka-

nischer Boden zwar Wein und Getreide bringt, aber auch schädliche Dünste aushauchet; der Anbau und die Bevölkerung sind daher sehr gering; sie enthält kaum 5000 Menschen. Die sehr häufigen heißen Quellen der Insel werden nicht benutzt; Trinkwasser sehr selten und schlecht. Bei dem kleinen Orte Milo, der einen trefflichen Hafen hat, sieht man noch prächtige Ueberbleibsel eines marmornen Theaters, die Baron von Haller aus Nürnberg 1814 entdeckte. Der Kronprinz (jetzige König) von Baiern hat dieselben gekauft, um mit den dortigen Antiken seine Sammlung zu bereichern. 1820 entdeckte hier ein griech. Landmann unter dem Boden einer Nische ein herrliches Rundbild, die Statue der Venus von Melos, nebst 3 Hermen (3 Fuß hoch). Wegen der Schönheit ihrer Form und des Adels ihres Styls, wird diese Statue, vom schönsten fein körnigen pariſchen Marmor 6 Fuß 3 Zoll hoch verfertigt, jetzt im Louvre zu Paris bewundert, wo sie der König von Frankreich, als ein Geschenk seines Gesandten in Konstantinopel, Marquis de la Rivierie, der sie erkauft hatte, aufstellen ließ. Sie war zerbrochen und beschädigt, doch war der Kopf nie vom Leibe getrennt, am besten erhalten sind die mittlern Theile, Brust und Leib. Ein faltenreiches Gewand verhüllt den untern Theil; nur ein Fuß ist fehlbar. Sie wird, weil sie den Apfel hält, für eine Venus viltrix gehalten. Man besitzt Beschreibungen und Abgüsse von dieser Statue.

Melpomene, die Muse des Trauerspiels. Sie wird abgebildet mit einer ernsthaften Maske, wohl auch mit einem Cypressenzweig in der einen und einem Dolch in der andern Hand. (S. Musen.)

Melusine. Die durch ein artiges Märchen gar wohl bekannte schöne Melusine war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern stammte sie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelsus macht sie zu einer Nymphe; die Meisten aber bezeichnen sie als eine mächtige Fee, die sich mit einem Fürsten aus dem Hause Lusignan vermählte. Sie war, wie die meisten Feen jener Zeit, gezwungen, gewisse Tage des Monats Fischgestalt anzunehmen: alsdann wandte sie alle Sorgfalt an, sich weder vor ihrem Gemahl, noch vor ihren Hausleuten sehen zu lassen. Aber eines Tags trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar gerne wissen wollte, was Melusine so eingeschlossen vornehme, unvermuthet ins Zimmer und erblickte sie in einem Wasserfaß, in einer Gestalt, worin er sie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, sein Erstaunen auszudrücken; sobald sie sich entdeckt sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft seitdem ein Glied des Hauses Lusignan von einem Unfall bedroht wird, oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weise sterben soll, erscheint sie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schlosses Lusignan, das sie hat bauen lassen, und läßt dort Seufzer und Wehklagen hören. Thuring von Klingolfigen aus Bern gab 1477 zu Augsburg die erste Uebersetzung der Melusine ins Deutsche heraus. Seitdem erschien das Buch in unzähligen Auflagen.

Melville-Insel, s. Nordpolexpeditionen.

Memel, Stadt des gleichnamigen Kreises (19 QM., 39.000 Ew.) im ostpreuß. Reg.-Bez. Königsberg, an der Mündung der Dange ins kurische Haff, die nördlichste Stadt in Preußen (55° 42′ 15″ Br., 38° 45′ L.), liegt 122 Meilen von Berlin, nicht weit von der russischen Grenze, in Alt- und Friedrichsstadt getheilt, mit 3 Vorstädten, ist eine

Hafen- und Handelsstadt und besitzt in 760 Häusern 9200 Einw., 3 evangel. und 1 kathol. Kirche, Synagoge, Anstalt für sittlich verwahrloste Kinder, Hospital, Zeughaus. Für den Unterricht und die Ausbildung der Jugend sorgen ein Gymnasium und eine Industrieanstalt. Die Lage Memel's an einem guten, sichern, von einer Festung vertheidigten Hafen, der gegen 600 Schiffe jeder Gattung aufnehmen kann, macht es zum Seehandel geeignet, dessen Hauptprodukte als Ausfuhr in Korn, Flachs, Hanf, Borsten und Holz bestehen. Außerdem sind hier Branntweinbrennereien, Seifsiedereien, Werkstätten für Bernsteinarbeiter und Schiffswerfte. Auf dem nördl. Theile des Hafens steht ein 100 Fuß hoher Leuchtthurm. Wir finden in Memel ein Seegericht, ein Oberpost- und ein Hauptzollamt; ferner ist hier der Sitz der Kreisbehörde, eines Superintendenten und eines Stadtgerichts erster Classe. 1807 wählte der königl. preuß. Hof diese Stadt zu ihrem einstweiligen Aufenthalte. Memel ist auch der deutsche Name des Flusses Niemen (s. d.).

Memnon, ein sehr dunkler Mythus, war nach Hesiod ein Sohn des Tithonius und der Aurora, König der Aethiopier, nach Andern der Assyrer. Zu Abydos in Aegypten erbaute er einen prächtigen Pallast und ein Labyrinth; ein anderer Pallast zu Susa in Persien, welche Stadt — wie Herodot berichtet — von ihm Memnonia geheißen habe. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geschenk eines goldenen Weinstocks zu bewegen, ihm mit einer zahlreichen Land- und Seemacht zu Hülfe zu kommen. In der ersten Schlacht neigte er durch seine ungeheure Uebermacht den Sieg auf die Seite der Trojaner. Als die Schlacht aber am folgenden Tage wieder anfing, so geriethen Memnon und Ajax Telamonius an einander. Achill aber kam zum Beistande des letztern herbei und stieß mit einem Stich durch den Hals den Memnon nieder, worauf das trojanische Heer sogleich in die Flucht gerieth. Nachdem Memnon verbrannt war, fiel seine Mutter Aurora dem Jupiter zu Fuße und bat ihn, daß er ihrem Sohne einige Ehrenbezeugungen im Tode erweisen möchte. Jupiter machte also, daß aus Memnons Asche viele Vögel (Memnons-Vögel) hervorflogen, welche alle Jahre wieder zu dem Grabe kamen und auf demselben eine Art von Wettkampf hielten. Nach seinem Tode ward er als Heros verehrt und hatte unter andern in Assyrien einen Tempel. Berühmt ist auch die tönende Memnonssäule bei Theben, welche auch unter dem Namen Phamenophis (Grab des Osiris) bei den Alten aufgeführt wird, von welcher man erzählte, daß sie beim Aufgange der Sonne, sobald diese sie beschienen, einen fröhlichen Klang, aber wenn sie untergegangen, einen traurigen Ton von sich gegeben habe. Man will noch im 4. Jahrh. n. Chr. diesen Klang gehört haben, über dessen Beschaffenheit die Gelehrten sehr viel gemuthmaßt haben, ohne zu einem Resultate zu gelangen. — Eine kolossale Memnonsbüste, welche von Belzom zu Theben, wo sie im Sande lag, aufgefunden und nach London geschafft wurde, befinden sich im britischen Museum zu London, und es sind darüber interessante Nachrichten in Böttiger's „Amalthea", 2. Bd. Nach Jacobs sind alle von Meroe an bis zum Aesepus hinauf und durch ganz Asien gehende Königs- und Todtenpaläste als Memnonien anzusehen.

Memorie. Memoiren. Unter Memoire versteht man überhaupt, was die Erinnerung an eine Sache weckt, eine Schrift, welche dazu abzweckt, Etwas in Anregung zu bringen, oder über einen Gegenstand ein

Gutachten mitzutheilen. Memoiren heißen insbesondere Staatsschriften, die der gewöhnlichen Formalitäten und vorzüglich des Siegels ermangeln. Sie kürzen bei Unterhandlungen der Höfe den Weg ab, indem sie allen Rang- und Ceremonialstreitigkeiten ausweichen. Man hat drei Arten derselben: 1) die mit Anreden, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von Dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (Memoiren in Briefform); 2) solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift halten, in denen aber der Schreibende von sich in der dritten Person spricht (Memoire schlechthin); und solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin vom Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den ersteren: a) Circularnoten an das diplomatische Corps, d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von Etwas zu benachrichtigen, oder um Etwas zu ersuchen: gemeiniglich mit Unterschrift des Staatssecretairs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofes an einen Gesandten auf dessen Eingabe; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst einem Memoire zu übergeben. Memoiren nennt man auch Denkwürdigkeiten, welche einen geschichtlichen Werth haben; doch ist dieser Werth nur eingeschränkt, indem sie sich nur auf eine Person oder eine Begebenheit beziehen und der Verfasser zugleich thätig mit in die Begebenheit eingriff, eine Theilnahme, welche ihn sehr leicht der Gefahr aussetzt, in seinen Berichten einseitig und parteiisch zu werden. Als die ältesten Memoiren betrachtet man gewöhnlich Cäsars Berichte von seinen Feldzügen; aus dem Mittelalter kann man u. a. des Bischofs Ditmar Chronik (den neuern Ansichten über dieselbe zufolge) hierher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber ist Frankreich, in dessen historischer Literatur sie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit sind, und wo sie vom Ende des 15. Jahrh. an immer häufiger werden. Besondere Erwähnung verdienen die Memoiren Phil. de Comines's, Brantôme's, Sully's, Joinville's, des Cardinal Retz. (S. d. und Französische Literatur.) Martin du Bellay's durch ihre kraftvolle Darstellung und den in ihnen ausgesprochenen Nationalsinn merkwürdige Memoiren gehen 1513—16 (Paris 1569, Fol., moderniſirt herausgeg. von Lambert, Paris 1753, 7 Bde.). Blaise de Montluc ist in seinen Memoiren (von 1521—69, von Heinrich IV. die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde., 12.) ebenso offenherzig in seinem Selbsttadel als in seinem Selbstlobe; lebhafter und anschaulicher Vortrag ist verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politische Redlichkeit in höchster Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, sowie durch Würde und ruhevollen Vortrag zeichnet sich Michel de Castelnau („Memoiren von 1550—70", Brüssel 1731, 6 Bde., Fol.) aus. Margarethe v. Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geschichte ihrer Jugendjahre (1561—81) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünstelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde.; deutsch von Friedr. Schlegel, Leipz. 1803). Aubigné (1550—1600, Amsterd. 1623, 3 Bde., Fol.) ist bei aller Befangenheit, kecker, an Schmähsucht grenzender Freimüthigkeit, und bei einem

gesuchten, oft unverständlichen Ausdrucke ein für die Geschichte seiner Zeit höchst wichtiger, wenn auch mit kritischer Prüfung zu brauchender Schriftsteller. Rochefoucault, ein Großer von der feinsten Bildung und tiefer Menschenkenner, beschrieb die Unruhen der Fronde (1648—52) mit Meisterhand, hat bei unverschleierter Parteilichkeit eine scharfsinnige und klare Darstellung und Entwickelung der Begebenheiten, treffende Charakteristik der Hauptpersonen, sprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darstellung (in welcher er sehr unpassend oft mit Tacitus verglichen worden) ist schmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemessen und gedrungen (Trevoux 1754, 2 Bde., 12., Paris 1804, 18.). Aus der großen Menge der übrigen franz. Memoiren führen wir noch an: die von d'Etrées, de Brienne, de Torcy und Montyon, für Diplomaten von besonderm Interesse; die von St.-Simon (s. d.), von welchen 1829 eine vollständige Auflage nach der Originalhandschrift erschien, Duclos, der Madame d'Epinay; hierher zu zählen sind auch die Werke des Abbé Soulavie; die „Bekenntnisse" von J. J. Rousseau; die Correspondenzen von Grimm, von Laharpe; das „Tagebuch" v. Bachaumont; die „Considérations sur la révolution" der Frau von Staël; das Werk von Suard u. a. In Paris sind seit einigen Jahren fünf große Sammlungen von Memoiren begonnen worden, die für Bibliotheken von großem Interesse sind; die erste: „Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis le règne de Philippe Auguste jusqu'au commencement du 17ième siècle; avec des notes sur chaque auteur et des observations sur chaque ouvrage par M. Petitot", besteht aus 42 Bdn. und ist vollendet; die zweite, eine Fortsetzung der vorhergehenden u. d. T.: „Collection etc. depuis l'avénement de Henri IV. jusqu'à la paix de Paris, conclue en 1763", ist, wie die erste, von Petitot geordnet und besorgt; 1823 erschien von dieser zweiten Folge der 23. Band. Beide Sammlungen hat der Buchhändler Foucault mit der größten typograph. Sorgfalt ausgestattet; die dritte: „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis la fondation de la monarchie française jusqu'au 13me siècle" (Ludwig IX.), von Guizot geleitet, Paris 1824—26, 30 Bde., bildet den Uebergang zu der ersten Sammlung und ist wichtig für die Geschichte des Mittelalters überhaupt; die vierte: „Coll. des mém. relatifs à la révolut. franç., avec des notices sur leurs auteurs et des éclaircissements historiq.", auch größere Beweisstücke (pièces historiques), herausgeg. von Berville und Barrière, bei den Gebr. Boudouin (22 Lieferungen, jede von 2—3 Bdn.), enthält sowohl bereits gedruckte Denkschriften über die franz. Revolution, u. a. die der Madame Roland, des Marquis de Ferrières, von Linguet, Dusault, vom Marquis de Bouillé, Baron Besenval, von Bailly, Rabaut de St.-Etienne, Mounier, vom Marquis von Lally-Tolendal, Marquis v. Rochambeau, von Riouffe, Rivarol, Louvet, vom General Puisaye, Marquis v. Montesquiou, Camille Desmoulins, St.-Just, Necker, Clery, Mallet du Pan, von Barbaroux, Fréron, Garat, vom General Doppe, Beaumarchais, Ramel, Aymé, Marmontel, Philippeau, Antonelle, Courtois, Dumouriez, von Mad. Campan, Morellet u. A. m. Die fünfte: „Collect. des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre", mit einer Einleit. und histor. Erläut. von Guizot, 25 Bde., enthält u. a. die Memoiren von Thomas May, oder Geschichte des langen Parlaments; die von Philipp Warwick über die Regierung Karls I.;

die von John Berklay, Thomas Herbert und Price; die von Sollis, Fairfax, Huntington, der Frau Hutchinson, Ludlow, Clarendon, Burnet, Temple, Rokesby u. A. In der deutschen Literatur sind Denkwürdigkeiten dieser Art eine Seltenheit. Zu den anziehendsten sind zu rechnen die der Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrichs d. Gr., ursprünglich in franz. Sprache geschrieben, und zu den wichtigsten die von Friedrich d. Gr. selbst („Histoire de mon temps") u. a. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 gab der Oberst von Massenbach im Verlage des Herausgeb. des leipziger Conv.-Lex. folgende 3 Werke heraus, die hier eine Erwähnung verdienen: „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit 1794, nebst seinem Tagebuch über den Feldzug 1806" (2 Thle., mit Charten und Planen, 1809); „Rückerinnerungen an große Männer" (1809); „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrichs Wilhelms II. und III." (3 Thle., mit Charten und Planen, 1809—10). Der 4. Theil des letztern Werks, schon gedruckt, wurde auf den Wunsch der preuß. Regierung unterdrückt, und die ganze Auflage eingestampft. Dohm's übrigens höchst schätzbare „Denkwürdigkeiten" können nicht hierher gerechnet werden, da sie nur aus zusammengereihten historischen Aufsätzen über Begebenheiten unserer Zeit bestehen, an welchen Dohm entweder geringern oder größern Theil genommen oder über solche Forschungen angestellt hat. Von Gagern hat dagegen unter dem Titel: „Mein Antheil an der Politik", Memoiren herauszugeben angefangen, die über manche Begebenheiten unserer Zeit interessante Aufschlüsse geben. Napoleons Verbannung nach St.-Helena und sein Tod hat die Bekanntmachung vieler Schriften dieser Art veranlaßt, durch welche wir über die wichtigsten Begebenheiten der neuern Zeit und die hervorstechendsten Charaktere in derselben die belehrendsten Aufschlüsse erhalten haben. (S. Napoleon, Schriften von und über ihn.) Seitdem ist das Memoirenschreiben sehr gesunken durch gedungene Verarbeiter eines die Neugierde reizenden Stoffes; dahin gehören die „Mém. d'une contemporaine" (8 Bde.; Frau v. St.-Elme ist nur von dem ersten Bde. die Verfasserin), die des Vidoc, zum Theil auch die des ehemal. schweizer Buchhändlers Fauche-Borel u. a. m. — III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, besonders die in gelehrten Gesellschaften vorgelesenen Denkschriften, werden Memoiren genannt. Die „Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres" und andre Sammlungen dieser Art sind allbekannt.

Memphis, Hauptstadt Aegyptens, am linken (bei der ersten Anlage am rechten) Nilufer, zwischen den Seen Möris und Mareotis, 5 Milliarien über dem Delta; nachdem vom König Menes der Fluß östlich abgedämmt worden, vollendete Uchoreus diesen Riesendamm. Umfang $3^3/_4$ geogr. Meilen; Residenz der ägyptischen Könige an Thebens Stelle, Mittelpunkt des ägyptischen Handels (vergl. den Artikel Aegypten). Das größte Gebäude war der Tempel des Phtha (Vulcan), angelegt von Menes, in der Folgezeit, besonders durch Uchoreus, erweitert, auf der Ostseite durch die herrlichsten Propyläen vom König Asychis, auf der Südseite durch Propyläen vom König Psammetichos geschmückt, in ihr Aufenthaltsorte für den Apis; andere Merkwürdigkeiten: Tempel des Serapis; der Aphrodite oder der Diana, Pallast des Priestercollegiums, Residenz des Pharao, im 3. Theile der Stadt, Leukosteichos

(weiße Mauer). Unter der Perser Herrschaft (Kambyses zerstörte es 524 v. Chr.) sank Memphis, ward seit Alexandrias Flor nur 2. Hauptstadt Aegyptens; im 7. Jahrh. nach Eroberung des Landes durch die Araber (die sie Ment, Mennt nannten) wurde seit 640 Vieles daraus in die neue, am Ostufer des Meeres angelegte Hauptstadt entführt, und Memphis ging allmälig zu Grunde; im 12. Jahrh. stand es noch, verschwand aber endlich so, daß man über seine Stätte stritt, bis entschieden ist, daß die Ruinen sich auf der Westseite des Nils, mehr als 1 geogr. M. südlich von Alt-Kairo, in der Nähe von Saccara und Fostat verbreiten, wo jetzt das Dorf Manuf (Myt-Rahyneh) liegt.

Menage (Gilles), von Bayle der Varro des 17. Jahrh. genannt; geb. 1613 zu Angers, wurde nach vollendetem Studium königl. Advocat daselbst an der Stelle seines Vaters, gab jedoch diesem, der Rechtsgelehrsamkeit bald überdrüssig, seinen Posten zurück, trat in den geistlichen Stand und widmete sich nun ganz dem Studium der schönen Wissenschaften. In der Einsamkeit des Klosters Notre-Dame zu Paris stiftete er eine gelehrte Gesellschaft, welche er seine Mercuriale nannte und die 40 Jahre zur Abstellung von Mißbräuchen auf dem Gebiete der Literatur wirkte. Menage hatte sich durch sein anhaltendes Studium, durch eine leichte Fassungsgabe begünstigt, eine Menge Kenntnisse erworben; er dichtete mit Leichtigkeit italienische Verse und ward deßhalb Mitglied der Akademie della Crusca. Er hatte einen streitsüchtigen Charakter, einen besondern Hang zur Satyre, wodurch er sich eben nicht beliebt machte. So schrieb er eine Bittschrift der Dictionnaire gegen das Ausmerzen vieler Wörter gegen die franz. Akademie; auch geißelte er Montmaur in einer trefflichen Satyre, worin er diesen Pedanten in eine Papagei verwandelt. Er starb zu Paris 1692. Menage hat mehre gelehrte Werke hinterlassen. Seine Ausg. des Diogenes Laërtius (1663) ist mit sehr geschätzten Anmerk. begleitet. Sein „Dictionnaire étymologique ou origines de la langue française“ (1650) und s. „Origini della lingua italiana“ (1669) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine lat., ital., griech. und franz. Poesien sind ziemlich werthlos. Nach seinem Tode erschienen „Menagiana“, erst in einem, dann in 4 Bdn., eine Sammlung von einzelnen Zügen aus seinen Gesprächen, deren Werth sehr ungleich ist.

Menander, der berühmteste unter den griech. Dichtern der sogen. neuen Komödie, 342 v. Chr. zu Athen geb. Er soll sich in einem Alter von 52 J. aus Verdruß über den größern Beifall, den sein Nebenbuhler Philemon erhielt, ersäuft haben. Die Vortrefflichkeit seiner Komödien, deren Anzahl sich auf mehr als 100 belief, erwarb ihm bei den Griechen den Beinamen eines Fürsten des neuern Lustspiels; und es ist sehr zu bedauern, daß wir außer einigen Bruchstücken („Menandri et Philem. reliquiae ed. Clericus“, Amsterd. 1709, und in Brunck's „Poëtis gnomicis“) Nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgebildet, und aus dessen Lustspielen müssen wir uns einen Begriff von Dem zu machen suchen, was die Alten in dem Menander, dem Repräsentanten der feinen und mäßigen Grazie, bewunderten.

Mendelssohn (Moses) wurde 1729 zu Dessau geboren, wo sein Vater ein armer jüdischer Schulmeister und Zehngebotsschreiber war. Trotz seiner dürftigen Lage suchte der Vater die Geistesfähigkeiten seines Sohnes so viel wie möglich wissenschaftlich auszubilden; aber freilich

war dieß in jeder Hinsicht nur äußerst beschränkt. Ein wenig Hebräisch und das Lesen des Talmud war Alles, was der alte Mendelssohn ihn lehren konnte. Der Knabe strebte aber weiter und studirte mit solchem Eifer die Bücher des Alten Testaments, besonders die Psalmen, daß er bereits anfing, auch hebräische Verse zu machen. Zugleich zog er sich aber durch seinen anhaltenden Fleiß die Nervenkrankheit zu, die wegen schlechter Behandlung den Armen kränklich und ungestaltet für das ganze Leben machte. Das berühmte Werk des Maimonidas „More Neubuchim, d. i. Führer der Irrenden", legte in ihm den ersten Grund zur Untersuchung und zur freimüthigen Denkungsart; da ihn sein Vater nicht mehr ernähren konnte, so faßte er den Entschluß, nach Berlin zu gehen, wo er mehre Jahre mit allen Sorgen des Lebens kämpfen mußte und oft am Nothwendigsten Mangel litt. Zur ferneren Entwickelung seines Geistes trug hier besonders sein Zusammentreffen mit Israel Moses bei, ein tiefsinniger Denker und großer Mathematiker, der aber wegen seines frei forschenden Geistes allenthalben verfolgt, damals in Berlin in gleicher Dürftigkeit lebte wie Mendelssohn, zuletzt gedrückt von Noth und Elend, ein echter Märtyrer der Wahrheit, in Schwermuth starb. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Kisch, machte ihn auf die Nothwendigkeit, das Lateinische zu erlernen, aufmerksam und gab ihm anfangs selbst Unterricht darin. 1748 wurde er auch mit dem D. Sal. Gumperz, einem besonders in den neuern Sprachen wohlunterrichteten Manne, und durch diesen wieder mit mehren Eleven des joachimthalschen Gymnasiums bekannt, unter denen besonders einer, Beausobre, den gleiche Liebe zur Philosophie belebte, sich mit ihm innig verband. Beide junge Männer trieben nun diese Wissenschaft sowohl wie das Studium der neuern Literatur mit angestrengtem Fleiße; und da nun auch Mendelssohn äußere Lage anfing sich nach und nach zu bessern, so konnte er mit um so größerm Eifer auf der betretenen Bahn fortschreiten. Ein reicher jüdischer Seidenfabrikant in Berlin nahm Mendelssohn als Lehrer seiner Kinder in sein Haus und machte ihn nach und nach zum Aufseher, Factor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik. 1754 ward er mit Lessing bekannt, und durch ihn ermuntert, trat er nun zuerst als Schriftsteller auf und gab seine bekannten „Briefe über die Empfindung" heraus, denen bald eine Uebersetzung von Rousseau's „Ursprung der Verschiedenheit unter den Menschen" folgte. Auch mit Abbt und Nicolai trat er in Verbindung. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die Nicolai 1765 begann, zählte Mendelssohn zu ihren vorzüglichsten Mitarbeitern; doch waren seine Hauptbestrebungen immer der Philosophie zugewendet. Schon 1755 gab er mit Lessing gemeinschaftlich die kleine Schrift: „Pope, der Metaphysiker", heraus, und 1761 gewann er den von der berliner Akademie ausgesetzten Preis auf die beste Lösung einer über diese abstracte Wissenschaft aufgeworfenen Frage. 1767 erschien sein Meisterwerk: „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele". Die gutgemeinte aber unzarte Aufforderung Lavater's, der ihn dem Christenthume gewinnen wollte, lehnte Mendelssohn ebenso besonnen als mit der größten Schonung und Sanftmuth ab. In seinem „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum" legte er nachher (1783) der Welt die trefflichsten Ideen vor, die sowohl von seinen Glaubensgenossen als auch von den Christen zum Theil deßwegen so mißverstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die seit Jahrhunderten befestigt waren, geradezu angrif-

sen. Schon sehr schwach und oft durch immer zunehmende Kränklichkeit von ernsten und anstrengenden Arbeiten abgehalten, gab er doch im Jahr 1785 seine „Morgenstunden“ heraus, ein Buch, in welchem er für Die, so ihm näher standen, die Beweise über das Daseyn Gottes und die Auseinandersetzung der verschiedenen Systeme der Idealisten, der Skeptiker, Spinocisten u. s. f. vortrug, dessen zweiter Band jedoch nicht erschien, da der Tod ihn vor der Vollendung desselben überraschte. Ungefähr um dieselbe Zeit als der 1. Bd. der „Morgenstunden“ ins Publikum kam, starb Lessing, und da Jacobi mit der Behauptung hervortrat, nach Allem, was ihm kund geworden, sey Lessing im Spinocismus gestorben, so glaubte Mendelssohn, es der Asche seines Freundes schuldig zu seyn, das Andenken desselben gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen zu müssen. Er schrieb deßwegen an Jacobi einen Brief, der bald darauf auch öffentlich erschien, von dem Empfänger indeß keinesweges gut aufgenommen und durch Bekanntmachung früherer Schreiben über diesen Punkt erwiedert wurde, was Mendelssohn viel Kummer und Verdruß machte. Da nun zu all Diesem noch eine leichte Erkältung hinzukam, so konnte der längst durch angestrengte Geistesarbeiten und frühe Kränklichkeit geschwächte Mann, der in der letzten Zeit seines Lebens so reizbar war, daß die geringste Erschütterung ihm Ohnmachten zuzog, nicht länger widerstehen, und es war am 4. Jan. 1786, als er seine Augen dem irdischen Lichte schloß. Als ein Schüler der Wolf- und Baumgarten'schen Philosophie, deren mathematische Definitionsmethode und Gründlichkeit er sich angeeignet hatte, neigte er sich insofern zum Eklekticismus, daß er aus allen Systemen Das, was ihm am Besten schien, sich heraus hob, was er dann, kraft seines guten und feinen Geschmacks, mit allem Schimmer der Zierlichkeit und Leichtigkeit umkleidete. Bei den tiefsinnigsten metaphysischen Untersuchungen stand ihm gewissermaßen immerwährend Platon's Grazie zur Seite, und Lessing's Kritik, die seinem Styl zum Muster diente, machte ihn, den unter dem abscheulichen Jargon gemeiner Juden Aufgewachsenen, zum classischen Vorbilde eines correcten, sprachharmonischen Schriftstellers, sodaß er in Wahrheit einer von Jenen war, deren gereinigte, leichte, treffende und elegante Schreibart die deutsche Literatur und Sprache zuerst auf den Punkt hob, auf welchem sie seitdem so ehrenvoll, selbst vom Auslande anerkannt, dasteht. Außer den bereits genannten Werken führen wir noch von ihnen an seine „Philosophische Schriften“ (Berlin 1761—71, 2 Bde.); seine „Uebersetzung der 5 Bücher Moses und der Psalmen“ u. s. w.

Mendoza (Don Diego Martado de), nach Juan Boscan Almogaver und Garcilaso de la Vega, der Zeit nach der Dritte unter den spanischen Classikern; zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in dem glänzenden Zeitalter Karls V., 1503 in Granada geboren. Wegen seiner ganz gelehrten Erziehung, die ihn bis zur Erlernung der hebräischen und arabischen Sprache führte, wegen seiner Bekanntschaft mit der schönen Literatur und seinem Geschmack, den er schon als Student zu Salamanca durch die Erfindung des komischen Romans erprobt hatte, fand ihn Karl V. zum Geschäftsmann vorzüglich brauchbar. Er schickte ihn als Gesandter nach Venedig und 1554 auf das tridentinische Concilium, auf dem er sich durch eine sehr freimüthige Rede auszeichnete; seitdem vertraute ihm Karl V. die Leitung der italienischen Angelegenheiten überhaupt an, wobei er 6 Jahre lang bewundert und ge-

fürchtet wurde, bis ihn endlich Karl V., um dem Geschrei gegen ihn ein Ende zu machen, 1554 nach Spanien zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln von Manuscripten und Alterthümern, eifrig beschäftigt. Er sandte deßhalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem dasigen Kloster alte Handschriften aufsuchten; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehen, in welchem er am Hofe Solimans stand. Nach Karls V. Abdankung lebte er bald am Hofe Philipps II., bald auf dem Lande in literarischer Einsamkeit und war für die Verbreitung des italien. Geschmacks, mit dem er auf seinem Gesandtschaftsposten vertraut worden war, in seinem Vaterlande thätig. Er führte mehre rhythmische Formen der italien. Poesie in die span. ein, und erwarb sich durch sein Geschichtswerk den Namen des span. Sallusts. Mendoza starb zu Valladolid 1575. Die erste unverstümmelte und vollständige Ausgabe erschien 1776. Graf Pontalegre hat Mendoza's sämmtliche Werke zu Valencia 1776 herausgegeben. Ueber seinen Werth als Schriftsteller vergleiche man Bouterwek und Sismondi. Seine Episteln, meist Nachahmungen des Horaz, haben ihn zu dem ersten classischen Dichter in dieser Gattung der Poesie in der span. Literatur erhoben. Sie haben einen didaktischen Gang, der durch eine glückliche Abwechselung von Sentenzen, Charakteren und Gemälden belebt ist; sie fließen von einer leichten Lebensphilosophie über und sind präcis und im ungezwungenen Ausdruck. Dennoch haben sie in Spanien kein großes Ansehen erlangt, weil die Verse nicht weich genug und ein castilisches Ohr den rhythmischen Wohllaut nirgends vermissen will. Auch seinen Sonetten fehlt bei reinem edlem Ausdruck Anmuth und Wohllaut; seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. Sein komischer Roman „Lazarillo de Tormes" war der erste Roman, der von den damals in Spanien allgemein beliebten Rittergeschichten abziehen sollte und zu literarischem Ansehen kam. Er ist voll Schelmenstreiche, ganz im Nationalgeschmack geschrieben, und zog bei dem Reiz, den schelmische List und Gewandtheit für die Spanier haben, die ganze spanische Lesewelt mächtig an sich. Obgleich er bloß den Erguß der muthwilligen Laune des Dichters während seiner Jugend enthielt, und er während seiner männlichen Jahre nicht mehr zu seiner ausgelassenen Dichtung zurückkehren mochte und daher das Ganze unvollendet ließ; so hat doch nach der Zeit die Kritik nur Mängel der Diction gerügt, aber dagegen die Bestimmtheit und Wahrheit, mit der besonders Knausereien und Laster der Geistlichkeit darin abgebildet sind, anerkannt. Als Prosaiker hat Mendoza Epoche in der span. Literatur gemacht; man hat ihn den Vater der span. Prosa genannt. Er ist der erste wahrhaft pragmatische Geschichtschreiber Spaniens. Als Zeitgenosse genau bekannt mit der über die Moriskos verhängten Verfolgung und ihrer darüber entstandenen Empörung, schrieb er die „Geschichte des Rebellionskriegs in Granada" in einer echt pragmatischen Darstellung, bei der ihm Sallust und Tacitus als Muster vor Augen standen; sie würde zu den ersten Meisterstücken der historischen Kunst gehören, wäre die Eleganz des Styls nicht bis zur Künstelei übertrieben.

Menedemos, aus Eretria auf Euböa, Stifter der eretrischen Philosophenschule, welche einen Zweig der Sokratischen Schule bildete. Er war ein Schüler des Plato und Stilpo und schrieb nur den identischen Sätzen Wahrheit zu.

Menelaos, Sohn oder Enkel des Atreos und Bruder des Agamemnon, ward von der berühmten Helena zu ihrem Gemahl erkoren und erhielt von seinem Schwiegervater Tyndareos das Königreich Sparta. Indeß er auf Kreta sich befand, seines mütterlichen Großvaters Kretheos Erbschaft zu theilen, kam Paris nach Sparta und entführte die Helena mit einem Theil seines Schatzes und einigen Sklavinnen nach Troja. Man suchte diesen Raub zuerst durch Güte zurück zu erhalten, und Menelaos reiste deßhalb mit Palamedes nach Troja; da er aber keine Genugthuung erhielt, forderte er die griechischen Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß, die Beleidigung zu rächen. Als Anführer der Lakedaimonier zog er mit 60 Schiffen nach Troja und zeigte sich im ganzen Kriege als einen tapferen Streiter. Wegen seiner nachdrucksvollen hellen Stimme in der Schlacht gibt ihm Homer einen Beinamen. Nach Eroberung Trojas nahm Menelaos die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr ins Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er seine Heimath erreichte. Er kam zunächst nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Aegypten und Libyen landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Insel Pharos an der ägyptischen Küste der alte Proteos, den er mit Hülfe der Eidothea, seiner Tochter, im Schlafe überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müsse. Zugleich erzählte ihm Proteos das Schicksal der zurückgekehrten Helden und prophezeite ihm, daß er nicht sterben, sondern, als ein Götterheld und der Helena Gemahl, lebendig in's Elysium entrückt werden würde.

Menestrels, s. Ritterpoesie.

Mengs (Anton Rafael), einer der ersten Künstler des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen den 12. März 1728, ist ein seltenes Beispiel, daß ein Künstler auch bei einer strengen und geisttödtenden Erziehung zu einer hohen Vollkommenheit gelangen kann. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künstler, war in Dänemark geb. und von August III. nach Dresden als Maler berufen worden. Er hatte mehre Kinder, die er tyrannisch behandelte. Den jungen Rafael wollte er schlechterdings zum Künstler bilden; schon vom 6. J. an mußte das Kind sich täglich und stündlich im Zeichnen üben; einige Jahre später unterrichtete ihn sein Vater schon im Oel-, Miniatur- und Emailmalen. Fast kein Augenblick war ihm zur Erholung vergönnt; der Vater gab ihm gewisse, in der festgesetzten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn sie nicht fertig waren. So war Rafael im Besitze der ersten Regeln der Kunst, als sein Vater ihn 1741 mit nach Rom nahm. Von den Meisterwerken der alten Skulptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle übergehen und, hierdurch vorbereitet, endlich den göttlichen Rafael in seinen unerreichten Werken im Vatican studiren. Früh Morgens führte ihn der Vater dorthin, ließ ihn bei Wasser und Brot zurück und holte ihn erst Abends wieder ab. Zu Hause wurden noch die schärfsten Prüfungen der Studien des verflossenen Tages vorgenommen. Bei einer so strengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt schüchtern und völlig ungebildet blieb, was auch in der Folge für ihn und seine Familie auf manche Weise verderblich wurde. 1744 kehrte sein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König August III., der das durch mehre Pastell-

arbeiten schon bewährte Talent des jungen Künstlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmaler. Der junge Mengs bedung sich aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch sein Vater zum zweiten Male begleitete. Dort erneuerte er seine frühern Studien, besuchte die Akademie, die anatomischen Stunden im Hospital Spirito santo ꝛc. 1748 trat er zuerst mit eignen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders vortrefflich war eine heil. Familie, die er dort aufstellte. Ein schönes Bauermädchen, das im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, gewann durch ihr Betragen seine Liebe so, daß er zur kathol. Kirche übertrat und sich mit ihr vermählte. 1749 kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohnes ganze Baarschaft, Haushalt ꝛc. In Dresden ernannte ihn der König an Sylvester's Stelle zum ersten Hofmaler mit erhöhtem Gehalt. Als 1751 die kathol. Capelle eingeweiht werden sollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zur Fertigung des Gemäldes auf dem Hochaltar, und auf sein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst zu arbeiten. Nach seiner Ankunft in Rom übernahm er indessen für den Lord Percy die Verfertigung einer Copie von Rafael's Schule von Athen. Darauf verzögerte das Ausbleiben seines Gehalts im 7jährigen Kriege die Vollendung des Altarblattes (welches erst in Spanien fertig wurde), und Mengs nahm 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cölestinermönche, 1757, die Decke in St.-Eusebio zu malen. Diese seine erste Frescoarbeit fand wegen ihrer dem Zeitgeiste zuwiderlaufenden Einfachheit in der Composition nicht allgemeinen Beifall. Späterhin malte er für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde, den Apollo und die Musen darstellend, welche Arbeit neben den Meisterwerken der ital. Künstler ihren Ruhm stets behaupten wird; ferner für Privatpersonen verschiedene Oelgemälde, eine Kleopatra, eine heil. Familie, eine Magdalene ꝛc. Um diese Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem Mengs seine Ideen über die Kunst mittheilte, die Webb in seinen „Untersuchungen über die Schönheit“ für die seinigen ausgegeben und mittelst dieses Plagiats sich berühmt gemacht hat. 1761 folgte Mengs einem Rufe des Königs Karl III. nach Spanien. Er unternahm mehre Arbeiten für den König und trug bald über seine heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Unter seinen dort ausgeführten Werken haben besonders eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme seinen Ruhm erhöht. Auch bei der dortigen Akademie suchte er Verbesserungen einzuführen, bis die Ränke seiner Gegner ihn nöthigten, sich 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien seine Gesundheit zu stärken. Nach einem 8monatl. Aufenthalte in Florenz kam er in Rom an und malte u. a. daselbst für den Papst ein großes allegorisches Deckengemälde in der Camera d' papiri, oder dem Zimmer der vaticanischen Bibliothek, worin die Handschriften aufbewahrt werden. Nach 3 Jahren kehrte er nach Madrid zurück. Sein nach dieser Zeit gefertigter Plafond im Speisesaale des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstellte, wird immer sein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalte von 2 Jahren begab er sich seiner Gesundheit wegen wieder nach Rom, erhielt aber vom König von Spanien fortwährend seinen Gehalt. In Rom verlor er 1778 seine

Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Seine Gesundheit wurde nach der Zeit immer schwächer, da er auch während seiner Krankheit unermüdet fortarbeitete; er beschleunigte seinen den 29. Juni 1779 erfolgten Tod noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengstlichkeit seine Zuflucht heimlich zu einem Quacksalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künstler wurde Mengs in St.-Michele Grande an seiner geliebten Margaretha Seite beigesetzt. Acht Tage später kam ein königl. Diplom an, worin er zur Errichtung einer Akademie nach Neapel berufen wurde. Mengs war von mittler Größe, hager, in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung; sein Temperament war lebhaft, sogar heftig, dessenungeachtet besaß er eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Er war sehr wohlthätig und unterstützte viele junge Künstler. Von seinen 20 Kindern lebten zur Zeit seines Todes nur 7; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und bedeutende Summen verwendet. Dieses sowohl als seine Liebe für die Kunst, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse (eine Sammlung schenkte er der königl. Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar ist nach Dresden gekommen), Kupferstiche ꝛc. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, seine vornehme Lebensart ꝛc. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten 18 Jahren über 180.000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen sich jedoch seine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie sehr Mengs geschätzt wurde, beweist das prächtige Denkmal, welches ihm vom Ritter d'Azara an Rafael's Seite, und ein andres in der Peterskirche von der Kaiserin von Rußland, gesetzt wurde. Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studirt (vielleicht auch zuweilen gesucht). Seine Zeichnung ist immer richtig, gewählt und ideal; ja es besteht in der Schönheit der Form, auf welche sein Bestreben vorzüglich gerichtet war, nach Göthe's Ausspruch (in „Winckelmann und sein Jahrh.") sein größtes Verdienst. Im Ausdrucke hatte er stets den hierin unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch sein Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von dem tiefsten Studium der Natur und seiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in den Frescogemälden, ist in aller Art vortrefflich, auch in seinen besten Oelgemälden kräftig, klar und oft in Titian's Geschmack. Er impastirte stark und malte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch sind seine Farben wieder so in einander verschmolzen, daß man die Art und Weise, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann. Seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ also jeden seiner Schüler auf dem Wege, den er sich selbst gewählt hatte, gehen. Ein Hauptwort von ihm war: „Beim Zeichnen soll man immer ans Malen, beim Malen ans Zeichnen denken". Obgleich seine vortrefflichsten Arbeiten, die Fresken, sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Deutschland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königl. Capelle in Dresden, die Himmelfahrt Christi vorstellend, und an kleinern Bildern in derselben Kirche, die Madonna col bambino und Jakobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Pastell ausgeführt ist, einige der Hauptwerke

des großen Künstlers. Höchst belehrend sind auch seine Schriften in ital., span., franz. und deutscher Sprache (ital. herausgeg. vom Ritter d'Azara, Bassano 1783), besonders seine Beurtheilungen der Schönheiten in Rafael's, Correggio's und Titian's Werken. Sein Freund, der berühmte Winckelmann, soll ihm bei der Ausarbeitung derselben gute Dienste geleistet haben. Mengs hatte noch 2 Schwestern, welche unter der strengen Anleitung ihrer Vaters sich zu geschickten Miniaturmalerinnen bildeten. Die eine derselben, Therese Concordia, heirathete den Maler Antonio de Maron, aus Wien geb., einen braven Schüler ihres Vaters, und starb zu Rom den 10. Oct. 1806 im 81. Jahre.

Meninsky (Franz, eigentlich a Mesgnien oder Menin), geb. 1623 in Lothringen, studirte in Rom, begleitete den polnischen Gesandten nach Konstantinopel, wo er die türkische Sprache erlernte und polnischer Dolmetscher der Pforte ward. Der König von Polen ertheilte ihm hierauf das Indigenat und veränderte seinen Namen Menin in Meninsky. Er trat als Dolmetscher 1661 in die Dienste des Kaisers, reiste 1669 in das gelobte Land, wurde am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen und starb 1698 zu Wien. Er schrieb: „Thesaurus linguarum orientalium" (arabisch-türkisch-persisches Wörterbuch) (4 Bde., Wien 1680—87, 2. Ausg., aber minder vollständig, von Jenisch, 4 Bde., ebend. 1780—1803, Fol.); „Onomasticon" (Wien 1680).

Mennige (Bleizinnober, minium), rother Bleikalk, der als Farbe, Glasur und Arzneiwaare benutzt und besonders zu Rollhofen in der Pfalz, zu Chesterfield und Wirkesworth in Derbyshire und zu Zschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt das durch 16stündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhaltene Massikot oder Bleigelb, trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hochrothgelb und schuppig pulverig, aber gleich dem Blei ein schleichendes Gift. Die Apotheker haben sich bei dem Ankauf der Mennige sehr vor der Verfälschung derselben mit Ziegelmehl zu hüten.

Menologium, der Heiligenkalender; das Geschichtbuch der Märtyrer in der griech. Kirche, welches nach den Monaten eingetheilt ist. — Menäum, ein Buch, welches, nach den Monaten geordnet, die kurzen Lebensbeschreibungen der Heiligen der griech. Kirche und zugleich die bei ihren Gedächtnißtagen üblichen Feierlichkeiten enthält.

Menno, Mennoniten, s. Wiedertäufer.

Menou (Jacquet François, Baron de), Reichsgraf und Großkreuz der Ehrenlegion, geb. zu Boussay in Touraine 1751, von einer adeligen Familie, nahm früh Kriegsdienste und war schon 1781 Maréchal de Camp. 1789 gesellte er sich als Abgeordneter des Adels zu der constituirenden Versammlung, behielt, obwohl von Robespierre angeklagt, seinen Posten bei der Westarmee, war bei der Einnahme von Saumur und wurde bald darauf zum Obergeneral im Innern ernannt. Nach dem 13. Vendemiaire wurde er zwar unter dem Vorwand, als habe er sich gegen den Convent aufgelehnt, gefangen, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Bei der Expedition nach Aegypten commandirte er den linken Flügel, wurde Commandant von Rosette, wo er zur mohammedanischen Religion übertrat, die Tochter des Besitzers der Bäder heirathete und sich Abdallah Menou nennen ließ. Nach dem Tode des Generals Kleber übernahm er das Commando der Armee, sah sich aber nach einer drei-

monatlichen Blockade und nachdem die Armee auf 2—3000 Mann zusammengeschmolzen war, genöthigt, zu capituliren. 1802 wurde er Mitglied des Tribunats und bald darauf Generaladministrator der 27. Militairdivision, bei der Vereinigung Toscana's mit Frankreich Gouverneur daselbst, und endlich in Venedig, wo er 1810 starb.

Mensch, der, — ein Wesen, dem die Natur unter allen sichtbaren Geschöpfen das reichste Daseyn nebst dem klarsten Bewußtseyn desselben und den größten Wirkungskreis (sodaß jenes in diesem, dieser in jenem, sich bildet und ausbreitet) gegeben hat, — unterscheidet sich vom Thiere durch seine auf Gefühl, Verstand und Vernunft gegründete Perfectibilität. Ihm ist keine Fertigkeit angeboren, ausgenommen das Saugen. Sein physisches Werkzeug sind 2 Hände (die Affen haben 4); sein geistiges ist die Rede. Das Thier lacht und weint nicht wie der Mensch. Der menschliche Körper unterscheidet sich vom thierischen durch den aufrechten Gang und durch den Bau des Kopfs. Kein Thier hat Waden. Wie tief sind nicht Sömmering und Gall in das Geheimniß des menschlichen Nerven- und Gehirnsystems eingedrungen! Dem Menschen am ähnlichsten ist der Chimpanse, Schimpanese, afrikanische Waldmensch, im innern Mittel- und Südamerika. Den Körper den Menschen (vgl. Anatomie, Athmen, Herz, Adern, Blut, Blutumlauf, Auge und ähnliche) stützen 249 Knochen, und über 600 Muskeln setzen ihn, vermöge ihrer Reizbarkeit, in Bewegung; so lange die Lungen athmen und so lange das Herz eine Blutmasse von 30—36 Pfund, wovon $^1/_{10}$ im Gehirn, im steten Umtriebe, mit einer Kraft von 30.000 Pfd. bald durch mehr als 60 benannte Pulsadern fortstößt, bald aus mehr als 40 benannten Blutadern in sich aufnimmt. Diese Uhr des Lebens zeigt in einer Minute 26—75, ja bis 160 Pulsschläge; und täglich drängen sich durch das Herz eines Mannes über 550 Pf. Blut. Ruhiger aber bildet die Körperform aus das in den Drüsen, in der Haut und in andern mechanisch-chemischen Absonderungsanstalten verborgene Werk der einsaugenden Milchsaft- und lymphatischen Gefäße. Das Ganze des geheimnißvollen Baues, welchen eine dreifache Haut, zugleich das Mittel der Ausdünstung und Einsaugung, gegen Luft und Nervenreiz einhüllt, wird in den Fugen seiner wunderbaren Ordnung durch die Bänder erhalten und bis in seine dunkelsten Tiefen durch den Lichtstrom der Empfindung erleuchtet, welcher sich aus dem Rückenmarke und dem Gehirne durch 42 Nervenpaare in die Fäden, Bündel, Flechten und Knoten der gemischten Nerven ergießt und in der räthselhaft zusammengefalteten Membran der Gehirn-Rindensubstanz (welche Gall entfaltete) den Zauberspiegel des Bewußtseyns erhellt, sodaß der Mensch sein inneres Gefühl, den vierfachen Eindruck der äußern Dinge und den des Betastens erkennt. Je kleiner das Gehirn und je dicker die Nerven, desto stumpfer ist der Thiere Vorstellungskraft. Der Mensch aber hat verhältnißmäßig das schwerste Gehirn (von 2, 3—4 Pfd.) und dabei sehr dünne Nerven. Nach einigen Beobachtungen soll das Gehirn bei den Hottentotten, Negern, Mongolen und Caraiben von kleinerem Umfange seyn als bei den Europäern, bei welchen die anhaltende Wirksamkeit des Denkvermögens das Gehirn sowohl in- als extensiv entwickelt habe. Auch behaupten mehre Anatomen, daß man die Entwickelung des thierischen Menschen, der vor aller Cultur als bloßes Thier gelebt habe, schon am Gerippe sehe. Das des weißen Menschen sey am vollkommensten entwickelt, besonders die Bildung seines

hirnfassenden Schädels. Das Gerippe des Negers aber scheine dem des Urmenschen am nächsten zu kommen. — Unter allen Geschöpfen ist das kunstvollste der Mensch, am weitesten auf der Erde verbreitet, von den brennenden Sandwüsten Afrika's an bis zu den Polarländern, wo die nordische Tanne nicht mehr wächst und das Quecksilber einfriert. Deßhalb ist auch die Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel des Menschen unvergleichbar größer als bei jedem Thiere. Endlich erreicht er, in Vergleich mit andern Säugethieren, ein ausnehmend hohes Alter, was ihn für seine lange Kindheit entschädigt. Ueber die moralische Natur des Menschen s. die hierauf sich beziehenden Artikel. (Vgl. Snabedissen: „Die Betrachtung des Menschen", 2 Bde.) — Die Frage, ob die Erde von Einem Menschenpaare bevölkert worden sey, haben einige Gelehrte verneint, andere mit besseren Gründen bejaht. Für die Einheit des menschlichen Geschlechts sind Kant, von Zimmermann, Sale, Blumenbach, Herder u. A. Dagegen nehmen Doornick, Schelver u. A. mehre Stämme des Menschengeschlechts und mehre Geburtsörter an. Meiners (in seinen „Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennaturen", Tübing. 1815, 3 Thle) ordnet die bekannten Völker nach ihrer Entwickelungsfähigkeit so: Auf die großen Affen (Quato's, bei denen sich einige Spuren menschlicher Eigenschaften zeigen) Orang-Utang und Kimpezeys, folgen die Waldneger, Buschhottentotten, Buschmänner in Neuholland, Südsee-Neger, Finnen, Mongolen, die nomadischen Hirtenvölker des westlichen Asiens, die Insulaner der Südsee, die südlichen Asiaten, die Hindus und zuletzt die westlichen Asiaten sammt den Europäern. Nach Blumenbach gibt es nur Eine Gattung im Menschengeschlecht. Die Verschiedenheit in Bildung und Farbe der menschlichen Körper werden bloß durch Klima, Nahrung, Lebensart u. s. w. bewirkt. Den wichtigsten Unterschied macht die Farbe, insofern diese von der Mischung der Säfte abhängt; nächst der Farbe sind die Bildung des Schädels und des Gesichts und das Haupthaar das am meisten Auszeichnende. Hiernach nehmen Einige 4, Andere 5 Menschenstämme an. Blumenbach („De generis humani varietate nativa", 3. Aufl.) stellt nach 5 verschiedenen Schädelformen folgende Hauptarten im Menschengeschlecht auf: 1) die kaukasische, welche nach allen physiologischen und historischen Angaben wahrscheinlich der Urstamm und in die beiden entgegengesetzten Stämme, den mongolischen 2) mit dem platten Gesichte, und in den äthiopischen 3) mit den vorragenden Kiefern ausgeartet sey. Die 4. Hauptart, die amerikanische, mache in der Bildung den Uebergang von der kaukasischen zur mongolischen, sowie die 5., die malayische, den zu der äthiopischen. Die erste, zu der, außer den Lappen und Finnen, alle Europäer, Westasiaten und Nordafrikaner gehören, hat eine mehr oder weniger weiße Haut. Sie zeichnet sich durch ein mäßig erhabenes, eirundes Gesicht, wohl geöffnete Augen, eine hervorstehende, nicht breite Nase, dünne Lippen, langes und weiches, nur lockig krauses Haupthaar, sowie durch ein gewisses Ebenmaß in dem ganzen Baue des Körpers aus. Je weiter nach Norden, desto weißer ist die Farbe der Haut, mit blonden Haaren und blauen Augen; je weiter nach Süden, desto bräunlicher die Farbe der Haut, desto gemeiner die schwarzen Haare und Augen. Braune Haare und Augen sind in den mittlern Gegenden gewöhnlich. Als Abbild der kaukasischen Art hat Blumenbach den Gesandten der Pforte in London 1809, Jussuf Agutah Effendi, gewählt. — Die zweite, zu der, mit Ausnahme

der Malayen, alle Asiaten, die Lappen, Finnen und Eskimos gezählt werden, hat eine buchsbaumgelbe oder gelbbraune Farbe. Diese Völker sind meist dünnbehaart, haben platte Gesichter und kleine Augen. Das Charakteristische der kalmückischen und aller mongolischer Gesichter sind, nach Pallas, die gegen die Nase zu etwas schief abwärts laufenden und flach ausgefüllten Augenwinkel, schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbraunen, eine besondere Bildung und Breite der überhaupt kleinen und platten Nase gegen die Stirn zu, nebst den erhaben stehenden Backenknochen. Allgemein sind ferner schwarzbraune Augensterne, breite und fleischige Lippen, ein kurzes Kinn und sehr weiße Zähne, auch die großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Das Haar ist schwarz und schlicht. Als Abbild der mongolischen Art hat Blumenbach einen Kalmücken gewählt, Feodor Iwanowitsch, der als Zeichner in Rom 1792 Aufsehn erregt und sich selbst sprechend ähnlich gezeichnet hatte. — Die dritte, zu der die Mohren, die Neger und verwandte Völker gehören, hat eine rußfarbige Haut, wollartig gekräuseltes Haar, das kurz, pechschwarz, dabei feiner und elastischer als an den Europäern ist; stumpfe aufgestülpte, mehr breite als lange Nasen, klein, aber mit großen Oeffnungen und starkem Geruchvermögen; lange aufgeworfene Lippen und hervorstehende Backenknochen. Das eigentliche Leder der Haut ist bei den Mohren weiß wie beim Europäer; das darauf liegende, durchscheinende Schleimhäutchen aber ist schwarz in verschiedenen Abstufungen; außer an den schmutzigrothen Lippen, wie auch an der innern Fläche der Hand und an den Fußsohlen, wo sie weißlich ist. Das Oberhäutchen scheint wie geölt und ist sammetartig anzufühlen. Der Schädel ist zum übrigen Gerippe größer als bei den Europäern; die Hirnschale ist zu den groben Gesichtsknochen kleiner und an den Seiten zusammengedrückt. Blumenbach hat als Musterbild der äthiopischen oder afrikanischen Art einen durch seine Predigten in latein. und holländ. Sprache bekannten, und von Van Dyk gemalten Neger gewählt, Jak. Jo. Eliza Capitein. — Die Hautfarbe der vierten ist eisenrostfarbig, ins kupferrothe fallend. Die Amerikaner mit Ausnahme der nördlichsten und der europäischen Abkömmlinge, sind nämlich alle mehr oder weniger braunroth, meist schlank von Wuchse, mit hervorstehenden Backenknochen und tiefliegenden Augen. Die Peruaner sind fast so weiß wie die Europäer. Manche amerikanische Wilden sind unbärtig, weil sie sich die Haare ausreißen. Die größten Amerikaner sind die kupferfarbigen Patagonen (von 6 F. bis 6, 8 Zoll darüber); die elendesten sind die kurzen, großköpfigen, gelbbraunen Bewohner des Feuerlandes, die Päscherähs. Als Abbild des amerikanischen Menschenstammes hat Blumenbach den Heerführer der Mohawks, Tayadanega, gewählt. Dieser Mann von großen Fähigkeiten hielt sich in politischen Angelegenheiten 20 Jahre zu London auf. Er schrieb in den „Philos. transact." von 1786 einen Aufsatz zur Widerlegung der von einigen Reisenden behaupteten Bartlosigkeit der Amerikaner. — Die fünfte, zu welcher ein Theil der Bewohner Ostindiens, der Sunda-Inseln, der Philippinen und Molucken und die der Inseln des stillen Ocean gehören, hat eine mahagonyfarbene oder schwarzbraune Haut; diese Menschen sind meist breitnasicht und stark behaart. Ueberhaupt zerfallen die Australier in 2 Gattungen, wovon die eine (die Bewohner der Societäts-, der Marquesas- und der Freundschafts-Inseln, die von Ostereiland und von Neu-Seeland) schöner, stark, vortrefflich gewachsen und sehr gutartig ist; die

andere (die Bewohner von Neu-Caledonien und den Neuen Hebriden) eine dunklere Farbe, Haar, das wollicht zu werden und sich zu kräuseln anfängt, eine schlankere, kleinere Gestalt und eine fast noch lebhaftere, wiewohl auch etwas mißtrauische Gemüthsart hat. Die häßlichsten sind die Bewohner von Mallikolo, einer der Neuen Hebriden, mit sonderbar gebildeter Hirnschale, fast den Affen ähnlich. Die schönste Bildung trifft man auf den Gesellschafts-Inseln an. Die Farbe der Vornehmen ist ein mit bräunlichem Gelb gemischtes Weiß; das schwarze, starke Haar fällt in den schönsten Locken herab; die Gesichtszüge sind gewöhnlich regelmäßig und sanft; die Nase ist unten ein wenig breit, der Umriß des obern Körpers fein, bei manchen Vornehmen athletisch, doch immer mit einer gewissen Weiblichkeit vermischt. Sie sind groß, bisweilen 3, 4 Zoll über 6 engl. F. hoch und, wie die Südsee-Insulaner überhaupt, dem Europäer ähnlich. Dagegen kommen die höchst rohen Einwohner von Neuholland zum Theil den Negern nahe. Als Abbild der malayischen Art hat Blumenbach einen Otaheiter gewählt, Omai von Ulietea, der am Hofe der Königin Oberea lebte, 1773 nach London kam und von Cook 1779 wiederum in sein Vaterland zurückgebracht wurde. Er lernte in London bald gut Schach und nahm den feinen Weltton so an, daß man ihn, wenn man nicht seine Farbe sah, kaum von einem Lord unterscheiden konnte.

Menschenbestimmung. Nicht nur der Gebildete, auch der Ungebildete und Rohe, fühlt von Zeit zu Zeit in seiner Brust eine Stimme erwachen: woher kommst du, und wohin gehst du? Was und wozu bist du, und was soll dir werden? Durch Glauben und Phantasiegebilde sucht der Ungebildete diese Probleme so gut wie es geht zu lösen; doch Den, der einmal seine Vernunft gebrauchen lernte und zum Gefühle ihrer Kräfte erwachte, läßt es nicht eher ruhen, als bis er eine vernunftmäßige Lösung dieser wichtigen Fragen sich erworben hat. Mit der Frage, wozu bin ich, was ist der Zweck meines Daseyns? hängt die, was bin ich? so genau zusammen, daß die erste nur aus der letzten beantwortet werden kann. Obgleich der Mensch sich als einen Ring in der großen Kette der Naturwesen betrachten muß, so hebt doch mit ihm eine neue Ordnung an, in der er das erste Glied bildet; er fühlt zwar, daß er mit den niedern Gliedern in einiger Verwandtschaft stehe; doch eine oberflächliche Vergleichung mit den Thieren bringt ihn zu der Erkenntniß, daß er nicht nur dem Grade, der Stufe nach, sondern der Art nach von ihnen sich unterscheidet; daß, wenn auch die organische Kraft in ihm ihre höchste Blüthe, die größte Erdenvollkommenheit in Rücksicht der Organisation erreicht, doch in ihm eine andere, höhere Kraft sich offenbare, die nicht aus dem Stoffe entspringen kann und deren Thätigkeitsäußerungen in gar keiner Analogie mit den Erscheinungen der Lebenskraft stehen, die ihn zum Bürger einer geistigen Welt, zum Gliede einer höhern Ordnung der Dinge mache, in welcher die mechanischen, physischen und organischen Gesetze aufhören. Diese Kraft, welche den Menschen zum Menschen macht, ist die Vernunft im weitern Sinne und die aus ihr nothwendig hervorgehende Freiheit des Willens. Da jedes Naturwesen einen bestimmten Zweck, ein festgesetztes Ziel seines Daseyns haben muß, dieser aber nur durch das Wesen selbst gegeben seyn kann; so folgt hieraus, daß der Naturzweck nur durch Kräfte kann erreicht werden, die dem Geschöpfe wesentlich sind; denn fremde Kräfte würden nach einem

Ziele hinwirken, das mit dem des Geschöpfes nicht nothwendig zusammenfallen müßte und die nur durch ihnen nicht eigenthümliche Kräfte ihren Zweck erreichen könnten, würden demnach den Keim ihres Daseyns außer sich liegen haben, selbst nicht einmal ein Daseyn besitzen. Es folgt daraus ferner, daß jene eigenthümliche Kräfte eines Wesens mit seinem Zwecke so genau zusammenhangen, daß mit der naturgemäßen Wirkung und Entwickelung derselben auch der Zweck des Wesens erreicht ist; z. B. die organische Kraft einer Pflanze entwickele sich bis zur Blüthe und Frucht, und die Pflanze hat das Ziel ihres Daseyns erreicht. Man kann daher den Begriff des Zweckes eines jeden Wesens dahin bestimmen, daß er in der Entwickelung und Bildung seiner ihm eigenthümlichen Kräfte bestehe. Alle Geschöpfe außer dem Menschen durchlaufen ihre Schule an der Hand der Natur, sie folgen dem Gesetze der Nothwendigkeit; sobald die äußern Umstände, die das Geschöpf sich nicht selbsten schaffen kann, günstig sind, wird es durch seinen Trieb unwiderstehlich auf den letzten Endzweck seines Daseyns hinstoßen. Unbewußt und ohne eine Willensäußerung erreicht daher die Pflanze und das Thier ihr Ziel. Gilt Dieses aber auch von Menschen? Zum Theil allerdings; er schuf sich nicht die Kräfte seiner Gattung an, also auch nicht seinen Zweck, und insofern kömmt demnach sein Zweck mit dem der andern Naturwesen dahin überein, daß, um ihn zu erreichen, seine Kräfte entwickelt und gebildet werden müssen. Bildung und Entwickelung der Vernunft, als der eigenthümlichen Menschenkraft, ist daher sein erstes Ziel. Da aber die Vernunft zugleich Freiheit des Willens nothwendig bedingt, denn ohne Vernunft ist kein Wille denkbar, so hört bei ihrer Entwickelung die Naturnothwendigkeit auf; sie erreicht ihre Blüthe nicht wie die organische Kraft des Thieres oder der Pflanze; sondern dem Menschen selbsten ist es überlassen, mit Freiheit alle seine Kräfte zu bilden, auszuwirken und zu veredeln. Es ist daher des Menschen Zweck, die Menschheit, d. h. der Inbegriff aller Kräfte und Thätigkeiten, durch die er als Vernunftwesen bedingt wird, in sich zur Vervollkommenheit auszuwirken und zu erheben. Eine vollkommene Menschheit ist zwar ein Ideal, was nie der einzelne Mensch sich verwirklichen wird; doch die Ueberzeugung, nie jene lichte Höhe erklimmen zu können, entbindet ihn nicht der Pflicht, sein ganzes Leben hindurch unabläßig dahin zu streben; sowie ein Weinstock, dem der Gebrauch seiner organischen Kräfte zustände und sie frei bilden könnte, gegen seine Natur sich versündigen würde, wenn er, weil er das Ideal einer Weintraube nicht zu erreichen vermöchte, gar kein Trauben treiben wollte. Die Frage: wozu bin ich? muß also dahin beantwortet werden: du bist da, um deine Menschenkraft soviel als möglich zu vervollkommnen. (S. Humanität, Moral, Freiheit, Pflicht.)

Menschenbildung, s. Bildung und Human.

Menschendarstellung, im weitern Sinne die Kunst des Historikers und des Dichters (s. Geschichte und Charakter); im engern bezeichnet zuerst Iffland damit die Kunst des Schauspielers, weil er damit zugleich einer zu wenig geachteten Kunst neue Würde zu ertheilen hoffte. „Die Vorstellung des Menschen“, sagt dieser denkende Künstler, und versteht darunter die gewöhnliche Repräsentation der Schauspieler, „betrifft mehr dessen Aeußeres, ist beinahe Manier, kann durch conventionnelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin ist sie dem

Handwerk zuzugesellen, und Die es treiben, möchten Schauspieler seyn und heißen. Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Erzeugung der Uebergänge, welche in der Seele wechseln und allmälig zum Ziele führen. Das ist Kunst, eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden". Da nun eine solche Veräußerung des Innern sich zeigt durch Sprache in der Declamation, durch Ausdruck des Gesichts in der Mimik und durch entsprechendes Halten und Tragen des Körpers in der Action und Gesticulation, so sehe man darüber diese Artikel.

Menschenfresser (griech. Anthropophagen), Kannibalen. Individuen, auch ganze Völker haben die schreckliche Gewohnheit, Menschenfleisch zu genießen: eine Eigenthümlichkeit, welche dem natürlichen Instinkte entgegen ist. Manche sind durch den Hunger dazu genöthigt worden, Andre bringt die Rache dahin. Bei Andern scheinen religiöse Vorurtheile dieselbe Wirkung gehabt zu haben; wenigstens wird erzählt, daß die Mexikaner das Fleisch Derjenigen fraßen, welche sie ihren Götzen geopfert hatten. Endlich scheint die Abscheulichkeit bisweilen eine wahre Krankheit zu seyn, welche sich andern Abweichungen des Appetits (s. d.) anschließt. So erwachte in einem Kuhhirten Goldschmidt, der zufälligerweise zum Mörder geworden war und der, um die Entdeckung des Mordes zu verhindern, den Getödteten in Stücke zerschnitten hatte, bei dieser Gelegenheit der Appetit nach Menschenfleisch, den er durch den Genuß des Fleisches des Getödteten, dann aber, als dieß verzehrt war, durch das Fleisch eines Kindes stillte, welches er absichtlich ermordet hatte. S. Gruner's „Almanach für Aerzte", 1782, S. 312. Ja Boëthius führt in seiner Geschichte von Schottland ein Beispiel an, daß sich diese Krankheit einer ganzen Familie bemächtigte. Ein Räuber, seine Frau und Kinder wurden verbrannt, weil sie mehre Menschen an sich gelockt, getödtet und gefressen hatten. Nur eine Tochter, die noch sehr jung war, blieb übrig, und kaum hatte diese ihr 12. Jahr erreicht, als sie desselben Verbrechens wegen, welches sie aufs neue begangen hatte, auch hingerichtet wurde. Daß es Völker gibt, die das Fleisch des getödteten Feindes verzehren, z. B. die Neuseeländer, ist bekannt; aber es gibt keine Völker, zu deren gewöhnlicher Nahrung Menschenfleisch gehört, wenn es nicht die Battos auf Sumatra sind, wie Anderson (London 1826) erzählt. Die Grausamkeit der ersten Eroberer der neuen Welt — der Spanier reizte die gutmüthigen Amerikaner zur barbarischer Rachsucht, und man verleumdete sie, um sie unterdrücken zu können; so wurden die Caraiben (s. d.) ausgerottet. Allein die neuern Weltumsegler haben jene Vorwürfe von Barbarei und Anthropophagie nicht bestätigt, und selbst da, wo sie Völker antrafen, die Menschenfleisch aßen (das von getödteten Feinden), sanftmüthige und gutherzige Leute gefunden. Die Chinesen werden nicht Anthropophagen genannt, obgleich Jeder weiß, daß in China der Kindermord nicht als ein Verbrechen angesehen und daß in Kanton Kinderfleisch auf dem Markte verkauft wird. Unter Josephs II. Regierung wollte man entdeckt haben, daß die Zigeuner einzelne Reisende ermordet, zerhackt, eingesalzen und verspeist hätten! — Uebrigens ist Anthropophagie eine alte Barbarei, bei den Scythen und Sauromaten wie bei den alten Bewohnern Kanaans.

Menschenkenntniß. Der Mensch wird in und zur Gesellschaft geboren; sie ist die Quelle seiner größten Freuden und auch seiner größten Schmerzen. Sich selbst überlassen, würde kaum sein ganzes Leben hinreichen, sich einige Dutzend Ideen und Begriffe zu erwerben; und noch ärmer als sein Kopf würde sein Herz seyn und in ihm nur der kalte Egoismus wohnen. Den Reichthum des Geistes und der Brust verdankt er einzig dem geselligen Leben; von ihm leihen die Tugend und alle große Eigenschaften des Menschen ihren wahren Glanz; denn er ist nur insoweit etwas werth, als er auf die menschliche Gesellschaft wohlthuend und beglückend wirkt. Für den Menschen kann es daher nichts Wichtigeres geben, als das Element seines Lebens, das Feld seines Strebens und Wirkens, den Wecker, Bildner und Beförderer seiner geistigen und moralischen Anlagen kennen zu lernen. Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch, sagt Pope. Der glücklich und ruhig in der Welt leben will, Dem es nicht gleichgültig ist, ob sein Leben, ohne Spuren von Thätigkeit nachsichzulassen, ihm verschwinde, oder seine Plane gelingen oder nicht, für Den ist Menschenkenntniß ein nothwendiges Bedürfniß. Sie war von jeher der Hebel, wodurch die großen Männer so gewaltig und tief auf ihr Zeitalter wirkten, Völker nach ihren Absichten leiteten und der menschlichen Gesellschaft oft eine andere Gestalt gaben. Sie zu erwerben ist schwer; doch ihr Besitz verdient, daß man keine Mühe spare, und sollte man auch schweres Schulgeld zahlen müssen. Die Mittel zu ihrer Erlangung sind hauptsächlich folgende: 1) Das Studium der Anthropologie und Psychologie. 2) Geschichte. 3) Biographien. 4) Denkwürdigkeiten. 5) Gedichte, besonders dramatische, und unter ihnen das Lustspiel. 6) Selbstbeobachtung. 7) Umgang mit Menschen. Vgl. Nicolai „Umgang mit Menschen" 2 Bde. (S. Charakter.)

Menschenkunde (griech. Anthropognosie), im Gegensatze von Anthropologie, Menschenlehre, insofern sie Jemand besitzt. Der Wunsch und das Bedürfniß, den Menschen, d. h. sich selbst, und insbesondere Andre kennen zu lernen, ward Veranlassung, die Menschenkunde auf verschiedenen Wegen zu suchen. Der einzige wahre Weg, durch Studium der Anthropologie und Psychologie dahin zu kommen, wurde oft verlassen, und versucht, auf Wegen von Außen her, durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Seelenkunde oder Kenntniß des innern Menschen zu gelangen. Solchen Bestrebungen hatte z. B. die Chiromantie ihr Daseyn zu danken; auch hat darin die verkehrte Anwendung der Physiognomik und der Schädellehre ihren Grund. Menschenkunde, d. h. Kenntniß der Menschen, wie sie sind, entwickelt sich nur aus der mehr oder minder vorhandenen Anlage oder dem dunkeln Gefühle, den innern Menschen zu verstehen, und wird wohl am sichersten durch Beobachtung der Menschen ausgebildet. (Vgl. d. vorig. Art.)

Menschenlehre (griech. Anthropologie), eine Wissenschaft, welche die physische und geistige Natur des Menschen umfaßt. In neuern Zeiten hat man sie als Naturlehre des Menschen von der Naturgeschichte desselben abgesondert. Ihre Behandlung aber ist verschieden, je nachdem man die physische oder geistige Seite des Menschen mehr im Auge gehabt hat, oder beide zu verbinden suchte; ferner nach dem besondern Gesichtspunkte und Zwecke, aus und zu welchem man den Menschen betrachten muß: 1) nach seiner ppysischen Natur, 2) nach seiner geistigen Natur, 3) nach Dem, was er als freihandelndes Wesen aus sich macht, so hat man in

ersterer Hinsicht eine somatische oder physiologische Anthropologie (die man, weil sie mehr der Heilwissenschaft dient, auch medicinische Anthropologie genannt hat); ferner eine psychische Anthropologie (s. Psychologie) und eine vergleichende Anthropologie ohne Beinamen angenommen, die man jedoch mehr als philosophische Wissenschaft behandelt. Die letztere geht vorzüglich auf eine Kenntniß des Menschen und führt zur richtigen Menschenkenntniß (s. d.) hin. Hartmann, Heinroth, v. Berger, Hillebrand haben Versuche ihrer Bearbeitung gemacht. Vgl G. E. Schulze, „Psychische Anthropologie" (3. Aufl. Götting. 1826), und D. Choulant's „Anthropologie für Nichtärzte" (Dresd. 1828, 2 Bde.).

Menschheit. Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man 1) das menschliche Geschlecht, oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, und 2) die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles Das, was man in dem vieldeutigen, wenig bestimmten Worte Humanität zu befassen suchte. Für dieses letzte hat man Menschenthum, Menschenthümlichkeit vorgeschlagen (wie Christenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menschlichen Natur durch die höhern Anlagen ihres Geistes, die sittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehene Würde, Rechte und Pflichten, kurz, die Eigenschaften, welche den Vorzug des Menschen, ausmachen, und die aus seiner Natur hervorgehende Bestimmung, oder das Ideal der Menschheit zu bezeichnen. Bei dem fortgesetzten reiferen Nachdenken über die aus höherem philosophischen Gesichtspunkte aufgefaßte Weltgeschichte konnte nicht unbeachtet bleiben, wie Naturkräfte und gesellschaftlicher Zustand, mit seinen verschiedenartigen Veränderungen, auf das Menschengeschlecht einwirken und dasselbe erheben und erniedrigen, und Naturgesetze sich zu offenbaren scheinen, nach welchen die geschichtlichen Erfahrungen gewürdigt werden können. Diese immer reichere Betrachtungen bildeten endlich einen eigenthümlichen Kreis und wurden wissenschaftlich geordnet und auf festere Bestimmungen zurückgeführt; so gestaltete sich in der 2. Hälfte des 18. Jahrh., was Geschichte der Menschheit genannt worden ist. Der Stoff derselben gehöret der allgemeinen Geschichte an; die ihm gegebene Kunstgestalt hänget von philosophischer Forschung oder Ansicht ab und bestehet in Zusammenfassung vereinzelter Erfahrungen zu allgemeingültigen Grundansichten und vernunftmäßigen Folgerungen; die Berichtigung zur Annahme einer für sich bestehenden Disciplin ist um so mehr zu bezweifeln, da die speculative Nutzanwendung nur als geistige Selbstthätigkeit in Verarbeitung der gegebenen Geschichtserfahrung geltend gemacht werden kann und bei allen Erfahrungskenntnissen auf gleiche Weise stattfindet. Aber über Namen darf nicht gerechtet werden und die sittlich fruchtbare Richtung des geschichtlichen Studiums hat durch die versuchte Absonderung der Geschichte der Menschheit von der, sie in ihrem letzten Ertrage bezweckenden allgemeinen Geschichte gewiß nicht wenig gewonnen. — Unter den für diesen Zweck gehörigen Stoffsammlungen sind hervorzuheben: die „Beschreibung der Sitten der Wilden" von dem Jesuiten J. Fr. Lafiteau; dem Dänen J. Kraft; Joh. Gottlieb Steeb; und vielerlei, vorsichtig nachzuprüfende Notizen von Christian Meiners. Auch kann hierher gerechnet werden, was A. J. Goguet über die älteren gesellschaftlichen Einrichtungen, L. Dutens, P. Coste, J. Beckmann, Busch (1802) ꝛc. über Erfindungen und technologische Fertigkeiten; Anderson über Han-

del und Schifffahrt. Mehre über Trachten, Le Hay, Th. Hope, Buzr. de la Manière und Mehre über religiöse Gebräuche, Gr. Pastoret über Rechtsverwaltung (1817) u. s. w. geleistet haben. — W. Falconer stellte die Erfahrungen über Klima und Boden zusammen und J. Kant legte gehaltvolle Beobachtungen der Art in seiner Anthropologie und physi. Geographie nieder. In der philosophischen Betrachtung über Thatsachen, welche den Entwickelungsgang der Menschheit zu beurkunden scheinen und großen Theiles in Beziehung auf ihre Beschaffenheit und Anwendbarkeit wiederholter Prüfung bedürfen, überließen sich die Briten Ferguson, die bürgerliche Gesellschaft ins Auge fassend, Home durch Mannigfaltigkeit der Beobachtung ausgezeichnet, Dunbar u. m. A., Folgerungen und Vermuthungen oder Vergleichungen, welche, in Einzelnem treffend, ansprechend und haltbar, im Ganzen oft willkürlich und einseitig sind. Deutsche verfolgten den sittlichen Gesichtspunkt, den Glauben an die höhere Bestimmung des Menschengeschlechts und an die göttliche Weltregierung unterstützend; so der edle Js. Iselin, der geistvolle Herder, der scharfsinnige Lessing; in Frankreich versuchte Condorcet die Stufenfolge und Wechselwirkung in der geistigen Bildung des gesellschaftlichen Lebens nachzuweisen; der Däne Ch. Bastholm brachte die Ergebnisse bisheriger Untersuchungen in eine gemeinfaßliche Uebersicht, welche wenigstens von dem früheren Versuche J. C. Adelung's unzweideutige Vorzüge hat. Was A. Weishaupt, Ph. A. Stapfer, C. H. L. Pölitz, Fr. Majer, H. Pestalozzi, J. G. Gruber, F. A. Carus u. v. A. angedeutet, erörtert, zu veranschaulichen versucht haben, ist für Verbreitung hellerer Ansichten, Berichtigung, Läuterung, Umstaltung der herrschenden Vorstellungen nicht ohne ersprießlichen Erfolg gewesen, wenn auch bleibender wissenschaftlicher Gewinn ihren Arbeiten nicht gleichmäßig zugestanden werden könnte. Wir empfehlen die Schrift von D. C. F. v. Schmidt-Phiseldeck, „Das Menschengeschlecht auf seinem gegenwärtigen Standpunkte" (Kopenh. 1827).

Mensur (franz. mesure oder mouvement), in der Tonkunst 1) die Abtheilung der Zeit in verschiedene gleiche Theile, wodurch der Grad des Langsamen oder Geschwinden, in welchem ein Tonstück genommen werden soll, bestimmt wird, und was man theils aus der Taktart, theils aus den zu Anfange eines Tonstücks hingesetzten, den Grad der Bewegung andeutenden Worten (z. B. Adagio, Andante, Allegro etc.) ersieht; 2) beim Orgelbau die Proportion der Pfeifen (wie bei Clavier- u. a. Saiteninstrumenten die Proportion der Saiten), in Ansehung ihrer Länge und Weite; daher der Ausdruck: das Clavier hat eine lange oder kurze, eine gute oder schlechte Mensur. — Im Tanzen ist Mensur das Schrittmaß; im Fechten, die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Mensur seyn, die gehörige Entfernung haben. Bei Bildhauern ist Mensur das Maß, wornach alle Theile des Modells zur Figur auf dem Blocke mit Zirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Mensuralgesang. Die Erfindung des Zeitmaßes im Gesange fällt in das 11. Jahrh. und zwar in die 2. Hälfte desselben, etwa um 1066. Daß die Ehre der Erfindung einem Deutschen, dem Magister Franco aus Köln, gebühre, ist außer allen Zweifel gesetzt. Diese neue Lehre vom Zeitmaße der Musik nennt Franco Musica mensurabilis und erklärt sie als einen durch lange und kurze Zeit abgemessenen Gesang, wobei er unter Zeit nicht nur ein bestimmtes Maß (Dauer) eines aus-

zuhaltenden Tones, sondern auch der demselben entsprechenden Pause versteht. Hierdurch wurde der Mensural- vom Choralgesange, der sich nach keiner strengen Taktbewegung richtete, unterschieden. Der Mensuralgesang war schon eine Erfindung der Griechen. Franco von Köln erneuerte ihn wieder. Unser jetziger Mensuralgesang ist nichts weiter als ein Figuralgesang; sein Erfinder ist Johann de Muris, der 1330 zu Paris lebte. In ihm kann die Länge und Kürze der Töne nach Noten, ganzen Takten bis zu Vierundsechzigtheil-Noten verändert werden. (Vgl. Franco von Köln.)

Mentor, des Alkinoos Sohn, einer der vertrautesten Freunde des Ulysses, der ihm bei seiner Abfahrt nach Troja die Aufsicht über sein Haus anvertraute; besonders vertrat er auch nachher bei Ulysses Sohne, Telemach, die Stelle eines Hofmeisters; daher nennt man auch den Führer eines jungen Menschen (Zöglings) den Mentor.

Menuett bezeichnet ein kleines, zum Tanzen bestimmtes Tonstück, sowie auch diesen Tanz selbst. Dieses Musikstück ist im $^3/_4$ Takt und besteht, sowie dessen Trio, aus 2 Theilen, deren jeder 8 Takte haben soll; es fängt im Niederschlage an und hat seine Einschnitte von zwei zu zwei Takten auf dem letzten Viertel; gerade auf der Hälfte jedes Theils müssen sie etwas merklicher seyn; die durch solche Einschnitte entstehenden Glieder müssen geschickt miteinander verbunden werden, welches am besten durch die Harmonie des wesentlichen Septimaccords fühlbar wird. Der Ausdruck dieses Tonstücks muß edel und sein Charakter voll Anstand seyn. Sonderbar ist es, daß man den Ursprung dieser Tanzart noch nicht entdeckt hat. Wollte man sie, gleich so vielen galanten Kunstproducten, aus Frankreich leiten, so müßte sie nur am französischen Hofe zur Zeit der eingeführten spanischen Etikette erfunden worden seyn; denn der eigenthümliche franz. Charakter widerstrebt ganz dieser langsamen, oft so einförmigen Bewegung des Menuetts.

Menzel (Friedr. Wilh.), geb. 1726, war um 1750 Kanzelist mit dem Titel geheimer Staatssecretair in dem Cabinet zu Dresden, verrieth dem damaligen preuß. Gesandten am sächsischen Hofe, von Malzahn, gegen eine bedeutende Summe Geldes die geheime Correspondenz des östreichischen, russischen und sächsischen Hofes, um Preußen zu verderben. Während einer Reise nach Warschau im Gefolge Kurfürst August III. ward diese Verrätherei durch den General von Spörken entdeckt. Menzel, der sich durch die Flucht retten wollte, wurde in Prag festgehalten, erst nach Brünn und 1763 auf den Königstein gebracht, wo er anfangs in Ketten (in der sogenannten Weise) schwer geschlossen, später in erleichterter Haft bis zu seinem Tode, der erst 1796 erfolgte, gefangen gehalten wurde.

Menzikoff (Alexander), richtiger Menschikoff, der Sohn eines Bauern in der Gegend von Moskau, geb. 1674, ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte dessen Backwerk in den Straßen von Moskau ausrufen. Bei diesem Geschäfte neckte er sich mit vielem Geiste und Witz einst mit dem Gardisten der Schloßwache herum. Czar Peter beobachtete ihn unbemerkt, und sein munteres Wesen und die schnellen Antworten, die er gab, gefielen ihm so, daß er ihn als seinen Pagen annahm und gut erziehen ließ. Nach Andern soll er Bedienter bei einem russ. Großen gewesen und durch Lefort dem Czar empfohlen worden seyn. Bald faßte der Czar eine solche Neigung zu Menzikoff, daß er

denselben in seinem Schlafzimmer schlafen ließ. Fürst Amilka, der an der Spitze einer Verschwörung gegen Peter stand, glaubte sich Menzikoff am besten zu dessen Verderben bedienen zu können und versprach ihm die Hand seiner schönen, von Menzikoff zärtlich geliebten Tochter, wenn er an der Verschwörung gegen den Czar Theil nehmen und die Verschworenen in das Schlafzimmer geleiten wollte. Menzikoff versprach Alles, verrieth aber die Verschworenen an den Czar, der Amilka und 40 Verschworene hinrichten, die Fürstin aber in ein Kloster bringen ließ, aus dem er sie später aber wieder zog und Menzikoff zur Gemahlin gab. Als Lefort, des Czars Günstling, den Menzikoff auf der großen Gesandtschaft 1697 begleitete und der ihm Unterricht im Kriegswesen und in allen Geheimnissen seiner Diplomatik gegeben hatte, 1699 starb, stieg Menzikoff noch in Peters Gunst und trat völlig an dieses Lieblings Stelle. Auch ernannte ihn Peter zum Erzieher seines Sohnes Alexius. Dabei hatte er aber oft auch den Zorn und die üble Laune Peters zu empfinden, und zuweilen mißhandelte dieser seinen Günstling selbst mit Stockschlägen. Bei dem nordischen Kriege that sich Menzikoff ungemein hervor, zuerst 1702 vor Schlüsselburg, von welchem Platz er nach der Einnahme Gouverneur wurde. In demselben Jahre fiel ihm bei der Eroberung von Marienburg die nachmalige Kaiserin Katharina in die Hände; er schickte sie dem Czar Peter, dem sie bald Geliebte und später Gemahlin ward und Menzikoff vornehmlich in des Czars Gunst hielt. Zum Dank dafür war Menzikoff Katharinen in mancherlei schwierigen Lagen behülflich und verhalf ihr durch List, indem er des Czars früherer Geliebten, dem Fräulein Mons, ein Bittschreiben, worin sie um des Czars Einwilligung zu einer Heirath mit einem Offizier, den sie insgeheim liebte, bat, ablockte, mittelbar zu dessen Hand. Menzikoff stieg schnell zu den höchsten Würden und ward Feldmarschall und Fürst. Der wiener Hof ernannte ihn zum Reichsfürsten; Dänemark, Preußen und Sachsen schickten ihm ihre Orden, Peter ertheilte ihm den Titel Herzog von Ingermannland. Dafür hatte er aber bei Pultawa wesentlichen Antheil an des Czars Siege über Karl XII., focht dann vor Riga 1710 tapfer, nahm nach dem Tode des Herzogs von Kurland dieß Herzogthum für den Czar in Besitz, und führte 1714 ein russisches Corps den Dänen, gegen Schweden, nach Holstein zu Hülfe. Bei vielen guten Eigenschaften besaß aber Menzikoff auch Liebe zum Trunk und zur Bestechlichkeit. Wegen letzterer ward er 1714 vor Gericht gezogen, kam jedoch noch mit einer Geldstrafe davon. 1719 aber von Neuem vorgeladen, ward er arretirt und mit Verlust seiner sämmtlichen Würden und Güter bestraft; doch begnadigte ihn auch Peter dießmal und ernannte ihn zum Admiral und zum Commandeur der Truppen in der Ukraine. Eine dritte Untersuchung 1723 brachte gleiches Urtheil, doch begnadigte ihn der Czar nochmals, zog jedoch einen Theil der ihm geschenkten Güter ein und zeigte ihm weniger Vertrauen als früher. Nach Peter des Großen Tode, 1725, verschaffte Menzikoff durch Intriguen und Gewaltschritte Katharinen, Peters Gemahlin, den Thron, und erhielt hierdurch das höchste Ansehen, und die Kaiserin bestimmte selbst, daß er nach ihrem Tode (der 1727 erfolgte) der Reichsverweser und Vormund von ihrem und Peters Sohne, Peter II., werden sollte. (S. Katharina I.) Voll Stolz bestimmte Menzikoff seine Tochter dem jungen Kaiser, den er in völliger Abhängigkeit erhielt, zur Gemahlin. Menzikoff hatte aber

viele Feinde, diese und vornehmlich der Graf Osterman und die Dolgorukis, wußten dem jungen Peter Mißtrauen und Widerwillen gegen den Reichsverweser einzuflößen und 9000 Dukaten, die dem Kaiser als Geschenk bestimmt waren, und die dieser seiner Schwester zu überreichen befahl, die Menzikoff's Eigennutz aber unterschlug, vollendeten dessen Sturz. Peter II. verließ heimlich und ohne Menzikoff's Wissen im Sept. 1727 Petershof. Menzikoff folgte ihm zwar, ward aber von den Wachen nicht in den kaiserlichen Pallast gelassen und, als er in den seinigen zurückkehrte, verhaftet. Vergebens bat seine Gemahlin den Kaiser, Osterman, die Prinzessin (nachmalige Kaiserin) Elisabeth um Gnade, vergebens verlangte Menzikoff selbst eine Audienz beim Kaiser; er ward den folgenden Tag nach Renneburg, eines seiner Güter, verwiesen. Mit fürstlichem Pomp reiste er ab, reizte aber dadurch seine Feinde noch mehr. Ein Detaschement Grenadiere holte Menzikoff ein, nahm ihm seine Orden und zwang ihn und seine Familie, sich in Bauernkleider zu hüllen, und von nur 8 Bedienten begleitet, mußte er die Reise nach Sibirien antreten. Man beschuldigte ihn des Hochverraths, der Theilnahme an dem Tode des Prinzen Alexius, Absichten auf die Krone, machte ihm den Plan, seine Tochter an Peter II. zu verheirathen, zum Verbrechen, legte ihm Bestechungen zur Last u. s. w. Sein ganzes Vermögen (über 100.000 Bauern, 8.000.000 Rubel baar, 9.000.000 in fremden Banken, über 100.000 Rubel in Edelsteinen) wurden confiscirt, und er lebte nun von seiner Pension, von 10 Rubeln täglich, in Beresow. Hier arbeitete er an einer kleinen hölzernen Kirche, die er von seinen Ersparnissen bauen ließ, eigenhändig als Zimmerman und starb voll Gram 1729. Seine Gemahlin und Tochter waren ihm vorausgegangen. Menzikoff war seiner Fehler ungeachtet ein großer Mann, der Rußland viel nützte, Peter den Großen von manchen Unbesonnenheiten, zu denen ihn Zorn und Trunk verleiteten, abhielt, ihn aus manchen Gefahren rettete, und der Wissenschaft und Kunst schätzte. Die Sage, das er ganz ungebildet gewesen seyn, nicht einmal richtig schreiben gekonnt habe, ist ungegründet; er führte vielmehr seine russische, deutsche und holländische Correspondenz eigenhändig.

Mephitisch heißt diejenige Luftart, welche für Menschen und Thiere nicht zu athmen, folglich gleich schädlich ist und besonders Thiere tödten, Lichter auslöschen kann ꝛc. — Stickluft: z. B. die schädlichen Dünste in lange verschlossenen Kellern, Brunnen ꝛc. Die Benennung kommt von Mephitis, Gestank von Schwefel, her; auch verehrte man unter diesem Namen zu Rom eine besondere Schutzgöttin wider böse und schädliche Ausdünstungen. (S. auch Gas.) Mephitismus, die Stickkraft.

Mercantilsystem, kaufmännisches System, Handelssystem, ist ein zuerst in Frankreich von Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen andern Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatze ausgeht, in den edeln Metallen allein bestehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edelm Metall bei demselben möglichst vermehrt werden könne. Als vorzüglichstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks empfiehlt das System die Sorgfalt für eine vortheilhafte Handelsbilanz (s. d.), welche darin besteht, daß die Nation an die andern, mit welchen sie in Verkehr steht, einen größern Waarenwerth absetzt als sie

denselben in seinem Schlafzimmer schlafen ließ. Fürst Amilka, der an der Spitze einer Verschwörung gegen Peter stand, glaubte sich Menzikoff am besten zu dessen Verderben bedienen zu können und versprach ihm die Hand seiner schönen, von Menzikoff zärtlich geliebten Tochter, wenn er an der Verschwörung gegen den Czar Theil nehmen und die Verschwornen in das Schlafzimmer geleiten wollte. Menzikoff versprach Alles, verrieth aber die Verschworenen an den Czar, der Amilka und 40 Verschworene hinrichten, die Fürstin aber in ein Kloster bringen ließ, aus dem er sie später aber wieder zog und Menzikoff zur Gemahlin gab. Als Lefort, des Czars Günstling, den Menzikoff auf der großen Gesandtschaft 1697 begleitete und der ihm Unterricht im Kriegswesen und in allen Geheimnissen seiner Diplomatik gegeben hatte, 1699 starb, stieg Menzikoff noch in Peters Gunst und trat völlig an dieses Lieblings Stelle. Auch ernannte ihn Peter zum Erzieher seines Sohnes Alexius. Dabei hatte er aber oft auch den Zorn und die üble Laune Peters zu empfinden, und zuweilen mißhandelte dieser seinen Günstling selbst mit Stockschlägen. Bei dem nordischen Kriege that sich Menzikoff ungemein hervor, zuerst 1702 vor Schlüsselburg, von welchem Platz er nach der Einnahme Gouverneur wurde. In demselben Jahre fiel ihm bei der Eroberung von Marienburg die nachmalige Kaiserin Katharina in die Hände; er schickte sie dem Czar Peter, dem sie bald Geliebte und später Gemahlin ward und Menzikoff vornehmlich in des Czars Gunst hielt. Zum Dank dafür war Menzikoff Katharinen in mancherlei schwierigen Lagen behülflich und verhalf ihr durch List, indem er des Czars früherer Geliebten, dem Fräulein Mons, ein Bittschreiben, worin sie um des Czars Einwilligung zu einer Heirath mit einem Offizier, den sie insgeheim liebte, bat, ablockte, mittelbar zu dessen Hand. Menzikoff stieg schnell zu den höchsten Würden und ward Feldmarschall und Fürst. Der wiener Hof ernannte ihn zum Reichsfürsten; Dänemark, Preußen und Sachsen schickten ihm ihre Orden, Peter ertheilte ihm den Titel Herzog von Ingermannland. Dafür hatte er aber bei Pultawa wesentlichen Antheil an des Czars Siege über Karl XII., focht dann vor Riga 1710 tapfer, nahm nach dem Tode des Herzogs von Kurland dieß Herzogthum für den Czar in Besitz, und führte 1714 ein russisches Corps den Dänen, gegen Schweden, nach Holstein zu Hülfe. Bei vielen guten Eigenschaften besaß aber Menzikoff auch Liebe zum Trunk und zur Bestechlichkeit. Wegen letzterer ward er 1714 vor Gericht gezogen, kam jedoch noch mit einer Geldstrafe davon. 1719 aber von Neuem vorgeladen, ward er arretirt und mit Verlust seiner sämmtlichen Würden und Güter bestraft; doch begnadigte ihn auch Peter dießmal und ernannte ihn zum Admiral und zum Commandeur der Truppen in der Ukraine. Eine dritte Untersuchung 1723 brachte gleiches Urtheil, doch begnadigte ihn der Czar nochmals, zog jedoch einen Theil der ihm geschenkten Güter ein und zeigte ihm weniger Vertrauen als früher. Nach Peter des Großen Tode, 1725, verschaffte Menzikoff durch Intriguen und Gewaltschritte Katharinen, Peters Gemahlin, den Thron, und erhielt hierdurch das höchste Ansehen, und die Kaiserin bestimmte selbst, daß er nach ihrem Tode (der 1727 erfolgte) der Reichsverweser und Vormund von ihrem und Peters Sohne, Peter II., werden sollte. (S. Katharina I.) Voll Stolz bestimmte Menzikoff seine Tochter dem jungen Kaiser, den er in völliger Abhängigkeit erhielt, zur Gemahlin. Menzikoff hatte aber

viele Feinde, diese und vornehmlich der Graf Osterman und die Dolgorukis, wußten dem jungen Peter Mißtrauen und Widerwillen gegen den Reichsverweser einzuflößen und 9000 Dukaten, die dem Kaiser als Geschenk bestimmt waren, und die dieser seiner Schwester zu überreichen befahl, die Menzikoff's Eigennutz aber unterschlug, vollendeten dessen Sturz. Peter II. verließ heimlich und ohne Menzikoff's Wissen im Sept. 1727 Petershof. Menzikoff folgte ihm zwar, ward aber von den Wachen nicht in den kaiserlichen Pallast gelassen und, als er in den seinigen zurückkehrte, verhaftet. Vergebens bat seine Gemahlin den Kaiser, Osterman, die Prinzessin (nachmalige Kaiserin) Elisabeth um Gnade, vergebens verlangte Menzikoff selbst eine Audienz beim Kaiser; er ward den folgenden Tag nach Renneburg, eines seiner Güter, verwiesen. Mit fürstlichem Pomp reiste er ab, reizte aber dadurch seine Feinde noch mehr. Ein Detaschement Grenadiere holte Menzikoff ein, nahm ihm seine Orden und zwang ihn und seine Familie, sich in Bauernkleider zu hüllen, und von nur 8 Bedienten begleitet, mußte er die Reise nach Sibirien antreten. Man beschuldigte ihn des Hochverraths, der Theilnahme an dem Tode des Prinzen Alexius, Absichten auf die Krone, machte ihm den Plan, seine Tochter an Peter II. zu verheirathen, zum Verbrechen, legte ihm Bestechungen zur Last u. s. w. Sein ganzes Vermögen (über 100.000 Bauern, 8.000.000 Rubel baar, 9.000.000 in fremden Banken, über 100.000 Rubel in Edelsteinen) wurden confiscirt, und er lebte nun von seiner Pension, von 10 Rubeln täglich, in Beresow. Hier arbeitete er an einer kleinen hölzernen Kirche, die er von seinen Ersparnissen bauen ließ, eigenhändig als Zimmerman und starb voll Gram 1729. Seine Gemahlin und Tochter waren ihm vorausgegangen. Menzikoff war seiner Fehler ungeachtet ein großer Mann, der Rußland viel nützte, Peter den Großen von manchen Unbesonnenheiten, zu denen ihn Zorn und Trunk verleiteten, abhielt, ihn aus manchen Gefahren rettete, und der Wissenschaft und Kunst schätzte. Die Sage, das er ganz ungebildet gewesen seyn, nicht einmal richtig schreiben gekonnt habe, ist ungegründet; er führte vielmehr seine russische, deutsche und holländische Correspondenz eigenhändig.

Mephitisch heißt diejenige Luftart, welche für Menschen und Thiere nicht zu athmen, folglich gleich schädlich ist und besonders Thiere tödten, Lichter auslöschen kann ꝛc. — Stickluft: z. B. die schädlichen Dünste in lange verschlossenen Kellern, Brunnen ꝛc. Die Benennung kommt von Mephitis, Gestank von Schwefel, her; auch verehrte man unter diesem Namen zu Rom eine besondere Schutzgöttin wider böse und schädliche Ausdünstungen. (S. auch Gas.) Mephitismus, die Stickkraft.

Mercantilsystem, kaufmännisches System, Handelssystem, ist ein zuerst in Frankreich von Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen andern Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatze ausgeht, in den edeln Metallen allein bestehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edelm Metall bei demselben möglichst vermehrt werden könne. Als vorzüglichstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks empfiehlt das System die Sorgfalt für eine vortheilhafte Handelsbilanz (s. d.), welche darin besteht, daß die Nation an die andern, mit welchen sie in Verkehr steht, einen größern Waarenwerth absetzt als sie

ihnen abkommt, weil alsdann, dieser Theorie zufolge, der Ueberfluß in edelm Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichst vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, schlägt das Mercantilsystem vor: 1) Hemmung der Einfuhr a) solcher fremden Waaren zum einheimischen Verbrauch, die sich im Lande selbst erzeugen und verfertigen lassen, und b) fast aller Arten von Waaren aus solchen Ländern, mit welchen der Handel uns eine nachtheilige Bilanz zuzuziehen droht; 2) Begünstigung der Einfuhr solcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht oder wenigstens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann, und die, durch einheimischen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimischen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze ersparen, theils auswärts verkauft werden, und sonach mehr Metallmünze, als sie dem Lande gekostet haben, wieder hineinbringen können; 3) Begünstigung der Ausfuhr aller Waaren, fremder sowohl, deren Einfuhr zu erlauben man für rathsam erachtet, als vornehmlich einheimischer; 4) Hemmung der Ausfuhr solcher rohen Stoffe, die sich zu Fabricaten für den einheimischen Bedarf oder für den auswärtigen Absatz benutzen lassen; 5) Begünstigung des activen vor dem passiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren sich das System zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, so bestehen dieselben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich solchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf sie gelegt sind, zur Absicht haben. Begünstigungen aber sind: 1) Vergütungen a) an Accise, die auf einheimische oder fremde Waaren bei deren inländischem Verbrauche gelegt ist, und die ganz oder zum Theil erstattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen; b) an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet und bei der Wiederausfuhr derselben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden; 2) Prämien, d. i. Geschenke, womit man solchen Handelszweigen oder solchen Arten von Fabriken, die man begünstigen will, abzuhelfen sucht. 5) Vorrechte; diese sind zwiefacher Art, sofern nämlich für die Nation a) durch einen Handelsvertrag in einem fremden Gebiete mäßigere Zollsätze und überhaupt größere Vortheile, sowohl beim Ankaufe der dortigen als beim Absatze ihrer eignen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden sind; oder b) insofern der Nation durch Stiftung von Colonien und durch Erwerbung von Besitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit diesen Nebenländern ein Monopol zugesichert wird. Die Unhaltbarkeit des Mercantilsystems geht aus der Falschheit seines Grundsatzes hervor; es ist nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet, und nicht derjenige Handel allein ist einer Nation vortheilhaft, welcher derselben edles Metall zuführt. Der Reichthum besteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben, welche fähig sind, Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen; nicht darum sind Länder arm, weil sie wenig edles Metall besitzen, sondern eben weil sie arm sind, fehlt es ihnen an edelm Metalle. Die falsche Würdigung der edeln Metalle und des Handels, welche aus diesem staatswirthschaftlichen Systeme hervorgegangen, hat so unglückliche Wirkungen gehabt, daß man das System selbst mit Recht als die schrecklichste Geißel des 18. Jahrh. betrachten kann. Zu den vorzüglichsten Wirkungen dieser Art gehören: 1) die Erschwerung des Verkehrs der

eignen Nation mit Fremden; 2) die Begünstigung des städtischen Gewerbfleißes auf Kosten des ländlichen; 3) die Beförderung des auswärtigen Handels auf Kosten des innern; 4) die Nationaleifersucht der Völker; 5) die Unterdrückung der Colonien; 6) das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehr durch Ausschließung und Einschränkung andrer Völker, deßgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Und als mittelbare Folge von dem Allen müssen wir 7) die Empörung der unterdrückten Colonien oder Provinzen im letzten Jahrh., sowie die Befeindungen der Staaten und fast alle Kriege der neuern Zeit betrachten. Den Bemühungen der Physiokraten und späterhin des großen Briten Adam Smith und seiner Anhänger ist es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthschaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilsystem in dieselbe gebracht hatte; aber diese Irrthümer waren bereits so allgemein verbreitet und hatten in der Verwaltung der meisten Länder so tiefe Wurzel geschlagen, daß man noch gegenwärtig fast überall die Vorschriften jenes verderblichen Systems befolgen sieht. Insbesondere haben Friedrich der Gr. durch dessen Einführung in seinen Staaten, sowie Lord Chatam und sein berühmter Sohn Pitt durch Begünstigung desselben in Großbritannien viel zur Verbreitung und Begründung des Systems beigetragen, und es kann vielleicht noch lange dauern, ehe dessen Spuren in den Verwaltungsmaßregeln gänzlich verschwunden seyn werden. Sowie jedoch dieses System zuerst in England seine Ausbildung erhalten hat, so scheint es, daß ihm auch zuerst daselbst der Untergang bereitet werde. Da nämlich die engl. Minister (besonders Huskisson [vgl. d. Art.], Robinson, Canning) eingesehen haben, daß das Mercantilsystem die erwarteten Vortheile nicht gewähre, so haben sie viele Verbote aufgehoben. Die Einfuhr mehrer fremden Waaren ist gestattet, und die hohen Einfuhrzölle sind sehr ermäßigt worden. Insbesondere arbeitete Liverpool's und Canning's Ministerium daran, einen Hauptbestandtheil jenes Mercantilsystems, welcher in der engl. Kornbill besteht, abzuändern und nach und nach dem fremden Getreide den freien Zugang auf dem engl. Markte zu gestatten. Die Regierung hatte sich nämlich überzeugt, daß die Nation im Allgemeinen von der künstlichen Steigerung der Kornpreise weit mehr Schaden als Vortheil habe. Es ist aber begreiflich, daß dergleichen lange bestandene Verordnungen, wenn auch ihre Fehlerhaftigkeit eingesehen wird, doch nicht ohne augenblickliche Nachtheile plötzlich aufgehoben werden können, da Diejenigen, welche ihre Capitale, im Vertrauen auf das Bestehen der Staatsverordnungen, auf den Ackerbau gewandt haben, weil er ihnen hohe Getreidepreise versprach, sehr gefährdet werden würden, wenn nach der plötzlichen Aufhebung jener Verordnungen ein schnelles Sinken der Preise und eine starke Verminderung der Nachfrage nach inländischem Getreide eintreten sollte.

Mercator (Gerhard), Mathematiker und Geograph, geb. zu Rupelmond 1512, studirte zu Löwen besonders Mathematik und machte, obgleich ganz sein eigner Lehrer, große Fortschritte. Er stand in großer Achtung bei Karl V., erhielt vom Herzog von Jülich den Titel eines Kosmographen, legte sich noch in seinen letzten Lebensjahren auf die Theologie, in welcher Wissenschaft er mehre Werke schrieb, und starb zu Duisburg 1594. Er stach selbst Globen und Landcharten, die unter dem Titel: »Mercatoris tabulae geographicae 1584« (Duisburg 1595), er-

schlenene und noch jetzt ist die von ihm bei Seecharten 1550 erfundene, sogenannte Mercator'sche Projection, nach welcher die Charten mit wachsenden Meridians- aber unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 benutzten Verbesserungen. Außerdem hat man von ihm noch eine Chronologie vom Anfange der Welt bis zum J. 1568, (Köln 1568, Basel 1577), sowie eine Ausgabe von Ptolemäus geograph. Tafeln (1589, Fol.).

Mercier, (Louis Sebastian), ein beliebter und bekannter franz. Schriftsteller, geb. 1740. Vor der Revolution Parlamentsadvocat zu Paris, wurde er, da er als Deputirter beim Nationalconvente mit gegen die Begebenheiten des 3. Mai protestirte, 1793 eingekerkert und kam erst zu Ende 1794 wieder in den Convent. In der Folge Mitglied im Rathe der 500, zeichnete er sich durch Liebe zum Frieden und zur Ordnung aus und wußte durch seine sanfte, gefällige Bildung und seine Gutmüthigkeit sehr einzunehmen. Von allen seinen Schriften hat ihm sein bekanntes „Gemälde von Paris" (1781—89, 12 Bde.) den meisten Ruf erworben. In diesem Werke sind die Sitten und der Charakter der Franzosen vor der Revolution mit scharfen Beobachtungsgaben aufgefaßt und mit vielem Geist, feinem Humor und oft treffendem Witze dargestellt. Eine Fortsetzung dieses Werkes, die wohl zunächst auf K. Fr. Cramer's Veranlassung erschien, und die Pariser, wie sie durch die Revolution geworden, schildern sollte, hat weniger Beifall erhalten. Dagegen erregte „Das Jahr 2440" (Paris 1772), worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt, fast gleiches Aufsehen wie sein erstes „Tableau de Paris". Von seinen vielen Theaterstücken hat sich bloß der „Schiebkarren des Essighändlers", der durch Iffland's Bearbeitung auch in Deutschland bekannt geworden ist, einen dauernden Beifall zu erwerben gewußt. In der letzten Zeit fiel er auf sonderbare Grillen und kündigte z. B. der Malerei, als Urheberin des Götzendienstes, Fehde an. Auch wollte er Newton und Kopernicus widerlegen und eine andre Theorie des Planetensystems in Gang bringen. 1801 ließ er aus Scherz die Nachricht von seinem Tode verbreiten, die auch öffentliche Blätter nacherzählten. Sein wirklicher Tod erfolgte 1814 zu Paris.

Mercur, bei den Griechen Hermes, Sohn des Jupiter und der Maja, einer Tochter des Atlas, der Sage nach auf dem arkadischen Berge Kyllene geboren. Schon in der 4. Stunde nach seiner Geburt sprang er der Mutter vom Schoße und erfand die Lyra, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schale mit 7 Saiten bezog und sie harmonisch stimmte. Er besang zu ihren Tönen seine Geburt. Aus Begierde nach Fleisch ging er mit Einbruch der Nacht nach Pierien zu den heiligen Heerden der Götter, wovon er 50 Rinder rücklings forttrieb, selbst rücklings nachfolgend bis an den Alpheosstrom, wo er 2 derselben schlachtete und an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer bratete. Einen Altar errichtend, verbrannte er darauf den 12 Göttern jedem sein Theil, zugleich alle Spuren wieder vertilgend und dann in seine Wiege zurückschleichend. Bald darauf kam Apollo, welcher durch einen Greis, der dem Mercur mit den Rindern begegnete, den Dieb erfahren hatte, und fragte nach denselben. Mercur stellte sich schlafend und leugnete beharrlich, trotz der Drohung des Gottes, ihn in den Tartaros zu wer-

fen, sich auf Jupiters Entscheidung berufend. Auch vor diesem leugnend, lachte der Obergott über des Knaben List, befahl ihm aber, den Aufenthalt der Rinder anzuzeigen. Erstaunt über des Knaben Stärke, band ihm Apollo die Hände, doch die Schlingen fielen ab und durch ein Kunststück Mercur's standen die Rinder paarweise gegen einander über. Nun die Lyra ergreifend, sang Mercur der Götter Lob, und Apollo, ihn bewundernd, schwur die Nimmervergeltung seiner List. Mercur lehrte ihn jetzt die Lyra und schenkte sie ihm. Gleiches Erstaunen äußerte Apollo über den Gott durch Erfindung der Flöte, welches Instrument Ersterer ebenfalls erhielt und zugleich das Versprechen, daß Dieser nie, was sein sey, rauben wolle. Sich selbst die Sehergabe vorbehaltend, übergab ihm Apollo den goldenen Friedensstab, Caduceus (s. d.). Die Alten schildern uns den Mercur als Herold und Gesandter der Götter. Er führt die Seelen der Abgeschiedenen zur Unterwelt (daher Psychopompos genannt) und er ist also auch der Herold des Pluto und Vollstrecker seiner Befehle. Sein magischer Stab hatte die Kraft, der Sterblichen Augen zu schließen, Träume zu führen und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erforderlichen Eigenschaften besaß er in höchster Vollkommenheit und verlieh sie: Anstand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der menschlichen Klugheit, oder was in jenen grauen Zeiten gleichviel galt, der Listigkeit, Verschlagenheit, ja sogar des Meineides. Daher wurden listige Köpfe Mercur's Söhne genannt und er selbst als Vorsteher aller listigen Ränke betrachtet. Er ist ein Freund des listigen Ulysses und gibt ihm guten Rath; begleitete den Hercules zur Entführung des Cerberus in die Unterwelt; befreite den Mars aus der Gewalt der Aloiden, Otus und Ephialtes. Er stahl dem Neptun den Dreizack, dem Mars das Schwert aus der Scheide, dem Apollo Bogen und Pfeile, dem Jupiter den Scepter. So forderte er auch an eben dem Tage den Cupido zum Ringen auf, zog ihm die Beine weg und bezwang ihn glücklich. Da sich aber Venus hierüber freuete und ihn deßwegen auf den Schoß nahm, stahl er ihr den Gürtel. Eine seiner listigsten Unternehmungen war, daß er dem vieläugigen Argus die Jo entführte. (S. Argus und Jo.) Unter die übrigen Thaten des Mercur gehört, daß er in dem Gigantenkriege den Hippolytus umbrachte. Er trug dabei den unsichtbarmachenden Helm des Pluto. Den Jupiter stahl er, da er von dem Typhon gefangen gehalten wurde, zugleich mit dem Aegipan, und stellte seine ihm ausgeschnittenen Sehnen an Händen und Füßen wieder her. Er stand dem Perseus bei, als er den Kopf der Medusa abhieb, und lieh zu dieser Expedition ihm nicht nur seine Haupe, d. i. sein sichelförmiges Schwert, sondern auch seine geflügelten Schuhe. Den Hercules aber verkaufte er an die Omphale. Den Verräther Battus, welcher ihm gegen ein Rind Stillschweigen versprach, als er dem Apollo die Rinder des Admet entführt hatte, es aber nicht hielt, verwandelte er in einen Stein. Er schmiedete auf Jupiter's Befehl den Prometheus mit Hülfe des Vulcan an den Kaukasus und band den Ixion in der Unterwelt an das Rad. Dem Mercur wurden außerdem zahllose Erfindungen zugeschrieben. Er erfand 75 Maß und Gewicht, die Kunst der Fechtschule, Palästra und führte zuerst die Verträge zwischen feindlichen Heeren sowie die Absendung von Herolden ein. Die Buchstaben soll er aus dem Fluge der Kraniche erfunden haben. Auch gehören zu seinen Erfindungen die Wür-

fel, die Musik und Geometrie, ingleichen die Auslegung der Träume. Man hat eine Menge Liebschaften von ihm; unter andern war er der Vater des Pan und des Hermaphrodit. In Griechenland war der Hauptsitz seiner Verehrung Arkadien; doch erwies man ihm in allen übrigen Städten göttliche Ehre, was auch, da Mercur der Aufseher der Wege, Häuser, Straßen, wie der Gymnastik und der Wettspiele, ingleichen der Beredtsamkeit war, nicht anders seyn konnte. Der uralte Lateiner kannte den Mercur nicht. Doch kam er mit der Zeit nach Rom und erhielt daselbst verschiedene Tempel. Auch in Gallien war er eine Hauptgottheit. Unter die gewöhnlichen Attribute, woran man die Abbildungen des Mercur erkennt, sind zu zählen die Flügel an seinen Füßen, Talaria, der beflügelte Reisehut Petasus und der mit Schlangen umwundene Stab Caduceus. Seltener findet man eine Schildkröte, wegen der erfundenen Leier, oder einen Widder, den er unter den Armen trägt, bei ihm; so auch einen Hahn. Die Lateiner gaben ihm einen Geldbeutel in die Hände, den Gott der Kaufleute damit zu bezeichnen. Daß man ihn als einen Hirten gekleidet, mit einer Keule in der linken Hand, wie auf einer bithynischen Münze, oder mit einer Pfeife, Anspielung auf die Geschichte des Argus, oder mit einem Schwerte in Sichelform findet, sind Seltenheiten. Gewöhnlich ist er auch ohne Bart; die alten etruskischen Werke und einige komische Arbeiten auf neapolitanischen und campanischen Gefäßen stellen ihn mit einem Spitzbart, der vorwärts gekrümmt ist, vor. Die alten Künstler gaben ihm einen geschmeidigen, behenden und gewandten Körper, wie sie in sein Gesicht die Schärfe eines feinen und nachdenkenden Blicks legten. Als Jüngling findet man ihn in mehren Attituden. Als Aufseher über die Thüren und Straßen stellte man seine Bildsäule, die aus einer viereckig zugehauenen Säule mit einem Kopfe bestand (Hermen, s. d.), vor den Thüren auf. Athen hatte eine ganze Straße, die von dergleichen Hermen den Namen führte. Hippias und Hipparchos hatten auf diese Hermen Denksprüche moralischen und politischen Inhalts eingraben lassen. Sein Fest wurde in Rom den 15. Mai (welcher Monat von seiner Mutter Maja so hieß) gefeiert. An diesem Feste brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. — Ueber den Planeten dieses Namens s. Planeten. — Mercurius, in der Chemie, bezeichnet das Queckſilber (☿). Daher Mercurial, was von Queckſilber zubereitet wird, z. B. Mercurialmittel, Mercurialſalben ꝛc.

Mercuriale. Am ersten Mittwoch nach den großen Ferien der franz. Parlamente hielten sie eine volle Rathsitzung, um die Mängel in der Rechtspflege und besonders im Geschäftsgange des Gerichts selbst zu besprechen und über die Verbesserung zu beschließen. Den Vortrag hatte, von Sitzung zu Sitzung wechselnd, der erste Präsident und der Generalkronanwald. Vom Tage hießen die Reden Mercurialen, davon Rügen, Verweise.

Mercurialmittel, Mercurialſalze, Mercuria, s. Queckſilber und Queckſilbermittel.

Mercy (Franz de), einer der größten Generale im 30jähr. Kriege, aus Longwy in Lothringen gebürtig, trat in die Dienste des Kurfürsten von Baiern und stieg bald durch Muth und militairische Talente zum General. 1640 rettete er Regensburg vor Banner's Anfall, nahm den

schwed. Generalmajor v. Schlangen bei Waldneuburg gefangen und verfolgte dann Banner'n bis ins Braunschweigische. 1643 schlug er den General Ranzau bei Tuttlingen, worauf er als kurbairischer Generallieut. und kaiserl. Feldmarschall ein vereinigtes Heer befehligte, Rottweil und Ueberlingen, sowie im folg. J. das wichtige Freiburg den Franzosen entriß. Er legte dort ein verschanztes Lager an, welches der große Condé mit schwächern Kräften 3 Tage lang stürmte, allein nicht erobern konnte. Nach dem Gefechte zog sich indessen Mercy zurück, ohne jedoch, obschon von Turenne verfolgt, bedeutenden Verlust zu erleiden. 1645 besiegte er Turenne bei Mergentheim, starb aber am 3. Aug. (24. Juli) dess. J. an den in dem Treffen bei Allersheim unweit Nördlingen erhaltenen Wunden und ward auf dem Schlachtfelde beerdigt, wo ihm ein Denkmal gesetzt wurde. — Sein Enkel, Florian Claude de M., 1666 in Lothringen geb., nahm östreich. Dienste unter Leopold I., wohnte mit Auszeichnung der Vertheidigung Wiens gegen die Türken bei, machte in einem Kürassierregimente den Türkenkrieg mit und erwarb sich durch die in der Schlacht bei Zenta 1697 bewiesene Bravour eine Majorsstelle. Hierauf in Italien kämpfend, schlug er u. a. 1701 bei Borgoforte mit 300 Reitern 6 Escadrons feindl. Cavallerie in die Flucht, gerieth aber kurz nachher in franz. Gefangenschaft, hatte 1702, ausgewechselt, dasselbe Schicksal bei Cremona, wurde nochmals ausgewechselt, führte ein Regiment an den Rhein und machte sich auch hier, vorzüglich in der Schlacht von Friedlingen als kühner Reitereianführer berühmt. Zum Generalmajor befördert, stürmte er 1705 die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzosen, sich unter die Kanonen von Strasburg zurückzuziehen. 1706 befreite er durch geschickte Manoeuvres Landau, besiegte am 24. Sept. 1707 den franz. General Vivans bei Offenburg, wurde aber im Aug. 1709 von dem bei Rumersheim im Elsaß verschanzten franz. General Dubourg gänzlich geschlagen. Dessen ungeachtet zum Feldmarschall erhoben, commandirte er 1710 gegen die Türken, trug viel zu den Siegen von Peterwardein und Belgrad bei und eroberte mehre Städte. 1719 ward er Generalcommandant in Sicilien gegen die Spanier, nahm die liparischen Inseln, gewann die Schlacht von Villafranca, wo er verwundet ward, nahm Messina und Palermo ein und unterwarf ganz Sicilien dem Kaiser. Während des Friedens machte er sich um die Cultur des Banats verdient. 1734 ward er General en Chef der kaiserl. Truppen in Italien und besetzte das Herzogthum Parma, blieb aber am 29. Juni beim Angriff auf Croisetta und wurde zu Reggio beerdigt. Er war 1720 zum Grafen ernannt worden. Sein Vetter, Graf Antoine d'Argenteau, erbte seine reichen Besitzungen und seinen Namen, trat gleichfalls in Oestreichs Heer, sich gegen die Türken in Ungarn, während des östr. Erbfolgekriegs in Baiern, am Oberrhein, im Elsaß, sowie 1746—48 in den Niederlanden auszeichnend und 1767 als Generalgouverneur Slawoniens zu Essek sein Leben aushauchend. — Von ihm stammt M. d'Argenteau, Graf v. Mercy, welcher schon in früher Jugend die diplomatische Laufbahn einschlug. Zu Anfang der franz. Revolution östr. Gesandter zu Paris, wurde er bei der Nationalversammlung angeklagt, Vorsteher eines angeblich östr. Comité's zu seyn, worauf er sich nach Brabant begab, um, wie man sagte, mit den Seemächten zu unterhandeln, welche dem Hause Oestreich durch alle Verträge die niederländ. Provinzen garantirt hatten; indessen scheint es der eigentliche Zweck seiner neuen Sendung gewesen zu seyn, eine Gegenre-

volution in Frankreich zu erregen, und er soll den ersten Grund zum Tractat von Pilnitz (s. d.) gelegt haben. Kurz darauf als bevollmächtigter Minister an den engl. Hof gesandt, verschied er zu London 1794.

Mergel, ein inniges, fettes, mürbes Gemenge aus Kalk und Thon von verschiedener Farbe und Gestalt, gemeiniglich grau, oder auch weiß und gelb, welcher beim Feldbau, hauptsächlich zum Düngen sandiger Aecker gebraucht wird, da aber nicht jede Art desselben für jeden Acker paßt, so muß der verständige Landwirth vor allen Dingen den Gehalt und die Qualität seines Mergels untersuchen, um solchen mit seinem Boden vergleichen zu können. — Mergelerde, eine mit Mergel vermischte Erde; Mergelschiefer, ein mergelartiger Schiefer, oder ein zu einem Schiefer verhärteter Mergel, blau von Farbe. Mergelstein zu Stein verhärteter Mergel.

Merian, der Name einer Künstlerfamilie. Matthäus M., der Aeltere, geb. zu Basel 1593, erlernte 1609 zu Zürich die Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu ätzen und erlangte hierin bald eine so große Fertigkeit, daß er an mehre Orte hin Rufe zu Arbeiten in dieser Art bekam. Er hielt sich längere Zeit zu Paris, in den Niederlanden, in Basel, Augsburg, Stuttgart u. m. a. Orten, am meisten aber zu Frankfurt a. M. auf; starb zu Schwalbach 1651, wurde aber zu Frankfurt begraben. Er hat so eine Menge wegen Genauigkeit und Schärfe noch immer geachteter Arbeiten hinterlassen, daß man kaum begreift, wie ein Menschenleben dazu habe reichen können. Unter mehren Werken, die er eigen unternahm, um sie mit seinen Kupferabbildungen zu schmücken, ist die Suite von Topographien mehrer Länder, die er in Verbindung mit M. Zeiller (Frankfurt a. M. 1640, Fol.) herausgab, die auch nach seinem Tode noch fortgingen und bis 1688 auf 30 Bde. anwuchsen, wozu 1726 ein Hauptregister erschien, das bekannteste. Außerdem verdienen noch Bemerkung: "Icones biblicae" (lat. u. deutsch), 4 Thle. in 1 Bd. (Straubingen u. Frankfurt a. M. 1525—27, quer Fol.); "Historiae sacrae vet. et novi test." (lat., deutsch u. holl., 3 Thle. in 1 Bd., Amsterdam o. J., Fol.); "Todtenkranz" (Frankfurt a. M. 1621, 4., auch 1649 u. 1696, 4.; franz., Bern 1698, 4.; franz. und deutsch, Basel 1644, auch 56 u. 89, 4.). Auch hat er zum "Theatrum europaeum" und zu mehren großen geschichtlichen Werken Abbildungen geliefert. Sein jüngerer Sohn Kaspar übte die Aetzkunst, wiewohl nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters setzte das buchhändlerische Geschäft desselben fort und machte sich besonders durch die zu den spätern Bänden der von jenem unternommenen Topographien gelieferten Kupfer verdient; der ältere, Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel 1621, war ein guter Maler in wohlgetroffenen, stark und lieblich gefärbten Bildnissen. Er hatte bei Joseph Plepp, Joachim v. Sandrart und Anton van Dyk gelernt, 1644 zu Rom studirt und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. s. w. bereist. Sein Sohn, Joh. Matthäus, ein geschickter Bildnißmaler, starb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus M. Tochter war die berühmte Künstlerin Maria Sibylla Merian, verehelichte Graf, geb. zu Frankfurt a. M. 1647. Sie zeigte schon in der frühesten Jugend einen besondern Hang zur Malerei und erlangte bald in treffenden Abbildungen von naturhistorischen Gegenständen eine solche Kunstfertigkeit, daß sie immer in diesem Fache als Muster gilt. 1665 mit dem Architecturmaler Joh. Andr. Graf verheirathet, ar-

beitete sie, mehre Jahre mit ihm verbunden, mit dem größten Eifer für ihr Kunstfach, indem sie besonders die Darstellung von Raupen und Schmetterlingen sich zur Aufgabe machte. Sie zeichnete und malte zuerst alle in der Gegend von Frankfurt a. M. vorkommenden Insekten nach dem Leben; dann setzte sie dieß Geschäft in Nürnberg, wohin sie sich mit ihrem Manne begeben hatte, fort, übernahm es aber auch zugleich selbst, sie nach eigener Art in Kupfer zu stechen. Hieraus entstand folgendes Werk: „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung u. s. w., nach dem Leben abgemalt, in Kupfer gestochen und selbst verlegt von Grafin, Matthäi Merian's des Aeltern Tochter (Nürnb. 1679, 4., wozu 1683 ein 2. Theil kam). Beide Theile wurden (Amsterdam 1717) ins Holländische übersetzt und hier mit einem 3. Theil vermehrt. Diese 3 Theile wurden u. d. T.: „Erucarum ortus etc." (Amsterdam 1717), auch lat. übersetzt; die holländische Ausgabe erschien aber mit Zusätzen und Zugaben von Kupfern v. Marret; auch eine franz. Uebersetzung u. d. T.: „Histoire des insects etc." (Amsterd. 1730, gr. Fol.). Nach 20 Jahre ihrer Ehe verließ aber die verehelichte Graf ihren Gatten (dessen Namen sie auch auf den übersetzten Ausgaben obigen Werks, wie in ihren spätern Werken, nicht mehr führt, später wurde sie ganz von ihm geschieden) und ging, aus reiner Liebe zu ihrer Kunst, nach Surinam, um dort Insekten und auch Pflanzen nach dem Leben darzustellen, die, nachdem sie 1701 von da zurückgekehrt war, durch folgendes Werk öffentlich bekannt wurden: „Metamorphosis insectorum surinamensium" (lat. und holl., Amsterdam o. J., Fol.; eine andere Ausgabe erschien, Amsterd. 1705, gr. Fol.). Ihr Tod 1717 verhinderte sie, selbst eine zweite vermehrte Auflage zu besorgen. Dagegen erschien eine solche holländisch, von ihrer Tochter, Doris Marie Henrice, revidirt (Antwerpen 1719, gr. Fol.), lat. u. d. T.: „Dissertatio de generatione insectorum surinam." (ebend. 1719, auch Paris 1770, und franz. Haag 1726, gr. Fol., auch Paris 1768). Eine 3 verm. Aufl. erschien franz. u. d. T.: „Histoire gén. des insects de Surinam et de toute l'Europe" (3 Thle., Paris 1771, gr. Fol.). Ein früheres Werk derselben Verfasserin ist: „Merian's Blumenbuch" (3 Thle., Nürnberg 1680, Fol., auch mit lat. Titel). — Joh. Bernh. Merian, Philosoph, geb. 1723 zu Liechstall im Canton Basel, studirte anfänglich Theologie und lebte einige Zeit zu Amsterdam als Hofmeister in des Pensionairs Witt Hause. Durch Bernouilli an Maupertuis empfohlen, ward er zum Mitglied der philosoph. Classe der berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, wo er sich durch mehre treffliche Abhandlung über verschiedene Gegenstände der speculativen Philosophie und seinen literarischen Kampf gegen König und die Wolf'sche Philosophie auszeichnete. Friedrich II. schätzte Merian sehr und zog ihn oft in seine Gesellschaft. 1767 wurde er Inspector über das franz. Collegium in Berlin, 1770 Director der Classe der schönen Wissenschaften bei der Akademie, 1772 Studiendirector, und nach Formey's Tode immerwährender Secretair der Akademie. Merian starb 1807. Seine Schriften sind, mit wenigen Ausnahmen, die auch einzeln (französisch) im Druck erschienen, in den Jahrbüchern der berliner Akademie enthalten.

Merian (Andreas) von Falkach, geb. zu Basel 1772, kais. russ. Staatsrath. Sein Geschlecht, eins der vorzüglichsten jenes Freistaates, zählt, sowie das Haus seiner Mutter Iselin, ausgezeichnete Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Sein Vater, 1806 regierender Landamman der

schweizerischen Eidgenossenschaft, wurde als einer der entschiedensten Gegner der Revolution 1798 nach Frankreich deportirt. Der Sohn ging nach England zu seinem Oheim Iselin, von da nach Wien, wo er durch die Zuneigung Joh. Müller's einflußreiche Freunde in der Staatskanzlei fand. 1802 kam er als Legationssecretair des Freih. v. Hügel auf den regensburger Indemnisationscongreß, 1805 ins Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand und als Geschäftsträger am fränkischen Kreise nach Nürnberg. Der münchner Hof verlangte nach der Mediatisirung der Stadt seine Abberufung, und seinen Zusammenhang mit den Freunden der alten Ordnung in Deutschland wurde in Paris so bedeutend geschildert, daß der Minister Champagny sämmtlichen Höfen des Rheinbundes durch ein Circular untersagte, Merian in irgend einer diplomatischen Eigenschaft bei sich anzunehmen. So konnte er denn auch nicht nach Karlsruhe abgehen, wohin er ernannt war, sondern lebte 1807—8 zu Wein im Hause seines Freundes, des Freih. v. Hormayr, den Wissenschaften, vorzüglich der griech. und römischen Literatur, in welchen seine Gelehrsamkeit selbst in England hochgeschätzt und bei classischen Ausgaben zu Rathe gezogen wurde, und den Vorbereitungen zum unvergeßlichen Kampfe von 1809. Als dieser ausbrach und Hormayr nach Tirol ging, wurde Merian beim obersten Armeeintendanten, Grafen Fr. Stadion, angestellt, verlebte nach dem Frieden einige Zeit in Prag und ging dann als Legationsrath mit dem Fürsten Paul Esterhazy nach Dresden. Als endlich 1812 Oestreich und Preußen sich mit Napoleon gegen Rußland alliirten, trat er als Staatsrath in den russischen Dienst, war auf dem merkwürdigen Tage zu Kalisch, dann bei der Centralverwaltung unter dem Minister Freih. v. Stein, bei dem Generalgouvernement in Dresden angestellt, und ward hierauf in besondern Unterhandlungen für Paris verwendet. Seitdem lebte er daselbst ganz den Wissenschaften, geachtet als Beförderer der Forschungen der frankfurter Gesellschaft für das Quellenstudium des deutschen Mittelalters. Er hat Einiges anonym geschrieben. Aus seinem „Principes de l'étude comparative des langues, suivies d'observations sur les racines des langues sémitiques par M. Klaproth“ (Paris 1828) darf man schließen, daß er auch Verfasser der Syngloſſe von Junius Faber (Karlsruhe 1826) sey. Er starb zu Paris den 25. April 1828.

Meridian, s. Mittagskreis.

Merinos (Ovejas Merinas, Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine ausgesuchte Wolle) heißt eine in Spanien einheimisch gewordene Schafrace, die von Spanien aus schon in mehre europäische Länder verpflanzt wurde. Die Merinos zeichnen sich gewöhnlich vor andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle aus. Nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen stammen sie aus Afrika ab. So viel ist gewiß, daß Peter IV. von Castilien arabische Schafsheerden nach Spanien kommen ließ, und daß 300 J. nachher der Cardinal Ximenes Schafe aus Afrika nach Segovia verpflanzte. Jetzt zählt man in Spanien über 5 Mill. Merinos, die mindestens eine reine Einnahme von 8 Mill. Thaler bringen. Weil diese Schafe fast immer auf den Gebirgen von ganz Spanien weiden, nennt man sie auch wandernde Schafe, während die andern, die eine weit gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. Die Einrichtung in der Zucht und Weide der Merinos ist im Ganzen höchst interessant. Sie wandern zwei-

mal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Aragon, im Winter (vom Sept. an) in den wärmern Gegenden von Andalusien, La Mancha und Estramadura. Gewöhnlich werden die Heerden von 10 zu 10.000 Stück getheilt, und aus diesen wieder 10 Haufen, jeder zu 1000 Stück gemacht. Dieser Haufen (Cavagnes) steht unter der Direction eines Oberhirten. Dieser hat 50 Schäfer und ebenso viel Hunde unter seinem Commando, indem 5 Mann zu jeder einzelnen Heerde von 1000 Stück gehören. Die Schäfer sind äußerst schlecht besoldet, denn außer einem geringen Geldlohne bekommen sie Brot und dürfen ein Paar Ziegen mitweiden. Die ganze Zahl der Schäfer in Spanien beträgt 25.000 Mann und ebenso viel Hunde. Anfangs waren die Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden sie verkauft, und die letzte Heerde von 40.000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen u. Baiern verpflanzt, wo sie sich sehr gut akklimatisirt haben; auch ist vor einigen Jahren die veredelte Race aus Sachsen nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odessa, verpflanzt worden. (Vgl. Schafzucht.) 2) Nennt man Merino ein glatter, geköperter Serge von feinem Gespinnst, der in neuerer Zeit als Handelswaare sehr beliebt worden ist.

Merkel (Garlieb), aus Liefland gebürtig; als Schriftsteller und Kritiker bekannt durch seine nicht selten sehr derben Züchtigungen mehrer vorzüglicher Schriftsteller Deutschlands. Besonders zeigte sich Merkel als Gegner der Schlegel'schen Schule, wodurch er mit Kotzebue in Verbindung kam und mit ihm gemeinschaftlich den „Freimüthigen" herausgab, bald aber für immer mit jenem Schriftsteller zerfiel. 1806 flüchtete er aus Berlin, wo er mehre Jahre privatisirte, aus Furcht vor den Franzosen nach Königsberg und späterhin nach Riga, wo er Herausgeber einer Zeitung ward. Nach dem Sturze Napoleons erschien er wieder in Deutschland und gab in Berlin mit Eubitz eine Zeitung u. d. T.: „Der alte Freimüthige", heraus, die indeß bald ins Stocken gerieth. 1817 kehrte er wieder nach Rußland zurück, von wo er das Jahr darauf in Offenbach 2 Bdchn.: „Ueber Deutschland, wie ich es nach einer 10jährigen Entfernung wiederfand", erscheinen ließ; schrieb außerdem: „Versuche über die Dichtkunst" (Riga 1794); „Die Rückkehr ins Vaterland" (Berlin 1799); „Erzählungen" (ebend. 1800); „Briefe über Hamburg und Lübeck" (Lpz. 1800), u. m. in Almanachs und Zeitschriften. Merkel starb 1819.

Merlin, eigentl. Merdhin-Emrys genannt, in den Volkssagen der Engländer, vornehmlich der Einwohner der Landschaft Wales, ein großer Zauberer und Prophet, der im 5. Jahrh. unserer Zeitrechnung gelebt haben soll. Er war der Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England; als seinen Geburtsort gibt man die Stadt Vaer-Merlin im westlichen Theile von Wales an. Sein Vater unterrichtete ihn in allen Wissenschaften und lehrte ihn die Wunder verrichten, die die Sage ihm zuschreibt. Durch seine außerordentliche Gelehrsamkeit, seine Weissagungsgaben und seine Zauberkunst erlangte er ein hohes Ansehen; vier englische Könige, zuletzt Arthus, der Stifter der Tafelrunde, machten ihn zu ihrem Rathgeber und Freund. Ausführlich

von Merlin handeln die „Histoire de Merlin et de ses prophéties“ und die „Vita di Merlino“ (Venedig).

Meroe, ein berühmter uralter Priesterstaat in Aethiopien und die Hauptstadt desselben gleiches Namens, auf einer von den Flüssen Astapus und Astaboras gebildeten Halbinsel, welche, von Sandwüsten umgeben, eine üppige Vegetation hatte. Sie nimmt den größten Theil des Königreichs Sennaar, im nordöstlichen Afrika, zwischen 13 und 18° N. Br. ein, welches zu Nubien gehört. Meroe war, nach den Berichten Herodot's, ein Negerstaat, die seine feste Einrichtungen und Gesetze, seine Oberhäupter und Regierung hatte, dessen Regierung aber in den Händen einer Priesterkaste war, die aus ihrer Mitte einen König wählte, der nur nach den bestehenden Gesetzen und dem Herkommen seines Vaterlandes regieren durfte. Wenn es den meroeschen Priestern gut dünkte, so konnten sie zum König einen Boten mit dem Befehle zu sterben senden, indem sie diese Botschaft für einen Befehl der Götter ausgaben. Die Minister des Königs mußten sich dann gleichem Schicksale unterwerfen. Diese Regierungsform dauerte fort bis auf die Zeiten des zweiten Ptolemäus von Aegypten (im 3. Jahrh. v. Chr.), als der König Ergamenos die Priester ermorden ließ und so ihrer Herrschaft ein Ende machte. Meroe war der beständige Hauptsitz des großen Karavanen-Handels Aethiopiens, des südlichen Asien, Arabien, Aegypten und Nordafrika, sowie der natürliche Stapelplatz für die Producte des neuern Afrika. Meroe sandte früher mehre Colonien aus, welche, indem sie ihren Kultus des Jupiter Ammon und des Dionysos nach andern Gegenden mitbrachten, hier zugleich Stifter von Staaten wurden. Eine solche Colonie war Ammonium in der libyischen Wüste, das einen eigenen Staat bildete, einen Tempel und ein berühmtes Orakel hatte; auch Theben in Oberägypten war eine meroesche Colonie, welche beide Hauptplätze des Karavanenhandels waren. Ebenso scheint Arum in Aethiopien, ein Hauptort des Verkehrs der südlichen Völker, seine Gründung Meroe zu verdanken. Die Nachrichten der Alten und die noch vorhandenen Ruinen beweisen, daß der Priesterstaat von Meroe und die von ihm ausgesandten Colonien einen gewissen Grad von Cultur gehabt haben müssen. Die neuesten Nachrichten über die Ruinen des alten Meroe verdanken wir dem Reisenden Cailliaud aus Nantes, welcher 1821 bis zum 10° N. Br. ins südliche Aethiopien in neue, dem Geographen bisher unbekannte, Länder vordrang. Er zeichnete die Ueberreste der Tempel, Pyramiden, Kolosse, Basreliefs, griechische und hieroglyphische Inschriften ab und entdeckte an 50 Grabpyramiden. Am merkwürdigsten sind die Tempel von Naga und Soleb, die Ruinen zu Subach, die 45 gut orientirte Pyramiden zu Parkal und Schendy oder Chandy, wo wahrscheinlich das alte Meroe gelegen hat, und 6 aus Sandsteinen gearbeitete Löwensphinxe. Auch Ehrenberg, Hemprich (s. d.), Rüppel haben seitdem in diesen Gegenden Untersuchungen angestellt.

Merope, die Tochter des Königs Kypselos von Arkadien, und die Gemahlin des Königs Kresphontes, des Herakliden, in Messenien. Sie zeugte mit ihrem Gemahl viele Kinder, unter denen Aepytos der jüngste war. Weil aber Kresphontes viele Aenderungen machte, so erhob sich eine Verschwörung gegen ihn. Er wurde mit allen seinen Kindern ums Leben gebracht, sein Bruder Polyphontes schwang sich auf den Thron und zwang Meropen, sich ihm zu vermählen. Diese hatte indessen den

jüngsten ihrer Söhne, den Aepytos, glücklich gerettet und zu ihrem Vater gebracht. Polyphontes setzte aber einen großen Preis auf seinen Kopf. Mit der Zeit wuchs Aepytos empor und kam, ohne daß Jemand etwas wußte, nach Messene, wo er von dem König den Preis für den erschlagenen Aepytos forderte. Unterdessen da Merope eine Staatsveränderung genugsam vorbereitet zu haben glaubte, schickte sie einen alten Vertrauten ab, ihren Sohn herbei zu holen. Der Vertraute fand ihn nicht; und Merope hielt nun ganz gewiß den Fremdling für den Mörder ihres Sohnes. Schon hatte sie sich in sein Schlafgemach geschlichen, ihn umzubringen, als noch zu rechter Zeit der Vertraute den Aepytos erkannte. Merope versöhnte sich nun zum Scheine mit dem Polyphontes. Dieser aber wurde bei dem Dankopfer von Aepytos umgebracht, worauf dieser den Thron bestig. Voltaire, Maffei u. A. haben diesen Stoff zu dramatischen Dichtungen benutzt.

Merovinger, s. Frankreich.

Merrem (Blasius), Dr., geb. zu Bremen 1761, ward 1784 Professor der Mathematik und Physik zu Duisburg, 10 J. später der Cameralwissenschaft, folgte aber 1804, als die duisburger Hochschule eingegangen war, einem Rufe als Professor der Oekonomie und Cameralistik nach Marburg, wo er später auch den Lehrstuhl der Botanik bestieg. Der Kurfürst von Hessen ernannte ihn zum Hofrath, und mehre gelehrte Gesellschaften nahmen ihn zum Mitgliede auf. Er starb zu Marburg 1824, den Ruf eines ausgezeichneten Naturforschers, besonders Zoologen, hinterlassend. Seine zahlreichen Schriften sind meistens naturhistorischen Inhalts und in Meusel's „Gelehrtem Deutschland" verzeichnet.

Mersch (Van der), Anführer der brabantischen Patrioten bei den Unruhen in den Niederlanden 1789, ward zu Menin geboren. Er eröffnete seine kriegerische Laufbahn in franz. und dann in östr. Diensten, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit bis zum Ausbruche der Unruhen in Flandern 1789, wo er sich sogleich an die mit Oestreichs Verwaltung Unzufriedenen anschloß. Die Achtung, in der er als Mensch und als Krieger bei seinen Mitbürgern stand, machte, daß man ihn zum Anführer des in der Eile zusammengerafften Haufens Truppen erwählte, mit welchem man sich der Macht des Kaiserhauses entgegenstellen wollte. Mit diesen schlecht bewaffneten und größtentheils völlig undisciplinirten Truppen rückte er nach Brabant vor und erhob den Muth seiner Partei in einem bei Hoogstraaten über die Oestreicher erfochtenen Sieg. Bald darauf lockte er den kaiserlichen General Schröder in und um Türnhout, wo die ganze zahlreiche Artillerie und Bägage der Feinde in seine Hände fiel. Nachdem er hierauf Gent und Brüssel eingenommen, erhoben ihn seine Landsleute aus Dankbarkeit zum General en Chef der sämmtlichen belgischen Truppen. Doch die Sache der belgischen Freiheit wurde von nun an in ihrem Fortgange gehemmt durch den Einfluß des Van der Noot und Van Eupen auf die Versammlung der Volksrepräsentanten, welchen jene Männer nur dazu benutzten, um Van der Mersch um das Vertrauen und die Liebe des Volks zu bringen und ihn vom Commando zu entfernen. Und dieß gelang ihnen auch. Van der Mersch ward festgenommen, vor Gericht gestellt, und obgleich man ihm nichts beweisen konnte, demnoch nach der Citadelle

von Antwerpen geschickt, wo er auch so lange blieb, bis die Oestreicher das durch Verrath und Zwietracht zerrissene Land wieder besetzten. Van der Mersch starb am 14. Sept. 1799 auf seinem Landgute bei Menin. Die Behauptung, daß man ihm Gift beigebracht, ist ungegründet.

Merseburg, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. (186 QM., 14 Kreise, 579.000 Einw.) der preuß. Provinz Sachsen, zugleich des merseburger Kreises (9 QM., eine ebene Landschaft von außerordentlicher Fruchtbarkeit, mit 44.000 Einw.), war sonst eine Stiftsstadt des Königreichs Sachsen, liegt an der Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, ist von Mauern umgeben, alt und schlecht gebaut, hat 3 Vorstädte, ein Schloß, 3 Kirchen, ein evangel. Hoch- und Domstift, gutes Gymnasium, Waisenhaus, ausgezeichnete Armenversorgungs- u. Arbeitsanstalten (z. B. das Deutsche Haus für die Kinder der 1813—14 gefallenen Kinder), Hebammeninstitut, 900 Häuser und 8700 Einw., die Tuch- und Leinweberei, Tabacks- und Essigfabrikation, Brauerei (das merseburger Bier wird weit verführt) und Brennerei treiben; zugleich finden wir in der Vorstadt Altenburg eine königliche Stuterei. Das hiesige Schloß bildet in Verbindung mit dem Dome ein Viereck mit 7 Thürmen; in der Kirche, im Anfang des 13. Jahrh. erbaut, ein würdiges Denkmal alter Baukunst, verdienen besonders die Begräbnisse der Herzoge von Sachsen-Merseburg, jenes des Bischofs Ditmar (st. 1018), eines der trefflichsten Geschichtschreiber des Mittelalters, ein schönes Altarblatt von Lucas Kranach und eine der größten Orgeln als merkwürdig genannt zu werden. Das Domcapitel wurde vom K. Otto I. gestiftet und, nachdem die Reformation eingeführt worden war, von dem Kurfürsten von Sachsen administrirt. Die Herzoge von Sachsen-Merseburg starben aus 1738. Merseburg ist der Sitz einer Regierung, der Kreisbehörde, eines Superintendenten, Forstinspection und zweier Gerichtsämter.

Mesmer (Anton), ein durch die Entdeckung oder Wiederauffindung des animalischen Magnetismus und einer darauf begründeten Heilart berühmter Arzt, geb. 1733 zu Weil bei Stein am Rheine, studirte zu Wien die Arzneiwissenschaft, schrieb 1766 bei Erlangung der Doctorwürde die Dissert. „De planetarum influxu in corpus humanum“, in welcher die Newton'schen Lehren von Anziehung der Weltkörper mit astrologischen Grillen verschmolzen sind, woraus dann die Einwirkung derselben auf den Menschen erklärt wird. 1772 versuchte Mesmer Curen mit dem Mineralmagnete, unterstützt von dem Pater Hell, der ihm künstliche Magnete dazu bereitete, erklärte aber bald, daß nicht diese Magnete das Wirksame dabei seyen, sondern die aus seiner Hand ausströmende Heilkraft. 1775 erschien ein „Sendschreiben (Mesmer's) an einen auswärtigen Arzt über die Magnetcur“, und er schickte Theses an die berühmtesten Akademien Europas, die ihn aber sämmtlich keiner Antwort würdigten. Diese ungünstige Aufnahme schreckte ihn jedoch nicht zurück. Da er die wichtigsten Männer seines Faches für seine Theorie nicht gewinnen konnte, so beschloß er, sie durch die That zum Schweigen und zur Aenderung ihrer Ansicht zu bringen, und man muß gestehen, daß ihm dieß auf kurze Zeit auf eine überraschende und fast wunderbare Art gelang, wenn man nämlich hierin ganz seiner Versicherung trauen darf. Es lebte damals in Wien die als Clavierspielerin berühmte Demoiselle Paradies (s. d.). Diese war von früher Jugend

an durch den schwarzen Staar, verbunden mit convulsivischen Bewegungen in den Augen, blind gewesen, und litt außerdem noch an einer Leber- und Milzverhärtung, die ihr oft im Uebermaße der Schmerzen Anfälle von Irreseyn zuzog. Mesmer wendete bei ihr den thierischen Magnetismus an und hatte das Glück, nach Verlauf weniger Monate die Kranke auf den Weg der Besserung zu bringen. Nicht allein die Verhärtung der inneren Theile ließ nach, sondern auch die krampfhaften Bewegungen der Augen, und bald erlangte das junge Mädchen ihre Gesundheit und ihre Sehkraft wieder. Mesmer's Ruf wurde dadurch bedeutend vergrößert, ungeachtet noch viele seiner Gegner ihren Zweifel nicht zu überwinden vermochten, und ihm sogar offenbare Täuschung Schuld gaben. Den fortwährenden Anfechtungen müde, verließ Mesmer endlich Deutschland und ging nach Paris, wo er eine bessere Aufnahme zu finden hoffte. Zu seinem Mißvergnügen fand er jedoch auch in Frankreichs Hauptstadt bei Vielen dieselbe Zweifelsucht wie in Deutschland, und weder die Akademie der Wissenschaften, noch die medicinische Facultät nahmen ihn nach seinen Wünschen auf. Desto mehr Glück machte der Wundermann bei der müßigen, großen Welt in Paris, für die seine geheime Kunst durch den Reiz des Wunderbaren und Neuen doppelt anziehend war. Bald hatte Mesmer die höchste und allgemeinste Bewunderung erregt, und man muß ihm nachrühmen, daß er es verstand, mit Gewandtheit den flüchtigen Enthusiasmus des Volkes zu seinem Vortheile zu benutzen. Da es ihm zuletzt sogar gelang, einen nicht unberühmten Arzt, Namens Deslon, für sich zu gewinnen, so war sein Glück fest gegründet. Dieser vertrat nun ihn und seine Erfindung vor der Facultät, und als nach dieser Vorbereitung Mesmer die Geister gehörig bearbeitet glaubte, erschien er selbst vor dem Publikum mit seiner bekannten kleinen Schrift: „Précis historique et faits relatifs au magnétisme animal", worin er seine Hypothese von dem Einflusse der Planeten weiter ausführt. Der Ruf, den er sich erworben, und die blinde Verehrung seiner Anhänger ging so weit, daß ihm von Seiten des franz. Ministeriums für die Bekanntmachung seiner Erfindung zum Besten der Menschheit eine lebenslängliche Rente von 20.000 Liv. und noch einen Jahrgehalt von 10.000 Liv. angeboten wurde. Mesmer aber schlug dieses Anerbieten aus und eröffnete dagegen eine Subscription von 100 Actien, jede von 100 Louisd'or, gegen welche er an die sämmtlichen Theilnehmer sein Geheimniß offenbaren wollte. Die Subscription kam wirklich zu Stande und brachte ihm eine Summe von 340.000 Liv. e.n. Die Vorlesungen, die er nun hielt, begleiteten und erklärten das wirkliche Heilverfahren, und wurden sowohl von den bloß Wißbegierigen als von den Kranken besucht. Die Größe dieser Versammlungen, die dabei, namentlich in den Krisenzimmern, vorgefallenen Unordnungen und das allgemeine Aufsehen, das sie machten, bewog endlich die Regierung, eine Commission der gelehrtesten und unbefangensten Männer niederzusetzen, welche mit großer Sorgfalt in Deslon's und Franklin's Behausungen die Untersuchungen gemeinschaftlich vornahmen. Die Commission bestand aus Majault, Sallin, Darcet, Guillotin, Franklin, Leroi, Bailly, Bory und Lavoisier. Nach oft wiederholten und mannigfach veränderten Versuchen überzeugte sich die Commission, daß das Ganze bloß auf den Wirkungen der Phantasie und auf Täuschung beruhe, und der Bericht darüber wurde im Namen der Commission von Bailly abgefaßt;

einen ähnlichen Bericht gab auch die Société de médecine bei der Regierung ein, und beide Berichte wurden öffentlich bekanntgemacht. Vergebens waren von nun alle Anstrengungen seiner Anhänger, ihm das verlorne Ansehen, ja selbst die Theilnahme des Publikums wieder zu verschaffen; vergebens schrieb Bergasse, der eifrigste seiner Verehrer, den zuletzt nur Mesmer's übertriebener Eigennutz von ihm entfernen konnte, eine schwulstige Schrift, an der nichts merkwürdig ist als der ungemeine Mangel aller physischen und philosophischen Kenntnisse; der Ruf des so lange Bewunderten war gestürzt. Er verließ Frankreich, ging nach England, von da nach Deutschland und in die Schweiz zurück, wo er zu Mörsburg am Bodensee am 5. März 1815 in völliger Abgeschiedenheit starb. Vor seinem Tode hatte er noch die Freude, daß sein wunderliches System von einem seiner Verehrer in Deutschland herausgegeben und angepriesen wurde, nachdem sich schon längst Niemand mehr um den verlegenen Kram bekümmert hatte. Es erschien u. d. N. „Mesmerismus" (Berlin 1814) und enthält ein Raisonnement über das ganze Weltsystem; eine vorzügliche Rolle spielt dabei die Bewegung im Vollen, die bekanntlich schon Epikur und sein herrlicher Schüler Lucrez als ein Unding erkannt hatten. Ueber die Ausbildung des Magnetismus erschienen seit 1818 von Wolfart: „Jahrbücher des Lebensmagnetismus". (S. Magnetismus.)

Mesopotamien, d. i. Land zwischen den Flüssen (El-Dschesira oder die Insel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die ungefähr 1700 QM. große, vom Euphrat und Tigris eingeschlossene Landschaft, die im N. von den Gebirgen Taurus und Masius begrenzt wird. Hier ist das Land eine Abwechselung von kleinen Hochebenen, steilen Bergen, tiefen romantischen Thaleinschnitten, zwischen Felsreihen und bewaldeten Hügeln, reich an Quellen und Bächen. Heiß und trocken in den Thälern, ist der Sommer gemäßigt auf den herrlichen Alpentriften, die mit Viehheerden bedeckt sind. Das unterste Stufenland Mesopotamiens bildet die Ecke von Bagdad und Hit an bis nach Korna und von da an den persischen Meerbusen angeschwemmtes Land, niedrig, eben, ohne Stein und Berg, schwarze Fruchterde von reicher Fruchtbarkeit, oder Marschland, tausendfach durchschnitten und gewässert von den Adern und Canälen des Euphrats und Tigris. Der südl. Theil des Landes ist ein weites wüstes Blachfeld, Steppe, staubig und dürr im NW., sumpfig im SO. Gyps und Salz ist der Boden, Kalksteinfelsen erheben sich, Erdpech quillt bei Hit. Die Südostwinde bringen im Sommer unerträgliche Glut; der Samum weht verheerend und erstickend. Das oberste Stufenland Mesopotamiens hat mit Syrien die Eigenthümlichkeit der Terrassenländer gemein, daß man dort zu gleicher Zeit Früchte auf allen Stufen der Reife trifft und so in wenigen Stunden den Anblick aller Jahreszeiten genießt. Die Felder sind mit den europäischen Kornarten, mit Obstbäumen und Südfrüchten bedeckt, herrliche Rebengelände breiten sich aus. Getreide, Hülsenpflanzen, Gartenfrüchte und Gemüse aller Art liefert die tiefere Steppe, wo sie angebaut ist, Gerste und Waizen tragen 40-fach, Baumwolle, Sesam, auch Reis, fast alle Arten von Obst und Südfrüchten wachsen reichlich, das meiste jedoch ist bloßes Weidevieh. Die eigentliche Wüste hat fast nur Dornen, Wermuth, Mimosen und Tamarisken, hier und da etliche Palmen. Die Thiere Mesopotamiens bilden keine so reiche Welt als die Pflanzen.

Die Pferde sind meist arab. Abkunft; reicher ist das Land an Kamelen und Dromedaren, an Büffeln, Rindvieh, Schafen, Ziegen, Wildprett; auch hausen hier Löwen, Panther, Wölfe, Hyänen ꝛc., Strauße, Gazellen ꝛc. in der Wüste, giftige Schlangen, nicht selten verwüstende Heuschreckenschwärme ꝛc. Metalladern, meist nicht bearbeitet, liegen in den Bergen; bei Diarbekr sind reiche Kupferminen. — Von jeher lebten hier Ansässige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Mesopotamier erwuchsen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Kuschiten, die unter Nimrod die Städte Edessa und Nesibin erbauten, und aus semitischen Abkömmlingen des Stammes Thara. Diese bewohnten anfangs die Gegend um den Ort Ur Chasdim, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten sie sich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, sodaß die Kuschiten ihnen entweder weichen oder sich unterwerfen mußten. Von Chaldäa und Mesopotamien gingen die Stammältern des auserwählten Volkes hervor (1. Mos. 11, 27 ff. u. a. m.). Anfangs (2700 v. Chr.) gehörte das Land zum Nimrod'schen Reiche. 2000 v. Chr. breitete der mesopotam. König Kusan Rischataim seine Herrschaft über den Euphrat aus; auch waren ihm die schon in Palästina ansässigen Israeliten 8 J. lang tributpflichtig. Um 790 v. Chr., als die assyrische Monarchie ihre höchste Blüthe erreicht hatte, machte Mesopotamien einen Theil derselben aus und ward in der Folge in alle Schicksale, welche sie erlebte, verflochten. 106 n. Chr. eroberte es Kaiser Trajan, blieb aber nicht lange im Besitze der Römer, denen es die Perser entrissen. 651 ward es eine Beute der Araber und mußte sich 1040 unter das Joch der Seldschucken beugen. 1218 von Dschingiskhan erobert, fiel es 1360 in die Hände Tur-Ali-Begs, welcher daraus eine eigene Dynastie bildete, die 1400 Tamerlan wieder vernichtete. 1514 von Ismael Sophi dem persischen Reiche einverleibt, mußte dieses aber 1554 mehr als die Hälfte des Landes den Türken abtreten, und obgleich die Perser 1616 wieder zum Besitze des Ganzen gelangten, mußten sie 1637 Mesopotamien nebst noch andern Provinzen an den Sultan Amurad IV. abtreten. Seitdem macht es einen Theil des Osmanenreichs aus. — Die Einw. (800.000) sind Türken, Turkomanen, Araber, Kurden, Juden, Griechen, Armenier. Im Alterthum blühten hier die Städte Charan, Edessa, Zoba (Nesibin), Antiochia, Mygdonia, Singara. Die jetzige Hauptst. ist Diarbekr (vgl. d.). S. J. S. Buckingham's „Travels in Mesopotamia" (Aleppo, Diarbekr, Mosul, Bagdad, die Ruinen von Babylon ꝛc., London 1827, 4., mit einer genauen Charte von Mesopotamien).

Messa di voce, im Gesang, das allmälige Anschwellen und Abnehmen der Töne; es findet statt bei Noten von längerer Dauer, insbesondere auf Fermaten und bei Vorbereitung einer Cadenz. Nach der Länge der Noten richtet sich die Gradation im piano, crescendo, forte und decrescendo. Bei kürzern Tönen findet geringere Gradation statt. Diese Figur verlangt, daß der Sänger den Athem in der Gewalt habe, und ist von der falschen Angewohnheit zu unterscheiden, alle Töne schwach anzufangen und dann erst wachsen zu lassen. Auch darf sie nicht zu häufig vorkommen.

Messalianer (a. d. Syrischen), oder Euchieten (a. d. Griech.), d. h. Beter, Betbrüder, auch Enthusiasten und Pneumatiker (Geistliche, wie sich selbst nannten), hießen die Glieder einer ketzerischen Sekte in

der alten Kirche. Sie sollen zu den Zeiten der Kaiser Konstantin, Valentinian und Valens entstanden seyn, und sich zuerst in Mesopotamien und zu Edessa in Arabien gezeigt haben. Was ihre Irrthümer betrifft, so glaubten sie, daß die ganze Uebung des Christenthums im Gebete bestünde, und daß dieses alle guten Werke in sich begriffe. Sie arbeiteten nicht, nährten sich durch Betteln und ergaben sich am liebsten einer träumerischen Beschaulichkeit. Sie rühmten sich dabei göttlicher Gesichte und Offenbarungen. Ungeachtet der Verfolgungen, die sie von Seiten der Kaiser und Bischöfe erfuhren, erhielten sich die Messalianer, obwohl nicht zahlreich, bis zum Ende des 7. Jahrh. Mit ihnen sind nicht zu verwechseln die neuen Messalianer, die den Paulicianern (s. d.) näher verwandt sind.

Messalina (Valeria), ein Ungeheuer in der Unzucht, Tochter der Marcella, der Gemahlin des Consuls M. Val. Messala, der Tochter der Octavia, Augustus Schwester, C. Marcellus Gemahlin. Sie war des Kaisers Claudius 3. Gemahlin, dem sie die Octavia und den Cäsar Claudius Tiberius Germanicus gebar. Alle zum Hause des Kaisers gehörige Männer hatte sie zu Geliebten: Officiere, Soldaten, Sklaven, Schauspieler, nichts war ihr zu niedrig. Nicht zufrieden, sich selbst der Schande preiszugeben, zwang sie die edelsten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausschweifungen zu begehen. Sie beherrschte ihren Gemahl unumschränkt, bewirkte die Hinrichtung vieler vornehmen Römer, sogar der Julia, des Kaisers Nichte, vermählte sich endlich, ohne vom Kaiser verstoßen zu seyn, mit dem jungen schönen Silius, ward aber auf des Narcissus Betrieb mit des Kaisers Erlaubniß 46 n. Chr. hingerichtet. — 2) Statilia M., die dritte Gemahlin des Nero, dessen Tod sie in den Privatstand zurückversetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredtsamkeit und der schönen Künste und erwarb sich einigen Ruf darin.

Messe (nach dem Dogma des Katholicismus), das auf geistliche Weise erneuerte Eine Opfer des neuen Bundes: Christus am Kreuze, für alle Lebenden und in Gott Ruhenden, weil auch das Kreuzesopfer Christus für alle Menschen seinem Vater dargebracht hat. Die Benennung „Messe“ rührte daher, daß man in alten Zeiten die Feier des h. Abendmahls in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen auf den allgemeinen Gottesdienst folgen ließ, und die Beendigung des letztern Jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Theil nehmen wollte, dadurch ankündigte, daß ein Messendiener die Worte rief: Ite, missa est, sc. concio (geht, die Versammlung ist entlassen). Durch ein Mißverständniß ward nun die folgende Handlung selbst missa und nachher durch Verstümmelung Messe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römisch-kathol. Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Messe lesen), oder auch die Einsegnung (Consecration) des Brots und Weins versteht. In allen positiven Religionen trifft man die Idee eines Opfers an, was der sterbliche Mensch der Gottheit bringt, anerkennend sein Verhältniß von ihm zu ihr, und das Geistige der Religion auf diese Weise einem äußeren Gottesdienste vormalend. Je reiner diese Idee des Opfers aufgefaßt, desto reiner die Religion. Dem Christenthum war es vorbehalten, dieser Idee mit der höchsten Realität auch die höchste Reinheit zu geben. In den Weissagun-

gen des alten Bundes wird Christus als ein Priester nach der Weise Melchisedeks (s. d.), eines Priesters des Allerhöchsten, welcher Wein und Brot opferte, vorgestellt (Ps. 109, 4; 1. B. Mos. 14). Malachias verkündete die Abschaffung der Opfer des alten Bundes, und wie diese durch ein reineres, Gott überall zu entrichtendes Speißopfer ersetzt werden würden (Mal. 1, 11). Diese Weissagung ging in Erfüllung, als der Gottmensch im Fleische unter den Sterblichen wandelte, lehrend und Wunder wirkte. War er ein Priester nach Melchisedeks Ritus — was auch der Verfasser des Briefes an die Hebräer (5, 6 und 7) sagt — so war seine Handlung am letzten Abendmahl ein Opfer; aber nicht nur Ein Mal, sondern ewig (Ps. 109, 4), d. i. immerfort, bis zur Vollendung des Reiches Gottes, bis zum Beschlusse des Gnadenbundes, da ferner kein Opfer mehr statt haben wird. Es erscheint im Abendmahl auch Alles, was zum Begriffe eines Opfers gehört: eine sichtbare Sache, nämlich die Gestalten des Brotes und Weines; ein rechtmäßiger Priester, Christus, und in seinem Namen die Apostel und die von ihnen ordinirten Priester, gemäß seinem Befehle: „Thut Dieß zu meinem Gedächtniß"; ein Zeichen der höchsten Herrschaft des himmlischen Vaters; denn zum immerwährenden Andenken seines bis zum Kreuzestode bewiesenen Gehorsams hat er Dieses gethan und eingesetzt; endlich eine Veränderung der Opfersache, das Brot und der Wein werden jetzt Christi Leib und Blut — nach dem Glauben der Katholiken (s. Transsubstantiation); — diese werden geistlich getrennt, weil Christus besonders sprach: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut"; eine lebhafte Bedeutung der gewaltsamen Trennung seines Blutes vom Leibe am Kreuze; zuletzt erfolgt der Genuß des heil. Opfers. Ferner suchen die Katholiken ihre Ansicht des Abendmahls als Opfer zu begründen auf den Glauben der Apostel, die den Tisch des Abendmahls als einen Opfertisch — Altar — ansahen (1. Kor. 10, 20 u. 21; Hebr. 13, 10); endlich auf den beständigen Glauben der ersten Kirche, wie aus den echten Schriften Justins, Irenäus, Chrysostomus, Augustinus u. m. A. mit klaren Worten hervorgehe, welche Väter das Orakel des Malachias in Bezug auf das Abendmahl als Opfer anführen und so die Ansicht ihrer Zeit beurkundeten. Da von den ersten Zeiten an der Presbyter der Gemeinde die Consecration verrichtete, so erklärt sich hierdurch die der katholischen Kirche eigene Ansicht des Gemeindevorstehers als Opferers. Ihre äußeren Zuthaten und Ausbildung erhielt die Messe erst unter Gregor dem Großen (st. 604). Die katholische Messe hat 3 Haupttheile: das Offertorium, die Consecration und die Communion. Beim Offertorium opfert der Priester Wein und Brot, welche er bei der Consecration in des Herrn Leib und Blut verwandelt, und die bei der Communion er und die Gemeinde genießen wird. Nach den verschiedenen Graden der Feierlichkeiten wird die Messe verschieden genannt: Hochmesse oder Hochamt wird unter dem Beistande eines Diacons und Subdiacons unter Gesang von Choristen gehalten. (Die musikalische Composition zu einer Messe: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei nennt man ebenfalls eine Missa.) Feierlicher ist sie, wenn ein Bischof, am feierlichsten, wenn der Papst sie hält. Die stille Messe wird ohne Gesang und ohne Ministration des Diacons und Subdiacons gehalten. Die Heiligegeistmesse wird bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gelesen, wobei der heil. Geist angerufen wird durch den Gesang: „Veni creator spiritus". Die soge-

nannten Seelenmessen für die Verstorbenen sind nichts Anders als gewisse, theils von der Kirche vorgeschriebene, theils der Willkür des Priesters überlassene Gebete, die er unter der Messe für die Verstorbenen vor die Gottheit bringt, damit sie die ersehnte Nachlassung ihrer Sünden erlangen und in die Wohnung der Seligen aufgenommen werden. Die Kirche wünscht Dieß aus schuldiger Liebe gegen die Verstorbenen; denn über die Wirkung dieser Gebete oder Seelenmessen auf die Milderung der Peinen am Reinigungsorte hat sie sich nie ausgesprochen. (S. Exequien und Requiem.) Trockene Messen, wobei der Kelch, aus Furcht, Etwas von dem consecrirten Weine zu verschütten, wegbleibt, werden auf Schiffen gelesen. Die Einrichtung der Messe in der griechischen, sowie in den andern orientalischen Kirchen ist von der in der katholischen Kirche verschieden. — Meßgewand, dasjenige Gewand, welches der Messe haltende Priester besonders noch umnimmt und das aus einem, an beiden Seiten offenen, nur bis an das Knie gehenden Gewande, ohne Aermel, und meistens von reichem Zeuche und gestickt, besteht. Das Meßgewand besteht nach der verschiedenen Zeit aus fünferlei Farben: 1) weiß vom Christabend bis zur Octava epiphaniae inclusive, wie auch in den Messen de Spiritu S., de Maria Virgine, de Confessoribus, de Virginibus und in Paschale; 2) roth vom Pfingstheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen; 3) grün von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae; 4) violet vom 1. Advent bis zum Christabend, auch in der Fastenzeit; 5) schwarz am 6. Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen. — Auch in protestant. Kirchen waren dergl. Gewande sonst sehr häufig gebräuchlich; jetzt sind sie es nur an wenigen Orten.

Messen (Handels-) Da bei feierlichen Kirchmessen gewöhnlich viele Menschen zusammenkamen, so gab dieß Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entstanden, die man Messen nennt, wenn sie sich theils durch größern Umfang der Geschäfte, theils durch längere Dauer, theils endlich durch gewisse Vorrechte, die hier zugestanden werden, unterscheiden. Sie werden, besonders an den 3 Hauptmeßorten Deutschlands, zu Leipzig, Frankfurt a. M. und Braunschweig, feierlich ein- und ausgeläutet und theilen sich in die Vor-, Meß- und Zahlwoche. Bei kleinern Messen, wie Frankfurt a. d. O., Breslau, Kassel, Naumburg, schränkt sich diese Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten bestehen außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten hauptsächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldsachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erst auf der Messe contrahirt, oder wollte sich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleistet. Auch darf zur Meßfreiheit jeder Bürger und Einwohner in seinem Hause das Gastrecht ausüben und speisen. Die Messen sind nebst den Jahrmärkten ein wichtiges Mittel zur Belebung des Geldumlaufs und des Handels. Auch in Mexico, Portobello und Havana, ferner zu Alessandria und Sinigaglia in Italien, zu Lyon und Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tirol, zu Zurzach in der Schweiz, zu Nischnei-Nowgorod in Rußland, zu Warschau u. a. a. O. gibt es Messen. Die leipziger und braunschweiger Messen sind besonders wichtig für die nördlichen Länder Europas, die frankfurter mehr für die

südlichen. In Leipzig beginnt die Neujahrsmesse d. 1. Jan., die Jubilate (Ostermesse) den Nachmittag des Sonntags Jubilate, und die Michaelismesse den Sonntag nach d. 29. Sept. Jede dauert drei Wochen; aber nur die zwei letztern sind bedeutend. Hier findet man alle Waaren, ein vorzügliches Geschäft in sächs. Wolle, in sächs. Tüchern und Rauchwaaren. Auch sind die Wechselgeschäfte sehr bedeutend. Besonders zeichnet sich die leipziger Ostermesse dadurch aus, daß sie die einzige ist, auf welcher im Buchhandel bedeutende Zahlungen gemacht werden. Frankfurt a. M. hat die Oster- und Herbstmesse, Braunschweig die Licht- und Laurentiimesse; auch Offenbach hat jetzt eine wichtige Messe. (Vgl. Welthandel.)

Messenien (Messenia) machte in den frühesten Zeiten, wo es von Lelegern, mit eingewanderten Achäern frühzeitig verschwägert, bewohnt wurde, kein für sich bestehendes Land aus, sondern der östliche Theil gehörte zu Lakonika, der westl. zu Pylos, über den südwestl. ist man ungewiß. So zu Homers Zeit. Die Sage nennt nun Prieres, dessen Söhne Aphareus und Leukippos, jenes Söhne Idas und Lynkeus, dann Neleus als Herrscher in Messenien. Aber erst nach dem Einfalle der Herakliden bildete sich ein eignes Reich, das die 10 geogr. Meilen lange Südwestseite des Peloponnesos, die West- und Nordseite mit einem kleinen Theile der Ostseite des messenischen Busens einnahm und gegen O. im innern Lande Lakoniens durch einen Theil der aus dem Berge Lakaios bis zum Vorgebirge Tänarion sich gegen S. ziehenden Bergkette, und den kleinen Pamisos getrennt, südl. und westl. vom ionischen Meere, nördl. von Arkadien und Elis begrenzt wurde. Flächeninhalt: gegen 50 geogr. QM. Das ganze Land ward durch eine große Bergkette in die größere, nordwestliche, und die kleinere, südwestliche, zerschnitten. Die alte Hauptstadt war Ardania, hernach Stenykleros, seit 369 v. Chr. aber Messene, nördlich zwischen den Bergen Eva und Ithome, am Flusse Pamisos, von Epaminondas nach der Schlacht bei Leuktra angelegt, mit dem Bergschlosse Ithome. Die Quellen Arsinoe und Klepsydra gaben ihr Wasser; jetzt Mawra Matia. Eira war Grenzfestung gegen Arkadien und Elis, an der Neda. Hafenstädte: Korone, Asine, Methone und nördl. Pylon messeniakon. — Das Land fiel beim Einfalle der Herakliden dem Kresphontes zu, der Stenykleros anlegte. Doch war die Staatsverfassung, nach dorischer Anlage, mehr aristokratisch als demokratisch; ein Ephoros leitete die wichtigsten Geschäfte. Bald aber ward das Land die Beute Spartas. Epaminondas aber sammelte die alten zerstreuten Einwohner und erbaute Messene, als Vormauer gegen Sparta, neu. Messenien bekam eine neue Verfassung, ohne jedoch von den Spartanern als frei und unabhängig anerkannt zu werden. In der Folge schlossen die Messenier sich an Makedonien an; sie traten in den achäischen Bund, zeigten sich aber bald wieder als Gegner desselben, kamen unter die Römer und gingen geschichtlich unter. — Messenien, jetzt eine Landschaft in Morea, bildet in Neu-Griechenland 2 Departements: a) Ober-Messenien, mit den Provinzen: Arkadia, Navarin, Modon, Koron; b) Nieder-Messenien mit den Provinzen. Kalamata, Nisi, Emblalia, Leondari, Klein- und West-Maina, und war unter türkischer Herrschaft getheilt in die Cantons: Arkadia, Navarin, Koron, Nisi, Andrussa, Leondari, Karitene.

Messerschmied (Franz Xaver), ausgezeichneter Bildhauer, geb.

1732 zu Wiesensteig in Schwaben, ging die Kunst zu erlernen 1741 nach München zu seinem Oheim, dem Bildhauer Joh. Straub und 1750 nach Wien in die k. k. Kunstakademie. Hier verfertigte er sein erstes Werk, die 7 Fuß hohe Statue der Kaiserin Maria Theresia, in ungarischer Kleidung, die gegenwärtig im Belvedere steht. 1763 kam er nach Rom, wo er das Crucifix des Angelo in Alabaster mit der größten Fertigkeit nachbildete und ein Pferd ohne Haut ausarbeitete, wovon ein Metallguß im stockholmer Kunstcabinet aufgestellt ist. Er genoß ein ausgebreiteter Ruhm, als ihm eine Stelle in Paris angetragen wurde, die er aber ausschlug und als Professor an der k. k. Kunstakademie nach Wien ging. Die Bildsäule Franz I., 7 Fuß hoch im Belvedere; Johannis und Maria am Kreuze, beide 7 Fuß hoh, in St.-Stephan, sind aus dieser Periode. Messerschmied, der die Einsamkeit liebte und überhaupt als Mensch ein Original war, nahm seine Entlassung; erhielt einen Jahrgehalt, den er aber ausschlug, und besuchte seinen Geburtsort, wo er 18 seiner 49 Charakterbüsten, die sich alle durch wahren und kräftigen Ausdruck der verschiedensten menschlichen Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften auszeichnen, verfertigte. In München verweilte er als Hofbildhauer nur ½ Jahr, lehnte einen Ruf nach Berlin ab, ging wieder nach Wien und nach einiger Zeit nach Presburg, wo die marmornen Büste des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und die der Gräfin Philippine Bathyani aus seiner Werkstätte hervorgingen. Der Tod ereilte ihn 1784, im 53. J. seines Lebens. Seine schätzbare Sammlung ist, nach mancherlei erfahrenen Schicksalen, jetzt im rothen Hause bei der Alstercaserne in Wien aufgestellt.

Messias. Mit diesem Worte, das mit dem griech. Worte Christos einerlei Bedeutung hat, bezeichnet die hebr. Sprache einen Gesalbten, einen König, besonders einen solchen, von dem das jüdische Volk erwartet, daß er es von dem fremden Joche befreien und zu Herrschaft, Ruhm und Macht erheben und ein goldenes Zeitalter herbeiführen würde. Jesus nannte sich selbst den Messias, doch erklärte er, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sey. Diese neuen edleren Ideen vom Messias konnten aber viele der frühern Christen in ihrer Reinheit nicht auffassen und vermischten sie mit den messianischen Erwartungen des Judenthums, wodurch der in der alten Kirche weit verbreitete **Chiliasmus** (s. d.) entstand.

Messidor, die Benennung des Erntemonats in dem neu-franz. (jedoch wieder abgeschafftnn) Kalender, welcher vom 19. Juni bis 18. Juli gerechnet wurde.

Messier (Charles), Astronom, geb. zu Badauville in Lothringen 1730, ging 1750 nach Paris und wandte den Fleiß seines ganzen Lebens auf die Beobachtung der Bahnen der Kometen, deren er eine zahllose Menge entdeckte. So war er auch Einer der Ersten, welcher den von Halley für 1759 angekündigten Kometen auffand und den neuentdeckten Planeten Uranus sorgfältig verfolgte. Ueberhaupt entdeckte er eine Menge Irrsterne. In seinem Privatleben war Messier einfach, gutmüthig und heiter bei fast stets beschränkten Umständen. Messier's Leistungen erregten Erstaunen, wenn man bedenkt, daß, bei der Beschränkung seiner Mittel, ein Teleskop, ein Quadrant und ein Pendel die einzigen Instrumente waren, welche ihm zu Diensten standen. Durch

sein ungemein scharfes Auge entdeckte er gewöhnlich früher als andere Astronomen die aufgesuchten Gegenstände. In Berechnungen war er weniger geübt als im Beobachten; auch widmete er sich letzterm ausschließend. Erst in den spätern Jahren seines Lebens fand er Anerkennung seiner Verdienste; er ward in alle europäische Akademien aufgenommen, kam mit gutem Gehalte als Mitglied ins Institut und in das Längenbüreau und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er starb 1817 in seinem 86. Jahre. Was von ihm im Druck erschienen ist, findet sich meist in den Jahrbüchern der Akademie und in der „Connaissance des temps".

Messina, in alten Zeiten Zankle (von messenischen Colonisten neugegründet), an der Meerenge gleichen Namens, dem Range nach die zweite Hauptstadt Siciliens, im Val Demona, die Hauptstadt der Intendanz Messina (69½ QM., 240.000 Einw.), hat eine reizende Lage dem festen Lande Italiens gegenüber, ist der Sitz eines Erzbischofs, hat 4 Vorstädte, eine Domkirche mit einem schönen Platze vor derselben, viele Kirchen, sehr schöne Gebäude, 2 Hospitäler, 7000 Häuser und 46.500 Einw. 1783 wurde die Stadt durch ein Erdbeben zerstört, ist aber jetzt meistens regelmäßig wieder aufgebaut. Sie hat Quarantaineanstalten, Seidenfabriken (die jedoch sehr gesunken sind), einen schönen Hafen, jetzt einen Freihafen, von einer Landzunge gebildet, auf deren Spitze ein Leuchtthurm steht, Seehandel mit Getreide, Oel, Südfrüchten u. a. Jährlich wird im August eine stark besuchte Messe gehalten. Messina hat eine große starke Citadelle an der Südseite der Stadt am Meere. Nördlich sind noch mehre von den Engländern 1808 und 1809 angelegte feste Werke, die sich längs der Meerenge bis zum Leuchtthurm auf der Nordspitze hinziehen.

Messing, vielleicht richtiger Mössing, da sich die Kenntniß dieses goldfarbigen Metallgemisches nach Aristoteles von den am Pontus wohnenden Mössinöcern herschreibt. Es besteht aus Kupfer und Zink und wird auf den Messingbrennereien durch Schmelzung dargestellt. Bisweilen findet man wohl zinkhaltige Kupfererze, die beim Ausschmelzen sogleich Messing geben, gewöhnlich wird es aber erst aus Zinkoxyd (Galmei) und Kupfer mit einer Decke von Kohlenstaub verfertigt. Ebenfalls erhält man Messing durch Cementation des Kupfers im Galmei. In den Messinghütten auf dem Unterharze werden 45 Theile gemahlener Galmei mit 22½ Th. Kohlenpulver genau und etwas feucht vermengt, 30 Th. Kupfer zugesetzt, alles in den Schmelzofen gebracht und mit Kupferpul. ver bedeckt. Die Deckel der Tiegel haben in ihrer Mitte eine Oeffnung, Der Schmelzofen steht mit seinem obern Rande dem Fußboden gleich- eine Treppe führt zum unterirdischen Aschenherde. Sechs bis acht volle Schmelztiegel stellt man im Kreise auf den Rost des Ofens, in ihrer Mitte einen leeren größeren. Das Feuer wird von oben hinein, neben die Tiegel, gemacht, die geschmolzene Masse in den leeren glühenden Tiegel ausgegossen, mit dem Kaliol oder Rühreisen wohl umgerührt, die Schlacken abgenommen und das reine Messing in warme Gußsteine von Granit zu viereckigen Tafeln ausgegossen. Abänderungen des Verhältnisses der zusammensetzenden Theile geben Gemische anderer Farbe: Tomback, ein ursprünglich ostindisches Fabrikat, besteht aus 4 Th. Kupfer und 1 Th. Zink, doch bereiten die Ostindier zu Achim in Siam ein Tomback von Kupfer und Gold. Pinchbeck hält 5 Th. Kupfer, 4 Th.

Zink, ½ Th. Eiſen und trägt den Namen ſeines Erfinders in England. Similor, oder mannheimer Gold, wird aus 5 Th. Kupfer und 2 Th. Zink gewonnen. Prinzmetall, die Erfindung eines pfälziſchen Prinzen Rupert, beſteht aus 3 Th. Kupfer und 1 Th. Zink. Lyoner Gold wird durch Cementation des reinſten Kupfers und des metalliſchen Zinks erhalten. Meſſing ſelbſt iſt leicht, flüſſiger als Kupfer, läuft an der Luft weniger als dieſes mit Grünſpan an, iſt ſehr dehnbar, was die feinen Drahtarbeiten aus Meſſing beweiſen, doch läßt es ſich in der Kälte nach vorhergegangenem Ausglühen beſſer als in der Hitze ſtrecken.

Meßkatalog, ſ. Leipziger Meßkatalog.

Meſſungen werden angeſtellt, um beträchtliche Raumgrößen auszumitteln. (Vgl. Maß.) Hierher gehören vornehmlich die aſtronomiſchen Meſſungen der Größen, Entfernungen und Bahnen der Weltkörper; die geographiſchen Gradmeſſungen (ſ. d.) zur richtigen Beſtimmung der Geſtalt und Größe der Erde; die Höhenmeſſungen (ſ. d.) zur genauern Kenntniß der Unebenheiten der Erdoberfläche; das geographiſche und topographiſche Vermeſſen der Länder und Provinzen; das Feldmeſſen (ſ. d.). Das Vermeſſungsgeſchäft macht einen ſehr wichtigen Theil der angewandten Mathematik aus, den man auch die Meßkunſt, die praktiſche Geometrie, die Geodäſie zu nennen pflegt. Es erfordert eine tüchtige Kenntniß der reinmathematiſchen Lehren, beſonders der Geometrie und Trigonometrie, eine Fertigkeit im Gebrauch der Hülfsmittel, d. h. der Meßinſtrumente, und in Anwendung der höhern mathematiſchen Formeln und Sätze, um die Ergebniſſe der Meſſung mit den Inſtrumenten durch Berechnung zu prüfen, zu vergleichen oder überhaupt ſchärfer und kürzer zu entwickeln. — Das Ausmeſſen eines Feldes oder einer Fläche von geringerm Umfang iſt einfach und geſchieht nach geometriſchen Sätzen mit Hülfe einer Meßkette oder der Meßſtäbe, auf denen eine gewiſſe Anzahl in Fuße abgetheilter Ruthen bezeichnet ſind. Hat das zu vermeſſende Stück mehr als 3 Seiten, ſo lehrt die Geometrie es in Dreiecke zu zerlegen, dieſe auszumeſſen und ihren Inhalt zu berechnen. Auch bedient man ſich beim Feldmeſſen gewöhnlich der ſogenannten Bouſſole, um die Winkel zu beſtimmen. Da, wo es nicht auf Schärfe, ſondern nur auf ungefähre Größe und Geſtalt abgeſehen iſt, ſchreitet man die Linien gleichförmig aus und ſchätzt die Entfernungen und Winkel nach dem Augenmaße, was bei mehrer Uebung oft ſchon ganz gute Reſultate gibt. Allein das übliche Verfahren beim Feldmeſſen würde bei größern Fluren oder Diſtricten für das Ganze keine Genauigkeit ergeben, wenn es in den einzelnen Theilen auch noch ſo richtig ausfällt. Hier muß in der zu vermeſſenden Gegend eine möglichſt lange, gerade Linie (Standlinie) äußerſt genau gemeſſen und als Baſis für ein Syſtem von Dreiecken angenommen werden, deren Scheitelpunkte ausgezeichnete, leicht erkennbare Gegenſtände, wie Thurmſpitzen, Schornſteine, Bäume u. dgl., und in deren Ermangelung beſonders aufgerichtete Signalſtangen (Jalons) abgeben, und deren Lagen ſodann entweder durch Winkelmeßinſtrumente und trigonometriſche Berechnungen beſtimmt oder durch Operationen auf dem Prätorianiſchen Meßtiſchchen (der ſogen. Menſel) gefunden werden. Alle dieſe Punkte oder Dreiecke bilden gewiſſermaßen ein Netz, und zwar iſt das durch Conſtruction erhaltene dem in der Natur im mathematiſchen Sinne ähnlich, aber verjüngt, d. h. die gleichliegenden Winkel der Dreiecke ſind in der Conſtruction und in der Gegend

einander gleich, die gleichliegenden Seiten hingegen stehen im Verhältniß, welches ein angenommener verjüngter Maßstab jedes Mal bestimmt. Es springt ins Auge, daß sich durch dieses Verfahren, und indem man die Fächer des erwähnten Netzes gleichmäßig mit Vermessung der Gegenstände der Natur, welche darin liegen, ausfüllt, nicht allein ein vollkommen ähnliches Bild der Gegend im Grundriß erhalten, sondern auch der Flächeninhalt derselben sich auf das genaueste berechnen läßt. Man nennt dieses Geschäft auch das Aufnehmen einer Gegend, und wenn es, wie bei dem Militair, häufig vorkömmt, ohne Beihülfe der Instrumente, nur nach dem Augenmaße geschieht, weniger um die Größe als hauptsächlich um ein ungefähres Bild zu erhalten, das Ausnehmen à coup d'oeil. Je weiter und umfassender aber der zu vermessende Raum wird, desto verwickelter und zusammengesetzter wird auch das Dreiecksystem oder das Netz. (Vgl. Trianguliren.) Deßhalb werden bei Landesvermessungen, wo schon die sphäroidische Gestalt der Erde in Betracht gezogen werden muß, auch astronomische Vorarbeiten, genauere Winkelmeßinstrumente z. B. Astrolabien, Theodolite, Spiegelsextanten und Theilungskreise, der Reflector und ähnliche, von denen wir in besondern Artikeln gehandelt haben, endlich mancherlei Anstalten nöthig, besonders die Errichtung von Signalstangen. Es müssen Orte, wenigstens 30 Meilen von einander entfernt, astronomisch nach ihrer Länge und Breite genau bestimmt, ihre Mittagslinien müssen auf dem Boden bemerkt werden. Diese Punkte bilden sodann ein Hauptnetz, welches sich auf eine große Basis stützt, die sowohl durch genaue Messung als auch aus trigonometrischen Berechnungen oder durch sorgfältiges Trianguliren entstanden, wo möglich in Einem Meridian gelegen und astronomisch orientirt und geprüft ist. In jedes große Dreieck des Hauptnetzes wird nun ein System von kleinern Dreiecken gelegt, das Ganze dann in Quadratsectionen getheilt, so daß in jede etliche der trigonometrischen Netzpunkte fallen, um der Special- oder Detailvermessung als Richt-, Anhalt- oder Prüfungspunkte zu dienen. Zur Specialvermessung bedient man sich des vorhin schon gedachten Meßtisches mit dem dazu gehörigen Apparate noch immer am häufigsten, da er große Vortheile und Bequemlichkeiten gewährt und das Geschäft um Vieles abkürzt. Auf ihm wird jedes Stück der Gegend, aber noch immer als ein besonderes Netz entworfen, dann die Aufnahme, wie vorhin angedeutet wurde, vollzogen. Jeder Ueberzug eines Meßtisches enthält nun einen Theil einer Quadratsection, die Theile werden dann zusammengetragen und zu einem Ganzen verbunden, wobei das große trigonometrische Hauptnetz zur Richtschnur dient. Auf diese Weise können Ländervermessungen einen hohen Grad von Zuverlässigkeit erhalten. (S. auch Kataster.) — Nähere Anleitung zur Kenntniß des Vermessungsgeschäfts und der gebräuchlichsten Meßinstrumente gibt Mayer's „Praktische Geometrie“ (1814—15, 5 Thle.), ferner die Geodäsien von Benzenberg, Grüson, Späth; die „Praktische Anweisung zum topographischen Vermessen eines ganzes Landes“, von Hogreve (1806); Schulz-Montanus's „Systemat. Handb. der gesammten Land- und Erdmessung ꝛc.“ (1819, 2 Bde.); Puissant's „Traité de topographie“ und „Traité de géodésie“ (übersetzt von Schuhmacher) sind sehr vollständig. Für Aufnehmer werden des k. sächs. Maj. Lehmann (s. d.) Schriften darum immer wichtig bleiben, weil ihr Verf. an Fertigkeit wie an Schärfe im Aufnehmen schwerlich übertroffen werden dürfte und einen großen Schatz

der einfachsten Hülfsmittel und praktischen Vortheile sich angeeignet hatte. S. Major Becker: „Das Aufnehmen mit dem Meßtische, im Sinn der Lehmann'schen Lehrart“ (mit Planen, Dresd. 1827).

Mestizen (span. Mestizos, von dem lat. mixtus, was von vermischter Race ist) nennt man in Südamerika und in Westindien Diejenigen, welche von einem europäischen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern sehr zurückgesetzt und machten die 3. Classe der Bewohner des spanischen Amerika aus.

Metalle sind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache Naturkörper. Sie sind undurchsichtig, besitzen einen eignen spiegelnden Glanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das elektrische Fluidum, sind im Wasser unauflöslich, haben in der Regel ein großes specifisches Gewicht, sind mehr oder weniger dehnbar, schmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, absorbiren dabei in der Regel den Sauerstoff der Luft und verwandeln sich in pulverige Massen, d. i. Oxyde, und bilden, auf irgend eine Weise mit Sauerstoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflösungen Schwefelalkalien und blausaure Verbindungen meist farbige, seltener weiße Niederschläge bewirken. Sie finden sich in der Natur entweder gediegen, d. i. ohne Beimischung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerstoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutralisirt, d. h. im Zustande der Salze. Eintheilung: A. nach Berzelius: a) Radicale der Alkalien und Erden, s. Metalloide; b) Radicale der eigentlich sogenannten Metalle; aa) elektronegative, die in Verbindung mit Sauerstoff eine größere Neigung haben, Säuren, als Salzbasen zu bilden: (Selen), Arsenik, Chrom, Molybdän, Wolfram, Spießglanz, Tellur, Tantal, Titan, Osmium, Gold; bb) elektropositive Metalle, die mit Sauerstoff vorzugsweise Salzbasen bilden: Platin, Iridium, Rhodium, Palladium, Silber, Quecksilber, Kupfer, Wismuth, Zinn, Blei, Kadmium, Zink, Nickel, Kobalt, Eisen, Mangan, Cerium, Uran. B. Nach ihrer Oxydationsfähigkeit: a) edle Metalle, welche weder in niederer noch hoher Temperatur merklich oxydirt werden, das Wasser nicht zersetzen, und deren, durch starke Säuren dargestellte Oxyde für sich reducirbar sind: Platin, Gold, Silber, Palladium, Rhodium, Iridium; b) Uebergangs-Metalle, die bei hoher Temperatur, wiewohl langsam, oxydiren: Nickel, Osmium, Quecksilber; c) gemeine Metalle, die bei jeder Temperatur an der Luft leicht oxydiren und ohne Reductionsmittel nicht wieder hergestellt werden können; aa) Metalle die durch Oxydation nicht Säuren bilden: a) höchst strengflüssige: Titan, Cerer, Tantal, Wolfram, Uran, Mangan; b) in der Weißglühhitze schmelzende Metalle: Kobalt, Eisen, Kupfer; c) leichtflüssige; aa) nicht flüchtige: Zinn, Blei; bb) flüchtige: Tellur, Spießglanz, Wismuth, Zink, Kadmium; bb) die durch Oxydation Säuren bilden: a) flüchtige: Arsenik; b) strengflüssige: Chrom, Molybdän. Ihrer specifischen Schwere nach folgen sich die Metalle in absteigender Reihe in nachstehender Ordnung: Platin (21,74 geschmiedet, 20,98 geschmolzen), Gold (19,6 gehämmert), Iridium (18,68), Wolfram (17,06), Quecksilber (13,368), Palladium (12,14), Blei (11,388 gehämmert), Rhodium (etwas über 11,6), Silber (10,570 gehämmert),

Wismuth (9,823), Uran (9,0), Kupfer (8,876), Kobalt (8,700), Kadmium (8,69), Nickel (8,666 geschmiedet), Molybdän (8,6), Arsenik (8,31), Mangan (8,013), Eisen (8,0 stark geschmiedet), Zinn (7,470 gehämmert), Zink (6,861), Spießglanz (6,720), Tellur (6,343 zweimal geschmolzen), Chrom (5,9). Selen, das gewöhnlich ausgeschlossen bleibt, macht auch seiner geringen Schwere wegen (4,32) einen Uebergang zu den Metalloiden. Doch weichen auch die Angaben Anderer bei einigen Metallen in Etwas ab; die 4 Metalle Osmium, Titan, Cerium und Tantal sind noch nicht so genau bestimmt, daß sie in dieser Reihe gehörigen Orts eingefügt werden könnten.

Metalliques, östreichische Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgestellt und darin verzinset wurden, im Gegensatz derjenigen, welche in Papiergeld verzinset und realisirt wurden. In der Folge machte man auch bei den Staatspapieren andrer Länder diesen Unterschied und nannte z. B. die russischen Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauten und in Silbermünze verzinset werden, Metalliques, im Gegensatz der Papiere, die auf Banco-Assignationen lauten und in solchen verzinst werden.

Metallkalk, s. Metalle und Calciniren.

Metallmohr, moire métallique, oder bei den Engländern verkrystallisirtes Zinn genannt, wird statt des lackirten Blechs zu zierlichen Geräthen genommen. Wenn man verzinntes Eisenblech der Einwirkung einer Säure oder eines Salzes (Aetzlauge, Salpetersäure und Salpetersalzsäure) ausgesetzt, welche auf das Zinn eine auflösende Kraft zu äußern vermögen, so verliert sich die gleichförmige glänzende Oberfläche, und es tritt an deren Stelle eine krystallinische Zeichnung, welche mattere und glänzendere Stellen zeigt. Schmelzt man den Zinnüberzug von Neuem über einem Kohlenfeuer, oder nur stellenweise mittelst eines glühenden Löthkolbens, so ist man durch die Wahl der Umstände des Erkaltens (mit Wasser, Oel und andern kalten Körpern) im Stande, die Krystallisation kleiner und mannigfaltiger zu machen. Ein Franzose in Brüssel machte zuerst auf diese längst bekannte Erscheinung aufmerksam, benutzte die so ausgezeichneten Bleche und nannte sie moire métallique. Die Erfindung ward dann in London und von Allard in Paris 1818 verbessert. Nach allen Erfahrungen entsteht der Metallmohr aus der natürlichen Fügung des Zinns beim Erkalten (Krystallisation). Denn wenn man ein Stück Blech von Neuem verzinnt oder die Oberfläche eines verzinnten Bleches schmelzt, so wird sich der Mohr auf verschiedene Weise zeigen, je nachdem die Abkühlung langsamer oder schneller vor sich gegangen ist; im erstern Falle werden die Figuren größer, gleichförmiger und öfters regelmäßig krystallinisch erscheinen, im letztern werden mehr kleine, gemischte Figuren ohne bestimmte Form entstehen. Das schillernde Licht oder die verschiedene Brechung des Lichts entsteht durch die beim Beizen von den Auflösungsmitteln ungleich angegriffenen, daher ungleich rauhen, frei liegenden Flächen der Krystalle. Uebrigens wird der Metallmohr anders erscheinen, je nachdem das Zinn rein oder mit andern Metallen vermischt ist. Wird z. B. gutes weiches Eisenblech mit Bancazinn, das keine fremde Beimischung hat, verzinnt, so bildet letzteres, bei mäßig langsamem Erkalten, große unregelmäßige, meistens krummlinig begrenzte Figuren, mit großen Dendriten untermischt. Wird ein wenig Silber, Kupfer, Antimonium oder Wismuth dem Zinne

beigemischt, so wird durch jedes der genannten Metalle die dendritische Form durch das Silber mehr, durch die übrigen minder ins Längliche gezogen und feiner verzweigt, und um so feiner (wie das Gefüge von kleinen Nadeln), je größer der Zusatz war. Dagegen bringt die Beimischung von Arsenik oder von Zink kleine unregelmäßige Polygone hervor. Von jenen Metallen hängt auch die Dichtigkeit und der Glanz des Zinnes ab. Antimonium und Wismuth insbesondere, in sehr kleinen Verhältnissen dem Zinne beigemischt, vermehren dessen Dichtigkeit und Glanz und vermindern dessen Auflösbarkeit in Säuren. Es ist daher sehr interessant, das Verhalten der Krystallform zur Härte und Geschmeidigkeit, besonders bei Metallmischungen, zu untersuchen. Ebenso verschieden erscheint die krystallinische Zeichnung, je nachdem zur Unterlage der Verzinnung Eisenbleche von gröberm und sprödern Gefüge oder Silber- und Kupferbleche genommen werden. Auffallend ist es, daß Silber- und Kupferbleche das Zinn, es sey vermischt mit welchem Metall es wolle, stets in eine polygonische Form treiben, da hingegen Silber oder Kupfer, dem Zinne selbst beigemischt, dessen Neigung zur strahligen Krystallisation vorzugsweise befördern. Mehr über diese Beobachtungen, wie über das technische Verfahren enthält Wagenmann's Aufsatz über den Metallmohr im 6. Hefte der „Verhandl. des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" (1822, Berl. bei Duncker und Humbolt). Nach seinen Erfahrungen ist die beste Zinnmischung auf 100 Theile Bancazinn 1 bis $1\frac{1}{2}$ Thl. Kupfer und ein halber Theil Arsenik. — Das sogenannte Moirépapier, worauf ein Engländer das Patent erhalten hat, ist feine Zinnfolie auf Papier geklebt.

Metallnadeln, s. Perkinismus.

Metalloide (Chem.), die von Davy und andern Chemikern entdeckten, durch Zerlegung mittelst des Galvanismus, oder mittelst heftigen Glühens mit Eisenfeile, aus den Kalien und Erden darzustellenden metallischen Grundlagen, von den neuern Chemikern zu den wahren Metallen, mit denen sie Vieles gemein haben, gerechnet; treten mit andern Metallen durch Amalgamation in Verbindung, vereinigen sich mit dem Schwefel, sind sehr leicht (unter 4,5 Schwere), beharren nur sehr kurze Zeit an der Luft in ihrer metallischen Form, werden sehr bald durch Aufnahme von Sauerstoff wieder zu Kalien oder Erden, kommen in der Natur stets mit Sauerstoff verbunden vor und sind brennbarer als die eigentlichen Metalle. Bekannt sind: a) als alkalische Metalloiden, und zwar aa) als brennbarste, die bei Verbrennen in Sauerstoffgas Oxyde bilden, welche in Wasser leicht auflöslich sind und sich von dem Ammonium (worin man auch eine, jedoch nicht nachweisbare, metallische Substanz hat geltend machen wollen) nur dadurch unterscheiden, daß sie starr und ziemlich feuerfest sind, das Kalium, Natrum, Lithium, und bb) als minder brennbare, welche mit dem Sauerstoffe erdartige, vom Wasser nicht leicht lösbare Zusammensetzungen bilden, Barytium, Strontium, Calcium (Kalkmetall), Magnesium; b) als erdige Metalloide: Aluminium, Beryllium, Yttrium, Zirkonium, unter welche Döbereiner zwischen Silicium und Alumium auch noch das Tantalum anfügt; Silicium u. Thorium, welche sonst auch noch hierher gerechnet wurden, sind als Metalloide aufgegeben. 2) Nach Berzelius: einfache, nicht metallische, brennbare Körper: Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, Boron.

Metalloxyde (Chem.), Verbindungen der Metalle mit Sauerstoff, in verschiedenen Verhältnissen möglich; bei manchen Metallen schon durch die Einwirkung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft, des Wassers, bei anderen durch Säuren, salpetersaure und oxydirt-salzsaure Salze durch Elektricität herzustellen; strengflüssiger und feuerbeständiger als ihre Metalle, von ihnen auch in Hinsicht der Farbe auf mannigfaltige Weise und durch ein glanzloses, mehr erdartiges Ansehen abweichend; an absolutem Gewicht sind sie immer den Metallen, mit denen sie sich bilden, bedeutend überlegen, an specifischer Schwere aber stehen sie ihnen nach; zum Theil werden sie bloß durch strenge Glühhitze, gewöhnlich aber durch Zusatz von Reductionsmitteln, besonders Kohlenstoff, sonst auch Wasserstoff, Schwefel u. a. Metalle, vom Sauerstoff getrennt und zur metallischen Form zurückgebracht; zum Theil lassen sie sich für sich, zum Theil mit Kiesel und Kali zu Glas von verschiedenen Farben schmelzen, verbinden sich auch chemisch nur mit oxydirten Körpern und bilden mit Säuren Salze.

Metallreiz, s. Galvanismus.

Metallspiegel, s. Brennspiegel.

Metallurgie, metallurgische Chemie, heißt derjenige Theil der Chemie, welcher die Lehre von den Verbindungen und Scheidungen der Metalle vorträgt. — Metallurgische Probirkunde oder metallurgische Hüttenkunde ist die Anwendung der metallurgischen Grundsätze auf die Ausscheidung der Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen.

Metaphorisch geht im eigentlichen Sinne nur die redenden Künste an und heißt die Bezeichnung eines Begriffes durch einen Ausdruck, der die Beschaffenheit eines uns vorgehaltenen Gegenstandes durch etwas ihm Aehnliches erkennen läßt, welches in einem andern Gegenstande vorhanden ist; es ist ein bildlicher Ausdruck in der Sprache, wodurch man einen Gegenstand, vermittelst Vorstellungen, von einem ihm ähnlichen entlehnt, anschaulich zu machen sucht. Die Metapher ist ein Product des Witzes und der Einbildungskraft; ihr Maß in der Anwendung zeigt den Geschmack des Dichters und Redners an; im Grunde ist die Metapher eine kurze angebrachte Allegorie; die meisten hat die Nothwendigkeit, als eigentliche Namen der Dinge, veranlaßt, und durch die Länge der Zeit hat man vergessen, daß sie Metaphern sind, weil sie seit fast undenklichen Zeiten als Wörter sind gebraucht worden. In der Theorie der schönen Künste kommen nur die Metaphern in Betrachtung, welche die ästhetische Kraft haben, Sachen mit Kraft zu bezeichnen, und folglich als Bilder erscheinen, an welchen man die Beschaffenheit der Dinge lebhaft und anschauend erkennt; nur sind sie ihrer Kürze wegen, da sie oft nur in einem Worte bestehen, von schnellerer Wirkung als jene der Bilder und Allegorie. Die Metapher kann sowohl in ihrer Beschaffenheit als auch in ihrem Gebrauche fehlerhaft seyn; in erster Beziehung wird sie es, wenn keine wirkliche Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und dem Ebenbilde ist, wenn sie als Bild mit dem Gegenbilde bei einem an sich ernsthaften Gebrauche etwas Komisches hat, wenn sie zu hoch und schwülstig oder dunkel, oder so abgenutzt und gewöhnlich ist, daß man auch ohne das Bild sich das Gegenbild dabei schon unmittelbar vorstellt; in ihrem Gebrauche ist und wird sie fehlerhaft, wenn man sie bei zu ge-

meinen Begriffen und Gedanken oder zu gehäuft anwendet. Zu Erfindung einer vollkommenen Metapher gehört nicht bloß ein lebhafter Witz, sondern dieser muß durch eine sehr richtige Beurtheilung geleitet werden; auch muß sie in dem Tone der Materie, wo sie soll gebraucht werden, gestimmt und mit demselben im Einklange stehen; ebenso muß sie dem Grade der Begeisterung, in dem man dichtet oder redet, angemessen seyn.

Metaphrase, die Uebersetzung eines Gedichts in Prosa.

Metaphysik (v. griech.), eine lange Zeit hindurch für einen Haupttheil der theoretischen Philosophie erachtete Wissenschaft, die jedoch eine ebenso schwankende Grundlage hat, als die Vorstellung von dem darunter Befaßten bis auf die neueste Zeit in den philosophischen Schulen eine sehr abweichende war. Unter den Aristotelischen Schriften über Naturgegenstände finden sich auch mehre, die die Grundursachen alles Seyns zum besondern Gegenstande haben. Als man die einzelnen Schriften des Aristoteles ordnete, mögen letztere wohl zunächst hinter den physischen Schriften ihre Stelle erhalten haben, und da sie einzeln noch keinen besondern Titel hatten, bezeichnete man sie in den ältesten Handschriften als Beifugen zu den physischen Schriften. Hieraus wurde erst im Mittelalter das, sowohl der griech. als der latein. Sprache fremde Wort Metaphysik gebildet. Schon Das, was in den gedachten Aristotelischen Schriften vorgetragen ist, ist ohne innern Zusammenhang und Consequenz; größtentheils stellt auch ihr Verfasser darin nur Das auf, was frühere Philosophen über Gegenstände, die außerhalb des Kreises der sinnlichen Beobachtung liegen, ausgesprochen hatten, und deutet häufig nur darauf hin, was zu suchen ist, ohne zu erklären, daß es gefunden sey. Bei dem Ansehn, welches Aristoteles in den Schulen der folgenden Zeitalter erhielt, konnte es nun nicht fehlen, daß man aus seinen Lehrsätzen, in denen er eigentlich nur Verstandeslogik auch auf übersinnliche Gegenstände anzuwenden suchte, sowie aus seinen Andeutungen, welche Wege man noch einzuschlagen habe, um Erkenntnißprincipien zu erhalten, ein zusammenhängendes System, das der Naturwissenschaft zu einem festen Kanon diente, zu begründen suchte. Hierin war schon das Bemühen der ältern Commentatoren des Aristoteles gerichtet; indessen wurde Metaphysik als eigentliche Wissenschaft erst von den Scholastikern des Mittelalters (Thomas von Aquino, Duns Scotus, W. von Occam u. A.) ausgebildet und schlug um so tiefer Wurzeln, je mehr alle übrige Wissenschaften als Geistesblüthen einer frühern Cultur in Vergessenheit gekommen waren, oder doch vernachlässigt wurden. Seit Wolf, der ihr die wissenschaftliche Form gab, theilte man sie in metaphysische Ontologie, Kosmologie (diese wiederum in metaphysische Körperlehre und Geisteslehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphysische Psychologie gehörte) und metaphysische Theologie; in jener ging man von den abstractesten Begriffen des Seyns aus (metaphysischen Begriffen), um aus denselben nachher das Wesen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch diese Verstandesbegriffe nicht fähig sind, die Dinge selbst zu erkennen, setzte jedoch an die Stelle der Metaphysik nur eine Kritik derselben, worin ihm seine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphysik der Natur und der Sitten redet. Eine Wissenschaft übersinnlicher Gegenstände, meinen sie, sey nicht möglich, weil die übersinnlichen Gegenstände und die Dinge an sich in keiner Anschauung gegeben werden oder weil dieselben kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung seyn können.

Die Ideen aber seyen Erkenntnisse, deren Gegenstände sich nicht bestimmen und erkennen lassen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß sey aber bloß subjectiv. Indessen konnte sich das Bedürfniß des Geistes, eine höhere, philosophische Weltansicht zu gewinnen, mit einem Resultate doch nicht beruhigen, welches die Erfahrungserkenntniß für das Gewisseste hält, und es traten daher bald nach Kant viele metaphysische Systeme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphysik durch tiefere Untersuchungen einzunehmen trachteten, indem sie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens und die Uebereinstimmung des Bewußtseyns mit sich selbst im Wissen als die Grundforderungen des Philosophirens betrachteten. So verschieden und wechselnd nun auch diese metaphysische Ansichten und Systeme seyn mögen, und so mißtrauisch man daher gegen eine solche Wissenschaft geworden ist, so beweist dieß doch nichts gegen die Metaphysik selbst, sondern bezeugt nur eine Freiheit des Geistes und eine Regsamkeit desselben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus versinken würden. Uebrigens ist zwar in keiner Ansicht die Wahrheit erschöpft, aber auch keine Ansicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbstthätigkeit dazu, sich derselben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geistes aber ist dem engherzigen Despoten, der alle, selbst die innerste Regung der Freiheit vertilgen möchte, diese Selbstthätigkeit ist dem flachen Weltmanne, dem trägen Empiriker und dem Mystiker verhaßt, weßhalb Jener die Metaphysik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie in Frankreich u. d. N. der Ideologie geschehen, Letztere sie oft als eine unnütze Grübelei verschreien, ohne sie zu kennen. Weil aber die Metaphysik die schwersten philosophischen Untersuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philosophischer Scharfsinn und Ausbildung des Verstandes erfordert werden, so hat auch hierdurch der Ausdruck metaphysisch die Nebenbedeutung des schwer zu Durchdringenden, Tiefsinnigen und über die gemeine Ansicht Erhabenen mit Recht erhalten.

Metastase, in der Arzneikunde die Versetzung des Krankheitsstoff aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura) hieß eigentlich Trapassi und war 1698 zu Assisi, als der Sohn eines gemeinen Soldaten, geboren. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch die Lectüre des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; allein er mußte letzteres, seines angegriffenen Nervensystems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der sein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu sich, nannte ihn, den Namen Trapassi ins Griechische übersetzend, Metastasio und trug nicht nur die größte Sorgfalt für seine Erziehung, sondern hinterließ ihm auch, als er 1717 starb, als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen, sein ganzes Vermögen. Metastasio, der sich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ sich jetzt ganz seiner Neigung für die Poesie. Unter der Leitung der Sängerin Maria Romanina (nachh. Bulgarelli), ward er der Schöpfer des neuern ital. Singspiels. Schon in seinem 14. J. hatte er eine Oper: „Il giustino", geschrieben. Mit der „Didone abbandonata", welche 1724 zu Neapel mit Sarti's Musik aufgeführt wurde, betrat er seine Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter, und machte sich auf derselben bald so berühmt, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien be-

rief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geschenken zu überhäufen. König Ferdinand VI. von Spanien, der seine Opern durch Farinelli's Gesang liebgewann, sandte dem Dichter ein schmeichelhaftes Geschenk. Aber Metastasio beschränkte seinen Ehrgeiz auf den literarischen Ruhm und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Karl VI. und Maria Theresia ihm ertheilen wollten. Er starb 1782. Pius VI., der damals in Wien war, besuchte ihn selbst und sandte ihm seinen apostolischen Segen in articulo mortis. Die wichtigsten Werke Metastasio's sind seine Opern und musikalischen Cantaten, die in mehren Ausgaben erschienen sind. Schon 1748 kamen die dramat. Opern in Venedig zum neunten Male heraus; besser zu Turin 1757 in 14 Bdn. und 1778 in 12 Bdn. zu Paris und seine „Opere postume“ (Wien 1795, 3 Bde.). Auf der Bühne haben sich nur wenige Opern des Metastasio erhalten, da der veränderte Geschmack in der Musik häufiger Duos, Trios und große Finales verlangt, welche man hier nicht findet. Seine Charakteristik als Dichter s. im Art. Italienisches Theater.

Metellus, eine bedeutende Familie Roms, mit dem Familiennamen Cäcilius, von der sich vorzüglich ausgezeichneten: 1) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Macedonicus, tapferer, kluger, verschwiegener Feldherr; besiegte als Prätor Andriskos bei Pydna in Makedonien und, als dieser nach Thrakien geflohen, daselbst abermals, worauf er ihn von den Thrakiern ausgeliefert erhielt und, nach Demüthigung des achäischen Bundes, Makedonien zur römischen Provinz machte, weßhalb er triumphirte und jenen Beinamen erhielt. 143 Consul geworden, trieb er den Viriatus zurück, bezwang die Arevacer und machte sich bald zum Meister von ganz Hispanien. Neid und Eifersucht in Rom legte das Commando aus den Händen des Metellus in die des Pompejus, ja ihm ward der Triumph abgeschlagen. 132 ward er Censor. Als solcher verweigerte er dem Tribun C. Atinius Labro eine Stelle im Senat; dieser ließ ihn ergreifen und zum Sturz vom tarpejischen Felsen abführen, als ein College des Tribuns jenen rettete. Metellus starb in hohem Alter in Armuth, da auf Anstiften seiner Feinde seine Güter veräußert worden waren. Metellus war ein steter Gegner des jüngern Scipio, dessen Verdienste er nach dem Tode desselben anerkannte. Er hinterließ 4 Söhne, die sämmtlich die höchsten Staatswürden bekleidet hatten oder noch bekleideten. — 2) Q. C. M. Numidicus, commandirte als Consul 109 im Jugurthinischen Kriege, wo er, einer der größten Feldherren, den Jugurtha, den glänzenden Besieger des Consuls Posthumius, schon bei seinem Nahen dahin brachte, Friedensvorschläge zu thun, die er aber verwarf. Er drang, nachdem er die verwilderte Armee wieder disciplinirt hatte, schnell weiter vor, schlug 2 numidischen Armeen an Einem Tage, und obgleich er, wegen des Winters, die Belagerung von Zama aufheben mußte, that der Numidier neue Friedensvorschläge, ohne, bei Metellus's harten Bedingungen, seine Absicht zu erreichen. Den siegreichen Feldherrn aber nöthigte Marius's Verleumdung in Rom bei den Soldaten, dem er, als er ihm, nach großem Kampfe, erlaubt hatte, zur Bewerbung ums Consulats nach Rom zu gehen, als neuem Consul 106 den Oberbefehl in Afrika abtreten mußte, obgleich er Jugurtha durch

einen neuen Sieg ganz gedemüthigt hatte, nach Rom zurückzukehren. Er widerlegte durch ausführlichen Bericht von seinen Unternehmungen jene Verleumdungen, erhielt Triumph und den Beinamen Macedonicus. Sallust schildert ihn als einen ungemein thätigen, verständigen und tapfern Heerführer und als einen unbescholtenen und edeln, wenn auch auf seinen alten Adel etwas stolzen Mann. Dem Marius, der sich von ihm beleidigt glaubte und der ihn mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ. In Smyrna lebte Metellus nun ganz den Musen, bis er ehrenvoll nach Rom zurückberufen wurde. 3) Q. C. M. Pius, dessen Sohn (Pius genannt, wegen der angestrengten Bemühungen, die Zurückberufung seines Vaters aus dem Exil zu erreichen), zeichnete sich im Bundesgenossenkrieg, sowie gegen Marius und gegen Sertorius aus, war eifriger Sullaner (80 Consul mit Sulla), ward von diesem gegen Sertorius gesendet, wiewohl lange mit unglücklichem Erfolg, bis er nach Sulla's Tode, von Pompejus unterstützt, Sertorius's Unterfeldherr, Hirtulejus (verlor 20.000 M.) 77 in Spanien glänzend besiegte. Des Pompejus Niederlage durch Sertorius rächte er blutig, mußte aber endlich vor diesem nach Gallien zurückziehen. Metellus starb 62 als Pontifex maximus. 4) Quintus Cäcilius, mit dem Beinamen Celer, wurde Consul ums Jahr 58 v. Chr. und leistete als Prätor der Republik wichtige Dienste gegen Catilina. Mit der Schwester des Clodius, Namens Clodia (Catull's Lesbia), vermählt, deren schamlose Aufführung ihm vielen Kummer verursachte, wurde er zuletzt von ihr vergiftet. 5) Lucius Cäcilius, Volkstribun, hatte, als Cäsar sich Roms bemächtigte, den Muth, sich ihm zu widersetzen, und weigerte sich, die Schlüssel zu dem im Tempel des Saturn aufbewahrten Schatze herzugeben; erst als Cäsar die Thüren zu erbrechen befahl und ihm mit der Drohung, ihn umzubringen, die bekannten Worte zurief: „Weißt du nicht, daß es mir leichter wäre, das zu thun, als sagen?“ entfernte sich Metellus.

Metempsychosis, Metempsychose und Metensomatosis, s. Seelenwanderung.

Meteore nennt man alle Lufterscheinungen, welche in der Atmosphäre ihren Ursprung haben. Die Luft ist durch die ungeheure Menge wässeriger und brennbarer Dünste u. dgl., welche von der Erde aufsteigen, und bei verschiedenen Verhältnissen der Stoffe zu einander gleichsam das große chemische Laboratorium, worin die Natur ihre verschiedenen Meteore ausarbeitet. Die Dichtigkeit und Temperatur der Luft ist durch mancherlei regelmäßig eintretende und abwechselnde, aber auch durch außerordentliche Ursachen einer Veränderlichkeit unterworfen, bei welcher das Gleichgewicht aufgehoben und eine Bewegung, ein mäßiges oder auch wohl heftiges Durcheinanderströmen der verschiedenen Schichten der Luft selbst entsteht, welche Wind genannt wird. Wässerige Meteore sind: Thau, Reif, Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Wasserhosen. Feurige Lufterscheinungen: Gewitter, Blitz, Donner, Nordlicht, Regenbogen, Abend- und Morgenröthe, sowie die Höfe, größere und kleinere helle Ringe um Sonne und Mond, und wahrscheinlich auch die sogenannten Nebensonnen und Nebenmonde. Die Irrlichter und Irrwische sind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphorischen Luftarten und Dünsten, die aus morastigem Boden aufsteigen, und Sternschnuppen und Feuerkugeln

sind Entzündungen brennbarer Stoffe in der höhern Gegend der Atmosphäre. (Mehres s. d., sowie die einzelnen Art.)

Meteoreisen (vgl. Meteorsteine). Als der schweizerische Obristlieut. Joh. Konr. Fischer in Schaffhausen das Meteoreisen künstlich nachmachen wollte, erlangte er durch die Verbindung des Nickels mit Stahl die echte Damascenerklinge. S. dessen „Tagebuch einer zweiten Reise über Paris nach London ꝛc.“ (Aarau 1826).

Meteorologie, die Lehre von den Lufterscheinungen; dann die Witterungslehre, Wetterkunde. (Mehres s. Witterungskunde.) — Meteorologisch, was auf die Witterung Beziehung hat, z. B. meteorol. Beobachtungen, Wetterbeobachtungen; meteorol. Lage, die Beschaffenheit eines Orts, in Beziehung auf die von der höhern oder tiefern Lage, von den umgebenden Waldungen, Wässern ꝛc. abhängende Witterung.

Meteorsteine, auch Meteorolithen, Aerolithen, Uranolithen, von den Alten Bätylien genannt, sind vom Himmel herabfallende, aus metallischem Eisen, Nickel, Kieselerde, Magnesia, Schwefel und Chrom bestehende Masse, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. (Vgl. über sie den Art. Atmosphäre.) Hierher gehören auch die großen Massen von Gediegeneisen, das sogen. Meteoreisen, namentlich die 71 Pfund schwere Masse, die 1751 am 26. Mai zu Hraschina unweit Agram in Kroatien herabgefallen ist, und sehr wahrscheinlich auch die durch Pallas 1772 in Sibirien am Jenisei aufgefundene, auf 1600 Pfund geschätzte Eisenmasse, worin sich Oelstein eingesprengt befindet; die auf 30.000 Pf. geschätzte, in der südamerikanischen Provinz Chaca Gualamba aufgefundene, von Rubin de Celis 1782 untersuchte Masse; sowie das mehre tausend Pf. schwere Stück Gediegeneisens, welches sich in der Provinz Durango in Mexico gefunden hat. Eine schöne Sammlung hat Chladni der Universitätssammlung in Berlin vermacht. Eine Aufzählung aller bis jetzt gefallenen Meteorsteine, nebst allen dahin gehörigen Beobachtungen und Untersuchungen findet man in Gilbert's „Annalen der Physik“ und in Chladni's Schrift „Ueber Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen“ (Wien 1819).

Meth, eine Art Wein, den man aus Honig und Wasser bereitet. Man vermischt nämlich den Honig, je nachdem der Meth schwach oder stark werden soll, mit 3 bis 8 Theilen Wasser, kocht ihn bei gelindem Feuer ohne Rauch, und schäumt ihn fleißig ab, bis er klar wird. Dann läßt man ihn kalt werden und in einem Fasse gähren. Die Gährung wird bei schwachem Meth durch Hefen befördert. Auch sucht man ihn durch Gewürz wohlschmeckender zu machen. Wenn er nach acht oder mehren Tagen ausgegohren hat, so wird er in andere Fässer geseihet, worin er wenigstens 3 Monate wohl verspundet liegen muß, ehe er getrunken wird. Der Meth ist hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt. Man braut ihn an vortheilhaftesten in den Hundstagen, und er nimmt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Als Handelswaare ist er für Ungarn von Bedeutung.

Methode (griech.) heißt ein wohl überlegtes, nach deutlich gedachten und fest vor Augen behaltenen Begriffen eingerichtetes Verfahren in Dem, was man thut; ganz besonders aber wird die Methode gezeigt und gefordert bei der Unterweisung in den Wissenschaften und bei der Erziehung. Dieß kommt von dem Reichthum der Kenntnisse her, welche vor-

handen sind und mitgetheilt werden sollen, und welche, ohne Methode mitgetheilt, den Kopf des Lernenden verwirren würden, den sie methodisch mitgetheilt, aufhellen, üben und brauchbar machen. Dem method. Verfahren ist entgegengesetzt das aphoristische, fragmentarische; denn ein unmethodisches Verfahren wäre ein durchaus unverständiges; dieß nimmt in der Sphäre der Menschheit aber keinen besonderen Platz ein. Man lehrt und lernt fragmentarisch, oder aphoristisch, wenn man sich nur an die Hauptstücke eines Gegenstandes hält und die Nebendinge weg läßt. Rechnet man zu diesen Nebendingen aber die Uebergänge von einem Hauptpunkte zu einem andern, so kann der fragmentarische Unterricht nie Anspruch an den Namen einer guten und zuverlässigen Lehrart machen, weil er gerade das Mittel nicht anwendet, wodurch das Erwerben der Kenntnisse entwickelnd und bildend wird für den menschlichen Geist. — Methodik würde der Name für Etwas seyn, was noch nicht existirt, nämlich für eine vollständige Anweisung, wie man es machen müsse, um bei Mittheilung aller Arten von Kenntnissen methodisch richtig zu verfahren. Etwas weniges hierüber wird zuweilen in der sogenannten praktischen Logik mitgetheilt. Es sey genug, hierüber nur so viel zu sagen, daß drei Arten von Methode wohl von einander unterschieden werden müssen, von denen die erste vielleicht die allgemeine, die zweite die besondere, die dritte aber die pädagogische genannt werden könnte. Die allgemeine Methode würde diejenige seyn, welche auf besondere Eigenschaften oder Fähigkeiten Dessen, dem die Sachen mitgetheilt werden soll, nicht Rücksicht nimmt, sondern ihr Verhalten bloß nach der Natur des Gegenstandes einrichtet. Es ist die Methode Dessen, der z. B. eine Wissenschaft für ein ganzes Publicum, vielleicht sogar für viele Zeitalter zu bearbeiten gedenkt. Der Lehrer einer solchen Wissenschaft rechnet darauf, daß man Fähigkeit genug schon habe, oder wenigstens erwerbe, wenn man ihn zum Lehrer annehmen will. So haben die großen Köpfe, so haben die Entdecker in den Wissenschaften ihre Forschungen mitgetheilt, so insbesondere Kant seine berühmten Kritiken. — Die besondere Methode nimmt Rücksicht auf die besonderen Eigenschaften des Einzelnen, oder auch eines bestimmten Theiles des Publicums, für welchen den Unterricht bestimmt ist. Dieß ist auch der Fall bei den Schriftstellern, welche nur für ihre Nation schreiben. Sie finden ihr Zeitalter vor, sie müssen es nehmen, wie es ist, und das Gepräge des Geistes einer Nation kann so bestimmt und so tief seyn, daß es sich Jahrzehende und Jahrhunderte lang gar nicht ändert. Dieß muß man bedenken, wenn man über didaktische Schriftsteller einer Nation urtheilen will; ihre Methode kann, auf ihre Nation berechnet, sehr richtig und zweckmäßig seyn, ungeachtet sie nicht zu billigen wäre, wenn man annähme, die Bücher seyen für eine andere Nation bestimmt. Die Deutschen würden sich viel Irrthum ersparen, wenn sie bei Beurtheilung der Schriftsteller, vorzüglich der eigentlichen Lehrschriftsteller anderer Nationen, diese wichtige Wahrheit vor Augen nehmen. Besonders werden die Schriften der Franzosen in dieser Rücksicht fast jederzeit unbillig beurtheilt. Bei keinem Volke in Europa haben sich die Lehrschriftsteller seit so langer Zeit und so eifrig um Methode bekümmert, als bei den Franzosen, und dennoch tadeln wir diese Schriftsteller in Rücksicht auf Methode so häufig. Dieß kommt aus der Verwechslung der allgemeinen Methode mit der besonderen. Wir übersehen, daß der eigentliche Lehrschriftsteller gerade deßwegen, daß er auf das Publicum einer be-

stimmten Nation möglichst vollständig zu wirken gedenkt, anders verfahren muß, als wenn er für alle Nationen und für alle Zeitalter schriebe; wir nehmen an, daß der franz. Schriftsteller auch für Deutschland habe schreiben wollen, und wir vergessen, daß das Nationalgepräge des einen Volkes ein anderes ist, als das Nationalgepränge eines anderen. So wenig ein guter franz. Schriftsteller für das deutsche Publicum methodisch gut schreiben kann, so wenig wird es ein guter deutscher Schriftsteller für das franz. Publicum. Ein jeder muß sich auf sein Publicum einschränken. — Sehr verschieden von beiden ist aber die pädagogische Methode. Hier gehen alle Vorschriften aus dem Umstande hervor, daß Mittheilung und Erwerbung der Kenntnisse nicht das einzige Ziel und nicht einmal das Hauptziel ist, sondern die Entwickelung der Geisteskräfte ist es. Es beruht daher diese pädagogische Methode stark auf psychologischen und häufig sogar nur auf pädagogischen Principien, indem die vollständige Kenntniß des Wesens der Geisteskräfte zwar die erste Bedingung zur richtigen Einwirkung auf die Kinder ist, aber doch nicht die einzige, weil hiezu noch die Kenntniß der Ordnung gehört, in welcher sich die Geisteskräfte in der Jugend des Menschen entwickeln und auch die Kenntniß des Einflusses, welchen die Geisteskräfte auf einander haben. Dem Jünglinge, der sich vorgenommen hat, als Lehrer zu wirken, müssen die (lateinisch geschriebenen) metaphysischen Schriften und die Logik unseres Christian von Wolf auf lange Zeit Gegenstände des Studiums seyn. Sie sind Muster zur Lehre von der allgemeinen Methode, und man muß fest seyn in dieser allgemeinen Methode, wenn man in der besonderen und in der pädagogischen mit Glück arbeiten will. Hierbei aber bemerken wir ausdrücklich, daß die Wolfischen, ebenfalls lateinisch geschriebenen, Bücher über die Theile der praktischen Philosophie in Rücksicht auf Methode nicht zu empfehlen sind, und was seine „Elementa matheseos" betrifft, so sind nur die Theile der angewandten Mathematik in denselben methodisch richtig bearbeitet. — Insbesondere sind jungen Akademikern Schelling's „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (Tübingen 1813) zu empfehlen. — Ueber die Methoden des Elementar- und des Volksunterrichts s. d. Art. Pestallozzi und Volksschule.

Methodisten hießen im 17. Jahrh. die polemischen Schriftsteller der kathol. Kirche, die bestimmte Methoden angaben, die Protestanten zu bestreiten, den Streit mit ihnen zu vereinfachen, abzukürzen und glücklicher zu beendigen, und welche auch wohl selbst Proben dieser Streitmethode gaben. Zum Theil hatten sie zugleich friedliche Absichten. Nachdem man eine Zeitlang über viele einzelne Dogmen mit den Protestanten gestritten hatte und nicht zum Zweck kommen konnte, so wurde man von selbst darauf geleitet, gewisse allgemeine Widerlegungsgründe und Streitmittel wider sie zu gebrauchen, durch welche auf einmal das Gebäude aller ihrer unterscheidenden Lehren umgestürzt werden könnte. Solche Methodisten hat es frühe gegeben, wenn sie auch keine besondere Schriften zu diesem Zwecke herausgegeben haben, und es ist vergeblich, bestimmen zu wollen, wer diesen Methodismus zuerst erfunden habe. Uebrigens wurde diese Kunst nach und nach vervollkommnet. Nicole war einer der vollkommensten Methodisten. Mit dem Streit verschwand auch der Name, der jetzt einer Religionsgesellschaft beigelegt wird, welche sich um 1720 in der engl. Kirche bildete. Nach dem Beispiel der deutschen

Pietisten stiftete John Wesley einen Bund junger Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und strengern Sitten, die von ihren Zeitgenossen scherzweise Methodisten genannt wurden, als hätten sie eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden. John Wesley lernte in der Folge, seit 1735 in Georgien in Nordamerika, als Heidenbekehrer die Einrichtung der Brüdergemeinde kennen, nach deren Muster er, bei seiner Rückkehr nach England, seine aus jungen Geistlichen bestehende Gesellschaft erweiterte. Je mehr sich diese Gesellschaft in Großbritannien und Amerika ausbreitete, destomehr überzeugte sich Wesley, daß er ein wahrer göttliche Gesandter und dazu bestimmt sey, eine große Reformation der Sitten zu bewirken. Seine unterscheidendsten Lehren waren die, daß der Mensch, welcher bekehrt und begnadigt werde, es plötzlich werde und zugleich durch ein inneres Zeugniß des h. Geistes davon klar überzeugt werde und die in ihm vorgegangene Veränderung deutlich bemerke; daß der Mensch auf Erden in einen Zustand gelangen könne, wo er nicht nur von allen sündlichen Handlungen, sondern auch von allen unordentlichen Begierden und Leidenschaften befreit werde, und daß dieser Zustand in einem Augenblicke durch einen Actus des Glaubens erreicht werde; daß Alles zur Ehre Gottes geschehe, daß diese bei allen Worten und Handlungen bezweckt werde; daß man immer ernst, gesetzt, von allem Leichtsinn entfernt, offen, redlich, wahrhaft seyn und durchaus jede Lüge fliehen müsse. Die engl. Kirche verbot den sich immer mehrenden Methodisten endlich die Kanzeln. Dieß bewirkte allmälig ihre Trennung von der hohen bischöflichen Kirche. Sie predigten im Freien, dann in eigenen Bethäusern (Tabernakeln) über das natürliche Verderben des Menschen, wiesen auf die Bibel hin und forderten mit stürmischer Beredtsamkeit zur Buße auf. Der Streit Whitefield's und Wesley's über die Gnadenwahl trennte 1741 die Whitefieldianer von den Wesleyanern. Letztere nahmen eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit an. Bis zu Wesley's Tode (1791) genossen beide das Abendmahl in der bischöfl. Kirche. Als aber jetzt die Prediger der Letztern durch das Loos es entschieden, daß sie sich gänzlich von jener Kirche trennten und das Abendmahl in ihren Tabernakeln feierten, so bildete sich unter den Wesleyanern eine besondere Partei, die neuen Methodisten, welche 1796 ein neues Kirchenregiment aus Predigern und Laien zusammensetzten. Dieß den Laien zugestandene Recht vermehrte ihren Anhang und sie bilden jetzt die zahlreichste Secte. Die unterscheidenden Lehren ihres Systems stimmen zwar nicht ganz mit der heil. Schrift überein, indem der Methodist schwärmerisch einseitig den Gebrauch der Vernunft und Gelehrsamkeit in Religionssachen verwirft und nur eine übernatürliche Erleuchtung annimmt; allein ihre Disciplin ist vortrefflich und wirkt dem Fortschreiten des moralischen Verderbens, besonders in den niedern Volksclassen, unter den Matrosen, Tagelöhnern, Kohlenführern u. s. w., kräftig entgegen. Indeß finden sie, bei ihrem Widerwillen gegen gelehrte und gesellige Bildung, sowie der Strenge ihrer Sitte wegen, unter den höhern Ständen wenig Anhänger. Denn ihr Subordinationssystem erstreckt sich bis auf die geringsten Verrichtungen. Ein Methodist darf nicht einmal seine Wohnung verlassen, ohne der Conferenz die Gründe anzugeben. Jede Gemeinde ist nämlich ihrem Prediger untergeordnet; alle Prediger aber stehen unter der Conferenz, von welcher die ganze Gesellschaft nach dem Conferenzplane streng polizeilich regiert wird. Alle

Bethäuser sind das Eigenthum der ganzen Gesellschaft. Zur Politik der Conferenz gehört, keiner Gemeinde ihren Prediger lange zu lassen, in keinem Falle über 2 Jahre; daher ein beständiges Versetzen derselben. Außer den Gemeinde-Predigern haben sie noch reisende Prediger (travelling preachers), deren Zahl sich 1833 in Großbritannien auf 725 belief, in Irland auf 132; 96 waren auf auswärtigen Sendungen (vgl. Missionen) und 704 unter der amerikanischen Conferenz. Auch kann noch jeder Methodist predigen. Aus ihrem Bekehrungseifer schließt man, daß sie an dem Sturze der bischöflichen Kirche arbeiten. Dabei fehlt es nicht an schwärmerischen Ausschweifungen. Ihr Gottesdienst wird, besonders bei ihren vielen Privatzusammenkünften, nicht selten durch stürmische Ausbrüche der Empfindung in Geberden und Geschrei, von ihnen (the work) das Werk genannt, unterbrochen. Auch hat sich aus ihnen in Nordamerika eine besondere Gattung des Methodismus, das neue Licht, gebildet, bei welcher die Verzückungen der Andacht bis zum Wahnsinn fortreißen und nicht selten in schamloses Verhalten ausarten. Doch machen sich die Methodisten in England solcher Verkehrtheit weniger schuldig. Hier herrscht zum Glück der Methodismus in den bevölkerten Gegenden, wo die Manufacturen wahre Abgründe aller sittlichen Verderbniß geworden sind. Ueberdieß hielten einzelne angesehene und unbescholtene Männer unter ihren Anhängern, wie der fromme und einfache, um die Abschaffung des Sklavenhandels höchst verdiente Wilberforce, die Zügellosigkeit der Schwärmerei zurück. Die Zahl der Methodisten nimmt außerordentlich zu. Im brit. Reiche allein besuchten 1833 an 100.000 Kinder ihre Schulen, und der Methodismus zählt gegenwärtig über eine halbe Million Anhänger; in England über 200.000, in Irland über 31.000, in Westindien über 16.000, in Neuschott- und Neufundland über 2000. Auch in Gibraltar, auf Malta und Sierra Leona gibt es von dieser Sekte Gemeinden. Jonathan Crowther's „Portraiture of methodisme, or the history of the Wesleyan methodists" (Lond. 1816) gibt von ihrer Ausbreitung und Verfassung genauere Nachrichten; so auch Robert Southey's „Life of John Wesley" (2. Aufl., Lonoon 1820).

Methodologie, Methodenlehre, ist die Anweisung zur planmäßigen (methodischen) Erlernung oder zum Vortrage einer bestimmten Wissenschaft. Man pflegt sie gewöhnlich mit der Encyklopädie der Wissenschaft, von deren Methode sie handelt, zu verbinden. Es gibt sonach keine allgemeine Methodologie (Methodik), man müßte denn die logische Lehre von der Methode so nennen wollen, weil in der Anwendung der Denkgesetze alle Wissenschaften zusammentreffen. In der Kant'schen Schule nennt man Methodenlehre, im Gegensatze der Elementarlehre, den Theil einer Wissenschaft, welcher es mit Behandlung der durch die Elementarlehre aufgefundenen Elemente derselben zu thun hat. In der Logik insbesondere hat man seit Kant denjenigen Theil dieser Wissenschaft logische Methodenlehre genannt, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur wissenschaftlichen Vollkommenheit zu erheben.

Metis oder Mäetes, Mutter der Athene, Tochter des Oceanus und der Thetys, die Kundigste unter den Göttern und Menschen. Ritter leitet von ihr den Namen des mäotischen Sees ab und setzt ihr Heiligthum an die Mündung des Borysthenes, wo sie als Mutter verehrt wurde.

Metonymie eine rhetorische Figur, die verwandte Begriffe, Arten und Umstände verwechselt. a) Die Ursache für die Wirkung, Cicero, statt

Schriften des Cicero. b) Die Wirkung für die Ursache: im Schweiße seines Angesichts, statt bei saurer Arbeit. c) Das Enthaltende für das Enthaltene, z. B. den tödtlichen Becher trinken. Kopf für Verstand. Zeit für Das, was in der Zeit ist. d) Das Enthaltene für das Enthaltende; Altäre für Tempel. e) Den Besitzer für das Eigenthum und umgekehrt. Hospes ardet; Gott (statt die Gott dargebrachten Opfer, oder das Recht zu opfern) ist der Leviten Erbe. f) Das Zeichen für das Bezeichnete. Purpur und Scepter, statt Reich. Wagen und Reiter, statt Macht. Eine Fundgrube zur Erfindung der Hieroglyphen. g) Der abstracte Begriff statt des concreten; der Name Gottes, statt Gott. h) Den Gegenstand für Das, was mit ihm in Verbindung steht. Christus, statt die Lehre Christi.

Metope, Zwischentiefe, nannte man bei den dorischen Säulen den viereckigen Raum, welcher sich zwischen 2 Triglyphen in dem Friese befindet. Da der Ursprung der Metopen von dem Raume hergeleitet wird, der zwischen den Balken übrig blieb und der in den ältesten Zeiten offen gelassen, hernach aber zugemauert wurde, so könnte man die Metopen auch bei andern Säulenarten annehmen. Allein man scheint bei der ionischen und korinthischen Säule die Metopen gleich anfangs weggelassen zu haben, indem man die Balkenköpfe versteckte und sie nicht über die Mauer vorspringen ließ, um einen glatten und zierlichen Fries zu erhalten. Vielleicht lag auch die Ursache ihrer Weglassung in der Schwierigkeit, welche mit einer richtigen und regelmäßigen Eintheilung der Triglyphen und Metopen verbunden war, indem der Triglyph allezeit über das Mittel der Säule und Säulenweite stehen, die Metope aber immer ein regulaires Viereck ausmachen mußte.

Metre, s. Französisches Decimalsystem.

Metrik (von metrum, Maß), 1) die Lehre von den Versmaßen älterer und neuerer Dichter; 2) die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus, als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlicheren Versarten, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind. Es war der neuern Zeit vorbehalten, die Metrik in dieser letzten Bedeutung, als Wissenschaft, zu begründen. Jahrhunderte hindurch befolgten die alten hellenischen Sänger unbewußt die Gesetze des Maßes und Wohllauts, die eine spätere Zeit aus ihren Werken entwickelte. Das Letztere geschah zuerst von Scholiasten und Grammatikern in gelegentlichen ungeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man das so Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen; aber alle Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein wissenschaftliches Gebäude aufzuführen. Die Werke der alten Schriftsteller, welche über die Rhythmik geschrieben haben, sind verloren gegangen, besonders Aristorenus und Heliodor. An einzelnen treffenden Winken fehlt es zwar auch schon bei den Grammatikern nicht; aber der das Rechte zuerst ahnete, war Richard Bentley (s. dessen „Metria Terentiana" in Zeune's Ausgabe des Terenz). Später stellten Brunck und Reiz gute Forschungen über die Metrik an; doch ward jener britische Kritiker der eigentliche Vorgänger des Schöpfers der Metrik, des geistreichen Gottfried Hermann, der seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst, die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft entwickelte; vorzüglich in folgenden Werken: 1) „De metris poe-

tar. graec. et roman." (Leipz. 1797) und "Commentatio de metris Pindari" (im 3. Bd. des Heyne'schen Pindar); 2) "Handbuch der Metrik" (Leipzig 1799); 3) "Elementa doctr. metr." (2 Bde., Leipzig 1816). — Hier nur die Hauptsätze seiner Lehre: Rhythmus ist die Aufeinanderfolge von Zeitabtheilungen, die in dem durch Wechselwirkung bestimmten Verhältniß von Ursache und Wirkung stehen. Wo ganze Reihen von Veränderungen eintreten, da fordert der Verstand einen Anfang, obwohl solcher an sich nicht vorhanden ist, da jede Ursache wieder einer Ursache bedarf. Darum muß auch jede rhythmische Reihe mit einer freien Ursache anheben. Diese heißt Hebung (arsis). Die auf die Hebung als deren Wirkungen folgenden Zeitabtheilungen heißen Senkung (thesis), das Anheben aus eigner Kraft aber ictus. Zeitabtheilungen, die der Hebung vorhergehen und Theile einer vorhergegangenen unendlichen Reihe, folglich Senkung ohne Hebung, sind, heißen Anakrusis und sind gleich dem Auftakt in der Musik. Periodische Reihen sind solche, die sich selbst wieder zu einander als Hebung und Senkung verhalten. Die Senkung, als bloß durch Wechselwirkung bestimmt, und die Anakrusis, als Theil der Senkung einer unendlichen Reihe, müssen ein durchgängig gleich bleibendes Maß haben; das Maß der Hebung hingegen, als einer freien Ursache, kann größer (nie aber kleiner) seyn. Das Maß einer jeden Sylbe wird durch die sie umgebenden Sylben erst bemerkbar, daher die letzte Sylbe jeder Reihe mittelzeitig (anceps). Die längere oder kürzere Dauer der Sylben bestimmt das Zeitmaß; Sylben von einzeitiger Dauer heißen kurze, andere von zweizeitiger lange Sylben. Das Verhältniß mehrer Sylben zu einander in Hinsicht ihres Maßes heißt Fuß; ein bestimmter Rhythmus von einer oder mehren Reihen Vers. Jede Sprache hat ihren Rhythmus, mithin auch jedes einzelne Wort. Der Rhythmus der Worte ist von dem allgemeinen Rhythmus zu unterscheiden, muß sich aber in dem Verse dergestalt mit demselben verbinden, daß keiner den andern aufhebt. Dieß geschieht zuvörderst durch die Cäsur (Einschnitt), vermöge deren jedesmal da, wo eine Reihe im Rhythmus des Verses endigt, auch eine Reihe im Rhythmus der Worte, mithin ein Wort, zu Ende geht; ferner dadurch, daß das Sylbenmaß durch den Rhythmus des Verses bestimmt wird, indem derselbe nämlich durch ein ictus eine kurze Sylbe verlängert, oder am Ende einer Reihe kurze Sylben lang, lange kurz macht; endlich durch die Bestimmung des Sylbenmaßes vermittelst des Accentes. — Dieß die allgemeinen Grundsätze der Herm. Metrik, deren Anwendung auf die verschiedenen Versarten man in den obengenannten Werken selbst nachsehe. Ungeachtet Hermann die neuere Metrik ganz ausschließt, so hat die Anwendung seiner Grundsätze auf die deutsche Sprache doch nur geringe Schwierigkeiten, da dieselbe nicht, wie andere neueuropäische Sprachen, ihre Verse bloß accentuirt mißt, sondern Quantität und Accent bis zu einem gewissen Grade verbindet. Man vergleiche auch J. H. Voß "Zeitmessung der deutschen Sprache" (Königsb. 1802). — Einen neuen Weg schlug Aug. Apel (s. d.) ein. Schon Bernhard (in seiner Rec. des Hermann. "Handbuch", "Jen. Lit.-Zeit.", 1804, St. 104—107, und später in seiner "Sprachlehre" im 6. Bde. von der Verskunst) hatte den Mangel einer musikalischen Grundlage an Hermann's Theorie gerügt. Apel suchte diesen Mangel zu heben zuerst in einigen kleinen Abhandlungen, dann in seiner "Metrik" (1. Th., Leipzig 1814). Außer den genannten Gelehrten haben sich neuerdings Verdienste erwor-

ben in England: Rich. Porson und Gaisford, der Herausgeber des Hephästion"; in Deutschland: Böckh („Ueber die Versmaße des Pindaros", 1809, und dessen „Commentar. metrici in Pindari carmina", 1814, wo er sich gegen die Apel'sche Theorie erklärt), Seidler („De versibus dochmiacis Tragicorum graecor.", 1811) u. A. m. Eine Darstellung der gegenwärtig in der Metrik herrschenden 3 Hauptansichten, der Hermann'schen, Apel'schen und Böckh'schen, gibt der Rec. der Apel'schen „Metrik", in der „Jen. A. Lit.-Zeit." 1816, Nr. 91—95.

Metrologie, die Maß- und Gewichtskunde.

Metropolit oder Metropolitan ist der griech. Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griech. Metropolis, und da die Bischöfe der Hauptstadt ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der Metropolit steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griech. Kirche ist dieser Titel noch gebräuchlich. — Metropolitankirche heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum, im allgemeinen Sinne so viel als Maß, Takt, in der Dichtkunst das Versmaß. — Metromanie, die Sucht, Verse zu machen.

Mette (aus dem lat. matutina), der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der kathol. Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette.

Metternich, altes rheinländisches Dynastengeschlecht, welches schon als reichsfreiherrlich Stimmrecht auf den Reichstagen hatte und dem deutschen Reiche im 16. und 17. Jahrh. 3 Kurfürsten, 2 von Mainz und einen von Trier (Lothar, der 1623 starb und die kathol. Ligue mit befördert hatte) gab. Es führt seinen Stammbaum bis auf einen treuen Diener und Liebling Kaiser Heinrichs II., Metter, zurück. Einst soll man diesem Kaiser eine angeblich verrätherische nachgeahmte Handschrift seines Dieners gezeigt, dieser aber sogleich gerufen haben: „Solche That kann ich meinem Metter nicht zutrauen", und hiervon soll der Name Metternich stammen. Die von den 12 ursprünglichen Linien noch bestehende jüngere Linie, Metternich-Winneburg, ist seit 1697 reichsgräflich und seit 1803 reichsfürstlich; doch führte zu Reichszeiten nur der jedesmalige Chef des Hauses den Titel Fürst. Die Hauptbesitzungen des Hauses lagen ehedem auf dem linken Rheinufer; die Metternich erwarben die Lehn nach dem Aussterben der frühern Besitzer durch Begünstigung des Kurfürsten Lothar von Trier aus dem Hause Metternich im Anfang des 17. Jahrh. Als beim luneviller Frieden diese Besitzungen an Frankreich verloren gingen, wurden die Metternich im März 1803 durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, bestehend aus dem Flecken Ochsenhausen, 22 Dörfern, 14 Meiereien, 6300 Ew., 70.000 Gulden Einkünfte, entschädigt, mußten jedoch an die Grafen v. Aspermont 850 Gulden, an die Grafen von Quadt 11.000, an die Grafen von Wartenberg 8150 Gulden jährlich zahlen. Diese Besitzung wurde 1806 zu Gunsten Würtembergs mediatisirt, und die nunmehrige Standesherrschaft Ochsenhausen erhielt den Titel eines Fürstenthums Winneburg. Die Verdienste des Fürsten Metternich um Oestreich waren Ursache, daß das Haus Metternich 1813 in den östr. Fürstenstand erhoben ward, wodurch auch die Söhne Fürsten wurden. 1814 verlieh der Kaiser demselben als Gnadenzeichen das Recht, das lothringische Wappen zu führen. 1816 gab der König beider Sicilien dem Haus

Metternich den Titel als Herzog von Portella. 1825 verkaufte der Fürst Metternich seine bisherige Standesherrschaft Ochsenhausen in Schwaben an den König von Würtemberg. Die jetzigen Besitzungen dieses Hauses sind: die mit den Gütern Katzerow, Biela und Kraschau vereinigte Herrschaft Plaß, die Herrschaft Königswarth mit Miltigau, Amons- und Marcusgrün in Böhmen, die Herrschaft Kogetein, nebst Witzommerzitz und Quiditz, die Herrschaft Brzesowitz und das Gut Kawalowitz in Mähren, die Domaine und das Schloß Johannisberg am Rhein und das Gut Hersberg am Bodensee. Ausgezeichnet sind: 1) Georg, Fürst von M., geb. zu Koblenz 1746, war seit 1773 k. k. außerordentl. Gesandter und bevollmächt. Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier und Köln und am westfäl. Kreise; 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II.; 1791 dirigirender Minister in den Niederlanden, unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine, hierauf 1793 und 1794, nach der Wiedereroberung Belgiens, unter dem Erzherzog Karl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweiten Male verloren gingen. Bei dem rastadter Congresse war er östr. Principalcommissarius, und 1810 verwaltete er, in Abwesenheit seines Sohnes, provisorisch das Ministerium der ausw. Angelegenh. Er war vermählt mit Beatrix Aloisia, Gräfin von Kagenegg, und starb den 11. Aug. 1818. — 2) Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius, Graf, seit 1813 Fürst von M., seit 1816 Herzog von Portella in Sicilien, ist Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, k. k. Kämmerer, wirkl. geh. Rath, Staats- und Conferenzminister, auch Minister der auswärt. Angelegenh., seit 1821 mit dem Titel eines k. k. Haus-, Hof- u. Staatskanzlers, geb. den 15. Mai 1773 zu Koblenz.

Mettmann, Stadt im Kreise Elberfeld, Reg.-Bezirk Düsseldorf, preuß. Rheinprovinz, liegt in einem tiefen Thale an einem Arme der Düssel, hat 1 kathol. und 2 evangel. Kirchen, 1860 Einw., Sammet- und Seiden-, Tuch-, Siamoisen- und Baumwollenmanufakturen, Stahl- und Eisenfabriken. In der Nähe sind mehre romantische Partien. Die Düssel durchschneidet hier ein schauerlich schönes Felsenthal, Gestein genannt, indem sich an ihren Ufern ungewöhnlich hohe Felsmassen erheben, in welchen sich mehre Höhlen und Grotten befinden, nämlich die berühmte Neanders-Höhle, von dem berühmten Gelehrten, Rector Neander, der 1640 in Düsseldorf lebte, so genannt, 90 Fuß lang, 40 Fuß breit und 16 Fuß hoch, deren Wände und Gewölbe von Kalkstein, zum Theil mit Tropfstein überzogen sind, der verschiedene schöne Stalaktiten gebildet hat; die Engelskammer, eine Höhle 7 Fuß hoch, 10 Fuß tief und 12 Fuß breit; die Leuchtenburg, ein kleiner Felsenbogen; die Löwengrube, eine Steinmasse mit zwei Eingängen, bei welcher sich ein Wasserfall 25 Fuß hoch in das Thal hinabstürzt, dessen Wasser ein Bassin bildet und dann zu einem Bache, Klosterbach genannt, sich ansammelt; die Teufelskammer, Feldhofkirche und Hochdelpferte. Einer der höchsten Felsen, der Rabenstein, 125 Fuß hoch, gewährt einen schönen Standpunkt zum Anblick dieses Thals.

Mettrie, s. Lamettrie.

Metz, interessante alte Stadt, einst die Residenz der austrasischen Könige, dann eine freie Reichsstadt, 1648 mit Frankreich vereint, der Sitz eines Parlaments und eines Fürstbischofs, jetzt die Hauptstadt des

franz. Mosel-Depart., am Einflusse der Seille in die Mosel, eine Festung vom ersten Range, mit dem großen stark befestigten Lager Guise am linken Ufer der Mosel, der Schanze Belle-Croix an der Ostseite und der großen starken Citadelle an der Südseite. Metz, aus der Alt- und Neustadt bestehend, ist im Ganzen altmodisch gebaut, hat aber mehre gerade und gut gepflasterte Straßen, schöne Häuser und ansehnliche öffentliche Plätze, 5820 H. und 44.000 Einw. Die Kathedrale St.-Stephan ist äußerst merkwürdig; das Schauspielhaus und die Intendantur sind sehenswerthe Gebäude. Metz ist der Sitz des Präfecten, des Stabes der 3. Militair-Division, eines Bischofs und Lyceums, hat eine öffentliche Bibliothek von 60.000 Bänden, eine vereinigte Artillerie- u. Ingenieurschule, ein Handelsgericht, eine Börse, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, wichtige Fabriken in Kattun, Zitz, Barchent und Wollenzeuchen, über 30 Gerbereien und Färbereien, Obstbau und Baumschulen. Hier ist der Sammelplatz des franz. Handels nach dem Rhein, mit Wein, Branntwein, Oel, Holz ꝛc., welcher durch eine jährliche Messe im Mai befördert wird. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Mosel, befinden sich die Trümmer einer großen römischen Wasserleitung, von dem Volke die Teufelsbrücke genannt. Die i. J. 1822 in der alten Citadelle gefundenen Alterthümer dieser im hohen Alterthum und unter den Merovingern berühmten Stadt hat Devilly (Metz 1823) geschrieben. Die Gesellsch. der Wissensch. und Künste in Metz gibt eine Sammlung ihrer Arbeiten heraus und macht Preisfragen bekannt; auch finden in Metz Kunstausstellungen der Fabrikanten statt. S. E. A. Begin's „Hist. des sciences, des lettres, des arts etc. dans le pays Messin depuis les Gaulois jusqu' à nos jours" (Metz 1829).

Metzu (Gabriel), Maler, geb. 1615 in Leyden, lebte in Amsterdam. Seine Muster waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er malte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken u. s. w. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden kann, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod, 1658 in Amsterdam, zu.

Meudon, Marktflecken im franz. Depart. Seine und Oise, Bezirk Versailles, 2 Stunden von Paris, unweit der Seine, mit 2300 Einw., berühmt durch das Schloß mit einem schönen Parke; vor der Revolution ein Vergnügungsort der königl. Familie, wurde 1793 vom Wohlfahrtsausschuß dem Nationalinstitut überlassen, welches sich hier mit der Vervollkommnung der zum Kriege gehörigen Dinge beschäftigte. Das Schloß wurde, um diese Arbeiten desto geheimnißvoller auszuführen, mit tiefen Graben und Erdwällen umgeben. Man fiel hier zuerst auf die Idee, die Luftballons zum Besuche von Recognoseirungen zu gebrauchen, welches zuerst in der Schlacht bei Fleurus (1794) und nachher noch öf-

ters von den Franzosen mit Erfolg geschah. 1795 brannte ein Theil der Gebäude ab. Napoleon ließ später das Schloß wieder aufs prachtvollste einrichten; es war eine Zeitlang der Aufenthalt seines Sohnes; auch residirte hier die Kaiserin Marie Louise, während Napoleon in Rußland focht. Jetzt ist das Schloß eine königl. Domäne. Meudons Einwohner ernähren sich vom Weinbau und dem Ertrag der reichhaltigen, in mineralogischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht so merkwürdigen Kreidebrüche.

Meulen (Anton Franz van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn Ludwig XIV., der ihn stets in sein Gefolge nahm, wenn er ins Feld zog, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. Besonders glücklich war er in dem Ausdruck, den er seinen Pferden zu geben wußte. Dieß bewog denn auch seinen Freund und Schwiegervater Lebrun, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Durch die berühmtesten Kupferstecher seiner Zeit ist eine Reihe von 152 Platten nach van der Meulen's Gemälden gestochen worden. 1673 wurde er Mitglied der Akademie und starb 1690.

Meursius, (Familiennamen de Meurs), (Johannes, der Vater), geb. 1579 zu Losdun bei Haag, studirte in Leyden und entwickelte sich sehr frühzeitig; denn schon im 12. Jahre verfaßte er lat. Reden und im 13. griech. Verse, ward ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforscher, bereiste als Führer der Söhne des Großpensionnairs Barneveldt einen großen Theil Europas, erhielt die Professur der Geschichte und griech. Sprache zu Leyden, wurde 1510 Historiograph von Holland. Als er sich nach Barneveldt's Untergange den Kränkungen der Parteisucht bloßgestellt sah, folgte er 1611 (n. A. erst 1625) einem Rufe als königl. dänischer Historiograph, lehrte zu Soroe Geschichte und Politik, wo er auch 1639 starb. Meursius gehört zu den fleißigsten Arbeitern, besonders in dem Felde der griech. und röm. Alterthümer, die er, obgleich nur in Monographien, fast in ihrem ganzen Umfange behandelte. Die meisten derselben finden sich in dem „Thesaurus“ des Gronov und dem des Grävius gesammelt. Außerdem hat er geliefert ein „Glossarium graeco-barbarum“, und 2 größere Werke über die belgische und über die dänische Geschichte, beide in lat. Sprache, seiner vielen Anmerk. zu alten Autoren nicht zu gedenken. Eine Sammlung von Meursius's Schriften hat Lami zu Florenz 1741 — 1763 in 12 Fol. besorgt. — Sein Sohn, Johannes M., der Jüngere, geb. 1613 zu Leyden, studirte unter der Leitung seines Vaters und ward, mit ebenso glücklichem Talent begabt, durch mehre antiquarische Forschungen bekannt. Er starb 1653. Fälschlich laufen unter seinem Namen die skandalösen „Elegantiae latini sermonis“, deren Verf. wahrscheinlich der Franzose Corier ist.

Meusel, berühmter deutscher Bibliograph, geb. zu Eyrichshof im fränkischen Rittercanton Braunach 1743, studirte zu Göttingen, erhielt daselbst die Magisterwürde und habilitirte sich 1766 zu Halle. 1769 ging er als Professor der Geschichte nach Erfurt, lebte dann seit 1780 als Hofrath und Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, wo er 1820 starb. Man hat von ihm: „Das gelehrte Deutschland“ (5. Ausg., Lemgo 1796 fg.; der 21 Bd., bearbeitet von Lindner, herausgeg. von Ersch, Lemgo 1827, beschloß das

Werk, dem noch ein Supplementband mit Verbesserungen und Register folgen soll); „Lexicon der von 1750—1800 verstorb. deutschen Schriftsteller“ (Lpz. 1802 fg.), eine Bearbeitung von B. G. Struv's „Bibliotheca historica“ (Thl. 1—9, Lpz. 1782—1802, 21 Bde. unbeendigt); „Deutsches Künstlerlexicon“ (Lemgo 1778, 1789, 2 Bde.); „Miscellaneen artist. Inhalts“ (1—30. Heft, Erfurt 1779 fg.); „Museum für Künstler und Kunstliebhaber“ (1—18. Stück, Manheim 1787 fg.); „Neues Museum u. s. w.“ (1—4. Stück, Lpz. 1794 fg.); „Neue Miscellaneen artist. Inhalts“ (1—14. Stück, Lpz. 1795 fg.); „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber“ (Dresden 1803 fg.); „Anleit. zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie“ (5. Aufl., Lpz. 1816); „Literatur der Statistik“ (Leipzig 1806, 1807, 2 Bde.); „Lehrbuch der Statistik“ (3. Aufl., Lpz. 1805); „Geschichte von Frankreich“ (als 35—39. Theil der „Allgemeinen Welthistorie“); „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit“ (1—3. Abtheilung, Lpz. 1799 fg.) u. m. a.

Mexico (sprich Mejico) oder die Republik der 21 vereinigten mexicanischen Staaten, bildet eine ungefähr 77.000 QM. große Landschaft Mittelamerikas. Sie ist das ehemalige Königreich Neuspanien. Die Geschichte von Mexico beginnt mit der Auswanderung aus dem Norden gekommenen Azteken und der Tolteken im 7. Jahrh. n. Chr., welche die Herrschaft anschrissen und wodurch die Bewohner bedeutende Fortschritte in der Civilisation machten. Die Fürsten der Azteken herrschten unumschränkt, drückten aber das Volk, welches noch seine angestammten Kaziken (Oberhäupter) hatte, gewaltig. Schon 1517 hatte Franz Hernandez von Cordova die Küste von Yukatan entdeckt und die Spuren bedeutender Cultur daselbst bewundert. Im folgenden Jahre machte Juan de Grisalva weitere Entdeckungen, und die mexicanischen Statthalter gaben dem Montezuma die erste Nachricht von der Erscheinung der Fremden. Dieser glaubte mit seinen Räthen, daß der Luftgott Quetzalkoatl erschienen wäre, und sandte Boten aus, dem Gotte seine Unterwürfigkeit zu bezeigen. Aber diese trafen die Spanier nicht mehr. 1519 folgte nun die Expedition unter Fernando Cortez (s. d.) und die gänzliche Eroberung des mexicanischen Reichs und der benachbarten Staaten. Montezuma (s. d.) starb 1519 an den Folgen eines von den Seinigen empfangenen Steinwurfs, selbst von den Spaniern beklagt. Nach der momentanen Vertreibung der Spanier aus der Stadt Mexico wählten die Mexicaner des vorigen Königs Bruder, Kuitlahuatzin, zu ihrem Beherrscher. Er starb nach einer Regierung von etwa 4 Monaten an den durch die Spanier nach Amerika gebrachten Blattern, und zum Nachfolger wurde sein 25jähriger Neffe Quauhtemotzin gewählt. Bei der endlichen Eroberung und Zerstörung von Mexico 1521 wurde er nebst seiner Gemahlin, dem Könige Koanakotzin von Akolhuakan, dem Könige Tetlepanquetzaltzin von Tlakopan und andern Vornehmen auf der Flucht gefangen. Ungeachtet der freundlichen Versprechungen des Cortez, ihn mit Güte zu behandeln, wurde er doch auf die Tortur gebracht, um verborgene Schätze zu entdecken, und 1525 mit den beiden andern Königen aufgehängt, weil man sie einer Verschwörung gegen Cortez beschuldigte. Die Stadt Mexico hatte 196 Jahre gestanden und war 169 Jahre der Sitz der neuen Monarchie gewesen. Cortez erhielt anfangs die Statthalterschaft über die neue Eroberung zugesagt, bald (1530) ward ihm

jedoch ein Vicekönig beigesetzt, und von diesem ward seine Wirksamkeit fast gänzlich anullirt. Nach ihm beherrschten Vicekönige das Land. Gewöhnlich dauerte aber die Regierung eines Jeden nicht über 5 Jahre. Natürlich benutzte jeder diese kurze Frist, um sich möglichst zu bereichern. Das Land schmachtete unter dem furchtbarsten Druck. Nur die in Europa gebornen Spanier konnten öffentliche Aemter bekleiden, selbst den in Amerika gebornen Weißen (Creolen) war dieß nicht erlaubt. Der Handel war ausschließlich Alt-Spanien vorbehalten und wurde besonders von Cadix aus betrieben. Auch der Druck der Hierarchie war bedeutend, und zahlreiche Bischöfe, Pfarrer und Klostergeistliche wurden vom Lande ernährt. Eingetheilt wurde das Land in 3 Audienzias, Mexico, Guadalaxara (Neu-Galicien) und Guatemala. Zuletzt theilte sich dasselbe in 2 Generalcapitanate, Mexico und Yukatan, und in 2 Generalcommandantschaften, Provincias internas orientales und Provincias internas occidentales; doch befehligte der Vicekönig über alle, und nur in militairischer Beziehung stand der Generalcapitain von Yukatan unmittelbar unter Spanien. Das Vicekönigreich zerfiel in die Intendanzen Mexicos, Puebla, Oaxaca, Vera-Cruz, Merida de Yukatan, Guadalarara, Guanaxoako, Durango, San Luis de Potosi, Sonora, Valladolid de Mechoacan, Zacatecas, und das Corregimento Querentaco und das Coverno von Tlascala. Zahlreich waren die Aufstände, durch welche die Eingebornen und Halbeuropäer sich zu befreien suchten, doch wurden diese sämmtlich, ohne viel Geräusch, und ohne daß die Spanier davon in Europa Erwähnung davon thaten, gedämpft. Erst um 1809, als die Nachrichten von dem Ausbruche der spanischen Unruhen in Europa in Mexico eintrafen, erhoben sich die Nationalspanier gegen den Vicekönig Iturrigaray, man zwang ihn zur Niederlegung der Regierung und errichtete eine Junta, zu deren Haupt der Erzbischof von Mexico ernannt ward. Die Central-Junta von Sevilla bestätigte das Verfahren, rief den Vicekönig zurück, sendete einen andern, den General Venegas ab. Noch ehe dieser ankam, brach 1810 eine Verschwörung aus, als deren Haupt sich der Pfarrer Miguel Hidalgo y Costilla zu Dolores, unweit San Miguel el Grande zeigte. Derselbe beabsichtigte eine totale Reform. Diese Verschwörung sollte später ausbrechen. Ein Mitverschworner entdeckte aber auf dem Todbette einem Priester das Geheimniß, dieser meldete dasselbe an die Regierung, und Hidalgo war daher zur Beschleunigung derselben bewogen. Am 14. Sept. 1810 zeigten sich die ersten Bewegungen und mit ihnen begann die erste mexicanische Revolution. Mit Beihülfe einiger Officiere, namentlich des Hauptmanns Allende, wurden die regulairen Truppen der Gegend von Dolores zum Abfall gebracht, die Indianer durch Predigten revolutionirt, und mit einem täglich wachsenden Heere von mindestens 80.000 Mann drang Hidalgo, nachdem er Miguel el Grande, Zelaya, Guanaruata (wo er 5.000.000 Piaster fand), Lagos, Zacatecas, Valladolid u. s. w. genommen und den von den Indianern seit der spanischen Invasion gezahlten Tribut abgeschafft hatte, unter dem alten Banner der mexicanischen Kaiser, weiß und blau, gegen Mexico selbst vor. Vergebens schleuderte die mexicanische Inquisition den Bannstrahl gegen ihn, und schon stand er vor den Thoren Mexicos, und Alles erwartete den Sturm, der gelingen mußte, den aber auch der Generalcapitain Venegas zu erwarten und sich fechtend nach Vera-Cruz zurückzuziehen gesonnen war. Doch Hidalgo zog sich,

nach Einigen durch die Nachricht von Vortheilen, die die Royalistengenerale Calleja und Cadena über einen Unterfeldherrn seines Heeres, n. Nnd. durch den Abscheu vor den nothwendig aus einem Sturm auf Mexico entstehenden Gräueln, am 1. Nov. 1810, zurück und gab den Angriff auf Mexico auf. Zu Aculco am 7. Nov. und zu Goanorato von Calleja geschlagen, floh er nach Guadalaxara, das ihm die Thore öffnete, ward jedoch bei Puente de Calderon am 17. Jan. 1811 nochmals besiegt. Doch blieben ihm noch die reichen Bergwerksgegenden von Zacatecas und Potosi, er errichtete dort Guerillas und erfocht, obschon von Calleja stets gedrängt, doch einige Vortheile, als mehre Treulose, an deren Spitze y Elisondo stand, ihn, um ihren Frieden mit Spanien zu schließen, mit 52 Officieren seines Generalstabes, zu Acalita de Bajan am 21. März 1811 aufhoben und den Spaniern auslieferten, welche die 52 Officiere auf der Stelle erschießen und Hidalgo später hinrichten ließen. Die Revolution schien beendigt; allein der grausame Uebermuth der Sieger kannte keine Grenzen. Da entzündete sich von Neuem der Aufruhr. Der Rechtsgelehrte Rayon und 4 Priester, Lizenga, Matamoros, Torres, Mier und Morelos, sammelten neue Scharen, mit welchen sie den kleinen Krieg ohne Gewehrfeuer führten. Endlich bewaffnete Morelos 3000 M. mit Flinten, die man in mehr als 20 Treffen auf dem Wahlplatze gesammelt hatte, bemächtigte sich der Stadt Acapulco und schnitt die Verbindung zwischen Vera-Cruz und Mexico ab. Doch auch er fiel 1815 in die Hände der Spanier und wurde zu Mexico erschossen. Dasselbe Schicksal hatte Matamoros. Hierauf nahm Calleja die Stadt Zitiquaro ein, wo eine Junta im Namen Ferdinands VII. regierte. Er ließ die Stadt von Grund aus zerstören. Aber die Mexicaner verloren den Muth nicht; sie nahmen eine Stellung nach der andern weg; bis sie sich endlich in dem Meerbusen von Mexico mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Verbindung setzten, wohin sie den General Tolledo abschickten. Von hier aus erhielten sie Waffen und erfahrene Officiere; auch nahmen junge Leute aus Neuyork, Baltimore und Boston Dienste bei ihnen. Die Angelegenheiten der Republik leitete jetzt der hohe Congreß zu Pururan, 40 Meilen von Mexico. Von hier aus erließ er den 28. Juni 1815, im 6. Jahre der mexicanischen Unabhängigkeit, eine vom Präsidenten Pagola aus den 13 Provinzen ausgezeichnete Unabhängigkeitserklärung an alle Nationen und entwarf eine demokratische Verfassung. Im Norden machte der republikanische General Peire Fortschritte, und im Süden unternahm der General Viktoria die Belagerung von Cordova und Orizana. Dadurch ward die Verbindung zwischen Mexico und Vera-Cruz aufs Neue unterbrochen, und die Aufrührer waren im Sept. 1816 Meister der Provinzen Guadalaxara, Texas, Matagorda, Puebla u. a. m., sodaß die königl. span. Regierung fast nur auf die Bezirke von Mexico und Vera-Cruz eingeschränkt war. Allein der neue Vicekönig D. Juan Apodaca traf so zweckmäßige Anstalten, daß nicht nur die Hauptpunkte behauptet, sondern auch die Aufrührer mehrmals geschlagen wurden. Zugleich gewann er durch ein mildes, aussöhnendes System das Vertrauen des Volkes wieder. Daher gelang es dem General Feran 1816, den Congreß aus einander zu sprengen, wozu die Uneinigkeit unter den Republikanern selbst daß Meiste beitrugen. Endlich erschien der kühne Mina, Guerillasan-

führer aus Spanien. In seinem Vaterlande geächtet, kam er, von mehren fremden Officieren begleitet, nebst Kriegsbedarf und einer Druckerpresse aus Nordamerika in Mexico an, wo er den 24. April 1817 bei Soto la Marina an die Spitze der Aufrührer trat. Er sammelte sogleich ein Heer und schlug die Spanier den 15. Juni bei Peotillos, hierauf bei San Felipe, und erließ am 30. Juni einen Aufruf an das Volk aus seinem Hauptquartier von Los Remedios, „dem Felde der Ehre von Mexico". Aber in der Folge wurde er vom General Pascal de Linan hart bedrängt und mußte sich in die Feste Sombrero oz Conanja werfen. 300 der Seinigen, darunter 72 Officiere, welche Mina gefolgt waren, wurden von den Spaniern abgeschnitten und erschossen. Ende Augusts ward Mina selbst aus den festen Plätzen Conanja und San Gregoria vertrieben; doch war er noch 600 Mann stark und wußte durch kühne und schnelle Märsche die von ihm von allen Seiten umringenden spanischen Truppen zu täuschen. Endlich ward er den 27. Oct. im Paß von Venadita durch Ueberfall von dem spanischen Obersten Orrantia, mit 25 ner Seinigen, worunter die beiden Herrara's, gefangen, nach Mexico gebracht und daselbst am 13. Nov. 1817 erschossen. Zu seinem Unglücke trug er vorzüglich die vom Vicekönig Apodaca erklärte allgemeine Amnestie bei, welche von den meisten Häuptern der einzelnen Provinzen angenommen wurde. Der einzige Pater Torres setzte den Kampf fort und erhielt einige Vortheile 1818. Mehre Provinzen errichteten hierauf unabhängige Regierungen unter den Anführern von Guerillas, welches dieses große Land durchstreiften, wo die Hindernisse der Verbindung, der Mangel an Heerstraßen, die Natur des Bodens und die Armuth des Volks den Unterhalt der Truppen und die Unterwerfung der Einwohner erschwerten. Einzelne Corps, die der Vicekönig dahin entsandte, um einige schlecht befestigte Plätze einzunehmen, wurden von den Banden des tapfern Guadalupe-Vittoria zerstreut. Die königl. Truppen konnten sich nur im Besitz der größern Städte behaupten; dagegen herrschte im Innern des Landes, in den Provinzen Valladolid, Guadalaxara, Guanaxuato, Zacatecas, und Cohahuela die Anarchie des Aufruhrs. Die Bandenführer wurden von der niedern Geistlichkeit, welche meistens aus Eingeborenen bestand, thätig unterstützt; es fehlte ihnen bloß an Waffen und an einem Oberhaupte, das den vereinzelten Widerstand planmäßig leitete. Erst im Anfange des Jahrs 1821 versuchte es ein mexicanischer Officier, Don José Felix Thespalacios, der die Trümmer der Banden des Generals Long in der Provinz Texas gesammelt und den Titel eines Generallieutenants des Heeres von Mexico angenommen hatte, eine oberste Junta in Texas zu errichten; allein er fand in dieser Einöde, 300 span. Meilen von der Hauptstadt entfernt, keine Hülfsquellen, um den Kampf mit Erfolg fortzusetzen. Da stellte sich unerwartet, fast vor den Thoren von Mexico, im Febr. 1821, ein Oberster des königl. Heers, D. Augustin Iturbide, gebürtig aus der mexicanischen Stadt Valladolid, an die Spitze des Aufstandes. Iturbide, dem der Vicekönig Apodaca im Febr. 1821, weil er ihn für königlich gesinnt hielt, den Heerbefehl gegeben hatte, trat zu der Partei, welche eine Föderativrepublik errichten wollte, vereinigte mit sich viele Anhänger der übrigen, und entwarf den Plan von Iguala (den 24. Februar 1821), welchen auch der neue spanische Vicekönig, General O'donoju, in dem mit Iturbide zu Cordova geschlossenen Vertrag den 24. Aug 1821) an-

nahm. (Dieser Plan sicherte die Vorrechte der Kirche und den Altspaniern den Besitz ihrer Aemter.) Darauf stellte Iturbide den innern Frieden wieder her, organisirte in Mexico, mit der Würde eines Obergenerals und Großadmirals bekleidet, die repräsentative Regierung, und trat als Präsident an die Spitze der mit der ausübenden Gewalt beauftragten Junta. Als aber der Beschluß der spanischen Cortes, nach welchem sie den Vertrag von Cordova verwarfen, am 13. Febr. 1823 in Mexico kund wurde, wo der daselbst versammelte Congreß und die Vollziehungsjunta, unter sich entzweit, die Verwaltung zu ordnen verabsäumt hatten, da erhoben das hierauf schon vorbereitete Volk und die Besatzung den Präsidenten Iturbide (den 18. Mai 1822) zum Kaiser von Mexico unter dem Namen Augustin I. Allein der neue Kaiser versah es, die Wahlen des neuen Congresses klug zu leiten. Der neugewählte Congreß erklärte zwar (den 22. Jun.) einmüthig die Kaiserwürde in Iturbide's Familie für erblich, worauf die Krönung des Kaisers am 21. Jul. erfolgte, bestimmte aber nicht, in welcher Art die kaiserl. Macht ausgeübt werden sollte. Statt die Staatsformen festzustellen und die Gewalten zu theilen, wollte der Congreß Alles thun und vollendete Nichts. Zwei bisher entzweite Generale, Santana, der zuerst in Vera-Cruz die Republik ausrief, und Echevarri, vereinigten sich (den 2. März 1823) zu Iturbide's Sturz und verlangten die Wiederherstellung des Congresses. Darauf erklärte sich der General Vittoria und der Marquis von Vivanco, Oberbefehlshaber in Puebla, für die Republikaner. Iturbide wollte keinen Bürgerkrieg; er berief daher den von ihm entlassenen Congreß wieder zusammen, und legte am 20. März 1823 in dessen Hände seine Macht nieder. Der Congreß bewilligte ihm und seiner Familie am 9. April einen Jahrgehalt, unter der Bedingung, daß er in Italien seinen Aufenthalt wählte. Ein Versuch 1824, den Thron wieder zu erobern, endete mit seinem Tode. Er ward unmittelbar nach seiner Landung erkannt, ergriffen und erschossen (19. Juli). Nun vollendete der Congreß das Werk der Constitution v. 16. Dec. 1823, welche den 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Nachdem er im Sept. 1824 den General Vittoria zum Präsidenten erwählt und den Sklavenhandel durch ein Gesetz (vom 13. Jan. 1825 an) abgeschafft hatte, erklärte er am 29. Dec. 1824 seine Sitzung für geschlossen. Mit diesem Tage begann die verfassungsmäßige Regierung des mexicanischen Bundesstaates, der damals aus 15 souverainen Staaten bestand. Die Unabhängigkeit derselben wurde zuerst von den Vereinigten Staaten und am 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark und Preußen anerkannt. Später trat Frankreich in Handelsverbindungen mit Mexico und ernannte Handelscommissarien. Auch der Papst Leo XII. erließ am 29. Juni 1825 ein Schreiben an das „Erlauchte Haupt der Regierung", an den Präsidenten Vittoria, worin er, ohne sich in die politischen Angelegenheiten zu mischen, nur die kirchlichen des neuen Bundesstaates unter seine Obhut nahm. Doch hatte er früher durch ein encyklisches Schreiben die Independenten ermahnt, sich dem Mutterlande wieder zu unterwerfen, dadurch aber unruhige Bewegungen unter den Spaniern und dem Klerus veranlaßt. Ein Mönch, Armas, stellte sich an ihre Spitze. Er wurde erschossen; seitdem war jeder Spanier den Mexicanern verdächtig. Spanien selbst widerstand den Vorstellungen Englands (s. Canning's kräftige Note v. 25. März 1825) und dem Rathe Frank-

reichs, die Unabhängigkeit Mexicos unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Es verlor den letzten Punkt, den es noch in diesem Reiche besaß, die Feste St.-Juan de Ulloa, deren tapferer Vertheidiger, Coppinger, ein Irländer, wegen Mangel an Allem, den 18. Novbr. 1825 capituliren mußte. Der Versuch i. J. 1829, Mexico wiederzuerobern, mißglückte gänzlich. General Barradas, welcher 4000 Spanier von Havanna aus am 27. Juli 1829 beim Cabo Rojo gelandet und am 7. Aug. Tampico genommen hatte, mußte, von den Mexicanern unter Santana u. A. eingeschlossen, in Folge der Capitulation im Sept. sich wieder einschiffen. — In Mexico selbst hatten zwei Parteien um den Besitz der Gewalt gekämpft. Sie nannten sich seit 1827, nach den Freimaurerlogen, Escoseses und Yorkinos. Jene, die aristokratischen Independenten, zu denen die Spanier gehörten, wünschten einen Prinzen des Hauses Spanien auf dem Throne von Mexico zu sehen; diese, die demokratischen Intependenten, verlangten die Verbannung aller Spanier. Darauf suchten die Escoseses durch den Vicepräsidenten, General Bravo, im Jan. 1828, die Regierung an sich zu reißen; allein sie wurden geschlagen, und die Anführer verbannt. Dennoch gelang es ihnen, daß der verdienstvolle Kriegsminister Pedraza, ein Freund der Spanier, zum Präsidenten der Republik erwählt wurde; allein die Yorkinos griffen zu den Waffen, und v. 2.—6. Dec. 1828 war die Hauptstadt der Schauplatz des Bürgerkrieges und der Plünderung. Pedraza entsagte und ging nach England. Nun wurde der tapfere Guerrero am 1. Jan. 1829 zum Präsidenten gewählt. Hierauf gab der Congreß am 20. März 1829 ein Gesetz, das alle Spanier, mit wenig Ausnahmen, verbannte. 22.000 Spanier verließen Mexico. Guerrero hatte seine Wahl zum Präsidenten mit Waffengewalt erzwungen, als Mestize war er den aristokratischen Parteien aller Farben gleich verhaßt, vorzüglich die Anhänger der vertriebenen Spanier waren unzufrieden mit seiner Regierung und verschworen sich gegen ihn. An der Spitze seiner Gegner standen Anastasio Bustamente, der am 6. Jan. 1829 von dem Congresse zum Vicepräsidenten erwählt worden war, die Generale Bravo, der bei der allgemeinen Gefahr des Vaterlandes aus seiner Verbannung in Nordamerika zurückkehrte und seine Dienste gegen die Spanier anbot, Luis Quintanar, Lucas Alaman und Andere. Bustamente stand mit einem Reservearmeecorps am Abhange des Hochplateau zu Jalapa, während Santana die Spanier an der Küste besiegte. Von Jalapa aus erließ Bustamente mit seinen Offizieren eine Erklärung gegen den Präsidenten, welcher die Einwohner der Stadt beistimmten, brach dann mit seinen Truppen auf und rückte über Puebla gegen die Hauptstadt vor. In Mexico hatte sich unter Quintanar's Leitung eine Verschwörung gebildet, welche am 22. Dec. ausbrach; von 2—8 Uhr Morgens kämpften die Truppen des Präsidenten mit den Verschworenen, welche von der Erklärung, die Bustamente erließ und der sie beitraten, Pronunciados genannt wurden, in den Straßen Mexicos; doch wurde von den kämpfenden Parteien die Pöbelmasse niedergehalten und nicht geplündert. Die Pronunciados bemächtigten sich des Regierungspallastes, Guerrero legte seine Präsidentenstelle nieder und begab sich mit den ihm treu gebliebenen Truppen in den südlichen Theil des Landes. Nach dem Siege der Anhänger Bustamente's wurde die Ordnung und Sicherheit in der Stadt Mexico schnell wiederhergestellt; eine provisorische Regierung, aus Velez, Quintanar und Ala-

man bestehend, übernahm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und berief den Congreß der föderirten Staaten, welcher sich den 1. Jan. 1830 versammelte und Bustamente zum Präsidenten erwählte. Da Guerreros's Partei vorzüglich unter den Eingeborenen zahlreich war, bereitete sie sich vor, der neuen Regierung Widerstand zu leisten; im Juni 1830 wurde in Mexico eine Verschwörung unter den Soldaten entdeckt, welche den Plan hatten, Bustamente und seine vornehmsten Anhänger zu ermorden und Guerrero zum Präsidenten auszurufen; Guerrero selbst sammelte eine Schar und drang im Juli 1830 in der westlichen Provinz Oaxaca vor, wurde aber bei Tepexe von dem mit Regierungstruppen gegen ihn abgeschickten General Bravo geschlagen und gerieth selbst in Gefangenschaft. Er wurde nach Puebla de los Angelos, 18 Meilen von Mexico, gebracht und dort einer Escorte unter dem Befehle eines Obersten Vittoria übergeben, welcher ihn nach der Hauptstadt bringen sollte, aber mit Guerrero und seinen Truppen selbst zu den Insurgenten überging. So begann die Fehde aufs Neue, welche Guerrero bis zum Nov. 1830 an der Grenze der Staaten Oaxaca und Chiapas fortführte, bis er den Bundestruppen weichen mußte, durch Verrath in die Hände der Regierung fiel und nach dem Urtheil eines parteiischen Kriegsgerichts am 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erschossen wurde. Die aristokratische Creolenpartei verbreitete allgemein die Meinung, als habe Guerrero nach der Wiederherstellung des Kaiserthums gestrebt und die Absicht gehabt, nach Iturbide's Vorbild sich von den Soldaten zum Kaiser ausrufen zu lassen. Guerrero's Talente waren unbedeutend, er wird mit Paez von Venezuela verglichen. Der Oberst Vittoria war schon am 20. Aug. 1830 wieder von den Bundestruppen gefangen, nach Puebla geführt und von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden; er entkam aber dem Gefängniß und begab sich in das Gebirge, wo er aufs Neue eine Guerilla bildete, welche der Schrecken der ganzen Gegend ward. Am 10. Sept. wurde seine Schar von dem Oberst Alendé umringt und nach blutigem Gefecht vernichtet; Vittoria selbst, schwer verwundet, wurde gefangen und in Puebla erschossen. Bustamente bewies in seinen Maßregeln viel Talent, aber er war zu sehr Aristokrat, um nicht den Haß einer mächtigen Partei auf sich zu laden; vorzüglich waren ihm die Patrioten abgeneigt und erregten schon im Sept. 1831 bei Anlaß des Widerrufs des Vertreibungsdecrets der Spanier in der Hauptstadt Mexico eine gefährliche Bewegung. Im Jan. 1832 erhob der General Santana, der Held des Südens, der Besieger der Spanier, den die Regierung fürchtete und vernachlässigte, in Vera Cruz die Fahne der Insurrection gegen Bustamente's Regierung und den von Aristokraten und Theokraten beherrschten Congreß; er proclamirte Pedrazza als den allein rechtmäßigen Präsidenten. Mit wechselndem Glücke dauerte der Kampf das ganze Jahr hindurch; die Mehrheit der Staaten erklärte sich für Pedrazza; endlich entschied auch das Kriegsglück für Santana's Waffen. Am 1. und 2. Oct. erfocht Santana einen entschiedenen Sieg bei Puebla, eroberte am 4. Oct. diese, 23 Leguas von Mexico gelegene Stadt mit mehr als 50.000 Einwohnern. Am 2. Jan. 1833 marschirten die vereinigten Truppen, etwa 10.000 Mann stark, in Mexico ein, unter Glockengeläute und Freudenbezeugung aller Art. Am folgenden Tag hielt Pedrazza, von Santana und Bustamente begleitet, einen feierlichen Einzug und bezog den Nationalpallast. So endete der vierjähr. Partei-

reichs, die Unabhängigkeit Mexicos unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Es verlor den letzten Punkt, den es noch in diesem Reiche besaß, die Feste St.-Juan de Ulloa, deren tapferer Vertheidiger, Coppinger, ein Irländer, wegen Mangel an Allem, den 18. Novbr. 1825 capituliren mußte. Der Versuch i. J. 1829, Mexico wiederzuerobern, mißglückte gänzlich. General Barradas, welcher 4000 Spanier von Havanna aus am 27. Juli 1829 beim Cabo Rojo gelandet und am 7. Aug. Tampico genommen hatte, mußte, von den Mexicanern unter Santana u. A. eingeschlossen, in Folge der Capitulation im Sept. sich wieder einschiffen. — In Mexico selbst hatten zwei Parteien um den Besitz der Gewalt gekämpft. Sie nannten sich seit 1827, nach den Freimaurerlogen, Escoseses und Yorkinos. Jene, die aristokratischen Independenten, zu denen die Spanier gehörten, wünschten einen Prinzen des Hauses Spanien auf dem Throne von Mexico zu sehen; diese, die demokratischen Intependenten, verlangten die Verbannung aller Spanier. Darauf suchten die Escoseses durch den Vicepräsidenten, General Bravo, im Jan. 1828, die Regierung an sich zu reißen; allein sie wurden geschlagen, und die Anführer verbannt. Dennoch gelang es ihnen, daß der verdienstvolle Kriegsminister Pedraza, ein Freund der Spanier, zum Präsidenten der Republik erwählt wurde; allein die Yorkinos griffen zu den Waffen, und v. 2.—6. Dec. 1828 war die Hauptstadt der Schauplatz des Bürgerkrieges und der Plünderung. Pedraza entsagte und ging nach England. Nun wurde der tapfere Guerrero am 1. Jan. 1829 zum Präsidenten gewählt. Hierauf gab der Congreß am 20. März 1829 ein Gesetz, das alle Spanier, mit wenig Ausnahmen, verbannte. 22.000 Spanier verließen Mexico. Guerrero hatte seine Wahl zum Präsidenten mit Waffengewalt erzwungen, als Mestize war er den aristokratischen Parteien aller Farben gleich verhaßt, vorzüglich die Anhänger der vertriebenen Spanier waren unzufrieden mit seiner Regierung und verschworen sich gegen ihn. An der Spitze seiner Gegner standen Anastasio Bustamente, der am 6. Jan. 1829 von dem Congresse zum Vicepräsidenten erwählt worden war, die Generale Bravo, der bei der allgemeinen Gefahr des Vaterlandes aus seiner Verbannung in Nordamerika zurückkehrte und seine Dienste gegen die Spanier anbot, Luis Quintanar, Lucas Alaman und Andere. Bustamente stand mit einem Reservearmeecorps am Abhange des Hochplateau zu Jalapa, während Santana die Spanier an der Küste besiegte. Von Jalapa aus erließ Bustamente mit seinen Offizieren eine Erklärung gegen den Präsidenten, welcher die Einwohner der Stadt beistimmten, brach dann mit seinen Truppen auf und rückte über Puebla gegen die Hauptstadt vor. In Mexico hatte sich unter Quintanar's Leitung eine Verschwörung gebildet, welche am 22. Dec. ausbrach; von 2—8 Uhr Morgens kämpften die Truppen des Präsidenten mit den Verschworenen, welche von der Erklärung, die Bustamente erließ und der sie beitraten, Pronunciados genannt wurden, in den Straßen Mexicos; doch wurde von den kämpfenden Parteien die Pöbelmasse niedergehalten und nicht geplündert. Die Pronunciados bemächtigten sich des Regierungspallastes, Guerrero legte seine Präsidentenstelle nieder und begab sich mit den ihm treu gebliebenen Truppen in den südlichen Theil des Landes. Nach dem Siege der Anhänger Bustamente's wurde die Ordnung und Sicherheit in der Stadt Mexico schnell wiederhergestellt; eine provisorische Regierung, aus Velez, Quintanar und Ala-

man bestehend, übernahm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und berief den Congreß der föderirten Staaten, welcher sich den 1. Jan. 1830 versammelte und Bustamente zum Präsidenten erwählte. Da Guerreros's Partei vorzüglich unter den Eingeborenen zahlreich war, bereitete sie sich vor, der neuen Regierung Widerstand zu leisten; im Juni 1830 wurde in Mexico eine Verschwörung unter den Soldaten entdeckt, welche den Plan hatten, Bustamente und seine vornehmsten Anhänger zu ermorden und Guerrero zum Präsidenten auszurufen; Guerrero selbst sammelte eine Schar und drang im Juli 1830 in der westlichen Provinz Oaxaca vor, wurde aber bei Tepexe von dem mit Regierungstruppen gegen ihn abgeschickten General Bravo geschlagen und gerieth selbst in Gefangenschaft. Er wurde nach Puebla de los Angelos, 18 Meilen von Mexico, gebracht und dort einer Escorte unter dem Befehle eines Obersten Vittoria übergeben, welcher ihn nach der Hauptstadt bringen sollte, aber mit Guerrero und seinen Truppen selbst zu den Insurgenten überging. So begann die Fehde aufs Neue, welche Guerrero bis zum Nov. 1830 an der Grenze der Staaten Oaxaca und Chiapas fortführte, bis er den Bundestruppen weichen mußte, durch Verrath in die Hände der Regierung fiel und nach dem Urtheil eines parteiischen Kriegsgerichts am 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erschossen wurde. Die aristokratische Creolenpartei verbreitete allgemein die Meinung, als habe Guerrero nach der Wiederherstellung des Kaiserthums gestrebt und die Absicht gehabt, nach Iturbide's Vorbild sich von den Soldaten zum Kaiser ausrufen zu lassen. Guerrero's Talente waren unbedeutend, er wird mit Paez von Venezuela verglichen. Der Oberst Vittoria war schon am 20. Aug. 1830 wieder von den Bundestruppen gefangen, nach Puebla geführt und von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden; er entkam aber dem Gefängniß und begab sich in das Gebirge, wo er aufs Neue eine Guerilla bildete, welche der Schrecken der ganzen Gegend ward. Am 10. Sept. wurde seine Schar von dem Oberst Alende umringt und nach blutigem Gefecht vernichtet; Vittoria selbst, schwer verwundet, wurde gefangen und in Puebla erschossen. Bustamente bewies in seinen Maßregeln viel Talent, aber er war zu sehr Aristokrat, um nicht den Haß einer mächtigen Partei auf sich zu laden; vorzüglich waren ihm die Patrioten abgeneigt und erregten schon im Sept. 1831 bei Anlaß des Widerrufs des Vertreibungsdecrets der Spanier in der Hauptstadt Mexico eine gefährliche Bewegung. Im Jan. 1832 erhob der General Santana, der Held des Südens, der Besieger der Spanier, den die Regierung fürchtete und vernachlässigte, in Vera Cruz die Fahne der Insurrection gegen Bustamente's Regierung und den von Aristokraten und Theokraten beherrschten Congreß; er proclamirte Pedrazza als den allein rechtmäßigen Präsidenten. Mit wechselndem Glücke dauerte der Kampf das ganze Jahr hindurch; die Mehrheit der Staaten erklärte sich für Pedrazza; endlich entschied auch das Kriegsglück für Santana's Waffen. Am 1. und 2. Oct. erfocht Santana einen entschiedenen Sieg bei Puebla, eroberte am 4. Oct. diese, 23 Leguas von Mexico gelegene Stadt mit mehr als 50.000 Einwohnern. Am 2. Jan. 1833 marschirten die vereinigten Truppen, etwa 10.000 Mann stark, in Mexico ein, unter Glockengeläute und Freudenbezeugung aller Art. Am folgenden Tag hielt Pedrazza, von Santana und Bustamente begleitet, einen feierlichen Einzug und bezog den Nationalpallast. So endete der vierjähr. Partei-

kampf, welcher die Republik in die größte Gefahr zu stürzen drohte. Im März 1833 wurde Santana zum Präsidenten, und Valentin Gomez Farias, ein Arzt, einer der unterrichtetsten Männer des Landes, patriotisch und streng republikanisch gesinnt, zum Vicepräsidenten erwählt. Als Pedraza am 1. April die oberste Gewalt niederlegte, war Santana krank u. Farias mußte die Verwaltung übernehmen. Im Mai bestieg Santana endlich den Präsidentenstuhl, und verkündete die Grundsätze, die seine Verwaltung leiten sollten; er versprach, dem Volke den Genuß seiner Rechte zu sichern, gegen Unwissenheit, Tyrannei und Laster zu arbeiten, für die Volkserziehung zu sorgen und die ihm anvertraute Gewalt nie als Werkzeug der Rache und Unterdrückung zu gebrauchen. Die Ereignisse, die bald nachher die Ruhe des Landes von Neuem erschütterten, sind noch zu wenig aufgeklärt, als daß wir sie in ihren Ursachen und ihrem Zusammenhange völlig übersehen und die vielleicht nicht ganz redliche Rolle, die Santana dabei gespielt hat, durchschauen konnten. Santana's, seither an der Spitze der liberalen Partei, hatte die in Mexico ansässigen Spanier und Geistlichkeit zu Gegner, welche die durch seine Mitwirkung eingeführte neue Regierungsform haßten. Man verbreitete das Gerücht, er habe die Absicht, sich eine unbeschränkte Gewalt anzumaßen, und obgleich er diese Beschuldigung mit Unwillen zurückwies, so mochte er doch daß Mißtrauen der demokratischen Partei, welche in der Mehrheit des Congresses ihre Stütze fand, nicht ganz besiegt haben. Die Geistlichkeit, welche die Aufhebung der Zehnten fürchtete, das Heer, das eine Verminderung der Kriegsmacht besorgte, die durch Santana überwundene Partei, die sich rächen wollte, und an ihrer Spitze Bustamente, das Haupt der spanisch-aristokratischen Faction, Alle verfolgten geheime Plane, die bestehenden Staatseinrichtungen umzustürzen. Santana zeigte, seit er die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übernommen hatte, zu wenig Entschiedenheit; er schwankte zwischen allen Parteien und ermunterte dadurch die aristokratische Reaction. Die Unruhstifter, die auf ihn rechnen zu können glaubten, wollten sich, wie es scheint, seines bei dem Volke geachteten Namens bedienen und ihn an ihre Spitze stellen. In dem Staate Valladolid regte sich im Mai zuerst die Empörung. Der Oberst Escalada rief an der Spitze einiger Soldaten Santana zum Dictator aus und bald nachher erklärten sich noch andere Anführer, und unter ihnen der General Duran, für diesen Plan. Santana zögerte gegen den ausgebrochenen Aufstand kräftige Maßregeln zu ergreifen. Endlich entschloß er sich, gegen die Empörer auszurücken, nachdem er feierlich von dem Congresse die Erlaubniß dazu verlangt hatte. Er verließ zu Anfang Juni Mexico mit der gesammten Reiterei, und bestand darauf, daß der Oberst Arista, ein Anhänger des Generals Duran, ihn begleiten sollte. Arista ging nach einigen Tagen mit der Reiterei, die er befehligte, zu dem General Duran über. Santana ward als Oberhaupt des Staats ausgerufen, und als er sich weigerte und das Heer verlassen wollte, ward er von den Offizieren umringt, gefangen genommen und in Buena Vista bei Cuanta in engem Gewahrsam gehalten. Der Chef seines Generalstabes, der Oberst Arago, dem Santana, wie man behauptet, den glücklichen Erfolg seiner Kriegsunternehmungen großentheils zu danken hat, ließ die Angehörigen der bekannten Mitglieder der Verschwörung in Mexico verhaften und machte bekannt, daß er jede dem Präsidenten zugefügte Kränkung furchtbar vergelten werde. Mochte

Santana's Weigerung, die Dictatur anzunehmen, aufrichtig seyn, oder mochte er erkannt haben, daß man ihn in eine Schlinge locken wollte, oder der Augenblick ihm für seine geheimen Entwürfe noch nicht günstig erscheinen: er entfloh aus der Mitte der Offiziere, die ihn bewachten und erschien am 13. Juni zu Puebla, wo er 1500 M. sammelte, an deren Spitze er in Mexico unter dem freudigen Zurufe des Volkes erschien. Einige Tage nachher kam die Nachricht, daß die Soldaten, die ihn gefangen genommen hatten, bei ihrem Entschlusse beharrten, den Präsidenten trotz seiner Weigerung zum Dictator zu ernennen. Sey es, daß er die Gefahr erkannte, in welche seine Schwäche ihn verwickelt hatte, oder das Mißtrauen des Congresses und der republikanischen Partei, die nun entschiedener auftrat, beruhigen wollte, er gab seine Genehmigung zu der Verordnung des Senats vom 24. Juni, die 36 seiner Gegner, und unter ihnen den ehem. Präsidenten Bustamente, auf sechs J. aus der Republik verbannte, und die Regierung zugleich ermächtigte, Diejenigen zu verbannen, die sich als Feinde der Sache des Volkes verdächtig gemacht hätten. Einige in der Hauptstadt wohnende Offiziere erhielten den Befehl sich zu entfernen. Auch in den übrigen Bundesstaaten erhob sich die Volkspartei wider die Gegenrevolution, und alle Hauptstädte wurden mit eilig ausgehobenen Kriegsvölkern besetzt. Bei der Spannung der Parteien konnte der Kampf nicht ausbleiben. Die demokratische Partei ward immer mächtiger. Mehre der besten Generale wurden von der Armeeliste gestrichen. Die Empörung des Parteihauptes Escalada in Valladolid, der das Panier der Religion aufpflanzte, gab die Losung zu neuen Bewegungen. Die demokratische Partei benutzte diese Gelegenheit und es wurde gegen 52 Personen, unter welchen viele Männer aus den ersten Familien waren, die im Freiheitskampf große Opfer gebracht hatten, und gegen alle in Spanien geborene Geistliche das Verbannungsurtheil ausgesprochen. Arista und Duran ergriffen die Waffen gegen die Regierung, und als Santana gegen sie ausgezogen war, begann der Kampf, während die Cholera im Lande und in beiden Heeren wüthete. Die Empörer, besonders unter dem General Bravo, setzten den Krieg fort, ungeachtet einer erlittenen Niederlage, doch behauptete Santana im Sept. 1833 ein entschiedenes Uebergewicht. Nach den neuesten Berichten aus Mexico (April 1834) hat die Regierung dem General Bravo Bedingungen angeboten, die dieser angenommen hat. Der General hat sich verpflichtet, sich nach Frankreich zu begeben, dort 3 Jahre zu bleiben und während dieser ganzen Zeit einen Gehalt, der im voraus vom Augenblick seiner Abreise an, zahlbar ist, zu ziehen. In Folge dieses Vergleichs waren die Truppen nach allen Punkten hin abgesandt worden, um die Insurgenten-Banden zu zerstreuen. — Die alte Geschichte von Mexico hat Ant. de Solis geschrieben (neue Aufl., Madrid 1825, 4 Bände, mit geographischen, historischen und literarischen Noten). Ueber die Revolution vgl. m. Robinson's, Will. Davis's (Bürger der Verein. St.) „Geschichte der Expedition des Gen. Xav. Mina nach Mexico im J. 1811" (enthält eine Schilderung der damal. span. Colonien; aus dem Engl., Hanover 1824). Die „Memoirs of the mexican revolution etc." (London 1821, 2 Bde.) enthalten Bemerkungen über die Verbindung der Südsee mit dem atlant. Meere durch den mexican. Isthmus in der Provinz Oaxaca mittelst des Nicaraguasees. Das Neueste erzählt W. Bullock's „Six months residence and travels

in Mexico etc. 1823" (London 1824, m. Kpf.); der Verfasser brachte seltene Pflanzen und Thiere, insbesondere sorgfältige Abzeichnungen der Alterthümer aus Mexico mit. Capitain Hall schildert in s. "Extracts from a journal written on the coasts of Chile, Peru and Mexico in the years 1820—22" (Edinb. 1824, 2 Bde.) das Verhältniß der Altspanier zu den Creolen, die Ereignisse des Planes von Iguala und das Land von San-Blas bis Acapulco. Vorzüglich lehrreich ist Alex. von Humboldt's "Essai politique sur le royaume de la Nouv. Espagne" (2. Aufl., Paris 1827, 4 Bde.). — Außer Robinson haben noch die Mexicaner D. Jos. Guerra, an der Universität zu Mexico, D. Juan Lopez Cancelada und Villaurrautia, Mitglied der span. Cortes, historische Denkwürdigkeiten über die mexicanische Revolution in spanischer Sprache geschrieben. Aus diesen Werken und aus der mexicanischen Zeitschrift "Aguila Mexicana" hat das "Quart. rev." (LXIX, 1824) das Wichtigste bekanntgemacht.

Mexico (geographisch-statistisch), liegt 15° 53′ — 30° 10′ N. Br., 264—335° L.; wird begrenzt im Norden von den Vereinigten Freistaaten Nordamerikas; im W. und S. von dem Austral-Ocean, welcher hier den großen Meerbusen von Californien bildet; im SO. von Guatemala und im O. von dem mexicanischen Meerbusen, dessen südlicher Theil die große Campeschebai bildet. Die Küste an diesem Meerbusen ist fast überall mit Lagunen und davor liegenden Sanddünen besetzt, welche die Annäherung großer Schiffe hindern; überhaupt will man eine starke Versandung dieser Küste und eine Abnahme des Meeres bemerken. Auch die Küste des Austral-Oceans hat wenig gute Häfen. Die wenigen Häfen, dort San-Blas, Acapulco und Huatulco, hier die Insel St.-Juan de Ullao, der Hafen, oder vielmehr nur ein den Nordstürmen offener Ankerplatz für die Stadt Vera-Cruz (der einzige Ort, der bisher mit Europa verkehrte), werden durch starke Festungswerke vertheidigt. Dagegen sind die beiden erstgenannten Häfen des stillen Meeres für Kriegsflotten groß und sicher. Unter den Flüssen sind der Rio Salinas, Rio de las Palmas, Rio Panuco, Cavanes, Alvorado, St.-Yago, Rio del Norte, Rio Colorado die beträchtlichsten. Außer diesen Gewässern hat Mexico mehre bedeutende Binnenseen, wovon der Chapala (Tschapala), 20 QM. groß, in der Provinz Guadalaxara, der größte, die kleineren im Thale von Mexico die bekanntesten sind; viel größere, aber gänzlich unbekannte, finden sich in dem noch wenig besuchten nördlichsten Theile des Landes. Das Innere von Mexico bietet ein sehr hohes Plateau von 6—8000 Fuß mit geringen Unterbrechungen; nur an einem Punkte, in der Gegend der Stadt Mexico, erheben sich aus der Ebene bedeutende Berge, welche Vulcane sind und wovon einige über 16.000 Fuß Höhe erreichen, ihre Ausbrüche sind selten, der letzte fand 1759 statt, wo ein Berg von 4000 Fuß Höhe entstand. Die übrigen Gebirge sind nur unbedeutende Höhen, welche die Einförmigkeit der Hochebene unterbrechen. Die Abfälle der Ebene nach den Küsten sind verschieden, der östliche ist äußerst steil und schroff, der westliche viel sanfter, führt erst durch mehre Terrassen zum Austral-Ocean; beide Küsten sind sandig, sumpfig und sehr ungesund. Wo Zucker-, Caffee- und Baumwollpflanzungen halb Europa versorgen könnten, da weiden zahlreiche Heerden Hornvieh. Um Vera-Cruz ist der Sandboden ohne Bäume und Gras, die Luft so ungesund wie bei Batavia, daher die Volkszahl dieser Stadt (nach Hum-

boldt 16.000) jetzt kaum noch 7000 beträgt. Die Hochebene hat nur Wald an den Hügeln und Bergen, übrigens ist sie fast baumlos, an vielen Stellen dürr, mit geringer Vegetation; die Abhänge nach den Küsten bieten die trefflichste Vegetation dar. Hierauf gründet sich auch die alte Eintheilung des Bodens in terras calientes, heiße Länder, an den Küsten, templadas, gemäßigte, an den Abhängen, und frois, kalte, auf der Hochebene, welche in der That ein für ihre Lage strenges Klima hat; über den 30° hinaus hat man im Winter schon wirkliche Kälte. Die niedrigen, hügelreichen, noch immer 4—5000 Fuß über dem Meere sich ausbreitenden Landstriche der mittlern Abdachung, wo die Luft gemäßigt und sehr gesund ist, sind sehr fruchtbar. Hier liegen, von stark bevölkerten Dörfern umgeben, die großen Städte Mexico (s. d.), Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, St.-Luis Potosi, Pueblo de los Angelos (mit 90.000 Einw., das alte Tlascala, auf einer 7000 F. hohen Bergfläche), Queretaro und Guaxaca. In diesen Landstrichen gibt es große Ebenen, wo der Ertrag des nicht gedüngten Weizenbodens selten geringer als 50fach und häufig 80fach ist. Mais gewährt manchmal 100, wohl auch 300 Körner für 1. Die Aernte eines Jahres reicht für den Bedarf von 2 Jahren hin. In den Niederungen ist die Fruchtbarkeit so groß, daß bei Familien, welche sich von Mais nähren, die Bedürfnisse einer Familie für ein ganzes Jahr dadurch gedeckt werden können, daß ein Mann einen einzigen Tag lang arbeitet. Zu den Produkten, welche diesem Handel vorzüglich eigen sind, gehören an Thieren, außer einer Menge Affenarten, Beutelthieren: das Tapir, das Faulthier, mehre Gürtelthiere, Kaimans oder Krokodile, Schildkröten, Schlangen, mehre schöne leuchtende Käfer, vorzüglich aber die Cochenille. An Pflanzen ist die Vanille, eine Schlingpflanze, deren Schoten das bekannte Gewürz abgeben, in Mexico einheimisch; die beste wird an den östlichen Abhängen der Gebirge gezogen, sie findet sich aber auch wild wachsend. Ferner der Kakao, dessen Anbau schon zu den Zeiten der Azteken bekannt war. An Medicinalpflanzen bringt Mexico die Sassaparille und Jalappe hervor. Die Wälder liefern mehre edle Holzarten, namentlich das Mahagoni- und das Campescheholz. Unter vielen naturhistorischen Merkwürdigkeiten Mexicos nennen wir noch den sogen. Händebaum, dessen Früchte einer menschlichen Hand ähneln, und die Pflanze Maguey, aus deren Blättern der sogen. Paraguay-Thee, und in eigenen Fabriken auch ein gutes Papier bereitet wird. Vor der Ankunft der Europäer bauten die Mexicaner schon den Mais und die Kartoffeln. Ebenso kannten die Mexicaner schon den Anbau der Banane oder des Pisang und des Maniok, einer Wurzel, deren mehlartige Substanz, nachdem ihr giftiger Saft durch Auswachsen fortgeschafft worden, ein treffliches Nahrungsmittel gibt. Aus dem Safte der Agave bereiteten sie ein noch unter ihnen berauschendes Getränk, Palque genannt. Jetzt sind alle unsere Getreide- und Obstarten eingeführt, ebenso Zucker, Baumwolle, Flachs, Hanf, ja selbst der Oelbaum und der Weinstock. Das Hauptmineral Mexicos ist Silber. Es finden sich in Mexico reiche Gänge von einer Mächtigkeit und Länge, wie man in keinem andern Theile der Welt kennt, die zu Anfange des 19. Jahrh. jährl. 7000 Mark Gold und 2.338.000 Mark Silber, 23 Mill. Piaster an Werth, lieferten. Allein der Bürgerkrieg, welcher 1810 zuerst in den Bergwerksdistricten ausbrach, hat das Land verwüstet und die Industrie gestört. Reiche Familien sind

dadurch verarmt, andre sind ausgewandert. Viele Bergwerke mußten liegen bleiben; die großen Anlagen der Gruben zu Valenciana wurden 1817 von den Insurgenten verbrannt. Die berühmte Grube von Guanaruato, deren Ertrag vor 1810 sich auf 600.000 Mark Silber und 2000 Mark Gold belief, gab im J. 1818 nur 150.000 Mark Silber und 400 Mark Gold. Der verabgabte Ertrag der Bergwerke an Silber, welcher bis 1810 stets zugenommen und 1809 bis auf 28 Mill. Dollars an Werth gestiegen war, sank während der Bürgerkriege auf 4—5 Mill. herab, stieg jedoch wieder, nachdem die Abgabe auf Silber von 17 auf 3 Proc. herabgesetzt worden war, im J. 1822 bis auf 7 Mill. In der Münze von Mexico, wo vor 1810 jährl. 25—28 Mill. Piaster geprägt worden waren, prägte man 1826 kaum 6 Mill.; ferner hat Mexico Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Quecksilber ꝛc. In England ward eine mexicanische Bergwerksgesellschaft gestiftet, welche mit den Eigenthümern von 6 Bergwerken, unter Bestätigung des Congresses, einen Vertrag abschloß und 1824 ein Schiff mit Bergleuten und Maschinen nach Mexico absandte, wo sie den Bau mehrer Gruben, unter dem Schutze der Geistlichkeit, begonnen hat. Auch die rhein.-westind. Compagnie unterhält in Mexico eine Handelsagentschaft; außerdem hatte sich im Sommer 1824 in Elberfeld ein Actienverein (400 zu 500 Thlr.) zu Betreibung des mexican. Bergbaues gebildet und Bergbaukundige nach Mexico geschickt. Bis 1827 war jedoch der Ertrag des Bergbaues nicht sehr lohnend ausgefallen. Die Volkszahl beträgt jetzt gegen 8 Millionen, 1794 nur $5^1/_2$ und 1825 etwa $6^1/_2$ Millionen; die Bevölkerung hat also seit der Unabhängigkeit des Staats beträchtlich zugenommen, obgleich man berechnet, daß 300.000 Einwohner durch Kriege und die Revolutionen ums Leben gekommen sind. Sie theilt sich: 1) in Indianer reiner Rasse, die zahlreichste Volksclasse, ungefähr 4 Millionen; 2) Mestizen, oder Abkömmlinge von Spaniern und Indianern, ungefähr 2 Millionen; 3) Creolen, oder Abkömmlinge von Spaniern, gegen 1.200.000 Seelen; 4) Zambos, oder Abkömmlinge von Indianern und Negern, ungefähr 600.000, wenn man die von Weißen und Schwarzen abstammenden und mehre andere Rassen farbiger Menschen dazu rechnet; 5) Neger, die gegen 100.000 Köpfe zählen; 6) Guachupins, oder Spanier, die in Spanien geboren und gegenwärtig auf etwa 10.000 herabgeschmolzen sind, während sie vor der Revolution und den letzten Vertreibungen 80.000 Köpfe zählten; endlich 7) Esteros, oder Fremde aus verschiedenen Nationen; Engländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner, etwa 15.000. Die Herrschaft der Spanier ging in der Revolution an die Creolen über, diese mußten den Indianern, um die Revolution durchzuführen, Rechtsgleichheit gestatten. Die Indianer bilden die Hauptmasse des Volkes; neun Zehntheile von ihnen sind Landbauer; sie werden als sanftmüthig, höflich, fleißig, gut, ehrlich und dankbar geschildert, die einander liebten, ihre Aeltern verehrten und weder zu stehlen noch zu betrügen suchten. Die in der Nähe der großen Städte, welche durch das Beispiel der Creolen verdorben, machen jedoch hinsichtlich dieser guten Eigenschaften eine Ausnahme. An Körperkraft stehen sie den nordamerikanischen Indianern nach. Ihre Gesichtsfarbe ist gewöhnlich rothbraun, ihr Wuchs klein. In den Gebirgen sind sie so hellfarbig als die Creolen, ihre Frauen sind schön und weißer als die Creolinnen. Die Indianer sind gute Soldaten zu Pferd und zu Fuß. Vor der Revolution war ihnen der Ge-

brauch der Gewehre verboten; gegenwärtig sind sie als Miliz gut bewaffnet und disciplinirt. Nach dem Gesetze sind alle Bürger, also auch die Indianer, von 18—21 Jahren, zu dreijährigem Dienste im stehenden Heere verpflichtet. Jeder Staat hat eine Miliz, von welcher ein Theil zum Bundesheere gehört, das gegenwärtig 25.000 M. stark ist. Nach den drei Dienstjahren können sie in ihre Heimat zurückkehren oder sich von Neuem dem Heere anreihen lassen; im Nothfalle aber können sie auch nach Hause zurückkehren. Auf diese Weise gelang es ein ansehnliches Heer zu bilden, das größtentheils aus Indianern besteht. Jedes indianische Dorf hat seinen Alcalden oder indianischen Vorsteher, welche auf zwei Jahre gewählt werden. Da, wo sich noch Abkömmlinge der alten Kaziken vorfanden, fiel die Wahl meist auf diese. Nächst dem Alcalden ist der Pfarrer die vornehmste Person im Orte. Die spanischen und creolischen Priester, welche ihre Stellung zum Zusammenscharren von Geld benutzen und die Indianer auf jede Weise tyranniſiren, dabei gewöhnlich einen höchst ärgerlichen Lebenswandel führen, sind verhaßt. Es herrscht unter den Indianern noch eine große Neigung zu dem Götzendienst ihrer Väter vor, und die Furcht, daß die ganze Urbevölkerung, also die Hauptmasse des Staats wieder zu dem alten Heidenthume zurückkehren möchte, ist einer der Hauptgründe, warum das mexicanische Grundgesetz die katholische Religion zur Staatsreligion erhob. Der Unterricht unter den Mexicanern ist noch sehr zurück. Es sind unter ihnen Lancasterschulen errichtet, und sie sind gehalten bei ihren Pfarrern schreiben und lesen zu lernen; aber da Viele die spanische Sprache, welche in Mexico die herrschende ist, nicht verstehen und eine Abneigung gegen dieselbe haben, in den indianischen Dialekten aber keine Bücher gedruckt werden, so verhindert dieß die Verbreitung der Kenntnisse sehr. Die Sklaverei wurde ohne große Schwierigkeit abgeschafft. Die Neger und Mulatten befreiten sich selbst oder erlangten ihre Freiheit während des Krieges. Die Indianer lieben zwar die Neger nicht, doch finden Verbindungen unter ihnen statt. Die Abkömmlinge aus solchen Mischungen, die Zambos, sind stark und geschickt, ertragen das tödtliche Klima in den Niederungen besser und sind gegen das gelbe Fieber mehr als die Weißen, Indianer und selbst die Neger geschützt. Die Mestizen vereinigen die guten Eigenschaften ihrer Eltern; sie haben schöne Gesichtszüge, sind thätig, betriebsam und anständig und ihre Weiber häufig besser als die Creolinnen. Die Weißen in Mexico sind in drei Classen getheilt. Alle außer Landes Geborene heißen, wenn sie Spanier sind, Esteros. Die Indianer lieben diese Fremdlinge, wenn sie ihre Sitten und Gebräuche annehmen, vorzüglich wenn sie ihre Sprache lernen. Durch fünfjährigen Aufenthalt im Lande erlangt jeder Fremde das Bürgerrecht. Die katholischen Franzosen und Italiener amalgamiren sich bald mit den Eingeborenen; die frühere Vorliebe für die Nordamerikaner hat aufgehört; die Engländer sind wegen ihrer Sitte und wegen ihres Stolzes nicht beliebt, aber sie verschaffen sich durch ihr Geld und ihre Talente Achtung. Guachupins, Spitzköpfe und Spanier sind in Mexico gleichbedeutend; sie waren einst im Besitze aller Ehrenstellen und Einkünfte in der Regierung, im Heere und in der Kirche, deren Verbindung sonst von den schönen Creolinnen eifrig gesucht wurde, jetzt aber sind sie allgemein, selbst von ihren Kindern verabscheut. Seit der Vertreibung der Spanier ist die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in den Hän-

den der durch Reichthum und höhere Kenntnisse vor den Indianern sich auszeichnenden Creolen; sie sind beinahe im Besitze aller Stellen, müssen jedoch einige schon mit den Indianern theilen, welche allmälig auf dem Congreß und in der Legislatur die Majorität bilden werden. Diese beiden Classen verschmelzen sich unter dem erneuerten Nationalnamen der Mexicaner. Die Mestizen, obgleich sie sich mehr zu den Indianern neigen, bilden das Verbindungsglied zwischen diesen und den Creolen. Der Charakter der Creolen ist eine Mischung von vielen guten und schlechten Eigenschaften. Sie sind liebenswürdig, heiter, thätig; aber auch eitel, leichtsinnig und betrügerisch, zu schweren Arbeiten zu träge, aber zu jeder andern Beschäftigung geschickt. Sie spielen, rauchen und vergnügen sich gern, sind dabei jedoch mäßig und edelmüthig. Heftigen Leidenschaften unterworfen, sind sie dennoch nicht streitsüchtig und grausam, für Freundschaft und edle Gefühle empfänglich, oft hochherziger Gesinnung fähig und zum Vergeben und Vergessen geneigt. Die unterste Classe der Creolen, welche man in den Städten Leperos nennt, eine Art Lazzaroni, ist lasterhaft, träg und habsüchtig, zu stolz zu arbeiten oder zu betteln, auf Betrug und Plünderung leidenschaftlich erpicht, unwissend und aufrührisch. — Die Union von Mexico besteht aus den Staaten Merida (die Halbinsel Yucatan), Guanaxuato, Sonora, Cinaloa, Californien (s. d.), Chihuahua, Durango und Neumexico, Mexico, Mechoacan, Oaxaka, Pueblo de los Angeles mit Tlascala, Queretaro, St.-Luis de Potosi, Tabasco, Vera-Cruz, Zacatecas, Cohahuila, Neuleon, Texas und S.-Ander, Xalisco und seit Juli 1825 Chiapa. Sie bildeten durch die Constitution vom 4. Oct. 1824 ihre Verfassung nach dem Vorbilde der nordamerikanischen. Ein Congreß von Repräsentanten der einzelnen Staaten, der sich in eine Deputirtenkammer (ein Deputirter für jede Volkszahl von 80.000 Seelen) und einen Senat (zwei Mitglieder auf jeden Staat) theilt, steht an der Spitze der Legislation, ein Präsident (alle 4 Jahre neu gewählt) an der Spitze der vollziehenden Gewalt; ihm zur Seite steht ein Vicepräsident. Jedes männliche Individuum von 18 J. ist Wähler, ohne Rücksicht auf Eigenthum, Steuerabgabe oder Farbe. Indianer und Mestizen, Neger und Mulatten sind gleich freie Bürger und Wähler, und das mexicanische Staatsgrundgesetz weicht darin wesentlich von dem nordamerikanischen ab. Die richterliche Gewalt ist unabhängig. Die Regierung kann keinen Krieg erklären ohne die Einwilligung des Generalcongresses. In einer außerordentlichen Sitzung des Congresses (1825) wurden die Gerichtshöfe, die Preßfreiheit, das Zoll- und Schuldenwesen bestimmt. Auch ward ein Bundesvertrag mit der Republik Colombia (20. Sept. 1825) in Mexico bekanntgemacht, durch den sich beide Republiken verpflichteten, Spanien keine Entschädigung wegen seiner verlorenen Hoheit zuzugestehen. Der Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Großbritannien kam aber erst 1827 zu Stande, später mit Frankreich u. a. europ. Staaten. — Jeder einzelne Staat der Union hat sein Congreß, s. politischen Chef, s. Localsteuern, s. Militairmacht. Die kathol. Religion hat ein Erzbisthum in der Stadt Mexico, 7 Bisthümer in Puebla, Valladolid, Monterey, Yucatan, Oaxaca, Sonora ꝛc. und 14.000 Geistliche. Für wissenschaftliche Bildung sorgt besonders die Stadt Mexico (vgl. unten). Besonders lieben die Mexicaner die Naturgeschichte, Physik, Chemie, Mineralogie, Mathematik und Astronomie. Die Indier der Provinz Chiapa haben Maler, Tonkünstler u. s. w.

Jede Provinz hat 3—4 Zeitungen. Zur Beförderung des Verkehrs werden Landstraßen von Mexico nach den Verein. Staaten angelegt. Vom März 1824 an war die Einfuhr von Produkten des spanischen Bodens unter keiner Flagge mehr gestattet, und es haben seitdem alle Handelsbeziehungen wie die politischen mit Spanien ganz aufgehört. Desto enger ist die Verbindung mit England. Die mit dem londoner Hause Goldsmith abgeschlossene Anleihe von 8 Mill. Pf. St. setzte die Regierung in den Stand, ihr Finanzsystem zu ordnen. Die Schulden, welche die verschiedenen Regierungen von Mexico seit dem 17. Sept. 1817 gemacht hatten (40.725.000 Piaster), wurden von dem Generalcongresse anerkannt und fundirt. Vor Allem aber suchte die Regierung den Bergbau wieder zu beleben. Mehre engl. Handelshäuser ließen sich in der Republik nieder. Huatulco ward zum Nationalhafen am stillen Meere und zum Freihafen auf 10 J. erklärt. Die Staatseinkünfte betragen 27.500.000 Gldn., die Ausgaben 26.900.000, die Staatsschuld 134.000.000 Gldn. Die Landmacht: 20.000 stehende Truppen und 50.000 Milizen; die Marine: 1 Linienschiff, 1 Fregatte und 21 andre Fahrzeuge. Das Wappen ist ein Adler. — Im Staat Mexico (2138 QM., 1.640.000 Ew., in die Bezirke Acapulco, Cuernavaca, Huejutla, Toluca, Mexico mit der Umgebung nebst dem Thale Tenochtitla, Tasco, Tula und Tulacingo getheilt) liegt (19° 25′ 49″ N. Br.) Mexico, die Hauptst. des Staatenbundes, die prächtigste Stadt Amerikas, der Sitz der Regierung, des Congresses, des Erzbischofs, hat in 20.000 Häusern 170.000 Einw. jeder Abstammung und Farbe, ausgenommen die schwarze (der Neger), welche verwischt oder verschwunden ist. Sie breitet sich am nördl. Ende des Sees Xochimilco (welcher der Stadt in 2 großen Wasserleitungen gesundes Wasser zuführt) und auf der Westseite des salzigen Sees Tezcuco, welche beide gegen 30 Stund. im Umkreise und schwimmende Gärten haben, in einem von schneebedeckten Vulcanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht, 7240 Fuß über dem Meere, aus. Sie hat keine Mauern, Thore und Wälle, ist aber durch Gräben und Sümpfe ziemlich gegen feindliche Angriffe gesichert. Sie bildet ein Viereck, hat weite gerade Straßen, reich mit großen, herrlichen Gebäuden geschmückt. Die Hauptstraßen laufen aus den 4 Quartieren auf dem großen Platz zusammen. Wegen der häufigen Erdbeben sind die Häuser nicht hoch. Sie leidet häufig an Ueberschwemmungen. Mexico ist die heilige Stadt Amerikas; wenigstens dient die Mehrzahl ihrer Gebäude geheiligten Zwecken. Es sind da 26 Mönchs- und 20 Nonnenklöster, außerdem zählt man noch gegen hundert andre heilige Gebäude, wie die Pfarrkirchen, die Sagrarios u. s. w. Die 500 Fuß lange Metropolitankirche ist auf den Trümmern eines alten Tempels erbaut. Das Innere ist leicht und doch zugleich prächtig — ein großes lateinisches Kreuz, über dessen Mitte sich ein auf kühnen Pfeilern ruhender Dom wölbt. In den Sakristelen sieht man Gemälde von den besten spanischen Meistern; auch Creolen haben daselbst ihrem Pinsel keineswegs Schande gemacht. Die an die Kathedrale stoßende Pfarrkirche ist noch großartiger als jene selbst. Sie bildet ein mächtiges Viereck, das wahrlich der Form des Pantheons an Werth gleichkommt. Die Kirchen und Klöster des heiligen Augustinus, Franciscus, Fernandos, Dominicus und der Jesuiten würden selbst die Aufmerksamkeit Dessen auf sich ziehen, der eben von Rom herkäme. Größe, Pracht, Hoheit, Reichthum und schöne Kunst sind in diesem Ge-

bäuden verschwendet, und haben wahre Museen aus denselben gemacht. Besonders die Malerei strahlt dort im höchsten Glanze. Die Universität, die Akademie der schönen Künste, die Bergwerksschule, der botanische Garten und andre Anstalten erwarten jetzt ihre Wiederbelebung. Zwischen Amerika, Europa und Ostindien zählt Mexico sehr reiche Kaufleute. Die Münze hat im J. 1824 über 7 Mill. Piaster ausgeprägt; im J. 1818 über 11 Mill. Gold- und Silberschmiede sind die vorzüglichsten Handwerker. In der Nähe der Stadt die Ueberreste mehrer (nicht hohler) Pyramiden, Teokaltis d. i. Götterwohnungen genannt, deren größte Tonatiuh Ytzaqual (d. i. Sennenhaus) noch jetzt eine Basis von 643 Fuß Länge und eine Perpendicularhöhe von 171 Fuß hat, und deren Seiten bis auf eine Abweichung von 52 Minuten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. — Von dem alten Reich Mexico sieht man nur noch die merkwürdigen Ueberreste einer räthselhaften kunstreichen Vorzeit, deren Gebilde auf die Priestercultur des alten Aegyptens und auf die Seezüge der alten Phönicier und Carthager hinweisen (s. Huehuetlapallan). Bei Tezkuko findet man eine lange Wasserleitung und 2 Meilen davon das Metezumabad (ein schönes 12 Fuß langes, 8 Fuß breites und in der Mitte, wo das Wasser herausquillt, 4—5 Fuß tiefes Becken, mit einem $2^1/_5$ Fuß hohen Rande umgeben, auf dem sich ein Sitz befindet, aus einem einzigen Porphyrblock mit größter Regelmäßigkeit ausgehauen und vortrefflich polirt; mit herrlichen Aussichten in das mexicanische Thal, auf den See Tezkuko und die 30 engl. Meilen entfernte Hauptst. Mexico) und ein Berg, der vormals mit Palläſten, Bädern, Tempeln, Gärten, Grotten ꝛc. bedeckt war; überhaupt viele u. d. N. Teokalli bekannte Bauwerke aus Erdziegeln, die für Tempel, Grabmäler oder Befestigungen gehalten werden, und nach Bullock das Daseyn eines gebildeten Volks beweisen, das lange vor der Entdeckung Amerikas schon zu einem hohen Grade der Bildung gelangt seyn mußte. Andere Denkmale scheinen der Zeit vom 7. bis 12. Jahrh. nach Christi anzugehören. Man hat alte Statuen gefunden, die ohne Stahl im härtesten Basalt mit großer Feinheit der einzelnen Theile ausgehauen sind. Die 172 Fuß hohe Pyramide von Cholula, das größte, älteste und berühmteste Monument von Anahuak (der alte Name Mexicos) und ähnliche Götterwohnungen oder Begräbnisse der Vornehmen, richten ihre Seiten genau nach der Mittags- und Parallellinie des Orts. In dem Monument von Xochikalov, d. i. Haus der Blumen, wahrscheinlich eine Felsenfestung, finden sich Ueberreste von Pyramiden, die mit Reliefs bedeckt sind. Die hieroglyphischen Gemälde auf Papier, das dem aus Schilffasern verfertigten altägyptischen ähnlich ist, sollen jünger als Cortez's Zeit seyn. Die mexicanische Schriftmalerei in der königl. Bibliothek zu Dresden ist nicht auf Baumwollenzeuch, sondern auf Aloepapier (Agave americana) oder auf Magueypapier aufgetragen. (S. Federmalerei.)

Mézerai (François Eudes de), Historiograph von Frankreich, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie, ergab sich anfangs der Poesie, vertauschte sie aber in der Folge mit dem Studium der Geschichte und Politik. Er diente anfangs in der Artillerie, zog sich aber bald vom Militair zurück, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen, und wurde, begünstigt von dem Herzoge von Richelieu, zum Historiograph von Frankreich ernannt; zugleich bekleidete er auch die Stelle eines im-

merwährenden Secretairs bei der franz. Akademie. Er gehört zu den freisinnigsten und achtungswerthesten Geschichtschreibern Frankreichs, obschon sein Styl nicht musterhaft genannt werden kann. In gewissen Augenblicken erhebt er sich zur Höhe eines Tacitus und schildert mit einem ganzen Zuge einen ganzen Charakter. Colbert entzog ihm wegen einiger der Regierung mißfälligen Aufstellungen in seiner Geschichte Frankreichs erst einen Theil, dann seine ganze Pension. Er starb 1683 und bekehrte sich noch auf dem Todtenbette von einer gewissen Freigeisterei, der er sein Leben hindurch angehangen hatte. Schriften: „Histoire de France" (3 Bde., Paris 1643, 46, 51 u. 85. Fol.), sehr von der Behörde beschnitten; doch kennt man die gestrichenen Stellen. „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., Paris 1683—84, 6 Bde., Haag 1673, und 14 Bde., 1775, 12.); ist besser als sein Hauptwerk und enthält eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Beobachtungen mit freimüthigen Bemerkungen. „Traité de l'origine des François" (Amsterdam 1688), durch außerordentliche Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Außerdem lieferte er mehres minder Wichtige und übersetzte auch Mehres aus fremden Sprachen.

Mezzotinto (ital.) nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen. Statt Mezzotinten sagt man oft auch Mittelfarben und bisweilen halbe Farben, gebrochene Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind), oder Tinten schlechthin. In der Kupferstecherkunst ist die Mezzotinto-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche wir gewöhnlich schwarze Kunst nennen.

Miasma und Contagium. Zwei Ausdrücke der medicinischen Kunstsprache, welche jetzt mehr als je im Munde des Nichtarztes sind, häufig falsch angewendet, mit einander verwechselt oder wohl auch für gleichbedeutend gehalten werden. Ihr wahres Verhältniß gegen einander ergibt sich sehr leicht aus folgender Betrachtung. Uebersieht man die mancherlei krankmachenden Einflüsse, welche auf den Menschen einwirken und als Ursachen seiner Krankheiten gelten, wie Hitze, Kälte, Gifte, schädliche Nahrungsmittel u. s. w., und hält man sie mit den durch die Erfahrung bekannt gewordenen Entstehungen der wirklichen Krankheiten zusammen, so gelangt man bald zu der Ueberzeugung, daß alle diese Schädlichkeiten nicht ausreichen, die große Verbreitung mancher Krankheiten und die große Aehnlichkeit, welche die einzelnen Fälle derselben unter einander haben, befriedigend zu erklären. Weitere Forschung hat gelehrt, daß 1) manche Krankheiten die Eigenschaft haben, in einem andern dazu geeigneten Individuum dieselbe Krankheit wiederzuerzeugen, und den zu dieser Fortpflanzung geeigneten Stoff nennt man Ansteckungsstoff (contagium); daß 2) es manche Luftverderbnisse gebe, welche unsere jetzige Chemie nicht zu erforschen vermag und die nur dadurch zu erkennen sind, daß die meisten in einer solchen Luft lebenden Individuen von einer bestimmten Krankheitsform befallen werden; ein solches Luftverderbniß nennt man Miasma, gleichsam eine Verunreinigung oder Befleckung. Man sieht leicht, daß beide Ausdrücke, Contagium und Miasma, etwas durchaus Verschiedenes bezeichnen und nicht verwechselt werden dürfen, aber die bezeichneten Sachen selbst treten oft mit einander in Gemeinschaft. Eine miasmatische Krankheit kann zugleich einen Ansteckungsstoff

erzeugen, wie Typhus, Faulfieber, Ruhr, Peſt, gelbes Fieber, Influenza u. a. m., und ſie verbreitet ſich dann auf die noch geſunden Individuen durch beide Wege zugleich; aber ſie kann auch von allem Anſteckenden frei bleiben und daher bloß als Epidemie und Endemie hauſen, wie Wechſelfieber, Keuchhuſten, Croup, und die einfachen Nervenfieber. Ebenſo gibt es Anſteckungsſtoffe, welche nie miasmatiſch ſind, nie die Luft verunreinigen, weil ihnen die Verbreitungsfähigkeit durch die Luft abgeht, ſo das Contagium der Syphilis, der Krätze, des Kopfgrindes, der Hundswuth, der Kuhpocken, der Gicht und anderer; auf der andern Seite aber gibt es anſteckende Krankheiten, welche ſich nicht nur durch den im Körper erzeugten Stoff (Schleim, Eiter ꝛc.) fortpflanzen, ſondern auch durch die Luft; man nennt ſie flüchtige Contagien, und von ihnen iſt es ſchwer zu ſagen, ob man ſie als urſprünglich miasmatiſche Krankheiten anzuſehen habe, in welchen ſich ein Anſteckungsſtoff erzeugt hat, oder ob man ſie für urſprünglich anſteckende Krankheiten halten ſolle, welche durch die Flüchtigkeit ihres Contagiums immer ein Luftverderbniß, ein Miasma, dort hervorbringen, wo ſie ſich ausbreiten; dahin gehört der Scharlach, die Maſern, die Pocken, die epidemiſchen Katarrhe. Das Contagium alſo, der Träger der anſteckenden Eigenſchaft, iſt nach Verſchiedenheit der Krankheiten bald luftförmig, bald flüſſig oder feſt, bald erſcheint es unter mehren dieſer Formen zugleich; immer aber iſt es das Erzeugniß einer beſtimmten Krankheit und vermag nur dieſelbe Krankheit, aus welcher es entſtand, wieder zu erzeugen; es läßt ſich daher mit dem Samen der Pflanzen und Thiere vergleichen und bedarf wie dieſer einer gewiſſen Zeit zu ſeiner Reife und Ausbildung (daher die anſteckenden Krankheiten nur in einem gewiſſen Zeitraum ihres Verlaufs dieſe Eigenſchaft überkommen) und eines empfänglichen Bodens zu ſeiner Aufnahme, daher nicht Jeder, welchen ein Contagium trifft, auch davon erkrankt, ſondern nur die dafür Empfänglichen, ja manche Contagien heben durch das gehörige Zuſtandekommen ihrer Krankheit die Empfänglichkeit für ſich in dieſem Individuum für immer auf, ſo das Contagium der Pocken, des Scharlachs u. a.; der Menſch bekommt ſolche Krankheiten nur ein Mal im Leben, während er manche andere anſteckende Krankheiten öfters überſtehen kann, wobei es viele Grade und Zwiſchenſtufen gibt. Die Anſteckungsſtoffe haben als thieriſche Produkte, welche unter gegebenen Umſtänden eine beſtimmte Krankheit einzuleiten vermögen, auch die Zerſtörbarkeit thieriſcher Körper; heftige Kälte und Hitze, ſtarke chemiſche Agentien, wie concentrirte Säuren, Chlor u. dergl., vernichten ſie ſelbſt oder wenigſtens ihre Fähigkeit anzuſtecken; woraus folgt, daß es allerdings Schutzmittel gegen die Wirkung der Contagien geben könne. Ganz verſchieden hiervon iſt das Miasma immer etwas Allgemeines, in der Luft Verbreitetes, vielleicht ſelbſt Unwägbares, und vermag nie eine flüſſige oder feſte Geſtalt anzunehmen; und erzeugt zwar ebenfalls hauptſächlich *eine* beſtimmte Krankheitsform, aber von viel mehr wandelbarer, in den einzelnen Individuen ſehr verſchieden ſich ausprägender Geſtalt, und kann bald anſteckende, bald nicht anſteckende Krankheiten hervorrufen. Das Miasma iſt nicht ein bloß thieriſches Erzeugniß, ſondern meiſtens ein kosmiſches oder telluriſches; es erkranken davon aber ebenfalls nur die Disponirten, wie bei den Contagien; oft ſo, daß in derſelben Epidemie daſſelbe Individuum nur ein Mal befallen wird; keineswegs aber iſt dieß bei allen Miasmen der Fall. Die Zerſtörbarkeit der Contagien kommt den Mias-

men nicht zu, und unsere gegen die Contagien wirksamen Schutzmittel vermögen gegen die Miasmen wenig oder nichts.

Micha, Verfasser eines prophetischen Buchs des Alt. Test., gebürtig aus der Stadt Maresa im Stamme Juda, lebte gleichzeitig mit Jesaias, unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das unter seinem Namen alttestamentliche Buch enthält 3 Strafreden, an Israel und Judäa gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrschende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes schließen sich, nach prophetischer Weise, Worte des Trostes und Hinweisungen auf eine glücklichere Zukunft. Was die Darstellung dieses hebräischen Sehers betrifft, so kann er, nach Eichhorn, in Feinheit des Umrisses und in Erhabenheit mit einem Jesaias um den Rang streiten.

Michaelis (Joh. Benjamin). Dieser für die deutsche Literatur zu früh gestorbene Dichter war geboren zu Zittau 1747. Da sein Vater durch die Einnehmung dieser Stadt 1757 völlig verarmt war, so nahm sich ein dortiger Gymnasiallehrer des armen Jünglings mitleidsvoll an und machte ihn mit den Classikern des Alterthums bekannt. Früh erwachte in ihm schon die Neigung zur Poesie. 1764 ging er, um Medicin zu studiren, nach Leipzig, wo ihm Gottsched, dessen Gunst er durch einen Geburtstagscarmen gewonnen hatte, freie Wohnung und freien Tisch verschaffte. Hier gab er die erste Sammlung Fabeln, Satyren und Liedern heraus, die seine Bekanntschaft besonders mit Weiße veranlaßte; auch lernte er nun Gleim, Gellert, Garve u. A. kennen. Seine Lage wurde um diese Zeit durch die Verleihung des großen Silverstein'schen Stipendiums verbessert; doch war die Annahme dieser Wohlthat mit der Verpflichtung zum medicinischen Studium verbunden, gegen welches seine Abneigung täglich stärker wurde. Endlich konnte er diese nicht mehr überwinden, entsagte dem Stipendium und sah sich nun der Dürftigkeit wieder preisgegeben. 1770 erhielt er einen Ruf nach Hamburg zur Redaction des Correspondenten, die er jedoch bald aufgab, um bei der Seiler'schen Gesellschaft für die Bühne zu arbeiten. Aber auch hier sah er sich bald in seinen Hoffnungen getäuscht, denn schon 1771 ward er aus Mangel an Geld entlassen. Hierauf ging er nach Halberstadt, wo er am 20. Sept. in der Blüthe seines Lebens starb. Die poetischen Leistungen dieses Jünglings berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. In seinen Satyren ist das Feuer Juvenal's mit der finstern Laune des Persius vereinigt; seine Operetten, poetische Briefe, Fabeln, Epigramme und Erzählungen zeichnen sich durch kühnen und kräftigen Ausdruck, durch leichte und wohltönende Verse und durch treffenden Witz aus. Von seinen Werken ist nur der erste Band erschienen (Gießen 1750).

Michaelis (Joh. David), Professor zu Göttingen, berühmt als gelehrter Theolog und Orientalist, wurde 1717 zu Halle geboren, wo sein Vater, Christian Benedict, ebenfalls ausgezeichneter Orientalist, Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen war. Den ersten Unterricht erhielt er von demselben, besuchte dann die Schule des hallischen Waisenhauses, nachher die Hochschule. Nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm er eine Reise nach England, auf welcher er mit mehren ausgezeichneten Gelehrten in nähere Verbindung kam. Nach der Rückkehr in sein Vaterland setzte er seine Studien fort und erhielt endlich 1745 einen Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen. Von nun an wurde er eine Zierde dieser berühmten Universität. 1751

übernahm er mit Haller die Ausarbeitung der Grundsätze für die königl. Gesellschaft der Wissenschaften, die damals eben errichtet werden sollte, und deren Secretair und nachheriger Director er wurde. Von 1753 bis 1770 führte er die Redaction als Mitredacteur der „Göttinger gelehrten Anzeigen", sowie er von 1761 bis 63 die Function eines Bibliothekars bei der Universität versah und nach Geßner's Tode der Führung des philosophischen Seminars sich unterzog. 1764 erhielt er den Titel als Hofrath, wurde Mitglied der Akademie der Inschriften in Paris und andern gelehrten Vereinen, Ritter des königl. schwedischen Nordsternordens. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich immer mehr zurück von der Welt und den öffentlichen Geschäften; man sah ihn fast nirgends anders, als auf dem Katheder, wo stets eine große Anzahl von Schülern seinen Lehren horchte. Er starb 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitesten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des menschlichen Wissens umfaßten, welche von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen und die er aufs glücklichste damit in Verbindung zu setzen wußte, wirkte er durch mündlichen und schriftlichen Unterricht ruhmvoll für sein Zeitalter und die Nachwelt. Er gebrauchte den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner exegetischen Einsichten, um Manches in der Dogmatik der evangel. Kirche zu verbessern und zu vereinfachen, und erwarb sich um die Reform der systematischen Theologie bedeutende Verdienste. Geschichte, oriental. Länder- und Naturkunde gewannen ungemein durch seine rastlose Thätigkeit. Ein philosophischer Geist athmet aus allen seinen Schriften, von denen wir hier nur sein Werk über die mosaische Gesetzgebung, seine „Introductionen in das Studium des Neuen und Alten Test.", s. „Spicilegium geographiae Hebraeorum" und s. „Paraphrasen über verschiedene einzelne Episteln in der heil. Schrift" nennen wollen. Heyne und Eichhorn widmeten ihm Gedächtnißschriften, die seinen Werth in jeder Beziehung zeigen. Seine „Selbstbiographie" ist mit seinem sehr ähnlichen Brustbilde geziert. — Sein Sohn, Christian Friedrich M., starb 1814 zu Marburg, als Professor, in der treuen Befolgung seiner Pflicht, indem er sich der Kranken in den Militairhospitälern annahm, wodurch er sich selbst eine Krankheit und den Tod zuzog. Er hat sich durch mehre von ihm herausgegebene medicinisch-chirurgische Schriften den Ruhm eines geistvollen und gelehrten Arztes erworben.

Michaux (André), großer Botaniker, geb. zu Versailles 1746, Schüler von Jussieu und Lemonnier, unternahm eine Reise nach England und Spanien, sowie 1782 auf Kosten Monsieurs, nachherigen Ludwig XVIII., nach Persien, von wo er mit reichen Pflanzenschätzen 1784 zurückkehrte. Auf den Wunsch der franz. Regierung unternahm er noch in demselben Jahre eine neue Reise nach Nordamerika, um Frankreich mit mehren Bäumen und Gewächsen zu bereichern, die jener Zone eigen sind. 12 Jahre lang durchstrich er die oft unwirthbaren Gegenden von Florida und schickte nach Frankreich 16.000 Baumstämme und 40 Kisten mit Sämereien. Die Revolution unterbrach seine fernern Forschungen. Auf der Rückreise nach Frankreich (1797) verlor er durch Schiffbruch den größten Theil seines erworbenen Vermögens, konnte auch von der Regierung seine Vorschüsse nicht zurückerhalten. Dieß bestimmte ihn den Capitain Baudin auf seiner Entdeckungsreise nach Neuholland zu begleiten (1801), den er jedoch bei der Insel Madagaskar verließ, um Unter-

suchungen im Innern dieser Insel anzustellen. Er starb daselbst an den dort herrschenden Fiebern 1802, mehre treffliche Werke über seine vielen Reisen hinterlassend, die auch in andere Sprachen übersetzt worden, u. a. eine Beschreibung seiner Reise in das Innere der nordamerikanischen Freistaaten, deutsch mit Zus. v. Th. F. Ehrmann (Weimar 1805).

Michel Angelo, s. Buonarotti.

Midas, Name fast aller ältern Könige Phrygiens; bes. aber ist bekannt Midas, Sohn des Gordias und der Kybele, König in Phrygien, Mygdonien oder Lydien. Bei Dichtern erscheint er als ein für thörichte Wünsche und Urtheile mit Eselsohren bestrafter Monarch, bei Historikern als reicher König, erfinderischer Mann und Geweihter in die Mysterien des Bacchus. Gewöhnlich erzählt man von ihm Folgendes: Als Bacchus aus Thracien nach Phrygien zog, hatte sich Silenos im Durchziehen der Gärten des Midas in einem mit Wein gemischten Quell berauscht. In Fesseln wurde er zu Midas gebracht, gut empfangen und dem Bacchus frei zurückgestellt. Bacchus dankte ihm dafür dadurch, daß er ihm auf seine Bitte den Wunsch erfüllte, daß sich Alles, was er anrühre, in Gold verwandle. Als sich aber auch Speise und Trank in dieses Metall verwandelten, bat Midas, um dem Hungertode zu entgehen, den Gott wieder, er möge ihn von dieser Gabe wieder befreien. Bacchus gebot ihm, bis an die Quelle des Paktolos (Fluß) zu gehen und sich darin zu baden. Seitdem führt dieser Gold bei sich, und Midas war dieser verderblichen Eigenschaft ledig. In einem Wettstreit zwischen Apoll auf der Leier und Pan auf der Syrinx entschied der zum Kunstrichter gewählte Midas für Pan. Apollo ließ dem übelhörigen Kunstrichter ein Paar Eselsohren wachsen. Lange verbarg er sie unter seinem phrygischen Turban. Nur sein Barbier wußte um das Geheimniß, daß diesen indeß so gewaltig drückte, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte, über welcher aber bald Schilfrohr wuchs, durch welches das Geheimniß Allen kund wurde. Erklärer erinnern, man habe hier zu bedenken, daß es in Phrygien mehre Könige dieses Namens gab, worunter vielleicht einer durch Bergbau reich wurde, den Bacchusdienst begünstigte und aus letzterm Grunde selbst denselben als Satyr mitfeierte. Nach Böttiger dagegen haben die Fabeln von Midas ihr Daseyn größtentheils den satyrischen Dramen der Athener zu danken. In ihnen erscheint Midas als weichlicher, durch Wollüste erschlaffter Despot und als unverständlicher Klügling, der das Grobsinnliche dem höhern Geistigen vorzieht, und dessen spitzige Satyrohren auf der Bühne in Dummheit verkündende Eselsohren verwandelt wurden. Der Wettkampf zwischen Apollo und Pan ist der bei den Griechen lang dauernde Streit über den Vorzug der Lyra über die Flöte. Die Athener erkannten der erstern, die Thebaner der letztern den Preis zu.

Middelburg, Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörenden Insel Zeeland, mitten auf der Insel Walcheren, eine Meile nördlich von Vliessingen, eine Festung, deren Werke vernachlässigt sind, und die eben nicht für wichtig gehalten wird. Bedeutender ist sie als Handelsstadt, und steht durch einen Canal mit ihrem eine Meile südöstlich liegenden Hafen, welcher durch die Schanze Rammekens vertheidigt wird, in Verbindung. Die Stadt hat 20.000 Einw., Kirchen für Christen reformirter, lutherischer und katholischer Confession, gothisches Rathhaus, Gymnasium, naturforschende Gesellschaft, Gesellsch. der Wissensch.,

Gesellsch. zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, Naturaliensammlungen. Middelburg hat Lein- und Wollenweberei, starken Handel mit Wein, Getreide, Krapp, Butter ꝛc., eine Wechselbank und Schiffswerfte.

Middleton (Conyers), geb. 1683 zu Richmond in Yorkshire, ging im 17. Jahre nach Cambridge, wo er 1707 Magister und 10 Jahre später Doctor der Theologie und erster Bibliothekar wurde. 1724 reiste er theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um seinen Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien; aber schon im folgenden Jahre sah er sich zur Rückkehr nach England genöthigt. Er starb 1760 zu Cambridge. Gegen die historische Composition seines Hauptwerks: „The history of the life of M. T. Cicero“ (2 Bde., London 1741), deutsch von K. F. Seidel (4 Bde., Danzig 1791—93), läßt sich Manches einwenden; doch nimmt Middleton eine der ersten Stellen unter den Biographen ein. Die vorzüglichsten von Middleton's übrigen, theils theol., theils antiq. Schriften sind zusammen gedruckt u. d. T.: „Miscellaneous works“ (4 Bde., London 1752); die antiquarischen erschienen einzeln u. d. T.: „Antiquitates Middletonianae“ (London 1745). Middleton's Leben war übrigens eine Kette literärischer Fehden, und nicht leicht hat ein Gelehrter mehr Flugschriften veranlaßt und geschrieben, als er. Durch seine Streitigkeiten mit Bentley enstand die Brochüre: „Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately published by Richard Bentley, for a new edition of greek Testament and latin version“ (London 1721), wodurch Middleton's gelehrter Gegner bewogen ward, sein Vorhaben, eine kritische Ausgabe des neuen Testaments zu liefern, aufzugeben.

Miene, s. Geberde.

Mienenspiel, s. Mimik.

Mieris (Franz), ausgezeichneter Maler der niederländ. Schule, Sohn eines Goldschmieds, geb. zu Leyden 1635, zeigte schon in seiner Kindheit Liebe zur Malerei. Sein Hauptlehrer war Gerard Dow, dessen vorzüglichster Schüler er war und dessen Manier er annahm; doch übertraf er seinen Meister in Richtigkeit der Zeichnung und Reinheit des Colorits. In seinen Werken ahmte er mit der größten Sorgfalt die Natur nach und brachte es hierin zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit. Seine Gemälde wurden schon bei ihrer Erscheinung theuer bezahlt; deßungeachtet gerieth er wegen seines unordentlichen und ausschweifenden Lebens in so üble Vermögensumstände, daß ihn seine Gläubiger ins Gefängniß setzen ließen. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist eine ohnmächtige junge Frau, um die ein Arzt beschäftigt ist und neben der eine Alte steht. Mieris starb in seiner Vaterstadt 1681, zwei Söhne, Johann und Wilhelm, hinterlassend, die ebenfalls treffliche Maler waren. Des Letztern Sohn, Franz Mieris, war auch ein Maler, hat sich aber mehr als Alterthumsforscher und Schriftsteller ausgezeichnet.

Miethe, Miethvertrag, im Allgemeinen, das Verhältniß und der Vertrag, durch welchen man Jemanden den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Preises verspricht. Im erstern Falle heißt der Miethvertrag locatio conductio rerum und schließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen Jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder

einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Abmiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, darf aber ohne Uebereinkunft mit dem Vermiether deren Gebrauch nicht Andern überlassen, wodurch Aftermiethe (sublocatio) entsteht. Vermiether oder Verpachter kann nur seyn, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er sie selbst braucht noch weil er sie verkauft hat, entziehen. Der Kauf bricht die Miethe unbedingt nicht. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß ist Sache der Billigkeit. Der Miethvertrag über Dienste (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungspertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verfertigung eines Werkes, einer Arbeit Jemanden (dem Unternehmer, Besteller) verbindlich macht; Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art (z. B. häusliche Dienste) auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die versprochenen Dienste in Person fordern, der Gedungene dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende seiner Dienste nicht mehr bedarf. Dieß sind die allgemeinen Grundsätze des Rechts über dieses Verhältniß. Die positiven Rechte bestimmen dieselben theils näher, theils weichen sie auch zuweilen von denselben ab, wie z. B. in dem Grundsatze: "Kauf bricht Miethe". S. Aug. Mackensen's "Anleit. zur Verfert. und Prüfung der Pachtanschläge von Landgütern ꝛc." (Hanover 1823; ist nach Meyer's "Grundsätze zur Verfertigung und Beurtheilung richtiger Pachtanschläge über alle Zweige der Landwirthschaft" entworfen).

Mignard (Pierre), mit dem Zunamen der Römer, wegen seines langen Aufenthalts in Rom, einer der berühmtesten franz. Maler, geb. zu Troyes 1610, zeigte schon in früher Jugend die glücklichsten Anlagen für die Malerei und verfertigte Gemälde, die selbst Kenner bewundern mußten, sodaß sein Vater, der ihn anfangs zur Medicin bestimmt hatte, bewogen wurde, ihn in die Schule des Malers Jean Boucher in Bourges zu schicken. Er machte so reißende Fortschritte, daß er bereits in s. 15. J. die Schloßcapelle zu Coubert en Brie ausmalte. Hierauf besuchte er die Schule des berühmten Vouet, dessen Manier er sich in solchem Grade aneignete, daß man seine Arbeit von der seines Meisters nicht unterscheiden konnte. 1636 ging er nach Rom, wo er seinen Geschmack nach den Antiken und nach Rafael's und Tizian's Werken bildete. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich ward er zum Haupte der Akademie St.-Lucas erwählt, und nach dem Tode Lebrun's, mit dem er in beständiger Feindschaft gestanden, ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler. Während dieser Zeit führte er eine der größten Arbeiten al fresco, die Frankreich besitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Auch schmückte er die Gallerie in dem großen Saale zu St.-Cloud mit verschiedenen Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehre Arbeiten in Versailles, malte viele Portraits u. s. w. Er starb 1695 und ward in der Kirche St.-Roch begraben. Mignard ist kein in jeder Beziehung vollendeter Künstler, besonders in Beziehung auf Erfindung und Zusammensetzung steht er den größten Meistern seiner Kunst nach. Doch herrschet eine große Anmuth und Lieblichkeit in seinen Gemälden; sein Colo-

rit ist glänzend und harmonisch, sein Pinsel leicht und seine Compositionen mannigfaltig und gefällig. Er hatte ein außerordentliches Talent, Gemälde von berühmten Malern zu copiren. Er täuschte selbst die größten Künstler durch die Aehnlichkeit seiner Copien.

Migräne (franz. Migraine), von Hemicrania (a. d. Griech. hemi halb, und Kranion Schädel), ein empfindlicher Kopfschmerz. Die Zeichen dieser Krankheit sind heftige, stechende und bohrende Schmerzen, die eine Seite des Kopfes, am meisten die linke, einnehmen. Sie ist nicht selten gichtischen und rheumatischen Ursprungs, und häufig ein Symptom der Hysterie sowie eines verdorbenen Magens; indem die Nerven dieses Organs in einer innigen Mitleidenschaft mit den des Kopfes stehen, und ihr Leiden sich bei nervenschwachen und empfindlichen Personen bis dahin fortpflanzt.

Mikrologie nennt man die Sucht, über Kleinigkeiten, die kaum der Mühe werth sind, viel Erhebens oder Redens zu machen; leere Grübelei oder Kleinigkeitsgeist. Mikrolog, der in kleinlichen Dingen etwas Wichtiges sucht; Kleinigkeitskrämer, Grillenfänger. Mikrologisch, kleinlich, ins Kleinliche fallend. Mikrologisiren, nach Kleinigkeiten haschen, bei Kleinigkeiten sich aufhalten.

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man oft den Menschen, insofern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum.

Mikrometer ist ein an einem Fernrohre angebrachtes Instrument, um kleine Gegenstände an dem Himmel und auf Himmelskörpern, z. B. die Berge des Mondes und ihre Schatten, zu messen, die sich durch Quadranten, Sextanten nicht messen lassen. Gascoigne wendete es 1640 zuerst bei astronomischen Fernröhren an. Die Vorschläge, welche viele berühmte Physiker dazu gemacht haben, weichen alle sehr von einander ab. Kirch zu Berlin erfand 1679 das Schrauben-Mikrometer, Cassini das astronomische Netz von 45 Graden, von welchem Zanotti 1749 eine Beschreibung herausgab. Dechales und Zahn erfanden Mikrometer, die aus Gittern, von Pferdehaaren oder Linie aus Glas bestehen, die von einem Diamant in solcher Feinheit in ebnes Glas geschnitten werden müssen, daß sie kaum $^1/_{200}$ einer Linie breit werden, und daß ihre Abstände $^1/_{10}$—$^1/_{20}$ einer Linie betragen. Nur vermittelst eines Vergrößerungsglases vermag das Auge diese Linie zu erkennen. Das Mikrometer ist für den Artilleristen zu Bestimmung der Entfernung des Feindes von großem Nutzen, weil man öfters weder Zeit noch Gelegenheit hat, diese Entfernung durch eines der bekannten mathematischen Verfahren zu finden. Anweisung zum Gebrauch und zur Verification der Mikrometer ertheilt Biot im 1. Bde. seiner „Astronomie physique“ (2. Auflage, Paris 1810).

Mikroskop, Vergrößerungsglas, ist ein optisches Werkzeug, das dazu dient, um kleine Gegenstände dem Auge vergrößert darzustellen (daher auch die deutsche Benennung: Vergrößerungsglas). Jedes Converglas, sowie jeder Hohlspiegel dient dazu. Zum Unterschiede von den complicirten Apparaten nennt man Convergläser daher auch einfache Mikroskope, doch nur dann, wenn sie, als Gläser mit ausgezeichneter Convexität, nicht bloß als Brillen und kleinerem Durchmesser Linsen, sehr nahe gehalten, Gegenstände ausgezeichnet vergrößern. Es beruht

nämlich die dadurch bewirkte Vergrößerung der Sehobjecte darauf, daß sie solche unter einem größern Gesichtswinkel darstellen, als der ist, unter dem ohne solche ein deutliches Sehen Statt hat. Denn wenn wir einen Gegenstand dem Auge näher bringen, als die natürliche Sehweite desselben (wo man nämlich einen Gegenstand am deutlichsten erblickt, im Mitteldurchschnitt 8 Zoll, weniger bei Myopen, mehr bei Presbyopen), so wird zwar auch der Sehwinkel größer, und auch die Gegenstände erscheinen im Verhältniß größer; aber sie werden undeutlich und sind in großer Nähe von dem Auge gar nicht wahrzunehmen. Durch ein einfaches Mikroskop aber erblickt das Auge den in dem Brennpunkte der Linse aufgestellten Gegenstand so, als ob es selbst in der Mitte der Linse sich befände. Der Berechnung der Vergrößerung liegt der Satz zum Grunde: die scheinbare Größe des Durchmessers des Sehobjects verhält sich zu der, wie sie dem unbewaffneten Auge erscheint, wie umgekehrt die Weite des natürlichen Sehens (8 Zoll), dividirt durch die Brennweite der Linse. Ein Glas, das daher einen Zoll Brennweite hat, wird (8 Zoll als natürliche Sehweite für ein Auge angenommen) für dieses auch ein Object 8 Mal so groß darstellen. Da aber dieß der Betrag nach Längenmaße ist, so wird er, nach Flächenmaß berechnet, die Quadratzahl jener, also das 64fache, und nach Kubikmaß die Kubikzahl der erstern Zahl, also das 512fache; hiernach ist es zu würdigen, wenn man von viel tausend-, ja millionenmaliger Vergrößerung von (einfachen oder auch zusammengesetzten) Mikroskopen spricht. Am stärksten aber vergrößern daher Convergläser in dem Verhältniß, als sie sich der Kugelform nähern. Da aber diese schwer zu schleifen sind, so hat man kleine Glaskügelchen, die an der Lampe durch Schmelzung sich leicht verfertigen lassen, in Vorschlag gebracht. In diesen ist die Brennweite nur $^1/_4$ (oder vom Mittelpunkte aus gerechnet $^3/_4$) ihres Durchmessers. Man hat auf diese Art durch Glaskügelchen von nur $^1/_{210}$ Zoll im Durchmesser eine Vergrößerung von 2560 Mal der Länge nach beabsichtigt; allein ihr Gebrauch unterliegt, wegen Mangel an Licht und der Kleinheit des Gesichtsfeldes, und um deßwillen der großen Nähe des Auges, unbesieglichen Schwierigkeiten. Am mehrsten leisten, nach Erfahrung, Linsengläser von $^1/_{20}$ Zoll Brennweite, die 160 Mal vergrößern, d. i. den Gegenstand so zeigen, wie er erscheinen würde, wenn er 160 Mal näher stände, als im gewöhnlichen deutlichsten Sehen, und hier ebenso noch deutlich erkennbar wäre. Myopen, die durch divergirende Strahlen (nicht parallele wie ein gesundes Auge) deutlich sehen, müssen die Linsen etwas näher an den Gegenstand rücken; das Auge muß dabei um die Weite des natürlichen Sehens vom Bilde abstehen. Hält man das Glas etwas weiter von dem Sehobjecte ab, als die Brennweite beträgt, so sieht man zwar stärker vergrößert, aber undeutlich. Am zweckmäßigsten sind, als einfach Mikroskope, die als Loupen bekannten gefaßten Linsen, bei denen man den Gegenstand so weit nähern, und auch das Auge so weit davon entfernen kann, als es erforderlich ist, um den Gegenstand am deutlichsten vergrößert zu erblicken. Sind Sehgegenstände durchsichtig, oder dünn genug, um Licht durchscheinen zu lassen, so wird die Deutlichkeit durch starke Beleuchtung von der Rückseite her bedeutend vermehrt. Von dieser Art ist das sogen. Wilson'sche oder Lieberkühn'sche Mikroskop. Es besteht aus zwei Röhren, die sich in einander schrauben lassen; am Ende der innern Röhre befindet sich ein großes Linsenglas

mit großer Brennweite. Wenn man nun dieß Glas gegen das Tageslicht kehrt, wird Alles, was sich um seine Brennweite herum befindet, hell erleuchtet. In dem äußern Rohre stemmt sich eine Spiralfeder gegen eine anliegende Platte, welche dadurch beständig gegen eine andere Platte angedrückt wird. An ihrer Vorderseite hat die äußere Röhre die zur Vergrößerung dienende Linse in einer trichterförmigen Fassung, sodaß man das Auge bequem in die Höhlung legen und der Linse möglichst nähern kann. Beide Röhren sind ihrer Länge nach ausgeschnitten und offen. Die Gegenstände, die nun in diesem mit einem Griffe, auf welchem die äußere Röhre rechtwinklich eingefügt ist, versehenen Mikroskop zur Betrachtung kommen sollen, werden in einem eignen, mit Löchern versehenen Schieber zwischen Plättchen von dünnem Glase in diese Löcher gebracht; nun wird der Schieber durch die Oeffnungen an den Seiten beider Röhren zwischen die gedachten, in der Mitte durchbrochenen Platten so eingeschoben, daß das Loch mit dem Gegenstande in der Mitte steht, das Mikroskop bei dem Griffe gefaßt, das Auge an die Oeffnung der äußern Röhre gebracht, und, indem man die Oeffnung der innern Röhre gegen das Tageslicht bringt, die innere Röhre so lange in die äußere vor- oder rückwärts geschraubt, bis der Gegenstand die gehörige Entfernung von der Linse im Auge hat und das Bild seine höchste Deutlichkeit erlangt. Man hat noch mehre Angaben von einfachen Mikroskopen. Das sogen. Zirkelmikroskop hat die Form eines Zirkels, dessen eine Spitze die gefaßte Linie, die andere aber den dadurch zu erblickenden Gegenstand trägt, und den man dann so weit öffnet, als man findet, daß dieß die Deutlichkeit des vergrößerten Gegenstandes erfordert. Das einfachste aller Mikroskope ist das von St.-Gray zuerst angegebene Wassermikroskop. Man bedarf dazu Nichts als einer metallenen Platte mit einem kleinen Loche, in die man ein mit einer Nadelspitze aufgenommenes Wassertröpfchen bringt, das dann hier eine kugelförmige Gestalt annimmt und als Linse dient; besonders erscheinen hierdurch die im Wassertropfen befindlichen Thierchen sehr groß, weil hier die hintere Seite des Tropfens wie ein Hohlspiegel wirkt. Schwerer ist die Beleuchtung durchsichtiger Gegenstände in einem einfachen Mikroskop. Indessen kann man, wie Lieberkühn angegeben hat, an einem in der Mitte durchbohrten Hohlspiegel eine Linse einsetzen. Mehr noch leisten die zusammengesetzten Mikroskope, die jedoch auch eine weit größere Sorgfalt in ihrer Anfertigung, wie in ihrer Behandlung, erfordern. Das gebräuchlichste dieser Art besteht aus zwei Convergläsern (ist also hierin dem astronomischen Fernrohre ähnlich); das eine nach dem Gegenstande gerichtete (Objectiv-) Glas wird von demselben etwas weniges mehr entfernt, als die Brennweite des Glases beträgt; dadurch entsteht, nach den Gesetzen der Strahlenbrechung, hinter dem Objectivglase ein verkehrtes und vergrößertes Bild des Gegenstandes, gegen welches dann das zweite Glas, wodurch das Auge schaut (Ocularglas), so gerichtet wird, daß es in dessen Brennpunkt fällt. Sonach erscheint der Gegenstand in seinem Bilde nochmals vergrößert und deutlich, wiewohl umgekehrt. Gewöhnlich ist das Objectivglas kleiner als das Ocularglas. Durch Annäherung des Gegenstandes an das Objectivglas läßt sich die Vergrößerung ungemein verstärken; es muß aber dann, da das Bild weiter hinter dasselbe fällt, das Ocularglas entfernt, das Auge aber etwas näher gebracht werden. Zu dem Ende werden beide Gläser in verschie-

dene in einander zu schiebende, übrigens fest geschlossene und inwendig geschwärzte Röhren eingesetzt. Auch sind am Mikroskop, um den Gegenstand verrücken zu können, bewegliche Träger für denselben angebracht. Mit der Vergrößerung aber wird das Gesichtsfeld für den Gegenstand verringert. Um das weite Zurückbringen des Ocularglases (die Verlängerung des Instruments) zu vermeiden, hat man auch Mikroskope mit einem, ja wohl zwei oder drei, zwischen beiden Gläsern eingesetzten Convergläsern mit weiten Brennweiten (Collectivgläsern). Sie haben aber neue Schwierigkeiten für den Gebrauch, in dem Verhältnisse, als sie complicirter sind. Der Undeutlichkeit stark vergrößerter Sehbilder wird durch starke Beleuchtung des Sehobjects abgeholfen, welche, wenn dasselbe durchsichtig oder durchscheinend ist, und zwischen Glasplatten auf Schiebern sich befindet, durch einen untergestellten Hohlspiegel, sonst auch durch Zuleitung von Sonnenlicht durch Planspiegel bewirkt wird. Hierauf beruht nun das Sonnenmikroskop, das indessen als ein Apparat zu Darstellung farbiger Bilder, nur uneigentlich zu den Mikroskopen gehört, ebenso wie die Laterna magica, der man wohl auch den Namen Lampenmikroskop gibt. Nachdem man die Metallhohlspiegel für Fernröhre mit großem Vortheile anzuwenden gelernt hatte, suchte man sie auch zur Vervollkommnung von Mikroskopen zu benutzen. Hierauf beruht die Einrichtung von Spiegelmikroskopen, oder katoptrischen Mikroskopen. Unter diesen erscheint das von Amici (in Modena 1808) erfundene (katadioptrische) Mikroskop als das vorzüglichste. Es besteht aus 2 Metallspiegeln in einem horizontalen Rohre und einem Ocularglase. Der größere Spiegel, hohl, elliptisch gekrümmt, von gleichem Durchmesser mit dem Rohre, befindet sich an dem einen Ende des Rohrs, so gestellt, daß seine Axe mit der des Rohres zusammenfällt. Der andere Spiegel ist oben, sehr klein, unten 45° gegen die Axe des Rohrs geneigt, so gestellt, daß seine Mitte in dieser Axe liegt, mit der spiegelnden Oberfläche nach unten gekehrt und einer Oeffnung im Rohre zugewendet, unter welcher sich der Träger des Sehobjects befindet. Zur Beleuchtung des letztern dienen zwei Hohlspiegel. Die Strahlen vom Objecte gelangen nun durch die Oeffnung auf den Planspiegel, der sie auf den elliptischen Hohlspiegel zurückwirft; dieser macht am entgegengesetzten Ende des Rohrs ein Bild, das mit einem vergrößernden Ocularglase angeschaut wird. — Die Erfindung der Mikroskope ist für die Naturlehre fast noch wichtiger als die Entdeckung der Fernröhre geworden; man hat auf diesem Wege durch angestellte mikroskopische Beobachtungen ebenso völlig neue Aufschlüsse über die Naturkörper im Kleinen, als durch jene über solche im Großen erhalten. Diese Erfindung selbst aber ist nur allmälig erfolgt. Eigentlich war mit Erfindung von Convergläsern, als Brillen, auch schon das einfache Mikroskop gefunden. Wenn man indessen von einer Erfindung des Mikroskops als solches redet, so versteht man darunter ein zusammengesetztes Mikroskop. Die Erfindung des Mikroskops legen Einige Zacharias Jansen in Middelburg, Andere dem Neapolitaner Franz Fontana bei. Das zusammengesetzte Mikroskop soll Drebbel erfunden haben; das verbesserte Spiegelmikroskop verdanken wir dem berühmten Lieberkühn. Ausführlicher handelt über die Theorie und Anwendung der Mikroskope Brander's „Beschreibung zweier zusammengesetzten Mikroskope“ (Augsb. 1769).

Milch, eine Flüssigkeit von Thieren, die aus dem Nahrungssaft

entsteht. Sie wird nun durch Saugen aus dem Körper gewonnen; sie erzeugt sich stets und macht den eigentlichen Unterhalt des Thieres selbst aus, denn alle nährende Theile der Speisen verwandeln sich in Nahrungssaft und dieser in Milch. Die für den Menschen wichtigste Milch ist die der Kuh; deßhalb haben die Chemiker sich mit Untersuchung derselben auch am meisten beschäftigt. Die Milch läßt sich in Rahm, käsigen Bestandtheil und Molken zerlegen. Der Rahm sammelt sich als eine dicke Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeitlang ruhig steht, und kann davon abgeschöpft werden. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm ist ein inniges Gemeng von Butter, Käse und Molken. Die erstere wird durch mechanisches Schlagen des Rahms abgesondert, und die zurückbleibende Flüssigkeit (Buttermilch) enthält noch Käse und Molken. Die Molken sind eine dünne, durchsichtige Flüssigkeit von gelbgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmacke. Werden sie allmälig verdampft, so krystallisirt sich Milchzucker. Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tataren wissen deßhalb aus der Pferdemilch nicht bloß ein angenehm säuerliches Getränk (Kumüß genannt), sondern auch eine geistige und berauschende Flüssigkeit zu bereiten. Die Kalmücken brennen sogar Branntwein aus der Milch, der in vieler Hinsicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ist auch verschieden nach den Zeitperioden von der Geburt des Jungen an. Die Frauenmilch enthält weniger Käse, aber mehr Milchzucker als Kuhmilch, und ihr butteriger Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert. Der Säuregehalt nimmt zu bei vieler vegetabilischer Nahrung, dagegen das Kali bei vieler animalischer Kost. Einige Pflanzen wirken auf den Geruch, Geschmack und auf die Färbung der Milch. Mit dem Alter der Jungen nimmt der Käse- und Butterreichthum der Milch zu. Das elektrische Fluidum befördert das Gerinnen der Milch. Alkalien verhindern in der frischen Milch als Zusatz ihr Gerinnen, ja sie lösen den gefällten käsigen Niederschlag wieder auf. Die Eselsmilch hat mehr Rahm, weniger käsige Bestandtheile und mehr Milchzucker als Kuhmilch; Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen dieser jedoch am nächsten. Auch in der Medicin und selbst in den Künsten findet die Milch vortheilhafte Anwendung.

Milchsaft, s. Chylus.

Milchsäure, eine freie Säure, welche mit Laugensalzen verbunden, in allen thierischen Flüssigkeiten vorkommt, und lange Zeit bald für Phosphorsäure, bald für Essigsäure gehalten wurde.

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße (Jakobsstraße), wird der lichtweiße Streifen genannt, der sich fast über das ganze scheinbare Himmelsgewölbe, in einem fast größten Kreise und zwar durch folgende Sternbilder hindurch zieht: von Kassiopeja anhebend, geht er einfach durch den Perseus, einen Theil des Fuhrmanns, den rechten Arm und die Keule des Orion, die Füße der Zwillinge, das Schiff, wo er am hellsten, zugleich aber am schmalsten ist; von hier geht er (unter unserm Horizont) durch den Centaur, das Kreuz und das südliche Dreieck; von hier aus wendet er sich wieder nordwärts, durchzieht den Altar, den Schwanz des Scorpions und den Bogen des Schützen, von wo er dann, in getheilten Streifen, durch den

östlichen Theil des Ophiuchus, das Sobieskische Schild, den Schwanz der Schlange, den Adler, Pfeil, Fuchs mit der Gans, hier am weitesten ausgebreitet, bis zum Schwan seinen Fortgang nimmt und nun durch den Kopf des Cepheus, wieder einfach geworden, zur Kassiopeja zurückkehrt. Dieser Lichtgürtel ist schon in den ältesten Zeiten nicht unbeachtet geblieben. Nach der griech. Mythologie soll er aus der Milch der Here (Juno) entstanden seyn, die dem Hercules aus dem Munde floß, als er von ihr gesäugt wurde (daher der Name Milchstraße). Nach andern Deutungen ist die Milchstraße der Weg zum Pallaste des Jupiters; noch Andere leiten sie von dem Brande her, den Phaeton bei seiner Sonnenfahrt anrichtete. Doch schrieb (nach Plutarch's Zeugniß) schon Demokrit das Licht der Milchstraße dem vereinten Scheine einer großen Menge Fixsterne zu, die nur zu klein wären, um einzeln vom Auge unterschieden zu werden; auch Manilius gedenkt dieser Erklärung, die nach Entdeckung der Fernröhre zur Gewißheit wurde; denn obgleich in gewöhnlichen Fernröhren immer noch zwischen mit Bestimmtheit unterschiedenen Fixsternen von weniger als 6. Größe, ein blasser Lichtschimmer bleibt, so löst sich doch auch dieser in den vervollkommneten Teleskopen der neuern Zeit, wenigstens großentheils, in eine unzählige Zahl einzelner Sterne und Sternhaufen auf. Herschel war es, der, indem er mit seinem Riesenteleskope diese Entdeckung machte, zugleich mit derselben eine neue wichtige Epoche in der Astronomie begründete. Die Zahl der durch große Teleskope in der Milchstraße unterschiedenen Sterne schlägt Herschel auf 20 Millionen an; spätere Beobachter aber schätzen sie auf 75 Millionen; unter ihnen aber bleiben immer noch Lichtnebel, die sich auf dieselbe Art (nur hier weit zahlreicher) darstellen, wie die, ebenfalls von Herschel zuerst als Nebelflecke unterschiedenen Sterngebilde, und die Herschel selbst für gleiche, nur in noch weitere Himmelsräume zurückgestellte Lichtgürtel (entferntere Milchstraßen) erklärt. Unverkennbar ist in der Zusammenstellung der die Milchstraße bildenden Myriaden von Sternen eine gewisse Anordnung. Die neuern Astronomen haben überwiegende Gründe für folgende Bestimmungen hierüber. Die Milchstraße bildet eine große Zone, die jedoch in zwei Aeste (Ebenen) zerfällt, die in Art der Lage des Aequators eines Planeten gegen die Ebene seiner Bahn eine mäßige Neigung gegen einander haben; sie wird aber nicht durch eine gleichmäßig vertheilte Sternmasse gebildet, sondern aus vielen einzelnen Sternhaufen zusammengesetzt, die aber so eng zusammengedrängt sind, daß ihre Grenzen in einander überfließen. Außerdem befindet sich in ihr, sowie in ihrem sternenleeren und deßhalb durchsichtigen Saume, noch eine große Zahl deutlich begrenzter, regelmäßiger, sowohl auflösbarer als unauflösbarer Nebelflecke. In Bezug auf die die Milchstraße bildenden Sterne scheinen alle außerhalb derselben am Fixsternhimmel leuchtende Sterne nur wie verloren, können aber, wie unsere Sonne selbst, mit zur Milchstraße gehörig erachtet werden, in der Voraussetzung, daß unsere Sonne, mit dem Gefolge ihrer Planeten, also auch der Erde, eine Seitenstellung in der Milchstraße hat und die zerstreut und mit stärkern Lichte sich darstellenden Sterne am Himmel ihr nur näher sind. Unsere Sonne scheint jedoch nicht allzuweit außerhalb der Peripherie der Milchstraße, aber doch nach der Gegend des Adlers, des Pfeils und Schwans zu, in dieselbe aufgenommen zu seyn. Daß der Sirius der ganzen Milchstraße zur Centralsonne diene, oder daß ein lichtloser gro-

ßer Weltkörper für sie einen Centralkörper bilde, ist eine noch auf keinem sichern Grunde beruhende Hypothese.

Milchzucker, ein durch Krystallisation aus den Molken abgeschiedener, zuckerartiger weißer Körper, kommt in starken, krystallinischen Rinden vor, löst sich in sieben Theilen Wasser auf und gibt mit Salpetersäure eine eigenthümliche, u. d. N. Milchzuckersäure bekannte Säure. Man stellt sie dar, durch Kochen eines Theiles Milchzucker mit drei Theilen verdünnter Salpetersäure, und Wiederholung dieser Arbeit. Die Milchzuckersäure bleibt als weißer Pulver am Boden liegen, wird abgesondert und ausgewaschen. Sie löst sich kaum in 300 Theilen kalten Wassers auf. Den Milchzucker bringt man aus der Schweiz und andern Milchländern in den Handel. Er dient als Arzneiwaare; da er aber selten verlangt wird, so gibt man sich weniger als vormals die Mühe, ihn zu produciren.

Mileagh, Mile, Mileadh, auch Mileas-Espain (Milesius Hispanus), der Name eines Helden und Eroberers, an welchen die Bewohner Irlands ihre Sagen und Urgeschichte knüpfen. Nach den Gesängen der Barden und Druiden soll Mileagh ein Abkömmling eines alten skythisch-phönicischen Königs, Phönius Parsa, seyn und sein Großvater, Breogan, die Stadt Corunna in Spanien gegründet haben. Mileagh oder Gollamh, der Sohn des Bile, breitete das Gebiet seines Vaters in Asturien und Biscaya aus, machte dann einen Heldenzug durch die Welt, verrichtete große Thaten in Skytho-Phönicien, wo er die Tochter des Königs Nislois heirathete, dann in Aegypten, wo er nach der ersten Gemahlin Tode die Tochter des Pharao Nactonebos ehelichte und die Aethiopier schlug, und über Kreta, Cypern, Sicilien, Cadix zurückkehrte. Er fand sein Land in Brigantium in Gallicien in großer Unordnung und den Vater sterbend, und segelte, nachdem er die Ordnung in 54 Schlachten wieder hergestellt, von Hungersnoth vertrieben, mit einer Flotte nach Irland, um sich hier ein neues Vaterland zu suchen. Irland hatte sein Oheim Ith zuvor entdeckt, und Mileagh fand die Fir-Bolgs (Viri Belgae) und Danaans (Dänen) im Kampf mit einander. Mileagh und Ith mischten sich in diese Kämpfe und fielen Beide in einer Schlacht mit den Eingebornen. Dennoch errangen seine Nachkommen, 8 Söhne und 8 Enkel, die, um Mileagh zu rächen, auszogen, obschon 5 der Söhne durch einen von den Zauberern der Iren erregten Sturm umkamen und nur Heber, Amerghin und Heremon übrig blieben, auf 2 Punkten in Irland landend, die Herrschaft über das Land und wurden, nach den Mileagh'schen Sagen, Stifter fast aller Häuptlingsfamilien Irlands (daher Milesische Familien genannt). Heber und Heremon theilten das Land in ein nördliches und südliches Reich, die Getreuen erhielten einzelne Lehen darin zum Lohne. Die Fir-Bolgs, welche Bundesgenossen der Mileaghischen Abkömmlinge gegen die Danaans gewesen waren, erhielten einen Strich Landes, Onelmagt (seitdem Connacien), die Danaans aber, die sich nicht unterwarfen, wurden nach der Bretagne versetzt. Bald aber entstand Streit unter den Brüdern. Heber blieb in der Schlacht, und Heremon begann ein Herrschergeschlecht, das angeblich erst 1186 n. Chr. ausstarb. 1000, 2000, n. And. selbst 3000 v. Chr. soll der Einfall des Mileagh in Irland stattgefunden haben. Wahrscheinlich liegt dieser Erzählung, die alle alte irische Chroniken, Lieder, Psalmen, Register und Barden ziemlich übereinstimmend er-

zählen, eine wirkliche Colonisation durch spanische Einwandrer zu Grunde, wie das Vorhandenseyn von Ortsnamen, die nach Ith's Tode genannt werden u. s. w. und die Uebereinstimmung dieser Sage mit spanischen zeigt.

Milesische Märchen, s. Roman und Märchen.

Milet, am Mäander, das ionische Athen, nächst Ephesus u. Smyrna, die berühmteste und wichtigste Handelsstadt Joniens in Kleinasien, lag in einer äußerst reizenden Gegend. Die Milesier trieben frühzeitig Schifffahrt und wurden bald so mächtig, daß sie sehr viele Colonien anlegten (fast alle zum Anfang des persischen Zeitalters bekannten Städte sind milesischen Ursprungs). Milet mußte sich Kyros unterwerfen, blieb lange bei Persien, doch ziemlich unabhängig davon, ward in den persischen Kriegen, in denen es sich an die sich empörenden übrigen ionischen Griechen anschloß, 494 v. Chr., zerstört, wieder aufgebaut, ohne sich jedoch zu der vorigen Größe erheben zu können, gerieth wegen der Oberherrschaft über Priene mit Samos in Krieg, in dem die Milesier von den Athenäern unterstützt wurden, wofür sie im peloponnesischen Kriege auf die Seite derselben traten, bis Alkibiades sie den Lakedämoniern zuwandte. Deßhalb 411 Schlacht bei Milet, aus der die siegreichen Athenäer, bei Annäherung einer peloponnesischen Flotte, nach Samos sich zurückzogen. Ihren dem jüngern Kyros geleisteten Beistand rächte Artaxerres durch harte Sklaverei, aus der sie erst Alexanders d. Großen Siege erlös'ten, der jedoch bei der Eroberung sie zum Theil zerstörte, auch zu ihrer weitern Erniederung beitrug. Sie blieb mittelmäßige Handelsstadt durch alle Perioden der alten Zeit, und fand endlich ihren Untergang wohl durch die Türken oder durch Timur's Einfall. Milet war das Vaterland des Thales, des Anarimander, des Redners Aeschines und der berühmten Aspasia. Berühmt waren im Alterthum die milesischen Wollenwaaren. S. Rambach: „De Mileto ejusque coloniis", und A. Schröder: „Commentatt. de rebus Milesiorum" (Stralf. 1847, 4.).

Militaircolonien sind keine Institute der neuern Zeit; Rußland rief sie nur aus der Vergessenheit, worin sie mit den militairischen Einrichtungen des Alterthums versunken waren, nach einem veränderten Systeme wieder hervor. In der alten Geschichte Indiens stoßen wir auf einen Kriegerstand, der auf den Grenzen des Reichs nach Asien hin hauptsächlich seinen Sitz hatte, dem innern friedlichen Theile zur Schutzwehr diente und sich den Eroberungszügen asiatischer Horden entgegen warf. Höchst wahrscheinlich sind die jetzigen Mahratten die Nachkommen jener grenzbewachenden Milizen. So viel wir aus den Nachrichten sehen und schließen können, beweist die Verfassung des indischen Kriegerstandes, die bedeutenden Vorrechte, die er genoß und der Umstand, daß ohne ihn ein nothwendiges Glied in der Staatskette gefehlt haben würde, daß er der Kunst und Politik seine seine Bildung verdankte, wenngleich die Natur bei den Indiern den ersten Grundstein zu ihm legte; denn gewiß mußten die Bewohner eines rauhern Grenzlandes, wodurch sie den Befehdungen von Außen mehr ausgesetzt waren, kriegerischer seyn, als die Bewohner des milden Binnen-Indien, welche den feindlichen Anfällen entfernt lagen und folglich selten genöthigt wurden, die Waffen zu handhaben. Alexander der Macedonier vermochte seine großen und raschgemachten Eroberungen nicht anders zu behaupten, als durch Militaircolonien; ihm ahmten die Römer nach, nur auf ihre Weise, mit größerer

Energie, Ausdehnung und Kunst. Durch dieselben vertheidigten sie lange Zeit hindurch das Reich gegen die Parther und nordischen Nationen. Aus den meisten Lägern der Römer am Rheine sind Städte entstanden; ihre Existenz war demnach auf Ackerbau, wie die russischen, gegründet und nicht allein auf Zufuhr; dieß beweist auch der Weinbau und die Zucht mehrer Obstarten, welche durch die römischen Kriegercolonien nach Deutschland kamen. Demungeachtet unterscheidet ein Umstand die russischen auffallend von den römischen: jene recrutiren sich nämlich aus sich selbsten, während diese die Ersatzmannschaften aus dem Innern des Reiches erhielten; übrigens hatten die letzteren ebenso gut, wie die erstern jetzt, eine militairisch-bürgerliche Gesetzgebung, deren sich Rom vorzüglich zur Civilisation der nordischen Barbaren zu bedienen suchte; indem sie die Hauptveranlassung zur Empörung der Deutschen hergab, welche den römischen Criminalcodex und die Lictorenbeile nicht dulden wollten. Auf der andern Seite weichen die russ. Militaircolonien von den eingetheilten Truppen der Schweden und den östreich. Militairgrenzinstituten ab. Nach Beendigung des letzten Krieges fühlte das geldarme Rußland den Druck der Kosten, welche die großen Heere verursachten, und der Kaiser Alexander verlangte Vorschläge zu ihrer Verminderung. Der Graf Araktschejew, General der Artillerie, legte ihm folgenden Plan vor. Die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, jedem eine bestimmte Anzahl Acker anzuweisen, Dörfer in einem Plane zu erbauen, der sowohl den Zwecken des Feldbaues als den militairischen Uebungen entspräche und sowohl den ursprünglichen Landmanne als Krieger einer solchen militairisch-bürgerlichen-polizeilichen Verwaltung zu unterwerfen, um beide so zu amalgamiren, daß sie landbauende Militaircolonien bildeten. Demzufolge sollte der Soldat zum Feldbau beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Dörfer in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienste genommen werden. Auf diese Weise wurden ganze Regimenter colonisirt, und längs der ganzen russischen Grenze vom Kaukasus an bis nach Polen Militairdörfer errichtet. Hierdurch erhielt der Staat eine bedeutende Streitmasse, die ihm, da sie kein Sold bezieht, weniger kostet und zugleich zum Anbau, zur Bevölkerung und Cultur beiträgt; und auf der andern Seite wird der Krieger durch den Besitz von Gütern fester ans Vaterland geknüpft, er ist nicht genöthigt, seinem Berufe die frühere Freuden des Lebens zu opfern, und darf nicht die quälende Sorge mit ins Feld nehmen, daß wenn er falle, Weib und Kinder darben werden. Zuerst wurden in dem Gouvernement Nowogorod solche Colonien gegründet, indem man Soldaten in die Wirthschaften gewisser Dörfer legte, die Kroneigenthum waren, und die Bauern selbst allmälig dem militairischen Zwange unterwarf, den Reservemann aber so in den Waffen übte, daß er an die Stelle des einquartierten Soldaten, wenn dieser starb, im Felde blieb, oder invalid wurde, eintreten konnte. Ein Ukas bezeichnete die Krondörfer, in welche eine Militaircolonie kommen sollte. Namen, Alter, Vermögen, Familie jedes Insassen wird aufgezeichnet; die ältern Bauern werden als Obercolonisten ausgehoben; dann baut man für sie Häuser, die, durch Hofräume getrennt, Straßen bilden. Jeder Obercolonist wird uniformirt, im Waffendienst geübt und erhält ein Haus mit 15 Desätinen Landes (40 Acker) unter der Bedingung, einen Soldat und dessen Pferd, wenn Cavallerie colonisirt wird, zu versorgen. Dieser bei ihm einquartierte Mann heißt ackerbautreibender Soldat und steht ihm in

Bebauung des Feldes und in den häuslichen Arbeiten bei. Außerdem wählt er sich in seiner Familie einen Gehülfen; gewöhnlich den ältesten Sohn, der nach dem Tode des Obercolonisten, mit Zustimmung des Regimentsobersten, das Grundstück erbt. Der zweite Sohn, oder ein anderer Verwandter, kommt in die Reserve und wohnt im Hause daneben; auch der dritte wird zum ackerbautreibenden Soldaten ausgehoben; die übrigen bleiben Cantonisten u. s. w. Das heranwachsende Geschlecht ist in drei Classen getheilt. Bis zum 8. Jahre bleiben die Knaben bei den Eltern; dann kommen sie in die Militairschulen, wo man sie an strenge Zucht gewöhnt; 13 Jahre alt, werden sie Cantonisten und zugleich zu Bauern und Soldaten gebildet; 17 Jahre alt, machen sie einen Theil der Militaircolonie aus, welche nach einem eignen Rechtscodex verwaltet wird. Jede Colonie hat ihren eignen Gerichtshof, dessen Vorstand der oberste Officier ist; die übrigen folgen nach dem Range. Kein Mädchen kann einen andern heirathen, der nicht Soldat ist. Niemand darf ohne besondern, von der Militairbehörde ausgefertigten Paß die Militaircolonienbezirke betreten. Sogar der Postdienst wird hier von Soldaten versehen. Nach 20—25 Jahren kann der ackerbautreibende Soldat seinem doppelten Dienste, als Soldat und als Feldbauer, entsagen, oder sich für invalid erklären lassen. Dann wird seinen Platz durch den Reservemann ausgefüllt. Diese Militaircolonien sollten nun in Zukunft die Pflanzschule für das stehende Heer seyn. Jeder ist in den Districten, welche die Colonien einhaben, geborner Soldat; vom 17. bis ins 60. Jahr werden sie unabläßlich in den Waffen geübt. Sobald der junge Mann unter die Fahne tritt, hört er auf Leibeigner zu seyn. Ihre Verfassung ist militairisch; sie sind in Regimenter, Bataillone und Compagnien eingetheilt. Vom Ertrage der ihnen angewiesenen Ländereien müssen sie sich und ihr Pferd ernähren. Sold empfangen sie erst, wenn sie zum activen Dienste genommen werden. Die bereits gestifteten Militaircolonien zählten 1824, 400.000 männliche Bewohner, darunter 40.000 Reiter. Sowie nun dieser Plan immer weiter vorrückt, hört die bisherige Conscription oder Recrutirung allmälig auf. Dadurch bleibt das Reich auf seiner einzig angreifbaren Seite in einem immerwährenden Vertheidigungsstande; auch ersetzt diese lebendige Militairmauer den Mangel an Festungen, von denen Rußland keine von ausgezeichneter Wichtigkeit besitzt. Oberbefehlshaber aller Militaircolonien im Reiche ist der General, Graf Araktschejew; Chef des Generalstabs der Militaircolonien ist Generalmajor Kleinmichel. Im Jan. 1824 wurden dem Oberbefehlshaber der Militaircolonie auch alle Militaircantonisten bei den Militairwaisenschulen (in welchen nach Lancaster's Methode Lesen, Schreiben, Rechnen gelehrt und ein Soldatenkatechismus erklärt werden soll), von dem bisherigen Commando des Generalstabes abgesondert, untergeordnet. Von diesen Militaircantonisten tritt jedes Jahr eine bedeutende Zahl in den Waffendienst der an die Stelle der ackerbautreibenden Soldaten gerückten Reservemänner ein. In die Stellen dieser Cantonisten rücken dann die Knaben nach u. s. w. Die militairische Erziehung ist die eigentliche Stütze dieses Systems, das dem Bauer seine bisherige Freiheit nimmt und ihn der Militairpolizei unterwirft. Zur Erziehung und Unterhaltung der Knaben und Cantonisten wird die Einnahme für die Recrutenquittanzen mit verwandt. Es hat nämlich der Ukas vom 29. Dec. 1823 den Gutsbesitzern in volksarmen

Gouvernements erlaubt, sich bei Recrutenaushebungen von dieser Verpflichtung durch Geld loszukaufen, weßhalb 3500 Recrutenquittanzen, jede zu 2000 Rubel Papier, ausgefertigt werden, die dem Staate ein Einkommen von 7 Mill. Rubel gewähren. Die Ausgaben für die Militaircolonien beliefen sich, nach dem Berichte des Oberbefehlshabers, 1822 auf 4.962.475 Rub. und die Ausgabe seit ihrer Organisation bis 1824, überhaupt auf 15.780.115 Rub. Von den 6 Mill. Kronbauern sind 4 Mill. hinreichend, um die ganze Armee anzusiedeln. So glänzende Vortheile dieß Soldatenansiedelungssystem dem Staate zu versprechen scheint und auch wirklich verspricht; so gefährlich kann es aber auch mit der Zeit für seine Ruhe werden, wenn nicht stets ein scharfes Auge diese Kriegercolonien bewacht und eine energische Hand sie leitet. Die Masse der Einwohner Rußlands gibt nach diesem Coloniensysteme die Waffen aus der Hand, und indem sie die Pflicht, sich und das Reich zu schützen, einem besondern, bleibenden, aus sich selbsten stets sich wieder regenerirenden Stande überträgt, könnte den Grundstein zu einer Militairgewalt gelegt werden, die auf die Dauer kein gehorsamdienendes Werkzeug der höhern Staatsvernunft bleiben, sondern sich eine Despotie des Säbels anmaßen möchte. Die Geschichte beweist dieß in ähnlichen Verhältnissen. Indier und Aegypter wurden nicht selten durch die Kriegerkaste tyrannisch beherrscht, und wenn diese dem Schwerte des Feindes unterlag, verlor die Gesammtnation die Hoffnung, sich zu vertheidigen, weil sie durch die lange Entwöhnung von den Waffen auch den Muth verloren hatten, dem eindringenden Feinde sich entgegen zu stellen. Als Rom die Waffen aus der Hand legte und sein Heil und seine Sicherheit Söldnern anvertraute, die es in Militaircolonien an die Grenze des Reichs verlegte, oder in stehende Lager im Innern zusammenzog, war es um seine Ruhe und seinen Wohlstand geschehen. Im Lager der Prätorianer bei Rom wurde der Kaiserthron verschenkt oder verkauft und der blutige Säbel bahnte dem Soldatengüngstling den Weg dahin; die Civilgewalt erlag der rohen gesetzlichen Macht. Die Grenzlegionen wollten im Kaisermachen den Prätorianern nicht nachstehen und kämpfende Kriegerparteien zerrissen das Reich. Die Strelitzen haben in Rußlands Geschichte ein warnendes Beispiel gegeben; ohne die Form hatten sie doch das Wesen der Militaircolonien: sie bildeten einen privilegirten, bleibenden Kriegerstand, der durch Empörungen Rußlands Thron häufig erschütterte. Noch gräulicher lehrt die türkische Geschichte die Wirkungen und Folgen einer abgeschlossenen, feststehenden, von der Masse der Nation getrennten Militairmacht. 1822 sah der Engländer Lyall die russ. Militaircolonien und gab davon einen Bericht (a. d. Engl. übers., Lpz. 1824) in s. „Reise durch Rußland“ (London 1824). — Das Institut der Militaircolonien ist unter des Kaisers Nicolaus Regierung nicht erweitert, wohl aber ist schon im Dec. 1826 das Drückende derselben erleichtert worden. Es soll sogar nach öffentlichen Nachrichten in Abnahme gekommen seyn. Wenigstens wurden damit 1832 nach einem unterm 8. (20.) Nov. 1831 aus Moskau an den Dirigirenden des Generalstabes der Militaircolonien erlassenen Ukas folgende Veränderungen vorgenommen. Die Bezirke der Militaircolonien des Grenadiercorps werden nicht mehr als zu den Regimentern und Artilleriedivision gehörig gerechnet. Ihre jetzige Bestimmung ist, nach den allgemeinen Regeln der Militaireinquartierung denjenigen Truppen, welche der Kaiser dazu ausersieht, zum beständigen Cantonne-

ment zu dienen. Sie führen seitdem den Namen: Bezirke der ackerbauenden Soldaten; sie werden mit Nummern 1—14, und dem Namen ihres Regiments bezeichnet. Der Bezirk der Militairarbeiter hat keine Nummer. Die colonisirten Bataillons sind aufgehoben worden, die Compagnien jedes Bezirks aber geblieben; jedoch heißen sie jetzt Aemter und werden in jedem Bezirke mit fortlaufenden Nummern bezeichnet. Sie stehen nicht mehr unter Feldwebeln, sondern unter (Amts-) Häuptern, die der Commandeur des Kreises aus der Zahl der Wirthe erwählt. Uebrigens tragen die ackerbauenden Soldaten alle im Reglement der Militaircolonien vorgeschriebenen Verpflichtungen und sind der Militairordnung und Gesetzgebung unterworfen. Die minderjährigen Söhne derselben treten, sobald sie das 20. Jahr erreichen, in die außerhalb der Bezirke der Colonien stehenden Reservebataillons. Von der Dienstpflicht wird jedoch in jeder Familie ein Sohn nach der Wahl des Vaters befreit, um Letzterm in der Verwaltung der Hauswirthschaft zu folgen. Die Verwaltung der Bezirke und der Aemter steht unter Comités und zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: die nowgorodsche, welche sechs Bezirke, nebst dem der Militairarbeiter, und die staroruſſiſche, welche acht Bezirke umfaßt. Die Verwaltung einer jeder dieser Hauptabtheilungen wird einem Stabsoffizier mit dem Rechte eines Brigadecommandeurs übertragen; die Gesammtverwaltung aller Bezirke aber ist einem General mit dem Rechte eines Divisionschefs anvertraut. Bis auf diese Abänderungen sind die Statuten für die Militaircolonien in Gültigkeit geblieben.

Militairgrenze. Unter diesem Namen versteht man einen bald breitern bald schmalern Landstrich, welcher sich an der ganzen südlichen und östlichen Grenze der ungrischen Provinzen, längs des türkischen Gebietes, erstreckt; also vom adriatischen Meere bis an die Bukowina. Es ist kaum möglich, den Flächeninhalt dieser oft unbestimmten Grenze anzugeben; man schätzt ihn auf 8 bis 900 QM. und die Bevölkerung beinahe auf eine Mill. Die Bewohner, meist Slawen, aber auch Magyaren und Deutsche, größtentheils griech. Christen, haben eine ganz militairische Verfassung. Jeder besitzt sein Familiengrundstück erblich und hat außer einer unbedeutenden Grundsteuer keine Abgaben zu entrichten; dafür ist er zur Bewachung und Vertheidigung der Grenze verpflichtet, gehört einem der Regimenter zu, in welche das Ganze getheilt ist, hat von Zeit zu Zeit einigen Dienst zu verrichten, wofür er Bekleidung und Bewaffnung erhält, Sold aber nur, wenn er wirklich zum Kriege ausrückt. Eine Abtheilung der Grenzer wird Tschaikisten genannt, weil sie in Tschaiken oder leichten bewaffneten Fahrzeugen die Fahrt auf der Donau, Theiß und Sau gegen die Räubereien der Türken sichern. Diese Grenzer beschäftigen sich außer dem Dienste mit Ackerbau, Vieh- und Baumzucht und mit den wenigen Gewerben, die zum Hauswesen nöthig sind. Fabriken, Künste, ja selbst die meisten Handwerke sind hier unbekannt und höchstens in den Städten, wo der Stab der Regimenter liegt, zu finden. Dafür ist aber der Grenzer ein kühner und gewandter Soldat und mehr als Einmal haben diese Districte dem Staate im Fall der Noth 100.000 M. gestellt; in gewöhnlichen Zeiten sind nur etwa 45.000 im Dienste. Die erste Entstehung dieser höchst merkwürdigen Verfassung fällt in die Mitte des 16. Jahrh., wo sie sich aber nur über die kroatische Grenze erstreckte. Im 17. ward sie auf die slawonische und ungarische und erst 1764 und 66 auf Siebenbürgen ausgedehnt, wo sie überhaupt nicht so

ausgebildet iſt, als auf den übrigen Punkten, weil in Siebenbürgen die Grenzer meiſt mit den Provinzialen vermiſcht wohnen. Dieſe Einrichtung hat nicht allein der öſtreich. Monarchie gegen die unruhigen und räuberiſchen Nachbarn, ſondern ganz Europa weſentliche Dienſte geleiſtet, indem ſie durch ſtrenge Bewachung der Grenze die oft im türkiſchen Gebiete wüthende Peſt abgehalten hat. — Man theilt jetzt gewöhnlich die ganze Militairgrenze in 4 Abtheilungen: die Kroatiſche, die Slawoniſche, die Banat- oder Ungariſche und die Siebenbürgiſche. Bedeutende Städte darf man hier nicht erwarten; die wichtigſten ſind: Peterwardein, mit 4000 meiſt deutſchen Einw., an der Donau; die Feſtung Semlin, unweit des Einfluſſes der Sau in die Donau, in geringer Entfernung von der türkiſchen Feſtung Belgrad; ſie iſt der Hauptplatz für den Handel mit der Türkei und zählt über 8000 E.; endlich die Feſtung Pancſova oder Pantſchova, am Einfluß des Temes in die Donau, mit über 5000 E. S. „Statiſtik der Militairgrenze des öſtreich. Kaiſerthums", von Hietzinger (Wien 1822).

Militairiſche Schriftſteller und Literatur. Seit Einführung des Pulvergebrauchs im 14. und der ſtehenden Heere im 15. Jahrh. ſich neu geſtaltend, bedurfte zu reiferen Entwickelung die Kriegskunſt mehrer Jahrh. und gewann erſt bei engerer Verbindung mit mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Studien die ihr jetzt eigenthümliche wiſſenſchaftliche Begründung und Bedeutung. — Im 16. Jahrh. wurden, beſonders in Italien, die Erfahrungen der Alten beachtet, erläutert und auf die veränderten Verhältniſſe angewendet; am geiſtreichſten von N. Macchiavelli; die Artillerie bearbeitete einſichtsvoll F. Tartaglia 1537; und im Feſtungsbau brach (1546) der kenntnißreiche und tiefblickende Francesco de Marchi aus Bologna (ſt. 1588) die, erſt von Vauban verfolgte Bahn: „Architettura militaria" (Brescia 1599, F.; ill. da L. Marini, Rom 1810, 5 F.). — Ungemein reich an geſchichtlichen und technologiſchen Nachrichten ſind die Schriften des ulmer Bürgers Leonh. Fronſperger, welcher viele Vorarbeiten wörtlich benutzte: „Von Kriegsregiment und Ordnung" (Frankf. 1555, F.); „Von Geſchütz ꝛc. Erbauung der Veveſtungen" (Frankfurt 1557, F.); „Kriegsbuch" (Frankf. 1573 [1596] 3 F.; bearbeitet von F. W. A. Böhm, 1. Berlin 1819, 8.) — Bis in die erſte Hälfte des 17. Jahrh. ſtanden ſpaniſche Lehrbücher in großem Anſehen und die Niederländer Snell, Steven u. A. erwarben ſich um Feſtungsbau nicht geringes Verdienſt; die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten der Italiener, Franzoſen und Deutſchen gingen von vorgefundenen Grundſätzen und Erfahrungen aus, ohne wiſſenſchaftliche Studien zu fördern. — Die Vervollkommnung der Kriegskunſt durch den großen ſchwediſchen König Guſtav Adolf (vgl. H. von Bülow „G. A. in Deutſchland", Berlin 1818, 2 Bde.) war mehr ſittlicher als wiſſenſchaftlicher Natur; er, wie alle tüchtige Feldherren nach ihm, war überzeugt, daß der glückliche Erfolg des Kampfes, durch Geiſtesgegenwart und Scharfblick im Ergreifen entſcheidender Augenblicke, durch Schnelligkeit der Bewegung, durch richtigen und vollen Gebrauch der einfach zweckmäßig geordneten Kräfte bedingt, von Belebung und geſteigerter Anſtrengung des Willens und von freudig zuverſichtlicher Hingebung der Mitſtreiter abhängig ſey; ſeine Grundſätze und Maßregeln lebten in einer trefflichen Schule praktiſch gebildeter Feldherren und ihrer anſchaulichen Belehrung empfänglicher Freunde und Gegner fort und gingen zunächſt auf Frankreich über.

In diesem Staate fand, während Ludwigs XIV. durch ununterbrochene Thätigkeit des Heeres und durch überlegenes Waffenglück glänzender Regierung, der Inbegriff kriegerischer Erfahrungen und Kenntnisse seine eigentliche Heimath und Pflege. Von ganz Europa mußten als Meister in der Kriegskunst anerkannt werden: Turenne (st. 1675), Condé (st. 1686) und Luxemburg (st. 1695), welchen Turenne's Gegner, Raymund de Montecuculi (st. 1680), zur Seite zu stellen ist: „Mémoires" (Köln 1704, 8.); die glorreichen Bekämpfer der Europas Freiheit bedrohenden franz. Uebermacht: Wilhelm III. von Oranien, Marlborough (st. 1722) und der sinnvolle Eugen von Savoyen (st. 1736); Karls XII., König von Schweden (st. 1718), Fehler großartigen Ungestüms (beleuchtet von Friedrich II.) wurden für die Nachwelt lehrreich. Jetzt hatte die wissenschaftliche Kriegskunst Boden und Richtung gewonnen und wurde, fast ausschließlich von Franzosen, in allgemeingültigen Musterwerken bearbeitet; von F. Blondel Festungsbau und Artillerie 1683; Fortification von S. le Prestre de Vauban 1688; Festungsbau und Artillerie von B. Foresl le Belidor („Science des ingénieurs", Paris 1729, 2, 4.), Bombardier (1731) ꝛc.; Festungsbau von G. B. Bilfinger 1733; Artillerie von dem Engländer Benj. Robins (st. 1751), erläutert von L. Euler 1745; Taktik von Moritz von Sachsen (st. 1750), einem durch geniale Freisinnigkeit und Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Feldherren: „Mes rêveries" (1732) (Amsterd. 1757, 2, 4.). — Durch Preußens Friedrich II., befreundet mit Eugen (1734) und literarisch zum Feldherrn gebildet, umgeben von wackren, ihren Wirkungskreis tief erfassenden und frei gestaltenden Zeitgenossen, seinen Bruder Heinrich, H. K. v. Winterfeld, Keith, v. Seidlitz, F. Chph. v. Saldern, H. Joch. v. Ziethen u. A., entwickelte sich im 7jährigen Kriege die höhere Taktik und ein neues System der Kriegskunst (vgl. „Gesch. von H. Lloyd", London 1766; deutsch umgearbeit. von G. F. v. Tempelhof, Berlin 1783; „Beiträge" von Cogniazo (st. 1811), „Geständnisse eines östreich. Veterans", Breslau 1789; C. Imm. v. Warnery 1788; F. A. v. Rezow 1802; J. G. Tielke 1775 fl. 5, 4.; F. Leonh. v. Berenhorst: „Betrachtungen über Kriegskunst", Leipz. 1793, 3, 8.; „Aphorismen" 1805, 8.; u. v. a. — Die Fruchtbarkeit und Wichtigkeit der militairischen Literatur blieb fortan im Steigen. Die Alten wurden fleißig gelesen und erläutert; von J. Chr. de Folard, Paris 1727; Turpin de Crissee J. Caesar und Vegetius 1779; Ch. Guichard genannt Quint. Icilius „Mém. milit." (Haag 1758, 2, 4.); v. Warnery „Ueber Jul. Cäs." 1782, und gegen ihn J. F. Rösch 1783 u. s. w.; über Artillerie schrieben, neben vielen Andern, Pairtee Gr. d'Arcy (st. 1779); G. le Blond; C. A. Struensee; Tempelhof; der Spanier Th. de Choria, deutsch von Hoyer 1795; über Festungsbau und Belagerungskunst J. C. Silberschlag 1767; J. C. Glaser; A. Böhm 1776; R. M. Montalembert (st. 1802), Urheber der perpendiculairen Befestigung, Paris 1776 u. A.; über Taktik Friedrich II. „Geh. Unterricht" 1765 ꝛc.; herausgegeben v. G. D. Scharnhorst 1794. 8; G. R. Fäsch, F. A. G. Guibert (st. 1790) „Tomes" Paris 1772. 4; „Oeuvres milit." Paris 1805. 5. 8; J. C. v. Saldern 1781; C. F. v. Lindenau 1789; über leichte Truppen J. v. Ewald 1785 fll. u. A.; Anweisungen und Elementarbeiträge von Ferd. F. v. Nicolai 1773; Jak. Mauvillon (st. 1794) 1783; 1800; F. v. Meinert 1758 fll. u. A. — Eine wesentliche Umstaltung erfuhr die Kriegskunst in dem franz. Revolutionskrieg; sie stützte sich fester als

je auf wissenschaftliche Vorkenntnisse und Grundsätze und erschien in ihren Gesammtergebnissen durchweg praktisch und die Erfahrungssumme der Vergangenheit in sich vereinend; mit musterhafter Genauigkeit und fast untrüglichem Erfolge wurden vielumfassende Combinationen durch wohlberechnete Bewegungen und Stellungen, durch Umgehen, durch Bajonnet und Geschütz, durch Ortskunde und Geistesgegenwart der Feldherren zum Erstaunen Europas ausgeführt; der geschichtlichen Darstellungen dieser Feldzüge sind sehr viele, z. B. die der Feldzüge bis 1794 von Grimoard. Paris 1808. 3. 4; Musset Pâthay. Paris 1806. 2. 4; d. F. von 1799 fl. von Matthieu Dumas. Paris 1800; 1817 f. 8. 8; Guill. de Laudoncour „Geschichte der Feldzüge in Rußland, Deutschland und Italien 1812 und 13". Die Literatur ist überaus reichhaltig, besonders in Frankreich und Deutschland; nur Weniges kann hier ausgehoben werden; von Zeitschriften das pariser „Journal milit." seit 1790 fl. 8, die Wiener und Berliner ꝛc.; über Artillerie G. D. v. Scharnhorst (st. 1813) 1805; A. Th. Neander 1808; G. Lamartilliere 1812. 2. 8; 1818. 2. 8; C. F. Borkenstein. Berlin 1822. 2. 4 u. v. a.; Festungsbau Carnot 1812; C. H. Aster 1816; J. G. v. Hoyer 1817; Taktik und Strategie Gr. de la Roche Aymon. Weimar 1801. 4. 8; Guy de Vernon. Paris 1805. 2. 4; H. Jomini. Paris 1811. 8. 8; H. v. Bülow (st. 1807); Erzherz. Karl, „Grundsätze der Strategie, erläutert durch Darstellung des Feldzuges 1796 in Deutschland". Wien 1814 8; Rogniat 1817 u. a. A. Encyklopädie von J. B. L. Carre. Chalons-sur-Marne 1795. 2. 4; G. D. Scharnhorst „Handbuch" 1787; 1804; 1816. 3. u. m. A.

Militairökonomie. Sie umfaßt Alles, was sich auf Stellung und Unterhaltung der Heere bezieht, und zerfällt demnach in 2 Zweige. — Aufbringung der Streitmasse. Hiezu gehören Recrutirung, Remontirung, Ausrüstung, Flotten- und Festungsbau. In den Staaten des Alterthums war jeder Bürger, der die Waffen tragen konnte, Soldat; auf den Ruf der Regierung mußte er sich stellen. Doch wurde nur aus dem jüngern männlichen Theil der Nation die Mannschaft zum activen Dienste gehoben, und nur wenn eine Gefahr den Staat mit dem Untergange drohte, wurde die Nation in Masse aufgeboten. Diese alten ursprünglichen Recrutirungssysteme wurden in den spätern Zeiten durch das der Werbung verdrängt, bis daß die franz. Revolution sie wieder ins Leben zurückrief. Conscription, Landwehr, Landsturm, sind ihrem Wesen nach alte Institute und keine Erfindungen der neueren Zeit. Ein Heer aus der ganzen Streitmasse einer Nation zu erheben, ist mit wenigern Kosten und Schwierigkeiten verbunden, als es anzuwerben. Verwickelte und oft mit unübersteiglichen Hindernissen verbunden, ist aber der zweite Theil der Militairökonomie verknüpft. Man befolgte hierbei abwechselnd zwei Systeme, das der Requisition und das der Magazinirung. Das erstere ist das ältere; es schien bei vielen Völkern Grundsatz zu seyn, daß der Krieg das Heer ernähren müsse, und ihr Requisitionssystem beruhte auf dem Grundsatze, daß das Heer überall seinen Unterhalt finden könne und werde. So lange der Krieg im Gebiete des Vaterlandes, oder in civilisirten starkbevölkerten Ländern, und kein Vernichtungskrieg geführt wird, könnte allenfalls eine Armee der ungemeinlästigen und kostspieligen Magazine entbehren; nichts destoweniger ist das Requisitionssystem überall mit Nachtheilen verbunden, die durch dasselbe leicht herbeigeführt werden können. Es steht nicht immer in der Will-

für des Feldherrn, mit seinem Heere die Gegend zu verlassen, die es ausgesogen hat. Die großen Streitmassen, mit denen in der neuern Zeit die Staaten auf den Kampfplatz traten, erschöpfen eine Gegend in einigen Tagen, wo dann Proviant aus weiter Ferne herbeigeschleppt werden muß. Auch kann die Beschaffenheit der Bedürfnisse nicht immer in der erforderlichen Zeit erfolgen; das Requisitionssystem ist überdieß mit größerm Schaden für den friedlichen Landmann verknüpft; indem Erpressungen und tausend Plackereien durch die einzelnen Requirenten nicht gänzlich vermieden werden können, wodurch nothwendig die Einwohner erbittert werden, was nachtheilig auf das Heer zurückwirken muß. Mehre Kriege haben die Unzulänglichkeit des Requisitionssystems dargethan. Karls VII. Heer ging durch dasselbe zu Grunde in Italien; das Vorbild Napoleons, mit dem er ein gleiches Schicksal theilte, der Schwedenkönig Karl XII., verlor nicht so sehr durch das Schwert der Russen, als durch eine schlechte Verproviantirung sein Heer. Karl V., um einer ähnlichen Gefahr im schmalkaldischen Kriege vorzubeugen, legte zuerst 1546 zu Regensburg Magazine an und führte das Proviantamt ein. Nach und nach ward diese Verpflegungsmethode so allgemein, daß man glaubte, ein Krieg könne nicht geführt werden, ohne Anlegung von Magazinen. Die franz. Revolution brachte auch hierin eine Veränderung hervor. Der Krieg wurde rasch geführt, die Bewegungen der Heere, schnell und reißend, wurden nach einer kühnern Strategie geleitet. Ehemals waren die Heere, deren Existenz hauptsächlich von den Magazinen abhing, an diese enge gebunden; die Magazine bildeten ihre Operationsbasis mit. Man sah bald die Nachtheile des Verproviantirungswesens bei der neuern Art, Krieg zu führen, ein. Die Magazinirung erfordert eine Menge Beamten, Gebäude und einen großen Train, welche den Troß der Armee ins Ungeheure vermehrt, und ihre Bewegung mehr oder weniger lähmt. In den frühern Feldzügen mußten oft Schlachten und Gefechte geliefert werden, die keinen andern Zweck hatten, als die Magazine zu schützen und zu erhalten, und die Vernichtung derselben vermochte einen Plan gänzlich zu vereiteln. Durch diese und mehre Gründe wurde man endlich dahin geleitet, das Requisitionssystem mit dem der Magazine zu verbinden. Oestreich hat eins der ausgebildetsten Militairökonomiesysteme aufgestellt. Man kann sich über alle sonst und neuerdings angenommene Grundsätze der Militairökonomie näher unterrichten aus des russ. Generallieutenant v. Cankrin Werk „Ueber Militairökonomie im Frieden und Krieg und ihre Wechselverhältniß zu den Operationen“ (Petersburg 1820, 3 Bde., 4.), unstreitig das Hauptwerk, und aus Ribbentrop's „Archiv für die Verwaltung des Haushalts bei den europ. Heeren zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen über diesen Gegenstand“ (Berlin 1818 und 1819), sowie P. A. Odier's (ehemal. Revueinspector) „Cours d'études sur l'administration milit.“ (gehalten vor den Officieren des Generalstabes in Paris) (Paris 1824, 7 Bde.). Ueber die Literatur der Militairökonomie ꝛc. erschien von einem Ungenannten ein Werk, Leipzig 1826.

Militairschulen und Militairwissenschaften. Militairschule ist eine Anstalt, in welcher die Erziehung und der Unterricht zunächst auf die Kriegswissenschaft eingerichtet ist; auch Militairakademie; wiewohl Einige unter beiden Benennungen einen Unterschied machen, und unter Kriegsschule die Einrichtung und den Ort, wo man die Ju-

gend alle Uebungen, die zum Kriege gehören, und die Wissenschaften, worauf sie sich gründen, lehrt; unter Militairakademie hingegen, nach dem Begriffe, welchen die ältern und neuern Philosophen mit dem Worte Akademie zu verbinden pflegen, eine Versammlung ausgelernter Soldaten, welche an dem Fortgange und der Aufnahme der Kriegswissenschaft arbeiten, verstehen. Von den wirklichen Kriegsschulen und Militairakademien sind die sogen. Cadettencorps, welche aus jungen Edelleuten, die sich den Kriegsdiensten widmen wollen, und in den Kriegsexercitien, Sprachen, Mathematik und anderen einem Cavaliere anständigen Wissenschaften auf Kosten des Souverains unterrichtet werden, unterschieden. Daß die Kriegskunst zuerst erlernt werden müsse, und dann erst ausgeübt werden könne, daran hat wohl nie Jemand gezweifelt. Selbst Hobbes, der das ganze Geschlecht der Menschen zu einem allgemeinen Krieg geboren werden läßt, und ihnen keine andere Rechte einräumet, als die sie sich durch Unrecht einer gegen den andern erwerben, wird deßwegen nicht geglaubt haben, daß die Menschen als Soldaten gebohren werden, und vermöge eines Kunsttriebes Schießpulver machen und Kanonen gießen. Wir leugnen deßwegen nicht, daß nicht die Menschen eine natürliche Neigung zum Kriege haben sollten; doch diese Neigung, wäre sie auch mit den vorzüglichsten natürlichen Fähigkeiten unterstützt, ist noch nicht die Kunst selbst, sondern die erste Anlage dazu. Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es mit der Frage: „Auf was für Art die Kriegskunst erlernt werden müsse?“ Hierüber sind die Urtheile sehr verschieden. Der Marschall von Puysegur, welcher, während seiner mehr als 60jähr. Kriegsdienste, beinahe durch alle Stufen, bis zur obersten Ehrenstelle gestiegen ist, versichert, daß zu seiner Zeit alle Personen vom Militairstande, wenige ausgenommen, fest überzeugt gewesen seyen, der Krieg könne nicht anders als im Kriege erlernt werden. Es scheint nicht, daß diese Meinung noch jetzt die herrschende sey. Wir wollen demnach der Frage, worauf es eigentlich hier ankommt: „Ob die Kriegskunst im Frieden erlernt werden könne, oder nicht?“ etwas näher treten. Man muß hierbei einen Unterschied zwischen der Kunst selbst und den Hülfsmitteln dazu machen. Es gibt eine Menge Kenntnisse und Fähigkeiten, von denen man einräumt, daß sie der Kriegskunst zu einer nützlichen Vorbereitung dienen, zur Bildung eines künftigen Soldaten mehr oder weniger beitragen, ihm zur Zierde gereichen, und auch selbst dem Dienste, den man von ihm erwartet, einen ausgebreiteteren Umfang geben. Man rechnet billig dahin: die Geschichtskunde, die Erdbeschreibung, die Naturkunde, die Rechte, die Meßkunst, Sprachen, alle Arten von Leibesübungen, die den Körper dauerhafter, stärker und fertiger machen. Von diesen und verschiedenen andern gibt man gern zu, daß sie zu Hause besser und bequemer erlernt werden können als im Felde. Man leugnet auch nicht, daß sie einem Kriegsmanne, der sie in seiner Gewalt hat, verschiedene Vorzüge geben, will aber auf der andern Seite bemerkt haben, daß die Art, wie sie gemeiniglich getrieben werden, auf den Militairstand eine allzu entfernte Beziehung habe, daß der anhaltende stille Fleiß, den Manche fordern, das kriegerische Feuer schwäche, den Geschmack, an einer unruhigen, mit Gefahr und Beschwerlichkeiten verknüpften Lebensart vermindere, daß endlich die theils zu sehr, theils nicht genug eingeschränkte Verfassung der hohen und niederen Schulen, wo der Grund zu diesen Wissenschaften am sichersten gelegt würde, der nach-

her an die Stelle tretenden Kriegszucht einige Hindernisse in den Weg lege. Diese Einwürfe scheinen ziemlich gegründet zu seyn; man wird aber auch leicht bemerken, daß sie nicht die Wissenschaften selbst, sondern die zu ihrer Erlernung getroffenen Anstalten, die Lehrart und andere zufällige Dinge treffen, und nicht widerlegt, sondern gehoben werden müssen. Man nehme uns Das, was die Alten und Neueren über die Kriegskunst oder über die Geschichte der Kriege geschrieben haben; man verwerfe den Kriegsunterricht während des Friedens als etwas Unnützes oder Unzureichendes; nach einem 50jähr. Frieden werden wenig Personen mehr bei der Armee seyn, die wirklich Kriegsdienste gethan hätten, und vielleicht nicht eine einzige von denen, die durch lange Dienste ihre Einsichten und Kriegserfahrenheit erworben hatten; man wird also, bei einem entstehenden Kriege, die Kunst ihn zu führen gleichsam aufs Neue erfinden müssen; wie viele nachtheilige Versuche wird dieses kosten! und kaum wird man einige Entdeckungen gemacht haben, so wird der Friede sie abermal in die Vergessenheit begraben. Die Kriegskunst in ihrer weiteren Bedeutung kann daher erlernt werden, und die Militairschulen müssen in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft seyn. Der Professor Meinert hat einen Plan für den Militairschulunterricht entworfen, und die Wissenschaften angegeben, welche gelehrt werden sollen. Er theilt sie in Vorbereitungswissenschaften u. eigentliche Kriegswissenschaften ein. 1) Vorbereitungswissenschaften. a) Allgemeine Einleitung. b) Arithmetik nach Principien, so weit als sie zu der Theorie der Kriegswissenschaften und zu der Anwendung auf Rechnungen des gemeinen Lebens zweckmäßig ist. Ohne gründliche Kenntniß der Arithmetik läßt sich fast keine Anwendung der folgenden mathematischen Wissenschaften auf die eigentlichen Kriegswissenschaften denken. Man bedenke nur selbst, daß viele Theorien der Arithmetik geometrisch sind, unter welchen wir nur die Extraction der Quadrat- u. Kubikwurzel erwähnen. c) Geometrie. Die Hauptlehren derselben im Zusammenhange, nicht einzelne Lehren, sondern den ganzen Umfang in möglichster Kürze. Alle Lehren der Geometrie sind in der Anwendung nothwendig, folglich muß keine fehlen, theoretisch und praktisch. d) Trigonometrie. Anwendungen derselben auf die praktische Geometrie. Die übrige Anwendung findet sich von selbst. e) Allgemeine Principien der mechanischen Wissenschaften, insofern sie die Grundlage der Geschützwissenschaft, Taktik und Befestigungswissenschaft enthalten. f) Einige Kenntnisse der optischen Wissenschaften, vorzüglich diejenigen, die zur Beurtheilung der Entfernungen und der Lage der Dinge, wie sie unser Auge empfindet, nothwendig sind. Anwendung derselben bei praktischen Uebungen beim Aufnehmen nach dem Augenmaße ꝛc. g) Die mathematische Geographie so weit als sie zur richtigen Beurtheilung der geogr. Charten und zu der Construction der Chartennetze — zu der richtigen Einsicht bei Vergrößerung und Verkleinerung der Landcharten nöthig ist. 2) Eigentliche Kriegswissenschaften. Dazu gehören: a) Allgemeine Einrichtung des Militairetats. Die allgemeine Einrichtung des preuß. Militairetats wird historisch zum Grunde gelegt. b) Geschützwissenschaft. Da durch diesen Unterricht keine eigentliche Artilleristen gebildet werden sollen, so enthält die Geschützwissenschaft nur die Hauptlehren von der Einrichtung des großen, mittleren und kleinen Geschützes, wozu wir auch die Schießgewehre der Infanterie und Cavallerie rechnen. Bestimmung der möglichst größten Wirkung aus Resultaten verschiedener Artilleristen

und Infanteristen ꝛc. Da nach unsrer Meinung die Artillerie die erste wirkende Kraft im Kriege ist, die einen Ausschlag geben kann, falls man sich ihrer bedienen kann, und wirklich vortheilhaft bedient: so dient die Artilleriewissenschaft dazu, Regeln für die Taktik und Befestigungswissenschaft zu finden. Ebenso verhält es sich mit der Untersuchung der Wirkung des kleinen Schießgewehrs, daher der Name Geschützwissenschaft anstatt des gewöhnlichen Artilleriewissenschaft. Der Infanterieofficier muß allgemeine Kenntniß von der Artillerie haben, weil ein Theil derselben für Infanterie bestimmt, und der Wirkung derselben ausgesetzt ist. Ohne Kenntniß dieser Wissenschaft wird sich der Infanterist weder vortheihaft gegen Artillerie sichern, noch sie durch zweckmäßige Mittel unwirksam machen können. Selbst beim Angriff wird Kenntniß ihrer Wirkung erfordert. c) Taktik, ist Hauptstudium der Officiere. Sie wird auf folgende Art eingetheilt. a) Niedere Taktik. Diese enthält: aa) Die Taktik der Infanterie. In einzelnen Abtheilungen wird die Taktik der schweren und leichten Infanterie gelehrt. Für den preuß. Dienst dürfen nur die Namen Grenadier und Musketier anstatt der schweren, und Füsilier anstatt der leichten Infanterie substituirt werden. bb) Taktik der Cavallerie. Diese wird die Taktik der schweren, mittleren und leichten Cavallerie enthalten. Im Preußischen sind es Cürassiere, Dragoner, Husaren und Bosniaken. Die Grenze der mittleren und leichten Cavallerie kann bis jetzt nicht so vollkommen genau bestimmt werden. Ihre Manövres und ihr Dienst laufen in vielen Fällen in einander. Sogar die schwere Cavallerie ist nicht vom Dienste der leichten ausgenommen. cc) Taktik der Artillerie. Auch hier wird eine Eintheilung in Taktik der schweren, mittleren und leichten Artillerie nicht unschicklich seyn. Zu der schweren Artillerie gehören Mörser, Belagerungsstücke ꝛc.; zu der mittleren Feld- und Regimentsstücke; und zu der leichten, die reitende Artillerie, wozu auch die Stücke für die Füsilierbataillone gerechnet werden können. b) Höhere Taktik. Da Einrichtung, Stellung und Bewegung der Truppen und der Artillerie, im Einzelnen sowohl als im Ganzen, Gegenstände der Taktik sind, so werden die Principien der Geometrie und der mechanischen Wissenschaften hier sehr vortheilhaft angewandt werden können, und das ist es eben, was den meisten bisher erschienenen Schriften über Taktik entweder ganz, oder doch zum Theil mangelt. Wer die Principen kennen lernt, nach welchen die Manövres geometrisch construirt werden, muß nicht eins, sondern alle Manövres construiren können. Der Nutzen hiervon hat ungemein vielen Einfluß auf die Ausübung im Kriege. Vermittelst dieser Principien wird der Officier in den Stand gesetzt, aus den Datis zu einem Manöver die Art und Weise zu finden, wie ein Manöver am vortheilhaftesten in Ansehung der Form, und mit der möglichsten Ersparung der Zeit, gemacht werden muß. Die Anzahl der Manövres ist zwar unbestimmbar, sowie die Verschiedenheit des Terrains; aber nothwendige Fälle lassen sich angeben, aus denen leicht Regeln für die zufälligen gefolgert werden können. Die Taktik der Cavallerie und Artillerie ist dem Infanterieofficier unentbehrlich, obgleich die Taktik der Infanterie am ausführlichsten vorgetragen werden muß. Die Geschichte der Taktik und die Natur der Sache stimmen darin überein, daß man erst Taktik der Infanterie hatte, ehe man die Principien derselben auf Cavallerie anwandte; daher folgt, daß die Taktik der Infanterie der Cavallerist vollkommen inne haben muß, und umgekehrt. Es

folgt aber nicht, daß der Infanterieofficier das Eigene der Taktik der Cavallerie völlig verstehen müsse. So liegt z. B. die Dressur des Cavalleristen und des Pferdes außer dem Gebiete des Infanteristen, und umgekehrt. Nützlich können dergleichen Kenntnisse auch dem Infanterieofficier seyn; aber daraus folgt noch lange nicht, daß sie absolut nothwendig oder unentbehrlich wären. d) Befestigungswissenschaft. a) Eigentliche Befestigungswissenschaft. Allgemeine Principien. Entwicklung der verschiedenen Systeme und Manieren, ihre Güte und Mängel. Ideen zur Verbesserung der Befestigungswissenschaft nach Principien der Taktik ꝛc. werden den Hauptgegenstand dieser Wissenschaft ausmachen. b) Verschanzungswissenschaft im weitläufigsten Verstande. Diese Wissenschaft ist dem Infanterieofficier von den Wissenschaften am nöthigsten, die eigenthümlicher Gegenstand des Ingenieurs sind: folglich muß sie beim Unterrichte einen größern Theil der Zeit, als die vorhin genannte eigentliche Befestigungswissenschaft ausfüllen. Daß hierzu die Lehren von den Verschanzungen auf Winterpostierungen, vom Baue der Blockhäuser gehören, versteht sich von selbst. e) Strategie; niedere und höhere. Die Strategie faßt die vorhin genannten Kenntnisse und Wissenschaften in eine große Wissenschaft zusammen, die aber ohne Praktik nie vollkommen erlernt werden kann. Indessen ist so viel gewiß, daß zur Bildung eines großen Generals oder Feldherrn jene Wissenschaften absolut erfordert werden, und daß auch das theoretische Studium dieser Wissenschaft bei der wirklichen Ausübung ungemein viele Dienste leisten kann. 3) Hülfswissenschaften. a) Geographie; mathematische, physische und politische. S. Geographie (Militair-). b) Geschichte. Die ältere Geschichte liefert eine Menge von Begebenheiten, die der junge Krieger benutzen kann, und gibt Beispiele, nach denen sich unsere größten Generale gebildet haben. Ihr Umfang ist aber für den gegenwärtigen Zweck zu groß, daher kann nur neuere Geschichte vorgetragen werden, und in dieser die Geschichte des Vaterlandes ausführlich. c) Statistik. Allgemeine von Europa, und besondere von Deutschland müssen vorzügliches Augenmerk des deutschen Officiers seyn. d) Natur-, Völker- und Kriegsrecht, womit die Kenntniß der vorzüglichsten Landesgesetze verbunden werden kann. e) Moral und Politik. f) Zeichnen. g) Geschichte der Kriege. Die letzte, aber auch die wichtigste und schwerste Wissenschaft unter den Hülfswissenschaften. Der Anfänger kann sich in ihr gar nicht wagen, wenigstens wird er sie mit wenig Vortheil studiren; muß aber die eigentlichen Kriegswissenschaften voran, dann findet sie ihre ganze Anwendung. Sie ist eine eigentlich praktische Wissenschaft für den Officier. Er findet in ihr alle Anstalten zu kriegerischen Unternehmungen, die Ausführung derselben nebst dem Erfolge. Durch den Unterricht sollen, nach dem Hauptendzwecke, Officiere gebildet werden zum wirklichen Gebrauch von den vorgetragenen Kenntnissen machen können; daher möglichste Sorge für das Selbstarbeiten. c) Praktische Uebungen auf dem Felde. Diese Uebungen müssen, wenn anders der Zweck des Unterrichts erreicht werden soll, mit der Theorie abwechseln. Sie gehören: a) Geometrische Uebungen. Hierunter verstehen wir die Uebung zum Gebrauch der Instrumente, deren man sich beim Aufnehmen, und die praktischen Auflösungen mehrer geometrischen Aufgaben als Vortheile bei vorkommenden Fällen nöthig sind.

Aufnehmen mehrer Gegenden mit verschiedenen Instrumenten, mit Schnur und Stäben, und nach dem Augenmaße. c) Absteckungen mancherlei Verschanzungen und Lager nach verjüngten und natürlichen Maßen. Diese Uebungen gehören ebenso wesentlich zur vollständigen Kenntniß der Kriegswissenschaften als die vorhergehenden. d) Mancherlei Verschanzungsarbeiten und Uebungen in der Direction der Arbeit. Hierher gehört das Faschinenbinden und andere dergleichen Arbeiten mehr. e) Berechnungen. aa) Lagerberechnungen; bb) Fourage- und andere Berechnungen für einzelne Bataillone und Regimenter; cc) Verpflegungs- und andere Kostenberechnungen für ganze Armeen; dd) Dispositionen auf vorgelegte Plane von verschiedenem Terrain.

Militairverfassung ist die Organisation der Heere und bezieht sich hauptsächlich auf 3 Punkte. 1) Auf die Stärke des Heeres. Man hat zwar den Grundsatz aufgestellt, daß der Staat keine größere Anzahl Streiter unterhalten dürfte, als es seine Kräfte erlauben, und daß nichts verderblicher für den Staatsorganismus sey, als wenn das kriegerische Glied in einem zu großen Verhältnisse gegen die andern Gliedern stehe; so wahr dieser Grundsatz auch im Frieden seyn mag, so kann und darf doch im Kriege der Staat nicht immer die Stärke seiner Heere nach der Bevölkerung und seinen Kräften berechnen, sondern muß sich ebenfalls bei Aufstellung einer Armee nach der Größe des Feindes richten. In den letzten Kriegen rückte Frankreich mit ungeheuern Massen ins Feld und zwang hierdurch seine Feinde, sich zu überbieten und zu überspannen; ein Pygmäe durfte es nicht wagen, den Kampf mit einem Riesen zu übernehmen. Da hingegen sollte es im Frieden das Streben des Staates seyn, die Militairetats mit den innern Verhältnissen so viel als möglich zu vereinigen; doch müssen die Staaten in unsern Tagen auch hierin der äußern Nothwendigkeit zum Theil folgen. Der Friede ist jetzt ein Stand der bewaffneten Neutralität und wenn 2 Nachbarstaaten stets die Hand am Schwerte halten, so wird auch der dritte gezwungen, sich in dieselben Stellungen zu setzen, wenn seine Stimme bei den Discussionen der Völker Gewicht haben soll. 2) Die Ergänzung. Bisher hat man 2 Hauptsysteme bei der Ergänzung der Heere befolgt, das der Werbung und das der Aushebung. Von dem ersten ist man fast allgemein zurückgekommen, es führt auch zu große Nachtheile mit sich. Meist war es heimathloses Gesindel, das sich anwerben ließ; keine Güter des Besitzes und der Neigung besaß und folglich auch nichts zu vertheidigen hatte. Bei einem angeworbenen Heere wird bei einer verlornen Schlacht, oder bei großen Mühseligkeiten das Disertiren viel häufiger einreißen, als unter gleichen Verhältnissen bei einer Armee, die durch Conscription erhoben wurde und aus Unterthanen besteht. 3) Zucht-Gesetze. Die größten Feldherren waren stets darauf bedacht, mehr durch eine moralische Triebfeder ihre Krieger in den Schranken der Zucht zu erhalten, als durch Strenge und Strafen; sie suchten ihnen eine warme Ehrbegierde einzuflößen und richteten oft mit Hülfe dieses Point d'honneur mehr aus als mit Zwangsmittel. Uebrigens muß sich die Kriegszucht nach dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten des Volks richten, und man darf nicht die Formen von Militairverfassung auf einen Schwarm Kroaten und Tataren anwenden wollen, die für die Heere civilisirter Staaten zweckmäßig sind.

Militsch, Kreis im Reg.-Bez. Breslau der preuß. Provinz Schle-

sien, enthält auf mehr als 16. QM. 45.000 Einw., von denen 16.000 Bekenner der kathol. Kirche sind. Die Landschaft ist theils mit Waldungen, theils mit steinigem, lehmigem und nicht besonders ergiebigem Boden bedeckt und von der Bartsch und vielen andern kleineren Flüssen durchschnitten. Der Boden erzeugt Roggen, Kartoffeln, Küchengewächse und Taback; in den Wäldern ist Ueberfluß an Holz, und die Flüsse und Teiche sind reich an Fischen. Unter den Produkten des Mineralreichs erwähnen wir vorzüglich des Töpferthons. Städte des Kreises sind: a) Militsch, an der Bartsch, mit Mauern umgeben, mit einem Schlosse, einer evangel. und einer kathol. Kirche, 2 Schulen, 227 H. und 2100 Einw., die sich von der Tuchweberei, dem Acker- und Tabacksbau nähren, und sich mit der Anfertigung von Töpfergeschirre beschäftigen. Sitz der Kreisbehörde, eines standesherrlichen Gerichts, eines Stadtgerichts. Militsch gehört dem Grafen von Malzahn, der auch einen Theil der ehemaligen großen Standesherrschaft Militsch besitzt. b) Trachenberg, am Einfluß der Schützka in die Bartsch, mit einem Schlosse, einer evang. und einer kathol. Kirche, 2 Schulen, 242 Häusern und 1900 Einw., die größtentheils Leinweberei treiben. Sitz des fürstlich Hatzfeld'schen Fürstenthumsgerichts und eines Stadtgerichts. Das Fürstenthum Trachenberg gehörte in früherer Zeit der Familie Kurzbach, kam dann am Ende des 16. Jahrh. an den Freiherrn von Schafgotsch, dann an die Familie Hatzfeld-Gleichen, welche Friedrich II. aus dem Grafenstande zu Fürsten erhob. Von diesem Fürstenhause kam es an den Grafen von Hatzfeld-Wildenberg-Werther, dem eine gleiche Erhöhung zu Theil wurde, und dessen Sohn jetzt im Besitze des Fürstenthums ist, zu welchem außerdem die Herrschaften Schönstein, Wildenberg, Merten und ein Theil von Oedingen gehören. c) Prausnitz, offene, dem Fürsten Hatzfeld gehörige Stadt, mit einem alten Schlosse, einer evangel. und 2 kathol. Kirchen, 2 Schulen, 242 Häusern und 2100 Einw., die Tuch, Barchent und Leinwand verfertigen und sich vom Ackerbau nähren. d) Sulau, eine kleine Stadt an der Bartsch, mit einem Schlosse, einer evangel. und einer kathol. Kirche, 92 Häusern und 700 Einw., die sich von städtischen Gewerben und vom Acker- und Tabacksbau nähren. Sulau ist der Hauptort der Minderherrschaft gleiches Namens, welche schon im 17. Jahrh. durch Erbschaft von der Dohna'schen Familie an die der Freiherren von Burghaus kam. Jetzt gehört sie der Baronin von Troschke, einer gebornen Gräfin von Burghaus. e) Freihan, ein Marktflecken mit einem Schlosse, einer evangel. und einer kathol. Kirche, 44 Häusern und 400 Einw. Freihan ist der Hauptort der Niederherrschaft gleiches Namens und ein Besitzthum des Freiherrn von Teichmann. Hier ist der Sitz eines standesherrlichen Gerichts.

Miller (Johann Martin), geb. zu Ulm 1750, ging 1770 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen. Hier gehörte er zu dem Dichterbunde, den mit ihm Bürger, Voß, Hölty, Leisewitz, die Brüder Stolberg u. A. m. bildeten. Nachdem er kurze Zeit Leipzig besucht hatte, kehrte er 1775 nach Ulm zurück, ward Candidat und Vicar der obern Classe des Gymnasiums, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am Gymnasium zu Ulm. 1797 erhielt er die Professur der katechetischen Theologie, nachdem er schon 1783 Prediger am Münster geworden war. 1804 ward er Consistorialrath in Ulm und 1809 Stadt- und Districsdecan und erster Frühprediger an der Dreifal-

Energie, Ausdehnung und Kunst. Durch dieselben vertheidigten sie lange Zeit hindurch das Reich gegen die Parther und nordischen Nationen. Aus den meisten Lägern der Römer am Rheine sind Städte entstanden; ihre Existenz war demnach auf Ackerbau, wie die russischen, gegründet und nicht allein auf Zufuhr; dieß beweist auch der Weinbau und die Zucht mehrer Obstarten, welche durch die römischen Kriegercolonien nach Deutschland kamen. Demungeachtet unterscheidet ein Umstand die russischen auffallend von den römischen: jene recrutiren sich nämlich aus sich selbsten, während diese die Ersatzmannschaften aus dem Innern des Reiches erhielten; übrigens hatten die letzteren ebenso gut, wie die erstern jetzt, eine militairisch-bürgerliche Gesetzgebung, deren sich Rom vorzüglich zur Civilisation der nordischen Barbaren zu bedienen suchte; indem sie die Hauptveranlassung zur Empörung der Deutschen hergab, welche den römischen Criminalcodex und die Lictorenbeile nicht dulden wollten. Auf der andern Seite weichen die russ. Militaircolonien von den eingetheilten Truppen der Schweden und den östreich. Militairgrenzinstituten ab. Nach Beendigung des letzten Krieges fühlte das geldarme Rußland den Druck der Kosten, welche die großen Heere verursachten, und der Kaiser Alexander verlangte Vorschläge zu ihrer Verminderung. Der Graf Araktschejew, General der Artillerie, legte ihm folgenden Plan vor. Die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, jedem eine bestimmte Anzahl Acker anzuweisen, Dörfer in einem Plane zu erbauen, der sowohl den Zwecken des Feldbaues als den militairischen Uebungen entspräche und sowohl den ursprünglichen Landmanne als Krieger einer solchen militairisch-bürgerlichen-polizeilichen Verwaltung zu unterwerfen, um beide so zu amalgamiren, daß sie landbauende Militaircolonien bildeten. Demzufolge sollte der Soldat zum Feldbau beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Dörfer in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienste genommen werden. Auf diese Weise wurden ganze Regimenter colonisirt, und längs der ganzen russischen Grenze vom Kaukasus an bis nach Polen Militairdörfer errichtet. Hierdurch erhielt der Staat eine bedeutende Streitmasse, die ihm, da sie kein Sold bezieht, weniger kostet und zugleich zum Anbau, zur Bevölkerung und Cultur beiträgt; und auf der andern Seite wird der Krieger durch den Besitz von Gütern fester ans Vaterland geknüpft, er ist nicht genöthigt, seinem Berufe die frühere Freuden des Lebens zu opfern, und darf nicht die quälende Sorge mit ins Feld nehmen, daß wenn er falle, Weib und Kinder darben werden. Zuerst wurden in dem Gouvernement Nowogorod solche Colonien gegründet, indem man Soldaten in die Wirthschaften gewisser Dörfer legte, die Kroneigenthum waren, und die Bauern selbst allmälig dem militairischen Zwange unterwarf, den Reservemann aber so in den Waffen übte, daß er an die Stelle des einquartierten Soldaten, wenn dieser starb, im Felde blieb, oder invalid wurde, eintreten konnte. Ein Ukas bezeichnete die Krondörfer, in welche eine Militaircolonie kommen sollte. Namen, Alter, Vermögen, Familie jedes Insassen wird aufgezeichnet; die ältern Bauern werden als Obercolonisten ausgehoben; dann baut man für sie Häuser, die, durch Hofräume getrennt, Straßen bilden. Jeder Obercolonist wird uniformirt, im Waffendienst geübt und erhält ein Haus mit 15 Desätinen Landes (40 Acker) unter der Bedingung, einen Soldat und dessen Pferd, wenn Cavallerie colonisirt wird, zu versorgen. Dieser bei ihm einquartierte Mann heißt ackerbautreibender Soldat und steht ihm im-

Bebauung des Feldes und in den häuslichen Arbeiten bei. Außerdem wählt er sich in seiner Familie einen Gehülfen; gewöhnlich den ältesten Sohn, der nach dem Tode des Obercolonisten, mit Zustimmung des Regimentsobersten, das Grundstück erbt. Der zweite Sohn, oder ein anderer Verwandter, kommt in die Reserve und wohnt im Hause daneben; auch der dritte wird zum ackerbautreibenden Soldaten ausgehoben; die übrigen bleiben Cantonisten u. s. w. Das heranwachsende Geschlecht ist in drei Classen getheilt. Bis zum 8. Jahre bleiben die Knaben bei den Eltern; dann kommen sie in die Militairschulen, wo man sie an strenge Zucht gewöhnt; 13 Jahre alt, werden sie Cantonisten und zugleich zu Bauern und Soldaten gebildet; 17 Jahre alt, machen sie einen Theil der Militaircolonie aus, welche nach einem eignen Rechtscodex verwaltet wird. Jede Colonie hat ihren eignen Gerichtshof, dessen Vorstand der oberste Officier ist; die übrigen folgen nach dem Range. Kein Mädchen kann einen andern heirathen, der nicht Soldat ist. Niemand darf ohne besondern, von der Militairbehörde ausgefertigten Paß die Militaircolonienbezirke betreten. Sogar der Postdienst wird hier von Soldaten versehen. Nach 20—25 Jahren kann der ackerbautreibende Soldat seinem doppelten Dienste, als Soldat und als Feldbauer, entsagen, oder sich für invalid erklären lassen. Dann wird seinen Platz durch den Reservemann ausgefüllt. Diese Militaircolonien sollten nun in Zukunft die Pflanzschule für das stehende Heer seyn. Jeder ist in den Districten, welche die Colonien einhaben, geborner Soldat; vom 17. bis ins 60. Jahr werden sie unabläßlich in den Waffen geübt. Sobald der junge Mann unter die Fahne tritt, hört er auf Leibeigner zu seyn. Ihre Verfassung ist militairisch; sie sind in Regimenter, Bataillone und Compagnien eingetheilt. Vom Ertrage der ihnen angewiesenen Ländereien müssen sie sich und ihr Pferd ernähren. Sold empfangen sie erst, wenn sie zum activen Dienste genommen werden. Die bereits gestifteten Militaircolonien zählten 1824, 400.000 männliche Bewohner, darunter 40.000 Reiter. Sowie nun dieser Plan immer weiter vorrückt, hört die bisherige Conscription oder Recrutirung allmälig auf. Dadurch bleibt das Reich auf seiner einzig angreifbaren Seite in einem immerwährenden Vertheidigungsstande; auch ersetzt diese lebendige Militairmauer den Mangel an Festungen, von denen Rußland keine von ausgezeichneter Wichtigkeit besitzt. Oberbefehlshaber aller Militaircolonien im Reiche ist der General, Graf Araktschejew; Chef des Generalstabs der Militaircolonien ist Generalmajor Kleinmichel. Im Jan. 1824 wurden dem Oberbefehlshaber der Militaircolonie auch alle Militaircantonisten bei den Militairwaisenschulen (in welchen nach Lancaster's Methode Lesen, Schreiben, Rechnen gelehrt und ein Soldatenkatechismus erklärt werden soll), von dem bisherigen Commando des Generalstabes abgesondert, untergeordnet. Von diesen Militaircantonisten tritt jedes Jahr eine bedeutende Zahl in den Waffendienst der an die Stelle der ackerbautreibenden Soldaten gerückten Reservemänner ein. In die Stellen dieser Cantonisten rücken dann die Knaben nach u. s. w. Die militairische Erziehung ist die eigentliche Stütze dieses Systems, das dem Bauer seine bisherige Freiheit nimmt und ihn der Militairpolizei unterwirft. Zur Erziehung und Unterhaltung der Knaben und Cantonisten wird die Einnahme für die Recrutenquittanzen mit verwandt. Es hat nämlich der Ukas vom 29. Dec. 1823 den Gutsbesitzern in volksarmen

rühmter Athlet, besaß eine solche Stärke, daß er, den Erzählungen der Alten nach, bei den olympischen Spielen einen Ochsen auf seinen Schultern in der Ringbahn herumtrug. Zu seinen Thaten gehört auch, daß er 512 v. Chr. die Stadt Sybaris eroberte und zerstörte. In seinem Alter wollte er noch einmal einen Beweis seiner außerordentlichen Stärke durch das Zerreißen einer schon gespaltenen Eiche geben; während der Bemühungen fielen aber die Keile heraus, klemmten die Hände und, ungeachtet aller Anstrengung, vermochte er sie nicht herauszubringen, und so wurde er eine Beute der wilden Thiere. Nach der Sage der Pythagoräer wurde Milo in seinem Hause zu Kroton von Cylo verfolgt, eingeschlossen und verbrannt.

Miltiades. Dieser berühmte athenienſische Feldherr, welcher um das Jahr 500 v. Chr. lebte, hatte bereits eine athenienſische Colonie glücklich nach dem Chersones geführt und verschiedene Inseln im Archipelagus seinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Aristides und Themistokles waren es vorzüglich, welche die Athenienser zur muthigen Gegenwehr entflammten, ob sie gleich nicht auf Spartas und der übrigen Griechen Beistand rechnen konnten und das persische Heer dem ihrigen weit überlegen war. Jeder der zehn Stämme stellte 1000 Mann unter einem Anführer. Sobald die Armee der Athenienser sich versammelt hatte, rückte sie in die Ebene von Marathon, wo sie von den Platäern aus Böotien eine Verstärkung von 1000 Mann Fußvolk bekam. Kaum waren sie im Angesicht des Feindes, als Miltiades den Vorschlag zum Angriff that, der vom Aristides und einigen andern Feldherren aufs lebhafteste unterstützte, von Andern aber, aus Furcht vor der Uebermacht des Feindes, verworfen wurde, indem sie erst die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten wollte. Der Oberfeldherr (Polemarch) Kallimachus trat des Miltiades Gründen bei und so ward der Angriff beschlossen. Aristides und die übrigen Generale überließen dem Miltiades, als einem Manne von berühmtem Kriegsruhm, die Ehre des Oberbefehls, den sie sonst abwechselnd führten; aber er machte keinen Gebrauch davon und erwartete den Tag, der ihn gesetzmäßig an die Spitze des Heeres rief. Sobald dieser erschien, stellte Miltiades seine Truppen an den Fuß eines Berges, in einem mit Bäumen besetzten Felde, welche die persische Reiterei aufhalten sollten, in Schlachtordnung. Die Platäer standen auf dem linken Flügel. Kallimachus commandirte den rechten, Aristides und Themistokles das Mitteltreffen; Miltiades befand sich allenthalben, wo seine Gegenwart erfordert wurde. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perser widerstanden mit Ruhe aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrstündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Während Dem war das Centrum der Griechen unter Aristides und Themistokles im Gedränge. Denn Datis, Feldherr der Perser, selbst hatte seine besten Truppen gegen diesen geführt, und schon schien die kleine Anzahl der Uebermacht unterzuliegen, als die beiden Flügel, nachdem sie den Feind vertrieben hatten, wieder umkehrten und den tapfern Persern in den Rücken fielen. Jetzt ward die Niederlage von allen Seiten allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte sich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perser verloren 6400, die Athenienser 192 Mann; Miltiades selbst war verwundet. So glorreich dieser Sieg war, so hätte er doch ohne die Thä-

tigkeit des Miltiades Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf seinem Rückzuge Athen selbst überfallen, und schon umsegelte seine Flotte das Vorgebirge Sunium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, sich mit dem Heere sogleich auf den Weg machte und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch seine Gegenwart den Entwurf des Feindes zu vernichten und ihn zur Rückkehr nach den Küsten Asiens zu zwingen. So sehr Miltiades nach seiner Rückkehr von den Athenienſern geehrt wurde, so bald ward er der Gegenstand des Neides. Seine Feinde stellten vor, daß er leicht in Versuchung kommen könnte, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Den Sieg seiner Feinde beförderte nun auch eine unglückliche Unternehmung, wovon er der Urheber war. Er hatte nämlich in einer Volksversammlung vorgeschlagen, ihm eine wohlausgerüstete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen, und versprach mit selbigen die Athenienſer in den Besitz großer Reichthümer und Vortheile zu setzen. Vermuthlich war seine Absicht, die persischen Küstenstädte zu plündern und die Inseln des ägäischen Meeres, welche es mit den Persern gehalten hatten, zu erobern. Mit dieser Flotte segelte er zuerst nach Paros, wo er einen Privatfeind hatte, an dem er sich zu rächen wünschte. Aber das Glück war dem unedeln Unternehmen nicht günstig. Die starken Mauern der Hauptstadt Paros trotzten den Griechen, und die tapfern Einwohner wiesen den Herold, der ihnen hundert Talente abforderte, verächtlich zurück. Miltiades selbst zerschellte sich durch einen unglücklichen Fall das Bein, und als sich bald darauf eines Abends ein Feuer zeigte, welches er in der Angst der Krankheit für das Zeichen einer sich nähernden persischen Flotte hielt, gab er schnell Befehl zum Abzuge, nachdem er die Stadt 26 Tage belagert und das platte Land verheeret hatte. In Athen hatte indessen die Factionswuth die Gemüther mehr als jemals entzweit. Die noch immer rege Partei der Alkmäoniden, die das Ansehen des Miltiades haßte und fürchtete, nahm sogleich von des Helden schimpflicher Rückkehr Anlaß, ihn als einen Mann, der die Athener betrogen, bei dem Volke auf Leib und Leben anzuklagen. Unfähig, selbst vor Gericht zu erscheinen, da seine Krankheit sich gefährlich verschlimmert hatte, mußte er seinen Freunden seine Vertheidigung überlassen. Vergebens erinnerten diese an den großen Tag von Marathon. Sie konnten damit nichts bewirken, als Erlassung der Todesstrafe. Statt dieser sollte er eine Geldbuße von fünfzig Talenten (60.000 Thaler) bezahlen. Da er diese nicht hatte, ward er ins Gefängniß geworfen, wo er bald an seiner entzündeten Wunde starb.

Milton (John). Dieser große englische Dichter war den 9. Dec. 1608 zu London geboren und der Sohn eines Notars. Schon in früher Jugend Zeichen seines Talentes für die Poesie gebend, paraphrasirte er in seinem 16. J. einige Psalmen und verfertigte mehre poetische Versuche in engl. und lat. Sprache, voll von Feuer und Begeisterung. 1624—31 war er im Christ-College zu Cambridge, und erhielt hier die Würde eines Baccalaureus und Magisters. Hierauf lebte er mehre Jahre bei seinem Vater auf dessen Landgute Horton bei Colebrook und beschäftigte sich mit Lesen der griechischen und römischen Classiker. 1634 schrieb er „Comus", ein Theaterstück von derjenigen Art, welche die Engländer Maske nennen, und welches noch jetzt zuweilen auf den londoner Theatern aufgeführt wird. Sein nächstes Werk war: „Lycidas", eine Mo-

nodie auf den Tod seines Freundes E. King. 1638 unternahm er eine Reise nach Frankreich und Italien, auf welcher er sich mit den berühmtesten Männern der damaligen Zeit, unter andern mit Hugo Grotius und Galilei, befreundete. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland übersetzen, als ihn die Nachrichten der in seinem Vaterlande ausgebrochenen Unruhen bewogen, nach England zurückzukehren, wo er von nun an seine übrige Lebenszeit in London zubrachte. Er übernahm hier die Erziehung zweier Söhne seiner Schwester und einiger Kinder seiner Freunde und unterrichtete sie in den Sprachen, der Geschichte, Geographie u. s. w. Darauf nahm er Antheil an den damaligen Religionsstreitigkeiten, ergriff die Partei der Presbyterianer und trat in mehren Abhandlungen über das Kirchenregiment als Vertheidiger der kirchlichen Freiheit auf. 1644 gab er eine Schrift an das Parlament heraus, u. d. T.: „Areopagitica", in welcher er die Freiheit der Gedankenäußerung aufstellte. Im folgenden Jahre wurden seine Jugendgedichte zu London gedruckt, worin man die schönen Stücke „L'allegro" und „Il penseroso" findet, in denen er die verschiedenen Gesichtspunkte, woraus der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt ansehen, treffend schildert. Der tragische Tod Karls I. veranlaßte seine Schrift über die Rechte des Königs und der Magistrate, die er 1649 in englischer Sprache herausgab. Durch diese und mehre andere in republikanischem Geiste geschriebene Werke machte er sich beim Parlamente so beliebt, daß ihm das Amt des lateinischen Staatssecretairs aufgetragen ward. Die Briefe, die er nun im Namen des Parlaments und Cromwell's schrieb, wurden 1671 nach seinem Tode gedruckt und werden sehr hoch geschätzt. Aus seiner Feder floß auch die Vertheidigung des engl. Volkes gegen Salmasius's Vertheidigung der Monarchie, wofür ihn das Parlament mit 1000 Pf. Sterl. belohnte. Durch unabläßiges Studiren, verbunden mit Kopfschmerzen, woran er von Jugend auf gelitten, verlor er um diese Zeit gänzlich sein Gesicht; doch ließ er sich dadurch weder in seiner amtlichen, noch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit unterbrechen. 1659 schrieb er eine Abhandlung über die Civilgewalt in Kirchensachen in englischer Sprache; auch arbeitete er an einer Geschichte von Großbritannien, die aber erst 1670 herauskam und nur bis auf den Einfall der Normannen fortgeführt ist. Nachdem Karl II. den Thron seiner Väter wieder eingenommen, mußte sich Milton eine Zeitlang verborgen halten, bis eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht wurde. Milton durfte sich nun zwar wieder öffentlich zeigen, blieb aber natürlich von öffentlichen Aemtern ganz ausgeschlossen. Die übrige Zeit seines Lebens widmete er nun gänzlich der Freundschaft und den Musen. 1665 vollendete er seine berühmte und erhabene Epopöe: „The Paradise lost" („Das verlorne Paradies"). In der ersten Ausgabe von 1667 erschienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verf. betrug 10 Pfund. Die Hauptrolle darin spielt der Satan; weßhalb Voltaire sagte: „Die Alten geboten den Grazien zu opfern, Milton hat seine Opfer dem Satan gebracht". Seine kühne, feurige Phantasie, mit welcher er sich in die höhern und tiefern Regionen des Himmels und der Hölle schwang, gab dem so in allen Theilen vollendeten Gedichte einen Werth, den man erst in der Folge einsehen lernte und der den Verfasser unsterblich macht. 1671 erschien sein zweites Epos: „Paradise regained" („Das wiedergefundene Paradies"), steht aber

jenem, obgleich der Dichter dafür eine größere Vorliebe hatte, bei weitem nach. Außerdem gab er noch heraus: „Samson Agonistes", ein im Geschmacke der Alten geschriebenes Trauerspiel, eine Logik und eine Abhandlung über die wahre Religion. Milton starb den 10. Nov. 1674 zu London in ziemlich geringen Vermögensumständen. Ihm ward in der neuern Zeit ein Denkmal in der Westminster-Abtei gesetzt. Milton war ein redlicher, offener Mann, von treffendem Witze und scharfem Urtheil. In seiner Jugend war er den Puritanern zugethan, hernach hielt er es mehr mit den Independenten und Anabaptisten, bis er sich endlich in seinem Alter von allen christlichen Gemeinden absonderte und keine Ceremonie von irgend einer Sekte beobachtete. Milton's sämmtl. poetische Werke haben am besten und vollständigsten herausgegeben Hawkins (Oxf. 1824, 4 Bde.) und Todd (3. Aufl., Lond. 1826, 6 Bde.). Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardson und Th. Warton. 1826 hat der königl. Bibliothekar K. R. Sumner seine Handschrift: „De doctrina christiana libri duo posthumi" aufgefunden und herausgegeben (Leipzig, bei E. Fleischer). Die erste deutsche Uebersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese" in Reimen und Jamben war von E. G. v. Berge (Zerbst 1682); dann kam im 18. Jahrh. eine prosaische Uebersetzung von Bodmer, eine in Hexametern von Zachariä, und in Jamben von Bürde (welche in ganz veränderter und weit vollendeterer Gestalt, und so als eine der vorzüglichsten 1822 wieder erschien). Eine der neuesten und gelungensten ist von J. F. Pries (Rostock 1813). Milton's „Hymnen" hat auch Kosegarten (in seinen „Dichtungen", 6. Bde.) sehr glücklich ins Deutsche übertragen.

Milz, ein Eingeweide von länglichrunder Form, in der rechten Seite unter den falschen Rippen neben dem Magen. Ihr Inneres besteht aus zelligem Gewebe mit einer großen Menge von Adern durchflochten, sodaß sie ganz aus Blutgefäßen zusammengesetzt scheint. Die Schlagader, welche ihr das Blut zuführt, ist um $^1/_5$ kleiner als die Blutader, welche dasselbe wieder zurückführt; augenscheinlich wird also das Arterienblut in diesem Organe so verändert, daß es an Umfange zunehmen muß; auch ist es merkwürdig, daß dieses Venenblut, nicht wie aus andern Organen, wieder zurück in die große Hohlvene geht, sondern daß die Milzvene dasselbe in die Leber ergießt, wo es zur Absonderung der Galle angewendet wird. Zu demselben Zwecke wird ebenfalls das aus den Eingeweiden zurückkehrende Venenblut verwendet. Jene Milzvene nämlich verbindet sich mit der Gekrösvene und beide bilden die Pfortader, welche dieses Unterleibsblut vereint der Leber zur Gallenbereitung übergeben. — Die Milzkrankheiten können von verschiedener Art seyn, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geschwächt ist. Da sie ein so außerordentlich blutreiches Organ ist, so kann krankhafte Anhäufung des Blutes stattfinden, welche zunächst übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu sehr verdünnt, der Magensaft zu sehr gesäuert wird und zu beständiger Magensäure, zu Magenkrämpfen und schlechter Verdauung Veranlassung gibt. Sie kann sogar in entzündlichen Zustand übergehen, welcher seines langsamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zustände geben Veranlassung zu Stockung des Blutes in der Milz und Auftreibung derselben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe

der Milzentzündung, oft auch die Entscheidung derselben anzeigt und jederzeit ein sehr gefährlicher Zustand ist. Die Milz kann aber auch in einen Zustand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dick und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeschwerden, schlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angst, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz selbst, Verhärtungen und dergleichen entstehen. Die ältern Aerzte nannten diesen Zustand Milzsucht.

Mimen nannten die Griechen theils eine gewisse Art monodramatischer Gedichte; theils Diejenigen, welche sie verfertigt hatten; theils noch gewöhnlicher Die, welche sie recitirten. Auch die pantomimischen Tänzer und Tänzerinnen nannte man oft schlechtweg Mimi und Mimä. Unter Mimen, als Produkt der Dichtkunst, muß man eine gewisse Art Monodramen verstehen, in denen es hauptsächlich auf burleske Darstellung niedrig komischer Charaktere und Leidenschaften, z. B. einer Hetäre, eines Ehebrechers, Geizhalzes, Betrunkenen ꝛc. und auf Erschütterung des Zwerchfells der Zuhörer abgesehen war. Die Verfasser derselben waren daher auch größtentheils in der Wahl der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, eben nicht sehr delicat, und gaben der Freiheit, die man ihnen zum Vergnügen des Publicums zugestand, eine Ausdehnung, wobei züchtige Ohren wenig geschont wurden. Indessen hatte man doch auch Mimen, in welchen, wie Seneca selbst sagt, Gedanken und Sprüche vorkamen, die einem Philosophen Ehre machen konnten. Sowohl die römische als griechische Schaubühne war überflüssig mit Mimen aller Art versehen; aber da kein einziges Stück ganz auf uns gekommen ist, so können wir uns keinen ganz deutlichen Begriff von ihrer Form machen. Sophron, ein Zeitgenosse Solons, erfand sie; aber leider hat sich nichts davon erhalten. Er verfertigte für jeden Charakter einen eignen Mimus. Die Künstler, welche dieselben darstellten, waren von den Pantominen, die Alles durch Gebärden darstellten, verschieden. Decimus Laberius (50 v. Chr.) und Publius Syrus, sein Zeitgenosse, sind als Mimographen (Dichter solcher Mimen) bekannt. S. Ziegler „De mimis Romanorum“ (Göttingen 1789). Wir nennen Mimen jeden mimischen, d. i. solchen Künstler, der durch Gebärden darstellt; mithin auch den Schauspieler. S. Pantomime.

Mimik ist die Kunst, durch Gebärden (s. d.), im weiteren Sinne, die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannigfaltig auszudrücken. Sie beschränkt sich auf die Darstellung des Menschlichen, d. h. menschlicher Vorstellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darstellungsmittel, der menschliche Körper selbst, in seinen durch Willkür hervorzubringenden und unmittelbar anscheinenden Zuständen ist; sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt, und ist in dieser Hinsicht schon dem Redner nothwendig; sie ist eine schöne Kunst, indem sie von Poesie abhängig ist, und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet, oder einen poetischen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt, die Letztere bildet die Pantomime, die erstere Art der Mimik aber schließt sich an die verschiedenen Dichtungsarten nach deren besonderem Charakter an, und ist daher mit der Declamation (s. d.) genau verbunden; in den erzählenden Gedichten und deren Vortrage ist sie ruhiger, im Lyrischen schon mehr bewegt, aber bei dem Vortrage der dramatischen Poesie ist sie vom größten Wirkungskreise; sie macht einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst, sie geht von der Nachahmung aus, indem der Schau-

spieler durch sie den Charakter und die Leidenschaften eines Andern darstellt, von der Art der Nachahmung selbst aber hängt es ab, ob sie schöne Kunst bleiben soll. Die Kunst soll nicht das Einzelne, sondern zugleich das Ideale, nicht mechanisch, sondern frei und mit Bewußtseyn darstellen; mithin muß die Darstellung aus der Phantasie des Künstlers hervorgehen. Mimik wird sehr fälschlich nur von der Gesichtssprache allein und ausschließlich angenommen; denn alle Bewegungen gehören, dem Ursprunge der Benennung gemäß, im allgemeinen Sinne zur Mimik. Wenn wir die Mittel, welche dem mimischen Künstler zu Gebote stehen, genau beachten, so sind es die Gestalt selbst und ihre Haltung, Stellung und Gang, die Bewegung der Hände, und dann die Bewegung der Augen und Gesichtszüge, welches Letztere man unter Mimik im engern Sinne versteht. Gebärdenkunst ist von Gebärdenwissenschaft unterschieden; Letztere lehrt die Gesetze kennen, nach denen die Seele sich in den Gebärden ausdrückt, erstere aber wendet die Gebärden zur Hervorbringung des Schönen an; aus der Gebärdenkunst entsteht nun die eigentliche Gebärden-Mimensprache. — Was die Geschichte der Mimik anlangt, so wollen wir nur Folgendes bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne, wie alle ihre Kunst, plastisch, dagegen die der Neuern mehr malerisch ist. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, selbst durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Richtig charakterisirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „Bestimmte Gestalten kunstreich bewegt, Vertilgung aller Persönlichkeit, Verschmähung gemeiner Täuschung und darum Entfernung von bloßer Repräsentation, wie sie heutzutage stattfindet". Uebrigens war die Mimik bei den Griechen mit Declamation und Musik auf der einen und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. (S. Pantomime.) Letzteres beweisen die mimischen Tänze (s. Tanz), von welcher Art Xenophon in seinem „Gastmahl" und in der „Anabasis", VI, 1, §. 3, 8, uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meist Darstellungen von Mythen, oder kriegerischen Inhalts. Bei den Dionysien oder Bacchusfesten wurde die Mimik so wild und kühn, daß selbst die schwierigsten Stellungen unserer Springer und Seiltänzer uns nur einen schwachen Begriff von Dem geben, wozu damals der Rausch bacchischen Wahnsinnes begeisterte. Oft schwangen sich die Mänaden über entblößte Schwerter und zerrissen tanzend die ihnen geweihten Rehböckchen. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen. Unter ihnen ist Roscius vor Allen berühmt, dessen Unterricht die Römer benutzten. Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet. Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimisches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches sich z. B. in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde auch sehr unterstützt wurde. Auf der neuern Bühne lassen sich aus dem großen Haufen der Naturalisten und schwachen Nachahmer nur selten ein Garrick, Iffland, Devrient, Eßlair, Talma, eine Bethmann, Hendel, Schröder, Müller ꝛc. herausheben. (S. Schauspielkunst.) Der schönere Theil der Mimik wurde in neuerer Zeit zuerst durch die Lady Hamilton (s. d.) wieder

erweckt. Sie ahmte die Stellungen und den Faltenwurf der Antiken und der Vaſengemälde nach; doch nur ſtillſtehende, aufgefaßte Momente ſind ihre Darſtellungen; weit übertroffen ward ſie von der deutſchen Künſtlerin Hendel-Schütz, welche in ihren mimiſchen Darſtellungen die reinen Formen der antiken Mythen ſowohl, als die ausdrucksvollen, rührenden und frommen Geſtalten und Bilder der chriſtlichen Mythe, nach dem verſchiedenen Sinne der mannigfaltigen Malerſchulen, mit ſeltener Kunſt hervorzuzaubern weiß. Sie iſt Meiſterin des Faltenwurfes ſowohl als des mimiſchen Ausdruckes. Auch der unter dem Künſtlernamen Patrik Peale rühmlich gekannte Profeſſor, Freiherr Guſtav v. Seckendorf, hat dieſe Kunſt meiſterhaft geübt. — Die Mimik heißt auch im Ganzen Schaukunſt, inſofern ſie nicht nur ſtets zu Schauen gibt, ſondern ſich auch größtentheils auf der Bühne zeigt und ein weſentlicher Theil der Kunſt des Schauſpielers im eigentlichen Sinne iſt. Nur inſofern, als der Künſtler im Stande iſt, die Gebärden, wie ſie ſich in der Natur zeigen, bei der Darſtellung künſtlich nachzuahmen, inſofern kann er auf den Namen eines Mimen Anſpruch machen. Allerdings gibt es dafür beſtimmte Regeln und Formen, welche aus der gemachten Beobachtung und dem Studium der Menſchen reſultiren. Allein neben Dem muß der darſtellende Künſtler ſelbſt aus ſeiner Subjectivität die Kraft dieſes Kunſtſtudiums hervorrufen. Die Nachahmung muß in der Mimik ſtets mit Bewußtſeyn verbunden ſeyn, und nie in bloße mechaniſche Darſtellung des eigenen Selbſt ausarten. Der Schauſpieler muß dabei nicht bloß natürlich, ſondern künſtlich erſcheinen; denn er darf ja nicht er ſelbſt, ſondern muß ein Anderer ſeyn. Er muß die Leidenſchaften, welche er darzuſtellen hat, ſo darſtellen, wie er ſie ſelbſt empfinden würde, wenn ſie natürlich in ihm ſich äußerten. — Die Mimik zerfällt in 2 Haupttheile, in das Bild und die Handlung. Das Bild muß mit anatomiſcher Wahrheit und mit pſychologiſcher ſowohl im Zuſtande der Ruhe, als der Bewegung, gegeben werden. Die Handlung umſchließt in der objectiven Form die reine Pantomime und das Ballet; in ſubjectiver Form die lyriſche Handlung und fortſchreitende Gruppirung als eine Gebärdenſprache. Mimik muß in der höchſten Kunſt auch die höchſte Natur ſeyn. Ueber die von den Künſtlern jetzt ſehr vernachläſſigte Theorie der Mimik haben uns ſchätzbare Beiträge geliefert: Engel in ſeinen „Ideen zu einer Mimik“ (Berlin 1785, 2 Thle., oder 7. und 8. Bd. ſeiner Schriften); ferner von Seckendorf in mehren Schriften, z. B. in ſeiner „Grundform der Toga“ (Göttingen 1812), und in ſeiner „Kritik der Kunſt“ (ebend.); ferner in ſeinen „Vorleſungen über die bildende Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit“ (Aarau 1814), und vornehmlich in den „Vorleſungen über Declamation und Mimik“ (Braunſchweig 1816), denen man noch hinzufügen kann: Klingemann's „Vorleſungen für Schauſpieler“ und das viel umfaſſende Werk des Engländers Gilb. Auſtin: „Chironomia etc.“, welches eine beſondere Notenſchrift für die Gebärden liefert und in einem deutſchen Auszuge (Leipz., bei Baumgärtner, 1818) erſchienen iſt. (Vgl. Chironomie.) Ueber Mimik des Redners gibt es mehre Schriften, z. B. Gludius „Grundriß der körperlichen Beredtſamkeit“ (Hamb. 1792). Vgl. Schauſpielkunſt, Tableaux und Pantomime.

Mimiſche Darſtellungen nennt man insbeſondere die mimiſchen Stellungen (ſ. Attituden), Handlungen und die tableaux vivans, welche in neuerer Zeit Beifall erworben haben.

Mimnermos, ein berühmter griech. Musiker und lyrischer Dichter aus Kolophon, blühte um 600 v. Chr. und wird für den Erfinder der elegischen Fattung gehalten. Seine erotischen Elegien, von denen sich nur Bruchstücke erhalten haben, die Brunck in seinen „Analecta“ gesammelt hat, zeichnen sich durch einschmeichelnde Milde und üppige Weisheit aus.

Mimologie, die Nachgebärdung; Nachahmung einer Person in ihrer Gebärden, Reden ꝛc.

Mimosa sensitiva, s. Fühlpflanze.

Mina (Xavier), einer der furchtbarsten Gegner Napoleons in Spanien, geb. 1789 in der Gegend von Pampeluna, war Student der Theologie in Zaragoza, als die Franzosen in sein Vaterland einfielen. Schnell warb er einen Guerillashaufen, an dessen Spitze er mehre kühne Unternehmungen ausführte, bis er 1811 gefangen wurde, worauf sein noch lebender Oheim Francisco Espoz y Mina die Führung der Schar übernahm und bald der Schrecken der Franzosen wurde Die Regentschaft ernannte diesen 1811 zum Obersten und 1812 zum General. Er stand 1813 an der Spitze von 11.000 M. Fußvolk und 2500 Reitern, mit welchen er Pampeluna einschließen half und Zaragoza, Monzon u. a. Oerter wiedereroberte. Als der Friede geschlossen wurde, belagerte er St.-Jean Pied de Port. Nach der Rückkehr Ferdinand VII. gewann er bald die schmerzliche Ueberzeugung, daß er nur für die Wiederherstellung der Gewaltherrschaft gearbeitet hatte, und vergebens bemühte er sich, den König auf andre Gesinnungen zu bringen und ihn zur Berufung der Cortes zu bewegen. Er wurde durch den Einfluß der Partei, welche über den König herrschte, seiner Befehlshaberstelle entsetzt. Sein Neffe, Xavier, der 1814 aus der Gefangenschaft in Vincennes war befreit worden, kam zu ihm und schilderte ihm die Lage der Dinge in der Hauptstadt. Sie sahen, daß der Zustand des Landes keine Hoffnung ließ, und faßten den Entschluß, die durch die Cortes 1812 gegründete Verfassung wiederherzustellen. Xavier ging nach Pampeluna und Francisco sammelte seine Guerillas, die der neue Generalcapitain von Navarra aufgelöst hatte. Während Xavier und die Offiziere der Besatzung zu Pampeluna, die er für seinen kühnen Entwurf gewonnen hatte, in der entscheidenden Nacht auf einer Schanze ungeduldig die Guerillas erwarteten, welche die Wälle auf den angelegten Leitern ersteigen sollten, rückte Francisco heran; aber er hatte, wie man ihm vorwirft, sich der Gesinnungen seiner Waffengefährten nicht versichert und sogar das gewöhnliche Hülfsmittel versäumt, sie durch starke Getränke zu begeistern. Der geheimnißvolle nächtliche Kriegszug mitten im Frieden ward ihnen verdächtig, sie murrten, machten Halt und zerstreuten sich. Vergebens suchte Francisco, der vorausgeritten war, die Ordnung herzustellen und hatte kaum noch Zeit, die Unglücksbotschaft nach der Festung zu senden. Nun waren beide Mina's gezwungen, nach Frankreich zu entfliehen. Francisco wandte sich nach Paris; Xavier wurde in Bordeaux angehalten, aber bald wieder befreit, und begab sich während der hundert Tage Napoleons nach London. Hier fand er im Cabinet von St.-James mehr Erkenntlichkeit als bei seinem Könige: man wies ihm einen schönen Gehalt an. Als Held und Ritter aber brauchte er ein Schlachtfeld und Abenteuer. England baute damals stattliche Luftschlösser in Mexico; die dortigen Bergwerke hatten seit 3 Jahrh. großen Lärm gemacht; der

Mund mochte Einem wohl wässern! Unumschränkte Herren des Meeres, durften die Engländer nur noch das Gold der Erde anschreißen, um Jedermann in ihren Gehorsam zu zwingen. Mina sah in ihnen große Mittel, und sie in Mina ein bedeutendes Werkzeug: man kam für eine Unternehmung, angeblich zu Gunsten der Unabhängigkeit von Mexico überein. Nach vielen höchst muthvoll bestandenen Mühsalen landete Mina mit einer kleinen Schar Freiwilliger am 17. April 1817 zu Matagorda an Mexicos Küste. Er begann nun den Kampf an der Spitze derselben, bald verstärkt durch Creolen und Indianer, die aber nicht an Zucht und Ausdauer zu gewöhnen waren. Unter großen Beschwerden gelang es ihm nur durch Ueberfälle, kleine Vortheile zu gewinnen. Er hätte sich nach dem patriotisch gesinnten San-Luis Potosi wenden sollen, wo auch die Bewohner der Umgegend, weil keine Spanier, insgesammt auf die Seite der Liberalen getreten seyn würden, besonders da Mina sich mit einer Mäßigung benahm, die ihm alle Parteien gewinnen mußten. Allein er stand unter dem fremden Einflusse, von welchem die ganze Expedition ausgegangen war. Deßhalb zog diese vor, statt nach Westen zu den Independenten zu eilen, den Umweg nordwärts über die Minen von Zacatecas zu nehmen, wo sie sich für spätere Speculationen ein Reich gründen und der dortigen Guineen wenigstens für die Zukunft versichern wollte. Da Zacatecas aber sehr schwer zu nehmen war, rückte Mina westlich, wo er Real del Pinos stürmte. Gegen die Besiegten beobachtete der General die größte Milde. Einen seiner Krieger, der Hand an die Kirchengefäße legen wollte, ließ er auf der Stelle niederschießen, um die Ehrfurcht für die Religion, zu welcher er von Anfang an ermahnt hatte, mehr einzuschärfen. Diese strenge Manneszucht mißfiel den Insurgenten, und Mina kam durch Verrath eines treulosen Freundes in die Gewalt der Spanier, die ihn den 15. Nov. 1817 im Lager von Los Remedios erschießen ließen. S. über ihn die Schriften von Ward, Beltrami und Robinson. Vgl. „Ausland" 1828 N. 303 u. 305; 1830 N. 92 u. 93. — Sein Oheim Francisco eilte, als das span. Heer in Cadix die Constitution ausrief, wieder nach Spanien, von 1821—23 für die Verfassung wirkend und kämpfend. (Vgl. Spanien.) Zuletzt Barcelona vertheidigend, mußte er dasselbe (Oct. 1823) an die Franzosen unter Moncey übergeben. Seitdem lebte er in England und Frankreich. Nach der Juliusrevolution ging er an der Spitze spanischer Flüchtlinge über die Pyrenäen, die Constitution und Freiheit proclamirend, allein nach einer erlittenen Niederlage mußte er sich auf die franz. Grenze retten. Später reiste er nach London, und erhielt im Mai 1834 durch das von der Königin-Regentin von Spanien erlassene Amnestiedecret die Erlaubniß zur Rückkehr nach seinem Vaterlande, weßhalb ihm zu London von seinen Verehrern ein Fest veranstaltet ward.

Minares, Minarets, sind bei den ansehnlichen mohammedan. Moscheen runde, hohe und dünne Thürme, in denen Wendeltreppen angebracht sind, auf denen Hinauf- und Hinabsteigende sich nicht begegnen. Auf diese Thürme steigen die bei den Moscheen angestellten Muessins oder öffentliche Ausrufer alle Tage fünf Mal, um das Volk zum Gebete zu rufen, da bei den Mohammedanern keine Glocken gebräuchlich sind.

Mind (Gottfried) — in der Schweiz der „Berner Friedli" genannt, in der Kunst der „Katzenrafael", weil seine Katzenblätter die gepriesensten von Cornel. Vischer und von Wenzel Hollar übertreffen —, geb.

1768 zu Bern, wo sein Vater, ein Formschneider aus Lipisch in Oberungarn, in einer Papiermanufactur Arbeiter war, starb nach einem jammervoll beengten Leben zu Bern 1814. Der arme, vernachlässigte Friedli fand bei einem deutschen Landschaftzeichner Legel Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Katzen, auch schnitzte er sie in Holz. Acht Jahre alt kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. In Allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte der häßlich gebildete Friedli nur im Umgange mit Katzen und mit den Bären (im Bärengarten zu Bern). Außer seinen Katzen zeichnete er auch Betteljungen und Gruppen spielender Knaben. S. „Zehn (lithogr.) Blätter Katzengruppen von Gottfried Mind, nebst einer Nachricht von dessen Leben“ (Lpz., bei Gerh. Fleischer, 1827, Querfol.).

Minden, vormaliges Bisthum im westfälischen Kreise, von Karl d. Gr. 780 gestiftet, 18½ QM. groß mit 70.000 Einw., welches im westfäl. Frieden 1648 säculariſirt wurde und als ein Fürstenthum an Kurbrandenburg kam, dem es 200.000 Thlr. einbrachte, gehörte seit 1807 zu dem Königr. Westfalen und seit 1810 zum franz. Depart. Oberems. 1814 wurde es von den Preußen wieder in Besitz genommen und bildet jetzt nebst Paderborn, Korvey, Ravensberg, Rietberg, dem osnabrückischen Amte Reckeberg, Rheda und Gütersloh einen von den 3 Regierungsbezirken der Prov. Westfalen, welcher von der Hauptst. Minden den Namen führt, 95 QM. mit 388.800 Einw. enthält und in 12 Kreise getheilt ist. Der Kreis Minden (9 QM., 49.000 Einw.) ist eine Landschaft von großer Fruchtbarkeit, deren Boden, zur Vieh- und Bienenzucht sowie zum Ackerbau gleich gut geeignet, Getreide, Flachs und einigen Taback erzeugt. Die Hptst. Minden (950 größtentheils massive, altmodische Häuser mit 9200 Einw.), der Sitz der Regierung, der Kreisbehörde, eines Superintendenten, Provinzialbankcomptoirs, Provinzialeichungscommission, Rent- und Hauptzollamts, Land- und Stadtgerichts erster Classe, ist jetzt wieder stark befestigt und liegt in einer reizenden Gegend am linken Ufer der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt, und wodurch der berühmte Engpaß Porta Westphalica (westfäl. Pforte) gebildet wird. Ueber die Weser führt eine sehr alte 600 Fuß lange u. 24 Fuß breite steinerne Brücke. Die Straßen sind größtentheils enge und unregelmäßig; ein schöner Platz ist der mit Bäumen bepflanzte Domhof. Die Domkirche zeichnet sich unter den 6 Kirchen durch ihre Größe und solide Bauart aus. Das Domcapitel hatte bis zu seiner Säcularisation 1802 kathol. und luther. Mitglieder. Außer dem Gymnasium, einem Schullehrerseminarium und einer Lehranstalt für Hebammen gibt es noch wohlthätige Stiftungen und Vereine. Hier bildete sich 1828 die histor. Section der Westfäl. Gesellschaft für vaterländ. Cultur, welche die „Westphalia“ (Minden 1828, 1. H., nebst Cod. Diplomat.) herausgibt. Die Einw. unterhalten mehre Fabriken, worunter besonders die Zuckersiederei beträchtlich ist, viele Branntweinbrennereien, Schifffahrt und einen beträchtlichen Handel auf der Weser mit Leinsamen, Getreide, Garn und Branntwein. — Minden ist, wie seine Bauart sattsam verräth, sehr alt. Einige deutsche Kaiser, nämlich Heinrich III. u. IV.,

machten die Stadt zu ihrer Residenz. — Im 7jährigen Kriege wurde Minden durch eine Schlacht berühmt, die 40.000 Verbündeten unter Prinz Ferdinand von Braunschweig über 80.000 Franzosen und Sachsen unter dem Marschall v. Contades den 1. Aug. 1759 beim Dorfe Todtenhausen gewannen. Das verbündete Heer hatte im Juli eine sehr vortheilhafte Stellung auf dem linken Weserufer und längs dem rechten Ufer der Bastau, von Minden bis hinter den Bastaumoor genommen. Der Herzog manoeuvrirt sie endlich aus ihrer Stellung und sie rückten westlich von Minden her vor. Contades stellt die Reiterei in die Mitte, das Fußvolk auf beide Flügel; bei den Verbündeten umgekehrt. Ihr Fußvolk schlägt 4 Angriffe der französ. Reiterei ab und bringt so das feindliche Centrum in Unordnung. Auch das franz. Fußvolk auf den Flügeln hatte unterdessen viel gelitten, und als ihr Centrum in Gefahr war, ganz durchbrochen zu werden, zog sich das ganze Heer doch in Ordnung zurück. Es wäre vielleicht halb vernichtet worden, hätte der engl. Lord Sacville nicht aus Stolz und Neid den gemessensten Befehlen des Prinzen, mit der Reiterei anzugreifen, entgegengehandelt. Er wurde deßhalb von einem Kriegsgerichte für dienstunfähig erklärt.

Mine betrug als Münze bei den Griechen 100 Drachmen, gegen 22 Thlr. 12 Gr., als Gewicht 28 Loth 2 Quentchen 69⅓ As.

Minen, die unterirdischen, vorzüglich bei Belagerung und Vertheidigung der Festungen gebräuchlichen und anwendbaren Vorrichtungen, mittelst welcher durch die Kraft des Pulvers ein Stück Erde oder Mauer, nebst der darauf befindlichen Last in die Höhe gesprengt wird. Der Ort, wo das zum Sprengen nöthige Pulver hinkommt, heißt die Minenkammer, der Minenofen, wohin man durch einen Minengang gelangt, und wohin das aus einer Leitrinne und der Zündwurst bestehende Leitfeuer geführt wird. Um zu demjenigen Punkte unter der Erde zu gelangen, wo die Minenkammer soll angelegt werden, gräbt man entweder Brunnen aus (dieß geschieht, wenn man sich unmittelbar über jenem Punkte befindet), oder man führt von diesem Brunnen aus einen sohligen Gang unter der Erde bis zu dem Punkte fort, wo die Ladung soll eingesetzt werden. Ferner kann man auch mittelst eines fallenden Ganges, sowie durch einen Gang von oben herab zu demselben Punkte gelangen. Die Contreminen bestehen aus gemauerten Gängen, welche Minengalerien heißen; die Angriffsminen hingegen sind nur mit Holz ausgebaut und vertrempelt. Ihrer Ladung und Lage nach sind die Minen Druckkubeln oder überladene Minen, Fladderminen, Quetschminen oder verbundene Minen. Sprengt die Zündwurst nur eine Mine, so heißt diese eine einfache, werden zwei zugleich gesprengt, eine doppelte Mine u. s. f. Ehe man die eigentliche Minenarbeit anfangen will, muß man natürlich vorher bestimmen, auf welche der oben angegebenen Arten man sie führen will, und ist die Arbeit einmal begonnen, so muß durch zweckmäßige Vertrempelung dem Druck der Erde von allen Seiten der nöthige Widerstand geleistet werden; tritt, wie das häufig geschieht, Wasser ein, so wird es durch Streckengerinnen abgeleitet. Ist ein Ast bis zu dem Punkte vorgetrieben worden, wo die Kammer angebracht werden soll, so legt man diese entweder unmittelbar an das Ende, oder rechts oder links dieses Zweiges und versenkt sie wo möglich um die halbe Höhe des hineinzusetzenden Pulverkastens. Nun wird die Zündröhre befestigt, das Pulver eingeschüttet und die Leitrinne an der Seite des Minenganges

bis zum Minenherde fortgeführt, worauf man die Leitrinne mit einem Deckel verschließt und die Mine verdämmt.

Mineralien, die, oder Fossilien (ersterer Ausdruck ist richtiger), sind Erzeugnisse — denen ähnliche man mitunter auch auf künstlichem Wege hervorzubringen vermag — ohne Lebenskraft, ohne innere Bewegung; ihr Entstehen und ihr Wachsthum werden nicht durch Erzeugung und Entwickelung aus dem Innern bedingt, sondern dadurch, daß von Außen gleichartige Theile an- und übereinandergefügt werden. Die Mineralien würden ewig dauern, wenn nicht der Einfluß äußerlicher Kräfte (Luft, Wasser ꝛc.) eine allmälige Zersetzung und Zerstörung derselben herbeiführte. Ihre gegenseitige wesentliche Verschiedenheit beruht auf der Verschiedenheit ihrer chemischen Bestandtheile. So weit man durch bergmännische Arbeiten in das Innere der Erdrinde eingedrungen ist, hat sich dasselbe als aus Mineralien zusammengesetzt gefunden. Die Mineralogie lehrt diese Mineralien nach ihren mannigfachen Eigenschaften und Verhältnissen kennen. Bei weitem die meisten Mineralien sind fest und vermögen ihr starres Wesen nur unter gewissen äußerlichen Verhältnissen in ein tropfbar flüssiges oder in ein luftähnliches umzuändern. So werden Metalle durch Einwirkung der Hitze flüssig; manche Salze nehmen Feuchtigkeit aus der Luft an und verfließen u. s. w. Nur wenige Mineralien, wie Quecksilber und Erdöl, zeigen stets einen flüssigen Zustand. — Man theilt die Mineralien in einfache und gemengte. Bei jenen kann das Auge weder auf ihrer Außenfläche noch in ihrem Innern irgend einen Zusammenhang wahrnehmen, wie z. B. beim Granat, Glimmer, Quarz u. s. w.; diese erscheinen als Verbindungen verschiedenartiger Mineralien zu einem Ganzen (Granit aus Feldspath, Quarz und Glimmer). Die verschiedenen Luftarten unserer Atmosphäre, welche sich zum Theil auch aus unterirdischen Höhlen und Spalten entwickeln, ferner die große Masse der Wasser werden von den meisten Mineralogen auch unter die Mineralien gerechnet, von vielen jedoch auch nicht; und es ist eigentlich in der Atmosphärologie von ihnen die Rede. — Die Körper, welche die Mineralogie untersucht, können aus 2 verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, welche die Mineralogie im eigentlichen Sinne und die Geognosie bilden. Erstere lehrt jede Species für sich, in ihrem vollkommenen Zustande, in ihren Veränderungen und Umwandlungen kennen, ihre charakteristische Kennzeichen, welche zu ihrer Wiedererkennung dienen, bestimmen und sie auf eine möglichst conforme Art mit der aus der Kenntniß ihrer Eigenschaften hervorgehenden Analogie classificiren. Allein um die Geschichte jeder Mineralspecies zu vollenden, ist es auch erforderlich, die Art ihres Vorhandenseyns in der Erdrinde und ihr Zusammenvorkommen kennen zu lernen; endlich ist es auch von Wichtigkeit, den Nutzen der Mineralien zu kennen. Mit dem andern Theile der Mineralogie, im weitern Sinne, oder mit der Geognosie (s. d.) steht die geographische und topographische Mineralogie in genauem Zusammenhange, welche die jedesmalige Heimath der verschiedenen Mineralien kennen lehrt, und auf welche Weise sie daselbst gefunden werden. — Die ökonomische oder technische Mineralogie endlich beschäftigt sich mit der Anwendung der Mineralien in den Künsten und Gewerben.

Schon in frühester Zeit machten die Mineralkörper die menschliche Aufmerksamkeit rege. Heilige und profane Urkunden bezeugen, daß die

Aegypter die Kunst verstanden, Steine zu schleifen, Metalle zu schmelzen. Allein die Kenntnisse, welche man damals von den Mineralien besaß, sind nicht der Rede werth, und für die ältere Geschichte der Mineralogie gebricht es überhaupt an zureichenden Thatsachen. Aristoteles versuchte zuerst eine Abtheilung der Mineralien in 2 große Classen. Was Theophrast, Plinius, Dioskorides und Galen von Mineralien anführen, ist dem Arzte und dem Alterthumsforscher wichtiger als dem Naturkundigen. Avicenna schied am frühesten die Erzeugnisse des unorganischen Reiches in Steine, Metalle, schwefelige Substanzen und Salze. — Das erste wissenschaftliche Lehrgebäude schuf Georg Agricola (s. d.), (geb. 1490, starb 1555). Er erforschte die äußerlichen Merkmale, wendete sie zur Unterscheidung der Mineralien an, und das von ihm entworfene System verdiente allerdings Beachtung. Seit Magnus von Bromel's Zeit, dem Anfange des 18. Jahrh., wurden die Mineralien als Naturerzeugnisse mehr gekannt. Ziemlich gleichzeitig traten Linné (s. d.) u. Wallerius (starb als Prof. der Chemie zu Upsala 1785) auf, und Letzterer erwarb sich um das Erkennen der Mineralien durch Beschreibung, wie um die Kunstsprache, großes Verdienst. Später unterwarf er die Grundsätze, nach welchen man bis dahin im Ordnen der Mineralien vorgeschritten, strengerer Prüfung, und das letzte von ihm aufgestellte System, die chemische Beschaffenheit und das Aeußerliche berücksichtigend, unterscheidet sich sehr vortheilhaft von allen frühern durch Vollständigkeit und Bestimmtheit. Eine neue Periode des Wissens begann mit Cronstedt (schwedischer Bergrath, geb. 1722, gest. 1765), dessen chemisches System durch mehr berücksichtigte Einheit des Classificationsgrundes sich bedeutend machte. Ihm sind die meisten Mineralogen in der Abtheilung der Mineralien in Erdarten, Salze, Harze und Metalle gefolgt. — Als gänzlicher Umbildner und als Begründer einer eigenthümlichen Methode trat Werner auf. Seine Oryktognosie (Fossilienkunde) lehrt uns die Mineralien durch die äußern Kennzeichen erkennen. Zu diesen Kennzeichen gehören auch unter den physikalischen diejenigen, welche unmittelbar mit den Sinnen ohne höhere Bedingungen und Apparate gefaßt werden können. (Ueber sein Verdienst vgl. d. A. Werner.) — Als Begründer der krystallo-mineralogischen Methode ist Hauy (s. d.) zu betrachten. Indem er die Krystallographie, nächst der Chemie die wichtigste Hülfswissenschaft der Mineralogie, auf den Calcul gründete, wurde der philosophische Werth der Mineralogie gegen jeden Meinungswechsel sichergestellt. Hauy muß auch als Erfinder von Dem, was Gattung oder Species (Art) heißt, gelten. Von ihm wurde die Unterscheidung der Gattungen zu ihrem wahrhaften Gesichtspunkte zurückgeführt, begründet auf das Gesetz, daß alles ihnen fest und unwandelbar Zustehende einzig in den Verhältnissen der Gestalt und des chemischen Bestandes zu suchen sey. Ihm gebührt auch das Verdienst scharfer Bestimmungen der geometrischen Bildungsnormen regelmäßiger Gestalten. — Die Zurückführung der Primairformen auf wenig geschlossene haben zuerst Bernhardi (Medicinalrath und Prof. zu Erfurt, geb. das. 1774) und Weiß (Prof. der Mineralogie zu Berlin, geb. zu Lpz. 1780) versucht; die Feststellung gewisser Krystallsysteme, sowie die Entwickelung der Krystallgestalten aus der Lage hat Letzterer wenigstens zuerst öffentlich bekanntgemacht. Mohs endlich ist als der Begründer einer ganz neuen Methode in der Mineralogie anzusehen, gestützt vorzüglich auf den mathematischen Theil

der Wiſſenſchaft, und ihm verdanken wir zugleich das vollkommenſte naturhiſtoriſche Mineralſyſtem. (S. Mohs's naturhiſtoriſche Methode.) — Die chemiſche Methode endlich war früher die vorherrſchende, iſt ſpäter, ſowie die vorigen ausgebildet wurden, zurückgedrängt, in ganz neuern Zeiten aber wieder die herrſchende geworden, ſodaß ſie und die naturhiſtoriſche diejenigen ſind, welche jetzt allein berückſichtigt und bearbeitet werden dürfen. Sie iſt zunächſt auf die Beobachtung der chemiſchen Eigenſchaften der Mineralien gerichtet und bearbeitet einen ſelbſtändigen Zweig der geſammten Naturkenntniß der Mineralien. Das vorzüglichſte chemiſche Mineralſyſtem, das von Berzelius, iſt begründet auf die beſtimmten Verhältniſſe in Mineralgemiſchen, ſowie auf die elektrochemiſche Theorie. In neueſter Zeit endlich iſt auch Beudant (Prof. der Naturwiſſenſchaften zu Paris) mit einem chemiſchen Mineralſyſtem aufgetreten, welches vor vielen andern Verſuchen dieſer Art erwähnt zu werden verdient.

Die Erkennung, Beſtimmung und Unterſuchung der Mineralien geſchieht mittelſt der ihnen zuſtehenden Kennzeichen oder Eigenſchaften und Verhältniſſe. Die eine Hälfte dieſer Kennzeichen läßt ſich unmittelbar wahrnehmen; bei der andern Hälfte ſind gewiſſe Verſuche nothwendig, ehe man über die Eigenſchaften der Mineralien urtheilen kann. Es zerfallen die ſämmtlichen Kennzeichen: 1) in die äußern, 2) in die phyſikaliſchen und 3) in die chemiſchen. Unter den äußern Kennzeichen ſind die, welche uns die regelmäßige Geſtalten oder die Kryſtalle darbieten, die wichtigſten. Es ſind dieß Polyeder, welche durch glatte, ebene und regelmäßige Flächen, die eine gegenſeitige ſymmetriſche Lage haben, und deren Neigungen zu einander unabänderlichen Geſetzen unterworfen ſind, begrenzt werden. Dieſe eigentlichen Geſtalten der unorganiſchen Natur ſtrebt die Materie ſtets anzunehmen, und nimmt ſie wirklich immer dann an, wenn die auf ſelbige wirkenden Geſetze durch keine fremdartige Urſach geſtört worden ſind. Obwohl dieſe Geſtalten ſehr zahlreich ſind, ſo laſſen ſie ſich doch auf eine geringe Anzahl von Kryſtallſyſteme, welches die aus einer Grundgeſtalt, ohne Rückſicht auf ihre Abmeſſungen, abgeleiteten einfachen Geſtalten, oder der Inbegriff von Geſtaltungen ſind, denen eine gemeinſchaftliche Einheit zum Grunde liegt, zurückführen. Dieſe Kryſtallſyſteme ſind folgende: I. Das teſſulariſche od. ſphäroedriſche hat, wenn man als die Grundlage eines jeden Kryſtalls der erſten 3 dieſer Syſteme 3 Linien oder Dimenſionen annimmt, dieſelben gleich und rechtwinklig unter ſich. Die Hauptkörper dieſes Syſtems ſind: das regulaire Oktaeder, der Würfel, das Rhomben- od. Granat-Dodekaeder und der Leuzitkörper oder das Leuzitoeder; alle übrige Körper ſind aus dieſen abgeleitet. Das Oktaeder beſteht aus 8 Flächen, welche gleichzeitige Dreiecke ſind, 12 Kanten und 6 Ecken. Der Würfel hat 6 Flächen, welche Quadrate ſind, 12 Kanten und 8 Ecken; das Granatdodekaeder wird von 12 gleichen und ähnlichen Rhomben begrenzt, hat 24 Kanten gleichen Werthes, 6 ſcharfe und 6 ſtumpfe Ecken. Der Leuzitkörper beſteht aus 24 gleichen und ähnlichen ſymmetriſchen Trapezoiden; er hat 6 vierflächige ſcharfe, 12 ſtumpfere und 8 dreiflächige Ecken. Der Würfel entſteht aus dem Oktaeder durch gerade Abſtumpfung der Ecken, und ebenſo umgekehrt das Oktaeder aus dem Würfel. Das Granatdodekaeder entſteht aus Würfel und Oktaeder durch gerade

Abſtumpfung ihrer Kanten, das Leuzitoeder endlich aus dem Granatdodekaeder ebenfalls durch gerade Abſtumpfung der Kanten. Leuzitoide ſind Körper, die ebenfalls von 24 unter ſich gleichen und ſymmetriſchen, aber andern Trapezoiden als der Leuzitkörper begrenzt werden; man unterſcheidet ſtumpfe und ſcharfe Leuzitoide. Pyramidenwürfel ſind durch Zuſchärfung der Würfelkanten entſtehende Körper oder Würfel, welche auf ihren Flächen mehr oder minder niedrige, von gleichen Flächen gebildete vierſeitige Pyramiden tragen. Ihre Flächen ſind 24 gleichſchenkelige und unter ſich gleiche und ähnliche Dreiecke. Pyramidenoktaeder ſind Oktaeder, welche auf ihren Flächen mehr oder minder niedrige von 24 gleichſchenkeligen, unter ſich gleichen und ähnlichen Dreiecken gebildete Pyramiden tragen. Die Pyramidengranatoeder ſind Granatdodekaeder, welche auf ihren Flächen mehr oder minder niedrige, von 48 gleichen und ähnlichen, ungleichſeitigen Dreiecken gebildete Pyramiden tragen. — Bei allen den bisher aufgezählten Körpern ſind die Flächen gleicher Art vollzählig vorhanden, und eine wie die andre nimmt gleichen Antheil an der Begrenzung der Körper. An einer andern Abtheilung von Körpern deſſelben Syſtems erſcheinen die Flächen unvollzählig, und nur die Hälfte derſelben werden wirklichen Begrenzungsflächen, die andre Hälfte aber wird gänzlich verdrängt. Das Tetraeder iſt ein auf die Hälfte der Flächen reducirtes Oktaeder, beſtehend aus 4 gleichſeitigen Dreiecken, indem von 2 benachbarten Flächen des Oktaeders immer eine verſchwunden und die andre zur herrſchenden geworden iſt. Das Pentagon- od. Schwefelkiesdodekaeder beſteht aus 12 ſymmetriſchen Fünfecken und iſt ein auf die Hälfte der Flächen reducirter Pyramidenwürfel, indem von 2 benachbarten eine wegfällt, die andre herrſchend wird. Die Pyramidentetraeder ſind Hälftflächner des Leuzitkörpers und der Leuzitoide und beſtehen in Tetraedern, welche auf ihren Flächen niedrige dreiſeitige Pyramiden tragen. Beiſpiele von der vollzähligen Abtheilung dieſes Syſtems geben: der Diamant, der Granat, der Magneteiſenſtein, der Alaun, das Steinſalz ꝛc.; von der unvollzähligen: der Schwefelkies, die Blende ꝛc. — II. Das zwei- und einarige, pyramidale oder viergliedrige Syſtem, bei welchem 2 Dimenſionen gleich unter ſich, aber ungleich der dritten ſind, hat zum Hauptkörper ein Oktaeder, deſſen Baſis ein Quadrat iſt, oder eine doppelt vierſeitige Pyramide, bei welcher eine Axe verſchieden von den beiden andern iſt. Die Flächen ſind gleichen Werthes unter ſich, gleich gegen die Axe geneigt, gleiche und ähnliche gleichſchenkelige Dreiecke; man nennt ſie Quadratoktaeder. Die Endkanten ſind alle gleichen Werthes und verſchieden von den Kanten an der Grundfläche. Abgeleitete Geſtalten in dieſem Syſtem ſind: ſpitzere oder ſtumpfere, vierſeitige und doppeltachtſeitige Pyramiden mit abwechſelnd ſtumpfern oder ſchärfern Endkanten und rechtwinklige vierſeitige Prismen, welche entweder die Kanten oder die Ecken an der Baſis abſtumpfen, und achtſeitige Prismen, mit abwechſelnd ſtumpfern und ſchärfern Seitenkanten. Auch bei dieſem Syſtem erſcheinen Geſtalten, an welchen nur die Hälfte der Flächen vorkommen. Beiſpiele geben: der Zirkon, der Zinnſtein, das Glauberſalz ꝛc. — III. Das ein- und einaxige Syſtem. 1) Zwei- und zweigliedriges oder prismatiſches Syſtem hat 3 unter ſich rechtwinklige Dimenſionen, alle 3 von verſchiedenem Werthe, zur Grundlage. Die Grundgeſtalt iſt ein Oktaeder, deſſen

3 Axen, durch je 2 entgegengeſetzte ſeiner Ecken gelegt, mit den Grunddimenſionen zuſammenfallen. Es hat dreierlei Axen und dreierlei Ecken, in welche ſich jene endigen, dreierlei Kanten, je vier ſich gleich, aber einerlei Flächen. Dieſe ſind unter ſich gleiche und ähnliche ungleichſeitige Dreiecke, alle gleich gegen die nämliche Axe geneigt, verſchieden gegen die verſchiedenen und an den verſchiedenerlei Kanten auch verſchieden unter ſich. Man nennt dieſe Körper Rhombenoktaeder, deren es in dem Syſteme ſehr viele abgeleitete geben kann. Außerdem erſcheinen in dem System an abgeleiteten Geſtalten: rechtwinklige Parallelepipeden von dreifachem Werthe ſeiner Flächen; Oblongoktaeder, doppelt vierſeitige Pyramiden, deren Flächen je zwei und zwei (nämlich die gegenüberliegenden von einer und derſelben Endſpitze) gleich gegen die Axe geneigt, die beiden andern zwiſchenliegenden aber unter einem andern Winkel, jedoch gleichfalls gleich unter ſich geneigt ſind. Die Flächen ſelbſt ſind zweierlei, beides aber gleichſchenklige Dreiecke, die Endkanten ſind gleich unter ſich, aber verſchieden von den Kanten an der Grundfläche. Gewöhnlich herrſcht ein Flächenpaar vor und wird zum rhombiſchen Prisma, während das andre deſſen Zuſchärfung bildet. Die Prismen verändern ſich durch ſymmetriſche Zuſchärfungen oder gerade Abſtumpfungen ihrer zweierlei Seitenkanten. Man ſieht hieraus die große Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen, in welche ſich das allgemeine Anſehen dieſes Syſtems verzweigen kann. Beiſpiele von dieſem Syſteme zeigen: der Chryſoberyll und Chryſolith, der Topas, der Schwerſpath u. ſ. w.; es iſt das am häufigſten erſcheinende Kryſtallſyſtem. 2) Zwei- und eingliedriges oder hemiprismatiſches Syſtem verhält ſich zu dem vorhergehenden hälftflächig, indem von dem gerade rhombiſchen Prisma mit der Zuſchärfung des Endes, durch Hinwegfallen der einen Zuſchärfungsfläche an jedem Ende, ein ſchiefes rhombiſches Prisma oder Hendyoeder entſteht. Die Seitenflächen dieſer Grundgeſtalt haben gleichen Werth unter ſich, die Endflächen ſind auf ein Seitenkantenpaar gerade aufgeſetzt. Die Veränderungen des Prisma hat dieß Syſtem mit dem vorigen gleich; in der Endigung erſcheinen, außer verſchiedenen Schiefendflächen, die gerad angeſetzte Endfläche und Zuſchärfungsflächenpaare mit ſchieflaufenden Endkanten. Die vordere und die hintere Seite der Kryſtalle muß unterſchieden werden. Beiſpiele geben uns der Feldſpath, die Hornblende, der Gyps u. ſ. w. 3) Ein- und eingliedriges oder tetartoprismatiſches Syſtem; bei dieſem findet ein zweites Veränderungsverhältniß auch zwiſchen den Gliedern desjenigen Flächenpaares ſtatt, welche beim vorhergehenden Syſtem noch vollzählig vorhanden waren; alle Glieder ſtehen daher einzeln. Der Hauptkörper iſt ein unregelmäßiges Parallelepiped, deſſen dreierlei Flächen verſchiedenen Werthes ſind. Die Abänderungsflächen kommen auch einzeln vor. Beiſpiele geben uns der Axinit und der Kupfervitriol. — IV. Drei- und einaxiges, rhomboedriſches, ſechs- und dreigliedriges Syſtem gründet ſich auf das Verhältniß einer Hauptaxe gegen drei andre, unter ſich gleiche und auf der erſten gemeinſchaftlich ſenkrecht ſtehende Dimenſionen, welche daher unter ſich jederzeit den Winkel von 60° machen. Dieß Syſtem hat wieder eine vollzählige und eine unvollzählige Abtheilung. Der Hauptkörper der vollzähligen Abtheilung iſt die doppelt ſechsſeitige Pyramide, deren Flächen gleiche und ähnliche gleichſchenkliche Dreiecke mit gleicher Neigung gegen die Axe ſind. Die Endkanten und die Grund-

kanten ſind verſchieden. Durch gerade Abſtumpfung der letztern und durch gerade Abſtumpfung der Ecken an der Grundfläche entſtehen regulaire ſechsſeitige Prismen; alle übrige abgeleitete Flächen ſind doppelt ſechsſeitige oder doppelt zwölfſeitige Pyramiden, letztere mit abwechſelnd ſtumpfern und ſchärfern Endkanten, und zwölfſeitigen Prismen mit abwechſelnd ſtumpferen und ſchärferen Seitenkanten. Der Hauptkörper der unvollzähligen Abtheilung dieſes Syſtems iſt das Rhomboeder, welches aus der Hälfte der Flächen der doppelt ſechsſeitigen Pyramide beſteht und 6 gleiche und ähnliche Rhomben zu Flächen hat. Unter den abgeleiteten Geſtalten finden ſich die regelmäßigen ſechs- und zwölfſeitigen Prismen, ſehr viele Rhomboeder und doppelt ſechsſeitige Pyramiden mit abwechſelnd ſtumpfern und ſchärfern Endkanten und mit im Zickzack liegenden Grundkanten. — Es muß hier auch noch bemerkt werden, daß die Kryſtalle nicht immer einzeln, ſondern auch zu zweien, dreien und vieren verbunden, als Zwillinge, Drillinge und Vierlinge erſcheinen. Es ſind Verbindungen gleichartiger Individuen, welche verſchiedene Richtungen ihrer Structur gemein und einander parallel und andre umgekehrt liegen haben. Gewöhnlich ſind die Individuen an-, ſeltener durch einander gewachſen. — Viele Kryſtalle finden ſich nicht bloß nach Außen mit Ebenen begrenzt, ſondern ſie laſſen auch in ihrem Innern deutlich ein regelmäßiges Gefüge oder Theilbarkeit wahrnehmen, d. h. man ſieht natürliche Fügungsklüfte, Blätter, Durchgänge, der einen oder der andern Art ihrer äußern Flächen parallel, und in dieſen Richtungen laſſen ſich ſolche Kryſtalle mitunter bis zu den dünnſten Blättchen theilen, während ſie nach allen andern Richtungen der trennenden Kraft mehr Widerſtand entgegenſetzen, ſodaß, wenn ſie gebrochen werden, man keine ebene Fläche erhält. Bei manchen Kryſtallen iſt gar keine mechaniſche Theilung möglich, auch iſt bei andern die Theilbarkeit nicht einmal ſichtbar. — Erleiden Kryſtalle bei ihrem Entſtehen Störungen, ſo erſcheinen ſie weniger regelmäßig ausgebildet, ſowohl hinſichtlich ihrer äußern Umriſſe als auch hinſichtlich ihres innern Gefüges. Das Geradblättrige geht in Krummblättriges über, das Großblättrige ins Kleinblättrige und Körnige, in das Schuppige und Schaumige. Dehnen ſind Kryſtalle in einer Richtung überwiegend aus, ſo entſtehen nadel- und haarförmige Geſtalten, und aus der Zuſammenhäufung oder Aneinanderfügung ſolcher Gebilde werden ſtrahlige und faſerige Maſſen. — Die nichtkryſtalliſirten Mineralien, an welchen weder Regelmäßigkeit der Geſtalt, noch Ebenen oder gerade Linien wahrgenommen werden, laſſen ſich abtheilen: a) in ſolche, welche in ihrem Aeußern eine gewiſſe Aehnlichkeit mit andern Erzeugniſſen der Natur oder der Kunſt haben; dahin gehören: 1) das Kugel-, Nieren- und Traubenförmige; 2) das Zahn-, Draht-, Baum- und Staudenförmige, das Aeſtige, Röhren- und Tropfſteinartige; 3) die Platten und die Bleche; 4) das Durchlöcherte, Zerfreſſene, Zellige, Blaſige, Zerhackte, das mit Eindrücken Verſehene ꝛc. b) In ſolche, die mit andern Natur- oder Kunſtproducten nicht verglichen werden können, ſondern Formen ganz eigenthümlicher Art haben; dahin gehört das Derbe, Eingeſprengte, die eckigen oder rundlichen Stücke, die Körner und Geſchiebe oder Rollſteine. — Oft zeigen die Mineralien neben den geregelten Fügungsklüften noch andre Zerklüftungen, Abſonderungsklüfte, Abſonderungen, die bald mehr, bald weniger deutlich ſind. Man unterſcheidet: 1) ſtäng-

liche Absonderungen, bei welchen die Ausdehnung nach einer Richtung vorwaltet; sie sind dick oder dünn, gerade oder gebogen, keilförmig u. s. w. Beispiele geben der Kalkspath, Amethyst ꝛc.; 2) schalige Absonderungen, zwei Dimensionen sind vorwaltend, die dritte, die Dicke, ist bei weitem weniger bedeutend; man hat dick- oder dünnschalige, gerade- oder krummschalige Absonderungen ꝛc. wie beim Schwerspath, Arsenik ꝛc.; 3) körnige Absonderungen, bei welchen alle drei Dimensionen ziemlich gleich gefunden werden; das Körnige ist grob oder fein, rund oder eckig ꝛc., wie beim körnigen Kalk (carrarischen Marmor). — Dem krystallinische Gefüge oder der Theilbarkeit steht der Bruch entgegen, d. h. die Beschaffenheit, welche ein Mineral zeigt, wenn es gewaltsam durch einen Schlag getrennt wird, ohne daß man auf die Fügungsklüfte Rücksicht nimmt. Die Bruchfläche erscheint: 1) eben, d. h. ohne Erhabenheiten oder Vertiefungen; 2) uneben, kleine Erhabenheiten wechseln, jedoch durchaus ohne Regel, mit kleinen Vertiefungen, und das Ansehen des Ganzen ist dadurch bald mehr fein-, bald mehr grobkörnig; 3) muschelig, rundliche, kugel- oder kegelartige Erhabenheiten und Vertiefungen wechseln mit einander, und nach der Größe des Umfangs, nach der Tiefe und Vollkommenheit hat man einen groß- oder kleinmuschligen, einen tief- oder flachmuschligen, einen vollkommen oder unvollkommen muschligen Bruch; 4) splittrig, wo die Bruchfläche kleine keilförmige Splitter zeigt, welche an ihrem dickern Ende mit der Masse des Ganzen verwachsen sind; 5) erdig, wie z. B. die Kreide. Die Bruchfläche geschmeidiger Substanzen (Gediegenkupfer) ist oft hakig, d. h. sie trägt kleine spitzige und gebogene Erhöhungen, welche nur durch Gefühl und Loupe wahrnehmbar sind. — Die Oberfläche krystallisirter und nichtkrystallisirter Mineralien ist: 1) glatt, wohin auch das sogenannte Spiegelige gehört; 2) gestreift, mit linienähnlichen, stärkern oder schwächern Vertiefungen, die bald einer, bald mehren Richtungen folgen, theils der Axe von Krystallen parallel, theils diese unter einem rechten Winkel schneidend ꝛc., wie z. B. am Beryll und Bergkrystall; 3) drusig, mit sehr kleinen krystallinischen Erhabenheiten; 4) uneben, rauh, körnig, mit kleinern oder größern Erhabenheiten und Vertiefungen besetzt. — Die glatte Oberfläche der Krystalle deutet den höchsten Grad der Vollkommenheit in der Ausbildung an. — Manche Mineralien von äußerlich regelrechter Gestalt können nicht als wahre Krystalle betrachtet werden, sondern sie müssen gelten als Umbildungen aus andern Krystallen, als Erfüllungen leerer geregelter Räume, oder als Umhüllungen von Krystallen. Diese, durch Ausfüllungen oder Umhüllungen entstandenen regelmäßigen Gestalten nennt man Afterkrystalle oder Pseudomorphosen. Von den wahren Krystallen sind sie unterschieden durch den Mangel an Theilbarkeit, durch einen häufig erdigen Bruch, durch das Abgerundete ihrer Ecken und Kanten, durch das nicht Uebereinstimmende ihrer Gestalt mit den, der Substanz außerdem zugehörigen, regelrechten Formen ꝛc

Zu den physikalischen Kennzeichen der Mineralien gehören: die Cohärenz, Eigenschwere, Lichterscheinungen, Färbung, Strich, Elektricität, Magnetismus, Geschmack, Anhängen an der Zunge, Geruch, Anfühlen und Klang. Der Cohärenz nach, oder in Absicht auf den Zusammenhang ihrer Theile, sind die Mineralien feste oder flüssige.

Die festen sind wieder verschieden nach ihrer Härte, Geschmeidigkeit und Zersprengbarkeit. Durch die Härte widerstehen die Mineralien jedem Eindrucke von Außen mit mehr oder weniger Kraft. Die Grade der Härte, oder, wenn sie nicht beständig sind, die Grenzen derselben, werden am besten durch Zahlen ausgedrückt und nach folgender Scala bestimmt. Die Zahl 1. bezeichnet den Härtegrad des Talkes, 2. des Gypses, 3. des Kalkspaths, 4. des Flußspaths, 5. des Apatits, 6. des Feldspaths, 7. des Quarzes, 8. des Topases, 9. des Sapphirs, 10. des Diamants. — Geschmeidig sind die Mineralien, welche sich unter dem Hammer strecken lassen, und die man mit dem Messer spänen kann (gediegen Kupfer). Spröde Substanzen büßen beim Schlagen oder Schneiden jeden Zusammenhang ein (Quarz, Flußspath). Milde Mineralien lassen sich schneiden und zerreiben und werden dadurch meist zu kleinen Blättchen (Talk, Graphit). Die Zersprengbarkeit, der Zusammenhang, welchen die Mineralien beim Zerschlagen zeigen, steht mit ihrer Härte und Geschmeidigkeit nicht immer in geradem Verhältniß; manche härtere Mineralien sind sehr leicht zersprengbar. Biegsam sind nur wenige Mineralien; am seltensten findet man sie elastisch (Asbest). — Zur Bestimmung der Eigenschwere oder des specifischen Gewichts (s. Maß und Gewicht), d. h. des Verhältnisses zwischen den Gewichten verschiedener Mineralien, bei Gleichheit ihres Volumens, bedient man sich der hydrostatischen Wäge oder des von Nicholson erfundenen Aräometers. Das reine (destillirte) Wasser dient bei diesen Versuchen als Einheit, und die Vergleichung seines absoluten Gewichtes mit dem des zu wiegenden Minerals, in Beziehung auf einen beiden gemeinsamen Umfang, gibt die gesuchte Eigenschwere. — Zu den Lichterscheinungen rechnet man: Durchsichtigkeit, Strahlenbrechung, Glanz, Farbenwechsel und Phosphorescenz. Unter durchsichtigen Mineralien versteht man solche, welche die Gegenstände auch in größeren Entfernungen deutlich erkennen lassen (Glimmer, Bergkrystall, Kalkspath). Beim Halbdurchsichtigen (Chalcedon) ist das Bild unklar, und nur dünne Stücke eignen sich zu genauer Wahrnehmung. Durchscheinende Mineralien (Flußspath, Quarz) lassen keine Erkennung des Gegenstandes zu; bei den an den Kanten durchscheinenden Mineralien (Obsidian) hat dieß nur an den dünnsten Stellen statt, und undurchsichtige endlich versagen, selbst in den dünnsten Stücken, den Lichtstrahlen jeden Durchgang (Bleiglanz, Schwefelkies). — Strahlenbrechung entsteht durch die Abweichung eines in schräger Richtung auf durchsichtige Mineralien fallenden Lichtstrahls von seinem geraden Wege. Sie ist doppelt, wenn der durch ein Mineral betrachtete Gegenstand sich zweifach darstellt. Beim Doppelspath (Kalkspath) ist die Erscheinung durch zwei parallele Flächen leicht beobachtet; bei klaren Bergkrystallen durch zwei gegeneinandergeneigte Flächen. Der Mineralglanz ist Folge der Zurückwerfung der auf ihre äußere, oder durch mechanische Trennung entblößte innere Oberfläche fallenden Lichtstrahlen. Man theilt den Glanz, nach seinem Verschiedenartigen, in Metallglanz (Bleiglanz), Diamantglanz (Diamant), Glasglanz (Bergkrystall), Perlmutterglanz (Feldspath), Wachsglanz (gem. Opal), Fettglanz (Pechstein). Hinsichtlich der Stärke des Glanzes unterscheidet man: starkglänzend (Bergkrystall), glänzend (Kalkspath), wenigglänzend (Malachit). Beim Schimmernden hat eine ungleichmäßige Vertheilung des Glanzes über

die Mineraloberfläche ſtatt (carrariſcher Marmor). Matt nennt man die durchaus glanzloſen Mineralien (Kreide). — Vermöge des Farbenwechſels zeigen gewiſſe Mineralien beim Hindurchſehen in beſtimmten Richtungen eine andre Farbe als in den übrigen (Flußſpath). Beim Farbenſpiel nimmt man, je nachdem man in verſchiedenen Richtungen auf Mineralien ſieht, vielartige Farbennuancen wahr, welche in größern und kleinern Flecken mit einander wechſeln (edler Opal, Labrador-Feldſpath). Beim Iriſiren erſcheinen die Farben des Regenbogens (mancher Kalkſpath und manches Marienglas). Phosphorescenz iſt die Eigenthümlichkeit gewiſſer Mineralkörper, einen leuchtenden Schein zu verbreiten, wenn ſie der Sonnenwärme ausgeſetzt werden (ſtrahliger Schwerſpath), wenn man ſie glüht (gepulverter Flußſpath auf rothglühendem Eiſenblech), ritzt (Dolomit, Blende) oder an einander reibt (zwei Stücke Quarz). — Im Zuſtande höchſter Reinheit ſollten, nach dem Weſentlichen ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung, viele Mineralien waſſerhell (farblos) ſeyn), ſo z. B. Kalkſpath, Bergkryſtall ꝛc., und dennoch findet man ſie nicht ſelten auf die mannigfachſte Weiſe gefärbt, je nach den mehr zufälligen Beſtandtheilen, welche dieſelben in größerer oder geringerer Menge enthalten. Darum iſt in allen Fällen der Art die Färbung nur als ein unſicheres Merkmal zu betrachten; für Metalle und brennbare Mineralien aber iſt die Farbe oft ſehr bezeichnend. Man nimmt in der Mineralogie 8 Stammfarben an, nämlich: weiß, grau, ſchwarz, blau, grün, gelb, roth und braun, welche alle ſehr vielfache Abänderungen zeigen. Die reinſten unter den einer Stammſorte zuſtehenden Arten gelten als Charakterfarben; dahin: ſchneeweiß (Tropfſtein), aſchgrau (Töpferthon), ſammetſchwarz (Obſidian), berlinerblau (Sapphir), ſmaragdgrün (Smaragd), citronengelb (Auripigment), carminroth (Rothgültigerz) und kaſtanienbraun (ägyptiſcher Jaspis). Die Mineralien ſind bald ein- bald mehrfarbig, und im letzten Falle nicht ſelten auf verſchiedene Weiſe gezeichnet, geſtreift, punktirt, baum- und ruinenförmig u. ſ. w. Einwirkung von Luft, Licht, Wärme u. ſ. w. bringt häufig Aenderungen in der Oberflächenfärbung der Mineralien hervor; ſie verbleichen, laufen an ꝛc. Den Strich unterſucht man mit ſcharfen Werkzeugen, am beſten mit einer engliſchen Feile; die mehr oder minder große Aenderung auf der Oberfläche der Mineralien, was Farbe und Glanz betrifft, ſowie die Farbe des Pulvers, welches man beim Ritzen erhält, ſind nicht ſelten werthvolle Kennzeichen. — Elektricität iſt in manchen Mineralien erregbar durch Wärme (Turmalin, Topas), in vielen durch Reibung der Hand oder mit einem Stücke Tuch. Einige Mineralien werden durch Reibung poſitiv elektriſch, andre negativ. — Magnetismus iſt das Verhalten der Mineralien gegen die Magnetnadel oder gegen den Magnetſtab. Manche Mineralien ſind bloß dem Magnete folgſam; andre ziehen mit gewiſſen Punkten (Polen) das eine Ende der Magnetnadel an und ſtoßen das andre ab; einige ziehen das Eiſen. — Der Geſchmack iſt nur für ſalzige Subſtanzen charakteriſch. Ein Anhängen an der feuchten Lippe, oder an der Zunge, ſteht manchen erdigen oder weichen Mineralien, beſonders den thonhaltigen, zu. Geruch iſt nur wenigen Mineralien eigen (Schwefel, Erdpech). Manche Mineralien fühlen ſich kalt an, oder fett u. ſ. w.; wenige geben beim Schlagen mit harten Körpern einen Klang. — Die chemiſchen Kennzeichen dienen ebenfalls zur ſcharfen Beſtimmung der Mi-

neralkörper. Bei ihrer großen Mannigfaltigkeit lassen sich jene Kennzeichen auf vielartige Weise prüfen; gewöhnlich wählt man die Schmelzung, das Einwirken von Säuren und von einigen andern Reagentien. Ein Kennzeichen von vorzüglichem Werthe ist die relative Schmelzbarkeit der Mineralien. Man untersucht dieselbe mittelst des Blase- oder Löthrohrs, indem man kleine Bruchstücke des zu prüfenden Mineralkörpers auf einer Kohle, oder mit Silber- oder Platinlöffel, oder in einer kleinen Zange mit Spitzen von Platin oder von Silber, für sich allein, oder mit verschiedenen die Schmelzung befördernden Mitteln (Borax, Salpeter, Natron ꝛc.), der Einwirkung eines möglichst starken Hitzgrades aussetzt. Die Einwirkung von Wasser und von Säuren auf Mineralien, je nach dem Verschiedenartigen ihrer Natur, ist leicht beobachtbar; unter den Säuren wählt man vorzüglich Schwefel-, Salz- und Salpetersäure. Die eigentliche Analyse ist Sache des Chemikers; er strebt die einzelnen Bestandtheile der Mineralien möglichst genau und vollständig abzuscheiden und ihr gegenseitiges Mengeverhältniß zu bestimmen. Bei Beschreibung der Mineralkörper werden die Resultate der Analyse, sowie gewöhnlich auch die von H. v. Berzelius aufgestellten chemischen Formeln für die Mischung angegeben. — Als geschichtliche Kennzeichen kann man die Angabe der Fundorte eines Minerals, die Art seines Vorkommens und der beibrechenden Mineralien anführen. Die Beachtung dieser Verhältnisse ist überaus wichtig; denn neben dem unverkennbaren Einflusse, welchen die begleitenden Substanzen auf das von ihnen Umgebene ausüben, wird selbst die Entstehung gewisser Mineralien gar oft durch das Vorhandenseyn andrer bedingt.

Die Classification der Mineralien ist ihre Aufzählung nach gewissen Verhältnissen und Eigenschaften, sodaß beim Neben- und Untereinandergeordnetseyn der verschiedenen Substanzen diese Beziehungen möglichst klar hervortreten. Durch Annahme bestimmter Classificationsstufen gewinnt man ein höheres Anhalten, und zugleich wird die Uebersicht des Ganzen und seiner Theile sehr erleichtert. Das Wichtigste bei der Classification der Mineralien oder in einem Mineralsystem ist die Bestimmung der Species, Gattungen oder Arten; ihre Zusammenstellung zu höhern Classificationsstufen ist zwar nöthig, aber bei weitem nicht so wichtig. Eine Species ist eine natürliche Einheit, welche durch strengen innern Zusammenhang in sich und durch bestimmte Ausgeschiedenheit von allem Uebrigen sich als selbständig ausspricht. Je strenger der Begriff geschieden ist, um so mehr springt das Eigenthümliche einer Species ins Auge. Nicht Alles aber, was in der Mineralogie vorkommt, besteht in strengen Gattungen, sondern es finden Abstufungen statt und gattirte und ungattirte Massen. Das, was einer Species den großen Zusammenhang in sich und die große Ausgeschiedenheit gegen das Uebrige gibt, ist Uebereinstimmung ihres chemischen Gehalts oder Gleichartigkeit der Krystallgestalten. Ungleiche Krystallisationssysteme verlangen die Annahme verschiedener Species, selbst wenn die chemische Differenz noch nicht erwiesen ist. Nicht alle Species kommen gleich häufig in der Natur vor. Bei jenen, die vorzüglich verbreitet sind und die unter den verschiedenartigsten Verhältnissen und Beziehungen auftreten, findet sich in der Regel eine größere Vielzahl von den Abweichungen und Modificationen. Dieß macht die Abtheilung solcher Gattungen in Arten, Abänderungen ꝛc. nothwendig. — Unter den Mineralsystemen verdienen das chemische

des Prof. v. Berzelius und das naturhistorische des Prof. Mohs erwähnt zu werden. Ersterer stellt die Mineralien nach ihren elektronegativen Bestandtheilen zusammen und unterscheidet zuvörderst zwei Classen: a) Mineralien, die nach dem Princip für die Zusammensetzung der unorganischen Natur zusammengesetzt sind, und b) Mineralien, zusammengesetzt nach dem Princip für die Zusammensetzung der organischen Natur. Die erste umfaßt 18 Familien, welche von der elektro-positivsten zu der elektro-negativsten aufeinanderfolgen, nämlich: die des Eisens, Kupfers, Wismuths, Silbers, Quecksilbers, Palladiums, Platins, Osmiriums, Goldes, Tellurs, Antimons, Arseniks, Kohlenstoffes, Stickstoffes, Selens, Schwefels, Sauerstoffes und Chlors. Von diesen enthalten die 8 ersten nur eine oder einige Species, deren Anzahl sich bei den folgenden vermehrt, und Sauerstoff alle oxydirten Mineralien in sich begreift. Die zweite Classe enthält die Harze, Bitumen, Kohlen, Torf und Honigstein. — Mohs unterscheidet zuvörderst 3 Classen. Die 1. Classe enthält 4 Ordnungen: Gase, Wasser, Säuren, Salze; die 2. Classe 13: Haloide, Baryte, Kerate, Malachite, Glimmer, Spathe, Gemmen, Erze, Metalle, Kiese, Glanze, Blenden, Schwefel; die 3. Classe 2 Ordnungen: Harze und Kohlen. Die Ordnungen zerfallen wiederum in Geschlechter, und jedes Geschlecht enthält eine oder (dieß ist am häufigsten der Fall) mehre Species. Mehr hierüber in d. bes. Art. Vgl. Hoffmann's „Handbuch der Mineralogie", fortgesetzt von Breithaupt (Freiburg 1811—18, 4 Bde.); Hauy's „Traité de minéralogie" (2. Aufl., Paris 1822, 5 Bde.); Mohs's „Grundriß der Mineralogie" (Dresden 1822—24, 2 Bde.; ins Engl. übers. von Haidinger, Edinburg 1825); Jameson's „System of Mineralogy" (4. Aufl., Edinb. 1828, 3 Bde.); Leonhard's „Handb. der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1826); Brewster's „Treatise on Mineralogy" Edinb. 1827); Hausmann's „Handb. der Mineralogie" (Gött., 1. Th. 2. Aufl., 1828); Walchner's „Handb. der gesammten Mineralogie in technischer Beziehung" (Karlsr. 1829); Hartmann's „Wörterb. der Mineralogie und Geognosie" (Lpz. 1828), und Karsten's „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde" (Berl. 1829, 1. Bd., 1. H.).

In der neuesten Zeit ist der Gegensatz, welcher sich im Gebiete der Mineralogie zwischen der sogenannten naturhistorischen und chemischen Ansicht ausgebildet hatte, einerseits schroffer hervorgetreten, andererseits durch eine Art von Synthetismus ausgeglichen worden. Bei der außerordentlichen Bedeutsamkeit, welche die Krystallographie und Physik für das Studium der Mineralspecies gewonnen haben, mußten freilich jene Machtsprüche chemischer Einseitigkeit verhallen, welche die Mineralogie nur für einen Anhang der Chemie erklärt hatten. Mögen nun auch ebenso jene alt-oryktognostischen Vorurtheile verschwinden, welche sich hier und da noch hartnäckig der Aufnahme der Chemie in die Wissenschaft widersetzen, oder doch ihren Resultaten höchstens nur einen Platz unter dem Trosse von nicht naturhistorischen Bemerkungen gestatten wollen, die man den Beschreibungen der Mineralspecis anzuhängen pflegt. Wenn man nämlich die Gründe für dieses Verfahren, wie solche noch neulich von dem Choragen der sogenannten naturhistorischen, d. h. antichemischen Schule mit großem Scharfsinne entwickelt und verfochten wurden, in Bezug auf ihre Haltbarkeit prüft, so findet man in der That, daß es nur Scheingründe sind, hervorgegangen aus einem, der Wissenschaft in

ihrer Kindheit eingeimpften Vorurtheile. Das, dem Berg- und Hüttenmann ſehr fühlbare Bedürfniß einer ſchnellen und leichten Erkennung der brauchbaren Mineralien erweckte die erſten Keime der wiſſenſchaftlichen Mineralogie. Erkennung, aber eine ſchnelle, ohne große Vorbereitungen nur nach den Ergebniſſen der unmittelbaren Wahrnehmung gewährleiſtete Erkennung, das war es, worauf früher die Beſtrebungen der Mineralogen beſchränkt waren. Später erwachte neben dem techniſchen Bedürfniſſe der Erkennung auch das wiſſenſchaftliche Bedürfniß einer umfaſſenden Kenntniß der Mineralien; allein die, dem Bergmann ſehr erlaubte Einſchränkung ſeiner Beobachtungen auf das Gebiet der unmittelbaren Wahrnehmung, ging in die mehr wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Naturgeſchichte des Mineralreichs über, und hatte zur Folge, daß man diejenigen Eigenſchaften der Mineralien, welche nicht durch unmittelbares Sehen, Fühlen, Schmecken und Riechen zu ermitteln waren, entweder ſehr oberflächlich behandelte oder gänzlich vernachläſſigte; ja, daß man ausdrücklich alle Eigenſchaften als naturhiſtoriſche Merkmale verwarf, deren Wahrnehmung mit einer gänzlichen oder theilweiſen Zerſtörung des unterſuchten Exemplars erkauft werden muß. So wurde von der Beſchränktheit unſers Erkenntnißvermögens, welches freilich für manche Wahrnehmung ſolcher Hülfsmittel und Vorbereitungen bedarf, durch deren Anwendung die Integrität des Naturproducts mehr oder weniger verletzt wird, von dieſer Beſchränktheit der menſchlichen Intelligenz wurde ſonderbar genug der Grund entlehnt, alle, nur mittels ſolcher Integritätsverletzung zu entdeckende Eigenſchaften gleichſam als nicht natürliche Eigenſchaften dem Gebrauche der Mineralogie zu entziehen und ihr nur die ſogenannten äußern Kennzeichen zu laſſen. Nur erlaubte man ſich dabei die ſehr auffallende Inconſequenz, jene poſtulirte Unverletzlichkeit der Mineralien für die Ermittelung mancher phyſiſchen Eigenſchaften, wie z. B. der Spaltbarkeit, der Härte, ja ſelbſt für die Ermittelung der chemiſchen Eigenſchaft der Auflöslichkeit in Waſſer zu ſuspendiren, während man jede Unterſuchung anderer chemiſchen Eigenſchaften ſtandhaft verweigerte. Mit einem Worte, aus dem frühern techniſchen Poſtulate der unmittelbaren und ſtegreifsmäßigen Erkennung geſtaltete ſich für die ſpätere Mineralogie ein förmlich ſanctionnirtes, durch manche Scheingründe unterſtütztes Vorurtheil gegen die Chemie; ein Vorurtheil, durch deſſen hartnäckiges Feſthalten die Naturgeſchichte und insbeſondere auch die Charakteriſtik des Mineralreichs in jene ſterile Einſeitigkeit verſank, mit welcher ſie uns mehrfach dargeboten worden iſt. Glücklicherweiſe ſcheint aber gegenwärtig die größere Zahl der Mineralogen darüber einverſtanden, den von der Chemie dargebotenen Tribut nicht zu verſchmähen, vielmehr die reiche Ausbeute, welche dieſe Wiſſenſchaft auch im Mineralreiche machte, für die Naturgeſchichte des letztern als weſentliche Beiſteuer dankbar zu benutzen und dadurch erſt die Kenntniß der Mineralien zu einer, den gegenwärtigen Anforderungen der Wiſſenſchaft entſprechenden Vollſtändigkeit zu bringen.

Nachdem ſo die beiden vorherrſchenden Richtungen der Mineralogie in der neueſten Zeit bezeichnet worden ſind, mögen noch einige der wichtigern Leiſtungen aus den letzten Jahren erwähnt werden, wobei faſt nur von deutſchen Schriften die Rede ſeyn kann, weil die Mineralogie außerhalb Deutſchland ſeit einiger Zeit nur ſehr wenig bearbeitet worden iſt. Im Gebiete der Kryſtallographie waren beſonders thätig: Germar

(„Grundriß der Krystallkunde", Halle 1830), K. Naumann („Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie", Lpz. 1830—31), Großmann („Zur physischen Krystallonomie", Stettin 1829), Breithaupt (mehre Abhandlungen in Schweigger's „Jahrbuch") und Kupffer (durch einige Abhandl. und ganz neuerdings durch Herausgabe eines „Handbuchs der rechnenden Krystallographie", Petersburg 1831). Hartmann gab 1828 ein recht brauchbares „Handwörterbuch der Mineralogie" (Leipzig); von Leonhard 1826 die zweite Auflage seines „Handbuches der Oryktognosie", in welchem alles damals Bekannte mit großer Vollständigkeit zu finden ist; K. Naumann behandelte in seinem „Lehrbuche der Mineralogie" (Berlin 1828) die wichtigsten Species des Mineralreiches, und stellte ihre gewöhnlichen Krystallformen in mehr als 500 Figuren dar; er dringt besonders mit auf gleichzeitige Berücksichtigung der chemischen neben den physischen und krystallographischen Eigenschaften. Dasselbe that von Kobell in seiner „Charakteristik der Mineralien" (1. und 2. Thl., Nürnberg 1830 und 1831), in welcher zwar das Chemische vorherrschend berücksichtigt ist, jedoch ohne Vernachlässigung des Physischen und Krystallographischen; Haidinger führte in seinen „Anfangsgründen der Mineralogie" (Leipzig 1829) das Mohs'sche Mineralsystem in der Charakteristik vollständig aus. Mohs hat in seinen „Anfangsgründen der Naturgeschichte des Mineralreichs" (Wien 1831), die philosophia mineralogica zwar von etwas einseitigem Gesichtspunkte, aber doch mit meisterhafter Consequenz und Klarheit bearbeitet, auch seine Krystallographie einigen Veränderungen unterworfen. Um die Kenntniß der Species nach den 3 wichtigen Kategorien des Winkelmaßes, des Gewichts und der Härte hat sich unstreitig in der letzten Zeit Breithaupt das größte Verdienst erworben, da man wohl ohne Uebertreibung behaupten kann, daß noch kein Mineralog so viele und so sorgfältige Messungen und Wägungen ausgeführt hat. Die Wissenschaft verdankt ihm viele Thatsachen, die größtentheils in der dritten Auflage seiner „Vollständigen Charakteristik des Mineralsystems" (Dresden 1833) enthalten sind und einen bleibenden Werth haben, welches Loos auch manche theoretischen Ansichten treffen mag. Von ausländischen Werken ist besonders zu erwähnen Beudant's (Prof. an der pariser Universität) „Traité élémentaire de minéralogie" (Paris 1824), in welchem der Verfasser nicht nur auf der Grundlage von Ampere's kreisförmiger Zusammenstellung der Elemente ein zwar künstliches, aber in vieler Hinsicht sehr ansprechendes Mineralsystem aufstellte, sondern auch in der Behandlung des Details, zumal der chemischen und optischen Verhältnisse, sehr zweckmäßige und nachahmungswerthe Fortschritte entwickelte, daher das Werk nicht nur in Frankreich allgemeinen Beifall, sondern auch im Auslande vielfältige Anerkennung fand, die für Deutschland insbesondere durch Hartmann's sehr bereicherte Uebersetzung (Leipzig 1826) gefördert wurde. Als selbständiger Forscher trat Beudant früher besonders in seinen Untersuchungen über die Abhängigkeit zwischen chemischer Zusammensetzung und Krystallisation, sowie neuerdings durch seine wichtigen Arbeiten über das specifische Gewicht der Mineralien und über die Discussionen der chemischen Analysen der Mineralkörper, welche beide letztere, ihrem wesentlichen Inhalte nach, in die zweite Auflage seiner Mineralogie (Paris 1830) übergegangen sind, und wohl zur Aufklärung mancher Erscheinungen beitragen dürften, die außerdem zu Fehlschüssen veranlassen können. Die Be-

reicherungen dieser zweiten Auflage hat Hartmann in einem Anhange zu seiner Uebersetzung (Leipzig 1832) geliefert. Außer den Obengenannten haben noch Gößel in Dresden, Glocker in Breslau, Walchner, Fischer in Wien, Hausmann in Göttingen mineralogische Lehrbücher herausgegeben.

Mineralquellen. Nach der Temperatur des Wassers theilt man die Quellen in kalte und heiße, d. h. solche, deren Temperatur die Atmosphäre übersteigt; einige, wie der Geiser auf Island, sind so heiß, daß man Eier, Fleisch u. s. w. darin kochen kann; bei andern ist die Hitze des Wassers weniger bedeutend. Diejenigen Quellen, welche im Winter heiß, im Sommer kalt seyn sollen, sind wohl nur solche, welche überall eine gleiche Temperatur behalten und daher dem Gefühl im Sommer kalt, im Winter warm scheinen. Nach der Beschaffenheit des Wassers werden die Quellen in gemeine und mineralische getheilt; letztere, weil man sich ihrer in medicinischer Hinsicht zum Trinken und Baden bedient, nennt man auch Heilquellen, Gesundbrunnen. Das Wasser der Mineralquellen enthält verschiedene mineralische Substanzen in Auflösung. Man unterscheidet sie daher nach dem Gehalte, d. h. nach der Natur der darin aufgelöseten Substanzen (auch wenn von größerer oder geringerer Menge der aufgelöseten Substanzen die Rede ist, bedient man sich dieses Ausdrucks), a) Salzquellen, welche gemeines Salz oder Kochsalz enthalten; kein Land in der Welt hat so viele und so reiche Salzquellen als Deutschland. b) Mineralische Quellen im engern Sinne, d. h. solche, welche nicht Kochsalz, sondern andere mineralische Substanzen aufgelöst enthalten und vorzugsweise zum Trinken und Baden in verschiedenen Krankheiten heilsam befunden worden sind. Auch davon gibt es kalte und warme. Die kalten sind entweder Sauerbrunnen, wenn sie viel Kohlensäure und mit dieser Eisen, Alkalien, Bittersalz u. s. w. enthalten; solche sind in Deutschland die Quellen von Schwalbach, Pyrmont, Selter; oder Bitterwasser, welche viel Bittersalzerde enthalten, wie das Seidlitzer-, Seidschützer- ꝛc. Wasser in Böhmen. Die warmen, auch Schwefelbäder genannt, enthalten außer den schon genannten Substanzen, viel Schwefelwasserstoffgas, welches ihnen einen widrigen Geruch gibt: solche sind in Deutschland die Quellen zu Wisbaden und Karlsbad. Auch an solchen eigentlichen Mineralquellen, gewöhnlich Bäder genannt, ist Deutschland vorzüglich reich. Die auffallende Beschaffenheit so vieler Quellen hat die Frage veranlaßt, woher die hohe Temperatur einiger und der besondere Gehalt anderer? Die gewöhnliche Antwort ist, die heißen Quellen entständen dadurch, daß das Wasser von unter der Erde brennenden Steinkohlen, oder andern brennenden und erhitzten Substanzen erhitzt, Salz- und Mineralquellen aber dadurch, daß ihr Wasser durch Lager von solchen Substanzen durchrieselе, welche sie aufgelöst enthalten. Diese Antwort aber ist durchaus falsch: denn einmal wird dadurch die bei einigen seit Jahrtausenden bekannten Quellen stets gleiche Temperatur und ebenso sich gleich bleibende Gehalt anderer völlig unbegreiflich; dann aber hat man noch nie ein Lager solcher Substanzen, z. B. Salz in der Nähe solcher Quellen gefunden, obgleich der Boden in der Nachbarschaft, des Bergbaues wegen, vielfältig ist durchwühlt worden. Die Sache ist also bis jetzt noch völlig räthselhaft und erwartet ihre gründliche Erklärung von einer genauern Erforschung der Natur.

Mineralwässer (künstliche). Durch die Analyse der natürlichen Mineralquellen ist man auf die Idee gekommen, durch chemische Zusam-

mensetzungen ähnliche Wässer auf künstlichem Wege zu bereiten; doch nie hat es die Kunst vermocht, ihren Producten alle physischen und chemischen Eigenschaften der Natur zu geben; die Wirkungen jener auf den menschlichen Organismus stehen ebenfalls dieser weit nach. Diese verschiedene Wirkungsart der künstlichen Wässer von den natürlichen kann man nur dem Umstande zuschreiben, daß die ersteren nicht genau der Analogie der letzteren gemäß gebildet wurden. Ueberhaupt scheinen bei der Untersuchung der natürlichen Mineralwässer folgende Fehler begangen worden zu seyn: 1) Man hielt die Bestandtheile, die bei der chemischen Analyse gefunden wurden, für wesentliche Ingredienzen der natürlichen, und beachtet nicht den Zweifel, ob sie nicht statt Educte, Producte seyn könnten; d. h. ob nicht jene Bestandtheile erst durch den chemischen Zersetzungsproceß hervorgebracht und gar nicht ursprünglich in der Gestalt und Menge dieser Mischungsverhältnisse in den natürlichen Wässern vorhanden gewesen seyn. 2) Manche ursprüngliche wurden zu wenig gewürdigt; man hielt sie für Zugabe, die ohne Nachtheil wegbleiben könnten. Dieß Schicksal hatte hauptsächlich die Talk- und Kalkerde, und auch die Kieselerde sah man für etwas Ueberflüssiges an. 3) Schwerauflösliche Bestandtheile ließ man aus der Mischung weg, und dieß um so eher, weil man nicht im Stande war, sie in der Quantität, worin sie in den natürlichen angetroffen werden, in reinem Wasser aufzulösen. Die Fabrikanten künstlicher Mineralwässer glaubten schon genug gethan zu haben, wenn sie Kalk- oder Talkerden zusetzten, und kümmerten sich nicht um die Metalloxyde. 4) Man mischte zwar die gehörige Menge Kohlensäure und Neutralsalze zum reinen Wasser, beachtete aber nicht sehr die innigere oder lockere Verbindung, worin diese Ingredienzien in den natürlichen Wassern gegeneinander stehen; daher denn auch gewöhnlich die künstlichen diese Bestandtheile lange nicht so fest gebunden enthalten, und auch sich in ihnen eher ein Niederschlag bildet. 5) Man berücksichtigte nicht hinlänglich andere Umstände, denen man doch nothwendig einen großen Einfluß auf die Bildung der natürlichen Mineralwässer zuschreibt; z. B. bei den warmen und heißen den Grad der Wärme. Aus den künstlichen entbindet sich auch die Wärme viel leichter, und mit ihr muß auch einen bedeutenden Theil der Kraft verloren gehen; den bestimmten und gemessenen Druck, unter dem die Mischung der natürlichen Wässer vor sich geht; die Ausschließung des Einflusses der Luft. Im dunklen Schoße der Erde, entfernt von der Einwirkung der Atmosphäre, bereitet die Natur ihr mineralisches Quellwasser; bei der Bereitung der künstlichen wird sie nicht sorgfältig ausgeschlossen, und sollte es ihrer Berührung nicht mit zuzuschreiben seyn, daß die künstlichen nie die Eigenschaften der natürlichen vollkommen erreichten? Ueberdieß wissen die Chemiker nicht, in welcher Reihefolge die Natur die Ingredienzen zusammenmischt; und die feinern geistigern Agentien, als Elektricität, Galvanismus ꝛc., die bei jeder Naturbildung eine bedeutende Rolle spielen, entgehen ihnen gänzlich. Zur Erreichung jener Bedingungen sind seit einigen Jahren durch D. Struve in Dresden mannigfaltige Apparate geschaffen und verbessert worden. So hat sich allmälig eine Anstalt gebildet, die in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen zerfällt. Die Aufgabe der einen ist, mit einer gegebenen Menge reinem Wasser alle die Bestandtheile, keinen ausgeschlossen, und in der Menge und Eigenthümlichkeit zu verbinden, wie sie die Prüfung auf chemischem

Wege und die Vergleichung der natürlichen Wässer mit den künstlichen an die Hand gegeben hat. Als Kennzeichen gelungener Erfolge genügt hierbei nicht bloß die Darstellung der nämlichen Producte in Quantität und Qualität, welche die chemische Untersuchung in den natürlichen Wässern findet; Geschmack und Geruch müssen auf gleiche Weise übereinstimmen; die Art, wie die Gasarten sich entfernen, ob langsam oder schnell, in großen Blasen und stürmisch oder in kleinen Bläschen und in längere Zeit hindurch dauernd, die Zeit- und Reihenverhältnisse, in welchen sich Eisen, Kalk, Talk in Verbindung mit Kieselerde oder ohne dieselbe allmälig aus der Verbindung trennen, müssen sie gleich seyn. Da jedoch ein Mineralwasser in der geöffneten Flasche sich um so mehr von seiner Eigenthümlichkeit entfernt, je reicher an Bestandtheilen, Gas und Erdarten, und je mehr die Flasche geleert ist, so bedurfte es noch einer zweiten Anstalt, Das, was in der Bereitungsanstalt gewonnen worden, bis zu dem Augenblicke zu sichern und zu erhalten, wo der Patient sich den Becher füllen läßt. Diese Aufgabe löst die zweite Abtheilung, die Erhaltungs- und Schenkanstalt. Sie vertritt Das, was in der Natur durch die ununterbrochene Erneuerung der Quellen, durch stetes Zuströmen neuer Massen bewirkt wird; durch sie ist es namentlich gelungen, den so leicht zerstörbaren Charakter der warmen und heißen Wässer bis zum Augenblicke ihres Genusses in seiner Vollkommenheit zu erhalten. Die Wirkung der in der Struve'schen Anstalt bereiteten künstlichen Mineralwässer ist oft überraschend wohlthätig und im Ganzen der natürlichen gleich. Es bestehen solche Anstalten auch zu Leipzig, Berlin, Brighton und Lauchstädt unter seiner unmittelbaren Mitwirkung; die zu Warschau ist nur von ihm eingerichtet worden. Auch für die zu Moskau hat er seinen Apparat geschickt. Mit seinen Bemühungen hebt unbezweifelt eine neue wichtige Periode für die Kenntniß und Nachbildung der Heilquellen an. Er schrieb in Bezug auf seine Anstalt: „Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen“ (1. H., mit einer Vorrede von Fr. Ludw. Kreysig, Dresden 1824; 2. H., Dresd. 1826). S. auch D. Kreysig: „Ueber den Gebrauch der natürl. und künstl. Mineralwässer von Karlsbad, Ems, Eger, Marienbad, Pyrmont und Spaa“ (Leipzig 1825).

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, eine der berühmtesten Gottheiten des Alterthums, ist die Tochter Jupiters, der sie aus seinem Haupte gebar, nachdem er ihre Mutter Metis, welche mit ihr schwanger ging, verschlungen hatte. Pindar erzählt ihre Geburt so: Durch die Kunst des Vulcan, der mit einem Beile Jupiter's Haupt spaltete, erhielt sie ihr Daseyn. In voller Rüstung sprang sie aus demselben mit schrecklichem Kriegsgeschrei hervor. Von dem Schwunge ihres Speers bebte der Olymp, seufzte die Erde, brauste der Ocean, stand still der Wagen des Helios, bis sie die göttlichen Waffen ablegte. Am Tage ihrer Geburt ließ Apollo zuerst der Minerva auf der Insel Rhodos opfern, und ein goldener Regen, d. i. Reichthum und Ueberfluß, belohnte die Opferer. Minerva wurde nach drei verschiedenen Begriffen gedacht: 1) als Kriegsgöttin oder Pallas. Als weise Kriegerin, im Gegensatz von dem wilden, blutdurstigen rohen Mars, tritt sie zuerst in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenschlachten besiegt sie den Pallas und Enkelados. Sie war die immerwährende Begleiterin und der Beistand großer Helden. Als Perseus den Kopf der Gorgone zu holen abging,

begleitete ihn Minerva; als die Argonauten die berühmte Fahrt nach Kolchis vor hatten, gab Minerva das Schiff dazu an; als Bellerophon die Chimäre zu tödten befehligt wurde, lehrte sie ihn das Pferd Pegasus bezwingen; ebenso war sie auch eine vielfältige Begleiterin des Hercules und gab dem Jupiter den Rath, den sterblichen Hercules mit auf die Seite der Götter zu ziehen; auch der tapfere Tydeus zog sich ihre Gunst zu, daß sie ihm sogar die Unsterblichkeit verleihen wollte. Vor Troja ist sie eine Freundin der geschickten und den Krieg mit List führenden Griechen, da im Gegentheil Mars auf der Seite der Trojaner und ihrer barbarischen Alliirten steht. In dem berühmten Göttergefechte vor Troja kämpft sie gegen den Mars. Auch bis zur Eroberung begünstigte sie die Griechen. Sie lehrte den Epeus das berühmte Pferd verfertigen und brachte den Laokoon, der dasselbe anfeindete, um. 2) Minerva Ergane, unter welchem Namen sie als Göttin der Weisheit und der Erfindsamkeit betrachtet wird; sie zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Nähen, Sticken, Weben, Spinnen stehen unter Athene Ergane. Sie webt sich kostbare Gewänder. Der Juno Staatsgewand ist ihr Gewebe. Sie ist auch die Geberin aller dieser Geschicklichkeiten, und große Künstlerinnen sind ihre Töchter. Sie lehrt auch Pandoren die weiblichen Arbeiten. Dagegen macht sich Arachne (s. d.), welche ihr Gewebe dem der Athene vorzieht, ihr verhaßt und wird in eine Spinne verwandelt. Doch auch jeder große Künstler ist Minervens Liebling und Beschützer. So Harmon, der das Schiff des Paris bauete, und so auch Gold- und Silberarbeiter. Ovidius macht sie daher zur Göttin aller Wissenschaften und Künste, des Webens, Spinnens, Nähens und Färbens, der Baukunst, der Bildhauerkunst, der Dichtkunst, des Unterrichts und der Arzneikunst. Eben deßwegen werden ihr auch viele nützliche Erfindungen, die Schilde und mit Eisen beschlagenen Wagen, der Spinnrocken u. s. f. zugeschrieben. Kurz, wo Verstandeskraft und thätiges Denkvermögen sich wirksam zeigen können, wo Ueberlegung und Klugheit ihren Spielraum findet, da zeigt sich die Macht der Athene. 3) Minerva Medica, od. Pöoina, Hygieia, die Göttin der Gesundheit und erste Erfinderin der Arzneikunst. In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens. Athen, diese Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie sie von sich und belegte Den mit dem härtesten Fluch, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an Marsyas (s. d.) in Erfüllung. „Als die Vorstellung der reinen Verstandeskraft trägt sie nur darum eine körperliche Hülle, um dadurch einer sinnlichen Darstellung fähig zu werden. Sie trägt den Körper nur um der Künste willen, und er bleibt immerdar ohne Einfluß auf ihren Charakter als Göttin. Darum weihte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, die Kraft der Liebe schwindet an ihrem Herzen und die Macht der Sinnlichkeit erliegt der Uebermacht ihres ewig regen Geistes. Wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache ihres gefühllosen Herzens. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindet, und sie ringt mit mancherlei Kraft gegen den wollüstigen Hephästos (Vulcan), aus dessen fruchtloser Umarmung ohne ihre mütterlicher Beihülfe der schlangenfüßige Erichthonius entstand. Die

neuere Dichtung setzt sie nur einmal aus diesem Charakter der Jungfräulichkeit heraus, indem sie dieselbe mit Juno und Venus nackt vor dem richtenden Paris erscheinen läßt". So Rambach. Mit jenem Charakter des reinen kalten Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Weibliche Schönheit verbunden mit männlichem Ernste; ihr gesenktes Haupt, ihr in sich gekehrter Blick zeigen Nachdenken und Prüfung an. Die kriegerische Minerva war bewaffnet, sie legte dann statt des Peplum den Panzer ihres Vaters an, hält den Speer in der einen Hand und den Schild ihres Vaters, die unzerstörbare Aegide, in der andern Hand. An diesem Schilde hängen hundert goldene Quasten (s. Aegis). Die Furcht, die Zwietracht, die Stärke und Mordlust umgeben dasselbe. Auf das Haupt setzt sie den mit goldenen Buckeln besetzten Helm, von dem Mähnenbüsche herabwallen, und den eine Menge Fußvolk von hundert Städten nicht wegzuheben vermag. Er ist bald mehr, bald weniger geschmückt; bald mit Greifen, als dem Symbol des Forschens, bald mit dem Widder, als Symbol der Kraft, bald mit einer Reihe von Rossen, die vorn am Helme wie ein Kriegsgespann stehen, während Flügelpferde an der Seite (weil sie dem Pegasus Zaum anlegte) und in der Mitte die Sphinx (Sinnbild der Klugheit) den dreifachen Mähnenbusch hielten. Eine unvergleichlich schöne Statue dieser Art, die Winckelmann nicht genug erheben kann, steht in der Villa Albani zu Rom im großen Saal; eine andere schöne Minerva verwahrt das Capitol daselbst. Minerva Ergane ist unbewaffnet und trägt bloß das Peplum, ein feines, dünnes Gewand, das über die Unterkleider geworfen wurde. Minerva Hygieia, oder die Gesundheitsgöttin, endlich hält auf einem Leuchter, von etruskischer Arbeit im Museum Clementinum im Vatican, einen Stab, um den sich eine Schlange windet. Man hat auch noch Spuren der Minerva Musica auf Gemälden, die in des Titus Bädern gefunden worden sind. Sie hält da die Pfeife, die sie wegwirft. Zu den Attributen der Minerva gehören außerdem die Aegis, der argolische runde Schild und das an demselben oder auf der Brust befindliche Meduſenhaupt. Beigegeben ist ihr die Nachteule oder auch der Hahn, um die Wachsamkeit zu bezeichnen. Oft füttert sie aus einer Schale die Schlange, ein Attribut, wodurch sie als Erhalterin der Gesundheit bezeichnet wird. Der Oelzweig deutet auf die Künste des Friedens, die durch sie gedeihen. So stellte sie auch Phidias dar. Minerva war die erste Anpflanzerin des Oelbaums. Als sie und Neptunus um die Benennung Athens stritten, wurde von den Göttern die Entscheidung gegeben, daß die Stadt nach dem Namen Dessen genannt werden sollte, der das beste Geschenk den Menschen geben würde. Neptun brachte das Pferd hervor; allein der Oelbaum der Minerva wurde für nützlicher erachtet. Minerva war nicht allein die Stadt Athen gewidmet, wo sie u. d. N. Polias den Haupttempel der Stadt inne hatte, und ihr Perikles u. d. N. Parthenos den schönen noch vorhandenen Tempel, Parthenon genannt, erbauete; sie hatte auch durch ganz Griechenland fast in allen Städten Tempel. Ihr zu Ehren feierte Athen die Parthenäen (s. Parthenon). Ein anderes Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von den Händen keuscher Jungfrauen geschah. Die Römer verehrten sie anfangs bloß als Kriegsgöttin (Bellona), später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Sie hatte hier nebst dem

Jupiter und der Juno den Haupttempel der Stadt auf dem Capitol inne, außerdem noch verschiedene Tempel in der Stadt. Ihr Fest Quinquatrus wurde jährlich im März gefeiert, von den Künstlern und Professionisten, und am letzten Tage von den Pfeifern begangen, dauerte aber überhaupt fünf Tage. Die Gelehrten hielten an diesem Feste in spätern Zeiten Wettstreite.

Mingotti (Katharina), eine der größten Sängerinnen, die Tochter eines östr. Officiers und 1728 zu Neapel geboren. Da ihr Vater kurz darauf Neapel mit Schlesien als Aufenthalt vertauschte, nahm er sie mit. Nach seinem Tode wurde ihre Erziehung in einem Ursulinerkloster vollendet. Hier legte sie den ersten Grund in der Musik, heirathete später den Unternehmer der Oper zu Dresden, Mingotti aus Venedig, und erhielt vollkommene Ausbildung durch den berühmten Porpora, der ihr auch eine Stelle am dresdener Theater verschaffte. Die berühmte Faustina und Hasse entfernten sich von Dresden, nachdem Mad. Mingotti sich das erste Mal am Hofe hatte hören lassen, und gingen nach Italien. Bald erscholl die Macht ihres Gesanges durch ganz Europa und sie erhielt Anträge, um ihr Kunsttalent zu zeigen, von den Königen von Neapel (1747), Spanien (1751), Frankreich und England (1753), denen sie willig Folge leistete, überall mit Auszeichnung empfangen und begrüßt mit dem ungetheiltesten Beifall. 1763 verließ sie Dresden und begab sich nach München als Hofsängerin. Sie st. 1807 zu Neuburg an der Donau bei ihrem Sohne, dem Forstinspector Sam. v. Buckingham, im 80. J. ihres Lebens. Sie war im Umgang lebhaft und unterhaltend, sprach mehre neuere Sprachen, verstand viel Musik und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Gesangs hin.

Miniaturmalerei, eine überaus zarte und zierliche Art der Malerei, welche nur auf feinem Pergamente oder Papiere oder auch Elfenbeine gearbeitet, allein mit Wasserfarben mit Gummi angemacht, verrichtet und nicht leicht anders als in kleinen Stücken geübt wird; daher sie auch nur in der Nähe muß angesehen und betrachtet werden. Es gehört dazu ein reines Pergament, welches auf ein Bret behend geleimt wird, damit es fest liege; die feinsten Farben in elfenbeinernen Scherben oder Meermuscheln zugerichtet, recht reines und wohl temperirtes Gummiwasser und zarte Pinsel. Und wenn man Alles genau beobachten will, soll auch das Zimmer, in welchem die Arbeit vorgenommen wird, nur ein Fenster haben, der Tisch von gleicher Höhe mit derselben seyn und das Licht von der linken Hand darauf fallen. Die Arbeit wird mit Anlegung der Farbe angefangen und der Grund mit großen und gleichen Strichen untermalt, doch nicht gleich so stark, wie er zuletzt seyn soll, weil die Farbe durch das Punktiren gestärkt wird. Das Punktiren ist mancherlei. Einige machen runde Pünktchen, Andere längliche, Andere machen Striche kreuzweis über einander, bis es aussieht, als ob Alles getüpfelt wäre, und diese Manier wird für die geschwindeste gehalten. Zuletzt kömmt es hauptsächlich darauf an, daß die Farben sich verlieren und eine in die andere zerfließe und die Striche dergestalt gelindert werden, daß kein Abschnitt und Unterschied dabei erscheine. Wenn nun ein Werk ganz fertig ist, so gibt das Aufhöhen ihm ein angenehmes Ansehen, wenn nämlich auf das äußerste vom Lichte, etliche Blicke von einer bleicheren Farbe, die sich unter den andern verlieren muß, gegeben werden. Weil die Miniaturmalerei im Kleinen angewendet wird, hat der

Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature, auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Der Erfinder der Miniaturmalerei ist unbekannt; aber sie geht schon bis in das 9. Jahrh. und vielleicht noch weiter hinaus. Zu den ältesten Ueberbleibseln der italien. Malerei gehören die mit Miniaturbildern verzierten Handschriften (der 4 Evangelisten a. d. 10., des Julius Cäsar a. d. 11. Jahrh. ꝛc.), die in großer Anzahl in verschiedenen Bibliotheken in Toscana aufbewahrt werden. In Frankreich war die Miniaturmalerei schon um 860 bekannt, und das bedeutendste Kunstwerk aus dieser Periode ist eine Bibel, welche 869 die Kanonici von St.-Martin Karl d. Kahlen überreichten. Im 11. Jahrh. zeichnete sich der Benedictiner Fouques von St.-Hubert aus. Ueberhaupt war diese Malerei eine Beschäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, so erhielten diese den Namen illuminatores oder miniatores, weil man sich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieser Art vorzüglich im 14. Jahrh. unter Karl V. in Frankreich und erreichte noch unter Karl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, ward auch selbst unter Franz I. zum Ornament gedruckter Werke gebraucht, gerieth aber, nachdem die Kupferstecherkunst empor gekommen war, gänzlich in Verfall. Auch in Spanien ward die Miniaturmalerei schon im 10. Jahrh. geübt, und aus dem 11. und 12. Jahrh. sieht man zu Madrid und Toledo unter den Handschriften viele, die wunderschöne Miniaturen enthalten. Im 16. Jahrh. erreichte dort diese Malerei die größte Vollkommenheit, wie das prächtige Missale des Cardinals Cisneros zu Toledo beweist. In England war sie ebenfalls seit dem 9. Jahrh. bekannt. Berühmt ist der normännische Bischof Hermann von Salisbury (1080). Aus dem 14. Jahrh. hat man viele von Mönchen bemalte Meßbücher, die bewunderungswürdig sind. Das wichtigste Manuscript dieses Zeitalters ist ein für die Capelle Heinrichs V. 1415 illuminirtes Missale, das mit äußerster Pracht gemalt ist und Alles erschöpft, was die Kunst zu illuminiren vermag. Gleichzeitig, wie in allen diesen Ländern, blühte die Miniaturmalerei auch ganz vorzüglich in den meisten Klöstern Deutschlands, und noch bewahren eine Menge öffentliche und Privatsammlungen köstliche Werke derselben. Die Menschen, welche bei der Säcularisirung der vielen Klöster sehr geschäftig waren, vernichteten auch leider viele Kunstsachen (vgl. u. A. Köln, Abschnitt Malerkunst) und u. A. auch einen großen Theil der Handschriften, die mit kostbaren Miniaturen versehen waren. In der neueren Zeit hat man diese Malerei vorzüglich zum Portrait angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neueren Zeit waren: Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann, Nixon und Shelly. Zu den theoretischen Schriften gehören: Violet's „Anweisung zur Miniaturmalerei" (aus dem Franz., Hof 1793) und d'Arotais de Montany's „Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmalen" (aus dem Franz., Straßburg 1769). S. auch Rive's „Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscrits" (Paris 1786).

Minimen, Fratres minimi, oder mindeste Brüder des heil. Franciscus a Paula (daher auch Paulliner oder Paulaner), ein in der Mitte des 15. Jahrh. gestifteter Mönchsorden, welcher 1474 vom Papst Sixtus IV. bestätigt wurde, und diesen Namen (die Kleinsten) bekam, um noch mehr Demuth zu zeigen, als die Schüler des h. Franz von Assisi, welche Minoriten (die Kleinern) heißen. Die Mönche dieses Ordens sind

dunkelbraun gekleidet, haben einen kleinen wollenen Gürtel, und, außer den gewöhnlichen Gelübden, noch das des ewigen Fastens. Sie dürfen weder Fleisch noch Eier, oder Bereitung aus der Milch essen, auf keinem Pferde reiten und kein Geld bei sich führen. Im 18. Jahrh. zählten sie über 450 Klöster in 30 Provinzen. 1815 erhielten sie ihr im Neapolitanischen gelegenes Stammkloster vom König Ferdinand I. wieder zurück. S. Franz von Paula.

Minimum, der geringste Grad einer Sache, im Gegensatz von Maximum (s. d.).

Minin, ein heldenmüthiger Schlächter aus Nischnei-Nowgorod, der ums J. 1611 seine Mitbürger in einer Rede aufforderte, Alles für das Wohl des Staats aufzuopfern und die Truppen des poln. Königs Siegismund, welche Moskau inne hatten und das Reich bedrohten, zu verjagen. Wirklich brachte er auch ein Heer zusammen, welches unter der Anführung des Fürsten Pojarski die Polen nebst ihren Bundesgenossen, den aufrührerischen Bojaren, besiegte. Das Elend war unter den in Moskau Belagerten aufs Höchste gestiegen, sodaß sie sich von Katzen, Hunden, Ratten, ja sogar von gestorbenen Menschen hatten ernähren müssen. Theils zur Verewigung dieser That, theils zum Andenken an den Rückzug der Franzosen aus Rußland ist eine von dem russ. Künstler Moros verfertigte Bildsäule des Pojarski und des Minin 1817 in der St.-Wilhelmskirche zu Moskau aufgestellt.

Minirer sind die Arbeiter in den Minen. Beim Arbeiten hängen sie eine Kappe über den Kopf, damit ihnen die hinunterfallende Erde die Augen nicht verletze. Sie haben Hauptleute, Lieutenante, Fähndriche, Sergeanten, Gefreite und Gemeine, tragen Flinte, Pistole und Pulvertasche und marschiren gewöhnlich mit der Artillerie.

Minister, Name der höchsten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürsten arbeiten und entweder einzeln, jeder an der Spitze eines besondern Departements stehen und über der dasselbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorher gegangene Rücksprache mit ihren Collegen dem Fürsten vortragen, oder gemeinschaftlich alle wichtigeren, die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen und dem Regenten das Ergebniß ihrer Berathungen vorlegen. In den meisten größeren Staaten gibt es daher Justizminister, Finanzminister, Minister des öffentlichen Schatzes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Kriegs- und Seeminister, Minister des Handels, des Cultus, des öffentlichen Unterrichts. Verschieden vom Ministerium ist in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde versteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten besorgt, z. B. in Rußland, oder die hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten leitet. Die Provinzialminister stehen in besondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung, jedoch in einem untergeordneten Verhältniß zu dem Ministerium als einer Gesammtbehörde. In Frankreich stehen nebst den Departementsministern noch Staatsminister, ein Ehrentitel, der mit keinen ministeriellen Geschäften nothwendig verbunden ist. Die Principal- oder Premierminister in einigen Staaten versehen in der Abwesenheit des Fürsten, oder in mehr oder weniger wichtigen Angelegenheiten dessen Stelle, führen nach Gutbefinden bei allen ministeriellen Departements den Vorsitz und controlliren dieselbe. — Ministerium heißt in einigen Städten auch die Gesammtheit der Geistlichkeit.

Ministerialen, s. Lehnswesen.

Ministerialpartei wird in Großbritannien und in andern Ländern, die eine repräsentative Verfassung haben, diejenige politische Partei genannt, welche im Parlament oder in den Kammern sich den Maßregeln des Ministeriums vorzüglich günstig zeigt und bei den Verhandlungen sowohl als beim Abstimmen sich für Alles, was von demselben gewünscht wird, erklärt. Da ein Ministerium in einem constitutionnellen Staate sich ohne Stimmenmehrheit im Parlament oder in den Kammern nicht erhalten kann, so versteht es sich von selbst, daß das jedesmalige Ministerium solche Stimmenmehrheit auf alle Weise zu erlangen und sich zu sichern sucht. Die Bildung einer Ministerialpartei ist besonders in den Ländern nicht schwer, wo die Besetzung aller öffentlichen Stellen von der Regierung abhängt, und diese darin Veränderungen, Ab- und Versetzungen vornehmen kann. Doch das Streben jedes Ministeriums muß dahin gerichtet seyn, sich seinen Anhang durch die Gerechtigkeit, Redlichkeit und Mäßigung seines Thuns zu gewinnen. (Vgl. Oppositionspartei.)

Minne, das alte deutsche Wort für Liebe und Freundschaft, insbesondere für Geschlechtsliebe. Eine Erklärung des Wortes Minne aus jener Zeit ist zu schön, als daß sie hier übergangen werden sollte. Walther von der Vogelweide sagt: „Minne ist zweier Herzen Wonne, theilen sie gleich (d. i. theilen sie einander gleichmäßig diese Wonne über ihre Herzen mit), so ist die Minne da“. Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, besonders der Deutschen, sehr edel gefaßt, und schon damals hat sich die Liebe bei den deutschen Dichtern viel reiner, inniger und idealischer ausgesprochen als etwa bei den Franzosen. Mit Recht sagt Walther von der Vogelweide: „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land! da ist Wonne viel. Deutsche Zucht geht vor in Allem“. Gespräche über die Minne kommen in „Titurel“, bei Veldeck, Ulrich v. Liechtenstein, Howart und der „Winsbekin“ vor. Auch wird Minna bei den altdeutschen Dichtern als Mädchenname gebraucht und der Abendstern Minnestern genannt.

Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Minnesinger. Nachdem mit der Regierung der schwäbischen Kaiser die wohlklingendere und zartere schwäbische oder alemannische Mundart, statt der fränkischen, die Hof- und Büchersprache des gesitteten Deutschlands geworden war, durch die die deutschen Sitten veredelnden, die Kenntnisse erweiternden, ihren Geschmack verfeinernden, besonders aber die Phantasie entzündenden und ihnen einen Geist der Andacht, der Schwärmerei und der Liebe einhauchenden Kreuzzüge, durch die um diese Zeit sich auszeichnende Galanterie, durch den erhöhten Wohlstand der Deutschen, besonders der freien Bürger, insbesondere durch die von den Troubadours und Trouvères über den Rhein herüber schallenden Gesänge, durch die Begünstigung, die die schwäbischen Kaiser, wie Friedrich I., und, von ihrem Beispiele geweckt, andere deutsche Fürsten der (provenzalischen und toscanischen) Dichtkunst angedeihen ließen (man versuchte selbst, die anmuthigen Spiele an den Höfen zu Toulouse und Paris nachzuahmen und veranstaltete poetische Wettstreite, in welchen die Sieger von den angesehensten Damen gekrönt wurden, sodaß die Dichtkunst damals als die Würze gesellschaftlicher Unterhaltung und als das herrschende Vergnügen deutscher Fürsten zu betrachten war), endlich durch

die nach Austrocknung der Moräste, Ausrotten der Wälder eingetretene Veränderung des Klimas, nebst der Bekanntschaft mit den geistigern Gewürzen und Früchten des Auslandes, durch all Dieses veredelte sich nicht nur allmälig die deutsche Sprache, sondern führte auch dem gefesselten Genius der Freiheit und der Dichtkunst edlern Stoff zu. Da traten die Minnesinger auf (nicht alle waren aus Schwaben, auch andere deutsche Provinzen, selbst das Ausland, namentlich Italien, lieferten mehre), Dichter, die, nach der Sitteneinfalt der Zeit, nur durch Natur und geselligen Umgang gebildet, nur in Natur, Liebe und Tapferkeit lebend und von allen dadurch auf sie gemachten Eindrücken so unmittelbar im Gemüthe bewegt, daß die Poesie ihrer Welt sich nothwendig in ihrem Geiste abdrücken mußte, voll von diesen heiligen und süßen Gefühlen, nur Das gaben, was lebendig in eigner Brust sich regt, und all die Freuden und Schmerzen der Liebe, all die Ahnungen und Träume ihrer kindlich-reinen Poesie, all ihr Sehnen und Hoffen, wie sie es empfanden und erkannten, rein und ungekünstelt, zart und lebendig wieder ausströmten und durch den Zauber ihrer Lieder, deren Inhalt nicht bloß Liebe war (einige Minnesinger dichteten auch Fabeln, geistliche Gesänge, erzählten Rittergeschichten, verfertigten Heldengedichte), Bewunderung und Unsterblichkeit errungen haben. Doch ist nicht zu verhehlen, daß die meisten Lieder dieser Minnesinger Nachbildungen der Provenzalen sind, sowohl größere Erzählungen und Romane (z. B. „Lancelot", „Gamurett", „Parcifal", „Grave v. Narbonne") als kleinere Minnelieder, deren Töne süße Nachklänge provenzalischer Gesänge sind (z. B. Rudolf von Nüwenburg übertrug den altfranzösischen Sänger Folquet de Marseille fast wörtlich, und so fanden Arnaud de Merveilh, Girant de Borneil, Anselm Faidit, Arnauld Daniel u. A. häufige Nachahmer). Friedrich I. z. B. zog provenzalische Dichter an seinen Hof und dichtete selbst in der provenzalischen Sprache. Dann zeichnete sich der thüringische Landgraf durch Kunstpflege und wetteifernde dichterische Betriebsamkeit aus; Landgraf Hermann (s. d.) und seine Gemahlin Sophie, seine Schwiegersöhne Heinrich der Fette, Herzog von Anhalt, und Heinrich, Markgraf von Meißen, seine Dienstleute, Schreiber und Kaplane prangen entweder in den Verzeichnissen der schwäbischen Dichter oder werden in den Dichterwerken der Zeit erwähnt; die gefeiertesten Sänger, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Osterdingen, Walther von der Vogelweide, lebten häufig an diesem Hofe, welchen der Dichterkrieg auf der Wartburg (s. d.) allein schon zu verewigen vermöchte. Aehnliches Verdienst erwarben sich der hennebergische Hof, der östreichische, steyermärkische u. a.; der Graf Otto von Bodenlaube, d. h. Henneberg (st. 1254) und Friedrich von Leiningen (1289) nehmen keine der letzten Stellen unter den Dichtern ihrer Zeit ein; und so werden der gefühlvolle Markgraf von Brandenburg, Otto IV. mit dem Pfeile (st. 1308), Wenzel, König von Böhmen (st. 1293), der zartsinnige Heinrich IV., Herzog von Breslau (st. 1299), und Johann, Herzog v. Brabant (st. 1294), mit verdienter Auszeichnung genannt. Minne war der Hauptgegenstand, den jene ältesten deutschen Sänger im Tone der reinsten Gemüthlichkeit und einer kunstlos herzlichen Sprache zu feiern pflegten; daher der Name Minnesinger, obwohl sie nicht selten auch andere Stoffe, Natur, Tapferkeit u. s. w. behandelten. Aber immer kehret wieder die begeisternde Süßigkeit der Liebe, die Feier der Frauenschön-

heit, die Sehnsucht nach ihrer Huld, die Freude über ihre Zuneigung, die Wehmuth über ihre Kälte, die Sorge für ihr Wohl. Alles, was Natur in Blumen und Lüften, in Bächen und Triften, was Menschen-Umgebungen in Blicken und Worten darbieten, reget dieses alleinherrschende Gefühl an; diesem ordnet Alles sich unter, leihet ihm Bild und Farbe und muß dienen, dessen Wahrheit und Allmacht vernehmlich werden zu lassen. Oft dränget sich in munterer Laune ein leichtes, keckes Spiel mit diesem zauberischen Gefühl hervor, oft kindlich-liebliche Tändelei, selten Leichtfertigkeit und Lüsternheit. Ein frommer, reiner Sinn leuchtet fast überall hervor. Der äußere Charakter der Lieder und Canzonen (Laiche) ist eine höchst kunstreiche und dabei kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Assonanzen, die wie Echos aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte tönen und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfordern und antworten. Dabei sind diese Lieder von so mannigfaltigem Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechslung in ihren Melodien schließen und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Aussprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren fast alle Dichter, Tonsetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Naturssinn von der Trennung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler oder Spielleute. Die bedeutendste Sammlung dieser kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir besitzen, und die zwischen 14—1500 Lieder von 140 Dichtern enthält, hat der züricher Rathsherr Rüdger v. Manesse im Anfange des 14. Jahrh., also zu Ende der Blüthezeit der Minnesinger, zusammengetragen. Sie befindet sich urschriftlich zu Paris, und Bodmer hat sie sehr verstümmelt (Zürich 1758, 1759, 2 Thle., 4.) in Druck gegeben. Aus dieser Manessischen Sammlung hat Tieck 220 Lieder bearbeitet und u. d. T.: „Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter“ (Berlin 1803) herausgegeben. Eine kritisch bearbeitete Ausgabe liefert jetzt von der Hagen. Der älteste bekannte dieser Liederdichter, um 1180, ist Heinrich von Veldeck. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide (dessen Gedichte K. Lachmann, Berlin 1827, herausgegeben hat), Reimar der Alte, Reimar v. Zweter, Ulrich v. Lichtenstein („Frauendienst“, herausgegeben von Tieck, Tüb. 1812), Wolfram v. Eschenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich v. Morungen, Gottfried v. Strasburg u. A., die alle zu Ende des 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. lebten und sangen; zu den letzten vorzüglichen Dichtern aus dem Ende des 13. Jahrh., nach dessen Ablauf sie nach und nach verstummten, gehören Konrad von Würzburg und Johann Hadloub. Andere handschriftliche Sammlungen, worunter der jenaer Codex vorzüglich wichtig, enthalten reiche, zum Theil noch unbenutzte Schätze. Unter den Bearbeitern dieses Theils der altdeutschen Literatur verdienen noch genannt zu werden: Breitinger, Müller, Adelung, Herder, Gräter, Büsching, Docen, A. W. Schlegel, Grimm und Görres. (Ueber die epischen Gedichte jener Epoche vgl. Nibelungen, Heldenbuch und Deutsche Poesie.) Den Verfall der Ritterschaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Christenheit in eine romantische Begeisterung, den fruchtbarsten Boden der Poesie, hingerissen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters und die Vertauschung der süßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trockenen Ueberlegung der

neuern überlebte der deutsche Minnegesang nicht; im Anfange des 14. Jahrh. hören wir nur noch wenige der ältern Minnesinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunst und Gesang fielen in diesem Jahrh., von dem Adel, der aufs Neue verwilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht anders als handwerksmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen sie zum wahren Handwerk wurden. (S. Meistersänger.)

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorca (Menorca), die kleinere von den auf der Ostseite Spaniens gelegenen balearischen Inseln (s. Balearen) im mittelländischen Meere (13 QM., 32.000 Ew.), gehört zum span. Königreich Mallorca (Majorca). Man treibt Viehzucht, Wein-, Feld- und Gartenbau fleißig, hat reichliche Ernten von Oliven, Pfeffer, Südfrüchten, Baumwolle, Wein und Kapern; dagegen t.: Getreide für das Bedürfniß nicht hinreicht. Andere Erzeugnisse sind Wolle, Käse und Honig. Auch ist die Fischerei sehr ergiebig. Die Berge, von denen der Monte Torro der höchste ist, enthalten Salz in Ueberfluß, Marmor, Bleierze u. a. Mineralien. Der Handel mit diesen Erzeugnissen ist ansehnlich, war aber weit lebhafter, als die Insel unter brit. Hoheit stand. Die Einw. sind ein munteres Volk, welches Dichtkunst, Tanz und Musik liebt, mit der Schleuder trefflich umzugehen weiß und starke Küstenschifffahrt treibt. Der Besitz von Minorca ist wegen des Handels im mittelländischen Meere wichtig. Daher nahmen die Engländer im span. Erbfolgekrieg (1708) sie, angeblich für Karl III., in Besitz. Sie verblieb ihnen im utrechter Frieden. 1756 eroberten sie die Franzosen unter Richelieu. Der engl. Admiral Bing (s. d.), welcher sie nicht entsetzt hatte, wurde deßwegen zum Tode verurtheilt. Im Frieden 1763 kam sie wieder an England. 1782 ward sie von den vereinigten französisch-spanischen Truppen erobert, 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens, 1802, aber zurückgegeben. Die Hauptst. Puerto Mahon, auf der Südwestseite, auf einer felsigen Höhe an einem tief eingehenden, durch 2 Forts vertheidigten Busen, der einen schönen sichern Hafen bildet, hat 14.000 Einw., Marinemagazine und Quarantaineanstalt.

Minorennität (Minderjährigkeit) ist dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorennität) noch nicht erreicht hat. Diese beginnt nach den römischen Rechten sowohl bei männlichen als weiblichen Personen mit zurückgelegtem 25., nach manchen Rechten, z. B. in Sachsen, aber schon mit zurückgelegtem 21. Lebensjahre. In Preußen endigt sich die Minderjährigkeit mit dem 24. Jahre. Nach der goldenen Bulle werden die kurfürstl. Prinzen mit dem 18. J. volljährig, welches in mehre neuere deutsche Verfassungen übergegangen ist. Die Minderjährigkeit hat verschiedene Abstufungen. Bis zum 7. J. dauert die Kindheit, bis zum 12. bei Mädchen und bis zum 14. bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Gesetze ausnahmsweise in einigen Fällen die letztere bei dem männlichen Geschlecht erst mit dem 18., bei dem weiblichen erst mit dem 14. J. eintreten lassen, so gibt diese Unterscheidung die Begriffe einer vollkommenen und

unvollkommenen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität sind im Allgemeinen, daß erstlich minorenne Personen, sobald sie aufgehört haben unter der väterlichen Gewalt zu stehen, in der gesetzlich angenommenen Voraussetzung, daß sie noch nicht hinlängliche Reife und Besonnenheit des Urtheils haben, um ihren Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzustehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergestalt, daß sie ohne dessen Einwilligung wohl Andre sich, aber keineswegs sich Andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon sind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorschrift der Gesetze, aus einer Sache selbst verbindlich wird, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn Jemand ein Geschäft zu unserm wahren Vortheil ausgeführt hat; hier ist auch der Unmündige ohne Unterschied verbunden, alle getragene Schäden, Auslagen, gehabte Bemühungen Demjenigen zu vergüten, welcher ein Geschäft zu seinem Vortheil beendigte. Sodann ist aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig sind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhängen. Sind sie hingegen mündig, so sind sie an diese nur insofern gebunden, als sie sich in Hinsicht ihres Vermögens, nicht bloß in Hinsicht ihrer Person, verbindlich machen wollen, wie dieses z. B. beim Abschluß eines Eheverlöbnisses der Fall ist. Hinwieder kann selbst mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundstück eines Unmündigen ohne hinzukommendes obervormundschaftliches Decret veräußert werden. Sodann ist noch besonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommenen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen Denjenigen, der sie verletzt hat, und gegen dessen Erben Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand suchen und erlangen können, und zwar auch, wenn sie deßhalb erst nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden; sie müßten denn während dieser das Geschäft genehmigt, oder dasselbe gleich anfangs eidlich bekräftigt, oder endlich bei dessen Abschließung sich böslicherweise für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können sie gegen die Ehe keine Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand verlangen. Ausnahmweise ertheilt die höchste Staatsgewalt auf Berichterstattung der Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dieß die veniam aetatis. Mit dem 25. Jahre fängt erst die Wechselmündigkeit an, und die Fähigkeit, selbst Vormundschaften zu übernehmen. In den regierenden Häusern beginnt die zu dem Regierungsantritt erforderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, sondern in der Regel früher als mit dem 21., deßhalb für die bürgerlichen Verhältnisse vorgeschriebenen Jahre. Doch gibt es auch hierüber, wie man von selbst voraussetzen kann, keine für alle oder nur die meisten regierenden Häuser allgemein gültige Vorschrift oder Satzung.

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos, Name von Personen, von denen es schwer zu bestimmen ist, wie viel von den Sagen über sie der Geschichte oder dem Mythus angehört, wie denn kein Zweig der griech. Religion verschlungener ist, als der der kretischen Religionsinstitute, da das ganze Gewebe aus ägyptischen, phönikischen, pelasgischen und phrygischen Fäden gewebt ist. Gewiß war Minos der Stammheros der Kreter, an dessen Namen man Heroenthaten, im grauen Alterthum den Einwohnern erwiesene Wohl-

thaten (Gesetze, Religionscultus, Ausrotten wilder Thiere, Bauten, Beförderung von Künstlern [Dädalos], Cultur) ausschmückend anknüpfte, wie bei Hercules, Theseus u. A. Um mehr Licht in den Mythus zu bringen, hat man 2 M. unterschieden, die aber beide als Gesetzgeber aufgeführt werden und beide eine Tochter Ariadne haben. a) Minos I., Jupiters und der Europa oder der Asia Sohn und Bruder des Sarpedon und Rhadamanthos, welche beide er, um den schönen Knaben Miletos allein zu besitzen, aus Kreta vertrieb. Er war ein Abkömmling des Tektomos, des Sohnes des Doros, der mit einer Colonie Dorer, Aeoler und Pelasger nach Kreta gekommen war und diese Insel in Besitz genommen hatte. Er lebte angeblich um 1398 v. Chr., zeugte mit Lykos Tochter, Itone, den Lykastes, hatte auch 2 Töchter, Akallis und Ariadne, die Andere 2. Minos geben. b) Minos II., dessen Enkel, Sohn des Lykastes, berühmter Gesetzgeber und Krieger, Gemahl der Pasiphae (n. And. Krete), der Tochter des Helios und der Schwester des Aetes, welche Venus (n. And. Neptun) zur verbotnen Liebe zu einem Stier trieb, von dem sie den Minotaurus gebar. Wegen der Ermordung seines Sohnes Androgeus durch Aegeus überzog Minos Attika mit Krieg, eroberte Megara, dann Athen, das sich durch einen jährlich zu entrichtenden Tribut an 7 Jünglingen und 7 Jungfrauen löste, die dem Minotaurus vorgeworfen wurden, bis Theseus Athen davon befreite, den Minotaurus tödtete und Ariadne entführte. Von seinen beiden Töchtern war die eine, Ariadne, des Theseus (verlassene) und dann des Bakchos Geliebte, die zweite, Phädra, des Theseus Gemahlin. Außer diesen gebar ihm Pasiphae die Söhne Katreus, Deukalion, Glaukos und Androgeus und die Töchter Akallis, Xanodike; die Nymphe Paria aber den Eurymedon, Nephalion, Chryses, Philolaos; die Doxietha endlich den Euxanthios. Endlich wurde Minos vom Könige Kokalos im Bade getödtet, als er von diesem des Dädalos Auslieferung verlangte. Minos beherrschte von Knossos aus Kreta, das er in Flor brachte, und das ägäische Meer und hielt durch ansehnliche Flotten die Nachbarn in Respect, reinigte das Meer von den Seeräubern, schickte Colonien aus, entriß den Kariern die Kykladen, regierte sanft und weise. Bekannt ist die Minoische Gesetzgebung, deren Elemente sind: Einwohner sind Freie und Dienende (Amphamioten oder Klaroten, von denen die erstern, wahrscheinlich die ältern Einwohner des Landes und von der dorischen Colonie des Minos überwältigt, Feldbau trieben, die letztern Sklavendienste in der Stadt verrichteten), die Freien sind Zweck der Staatsverfassung, der Erhaltung ihrer Freiheit und Selbständigkeit gegen die Dienenden und der Ordnung und Ruhe unter einander selbst. Die Erziehung der Freien bestand in gymnastischen und kriegerischen Beschäftigungen, Erlernung von Hymnen auf Götter und Heroen; die Knaben wurden äußerst hart erzogen und dann in dem Agalä zu Männern gebildet. Alles fast ganz wie in Sparta. Gleichheit der Güter: alle Grundstücke gehörten dem Staate, der den Gottesdienst und die Ernährung der Bürger davon bestritt; Männer und Jünglinge speisten in den Andrien gemeinschaftlich. Die höchste Obrigkeit bildeten die Kosmioi, denen ein Senat der Alten (Gerontes, Bule Geronton) sich anschloß; was Kosmien und Senatoren beschlossen hatten, mußte in der Volksversammlung, an der alle Bürger Theil nahmen, bestätigt werden; dieß war aber die einzige Macht des Volkes. Eine Art von Ritterstand findet sich auch, indem gewisse Fami-

lien die Verpflichtung hatten, zu Pferde im Kriege zu dienen und ihr Pferd auf eigne Kosten zu halten. Auf jeden Fall vereinigte und sichtete die Minoische Gesetzgebung, wie die Lykurgische, nur schon Vorgefundenes.

Minotaurus, ein fabelhaftes Ungeheuer, halb Mensch, halb Stier, welches in dem Labyrinthe zu Kreta eingesperrt war. Seine Mutter war Pasiphae, die Gemahlin des Minos II., von welchem der vorige Art. handelt; sein Vater war, nach der gemeinsten Meinung ein Stier. Dieses Ungeheuer verzehrte die 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen, welche die Athenienser jährlich dem Minos als einen Tribut geben mußten, bis Theseus das Ungeheuer erlegte, und mittelst eines Knäuels, welchen ihm Ariadne, Minos's Tochter, gab, den Rückweg aus dem Labyrinthe glücklich fand. Viele Alterthumsforscher sind der Meinung, der hier erwähnte Minos sey mit dem zuerst aufgeführten derselbe gewesen, und die ältesten Dichter kennen auch nicht mehr als Einen. Den Minotaurus halten Einige für ein Götzenbild mit einem Ochsenkopfe, Andere für einen wilden Burschen, die Frucht einer verbotenen Liebe Pasiphae's mit einem gewissen Taurus. Die Fabel, daß Minotaur die athenienssischen Tributkinder verzehre, entstand vielleicht nur daher, weil man nicht erfahren konnte, was mit diesen vorging.

Minstrels, s. Ritterpoesie.

Minute, überhaupt der 60. Theil eines Grades von einer Stunde. In der Malerei und Zeichenkunst nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunst ist die Minute der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas ist eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft und besonders auf den Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutoli (Heinrich, Frhr. Menu v.), aus einer savoyischen Familie, geb. zu Genf den 12. Mai 1772, trat in preuß. Kriegsdienste, ward in den Rheinfeldzügen bei Bitsch im Arme schwer verwundet und hierauf zu dem Cadettencorps in Berlin versetzt, wo seine Thätigkeit und seine Kenntnisse die Beachtung des Königs so sehr gewannen, daß er zum Gouverneur des Prinzen Karl, des Sohnes des Königs, erhoben ward. Seine vielseitige Empfänglichkeit umfaßte auch das Fach der Alterthumswissenschaften, worin er sich durch seinen „Beitrag zur deutschen Vaterlandskunde“ (in den „Jahrbüchern der preuß. Monarchie“, 1801), durch seinen Aufsatz über Fußangeln und ihren Gebrauch bei Alten und Neuen, 1809, zu denen er Belege aus seinen Sammlungen gab, und durch seine verdienstlichen „Untersuchungen über antike Glasmosaik“, die er in Verbindung mit Klaproth (Berl. 1815, Fol.) herausgab, bekanntgemacht hat. Seine eigne, an Gemälden und Alterthümern reiche Sammlung, die sogar punisches Glas enthält, bot dazu die erwünschtesten Proben. Vieles dahin Einschlagende findet man in seinen „Abhandl. vermischten Inhalts“ (Berl. 1816). So eignete sich H. v. Minutoli ganz zur Leitung einer wissenschaftl. Reise, die zur Erweiterung unserer Kenntniß der Alterthümer Aegyptens mit königl. Freigebigkeit ausgerüstet ward. Was er geleistet hat, liegt jetzt in seinem Werke (herausgeg. von Tölken, Berl. 1824, 4., mit Kupf.) und in des H. v. Minutoli „Nachtrag zu meiner Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon nach Oberägypten, 1820 fg.“ (Berl. 1827, mit Kupf.), vor Aller Augen. Minutoli verließ Triest am 17. Aug. 1820, nachdem er

kurz vorher sich mit einer geb. Gräfin v. Schulenburg verheirathet hatte. Am 7. Sept. kam er in Alexandrien an. Während Frau v. Minutoli nach Kairo ging (s. "Mes souvenirs d'Egypte, par Mad. la Baronne de Minutoli", von Raoul-Rochette herausgeg., 2 Bde., mit Kupf., Paris 1826), sollte der Zug nach Westen, über Derna und Bengasi nach den prächtigen, seit anderthalb Jahrtausenden unberührt gebliebenen Ruinen von Cyrene (s. d.), dem Lande der hesperischen Gärten, unternommen werden; aber durch ein Versehen war auf dem Ferman das Tripolitanische nicht erwähnt, und durch Zusammensetzung der Karavane aus Arabern aller Stämme war der Zug durch die Wüste einer der gestörtesten, die je unternommen wurden. Die Karavane bestand aus Hrn. Gruoc, welcher Prof. Liman ersetzen sollte, der, später aus Livorno abgereist, erst bei Abusir zu ihnen kam, dann aus den Naturforschern Hemprich und Ehrenberg und endlich aus dem Orientalisten D. Scholz, einem Schüler de Sacy's, gegenwärtig in Bonn, der jedoch in entfernter Verbindung zu dem Ganzen stand. Der Pascha-Mohammed Ali versah den General und dessen Begleiter mit Empfehlungen und Pässen und einer Bedeckung von 30 Beduinen unter einem Scheikh. Schon auf dem Zuge nach Paratonium zeigte sich der Araber Treulosigkeit, und des mitgegebenen Scheikhs Benehmen zwang den General, nach 7wöchentlichem Aufenthalt in der Wüste bei Bir-El-Kor umzukehren. Er wandte sich, mit Zurücklassung seiner Gefährten, über Siwah (s. d.), das er genauer sah als alle seine Vorgänger, nach Kairo. Seine Untersuchungen setzten außer Zweifel, daß Siwah Kebir (29° 12′ N. Br. und 44° 54′ östl. von Ferro) das alte Orakel des Jupiter Ammon enthielt. Die Erklärung der Bilderwerke von Umebeda macht einen interessanten Theil seiner Reise aus. Am 12. Nov. verließ Minutoli Siwah, das seine zum Umkehren gezwungenen Begleiter nicht untersuchen durften, und am 28. Nov. kam er nach Kairo. Dort starb H. Gruoc. Auch H. Söltner und der Architekt, Prof. Liman, bezahlten den Zug nach Cyrene mit ihrem Leben. Von Kairo ging der General nach Theben; durch H. Segato erhielt er genauere Zeichnungen von den Obelisken von Luxor, als bisher bekannt waren. Sie machen einen Hauptschmuck seines Reisewerks aus. Theben verließ er den 21. Jan. 1821, um bis Assuan seine Fahrt fortzusetzen; von dort begann er die Rückfahrt nach Kairo. Nicht sehr bedeutend war die Ausbeute der Eröffnung der großen Pyramide von Sakkara; man traf auf Spuren früherer Besucher. Ueber Damiette nahm der General seinen Weg nach Alexandrien, wo er sich nach Triest einschiffte und über Italien im Aug. 1822 nach Berlin zurückkehrte. Leider ging ein großer Theil seiner Sammlungen an den Küsten des deutschen Meeres im Schiffbruche verloren; einige Kisten mit Kunstschätzen von leichterm Gewicht, sowie einige Mumien, die dazu gehörten, wurden im Bremischen von den Strandbauern (25. März 1822) geborgen. Sie wollten die Mumien als Leichname von Mohren beerdigen, was jedoch die Obrigkeit verhinderte; darauf wurden die Mumien in Hamburg von den Versicherern des Schiffs versteigert. Ein andrer noch immer sehr bedeutender Theil kam von Triest zu Lande nach Berlin und macht nebst Minutoli's andern Sammlungen, welche der König für 22.000 Thlr. ankaufte, den Schmuck der königl. Kunstkammer aus. Hofrath Hirt hat in einem Vortrage an die Akademie der Wissenschaften über ihren Werth das Genauere berichtet. Es befinden sich

darunter Mumien von Menschen und Thieren, ägyptische Hausgötter aus Granit, Skarabäen und eine bedeutende Anzahl von Papyrusrollen mit Abbildungen und Hieroglyphen. Nach Beendigung der Reise hatte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin den General zu ihrem Ehrenmitgliede erhoben, und der König ihm beim nachgesuchten Abschiede den Charakter als Generallieutenant gegeben. Seitdem ist auch Scholz's Reise 1822, und Ehrenberg's Beschreibung der Reise (Berlin 1829 fg., 4.) erschienen.

Mionnet (Theodor Edmé), geboren am 2. Sept. 1770 zu Paris, erhielt seine erste Bildung im Collegium Lemoine und widmete sich den Rechtswissenschaften, wurde sogar 1789 Advocat beim Parlament zu Paris, obgleich er seine Neigung von den frühesten Jahren in der Münzkunde zuwendete. Der Aufruf an alle junge Leute zwang auch ihn 1795 zur Armee abzugehen, aber schon im Juli 1796 ward er zurückgerufen, um in dem Verwaltungsamte des öffentlichen Unterrichts zu Paris zu arbeiten. Der gelehrte Abbé Barthélemy, sein Lehrer in der Numismatik, trug indessen Sorge, Mionnet's seltene Kenntnisse in dem antiken Münzwesen für die Wissenschaft zu erhalten. Durch ihn erhielt er eine Anstellung anfangs bei der Nationalbibliothek, später bei dem Münzcabinete, zu dessen erstem Gehülfen er 1800 ernannt wurde. Durch die Ertheilung des Ehrenlegionordens wurde 1814 sein Verdienst um diese Sammlung anerkannt und viele Stimmen vereinigten sich 1818, als Millin starb, Mionnet zum Vorsteher der Münzcabinete zu verlangen, doch erhielt Raoul Rochette diese Stelle. Ein Verdienst, das sich Mionnet um die Freunde der alten Münzkunde in allen Welttheilen erworben hat, ist die Herausgabe seiner „Description de médailles antiques grècques et romaines avec leur degré de rareté et leur estimation“ (Paris 1806), eines Katalogs, der sehr übersichtlich und in jeder Weise bequem die in den Sammlungen vorkommenden antiken Münzen nach ihrem Typus beschreibt, ihren Werth angibt und die charakteristischen Zeichen daran aufzählt. Was Wacker in seiner „Geographia numaria“ und Sestini, der ihn verbesserte, in den „Classes generales“ nur summarisch angaben, ist hier so aufgezählt, daß auch ein Laie sich bald zurechtfinden kann, und eben darum ist das Werk, jetzt aus 10 Bänden und 4 Supplementbänden bestehend, das Lieblingsbuch aller, besonders der vornehmen Sammler geworden, die es auf den Reisen durch den Orient und Italien zum Begleiter wählen, und für alle Numismaten unentbehrlich. Besonders muß die Genauigkeit der Supplementbände gerühmt werden, die auch in der Schätzung der Münzen etwas behutsamer zu Werke gehen. Durch dieses Werk sind Tausende von Münzen zu verdienter Würdigung gekommen, die vielleicht sonst völlig verloren gewesen wären; aber auch Betrügereien durch dessen Hülfe mit Zuziehung der Abgüsse, welche Mionnet als eine begleitende Sammlung dabei verkaufte, möglich geworden. Summarischer gearbeitet war Mionnet's zweites Werk: „De la rareté et du prix des médailles romaines“ (Paris 1815), in der ersten Ausgabe. Genau die einzelnen wichtigen Vorkommenheiten charakterisirend ist die zweite, zu Paris 1827 in zwei Bänden erschienene Ausgabe. Durch zweimaligen Aufenthalt in Italien mit den dortigen Schätzen vertraut, konnte Mionnet bei seinem eisernen Fleiße ein Werk liefern, das zwar hie und da ergänzt und berichtigt, aber nie völlig unbrauchbar gemacht werden kann. Ungetheilt dem Nütz-

lichen seine Kräfte widmend, hat Mionnet bis jetzt noch durch keine andern Schriften für die Erklärung der Denkmäler gesorgt, die ihn beschäftigen, obgleich die gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er ist — seit 1831 ist er auch Mitglied der Académie des inscriptions — dazu wohl Veranlassung gäben.

Miquelets, Gebirgsbewohner in den spanischen Pyrenäen, welche sehr kriegerisch sind (namentlich machten sie sich im Kriege 1808—14 durch ihre Ueberfälle den Franzosen in Catalonien furchtbar), in Friedenszeiten aber vom Straßenraube leben, oder von den Trinkgeldern, die sie von den Reisenden bekommen, um sie sicher durch die von ihnen bewohnten Gegenden zu geleiten. Sonst sind es meist Hirten, Jäger, Köhler ꝛc.

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von). Dieser Feuerkopf und Kraftmensch, in Einem Jahre mit Fox und Göthe geboren, ward durch seine hinreißende Beredtsamkeit (vgl. Franz. Prosa) der Gährungsstoff der franz. Revolution. Er und Sièyes (s. d.) entketteten den Riesen der öffentlichen Meinung, in dem Wahne, er werde in seinem stürmenden Gange stets ihrer leitenden Hand folgen; doch Mirabeau's energische Kraft würde, als er sich später wieder zum Monarchismus wandte, an demselben unaufhaltsam rollenden Rade der politischen Gestaltung Frankreichs zersplittert worden seyn, wenn er die Epoche erlebt hätte, wie Sièyes's demokratischer Sinn sich unter dem Despotismus des Säbels beugen mußte. Mirabeau war der Schüler des Sièyes, aber ein Revolutionshebel von ganz anderer Art; ein Mann von schnellem Blick, von viel umfassenden Einsichten und großen Rednertalenten; aber auch ein Geist von rastlosem Treiben, von grenzenlosem Ehrgeize und den gefährlichsten Intriguen. Seine besten Kräfte waren bereits verzehrt in Ausschweifungen, die ganz Frankreich kannte. Die Umstände, unter denen er in den großen Senat der Nation gekommen war, mußten ihn zum thätigsten Vertheidiger des dritten Standes und zum bittersten Feinde des Adels machen. Seine Stärke suchte er daher bei dem großen Haufen von Paris, der ihn auch wie seinen Abgott aufnahm. Kein Mittel, so schlecht, so niedrig, so verderblich es auch seyn mochte, verschmähte er, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Alle bessern Männer scheuten ihn. Der Adel haßte ihn als seinen Feind, die Minister fürchteten ihn als einen unruhigen und gefährlichen Mann, die Deputirten trauten seinen Worten nicht, so demagogisch auch ihre Stimmung war. Sein Plan war, sich zu schwingen und sich an die Spitze der Verfassung, gleichviel ob einer Monarchie, Demokratie, Oligarchie oder einer Anarchie zu setzen. Er versuchte es mit jeder Partei; den Minister chikanirte er, um ihm Platz zu machen; als er abging und man ihm doch nicht seine Stelle gab, so ward er wüthender Demagog und Anarchist, und als sich weder die Nationalversammlung noch die Jakobiner seiner Führung anvertrauen wollten, so ward er wieder Royalist, und bedauerte zuletzt, die Trümmer der Monarchie mit ins Grab zu nehmen. — Mirabeau stammte aus einer berühmten Familie und ward d. 9. März 1749 auf dem Schlosse Bignon in der Provence geboren. Sein Vater, Victor Riquetti, Marquis de Mirabeau, Physiokrat und Verfasser des Buchs: „L'ami des hommes", ein Tyrann in seinem Hause, der gegen seine Familie nach und nach 54 Lettres de cachet auswirkte, starb zu Paris am 13. Juli 1789. Die Natur gab dem

Sohne heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwickelung seiner Kraft; daher wurde er nur berühmt. In seinem 15. Jahre kam er in eine Pension, wo er Mathematik studirte, einige Fortschritte in Musik und Zeichnen machte und mit Lust und Leichtigkeit körperliche Uebungen trieb. Aber seine sittliche Bildung ward ganz vernachlässigt. Schon jung von Ehrgeiz angefeuert, suchte er Ruhm durch Schriftstellerei zu erwerben und verfertigte unter andern ein Lobgedicht auf den großen Condé. Er gestand selbst, daß er den Schriften Locke's seine Bildung und jenen logisch-klaren Geist, durch den er später die Vertreter der Nation leitete, verdanke. Nach beendigten Schuljahren trat er in Militairdienste und wurde hier im Umgange mit jungen und ungebändigten Officieren mit all den Lastern bekannt, welche man damals zum galanten Tone rechnete, und in die sich zu vertiefen für einen Ehrenpunkt galt. In der Jugend äußerst streng von seinem Vater gehalten, durchbrach hier der leidenschaftliche Jüngling alle Schranken der frühern Erziehung und ward Wüstling. Was sein Officierstand begonnen, vollendete die Liebe, welche seine energische Leidenschaftlichkeit, die stürmend jedes Hinderniß niederwerfen wollte und ihn zuerst mit seinem Vater entzweite, der tyrannisch den Sohn verfolgte. Dessen Zorn nicht achtend, ward er auf seine Veranlassung in die Festung auf der Insel Ré eingesperrt und sollte sich nach den holländ. Colonien einschiffen. Doch gelang es den Bemühungen seiner Freunde, ihn zu befreien. Der Despotismus des Vaters, der die königl. Gewalt gegen ihn gebraucht hatte, machte ihn zum Feinde des bürgerlichen und war wahrscheinlich die erste Veranlassung zur Entwickelung seiner Ansichten über politische Freiheit. Nach seiner Loslassung ging er als Freiwilliger nach Corsica, zeichnete sich durch Muth aus, erhielt ein Dragonerhauptmannspatent und schrieb eine Denkschrift über den corsischen Krieg und über die Mißbräuche der genuesischen Aristokratie, die er seinem Vater übergab, der sie aber vernichtete. Da ihm sein Vater keine Compagnie kaufen wollte, trat er, wiewohl ungern (er hatte, nach seiner Versicherung, die ausgebreitetsten Kenntnisse in der Militairliteratur), aus dem Heere und widmete sich der Landwirthschaft. Ein Rechtshandel und unglückliche häusliche Verhältnisse verbitterten ihm auch diese an sich schon lästige Lage. 1771 heirathete er zu Aix das reiche und liebenswürdige Fräulein v. Marginane; aber trotz einer Morgengabe von 6000 Livres jährl. Einkünfte stürzte ihn seine Verschwendung in eine Schuldenlast von 160.000 Livr. Dieß wurde der Grund seines unglücklichen Schicksals. Sein rauher Vater beschränkte ihn nun mittels eines vom Chatelet in Paris ausgewirkten Interdicts. Seiner Frau, von der er im Mai 1774 einen strafbaren Briefwechsel entdeckte, verzieh er, dem es nicht ziemte, strenge zu seyn, großmüthig. Bald darauf verließ er den ihm von seinem Vater gesetzlich angewiesenen Ort seines Aufenthalts, worauf dieser sich eine größere Vollmacht über ihn ertheilen und ihn endlich 1774 im Schlosse If gefangensetzen ließ. Ein Liebeshandel mit einer hübschen verheiratheten Gefangenwärterin zog ihm strenge Aufsicht zu. Sein Vater warf ihm Unthätigkeit vor. Er vertheidigte sich durch seinen schon im 21. J. angefangenen „Essai sur le despotisme (Paris 1775). Dieß erbitterte seinen starrsinnigen Vater noch mehr, der ihm 1775 das feste Schloß

Jour bei Pontarlier zum Aufenthalt anwies. Hier sah Mirabeau zuerst Sophie de Ruffey, die Gattin des 70jähr. Präsidenten Lemonnier. Sie war zärtlich; Mirabeau's Leidenschaft für sie wurde bald äußerst heftig. Doch die Verfolgungen seines Nebenbuhlers, des Schloßcommandanten St.-Maurice, sowie seines Vaters nöthigten ihn zur Flucht nach Dijon. Die Geliebte folgte, ward aber von ihrer Mutter verrathen. Mirabeau sollte auf Betrieb seines Vaters wieder eingesperrt werden, als der Minister Malesherbes, welcher für den jungen Marquis viel Wohlwollen hatte, ihm den Wink geben ließ, ins Ausland zu fliehen. Er entkam glücklich nach der Schweiz, wohin ihm Sophie, die in ein Kloster gesperrt werden sollte, folgte. Mirabeau ward vom beleidigten Gatten der Entführung und des Raubes angeklagt, zum Tode verdammt und in effigie gehangen. Unter dem Namen St.-Mathieu lebte er von 1776 — 78 mit seiner Freundin in Holland verborgen und gebrauchte seine Feder, um für den Buchhändler Changuyon zu arbeiten, zu übersetzen, Denkschriften zu entwerfen u. s. w. Bemerkenswerth ist u. a. seine „Histoire d'Angleterre trad. de l'anglais de Mad. Mavaulary“ (Amsterd. 1777). Pamphlets wider seinen Vater erzürnten diesen so sehr, daß er Alles aufbot, den Wohnort seines Sohnes zu entdecken, was ihm endlich 1778 gelang. Nun bewirkte er, daß man das Völkerrecht verletzte und Polizeiagenten mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Lettre de cachet nach Holland sandte, welche die Verhaftung Mirabeau's sammt seiner Geliebten ausführten, ohne daß die holländische Regierung dagegen Einspruch that. Mirabeau ward in den Donjon zu Vincennes gebracht; Sophie aber bis zu ihrer Niederkunft unter Polizeiaufsicht gestellt und nach ihrer Entbindung von einer Tochter in das St.-Claren-Kloster gesperrt. In jener beinahe 3jährigen Gefangenschaft schrieb er seine berühmten „Lettres à Sophie écrites du Donjon de Vincennes“ (Paris 1777—80, 3 Bde.; neue Ausgabe, Par. 1820), welche, mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit athmen. Hier verfertigte er überdieß seine Vertheidigungsschrift, ein Meisterstück des Styls und der Logik, gegen seinen Vater. Ungeachtet man ihm Schreibmaterialien versagte, schrieb er auf die herausgerissenen weißen Anfangs- und Endblätter der ihm zugestandenen Bücher seine „Erotica biblion“ (Paris 1792), ein originelles Werk, zu dem ihm die Commentare des Calmet über die h. Schrift den Stoff lieferten; entwarf eine Grammatik und eine Abhandlung über Mythologie; übersetzte den lat. Dichter Johannes Secundus und schrieb das männlich-kräftige Werk: „De lettres de cachet“ (2 Bde., Hamburg 1782), das er in dem Futter seiner Kleider verborgen mit aus dem Gefängnisse nahm. Endlich lösten die Richter, welche in den Verfolgungen des Vaters, der selbst unsittlich lebte, nur Haß und Rache sahen, 1780 des Sohnes Fesseln. Hierauf lebte er 16 Monate im väterlichen Hause und ging 1782 nach Pontarlier, wo er die Cassirung des gegen ihn erlassenen Todesurtheils nur mit großer Mühe bewirkte. Zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. In die Provence zurückkehrend, scheiterte seine versuchte Aussöhnung mit seiner Frau an der Hartnäckigkeit ihrer Verwandten und hatte einen skandalösen Proceß zur Folge, den er verlor. Nun ging Mirabeau nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Auch schrieb

er daselbst die „Considérations sur l'ordre de Cincinnatus“ (London 1785), einen Orden, den er als den Anfang einer militairischen Aristokratie für das freie Nordamerika mißbilligte, ein Urtheil, welches von der Republik nicht unbeachtet blieb; „De la reforme des Juifs et sur Moses Mendelson“ (ebend. 1785); „Doutes sur la liberté de l'Escaut“ (Paris 1785); „Lettre à l'Empreur Joseph II.“ (London 1785), beide gegen Josephs Plan, die Schelde frei zu machen, sowie gegen Linguet's bekannte Schrift über denselben Gegenstand gerichtet. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen franz. Zeitschrift „Le courier de l'Europe“. Ferner gab er heraus: „De la caisse d'escompte und „De la banque de St.-Charles (Paris 1785), in welchen, sowie in der Schrift über die actions des eaux, er sich über die Ursachen des öffentlichen Credits und des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smith's Grundsätzen, mit vieler Beredtsamkeit verbreitete. Dieß und die satyrischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Gleichwohl hielt er vergebens bei dem Finanzminister Calonne um die Consulstelle in Danzig und Hamburg an. Sein Talent fürchtend, entfernte man ihn 1786 nach Berlin mit geheimen Aufträgen, die mehr gefahr- als ruhmvoll waren. Hier verfaßte er, mit Mauvillon's und And. Hülfe, das geistvolle, aber nicht von Unrichtigkeiten freie Werk: „De la monarchie Prussienne sous Frédéric le Gr.“ (4 Bde., London [Paris] 1786, 4.; deutsch von Mauvillon und F. v. Blankenburg, 4 Thle., Braunschweig und Leipzig 1793—96), in welchem er die nähern Umstände jenes innern Mangels zeigt, auf welchen blendende Größe gegründet war, und die feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk von Staat zum Erstaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II., welcher Mirabeau's Genie zu schätzen wußte. Im nämlichen Jahre erschien noch sein „Lettre sur Cagliostro et Lavater“. Von Friedrich Wilhelm II. ward ihm indeß gleich nach seiner Thronbesteigung der Befehl, die preuß. Staaten unverzüglich zu verlassen. Nach mehren Liebesabenteuern und andern Zufällen kam er, ohne einen Sous in der Tasche zu haben, zu Fuß in Paris an (1787). Hier schrieb er eine Fortsetzung seiner „Dénonciation de l'agiotage“ (London 1788). Aber die Kühnheit, mit welcher er diese privilegirte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbrief zu, dem er jedoch glücklich entging. Hierauf schrieb er „Conseils à un jeune prince, qui veut faire son éducation“ (ebend. 1788); „Avis aux Bataves“ (Paris 1788). Damals erschienen auch (nach v. Dohm's Behauptung, V, 409, ohne Mirabeau's Theilnahme) die von ihm im Vertrauen an Calonne geschriebenen Briefe über den preuß. Hof („Histoire secrète de la cour de Berlin, ou corresp. d'un voyageur français, depuis le 5 Juill. 1786 jusqu'au 19 Janv. 1787“, ebend. 1789, 2 Thle.). Mirabeau sagt darin u. A.: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie, und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Secretairs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden“. Als nun die Reichsstände wirklich berufen wurden, ging Mirabeau nach der Provence, um gewählt zu werden. Jenes letztgenannte Werk verwickelte ihn in einen Proceß; doch ein Verhaftsbefehl sollte den gefährlichen Mann noch vor dem Urtheil nach Indien bringen. Auf die

Nachricht hiervon eilte er nach Paris und bewirkte durch seine Bekanntschaft mit Talleyrand und dem Herzog von Lauzun, daß der Befehl dazu zurückgenommen wurde. Nun begab sich Mirabeau wieder in die Provence, wo ihn der Adel zu wählen verschmähte. Da setzte er seine Wahl durch den 3. Stand durch und kaufte, um dieß zu können, einen Tuchladen. In die Reichsversammlung aufgenommen, beherrschte er sie ganz durch seine feurige Beredtsamkeit und lichtvollen Vortrag. Die wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf seinen Antrag durch. Sein sehr kühnes Wort zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn", erklärte Mirabeau den 23. Juni 1789 dem Oberceremonienmeister Brezé, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben: „daß wir hier versammelt sind im Namen des Volks, und daß uns Nichts von dieser Stelle vertreiben kann als das Bajonnet". Uebrigens gerieth er hier in einen besondern Conflict. Royalist durch Grundsätze, Neigung und Erziehung, Aristokrat in seinem Privatleben (so litt er nie, daß seine Dienerschaft ihn anders als Herr Graf nannte, während er in der Nationalversammlung nur den Namen Riquetti führte, und gab noch fortwährend Livreen, während dort gegen dieselben und die Wappen geeifert wurde), war er von der Zeit fortgerissen, von dem Hofe beleidigt, von seinen Standesgenossen verachtet, gezwungen zum Demokratismus übergetreten (um Republikaner zu seyn, war er zu wenig streng-sittlich) und entriß in der ersten Zeit der Revolution dem Königthum immer einen Schimmer nach dem andern. Den Anreizungen Orleans's (s. d.), der ihn auf seine Partei überzuziehen strebte, widerstand er. Als die Revolution immer für die Monarchie gefahrdrohender wurde, wollte er endlich die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da rief er das prophetische Wort aus: „La révolution de France fera le tour de l'Europe". Mitten in der Parteiwuth erkannte Mirabeau die Gefahren der Anarchie, und mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum trapejischen Felsen". Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der beharrlich die kühnsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, sondern, getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenschaft zu dem Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. Endlich entschloß sich der Hof, ihn durch Bestechung zu gewinnen; Mirabeau widerstand der Lockung nicht und gab die Partei, der er offen huldigte, für Gold auf. Er ward durch einen Erzbischof bei der königl. Familie eingeführt. Mirabeau bat sogleich den Monarchen, ihm zu sagen, ob er hoffe, seine vorige Gewalt wiederhergestellt zu sehen; in diesem Falle könne er ihm keinen Dienst erzeigen. Der König gestand ihm, er halte dieß für unmöglich. Nun schilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge und entwickelte die Art, wie er dem König dienen könne. Selbst die Königin nahm seine Beredtsamkeit ein, obschon sie äußerte, daß sie anfangs einen Schauder vor ihm gefühlt habe. „So lange Mirabeau lebt, bin ich überzeugt, daß ich nicht umkomme", sagte sie, als er sie verlassen hatte. Der König bezahlte damals 207.000 Livres Schulden für Mirabeau und verhieß ihm 6000 Livres monatl. Pension. (Ueber seine Verbindungen mit dem Hofe findet man in den „Memoiren der Mad. Campan", Paris 1823, 3 Bde., viele menschlich

und geschichtlich merkwürdige Aufschlüsse.) Vielleicht hätte Mirabeau die Revolution aufgehalten, hätte ihn der König zur rechten Zeit zum Minister gemacht, und wäre er in Allem seinen Rathschlägen gefolgt. Bald begann man jedoch zu ahnen, daß Mirabeau vom ganzen Hofe gewonnen sey, und schon erhob sich die öffentliche Meinung gegen ihn, als er, 42 Jahr alt, den 2. April 1791 zu Paris an einem Entzündungsfieber starb, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Während seiner Krankheit drängten sich Personen von jedem Stand, Alter und Geschlecht nach seiner Thüre; Bulletins über sein Befinden wurden jede Stunde bekannt gemacht. An seinem Todestage sagte er mit schwacher Stimme: „Ich werde sterben; wann wir so weit sind, dann laßt uns Bänder flechten um das Haupt, mit Wohlgerüchen uns durchdüften und mit Blumen bekränzen — und uns still niederlegen zum letzten Schlaf — zum letzten Schlaf!“ Seine letzten Worte waren: „O Gott! warum muß auch die Monarchie mit mir zu Grabe gehen? Unglückliches Königthum! um dich wird jetzt mit Würfeln gespielt werden“. Er hob seinen Blick gen Himmel und verschied unter einem krampfhaften Lachen. Sein Leichnam wurde feierlich im Pantheon beigesetzt, doch schon im Sept 1794 auf Anstiften der Jakobiner von da verdrängt, um dem Marat's Platz zu machen. 1800 befahl Bonaparte, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aller Nationen in den Tuilerien aufzustellen; ebenso ward im Juli 1834 seine Büste im histor. Museum zu Versailles aufgestellt. Im Besondern zeigt Mirabeau, wie die franz. Revolution überhaupt, was die von dem Witze auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: „Mirabeau peint par lui-même“ (1791, 4 Bde.) und „Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Mejean“ (1791, fg., 5 Bde.); Auszüge aus seinen Schriften: „Esprit de Mirabeau“ (Paris 1894); „Lettres inédites de Mirabeau, publ. par Vitry“ (Paris 1801, 2 Bde.); seine „Oeuvres oratoires“ erschienen vollständig zu Paris 1819 (2 Bde.) und „Oeuvres choisies de Mirabeau“ 1820. Der Verfasser mehrer unzüchtiger, ihm zugeschriebener Romane zu seyn, hat er immer geleugnet. Die 5. Lieferung der „Mémoires des contemporains“ (Paris 1824) besteht aus 4 Thln. S. „Mém. sur Mirabeau et son époque, sa vie littéraire et privée etc.“; ferner: „Biographical anecdotes of the Founders of the French-Republ.“ (2 Bde.) und „Zeitgenossen“, Neue Reihe, XVIII. — 2) **Boniface Riquetti**, Vicomte de **Mirabeau**, jüngerer Bruder des Vorigen, wegen seiner Dicke Mirabeau le Tonneau genannt, ebenfalls Mitglied der ersten Nationalversammlung, sprach in derselben im Sinne der Hofpartei. Er starb als Emigrant zu Freiburg im Breisgau 1792, u. A. eine satyrische Schrift u. d. T. „Lanterne magique“ hinterlassend.

Miranda (Don Francisco), der erste Gründer der Freiheit im spanischen Amerika, war aus Peru gebürtig, nahm spanische Kriegsdienste und wurde Oberst. Im nordamerikanischen Kriege diente er der neuen Republik als Freiwilliger, durchreiste hierauf England, Frankreich, Italien und Spanien zu Fuß, und in militairischer Hinsicht Süd- u. Nordamerika, welchen Welttheil er früher schon zu Fuß durchzogen hatte. Katharina II. konnte ihn, bei seiner Anwesenheit in Petersburg 1789,

nicht bewegen, russische Dienste zu nehmen. Der Ausbruch der französischen Revolution zog ihn nach Paris; er wurde bald Generalmajor und befehligte unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Seine Kenntnisse in den Kriegswissenschaften verschafften ihm allgemeine Achtung, obgleich ihm die Einnahme von Mastricht und der Verlust der Schlacht bei Neerwinden von Dumouriez zugeschrieben wurde, wogegen er sich auf das Nachdrücklichste vertheidigte. Der Sturz der verschiedenen Parteien in Paris wirkte auf ihn nachtheilig ein; er wurde mehr als einmal verhaftet und war nahe daran, sein Leben zu verlieren oder deportirt zu werden. Er entfloh deßhalb 1797 nach England und kam erst 1803 nach Paris zurück, welches er jedoch bald wieder, eines Anschlags gegen den ersten Consul angeklagt, verlassen mußte. Er faßte nun den Vorsatz, die spanische Herrschaft in Amerika zu stürzen, begab sich deßhalb nach Jamaica und Trinidad und von da nach Newyork, wo er 3 Schiffe ausrüstete und sie mit 900 Mann bemannte. Die Landung an der Küste von Carracas im April 1806 mißglückte, es wurde im August eine zweite in Venezuela versucht, die jedoch ebenso unglücklich endete. Erst zu Ende 1810 gelang es ihm, Carracas zu insurgiren, er fand auch vielen Anhang, wurde aber von dem spanischen General Monteverde mehrmals besiegt, zur Capitulation vom 26. Aug. 1812 genöthigt, gegen deren Inhalt ihn der spanische General treuloser Weise gefangen nahm und ihn in den Inquisitionskerker bei Cadix einsperren ließ, wo er nach 4jähr. harten Gefängniß starb. Miranda war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürstend, im Wollen fest, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntnissen. Er schätzte Wissenschaften und Künste, hatte einen scharfen Blick und viel Geschmack, schrieb bündig und leicht, und war mit der Verfassung, den Gesetzen, der Literatur und den Sitten jeder Nation, vorzüglich mit ihrer militairischen Verfassung genau bekannt; Plutarch und Livius waren seine Lieblingsschriftsteller; Timoleon, Thrasybul und Epaminondas seine Helden. Obwohl er in seinem politischen Verhalten in Venedig jakobinische Formen nachahmte, so hat er doch ohne Selbstsucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem großen Ziele mit ebenso viel Beharrlichkeit als Geist und Muth, Vermögen, Kraft, Glück und selbst das Leben geweiht.

Mirandola (Johann Pico, Herr von, Graf und Fürst von Concordia), mit dem Beinamen der Phönix, eine der schönsten Zierden der Wissenschaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, geb. 1463, war der jüngste Sohn von Joh. Franz von Mirandola und Julia, aus dem edeln Geschlechte Bojardo. Früh zeigte er außerordentliche Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von 14 Jahren nach Bologna, um das kanonische Recht zu studiren. Nach 2 Jahren fühlte er einen Widerwillen gegen diese Studien; dagegen zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, besuchte die berühmtesten Schulen und hörte die ausgezeichnetsten Lehrer. Nach 7 Jahren des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte i. J. 1486 900 Thesen aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er forderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, sich mit ihm zu messen, und erbot sich sogar, den Fremden

die Reisekosten zu ersetzen. Aber Niemand wagte zu erscheinen. Dagegen suchte man seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola schlug diese Angriffe durch seine „Apologia“ zurück, ein Werk voll gründlicher und wohlgeordneter Gelehrsamkeit. Um seinen Feinden, die mit Anklagen nicht abließen, jeden Anlaß zu rauben, entschloß er sich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließlich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. In Folge dieses Beschlusses warf er 5 Bücher ital. Liebesgedichte ins Feuer, deren Verlust allerdings zu bedauern ist. Es hat sich in dieser Gattung Nichts von ihm erhalten als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neuplatoniker darstellt. Mirandola widmete sich nun dem Studium der biblischen Literatur; die erste Frucht derselben war der „Heptaplus“, eine mystische oder kabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte, in welcher er auch Plato's Lehre auf Moses zurückführte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in 10 Capiteln „De Ente et Uno“ heraus, worin er die Lehren des Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte. Er lebte jetzt abwechselnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Polizian, und war mit großen literarischen Arbeiten beschäftigt, zu denen sein Werk gegen die Astrologie als eine Vorarbeit anzusehen ist, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in seinem 31. Lebensjahre starb. Durch ihn pflanzte sich die Anhänglichkeit an platonische, kabbalistische Philosophie auf Viele (z. B. seinen Neffen Franz Pico v. M., der aber seinen Geist nicht erreichte) fort. Mirandola wird von seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen. Paulus Jovius sagt von ihm, daß die unsterblichen Götter alle seltene Gaben des Körpers und Geistes in ihm vereinigt hätten. Wir werden bei dem Anblicke seiner Schriften nicht ebenso urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den damaligen Zustand der Wissenschaften erinnern.

Mire (Noel le), ein guter Kupferstecher aus Rouen, der auch die Ausgaben von Rousseau's, Voltaire's, Boccacio's und Lafontaine's Werken durch seinen trefflichen Grabstichel zierte. Seine letzten Arbeiten machen einen Theil der schönen „Galerie de Florence“ aus. Er starb 1801.

Mirevelt (Michael Janson), berühmter Bildnißmaler, geb. zu Delft 1568, und Sohn eines Goldschmieds, widmete sich erst der Kupferstecherei unter Wierinx, vertauschte aber diese nachher mit der Malerei unter Anleitung eines Malers Blocklandt. Man behauptet, daß er über 10.000 Bildnisse, doch mehrentheils von kleinem Umfange, geliefert, aber fleißig ausgeführt habe, und sie gewinnen durch ihr frisches und munteres Colorit. Er hatte den Preis ein für allemal festgesetzt, daß ein einfaches Portrait ohne Hände 150 Gulden kostete, und so dann die übrigen nach Verhältniß. Mirevelt war Mennonit und von sehr liebenswürdigem Charakter. Er starb zu Delft 1641. Sein älterer Sohn, Peter M., ist auch als Maler geschätzt.

Mirkhond oder Mirchond, s. Persische Literatur.

Mischna, s. Hebräische Literatur.

Miserere, Erbarme dich, wird ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, welcher in der Vulgata anfängt: Miserere mei domine, genannt. Besonders berühmt ist davon die Composition des

Gregorio Allegri (s. d.). Miserere nennt man auch das Bild des gekreuzigten sterbenden Heilandes. So heißt endlich eine völlige Verstopfung der Gedärme, welche zuletzt den Ausgang des Kothes aus dem Munde unter den größten Schmerzen und mehrentheils den Tod zur Folge hat.

Misericordia, die Göttin der Barmherzigkeit, eine Tochter des Erebus und der Nacht. Alle Unglückliche, welche zu dem Tempel, den sie in Athen mitten auf dem Markte hatte, ihre Zuflucht nahmen, fanden bei den Athenienſern Gnade. 2) In den Klöſtern das wider die Ordensregeln den Mönchen Gegebene; dann der Ort, wo ſie die Bewilligung genoſſen. Misericordiä hießen auch die Stühle, worauf alte und ſchwache Geiſtliche ſaßen, indeß die rüſtigern ſtanden. — Misericordias Domini heißt der zweite Sonntag nach Oſtern, von den Worten aus dem 89. Pſalm: Misericordias domini cantabo in aeternum etc., welche an dieſem Tage vor dem Altare in der kathol. Kirche gebeten oder geſungen werden.

Miſſalen, Miſſalbuchſtaben, nennt man die größten Buchſtaben, weil ehemals die Miſſalen (missalia) oder Meßbücher, welche die Geſänge und Feierlichkeiten der kathol. Meſſe enthalten, damit geſchrieben und gedruckt wurden. — Miſſalia, das für eine Seelenmeſſe an den Prieſter bei einem Begräbniſſe bezahlte Geld.

Missa (lat.), Meſſe (Tkſt.), heißt die muſikaliſche Compoſition für Vocal- und Inſtrumentalmuſik, welche über mehre latein. Sprüche während der Verwaltung des Hochamts beim kathol. Gottesdienſte aufgeführt wird. Dieſer Text beſteht 1) aus dem Kyrie eleison; Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis deo, wozu noch einige Anrufungen kommen, z. B. Laudamus te etc.; Gratias agimus tibi etc.; Domine deus rex coelestis etc.; Qui tollis peccata etc.; Cum sancto spiritu; 3) das Credo oder das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß; 4) das Sanctus und Osianna; 5) das Benedictus und 6) das Agnus dei etc. Zur Compoſition eines ſolchen Tonſtücks, in welchem ein-, zwei-, dreiſtimmige Geſänge mit ſtärkeren Sätzen und großen Chören abwechſeln, gehört ſehr viel Kenntniß der Harmonie und großer melodiſcher Reichthum, und die großen Meiſterwerke eines Mozart, Haydn, Vogler u. m. unter den neueren, ſowie die eines Paleſtrino (Präneſtini), Durante, Leonardo Leo u. m. unter den älteren, ſtehen allerdings als Muſter oben an.

Miſſionen, Sendungen von chriſtlichen Lehrern zur Verpflanzung des Chriſtenthums unter nichtchriſtliche Völker, ſind von den erſten Zeiten des Chriſtenthums an — einzelne Fälle abgerechnet, wo Waffengewalt gebraucht wurde — das wahre Mittel zur Ausbreitung deſſelben geweſen. Auch ohne Rückſicht auf die Verbreitung der Wohlthaten der Religion Jeſu an ſich, ſind Miſſionen eine wichtige Anſtalt der Colonial-Staatskunſt der Europäer, welche in dem Chriſtenthum das wirkſamſte Mittel der Civiliſation anerkennen. Im Mittelalter beförderten ſie große Regenten, wie Karl der Große, aus ähnlichen Gründen; auch die Päpſte verbanden damit nicht ſelten politiſche Zwecke. In den letzten Jahrh. geſchah von Seiten der kathol. Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck haben, Mitglieder der von ihr getrennten chriſtlichen Parteien zu ihrer Gemeinſchaft zurückzuführen, Miſſionen nennt) mehr als von der proteſtant. für das Miſſionswerk, weil, ehe England

Meerbeherrscherin wurde, das kathol. Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam als das protestantische; weil die kathol. Kirche Mönche hatte, welche der Papst aussenden konnte, wohin er wollte, und weil sie endlich weit größere Reichthümer als die protestant. Kirche besaß. Die römische, aus Cardinälen bestehende Congregation (s. Collegium de Propaganda) leitet alle Missionen der kathol. Kirche in und außerhalb Europa, sowie das Seminarium für junge Afrikaner und Asiaten. Nur erschwerten die Streitigkeiten unter den Missionaren der verschiedenen Orden oft das Geschäft sehr. Beide Anstalten haben jedoch gewonnen, seit der Cardinal Stephan Borgia, der 1804 starb, als Secretair der Congregation, die Leitung des Missionswesen übernommen hatte. Die merkwürdigsten Sendungen der kathol. Kirche sind die nach China, Ostindien, Japan; in letzterm Reiche ward das Christenthum, nachdem es über ein Jahrh. geblüht hatte, grausam wieder unterdrückt; in den beiden ersten Ländern dagegen gibt es noch Hunderttausende kathol. Christen. Das meiste Verdienst um die Ausbreitung des kathol. Christenthums haben sich unstreitig die Jesuiten (vgl. d., Franz v. Xavier, Paraguay ꝛc.) erworben. Durch die Ereignisse, welche der franz. Revolution folgten, wurden die Fonds der Missionsanstalten geschwächt und diese Institute in ihrer Wirksamkeit gehemmt, und da sich überdieß die Aufmerksamkeit der kathol. Kirche von den entferntern Gegenständen ganz auf Das, was in Europa vorging, lenken mußte, so konnte sie nur wenig für die Ausbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern unternehmen. Von den Leistungen der verschiedenen Missionen der kathol. Kirche ist, was die Portugiesen in unsrer Zeit in Brasilien zur Bekehrung der Heiden gethan, wenig bekannt; dasselbe gilt von den Missionen in Californien und Neugranada, welche durch die politischen Erschütterungen in ihrer Thätigkeit sehr gestört worden sind. Dagegen hat man von den franz. Missionen und von denen der Propaganda in Ostindien und China ausführliche Berichte erhalten. Es gibt nach den „Nouvelles lettres édifiantes des missions de la Chine et des Indes orientales“ (Paris 1818—20, 5 Bde.) in China 3 von der Krone Portugal dotirte Bisthümer: Makao, Peking und Nanking. Der Bischof von Peking lebt aber zu Makao, weil in Peking selbst, außer den in Hofdiensten stehenden Mathematikern, Aerzten und Künstlern, keine Missionare geduldet werden. Außerhalb der 7 Provinzen, die zu den 3 Bisthümern gehören, gibt es noch für die übrigen Provinzen des chines. Reichs die Mission der évêques vicaires apostoliques. Ueber das kath. Missionswesen in Ostindien hat ein franz. Missionar, Abbé Dubois, in seinen „Letters on the state of christianity in India etc.“ (aus d. Engl. v. Hoffmann, nebst einer Vorr. v. Röhr, Neust. a. d. Orla 1824) wenig erfreuliche Nachrichten bekanntgemacht. Mehr Fortschritte scheint das kathol. Christenthum in Ostkunkin gemacht zu haben. Man zählt daselbst 780 Kirchen und 87 Klöster, sowie in China und Tunkin zusammen gegen 380.000 Christen. Nach den Missionsberichten bis zum 24. Sept. 1824 gab es in China allein 46.300 Christen, sie hatten 26 chines., 3 europ. Priester, 29 Knaben- und 45 Mädchenschulen; auch kam eine Art von Seminar zu Stande, in welchem 12 Zöglinge Latein lernen. (Die in Peking seit 1727 befindliche „russische geistliche Mission“ hat nicht Bekehrung der Chinesen, sondern die Bildung junger russischer Geistlichen in der chines. Sprache zum Zweck.) In Tibet entstand 1822

eine neue kathol. Mission. Eine Fürstin oder Statthalterin daselbst, die ein Italiener, den sie zu ihrem ersten Minister erhoben, zum Christenthum bekehrt hatte, verlangte vom Collegium de propaganda Fide 80 Missionare, um ihre Unterthanen zu bekehren, 5 Capuciner waren deßhalb dahin abgegangen. Auch die übrigen Missionsstationen der kathol. Kirche in den genannten Ländern sollen in einem guten Zustande sich befinden. In Afrika, am Senegal befinden sich die kathol. Missionen, aus Mangel an Geistlichen, in einem erbärmlichen Zustande; dagegen vernehmen wir aus einer Beschreibung des bisher unbekannten Reiches Mulua zwischen Mozambique und Angola im Innern Afrikas höchst interessante Nachrichten von den wichtigen Leistungen der portug. Capuciner-Missionaren aus St.-Salvador in Kongo. In den vereinigten Staaten Nordamerikas gewinnt durch die Thätigkeit der Missionare der Katholicismus immer größere Ausdehnung. — Mission heißt nun auch das Bekehrungsgeschäft selbst, oder auch der Ort, wo dergl. angelegt worden; dann auch noch, in einem ganz besondern Sinne, ein solcher Aufenthaltsort der Jesuiten, wo nur wenig Mitglieder sind und kein ordentliches Collegium oder Kloster ist, worin Novizen aufgenommen werden. Endlich versteht man auch noch in den südamerikanischen Ländern unter Mission (Pueblo de mission) eine Zahl Wohnungen mit einer Kirche, die von einem Franciscaner- oder andern Mönche bedient wird; auch eine gewisse Anzahl junger Mönche, die zur Ergänzung der Colonial-Klöster aus Spanien abgehen. — Den größten Eifer zeigte indessen die kathol. Kirche in dem durch Revolutionen verwilderten Italien und Frankreich, um die Gemüther zu gewinnen und das gesunkene Ansehen der Kirche aufs Neue zu erheben. In Rom wurden zu dem Jubeljahre 1825 Vorbereitungsmissionen im Aug. 1824 gehalten, welche in geistlichen Uebungen bestanden und Ablaß verkündigten. In Frankreich aber ward, nach dem „Almanac du clergé de France pour l'an 1824", schon 1816 eine bloß für Frankreich bestimmte Missionscongregation gestiftet, die, verschieden von dem schon längst vorhandenen franz. Seminarium für auswärtige Missionen (in China, Cochinchina, Tunkin, Siam und Pondichery), den gesunkenen römisch-kathol. Kirchendienst wieder zur Nationalangelegenheit machen will. Außer ihr gibt es noch eine Congregation du St.-Esprit, welche die Bedienung der Hospitäler und Missionen bildet. Für die Missionen in Frankreich selbst ward eine sogen. Hauptanstalt (maison principale) mit einem Noviziat errichtet, die zugleich in einigen Diöcesen die Hülfspriester für die Pfarreien ohne Pfarrer hergab. 1824 war die Zahl der bei ihren 372 Capellen angestellten Missionaren bis auf 379 gestiegen. Ueber das kathol. Missionswesen s. m. die „Choix des lettres édifiantes, écrites des missions étrangères" (2. Ausg. der oben angeführten „Nouv. lettres édif. etc.", Paris 1824). Sie enthalten zugleich geograph., histor., polit. und liter. Nachrichten von den Missionsländern China, Indien, der Levante und Amerika.

Die protestantischen Missionen hatten bei dem Beginn ihrer Arbeiten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Während früher die katholischen Glaubensboten, seit die Jesuiten im 16. Jahrhundert die Bahn eröffneten, durch Fürsten und reiche geistliche Stiftungen unterstützt wurden, sahen sich die protestantischen nur auf die freiwilligen Gaben frommer Glaubensgenossen angewiesen. Nicht weniger hinderte es den Erfolg dieser Unternehmungen, daß die ersten Glaubensboten durch fromme

Begeisterung nicht ersetzen konnten, was ihnen an Kenntnissen abging, und Diejenigen, unter deren Leitung sie standen, ebenso unerfahren und unwissend waren. Die Holländer waren das erste protestantische Volk, dem sich die Gelegenheit darbot, das Christenthum in den von ihnen eroberten außereuropäischen Ländern zu befördern, und sie gründeten in ihren Ansiedelungen in Asien überall Kirchen und Schulen; wiewohl die politische Rücksicht, den Portugiesen, welche in Indien viele Christen gewonnen hatten, das Gleichgewicht zu halten, zur Erweckung ihres Bekehrungseifers beigetragen haben mag, da sie in Afrika, wo sie keine Nebenbuhler hatten, wenig an die Versittlichung der Wilden dachten. Die Dänen begannen das Werk mit reinem Eifer für die Sache. Die 1704 von Friedrich IV. zu Kopenhagen gestiftete Missionsgesellschaft sandte Glaubensboten nach Trankebar und Koromandel, die meist in Franke's Anstalt zu Halle ihre Bildung erhalten hatten. Auf den dänisch-westindischen Inseln begannen 1732 die Missionen der Brüdergemeinde durch Leonhard Dober. (S. „Die Brüdermission auf den dänisch-westindischen Inseln. Ein Rückblick auf deren erstes Jahrhundert." Gnadau 1832.) Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens ermunterte zu ähnlichen Anstalten unter den Eskimos in Grönland und auf Labrador, unter den Indianern in Canada, unter den Hottentotten in Südafrika und unter den Kalmücken, und überall wurde von den Heidenboten der Brüdergemeinde der Grundsatz befolgt, die christliche Lehre auf sittliche Veredelung zu gründen. England wurde durch dieses Beispiel erweckt. Frühere Anstalten hatten dort wenig Erfolg gezeigt, und die schon zu Ende des 17. Jahrhunderts gestiftete Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß besaß so wenig Hülfsmittel, daß sie der von den dänischen Missionaren vorgeschlagenen Anstalt in Trankebar nur schwachen Beistand gewähren konnte. Die früh gestiftete Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Welttheilen erhielt zwar in ihrem Freibrief die Bestimmung, die englischen Colonien mit Geistlichen der bischöflichen Kirche zu versehen, aber sie beschränkte ihre Wirksamkeit nur auf die amerikanischen Ansiedelungen, wo sie mit ihren geringen Mitteln keine großen Erfolge gewinnen konnte. — Eine großartigere Wirksamkeit ging von den, der herrschenden Kirche entfremdeten Glaubensparteien aus, welche als zurückgesetzte Gemeinden zu lebhafterm Eifer gestimmt waren, und unter ihnen waren es die Baptisten, die den ersten Anstoß gaben. An ihrer Spitze stand der gelehrte Sprachforscher D. Carey. Es wurden mehre Vereine gestiftet, unter welchen die londoner Missionsgesellschaft seit 1795 und die Kirchenmissionsgesellschaft seit 1800 die bedeutendsten waren. Die Methodisten, die nach dem Beispiele der Brüdergemeinde schon lange ihre Glaubensboten nach Westindien geschickt hatten, wurden zu neuen Anstrengungen angeregt und gründeten eine eigne Missionsgesellschaft. Diese Unternehmungen fanden freigebige Unterstützung und die Einnahme der Missionsvereine wuchsen jährlich selbst unter dem Drucke der Zeit in den ersten Friedensjahren, eine Erscheinung, die theils in der Richtung des religiösen Geistes, theils in der Zunahme der von der bischöflichen Kirche getrennten Parteien ihre Erklärung findet. — Die raschen Fortschritte dieser Anstalten regten auch die bischöfliche Kirche an, und die von ihr ausgegangenen alten Vereine, die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß und die Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums, erhoben sich zu einer

umfassenden Thätigkeit. Der erste jener Vereine war besonders in Ostindien thätig, wo Schulen angelegt, Eingeborene zu Lehrern gebildet, Bibeln und Andachtsbücher in den Landessprachen gedruckt wurden. Die Stiftung des Bischofscollegiums in Kalkutta war das Werk jener Vereine, und diese nach dem Muster der englischen Collegien eingerichtete Lehranstalt hat bereits für ihren Zweck, höhere wissenschaftliche Bildung in Indien zu verbreiten, erfreulich gewirkt. Die Bemühungen der Missionsgesellschaften gewannen eine kräftige Stütze, als durch die Stiftung des Bisthums Kalkutta die bischöfliche Kirche einen Mittelpunkt in Indien erhielt, und der zweite Bischof, der treffliche Heber (s. d.), mehr als sein Vorgänger Midleton sich angelegen seyn ließ, die Missionsanstalten zu fördern und der Thätigkeit der Glaubensboten eine festere Richtung zu geben. Auch wurde zu Malakka 1808 eine anglo-chinesische Mission und 1818 eine anglo-chinesisches Collegium, dessen Präsident Morrison ist, gegründet. Diese Mission hatte bis 1820 bereits 43 Werke in chines. Sprache herausgegeben. Indeß sind die englischen protestant. Missionare zu wenig wissenschaftlich gebildet, um den Chinesen in geistiger Hinsicht Achtung einflößen zu können; darum richteten früher die klugen und gelehrten Jesuiten so viel aus. Die englisch-bengalische Missionsgesellschaft hatte mit ihren Capellen und Schulen eine Druckerei verbunden, in welcher auf ihre Kosten an 120.000 Exemplare religiöser Schriften in der englischen und in den Landessprachen gedruckt worden sind. Insbesondere wird der Zustand der uralten dänischen Haupt-Missionsanstalt zu Serampore (oder Friedrichsnagor) in Bengalen am Hugly, die sich besonders der Erziehung der heidnischen und muselmännischen Knaben widmet, erfreulich geschildert. Aus der dortigen Buchdruckerei ist die heil. Schrift in 27 Sprachen des mittlern Indiens ganz oder theilweise übersetzt hervorgegangen. Unter den engl. Missionaren zu Serampore hat sich vorzüglich Marsham, der berühmte Vf. der „Clavis sinica", zugleich um die indische Literatur verdient gemacht. Nicht unbegründet aber sind die Vorwürfe des kathol. Missionars Dubois gegen einige Uebersetzungen der biblischen Bücher, die man in Indien verbreitet hat. Mangelhafte Sprachkunde und Unbekanntschaft mit den religiösen Ansichten des Volkes haben zu manchen Mißgriffen geführt. Einige Uebersetzungen sind in einer gemeinen Sprache geschrieben, worin die edle Einfachheit der Urschriften verloren gegangen ist. — Unter den 55 religiösen Gesellschaften Englands, die zusammen jährl. über 400.000 Pf. St. an freiwilligen Beiträgen erhalten, gab es nach dem „London charity almanack for 1825": 1) Die bereits erwähnte große, 1794 gegründete Missionsgesellschaft, mit 253 Filialen in allen Welttheilen; 2) die Kirchenmissionsgesellschaft für Afrika und Ostindien, welche 80 Missionare an 45 Orten unterhält; 3) die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, welche sich früher auf Nordamerika beschränkte und 1823 über 80 Missionare im Dienste hat, jetzt aber auch zu Trichinapally (im Carnatik, Präsidentschaft Madras) eine Anstalt besitzt, wo seit 1826 der Missionar Schreyvogel (vorher in Trankebar) angestellt ist; 4) die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in den schottischen Hochländern seit 1709; 5) die inländische Missionargesellschaft seit 1819; 25 Missionare predigen in 206 Dörfern. Sie besitzen 50 Sonntagsschulen mit 2868 Kindern, und bilden Dorfbibliotheken. (Diese Gesellschaft war um so nöthiger, da man in Eng-

land 314 Dörfer mit 110.344 Seelen rechnet, wo kein religiöser Unterricht ertheilt wird.) 6) Die londner Herrnhuter Verbrüderung (London association in aid of the Moravian missions), die 161 Missionare zählt; 7) Wesley's Missionargesellschaft, deren 50 Missionäre mehr als 25.100 Proselyten, vorzüglich unter den Sklaven in den Colonien, und in ihren Schulen über 8000 Kinder zählen. Sie haben auch Missionare zu Paris und im südl. Frankreich. 8) Die Baptisten-Missionargesellschaft, seit 1792; sie hat mehr als 10.000 Kinder in Ostindien unter ihrer Aufsicht. 9) Missions- und Betbüchergesellschaft der neuen Jerusalemskirche (s. Schwedenborg) seit 1721. 10) Missionsgesellschaft für das feste Land, seit 1818. Sie hat 11 Missionsplätze. 11) Londner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden, die Missionare nach Poken und Holland sendet; — und die Damengesellschaft in der bischöfl. Judencapelle, die 12 Missionare hat, worunter 5 getaufte Juden. Die erst genannte Gesellschaft hat jetzt in ihrem Dienste einen Deutschen, Joseph Wolf, der von jüdischen Eltern abstammte, dann zur katholischen Kirche übertrat, in Tübingen und zu Rom gebildet, daselbst aber, weil er an mehren Glaubenslehren zweifelte, eingekerkert wurde, hierauf die kath. Kirche verließ, und ohne sich zu einer bestimmten Kirche zu bekennen, als „biblischer Christ" in die Dienste jener Gesellschaft trat, die ihn nach Asien sandte, wo er 1824 zu Bassora mit den Zabiern od. Johannisjüngern Verhandlungen hatte, die im „Jewish expositor" abgedruckt sind. 12) Der Missionar-Predigerverein, seit 1823 aus Edinburg nach London verpflanzt. — Ueberhaupt wurden seit 1701—1817 von 11 protest. Missionsgesellschaften (5 in England, 1 in Schottland, 1 in Dänemark, 1 in Deutschland, die der Brüdergemeinde, 3 in den Verein. Staaten) 11 verschiedene Missionen gegründet, die 1819 zusammen 439 Missionare zählten, wovon die meisten zur Brüdergemeinde gehörten; 303 dieser Missionare wurden von den britischen, 85 von den deutschen und 37 von den nordamerik. Gesellschaften unterhalten; außerdem versorgten sie noch eine große Anzahl Aerzte, Pachter, Arbeitsleute und die Familien derselben. Ueber 150 Missionare arbeiteten in Asien, über 70 in Afrika und über 200 in Amerika. 1824 stieg die Zahl sämmtlicher Missionare über 500, darunter wurden 370 von den Briten unterhalten. Jetzt stehen im Dienste der Missionsgesellschaft der engl. Kirche mehre Deutsche, wie der in Halle gebildete Kayser (unter den Kaffern), und Rhenius (zu Palamcottah in Ostindien). Die Mission zu Tanjore verdankt dem deutschen Missionar Schwarz ihre Blüthe; jetzt wird sie von 2 dänischen Missionaren verwaltet. — Auch in Paris hat die protest. Kirche, Reformirte und Lutheraner gemeinschaftlich, eine Missionsgesellschaft gegründet, deren Präsident der Viceadmiral Verhuel, Pair von Frankreich, ist. Ihr Zweck ist aber nicht sowohl Heidenbekehrung als vielmehr Unterweisung armer Kinder, und sie hat bereits viele Schulen für mehre 1000 Kinder eröffnet. — In Deutschland, wo die Brüdergemeinde die meisten Glaubensboten für ihre u. a. Missionen erzieht, gibt es besondere Vereine zur Bildung von Missionaren in Berlin, Basel u. a. a. O., welche durch freiwillige Beiträge die Kosten der Unterweisung bestreiten. Der vom König von Preußen im Novbr. 1823 bestätigte berliner Missionsverein zählte damals über 300 beitragende Mitglieder. Auch die britischen Gesellschaften unterhalten eine Anstalt, in welcher Missionare gebildet werden, auf Sierra-Leone. Ueber

Südafrika, wo die Hauptcolonie seit 1802 Berthelsdorf ist, und wo die Brüdergemeinde in 3 Orten Missionen unterhält, gab ein Reisender der britischen Missionsgesellschaft, J. Cambell, einen geographisch-ethnographischen Missionsbericht heraus, der zu London 1815 erschien. — Unter den neuesten Missionen der Brüdergemeinde ist die bei der Kalmückenstämmen versuchte zu erwähnen. Sie sandte von Sarepta aus, 1823, mit Bewilligung des Cultministers, 2 Missionare, Namens Zwick und Schill, zu den Kalmücken, unter denen sie die durch die Thätigkeit der russischen Bibelgesellschaft in das Kalmückische übersetzte Bücher der heil. Schrift verbreitete. Ihr Bericht ward in dem „Biblischen Journale", Petersburg 1824, abgedruckt. Allein der große Widerstand von Seiten der Priester bewog die Khane, mit Auswanderung zu drohen, worauf die Mission aus politischen Rücksichten aufgehoben werden mußte. Dagegen setzt der Missionar Corruthers in der Krim die Bekehrung der Tataren zum Christenthum eifrig fort, und eine neue Station wird am Kaukasus gegründet werden. Sämmtliche Missionen der Brüdergemeinde kosteten ihr 1823 über 48.800 Thlr. (ohne den Unterhalt für 55 ausruhende, d. i. pensionnirte Missionare. und für 53 Kinder zu rechnen). Die meisten Beiträge erhält die Gemeinde aus Holland, Dänemark und Schweden. — Ueber die Bekehrung der Juden zum Christenthume, welche in London, Berlin, Petersburg, Dresden, Breslau, Minden, Königsberg, Posen u. a. a. O. durch Unterricht betrieben wird, ist von der berliner am 1. Febr. 1822 gestift. Gesellschaft ein Bericht 1824 öffentlich erschienen. Sie hat eine stereotypische Ausgabe des N. Test. in hebr. Sprache veranstaltet und einen Missionar zu den polnischen Juden gesandt. — Gegenwärtig gibt es in Deutschland über 30 Missionsgesellschaften und Hülfs-Missionsvereine, die mit dem basler evangel. Missionsvereine in Verbindung stehen. Der basler Verein gibt lithograph. Correspondenzblätter; andre Vereine, z. B. Hamburg, Leipzig, Berlin, geben Jahrberichte, noch andre, z. B. Stutkgart, Königsberg in Preußen, geben Missionsblätter heraus. Unter den mit der basler verbundenen Anstalten war besonders der in Barmen gegründete Verein wirksam, der 1826 das „Missionsblatt" zur Bekanntmachung der das Missionswesen betreffenden Nachrichten begann, zu derselben Zeit eine Vorschule für das baseler Institut gründete, um Handwerker, die sich zum Missionsdienste meldeten, zu prüfen, und 1827 ein eignes Missionsseminar stiftete, 1832 aber, nachdem sich mehre Vereine in Westfalen und den Rheinlanden mit ihnen verbunden hatten, unter dem Namen der Rheinischen Missionsanstalt in eine selbständige Wirksamkeit trat, die besonders auf Südafrika gerichtet ist, wo sie seit 1829 bereits vier Stationen gegründet hat. In St.-Gallen befindet sich ein besonderer Frauen-Missionsverein. Die 1816 zu Basel gestift. größere Missionsschule bildet ihre Zöglinge (deren sie 1824 in 4 Jahresclassen 33 enthielt, die in der Encyklopädie der theolog. Wissensch., in der Erklärung bibl. Stellen aus dem Hebr. und Griech., in der latein., engl. und arab. Sprache, in Vergleichung des Korans mit der Bibellehre, in Geographie, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, im Styl, im Predigen, im Singen und Zeichnen unterrichtet wurden) nicht nur für die engl. und niederländ. Missionsanstalten, sondern der dortige Verein unterhält auch seit 1822 auf eigne Kosten Glaubensboten in der von ihm gegründeten Missionsstation am kaspischen und schwarzen Meere. Einer dieser Missionare, Aug. Dietrich, hat mit Hrn. Macpher-

son die Durchsicht der persischen Uebersetzung des N. Test. übernommen; außerdem besorgt er noch die Herausgabe mehrer bibl. Abschnitte und Lehren in persischer Sprache, und übersetzt Grotius's Schrift über die Wahrheit der christlichen Religion ins Arabische. Die 1800 in Berlin unter der Leitung des Predigers Jänicke entstandene Missionsschule hat bereits über 20 Zöglinge nach Ostindien, Sierra-Leone und dem Cap geschickt. Die russische Regierung hat in der seit 25 Jahren entstandenen Linie deutscher Colonien von Odessa bis Gandscha (an der türkisch-persischen Grenze in Georgien) und bis Astrachan basler Missionare als Colonieprediger angestellt, welche nicht nur die Seelsorge der deutschen Colonisten führen, sondern auch auf die Anhänger der altmorgenländischen christlichen Kirchen, namentlich auf die Armenier, einzuwirken und sich den Eingang in die Mitte mohammedanischer Völker zu bahnen suchen. Unter den Persern wird bereits die von dem trefflichen Missionar Heinr. Martyn verfaßte und von ihm in Persien verbreitete neupersische Uebers. des Neuen Testaments eifrig, jedoch im Geheimen, gelesen. In jener Absicht hat der russische Kaiser nicht nur die schottische Missionscolonie zu Karaß, sondern auch die evangel. Missionscolonie, welche in der kleinen, meist von Armeniern bewohnten kaukasischen Stadt Schuschi, an der türkisch-persischen Grenze, seit 1822 errichtet ward, mit Privilegien beschenkt. Ein eifriger Mohammedaner, der Perser Mirza Alexander Kasem Bey, ward aus Ueberzeugung ein Christ, als er, um das Christenthum zu widerlegen, Hebräisch lernte und das A. Test. mit dem Koran verglich. Er ist jetzt an der Universität zu Kasan angestellt. Die mährische Brüdergemeinde wirkt jetzt am kräftigsten durch 171 Verkündiger des Evangeliums, auf 33 von ihr unterhaltenen Missionsposten, in Westindien, Nordamerika und im südlichen Afrika. Nach dem 72. Stück der seit 1770 erschienenen „Neuern Gesch. der evangel. Missionsanstalten in Ostindien“ (von D. Knapp, Halle 1824) bestehen jetzt auf dem festen Lande dießseits und jenseits des Ganges 49, auf Ceylon 12 und auf den Inseln 3 Missionsplätze. In Ceylon befanden sich 75 Missionsschulen mit mehr als 4000 Schülern.

In keinem Theile der Welt haben die Missionsanstalten eine erfolgreichere Wirksamkeit gezeigt als auf den Inseln der Südsee, wo englische und amerikanische Glaubensboten in einer Thätigkeit wetteiferten, die an die apostolischen Zeiten erinnern konnte. Es würde uns hier zu weit führen, die merkwürdige Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Polynesien besonders auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln, und der dadurch herbeigeführten Umwandlung des gesellschaftlichen Zustandes ausführlich darzustellen, und wir können uns um so mehr auf eine Andeutung jener Ereignisse beschränken, wenn wir auf umständliche Berichte des trefflichen englischen Missionars Ellis in seinen „Polynesian researches“, auf des Amerikaners Stewart Werk „A visit to the South Seas“ (2 Bde., Boston 1832), und auf die unparteiliche Zusammenstellung der neuesten Nachrichten verweisen, die Friedrich Krohn in seiner Schrift „Das Missionswesen in der Südsee“ (Hamb. 1833) gegeben hat. Es waren bereits gegen Ende des 18. Jahrh. Versuche gemacht worden, das Christenthum auf den Gesellschaftsinseln einzuführen, und die englische Missionsanstalt in Australien, welcher Marsden mit Eifer und Klugheit vorstand, richtete fortdauernd ihre Aufmerksamkeit auf jene In-

seln. Die Bemühungen auf Otahiti scheiterten an dem Widerstande der Anhänger des alten Glaubens und der alten rohen Sitte, obgleich der König von Pomare seit 1803 die Missionen begünstigte. Er wurde 1809 nach der Insel Eimeo vertrieben und alle von der Mission gegründeten Bildungsanstalten gingen unter. Auf Eimeo, wo der unerschrockene Nott an Pomare's Seite blieb, und wohin bald auch andere Missionare aus Port Jackson zurückkehrten, verbreitete sich indeß seit 1812 unter Pomare's Schutze das Christenthum, bis der vertriebene König von den ihm günstigen Häuptlingen wieder nach Otahiti gerufen wurde. Die ersten Versuche mißlangen ihm; 1815 aber hatte sich die Zahl seiner Anhänger so sehr vermehrt, daß er bei seiner Landung auf Otahiti am 12. Nov. 1815 die Partei des alten Glaubens in einem entscheidenden Kampfe überwand. Seine Mäßigung nach dem Siege verstärkte seinen Anhang und die auf der Insel gebliebenen Freunde des Christenthums begünstigten die aus Eimeo zurückkehrenden Missionare, an deren Spitze Nott und seit 1817 der unermüdete Ellis wirkten. Die zerstörten Schulen wurden wiederhergestellt; Ellis brachte eine Druckerpresse mit und 1818 erschien eine otahitische Uebersetzung des Lukas. In demselben Jahre ward eine eigne Missionsgesellschaft auf Otahiti zur Fortpflanzung des Christenthums auf den übrigen Inselgruppen gestiftet, und 1824 die Südseeakademie zur Bildung eingeborener Lehrer gegründet, welche 1830 bereits 28 Zöglinge in der Religion, Sprachlehre, Geschichte, Mathematik, Sternkunde, Zeitrechnung, Naturgeschichte, Geographie und Zeichnungskunst unterrichtete. Die Fortschritte des Christenthums und die Unterdrückung der durch den alten Glauben geheiligten grausamen Gewohnheiten bahnten der Gesittung den Weg. Die Versuche zur Einführung regerer Betriebsamkeit hatten Erfolg. Der Anbau des Bodens wurde verbessert und das Volk an manche zur Förderung des Wohlstandes nützliche Gewerbe gewöhnt. Die sorgfältig unterhaltenen Schulen verbreiteten geistige Bildung, und haben es dahin gebracht, daß die Mehrzahl der Einwohner im Stande ist, alle in ihrer Sprache vorhandenen Bücher zu lesen. Bis 1829 waren außer mehren Buchstabirbüchern, Leseübungen, Katechismen, Rechnenbüchern, Liedersammlungen, auch die Gesetzbücher der verschiedenen Eilande der Gesellschaftsinseln und die ersten Stücke einer otahitischen Zeitschrift gedruckt. Die Thätigkeit der Druckerpressen, die sich in mehren Missionsplätzen in den Südseeinseln befinden, steigt mit jedem Jahre. Die Buchdrucker sind Eingeborne, welche den mechanischen Theil der Arbeit leicht erlernt haben. Die gesellschaftlichen Verhältnisse auf Otahiti sind durch ein neues Gesetzbuch geordnet, das Pomare gab, und als nach seinem Tode sein unmündiger Sohn anerkannt war, wurde unter dem Einflusse der Missionare die monarchische Gewalt durch eine, aus den Abgeordneten der Bezirke gebildete, jährlich berufene Versammlung beschränkt. — Schneller als auf Otahiti sind seit einem Jahrzehend Christenthum und Gesittung auf den von der Natur reicher begabten Sandwichinseln gediehen. Im April 1820 kamen mehre Glaubensboten von der kirchlichen Partei der Congregationalisten aus den Vereinigten Staaten auf Hawaii oder Owhyhee, der größten Insel, an, wo der König Rihoriho sie wohlwollend aufnahm, und vertheilten sich auf den übrigen Eilanden. Die neuesten Berichte beweisen die wohlthätige Wirksamkeit der Missionen auf diesen Inseln, wenn sie uns sagen, daß bis zum Jan. 1832 bereits 900 Schulen angelegt waren, welche 50.000 Zöglinge, ein Drittheil der gesammten

Bevölkerung, zählten. — Von den beiden Mittelpunkten christlicher Bildung, Otahiti und Hawaii, verbreitete sich seitdem die Gesittung in andere Gegenden Polynesiens, und bereits hat auf den Harvey-, Fidschi-, Schiffer- und Marquesasinseln das Christenthum Boden gewonnen; auf den Freundschaftsinseln haben der König und das Volk den Götzendienst verworfen und das Verlangen nach Unterricht ist allgemein; auch auf Neuseeland sind Missionare an den Küsten und im Binnenlande thätig. (S. „Journal of voyages and travels, by the Rev. Daniel Tyerman and George Bennet", 2 Bde., London 1831, das für die Erdkunde ebenso schätzbar als für die Geschichte der Missionen wichtig ist.) — Die amerikanischen Missionsanstalten, die auf den Südseeinseln so thätig gewirkt haben, sind erst seit 20 Jahren mit den englischen in Wettelfer getreten, nachdem das American board of foreign missions 1810 war gegründet worden, das 1832, außer den Sandwichinseln, in Indien, in Kanton, im mittelländischen Meere und unter den Indianern im Gebiete der Vereinigten Staaten seine Stationen, und in Bombay, Malta und Hawaii Druckereien hatte, aus welchen Bibeln in 11 Sprachen hervorgegangen waren. Sämmtliche Missions-, Erziehungs- und Bibelgesellschaften in den Vereinigten Staaten hatten 1830 bereits 500.000 Dollars Einkünfte. Vorzüglich wirksam sind diese Missionen unter den Indianerstämmen, von welchen mehre zum Christenthum übergegangen sind, während die britischen Vereine in Verbindung mit der Brüdergemeinde an der Versittlichung der Wilden in Canada arbeiten. In Afrika haben die amerikanischen Missionen in Liberia (s. d.) ihren Sitz, und von hier aus ihre Wirksamkeit auf das Innere der Negerländer auszudehnen.

Missisippi, der längste und wichtigste Strom in Nordamerika, gehört ganz den Vereinigten Staaten, deren Westgrenze er zum Theil bildet. Er entspringt 47° 38′ N. Br. aus mehren Seen, wird in der Mitte seines Laufes beträchtlich, ist dann, einen einzigen Wasserfall, St.-Antonius, ausgenommen, völlig schiffbar, nimmt die großen Flüsse Missuri, Ohio (s. d.), den rothen Fluß und viele kleine auf und ergießt sich, nach einem Laufe von 820 Meilen, große Inseln bildend, in den mexicanischen Meerbusen. Seine Ufer sind durch den Handel und die Dampfschifffahrt belebt. Seine Quellen will 1826 Beltrami entdeckt haben. Eine frühere Beschreibung haben wir vom Maj. Long; spätere von Will. H. Kemting, Heinr. Schoolkraft und von Timoth. Flink. — Das Missisipithal — zur Zeit der amerikanischen Revolution noch eine menschenleere Wildniß — ist gegenwärtig 3 Mal so stark bevölkert als die Vereinigten Staaten 1783. Unaufhörlich wälzt sich der Strom der Bevölkerung von den Küsten des atlantischen Meeres gegen die westlichen Binnenländer und er wird nicht eher aufhören, als bis er den ganzen Continent bis zum fernen Gestade des stillen Oceans überschwemmt hat. Bereits werden die Felsengebirge, die man noch vor Kurzem für fast unübersteigliche Bollwerke hielt, wie sie es denn auch nach den Berichten von Lewis und Clarke in einer mehr nördlichen Richtung seyn müssen, ohne Schwierigkeit von den Pelzhändlern überschritten und der Reisende braucht nur den Flüssen bis zu ihren Quellen zu folgen, um verhältnißmäßig bequeme Pfade zu entdecken; denn die Quellen eines östlich abfließenden Flusses entsprechen in diesen Gebirgen immer wieder andern Quellen, die ihre Wasser nach Westen entsenden; den Schluchten auf der einen Seite, welche als Flußbett dienen, immer wieder Schluchten

auf der entgegengesetzten Seite, und so entstehen natürliche Brücken, welche selbst über die steilsten Ketten hinüberführen. Was aber der Bevölkerung des Westens einen in höherm Grade kräftigen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß es hauptsächlich die jugendlich aufblühenden Freistaaten des Ostens sind, welche ihren Ueberfluß an Menschen dahin abgeben — Länder, wo der Auswanderer nicht, wie in Irland und der Pfalz, ein armseliges Kartoffelgericht und einen Zwölfkreuzertaglohn verläßt, sondern wo guter Verdienst und gute Kost ist, und wo also mehr nur der Unternehmende, der Rüstige versucht wird, sich aufzumachen, um sich eine freiere, eine unabhängigere Existenz zu verschaffen. Wir kennen kein Beispiel in der Weltgeschichte, wo die Civilisation in so wenigen Jahren über eine barbarische Wüste die Oberhand gewonnen hätte. Wie langsam waren die Fortschritte in denselben Gegenden unter den Franzosen in einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten und in den Niederlassungen am atlantischen Meer unter den Auspicien Englands! Unter dem Schutz der weisen Regierung der Vereinigten Staaten geschah in dem Westen in 50 Jahren mehr als in 3 Mal so langer Zeit auf der Ostküste, und doch sprach man am Anfang der Revolution von den englischen Colonien wie von einem Wunder. Aber der Contrast zwischen dem Urzustande dieser Colonien und ihrer Lage 1775 kann nicht wunderbarer seyn als die Schnelligkeit, mit welcher sich aus ihrem Ueberfluß eine neue Welt jenseits der Alleghani's gebildet hat! — Das Missisipithal zerfällt in klimatischer Beziehung in 4 Regionen. Die erste beginnt bei den Quellen des Stroms und geht bis zu der Hundswiese (prairie du chien); sie hat dasselbe Klima wie zwischen Montreal und Boston. Die irische Patate erreicht ihre volle Größe, Waizen und Futterkräuter gedeihen gut. Der Apfel- und Birnbaum muß schon südlich gelegen seyn; der Pfirsisch erfordert noch größere Pflege und während 5 Monaten im Jahr bedarf das Vieh des Schutzes gegen die Witterung. Das zweite Klima ist das von Illinois und Missuri, das Land zwischen dem 41. und 37. Grad der Breite. Das Vieh kommt selten in den Stall, oft aber braucht es ein Obdach. Der Waizen ist hier zu Haus; hier gibt es die schönsten Aepfel, Birnen, Pfirsische; überall blühen Persimon und Pawpaw; für Futterkräuter ist der Boden weniger günstig. Das dritte Klima erstreckt sich vom 37. bis zum 31. Grad der Breite. Nach der 35. Parallele bringt der Apfelbaum seine Frucht nicht mehr zur Vollkommenheit; zwischen dieser und der 31. wächst die Baumwolle für den Hausgebrauch, von der 31. an als Marktartikel. Die Feige reift in diesem Klima. Von der 31. Parallele bis zum mexicanischen Golf hinab ist das Klima des Zuckerrohrs und des süßen Orangenbaums. Die Olive würde sich wahrscheinlich leicht einheimisch machen lassen. Die Ströme gefrieren nicht mehr. Die Wälder stehen zu Anfang des März in Blüthe. Fast jede Nacht ist ein Gewitter. — Eine Erfahrung, die man in Europa gemacht hat, bestätigt sich im Missisipithal. Es kann ein Land sehr heiß und ein anderes sehr feucht seyn und beide sind gesund; ungesund werden sie, wenn Hitze und Feuchtigkeit sich vereinigen. Die Campagna di Roma ist weder der heißeste noch der feuchteste Theil von Europa; aber die Wirkung der italien. Sonne auf die Sümpfe ist stark genug, die Malaria zu erzeugen. Wird das Land durch Anbau trockener, so werden damit auch die Krankheitselemente entfernt; man sah Dieß unter Anderm an den Sciotoländern am Ohio, welche die Gräber der ersten

Ansiedler waren und jetzt für ganz gesund gelten. Nach einer zweiten Regel trifft der Vorwurf der ungesunden Lage vorzugsweise die reichsten und am stärksten bewaldeten Alluvialgegenden, und in diesen wiederum die Hügel (bluffs) am Rand der weiten Thalgründe (bottoms) mehr als diese Thalgründe selbst. Der Bewohner der schönen und luftigen Hügel, welche die herrlichen Wiesen am obern Mississippi begrenzen, lebt scheinbar in einer viel reinern Atmosphäre als der Bewohner der Niederungen, und doch sind Fieber und Krankheiten bei Jenem weit häufiger. Dieselbe Erfahrung lehren die Chickasaw-Hügel, Fort Pickering oder Memphis, Fort Adams, Natchez, Baton Rouge, kurz alle Anhöhen längs den großen Strombetten. Aber so täuschend ist der Anblick dieser Hügel, welche wie ein leichter Dunst über der Thalluft zu schweben scheinen, daß die meisten Ansiedler, von den Sinnen verführt, der Erfahrung zum Trotz auf ihnen ihren Sitz aufschlagen. Woher diese sonderbare Erscheinung? Man behauptet — ob mit Recht, wissen wir nicht — daß das Miasma, welches sich aus den mit faulen Vegetabilien angefüllten Morästen entwickelt, specifisch leichter sey als die atmosphärische Luft; daß es folglich sich über die Ebene erhebe, um sich mit der dort herrschenden reinern Atmosphäre ins Gleichgewicht zu setzen. — Die angebauten Ländereien, welche zwischen den Mündungen der Flüsse Missuri, Ohio und Rothenfluß in den Mississippi liegen, bilden den 1817 in die Union aufgenommenen Staat Mississippi, der auf 4186 QM. über 104.000 Einw. zählt. Die Hauptst. ist Natchez. Am Mississippi liegt die seit 1803 an die Vereinigten Staaten abgetretene Landschaft Louisiana (s. d.), wohin im Anfange des 18. Jahrh. die von Law (s. d.) in Frankreich auf Actien gegründete Mississippi-Gesellschaft Handel treiben wollte. Neuorleans liegt 35 Stunden von der Mündung des Mississippi.

Missolunghi (Missolonghi), Stadt und Hauptwaffenplatz der Hellenen, liegt im westlichen Griechenland, in Aetolien am Anfange des Meerbusens von Korinth, ist aus einer Ansiedelung von Fischern entstanden. Sie war eigentlich ein großes Dorf an einer in das Meer weit vorlangenden Landzunge erbaut, die in dieser Gegend durch die Menge ihrer Sandbänke das Annähern der Schiffe verhindert. Diese, Lagunen genannt, deren Grund aus Schlamm und Seekräutern besteht, oft kaum tiefer als 2 Fuß unter der Oberfläche, erstrecken sich einige Meilen längs der Küste hin und haben, vielleicht auch im Verein mit dem nicht unbeträchtlichen Handel der Einwohner Missolunghi's, dem Orte den Namen Klein-Venedig gegeben. An dem Eingang der Fischereien liegt die befestigte Insel Anatoliko, der man sich ebenfalls nur mit Fischerkähnen nähern kann. Die Stadt, mit der Oberfläche des Meeres fast gleich gelegen, aber durch Anschwemmung gebildete Dämme gegen die Flut gesichert, ist ohne Ordnung gebaut, mit engen nicht gepflasterten Straßen. Außerhalb der Stadtmauern nach Abend zu befinden sich Moräste, deren Ausdünstungen jedoch weniger nachtheilig sind, weil fast regelmäßig zu einer bestimmten Stunde des Tags der Nordwind weht und die Atmosphäre von diesen schädlichen Dünsten reinigt. Eine halbe Stunde von Missolunghi sind vollkommen gut cultivirte, durch zweckmäßige Wässerung fruchtbar gemachte Gärten, zu denen man unter prächtigen Olivenpflanzungen hingelangte. Weiter, etwa einige Stunden von Missolunghi, erheben sich hohe Berge, die es von der Landseite schützen. Vor 1804 zählte Missolunghi an 4000 Einw., darunter reiche Kauf-

leute und Schiffsherren, von denen die meisten des Kriegs wegen auswanderten. Damals regierte es sich selbst und entrichtete dem Pascha von Negroponte nur den gewöhnlichen Kopfzins. 1804 fiel es in die Gewalt des Ali Pascha von Janina. Missolunghi, dieses Bollwerk des westlichen Griechenlands, schützte bei dem Kampfe mit Epirus (den Paschas von Janina und Skodra) den Peloponnes, so lange die Türken Patras, Lepanto und die kleinen Dardanellen besaßen. In Missolunghi erinnern die Heldengräber des Mainotten Cyriako Jatrani, der im Juli 1822 bei der Vertheidigung des Forts Phanari fiel, — des deutschen Grafen Normann (s. d.), der hier am 23 Nov. 1822 starb, — und des Sulioten Markos Botzaris (s. d.), der bei Karpinitzi fiel, 19. Aug. 1823, sowie das Mausoleum, welches Lord Byron's Herz einschließt, an Griechenlands jüngste glorreiche Geschichte. Missolunghi und Anatoliko erhoben die Fahne des Kreuzes am 7. Juni 1821, als die Flagge der combinirten Flotte der Inseln des Archipels am Vorgebirge Araxes erschienen war. Nach dem blutigen Feldzuge 1822 in Akarnanien warf sich der Oberbefehlshaber, Fürst Maurokordatos, als die Türken schon den Peloponnes bedrohten, den 5. Nov. mit 380 M. und mit 22 Sulioten unter Markos Botzaris in das damals unhaltbare, fast entvölkerte Missolunghi, das er, nebst Anatoliko, mit wenig Geschütz und Munition, gegen Omer Vrione, Pascha v. Janina, und Rutschuk Pascha tapfer und klug vertheidigte, bis am 23. Nov. (Normann's Sterbetage) griech. Schiffe den Platz entsetzten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf Maurokordatos mehre Stürme abschlug und die Türken zwang, am 6. Jan. 1823 die Belagerung aufzuheben. Nun legte man die Festungswerke mit der größten Anstrengung und mit mehr Beihülfe der Kunst weiter und tüchtiger an; Markos Botzaris umgab die Stadt mit einem 40 Fuß breiten und 25 F. tiefen Graben, den er mit 80 Kanonen besetzte. Gleich nach seinem Tode zeigte sich das Nützliche dieser Anlagen, als Missolunghi zum zweiten Male im Sept., Oct. und Nov. von der Landseite von Mustai Pascha von Skudra und Omer Vrione mit 24.000 M., sowie von algierischen Schiffen zur See eingeschlossen wurde. Es wurde von Konstantin Botzaris, Bruder des Markos, vertheidigt. Entmuthigung kam über die Feinde, als sie erfuhren, daß die Hellenen auf mehren Punkten in Akarnanien und Morea glücklich waren. Mehre Stürme wurden abgewiesen; die Pest raffte viele Barbaren weg, und als Maurokordatos mit hydriotischen Schiffen herbeieilte, fiel Konstantin Botzaris unvermuthet mit 800 Tapfern über die Feinde mitten in ihrem Lager her und richtete unter ihnen ein fürchterliches Blutbad an. Am 29. Nov. hoben sie die Belagerung auf, und Mustai verlor auf dem Rückzuge Geschütz und Heer. Nun blieb Maurokordatos Befehlshaber des Platzes und leitete die Angelegenheiten in Westhellas. Auch traf er bei den Rüstungen des Omer Vrione und des Mustai zweckmäßige Gegenanstalten. Missolunghi ward durch starke, mit regelmäßigen, von einem griech. Ingenieur, Kokins, erbauten Festungswerken versehenen Mauern und mit 80 schweren Kanonen vertheidigt. Die Stadt selbst erhob sich zu einem blühenden Zustande. Maurokordatos gründete hier eine Lancaster'sche Schule, und seit 1824 erschien daselbst in neugriech. Sprache die „Hellenische Chronik", welche Mayer, ein Schweizer, herausgab. Auch bestand in Missolunghi eine Schule für altgriech. und

franz. Literatur. Damals war die Stadt der letzte Aufenthalt des berühmtesten Philhellenen, des Dichters Lord Byron (s. d.), der Ende Jan. 1824 hier mit Officieren, Parteigängern, Ingenieurs und Handwerkern landete. Er brachte Geld, Waffen, eine Buchdruckerei ꝛc., und gründete ein Laboratorium für Kriegsbedürfnisse. Nach seinem Tode (19. April 1824) trat an seine Stelle Oberst Stanhope, welcher bei Missolunghi ein Militairhospital stiftete, bald aber nach England zurückkehren mußte. Maurokordatos ward nach Nauplia berufen und 1825 durch Kolokotronis's Partei außer Thätigkeit gesetzt. Hierauf zog der Seraskier Reschid Pascha mit 20.000 M. vor Missolunghi. Der tapfere Noto Botzaris (Oheim des Konstantin) leitete aber die Vertheidigung so glücklich, daß alle Angriffe vergeblich waren, und auch der am 2. Aug. fg. 1825 von der Flotte des Kapudan Pascha unterstützte Sturm des Seraskiers auf die durch ein 40tägiges Bombardement (über 100.000 Bomben) sehr beschädigten Wälle des Platzes abgeschlagen wurde. Am 24. Oct. zog der Seraskier von der Festung ab. Nunmehr rückte im Dec. Ibrahim Pascha mit dem 25.000 M. starken ägypt.-europ. Heere und 82 Kriegsfahrzeugen vor Missolunghi, es zur Uebergabe auffordernd, aber die Antwort erhaltend: „Die Griechen erwarten ihn am Fuß ihrer Wälle, wo sie schon 3 mohammed. Heeren ein Grab bereitet haben". Die Besatzung war in einer kritischen Lage; aber ihr Muth ward gesteigert durch die heroische Unerschrockenheit des Noto Botzaris. Alle Stürme waren ohne Erfolg. Nun wandte Ibrahim seine Anstrengungen gegen Anatoliko, das er nahm; des zum Schutze des Hafens dienenden Forts Vassiladee konnte er sich aber erst nach 11 Stürmen bemächtigen. In dem Sturme am 24. März fielen 3000 Barbaren. Endlich sank Missolunghi in Schutt und Trümmer, nachdem die heldenmüthige Besatzung, vom äußersten Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf gezwungen, am 22. April 1826 Abends nach 8. Uhr sich durch die Belagerer durchgeschlagen, der in die offene Stadt zurückgedrängte Theil aber die Minen angezündet und sich nebst den eingedrungenen Aegyptern und Osmanen in die Luft gesprengt hatte. Unter den Todten war auch der Bischof der Stadt. Die Zahl der Geretteten betrug 1500 waffenfähige Mann unter den beiden Befehlshabern Missolunghi's, Noto Botzaris u. Kitzos Tzavellas; sie vereinigten sich bei Latee mit den 800 Hellenen unter K. Botzaris und Kondojanni, von welchen sie mit Nahrungsmitteln unterstützt wurden. Später kämpften sie bei Athen für die Unabhängigkeit Griechenlands. Am 18. Mai 1829 kamen Missolunghi und Anatoliko durch Capitulation wieder in der Griechen Besitz. S. Aug. Fabre, „Histoire du siège de Missolunghi" (Paris 1826).

Mistel, s. Druiden.

Mißheirath (mésalliance, disparagium). Schon im alten Rom gab es einen solchen Unterschied der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen gesetzwidrig waren. In den germanischen Völkern aber, von welchen die neuen europäischen Staaten gegründet wurden, findet sich zwar schon früh eine edle regierende Familie, sonst aber sind alle Freie einander gleich, bis auf die erworbenen Verschiedenheiten der Würde, und nur Unfreie stehen ihnen mit mehr oder weniger scharfer Absonderung gegenüber. Zwischen Freien und Unfreien findet keine Ehe statt, besonders verbieten die ältern Gesetze den Töchtern der Freien, Frau eines Leibeignen zu werden. Späterhin entstand auch unter den Freien ein

erblicher Standesunterschied zwischen Adel und Gemeinen, der aber doch nur reichsgesetzlich bis in die neueste Zeit eine Unterabtheilung des Standes der Freien bildet, während aus den alten regierenden Geschlechtern der hohe Adel hervorgegangen ist und sich durch eine große Zahl emporgestiegener Familien vermehrt hat. Sonderbar ist es, daß der niedere Adel sich zum größten Theil aus dem Stande unfreier Dienstleute (der hof- und kriegsdienstpflichtigen Ministerialen) über die gemeinen Freien emporgehoben hat, so weit, daß auch die Grenzlinie zwischen ihnen und dem hohen (regierenden) Adel unsicher geworden ist. Auf der andern Seite ist auch nach und nach das Gebiet der Unfreiheit immer mehr verengert worden und beinahe verschwunden. Keines der andern neueuropäischen Völker hat diese Unterschiede so scharf und lange festgehalten als die deutschen und, wie sie, durch den Rechtssatz: das Kind folgt der ärgern Hand, die Rechte des angeborenen Standes auch von der Mutter abhängig gemacht. Man verweigerte den Kindern eines Mannes vom hohen Adel Rang und Erbfolge, wenn sie von einer Mutter aus geringerm Stande geboren waren. Die Theilungen der Länder, wodurch die Zahl der erbberechtigten Agnaten so sehr vermehrt worden war, hatten die Folge, daß jeder Fehler der Geburt mit Eifersucht bewacht und benutzt wurde. Der niedere Adel konnte sich zwar nie ganz von dem Stande der gemeinen Freien losmachen, welchem er wesentlich angehört, und welcher sich durch Amt und Würde (die Doctorwürde) leicht über ihn erhob; er konnte die Kinder eines adeligen Vaters mit der unadeligen Mutter nicht vom Stande, Lehn und Erbe des Vaters ausschließen; aber er brachte es doch in einigen Verhältnissen endlich, d. i. mit dem 16. Jahrh. dahin, daß eine auch von der Mutter Seite adelige Abkunft erfordert wurde (in den Stiftern, Orden, Hofämtern, einigen landständischen Corporationen), ohne daß doch jemals die Ehe zwischen Adeligen und Gemeinfreien für eine ungleiche oder Mißheirath hätte gehalten werden können. Aber auch bei dem hohen Adel wurde der Begriff dadurch sehr schwierig, daß die Grenzen desselben zwischen den Classen der wirklich regierenden Fürsten und Grafen als den einzigen dazu gehörigen; dann zwischen den bloßen Titularfürsten und Grafen und zwischen den Grafen und Freiherren und dem alten Adel unsicher geworden waren. Daher die nie endenden Streitigkeiten über den eigentlichen Begriff der Mißheirathen, dessen gesetzliche Bestimmung selbst in der kaiserl. Wahlcapitulation vergeblich versprochen wurde. Liebe und Sinnlichkeit haben oft diese Schranken durchbrochen, und Pütter führt in einem eignen Werke („Ueber Mißheirathen deutscher Fürsten und Grafen", Gött. 1796) eine lange Reihe mitunter sonderbarer und merkwürdiger Fälle theils unstreitiger, theils bestrittener Mißheirathen auf, welche oft die fürstlichen Familien Deutschlands, ja selbst den kaiserl. Hof, die Reichsgerichte und den Reichstag in große Bewegung gesetzt haben. Den Familienverträgen, wodurch der Begriff standesmäßiger Ehen enger, als herkömmlich war, gezogen werden sollte, indem man z. B. Ehen der neufürstl. und reichsgräflichen Familien mit freiherrlichen für ungleich erklärte, versagte der Kaiser regelmäßig die Bestätigung. Durch die Auflösung des deutschen Reichs ist diese Angelegenheit bloß Landessache geworden, und nur den ehemals reichsständ. Häusern kann nach der deutschen Bundesacte, Art. 14, die Ebenbürtigkeit mit den souverainen Familien nicht mehr entzogen werden. Ebenbürtigkeit der Ehe wird in der bairischen,

würtemberg. und hessischen Verfassungsurkunde als Bedingung der Successionsfähigkeit anerkannt. Andre Verfassungen übergehen diesen Punkt mit Stillschweigen oder berufen sich auf die vorhandenen Familienverträge und Observanzen. Vgl. die Wahlcapitulat. Karls VII. und die Schrift: „Ueber die Ansprüche der Krone Baiern an Landestheile des Großherzogth. Baden" (Manh. 1828), auch Heffter's „Beitr. zum deutschen Staats- und Fürstenrechte" (Bonn 1829).

Mitau, Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, jetzt russ. Gouvernements Kurland oder Mitau, erbaut 1272 von Konrad v. Medem, liegt an dem hier entspringenden Bach Drixe, der einige Werste weiter nordwärts in den Aafluß fällt, und an dem schon vom kurländischen Herzog Jakob begonnenen und 1822 vollendeten Jakobscanal, der 4 Werste vor Mitau beginnt und die Stadt mit Wasser versorgt, auf der Hauptstraße von Königsberg nach Petersburg, zählt in 840 Häusern 15.400 Einw., unter denen 5100 Deutsche, die übrigen sind Letten, Russen und Juden. Vorzüglich zu erwähnen sind das schöne Residenzschloß der ehemaligen Herzoge von Kurland, jetzt eine Caserne, 10 Kirchen von mehren Confessionen, ein akademisches Gymnasium mit einer Sternwarte, Bibliothek von 16.000 Bänden und physikal. Cabinet, Freimaurerbibliothek (10.000 B., auch Handschriften, die meistens Kurland betreffen, Sammlung von Naturalien und Gypsabdrücken), kurländ. Ges. für Literatur und Kunst. Sie hat mehre Fabriken und bedeutenden Handel.

Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand.

Mithra, die Sonne oder der Genius der Sonne bei den Persern, welcher als Gottheit späterhin auch in Rom und Griechenland verehrt wurde. Er steht als Mittler zwischen Ormuzd und der Welt. Er wird entweder als ein Jüngling abgebildet, welcher in morgenländischer Kleidung auf einem niedergeworfenen Ochsen kniet und ihm einen Dolch in den Hals stößt, oder auch als ein Mensch mit einem Löwenkopf und vier Adlersflügeln. Diese Figur, die entweder ganz nackend oder nur leicht bekleidet ist und um welche sich von oben herab eine Schlange windet, steht bald auf einer Kugel, die von der Sonne beleuchtende Erde anzuzeigen, bald vor einem Altare, auf welchem Feuer brennt. Er ist mit der Mitra, oder Anahid, der persischen Aphrodite nicht zu verwechseln. Auch in Deutschland findet man Denkmale seiner Verehrung in den ehedem von den Römern beherrschten Ländern.

Mithridates hießen mehre Könige in Pontus, unter denen Mithridates d. Gr. oder der VI. der berühmteste war, der mit den Römern einen langen und blutigen Krieg führte, und nur nach außerordentlichen Anstrengungen von Seiten der Letztern besiegt werden konnte. Er führte die Beinamen Dionysus und Eupator, auch des Großen, und war bei dem Tode seines Vaters 13 Jahre alt. Seine Regierung fing er mit den unmenschlichsten Grausamkeiten an, indem er seine Mutter, welche sein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in ein hartes Gefängniß warf, wo sie an den Mißhandlungen starb, die sie von ihm erdulden mußte; nach Andern opferte er sie mit Gift auf. Seinen gegen alle Beschwerden abgehärteten Körper soll er durch Gewöhnung sogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithridat). Als er mündig geworden war, heirathete er seine Schwester Laodice, von der er einen Sohn (Pharnaces) bekam. Nun unternahm er eine Reise durch Asien,

um sich mit den Gebräuchen, Gesetzen und Sitten der Einwohner, sowie mit ihren verschiedenen Sprachen bekannt zu machen (er soll 22 Sprachen gesprochen haben). Auf dieser Reise bemerkte er, wie sehr die Völker die Römer haßten, und hierauf baute er den Plan, die Römerherrschaft in Asien zu stürzen. Er bereitete sich zum Riesenkampfe lange vor, überfiel dann Paphlagonien, bemächtigte sich Galatiens, das unter dem Schutze Roms stand, bezwang Kappadocien, dessen König (Ariarathes) er meuchelmorden ließ, und nahm dem Könige von Bithynien (Nikomedes) einen Theil seiner Länder. Die Gekränkten brachten ihre Klagen nach Rom, worauf der Senat befahl, daß Mithridates Kappadocien und Nikomedes Paphlagonien wieder räumen sollten. Dieser Befehl wurde vollzogen, und Ariobarzanes zum Könige von Kappadocien erwählt, den L. Cornelius Sylla durch die Gewalt der Waffen auf dem Thron befestigte. Kaum hatte aber dieser Feldherr Asien wieder verlassen, als Mithridates den König von Armenien (Tigranes) aufwiegelte, welcher den Ariarathes, Sohn des Mithridates, wieder in Kappadocien einsetzte. Zugleich fiel Mithridates, nach dem Tode des Nikomedes, in Bithynien ein, vertrieb den neuen König Nikomedes und gab das Land seinem Bruder Sokrates Christos. Die Römer aber setzten bald wieder Alles in den vorigen Stand, ohne daß sich Mithridates widersetzte, weil er sich ihnen noch nicht gewachsen fühlte. Da jedoch diese gern Ursache zu einem Kriege mit ihm selbst haben wollten, so befahlen sie den neuen Königen von Kappadocien und Bithynien, den Mithridates auf alle mögliche Art zu beunruhigen. Letzterer vertheidigte sich nur so viel, als es die höchste Noth erforderte, rüstete sich aber indessen zu einem Kriege mit dem mächtigen Rom selbst; nachdem die römischen Gesandten auf seine Klagen über den König der Bithynier ihm keine befriedigende Antwort gegeben hatten, brach er plötzlich auf und griff Kappadocien und Bithynien fast zu gleicher Zeit an. Der Anfang des Feldzuges war für den pontischen König sehr glücklich. Er schlug nicht nur den Nikomedes, sondern auch den Aquilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römischen Flotte weg. Nun setzte er mit unglaublicher Schnelligkeit seine Eroberungen in Asien fort, bemächtigte sich Phrygiens, Kariens, Mysiens, des eigentlichen Asiens, Lyciens, Pamphyliens, Paphlagoniens und aller Länder bis an Jonien, die entweder den Römern gehörten oder es doch mit ihnen gehalten hatten. In Kleinasien wohnten damals viele römische Bürger. Diese hielt Mithridates für heimliche Kundschafter seiner Handlungen, und um sich von ihnen zu befreien, nahm er zu dem grausamen Mittel seine Zuflucht, sie alle mit ihren Weibern und Kindern umbringen zu lassen, ihre Güter zu confisciren und die Hälfte für sich zu halten, die andere aber den Mördern zur Belohnung zu überlassen. Der unmenschliche Befehl wurde von den Einwohnern Asiens, welche alle die Römer haßten, mit der grausamsten Strenge vollzogen, und nach Plutarch und Dionysius verloren 150.000, nach Appian aber nur 80 000 Römer ihr Leben. Er schickte Archelaus, seinen obersten Feldherrn, mit 120.000 Mann nach Griechenland. Athen fiel durch Verrath und verschiedene andre Plätze wurden erobert, während ein andrer seiner Feldherrn, Metrophanes, Euböa verwüstete. Auf die Nachricht, daß derselbe einen bedeutenden Verlust erlitten, ließ Mithridates seinen Sohn Ariarathes mit einem mächtigen

Heere in Macedonien einfallen, welches nebst Thrazien in Kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren seine Waffen siegreich, bis endlich die Nachricht, daß Italien selbst bedroht werde, die Römer zu kräftigen Maßregeln aufschreckte. Sylla begab sich als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chäronea auf und befreite durch 2 Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Kleinasien und belagerte in der Festung Pitane den Mithridates selbst, der sich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontische Flotte ward 2 Mal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug Mithridates dem Archelaus auf, Frieden zu schließen Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen 89 v. Chr. Mithridates wurde auf sein väterliches Reich Pontus beschränkt, mußte den Römern 80 bemannte Kriegsschiffe überliefern und 2000 Talente zahlen. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridates die Kolchier angriff und sich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römische Feldherr Muräna, der verwüstend in Pontus eingefallen war, wurde geschlagen, und schon hatten sich viele Städte Asiens für den Sieger erklärt, als, vom Dictator Sylla gesandt, Aulus Fabinius in Asien erschien. Kappadocien wurde von Mithridates geräumt. Dagegen unterwarf er 82 v. Chr. die Bosporer; und kaum hatte er Sylla's Tod (78 v. Chr.) erfahren, als er die Wiedereroberung der abgetretenen Provinzen beschloß und, um Rom zu beschäftigen, mit Sertorius, dem Haupte der Marianischen Partei in Spanien, sich verband. Auf seinen Antrieb fiel sein Schwiegersohn Tigranes, König von Armenien, in Kappadocien ein, während er selbst, nach Paphlagoniens Unterwerfung, Bithynien und die Provinz Asien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die Consuln Lucullus und Cotta zogen gegen Mithridates, dieser als Befehlshaber der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Cotta war nicht glücklich; Lucullus hingegen vermied vorsichtig eine Hauptschlacht gegen den überlegenen Feind, erfocht aber mehre so bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus stand. Während er aber Amisus belagerte, sammelte Mithridates ein Heer und erfocht damit einen ansehnlichen Sieg; doch wußte Lucullus das Verlorene wieder zu gewinnen, und bald sah Mithridates sich genöthigt, als sein eignes Heer sich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar aufnahm, aber keine Gemeinschaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwischen ganz Pontus in eine römische Provinz verwandelt hatte, forderte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes ablehnte, „weil er, obgleich des Mithridates Betragen mißbilligend, es doch für niederträchtig halte, einen so nahen Verwandten seinen Feinden zu übergeben". Da er aber voraus sah, daß man sich mit dieser Antwort nicht beruhigen werde, verabredete er mit Mithridates, daß dieser mit 10.000 Mann nach Pontus gehen, dort ein Heer versammeln und mit demselben zurückkehren solle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet schnell und Lucullus schlug den Tigranes vor seiner Vereinigung mit dem Mithridates. Tigranes sammelte jedoch ein neues Heer, welches Mithridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar seine Fortschritte durch einen Sieg, allein während des Winters verstärkte Mithridates seine Macht, und bald schlug er die Unterfeldherren

des Lucullus aufs Haupt, worauf er sich nach Kleinarmenien wandte, um sich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdessen hat an Lucullus's Stelle der Consul Manius Acilius Glabrio den Oberbefehl erhalten. Die mit diesem Wechsel verbundene Verwirrung benutzten die verbündeten Könige, um sich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Kappadocien und Kleinarmenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptschlacht gesucht hatte, schloß er Mithridates in seinem Lager, nicht weit vom Euphrat, ein. Dieser schlug sich zwar durch, ward aber verfolgt, in einem engen Thale angegriffen und bei Nikopolis (66 v. Chr.) gänzlich geschlagen. Nur mit 800 Reitern entkam er selbst. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Kolchis; aber Pompejus folgte ihm, und Mithridates flüchtete sich in das Gebiet eines scythischen Fürsten. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erschien, Truppen sammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorschläge machte. Da sie sich aber nicht vereinigen konnten, begann der Krieg aufs neue. Die Macht der Römer in Pontus war gering und Mithridates machte Fortschritte. Bald aber empörten sich die Einwohner; seine Nachbarn versagten ihm ihren Beistand. Dennoch schlug sein unbeugsamer Sinn die von Pompejus angebotenen Friedensbedingungen aus. Er tödtete seinen Sohn Machares, machte sich zum Könige des Bosporus und entwarf den kühnen Plan, an der Spitze seines Heeres zu den Galliern, an die er Gesandte abgeschickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er sich aber am Bosporus Cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze sein eigner Sohn Pharnazes stand. Da Nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, stürzte sich Mithridates, weil genommenes Gift wirkungslos blieb, in sein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden (64 v. Chr.). Dieser berühmte König hatte 59 Jahre über Pontus regiert.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mitleiden in Hinsicht der schönen Künste; so zielen manche Werke derselben einzig dahin ab, um diese Art von Wollust, welche das Mitleiden mit sich führt, genießen zu lassen. Wir empfinden Mitleiden, indem wir andere Wesen für unglücklich halten, wobei selbst diese Wesen sich nicht stets unglücklich fühlen, z. B. bei Wahnwitzigen. Zu dem Gefühle des Mitleidens gehört nicht nur, daß wir Andere für unglücklich halten, sondern daß wir dadurch auch Antheil an ihnen nehmen. Das Mitleid richtet sich also nach den Vorstellungen, die wir selbst von dem Elend oder Unglück haben, und von dem Grade, in welchem wir uns selbst bei diesem Zustande unglücklich finden würden. Nächstdem müssen wir Antheil an dem Schicksale dieser Menschen nehmen; sonst macht ihr Elend keinen solchen Eindruck auf uns, welcher das Mitleiden erzeugt. Der Dichter, welcher durch seine Schilderungen unser Mitleid erregen will, muß zuerst unsere Achtung und Theilnahme für die unglücklichen Gegenstände erregen. Auch muß dieser und der Redner in dieser Absicht stets auf den Charakter jener Menschen und auf die Volksclasse selbst Rücksicht nehmen, bei welcher er das Mitleiden erwecken will, und seine Gedanken und Ausdrücke darnach bemessen. Die unmittelbare Wirkung des erregten Mitleidens ist vorübergehend; auch kann

es, sowie alle leidenschaftlichen Gefühle, schädlich werden, wenn es zu weit getrieben oder unrichtig angewendet wird.

Mitra (griech.), 1) Band, Binde; insbes. 2) Hauptbedeckung der weichlichen asiatischen Völker, Perser, Lydier ꝛc. Die Mitra der persischen Könige, nach von Hammer, der kugelförmige Wulst des Kopfschmuckes, stellte ursprünglich den Sonnenball vor, welchen die persischen Könige auf der Krone trugen, wie die ägyptischen auf dem Haupte. Die mäonische oder phrygische Mitra hatte Backen, die unter dem Kinn gebunden wurden. 3) Bei Homer ein Gurt von Blech mit untergelegter Wolle, über oder unter dem Chiton getragen. Mitra hieß aber auch die persische Venus. (S. Mithra.)

Mitscherlich (E.), Professor der Chemie in Berlin, wurde am 7. Jän. 1794 zu Neurede bei Jever geboren, wo sein Vater Prediger war. An dem Gymnasium in Jever war Schlosser (jetzt Professor in Heidelberg) als Lehrer angestellt, der ihn mit väterlicher Liebe bildete und ihn bei seiner Versetzung nach Frankfurt mitnahm. 1811 ging Mitscherlich nach Heidelberg, um Geschichte, Philologie und insbesondere oriental. Sprachen zu studiren; 1813 nach Paris, wo er den Unterricht in der Ecole des langues orientales benutzte; 1814 nach Göttingen, um nach den Manuscripten der dortigen Bibliothek eine Geschichte der Ghuriden und Kare-Chiteger zu bearbeiten, von welcher ein Capitel als Probe („Mirchondi historia Thaheridarum") erschienen ist. Neben dieser Arbeit beschäftigte er sich zuerst mit dem Studium der Geologie und Mineralogie, mit Chemie und Physik und zuletzt mit der Medicin, anfänglich in Beziehung auf sein historisches Studium, nachher, als Chemie und Physik ihn vorzugsweise interessirten, nur mit diesen, sodaß er seit 1818, wo er nach Berlin ging, sich nur der Chemie widmete. Die Untersuchung der Ursache, warum die phosphorsauern und arsenikſauern Salze in ihren chemischen und physikalischen Eigenschaften eine auffallende Uebereinstimmung zeigen, führte ihn zu der Entdeckung, daß jedem künstlichen, krystallisirten, phosphorsauern Salz ein arsenikſaures von gleicher Form und analoger Zusammensetzung entspreche; und aus dieser Entdeckung leitete er den Zusammenhang zwischen Krystallform und der chemischen Zusammensetzung für die übrigen chemischen Verbindungen ab. Als er mit der Verfolgung dieser Entdeckung, für welche er später von der königlichen Gesellschaft in London die große Medaille erhielt, beschäftigt war, kam Berzelius (1819) nach Berlin, welcher damals kurz vorher sein chemisches Mineralsystem bekannt gemacht hatte. Da das Resultat von Mitscherlich's Untersuchungen alle Entwürfe, welche von Krystallographen, insbesondere von Hauy dagegen gemacht worden waren, widerlegte, so untersuchte Berzelius mit besonderer Sorgfalt die einzelnen Thatsachen, welche Mitscherlich ihm vorlegte, und da er diese bestätigt fand, so schenkte er Mitscherlich so sehr sein Zutrauen, daß er, bei der Besetzung der chemischen Professur in Berlin zu Rathe gezogen, ihn dazu vorschlug. Mitscherlich wurde daher 1821 zum Professor der Chemie und zugleich von der Akademie zum Mitglied für die Chemie an Klaproth's Stelle ernannt, nachdem er sich seit 1819 in Stockholm aufgehalten hatte, wo er in Berzelius's Laboratorium arbeitete. Bei seinem Aufenthalt in Fahlun suchte er sich Rechenschaft von dem chemischen Proceß zu geben, welcher beim dortigen Kupferausschmelzen stattfindet, und fand bei dieser Untersuchung, daß die Schlacken dort theils in der Form des Olivins in der des Au-

gits beim Erkalten kryſtalliſiren. Die chemiſche Unterſuchung dieſer Kryſtalle zeigte gleichfalls auch in der Zuſammenſetzung eine Uebereinſtimmung mit den natürlichen Kryſtallen; durch dieſe Beobachtung aufgemuntert, kam er dahin, den größten Theil der in der Natur vorkommenden und bei einer hohen Temperatur gebildeten Mineralien in derſelben Form und mit denſelben phyſikaliſchen Eigenſchaften durch Zuſammenſchmelzung ihrer Beſtandtheile darzuſtellen und bei verſchiedenen metallurgiſchen Proceſſen aufzufinden. Bei ſeiner Zurückkunft nach Berlin fand er, daß man den Schwefel in zwei verſchiedenen Formen, je nachdem die Temperatur, bei welcher man ihn kryſtalliſiren läßt, verſchieden iſt, erhalten kann; eine Thatſache, für welche noch viele Beweiſe nachher entdeckt worden ſind. In dieſem Jahre wurde ihm dadurch, daß er das Goniometer mit Vorrichtungen verſah, durch welche die Winkel der Kryſtalle bis auf zwei Secunden beſtimmt werden können, möglich, die Veränderung der Winkel an den Kryſtallen durch die Wärme zu beſtimmen, aus welcher Unterſuchung folgte, daß die, welche nicht zum regulairen Syſtem der Kryſtalle gehören, verſchieden nach den verſchiedenen Richtungen ausgedehnt werden. Außer den, meiſt in Poggendorff's „Annalen“ enthaltenen einzelnen Abhandlungen, worin er ſeine eignen Unterſuchungen bekannt gemacht hat (die letzte über die Manganſäure und den Speichel des Menſchen), erſcheint jetzt von ihm ein durch Gründlichkeit, Präciſion und Eleganz gleich ausgezeichnetes „Lehrbuch der Chemie“ (1. u. 2. Heft des 1. Bandes, Berlin 1829—31), ſowie auch ein „Lehrbuch der Kryſtallographie“. Die ganze bisherige Thätigkeit Mitſcherlich's hat gezeigt, daß er nicht nur zum Beobachter geboren iſt, ſondern auch ſeine Beobachtungen auf fruchtbare Punkte zu lenken und auf ſcharfſinnige und gründliche Weiſe Reſultate daraus abzuleiten weiß. Faſt alle Entdeckungen deſſelben zeichnen ſich durch ein eigenthümliches Intereſſe aus und haben großentheils neue Blicke in der Chemie und Phyſik eröffnet, ſodaß ſein Name ſtets in der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaften unter Denen glänzen wird, denen ſie Fortſchritte in größerm Maßſtabe verdankt.

Mittag, diejenige von den 4 Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Geſtirne, von unſerer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer ſcheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — Mittag oder Mittagszeit, der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts tritt. Die Aſtronomen fangen den Tag von Mittag an und zählen nach einander 24 Stunden bis zum nächſten Mittag fort. Die bürgerliche Zeitrechnung hingegen in Deutſchland und den mehrſten europäiſchen Ländern fängt in dem Augenblicke der Mitternacht den Tag an. Von dem wahren iſt der mittlere Mittag verſchieden; jener erfolgt bald früher, bald ſpäter als dieſer, und iſt nur 4 Mal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitgleichung (ſ. d.) gibt den Unterſchied an. — Mittagsfläche (lat. Planum meridiani), i. d. Aſtron. eine Ebene durch den Scheitelpunkt und die Weltaxe. Da die Himmelskugel ſich täglich einmal um die Weltaxe zu drehen ſcheint, ſo muß auch, in Gemäßheit dieſer Vorſtellung, ein jeder Punkt derſelben dem Scheitelpunkte am nächſten kommen (culminiren), wenn er ſich in der gedachten Ebene befindet; dieſe muß alſo durch die Mittagsgegend gehen und davon heißt ſie die Mittagsfläche. — Mittagshöhe, diejenige Höhe eines Sternes, da er in der täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen iſt, und

wo er gerade die Mitte seines Wegs vom Aufgange bis zum Untergange erreicht. — Mittagskreis oder Meridian heißt bei den Astronomen der große Kreis der Himmelssphäre, welcher durch die Pole, sowie durch den Zenith und Nadir geht, den Aequator unter rechten Winkeln schneidet und die Sphäre in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln, die östliche und westliche, theilt. In der Geographie nennt man Mittagskreis oder Meridian denjenigen Kreis, welcher durch die Pole und irgend einen bestimmten Punkt der Erdoberfläche geht. Er durchschneidet senkrecht den Aequator und alle Parallelen (mit dem Aequator gleichlaufende Kreise) an zwei gegenüber liegenden Punkten. Es lassen sich daher so viele Mittagskreise denken, als auf dem Aequator, oder irgend einem Parallel, Punkte neben einander liegen können. Alle diese Kreise liegen mit dem gleichnamigen himmlischen Kreise in einer Ebene, d. h. auf jedem Punkte eines Erd-Meridians läuft derselbe Meridian des Himmels durch den Zenith. Der erste Meridian, d. i. diejenige Stelle, von welcher man die Grade der Länge zu zählen anfängt, wird von den neuern Geographen verschiedentlich angenommen. Es ist ganz gleichgültig, welchen Meridian man zum ersten machen will. Seit dem 17. Jahrh. zogen die französischen Geographen denselben durch die westlichste der canarischen Inseln, durch Ferro. Seitdem haben sich die meisten Geographen, besonders die französischen und die deutschen, vereinigt, denjenigen Mittagskreis, der 20 Grad westlicher liegt, als der Meridian der pariser Sternwarte, für den ersten gelten zu lassen. Dieser Kreis geht gerade mitten über die Insel Ferro. Die Astronomen nehmen den Meridian ihrer Sternwarten für den ersten an, so die Engländer den Meridian von Greenwich, wo ihre vornehmste Sternwarte sich befindet. — Mittagslinie, die gerade Linie, in welcher sich der Horizont und die Mittagsfläche oder der erweitert gedachte Mittagskreis durchschneiden. Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht stellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Man hat zu astronomischem und geographischem Gebrauche die Mittagslinie gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen. Eine solche Verlängerung der Mittagslinie der pariser Sternwarte unternahm zuerst Picard; J. D. Cassini setzte sie bis Collioure, und J. Cassini, Miraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreises der Erde. Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomen, d. h. mit einer Veranstaltung versehen, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Augusts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomen errichtet, später zu Florenz, Bologna, Paris. — Mittagspunkt od. Südpunkt, der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte an derjenigen Seite des Himmels, welche vom Nordpol abgekehrt ist. Es ist einer von den 4 Haupt- oder Cardinalpunkten, durch welche im Horizonte die vier Hauptgegenden bestimmt werden. Vgl. Mathem. Geographie und Walch's „Einleitung in die math. Geographie" (3. Aufl., Götting. 1807).

Mittelalter, das, umschließt eine Hauptperiode der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts, die Zeiten vom gänzlichen Verfalle des römischen Reichs bis zur Reformation, von 400 n. Chr. (nach

Einigen 800, oder Karls des Großen Zeit bis 1500. Während derselben erfuhr das äußere und innere Leben der Völker eine so tief in alle Verhältnisse des Staats, der Kirche und der Familie eindringende Umwandelung, daß das Mittelalter ebenso sehr von der alten, oder der griechisch-römischen, als von der neuen Zeit, der eigentlich europäischen, sich unterscheidet. In der alten Zeit beherrschte der Staat (in Griechenland, Carthago und Rom), durch Waffenkunst und sinnlich-geistige Volksbildung unterstützt, alle mit dem Mittelmeer in Verbindung stehende Länder; im Mittelalter erhob sich, zugleich im Morgen- und im Abendlande, dann auch im Norden von Europa, die Kirche, und durch sie, die der Macht einer Idee unterworfene, dunkle Gemüthswelt über rohe Staatsformen, welche das Freiheitsgefühl tapferer Völker erschaffen hatte; in der neuen Zeit ringt die Begriffswelt des europäischen Zeitgeistes nach der Herrschaft über alle Formen der gesammten Außenwelt, seit an die Stelle der Kirche die Macht der öffentlichen Meinung trat. Das Mittelalter gestaltete sich von Rom und Mekka aus, durch Völkerkampf und Bekehrungseifer; beide verwickelten mit einander den Norden und den Süden, den Orient und den Occident. Jene in ihrem Umfange wie in ihrer Dauer gleich ungeheuere Bewegung: der Völkerzug der Hunnen und Gothen; das Vordringen der Slawen; die Eroberungen der Araber; die Einbrüche der Avaren und Magyaren; die kühnen Thaten der Normannen; der Heldengeist der Kreuzfahrer; die gleichzeitige Erschütterung des Kalifats durch türkische Hordenführer; hierauf die Eroberungen der Mongolen und Tataren; endlich die der osman. Türken: alle diese Völkerwanderungen (vgl. d.), welche von den Säulen des Hercules bis zur chinesischen Mauer hin, neue Stämme und Sprachen, neue Reiche und Gesetze, neue Ideen und Sitten aus der Trümmerwüste der alten Welt hervorriefen, mußten die Einbildungskraft auf das Höchste spannen und den Willen zu großen Unternehmungen hinreißen. Als sich endlich der Ländersturm gelegt hatte, da blieb dem Gemüthe der edleren Völker die Begeisterung und ihrem Willen die männliche Kraft. Aber dem Verstande war nicht Ruhe noch Freiheit genug geworden, um sich klar zu machen, was in und außer dem Menschen vorging; daher die Unform im Wissen und Urtheil. Dieses dreifache Verhältniß bestimmt den geistigen Charakter des Mittelalters. Ueberall, besonders in Deutschland, seit den Zeiten der schwäbischen Kaiser, wirkten fast nur Genie und Gemüth. Beide gaben dem Muthe Kraft und dem Willen Ausdauer. Daraus entstanden des Rohen Herrschbegier und Tapferkeit, des Gebildeten Frömmigkeit und Fleiß in kühnen Werken. Beide erschraken vor keinem Hindernisse, und beide brachten Außerordentliches hervor. Aeußere Begebenheiten, der Fortschritt der Entwickelung und die großen Folgen derselben, scheiden von einander in so viel einzelnen Zeiträumen, das rohe, das heroische, das romantische und das glorreiche Leben des Mittelalters. 1) Die Zeiten der Völkerwanderungen eröffnen dasselbe, von den Westgothen (400) an, die in Hispanien freie Volkreiche aufbauten, bis zu den Franken, die das Frankenreich in der Mitte von Europa und unter Pipin (756) den Kirchenstaat aufrichteten; eine Zeit voll Graus und Trümmern, in welcher rohe Gewalt Mitteleuropa erschütterte und Roms Weltherrschaft vernichtete. In Konstantinopel allein erhielt sich noch (bis 1453) das äußere Kunstgebäude der griechisch-römischen Welt; aber seiner Grundfeste beraubt, zerbröckelte es allmälig: denn der Geist, der in demselben wohnte,

war nicht mehr der alte classische, sondern ein gespenstiger Unhold von griechischem Leichtsinn und römischem Hochmuth. In dieser Zeit entstand der Völker-, Sprachen- und Länderunterschied des germanischen, des germanisch-römischen und des slawischen Europas. Im Orient erschuf mit unwiderstehlicher Gewalt der Islam durch die Hoheit des Gedankens an den einigen Gott und durch die anschauliche Vorstellung von dem Paradiese des Tapfern, welche die Einbildungskraft des Arabers ergriffen, eine neue Welt, die von Chinas Grenzen an, über Afrika hin, nach Europa, bis an die Pyrenäen sich ausdehnte. Kein Volk und kein Staat hat sich so wunderbar schnell aufgeschwungen als die Araber und das Kalifat (s. d.); aber in keinem hat auch das Genie der Einbildungskraft und des Mythes, von religiösen Ideen unterstützt, schwächere Feinde bekämpft als dort unter Mohammeds Prophetenfahne. 2) Hierauf bewegte, von 756 bis 1096, die Heldenzeit der Deutschen und Normannen das Völkerleben in Europa, wo das Lehnwesen (s. d.) der bürgerl. Ordnung (nicht der Freiheit) widerstrebte und die Staatskunst der Kirche allein das kriegerische Zeitalter zu zügeln und den Norden zu civilisiren verstand; selbst im Orient, wo die weltliche Macht des Kalifats, nach der glänzenden Periode der Abbassiden, ebenso schnell versank, als sie aufgeblüht war, gehorchten die Eroberer von Mittelasien und Nordafrika, die seldschukidischen Türken, dem Islam. Doch dauerte mitten unter ihnen noch fort der Ruhm der Arabischen Literatur (s. d.) am Euphrat, wie an den Pyrenäen. Auch durch den Handel traten Araber und Perser mit Rußland und Skandinavien in unmittelbare Verbindung, seit dem 9. bis zu dem 15. Jahrh. Dagegen nimmt man in dem Raume des bürgerlichen Lebens im Abendlande während dieses Zeitraums nur wenig lichte Punkte wahr, wo eine edlere Thätigkeit für die Sache der Menschheit und für die Nachwelt, damals die Sache Gottes und der Kirche genannt, wirksam ist. Zu diesen erfreulichen Erscheinungen gehören: Alfreds des Großen wohlthätige Regierung in England (872 bis 900), das Gegenstück von der 60 Jahre später errichteten Mönchsherrschaft des heil. Dunstan; ferner Heinrichs I. versorgende und schützende Verwaltung in Deutschland, wodurch er dem Abendlande vor neuen Einbrüchen der Barbaren an der Donau und Elbe ein starkes Bollwerk gab (919—936); dann die für die Erweckung des deutschen Kunstgefühls so wichtige, durch Otto den Großen (962) gegründete, Verbindung Deutschlands mit Italien; insbesondere aber den heldenmüthigen Bekehrungseifer großer Männer, welche die Kirche in den Norden sandte, wie Ansgarius (st. 865) und wie Adalbert (den die Preußen erschlugen 997) war; vor allen endlich Gründung der isländischen Republik, wodurch freie Normannen in dem von ihnen entdeckten Eilande im 10. Jahrh. die Literatur des skandinavischen Nordens und eine Cultur gründeten, deren Denkmale, die Edda, die Skaldenlieder und die Sagas (s. d.), noch vorhanden sind (vgl. Island und die von der isländ. liter. Gesellschaft in Kopenhagen herausgeb. „Sturlunga Saga“; ein merkwürdiges Denkmal alter Zeit, welches eine treue Schilderung der Sitten des Mittelalters und Nachrichten von den spätern Schicksalen der isländ. Regierung gibt). — Wie die europäische Germanenrepublik, so hatte die Kirchenrepublik einen gemeinschaftlichen Vertreter, den Papst zu Rom, ihr Oberhaupt, diese beiden, Kaiser und Papst traten zu einander in Verhältniß als Repräsentanten des geistlichen und weltlichen Europas. Sie wirkten unter An-

erkennung wechselseitiger Unabhängigkeit zusammen für die Ordnung und den Frieden. Es war eine große Idee, die des verbündeten Kaiser- und Papstthums. Sie gab Europa Das, wornach man nachher so vergeblich durch die Idee des politischen Gleichgewichts strebte. Wir verweisen hier auf Fr. Schlegel's vortreffliche Ausführungen und Vorlesungen über die neuere Geschichte und zwar 6. und 7. Vorlesung. Bei Verhältnissen der Gleichheit wird sich immer mit der Zeit ein Uebergewicht des Einen oder Andern ergeben, und alsdann schwankt auch wohl das Uebergewicht von einer Seite zur andern. Es lag in der Idee des Kaiser- und Papstthums, daß der Kaiser den Papst und dieser jenen zu bestätigen und anzuerkennen hatte. Die Kaiser vermittelten streitige Papstwahlen, die Päpste streitige Kaiserwahlen. Dieses war ganz in der Ordnung, da es beiderseits keine höhern Gewalten, die Schiedsrichter hätten seyn können, gab. Es konnte daraus keine Oberherrschaft des einen oder des andern Theiles abgeleitet werden, indessen allmälig wurde es versucht. Kaiser Heinrich III. griff sehr streng in Rom durch und es lag unstreitig ebenso im Plane dieses Kaisers, die Kirche zu beherrschen, als das Reich in seiner Familie erblich zu machen. Die Gegenwirkung fand sich unter Heinrich IV. (Vgl. d. und Gregor VII.; s. Deutschland, Italien, Bonifaz VIII., Papst ꝛc.). — Die dritte Periode des Mittelalters umfaßt die der Kreuzzüge, des Rittergeistes und des Aufblühens des dritten Standes, von 1096—1325. Der Rittergeist, aus Frömmigkeit, Tapferkeit, Liebe und Großmuth von der Dichtkunst (vgl. Ritterpoesie und Minnesinger) gebildet, gab diesem Zeitalter das Gepräge des Romantischen (vgl. d.). Der romantische Geist entwickelte sich zuerst in Spanien aus dem begeisterten Kampfe der Christen mit den Mauren (714—1498); hierauf bildete er sich aus in Italien und durchdrang das ganze germanisch-römische und germanische Europa. In Spanien wurde der große Cid (s. d.) das Vorbild der christlichen Ritter in der Romanze, wie es in dem deutschen Heldengesange der Fabelkreis der Nibelungen (s. d.), in dem britischen, König Arthus und seine Tafelrunde, und im altfranzösischen, Karl der Große und seine Pairs waren. (Insbesondere ist hierüber nachzulesen, von Dobeneck "Des deutschen Mittelalters Volkssagen und Heroenglauben", 2 Thle., Berlin 1815.) Durch die Kreuzzüge und das Turnierwesen (s. dd.) wurden die Sitten und der Geist des Ritterthums allgemeiner und nach dem Muster der geistl. Ritterorden (s. Johanniter-, Deutscher Orden und Tempelherren) gewissen Maßregeln unterworfen, welche die Bildung der höheren Stände begründeten. In dieser Zeit des christlich-romantischen Heldenmuthes erweiterte sich der Seehandel der freien italienischen Städte, wie der Völkerverkehr überhaupt; auch die deutschen Städte blühten auf durch Kunst und Gewerbe (s. Baukunst und Hanse); und der dritte Stadt fühlte die Kraft seines auf Fleiß und Unternehmungsgeist gegründeten Wohlstandes, besonders, seit ihm der Zutritt zu den Reichsversammlungen in Aragonien, in England und in andern Ländern (wie von Philipp dem Schönen in Frankreich 1303) geöffnet ward. Zu gleicher Zeit sank die Macht der Päpste, zuerst in Frankreich; die Fesseln der Leibeigenschaft wurden gelöst, zuerst in Italien; das römische Recht drang von Bologna her in die bürgerliche Gesellschaft ein, und eine geordnetere Verfassung ging hervor aus dem Siege der Monarchie über die Aristokratie des Lehnswesens, selbst in dem fehdelustigen Deutschland. Unter

berühmten Lehrers; die Begierde zu lernen, für die weder Alter, noch Stand, noch erlauchte Geburt ein Hinderniß war. Dem unglücklichen und beredten Abälard, dem Urheber der scholastisch-aristotelischen Philosophie im 12. Jahrh., folgten seine Schüler selbst in die Einöde und bauten sich Hütten um seine Zelle, damit sie den Unterricht des geliebten Lehrers nicht verlören. Indeß arteten freilich auch die Facultäten in geschlossene Glieder aus, die Bettelorden drängten sich auf alle Lehrstühle ein und verfochten mit mönchischem Parteigeist, was irgend einer aus ihrer Mitte gelehrt hatte. Der Streit der Nominalisten und Realisten (welche allgemeinen Begriffen Realität zuschrieben) trennte um 1400 die ganze philosophische Welt; ein Streit, der auch auf dem Markte mit Schwertern durchgefochten ward. So gerieth die freie Untersuchung ins Stocken und die Wissenschaften wurden mehr und mehr als ein Handwerk betrieben. Erst der neuern Zeit war es vorbehalten, das Licht der Erkenntniß anzuzünden, welches im Mittelalter wohl Funken warf, aber nicht zur glänzenden Flamme sich erheben konnte. Dieß geschah, als nach dem Zeitalter der Mediceer durch den Gedankenumtausch ein reicheres geistiges Leben erwachte und mit ihm das unsichtbare Reich der öffentlichen Meinung entstand. Dieß sind die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuerer Geschichtschreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienste genannt hat. — Schließlich fassen wir nochmals die Hauptepochen zusammen. Auf die Bildung der einzelnen germanischen Staaten, zunächst nach der Völkerwanderung, folgt nach einigen Jahrhunderten die Universalmonarchie Karl des Großen. Sie hatte kurzen Bestand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Christenheit unter einem geistlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrschaft des neu erweckten römischen Kaiserthums: eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Gestaltungen der europäischen Staaten nach dem Falle der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Saracenen im Süden, der Normänner im Norden und Westen, der Ungarn im Osten, deren aller die germanische Kraft endlich Meister wird. Colonien der Normänner in Frankreich, Italien und England. Von diesen romantischen Abenteurern vornehmlich geht der Rittergeist aus, der ganz Europa durchdringt. Das Christenthum dringt in die slawischen Länder. Kämpfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm zerrütteten die Christenheit. Die Idee ihrer Einheit sowie des Ritterthums wird verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entstehung der Städte, des dritten Standes. Orientalischer Handel über Italien in den Abend und durch die Hanse in den Norden. Verderbniß der Geistlichkeit in 2 Epochen, nach Karl dem Gr. und nach Gregor VII. (nicht durch Beide). Bettelorden und Inquisition. Verfall des kaiserl. Ansehens in Deutschland und Italien; Zerrüttung dieser Länder durch das Faustrecht; desto mehr Festigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunst und Wissenschaft; Universitäten. Die Päpste durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und das große Schisma erniedrigt. Concilien zu Konstanz und Basel. Untergang des griechischen Kaiserthums, daher einerseits Bedrohung des Abendlandes durch die Türken, andrerseits Verbreitung byzantinischer Gelehrsamkeit. Buchdruckerkunst, Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Ostindien, Reformation. S. Rühs's „Handb. der Geschichte des Mittelalters" (Berl. 1818); Rehm's Handb.

der Gesch. des Mittelalters" (Marb. 1821 fg., 2 Bde.); Hallam's "Geschichtl. Darstellung des Zustandes von Europa im Mittelalter", a. d. Engl. von Halem (Lpz. 1820, 2 Bde.); Berington's "Literary history of the middle âges etc." (London 1814); A. v. Tillier's "Gesch. der europ. Menschheit im Mittelalter" (4 Th., Frkf. a. M. 1829); Leo's "Lehrbuch der Gesch. des Mittelalters" (Halle 1829); Annales du moyen âge" (bis 800) (8 Bde., Paris 1825); Hüllmann's "Städtewesen des Mittelalters" (3 Bde., 1825—28); v. Savigny's "Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter" und die für die Gesch. des Mittelalters wichtige Urkunden-Samml. in den "Monum. Boica" (27 Bde.) und "Mon. Boic. nova collectio" (2. Bd., 1830). Um eine anschauliche Vorstellung zu erhalten von dem damaligen gesellschaftlichen Zustande, von der literarischen Ausbildung und dem herrschenden Tone unter den höhern Ständen in Konstantinopel ist das Werk der Anna Komnena wichtig. Ueber das Mittelalter Italiens s. Sismondi's "Hist. des républiques italiennes etc." (3. Aufl., Paris 1825, 16 Bde.).

Mittelamerika. Die Republik der Vereinigten Staaten von Centro-Amerika entstand ohne Blutvergießen, als sich die Conföderation von Guatemala, San-Salvador u. s. w. den 21. Sept. 1821 für unabhängig von Spanien erklärte und am 10. Juli 1823 von dem mexican. Bundesstaate trennte, worauf sie sich als unabhängiger Bundesstaat eine der nordamerikan. ähnliche Verfassung gab. Schon am 15. Sept. 1821 hatte Guatemala eine provisor. Regierung errichtet; die Unabhängigkeitserklärung der Republik ist vom 1. Juli 1823 datirt. Ihr politisches und Handelsinteresse ist gänzlich verschieden von den Interessen der Republiken Mexico, Venezuela und Neugranada, zwischen welchen in der Mitte sie auf den hohen Tropenländern der Anden (8° 46′—17° 51′ N. Br.) am atlantischen und am Australocean liegt. Diese Gegenden wurden schon 1502 von Columbus entdeckt. Auch hier herrschte eine der mexicanischen ähnliche Civilisation. Nach der Eroberung Mexico's sandte Cortez ein kleines Heer von Spaniern und Mexicanern 1528 hierher, welches das Land bis 1548 mit geringem Widerstande in Besitz nahm; nur die tapfern Indianer von Honduras, die Moskos und die Poyais, behielten ihre Freiheit und haben sie bis auf den heutigen Tag behauptet. Die Hauptst. Guatemala und das Land haben den Namen von dem Aztekenworte Guanhtemali, faules Holz, der inländ. Bezeichnung des Campecheholzes. Cortez legte die Städte Guatemala und San-Salvador an. Keine Colonie hat Spanien weniger Blut gekostet als das Vicekönigreich Guatemala; aber in keiner hatte es auch einen so edeln Missionar, als Las-Casas war. Das Innere des Landes bildet Hochebenen von 3—4000 Fuß Höhe, die Fortsetzung der Anden, die bei Panama kaum 800 F. hoch, hier sich immer mehr erheben, ihren höchsten Rücken an der Westküste entlang ziehen, wohl aber nirgends Gipfel von mehr als 10.000 F. bilden; nach Osten senden sie niedrige Landrücken. Die Küsten sind mehr ausgezackt und bilden viel bessere Häfen als in Mexico. Guatemala hat viele Vulkane, vorzüglich in der Gegend des Nicaragua-Sees, und leidet sehr an Erdbeben. Die Hochebenen sind sehr fruchtbar, ebenso auch die Küsten bei weitem mehr als in Mexico. Das Land ist sehr gut bewässert und unzählige Flüsse (worunter 23 schiffbare), wenn auch von kurzem Laufe, fallen beiden Meeren zu. Der größte Landsee ist der von Nicaragua, 160 QM. groß, von herrlichen

5—10.000 F. hohen Bergen und Vulkanen umgeben; er steht im NW. mit dem See von Leon, 10 QM. groß, in Verbindung und ergießt seine Gewässer in die Guatemala-Bai durch den bedeutenden Fluß St.-Juan. Oestlich ist der See nur durch einen aber zum Theil bergigen Landstrich von 5 Meilen Breite vom Austral-Ocean getrennt, und hier könnte mit Hülfe des kleinen nach W. fließenden Flusses Tosta vielleicht am besten die unendlich wichtige Verbindung beider Oceane bewerkstelligt werden. Da dieser Staat in der heißen Zone liegt, so findet hier eine trockene und nasse Jahreszeit statt, und die Küstengegenden sind wegen der feuchten Hitze dem Ausländer sehr ungesund. Auf den Küsten von Nicaragua wehen im Aug., Sept. und Oct. mit Regengüsse vermischte Stürme aus NO. und ONO., welche Papagays heißen und die Schifffahrt sehr hindern. Die wichtigern Produkte sind: Indigo (den besten, 5 Mill. Fl. an Werth), Getreide, Mais, Baumwolle, Cacao, Zucker, Sassaparille, Tischler- und Färbeholz (Campecheholz), Sesam, Taback, Chiapapfeffer, Vanille, Caffee, Gummi, Balsam, zahmes Vieh, Affen, Colibris, Papageien, Gürtelthiere, Eidechsen, Cochenille, Zorilla (Art Füchse), Quezalvogel (dessen prächtiges Gefieder von den alten indischen Häuptlingen als das kostbarste Geschenk, das sie machen konnten, angesehen wurde), Fische, Purpurschnecken (an der Westküste mit einer kostbaren Farbe), Perlen, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Talk, Seesalz ꝛc. Der Kunstfleiß liefert seidene, baumwollene und wollene Gewebe, Leder, Fayence, irdenes Geschirr ꝛc.; die Indier sind geschickt im Holzauslegen ꝛc. Zur Ausfuhr kommen Indigo (für mehr als 2 Mill. Fl.), Cacao, Vanille, Chiapapfeffer, Reis, Balsam, Terpentin, Gummilack, Ambra ꝛc. Eingeführt werden deutsche und franz. Leinwand, englische und franz. Baumwollwaaren, franz. und span. Tücher, Seidenwaaren und Weine. Die Einfuhrzölle sind gering, und alle Landeserzeugnisse können zollfrei ausgeführt werden, mit Ausnahme des Goldes und Silbers, Indigo, Balsam, Cacao und Rum. Von Gold und Silber werden 4 Proc. und auch von den übrigen Artikeln eine mäßige Abgabe bezahlt. Die vorzüglichsten Häfen sind Acajutla und Isabel im Golf des süßen Wassers, Omoa, Trurillo und St.-Juan am atlantischen, Realejo am stillen Ocean, an dem auch eine neue, zum Hafen von Guatemala bestimmte Stadt, Puerto Libertad, gebaut wird. Die europ. Spanier und alle Ausländer haben gleiche Rechte mit den Eingeborenen; am 7. Juli 1828 aber verbot die Regierung allen Verkehr mit den Spaniern und selbst die Einfuhr span. Produkte. Engländer und Nordamerikaner durchstreifen diese reiche Republik, wo große Gold- und Silberschätze in den Händen der Grundbesitzer sind, und machen wichtige Anlagen. Die Republik begreift 5 Provinzen: Guatemala, welche den Hauptbestandtheil bildet, Nicaragua, Honduras, San-Salvador und Costarica, zusammen 9600 QM., mit 1.970.000 Bew. in 12 Städten, 21 Villas und über 700 Dörfern, ohne die Orte der freien Volksstämme. Der am 5. März 1825 eröffnete Congreß der Union (ein Senat von 12 und eine Repräsentantenkammer von 42 Mitgliedern) besitzt die gesetzgebende Macht; ein Präsident, auf 3 J. ernannt, steht an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Er ernennt 3 Minister und hat einen vom Volke ernannten Verwaltungsrath zur Seite. Die kathol. Religion ist Staatsreligion. Den Capetonen hat man allen Einfluß genommen. Auch hier, wie in den andern südamerikan. Republiken, hat der Staat schon Anleihen in England (1.428.571

Pf. St.) gemacht. Nach dem Colonisationsgesetze vom Jan. 1824 bekommen Fremde auf Ansuchen das volle Bürgerrecht. Jeder Ansiedler erhält 1000 QR. Land und ist 20 J. abgabenfrei. Sklaven werden durch den Eintritt auf das Gebiet der Republik frei. Der Anbau der Cochenillestauden (sonst nur in der mexicanischen Provinz Oaxaca vorhanden) vermehrt sich außerordentlich. Aus dem Ertrage der Goldminen wurden über 1000 Mark Goldes ausgemünzt. Die Flagge der Union besteht aus 3 Streifen, blau, weiß und blau, mit 3 Vulkanen (welche die 3 größten Provinzen, Guatemala, Honduras und Nicaragua, bezeichnen) unter einem Regenbogen und der Aufschrift: Dios, Union, Liberdad. Die Einkünfte betragen gegen 2 Mill. Gulden, die Staatsschuld 14 Millionen. Die Linientruppen betragen 2000, die Miliz 80.000 M. — Seit 1827 wird diese Republik durch Parteiung zerrüttet, und 1828 brach ein blutiger Bürgerkrieg zwischen den Prov. Guatemala und S.-Salvator aus. Am 9. April 1829 nahm der General Morazin die Stadt Guatemala ein, und die aristokratische Partei der Ultras oder Spanischgesinnten schien vernichtet, indem man am 11. Juli 1829 alle Franciscaner, Dominicaner, den Erzbischof von Guatemala, viele Officiere und den Vicepräsidenten Mariano de Beltramna verbannte. Allein der geächtete Oberst Dominguez zog im Jan. 1830 an der Spitze eines sogen. Restaurationsheeres gegen Morazin, um den von diesem General berufenen Congreß aufzulösen, dessen Beschlüsse von den Staaten Costarica und San-Salvador für nichtig erklärt wurden; auch dauerte der Bürgerkrieg zwischen den Staaten Nicaragua und Honduras fort. — Präsident der Republik war 1830 Dionys Herrera, Vicepräsident Greg. Roches. — Guatemala la nueva, die Hauptstadt, 15 Meilen vom Austral-Ocean, in einem schönen Thale am Flusse Vacas, wurde erst 1774 erbaut, ist aber regelmäßig und schön. Der große Marktplatz in der Mitte ist mit einem Springbrunnen verziert und von schönen Gebäuden umgeben. Die Straßen sind alle regelmäßig und breit, aber die Häuser nicht hoch, weil die Stadt häufigen Erdbeben ausgesetzt ist. Sie hat eine Universität, die aber freilich nicht viel bedeutet. Die Einw., über 30.000, treiben mancherlei Künste und Gewerbe, vorzüglich verfertigen sie treffliche Fayance. Obgleich kein Hafen vorhanden und der Fluß nicht schiffbar, so hat Guatemala doch sehr bedeutenden Handel mit Mexico und Vera Cruz. Das alte Guatemala liegt 5 M. weiter nach dem Innern; sie war einst eine schöne volkreiche Stadt, litt aber Jahrhunderte lang an Ueberschwemmungen und Erdbeben, bis endlich das Erdbeben von 1773, welches 5 Monate anhielt und den größten Theil der Stadt vernichtete, die Einwohner bestimmte, den Ort zu verlassen. Jetzt wohnen in den Trümmern etwa 8000 Indianer und andere Farbige. In der Provinz Ciudad-Real hat man im 18. Jahrh. die unter Lava und Asche verschütteten Trümmer einer alten indianischen Stadt, Palenque, entdeckt, worunter Tempel und Monumente, mit Hieroglyphen bedeckt, sich befanden. — Zwei Landstriche (Taguzgalpa und Tolagalpa), die zu der Union gehören und von den Europäern nie unterworfen waren, sind von den unabhängigen Moscos oder Mosquitos und andern Stämmen bewohnt. Die nach ihnen benannte Mosquitoküste bis zum Vorgebirge Gracias a Dios hat der Congreß von Colombia 1824 für einen Bestandtheil des Gebiets von Colombia erklärt. Ein Theil jener Küste, die Landschaft Poyais (s. d.), mit der Hauptst. gl. N., hatte

der schottische Abenteurer Mac-Gregor zum einem besondern Staate erhoben. Guatemala hat ein Eingeborener, Domingo Juarros, genau beschrieben; ebenso Francia de Fuente und der Brite Thompson (1829).

Mittelländisches Meer, Mittelmeer, das Grenzgewässer zwischen den drei Haupttheilen der alten Welt, ein großer Busen des atlantischen Weltmeers. Der Flächenraum desselben wird gewöhnlich auf 40.000 QM. geschätzt. Mit dem Weltmeere steht es durch die Straße von Gibraltar in Verbindung, wo Europa und Afrika am meisten sich nähern. Die Meerenge ist auf der afrikanischen Küste gegen 7 Meilen lang; die Breite derselben ist verschieden; die geringste beträgt 2 Meilen. In der Mitte der Meerenge bemerkt man einen Strom aus dem Weltmeer in das mittelländische Meer, und an jeder Seite eine andre Strömung, die längs den Küsten in entgegengesetzter Richtung aus dem mittelländischen Meere in das Weltmeer geht. Die Seitenströme sind weit schwächer als der mittlere Strom, und können das eingeströmte Wasser nicht wieder heraus senden. Ueberdieß findet eine ähnliche Einströmung aus dem schwarzen Meere statt, und zahllose Flüsse (Ebro, Rhone, Po, Donau, Dniester, Dnieper, Don, Kuban und Nil) gießen sich in den weiten Busen. Sehr schwer ist es daher zu erklären, wo diese Wassermasse bleibt, da das Meer keine Zunahme erleidet, und wenn es höher würde, mit Gewalt in das Weltmeer strömen müßte. Manche glaubten, es habe mit dem Weltmeere eine, unter seinem Boden hinlaufende Verbindung. Buffon nahm an, es seyen von Zeit zu Zeit große Höhlen auf dem Boden des Meeres eingesunken, welche die Wasserfälle verschlungen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß dieses Meer seinen Ueberfluß durch ungewöhnlich starke Ausdünstung verliert, die vielleicht durch den, unter dem Boden desselben befindlichen Feuerherd verursacht wird. Zwar hat das Meer kaum merkliche Ebbe und Fluth, ausgenommen in dem Meerbusen von Venedig und an den Küsten von Tripolis, aber es kann doch ein großer Theil des Wassers sowohl durch die Winde als die Hitze von der Erde eingesogen werden. Theile und Busen des mittelländischen Meeres sind: das hetruriſche, das adriatische Meer; der syrtische Busen auf der Küste von Afrika und der eilandreiche griechische Archipelagus. In der nordöstlichen Ecke dieses Busens öffnet sich eine Meerenge, welche anfangs schmal und gekrümmt, die Meerenge der Dardanellen (ehedem Hellespontos) bildet, dann in ein weites Becken, das Marmormeer (einst Propontis, Vordermeer) ausströmt, und dann wieder sich verengend, u. d. N. der Meerenge von Konstantinopel (einst Bosporos) in das schwarze Meer (einst Pontos Eurinos) ausläuft und so dieses Binnenmeer mit dem mittelländischen verbindet. Man hat den Entwurf, das mittelländische und arabische Meer durch einen Canal zu verbinden, oft zur Sprache gebracht, allein er scheint nicht ausführbar zu seyn, da die entgegengesetzten Küsten beider Meere sumpfige Niederungen sind und die zwischenliegende Ebene ohne Wasser ist. Es könnte jedoch vermittelst des Nils eine Verbindung zwischen beiden Meeren geöffnet werden. Vor Alters bestand ein Canal in dieser Richtung, der oft hergestellt wurde. Er ging von Kahira nach Kolzum, in der Gegend von Suez. Noch sind einige Spuren desselben sichtbar. S. Steel's „Chart of the Mediterranean" (London 1823; auch lithogr. in Hamburg von W. Bevers in Tonnies's „Gesch. der Barbaresken", der auch die Hindernisse des norddeutschen Handels im mittelländ. Meere von Seiten der Barbaresken zeigt.)

Mittelsalze, alle diejenigen Salze, welche aus Verbindung der Säuren mit Erden entstehen. Sonst verstand man auch hierunter die **Neutralsalze** oder diejenigen zusammengesetzten Salze, welche aus der bis zum Sättigungspunkte getriebenen Verbindung eine Säure und eines Laugensalzes entstehen, und nannte diese vollkommene oder wahre Mittelsalze, jene unvollkommene analogische oder erdichtete. Seit 20 Jahren unterscheiden aber die Chemiker die Neutralsalze von den Mittelsalzen.

Mittelstimmen, in der Tonkunst diejenigen Stimmen, welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Instrumentalmusik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola ꝛc.

Mitteltinten od. Mittelfarben, s. **Mezzotinto**.

Mittermaier (Karl Joseph Anton), badischer Geheimrath und Professor der Rechtswissenschaft zu Heidelberg, wurde den 25. Aug. 1787 geboren. Er studirte auf den Universitäten Landshut und Heidelberg, trat 1809 zu Landshut als Privatdocent auf und wurde 1811 Professor daselbst. Er folgte 1819 einem Ruf nach Bonn; seit 1821, in welchem Jahre er von dort nach Heidelberg ging, gehört er Baden an. Bei den Wahlen zum Landtag von 1831 erwählte ihn die Stadt Bruchsal zum Abgeordneten in die Volkskammer. In dieser Eigenschaft eröffnete sich Mittermaier eine einflußreiche Wirksamkeit für Gesetzgebung und constitionnelles Staatsleben, und er zeichnete sich namentlich durch eine unermüdliche Thätigkeit aus, doppelt in Anspruch genommen in den zwei letzten Monaten des Landtags, während deren er, zwischen Karlsruhe und Heidelberg hin und her reisend, zugleich seine Vorlesungen in Heidelberg hielt und gleichsam vervielfältigte. Unter seinen Motionen sind die Anträge auf Aufhebung der sogenannten Administrativjustiz, auf Abschaffung der Stockschläge als angeblichen Erforschungsmittels der Wahrheit und auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden, mit dem Huldigungseid zu verbindenden Verfassungseid bemerkenswerth. Besondere Verdienste erwarb sich Mittermaier um die Gemeindeordnung als Mitglied und Berichterstatter der Commission, sowie als Vermittler in Betreff der wiederholten Malen zwischen beiden Kammern hin- und hergewiesenen Streitpunkte mit der Adelskammer. Zu der neuen Civilproceßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hatte er schon vor den parlamentarischen Verhandlungen wesentlich mitgewirkt, da er als Mitglied in der zu deren Entwerfen berufenen Gesetzgebungscommission saß. Als Präsident von einer der fünf Abtheilungen der Kammer nahm Mittermaier Theil an der bekannten im Sept. 1831 gegebenen Erklärung derselben an die Regierung: ohne Preßfreiheit kein Budget. Als in der Sitzung vom 13. Oct. vor Eröffnung der Discussion über das Budget Welcker sich mit dem Antrag erhob, das Budget gar nicht zu erörtern, bis die zugesagten Gesetzentwürfe vorgelegt seyn würden, nahm Mittermaier unmittelbar nach Welcker das Wort und stellte den Antrag modificirt dahin, die Erörterung zwar vorzunehmen, die Abstimmung über das Ganze aber, d. h. die eigentliche Verwilligung, bis zur Erfüllung jener Zusagen zurückzuhalten. Diesem Vortrag schloß sich die Kammer auch an. Ueberhaupt galt Mittermaier mit Duttlinger mehr

für das Organ der Gemäßigten, während Rotteck und Itzstein die äußerste Linke, Welcker das deutsch-nationale Element repräsentirten, und wenn daher seine Stimme sich für irgend eine entschiedene Maßregel miterhob, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß alle Fractionen der Kammer, die Anhänger des Justemilieu etwa ausgenommen, dafür als für ein Minimum vereinigt seyen, und der Ausschlag keinem Zweifel mehr unterliege. Als Redner ist Mittermaier ausgezeichnet durch einen schönen Vortrag und eine tiefe, klangvolle Bruststimme, die er nur manchmal zu weit in die hohen Töne erhebt, durch Einfachheit und Klarheit des Gedankens und durch fließende Leichtigkeit. In Beziehung auf die Verhandlungen über die Preßfreiheit verdient noch bemerkt zu werden, daß sich Mittermaier bei dieser Gelegenheit zu Gunsten der Geschworenengerichte aussprach, und ausdrücklich seine, gegen frühere in Schriften, z. B. „Die öffentliche und mündliche Strafrechtspflege und das Geschworenengericht" (Landshut 1819), niedergelegte Ansichten vollständig geänderte Ueberzeugung erklärte. Auf dem Landtag von 1833 nebst Rotteck und Föhrenbach von der Abgeordnetenkammer zur Präsidentenwürde vorgeschlagen, ward er von der Regierung gewählt. So bewährte Mittermaier in den Reihen der Volksvertreter den Ruf, den er sich als Gelehrter und Schriftsteller in Landshut, Penn und Heidelberg erworben. Die Hauptrichtungen, in welchen er für die Rechtswissenschaft eine rühmliche Thätigkeit gezeigt hat, betreffen das deutsche Privatrecht und die Theorie des Processes. Seiner „Einleitung in das Studium des germanischen Rechts" (Landshut 1812) folgte das „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landshut 1821), das später durch die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" ersetzt wurde, welche in der vierten umgearbeiteten Ausgabe (2 Theile, Landshut 1831) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Seerecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser juristischen Disciplin gehören. Seiner Schrift: „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung" (Bonn 1820), folgten (1822—23) ein erster, zweiter und dritter „Beitrag", von welchem der letzte 1832 in der zweiten Auflage erschien, ein Werk, das für den Praktiker ebenso wichtig als für den Gesetzgeber ist. Den strafrechtlichen Proceß bearbeitete er in seinem „Handbuch des peinlichen Processes" (Bde., Heidelberg 1810—12, umgearbeitet unter dem Titel: „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzbücher", 2 Abtheilungen, 1832), in seiner „Theorie des Beweises im peinlichen Processe" 2 Bde., Darmstadt 1821) und in der „Anleitung zur Vertheidigungskunst im dreifachen Criminalprocesse" (2. Ausgabe, Landshut 1820). Er gibt mit Zachariä die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" (Heidelberg 1829 fg.), mit Löhr, Thibaut und Andern das „Archiv für die civilistische Praxis" (Heidelberg 1818 fg.) und mit Abegg, Wächter und Andern das „Neue Archiv des Criminalrechts" (Halle 1817 fg.) heraus.

Mitternacht oder **Mitternachtsgegend**, in der Schifferſprache Norden. Nach dieſer Gegend hin erblicken wir auf unſerer Halbkugel die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h. der Punkt iſt, um welchen ſich der ganze Himmel täglich zu drehen ſcheint. Mehre Sterne in dieſer Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. — **Mitternacht** oder Mitternachtszeit

ist der dem Mittage, von dem sie um 12 Stunden verschieden ist, gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von diesem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — Mitternachtspunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er ist einer von den 4 Cardinalpunkten.

Mnemonik, s. Gedächtnißkunst.

Mnemosyne, die Tochter der Uranus und der Gäa, eine der ältesten Göttinnen, zeugte nach Hesiodus mit dem Jupiter die neun Musen (s. d.) und brachte daher neun Nächte in Pierien in seinen Armen zu. Die Orphische 76. ihre gewidmete Hymne schildert sie als das Gedächtniß; daher ihr Name. Diese Seelenkraft ist bei wilden Nationen, die keine Schreibekunst besitzen, eine der vornehmsten.

Mnioch (Johann Jakob), ein durch seine Originalität im Denken, Dichten und Handeln merkwürdiger Mann, geb. zu Elbing in Preußen 1765, starb als erster Directionsrath bei der königl. preuß. Lotteriedirection zu Warschau 1804. Als Knabe sandte er einst, da er seinen Vater unverdienter Weise zurückgesetzt sah, ohne alle Kenntniß des Ceremoniels eine Bittschrift an Friedrich II., in welcher er den König mit Du anredete; sie hatte einen erwünschten Erfolg und Mnioch's Vater ward aus seiner gedrückten Lage befreit. Als Student in Jena schickte er dem König seinen „Hymnus auf Friedrich", jedoch mit einem unfrankirten Paquet, weil doch der König reicher sey als er; als ihm nun Friedrich in seinem Danksagungsschreiben bemerkte, daß er die Briefe an ihn hinführo frankiren möchte, fragte er auf der Post, was das Paquet gekostet habe, und übersendete dem König ein Achtgroschenstück mit den Worten: „Sire, hier ist das Porto". Mnioch's frühere Gedichte tragen fast alle das Gepräge der Originalität. Wieland und Herder unterstützten ihn. Schlichtegroll, Faber u. A. waren seine Freunde. In Halle, wo er die Stelle eines Hofmeisters bei dem General v. Hagen und v. Thadden annahm, lebte er mit Fischer, Fülleborn, Gräter und Lafontaine. Da ward manch hochherziges Lied von ihm gesungen. Die glückliche Idee, mitten in dem Liede der Freude, durch einen heiligen Sprecher, wie vom Altare, auch ein Wort des Ernstes an das menschliche Herz reden zu lassen, ist wahrscheinlich von ihm. Sein Lied vom Grabe („Wir werden Alle Platz und Raum ꝛc."), auf solche Art mit großsinnigen Sprüchen unterbrochen, ist in ganz Deutschland bekannt; ebenso vielleicht sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Als Declamator gelangen ihm am besten Bürger's „Lenore" und Schiller's „Schlacht". 1790 wurde er Rector zu Neufahrwasser bei Danzig, allein nach einigen Jahren fand er sich genöthigt, sich wegen einer genialen Pasquinade zu entfernen, und erhielt 1796 die Anstellung in Warschau. — Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl. In seinem moralischen Charakter war Excentricität mit Schwäche vereinigt. Sein persönlicher Umgang war, wie Herder, Fichte u. A. bekannt haben, in hohem Grade anziehend. Viele Gewandtheit im Ausdruck und die große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls machten ihn zu einem trefflichen Improvisator. Seine Gattin Maria Mnioch ward von ihm in so hohem Grade gebildet, daß er sie nach ihrem Tode, der sie im Frühling

ihres Lebens hinwegraffte, durch ihre geistvollen Aufsätze als Mitrednerin auf unsere Literaturbühne führen konnte. („Zerstreute Blätter von Maria Mniech, für Frauen und Jungfrauen eines edeln und weiblichen häuslichen Sinnes", Görlitz 1800, 2. A. 1821.) Sie hatte, was ihr ein unbefangener Geist und ahnungsvolles Gemüth eingab, oft mitten unter der Fülle von häuslichen Geschäften, mit wenigen Worten auf kleine Zettel hingeschrieben und diese dann sorglos verstreut, sodaß selbst in Waschkörben manche gefunden wurden. Die bloße Freude des sich Aussprechens, oft auch nur des leisen Andeutens, was sie fühlte und dachte, war ihr genügend; sie dachte in ihrem Leben nie daran, eine Schriftstellerin zu werden. Alles ist rein weiblich in diesen Aufsätzen; sie findet in der Liebe ihre Welt und mit Liebe sieht sie die Welt an. Sie starb 1796 zu Warschau.

Moallakath heißt eine Sammlung vorzüglicher Gedichte, welche im 5. Jahrh. v. Chr. bei den auf der Messe zu Mekka und Akath gehaltenen poetischen Wettkämpfen gekrönt, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben und nachher in der Kaaba zu Mekka aufgehängt worden waren. Das Wort bezeichnet: aufgehängt. Eins der ältesten derselben, das von Hareth, gab Knatchbull zu Oxford 1820 mit Zuzeni's Scholien und einer lat. Uebers. heraus, und Jon. Vullers (Bonn 1827) mit einer lat. Uebers. und einem Commentar, nebst 2 Gedichten eines blinden arab. Dichters Abulola (gest. 1057 n. Chr.). (Vgl. Antar.)

Mobilien (Mobilia), Alles, was von einem Orte an einen andern kann gebracht werden, wenn es nicht zu einem eigenen Gebrauche an dem Orte gewidmet oder daran befestiget ist. Also werden die von dem Erdboden abgesonderten Früchte, als das abgemähte Getreide, abgeschüttelte Obst u. s. w., nicht aber die daran fest sind, als das Getreide auf dem Halme, das am Baume hangende Obst, wie einige Rechtsgelehrte meinen, unter die Mobilien gerechnet. Dahin gehören auch Schiffe, Kellergefäße, baares Geld, das Wild, Vögel und Fische, die zur Last oder im Vorrathe, in den sogenannten Menagerien oder kleinen Thier- oder Fasangärten oder Hältern eingeschlossen werden; was aber in großen Thiergärten oder Setz- und Streichteichen steht, gehöret zu Grund u. Boden. Gold, Silber, Edelgestein, Kleinodien und Ringe ꝛc. werden auch zu Mobilien gerechnet. Hingegen was erd-, nied- und nagelfest, also auch das Braugeräthe oder die Branntweinblase in einem Brau- oder Brennhause, das Ackervieh und Geschirr auf einem Meierhofe, werden für unbeweglich geachtet. In einem andern Sinne versteht man darunter alles Hausgeräthe (Supellectilia), was zum täglichen Gebrauche gewidmet ist, als allerlei Arten Tische, Stühle, Bänke, Betten, Bettgestelle, Behängsel, Teppich, Leuchter, Spiegel, Schränke, Kasten, allerlei Tisch- u. Küchengeschirr; nicht aber das Silbergeschirr, Kleinodien, baares Geld, Gewehr, Kleider, Bücher und den Vorrath an Wein, Früchten u. dgl., wiewohl die Gewohnheit deßfalls nicht allenthalben gleich ist und derselben man zuvörderst nachzugeben hat. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Güter fast nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Recht aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge, wo es sich fragt, ob unbewegliche Güter zur Erbmasse gehören, und wo bewegliche und unbewegliche Güter getheilt werden. In manchen Statuen werden auch verzinslich ausgeliehene Capitalien zu den Immobilien gerechnet. — Mobiliarerbe heißt der Erbe des beweg-

Modalität ist bei Kant die Kategorie des Verhältnisses unserer Vorstellungen, der Begriffe, Urtheile ꝛc. zu unserm Erkenntnißvermögen, oder zu der Art, wie wir uns derselben bewußt sind, ob sie denkbar (möglich) wirklich oder nothwendig sind. Die Modalität ändert in dem Begriffe gar nichts, sondern zeigt nur, wie wir ihn denken sollen. Sie kann nur eine reale Bestimmung wahrnehmbarer Dinge seyn; denn übersinnliche Dinge können wir zwar auch denken: doch denken wir alsdann nicht die Möglichkeit des Dinges, sondern die Möglichkeit des Begriffes. Diese würde also eine logische, keine reale Modalität seyn.

Mode. Dieses auch bei uns Deutschen eingebürgerte, aus dem Latein. stammende Wort bezeichnet im Allgemeinen den Begriff von Dem, was gerade eben an einem Orte Sitte und Gewohnheit, sowohl im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden und zu wohnen, kurz, zu leben ist. In einem engern Sinne genommen, bezeichnet es aber die gerade herrschende Art sich zu tragen (zu kleiden). Daß übrigens jedes Volk, auch das roheste, seine eignen Moden dem weitern Begriffe nach hat, ist ebenso bekannt als daß die Mode, in dem beschränktern Sinne der Art sich zu kleiden und zu schmücken genommen, auch bei ihm herrscht, ihr Wechsel, ihre Ausdehnung u. dgl. m. aber freilich von dem mehren oder mindern Grade der Bildung, der Industrie und des Reichthums eines Volkes abhängt, ebensowie von der geographischen Lage und der politischen Einrichtung eines Landes. Je ärmer, uncultivirter, unbevölkerter oder auch abgeschnittener von dem Weltverkehr ein Volk ist, je weniger wird natürlich bei ihm das Kind der Industrie, die Mode, dem Wechsel unterworfen seyn. Derselbe Fall wird auch eintreten, wo ein despotisches Joch seine freie Beweglichkeit, also die der Mode hemmt (wie z. B. in den mehrsten asiatischen Ländern), oder starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde (wie z. B. in China) den Geist wie in Allem so auch hierin einseitig macht und festbannt. Wo hingegen mildere Regierungsformen und Gesetzgebungen herrschen, wo der häufige und immerwährende Verkehr mit andern nahen und entfernten Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß natürlich und folgerecht Art und Weise der Einzelnen zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmücken ꝛc. den vielfachsten Wechsel haben, und es gehört daher die ganze Befangenheit und Schwerfälligkeit mancher sogenannten Philosophen dazu, um unbedingt das Anathema über das wechselnde Kind des Augenblicks, die freilich oft in ihren Erscheinungen unbequem genug auftretende Mode, zu sprechen. Was man Weise und Mode nennt, sagt ein geschätzter deutscher Schriftsteller — ist das Leichteste und Dünnste in der Sitte, das Schwebende, Bewegliche, Wechselnde; an sich kein Fehler: denn in allem Lebenden muß auch Wechsel als ein leichtes Spiel erscheinen; aber die Mode soll von der Sitte beherrscht werden. Jene darf also wohl scherzen, flattern, tändeln und den spröden Ernst des Lebens erheitern, aber nie darf sie sich der Sitte gleich oder gar höher stellen. Sie soll nie ihrem spielenden Leichtsinn die Ehrbarkeit ernster Sitte geben, sonst betrügt sie den Menschen um sein Edelstes, um seine Würde. Dann gesellen sich zum Frevel der Mode die Lüge und die falsche Scham, und der durch sie verzierte Mensch thut das Böse häufig seiner modischen und gesellschaftlichen Schicklichkeit wegen; dem armseligen Flatterer aber wird das Er-

habene, das Stille, Fromme, Himmlische fremd. So gingen im steten Wechsel der Mode die Treue und Liebe unter, nachdem es der Mode gelungen, die Sitte zuerst lächerlich zu machen und die Menschen zu überreden: Wechsel sey das Geheimniß alles Lebens. Herrscht hingegen in uns die fromme, feste Sitte, so mag die Mode um uns ihre leichten Scherze und Gaukeleien treiben. — Welche Spielereien die Sucht eitler Personen, sich auszuzeichnen, verbunden mit dem Speculationsgeiste der Handelsleute, schon im Reiche der Mode hervorgerufen haben, weiß übrigens Jeder, und die oft seltsamen Formen und Schnitte der Kopfputze und Kleider, sowohl bei Männern als bei Frauen, sowie die manchmal höchst lächerlichen Benennungen derselben und der gerade getragen werdenden Farben (man denke nur an die Hüte à la Ypsilantis und à la Quiroga, an die Stiefeln à la Suwaroff, an die Uhrketten à la Nelson, an die Bänder und Schnallen à la Sontag ꝛc.), beweisen dieß genugsam. Als Geburtsland der Moden wurde bisher immer Frankreich betrachtet; doch macht England dermalen nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen, daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art sich zu kleiden, die britischen Elegants und Petitmaitres es den französischen in unserer Zeit meist zuvorthun. Die jetzt unter uns so verbreiteten, der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften sind deutschen Ursprungs (angefangen in der Absicht, um die Erfindungen der pariser und londner Schneider und Putzmacherinnen möglichst allgemein bekannt im Vaterlande zu machen); andre Länder haben diese Mode nachgemacht, Die erste Zeitschrift dieser Art: „Mode- und Galanterie-zeitung, oder unentbehrliches Handbuch", erschien in Erfurt 1758. Jetzt behaupten die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater u. Mode", das frankfurter „Journal des dames", die leipziger „Modenzeitung" und seit 1829 das pariser Wochenblatt: „Album des salons, ou Revue des modes et Galerie des moeurs", darunter den ersten Platz.

Modell oder ein Vorbild nennt man im eigentlichen Begriff in der Malerei a) eine männliche oder weibliche Person, welche der Künstler nackend vor sich hinstellt, um sie zum Gegenstande seines Kunststudiums zu machen, um seinen idealen Werken die höchstmöglichst wahre Bildung der Natur zu geben. Ein Gemälde nach solch einem lebenden Modell heißt auch Act oder eine Akademie. b) Eine Gliederpuppe (mannequin), s. Gliedermann. In der Bildhauer- und Baukunst heißt Modell ein künstlicher, aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbilde demjenigen dient, welchen der Künstler aus einem härteren Stoff zu bilden hat, besonders wenn er im vorgegebenen Maßstabe (wie das architektonische Modell) zur Ausführung des größern dient. Hier ist also das Modell eigne Erfindung und Vorarbeit des Künstlers. Das Studium nach Modellen soll und kann keinen andern Zweck haben, als die verschiedenen Formen und Bewegungen der lebenden Natur kennen zu lernen, das Auge dadurch zu schärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit und Wahrheit darzustellen. Soll der Künstler diesen Zweck erreichen, so darf er sich nicht an ein einziges Modell halten, sondern er muß die Natur in ihren mannigfaltigen Vorbildern für Geschlecht, Alter und Charakter studiren. Es ist sehr von einander unterschieden, ob der Künstler diese Modelle zu seinem Studium macht, oder ob er sie in seine Schöpfungen übertragen will. Wer überall das Modell nur in seinen Werken wiedergibt, ist ein Copist; hat er

aber durch das Anschauen und Studium der Modelle die Idee irgend einer Gestalt sich deutlich gedacht, so wird er dieselbe auch überall bei der Schöpfung seiner Werke vorleuchten lassen. Bildet er aber von mehren Modellen verschiedene Theile mit zaghafter Beobachtung der Individualität nach, so würde ein unharmonisches Ganze entstehen. Modelliren heißt ein Modell machen, auch eine Gestalt abformen; ein Modellmacher (modelleur) ist derjenige mechanische Künstler, der Körper nach verjüngtem Maßstabe als Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. Modelltischler. Modellschneider ist derjenige Künstler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüssen ꝛc. in Holz schneidet.

Modena und das Haus Oestreich-Este. Das souveraine Herzogthum Modena in Oberitalien besteht aus einer von Parma, Toscana, Lucca, dem Kirchenstaat und dem lombardisch-venetianischen Königreiche umgebenen Hauptmasse und dem südlich im Apennin am Meeresufer gelegenen kleinen Herzogth. Massa-Carrara. Das Ganze umfaßt 98 QM. mit etwa 409.000 Einw., wovon 94 QM. und 380.000 Einw. auf Modena kommen. Die Lage von Modena ist ganz die von Parma; das Land breitet sich am Po in schönen, von vielen Canälen durchschnittenen Ebenen aus und erhebt sich südlich bis zum kahlen Gipfel des Apennin; das Thal Carfagna liegt selbst schon auf den südlichen Abhange. Außer dem Po, der das Land nur berührt, ist die Secchia der Hauptfluß, doch nicht schiffbar. Die Einwohner sind katholisch, unterhalten Hanf- und Seidenweberei, Glashütten, Papiermühlen, und führen aus: Ochsen, Schweine, rohe Seide, Organsin, Wein, Hanftuch, Glas, Papier, Leder ꝛc. — Das Land war sonst ein Reichslehn und hatte Herzoge aus dem Geschlechte Este (s. d.). Der Markgraf Albert II. (st. 1097; vgl. Braunschweig) hatte von seiner zweiten Gemahlin, der Italienerin Irmgard, den Sohn Fulco, dem er mehre seiner italienischen Güter vererbte und der Stifter des Hauses Modena ward. Unter den demokratischen Revolutionen, die in der Mitte des 12. Jahrh. Italien umgestalteten und bei denen mehre alte große Familien zu Grunde gingen, verlor auch das Haus Este mehre seiner besten Besitzungen. Das Haus hatte weder das Erstgeburtsrecht, noch die Untheilbarkeit der Güter, und die vom Kaiser erhaltenen Lehen, z. B. Mailand und Genua 1174, gingen bald wieder verloren. Die Nachkommen Fulco's waren in den Städten Ferrara, Modena und Parma bald Podestas, bald Kriegsobersten und legten dadurch den Grund zu ihrem wieder aufblühenden Glück. Markgraf Azo IV. wurde 1288 zum Herrn von Ferrara gewählt und von dem Papst Innocenz III. und Kaiser Otto IV. mit der Mark Ancona beschenkt; seine Nachkommen erhielten 1329 das Vicariat von Ferrara, 1354 und 1361 von Modena und 1370 von Lucca. Aber erst 1542 wurde Markgraf Borso zum ersten Herzog von Modena und Reggio erhoben und 1502 belehnte der Papst Alexander VI. den Bruder und Erben dieses Herzogs, Hercules I., für sich und seine Nachkommen mit dem Herzogthum Ferrara. Mit seinem Urenkel Alfons II. starb 1598 der Hauptstamm aus; mit Erlaubniß des Kaisers Rudolf II. vermachte er die Reichslehen Modena und Reggio seines Vaters Brudersohne Cäsar; aber die päpstl. Lehen von Ferrara wurden 1598 vom heil. Stuhle zurückgenommen. Von diesem Cäsar stammen die neuern Herzoge von Modena ab. Dessen Sohn Alfons III. erwarb 1635 durch Geld und Unterhandlungen das Fürstenthum Concordia und Franz Maria im J. 1710 das

Herzogthum Mirandola mit dem Marquisat Concordia für 200.000 Dublonen. Der letzte Herzog, Hercules III. Raynald, vermählt 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa und Carrara, Maria Theresia von Cibo-Malaspina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin von Este, vermählt mit dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich (Bruder Josephs II. und Leopolds II.). 1796 nahmen ihm die Franzosen seine Länder. Der luneviller Frieden gab ihm als Ersatz den Breisgau; allein er überließ diese Provinz seinem Schwiegersohne. Herzog Hercules starb 1803 zu Treviso und hinterließ ein beträchtliches Privatvermögen. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den presburger Frieden 1805 und starb 1806. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oestreich, geb. 1779 und vermählt 1812 mit einer Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Besitze der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung und ward durch den wiener Congreß darin bestätigt. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigians fügte. Alle drei fielen nach ihrem Tode (sie st. 80 J. alt in Wien d. 14. Nov. 1829) an ihren Sohn. Ueberdieß hat die Congreßacte (Art. 102), wenn Lucca an Toscana fällt, gewisse Striche davon an Modena gewiesen, ohne daß die Lage noch sonst ein Grund diese Losreißung rechtfertigt (m. s. die Kritik dieses Art. in Scholl's „Traités de paix", XI, S. 383). In der Provinz Treviso besitzt der Herzog die Fideicommißgüter des aus dem estenschen Hause entsprossenen, nun ausgestorbenen Geschlechtes; welche ein jährliches Einkommen von 300.000 fl. haben. Nach dem Aussterben dieses Hauses fallen diese Staaten an Oestreich. Der Herzog nahm den Namen Este an wurde Stifter eines neuen Zweiges dieses alten Geschlechts. Die Erinnerung an die, durch die Folgen der franz. Revolution erlittenen Verluste hatte in seiner Familie eine bittere Empfindlichkeit erzeugt, die auch ihn, als er zur Verwaltung seines Erbstaates gelangte, gegen die Forderungen der Zeit und die laut erwachten Bedürfnisse eines Volks, für welches die franz. Herrschaft eine lehrreiche Schule gewesen war, taub machte, und es trat daher das hartnäckige Anstreben gegen die fortgeschrittene Zeit nirgends schroffer hervor als in Modena. Der kleine Staat war nicht arm an ausgezeichneten Männern, die wie Paradisi, Nobili, Lamberti, Testi und Andere während der italienischen Regierung ihre Talente bewährt hatten. Statt ihrer umgab sich der neue Herrscher mit Solchen, die von ihrer Fähigkeit bis dahin gar keine Proben gegeben. Die Abschaffung mehrer nützlichen Einrichtungen des Königreichs machte den Anfang, die Wiedereinführung des verjährten estenschen Gesetzbuchs — einer verworrenen Vermengung des römischen Rechts mit dem Schwarm der Glossatoren und den Decreten aller mittelalterlichen Jahrhunderte — statt des Code Napoléon folgte, nnd auch diesem wurden häufig neue Ordonnanzen und Motu-proprien untergeschoben, die das bestehende Recht nach dem Gefallen des Fürsten änderten, während Specialgerichten aller Art, wo es keine Appellation, keine eigne Wahl des Vertheidigers, keine Zeugenconfrontirung gab, die Thür offen gelassen wurde. Die Richter konnten willkürlich versetzt und ihrer Stellen beraubt werden, wenn ihnen ihr guter Ruf höher galt als

die Gunst des Fürsten. In den ersten Jahren der Regierung erschien ein Gesetz über die Mißbräuche in den Studien, ein Versuch, Wissenschaften und Kenntnisse durch Ausschließung der mittlern und untern Classen zum privilegirten Eigenthum von Wenigen machen. Die Universität, einst durch ihre Muratori und Tiraboschi berühmt, wurde aufgehoben und statt ihrer eine Art von Collegien eingerichtet, wo die Jünglinge einer mönchischen Zucht unter frömmelnden oder heuchlerischen Directoren unterworfen waren. Vier juristische Collegien, mit einem oder zwei Lehrern, sollten die Jugend zu richterlichen Aemtern und zum Advokatenstande bilden. Der Elementarunterricht wurde ganz in die Hände der Jesuiten und Priester gegeben; die bestehenden unentgeltlichen Schulen schaffte man ganz ab. Der Besuch fremder Universitäten, selbst der benachbarten lombardischen, ist, sowie das Reisen ins Ausland überhaupt, beinahe unmöglich gemacht. Den Israeliten war der Besuch der öffentlichen Schulen, die Erlangung akademischer Würden und nebenbei die Erwerbung liegender Gründe untersagt. Die strengste Büchercensur wurde eingeführt und jedes Buch einem inquisitorischen Stempel unterworfen, indem man den Gang des menschlichen Geistes durch die unsinnigsten Verordnungen und Verbote zu hindern suchte. Das durch viele fromme Schenkungen begünstigte Findelhaus in Modena wurde unterdrückt und die Fonds zu andern Zwecken verwendet, während die Last der Unterhaltung unehelicher Kinder den Gemeinden aufgebürdet ward. Der von der italienischen Regierung erhaltene militairische Pensionsfonds sowie jener des Ordens der eisernen Krone wurden zur Beeinträchtigung einer Menge von Individuen eingezogen. Monopole und Privilegien beschränken Industrie und Handel. Zahlreiche Klöster, namentlich der Bettelorden, sind für Bürger und Landmann (die sich von diesen Zufluchtsorten des Müßiggangs glücklich befreit gesehen) eine neue Bürde. Die Sanitätsverordnungen wurden ganz außer Acht gelassen, und die Folge waren schreckliche Verwüstungen durch die Kinderpocken. Für eine geringe Verminderung der Personensteuer wurden Abgaben von Vieh und Grenzzölle erhoben, welche die Einkünfte des Staats fast auf das Zehnfache ihres Betrags unter den letzten Este erhöhten. Noch jetzt wie früher sind Getreide, Wein, Vieh u. s. w. im Preise sehr niedrig, und doch hat sich ein Einkommen von 575.500 Lire unter den frühern Regenten auf 2.300.000 Lire vermehrt. Die Grundsteuer wurde bei ihren hohen Behältnissen gelassen, obschon der geringe Preis aller Landerzeugnisse und der Mangel an Freiheit des Verkehrs die Unterthanen an den Bettelstab brachten und sie häufig zum Verkauf ihres Eigenthums zwangen, was der Herzog sich zu eignem wohlfeilen Ankauf zu Nutze machte, wodurch er einen für einen so kleinen Staat ungeheuern Landbesitz erworben hat: Der einzige Rest freier Verfassung, das Municipalwesen, aus allen Stürmen der Jahrhunderte gerettet, wurde abgeschafft, und die obern Magistratspersonen der Gemeinden (Podestà und Priori) wurden von dem Fürsten selbst meist in der Person junger Edelleute aus begünstigten Familien ernannt, bei denen ihre Tauglichkeit zu der ihnen anvertrauten Stelle am letzten in Betracht kam. Die Polizeiverfassung ist eine unerträgliche Plage geworden. Ihre Macht ist unbeschränkt wie ihre Gier und die Quälerei der Bürger. Polizeistrafen, wobei keine Rechtfertigung gegönnt wird, greifen überall in die richterliche Gewalt. Die polizeiliche Aufsicht, unter der eine große Menge von Personen steht, ist so

drückend als hindernd für alle Beschäftigung und freien Verkehr, namentlich wenn sie Personen der arbeitenden Classen trifft; nothwendige Folge davon ist, daß solche Leute zu allerhand unmoralischen und unerlaubten Mitteln greifen, um ihre Existenz zu sichern. Man darf (so weit geht die Beschränkung) von keinem Orte zum andern in dem kleinen Herzogthum reisen, ohne eine besondere Erlaubniß davon zu haben, die nach Gefallen ertheilt oder verweigert werden darf. — Der Gedanke, die durch verwandte Nationalität verbundenen Länder des nördl. Italiens zu einem Staate zu bilden, war durch die Vereinigung unter der franz. Herrschaft vorbereitet worden, und beschäftigte um so lebhafter die Gemüther der Gebildeten unter dem Volke, je weniger die neue Gestaltung Italiens seit 1815 befriedigt, und je mehr die Vereitelung fast aller den Italienern gemachten Hoffnungen sie erbittert hatte. Ihre Hoffnungen und ihre Entwürfe wurden in geheimen Verbindungen gepflegt, die durch ganz Italien verzweigt waren, und unter allen Ständen und Behörden auf Anhänger rechnen konnten. In Modena wie im Gebiete der päpstl. Legationen hatten sie ihren Hauptsitz. Als der Herzog 1827 allen Mitgliedern geheimer Gesellschaften, die freiwillig ihre Theilnahme an denselben entdecken würden, Verzeihung zugesichert hatte, legten 29 Personen, unter ihnen selbst ein Hauptmann seiner Leibwache das Geständniß ihrer Mitgliedschaft ab, und erhielten Begnadigung; aber bald nachher wurden 60 andere des Carbonarismus Verdächtige verhaftet, von welchen vier das Todesurtheil empfingen. Während der Herzog, strenger als selbst die östreich. Regierung, sie verfolgte, verschlossen die heimlichen Carbonari ihren Groll. Schon 1829 wurden einzelne Stimmen laut. Die Ereignisse des Entscheidungsjahres 1830 erhöhten die Aufregung des durch den harten Druck gereizten Volks. Der Herzog von Modena zeigte seine Gesinnungen unverholen, da er, als bereits die erste Mächte Europas mit der neuen französischen Regierung Verbindungen angeknüpft hatten, ihr die Anerkennung verweigerte, was in Frankreich nur durch Zeitungsironien erwiedert wurde. In den ersten Tagen des Februars 1831 brach der lange vorbereitete Aufstand aus, während zu gleicher Zeit in den päpstl. Legationen das Volk sich erhob. Am 3. Febr. ließ der Herzog das Haus Ciro Menotti's, eines der reichsten Einwohner Modenas, umzingeln und mit Kanonen beschießen, aber diese Entwickelung seiner Streitkräfte gab ihm so wenig Schutz, daß er am folg. Tage nach Mantua entfloh. In einer Bekanntmachung, die er an demselben Tage erließ, sagte er, die Verschworenen hätten ihn in seinem Schlosse überfallen wollen. Die Insurrection verbreitete sich unterdessen mit Blitzesschnelle über die Provinzen von Modena und Reggio. In Modena wurde alsbald eine provisorische Regierung eingesetzt, die später in eine Dictatur und endlich in eine vereinigte Regierung der Provinzen Modena und Reggio umgeschaffen wurde, welche mit den neuen Behörden in der Romagna sich in Verbindung setzte, während die Jesuiten am 16. Febr. freiwillig die Stadt verließen. Die neue Regierung widmete indeß ihre Sorgfalt der innern Verwaltung, verminderte die Zölle und Abgaben, schaffte alle Privilegien in der Verfassung ab, stellte die Universität wieder her und berief solche Männer zu den Aemtern, die durch Kenntnisse und Redlichkeit dazu am geeignetsten waren. Der Herzog, der sich indeß nach Vicenza begeben hatte, protestirte gegen alle Verfügungen der neuen Regierung über seine Güter. Bald nachher reiste er nach Wien, und als er mit dem östreich. Heerhaufen, der zur Unterdrückung des Auf-

standes im nördlichen Italien heranrückte, nach Mantua zurückgekehrt war, erklärte er am 2. März alle Verfügungen der provisorischen Regierung für ungültig. Mit seinen eignen und östreich. Truppen betrat der Herzog von Modena wieder sein Land. Die Bürgergarden leisteten bei Carpi (6. März) erfolglosen Widerstand, und ohne Kampf zog er am 9. desselben Monats in seine Hauptstadt ein. Die am meisten Gefährdeten nebst einem Theile der Bürgergarden hatten unter dem Commando des Generals Zucchi sich auf das bolognesische Gebiet begeben, wo sie (Decret vom 6. März) entwaffnet wurden, um nicht den mindesten Grund zur Klage zu geben. Es erfolgten alsbald zahlreiche Verhaftungen, und ein eigner Gerichtshof ward eingesetzt, welcher die Beschuldigten nach einem 1821 erlassenen Gesetze, doch mit Beachtung der Veränderungen, die der Herzog etwa noch anordnen möchte, verurtheilen sollte. Während dieses Gericht seine Untersuchungen fortsetzte, erließ der Herzog am 22. März eine Verordnung gegen die Juden, welchen er ihr Betragen während des Aufstandes vorwarf. Alle seit 1795 zu ihrem Vortheil gegebenen Verfügungen wurden aufgehoben; die Judengemeinden im Herzogthume sollten wie früher 10.000 Francs in die Staatscasse zahlen, wieder in Judengassen eingeschlossen werden, ein Abzeichen an ihrer Kleidung tragen, und gemeinschaftlich eine Contribution von 600.000 Francs erlegen. Als der Gerichtshof im Mai sein Urtheil ausgesprochen hatte, wurden Menotti und Andere hingerichtet; die gegen 167 Angeklagte verhängte Galeerenstrafe aber verwandelte der Herzog in Einsperrung bei den Jesuiten. Der Vorwand einer Theilnahme an der Verschwörung wurde oft zu den empörendsten Erpressungen benutzt. Seitdem waltete der Schrecken in Modena, während der Herzog, von Argwohn und Besorgniß gequält, sein Schloß wie eine Festung besetzte und geheime Kundschafter nach allen Richtungen aussandte. Im Sommer 1832 verbreitete die Polizei die Nachricht von der Entdeckung einer Verschwörung. Das Volk war ungläubig, und vermuthete nur einen Vorwand zu neuen Erpressungen. Die wachsame Polizei, hieß es, sey längst verruchten Planen auf der Spur gewesen, und habe zu rechter Zeit glückliche Entdeckungen gemacht. Zwei Verbrecher aus der niedrigsten Volksclasse behaupteten, Giuseppe Ricci, einer der reichsten und angesehensten Männer der Hauptstadt, der den Herzog am 4. Februar 1831 auf der Flucht nach Mantua begleitet hatte und noch lange nachher dessen Vertrauen zu genießen schien, habe im Februar des Jahres 1832 mit Andern einen Anschlag auf das Leben des Herzogs, „des Beherrschers dieser vielbeglückten Staaten", und zum Umsturz der bestehenden Regierung gemacht, der am 21. März habe ausgeführt werden sollen. Obgleich dieser Tag ohne irgend eine Spur von einer Verschwörung vorübergegangen war, so wurde doch Ricci mit sechs Andern auf jene unbestimmte, in ihrem ganzen Zusammenhange unwahrscheinliche Aussage verhaftet und einer peinlichen Untersuchung unterworfen. Die Polizeibehörde führt in dem merkwürdigen Berichte („Estratto del processo in materia di rebellione e meditato alla vita sovrano costrutto contro Guiseppe Ricci", Modena 1832), worin sie die Rechtswidrigkeit des Verfahrens zu beschönigen sucht, einige angebliche Entdeckungen, einseitige Zeugenaussagen und sogar Gerüchte an, und legt nicht wenig Gewicht auf den Umstand, daß man einige Tage nach dem 21. März in der Sacristei der Peterskirche, wo nach der Aussage der beiden Verbrecher die Ermordung des Herzog hatte vorgehen

sollen, zwei geladene Pistolen, nebst Pulver, Kugeln und Feuersteinen gefunden habe. Im Julius wurde Ricci von der für diesen einzelnen Fall niedergesetzten Militaircommission des Hochverraths überwiesen erklärt, und mit zwei Andern zum Galgen verurtheilt. In jenem Berichte wird gesagt, Ricci habe in einem, nach seiner Verurtheilung an den Polizeipräsidenten gerichteten Schreiben seine Schuld gestanden, aber selbst dieser Brief ist nicht abgedruckt worden. Ricci's Gattin bat vergebens für das Leben des Unglücklichen, obgleich ihr Vater, der Marchese Menafoglio, einst den flüchtigen König Victor Emanuel von Sardinien, und dessen Tochter, die Herzogin von Modena, mit ihren Geschwistern, nicht ohne eigne Gefahr in sein Haus aufgenommen und beschützt hatte. — Der Staat hat gegen 1½ Millionen fl. Einkünfte, 1 Mill. Schulden, hält 2200 Mann zu Fuß und eine Escadron Dragoner und wird monarchisch (ohne Feudalverfassung, sowie ohne Stände) regiert. — Modena, im Alterthum Mutina und eine römische Coloniestadt, die Hauptstadt und Residenz, an einem Canale, der aus der Secchia in der Panaro führt, mit schwachen Befestigungen und 21.000 Einw., ist eine der freundlichsten und reinlichsten Städte Italiens, mit schönen breiten Straßen, die auf beiden Seiten Bogengänge haben, doch ohne ausgezeichnete Gebäude. Das beste ist das herzogl. Schloß auf einem großen Platze, mit schönen Gärten umgeben. Aus der ehemals trefflichen Gemäldegallerie sind die besten Stücke 1746 nach Dresden verkauft worden. Modena hat eine Universität, Kunstschule, Ritterakademie, Bibliothek von 80.000 Bänden. In der Kathedrale wird noch immer der Eimer aufbewahrt, welchen der hier geborne Dichter Tassoni besungen und welchen die Modeneser einst im 13. Jahrh. aus Bologna raubten. Auch ist Modena der Geburtsort des Philologen und Archäologen Sigonius und des durch seine Forschungen in der Geschichte Italiens berühmten Muratori. Andere merkwürdige Orte des Landes sind: Reggio, wichtige Handelsstadt von 14.000 Einw. an den reizenden Ufern des Tessin, der Geburtsort von Ariost; das kleine Mirandola, einst der Sitz des in den Wissenschaften berühmten Geschlechts der Pico; Correggio, ein elendes Dorf, wo der große Maler dieses Namens geboren wurde; Massa und Carrara, Stadt von 8500 Einw. mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen. Vgl. Tiraboschi's „Memorie storiche Modenesi" und „Biblioth. Moden.".

Modern und Antik. Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (s. d.), dem Geschmacke und dem Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Aesthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, im Gegensatz des antiken. — 1) Antik, Antike. Seit die Bildung der neuern europäischen Völker so weit vorgeschritten war, daß diese, in bleibenden Wohnsitzen und in ihren gegenseitigen Verhältnissen fester gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Bildung der Vorzeit wenden und die befruchtenden Keime einer neuen geistigen Entwickelung in dem Alterthume ausgestellt finden und aufnehmen konnten, seitdem wurde auch den Denkmälern griechischer und römischer Literatur und Kunst vor allen noch bekannten Ueberresten andrer Völker und Zeiten fast allgemein der Vorzug zuerkannt. Sie wurden als das Bedeutendste und Dauerndste, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb und wohin er stets zurückkehrte, vorzugsweise antik (antiquus), d. i. alterthümlich, An-

tiken, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie, und jene Völker selbst die Alten genannt. Indessen war auch diese Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Zeiträumen der neuern Bildung verschieden, indem sie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demselben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzsucht gegründet, selbst bei den Bessern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anschauen ähnlich zu seyn schien, oder einseitig mehr auf die Denkmäler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelst der zuerst sich ausbildenden Theologie und Wissenschaft des römischen Rechts, auf mannigfaltige Weise hingewiesen wurde. Sammlungen von Werken der griechischen und römischen Bildhauerkunst (Plastik), welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunstsinn boten sich gegenseitig die Hand, eine reinere Würdigung dieser Denkmale alter Herrlichkeit im 14. und 15. Jahrh. zuerst in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide erst machten eine die wichtigsten Werke dieser Art umfassende Wissenschaft möglich, welche dieselbe nicht nur von andern Gegenständen des Alterthums absonderte, sondern auch das gemeinschaftliche Band, welches jene Werke selbst zu einem Ganzen verbindet, und das belebende, geistige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte und, durch philologische und historische Kenntniß unterstützt, erklärte. Winckelmann, ein Mann von antikem Geiste, war es, der späterhin in Deutschland mit dieser Ansicht durchdrang. Nach jener abgesonderten Betrachtung der plastischen Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als besonderer Wissenschaft, ihren Ursprung gab, wurde der Ausdruck Antike (eine Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmäler der bildenden Kunst der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff desselben von Seiten des Kunstwerths und der innern Bedeutung dieser Werke immer bestimmter. Auch war es wiederum erst nach Entwickelung einer umfassenden philosophischen und geschichtlichen Ansicht möglich, das Band, welches die bildende Kunst mit Poesie und wissenschaftlicher Literatur, ja selbst mit dem übrigen religiösen und politischen Leben jener Völker verknüpfte und allen diesen Aeußerungen des Geistes einen gemeinschaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen andern auszeichnet, bei aller Mannigfaltigkeit und Fülle der Erscheinungen wahrzunehmen und nachzuweisen; und hierdurch entstand nun der allgemeine Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzusetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verschiedenen Charakters zu bestimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunst, wo man, von eigner Höhe schon herabgesunken und in die poetische Ferne der Vergangenheit blickend, sich an vormalige Größe zu stützen und an ihr zu erheben bemüht war; in dieser Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angestellt, gegen welches das Neuere für Nichts geachtet wurde. Gegenwärtig, wo eine umfassendere und durch reinere Begriffe von Kunst und Schönheit geläuterte Kenntniß und Kritik der Kunstwerke des vorchristlichen Alterthums und der neuern Zeit sich immer weiter verbreitet hat, sieht man auch allgemeiner ein, daß einestheils die Werke der Griechen und Römer nicht den Begriff des Antiken erschöpfen, wenn auch die Mehrzahl derselben dem Ideale der Kunst unter allen Werken des Alterthums am

für das Organ der Gemäßigten, während Rotteck und Itzstein die äußerste Linke, Welcker das deutsch-nationale Element repräsentirten, und wenn daher seine Stimme sich für irgend eine entschiedene Maßregel miterhob, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß alle Fractionen der Kammer, die Anhänger des Justemilieu etwa ausgenommen, dafür als für ein Minimum vereinigt seyen, und der Ausschlag keinem Zweifel mehr unterliege. Als Redner ist Mittermaier ausgezeichnet durch einen schönen Vortrag und eine tiefe, klangvolle Bruststimme, die er nur manchmal zu weit in die hohen Töne erhebt, durch Einfachheit und Klarheit des Gedankens und durch fließende Leichtigkeit. In Beziehung auf die Verhandlungen über die Preßfreiheit verdient noch bemerkt zu werden, daß sich Mittermaier bei dieser Gelegenheit zu Gunsten der Geschworenengerichte aussprach, und ausdrücklich seine, gegen frühere in Schriften, z. B. „Die öffentliche und mündliche Strafrechtspflege und das Geschworenengericht" (Landshut 1819), niedergelegte Ansichten vollständig geänderte Ueberzeugung erklärte. Auf dem Landtag von 1833 nebst Rotteck und Föhrenbach von der Abgeordnetenkammer zur Präsidentenwürde vorgeschlagen, ward er von der Regierung gewählt. So bewährte Mittermaier in den Reihen der Volksvertreter den Ruf, den er sich als Gelehrter und Schriftsteller in Landshut, Bonn und Heidelberg erworben. Die Hauptrichtungen, in welchen er für die Rechtswissenschaft eine rühmliche Thätigkeit gezeigt hat, betreffen das deutsche Privatrecht und die Theorie des Processes. Seiner „Einleitung in das Studium des germanischen Rechts" (Landshut 1812) folgte das „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landshut 1821), das später durch die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" ersetzt wurde, welche in der vierten umgearbeiteten Ausgabe (2 Theile, Landshut 1831) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Seerecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser juristischen Disciplin gehören. Seiner Schrift: „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung" (Bonn 1820), folgten (1822—23) ein erster, zweiter und dritter „Beitrag", von welchem der letzte 1832 in der zweiten Auflage erschien, ein Werk, das für den Praktiker ebenso wichtig als für den Gesetzgeber ist. Den strafrechtlichen Proceß bearbeitete er in seinem „Handbuch des peinlichen Processes" (Bde., Heidelberg 1810—12, umgearbeitet unter dem Titel: „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzbücher", 2 Abtheilungen, 1832), in seiner „Theorie des Beweises im peinlichen Processe" 2 Bde., Darmstadt 1821) und in der „Anleitung zur Vertheidigungskunst im dreifachen Criminalprocesse" (2. Ausgabe, Landshut 1820). Er gibt mit Zachariä die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" (Heidelberg 1829 fg.), mit Löhr, Thibaut und Andern das „Archiv für die civilistische Praxis" (Heidelberg 1818 fg.) und mit Abegg, Wächter und Andern das „Neue Archiv des Criminalrechts" (Halle 1817 fg.) heraus.

Mitternacht oder **Mitternachtsgegend**, in der Schifferſprache Norden. Nach dieser Gegend hin erblicken wir auf unserer Halbkugel die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h. der Punkt ist, um welchen sich der ganze Himmel täglich zu drehen scheint. Mehre Sterne in dieser Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. — **Mitternacht** oder Mitternachtszeit

ist der dem Mittage, von dem sie um 12 Stunden verschieden ist, gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von diesem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — Mitternachtspunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er ist einer von den 4 Cardinalpunkten.

Mnemonik, s. Gedächtnißkunst.

Mnemosyne, die Tochter der Uranus und der Gäa, eine der ältesten Göttinnen, zeugte nach Hesiodus mit dem Jupiter die neun Musen (s. d.) und brachte daher neun Nächte in Pierien in seinen Armen zu. Die Orphische 76. ihre gewidmete Hymne schildert sie als das Gedächtniß; daher ihr Name. Diese Seelenkraft ist bei wilden Nationen, die keine Schreibekunst besitzen, eine der vornehmsten.

Mnioch (Johann Jakob), ein durch seine Originalität im Denken, Dichten und Handeln merkwürdiger Mann, geb. zu Elbing in Preußen 1765, starb als erster Directionsrath bei der königl. preuß. Lotteriedirection zu Warschau 1804. Als Knabe sandte er einst, da er seinen Vater unverdienter Weise zurückgesetzt sah, ohne alle Kenntniß des Ceremoniels eine Bittschrift an Friedrich II., in welcher er den König mit Du anredete; sie hatte einen erwünschten Erfolg und Mnioch's Vater ward aus seiner gedrückten Lage befreit. Als Student in Jena schickte er dem König seinen „Hymnus auf Friedrich", jedoch mit einem unfrankirten Paquet, weil doch der König reicher sey als er; als ihm nun Friedrich in seinem Danksagungsschreiben bemerkte, daß er die Briefe an ihn hinführo frankiren möchte, fragte er auf der Post, was das Paquet gekostet habe, und übersendete dem König ein Achtgroschenstück mit den Worten: „Sire, hier ist das Porto". Mnioch's frühere Gedichte tragen fast alle das Gepräge der Originalität. Wieland und Herder unterstützten ihn. Schlichtegroll, Faber u. A. waren seine Freunde. In Halle, wo er die Stelle eines Hofmeisters bei dem General v. Hagen und v. Thadden annahm, lebte er mit Fischer, Fülleborn, Gräter und Lafontaine. Da ward manch hochherziges Lied von ihm gesungen. Die glückliche Idee, mitten in dem Liede der Freude, durch einen heiligen Sprecher, wie vom Altare, auch ein Wort des Ernstes an das menschliche Herz reden zu lassen, ist wahrscheinlich von ihm. Sein Lied vom Grabe („Wir werden Alle Platz und Raum ꝛc."), auf solche Art mit großsinnigen Sprüchen unterbrochen, ist in ganz Deutschland bekannt; ebenso vielleicht sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Als Declamator gelangen ihm am besten Bürger's „Lenore" und Schiller's „Schlacht". 1790 wurde er Rector zu Neufahrwasser bei Danzig, allein nach einigen Jahren fand er sich genöthigt, sich wegen einer genialen Pasquinade zu entfernen, und erhielt 1796 die Anstellung in Warschau. — Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl. In seinem moralischen Charakter war Excentricität mit Schwäche vereinigt. Sein persönlicher Umgang war, wie Herder, Fichte u. A. bekannt haben, in hohem Grade anziehend. Viele Gewandtheit im Ausdruck und die große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls machten ihn zu einem trefflichen Improvisator. Seine Gattin Maria Mnioch ward von ihm in so hohem Grade gebildet, daß er sie nach ihrem Tode, der sie im Frühling

wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeschlossener Selbständigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm sich selbst erklärend (und hierin besteht seine Objectivität), vor dem Auge des Beschauers da. Mit dieser Selbstverleugnung des Künstlers, welche wir in den Werken der griechischen Kunst bemerken, verbindet sich eine zarte Bedeutsamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in bestimmten Umrissen abgebildet (worein man das Plastische der alten Kunstwerke setzt, weil dieses vorzüglich der plastischen Kunst zukommt), die hervortretende Leidenschaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt ist, und jene reizende Unbefangenheit (Naivetät), vermöge deren das Werk nicht über sich selbst redet und reflectirt oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zweckes erscheint, sondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernstes, selbst ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, seinen reinsten Zweck in sich selbst, d. i. in der Vollendung seiner Form trägt, und bis in seine äußersten Glieder und Formen gediegen und den Gesetzen der Anschauung gemäß durchgebildet ist. So ist auch die hellenische Kunst nicht einseitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, sondern nach ihrem Geiste, sie erhebt sich über die einzelne Erscheinung der Natur durch das Ideale, womit sie die körperliche Bildung verklärt, und in ihren plastischen Werken gleichsam den Grundtypus der menschlichen Bildung und Gestalt, wie sie dem sinnigen Betrachter ein edles Bild menschlicher Vollendung äußerlich darstellt, aufgefaßt hat, oder ihm wenigstens am nächsten gekommen ist. Und hierin besteht die (ideale) Wahrheit sogenannter antiker Formen. Das Ideal in diesen Werken ist der Sinn der Natur; der durchgreifende Charakter derselben Verkörperung des Geistigen, welche die Einbildungskraft harmonisch anregt und bewegt, und das Vollendetste der Natur gleichsam für die Ewigkeit festzuhalten strebt. — In diesen Zügen glauben wir das Wesen in der hellenischen Kunst bezeichnet zu haben. Die römische Kunst war eine Nachahmung und in ihren bessern Erzeugnissen gleichsam Nachblüthe der griechischen, deren bedeutende Werke in Rom zusammenflossen, näher bestimmt durch den Charakter dieses kriegerisch strengen, aber weniger bildsamen Volks; und darum wird dieselbe, insofern sie an jener Musterhaftigkeit der Kunst, welche die Form zu etwas Absolutem erhob, wenigstens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der hellenischen Kunst, wie schon bemerkt worden, antike Kunst genannt. Dieser engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Classischen (des Erlesenen) gleichgestellt, insofern man vorzüglich auf die Vollendung der Form in den Werken dieses Alterthums (das man daher auch das classische Alterthum nennt) und den hier allgemein verbreiteten Schönheitssinn und reinen Kunstsinn sieht, der sich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, sodaß die Mittelmäßigkeit in dieser Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Wesen des Antiken in diesem Sinne auch oft mit dem Namen des Plastischen vorzugsweise bezeichnen wollen, und beide Begriffe insofern gleichgesetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religion und herrschende Naturanschauung überhaupt unter allen Künsten die plastische oder bildende Kunst (im weitern Sinne) vorzüglich begünstigt war, ja derselbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Gestaltung, auch in der Dichtkunst sich regte und ihren Hauptcharakter bestimmte (daher man auch von einem Plastischen in der antiken Dichtkunst redet). Und hiernach versteht man also unter Antiken insbesondere, im noch engern Sin-

ne, Werke der bildenden Kunst der Griechen und Römer. Hierzu würden gehören: die Denkmäler der Baukunst ebensowohl als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur) und der übrigen zeichnenden Künste, mithin Gebäude und Trümmer, Bildsäulen, Geräthschaften, erhabene Arbeiten (Basreliefs), Münzen, geschnittene Steine, Gemälde und Mosaiken. Vorzüglich aber und im engsten Sinne, theils weil der Mensch sich überall als Mittelpunkt seiner Darstellungen ansieht und überall zuerst zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunstwerthes, werden die umfassenden Vorstellungen des Lebendigen, hauptsächlich des Menschen, durch die bildende Kunst im engern Sinne (auf die Malerei der Alten, welche uns weniger bekannt ist und auch der Natur der Sache nach nicht dieselbe Höhe mit der bildenden Kunst erreicht zu haben scheint, wird hierbei weniger gesehen) Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Mosaiken, und die Sammlungen derselben heißen Antikengalerien, Antikensammlungen. (S. Museum.) Von diesen Antiken im engsten Sinne sondert man die kleinern Darstellungen, Nebenwerke und unbedeutendern Ueberreste der alten, besonders griechischen u. römischen Kunst unter dem italienischen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch besondere Sammlungen, z. B. Münzcabinette, Daktyliotheken ꝛc. errichtete. Uebrigens setzt man den Anfang der griechischen Kunst, und mithin der Antike in jenem weitern Sinne (das Ende ist oben im Allgemeinen bezeichnet worden), in das Zeitalter des Homer (s. Böttiger's „Andeutungen", S. 44 und 45), weil bis dahin wenigstens unsere Beschreibungen reichen. Mit den Antiken im engsten Sinne aber, welche wegen der Reinheit ihrer Formen und des edeln Ausdrucks stets als Musterwerke betrachtet und dem sinnigen Studium der Künstler empfohlen werden müssen, macht man sich näher bekannt durch die Archäologie (s. d.). Uebrigens wird der Begriff des Antiken noch deutlicher durch den Gegensatz des Modernen erläutert. 2) Im Allgemeinen ist das Moderne die Herrschaft des geistigen Princips, das Aufstreben zu innerer Freiheit und geistiger Anschauung, was sich im Erkennen und Handeln mächtiger regte und in der Ausbreitung des Monotheismus, vorzüglich durch die christliche Religion, in dem Streben der Staaten nach der monarchischen Verfassung, in dem veränderten und ethisch ausgebildeten Geschlechtsverhältniß, welches zur gefühlvollen, empfindsamen, ja schwärmerischen Liebe wurde, und in der Herrschaft der Monogamie kundthat. Daß diese Züge sich erst allmälig zu einem Ganzen entfalteten, ist natürlich und dem Gesetze aller Bildung gemäß. „Die neuere Bildung", sagt A. W. Schlegel, „ist aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und den Bruchstücken des Alterthums zusammengeschmolzen". Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem germanischen Völkerstamme, dessen Ursprung auf Osten, das Mutterland der Cultur, zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrschende ward. Auch scheint das Christenthum nicht, wie Einige glauben, die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geistes der neuern Zeit zu seyn; Vieles scheint in dem germanischen Charakter begründet; ja selbst das germanische Heidenthum war strenger und ernster als das griechische, seine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, sinnlichen Gestaltung und Form mit dieser zu vergleichen, aber über dieses durch die geistigere, d. i. weniger materialistische Natur-

verehrung vielleicht erhaben. Hier schlug die christl. Ansicht leichter Wurzel. Am lebendigsten aber offenbarten sich jene Züge in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst (vom 12. Jahrh. an), denn die Kunst ist es, welche zuerst den unsterblichen Geist in sich aufnimmt, und man hat daher das Romantische als den Geist der modernen Kunst, im Gegensatz des Antiken, angesehen. (Vgl. Romantisch.) In der christl. Kunst aber äußerte sich der Charakter einer von dem class. Alterthume verschiedenen Zeit hauptsächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objectivität und Naivetät der Darstellung in der vollendeten Ausbildung der Gestalt mehr verschwand und die Kunstdarstellung subjectiver und sentimentaler ward, indem sie der Schilderung des Gegenstandes mehr den Zusatz von dem Gefühle des Schildernden, gleichsam die Farbe seiner Ansicht gab, das Körperliche überall zu vergeistigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern strebte, so auch insbesondere die Poesie, sogar im Epischen, lyrischer und musikalischer, die Malerei unter den bildenden Künsten (s. Malerei) die herrschende, und die Tonkunst zu noch nie gesehener Vollendung erhoben ward. Die Poesie suchte auch die Wunder der Geisterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnsucht nach dem Unendlichen fragmentarisch, aber bedeutsam darzustellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantasie erzeugt, sollte die Mythologie ersetzen. Die Kunst erschuf dämmernde Gestalten, wo sich die Phantasie frei ergoß; wo sie sich aber an die Natur hielt, irrte sie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteristik ab, welche die rohe Wirklichkeit statt der Wahrheit ergreift. Aber die Malerei erschuf auch das liebliche Helldunkel, und in den kunstvoll verbundenen Tönen wogte und brauste die Macht des Gefühls. Dagegen schloß sich die Plastik mehr der Malerei an (s. Pittoresk) und strebte mit derselben zu jener Bedeutsamkeit des Individuellen hin, welche nur letztere zu erreichen vermag. Die Baukunst nicht minder zeigte das Bestreben, durch symbolische Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthselhaften und kolossalen Gebäuden der christl. Tempel. Diese in Allem herrschende Sentimentalität der Darstellung, d. i. die stärkere Empfindsamkeit, verbunden mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen, äußerte sich mit phantastischem Schwunge in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige frische Stoff der romantischen Gesänge und künstlich bedeutsamen Werke. Jede Nation gestaltete diesen Geist eigenthümlich; der antiken Darstellung verwandter der Italiener, wie überhaupt der Südländer heiterer und sinnlicher, melodischer und wohllautender; gigantischer, ernster und düsterer der Nordländer. Ja selbst im Komischen trat der Charakter des vorwaltenden Gefühls als Humor und Laune hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt eine neue Epoche, in welcher der romantische, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des Verstandes und der Wissenschaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunst geringer; daher sehen wir auch hier die Kunst die verschiedensten Richtungen, z. B. die moralische oder intellectuelle, historische oder bürgerliche, annehmen und die Stoffe der verschiedensten Zeiten behandeln, jedoch so, daß auch die Behandlung der Gegenstände des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verleugnen kann, welche oft zu sehr auf Rührung und Wirkung hingeht und einen elegischen Grundton hat (moderne oder sentimentale Behandlung); ja es mochte selbst das Hinneigen der Poesie

zur Philosophie, namentlich zu dem in derselben vorherrschenden Idealismus, zu den weniger hervortretenden Zügen dieser Kunstepoche gehören, die man oft, im Gegensatze der romantischen, vorzugsweise modern nennt. Aus jenen Zügen, sowie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens, erklärt sich auch die Verbreitung des Romans, gleichsam eines Schattens der romantischen Poesie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe sagt, „durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt zu verschaffen gewußt hat", indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poesie zu erheben strebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des bürgerlichen Schauspiels und der Familiengemälde, die Herrschaft der didaktischen und elegischen Poesie, sowie der Landschaft, der Prospecte und des Portraits in der Malerei. Ueberhaupt herrschen in dem Leben der Modernen die (mehr systematische) Wissenschaft und die Gewerbe noch über der Kunst, weßhalb die Kunst mehr ein Interesse der feiner gebildeten Stände und das Erzeugniß einzelner zerstreuter Genien geworden ist.

Modulation, im weitern Sinne die mannigfaltige und schickliche Abwechselung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt und die Folge von Accorden. Im engern Sinne bezeichnet Modulation eine solche Tonführung, bei welcher ein musikalisches Stück sich aus einer Tonart in die andre bewegt (übergeht in dieselbe), oder dasjenige Verfahren, welches man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird also dadurch die Kunst bezeichnet, den Gesang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten, mittelst schicklicher Ausweichungen, durchzuführen und dann wieder in den ersten, oder Hauptton, zurückleiten. In ganz kurzen Tonstücken, die nur aus Einem Satze bestehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeit lang in dem Haupttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, besteht die gute Modulation nur darin, daß man mit gehöriger Abwechselung und Mannigfaltigkeit Melodie und Harmonie eine Zeit lang in dem angenommenen Tone fortsetzt und an Ende darin schließt. Hierzu wird erfordert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang seiner wesentlichen Töne, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Gesang, sowie die Harmonie, durch Töne der angenommenen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derselben fremde Töne, weder im Gesange noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei ist aber dennoch eine Mannigfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechselung empfinde. Die zweite Art der Modulation, oder Das, was man im engern Sinn unter Modulation versteht, erfordert schon mehr Kenntniß der Harmonie und ist größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie besteht nämlich in der Kunst, längern Stücken durch öftere Abwechselung des Tones eine nothwendige Mannigfaltigkeit zu geben, und setzt voraus Kenntniß der Verwandtschaft der Tonarten und der sie verbindenden Leittöne. Das Beste hat Piccini über das Moduliren gesagt. „Moduliren", sagt er, „heißt einen Weg zurücklegen. Das Ohr will uns zwar folgen, ja es wünscht sogar von uns herumgeführt zu werden; aber unter der Bedingung, daß es, so oft ihr es an einen Ort gebracht habt, Etwas finde, was ihm seinen Weg belohnt, und wo es auf einige Zeit wieder ruhen kann. Achtet Ihr aber nicht auf diese Forderungen und muthet ihm dennoch zu, daß es mit

Euch unaufhaltsam fortkommen soll, so läßt es Euch endlich laufen, und alle Eure Anstrengungen, es wieder an Euch zu ziehen, sind nur verlorene Mühe".

Moeurs oder Meurs, im Kreise Geldern des rheinpreuß. Reg.-Bez. Düsseldorf, eine gutgebaute Stadt am Kenneltbach, der sich unweit derselben mit dem Quebach vereinigt und dann die Meurs bildet, war ehemals die Hauptstadt des Fürstenthums gleichen Namens und befestigt. Seit 1764 sind die Festungswerke geschleift. Die Stadt hat 1 evang., 1 kathol. Pfarrkirche, 1 Progymnasium, 1 evangel. Schullehrerseminarium für den Regierungsbezirk Düsseldorf, 1 altes Schloß, 320 H. und 2200 Einw., Seide-, Baumwollen- und Wollenzeuchmanufacturen, wovon letztere wollene und baumwollene Flanelle, Bettparchent und Bombasine verfertigen, ferner 1 Baumwollspinnerei und Kunstbleicherei, die besonders Garn aller Art bereitet, Bierbrauereien und 3 Jahrmärkte. In der Nähe ist merkwürdig Asberg, ein Dorf mit 59 H., 408 Einw. Dieser Ort soll das Asciburgium der Römer seyn, das unter Valentinian von Attila zerstört ward. Es werden hier viele römische Alterthümer gefunden. — Das Fürstenthum Moeurs (Meurs) war ehemals eine Grafschaft, die schon im 13. Jahrh. klevisches Lehen war. Durch die Heirath der Tochter des letzten Grafen Friedrich mit dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Isenburg fiel Meurs 1488 an diesen, und nach dessen Tode an seine Tochter Anna und deren Gemahl Wilhelm, Graf von Nuenar oder Nuevenar, dem ihr Sohn Hermann folgte. Der Herzog Wilhelm von Kleve wollte nach des letzten Tode die Grafschaft einziehen, schloß aber 1579 mit dessen Schwester, an den Grafen Adolf von Nuevenar vermählt, einen Vergleich, nach welchem die Gräfin und ihr Gemahl die Grafschaft als Erblehn behalten sollten, jedoch war bei ihrem kinderlosen Ableben der Heimfall an Kleve bedingt. Demungeachtet vermachte sie die Grafschaft an den Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, der sich auch nach ihrem Tode 1600 in deren Besitz behauptete. Zwar verglichen sich beide Theile 1606 dahin, daß der Prinz Moritz nur das Schloß zu Meurs besetzen, nach seinem Tode aber die Grafschaft dem Herzoge von Kleve anheim fallen sollte; indeß nahm nach dem Ableben des Prinzen Moritz sein Nachfolger, Friedrich Heinrich, dieselbe 1625 in Besitz, und das nassau-oranische Haus behauptete sie fortwährend. Erst nach dem Tode Wilhelm III. von Oranien, Statthalter von Holland, 1704 konnte der König Friedrich I. von Preußen, als Lehnsherr und Herzog von Kleve, die Grafschaft einziehen. 1707 ließ er sie zu einem Fürstenthum erheben. Im luneviller Frieden 1801 wurde Moeurs an Frankreich abgetreten und zum Roer-Departement gezogen. Durch die Beschlüsse des wiener Congresses fiel es an Preußen zurück, das mittelst Patents vom 5. April 1815 davon Besitz nahm.

Mögelin, ein Dorf im oberbarnimischen Kreise des Regierungsbezirks Potsdam, liegt in der Nähe von Berlin, Frankfurt a. d. O., der Fabrikstadt Neustadt Eberswalde, unweit der rüdersdorfer Steinbrüche; in der Nachbarschaft befinden sich ausgezeichnete landwirthschaftliche Anlagen, eine königl. Stammschäferei und der Oderbruch. Die von Thaer (s. d., starb den 28. Oct. 1828) 1804 zu Mögelin gegründete, nunmehr „königl. preuß. Akademie des Landbaus" (s. die Nachricht davon, Berlin, b. Rücker, 1825), nimmt Zöglinge auf, die durch guten Schulunterricht [illegible] Auffassen eines wissenschaftlichen Vortrags gehörig vorbereitet und

mit Gegenständen des landwirthschaftlichen Betriebs schon anschaulich bekannt sind. Diese lernen den Umfang ihres Berufs wissenschaftlich erkennen, um einst den ihnen angewiesenen Boden danach selbständig zu beurtheilen und ihn auf die ertragsreichste Weise zu cultiviren. Die vom Gute selbst abgesondert liegende Lehranstalt enthält außer dem Hörsaale, Laboratorium, den Zimmern für die physikalischen und technologischen Sammlungen und der Wohnung der den Haushalt besorgenden Familie, die einzelnen Wohnungen für Studirende, nebst den Zimmern des Einen der Professoren. Auch gehört dazu ein ökonomisch-botanischer Garten. Sämmtliche Mitglieder der Anstalt vereinigte der Mittag und Abend an Vater Thaer's Familientafel. Die landwirthschaftliche Bildungszeit zu Mögelin vereinigt Theorie und Praxis durch wissenschaftliche Anschauung des Landbaues. Thaer selbst lehrte den Betrieb der Landwirthschaft aus dem gewerblichen Gesichtspunkt und gab eine geordnete Uebersicht aller darüber gemachten Erfahrungen; insbesondere trug er die Lehre von der Haltung des Viehes, vorzüglich der Merinosschafe, und der Cultur der Wolle vor; er lehrte ferner Feldbau und Pflanzencultur. Prof. Störig hält zoonomisch-pathologische Vorträge, verbunden mit angewandter Thierheilkunde; auch lehrt er Gartenbau und den medicinischen Gebrauch der Pflanzen. Prof. Kröte lehrt reine und angewandte Mathematik mit Anwendung auf landwirthschaftliche Dinge; ferner Feldmeßkunst und Mechanik mit Physik verbunden, auch Agriculturchemie, Physiologie der Pflanzen und systematische Pflanzenkunde, verbunden mit landwirthschaftlichen und botanischen Wanderungen, sowie Mineralogie und Insektenlehre. Dabei werden die Studirenden mit der zu Mögelin befindlichen Landwirthschaft und Schäferei, sowie mit der daselbst eingeführten ökonomischen doppelten Buchhandlung bekanntgemacht. Das Honorar für Unterricht, meublirte Wohnung, Bedienung, Mittags- und Abendessen beträgt jährl. 400 Thlr. Man vgl. Thaer's „Geschichte meiner Wirthschaft zu Mögelin" (Berlin 1815) und Desselben „Mögelin'sche Annalen" (22 Bde.), die sein Sohn fortsetzt.

Mogilno, Kreis im Reg.-Bez. Bromberg, preuß. Provinz Posen, an Polen grenzend, wird von der Netze, die hier aber nur unbedeutend ist, durchflossen und bildet eine Landschaft, auf der Waldungen und ziemlich große Seen mit höchst fruchtbaren, zum Ackerbau und zur Viehzucht gleich geeignetem Boden abwechseln. Der Flächeninhalt des Kreises erstreckt sich auf mehr als 17 QM., auf denen in 7 Städten und 269 Dörfern, Vorwerken und Colonien 29.000 Menschen leben. Sitz der Kreisbehörde ist Mogilno, 7½ Meile von Bromberg entfernt, an einem See, mit 1 kathol. Kirche, 1 Kloster für Benedictiner-Mönche, 1 Hospital, 94 H. und 820 Einw., welche dem sehr fruchtbaren Boden ihren Unterhalt abgewinnen. Andre Städte sind: Trzemessno, Pakosz, Gembitz, Kwiecis-zewo, Wilatowo und Rogowo.

Mohacz (Mohatsch), Marktflecken in Niederungarn, in der baranyer Gespannschaft an der Donau, mit 4000 Einw., Ungarn, Deutschen und Raitzen, einem festen Schlosse. Bei dem nahen Dorfe Utvard wurden 1526 die Ungarn von den Türken geschlagen und ihr König Ludwig II. auf der Flucht bei dem Dorfe Ezelje in einem Sumpfe erstickt. 1687 wurden hier die Türken von den Oestreichern unter dem Herzoge v. Lothringen geschlagen, worauf Ungarn ganz von den Osmanen befreit und ein Erbreich wurde und Siebenbürgen aber die Hoheit von Oestreich anerkannte.

Mohammed (Muhammed, Mahomet), eigentlich **Abul Kasem Mohammed**, der Stifter einer Religion, welche sich über den größten Theil des Orients verbreitet hat, gehörte zum edelsten arabischen Stamme der Koreishiten und zur Familie Haschem, welche die Obhut über das große Heiligthum der arabischen Nation, über die Kaaba zu Mekka, als erbliches Vorrecht besaß, war daselbst 569 oder 571 n. Chr. geb. Seine Eltern, Abdallah und Amira, starben früh. Bei der Menge seiner Onkel, welche sich in die Erbschaft theilten, erbte er nur eine äthiopische Sklavin und 5 Kameele. Bis zum 9. J. lebte der Knabe bei seinem Großvater Abd el Motalleb und nach dessen Tode bei dem ältesten seiner väterlichen Oheime, Abu Taleb, der die Schlüssel zur Kaaba hatte. Erzogen wie ein gewöhnlicher Araber — er erlernte nicht einmal die damals unter seinem Stamme freilich noch seltene Kunst des Lesens und Schreibens, — widmete er sich dem Handel und reiste schon in früher Jugend mit seinem Oheim nach Syrien. Hier ward er mit einem nestorianischen Mönche bekannt und empfing Eindrücke, die für seine spätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Zurückgekehrt, zog er mit in den sogenannten heil. Krieg der Koreishiten gegen Räuber, welche die Wallfahrt nach Mekka störten. Nach mohammedanischen Schriftstellern hatte er von seiner trefflichen Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredtsamkeit, von seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit geerbt. Wer ihn sah, liebte ihn; wer ihn hörte, mußte ihn achten. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen rundete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Antlitz eine edle Milde gaben; zarte Augenbraunen, eine Adlernase, ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen; ein nervigter Bau, nicht allzu groß; das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. In seinem 25. J. trat er in die Dienste der Khadijah, einer reichen Witwe, reisete in den Handelsgeschäften derselben noch einmal nach Bosra (auf welcher Reise er wieder mit nestorian. Mönchen Umgang hatte) und gewann ihre Anhänglichkeit in so hohem Grade, daß sie sich nach seiner Rückkehr mit ihm vermählte. Sie war 15 J. älter als er, dennoch lebte er, aus Dankbarkeit oder Klugheit, in glücklicher und treuer Ehe mit ihr und enthielt sich bis an ihren Tod der sinnlichen Neigungen, denen er später folgte. Indessen strebte sein kühner Geist zu einer glänzenderen Gewalt auf. Anfangs seines Ehestandes machte er noch einige große Reisen, dann zog er sich allmälig in ein beschauliches Leben zurück (zu dem er von Jugend an Neigung gehabt, indem er alljährlich, während des Monats Ramadan, in der Höhle eines nicht weit von Mekka liegenden Berges Hara zubrachte), und sein feierliches, geheimnißvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen. In dieser Seelenstimmung brütete er über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde. Wie alle Begeisterte seiner Art, ward Mohammed allmälig von den Schöpfungen seiner Dichtungskraft so hingerissen, daß er nicht mehr sein eignes Ich, sondern die Gottheit selbst in seinem Innern wirkend fühlte. In seiner langen Einsamkeit boten sich nämlich seiner aufgeregten Phantasie die seltsamsten Erscheinungen dar, die

er bei seiner Rückkehr nach der Stadt seinen Hausgenossen wieder erzählte, welche er dadurch mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr ausgemittelt werden; nach seinem Tode aber wurden, wie gewöhnlich, so viel Wunderdinge von ihm erzählt, daß seine ganze Lebensgeschichte dadurch in das abgeschmackteste Märchen verwandelt worden ist. Mohammed begann seine vorgebliche Sendung im J. 609 in seinem 40. Lebensjahre. In der Höhle des Berges Hara war es, wo ihm — nach Albufeda's Erzählung — „von dem Engel Gabriel in der Nacht des göttlichen Rathschlusses seine hohe Bestimmung verkündet worden seyn soll, als Bevollmächtigter Gottes zur Herstellung und Verbesserung der reinen Lehre Ibrahims (Abrahams) aufzutreten". Bei seiner Ankunft in Mekka erzählte er Dieses seiner Gattin Khadijah und seinem Vetter Waraka (der ein Christ und mit dem A. und N. Test. bekannt gewesen seyn soll), und sie schwuren: „Bei Dem, in dessen Hand die Seele der Khadijah und des Waraka ist: Mohammed ist Prophet!" Hierauf glaubte sein Sklave Said, dem er die Freiheit schenkte, und sein 10jähriger Neffe, der feurige Ali. Als nun sein sehr geachteter Schwiegervater, der Greis Abubekr, mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprach, da wurden mehre Vornehme aus Mekka aufmerksam und drängten sich, die Lehren des Islam (d. i. Heil, wie die neue Religion vorzugsweise genannt ward) zu hören, die für allmälige Mittheilungen des göttlichen Willens, mittelst des Engels Gabriel, ausgegeben und in den Koran (s. d.) gesammelt wurden. So groß indeß Mohammed's Verbindung und Anhang als Großhändler in Mekka war, so nahm bei der Vorsichtigkeit, mit der er sich mittheilte, die Zahl seiner Gläubigen doch nur langsam zu, daß er im 4. J. seiner Sendung (613) erst ihrer 14 zählte. Endlich wagte er es, in jenem Jahre bei einem Gastmahl, welches Ali ausgerichtet hatte, vor 40 Koreishiten mit der Lehre aufzutreten: „Es ist kein Gott außer Einem; und Mohammed ist dessen Gesandter", und fragte, wer von ihnen das Amt seines Vesiers oder ersten Ministers übernehmen wolle. Alle zögerten. Der jugendliche Ali erklärte aber sogleich begeisterungsvoll seinen Entschluß dazu. Sonst waren die Koreishiten über ihn getheilt: einige Wenige glaubten an Gott und seinen Propheten; die Meisten lachten über ihn; die Uebrigen beschlossen, ihm und seinen Neuerungen sich zu widersetzen. Wäre im Stamme Koreish Einigkeit gewesen; nie wäre Mohammed aufgekommen. Nun aber war es seinem Oheim, Abu Taleb, dem geistlichen und weltlichen Oberhaupte von Mekka, nicht schwer, ihn vor Vertilgung zu schützen, ob er gleich selbst nie zu den Gläubigen übertreten mochte; und unter diesem Schutze gelang es ihm, theils durch seine Reden und Poesieen, theils durch seine ersten Proselyten (außer den Genannten besonders Osman und Omar) mehre wichtige Anhänger zu gewinnen. Doch entging er durch ihr Ansehen den Verfolgungen nicht. Schon 614 legten seine Feinde aus dem Stamme Koreish gegen die Haschemiten, aus Abdul Motabeb's, seines Großvaters, zahlreicher Familie, ohne Rücksicht, ob sie für oder wider ihn gestimmt seyn mochten, eine Achtserklärung in die Kaaba nieder (die erst der Prophet 619, vorgeblich durch ein Wunder, vernichtete); sie nöthigten durch ihre Maßregeln viele seiner Anhänger zur Flucht nach dem benachbarten Aethiopien; er selbst sah sich dadurch bewogen, eine Zeitlang auf den Hügel Safa zu entweichen, bis es unter Abu Tabul

wieder für ihn sicherer ward. Ein neuer Sturm erging über ihn im 10. J. seines Prophetenamtes, bei Abu Talubs und der treuen Khadijah Tod, der ihn 619 zur Flucht nach der Festung Al Tayef nöthigte, bis sein Oheim Al Abbas als geistlicher und weltlicher Fürst den Verstorbenen ersetzte und ihm, obgleich auch er kein Moslem wurde, die nöthige Sicherheit verschaffte. Als bei seiner Wiederkehr sein Zulauf durch die Pilgrimme, welche die Kaaba besuchten, sich vermehrte, ward er sicherer und zuversichtlicher; seine exaltirte Seele entglühte bis zu himmlischen Entzückungen, und in diesem Zustande trat er einstens (621) in der Nacht auf dem Grauschimmel Al Borak, unter Gabriels Leitung, die Reise in den Himmel an und empfing am Throne Gottes die Instruction zu seiner Sendung, über welche Reise der Koran dunkle Winke enthält. Unterdessen war der Ruf seiner Offenbarungen bis nach Jathreb (nachmals Medina) gedrungen, wo sein Anhang besonders durch die Thätigkeit seines Jüngers Mosab mit reißender Schnelle wuchs, während zu Mekka seine Feinde ihn für einen Wahnwitzigen erklärten. Um ihr Urtheil und Gelächter unbekümmert, war Mohammed desto thätiger und knüpfte seine schon beträchtliche Religionsgesellschaft durch einen Eid an sich, aus ihrer Mitte, nach Christi Beispiel, 12 Apostel in die umliegenden Gegenden aussendend. Bei der ernsthaften Wendung, die es nun mit dem Propheten Gottes nahm, hielten sich die Koreishiten für berechtigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen; sie verschworen sich sogar, daß aus jeder Familie Einer die Pflicht auf sich nehmen wolle, ihn, wo er ihn träfe, zu ermorden. Mit vieler Mühe entging Mohammed (durch Ali's Treue und begleitet von Abubekr) dieser allgemeinen Nachstellung durch eine schnelle Flucht aus seiner Vaterstadt nach Medina, wo er schon deßwegen willig aufgenommen wurde, weil die Einw. mit dem Stamme Koreish in alter Feindschaft lebten. Viele seiner Anhänger folgten ihm dorthin. Mohammed nahm jetzt die fürstliche und priesterliche Würde an und vermählte sich mit Abubekr's Tochter, Ayesha (vgl. d.). Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) ist also die eigentliche Epoche seiner Religionsstiftung, und deßhalb haben die Mosleme dieses Jahr für würdig gehalten eine neue Zeitrechnung zu eröffnen, die u. d. N. der Hegira (s. d.) bekannt ist. Da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, so erklärte er seinen Entschluß, seine Lehre mit dem Schwerte zu verbreiten. Er führte sie alsbald gegen seine Feinde, und erscheint also nun bereits als Feldherr eines kleinen Heeres, das, aus Achtung für seine Tapferkeit, Lehren und Predigten, mit denen er immer fortfuhr, ihm ein desto geneigteres Ohr lieh. Sobald die neue Glaubensgenossenschaft die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens gewonnen hatte, stieß ein arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Völker dieser Art finden nichts anziehender, als plündernd umherzustreifen, wenn nur der Anführer ein tüchtiger Mann ist. Und das war Mohammed gewiß. Er theilte redlich sein Eigenthum wie seine Beute, übte Ordnung und Gerechtigkeit, war dabei leutselig, erlaubte Vielweiberei und versicherte dem Volke, Gott habe an der Tödtung Derer, die seine Religion anfeindeten, solches Wohlgefallen, daß ein Tropfen Bluts für Gottes Sache vergossen, oder eine Nacht in Waffen zugebracht, verdienstlicher sey als 2 Monate zu fasten und zu beten; wer im Treffen falle, erlange im Himmel die höchsten Freuden des Paradieses, und jede seiner Wunden

werde am Tage des Weltgerichts wie Balsam duften und wie ein Leuchtkäfer glänzen; 72 der schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblühe, würden dort oben jedem Anhänger dieser Religion zu Theil (s. Houris), und auf die Allerfrömmsten warte außerdem noch ein unbekanntes Glück, das keine sterbliche Zunge aussprechen könne. Man denke sich solche Verheißungen von einem feurigen Manne ausgesprochen, auf dessen würdevollem Antlitze die Wahrheit selbst zu ruhen schien, und dessen Lippen von der zauberischsten Beredtsamkeit überflossen. Er mußte seine Scharen mit Begeisterung anstecken; sein Glaube verschmolz so innig mit jeder Lieblingsneigung eines kriegerischen Haufens, daß Jeder, der nur davon hörte, ihn liebgewinnen mußte. Daher die raschen Eroberungen, die Mohammed nun vollbrachte. Die erste große Kriegsthat, welche er ausführte, war das Auffangen einer reichen Karavane koreishitischer Kaufleute (unter Anführung von Abu Sophian, ihrem Oberhaupte), welche bewaffnet mit ihren Waaren in fremde Länder zogen. Mohammed überwältigte und plünderte sie im Thale Beder. Andere günstige Unternehmungen folgten, aber im 3. J. der Hegira griff Abu Sophian mit 3000 Streitern Mohammed mit 950 am Berge Ohud, unfern Medina, an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem die moslemitischen Waffen völlig unterlagen, und der verwundete Prophet kaum das Leben rettete. Dieser Unfall erschütterte natürlich das Ansehen Desjenigen, dessen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm den Sieg hätte sichern sollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslem beimaß, eine unbedingte Vorherbestimmung lehrte, neue Siege verhieß, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wiederherzustellen. Er bedurfte desselben im folg. J., 625, wo Abu Sophian mit 10.000 M. vor Medina erschien. Mohammed beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach 20tägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, führte er unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls die Seinen gegen den jüdischen Stamm von Koreidha, der mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung des Siegers Willkür übergeben, der die blutigste Rache nahm, 6—700 Männer niedermachen und die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen ließ. Einige Jahre später nahm er auch Khaibar, den Hauptsitz der jüdischen Macht in Arabien, ein, wodurch er seinen Sieg über dieß unglückliche Volk vollständig machte. Es ist wahrscheinlich, daß die vielen an seinen Feinden verübten Mordthaten und Grausamkeiten mit seiner göttlichen Sendung von seinen Anhängern für hinlänglich gerechtfertigt gehalten wurden; aber höchst anstößig mußte ihnen die Verletzung alles Rechts und Anstandes seyn, die er sich bei seiner Leidenschaft für Zeinab, die Gattin seines freigelassenen Dieners und Adoptivsohnes Said, zu Schulden kommen ließ, indem er, durch ein eignes, ihm offenbartes Capitel im Koran dazu bevollmächtigt, sie öffentlich zum Weibe nahm, mit Nichtachtung eines Verwandtschaftsgrades, den bisher die Araber als unverletzlich angesehen. Diese Schwäche in Beziehung auf das weibliche Geschlecht nahm bei Mohammed mit den Jahren und dem Ansehen, das er gewann, zu. Außer den zahlreichen Weibern, die er nach und nahm, erlaubte er sich mehre vorübergehende Liebschaften, wie sein eigenes Gesetz sie verbietet, und beschönigte stets seine Untreue durch neue Capitel des Koran. Daß so unverschämte

Vorwände wirken konnten, beweiset mehr die Gläubigkeit und den Fanatismus des Volks als sein Talent zu täuschen. Nachdem er in wenigen Jahren einen großen Theil von Arabien erobert und überall seine Religion herrschend gemacht, glaubte er Ansehen genug erworben zu haben, um auch die benachbarten Fürsten zur Annehmung derselben einladen zu können. Er ließ diesen Antrag im 7. J. der Flucht dem König von Persien, Chosru Parviz, durch einen Abgeordneten machen. Der König zerriß zwar das Schreiben Mohammed's, den er seinen Knecht nannte, und trug seinem Befehlshaber im glücklichen Arabien auf, diesen Friedensstörer ihm zuzuschicken. Allein da Mohammed (angeblich durch eine Offenbarung) erfuhr, daß Chosru von seinem Sohne umgebracht worden sey, auch Anarchie in Persien herrsche, und dieses dem Befehlshaber mit dem Befehle melden ließ, zu seiner Religion überzutreten, gehorchte dieser u. a. Perser in Arabien, sobald sie die Bestätigung jener Nachricht erhalten hatten. Eben dieses ließ er dem Kaiser Heraklios zu Konstantinopel antragen, von dem er wenigstens eine höfliche Antwort und ansehnliche Geschenke erhielt. Auf gleiche Art erwiederte Mokawkas, der Beherrscher von Aegypten, Mohammed's Aufforderung. Aethiopiens König hingegen, schon längst mit dem Propheten befreundet, bekannte sich feierlich zum Islam. Aehnliche Zumuthungen Mohammed's an einige arabische Fürsten hatten nur zum Theil den gewünschten Erfolg. Mittlerweile war Mohammed mit 1400 Mekkanern und Medinensern gegen Mekka bloß in der Absicht gezogen, damit sie endlich wieder einmal den Tempel oder die heil. Kaaba besuchen könnten. Die Koreishiten widersetzten sich zwar, schlossen aber doch 627 einen 10jähr. Stillstand mit ihnen; und der Besuch, der in Gebet, Opfern und einem siebenmaligen Umgang um die Kaaba bestand, ging bald darauf von Statten. Am 4. Tage jedoch mußten sie wieder abziehen. Dennoch gelang es dem Propheten bei dieser Gelegenheit, 3 Personen von großem Ansehen unter den Koreishiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemin, den Kaled, Amru und Othman, zu bekehren. Im 8. J. der Hegira rückte ein Heerhaufen Mohammed's unter Said's Anführung gegen die Stadt Muta in Palästina vor, wo der Statthalter des Kaisers Heraklios einen der moslemitischen Abgesandten ermordet hatte. Said blieb, und nur der Muth Kaled's, der bei dieser Gelegenheit den Beinamen Schwert Gottes erhielt, hinderte die Niederlage. Das große Ziel von Mohammed's und seiner Anhänger Wünsche war die Eroberung von Mekka. Er bediente sich also 629 des Vorwandes, daß die Koreishiten die Waffenruhe unterbrochen, und überfiel Mekka mit 10.000 M. Die Stadt wurde von demselben bald eingenommen; und er erklärte die Bewohner, mit Ausnahme von 6 Männern und 4 Frauen, für Freigelassene. Eine seiner ersten Verrichtungen daselbst war nun, daß er ehrfurchtsvoll mit seinem Stabe den schwarzen Stein an der Kaaba berührte, „den Gabriel weiß vom Himmel gebracht hatte", und der nun aufs neue Gegenstand der tiefsten Verehrung ward. Als er aber in den Tempel hineingehen wollte und Götzenbilder darin erblickte, ließ er sie sogleich zerschmettern. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion Mohammed's, und nur den Bekennern derselben ward der Eintritt in die heil. Stadt Mekka verstattet. Den Korejshiten hielt er vor, daß sie Gott zu seiner Erkenntniß geführt, ihm, seinem Diener, den Sieg verliehen und sie von der Abgötterei befreit habe.

Er ließ überdieß durch seine Kriegsvölker alle Götzen der umliegenden Gegenden vernichten. Seit der Besitznahme von Mekka konnte man Mohammed ziemlich als Herr von ganz Arabien betrachten. Die Koreishiten, welche den vornehmsten Stamm der Nation ausmachten, waren ihm nicht allein unterworfen, sondern bekannten sich auch zu seiner Religion. Die übrigen Stämme erkannten ihn theils freiwillig für den Gesandten Gottes und ihren Oberherrn, theils wurden sie nun leichter dazu genöthigt. Doch verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen einen Tribut. Jetzt beschloß Mohammed, an der Spitze von 30.000 M., worunter 10.000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaisers Heraklios zuvorzukommen und rückte in Syrien bis Tarum vor. Die furchtsamen Griechen wagten es nicht einmal, ihn anzugreifen. Auch am Euphrat faßte er festen Fuß. Zurückgekehrt nach Medina, machte er ein neues Capitel des Koran bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunsten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geschlossenen Verträge. Im 10. J. der Hegira unternahm Mohammed die Abschiedswallfahrt nach Mekka; er war dabei mit dem höchsten Glanz umgeben und von mehr als 100.000 Anhängern begleitet. Dieß war aber zugleich die letzte glänzende Handlung seines Lebens. Er starb bald nach seiner Rückkehr nach Medina, in den Armen seiner Gemahlin Ayesha, im 11. J. der Hegira (632), in seinem 63. Lebensjahre. Von allen seinen Weibern hatte ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatime, die Gemahlin Ali's (s. d.). Mohammed liegt zu Medina begraben, wo eine in der heiligen Capelle verschlossene Urne sein Grabmal vorstellt, das mit eisernem Gitterwerk umgeben und für Niemand zugänglich ist. Wie das meiste Große in der Welt, so wenig war auch Mohammed's große Umkehrung von Arabien die Sache eines schlauen, fernher angelegten Plans. Er wollte bloß durch seine Lehre von der Einheit Gottes den Götzendienst stürzen. Aber der bewaffnete Widerstand der Koreishiten hatte ihn und seinen Anhang zur Ergreifung der Waffen gezwungen; aus einem bloßen Glaubensprediger ward er nothgedrungen Eroberer und Held. Von seinen Gegnern wurden Wunder zur Beglaubigung seiner Sendung fortgehend gefordert, obgleich er ihnen wiederholt versichert hatte, er sey kein Wunderthäter; und in der Noth ließ er sich hinreißen, zum Schein einige Wunder zu versuchen, wodurch der vormals ehrliche Schwärmer zum Betrüger wurde. Mit Betrug und Grausamkeit endete er. Er war dabei unleugbar ein Wollüstling. Seltsam genug findet man in seiner Geschichte keine Spur, daß er zur Ausführung seiner Plane sich der Weiber bediente, obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einschränkung und die Kebsweiberei ohne alle Grenzen zuließ. Eine der Haupturſachen der schnellen und gewaltsamen Verbreitung seiner Lehre und Herrschaft lag in der Waffengewalt, sowie in dem fanatischen Enthusiasmus, den er den Arabern eingeflößt hatte. Doch kann nicht geleugnet werden, daß, wenn kraftvolle Männer an der Spitze des persischen Reichs, des griech. Kaiserthums und der germanischen Staaten im Zeitalter Mohammed's und seiner nächsten Nachfolger gestanden hätten, diese religiöse Schwärmerei sich vielleicht unbemerkt in den Sandwüsten Arabiens verloren haben würde. — Im Vergleich mit andern Gesetzgebern und Völkerbeherrschern nimmt er nur einen niedrigen Platz ein. Groß ist die Ehrfurcht, welche die rechtgläu-

bigen Moslemin dem Propheten und Allem, was ihm auf das entfernteste angeht. So z. B. sind die Decke in der Moschee zu Mekka, welche alle Jahr erneuert wird, das Kameel, welches den Koran zur Kaaba trägt, und in dem Gebiet von Mekka eine unzählige Menge Tauben, die nicht einmal von den Früchten verscheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil sie von derjenigen Taube abstammen sollen, die sich des Propheten Ohr näherte, Gegenstände der heiligsten Verehrung. — Mohammed's ganze Theologie läßt sich auf folgende 3 Punkte zurückführen: 1) auf die Lehre des Daseyns und der absoluten Einheit Gottes; 2) auf den Glauben, daß Gott der unermeßliche und allmächtige Schöpfer, auch allgegenwärtig ist, das Laster straft und die Tugend belohnt, nicht nur in diesem Leben, sondern auch nach dem Tode; 3) auf den Glauben, daß Gott auf die durch Abgötterei gesunkenen Menschen einen Blick der Erbarmung warf und seinen Propheten Mohammed erweckte, sie die Mittel kennen zu lehren, um die Belohnungen der Guten zu gewinnen und den Bestrafungen der Bösen zu entgehen. Wie man sieht, nahm er mehre Grundwahrheiten des Christenthums als Pfeiler seines Glaubens an: er behauptete auch, daß seine Religion nicht neu sey, sondern von Abraham und Ismael herstamme und folglich ein höheres Alter als der Judaismus und Christianismus besitze. Außer den Propheten des A. Test. erkannte er auch Christus, den Sohn der Jungfrau Maria, als den Messias, Wort und Geist Gottes, aber nicht als den Sohn Gottes an. Dieß hieße die Einfachheit des göttlichen Wesens aufheben, meinte er. Obgleich er Vieles aus der jüdischen und christlichen Religion schöpfte, haßte er doch beide; die Juden, weil sie sich für das erste Volk der Welt hielten, alle andern Nationen haßten und Wucher trieben; die Christen, weil sie stets in religiösem Zwiespalt lebten, ohngeachtet ihnen Jesus Friede und Einigkeit empfohlen hatte. Beide beschuldigte er der Verfälschung des A. und N. Test. Seine Moral war aus der altjüdischen und christlichen zusammengesetzt. Treue Verehrung Allah's, des einigen Gottes, unverbrüchlicher Gehorsam gegen des Propheten Gebote, Nothwendigkeit des fünfmaligen täglichen Gebets, Wohlthätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit, Enthaltsamkeit des Weins und der Liquöre (dieß Verbot ward von ihm bei entstandenen Zänkereien unter seinen Anhängern gegeben), sowie des Schweinefleisches, Tapferkeit und ausharrenden Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlige, glaubensvolle Ergebung in das unabwendbare Schicksal sind die Hauptcapitel seiner Sittenlehre. An Feierlichkeit (der Freitag wird geheiligt), Fasten (s. Ramadan) und Gebräuchen (Beschneidung, Waschungen) durfte es einer solchen Religion für ein sinnliches Volk nicht fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mekka und Medina war aber unstreitig eine politische Maßregel, um den Stammsitz des Islam für immer zu heiligen und Arabiens politisch-religiöse Bedeutenheit dauernd zu sichern. Zur Belohnung der Gläubigen schuf Mohammed, nach dem Charakter seines Volkes, ein Paradies, wo die Seele alle geistigen Vergnügungen und der wieder aufgeweckte Körper jegliche sinnliche Wollust genießen werde. Keine Religion und keine politische Verfassung ist dem weiblichen Geschlechte weniger günstig als der Mohammedismus. Er erlaubt den Männern mehre Frauen zu halten, sie, Vergehungen wegen, körperlich zu züchtigen und sie zu verstoßen, wenn sie ihm nicht mehr gefallen; doch steht es den Frauen nicht frei, einen verhaßten Mann zu verlassen,

wenn er nicht einwilligt. Eine verstoßene Frau darf sich nur zwei Mal verheirathen; bei der dritten Scheidung muß sie ledig bleiben, wenn der erste Mann sie nicht wieder nimmt. Die Lehre des Islam ist in dem Koran (vgl. Koran) enthalten, dem man bald eine zweite Sammlung: Sunna (zweites Gesetz von Lebensregeln, die sich auf Mohammed's Beispiel gründen) an die Seite setzte. Der Mohammedismus zerfällt in 2 Hauptsekten, die Sunniten und Shiiten (Rechtgläubige und Ketzer). Die erstern unterscheiden sich von den letztern durch Anerkennung der 3 ersten Nachfolger Mohammed's (Omar, Abubekr, Osman) als rechtmäßiger Kalifen (vgl. Kalifat) und durch die Heilighaltung der Sunna. Die osmanischen Türken gehören zu den Sunniten. Die Shiiten bilden eigentlich 72 verschiedene Sekten; die wichtigste davon ist die der Aliden, welche bloß den 4. Kalifen, Ali, für rechtmäßig halten und die Sunna verwerfen. Sie herrscht in Persien. Daher die stete Feindschaft der Perser und Osmanen. Die Shiiten theilt man in 5 Classen, jede mit 12 Unterabtheilungen, ein. Bis tief in das Innere Afrikas herrscht der Islam, ebenso auf den Nordküsten vom rothen bis ans atlantische Meer, in Europa über die Türkei. Ganz Vorderasien (Kleinasien, Syrien, Palästina, Arabien), dann Persien hinauf nach Centralasien und nach Indien, die Tataren des südlichen Rußlands — alle diese Länder und Völker sind sein Gebiet. Man schätzt die Zahl der Mohammedaner auf 137.700.000 (in Europa 3.500.000, in Asien 79.000.000, in Afrika 55.000.000, in Australien 200.000). — Die im 18. Jahrh. ausposaunte Lehre von den Vorzügen des Mohammedismus und des Koran vor dem Christenthum und der Bibel nennt der Historiker Fr. v. Raumer mit Recht oberflächlich und unwahr. Abgesehen von allen andern Standpunkten, zeigt der geschichtliche, daß mohammedanische Kirche, Wissenschaft, Kunst, Sittenlehre, Staaten, Regierungen u. a. im engsten Zusammenhang mit der mohammedanischen Religion stehn, und in allen höhern und echten Beziehungen, in allem Wesentlichen hinter dem Christlichen zurückbleiben. Hiermit soll nicht geleugnet werden, daß sich auch zu dem letztern oft Böses und Verkehrtes eingefunden habe: allein das Unwissenschaftliche, Unkünstlerische, Unsittliche, Tyrannische erscheint, von dem Evangelium her betrachtet, eben als solches; während es im Koran seine eigentliche Wurzel findet, sein Lebensprincip hat und nicht vertilgt werden kann, ohne die Grundlehren des Mohammedismus über Familie, Freiheit, Tugend, Auferstehung, Himmelreich u. dergl. umzustoßen. Ja der Mohammedismus steht selbst hinter dem Judenthume zurück: denn er kennt nur das Gesetz mit despotischer Vollziehung, hat bei allem Hochmuthe keine Idee von Selbstbestimmung, vergöttert das Sinnliche und möchte alle vorgefundenen Sitten und Gebräuche ohne Läuterung heiligen, statt die Natur zu bändigen und zu verklären. (Vgl. K. E. Oelsner's „Mahomet ꝛc.", Frankfurt a. M. 1810; „Ueber die mohammedanische Religion", Elberfeld 1800; des Engländers Mills „Geschichte des Mohammedismus". Aeltere Schriften sind von Adr. Reland, Utrecht 1717, H. Hottinger, Häckspan ꝛc.)

Mohammed II., mit dem Beinamen „Bujuk", d. i. der Große, Sohn Murad's II., geb. 1430 zu Adrianopel; folgte 1451 seinem Vater, ließ seinen unmündigen Bruder ermorden und schickte seine Mutter, eine servische Prinzessin, ihrem Vater zurück. Unter Murad II. war das griechische Reich zum ohnmächtigen Schattenbilde herabgesunken, und

Murad rüstete sich, es vollends zu zerstören. Er vermehrte deßhalb sein schweres Geschütz und vollendete das zweite Dardanellenschloß, um Konstantinopel jede Zufuhr abzuschneiden. Schon besaßen die Türken rings um Konstantinopel alles Land, und nur ein kleines Gebiet gehörte zur Stadt. Verwüstungen desselben und ewige Neckereien verkündeten einen ernsten Angriff auf Konstantinopel, und Konstantin XIII. bat vergebens um Schonung und verlor auch Morea, wo beide Brüder des Kaisers im Kampfe gegen Mohammed blieben. Endlich, um Ostern 1453, erschien Mohammed mit einem Heere von 250—300.000 Mann, 300 Galeeren und 200 kleineren Fahrzeugen vor Konstantinopel. Die Belagerten hatten starke eiserne Ketten vor den Hafen gezogen und vertheidigten sich tapfer, ungeachtet sie der so sehr überlegenen Macht des Feindes nur etwa 10.000 Mann entgegenzustellen hatten. Als aber Mohammed einen Theil seiner Flotte über Land in den Hafen schaffen, eine Schiffbrücke schlagen und mit Kanonen besetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen nach einer 53tägigen Vertheidigung, und das morgenländische Reich hatte ein Ende. Die Stadt ward am 29. Mai mit Sturm eingenommen. Der Kaiser Konstantinus Drageses fiel gleich anfangs mit den Waffen in der Hand. In wenigen Stunden war die Eroberung der Stadt vollendet. Den Gräuel der Verheerung, das tausendfältige Schauspiel des Mordes (über 40.000 sollen bei der Eroberung gefallen seyn) und aller blutigen Leidenschaften, welche nach so langem heißen Streite am Ziele die Sieger erfüllten und antrieben, die Entweihung des Heiligsten, welches allen Nationen gilt, und den Siegesrausch des wilden Mohammed's zu schildern, würde die Einbildungskraft eines Dante ermüden. Während der Plünderung ward eine junge Fürstin, Namens Irene, vor den Sultan gebracht. Ohne die Thränen und die Unschuld der Unglücklichen zu achten, überließ er sich 3 Tage lang in ihren Armen den Ausschweifungen der rohesten Sinnlichkeit. Einige Janitscharen murrten, und ein Vesier wagte sogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ Mohammed die Gefangene holen, ergriff sie bei den Haaren und ermordete sie vor den Augen der Unzufriedenen mit den Worten: „Also behandelt Mohammed die Liebe". Ebenso soll er den gefangenen Lukas Notaras mit den Seinen haben hinrichten lassen, weil dieser einen seiner Söhne Mohammed's unnatürlichen Lüsten versagte. Erst nachdem der glühendste Rachedurst ob des langen Widerstandes gestillt war, gebot der Sultan, das noch gebliebene Leben zu schonen, und hielt, eine eiserne Keule in der Faust, seinen feierlichen Einzug in die von Blut und Trümmern erfüllte Kaiserstadt. In der Sophienkirche, zur Hauptmoschee nun umgewandelt, huldigte alles Volk dem glorreichen Ueberwinder des Orients. Doch konnte auch dieser Tag des Triumphes und der Hoheit das Gefühl über deren Vergänglichkeit in ihm nicht übertäuben, und wie über Carthagos Trümmern das Schicksal Roms in jenem Verse Homer's vor die Seele Scipio's Aemilianus getreten, so schwebte auch ihm, als er in die öden Hallen der Kaiserburg trat, der Spruch Firdussus vor: „Die Spinne webt ihr Geweb im Kaiserpallast, und auf den Trümmern von Afrasiab's Burg krächzt der Uhu seinen Leichengesang". 60.000 Christen wurden als Sklaven verkauft und die verödete Stadt durch 10.000 thrakische Familien wieder bevölkert. Da Mohammed sie indeß zum Hauptsitz seines Reichs bestimmte, so sicherte er den Griechen, um mehr Einwohner hin-

zuziehen, völlige Religionsfreiheit zu. Konstantinopel wurde unter ihm bald wieder blühend. Er stellte die Festungswerke wieder her und ließ, zu mehrer Sicherheit, am Eingange des Hellesponts, die Dardanellen (s. d.) anlegen. Mohammed setzte seine Eroberungen fort. Sein Feldherr, Omar, unterwarf nun bis 1455 Morea vollends, und er selbst vernichtete das bisher bestandene Herzogthum Athen und verleibte dasselbe seinen Staaten ein. Von panischem Schrecken ergriffen, bildete der christliche Occident um diese Zeit einen Bund gegen Mohammed; der König von Ungarn, der von Aragonien, der Herzog von Burgund, Venedig, Genua, die Rhodiser u. m. A. nahmen an demselben Theil, und Papst Calixt III. hatte ihn gestiftet. Mit Frankreich stand man auch in Unterhandlungen; doch während derselben rückte Mohammed 1456 mit 150.000 Mann vor Belgrad, das er zu Wasser und zu Lande belagerte. Allein der tapfere Feldherr der Ungarn, Johann Hunyad, warf sich, von Ofen kommend, mit einer kleinen Flotte in die Stadt und setzte den Belagerern so zu, daß Mohammed selbst schwer verwundet mit 25.000 Mann Verlust abziehen mußte. Hierauf gab er 1459 den Griechen in Sennadois, den er selbst mit Ring und Stab belehnte, den ersten Patriarchen, und ordnete das Reich. In Trapezunt herrschte David Komnenos als Kaiser. Mohammed zog 1461 unter dem Vorwande, den Perserkönig, Usum Hassan, bekriegen zu wollen, nach Asien, besetzte aber dort, die Maske abwerfend, Paphlagonien, Kappadokien und die andern Provinzen des ohnmächtigen Reichs, rückte in Trapezunt ein und führte den Kaiser mit nach Konstantinopel, wo er mit 8 seiner Söhne erdrosselt ward. 1463 entriß er dem Fürsten Gattiluso die Insel Lesbos durch Verrath von dessen Bruder und ließ den Hintergangenen wie den Verräther erdrosseln. 1464 eroberte er Karamanien. Skanderbeg hatte, von seinen Bergen herab mit 8000 Mann in die Ebene herabsteigend, die Türken mehre Jahre lang beunruhigt und nöthigte, nachdem mehre Angriffe mißlungen waren, endlich Mohammed persönlich mit 150.000 Mann gegen ihn heranzuziehen. Doch das belagerte Kroja fiel nicht, und schimpflich mußte Mohammed endlich abziehen. Die Johanniterflotten thaten von Rhodos aus den Türken viel Schaden, doch vergebens forderte sie Mohammed zur Ruhe oder zur Unterwerfung auf und sendete 30 Galeeren gegen sie, die aber geschlagen wurden. Die von Neuem (1465) drohende christliche Coalition nahm unterdessen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und erst, als er sie, vom Glück begünstigt, wirkungslos sich auflösen sah, wendete er sich wieder gegen die Rhodiser und Venetianer, eroberte mit 140.000 Mann Negropont, ward aber 1469 durch einen Angriff Ussum Hassans, Königs v. Persien, der von den Rhodisern und Venetianern gegen ihn aufgereizt ward, wieder abgezogen. Mustapha Mohammed hielt sich aber in Karamanien so lange tapfer gegen denselben, bis Mohammed herankam und 1470 Ussum Hassan besiegte. Bald darauf verdankte Mohammed seinem Vezier Achmed die Eroberung der Krim mit Kaffa von den Genuesern. Im Osten von Feinden befreit, wandte sich Mohammed nun mit voller Kraft gegen die Christen, unterwarf 1478 einen großen Theil Albaniens mit Skutari, das die Venetianer nur schwach für Skanderbeg's Sohn vertheidigten, und bedrohte 1471 durch die Eroberung Otranto's auf italienischem Boden Italien und die ganze Christenheit. Unterdessen hatte er auch seine Hauptgegner, die Rhodiser, auf ihrer Insel nicht ungeneckt

gelassen, sondern sie vielmehr durch den abtrünnigen Paläologos, der türkischer Pascha geworden war, mit einem furchtbaren Belagerungsheere ängstigen lassen. Allein nochmals mißlang dieser Angriff, und nach 3monatlicher Belagerung mußten die Türken abziehen. Während derselben regte sich der Perserkönig von Neuem, und auf einem Zuge gegen denselben starb Mohammed zu Nicäa 1481. Er hatte in seinem 30jährigen Eroberungskriege 200 Städte eingenommen und 12 Reiche zerstört. Auf sein Grab befahl er als Mahnung für seine Nachfolger die Worte einzugraben: „Ich wollte Rhodos einnehmen und das stolze Italien erobern". Wenn glückliche Eigenschaften, großer Ehrgeiz, Muth und glänzende Erfolge den großen Fürsten bezeichnen; wenn aber unmenschliche Grausamkeit, Treulosigkeit und Verachtung aller Gesetze den bösen Menschen machen: so ist Mohammed das Eine wie das Andere gewesen. Er sprach Griechisch, Arabisch und Persisch, verstand Latein, zeichnete und besaß für seine Zeit große Kenntnisse in der Geographie und Mathematik; er hatte die Geschichte der großen Männer des Alterthums studirt; er achtete die Malerkunst, ließ aus Italien den Bellini kommen und überhäufte ihn mit Wohlthaten und Liebkosungen. Er verachtete alle Religionen und nannte den Gründer der seinigen einen Banditenchef. Die Politik hielt manchmal die stürmende Heftigkeit seines Gemüths und die Barbarei seines Charakters im Zügel, doch nur zu oft überließ er sich denselben. Mit einem Worte, Mohammed würde unter die großen Menschen zu zählen seyn, wenn seine Grausamkeit seinen Ruhm nicht befleckt hätte. Merkwürdig ist, daß seine besten Minister oder Generale christliche Renegaten waren. (Vgl. „Die Heerzüge des christl. Europa wider die Osmanen ꝛc.", von D. Ernst Münch, 1. Thl., Basel 1822.)

Mohammed III., geb. 1566, Sohn Murad's III. und der Venetianerin Baffo; war bis zu seiner Thronbesteigung Statthalter in Magnesia und trat nach dem Tode seines Vaters 1595 die Regierung an. Sogleich ließ er 19 seiner Brüder, größtentheils Säuglinge, ermorden und 5 schwangere Odalisken ertränken. Um der durch die Theurung arg angewachsenen Unzufriedenheit der Hauptstadt zu steuern, ließ er die Schätze seines Vaters unter das Volk vertheilen. Dennoch war das Reich von außen bedroht, die Moldau und Walachei unter den Waffen, die Ungarn unter Bathori, Fürsten von Siebenbürgen, und dem Grafen Mansfeld, an der Alutha und bei Gran siegreich; Lippa und Targowitsch gingen 1596 verloren, der Pascha von Ofen wurde geschlagen, Gran und Wischgrad von den Christen erobert, und selbst Ferhad, zum dritten Mal Großwesir, in Ungarn besiegt. Mohammed ließ nun diesen hinrichten und stellte sich selbst an die Spitze des Heeres, das der neue Großwesir, Ali Hassan, befehligte. 150.000 Mann führte er gegen die Christen, nahm Erlau durch Verrath der Besatzung, ward zwar durch den zum Entsatz anrückenden Erzherzog Matthias geschlagen, doch brachte seine Nachhut den das Lager plündernden Christen eine Niederlage bei. Mohammed eilte nun nach dem von der Pest verwüsteten Konstantinopel, und in Ungarn ward der Krieg ziemlich und träge weiter geführt, doch eroberten die Kaiserlichen Raab, Ofen, Stuhlweißenburg, das jedoch die Türken im Sturm wieder nahmen. In Asien empörte sich indessen Schiravan, der Pascha von Karamanien, dann die Spahis in der Hauptstadt selbst, und Mohammed glaubte diesem Unheil nicht besser vorbeugen zu können, als indem er

die Spahis gegen die Empörer und Perser nach Asien, zum Theil auch gegen die Donau sendete. Seine ehrsüchtige Gemahlin Fatime und seinen ältesten Sohn ließ er hinrichten und starb bald darauf 1603 an der Pest, die mit Hungersnoth zugleich Konstantinopel verheerte. Sein Sohn Achmed I. folgte ihm.

Mohammed IV., Sohn des Sultans Ibrahim, geb. 1642, bestieg als 7jähriger Knabe 1648 den Thron seines erdrosselten Vaters. Kaum war der Mord begangen, als die Janitscharen und Spahis Reue fühlten. Der Mufti, Regul, hatte, obschon er selbst Anstifter war, die Geschicklichkeit, den Verdacht auf den Großwesir und mehre Officiere der Janitscharen zu lenken, und diese wurden nun hingerichtet. Er und Siaus Pascha, der neue Großwesir, strebten nun dahin, der alte Sultanin Valide, die unter 3 Regierungen ihn Ansehen behauptet hatte, dasselbe zu nehmen, und wirklich ward sie erdrosselt und die eine Sultanin Valide Turhane kam an ihre Stelle. Bald wurde jedoch Saus Pascha und die Häupter ihrer Partei 1650 von den Janitscharen ermordet. Eine Zeit der Empörungen der Paschas, der Kämpfe der Janitscharen und Spahis unter einander, der Hinrichtungen der Großwesirs und anderer Würdenträger (6 Großwesire folgten sich von 1650—57) begann nun, und die Sultanin Valide und ihre Mutter, eine katholische Griechin, führten in dieser Zeit höchst schwach und ungeschickt die Zügel der Regierung. Erst 1657 ward der berühmte Mohammed Kiuperli Großwesir, und erst dieser hatte Klugheit genug, die Ruhe durch Entfernung der Janitscharen herzustellen, und sich als Großwesir zu befestigen. Nach außen unterstützte er das Heer, das Kandia erobern sollte, kräftig, nahm Lemnos und Tenedos den Venetianern ab, suchte die bei Tenedos von den Venetianern geschlagene türkische Flotte wieder herzustellen und stellte den 14jährigen Mohammed 1658 an die Spitze des Heeres von Adrianopel, um gegen die Venetianer in Bosnien zu ziehen. Durch Aufstellung eines vorgeblichen Sohnes Murads IV. durch den Pascha Ibrahim von Aleppo als Kronprätendenten, wurde Mohammed 1659 nach Asien gerufen, schlug die Aufrührer und ließ die Anführer hinrichten. Indessen hätten dadurch die Venetianer wieder das Uebergewicht gewonnen, und auch Ragotzky, Fürst von Siebenbürgen, hatte sich durch Widersetzlichkeit gegen die Pforte, welche ihm den Krieg gegen Polen untersagte, in Krieg mit derselben verwickelt. Indem sich Mohammed Kiuperli zum Krieg gegen letzteren rüstete, starb er 1661. Sein Sohn Achmed Kiuperli, einer der größten türkischen Feldherren, folgte ihm als Großwesir, und dieser war eigentlich der Regent und hinterließ den Padischah nur als Weichling dem Vergnügen des Serails, während er in Ungarn focht. Die Türken hatten hier bereits beträchtliche Fortschritte gemacht, als sie am 3. Aug. 1664 von Montecuculi bei St.-Gotthard (s. d.) völlig geschlagen wurden. Dessenungeachtet nahm der Kaiser, zum Erstaunen Aller, den von den Türken angebotenen 20jährigen, ihm unvortheilhaften Waffenstillstand zu Temeswar an. Noch nie hatten die Türken sich den Grenzen Deutschlands so sehr genähert als jetzt. 1667 unternahm Achmed Kiuperli die in der Kriegsgeschichte berühmt gewordene Belagerung von Kandia (s. d.), welche 2 Jahr 4 Monate dauerte. Die Capitulation ward am 5. Sept. 1669, zugleich mit den Friedensbedingungen zwischen Venedig und den Türken unterzeichnet. Nachdem er gegen Polen gezogen war und Lemberg und

Kaminiek genommen hatte, schloß Kiuperli mit dieser Republik Frieden. Doch bald brach ein neuer Krieg mit Polen und dem deutschen Kaiser, durch die Wahl eines Fürsten von Siebenbürgen und die Lust, welche die Türken bezeugten, letzteres zur türkischen Provinz zu machen, veranlaßt, 1663 aus. 1675 starb jener große Minister. Sein Nachfolger und Schwager, Kara Mustapha, war diesem Posten lange nicht so gewachsen. Indessen schloß er doch Sobiesky mit 18.000 Mann durch 200.000 Mann am Dniester ein und errang 1676 den Frieden, wodurch Polen das Drittheil der Ukraine, Podolien und Kaminiek abtrat und die Unabhängigkeit der Kosacken unter dem Schutz der Pforte anerkannte. Die Kosacken, von Kara Mustapha beleidigt, begaben sich unter russischen Schutz, und hieraus entspann sich ein Krieg mit Rußland, in dem die Türken nichts ausrichteten, Kara Mustapha selbst mit 100.000 Mann vor Ezerin abziehen mußte, und nach welchem endlich ein Friede 1680 zu Stande kam, durch den die Russen das ganze Land der Kosacken am Dnieper erhielten. Unruhen in Konstantinopel zeigten indessen dem Großwesir, daß nur ein ernstlicher Krieg ihn unentbehrlich mache; er benutzte daher die eben in Ungarn, vorzüglich unter Emmerich Tököly, erregten innern Unruhen, um den Divan zur Unterstützung dieser zu überreden. Lange zauderte dieser, bewilligte aber endlich eine, doch erst freilich schwache Hülfe, wodurch die Pforte in einen ernstlichen Krieg mit dem Kaiser verwickelt wurde und Kara Mustapha endlich im Juli 1683 gegen Wien vordrang und es aufs äußerste belagerte. Doch ein Entsatzheer, unter Sobiesky, König von Polen, dem Herzog von Lothringen und den Kurfürsten von Baiern und Sachsen, eilte herbei, schlug Kara Mustapha und jagte die Türken im panischen Schrecken von Wien nach Ungarn zurück. Dort führte Kara Mustapha noch mit wechselndem Glück den Krieg fort, verlor aber im Ganzen viel Terrain und mehre Festungen und bezog die Winterquartiere bei Belgrad, wo er auf Antrag des Divans, da seine Schützerin, die Sultanin Valide, gestorben war, hingerichtet ward. Die Lage Mohammed's war, da Sobiesky siegreich war und Venedig sich noch dazu zu den Feinden der Türken gesellte, sehr schwierig, und Niemand wollte Kara Mohammed als Großwesir folgen, und Kara Kiaja Ibrahim mußte endlich dazu gezwungen werden. Anfangs war er glücklich; die Seraskier der Pforte erfochten an der Donau mehre Vortheile und man stellte mit Kara Mustapha's eingezogenen Schätzen eine Flotte den Venetianern entgegen. Allein unglücklicher war das folgende Jahr, die Türken wurden 1686 in Ungarn, Dalmatien und Morea geschlagen, und dieß entschied den Fall des Großwesirs, der durch Soliman Pascha ersetzt wurde. Dennoch begann auch das J. 1687 für Mohammed höchst unglücklich, und der Sieg bei Mohacz (12. Aug.), durch den Herzog von Lothringen erfochten, bewog den Großwesir, den Befehl zur Hinrichtung der Seraskier des Heeres zu geben. Dieses empörte sich aber und rückte gegen Konstantinopel vor. Selbst die Hinrichtung des Solimans konnte die Aufrührer nicht aufhalten, und als Mohammed nunmehr, von Todesangst getrieben, seine Brüder zu ermorden strebte, ward er daran vom Kaimakan Kiuperli gehindert und die Brüder gerettet und, als das Heer bei der Hauptstadt anlangte, den 29. Oct. 1687 vom Throne gestoßen und in den Kerker seines Bruder Soliman II. geworfen, der nun an seiner Stelle den Thron bestieg. In diesem Kerker starb er 1691 vergessen.

Mohn (Magsache), welchen wir des Samens wegen ziehen, stammt

aus Asien oder, wie Einige meinen, aus Südamerika, ist jetzt fast über alle Länder verbreitet. Der mit gefüllten Blumen ist eine Abart davon. Der Feldmohn und der Ackermohn wachsen bei uns wild; jene Gattung aber wird in mehren Gegenden (in Deutschland am meisten in Thüringen, insbesondere in der Gegend von Erfurt) mit Sorgfalt gepflanzt, weil der Same ein sehr feines Oel, das dem Baumöle nahe kommt, liefert. Es ist unter allen Oelen zum Malen das vorzüglichste, trocknet gut und schadet den Farben nicht, es wird dadurch verbessert, daß man es mit weißem Sande durchschwenken läßt, worauf es nach einigen Tagen weiß, obwohl etwas trübe, aber völlig flüssig und brauchbar wird. Außerdem wird der Same auch auf Kuchen und einigen Kochspeisen, auch bei heftigen Brustbeschwerden als Arznei gegessen. Der milchigte Saft der Mohnpflanze riecht wiedrig, schmeckt bitter und hat eine betäubende schlafmachende Kraft, vorzüglich im Orient, wo das Gewächs theils durch das Klima, theils durch sorgfältigere Cultur viel mehr Stärke erhält. Die Gewinnung dieses Saftes ist unter dem Namen Opium (s. d.) bekannt.

Mohn (Sigismund), Glasmaler, geb. zu Weißenfels 1760, erlernte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk und kam später unter die Soldaten. Nach erhaltenem Abschiede reiste er als Silhouetteur. 1809 stellte er zum ersten Male seine Versuche in der Glasmalerei im Saale des Klassig'schen Caffeehauses in Leipzig auf, nachdem er sich viele Jahre damit beschäftigt hatte, auf starkes und feuerfestes Krystallglas mit eingebrannten Metallfarben zu malen. Er benutzte dieß zur Verzierung von Trinkgläsern, Flaschen, Bechern u. s. w. und gab seinen Farben eine solche Dauer, daß das Gemälde nur mit dem Glase selbst zerstört werden kann. Er lieferte so Arabesken, Silhouetten, Portraits, Landschaften und Prospecte von mehren Städten, auch Nachbildungen größerer Gemälde, und leistete in Zeichnung, Perspective und Colorit das Mögliche. Bald darauf begab er sich nach Dresden, wo er 1815 starb. — Sein ältester Sohn, Gottlob Samuel, besuchte 1812 die Akademie in Wien, wo er sich ausschließend mit der Glasmalerei beschäftigte und u. a. auch eine kaiserl. Capelle im Schlosse Laxenburg mit Malereien dieser Art ausstattete. Die wiener Krystallglasfabrik hat Malereien von ihm von einer Nettigkeit und Eleganz, sowie von einer Kraft und Schönheit der Farben, die jeder gerechten Forderung Genüge leisten. Er starb zu Laxenburg den 2. Nov. 1825. Unter mehren trefflichen Glasarbeiten hinterließ er ein Turnier mit den Wappen von 16 fürstl. und gräflichen Häusern.

Mohrungen, Kreis im Reg.-Bez. Königsberg (Preußen), von dem Regierungsbezirk Marienwerder und den Kreisen Preußisch-Holland, Heilsberg und Osterode begrenzt, enthält auf mehr als 22 QM. 3 Städte, 1 Marktflecken und 280 Dörfer und Colonien mit 36.450 Einw., die sich ganz besonders mit der Viehzucht beschäftigen. Außer den Forsten hat dieser Kreis viele Seen und Teiche, unter denen wir den Märing-, Scherting- und Mohrungersee erwähnen. Mehre Flüsse, auf der östlichen Grenze namentlich die Passarge, durchströmen den Kreis, der von einigen Land- und Poststraßen durchschnitten wird und folgende Städte hat: a) Mohrungen, zwischen mehren Seen belegen, 15¼ Meile von Königsberg entfernt, mit 1 königlichen und 1, der gräflich Dohna'schen Familie zugehörigen, kleineren Schlosse, 1 Kirche, 203 H. und 2250 Einw., die

neben der Fischerei vorzüglich im Garnhandel ihren Erwerb finden. Die Stadt ist der Sitz des Landraths und des königl. Rentamts, einer Landschaftsdirection, einer ökonomischen Gesellschaft, eines Kreislazareths, eines Stadtgerichts zweiter Classe. Die Stadt ist im Jahre 1302 angelegt, und hat als Geburtsort des berühmten Schriftstellers Herder (geb. 1744, gest. 1803) für die neuere Zeit in literargeschichtlicher Hinsicht ein besonders Interesse. b) Liebstadt, am Mühlenfluß, mit 1 Schloß, 1 Kirche, 170 öffentlichen und Privathäusern und 1480 Einw., deren Hauptbeschäftigungen einige städtische Gewerbe und Handel mit Garn und Leinwand sind. Das Schloß schreibt seinen Ursprung aus dem Jahre 1329 her, und ward im Jahre 1414 Veranlassung zur Gründung der Stadt. c) Saalfeld, am Märigsee auf einer Anhöhe belegen, mit 1 Kirche, 1 Gymnasium, 173 H. und 1485 Einw., die Gerberei und Fischerei treiben. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1320; das Gymnasium aber wurde 1587 gestiftet.

Mohs's naturhistorische Methode der Mineralogie. Die Methode des Prof. Mohs (seit 1826 in Wien) ist an sich nicht neu, sondern nur ihre Anwendung auf die Mineralien. Mohs betrachtet die Mineralogie als die Naturgeschichte des Mineralreichs und bestimmt den Begriff der Naturgeschichte, wie Linné ihn bestimmt, und wie auch Werner in seiner berühmten Schrift „Ueber die äußerlichen Kennzeichen der Fossilien" ihn angenommen hat. Er erklärt sich gegen die Bestimmung des Charakters einer Wissenschaft nach dem Gegenstande, und gegen die Verbindung verschiedenartiger Kenntnisse in einer Wissenschaft. Wenn man von Dem, was gemeiniglich Mineralogie genannt wird, Alles abzieht, was zu andern Wissenschaften, zur Chemie, zur Geognosie u. s. w. gehört, so kann Nichts übrig bleiben, wenn die Mineralogie ein bloßes Compositum aus den Kenntnissen dieser Wissenschaften ist. Es bleibt aber allerdings Etwas übrig, Dasjenige nämlich, was erfordert wird, die Mineralien zu bestimmen, wie man Pflanzen und Thiere bestimmt, also Kenntnisse, welche zu keiner jener Wissenschaften, wohl aber zur Naturgeschichte gehören und ihrer wissenschaftlichen Ausführung und Form die Naturgeschichte des Mineralreichs selbst ausmachen. Alle jene Kenntnisse müssen daher von der Naturgeschichte abgesondert und, wie diese selbst, für sich bearbeitet werden; die Naturgeschichte aber muß allen den genannten Wissenschaften, insofern sie es mit Naturgegenständen zu thun haben, zum Grunde liegen, weil sie das Object bestimmt, auf welches jene sich beziehen oder mit dessen Untersuchung sie sich beschäftigen. Dieß ist in allen Wissenschaften, selbst in denjenigen Theilen der Naturgeschichte befolgt worden, welche die organischen Naturreiche zum Gegenstande haben, nur nicht in der Mineralogie. Davon gibt Mohs als Grund an, daß die Mineralogie ihre Hülfsmittel (das sind die naturhistorischen Eigenschaften, wie er sie, wir wollen nicht entscheiden, ob ganz geschicklich, nennt) nicht gehörig untersucht und gebraucht, und wenn sie bei einem solchen Gebrauche nicht ausreichen wollten, weil sie nicht ausreichen konnten, zu fremden gegriffen habe. Er bestimmt nun den gesammten Inhalt der Naturgeschichte und stellt ihn, als ein der Form nach vollständiges Ganzes, in 5 Hauptstücken dar, deren Verbindung unter einander in der Einleitung zu seinem „Grundriß der Mineralogie" (Dresden 1822 und 1824, 2 Thle., mit Kpf.) gezeigt, die 4 ersten aber, sofern sie das Mineralreich betreffen, im 1., das fünfte im 2. Theile desselben, ausführlich

abgehandelt sind. In der Terminologie, dem 1. Hauptstücke, werden die naturhistorischen Eigenschaften betrachtet. Mohs gibt zuerst einen genauen Begriff vom Individuum und sagt, daß auf dieses die ganze Wissenschaft gerichtet seyn müsse. Er unterscheidet dann einfache, zusammengesetzte und gemengte Mineralien und theilt demzufolge die naturhistorischen Eigenschaften ein. Die Unterscheidung der einfachen und zusammengesetzten Mineralien dürfte selbst bei der chemischen Untersuchung dieser Körper nützlich werden, weil man der vollkommenen Reinheit nur bei den ersten versichert seyn kann. Der Hauptgegenstand der Terminologie ist aber die Krystallographie, die durchaus mathematisch behandelt wird. Denn nur so weit reicht die wahre Wissenschaft, als Mathematik in ihr in Anwendung gebracht werden kann. Diese Krystallographie ist anschaulich, sehr einfach, frei von allen Hypothesen und in ihrer Anwendung leicht. Sie unterscheidet einfache und zusammengesetzte Krystallgestalten, welche man mit einfachen und zusammengesetzten Mineralien nicht verwechseln muß, und sieht die letztern, welche sie Combinationen nennen, als Verbindungen aus den erstern an. Die Verhältnisse der einfachen Gestalten gegen einander werden dadurch gefunden, daß diese Gestalten von einander abgeleitet werden. Aus diesen Ableitungen entsteht die Vorstellung der Reihen, auf welche sich eine sehr einfache Methode der krystallographischen Bezeichnung gründet, und der Begriff der Krystallsysteme. Auf die Reihen, die überhaupt die Grundlage dieser Krystallographie sind, gründet sich auch die Betrachtung und Erklärung der Combinationen und der ganze krystallographische Calcul, der aus diesem Grunde ebenfalls sehr einfach ist. Man hat es längst verstanden, den Calcul auf die regelmäßigen Gestalten des Mineralreiches anzuwenden; aber den Gedanken, das Ganze, so weit es die Combination betrifft, gleichsam in ein einziges Problem zusammenzufassen, hat Mohs zuerst in den „Gleichungen zur Entwickelung und Berechnung zusammengesetzter Krystallgestalten u. s. w.“ ausgeführt (Gilbert's „Annal.“, Bd. 68). Die Unentbehrlichkeit einer wissenschaftlichen Krystallographie, von der Hauy das erste Beispiel gegeben, ist in der Mineralogie allgemein anerkannt. Auch die Chemiker sollten sich ihrer mehr befleißigen, und zwar nicht bloß in Beziehung auf die Untersuchung der Mineralien, sondern auch andrer krystallisirter Körper, weil ihnen wahrscheinlich mancher wesentliche Unterschied Derselben entgeht, indem sie die Gestalten nicht hinreichend unterscheiden. Die Bezeichnung, welche Mohs für die Krystalle gebraucht, wendet er auch auf die Gestalten an, die durch das Zerspalten oder Theilen der Mineralien, wie er es nennt, entstehen. Denn diese Bezeichnung ist einmal vorhanden, und kein wörtlicher Ausdruck kann an Schärfe und Bestimmtheit sie erreichen, da sie selbst dem Calcul genügt. Außer den Krystallisationen und was mit denselben unmittelbar verbunden ist, sind in der Mineralogie von Mohs eigenthümliches Gewicht und Härte der Mineralien die wichtigsten der Eigenschaften, welche in Betrachtung gezogen werden, weil sie am genauesten und mit der größten Uebereinstimmung von Jedermann bestimmt und durch Zahlen ausgedrückt werden können. Indeß gründet sich diese Mineralogie nicht lediglich auf die genannten 3 Eigenschaften oder Kennzeichen; denn auch die übrigen kommen, doch nur da, wohin sie gehören und wo sie brauchbar sind, in Anwendung. — Das 2. Hauptstück, welches die Begriffe entwickelt, die nicht aus unmittelbarer Wahrnehmung

entſtehen, nennt Mohs die Syſtematik. Er zeigt nämlich, daß in der Natur bloß Individuen und ihre Zuſammenſetzungen und Gemenge, nicht aber Species, Genera, Ordnungen u. ſ. w. exiſtiren, oder daß wir die Vorſtellungen von dieſen nicht unmittelbar aus der Natur erhalten. Deßwegen leugnet er ein Syſtem der Natur. Man muß ihn hier jedoch recht verſtehen und ſich mit ihm genau auf dem Standpunkte der Naturgeſchichte halten, wo es nicht die Frage ſeyn kann, ob andre Wiſſenſchaften einem ſolchen Begriffe Realität zu verſchaffen vermögen oder nicht. Das Wichtigſte in dieſem Abſchnitte iſt die Beſtimmung der Species. Mohs erklärt, daß das Beſtehen oder Fallen der Naturgeſchichte des Mineralreichs davon abhänge, ob dieſer Begriff lediglich nach naturhiſtoriſchen Eigenſchaften zu Stande gebracht werden könne oder nicht. Er legt den Begriff der Einerleiheit zum Grunde und nennt Mineralien einerlei, wenn ſie in allen ihren naturhiſtoriſchen Eigenſchaften ſchlechthin mit einander übereinſtimmen. So urtheilt Jedermann; und die Anwendung aller übrigen Wiſſenſchaften, z. B. der Chemie, auf die Mineralien gründet ſich auf dieſes Urtheil. Er ſucht nun gewiſſe andre Mineralien, die zwar nicht ſchlechthin einerlei, alſo in ihren naturhiſtoriſchen Eigenſchaften wirklich verſchieden ſind, durch ein eignes Verfahren unter den Begriff der Einerleiheit zu bringen, und nennt ſolche, die dieß geſtatten, gleichartig. Dieſes Verfahren beſteht darin, daß die Verſchiedenheiten, welche verurſachen, daß Mineralien, an denen ſie ſich finden, nicht ſchlechthin einerlei ſind, durch den Begriff der Kennzeichenreihen, oder der Reihen der Abſtufungen, in den naturhiſtoriſchen Eigenſchaften aufgehoben werden. Denn wenn Dasjenige, worin 2 oder mehre Dinge ſich unterſcheiden, unter einem höhern Begriffe ſteht oder enthalten iſt, ſo ſind die Dinge in Hinſicht auf dieſen höhern Begriff nicht mehr verſchieden. Der höhere Begriff iſt hier die Kennzeichenreihe; die niedrigern, welche die Verſchiedenheiten hervorbringen, inſofern ſie unter dem höhern ſtehen, ſind Glieder dieſer Reihe. Läßt auf 2 oder mehre Mineralien dieſes Verfahren ſich nicht anwenden, d. h. laſſen ihre Verſchiedenheiten durch die Begriffe der Kennzeichenreihe nicht ſich aufheben, ſo ſind ſie nicht gleichartig. Die Vorſtellung der Kennzeichenreihe wird durch die Entwickelung der Reihen der Kryſtallgeſtalten vollkommen klar, und ihr Gebrauch erhält durch dieſe ſeine Sicherheit. Die Reihen der Kryſtallgeſtalten erhalten daher, und mit ihnen die Methode der Kryſtallographie, welche ſich auf ſie gründet, eine beſondere Wichtigkeit für die Naturgeſchichte des Mineralreiches, weil durch ſie es möglich wird, den Begriff der Gleichartigkeit zu conſtruiren, welches Mohs zwar ſchon früher in der 2. Aufl. ſeiner „Charakteriſtik“, am ausführlichſten jedoch in ſeinem „Grundriſſe“ gezeigt hat. Der Begriff der Gleichartigkeit und der Begriff der Species ſind Wechſelbegriffe. Was gleichartig iſt, gehört zu einer Species, und umgekehrt. Aus den Kennzeichenreihen erklären ſich die Uebergänge, und es folgen aus ihnen auch die Regeln für die Eintheilung der Species, welche jedoch, ſowie auch die Beſtimmung der Species nach einzelnen Merkmalen, man möge ſie wählen und verbinden wie man wolle, verworfen wird, indem man dabei den Begriff der Species und den Charakter der Species, 2 gänzlich verſchiedene Dinge, mit einander verwechſelt. Die Schlüſſe, welche von Mineralien, die einerlei ſind, gelten, werden nun auch für die gleichartigen als gültig anerkannt. Wenn der Chemiker ein Flußſpath, der in die Würfeln

krystallisirt, zerlegt hat, so behauptet er, daß er auch die Mischung eines andern kenne, der in Oktaedern krystallisirt. Die Verschiedenheiten, welche man in den Bestandtheilen mancher Mineralien, die zu einer Species gehören, gefunden hat, zeigen wohl, daß man hier nicht eine absolute Uebereinstimmung der Qualität und Quantität nach erwarten dürfe, so wenig als die naturhistorische Gleichartigkeit schlechthin Einerleiheit voraussetzt; vielleicht selbst dann nicht, wenn die zerlegten Mineralien Individuen und vollkommen rein waren. Es kommt also darauf an, den wahren und eigentlichen Charakter der Mischung gleichartiger Mineralien, oder den chemischen Charakter der Species auszumitteln, von welchem Mohs behauptet, daß er mit der richtig bestimmten naturhistorischen Species übereinstimmen, und welche zu finden, die naturhistorische Methode die Anleitung geben müsse. Die naturhistorische Species wird also die Grundlage in allen denjenigen Wissenschaften, welche sich auf die Mineralien beziehen, wie sie es im Thier- und im Pflanzenreiche ebenfalls ist; und welches System, oder in welcher Wissenschaft man ein System von den Mineralien zu Stande zu bringen denkt: die Species muß überall dieselbe, nur in einem chemischen chemisch, in einem zur Naturgeschichte gehörigen naturhistorisch bestimmt seyn. In einem chemischen Systeme wird man nun auch den nächstallgemeinen Begriff, den Begriff des Geschlechtes, nach chemischen Gründen bestimmen; denn man würde widrigenfalls eine grobe Inconsequenz begehen. Wenn man dagegen in der Mineralogie, welche die Naturgeschichte des Mineralreiches ist, mit Hauy und andern berühmten Mineralogen, das Geschlecht chemisch bestimmt, so ist die Inconsequenz, welche man begeht, nicht minder groß. Es ist wohl natürlich, wenn man in einem Theile der Naturgeschichte, der noch nicht als Wissenschaft ausgeführt ist, auf eine schwierige Stelle stößt, nachzusehen, welches Verfahren oder welchen Grundsatz man in den ausgeführten Theilen derselben befolgt und angewendet habe. Die Bestimmung des Geschlechts in der Mineralogie muß Schwierigkeiten gehabt haben, denn die Mineralogen sind darin nicht nur durchaus uneinig, sondern sie greifen fast ohne Ausnahme zur Chemie und bekennen damit, daß sie in ihrer eignen Wissenschaft keine Mittel zu finden wissen, diese Bestimmung zu bewerkstelligen. Es ist hier nicht von einer bloßen Eintheilung die Rede; denn bei dieser fallen alle Schwierigkeiten hinweg. In der Zoologie und Botanik werden alle diejenigen Arten oder Species in ein Geschlecht vereinigt, welche einander in einem gewissen Grade ähnlich sind. Es ist also die naturhistorische Aehnlichkeit der Grundsatz, nach welchem die Geschlechter, aber auch die Ordnungen u. s. w., gebildet werden. Man ist gewohnt, den Begriff der naturhistorischen Aehnlichkeit unbestimmt und schwankend zu finden. Man will wissen, an welchen (einzelnen) Merkmalen man erkennt, daß eine gegebene Species in ein gewisses Geschlecht gehöre, und läßt sich dadurch verleiten, aus einzelnen Merkmalen den Begriff des Geschlechts zu bilden, Linné's Grundsatz zuwider, daß „nicht der Charakter (denn das sind die einzelnen Merkmale) das Geschlecht (dessen Begriff), sondern das Geschlecht den Charakter bestimme“. Wenn man sich hiervon überzeugt hat und nun einsieht, daß die naturhistorische Aehnlichkeit nicht auf einzelnen Eigenschaften beruht, sondern daß sie der Ausdruck der Gesammtheit derselben ist, und wenn man sich gewöhnt hat, die Species als Ganze, nicht die einzelnen Individuen oder Varietäten, welche sie enthält, zu betrachten (was

freilich in der Zoologie und der Botanik leichter iſt als in der Mineralogie): ſo findet der Begriff der naturhiſtoriſchen Aehnlichkeit im Mineralreiche genau dieſelbe Anwendung wie in den übrigen Naturreichen; und Mohs hat dieſen Begriff daher nicht nur als den Grundſatz zur Beſtimmung der Geſchlechter, ſondern als das allgemeine Princip der Claſſification angewendet, indem dieſer die Beſtimmung der Species, welche claſſificirt werden ſollen, vorausgegangen ſeyn muß, mit deren Begriffe, in Abſicht auf deſſen Erzeugung, die Claſſificaeion alſo nichts weiter zu thun hat. Auf ähnliche Weiſe werden die Ordnungen hervorgebracht, die mit den natürlichen Familien in der Botanik übereinſtimmen, und ſelbſt die Claſſen. Denn „die Ordnung iſt das Geſchlecht der Geſchlechter; der Ordnungen Geſchlecht aber iſt die Claſſe“. Mohs erklärt die Begriffe der Ordnungen und der Claſſen für ſolche, die man nicht nöthig habe, um zu einer ausführlichen Vorſtellung von dem Mineralreiche zu gelangen, weil dieſe entſteht, indem man ſich eine Reihe naturhiſtoriſcher Geſchlechter denkt, die man aber nicht entbehren könne, wenn es darauf ankommt, die Gegenſtände der Natur unter die Begriffe des Syſtems zu ſubſumiren; und nennt das auf dem bisherigen Wege entſtandene Syſtem das natürliche, im Gegenſatze der künſtlichen, welche auf bloßen Eintheilungen, nach einzelnen Eigenſchaften oder Merkmalen, beruhen. Er behauptet, daß es nur ein natürliches Syſtem geben könne, zu welchem ſein Verſuch eine bloße Annäherung ſey, was aber wegen der Beſchränktheit der Erfahrung nie erreicht werde: denn die Natur äußere ſich in Allem, alſo auch in Hinſicht auf die naturhiſtoriſche Aehnlichkeit, ſtets auf gleiche Weiſe, oder ſie ſey einſtimmig mit ſich ſelbſt. Verſchiedene natürliche Syſteme würden verſchiedene Arten der naturhiſtoriſchen Aehnlichkeit (hier iſt nicht von verſchiedenen Graden die Rede) vorausſetzen, welche man ſich nicht vorſtellen kann. Natürliches Syſtem und Syſtem der Natur dürfen nicht verwechſelt werden; deßwegen würde das erſte beſſer ein ſynthetiſches Syſtem heißen. Uebrigens nimmt Mohs die Atmoſphärilien aus guten Gründen in ſein Syſtem auf, worin er mit einigen andern Mineralogen übereinſtimmt.

Das Mineralſyſtem iſt, ſowie jedes andre Naturſyſtem (in der Zoologie oder der Botanik, die künſtlichen ausgenommen) eine Darſtellung der Natur, wie ſie unter dem Principe der naturhiſtoriſchen Aehnlichkeit erſcheint, und gibt demnach eine zuſammenhängende und geordnete, d. i. eine ſyſtematiſche, Ueberſicht der Weſen, welche das Mineralreich begreift. Die Nomenclatur iſt der wörtliche Ausdruck Deſſen, was das Syſtem vorſtellt, uud muß daher nicht nur die Gegenſtände (Species) benennen, ſondern auch den Zuſammenhang andeuten, welcher unter ihnen, in Hinſicht auf die naturhiſtoriſche Aehnlichkeit, herrſcht, oder mit Einem Worte, ſie muß ſyſtematiſch ſeyn. Eine Nomenclatur, welche die Gegenſtände bloß nennt, ohne die Verbindung derſelben unter einander anzugeben, iſt eine triviellе Nomenclatur. Mohs nennt die Nomenclatur einen Spiegel, in welchem die ganze Wiſſenſchaft ſich abbildet. Er rechtfertigt den Verſuch einer ſyſtematiſchen Nomenclatur, von welcher es ſich, inſofern man Naturgeſchichte beabſichtigt, von ſelbſt verſteht, daß ſie nicht wie der Theil der Hauy'ſchen Nomenclatur, welcher ſyſtematiſch iſt, chemiſch ſeyn dürfe, damit: daß die Nothwendigkeit derſelben ſchon in dem Begriffe der Naturgeſchichte ſelbſt liege, daß ſie die allgemeine Regel für die Benennung neu entdeckter Arten enthalte, wobei außerdem bloße Will-

für obwaltet, daß ſie eins der wirkſamſten Mittel, ſich Kenntniſſe, und zwar geordnete, zu erwerben, für den Anfänger ſey, und daß ſie der unnützen Vervielfältigung der Namen vorbeuge; und gibt als beſondern Veranlaſſungsgrund ihrer Einführung an, daß, da die bisherige Nomenclatur wegen der Berichtigung der Beſtimmung vieler Arten einmal geändert werden mußte, weil keiner der ältern Namen der in dieſen berichtigten Arten enthaltenen Varietäten auf ſie angewendet werden konnte, ohne die ſchon beſtehende Verwirrung zu vergrößern, er es für unverzeihlich angeſehen haben würde, wenn die Nomenclatur nicht eine ſyſtematiſche Einrichtung erhalten hätte. Die ſyſtematiſche Nomenclatur iſt bloß zu dem wiſſenſchaftlichem Gebrauche beſtimmt, für dieſen aber auch unentbehrlich. Bei nicht wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung mit den Mineralien iſt auch die Nomenclatur eine gänzlich gleichgältige Sache. Die ſyſtematiſche Nomenclatur hat, wie die trivielle, ihre Regeln, die dadurch, daß ſie bisher nicht beobachtet worden ſind, keineswegs aufgehohen werden. Bei der Entwerfung der ſyſtematiſchen Nomenclatur hat Mohs ſich aller unnöthigen Neuerungen enthalten und für das ganze Mineralreich, ſowie ſein Syſtem es enthält, nur 2 neue Namen gebraucht, dabei aber die Bedeutung einiger andern geändert, oder eigentlich ihnen durch den davon gemachten Gebrauch erſt eine wirkliche Bedeutung gegeben, wodurch ſeine Nomenclatur, ſelbſt für Anfänger, leicht verſtändlich wird. Dem Einwurfe, daß ſeine Benennungen lang ſind und aus 2 Wörtern, von denen das eine ſelbſt noch zuſammengeſetzt iſt, beſtehen, begegnet er dadurch, daß es beſſer ſey, durch 2 Wörter Etwas, und gerade Das, worauf es in der Naturgeſchichte ankommt, als durch ein einziges Nichts, oder etwas nicht hierher Gehöriges zu ſagen. — Dieſe 3 Hauptſtücke, die Terminologie, die Syſtematik und die Nomenclatur, ſind in der Methode des Prof. Mohs als diejenigen anzuſehen, welche die Vorbereitung zur Anwendung der Mineralogie auf die Natur, die beiden übrigen, die Charakteriſtik und die Phyſiographie als diejenigen, welche dieſe Anwendung ſelbſt enthalten. Man will nämlich mittelſt der Naturgeſchichte aus den Eigenſchaften eines Naturgegenſtandes, deſſen ſyſtematiſche Benennung, oder aus dieſer Benennung, eine Vorſtellung von den Eigenſchaften des Gegenſtandes, d. i. ein Bild deſſelben, erhalten. Zu den erſten dient die Charakteriſtik, zu den andern die Phyſiographie; und aus dieſem Geſichtspunkte, d. h. genau ihren Begriffen gemäß, müſſen beide, insbeſondere die Charakteriſtik des Prof. Mohs beurtheilt werden, der zuerſt den Gedanken faßte, ſie in die Mineralogie einzuführen und durch ſie die Wiſſenſchaft zu ergänzen und zu vervollſtändigen. Das Studium der Mineralogie wird dadurch dem Studium der Botanik gänzlich gleich; es hört auf empiriſch zu ſeyn, es wird wiſſenſchaftlich und ſicher, und, was vorzüglich erwogen zu werden verdient, es leitet zur naturhiſtoriſchen Unterſuchung der Mineralien und zur Beobachtung ihrer Eigenſchaften, wodurch den ſämmtlichen Wiſſenſchaften, welche dieſe Körper zum Gegenſtande haben, in kurzer Zeit große Vortheile zuwachſen werden. Wenn einem Anfänger ein Mineral vorkommt, welches er nicht kennt oder nicht vorher ſchon oft geſehen hat, daß er es von andern zu unterſcheiden vermag, ſo nützen ihm alle vorhandene Lehrbücher nichts, es kennen zu lernen, weil keins zu dieſem Zwecke eingerichtet iſt. Es iſt aber doch das Erſte, den Gegenſtand von andern gehörig zu unterſcheiden, wenn man ſich Kenntniſſe, zumal ſolche, welche über das Gebiet

der Naturgeschichte hinaus liegen, von ihm erwerben will; denn um dieß zu können, muß man den Namen oder die Benennung desselben wissen. Darum ist die Charakteristik, welche dieß zu leisten bestimmt ist, ein sehr wichtiger Theil der Mineralogie, obwohl nicht der wichtigste, denn die übrigen Hauptstücke sind ihr an Wichtigkeit vollkommen gleich, und keins derselben darf fehlen, wenn die Mineralogie als wissenschaftliches Ganzes bestehen soll. Da man die Charakteristik von der Physiographie nicht gehörig unterschieden und diese überhaupt für das Wesentlichste der Mineralogie gehalten hat, worauf alle gemachte Zurüstungen abzwecken: so hat man mittelst der Physiographie die Mineralien erkennen wollen, was dem Begriffe der Physiographie nicht entspricht, indem sie nicht Unterscheidungsmerkmale, sondern anschauliche Vorstellungen, nicht von einzelnen Individuen oder Varietäten, welche jederzeit der Gegenstand der Erkennung oder Bestimmung sind, sondern von der ganzen Species gibt und daher eine Menge von Eigenschaften anführt, welche wohl in der Species, nicht aber an jedem Individuum derselben anzutreffen sind. Daß dieses nicht taugt, am wenigsten für einen Anfänger, ein vorkommendes Mineral zu erkennen, sieht man leicht ein, und die Erfahrung hat es auch bestätigt. Denn Diejenigen, welche eine ausführliche Kenntniß der Mineralien besitzen, haben sie nicht jenen Büchern, sondern ihren eignen Untersuchungen dieser Körper und ihren anderweitigen Beschäftigungen mit denselben zu danken. Wenn man, auf welchem Wege läßt sich nicht angeben, weil kein methodischer Weg vorhanden ist, die Beschreibung einer Species gefunden hat, zu welcher ein vorkommendes Mineral gehören kann, so läßt sich daraus wohl beurtheilen, ob es wirklich zu ihr gehört oder nicht, wenn anders die angegebenen Eigenschaften die dazu erforderliche Schärfe besitzen, was nicht immer der Fall ist; aber welcher Anfänger erschrickt nicht vor einem solchen Verfahren und wählt nicht lieber den Weg der Empirie? Darum arbeiten diese Bücher der Empirie nicht entgegen, sondern befördern sie, indem sie zu ihr nöthigen, obwohl Alles, was Empirie heißt, mit wirklicher Wissenschaft schlechterdings unverträglich ist. Man hat an der Charakteristik von Mohs Manches getadelt. Sie hat ihre Mängel, das gesteht Mohs selbst. Diese rühren jedoch von der noch unvollständigen und unvollkommenen, zum Theil vielleicht unrichtigen, naturhistorischen Kenntniß der Mineralien her und werden verschwinden, sobald diese vervollkommnet ist, wozu wahrscheinlich die Charakteristik selbst beitragen wird. Die meisten Einwürfe gegen sie beruhen aber darauf, daß man sie als das Ganze angesehen und insbesondere mit der Physiographie verwechselt, also von ihr gefordert hat, was sie zu leisten nicht bestimmt ist; und daß viele Mineralogen die Grundsätze der Naturgeschichte so gänzlich aus den Augen verloren haben, daß sie Das, was, diesen gemäß, mit ihren eignen Ansichten streitet, für unrichtig und inconsequent halten. Diese Einwürfe werden sich von selbst heben durch die Berichtigung der Begriffe, welche sie veranlaßt haben; und man wird sich dann durch die Entwikkelung des Ganzen überzeugen, daß die Mineralogie, indem sie durch Mohs auf das ihr eigenthümliche Feld (der Naturgeschichte) beschränkt und dieser Beschränkung gemäß ausgeführt worden, nicht nur Nichts verloren hat, sondern zu einer wirklichen Wissenschaft geworden ist.

Moitte, eine in der Kunstgeschichte ausgezeichnete Familie zu Paris. 1) **Pierre Etienne**, geb. 1722, erlernte unter Beaumont das

Kupferstechen und zeigte in dieser Kunst bald eine solche Fertigkeit, daß ihn der König Ludwig XV. zu seinem Kupferstecher ernannte. Seine Arbeiten für die Gallerie in Dresden machten ihn auch in Deutschland berühmt. 1770 wurde er Mitglied der Akademie und starb 1780. Gleich meisterhaft war er mit der Nadel und dem Grabstichel, im Portrait wie in geschichtlichen Darstellungen. — 2) François August, sein Sohn, geb. 1748, widmete sich unter seinem Vater mit Eifer der Kunst, zeigte seine Talente vorzüglich durch Reinheit des Stiches und Freiheit der Ausführung. Unter seinen vielen Stichen zeichnen wir als die besten aus: „Die Erholungen nach Tische", nach Jordans, und seine Arbeiten nach Greuze. Er starb ums Jahr 1787. — Sein Bruder, Jean Baptist Philibert, ward Architekt und starb 1808 als Professor an der Schule zu Dijon, durch seine trefflichen Pläne ein rühmliches Andenken hinterlassend. — Jean Guillaume, Bruder des Vorigen, einer der trefflichsten Bildhauer Frankreichs, zu Paris 1747 geb., entwickelte sein seltenes Talent zum Zeichnen unter dem berühmten Pigal, besuchte dann Lemoine's Schule, welche er 1768 verließ, als sein „David mit Goliaths Haupt" den ersten Preis erhalten, um sich in Italien durch das Studium der alten Kunstwerke noch mehr zu vervollkommnen. Er blieb bis 1773 in Rom, wo er, seiner durch Fieber gestörten Gesundheit wegen, in sein Vaterland zurückzukehren genöthigt war. Seine Zeichnungen für den Goldschmied des Königs machten ihn bald an allen europäischen Höfen bekannt. 1783 wurde er in die Akademie aufgenommen. Während der Revolution fuhr er fort zu arbeiten und erhielt von den neuen Machthabern viele Aufträge. Bei Errichtung des Nationalinstitutes wurde er Mitglied desselben und einige Jahre später zu einem der französ. Kunstcommissaire in Italien ernannt. Napoleon erhob ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Der Tod seiner Gemahlin beugte seinen Körper und sein Talent und führte auch endlich sein Hinscheiden, am 2 Mai 1810, herbei. Von seinen vielen Werken, welche sich durch Reinheit der Zeichnung, Sinn für Großartiges, Gefälligkeit der Verhältnisse und Paßlichkeit der Gewänder auszeichnen, führen wir an: das kolossale Relief in dem Fronton des Pantheons, das die Bürger- und Kriegstugenden ehrende Vaterland, war das Uebermächtigste, was man seit langem in Frankreich gesehen hatte; das Relief im Louvre, die Muse der Geschichte, mit Moses und Numa zu Seite, welches allgemein bewundert wurde; das Relief in der Pairskammer zu Paris, sich fürs Vaterland opfernde Krieger. Außerdem eine Menge Basreliefs, Statuen und Zeichnungen, z. B. zu der Ausgabe von Racine's Werken bei Didot u. a.

Mokka (Mokkha), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im Lande Jemen (Arabien), unter 13° 30′ N. Br. am rothen Meere, mit Rhede und gutem Hafen, den 2 Castelle und Strandbatterien vertheidigen. Sie ist vor etwa 400 J. entstanden und dem Herrscher von Jemen unterthan. Mokka ist mit einer starken bethürmten Mauer umgeben, hat breite, schmutzige Straßen, Pallast des Gouverneurs (Dola), mehre europ. Consulate und Factoreien, bedeutenden Handel mit Kaffee (der aber im ganzen Districte nicht mehr gedeihen soll), Gummi, Specereien aus Afrika herüber gebracht), Sklaven, Zug- und Lastthieren u. s. w., welcher Handel mit allen Welttheilen getrieben wird. Hier erscheinen besonders die Briten aus Indien und Persien. Die Juden und Banjanen handeln

am meisten. Mokkas Bevölkerung beträgt ungefähr 5500 Seelen. Die Umgegend hat herrliche Dattel- und Palmenwälder.

Mola, italien. Maler, 1) (Pietro Francesco), geb. zu Coldre im Herzogthum Mailand 1621, bildete sich in Albani's Schule zu Bologna und ging dann nach Venedig, wo er, durch Guercino's Neid gezwungen, sich nach Rom wandte. Alexander VII. nahm ihn mit Auszeichnung auf und beschäftigte ihn in der Gallerie von Monte Cavallo, wo die „Geschichte Josephs" zu seinen besten Werken gehört. Eben geneigt, einer Einladung Ludwigs XIV. nach Paris zu folgen, starb er aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamphili zu Rom 1666. Mola hatte sich aus des Albani und Guercini Manier einen eignen Styl gebildet; Ersteren übertraf er im Colorit, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in Erfindung, stand aber an Liebreiz in seinen Figuren nach. Seine Zeichnung ist correct; er arbeitete viel und lebhaft. Den königlichen Pallast in Paris schmückten mehre treffliche Gemälde von ihm, worunter besonders ein heil. Bruno in einer schönen Landschaft; Hagar und Ismael; Johannes, in der Wüste predigend; eine Flucht nach Aegypten; Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten; Tankred hervorzuheben sind. Er hat überdieß noch das Verdienst, mehre treffliche Schüler gebildet zu haben. — Ein andrer Maler, Namens 2) Giovanni Battista Mola, Zeitgenosse des Vorigen, war ebenfalls berühmt durch seine Kunstwerke.

Molay (Jakob von), letzter Großmeister des Tempelordens, aus Bourgogne gebürtig, stammte von der Familie der Herrn von Longeric und Raon. Sehr jung wurde er um 1265 in den Orden der Tempelherren aufgenommen und nach Palästina geschickt, wo er sich im Kampfe gegen die Ungläubigen hervorthat. Als der Großmeister Wilhelm von Beaujou starb, ward Molay, obschon er sich zu der Zeit nicht im Orient befand, seiner Tapferkeit, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen, einstimmig zum Oberhaupte des Ordens erwählt. Nach dem Falle von Ptolemais aber, 1291, mußte sich der Tempelorden nach Cypern zurückziehen, wo Molay eben beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Saracenen zu betreiben. Diese hatte keinen Fortgang, und Molay begab sich, auf die Einladung des Papstes und des Königs, 1306 nach Frankreich. Hier erwartete ihn ein schreckliches Schicksal. Die großen Reichthümer seines Ordens und der Stolz der Ritter erregten den Neid der Großen und das Murren des Volks. Es wurden 1307 auf das Zeugniß zweier Bösewichter vom König Philipp dem Schönen von Frankreich mit Einwilligung des Papstes, die in Frankreich anwesenden Ritter gefangen gesetzt, und es wurde Beschlag auf ihre Güter gelegt. Der Großmeister, der sich in Cypern aufhielt, bekam vom Papste den Befehl, nach Frankreich zu kommen und sich wegen der Verbrechen, die seinem Orden Schuld gegeben würden, zu verantworten. Er erschien mit 60 der angesehensten Ritter, unter welchen sich auch Guido, Dauphin von Auvergne, und Hugues von Peralde befand. Kurz nach ihrer Ankunft wurden sie ebenfalls ins Gefängniß gesetzt und ihr Proceß mit einer Hitze betrieben, die nur zu deutlich die Absicht durchblicken ließ, daß es auf ihre ungeheuern Reichthümer abgesehen sey. Durch die Tortur wurde Manchem ein Geständniß entrissen, das sie darauf widerriefen. 54 Ritter wurden verbrannt (den 11. März 1307), der Orden durch die Kirchenversammlung zu Vienne aufgehoben, Molay, Guido und Hugues bis 1314 im

Gefängniß behalten, wo die beiden ersten ebenfalls den Feuertod erduldeten (den 18. März 1314). Noch auf dem Scheiterhaufen soll Molay die Unschuld des Ordens behauptet und den Papst Clemens und den König Philipp binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht geladen haben. Wirklich starb der Papst schon den 19. April, und der König den 29. Nov. desselben Jahrs. Vgl. Tempelherren.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt in den sumpfigen Thalgründen im Böhmerwald, im Ausser-Gefild in Böhmen, fließt in einem tiefen Thale bis Budweis, wo sie für kleine Fahrzeuge schiffbar wird. Unterhalb Prag entfernen sich die steilen Höhen von den Ufern; sie ist an der Beraumündung 300, bei Prag fast 800 F. breit und trägt hier Schiffe von 250—300 Centner Ladung. Nach einem Laufe von 37 Meilen ergießt sie sich in einer Breite von 400 F. bei Melnik in die Elbe, wo sie eine größere Wassermasse hat als diese. Die Moldau hat durch den Abschluß der Elbschifffahrts-Convention seit 1822 besondere Wichtigkeit erhalten. Sie führt der Elbe böhmische Produkte und Fabrikate zu, die zum Theil dann über das Nordmeer in fremde Reiche gehen. Böhmens Activhandel kann sich durch die freie Schifffahrt zu einer bedeutenden Größe emporheben, besonders wenn der Vorschlag einer Moldau- und Donauverbindung in Wirklichkeit tritt, wo dann das adriatische Meer mit der Nord- und Ostsee vereint wird. Da, wo die Durchschneidung des Gebirgs zu große Schwierigkeit hat und also der Canalbau nicht ausführbar ist, sollen Eisenbahnen erbaut werden. Die wohlthätigen Folgen dieses bewunderungswürdigen Unternehmens wären nicht zu berechnen.

Moldau, ein wie die Walachei (vgl. d.) durch Capitulationsverträge, welche Rußland im Frieden zu Adrianopel (14. Sept. 1829) aufs Neue gesichert hat, unter die Oberlehnsherrlichkeit der Pforte gestelltes Fürstenthum, das von einem Hospodar (slawisches Wort, das Herr bedeutet) regiert und im Innern unabhängig von der Pforte verwaltet wird; grenzt in N. und O. an die russische Moldau und Bessarabien, von denen es durch die Donau und den Pruth geschieden wird; in SO. an die Walachei, in S. an Rumely und in W. an Galizien; 800 QM., mit 450.000 Einwohnern. Außer den Karpathen ist das Land eine weite Ebene. Der Sereth, welcher die Grenze zwischen der Walachei macht, und der Pruth sind ihre Hauptflüsse; sie kommen sämmtlich aus den Karpathen, nebst vielen kleinern Flüssen und Bächen, welche das Land herrlich bewässern und sich in die Donau ergießen, welche hier 1 bis 1½ Meile breit die südliche Grenze macht. Das Klima ist gesund, obgleich die Winter sehr streng, die Sommer aber heiß sind. Der Boden ist vorzüglich, aber nur sehr dürftig angebaut; die Bewohner ziehen die Viehzucht dem mühsamen Ackerbau vor. An Getreide wird beinahe nur Weizen, Mais und Gerste, letztere für die Pferde, gebaut. Herrliches Obst gedeiht ohne Pflege in Menge; der Wein, besonders in der westl. Moldau, ist vorzüglich; Melonen, Gurken, Kürbiß machen eine Hauptnahrung des Volkes aus. Die herrlichen Weiden ernähren unzählige Pferde, welche größtentheils in der Wildheit aufwachsen, vorzügliches Rindvieh (sonst wurden jährlich 40.000 fette Ochsen ausgeführt, die nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo sie als polnische Ochsen verkauft wurden. Außer den fetten Weiden liegt noch eine Ursache des Ueberflusses an Hornvieh darin, daß

man hier kein junges Vieh schlachtet, sondern alles groß zieht), Schafe, Ziegen, Schweine in großer Menge. Die Bienenzucht ist wegen der vielen Lindenwälder sehr verbreitet und ergiebig. Es wird von hier viel Honig nach Konstantinopel, das Wachs aber meistens nach Venedig verkauft. Die herrlichen Waldungen liefern Holz in Ueberfluß, Wild und einige Raubthiere, als Bären und Wölfe. Eine Landplage sind die Heuschrecken, welche durch anderwärts bekannte Mittel zu verhindern der Aberglaube den Einwohnern nicht gestattet. Nirgends vielleicht sind die Nachtigallen häufiger. An Steinsalz ist unermeßlicher Vorrath, dieß ist aber auch das einzige Fossil, welches benutzt wird; auch Salpeter wird in Menge gewonnen. Die Einwohner, größtentheils Nachkommen einer römischen Colonie, welche Trajan 107 n. Chr. in diese Länder (damals Dacien) führte, daher auch die Sprache ein verdorbenes Latein, zerfallen in Bojaren oder Adelige, welche frei von Abgaben, im Besitz aller Aemter reich, aber roh und unwissend sind; Geistliche, sehr zahlreich, aber über alle Begriffe unwissend; und Rumuns, das Volk und die Bauern, welche, obgleich persönlich frei, von den Bojaren und der Regierung auf das fürchterlichste unterdrückt werden. Kein Wunder, wenn der Bauer dadurch faul und tückisch wird, den Anbau vernachlässigt, kaum eine Spur von Gewerben gefunden wird, und das Land verödet ist. Die Tschinganehs oder Zigeuner (150.000) machen die unglücklichste oder verachtetste Classe aus; größtentheils sind sie Leibeigene der Bojaren. Es halten sich viele Türken, Armenier, Griechen und Juden, in deren Händen der Handel ausschließlich ist, im Lande auf; auch Russen wohnen hier. Obgleich die Moldauer und Walachen einerlei Ursprung und, einige Abweichungen in der Aussprache abgerechnet, einerlei Sprache haben, so herrscht doch zwischen beiden Völkern eine starke Abneigung. Die Geschichte dieses unglücklichen Landes ist bis 1315 ungewiß. Bis dahin war die Moldau der beständige Tummelplatz zerstörender Völkerzüge. Seit jener Zeit hat das Land 106 Veränderungen in seinem Regierungszustande erlebt. Kaum gibt es eine gräßlichere Geschichte. Nichts als Mordscenen, unaufhörliche Einfälle von Polen, Ungarn, Kosacken, Tataren und Türken. Die Moldau, welche sich im Gefühle ihrer Schwäche freiwillig unter ihrem Fürsten Bogdan III., 1503 den Türken unterworfen, zahlte 1536 Tribut. Später fingen die Türken an, die moldauischen Fürsten ganz willkürlich zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen, und ertheilten endlich diese Würde einem Griechen. Allein nach dem Aufstande der Griechen 1821 wurden die Griechen von allen Regierungsstellen entfernt, und die Pforte ernannte den 16. Juli 1822 einen Bojar, Joh. Stourza, zum Hospodar, der aber das Land erst nach arger türkischer Verwüstung und Verjagung der griech. Hetairisten in Besitz nahm. Die Moldau ist von den Russen mehre Male erobert, aber immer zurückgegeben worden. Doch bei dem Friedensschlusse zu Bukarest 1812 mußte die Pforte einen Theil der Moldau von ungefähr 450 QM., in welchem die Festung Chocżym liegt, bis an den Pruth, der nun die Grenze macht, abtreten. Schon 1777 war ein beträchtlicher Theil der obern Moldau, 173 QM., der seitdem den Namen Buckowina (s. Galizien und Oestreich) erhalten hat, an Oestreich abgetreten worden. Ein Theil der untern Moldau, der 786 QM, enthält, an das schwarze Meer grenzt und u. d. N. Bessarabien bekannt ist, war schon seit langer Zeit der Moldau von den

Türken entrissen worden, wurde aber von diesen in dem Friedensschlusse von 1812 ebenfalls an Rußland abgetreten. Im Kriege 1828 und 29 war die Moldau in russischer Gewalt. (Vgl. über die neueste Geschichte der Moldau Griech. Freiheitskampf und Türkei.) Die Einkünfte des Fürsten betragen 400.000 Thlr. Er entrichtet der Pforte einen Tribut und jährliche Geschenke, und unterhält an 8000 Soldaten. Das Fürstenthum wird in das Oberland, Zara de Suß, mit 4, und in das Unterland, Zara de Schoß, mit 9 Districten eingetheilt. Haupt- und Residenzstadt ist Jassy (s. d.). Galacz ist eine offene, aber ansehnliche Handelsstadt an der Donau, da, wo der Pruth in dieselbe fällt. Eine vollkommene Handelsfreiheit ward 1829 hergestellt, und auch türkische Schiffe können von Galacz auf dem schwarzen Meere moldauische Produkte nach Konstantinopel führen. Die großen Salzgruben dieser Provinz befinden sich bei dem Städtchen Okna am Totrusch; sie liefern jährlich 1½ Mill. Centner Salz. S. "Tableau hist., géogr. et polit. de la Moldavie et de la Walachie", a. d. Engl. des ehemal. Consuls zu Bukarest, W. Wilkinson, übers. von de la Roquette, 1821 (2., mit des Grafen d'Hauterive handschriftl. Memoiren vermehrte Aufl., Paris 1824).

Molé (François René), berühmter franz. Schauspieler, geb. zu Paris 1734, trat zuerst im „Britannicus" und dann in der „Zénéide" auf, mußte aber wegen der Schwäche seiner Stimme das Theater wieder verlassen. 1760 betrat er abermals die Bühne, spielte 20 Jahre hindurch die leidenschaftlichsten Rollen in den Tragödien und starb 1802, nachdem er in der Revolution sein ganzes Vermögen verloren hatte. Er schrieb: „Observations sur l'art dramatique" und „Eloge de Mademoiselle Dongeville". Vgl. „Mémoires de Molé, précédés d'une notice sur cet auteur", von M. Etienne (Paris 1825).

Molé (Mathieu), Präsident des Parlaments von Paris, ein ausgezeichneter Staatsmann, wurde 1584 geboren. Sein Vater, gleichfalls Parlamentspräsident, hatte während der Kämpfe der Ligue dieß Amt rühmlichst verwaltet; der Sohn stand ihm während der Streitigkeiten der Fronde mit gleichem Ruhme vor. Seine Rechtschaffenheit, Geradheit und Unerschrockenheit widerstand oft der Willkür, selbst unter dem despotischen Richelieu. Auch unter dem nicht weniger herrschsüchtigen aber minder kraftvollen Mazarin erhielt er sich die Achtung aller streitenden Parteien. Schon 1614 folgte Molé, damals erst 30 Jahr alt, dem Herrn von Bellievre, in der Stelle eines Generalprocureurs, und 1641 ward er durch Richelieu selbst, dem er sich eben erst in einer Streitsache mit dem Marschall v. Marillac widersetzt hatte, zum ersten Präsident des Parlaments ernannt. Bald darauf brachen die Händel der Fronde (s. d.) aus. In diesem Parteikampfe wußte er mit ebenso viel Klugheit als Geschick die Interessen des Rechts und der Freiheit mit denen des von allen Seiten bedrohten Hofes zu vertreten, und sein Benehmen, als endlich Paris der Schauplatz der tumultuarischen Bewegungen wurde, war so fest, würdevoll und muthig, daß ihm selbst die erbittertsten Gegner ihren Beifall nicht versagen konnten, und daß Condé und der Cardinal von Retz gezwungen waren, ihn zu schätzen, obschon Molé's unerschütterliche Rechtsliebe und Anhänglichkeit an das Beste des Throns und des Volks ihren Absichten oft hemmend in den Weg trat. Eine Zeit lang hatte Molé, müde der Ränke jener Ehrsüchtigen, welche nur dahin trachteten, ihr Bestes zu wahren, und ohne Schutz von

Seiten des hin- und herschwankenden Hofes, freiwillig das Siegel abgegeben und die Schadloshaltung, welche Anna von Oestreich ihm durch Verschaffung des Cardinalshutes, seinem Sohne durch Ertheilung einer Staatssecretairstelle gewähren wollte, abgelehnt; bald aber mußte er von Neuem das schwere Amt übernehmen und abermals mehr als ein Mal den Wüthenden die feste Brust entgegenstellen. Diese unglücklichen Streitigkeiten zwischen dem Parlament, dem Hofe und den Anführern der Fronde endigten nicht eher, als bis Ludwig XIV. selbst das Ruder des Staats ergriff, und unter der klugen und glanzvollen Despotie dieses Fürsten die letzten Reste der Freiheiten des Parlaments und des Volks dahinschwanden. Diesen Zeitpunkt erlebte Molé nicht. Er starb den 3. Jan. 1656, mehre Kinder hinterlassend. Sein Enkel (Mathieu-François) bekleidete 100 Jahre später die einst von ihm so rühmlich verwaltete Stelle als Präsident des pariser Parlaments, und endete während der Revolution auf dem Blutgerüste. In den „Memoiren" des Cardinals von Retz, sowie in allen andern Geschichtswerken jener merkwürdigen Zeit der Regentschaft Annas von Oestreich und Mazarin's, ist überall Molé's großer Wirksamkeit in den verwickelten Angelegenheiten des Staats gedacht, und alle stimmen darin überein, daß kein Würdigerer in so unruhigen Tagen an der Spitze der Geschäfte hätte stehen können.

Molière (Jean Baptiste Pocquelin de), berühmter Lustspieldichter, geb. den 15. Jan. 1622 zu Paris, hieß eigentlich Jean Baptiste Pocquelin, und war der Sohn eines pariser Tapetenwirkers (zugleich königl. Kammerdiener), der ihn, als er heranwuchs, zu demselben Handwerk anlernen wollte. Aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum einige Mal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganze neue Welt aufthat und der Aufenthalt in seines Vaters Trödelladen ihm ein rechter Ekel ward. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit dem alten Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht?" antwortete der Alte; „wollte Gott, es könnte eine Bellerose aus ihm werden!" (So hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit.) Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den gegenwärtigen Knaben, der, dreister gemacht durch des Großvaters Beistand, bald darauf seinem Vater freimüthig erklärte, daß er zur Tapetenwirkerei gar keine Lust habe, und denselben mit Thränen bat, ihn doch studiren zu lassen. Auf vieles Zureden des Großvaters ward endlich diese Bitte erfüllt, und der junge Pocquelin in das Jesuitencollegium von Clermont geschickt, wo er alte Sprachen, Philosophie und Rechtswissenschaft studirte, und mit vielen humoristischen Köpfen Bekanntschaft machte. Gassendi, Chapelle, Bernier waren seine Lehrer. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriffe stand, eine Advocatenstelle anzunehmen, reiste der Hof nach Narbonne (1641), und bei dieser Gelegenheit machte er die Reise unter den Leuten des Königs mit. Als diesen in dem abgelegenen Städtchen die Zeit lang ward, fielen sie darauf, ein Liebhabertheater zu errichten. Hierbei zeigte sich nun Niemand geschäftiger als der junge Pocquelin, in welchem die früh gefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte so viel Leben und Ordnung in diese klei-

nen Spiele und zeichnete sich selbst auf dem Theater durch Figur, Anstand und komisches Talent so sehr aus, daß ihn alle Uebrigen willig für ihren Meister erkannten. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu heroischen Rollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, obgleich sein ganzes übriges Wesen wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte. Mit der Schauspielerin Bejart bildete er eine Truppe, welche 1662 zu Lyon den „Etourdi" aufführte. Dieß ist die erste von Molière in Versen geschriebene Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerschöpfliche Gewandtheit eines Kammerdiener, der die Sottisen seines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beschäftigt ist, das Anziehende der hieraus entspringenden Situationen haben dieses Stück ungeachtet des Unzusammenhangs der Scenen, der Kälte der Personen und des unreinen Styls auf dem Theater erhalten. Molière ärntete als Dichter und Schauspieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauspielergesellschaft in Lyon fast alle Zuschauer. Als er nach Paris zurückgekehrt war, ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deßhalb auch wirklich, trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der in der Vorstadt St.-Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab, und weil es damals an erträglichen französischen Komödien noch sehr fehlte, so nahm er es zugleich auf sich, mehre Stücke der Italiener und Spanier für seine Bühne zu bearbeiten. Dadurch brach er sich die Bahn zur Schöpfung eigener Werke. Um seiner Familie nicht länger anstößig zu seyn, vertauschte er um diese Zeit, nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler, ebenfalls seinen Namen mit dem erdichteten: Molière. Ein Edelmann, wie Manche glauben, ist er nie gewesen. Sein vornehmster Gönner in Paris war der Prinz von Conti, des großen Condé Bruder. Als dieser 1653 sein Gouvernement in Languedoc bezog, lud er ihn ein, mit seiner Truppe nach Bezières zu kommen und dort zu spielen. Molière ging 1654 dahin, und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Beifall. „Le dépit amoureux" und „Les precieuses ridicules" erschienen auf dem Theater von Bezières und wurden bewundert. Die Ereignisse sind in dem „Dépit amoureux" besser geordnet als in dem „Etourdi". Man nimmt in dem Spiele der Personen eine echtkomische Ader und in ihren Reden Geist und Laune wahr; aber der Knoten ist zu verwickelt, und die Auflösung nicht wahrscheinlich genug. Einfacher ist die Verknüpfung in den „Precieuses redicules". Ein feine Kritik der ansteckenden Krankheit der Schöngeisterei, des schwülstigen Romanenstyls, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Ziererei in Sprache, Gedanken, Putz, sind der Gegenstand dieser Komödie. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest gegründet, daß der Bruder des Königs ihn zum Director seiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. Oct. zum ersten Male in Gegenwart des ganzen Hofes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste und gab ihm 1000 Livres jährl. Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu 30.000 Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf die äußern Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf eine unwürdige Art verprasste, und es stimmt sehr

schön zusammen, daß der trefflichste Maler den verderbten Sitten seiner Zeit in seinem eigenen Leben das Bild der nüchternsten, rechtlichsten und ordnungsliebendsten Mannes darstellte. Im „Cocu imaginaire", der 1660 erschien, ist eine Masse von fröhlichem Scherz und ein Interesse, wodurch der Zuschauer, besonders die lachlustige Menge, belustigt und angezogen wird. Die „Ecole des maris", wozu die Idee aus den „Brüdern" des Terenz geschöpft ist, enthält eine einfache und anziehende Verknüpfung und eine natürliche Auflösung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wider, der diesem Stücke zu Theil wurde, als „Les fâcheux" erschien. Dieses Lustspiel ist fast ohne Verknüpfung; aber die Absicht war, durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Portraits und die Eleganz der Sprache den Zuschauer anzuziehen. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehen aus der ersten Vorstellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, ansichtig wurde, zu Molière gesagt habe: „Da ist ein Original, das Du noch nicht copirt hast". In 24 Stunden war die Scene des Jägers eingeschaltet, und da Molière die Jagdausdrücke nicht kannte, bat er Soyecourt selbst, sie ihm anzugeben. Die „Ecoles des femmes" (1662) hat unter Molière's Lustspielen am meisten heitere Laune, raschen Fortschritt und komische Kraft. Die Erfindung, daß ein Mann, der schon über die Jahre zu heirathen hinaus ist, ein junges Mädchen geflissentlich zur Einfalt erzieht, um sie sich treu zu erhalten, und daß dieß gerade zum Gegentheil ausschlägt, war zwar nicht neu; aber es war ein glücklicher Gedanke, diesen Stoff für die Bühne zu bearbeiten, und die Ausführung ist musterhaft. Hier sehen wir eine wirkliche und sehr anziehende Verwickelung, keine stillstehende Erwartungen; Alles ist gediegen, ohne fremde Hebel und zufällige Einmischungen, bis auf die etwas willkürliche Auflösung vermittelst einer Wiedererkennung. Der „Misanthrop", der anfangs kalt aufgenommen ward, ist weniger lustig, als die vorhergehenden Stücke; die Handlung rückt noch weniger, oder vielmehr, es ist gar keine darin, und die dürftigen Vorfälle, welche der dramatischen Bewegung nur scheinbar das Leben fristen, hängen nicht unter einander zusammen. Dessen ungeachtet ist diese Anlage des Ganzen nicht einmal wahrscheinlich. Es ist auf ergründende Schilderung eines Charakters abgesehen; ein Charakter offenbart sich aber noch weit mehr in seinen Verhältnissen zu andern, als unmittelbar. Sein „Tartuffe" (deutsch von Unger: „Der Betbruder", Berlin 1787) ward 1664 zuerst vor Ludwig XIV. auf die Bühne gebracht. Es war, behaupten Einige, darin der Charakter von Ludwigs Beichtvater, dem Pater Lachaise, den er einst Trüffel genießen sah (daher der Name), copirt. Hatte Molière schon vorher durch seine Geißelhiebe Aerzte, Verbildete, Gecken, mit Einem Worte, Thoren aller Art gereizt und sich Feinde erweckt, so war mit dem „Tartuffe" der Krieg nun vollends erklärt, und die Geistlichkeit bot alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auf, die Aufführung vor dem großen Publikum zu hindern. Zwei Jahre bemühte sich Molière vergebens bei Hofe, dem päpstl. Legaten, bei den Prälaten, diese zu bewirken. Als eben schon der Vorhang aufgehen sollte, ward es noch untersagt, weil, wie Molière es mit einem doppelsinnigen Worte ankündigte, der Herr Präsident (des Parlaments) nicht erlauben wollte, ihn vorzustellen (zum Narren zu haben: „Monsieur le Président ne veut pas qu'on le joue!", wo das Wörtchen le sowohl auf den Präsidenten

als auf das Stück bezogen werden kann). Erst 1669 hatte Molière sein Ziel erreicht, und 3 Monate ward „Tartuffe" ununterbrochen hinter einander gegeben. Der „Tartuffe" ist ein treffendes Gemälde der frömmelnden Heuchelei, Jedermann zum Beispiele aufgestellt; es ist eine vortreffliche ernsthafte Satyre, aber einzelne Scenen ausgenommen, ist es eben kein Lustspiel. Von der Auflösung haben die Meisten eingestanden, sie sey schlecht, weil sie durch ein fremdes Hebel bewirkt wird. Sie ist es auch deßwegen, weil die Gefahr des Orgon, von Haus und Hof gejagt und ins Gefängniß geworfen zu werden, gar nicht eine solche Verlegenheit ist, wie er sie wohl durch sein blindes Zutrauen verdient hätte. Hier kommt die ernste Absicht des Werkes ganz zum Vorschein und die Lobrede auf den König ist eine Zueignung, wodurch der Dichter sich im Stücke selbst Sr. Majestät bei den zu besorgenden Verfolgungen der falschen Frömmler unterthänigst empfiehlt. 1668 gab Molière den „Amphitryon", eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwischen Jupiter und Alkmene gibt es nichts Lustigeres. „L'avare" („Der Geizige"), eine Nachahmung des Plautus'schen „Euclio", ist im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird durch starke Züge getroffen. Rousseau tadelte daran, daß das väterliche Ansehen in diesem Stücke herabgewürdigt werde. „George Dandin, ou le mari confondu", „Monsieur de Pourceaugnac", „Les fourberies de Scapin" sind mehr belustigender als belehrender Art. „Le bourgeois gentilhomme", obgleich auch mit einigen Possen gemischt, ist ungleich komischer und voll Kraft. In den „Femmes savantes" hat der Spott über den Scherz die Oberhand. Die Handlung ist unbedeutend und nicht im geringsten anziehend, die Auflösung nach Molière's Art fremdartig und willkürlich herbeigeführt. Doch diese technischen Unvollkommenheiten kann man dem satyrischen Gehalte zu Liebe entschuldigen. Er hat hier die Ziererei einer falschen Geschmacksbildung und die Aufgeblasenheit eines höhern Wissens verspottet. Doch verdient das Stück darin Tadel, daß in ihm ein gewisser Stolz auf eigne Unwissenheit und Geringschätzung aller höhern Bildung sich zeigt. Mit dem „Malade imaginaire" beschloß der Verf. seine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gemahlin und Baron drangen in ihn, nicht zu spielen. „Was würden", antwortete er ihnen, „so viele arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurfe machen, es einen einzigen Tag verabsäumt zu haben, ihnen Brot zu geben". Die Anstrengung, womit er spielte, verursachte ihm Convulsionen, denen ein Blutsturz folgte. Er starb wenige Stunden darauf, den 17. Febr. 1673. Die Akademie ehrte sich und Molière noch 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin aufstellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre.

Molière ist der wahre Schöpfer des franz. Lustspiels geworden. Der Erzbischof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König selbst schlug sich ins Mittel, und so wurde er in St.-Joseph still beerdigt. In neuern Zeiten wurde seine Asche in das nach der Restauration wieder aufgehobene Museum der franz. Denkmäler gebracht, wo sie sich in einer antik geformten Urne mit der Inschrift befand: „Molière est dans ce tombeau". 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit seiner Büste und mit der Inschrift geziert: „Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison". Man kann Molié-

re's Werke als eine Geschichte der Sitten, Moden und des Geschmacks seiner Zeit und als das treueste Gemälde des menschlichen Lebens betrachten. „Seine Lustspiele, gehörig gelesen", sagt Laharpe, „könnten die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, sondern weil er den Menschen, der sich nicht verändert, gemalt hat. Molière ist von Allen, die je geschrieben haben, Derjenige, der den Menschen am besten beobachtet hat, ohne sich den Schein davon zu geben. Er scheint seine Menschenkenntniß mehr gefunden als studirt zu haben. Die Crispine Regnard's, die Bauern Dancourt's erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verstand in seiner originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar sind schöne Werke. Aber Nichts von Allem reicht an Molière; er hat einen physiognomischen Zug, den man nirgends anders findet. Man erkennt ihn in seinen geringsten Possen wieder, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt ebenso sehr beim Lesen als bei der Darstellung. Man hat wohl gemeint, daß er zu stark auftrage und überlade. Ich habe den so oft wiederholten pauvre homme im „Tartuffe" tadeln hören; ich habe nachher dieselbe Scene und noch stärker gesehen, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkeiten und Leidenschaften nicht überladen werden können. Molière ist ein Schriftsteller für gereifte Männer und Greise. Ihre Erfahrung begegnet sich mit seinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit seinem Genie". — Als Schauspieler war Molière in den hochkomischen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon ꝛc., unübertrefflich. Bret hat 1773 seine Werke zu Paris in 6 Bdn. mit anziehenden Commentaren herausgegeben. („Molière's Lustspiele und Possen für die deutsche Bühne", von Zschokke, Zürich 1805 und 1806, 6 Bde., mit Molière's Biographie.) S. Pachereau's „Hist. de la vie et des ouvrages de Molière" (Paris 1825).

Molina (Ludwig de), berühmter spanischer Jesuit (st. 1600), suchte in dem ärgerlichen Streit der Augustiner und Dominicaner auf der einen und der Franciscaner auf der andern Seite: über die Gnadenwahl und die Kraft des freien Willens, welcher besonders in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. immer heftiger wurde, beide Parteien zu vereinigen, gab aber hierdurch Veranlassung zu neuen, den Molinistischen Streitigkeiten, da die Erstern ihn des Pelagianismus (s. d.) beschuldigten. 1588 gab Molina nämlich ein Buch heraus, in welchem er die Eintracht des freien Willens mit den Gaben der Gnade, dem göttlichen Vorherwissen, der Vorsehung, der Prädestination und Verwerfung darthun wollte. Seine darin vorgetragenen Lehren waren der Moral günstiger als die der strengen Theologen, welche den Grundsätzen des Bajus (s. d.) huldigten. Die lebhaften Molinistischen Streitigkeiten nöthigten den Papst 1598 zur Niedersetzung der Congregatio de auxiliis (einer Commission zur Untersuchung der Meinungen vom Gnadenbeistande) zu Rom, und da diese den Frieden nicht zu stiften vermochte, 1611 zu dem weisen Gebot eines gänzlichen Stillschweigens der streitenden Orden über diese Lehre. Doch ward durch Jansen (s. d.) der Streit aufs neue begonnen.

Molinos, s. Quietismus.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine oder weiche Terz aufwärts steigen und daher

Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terz, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt.

Molla, eine geistlich-richterliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Districten zu verwalten und ist Oberrichter, im Gegensatze des Kadi oder Unterrichters. Ueber den Mollas sind noch die Kadileslier oder die obersten Rechtsbeamten im Reiche, welche auch im Divan sitzen.

Möllendorf (Richard Joachim Heinrich v.), ein ausgezeichneter preuß. Feldherr, geb. 1724 auf dem Gute Lindenberg in der Priegnitz, in welcher Provinz sein Vater königl. Deichhauptmann war. Der junge Möllendorf erhielt seine Bildung auf der Ritterakademie zu Brandenburg, die er bis 1739 besuchte. Im folg. J. ward er Paze Friedrichs II. und begleitete diesen im ersten schlesischen Kriege, wo er den Schlachten bei Mollwitz und Chotusitz beiwohnte. 1743 ward er Fähnrich bei der Leibgarde, 1744 aber Flügeladjutant des Königs, der auch im 2. Thle. der „Geschichte seiner Zeit" Möllendorf's Tapferkeit rühmt. Im 2. schlesischen Feldzuge war er bei der Belagerung Prags, sowie in den Schlachten bei Hohenfriedberg und bei Soor, in welcher letztern er stark verwundet wurde. 1746 wurde er Gardehauptmann. Im 7jährigen Kriege wohnte er 1757 der Belagerung Prags bei und focht mit in der Schlacht bei Roßbach. Ein muthiger einflußreicher Angriff auf das Dorf Leuthen erwarb ihm den Verdienstorden. 1758 war er als Major und Commandeur des 3. Gardebataillons beim Ueberfall von Hochkirch. 1760 Befehlshaber des Garderegiments, focht er mit diesem in der Schlacht bei Liegnitz und ward darauf Oberstlieutenant. Zu dem Siege bei Torgau trug er das Meiste bei, wurde aber hier gefangen und erst das folg. Jahr wieder ausgewechselt, worauf ihn der König zum Obersten erhob. Nach Eroberung des verschanzten Postens bei Burkersdorf (1762) ward er Generalmajor und 1774 Generallieutenant. Im bairischen Erbfolgekriege befehligte er unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen eine Heerabtheilung und verdiente sich durch einen im Winter 1779 bei Bautzen glücklich ausgeführten Streich den schwarzen Adlerorden. Seit 1783 Gouverneur von Berlin, war er fast der Erste, welcher eine menschlichere Behandlung des gemeinen Soldaten berücksichtigte. In den letzten Lebensjahren Friedrichs II. war er fast dessen einziger Gesellschafter. Nicht lange nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. erhielt er den Charakter eines Generals der Infanterie, stimmte nicht für den Krieg mit Frankreich und befand sich deßhalb einige Zeit in Ungnade. Als aber der Herzog v. Braunschweig 1794 den Oberbefehl über die preuß. Truppen niederlegte, wurde der indeß zum Feldmarschall erhobene Möllendorf an seiner Statt an den Rhein gesandt. Er eroberte zwar am 23. Mai die franz. Verschanzungen bei Kaiserslautern, vermochte aber doch der Uebermacht der Franzosen nicht zu widerstehen und zog sich, da die Oestreicher indeß mehre Verluste erlitten hatten, ebenfalls auf das rechte Rheinufer zurück. Beim Ausbruch des Kriegs von 1806 berief ihn der König zum Heere, und er folgte, obschon ein 82jähriger Greis, dem Rufe gegen seine Ansicht. Nach der Schlacht bei Jena fiel er zu Erfurt in franz. Gefangenschaft, wo er jedoch mit Auszeichnung behandelt wurde und die Erlaubniß zur Rückkehr nach Berlin erhielt. Möllendorf starb 1816, im 93. J. seines Lebens, zu Havelberg, wo er sich die letzte Zeit als Dompropst aufgehalten hatte.

Moller (Georg), großherzoglich hessischer Hofbaudirector und Oberbaurath zu Darmstadt, wurde 1784 zu Diepholz im Hanövrischen geboren, studirte die Baukunst zuerst unter Weinbrenner's Leitung zu Karlsruhe von 1802—7, später in Italien, wo er sich drei Jahre aufhielt, und trat 1810 als Hofbaumeister in großherzoglich hessische Dienste. Die bedeutendsten der unter seiner Leitung ausgeführten Gebäude sind: das Casinohaus, das Theater, die katholische Kirche und die neue Kanzlei zu Darmstadt, die katholische Kirche zu Bensheim an der Bergstraße, die Restauration der Ostseite der Domkirche zu Mainz und das Theater daselbst. Letzteres ist das erste neuere Gebäude der Art, wobei auch für das Aeußere die Form der antiken Theater angewandt wurde. Mehre dieser Gebäude sind in seinem Werke: „Entwürfe ausgeführter oder zur Ausführung bestimmter Gebäude" (Darmstadt 1825 fg.), beschrieben worden. Die Betrachtung der Domkirchen von Strasburg und Freiburg, die er während seines Aufenthalts zu Karlsruhe besuchte, veranlaßte ihn zu der Herausgabe unter dem Titel: „Denkmäler deutscher Baukunst", seit 1816 in Lieferungen erschienenen Sammlung. Als erläuternder Text gehört zu derselben die Schrift „Ueber altdeutsche Baukunst" (Darmstadt 1831). Außerdem gab er einzeln heraus: „Die Originalzeichnung des Doms zu Köln", mit Text, und die zu der oben genannten Sammlung gehörenden Abbildungen der Kirche zu Marburg, der Domkirche zu Limburg an der Lahn und des Münsters in Freiburg. Moller hat bei aller Anerkennung des Kunstwerthes der sogenannten gothischen Baukunst, doch die Ansicht, daß dieselbe nicht dazu geeignet sey, wieder allgemein eingeführt zu werden, dagegen glaubte er, daß ihre Constructionsart, welche irrigerweise zugleich mit der gothischen Baukunst selbst verlassen wurde, in technischer Hinsicht die größte Beachtung verdient. Die außerordentliche Leichtigkeit und Festigkeit der gothischen Gebäude beruht, seiner Meinung nach, auf der Anwendung eines sehr einfachen Princips, welches er das Netz- oder Knotensystem nennt, und dessen Annahme sowohl in der Civil-, als in der Brücken- und Schiffsbaukunst vom größten Vortheil seyn würde. Dieses Princip ist auch bereits mit glücklichem Erfolge an der Kuppel der katholischen Kirche und am Dach der neuen Kanzlei zu Darmstadt, an der eisernen Kuppel des Doms zu Mainz und an dem Dache des Theaters daselbst, wie auch an mehren Brücken und Thürmen angewendet worden. Moller machte 1827 eine Reise nach Paris und 1830 nach London, größtentheils um sich mit der neuen französischen und englischen Construction näher bekannt zu machen, wodurch er die Ueberzeugung erhielt, daß in diesen Ländern jenes System noch nicht angewendet wird, und dieß bestimmte ihn, seine Ansichten über dasselbe bekannt zu machen. Zum Theil ist dieses bereits in dem Texte zum Münster von Freiburg und in den ersten Heften der von ihm herausgegebenen „Beiträge zur Constructionslehre" geschehen. In der Fortsetzung dieses Werkes beabsichtigt er eine Vergleichung der bisher üblichen Constructionsweise mit dieser ältern zu geben und ihre Anwendung auf die wichtigsten Arter von Gebäuden, wie z. B. sehr große Dächer, Brücken, ausführlich zu zeigen.

Mollusken (mollusca), eine merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeschichte noch im Dunkeln liegt. Sie bilden, nach dem Linné'schen Systeme, die 2. Classe der Gewürme (vermes) und unterscheiden sich von den in den Eingeweiden der Menschen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß sie Glieder besitzen, welche diesen

fehlen. Fast alle Arten der Mollusken sind ohne Bedeckung und mit Gliedmaßen versehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern scheinen. Mit Ausnahme der Gartenschnecken halten sie sich meist im Wasser und vorzüglich im Meere (s. d.) auf, welches sie durch eine phosphorische Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts ist, kennt man 7 Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund sich vorn befindet, 2; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, 4; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, 2; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, versehen sind, 7; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, 5; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, 5.

Molo, ital. (holl. Hooft, Steen-Muur, Steen-Sluys), ein in einem Hafen in das Wasser hinein von großen Quadersteinen aufgeführter Damm, in welchem bloß ein für die Schiffe geräumiger Eingang befindlich ist, welcher zur Noth mit einer Kette gesperrt werden kann. Für die Häfen ist ein solcher Molo von großem Nutzen, indem er sowohl den groben Kies, Sand, Schlamm aufhält, als auch den Schiffen vor dem Eindringen der Wellen Ruhe verschafft und stark befestigt werden kann.

Moloch, ein von Moses (3. B., 18. Cap., V. 21) erwähntes Götzenbild mehrer morgenländischen Völker, unter welchen sie die Sonne verehrten und dem sie Menschenopfer darbrachten. Es war das metallene Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem es mittelst eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Oeffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

Molossus, ein Versfuß von 3 langen Sylben, welcher, weil er etwas schwerfällig ist, von den in Epirus wohnenden Molossern, die in schweren Waffenübungen einhergingen, den Namen bekommen haben soll. Im Deutschen hat man Schwerschritt oder Schwertritt dafür vorgeschlagen.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehre Staatsmänner und Mäcenaten der Wissenschaften hervorgegangen sind, besonders Adam Glob, Graf v. Moltke, geb. 1709, gest. 1792, Minister und Freund des Königs von Dänemark, Friedrichs V. und Klopstock's Freund; ferner der noch lebende F. L. Graf v. Moltke, kön. dänischer Conferenzminister und Großkreuz des Danebrogordens, ein gründlicher Kenner des Alterthums. Auch glänzte als Staatsmann und Beschützer der Wissenschaften der dänische Graf Joachim Godske Moltke. Bloß an Legaten für die Wissenschaften und Schulen hinterließ er 300.000 Reichsbankthaler. 1766 verließ er den Militairdienst und widmete sich der Rechtswissenschaft in Kopenhagen. In Regensburg studirte er als Gesandtschaftssecretair das Staatsrecht. In Leipzig war er während seiner Studien Gellert's Hausgenosse und Ernesti's Liebling, machte hernach Reisen in Deutschland und Frankreich, und stieg im Dienste seines Vaterlandes 1775 bis zum geh. Staatsminister. In diesem Verhältnisse wirkte er viel für die königl. Bibliothek. Seit 1784 lebte er auf seinen Gütern ganz der Landwirthschaft. In den letzten 5 Lebensjahren kehrte er auf

den Ruf seines Königs in den Staatsdienst zurück, in einer Zeit, die schlimmer für Dänemark war als je eine vorhandene. Er fand Mittel, den Credit des Staats und seines Papiergeldes herzustellen, that viel für arme Gelehrte und Jünglinge, die ohne Mittel studirten, und meistens im Stillen. Selbst Vater, opferte er 150.000 Thlr. seines Vermögens zur Unterstützung der Staatsdiener, die bei Verschlechterung des Geldwesens schnelle Hülfe bedurften, und die der Staat ihnen nicht geben konnte. Moltke starb am 5. Oct. 1818, und die kopenhagener Universität schilderte in einem Programm, was der verstorbene Minister für den Staat, für die Wissenschaften und für die Menschheit geleistet habe.

Molukken, s. Indien.

Mollwitz, Dorf in Schlesien, eine Meile südwestlich von Brieg, im preuß. Reg.-Bez. Breslau. 30.000 Preußen, die noch nie in einer Schlacht gewesen waren, unter Friedrich II. schlugen hier 25.000 alte versuchte östreich. Krieger unter dem Grafen von Neiperg den 22. April 1741. Das Schlachtfeld war eine freie Ebene. Vormittags stellte sich das preuß. Heer vor Mollwitz in Schlachtordnung und brachte stundenlang damit zu, sich methodisch zu ordnen, anstatt die Oestreicher, die noch ruhig in ihrer Quartieren lagen, unvorbereitet zu überfallen, wodurch sie vernichtet und gefangen worden wären. Die Preußen warteten es ruhig ab, bis sich die Oestreicher erst aufgestellt hatten, dann fingen sie um 2 Uhr endlich an, mit Kanonen zu schießen. Die Reiterei des preuß. rechten Flügel wurde bald von der östreich. Reiterei geworfen; aber das preuß. Fußvolk wies alle Angriffe zurück und stand im ersten Kampfe, wie ein Felsen. Bald fehlte es den Preußen an Munition, und die Gefahr nahm für sie mit jedem Augenblicke zu. Sie machten den letzten Versuch, die ganze Armee drang vor, und durch die Anstrengungen Schwerin's mußten die Oestreicher in Unordnung zurückfliehen. Sie verloren 7000 Todten und Verwundete, 1200 Gefangene und 7 Kanonen; die Preußen 2500 Todten und 3000 Verwundete. Der König sagte selbst, daß er den Krieg noch nicht verstanden und bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber diese Schlacht für ihn und seine Truppen eine Schule gewesen sey.

Molybdän, s. Wasserblei.

Molyn (Peter), Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt, bekannter u. d. N. Cavalier Tempesta (Ritter Sturm), einer der ausgezeichnetsten holländischen Maler, der vorzüglich durch seine Seestücke berühmt ist. Er war zu Harlem 1637 geboren. Weil er sich die meiste Zeit zu Rom aufhielt, zählt ihn Fiorillo den römischen Malern bei. Ueber sein Leben, insbesondere über die letzte Periode desselben, gibt es sehr abweichende Erzählungen. Er hatte einen bösartigen Charakter, ward der Theilnahme an der Ermordung seiner Gattin beschuldigt und starb 1701 im Gefängniß zu Mailand. Seine durch Kraft und Natur ausgezeichnete Seestürme gehören zu den besten Gemälden dieser Art. Ferner hat man von ihm treffliche Landschaften mit weidenden Heerden. Pascoli und Descamps lieferten Biographien von ihm. Auch findet man im „Morgenblatt“ (Tübingen 1816, Nro. 110) eine anziehende Nachricht über diesen Künstler nebst der Verdeutschung eines angeblich von ihm verfaßten Gedichts, in welchem er seine letzten Lebenstage schildert.

Molza (Francesco Maria), italienischer Dichter, den man bei der aus seinen Poesien hervorleuchtenden Zartheit des Gefühls und bei der

Lebendigkeit des Ausdrucks mit Recht den neuen Tibull nannte. Er war 1489 zu Modena aus einem adeligen Geschlechte entsprossen, studirte in Rom alte Sprachen und schöne Wissenschaften, verehelichte sich 1512 zu Modena, verließ aber 1516 seine Familie und ging nach Rom, wo er mit dem größten damals lebenden Gelehrten in freundschaftliche Verbindung trat und seine Zeit ganz zwischen Studien und Ausschweifungen theilte. Als Hadrian VI. den päpstlichen Thron bestieg, verließ er Rom und ging nach einem kurzen Aufenthalt zu Bologna an den Hof des Cardinals Hippolyt von Medici. Seine Talente würden ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht seine Ausschweifungen ihm geschadet hätten. Er st. 1544. Unter seinen Poesien sind die geschätztesten das Hirtengedicht, „Die Tibernymphe" betitelt; Stanzen auf Giulia Gonzaga's Portrait; sie vereinigen ein lebhaftes Gefühl mit edler und einfacher Sprache. Sein schmutziges Gedicht: „Capitolo in loco dei fichi", hat Annibal Caro commentirt. Auch als lateinischer Dichter wurde Molza in seinem Zeitalter gefeiert. Erst 1747 ist eine vollst. Samml. seiner Gedichte erschienen, vom Abt Serassi von Bergamo, nebst einer weitläufigen Biographie des Dichters; der 2. Bd. des Werks enthält die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenossen von Molza. S. Enkelin Tarquina M., geb. zu Modena 1547, verstand lat., griech., hebr., Geschichte, Musik ꝛc. Sie schrieb Gedichte und stand an Alfons's II. Hofe zu Ferrara in großem Ansehen. Tasso, Guarini und A. zogen sie bei ihren Werken zu Rathe; Rom gab ihr das röm. Bürgerrecht. Sie starb zu Modena 1617. Man hat von ihr „Poesie volgare e latine" (Bergamo 1747, 5 Bde.). — Der Prof. Vandelli zu Modena gab „Opusculi inediti di Tarq. M. etc." mit ihrer Lebensbeschreibung (Bergamo 1750) heraus.

Moment, Augenblick, Punkt, Zeitpunkt — momentan, augenblicklich, nicht lange dauernd. Von dem Moment in der bildenden Kunst wird erfordert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sey. Noch besondere Anforderungen macht die Malerei an den Moment, als die Plastik; jene fordert einen durch Licht und Farbe ausgezeichneten, diese einen mehr in der Form und Gestaltung bedeutenden Moment. Anders wird auch der Moment von der Kupferstecherkunst gefordert. Die gewöhnliche Zeichner und Kupferstecher, welche zu Dichtungen bildliche Darstellungen zu liefern haben, wählen sehr ungeschickt, wenn sie eine unwesentliche, für die dargestellte Begebenheit oder Handlung unbedeutende Situation wählen, noch mehr aber, wenn sie eine solche wählen, worin sich nicht für die sinnliche Anschauung ein entschiedener Zustand des Handelnden ausspricht und auf den Grund desselben hindeutet. Moment nennt man auch in der Statik und Mechanik das Product der Schwere eines Körpers in der Weite vom Mittelpunkt der Schwere. Statisches Moment ist also das Product einer beweglichen Kraft am Hebel in ihrer Entfernung vom Ruhepunkt; das Moment der Masse oder Trägheit ist das Product einer Masse in das Quadrat ihrer Entfernung vom Bewegungspunkte.

Momiers, eine Sekte Seperatisten in Genf, Waadt und and. Cantonen der Schweiz. Sie entstand 1813 aus den Conventikeln des Studenten Empeytaz. Sein Nachfolger Malan trat mit den engl. Methodisten in Verbindung und erbaute 1823 mit engl. Fonds ein Bethaus in Genf, worauf er sich von der genfer Kirche trennte und eine besondere „Orthodoxen-Kirche" daselbst gründete. Der Name Momiers ward die-

sen Separatisten 1818 spottweise gegeben, wird aber jetzt in Schriften und öffentlichen Verordnungen gebraucht. Die „Hist. véritable des Momiers de Genève“ (Paris 1824) ist geprüft in der „Geschichte der sogenannten Momiers“ (Basel 1825).

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelsucht und der Satyre, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Am meisten beschäftigt sich mit ihm Lucian, der aus ihm einen Spötter über die Handlungen der Götter macht. Als einst Minerva, Vulcan und Neptun in einen Wettstreit geriethen, wer von ihnen das Nützlichste zuwege bringen könne, und daher Vulcan einen Menschen, Neptun einen Ochsen, Minerva aber ein Haus erschuf, tadelte er an dem Menschen, daß er auf der Brust kein Fenster habe, um sein Herz sehen zu können; an dem Ochsen, daß die Hörner nicht auf der Brust ständen; und an dem Hause, daß man es nicht herumdrehen könne. Einige bildeten ihn als hagern Jüngling mit dem Satyrgesicht und der Narrenkappe oder dem Narrenstocke.

Monaco (franz. Mourgues), ein kleines italienisches Fürstenthum, gehörte vom 10. Jahrh. an, seit Otto I., dem Hause Grimaldi. 1715, als die Familie mit Fürst Anton, der zugleich Herzog von Valentinois, im Mannsstamme erlosch, kam es durch dessen Erbin, die sich Franz von Martignon vermählte, an dessen Haus; er nahm den Titil: Fürst von Monaco und Herzog von Valentinois an und erhielt vom König von Frankreich die mit dem letzten verbundene Pairswürde. Die Fürsten standen seit 1641 unter dem Schutze Frankreichs, welches in der Festung Monaco das Besatzungsrecht hatte, das seit 1815 Sardinien besitzt. Der jetzige Fürst, Honorius V. (seit 1819), hat 80.000 Fr. Einkommen und residirt zu Monaco, hält sich aber meist in Paris auf. Das Land ist von der Grafschaft Nizza umgeben und enthält auf $2\frac{1}{2}$ QM. etwa 7000 Einw. in den 3 Gemeinden Monaco, Menton und Roque Brune; es producirt vorzüglich Oel, Wein und Südfrüchte. Die Hauptstadt Monaco (soll das Portus Hercules Moenocus der Alten seyn) liegt auf der Plateforme eines steilen, ins Meer hinaustretenden Felsens, der mit Feigen, Orangen und andern edeln Bäumen bepflanzt ist: ein höchst romantisches Gemälde. Monaco ist durch Natur und Kunst stark befestigt, hat einen kleinen Hafen, ein fürstliches Schloß und 1200 Einw. Mentone, Stadt von 3000 Einw. in der Nähe des Meeres, hat große Gärten von Citronenbäumen, mit deren Früchte die Einwohner Handel treiben.

Monaden nannte Leibnitz (s. d.) die einfachen Substanzen, aus den die zusammengesetzten entstanden; die Lehre von diesen einfachen Substanzen aber Monadologie, welche seitdem einen Theil der Metaphysik ausmacht.

Monaldeschi, s. Christine, Königin von Schweden.

Monarchie, diejenige Form der Verfassung eines Staats, nach welcher nur Einer (der Monarch) Herrscher ist, entgegengesetzt der Aristokratie und Demokratie (vgl. bde.). Dieser Inhaber der höchsten Gewalt wird verschieden bezeichnet, als Kaiser, König, Großherzog ꝛc. Die Person des Regenten kann durch Erbfolge (gewöhnlich Primogenitur) oder durch Wahl bestimmt werden; daher Erb- und Wahlmonarchien. Zu den letztern gehört noch jetzt der Kirchenstaat (vgl. d.). Mit dem Wahlrechte war im deutschen Reiche die Befugniß verbunden, Denjenigen, welcher zum Kaiser (oder römischen König) gewählt wurde, durch besondere Vorschriften über die Art der Ausübung der Staatsge-

walt (Wahlcapitulation) zu verpflichten. Eingeschränkte Monarchien sind solche, wo nach der Verfassung (Constitution) gewisse Personen als Stellvertreter des Volks (oder der Stände) bei der Ausübung der höchsten Gewalt mitzuwirken haben. Die Maxime, die Staatsgewalt über ihre natürlichen oder verfassungsmäßigen Grenzen auszudehnen, heißt Despotismus. Der Monarchie ist daher entgegengesetzt die Despotie (s. d.), wenn der Wille eines Einzigen bloß als individuelle Willkür, nicht als Repräsentant des vernünftigen Willens Aller, das Ganze beherrscht. Alle Völker haben daher von jeher bis auf die neueste Zeit ihr Heil nur darin gefunden, daß gewisse gesetzliche Grundsätze und Einrichtungen von dem individuellen Willen des Regenten ausgenommen, und zugleich Anstalten getroffen wurden, sie in regelmäßigem Gange zu erhalten. Bekannt ist die Erklärung des Fürsten Metternich bei dem wiener Congresse, daß die den größern Staaten in den Friedensschlüssen verbürgte Souverainetät nicht mit despotischen Rechten, dergleichen man nicht verlangen könne, verwechselt werden dürften, sondern nur Regierungsrechte darunter zu verstehen seyen. Damals (1815) verstand man unter Monarchie, wie aus den Verhandlungen hervorgeht, keine unumschränkte Herrschaft und fand mit derselben landständische Rechte nicht unverträglich. Diese sollten aber bestehen in der Mitberathung bei Ertheilung neuer allgemeiner, die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Gesetze; in der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der schon vorhandenen; Beschwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung; Schützung und Vertretung der eingeführten Verfassung und der durch dieselbe und durch den Bundesvertrag gesicherten Rechte der Einzelnen bei dem Landesherrn und dem Bunde. Sehr bald nach dem Abschluß des 2. pariser Friedens ging jedoch in den Ansichten einiger Regierungen über diese Angelegenheit eine sehr bedeutende Veränderung vor. Die Zögerungen, welche in einigen Ländern in Ansehung der Einführung der versprochenen landständischen Verfassungen stattfand, veranlaßte gemeinschaftliche Bitten der Unterthanen, wozu Unterschriften gesammelt wurden. Dieß führte zu einer Spannung zwischen den Regierungen und den Völkern. Das heranreifende Geschlecht glaubte sich in jugendlicher Ungeduld und Unerfahrenheit zum ungesäumten Handeln berufen, worüber man vgl. Demagogische Umtriebe. Es wurde der Karlsbader Congreß (vgl. über seine Beschlüsse d. Art.) gehalten (1819), sowie zu Wien (1820) Ministerialconferenzen. Von dieser Zeit an schreibt sich eine bestimmtere Ausprägung des Begriffs der Monarchie in den deutschen Staaten her. Der 57. Art. der Schlußacte jener Ministerialconferenzen lautet nämlich: „Die gesammte Staatsgewalt soll in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben, und der Souverain kann nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden seyn". Die Concurrenz der Stände soll indeß, nach der Schlußacte, eine wesentliche und wirksame, zugleich aber eine verfassungs- (oder vertrags-) mäßig bestimmte, d. i. eine solche seyn, welche nur bei den ausdrücklich dahingewiesenen Gegenständen eintritt. Die Stände können daher weder in die Regierung noch in das Richteramt unmittelbar eingreifen, noch der Regierung das Recht, Verordnungen (Regierungsbefehle, Ordonnanzen) zu erlassen, schmälern. Es ist für ein landesherrliches Reservat erklärt, eine Verfassung zu geben, ohne jedoch die ver-

tragsmäßige Form auszuschließen (Schlußacte Art. 55.); indeß soll der Souverain dabei sowohl die früher gesetzlich bestandenen ständischen Rechte berücksichtigen, auch keine in anerkannter Wirksamkeit bestehende landständische Verfassung einseitig aufheben (Art. 56). Die Stände sollen ihr Recht der Steuerverwilligung nicht so weit ausdehnen oder mißbrauchen, daß sie die zur Führung der Regierung nothwendigen Mittel verweigern. Wenn sie die Steuerbewilligung von der Erfüllung anderweiter Wünsche und Anträge abhängig machen, so soll schon dieß einer Widersetzlichkeit der Unterthanen, einem offenen Aufruhr (Schlußacte Art. 27, 26; Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832, Art. 11) gleichgeachtet und der Regierung sowohl auf ihr Ansuchen vom Bunde Hülfe zur Unterdrückung eines solchen Aufruhrs geleistet, als auch, wenn sie notorisch außer Stande wäre, den Aufruhr durch eigne Kräfte zu unterdrücken, zugleich aber verhindert, die Hülfe des Bundes zu begehren, unaufgerufen Beistand geleistet werden. Diese Fälle können jedoch in der Wirklichkeit nicht leicht vorkommen. Petitionen der Stände, welche das monarchische Princip des Art. 57 der Schlußacte verletzen, sollen von den Souverains verworfen werden. Noch kommt indeß bei der Definition jenes Princips, außer der älteren deutschen Landesherrlichkeit (vgl. Landeshoheit), das neue franz. Bürgerkönigthum, die Monarchie mit republikanischen Einrichtungen, in Frage. Letztere ist nur durch Irrthum und Mißverständniß für etwas Neues und Gefährliches gehalten worden. Denn in dem Sinne, in welchem alle Staaten eine res publica seyn müssen, d. i. eine Verbindung, in welcher jedes Mitglied seine eignen Zwecke gefördert sehen, jeder Einzelne als Zweck des Ganzen behandelt werden muß, ist auch die Monarchie eine Republik. Die englische Verfassung ist eine Mischung von monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen. Auch wir haben in der Gemeindeverfassung, in den Wahlen des Volks zu mancherlei Aemtern, in den erblichen Mitgliedern der Stände schon längst solche aristokratische und demokratische Elemente. (S. auch Autokratie, Monokratie und Synkratie.)

Monasterium, s. Münster.

Monate (menses), Zeitabschnitte im Laufe eines Jahres, die durch das Umkreisen des Mondes um die Erde bestimmt werden. Nach Verschiedenheit der Rücksichten, die hierbei zunächst genommen werden, unterscheidet man a) Monate nach astronomischen Bestimmungen: aa) als Hauptabtheilungen: α) den siderischen Monat, oder die genaue Zeit eines völlig beendigten einmaligen Umlaufs des Mondes um die Erde, nach welcher am Fixsternhimmel der Mond wieder auf derselben Stelle, wie zu Anfang erscheint; β) den synodischen Monat oder die Dauer eines völligen Mondwechsels, für dessen Anfang der astronomische Eintritt des Neumondes bestimmt wird; γ) den Sonnenmonat, oder genau den 12. Theil eines Sonnenjahres, als Grundlage des bürgerlichen Monats. Folgendes ist eine Zusammenstellung der mittlern Zeitlänge jedes dieser Monate. Siderischer Monat: 27 Tage 7 St. 43 Min. 11½ Sec.; Synodischer Monat: 29 Tage 12 St. 44 Min. 3 Sec.; Sonnenmonat: 30 Tage 10 St. 19 Min. 4 Sec. Nimmt man für Bestimmung des letztern die Zeit wahr, welche die Sonne braucht, um genau ein Himmelszeichen, oder 30° eines größten Kreises zu durchlaufen, so zeigen sich in der Länge eines jeden Sonnenmonats Differenzen, die bis auf 2 Tage

23 Min. sich erstrecken, indem ein solcher Sonnenmonat während des Durchgangs der Sonne durch das Zeichen des Krebses, 31 Tage 10 St. 52 Min., während des Durchgangs derselben durch das Zeichen des Steinbocks aber nur 29 Tage 10 St. 29 Min. beträgt. bb) Minder beachtete Unterscheidungen: a) periodischer Monat, die Zeit, wenn der Mond in seinem einmaligen Umlauf wieder dem vorigen Punkte der Ekliptik begegnet (wegen Vorrücken der Nachtgleichen); er ist bloß um etwa 7 Secunden kürzer, als der siderische; b) der Drachenmonat, der durch die Rückkehr des Mondes zu demselben Knoten bestimmt wird; er ist um 2 St. 36 Min. 15½ Sec. kürzer als der siderische; c) der anomalistische Monat, binnen welcher Zeit der Mond zu seinem Perigäum oder Apogäum zurückkehrt; er ist um 5 St. 35 Min. 23½ Sec. länger als der siderische. b) Bürgerliche Monat, wie sie zu Eintheilung des Jahrs für gewöhnliche Lebensverhältnisse nach ganzen Tagen bestimmt werden; sie sind a) entweder mit dem Sonnenjahre in Verbindung gebracht (bürgerliche Sonnenmonate), wie solche die gemeinen Kalender aufstellen; sie befassen theils 30, theils 31 Tage, mit Ausnahme des zweiten Jahresmonats, dem in gewöhnlichen Jahren nur 28, in einem Schaltjahre aber 29 Tage zugetheilt werden. Folgendes ist die Tagezahl jedes Monats, nach der gegenwärtigen Bezeichnung: Januar 31 Tage, Februar 28 (29) T., März 31 T., April 30 T., Mai 31 T., Junius 30 T., Julius 31 T., August 31 T., September 30 T., October 31 T. November 30 T., December 31 T. Hätte man für ein Schaltjahr abwechselnd, vom Januar an, jedem Monat 30 und 31 Tage zugetheilt, so wäre die Anordnung regelmäßiger geworden, indem die einzige Abweichung dann in gemeinen Jahren darin bestände, daß hier der Februar, statt 30, nur 29 Tage erhielt. Im gewöhnlichen Leben hebt jeder Monat mit Mitternacht des letzten Tages des vorherigen Monats an; Astronomen aber fangen ihn um 12 Stunden später, nämlich vom Mittage jedes ersten Monatstags, an. b) In einem Mondenjahr (s. u. Jahr) haben die darnach bestimmten Mondmonate synodische Monate) wechselsweise 30 und 29 Tage. c) Hiermit kommt der Erleuchtungsmonat überein, den die Türken und andere orientalische Völker von dem Wiedererscheinen der Mondsichel am Himmel, bis und mit der Zeit, wo der Mond, nachdem er als Neumond unsichtbar war, abermals neu erscheint, rechnen. — Ueber die Geschichte der Anordnung der Monate bei ältern und neuern Völkern, wie auch ihre Eigennamen bei ihnen, s. Jahr; vgl. auch Kalender, Epakten, Mond und andere verwandte Artikel.

Monboddo. Dieser ideologische Sonderling und sklavische Nachahmer der Alten war der Sprößling eines alten schottischen Herrengeschlechts und 1711 geboren. Er widmete sich mit Eifer dem Studium der alten Classiker sowie der Jurisprudenz, und wurde, seiner seltenen rechtswissenschaftlichen Kenntnisse wegen, 1767 ins höchste schottische Tribunal als Richter aufgenommen. Ins peinliche Tribunal für Schottland verweigerte er wegen seiner geringen Renten (300 Pf. St.) zu treten, und um mehr Muße zu seinen gelehrten Speculationen über die Alten zu haben. Während der Gerichtsferien lebte er auf seinen Gütern, sich mit der Landwirthschaft beschäftigend, wobei er seinen Bauern auf alle Weise ihre Arbeit zu erleichtern suchte. Er reiste immer zu Pferde und verachtete die Wagenfuhr als weibisch, die den Griechen und Römern unbekannt gewesen wäre. Seine Lebensart war ein Mu-

ster der Mäßigung, seine Denk- und Handlungsweise religiös und Wohlthätigkeit einer der schönsten Züge seines Charakters. Allgemein verehrt starb er zu Edinburg 1799. Am berühmtesten hat sich Monboddo durch seine Schriften über die Alten („Oon the origine and progers of language", verdeutscht von K. A. Schmidt) gemacht, worin er die Gelehrsamkeit der Alten außerordentlich überschätzte. Das Werk umfaßt mehre Bände. Die Originalität und Genialität des Verfassers zwingt zur Bewunderung. Vergebens wies man ihn zurecht; er beharrte bei seinen Träumen und trieb in seinem Werke: „Ancient Metaphisic, on the science of universals" (1787—97, 5 Bde.) seine sonderbaren Ansichten noch weiter; so hielt er den Orang-Utang für eine Menschenart und behauptete, dessen Sprachunvermögenheit sey nur zufällig u. s. w.

Mönchslatein, s. Philologie.

Mönchsschrift wird diejenige deutsche Schriftgattung genannt, die im 13. bis 16. Jahrh. in den Klöstern üblich war und mit der die Urkunden und Handschriften aus jener Zeit geschrieben sind. In der diplomatischen Kunstsprache heißt sie eckige Minuskel, gothische oder neugothische Schrift. Sie wurde nach 150 Jahren, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden, in den neuländischen Sprachen durch die römische und in der deutschen durch die jetzt übliche Druck-Schreibschrift, die sich aus ihr gebildet hat, verdrängt. In neuerer Zeit haben die Engländer angefangen, sie wieder einzuführen und sie bei Verzierung und Pracht-Drucken anzuwenden, und in Deutschland sowie in andern Ländern sind sie häufig nachgeahmt worden. Vgl. Gothische Schrift.

Mönchswesen. Die Neigung zum einsamen Leben entstand mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, suchten in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse. Gewiß lag in dem stillen, zur Contemplation geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, deren Tendenz zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Anachoreten, Eremiten, Büßer und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiatischen Alterthume (s. Gymnosophisten), und jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mohammed bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Songessen, Talapoinen, Bonzen und Derwischen. Auch das alte hebräische Volk hatte solche Einsiedler in seinen Nasiräern, Essäern und Therapeuten, die um die Zeit Jesu in Palästina und Aegypten blühten. Auch unter den Christen gab es von jeher Menschen, die allem Irdischen und Zeitlichen entsagten, selbst dem süßesten Verein unter den Menschen entsagten, dem Bunde der Ehe, aus dem die immer sich erneuernden Geschlechte der Menschen hervorgehen, um desto ungestörter dem Dienste Gottes ohne Hinderniß sich hinzugeben, sey es in heiliger Betrachtung und im Gebete für sich und ihre Brüder und Schwestern, sey es in der Seelenpflege ihrer Brüder und Schwestern. Schon ehe der Sohn Gottes dem reichen Jünglinge jenen Rath gab, hatte Johannes der Täufer, vom Geiste des Gottmenschen beseelt, in die Wüste sich begeben, mit Heuschrecken und dem Honig wilder Bienen sich genährt, mit kameelhaarenem Gürtel sich bekleidet

das zuströmende Volk zur Buße getauft. Auch waren viele zur Zeit der Verfolgung, die sich der Versuchung angedräuter Martern zu entreißen Alles verließen und mit heiligem Vertrauen in Gott, welches mit dem Mißtrauen in uns selbst so innig verbunden ist, in wüste Einöden flohen. Unter diesen Einsiedlern gab es einige, welche dem beschaulichen Leben und dem Gebete sich einzig widmeten; andere hingegen übten auch als Einsiedler thätige Liebe, nach dem Beispiele Johannes des Täufers, predigten dem Volke, welches sie zu besuchen oft fernher kam. Sie wurden unter andern auch Monachoi, vom griech. Worte Monos, allein; doch wurden bald mißbräuchlich Diejenigen, welche gemeinschaftlich in Klöster lebend sich dem Dienste Gottes widmen, Monachi genannt, woher unser Wort Mönch entstanden ist. Seit dem 5. Jahrh. tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das bis ins 17. Jahrh. großen Einfluß auf Cultur und Sitten hatte. Mehres s. im Art. Klöster und Orden (geistliche).

Moncrif (François Augustin Paradis de), Mitglied der Akademien zu Berlin und Nancy, geb. zu Paris 1687, Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, zeichnete sich durch Geist und liebenswürdigen Charakter aus und erwarb sich durch Beides die Gunst der Großen des Hofes. Er machte sich bald durch seine vielfachen Talente in der Poesie, Musik und selbst in der mimischen Kunst zur Seele der geselligen Unterhaltung. Als der Graf d'Argenson ins Ministerium trat, wurde er dessen geh. Secretair, hierauf bei dem Grafen von Clermont; später Lector der Königin Maria Lesczynska. Als Argenson Kriegsminister wurde, beförderte derselbe seinen Günstling Moncrif zum Generalsecretair bei diesem Bureau, und bereits 1733 ward dieser an Caumartin's Stelle zum Mitglied der Akademie ernannt. Marmontel, Grimm und besonders Voltaire schätzten ihn. Von seinem bedeutenden Einkommen unterstützte er nicht allein seine Verwandten aufs großmüthigste, sondern erwies auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohlthaten. Er starb 1770. Moncrif ist als Dichter in der leichten Gattung, vorzüglich durch seine Chansons und Romanzen bekannt, schrieb auch in Prosa: „Essai sur la necessité sur les moyens de plaire" (deutsch frei bearbeitet von R. G. Löbel, Leipzig 1798), in welchem er die Kunst zu entwickeln sucht, die ihm angeboren war und sein Glück machte. Seinem kleinen Romane „Les ames rivales" hat er den indischen Mythos der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Auch die Erzählung: „Rejouissement inutile" zeichnet sich aus. Auch hat er Verschiedenes für das Theater, u. a. „Les abderites", ein mittelmäßiges Lustspiel, geschrieben. Seine sämmtlichen Schriften sind zu Paris 1768 in 4 Bänden 12. und später in 2 Bänden 8. erschienen.

Mond nennen wir vorzugsweise den die Erde begleitenden Trabanten. Er ist von derselben etwa 50.000 M. entfernt und hat im Durchmesser und Umfang $^3/_{11}$ von dem der Erde. Seine Oberfläche ist demnach $13^1/_2$mal, sein Kubikinhalt $49^1/_2$mal kleiner als bei der Erde. Er ist der Erde vermöge seiner elliptischen Bahn (wie die Planeten der Sonne) bald näher, bald ferner, was man seine Erdnähe (Perigäum) und Erdferne (Apogäum) nennt, in jener ist er von der Erde durch eine gerade Linie von 48.052, in dieser von 54.838 g. M. getrennt, sodaß sein mittlerer Abstand etwa 60 Erdhalbmesser (51.445 M.) beträgt. Auf seiner 324.000 M. langen Bahn braucht er 27 Tage. Seinen

täglichen scheinbaren Umlauf um die Erde (diese ihre Achsendrehung in Bezug auf ihn, wäre der richtige Ausdruck) vollendet er in 24 St. 50′ 28″. Zugleich rückt er aber am Himmel täglich um 13° 10′ 35″ fort und steht erst nach 27 Tagen wieder an derselben Stelle, oder genauer nach 27 T. 7 St. 43′ 11″, ein Monat und zwar ein periodischer ist verflossen. Weil aber in dieser Zeit auch die Sonne (oder vielmehr die Erde in Bezug auf sie) fortgerückt ist, so tritt in Hinsicht auf das Licht des Mondes dieselbe Erscheinung, der Neumond, erst nach 29 T. 12 St. 44′ 3″ ein, wenn er die Sonne wieder eingeholt hat und dann ist der synodische Monat vorüber. Die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik ist die Ursache davon, daß seine höchste Stellung am Himmel bald über unserm Haupte, bald weit vom Scheitelpunkt abwärts ist und er dann den Meridian weit unten durchschneidet. Alle Zahlen, die über seine Bahn angegeben sind, müssen als Mittelzahlen (die Mitte zwischen den größten und kleinsten) angesehen werden, weil sein Lauf nicht regelmäßig ist, sondern viele Abweichungen hat. Diese rühren meist von der starken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in seinen verschiedenen Stellungen gegen die Erde her. Erst nach Newton's Entdeckung des Gesetzes von der allgemeinen Schwere klärte sich dieß mehr auf. Der Mond erscheint uns in jeder Umlaufszeit von 27 Tagen in vier verschiedenen Gestalten, die man seine Phasen (Erscheinungen) nennt. Wir nennen die letzte Neumond (das neue Licht, die Conjunction d. h. Verbindung mit der Sonne). In dieser steht er (wiewohl meist nicht in gerader Linie) zwischen uns und der Sonne und geht mit ihr auf und unter. Deßwegen bleibt er vor dem größeren Licht unsichtbar. Mit dieser Phase schließt sein Lauf und es beginnt der neue; sie ist daher ebenso gut die erste als die letzte. Nach und nach erblicken wir ihn deutlich am Abendhimmel und zwar nahe dem westlichen Rand, weil er jetzt nach der Sonne untergeht. Aber da er uns nicht immer seine Lichtseite zukehrt oder vielmehr da durch seine verschiedene Stellung gegen die Sonne nicht immer die uns zugekehrte Seite des Mondes erleuchtet ist, so finden wir da nur einen schmalen, leuchtenden Streifen in Gestalt einer Sichel, das Uebrige sehen wir nicht, weil es nicht erleuchtet ist. Was wir erblicken, ist sein westlicher Rand. Der Mond kommt allmälig immer weiter ostwärts von der Sonne weg, zugleich wächst auch der leuchtende Theil für uns, immer mehr sehen wir von seiner Lichthälfte, bis er um den 4. Theil des ganzen Kreises von der Sonne absteht, um einen Bogen von 90° und wir seine halbe Scheibe (oder Halbkugel) leuchten sehen. Da geht er dann Mittags auf, Mitternachts unter und steht in der Quadratur (Geviertstand) oder dem ersten Viertel. Er verfolgt seinen Weg nach Osten und braucht 8 Tage, um weiter 90° östlich zu kommen, sodaß er nun 180° oder um den Halbkreis von der Sonne weg ist; wenn sie untergeht, geht er auf, wenn sie aufsteigt, sinkt er wieder, zugleich ist seine ganze volle Scheibe glänzend der Nachtseite der Erde zugekehrt. Um Mitternacht ist sein Mittag, d. h. er tritt in den Meridian. Dieß nennt man seine Opposition (Gegenüberstellung) gegen die Sonne oder Vollmond. Er wandelt fort auf der bisherigen Bahn, geht später auf und unter und kommt dadurch der Sonne wieder näher, seine Scheibe verdunkelt sich am westlichen Rand; wenn er weiter 90° oder ein Viertel des ganzen Kreises von der Sonne weg, aber dadurch, weil es im Kreise herumgeht,

ihr von der andern Seite näher getreten ist, so ist nur noch seine östliche Hälfte erleuchtet. Mitternachts aufgehend, sinkt er Mittags unter den Gesichtskreis; er steht im letzten Viertel. Von nun an nimmt das Licht von seinem östlichen Rand aus ab, bis er wieder eine Sichel darstellt, nur jetzt auf der andern Seite eine Scheibe, sein Aufgang und Untergang nähert sich immer mehr dem der Sonne, bis wieder der Neumond eintritt. In Bezug auf die Reise der Erde um die Sonne geht dieser Trabant bald (im Neu- und Vollmond) zur Seite der Erde, bald ihr nach (im ersten Viertel), bald voran (im letzten Viertel). Sein Tag besteht aus 27 Tagen, denn er dreht sich um seine Achse, während er sich um die Erde dreht. So bietet er uns, da wir auch kreisen, immer dieselbe Seite zu. Indeß hat man doch wahrgenommen, daß sich die der Erde zugekehrte Mondfläche periodisch etwas verrückt (6—8°), weil die in ihrer Mitte sichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr südwärts, auch öfters bald mehr ostwärts, bald mehr westwärts treten. Diese Erscheinung hat man das Wanken des Mondes (s. d.) in der Breite und Länge genannt. Von Beidem sind die Ursachen durch die Astronomen untersucht und entdeckt worden. Die Phasen sind die Tageszeiten für die Bewohner des Mittelpunktes der nach uns gerichteten Mondscheibe, nämlich vom ersten Viertel bis Neumond haben sie eben die Abwechselungen, die wir von Sonnenaufgang bis Mitternacht haben, und so verhält es sich auch bei den übrigen Trabanten, dafür scheint jenen Bewohnern, wie uns der Mond, so die Erde. Je näher sie dem Mondrand sind, desto mehr steht die Erde von ihrem Scheitelpunkt ab, dem Himmelsrand zu; den Randbewohnern steht sie im Horizont. Dieß bleibt immer gleich, die Bewohner der andern Seite sehen die Erde nie. Ebenso gleich muß auf dem Monde die Jahreszeit seyn, weil seine Achse fast keine Neigung gegen seine Bahn hat, folglich alle Einflüsse der Sonne immer gleich auf allen Theilen seyn können. Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen seiner großen Nähe am genauesten. Schon mit bloßem Auge erkennen wir auf dem Monde helle und dunkle Theile. Durch Fernröhre sehen wir aber Hochländer und Niederungen, Berge und Gruben, Rillen und Einsenkungen in den verschiedensten Gestaltungen, Größen und Verbindungen und in sehr verschiedener Helligkeit nebeneinander stehen. Der Hirt Endymion soll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerst den Lauf des Mondes und dessen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinsten unter allen Planeten und für den nächsten bei der Erde; sie wußten, daß er ein erborgtes Licht habe, bestimmten die periodische Wiederkehr der Mondphasen mit vieler Richtigkeit und leiteten die Mondfinsternisse vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt sey, soll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verf. des unter seinem Namen vorhandenen Gedichts vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenosse des Servius Tullius, die Umlaufszeit desselben bestimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menschen enthalte. Anarimander kannte die Größe des Mondes, dessen Entfernung von der Erde, und wußte, daß er sein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge sichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere. In der neuesten Zeit hat dieser Himmelskörper die Astronomen viel beschäftigt. — Tobias Mayer (s. d.) lieferte 1775

die erste genaue Mondcharte. Vor 43 Jahren unternahm es Johann Hieronymus Schröter in Lilienthal, die Oberfläche des Mondes zu untersuchen. Zu wiederholten Malen verzeichnete er eine Menge einzelner Gegenden des Mondes, er maß die Höhe zahlreicher Berge und die Tiefe vieler Gruben durch die Länge der Schatten, die von jenen und in diese fallen und die sich nothwendig nach dem höhern und tiefern Stande der Sonne in ihrer Länge verändern. Schröter deutete mögliche Veränderungen auf der Mondfläche an, sprach über die Bewohnbarkeit derselben und machte Beobachtungen über die Atmosphäre des Mondes. Seine gesammten Beobachtungen sind in den „Selenotopographischen Fragmenten" (2 Bde., Göttingen 1793—1802, 4.) enthalten. In der neuern Zeit hat Prof. Gruithuisen in München dem Monde seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und über Einzelnheiten sehr specielle Beschreibungen gegeben, die sich zum großen Theil auf Kunstanlagen und andere Spuren der Mondbewohner beziehen. Eine vollständige „Topographie der sichtbaren Mondoberfläche" bearbeitet der Oberinspector Lohrmann in Dresden. Die Charte ist in dem Maßstabe entworfen, daß die ganze Mondscheibe drei pariser Fuß im Durchmesser groß wird, und in 25 Sectionen getheilt, die ein bequemes Format geben. Vier Sectionen sind bereits erschienen, und das ganze Werk ist jetzt der Vollendung sehr nahe. — Die Mondgebirge (vgl. Berge im Monde) erheben sich über 20.000 pariser Fuß, und viele Gruben und kraterförmige Vertiefungen, wie Thaetetus, Eudorus und Bernouilli senken sich 10.000, 11.000, selbst 18.000 pariser Fuß unter die Kuppen der umgebenden Ringgebirge und 5—8000 Fuß unter die Mondoberfläche ein. Die Gebirgspartien auf unserm Weltnachbar weichen aber in Form und Gestalt, in gegenseitiger Verbindung und Lage gänzlich von den Gebirgszügen und Gruppirungen auf unserer Erde ab. Es unterscheiden sich auf der Mondkugel insbesondere: 1) Große Niederungen oder sogenannte Meere. Sie haben meistens eine graue Farbe, 80—160 unserer geographischen Meilen im Durchmesser und sind von Hügelreihen in allen Richtungen durchschnitten. Auf ihrer Fläche finden sich gewöhnlich mehre große Gruben, viele kleinere Einsenkungen und einige Rillen, die 10, 20 und 30 Meilen weit in wenig gebogener Richtung sich erstrecken. Dabei haben diese Niederungen nie gleichförmige Helligkeit. 2) Kleinere tiefliegende Länderflächen von runder Form. Diese Länder, welche, wie Hipparch und Ptolemäus, 18—22 Meilen im Durchmesser haben, sind den unter 1) erwähnten Niederungen ähnlich, doch zeigen sie weniger Wechsel in Unebenheiten und in Helligkeit und sind schärfer und bestimmter von Gebirgen begrenzt als die der erstgenannten Meere. 3) Wall- oder Ringgebirge, Gruben oder Krater des Mondes. Diese messen, wie Theophilus und Archimedes, höchstens 10—12 Meilen im Durchmesser, sind aber meistentheils viel kleiner, haben ein kreisförmig geschlossenes Gebirge, das eine Vertiefung umgibt. Aus der Tiefe der meisten dieser größern Gruben erheben sich kegelförmige Centralgebirge, deren Spitzen ein Drittheil, die Hälfte, selbst drei Viertel der Höhe des Ringgebirges erreichen. 4) Gebirgsketten, zusammenhängende sich über große Mondländer hinziehende Gebirge, die wir auf der Erde so häufig haben, kommen auf dem Monde nur als Grenzgebirge großer Niederungen oder in Verbindung mit beträchtlichen Ringgebirgen und Kratern vor. Den größten Gebirgszug dieser Art bilden

die 20.000 F. hohen Mondapenninen an der Grenze des Mare imbrium, ein durch tiefe Schluchten und Thalgründe ungemein zerrissenes Hochland. 5) Bergkegel. Frei und einzeln stehende Bergmassen von größerm oder kleinerm Umfange erheben sich auf der Mondfläche häufig und großentheils schroff aus Niederungen und Tiefen, oder auch auf hochgelegenen Landstrichen. 6) Mondrillen. Mit guten Fernröhren bemerkt man canalähnliche Vertiefungen, welche bei einer geringen Breite von etwa 1—3000 Fuß, 10, 30—40 Meilen weit in Niederungen und oft über Höhenreihen hinweg sich hinziehen und durch kleinere oder größere Gruben hindurchgehen. Aus all Diesem scheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen sey, die ihre allmälige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Mondes Oberfläche noch von heftig brennenden Vulkanen und von Erschütterungen des Innern aufgerissen und angeschwellt wird, wie dieß ehedem mit unserer Erde ebenfalls geschehen seyn mag. Man hat die wahrscheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unsern Tagen zur Erklärung des seit einigen Jahren so viel Aufsehen erregenden Steinregens benutzt und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallenen mineralischen Massen bei heftigen Ausbrüchen der Mondvulkane auf unsere Erde geworfen worden wären. (Vgl. Meteorsteine.) Der Mond ist von einer Atmosphäre umgeben, die wenigstens 28mal feiner als die Erde ist und welche die Höhe der großen Mondgebirge nicht merklich übersteigt. Die geringe Morgen- und Abenddämmerung, die durch diese Atmosphäre erzeugt wird, kann man an den Hörnerspitzen des Mondes bald vor oder nach dem Neumonde am besten sehen. Wenn der Mond einen Stern bedeckt, so erfolgt das Verschwinden plötzlich und der Stern scheint kaum merklich am Mondrande hängen zu bleiben. Diese Erscheinung würde sich anders darstellen, wenn der Mond mit einer beträchtlichern Atmosphäre umgeben wäre, und man würde als Wirkung der Strahlenbrechung ein längeres Verweilen des Sterns an dem Mondrande bemerken. Bei dieser feinen Atmosphäre werden die Bewohner des Mondes den Himmel stets in einer Reinheit und Klarheit sehen, von der wir, von der dichten Erdenluft umgeben, uns kaum einen Begriff zu machen vermögen. Wasser in verhältnißmäßiger Menge gibt es nicht auf dem Monde. Alle Niederungen (sogenannte Meere), Gruben, Einsenkungen und Rillen zeigen sich trocken, und man kann durch gute Fernröhre und bei günstiger Beleuchtung auch in den am tiefsten gelegenen Punkten noch Unebenheiten erkennen, die zuerst verdeckt seyn müßten, wenn eine tropfbare unserm Wasser ähnliche Flüssigkeit auf dem Monde vorhanden wäre, die die Tiefe erfüllte. Ebenso wenig sieht man Wolken oder wolkenähnliche Gebilde und Nebel. — Der Mond wird zuweilen verfinstert, indem ein Schattenkreis von Ost nach West über ihn hinzieht und ihn ganz oder zum Theil bedeckt. Dieß geschieht, wenn auf der geraden Linie zwischen Mond und Sonne die Erde steht, also im Vollmond (s. oben); meistens aber wird nicht der ganze Mond beschattet. Der Schatten der Erde ist es, welcher auf ihn fällt, auf dieselbe Art, wie der Mondschatten auf der Erde. Warum nicht bei jedem Vollmond solche Finsterniß eintritt? dieß geht aus Folgendem hervor. Zieht man vom Mittelpunkte der Grundfläche des Kegels, welchen der Erdschatten bildet (oder, was dasselbe ist, vom Mittelpunkt der Erde) eine gerade Linie in die Spitze des Erdschattens (die Achse des Kegels), so wird natürlich diese Linie immer

die Verlängerung der, vom Mittelpunkt der Sonne an den der Erde, gedachten geraden Linie seyn. Diese letztre Linie ist eine von den Radien (Halbmessern) der Ekliptik (Bahn der Erde um die Sonne) oder mit andern Worten, die Achse des Erdschattens liegt in der Ebene der Ekliptik. Die Spitze dieses Schattens kann also den Mond nur dann in seinen Mittelpunkt treffen, wenn dieser auch in derselben Ebene liegt oder wenn der Mond nicht über oder unter der Ekliptik steht. Einer der zwei letztern Fälle ist aber häufiger als der erstere, daher auch beim Vollmond die Mondsfinsterniß selten ist. Wenn aber der Mond nur der Ekliptik im Vollschein (Opposition) sehr nahe kommt, so trifft ihn schon der Erdschatten, nur nicht eben die Spitze in den Mittelpunkt, d. h. es gibt keine centrale Mondsfinsterniß. Wenn der ganze Mond beschattet wird, nennen wir die Finsterniß total, im andern Fall partial. Die Berechnung einer Mondfinsterniß ist mehr mühsam als schwer. Anleitung dazu ertheilen die Lehrbücher der Astronomie, besonders deutlich Bode's „Erläuterung der Sternkunde" (3. Aufl., Berl. 1808, 2 Bde.).

Mondcirkel, Mondcyklus, s. Cyklus.

Mondenjahr, s. Jahr.

Mondfinsterniß, s. Mond.

Mondgöttin, bei den Assyriern Mylitta, bei den Phöniziern Astarte, oder in der Mehrzahl Astaroth. Es ist die Himmelskönigin, die Urania, auch die syrische Mutter oder Göttin genannt. Ihre Eigenschaften trugen die Aegypter auf die Isis über, daher die Phasen des Mondes auf ihrem Haupte; Griechen und Römer auf die Aphrodite und Venus. Diese kam über Cypern aus dem Meer. Die Römer verglichen sie auch mit der Juno. Der Sonnen- und der Mönddienst, welcher auf der Vorstellung der Orientalen, die Sonne als das erzeugende oder männliche, den Mond als das gebärende oder weibliche Urwesen anzusehen, beruhte, war die schändlichste Ausartung des Sternen- und Feuerdienstes, der Einen Hauptfamilie aller alten Religionen, der des Himmels. Die andre Hauptfamilie, die des Götzendienstes der Erde, war der Fetischismus. S. Astarte.

Mondkalb (Monkalb, Mutterkalb), die falsche Frucht, die nicht zum selbständigen Leben gelangt und daher auch nicht gehörig ausgebildet, nur selten Spuren von menschlicher Gestalt zeigt. Sie verursacht Zufälle, welche bisweilen eine so große Aehnlichkeit mit der wahren Schwangerschaft haben, daß sie nicht davon unterschieden werden können; nur nimmt der Leib an Umfang zu, und die Ernährung des Körpers wird gestört; öfters kommen auch Blutflüsse, krampfhafte Beschwerden von dieser Ursache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten wehenartige Zusammenziehungen des Uterus ein, und diese schaffen, nicht selten unter manchen Beschwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutstürzen, die falsche Frucht fort. Eine lange dauernde Schwäche und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben zurück.

Mondphasen (Mondsgestalten), s. Mond.

Mondsüchtig nennt man solche Personen (Nachtwandler), welche der eintretende Mondwechsel, vorzüglich der Vollmond in einen solchen Grad von magnetischer Nervenspannung versetzt, daß sie des Nachts im Schlafe aufstehen, wie im lebhaften Traume herumwandeln und obgleich ihre äußern Sinne ruhen, dennoch allerhand Verrichtungen vornehmen als wenn sie wachten. Ihre Augen sind dabei meistens geschlossen;

wo diese aber offen sind, sehen sie dessenungeachtet nicht, wie man durch mancherlei Versuche bestimmt weiß. Man hat Beispiele, daß ein solcher Mondsüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgestanden, in die Schenke gegangen ist, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hause gegangen ist und sich zu Bette gelegt hat: Alles mit verschlossenen Augen. Andre sind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenster hinaus auf das Dach, gestiegen und sind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, soll man sie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil sie dann leicht in der ersten Bestürzung unglücklich seyn können. Doch soll man ihnen, wenn sie sich schlafen gelegt haben, ein mit Wasser benetztes Tuch vor das Bett legen, um ihnen das Nachtwandeln abzugewöhnen, indem sie, sobald sie beim Heraussteigen auf das Tuch treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen zur Besinnung kommen und ins Bett zurückgehen. Die Mondsucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems, vermöge welcher ein natürliches, wahrscheinlich vom Einflusse des Mondes entwickeltes Schlafwachen eintritt. (S. Somnambulismus.)

Mondsviertel und Mondwechsel, s. Mond.

Mondtafeln, in welchen der jedesmalige Stand des Mondes am Himmel im voraus berechnet ist, s. Länge, geographische, Mayer, Tobias, und Mond.

Monge (Gaspard), Graf v. Pelouse, geb. 1746, Sohn eines Gastwirths zu Beaune, studirte auf dem Collegium zu Beaune und Lyon und widmete sich hauptsächlich den mathematischen und physischen Wissenschaften; kam auf die Ingenieurschule nach Mezières und ward dort bald Professor. 1784 ward er Examinator bei der Marine, später Lehrer der Physik bei dem neu errichteten Lyceum von Paris. Als die Revolution ausbrach, verband sich Monge, damals schon bekannt durch ausgezeichnete wissenschaftliche Leistungen, mit Condorcet. Nach dem Sturze des Thrones (10. Aug. 1792) übertrug man ihm die Stelle eines Marineministers und später auch interimistisch das Portefeuille des Kriegs. Bei dem Proceß Ludwigs XVI. hatte er den traurigen Auftrag, das Decret des Convents zur Vollziehung mit unterzeichnen zu müssen. Während der Schreckenszeit zog er sich von den Regierungsgeschäften zurück und wandte in dieser Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als 1 Mill. Krieger hatte, seinen Fleiß und seine Kenntnisse auf die Vervollkommnung der Fabrikation aller Arten von Vertheidigungsmitteln; auch ward vorzüglich durch ihn die Normal- und die treffliche polytechnische Schule eingerichtet. 1795 wurde er Mitglied des Instituts und bei Bonaparte's italien. Feldzügen Mitglied der Commission, welche die Kunstwerke dieses Landes für das Nationalmuseum in Paris auszusuchen hatte. Er schloß sich hier an Bonaparte an, der ihm u. A. den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo-Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Aegypten begleitete Monge ebenfalls Bonaparte und ward eins der wirksamsten Mitglieder des ägyptischen Instituts. Auch war er einer der wenigen Erkorenen, welche Bonaparte auf seinem Zuge nach Frankreich begleiteten. Napoleon überhäufte ihn mit Ehren und Würden, ernannte ihn zum Grafen von Pelusium und schenkte ihm immer ein großes Vertrauen. Nach der Restauration wurde Monge entlassen und starb 1818. Von seinen vielen Schriften erwäh-

den wir hier nur setzen: „Traité élémentaire de statique" (Paris 1788—89); „Description de l'art de fabriquer le canon" (Paris 1794); „Géométrie descriptive" (Paris 1812, auch deutsch von Schreiber, Freiburg 1822). Sein trefflicher Schüler Dupin hat einen „Essai histor. sur les services et les travaux scientifiques de Gaspard Monge" herausgegeben. Auch s. über ihn Napoleons „Mémoires etc.", 4. Bd., S. 270.

Mongolen. Dieser große Völkerstamm im nördlichen Asien, welcher in der Geschichte des Mittelalters einen bedeutenden Platz einnimmt und in zwei verschiedenen Zeiten erobernd aufgetreten, ist jetzt wegen seiner Unthätigkeit den Europäern kaum noch dem Namen nach bekannt. Ihre ältere Geschichte ist dunkel und fabelhaft. Im 9. Jahrh. zogen an der Nordseite von China und Korea 3 Völker umher, im Westen die Mong-u oder nachherigen Mongolen, im Osten die Kitanen und oberhalb Korea bis an das östliche Weltmeer die Njudschen oder Kin, die mit den Mandschu und Tunguſen Ein Volk sind. Im 10. Jahrh. unterwarfen sich die Kitanen die beiden andern Völker und die nördlichen Provinzen von China. Die Njudschen machten sich zuerst frei und unterwarfen sich die Chineſen, Mongolen und Kitanen. Ein Theil der letztern zog hierauf westwärts, besetzte die kleine Bucharei und hieß seitdem Karakitanen oder Karakitajer. Die Mongolen waren in mehre Horden getheilt, die ungeachtet der Oberherrschaft der Njudschen ihre einige Khane hatten. Einer dieſer kleinen Fürsten, Temudschin, stiftete u. d. N. Dschingiskhan (vgl. d.) eine neue Monarchie. Er ward 13. Jahre alt nach seines Vaters Tode 1176 Beherrscher von 40.000 Familien und unterjochte als Gesandter Gottes in 20 Jahren von der Mongolei und China an alle Länder Asiens und Europas bis an den Dniepr. Noch waren die Mongolen die roheſten aller asiatischen Barbaren und blieben es auch größtentheils, während sie die Länder civiliſirter Völker stürmten. Schon ihre Nationalphyſiognomie und ihr ganzes Aeußere in ihrer Lebensweise kündigte ein schreckliches, wildes Volk an: breite Geſichter, flache Nasen, hervorstehende Backen, tiefliegende Augen, fast bartloſe Wange, krebsrothe Geſichtsfarbe, schmächtige, schmale Körper ohne Kraft verkündigende Lenden: der widerlichſte Anblick, den der unflätige Genuß des rohen, unter dem Sattel mürbe gerittenen Pferdefleiſches und der häufige tolle Rausch von geronnener Stutenmilch, Kosmos, bis zum Scheußlichen erhob. Dabei eine Wildheit, die alle Grenzen überschritt, nicht etwa beim gemeinen Troß der Horden, sondern selbst bei den Hordenhäuptern und den Edelſten der Stämme. Noch mehr als in der Phyſiognomie schienen sie im Betragen Mittelwesen zwiſchen Menſchen und wilden Thieren zu seyn. Das große Reich behielt nach Dschingiskhans Tode (1227) nicht nur seine Integrität, sondern wuchs auch noch unter Dschingis Sohn Oktai (von 1227—1242) und deſſen drei Söhnen, unter Kajuk (1245—1248), Manku (1251—1259) und Koblai (seit 1259). Ihrer fünfmalhunderttausend wendeten sich unter Batu, Manku und Baidar, Oktai's Neffen und seinem eignen Sohne Kajuk und andern Feldherren nach Westen und wälzten sich innerhalb 6 Jahren im wildeſten Kriege über die Wolga und Koma, den Don und Dniepr, die Weichsel und Donau. Die Länder am Kaukasus und Rußland wurden erobert; Polen bis an die Grenze von Deutschland und ein großer Theil von Ungarn durchstreift. Schon 1237 war Moskau bis Nowgorod unterworfen; bei einem zweiten Einfall, 1239—1240, ward es auch Kiew und alles Land vom Dniepr bis an die Weichsel,

und der Großfürst von Rußland dem Groß-Khan nach tatarisch-mongolischer Weise zinsbar. 1241 wurde Krakau und Breslau von den Mongolen verbrannt; bei Liegnitz auf der Wahlstatt den 9. April 1241 ein blutiger Sieg über die Herzoge von Schlesien erfochten; Schlesien und Markgrafthum Mähren verheerend durchstreift; Böhmen (vergeblich) angegriffen, aber Ungarn desto zerstörender überschwemmt. Weiter drangen sie jedoch nicht und verließen, aus Mangel an Unterhalt, bald wieder die Länder, die sie durch Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. Aber in Deutschland und selbst in Frankreich war, in Erinnerung der ehemaligen Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß sie das Schrecken der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, Dschingis-Khans unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronfolge entstanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer beisammen und stand am Ende des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Denn jetzt hatte das mongolische Reich seine größte Ausdehnung erreicht, vom östlichen Weltmeer bis zum mittelländischen und bis an den Dniepr; die Mongolen selbst aber hatten sich im Innern und Aeußern wenig geändert; sie waren noch so roh und wild als sie in den Jahren waren, da sie auf ihre ersten Eroberungen ausgezogen, und der reine Deismus und die Toleranz, die Dschingis durch seine Gesetze unter ihnen einführte, hatten sie ebenso wenig mild gemacht als die jüdischen, mohammedanischen und christlichen Glaubenslehrer, die wechselnd unter ihnen auftraten, ihren Geist gebildet hatten; sie blieben größtentheils bei der Verehrung ihrer Ideole, aber duldeten auch neben den Bonzen den Iman, den Rabbinen, die christlichen Glaubensprediger in ihrem Hirtenlager und ließen sie alle einerlei Rechte, Freiheit vom Kriegsdienst und von Abgaben genießen. Der Hauptsitz des großen oder Oberkhans war China; die andern Länder wurden von Unterkhanen, die alle von Dschingis abstammen und mehr oder weniger von dem großen Khane abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die von Kaptschak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren, und die von Dschagatei, welche von dem Orus bis in die Tatarei wohnten. Aber eben diese Vertheilung des Reichs unter mehre Fürsten wurde die Veranlassung, daß das Ansehen und die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. nach und nach sank. Im folgenden Jahrh. wurden verschiedene Horden dieser Nation von den Russen, deren Besieger sie früher gewesen waren, unterjocht oder vernichtet. Es trat aber (ungefähr 1360) ein zweiter, ebenso furchtbarer Eroberer Timur oder Tamerlan (s. d.), ein naher Verwandter der Dschingisen, war Fürst von Kesch bei Samarkand um die Zeit, auf, als die ohnmächtigen Mongolen aus China vertrieben waren. Er stellte die verfallene Monarchie wieder, eroberte von 1371 an Khowaresm, Kasgar, Kaptschak, Iran, Tiflis, Bagdad, verwüstete Moskau, zwang den griechischen Kaiser und den Sultan des Osmanen, Bajazet, zum Tribut und rüstete sich zu einem Zug wider China, als der Tod ihn 1404 ereilte. Durch Uneinigkeit verloren seine Nachfolger die ihnen von Tamerlan hinterlassenen Länder, bis auf die Bucharei und Khorasan; und auch diese mußte Babur 1498 verlassen, der hierauf den Staat der Großmogole in Ostindien stiftete. Ihr jetzt zerstörtes Reich war noch im vorigen Jahrh. so mächtig, daß es 70.000 QM. und über 40

Mill. Einw. umfaßte. Die Regierung war die aller mohammedanischen Despoten, höchst willkürlich drückend und grausam. Unter dem Großmogul oder Kaiser standen Veziere, wovon der erste Subah hieß, die Statthalter der Provinzen wurden Nabobs, auch wohl Nizams genannt. Durch die Vermischung mit dem edleren Blute des Hindus haben die Mongolen einen großen Theil ihrer unangenehmen Gesichtsbildung verloren, doch zeigt der schwarze Bart ihren Ursprung. Uebrigens sind sie kräftig gebaut, stärker und kriegerischer als die Hindus. In der Kleidung zeichnen sie sich vorzüglich durch den Turban aus. Ihr Charakter und ihre Sitten sind die der Türken und Perser; sie sind daher zwar tapfer, aber auch grausam, und die Macht, die sie einst in Hindostan besaßen, hat sie im höchsten Grade pracht- und genußliebend gemacht; sie sind äußerst habsüchtig und überlassen sich den ärgsten Ausschweifungen in Wollust, Trunk und jeder Art von Schwelgerei. Ihre Religion ist der Islam. In den ersten Zeiten ihrer Eroberung waren sie im höchsten Grade intolerant und fanatisch, und noch jetzt sind ihre Fakirs, oder solche Andächtige, welche durch Wallfahrten nach Mekka oder durch selbstgewählte Büßungen sich ausgezeichnet haben, durch ihre fanatische Wuth, die sie zuweilen plötzlich und ohne Veranlassung zum Morde eines Hindu oder eines Christen reizt, nicht selten furchtbar. (S. Hindostan.) — Die Mongolei in Mittelasien grenzt an Sibirien, Tungusien, China, Tibet, Mandschurei, Bucharei und die große Kirgisenhorde. Darin das große Altaigebirge, die Flüsse: Hoangho, Irtisch, Ob, Jenisey, viele Steppenflüsse; die Binnenseen Kosogol, Tschan-Nor und Saigan, und ein Theil der großen Wüste Kobi (s. d.). Man schätzt die Größe des Landes auf mehr als 100.000 QM. und die Zahl der Bewohner auf 4—5 Millionen. Die letzten leben zum großen Theil nomadisch von Viehzucht und Handel. Das Land ist in die Kalmückei und in die eigentliche Mongolei eingetheilt. — Die Mongolei im engern Sinne, Schoionei, zwischen China und Sibirien, im Flußgebiete des Amur, wird zum Theil von unabhängigen Khans oder Chantaischis beherrscht, der übrige Theil des Landes steht unter chinesischer und russischer Landeshoheit. In China unterscheidet man die gelben oder Scharra-Mongolen, die Ortasch und die Chalcas- oder Kalkas-Mongolen. Die chinesische Mongolei, 91.360 QM. groß, mit 3 Mill. Einw., ist in 26 Aimaks oder Fürstenthümer, die beiden Bezirke oder Oluten und Chalchassen und die Landschaft Tschende abgetheilt. Jedes Aimak wird von einem Khan od. Wan regiert, und wieder in Choschun (Fahnen), Dsalan (Regimenter), und Szomum (Schwadronen) geschieden. In Rußland wohnen 7 Mongolenstämme, die im Gouvernem. Irkutzk umherziehen und einen Tribut an den Kaiser von Rußland entrichten. S. die „Hist. des Mongols, depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lanc“ (Paris 1824) und Isaak Jak. Schmidt's treffl. „Forschungen im Gebiete der ältern, religiösen, politischen und literar. Bildungsgesch. der Mongolen und Tibeter“ (Petersb. 1824). Jetzt wird Schmidt's deutsche Uebersetz. nebst Commentar von Ssanang Ssätsän's „Gesch. der Ostmongolen“, nebst dem mongol. Originale, auf kaiserl. Kosten in Petersburg gedruckt. Babur's sehr anziehende „Mémoires etc.“, von ihm selbst verfaßt, haben Leyden und Erskine aus dem Dschagatai-Türkischen ins Engl. übers. (London 1826) und eine für die Gesch. der Mongolen wichtige Einleit. dazu geschrieben. Der griech. Pater Hyazinth hat eine „Beschreib. des vormal. u. gegenwärt.

Zustandes der Dschungarei (Söngarei) und des östl. Turkestans (der kleinen Bucharei) a. d. Chines. ins Russ. übers. (2 Thle., Petersb. 1829).

Moniteur, die wichtigste und einzige durchaus offizielle Zeitung der franz. Regierung, aber auch das theuerste: 620 Bogen 50 Thlr. Sie entstand 1789 u. d. N. der „Gazette nationale, ou le Moniteur universel", und sprach sich sowohl über die äußeren Begebenheiten aus, als auch hauptsächlich über die Verhandlungen der Nationalversammlung. Am 7. Nivose J. 8. d. Rep. wurde er förmlich für ein offizielles Blatt erklärt, was er auch jetzt noch ist. Seit 1811 führt er mit Hinweglassung des Titels „Gazette nationale" bloß den des „Moniteur universelle". An der Redaction nahmen zu verschiedenen Zeiten Theil Ginguené, Grouvelle, Maret, Jourdan, Desmarets und Baron Trouvé. Letzterer war Rédacteur en chef 1793. Bertin (Réd. gérant des „Journ. des débats" 1829) war Rédacteur en chef du Moniteur royaliste de Gand 1815. Vom Moniteur erscheint täglich ein großer Foliobogen, der nicht selten noch mit Beilagen versehen ist. Er beschränkt sich nicht bloß auf die Politik, sondern enthält auch artistische, literarische und dramaturgische Artikel. Hauptredacteur war Sauvo. Beiträge lieferten Amar im Fache der franz. Literatur; Tourlet in der alten Literatur; Peuchet in der Statistik, Staatswirthschaft ꝛc. Er hat nicht nur in Frankreich und in den übrigen Ländern Europas, sondern auch in Amerika einen so starken Absatz, daß 1793 eine eigene Druckerei für ihn angelegt werden mußte. Vollständige Exemplare sind so selten, daß schon 1809 ein solches zu Paris mit 600 Thlr. bezahlt und 1825 die vollständige Reihe (57 Bde.) in Versteigerungen mit 12.000 Fr. bezahlt wurde. Oft fehlen die J. VII. und VIII. (1798—1800), von denen eine geringere Aufl. gemacht wurde. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptet der „Moniteur" eine traurige Berühmtheit. Denn in dem Zeitraume von etwa 40 J. stellt er uns unter einer und derselben Nation das Gemälde der unbeständigsten Volkswuth und des ärgsten monarchischen Despotismus dar, und enthält zugleich die Geschichte des Untergangs des europ. Gemeinwesens, der Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundsätze, auf welche ein Staatensystem gebildeter Völker gebaut seyn muß. In jeder Rücksicht bleibt er eine der wichtigsten Sammlungen von Actenstücken für den Geschichtschreiber der großen Katastrophe, welche Europa seit dem Anfange der franz. Revolution erlitten hat. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Nationalversammlung sind nachmals in einer „Introduction" (J. IV, Paris, 1. B., Fol.) nachgetragen. Als Archiv der neuern franz. Geschichte ist er unentbehrlich. Den Gebrauch erleichtern die „Tables chronologiques et alphabétiq. du Moniteur universel depuis son origine jusqu'à ce jour", Paris 1828, 3 Abtheil. (Die 1. von 1789 bis zum 21. Sept. 1799, 4 Bde., Fol., 140 Fr.; die 2. vom 22. Sept. 1799 bis Ende 1814, in 2 Bdn., 90 Fr.; die 3. von 1815—24 u. d. T.: „Tables décennales de la restauration", 2 Bde., 90 Fr. Die beiden letzten Abtheilungen enthalten keine „Analyse journalière", sondern eine notice chronolog. de lois, ordonnances, édits etc. Alle 3 Abth. kosten 300 Fr. Von 1825 an erschien eine seconde série décennale de la Restauration.) Nach dem Muster des franz. Moniteur entstanden auch in andern Staaten offizielle Zeitungen unter dems. Titel, wie z. B. zu Neapel u. a. a. O.;

in Deutschland erschien der „Westfälische Moniteur"; in Brüssel jetzt der „Belgische Moniteur".

Monk (George, später Herzog von Albemarle), berühmt in der Geschichte Cromwell's und der Stuarte, Sprößling einer altadeligen Familie, war geb. 1608 zu Pothande bei Torrington, trat jung unters Heer, machte zuerst einen Seezug gegen die Spanier mit, ward hierauf bei der Expedition der Inseln Rhe und Oleron gebraucht, focht dann in Flandern und erwarb sich den Ruf eines kenntnißreichen Officiers. Als die Unruhen in Schottland ausbrachen, ward er von Karl I. zum Obristlieutenant befördert und zeichnete sich in dem Kampfe gegen die Insurgenten aus. Er stieg zum Oberster des Reg. Leiceſter, mit welchen er bis zum Frieden 1643 in dem Kriege gegen die Aufrührer in Irland focht. Unterdessen war Karl I. mit dem Parlamente in offenen Streit gerathen; der Krieg begann aufs neue, und Monk ward als General bei dem königl. Heere angestellt. Doch gerieth er bald darauf (1644) mit seiner Brigade in die Gefangenschaft der Parlamentstruppen unter Fairfax, und saß 2 J. im Tower, aus dem er unter der Bedingung entlassen wurde, im Heere der Republikaner zu dienen. Er focht nun in Irland gegen die Königlichen und ward nach seiner Rückkehr nach England von Cromwell zum General-Lieutenant und Commandeur der Artillerie ernannt. Nachdem er zum Siege bei Dunbar beigetragen, befehligte er in Schottland gegen Karl II. bis 1652, kehrte nach England zurück und focht unter Blake zur See gegen die Holländer. 1653 trug Monk zwei glänzende Seesiege über den holländ. Admiral Tromp davon, der in dem letzten sein Leben einbüßte. Nach dem Frieden nach Schottland zurückkehrend, ließ er den Protector in Edinburg proclamiren und hielt die unruhigen Hochländer im Zaum. Nach Cromwell's Tode 1658 rief Monk dessen Sohn Richard zum Protector aus. Nachdem dieser aber 1660 die Regierung niedergelegt hatte, trat er, aufgefordert von Karl II., auf dessen Seite, sammelte in Schottland ein Heer zu Gunsten des Königs, und löste 1660, nach London vordringend, das gegen diesen erbitterte englische Parlament auf. Aus Dankbarkeit erhob ihn der Monarch zum Ritter des Hosenbandes, zum Mitglied des Geh. Rathes, zum Oberstallmeister, Kammerherrn, Schatzmeister und endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devonshire und Middlesex. 1666 commandirte Monk, unter dem Oberbefehl des Herzogs von York, die Flotte gegen die vereinigten Holländer und Franzosen. Er st. 1670 und ruht in der Westminsterabtei. Monk war kein großer Charakter, jedoch nicht ohne Feldherrntalent; dabei wußte er die Umstände mit ziemlicher Weltklugheit zu benutzen und wurde in seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt.

Monnier (Pierre Charles Le), ein berühmter franz. Astronom, Mitglied der Akademien zu Paris, London und Berlin, geb. zu Paris 1715, zeigte in früher Jugend eine große Neigung zur Astronomie und machte im 16. Jahre seine ersten Beobachtungen über den Saturn. 1737 überreichte er der Akademie der Wissenschaften seine „Nouvelle figure de la lune, avec la description de ses taches", und wurde im folgenden Jahre als Mitglied aufgenommen. Er begleitete hierauf Maupertuis nach Tornea in Lappland, um die Messung eines Grades in den Polarländern vorzunehmen, und war seit dieser Zeit unabläſſig beschäftigt, seine Wissenschaft durch Beobachtungen weiter zu bringen. 1746 gab er sein Verzeichniß der Sterne heraus, welches als Lehrbuch großen

Beifall fand und in fremde Sprachen übersetzt wurde. Zwei Jahre darauf unternahm er eine Reise nach England und von da nach Schottland, um daselbst eine Sonnenfinsterniß zu beobachten, wobei er zuerst den Diameter des Mondes an der Sonnenscheibe maß. Für einen zu Bellevue gemessenen Meridian schenkte ihm 1750 der König 15.000 Livres, die er zum Ankauf von Instrumenten anwandte. Le Monnier war Lalande's Lehrer, mit dem er aber zuletzt in Feindschaft lebte. Doch hat Lalande stets mit der höchsten Achtung und Dankbarkeit von ihm gesprochen. Uebrigens war er heftigen Gemüths. Unverdrossen in der Arbeit, lebte er ganz für seine Wissenschaft, welche ihm bedeutende Fortschritte verdankt. Er hat zuerst die Verschiedenheit der Strahlenbrechung im Sommer und im Winter bestimmt, die Sonnentafel und das Sternenverzeichniß verbessert, die Neigung der Ekliptik genauer bestimmt und die Polhöhe von Paris festgestellt. Er führte das von Graham verfertigte Instrument zur Beobachtung der Durchgänge in Frankreich ein und bewies die durch die Anziehung des Jupiter erzeugten Ungleichheiten des Saturn. Auch für die Seefahrer und andre mit der Astronomie in Verbindung stehende Wissenschaften hat er nützliche Entdeckungen gemacht. Er starb den 5. Jan. 1799. Von seinen vielen Schriften möchten seine „Histoire céleste" (Paris 1741, 4.) und seine „Théorie des comètes" (ebendaselbst 1743, 4.) die meiste Aufmerksamkeit verdienen. Nach seinem Tode hat man mehre anziehende Werke von ihm gefunden, die er, trotz aller Aufforderungen, im Leben stets hartnäckig verweigert und sogar zu verbrennen gedroht hatte.

Monochord (griech.), Einsaiter, Klangmesser, ein einsaitiges, d. h. mit Einer Saite (bei den Alten Kanon genannt) bezogenes, inwendig hohles Instrument, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Elle lang, $\frac{1}{4}$ Elle breit, worauf vermittelst des Zirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons, nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge, gefunden und ausgemessen werden kann. Man pflegt auch ein solches Instrument mit 3 oder 4 Saiten zu beziehen, um nach genau abgemessener Länge jeder Saite den Grundton mit seiner vollen Harmonie zu haben; auch versieht man es noch mit einem Resonanzboden und mit Tasten, zum Anschlagen der Saiten. Es scheint dieß Instrument, dessen Erfindung man dem Pythagoras zuschreibt, mehr für die Berechnung zu seyn, als um den merklichen Abstand der Saiten für das Gefühl hörbar zu machen. — Uebrigens nennt man auch die Trompeten-Geige Monochord.

Monochromen, monochromatische Bilder (Monochramata), einfarbige Gemälde, d. h. solche, die nur mit einer Farbe gemalt sind — die älteste Art der Malerei — im Gegensatz von Polychromen oder vielfarbigen Gemälden.

Monodrama, s. Melodrama.

Monogamie, s. Ehe.

Monogramm (signum, manus propria, chiffre, Namenszug, Handzeichen), eig. ein einziger Schriftzug oder Buchstabe; dann besonders ein Namenszug oder die in einem Zuge verschlungenen Anfangsbuchstaben eines Namens bei Unterschriften, oder auch wie sie Privatpersonen auf Petschaften ꝛc. führen, oder auf Münzen, Medaillen u. dgl. öfters gefunden werden. Das erste bis jetzt bekannte Monogramm ist vom ostgothischen König Theodorich (493 — 526); der beständige Gebrauch der Monogramme aber wurde erst durch Karls d. Gr. Beispiel, der sich

ihrer stets bedienten und ihnen eine bessere Gestalt gab, eingeführt und erhielt sich in allen den Ländern, welche zu dem großen Frankenreiche gehört hatten, mehre Jahrhunderte, bis er vom 12. Jahrh. an, wegen des veränderten Geschäftsgangs, abkam. Am längsten erhielt er sich in Deutschland, wo er 1495 auf dem Reichstage zu Worms abgeschafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieser Art ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit und bildet daher einen besondern Theil der Diplomatik. Auch die Maler pflegen auf ihren Kunstwerken durch solche Monogramme ihre Namen an gewissen Stellen des Kunstwerks anzubringen. Eine schätzbare Sammlung, Abbildung und Erklärung der Künstlermonogramme findet sich schon im Joh. Fr. Christ's „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc." (Lpz. 1747) und in Brouillot's berühmten „Dict. de monogrammes", ergänzt und berichtigt durch dessen „Table générale des monogr., chiffres etc" (München 1820). Im Alterthum verstand man unter Monogrammen die ersten, nur mit Linien entworfenen, Umrisse einer Zeichnung. Endlich nennt man auch Monogramm einen solchen Vers oder Gedanken, wo die Anfangsbuchstaben jedes Worts einen besondern Namen bilden.

Monographie (griech.), wird eine Schrift genannt, die einen besondern Gegenstand aus irgend einer Wissenschaft ganz im Detail nach allen Richtungen und Beziehungen abhandelt. Die Monographie, die im strengern Sinne erst in neuerer Zeit zum Vorschein gekommen ist, kann der Wissenschaft sehr förderlich seyn; nur muß man über dem Besondern das Allgemeine der Wissenschaft nicht zu sehr aus den Augen verlieren.

Monokratie (griech.), wird oft mit Monarchie (s. d.) verwechselt, hat aber eine eingeschränktere Bedeutung als diese, indem Monokratie eine ganz unbeschränkte Alleinherrscherin ist, wo der Monarch nicht nur die vollziehende Gewalt, sondern auch die gesetzgebende in Händen hat, ohne daß die Bürger des Staates oder deren Stellvertreter den geringsten Antheil an dieser haben. Sie wird auch eine absolute Monarchie oder eine monarchische Autokratie genannt.

Monolog, s. Selbstgespräch.

Monomanie. So nennen einige franz. Aerzte die Form des Wahnsinns, welche vorzugsweise auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet ist, w. z. B. der Kranke glaubt, er sey Gott, Jesus oder der heil. Geist, Kaiser, König, Fürst, der Aermste oder der Reichste, ein großes Genie u. s. w. Man sieht, daß bei dieser Form das Bewußtseyn der Persönlichkeit gestört ist.

Monophysiten, eine im 5. Jahrh. durch den Archimandriten Eutyches (s. d.) zu Konstantinopel entstandene christl. Sekte, welche nur Eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm. Es gelang ihnen, daß diese Behauptung von der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 440 als rechtgläubig anerkannt wurde. Aber das 11 Jahre später zu Chalcedon (s. d.) versammelte allgemeine Concilium verdammte den Eutyches und seine Lehre als Häresie, indem es bestimmte, daß in Christo zwei Naturen, ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt seyen. Der Streit ward aber hierdurch nicht beigelegt. Asien und Aegypten neigten sich größtentheils auf Eutyches's Seite; der Occident bekannte sich zu den Beschlüssen des Chalcedoniums. Kaiser Zeno's „Henotikon"

(482), welche Schrift den Frieden herbeiführen sollte, wurde von beiden Seiten verworfen. Die Monophysiten trennten sich nun förmlich von der katholischen Kirche, und wie alle Sekten zerfielen sie bald in mehre Parteien. 483 trennten sich die monophysitischen Mönche und Priester in Aegypten von dem Patriarchen Petrus Mongus zu Alexandrien, der, zwar Monophysit, das Henotikon angenommen und die chalcedonische Kirchenversammlung nicht ausdrücklich verdammt hatte. Man nannte sie Akephali (hauptlose), weil sie kein kirchliches Oberhaupt anerkannten. Sie zerfielen in drei Parteien, verloren sich aber bald unter den übrigen Monophysiten. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen (519) über die Frage: ob der Leib Christi verweslich sey oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der sich zu den Akephalen hielt, bejahten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus, verneinten sie. Jene wurden daher Phithartolatrer (Corrupticolä, Verweslichkeitsdiener), diese Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantasiasten genannt, welche wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen, in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten (so genannt, weil sie Christo, als Menschen, die Allwissenheit absprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophysit Askusnagus und nach ihm Philoponus, der größte christliche Philosoph dieses Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Diese Tritheiten und ihre Anhänger waren selbst in den Augen ihrer Partei die ärgsten Irrlehrer und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophysiten sich wieder mit der kathol. Kirche vereinigten. In Aegypten, Syrien und Mesopotamien blieben, jedoch die monophysitischen Gemeinden die stärksten und erhielten durch ihre, nun unterbrochen neben den katholischen bestehenden Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchl. Ordnung. (S. Jakobiten, Kopten, Habesch.)

Monopol (Alleinhandel, Alleinverkauf), die Jemanden vom Staate ertheilte Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden sonst öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufakturen und Fabriken. Sie können auf gewisse, bestimmte, oder, wie man sagt, auf ewige Zeiten gelten. Erstere lassen sich in gewissen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelsweges sehr wohlthätig wirken, ebenso wie neu anzulegende Fabriken oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichtesten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorsicht gebraucht werden. Letztere sind immer höchst ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die sie ausschließen, sondern gegen alle übrige Staatsbürger, und wirken verderblich auf den Nationalreichthum.

Monotheismus, der Glaube und die Verehrung eines einzigen Gottes im Gegensatz des Atheismus und Polytheismus (s. d.). Der Monotheismus ist ein wahrer, insofern er sich auf ein einziges und einiges Wesen bezieht (s. Theismus); ein falscher dagegen, wenn er irgend eine Gottheit also, indem er noch andere Götter statuirt, über

diese setzt und, wie z. B. die Juden ihren Nakional-Jehovah, für mächtiger als sie hält. Statuirt man nicht eine im Verlauf der Zeit verfälschte Uroffenbarung, so berechtigt Nichts zu der Annahme, daß der wahre Monotheismus früher dagewesen als der Polytheismus (s. d.); vielmehr erscheint dieser, nach Psychologie und Geschichte, den Völkern auf der untersten Stufe der Cultur unvermeidlich. Daher finden wir den Monotheismus, außer bei den Juden, erst bei solchen Völkern, die, wie die Aegypter, Chinesen und Indier, wenigstens einige Anfänge der Religionsphilosophie besaßen. Eben Dieses war bei einigen Weisen Griechenlands, besonders nach Anaragoras, der Fall. Uebrigens ist der Monotheismus häufig von dem Theismus sehr weit entfernt. Am reinsten trat er durch die Lehre des Christenthums auf dem Grund des jüdischen Monotheismus ins Leben.

Monotheletismus, eine im Anfang des 7. Jahrh. entstandene Häresie, die in der in Christo vereinigten Gottheit und Menschheit nur Einen Willen behauptete. Den hierüber entstandenen Streit suchten die Kaiser Heraklios und Konstans, Ersterer durch seine Expositionen, Letzterer durch seinen Typus, vergebens beizulegen. Papst Martin I. verwarf beide und verdammte den Irrthum der Monotheleten, welches auch das 680 zu Konstantinopel versammelte Concilium that, indem es den Ausspruch erließ, daß 2 Willen in Christo wirksam wären, weil er 2 Naturen (eine göttliche und eine menschliche) habe. Als Häretiker verfolgt, erhielt sich diese kirchliche Partei noch eine geraume Zeit. Aus ihren Ueberresten bildete sich die Sekte der Maroniten (s. d.), die aber jetzt mit der katholischen Kirche wieder vereinigt ist.

Monotonie, Einförmigkeit, ist der Mangel an Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit der Stimme, die gewöhnlich eine Folge der geringen Ausbildung der Sprachwerkzeuge oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl ist. Sie ist vorzüglich ein großer Fehler in der mündlichen Beredtsamkeit, in welchen bekanntlich am häufigsten die Kanzelredner fallen, und der durch die gleiche Biegung der Stimme beim Schlußfall der Perioden sich besonders auffallend zeigt. Auch wird dieser Ausdruck in hiervon abgeleiteter Bedeutung auf Gegenstände der Natur angewendet: so spricht man von einer monotonen Gegend. In der Literatur und Kunst bezeichnet sie eine gewisse Einförmigkeit, die sich in einer stets gleichen Behandlung und Darstellung der Gegenstände zeigt. Sie wird gewöhnlich durch Feststellung willkürlicher und allgemein für gültig gehaltener Regeln hervorgebracht, die den freien Flug des Genies beschränken, wie dieß z. B. bei der französischen Tragödie der Fall ist.

Mons oder Bergen, feste Hauptstadt der belgischen Provinz Hennegau, liegt auf einer Anhöhe, ist mit Wällen und dreifachen Graben umgeben, von der Trouille in 2 Theile getheilt, an einem schiffbaren Canal, der über Tournay, Lille, Gent, Brügge nach Ostende führt. Sie hat 3 Vorstädte, 21.000 Einw., Schloß mit einem schönen Garten, ansehnliches Rathhaus, Zeughaus, 6 Pfarrkirchen, 2 Hospitäler, Handelskammer, Handelsgericht, Börse, Gymnasium,; Zucker-, Fayence-, Spitzen-, Tuch-, Marmorwaaren-, Eisentopf-, Seifen-, Salmiak-, Baumwollfabriken, Handel mit Getreide, Steinkohlen und Mühlsteinen, Flinten- und Steinkohlenbrüche.

Monsieur (mein Herr), ein Titel, welcher ohne Zusatz dem zweiten königlichen Prinzen oder dem nächsten Verwandten des Königs von Frankreich gegeben ward.

Monsigny (Pierre Alexandre), beliebter Tonsetzer, Stifter der komischen Oper der Franzosen, geb. 1729 zu Fauquembery in Artois, wurde zu Paris in dem Rechnungsbureau der Geistlichkeit angestellt; beschloß aber, als er einer Vorstellung der „Serva padrona" von Pergolesi beiwohnte, sich der Musik ausschließlich zu widmen, und studirte die Composition unter Gianotti 5 Monate. Er zeigte diesem beim Abschiede s. Oper „Les aveux indiscrets", die er componirt hatte und 3 Jahre nachher (1759) gänzlich umgearbeitet aufs Theater brachte. 1760 gab er „Le maître en droit" und „Le Cadi dupé". Die niedliche Oper: „On ne s'avise jamais de tout", welche 1761 erschien, vollendete die musikalische Revolution auf dem Théâtre de la foire, welches damals den Namen der ital. Oper annahm. Nach Grétry's Tode erhielt er dessen Stelle im Institut. Am 22. Sept. 1798, dem Neujahrstage der franz. Republik, ward er nebst Cherubini, Lesueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Tonkünstler erst vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen und erhielt zugleich eine Pension auf Lebenszeit. Nach Piccini's Tode, 1800, wurde er dessen Nachfolger als Director am Conservatorium zu Paris, wo er 1817 starb. Von seinen übrigen Opern nennen wir noch: „Le roi et le fermier"; „Rose et Colas"; „Aline, reine de Golconde"; „L'isle sonnante"; „Le déserteur"; „Le faucon"; „Félix, ou l'enfant trouvé"; „La belle Arsène", welche großen Beifall fanden.

Monsoons (engl.) oder Mousſons (franz.), die in Indien herrschenden Passatwinde. (S. Wind.)

Monstranz, bei den Katholiken das in dem Tabernakel des großen Altars verschlossene Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wohl auch mit Edelsteinen besetzt, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugen verehren. (S. Messe.)

Monstrum (Mißgeburt), ist jeder Organismus, der in seiner Bildung von der seiner Gattung eigenthümlichen Ordnung und Gestaltung abweicht. Dieß kann auf viererlei Weise geschehen, wenn irgend ein Glied oder Theil fehlt; wenn es überflüssig vorhanden ist; wenn ein Theil nicht am rechten Orte steht, und wenn es nicht die gehörige Gestalt hat. Also ist bei den Menschen eine Mißgeburt, die ohne Hände, Füße oder Finger, oder die mit 2 Köpfen, 4 Armen, oder der mit einem auf der Seite stehenden Munde, oder mit einem Hundskopfe, mit Händen wie Gänsefüße ꝛc. geboren ist. Besonders gibt Veranlassung zu Mißgeburten die Empfangung von Zwillingen, die durch Zerreißung der Häutchen, worin jeder besonders eingewickelt ist, an einem Theile zusammenwachsen und so zur Welt kommen. Auch unter den Thieren und Pflanzen gibt es dergleichen Monstra. Jene haben höchstens anatomischen oder physiologischen Werth und sind gewöhnlich Gegenstände des Ekels; die monstruösen Pflanzen aber sind beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumenliebhaber alle Mühe anwenden.

Montague (Maria Worthley), Tochter des Herzogs Evelyn von Kingston, geb. 1690 zu Thoresby in Nottinghamshire, genoß früh Unterricht in alten und neuen Sprachen und legte in ihrem 20. Jahre durch die Uebersetzung von Epiktet's „Enchiridon" einen Beweis ihrer erworbenen Kenntnisse ab. 1712 heirathete sie insgeheim Eduard Montague; anfangs blieb diese Ehe verborgen, bald ward sie aber bekannt gemacht. 1716 folgte sie ihrem Gatten auf seiner Gesandtschaftsreise nach

Konstantinopel, indem sie die Reise zu Land durch Holland, Deutschland und Ungarn machte. Dort lernte sie in dem kleinen Ort Beligrad bei Konstantinopel die dort seit langer Zeit übliche Impfung der Pocken kennen, erprobte die Nützlichkeit dieses Präservativs an ihrem Sohne und machte es nach ihrer Rückkehr in England bekannt, wodurch es sich in Europa verbreitete. In Konstantinopel suchte und erhielt sie auch Eintritt in das Serail des Großherrn. Man behauptet, daß Achmed III. als Preis für diese Erlaubniß alle ihm gegen seine Odalisken zustehende Rechte von Lady Montague verlangt und erhalten habe, was jedoch Kenner des Orients schon deßhalb verneinen, weil Lady Montague dann nach den Gebräuchen des Orients auf ewig in dem Harem zurückgehalten worden seyn würde. Nach etwa 3 J. kehrte sie mit ihrem Gemahl über Tunis, Genua, Turin und Paris nach London zurück. Eine Frucht dieser Reise, die ihr viel Einfluß auf den Ton des Hofes und der Gesellschaft, sowie die Freundschaft Addison's, Pope's, Steele's, Young's u. A. erwarb, waren ihre 1716—17 geschrieb. Briefe (3 Bde., Lond. 1763, n. Ausg. 1767, 4r Bd., 1768, u. Paris 1804), Konstantinopel und die Türkei betreffend. Anziehend durch ihren Inhalt und Muster eines schönen Styls, wurden sie in fast alle lebende Sprachen übersetzt, obgleich die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts von Einigen in Zweifel gezogen worden ist, namentlich von dem Baron Tott. Von 1739 bis zu ihres Gemahls Tode (1761) lebte sie mit dessen Bewilligung in Italien. Sie starb in England 1762. Eine sehr vermehrte Sammlung ihrer Briefe und übrigen Werke gab ihr Enkel, der Marquis Bute, in 5 Thln. (London 1817) heraus. Auch in den neuern Briefen, von 1739—60, die zu dieser Sammlung hinzugekommen sind, zeigt sich überall das scharfe und bestimmte Urtheil einer Frau von höchst gebildetem Geiste. — **Montague** (Edward Worthley), geb. 1714 zu Warncliffe-Lodge bei Sheffield, Sohn der Vorigen. Einige haben ihn, wahrscheinlich mit Unrecht, für eine Frucht des oben erwähnten Besuchs des Serails ausgegeben. Nach ihnen war er 1718 in Konstantinopel geboren und die Veranlassung, daß sein Vater, der ihn nicht anerkennen wollte, sich von seiner Gattin scheiden ließ. Der junge Montague zeigte schon früh einen excentrischen Charakter, der an keine feste Ordnung des Lebens sich gewöhnen konnte. Dreimal entlief er von der Westminsterschule, trieb sich in manchen niedern Lebensverhältnissen in der Zwischenzeit herum, und diente als Schornsteinfeger, Fischausrufer und Schiffsjunge. Um ihn zu bessern, erhielt er einen Hofmeister und die Erlaubniß, zu reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er Parlamentsglied; allein sein unruhiger Geist verabscheute diese ruhige Lebensart; er verließ England und hielt sich unter verschiedenen Gestalten in Holland, Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien auf, durchreiste dann den Orient und bekannte sich in der Türkei öffentlich zum Islam, sorgfältig in der Folge alle Gebräuche der Mohammedaner beobachtend. Er starb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Dieser Sonderling hat in Palästina mehre kostbare Alterthümer aufgefunden und beschrieben, viele wichtige Medaillen an die londner Akademie (Royal society) geschickt, deren Verhandlungen von 1766 einen anziehenden Brief von ihm über Kairo, die Wüste Sinai, das rothe Meer ꝛc. enthalten. Außer mehren, besonders den Orient betreffenden Abhandlungen, hat man von ihm noch: "Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics" (London 1795); "Bemerkungen über die Erdbeben u. s. w.".

Montaigne oder Montagne (Michel de) wurde 1533 auf dem Schlosse Montagne in Perigord geboren. Die vortrefflichen Anlagen, die er von seiner frühesten Jugend an blicken ließ, wurden von seinem Vater sorgfältig ausgebildet. Schon in seinem sechsten Jahre sprach er fertig Lateinisch, worauf er spielend Griechisch lernte. Erst 13 Jahr alt hatte er bereits zu Bordeaux unter Buchanan und Muret seine Schulstudien beendigt, indem seine Fortschritte bei seinen großen Talenten und unter Leitung von Männern, die ihrer Gelehrsamkeit und ihres Geschmacks wegen zu den berühmtesten ihres Jahrhunderts gehörten, nicht anders als sehr schnell seyn konnten. Von seinem Vater zu einem Civilamte bestimmt, wurde er Rath im Parlament von Bordeaux; legte aber, da er mehr Beruf zum speculativen als praktischen Leben in sich fühlte, diese Stelle bald wieder nieder. Um den Menschen, dessen Studium ihn vorzüglich anzog, desto besser kennen zu lernen, entschloß er sich, ihn in verschiedenen Ländern Europas zu beobachten. Als Philosoph durchreiste er demnach Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien, und wurde überall mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Zu Rom, wo er sich 1581 befand, erhielt er den Titel eines römischen Bürgers. In eben diesem Jahre wurde er an die Stelle des Marschalls von Biron zum Maire von Bordeaux gewählt, und ungeachtet er einen so berühmten Vorgänger und an dem Marschall von Matignon einen ebenso berühmten Nachfolger hatte, so hat sich doch das Andenken an seine Verwaltung bis auf späte Jahre unter den Bürgern dieser Stadt erhalten. Nach Niederlegung seines Amtes wurde er 1582 von den Einwohnern von Bordeaux in Angelegenheiten der Stadt an den Hof gesandt, wo ihm mit ebenso viel Achtung begegnet wurde als in der Versammlung der Stände zu Blois, unter welchen er 1588 auftrat. Nachdem er so einige Jahre seinem Vaterlande in ehrenvollen Aemtern gedient hatte, zog er sich auf sein Schloß Montagne zurück, um seine noch übrigen Jahre in philosophischer Ruhe zu verleben. Sein Alter wurde durch Steinschmerzen und Kolik geplagt, welchen Uebeln er freies Spiel ließ, weil er kein Zutrauen zur Heilkunde hatte, und auch bei ihrem damaligen Zustande nicht wohl haben konnte. Die Aerzte, pflegte er zu sagen, kennen wohl den Galen, den Kranken aber nicht. Er starb 1592. Seinen Charakter schildert er uns in seinen „Essais“; er legte sich indessen nur unbedeutende Fehler bei. Er gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Personen seines Zeitalters. Seine gesunden Begriffe über den Umgang mit Menschen, über Erziehung, über Gesetzgebung und andere Gegenstände der Moralphilosophie würden dem aufgeklärtesten Jahrhundert Ehre machen, und sind in neueren Zeiten von Manchem genützt worden, der die Quelle, aus der er schöpfte, nicht angegeben hat. Die berühmten „Essais“, die der Kardinal du Perron das Breviar aller rechtschaffenen Menschen zu nennen pflegte, gehören zu den vorzüglichsten praktischen Werken der neueren Zeit und werden beständig dem schärfsten Denker ebenso ehrwürdig, als dem über Welt, Leben und Pflichten nachsinnenden, nur einigermaßen aufgeklärten Weltbürger jedes Standes, lehrreich bleiben. Sie sind lange das einzige Buch gewesen, das die Aufmerksamkeit der wenigen Ausländer, die vor der Mitte des 17. Jahrh. Französisch verstanden, auf sich zog. Montagne's Styl ist zwar weder correct, noch gedrängt, noch edel, aber er ist einfach, lebhaft und kraftvoll. Er drückt große Gegenstände auf eine ihm ganz eigenthümliche naive Art aus, und diese Naivetät gefällt. Nie hat sich ein Schriftsteller weniger Zwang

angethan als er. Wenn ihm ein Gedanke einfällt, so schreibt er ihn nieder. Kommt er dabei auf andere Gedanken, die mit den ersteren nur in einiger Verbindung stehen, so verfolgt er sie, bis er sie erschöpft hat, kommt wieder auf den Gegenstand zurück, von welchem er ausgegangen ist, oder verläßt ihn wohl ganz. Er tadelt sich selbst wegen dieser Art zu schreiben, man hält sie ihm aber in Betracht seines gesunden Urtheils, seines feinen Gefühles, seiner lebhaften Einbildungskraft und seiner liebenswürdigen Naivetät sehr gern zu gute. Die erste Ausgabe der „Essais" erschien zu Bordeaux 1580; die beste von P. Coste zu London 1724 in 3 Bdn.; nachher noch öfters. Eine nette Stereotype-Ausgabe erschien zu Paris 1802. Bode hat die „Essais" meisterhaft verdeutscht zu Berlin 1793 bis 96, 6 Bd. herausgegeben.

Montalembert (Marce René, Marquis de), General, geb. zu Angoulême den 15. Juli 1714, war ein Verwandter des Marschalls d'Essé de Montalembert, trat, 18 Jahre alt, in franz. Kriegsdienste, wohnte dem Feldzuge von 1736 bei, und zeichnete sich in den Belagerungen von Kehl aus. Nach hergestelltem Frieden widmete er sich den Wissenschaften, wurde Mitglied der Akademie und zeichnete sich während des 7jährigen Kriegs in den Belagerungen von Hanover und Braunschweig aus, wobei er sein perpenticulaires System in Anwendung zu bringen suchte. Durch frühere Verschwendung schon sehr in seinem Vermögen zurückgekommen, raubte ihm die französische Revolution das Uebrige. Er starb den 26. März 1800, nachdem er kurz vorher ein „Mémoire sur les affûts de la marine" im Institut vorgelesen hatte. Er hat auch „Réflexions sur le siège de Saint-Jean d'Acre" geschrieben. Außer den verschiedenen „Mémoires" oder „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'en 1791", einem großen Werke über die perpenticulaire Befestigung, und dem „Art défensiv" hat M. auch einige kleine Komödien, Erzählungen und Chansons hinterlassen.

Montanus, ein Häretiker des 2. christl. Jahrh., aus Artaban in Phrygien gebürtig, hatte noch nicht lange das Christenthum angenommen, als er unter Marc Aurel 172 mit einer neuen Lehre auftrat, die das Erzeugniß eines schwärmerischen Kopfes und eines schwarzblütigen Temperaments war. Er hielt sich für das Organ der Gottheit, für den von Jesu verheißenen Parakletos (Tröster), den er aber vom heil. Geiste als verschieden betrachtete — dessen Offenbarungen die Menschheit zur höchsten Stufe der Vollkommenheit führen würden. Er behauptete, daß alle wahre Christen Eingebungen des heil. Geistes empfingen und Erscheinungen hätten. Nicht eigenthümlich war ihm die Meinung von einem 1000jährigen sichtbaren Reiche Christi auf Erden, eigenthümlich aber der zum Schauplatz dieser Glückseligkeit bestimmte Ort, den er zu Pepuza in Phrygien zu finden hoffte. Auf der Stufe von Vollkommenheit, zu welcher seine Anhänger — Montanisten — von ihm geführt zu seyn wähnten, erlaubten sie nicht, der Verfolgung auszuweichen. Sie hielten drei 40tägige strenge Fasten, entzogen sich allen weltlichen Vergnügungen, verachteten die heidnische Gelehrsamkeit, enthielten sich — der neuen Offenbarung ihres Parakletos gemäß — von jeder zweiten Heirath, hielten den Kirchenbann für unwiderruflich und behaupteten, daß für Solche, die nach der Taufe in große Sünden gefallen, keine Buße möglich wäre. Als die katholische Kirche die Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben hatte, errichteten sie eine eigene Hierarchie, deren Haupt sie den Patriarchen nannten, der zu Pepuza residirte. Sie nannten sich selbst die Geistigen (spirituales), die Katholiken aber

die Sinnlichen oder die Natürlichen (psychicos); sonst hießen sie auch Pepuzianer. Kleinasien war der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung; aber auch nach andern Ländern, in Afrika, Italien, verbreiteten sie sich. Tertulian bekannte sich später zu ihnen. Diese Sekte erlosch schon im Anfang des 4. Jahrh.

Montblanc, wörtlich der weiße Berg (weil er immer mit Schnee bedeckt ist), einer der berühmtesten Berge und der höchste in Europa, dessen Gipfel bloß im Juli und August, wo der Schnee schmilzt, zugänglich ist. Er gehört zu den grajischen Alpen, einer Kette der penninischen, und liegt in Savoyen zwischen den Thälern Chamouny und Entreves. Seine Höhe beträgt 14.676 Fuß über der Meeresfläche und obwohl über 4600 Fuß niedriger als der Chimborasso, erscheint er doch ansehnlicher als dieser, weil er 11.532 F. über das nächste Thal von Chamouny sich erhebt, während der Chimborasso nur 9700 F. über das von Quito empor ragt. Mit unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren ward er nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen endlich 1786 am 8. August zuerst bestiegen. In den folgenden Jahren ist der Berg zwar noch mehre Male, z. B. von den Naturforschern Saussure und Deluc, erstiegen worden. Auf dem höchsten Gipfel litten Alle an Uebelkeit, Erschöpfung und quälendem Durst; der Puls ging außerordentlich schnell, die Eßlust fehlte gänzlich. Die Farbe des Himmels war dunkelblau, und wenn man sich in den Schatten stellte, so konnte man die Sterne bemerken. Das Thermometer zeigte selbst in der Sonn $1^3/_{10}$ und im Schatten $2^1/_2$ unter 0, während es zu Genf 22° Wärme zeigte. Das Barometer stand auf 16 Zoll 1 Linie, während ein anderes zu Genf 27 Zoll eine Linie zeigte. Wegen der Gefahr und den Unkosten werden Versuche zur Ersteigung des Berges selten gemacht; 1819 am 19. Juni erreichten van Rensselaer und Howard aus Newyork seinen Gipfel; dagegen verunglückte die Reise des russ. Dr. Hamel und Andern im August 1820. Unter 13 gelungenen Besteigungen des Montblanc sind 8 von Engländern unternommen worden. Die 12. am 26. Aug 1825 gelang den Engländern D. Edm. Clark und Capt. Sherwill. S. („A visit to the summit of Montblanc", vom Cap. Sherwill, London 1827.) Die 13. unternahmen am 24. Juli 1827 die Engländer Ch. Fellowes und M. Harwes. Die sonst so gefahrvolle Reise wird jetzt mit verhältnißmäßiger Gemächlichkeit binnen 50—60 Stunden zurückgelegt. Die Kosten einer Besteigung belaufen sich auf 40—50 Louisd'ors.

Montebello, s. Lannes.

Monte Casino, Berg in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, auf dem der heil. Benedikt 350 ein sehr berühmtes, aber jetzt aufgehobenes Kloster stiftete, daß überaus ansehnliche Güter nach und nach erlangte, deren Verzeichniß mit silbernen Buchstaben auf den metallenen Feldern der Kirchenthüren stand. Die Kirche enthielt eine Sammlung von Allem, was Malerei und bildende Künste nur Schönes und Prächtiges aufweisen können. Auch verbreiteten sich die Benediktiner dieser Stiftung in andern Staaten. Der Abt war der erste Baron des Königreichs Neapel, hatte in seinem Kirchsprengel bischöfliche Rechte und führte den Titel: Patriarch der heil. Religion, Abt des Klosters Casino, Kanzler und Großkapellan des römischen Reichs, Abt aller Aebte, Haupt der benediktinischen Hierarchie, Kanzler und Collateralis des Königreichs Sicilien, Graf und Statthalter in Campanien, Terra di Lavoro und der Provinz am Meer, Fürst des Friedens. Das Kloster hat die reizendste Aussicht, das Klima ist schön und gesund, und die Luftperspektive stellt Alles in so zauberischen Farben dar, daß man von

allen Seiten dahin reiste, um diese Naturschönheiten zu genießen. Auch hatten sich die Mönche des Klosters der Heilkunde gewidmet, und standen in dem Rufe, heilende Balsame vom Berge Zion zu besitzen, und die schmerzenstillende Kraft der Pflanze Diptam zu kennen. Daher war der Monte Casino, wie jetzt unsere Bäder, ein Vereinigungsort für Kranke und Gesunde, welche hier die schöne Jahreszeit in ländischen Vergnügungen verlebten. Vgl. auch Casino.

Montecuculi (Raimond, Fürst von), ein sehr berühmter kaiserlicher General, geboren im Gebiet von Modena 1608, diente 5 Jahre als gemeiner Soldat unter seinem Oheim Ernst Montecuculi, Befehlshaber der kaiserlichen Artillerie, ward hierauf 2 Jahre lang Corporal und arbeitete sich so durch alle Militairgarde durch. Die erste Waffenthat, wo sich sein Muth im glänzendem Lichte zeigte, war ein Ueberfall der Schweden, bei Namstau in Schlesien, wo er mit 2000 Reitern einer Armee von 10.000 Kanonen und Gepäck abnahm. Banner eilte jedoch, von der Niederlage unterrichtet, schnell herbei und nahm ihn gefangen. Die hierauf folgende zweijährige Gefangenschaft in Stettin benutzte er, seine militairischen Kenntnisse zu bereichern, und kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, so suchte er das Erlernte in Anwendung zu bringen. Der Sieg bei Triebel gegen Wrangel zeigte ihn als großen Meister in der Kriegskunst, sowie er auch 1648 die Armee des gebliebenen Feldmarschalls Holzapfel durch einen geschickten Rückzug glücklich allen Gefahren entzog. Nach dem westfälischen Frieden brachte Montecuculi einige Zeit in Schweden und darauf in Modena zu, bis ihn der Kaiser 1657 auf immer in seine Dienste nahm und ihn als Generalmajor dem König Johann Casimir von Polen wider den Fürsten Ragotzky und die Schweden zu Hülfe schickte. Er schlug den erstern in Siebenbürgen und entriß den Schweden Krakau. Als sich hierauf der König Karl Gustav von Schweden gegen Dänemark wandte, eilte er ihm nach und rettete nicht nur Kopenhagen, sondern trieb auch die Schweden aus Dänemark zurück. Der Friede endigte nur seine Thätigkeit im Norden, um ihm bald auf einem neuen Waffenplatze Gelegenheit zu geben, neue Lorbeeren zu brechen; denn die in Siebenbürgen eingefallenen Osmanen nöthigten den Fürsten Ragotzky, Hülfe beim Kaiser zu suchen. Die Schlacht bei St. Gotthard (s. d.) führte einen glücklichen Frieden herbei, worauf ihn der Kaiser Leopold I. zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannte. Den größten Ruhm erlangte er indeß im Kriege gegen die Franzosen von 1672—75, wo er dem berühmten Turenne gegenüberstand. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, sagt Voltaire, hatten den Krieg zu einer Kunst gemacht. Vier Monate wandten sie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über Das, was sein Gegner thun werde, nach Dem, was er an seiner Stelle thun würde; und sie täuschten sich nie. Sie setzten Einer dem Andern Geduld, List und Thätigkeit entgegen, und waren eben im Begriff, eine Schlacht zu wagen, als eine Kanonenkugel den Feldherrn tödtete. In dem Briefe an den Kaiser, worin Montecuculi von dem Tode seines großen Nebenbuhlers spricht, setzt er hinzu, daß er nicht umhin könne, den Verlust eines Mannes zu beklagen, welcher der Menschheit so sehr zu Ehre gereichte. Nach Turenne's Tode erhielt der Prinz Condé den Befehl über die Franzosen und hemmte die Fortschritte Montecuculi's, ohne ihn besiegen zu können. Den übrigen Theil seines Lebens brachte Montecuculi am kaiserlichen Hofe zu, stiftete die Akademie für die Naturfor-

schung zu Wien und starb zu Linz 1680 an einer Verwundung, die er durch einen herabgestürzten Balken erhalten hatte. M. war einer der größten Generale aller Zeiten. Seine Feldzüge erregen noch jetzt die Bewunderung der Kenner und gewähren die größte Belehrung. Er war ein Vertheidiger der Pike, die er die Köchin der Waffen nannte. Er verstand nicht allein die Kriege zu führen, er wußte sie auch trefflich zu beschreiben. Er schrieb einen Theil seiner Feldzüge lateinisch: „Commentarii belli", Wien 1718, Fol. Seine Memoiren gab ital. Heinrich von Huysen, Köln 1704, französisch Jakob Adam heraus. Sie zerfallen in 3 Theile: über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg, über den Feldzug von 1664. Turpin de Crissé schrieb einen sehr guten Commentar zu ihnen, 3 Bde., Paris 1769. M.'s Werke, die sich durch gedrängte Kürze und Gedankenreichthum auszeichnen, gab Foscolo, Mailand 1807—1808, heraus. Mehreres von M. soll noch ungedruckt seyn.

Montemayor (George de), berühmter Dichter, geb. 1520 zu Montemayor, einer kleinen Stadt Portugals in der Nähe von Coimbra, wählte in seiner Jugend die Waffen, wandte sich aber darauf zur Musik und Dichtkunst. Als er später nach Castilien ging und sich in dürftigen Umständen befand, ließ er sich als Musiker in die königliche Capelle aufnehmen, die Philipp II. auf seiner Reise durch Deutschland, Italien und die Niederlande begleitete. Nach Spanien zurückgekehrt, dichtete er zu Lyon seine „Diane" in castilischer Mundart. Er starb 1562. Man hat von ihm: Episteln, Sonette, scherzhafte Gedichte, Idyllen (Cancionero) und den Schäferroman: „La Diana", fortgesetzt von Alonso Perez, aber ziemlich schlecht, besser von Gil. Polo, deutsch von Ph. Harsdörfer, der in wechselnden Versen und Prosa lauter Selbstempfindungen des Dichters ausdrückt und romantische Treue in den lieblichsten und mannigfaltigsten Formen zeichnet; er ward im prosaischen Theil Muster der romant. Prosa für alle Verfasser spanischer Schäferromane, durch einen einfältig feierlichen Styl, voll Präcision, Würde und Wohllaut.

Montenegriner, die Bewohner des Gebirges Monte negro (der schwarze Berg, in der Landessprache Tschernagora), in der türkischen Provinz Albanien im Sandschak Iskanderi, von der Seeküste bei Antivari an gegen Bosnien hin. Dieser slawische Stamm, den uns Vialla de Sommières („Voy. hist et polit de Montenegro", 2 Bde., 1820) geschildert hat, ist ein freies Räubervolk, das 15.000 waffenfähige Männer hat, nicht unter der Oberherrschaft der Türken steht, aber wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes, das auf 150 QM. in 116 Dörfern 60.000 Einw. hat, nie von ihnen hat bezwungen werden können. Seit 1795 haben die Montenegriner die osmanische Herrschaft völlig abgeworfen und bilden unter russischer Gewähr einen unabhängigen Staat. Das Gebiet erstreckt sich von Cattaro bis an die See von Scutari. Der Vorstand der Montenegriner ist ein geistlicher Wladicka; doch hat die Civilverwaltung einen von jenem abhängigen Statthalter aus einem thatenreichen Geschlechte. Beide genießen eine Pension aus dem Auslande, die zu Anschaffung von Armaturen für die Aermern verwandt zu werden pflegt. Dieses Volk hat wider seine Gewohnheit am Türkenkriege der Griechen keinen Theil genommen. Sie sprechen illyrisch-slawonisch, sind der griech. Religion zugethan und haben ihren eignen Patriarchen. Der Hauptort ihres Landes ist Atigne. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab und einen Aufstand anstiftete, der nur nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montereau, s. Chatillon.
Monte Rosa, s. Rosa.
Monte Santo, s. Athos.
Montespan, s. Rochechouart.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de), einer der denkendsten Köpfe Frankreichs, stammte aus einer alten in Guienne einheimischen Familie und wurde 1689 auf dem Schlosse Brede bei Bordeaux geboren. Schon in seinem 20. Jahre soll der Jüngling den Plan zu seinem "Esprit des loix" entworfen haben. 1714 wurde er Rath im Parlament von Bordeaux und 1716 Président à Mortier desselben. In den Augenblicken von Muße, die ihm seine Amtsgeschäfte erlaubten, schrieb er (1721) auf seinem Landgute die berühmten "Lettres persanes", ein seelenvolles Gemälde von den Schwächen und Lächerlichkeiten der Franzosen, angeblich von einigen reisenden Persern entworfen. Die Schönheit des Styls, die Lebhaftigkeit der Darstellung, der durchaus herrschende feine Beobachtungsgeist und die Leichtigkeit, mit der die tiefsten Gegenstände abgehandelt sind, verschafften den "Lettres persanes" die günstigste Aufnahme und würden ihrem Verfasser sogleich die Pforten der franz. Akademie geöffnet haben, wenn sich nicht der Cardinal Fleury seiner Aufnahme widersetzt hätte. Dieser Prälat war nämlich von einigen Eiferern auf verschiedene Stellen der Briefe aufmerksam gemacht worden, in welchen ihr Verfasser nicht allzugünstig über die Dogmen und Diener der katholischen Kirche urtheilt. Man sagt, Montesquieu habe, um den Cardinal zu beruhigen, eine Ausgabe der Briefe veranstaltet, aus der er die anstößigen Stellen weggelassen. Hierdurch, vorzüglich aber durch die Verwendung seines Freundes, des Marschalls d'Estrees, damaligen Directors der Akademie, gelang es ihm, 1728 Mitglied einer Gesellschaft zu werden, von der er in seinen Briefen nicht auf das glimpflichste urtheilt. Da er durch seinen "Esprit des loix" auch dem Auslande nützlich werden sollte, so mußte er sich gründliche Einsichten in die Gesetze und Verfassungen der cultivirten europäischen Staaten zu erwerben suchen; und da dieß nicht besser und kürzer geschehen konnte, als durch persönlichen Umgang mit den größten Männern seiner Zeit, so legte er seine Aemter nieder und begab sich auf Reisen. Er sah Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, die vereinigten Niederlande und England. Ueberall wurde der Verfasser der "Lettres persanes" mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen, besonders in England, wo er sich zwei Jahre aufhielt. Nach seiner Rückkehr legte er auf seinem Schlosse Brede die letzte Hand an sein Werk "Sur la cause de la grandeur et de la décadance des Romains", welches 1743 erschien und eine römische Geschichte zum Gebrauch des Staatsmanns und Philosophen genannt werden kann. Der männliche Geist, der dieses Werk beseelt, zeigt sich in noch größerer Stärke in dem 1748 erschienenen "Esprit des loix", der Frucht eines mehr als 30jährigen Studiums. Es werden darin drei Regierungsformen, die monarchische, aristokratische und demokratische unterschieden und die einer jeden angemessenen Gesetze und Verfassungen und einer jeden eigenthümlichen Vorzüge und Nachtheile untersucht. Ueberall sind die interessantesten Züge aus der alten und neuern Geschichte eingewebt, wodurch die Lecture dieses Meisterwerks ebenso anziehend als belehrend wird. Montesquieu war ebenso liebenswürdig in seinem Umgange als groß in seinen Schriften. Von stets gleicher Heiterkeit und zuvorkommend gefälligem Wesen zog er aller Herzen an sich. Die edle Handlung, die er zu Marseille ausübte,

indem er einem jungen Schiffer seine Börse gab und insgeheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der Seeräubern in die Hände gefallen war, loszukaufen, ist bekannt; sie hat zu dem Schauspiele: "Le bienfait anonyme", Anlaß gegeben. Die größten Männer Frankreichs drängten sich zu seiner lehrreichen Unterhaltung; er floh aber, so oft er konnte, auf sein Landgut, und hier sah man den großen Mann das gaskonische Patois mit seinen Bauern sprechen und ihre unbedeutenden Streitigkeiten schlichten. Er starb im Februar 1755, allgemein auch vom Auslande bedauert. Nach seinem Tode gab man zu London eine Sammlung seiner Werke 1759 in 3 Bdn., 4., heraus; 1788 erschien eine gute Ausg. in 5 Bdn. und 1799 ein Bd. "Oeuvres posthumes". Die vollständigsten Ausg. sind die basler von 1799 in 8 Bdn. und die pariser von 1796 in 5 Bdn. Es finden sich darin noch andre Schriften von M., z. B. der "Temple de Guide", eine Art Gedicht in Prosa. Von s. "Lettres familières", welche 1767 erschienen, gewähren mehr eine interessante Lecture. Seinem Enkel, dem bei London am 27. Juli 1824 ohne Kinder verst. Baron M., hatte Napoleon, aus Achtung für den Verf. des "Esprit des lois", die während der Revolution eingezogenen Güter seines Großvaters zurückgegeben.

Monte Video, an der Mündung des la Plata (34° 54′ 36″ S Br.), der wichtigste Hafen am östlichen Ufer dieses Flusses, hat 6000 Einw., welche Häute, gesalzenes Fleisch u. a. Landesproducte ausführen. Auch heißt so die Provinz Banda-Oriental, deren Hauptst. Monte Video ist. Diese Provinz, welche bisher nebst der Hauptst. zu Buenos-Ayres gehört hatte, fiel 1810 von Spanien ab, und die spanischen Truppen wurden in Monte Video belagert, bis sie 1814 den Platz räumten. Nun spielte Artigas s. Rolle; daher bemächtigten sich 1815 die Portugiesen dieses Platzes und 1821 unterwarf sich Monte Video nebst der Provinz durch eine sogenannte Incorporationsacte dem Königreich Portugal und Brasilien. Als Brasilien sich von Portugal getrennt hatte, belagerten die Brasilianer Monte Video und zwangen die portugies. Besatzung zur Uebergabe 1823. Die Einw. erklärten sich zwar der Vereinigung mit Brasilien abgeneigt, wurden aber genöthigt, die Incorporationsacte anzunehmen. Daher machte die Plata-Republik, für welche sich die Banda oriental oder die cisplatanische Provinz erklärte, ihre Ansprüche auf Monte Video mit den Waffen geltend. Endlich vermittelte England den 27. Aug. 1828 einen fünfjährigen Vergleich, welcher der Stadt und der Provinz die Unabhängigkeit zusicherte. Am 13. Dec. 1828 sprach der provisor. Gouverneur Suarez die Unabhängigkeit des Staates Monte Video aus, und am 21. Jan. 1829 übernahm General Rondeau aus Buenos-Ayres als Präsident die Verwaltung der Republik, welche ein Gebiet von 10.500 QM. und 175.000 Einw. hat.

Montezuma, Kaiser von Mexico zur Zeit, als Cortez (s. d.) in Mexico einfiel (1518), nahm denselben liebreich in seiner Hauptstadt auf, wurde aber ein Opfer spanischer Treulosigkeit. Gefangen genommen, wurde er bei einem Aufruhre, wo ihn die Spanier zwangen, sich seinem Volke zu zeigen, von seinen Unterthanen mit einem Steine verwundet, und starb kurz darauf 1520. Er hinterließ 2 Söhne und 3 Töchter, die die christliche Religion annahmen. Der älteste erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von Montezuma. Seit 1821 lebte der letzte Abkömmling des Kaisers M. zu Paris und schiffte sich im Oct. 1826 nach Mexico ein, um seine Angelegenheiten daselbst zu ordnen.

Montfaucon (Bernard de), ein sehr gelehrter Benedictiner der

Congregation von St.-Maur, geb. 1655 auf dem Schlosse Soulage bei Aleth in Languedoc, ergriff anfangs die Waffen, trat aber nach dem Tode seiner Eltern in den Benedictinerorden (1675) und bildete in demselben seine glücklichen Anlagen auf eine solche Weise aus, daß sein Name eine Zierde seiner Genossenschaft wurde. 1698 unternahm er eine Reise nach Italien, um die Bibliotheken zu durchsuchen, und hielt sich, vom Papst Innocenz XII. mit Ehrenbezeugungen überhäuft, am längsten in Rom auf. Nach seiner Rückkehr schrieb er sein „Diarium italicum", 1702. 4., worin er mehre Merkwürdigkeiten Italiens beschreibt und Kenntniß von vielen griech. und latein. Handschriften gibt. Er starb in der Abtei Saint-Germain-des-Prés 1741. Montfaucon hat zu viel geschrieben, um seinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Wenige Gelehrte sind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu stellen. Die Zahl seiner Werke in Folio steigt allein auf 44. Als gelehrter Sammler hat er die entschiedensten und bleibendsten Verdienste. Wir nennen von seinen Schriften nur: „Analecta graeca"; „Palaeographia graeca", ein treffliches Werk; „L'antiquité expliquée et représentée en figures" (Paris 1719 fg., latein. und franz.). Dieses Werk, das mit den Suppl. aus 15 Bdn. Fol. besteht und gegen 1200 Kupf. enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es gesammelt wurde, an sich; nichtsdestoweniger enthält es unentbehrliche Materialien für das Studium des Alterthums; deutsch im Ausz. von Schatz und Semmler, Nürnb. 1797, umgearb. von Roth, Nürnb. 1807. Ferner: „Les monuments de la monarchie françoise", eine Ausg. des Joh. Chrysostomus, des heil. Athanasius u. a. Kirchenväter.

Montgolfier (Joseph Michel), berühmter Mechanikus, geb. 1740 zu Vidalon-lez-Annonay, wo sein Vater eine Papierfabrik besaß, fühlte sich in seiner Jugend schon zu den Naturwissenschaften hingezogen, machte mehre Erfindungen, die aber statt sein Vermögen zu vermehren, dasselbe bedeutend verminderten, bis ihm endlich die Erfindung des Luftballons, an der auch sein Bruder Jacques Etienne Antheil hatte, in ganz Europa einen ehrenvollen Namen erwarb. Der am 5. Juni 1783 im Beisein der Stände von Vivarais angestellte Versuch überstieg alle Erwartungen. Noch in demselben Jahre wurden beide Brüder in die Akademie aufgenommen, der älteste, Jacques Etienne (geb. den 7. Jan. 1745), wurde in den Adelstand erhoben und erhielt den Michaelsorden, und Joseph, außer einer Pension, noch 400.000 Livres zur Fertigung eines Luftballs, um die Direktion desselben ausfindig zu machen. Ebenso erfand er auch noch den Bélier hydraulique oder die Wasserschraube, welche das Wasser bis auf 60 Fuß hebt, und machte auch mehre Mittel zur Vervollkommnung des Papiers bekannt. Er zeichnete sich durch seine, keine Gefahr achtende Menschenliebe während den Gefahren der Revolution, durch seine Kaltblütigkeit und Leibesstärke und durch seine geistigen Vorzüge aus. Da der Ausbruch der französischen Revolution sein Gewerbe störte, wandte er sich nach Paris, erhielt daselbst eine Anstellung beim Bureau der Künste und Manufakturen, ward 1807 Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, und starb zu Balaruc 1810. Man hat drei Schriften von ihm über die aërostatische Maschine und die Luftreisen. Sein älterer Bruder Jacques Etienne st. 1799. (vgl. Aërostat.)

Montgommery, ein franz. Ritter, berühmt durch seine Tapferkeit und seine Schicksale, hatte den 26. Juli 1559 das Unglück, bei den Vermählungsfeierlichkeiten der Königin Elisabeth von

Frankreich im Turnier dem König Heinrich II. v. Frankreich das Auge auszustechen, wonach dieser nach 11 Tagen starb. Gabriel von Montgommery hielt sich einige Zeit nach diesem Unglück auf seinen Landgütern in der Normandie auf, begab sich dann nach Italien und kehrte erst beim Ausbruch der bürgerlichen Unruhen in sein Vaterland zurück. Als eifriger Anhänger der Reformirten vertheidigte er 1562 Rouen gegen die königliche Armee und warf sich, nachdem die Stadt erstürmt worden, in ein Schiff, mit dem er glücklich nach Havel entwischte. 1561 wurde er der Königin von Navarra, Johanna von Albret, nach Bearn zu Hülfe geschickt. Glücklich besiegte er den Marschall Terrides, eroberte Orthez und nahm ihn in dem Schlosse gefangen. Den Gefahren der Bartholomäusnacht (1572) entging er durch ein Ohngefähr; begab sich nach Jersey und von da mit seiner Familie nach England. Im folgenden Jahre führte er dem belagerten La Rochelle eine bedeutende Flotte zu, die er in England geworben hatte, ohne jedoch damit die Stadt zu erreichen, da falsche Nachrichten ihn täuschten. Beim Anfange des Feldzugs 1573 begab er sich in die Normandie, wo ihn der Marschall Matignon in der Nähe von Domfront gefangen nahm und an die Königin Katharina von Medicis auslieferte, nach Paris, wo ihm der Proceß gemacht und er am 26. Juni 1574 enthauptet wurde. Er bewies bei seiner Hinrichtung den größten Heldenmuth. Seine hinterlassenen neun Söhne zeigten sich als tapfre Krieger.

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, geb. zu Fusignano im Ferraresischen um 1753, begab sich nach beendigten Studien nach Rom, wo er Secretair des päpstlichen Nepoten Luigi Braschi, dann auch Mitglied der Arcadia wurde; hierauf zu Mailand Secretair des Directoriums der cisalpinischen Republik geworden, flüchtete er 1799, bei Suwarow's Ankunft, nach Frankreich, kehrte aber nach der Schlacht von Marengo wieder zurück, wurde Professor der schönen Wissenschaften am Collegium Brera, dann Professor der Beredtsamkeit in Pavia, kurz darauf von Napoleon zum Historiographen von Italien ernannt. Monti gilt für einen der bessern Dichter des jetzigen Italiens; doch huldigte er den Parteien der Gunst des Glücks zu sehr, wie denn seine Muse bald der, bald jener politischen Ansicht sang. Sein schwächstes Produkt ist wohl ohne Zweifel sein „Bardo della selva nera", das Napoleon als Lobpredigt auf sich bestellte. Seine Werke sind gesammelt in Mailand erschienen. Er st. 1828. (Vgl. Italienische Poesie.)

Montjoie, Kreis, im Reg.-Bez. Aachen der preuß. Rheinprovinz, besteht aus einem Theile des Herzogthums Jülich und enthält auf 6 geogr. QM. 1 Stadt, 35 Dörfer ꝛc. Die Roer ist der Hauptfluß des Kreises, sie berührt den südlichen Theil desselben, und macht dann im Osten die Grenze mit dem Kreise Schleiden. Außerdem sind hier mehre Bäche. Dieser Kreis ist sehr gebirgig, das Klima rauh und der Boden wenig zum Ackerbau geeignet. Ein Theil wird von einer Kette der Eifel durchzogen, der größte Theil des Kreises wird von dem hohen Veen bedeckt, dem moorigen und sumpfigen Bergrücken, der an den höchsten Stellen 2150 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, und der, von aller Vegetation entblößt, nur hin und wieder Torf enthält. Der Kreis hat an Ackerland 31.278 Morgen kalten nassen Bodens, an Gärten 1205, an Wild- und Schiffelland 2630, an Wiesen und Weiden 10.123 an Waldungen 12.659, an öden Ländereien 31.233, an Wegen, Flüssen u. s. w. 2642 Morgen. Man baut Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Erbsen, Rübsamen, Leinsamen und Fut-

terkräuter. Die Anzahl der Einwohner war 1833 17.988 (darunter 8742 männliche, 9246 weibliche, 16.858 Katholische, 1130 Evangelische). 1833 waren im Kreise 1 höhere Stadtschule, 19 katholische, 3 evangelische Elementarschulen. Die Stadt Montjoie (Montis Jovium), am Einfluß des Laufbaches in die Roer, in einer rauhen Gegend von Bergen, Felsen und Morästen eingeschlossen, ist der Sitz einer landräthlichen Behörde, hat eine höhere Stadtschule, 2840 Einwohner, ein altes Schloß, das auf einem hohen Berge liegt, und ein Ursuliner-Nonnenkloster. Die Stadt ist merkwürdig durch die wichtigen Tuch- und Casimir-Manufakturen, die Tuch und Casimir bis zur feinsten Qualität liefern. Die melirte Waare läßt in Hinsicht der Vollkommenheit der Mischung die englischen und belgischen Waaren hinter sich zurück. In der Stadt und im Kreise sind 300 bis 350 Stühle für diese Manufakturen. Die Stadt hat ferner eine Decken-Manufaktur, Färbereien, Gerbereien und 2 Jahrmärkte, und in der Nähe Dachschieferbrüche.

Montmartre, ein Dorf und Anhöhe nahe bei Paris. Der Name wird abgeleitet entweder von einem Tempel des Mars, welcher ehemals hier gestanden oder von dem Märtyrer Dionysius, dem Schutzpatron von Frankreich, welcher hier enthauptet worden (mons martyrii). Er liegt unmittelbar an der Stadt und ist mit Gärten und Windmühlen besetzt; von seinem Gipfel hat man die schönste Uebersicht von Paris; er besteht aus Gyps, in welchem man eine Menge sehr interessanter Versteinerungen findet. Ehemals stand auf seinem Gipfel eine Nonnenabtei. Dieser Hügel wie die östlicher gelegenen von Menil montant, Belleville ꝛc. waren 1814 befestigt und mußten in der Schlacht von Paris (30. März) erstürmt werden.

Montmirail, Treffen 1814, s. Chatillon.

Montmorency, ein schönes Thal, 4 Stunden von Paris. Hier schrieb der geniale Sonderling Jean Jacques Rousseau seinen „Emile“ und seine „Nouvelle Héloise“. Jetzt ist das Thal der Sammelplatz der pariser Welt. Auch befinden sich daselbst die künstlichen Mineralbäder, welche den Namen d'Enghien führen. Das Schild des dortigen Gasthauses zum weißen Roß hat der berühmte Gerard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt.

Montmorency (Anne de), einer der größten Kriegshelden seiner Zeit, geb. zu Chantilly 1493, zweiter Sohn von Wilhelm von M., empfing von seiner Pathe, der Königin Anna von Frankreich, seinen Taufnamen, wurde mit Franz I. erzogen und erhielt dessen vollständiges Vertrauen. M. begann seine kriegerische Laufbahn in Italien, wo er bei der Schlacht von Ravenna war, befand sich 1515 in der Schlacht von Marignano, vertheidigte 1521 mit und unter Bayard die Stadt Mezières und bestand hier, da der Graf von Egmont den Bravsten der dortigen Garnison zum Zweikampf forderte, siegreich den Ehrenkampf mit dem genannten Grafen. 1522 zum Marschall von Frankreich ernannt, ging er als Gesandter nach England, ward dann als Generaloberst der Schweizer im Sturm auf Bicoque, den er, um einen Aufruhr unter diesen Söldnern zu stillen, unternahm, gefährlich verwundet und vertrieb, zu Lyon geheilt, den Connetable von Bourbon, der in die Provence eingefallen war und Marseille belagerte, aus jener Provinz, widersprach 1523 vergebens der neuen Expedition nach dem Mailändischen und ward 1525 bei Pavia mit seinem Könige gefangen. Er kaufte sich los und that nun alles Mögliche, um die Fesseln seines Monarchen zu lösen. Zum Danke erhielt er das Gouvernement von Languedoc und ward Grand maitre de France. Als

Karl V 1536 wieder in die Provence eingefallen war, ging er ihm entgegen, wich aber jeder Schlacht aus, bis Karl V., durch Hunger, Elend und Krankheiten geschwächt, sich zum Rückzuge verstehen mußte. Er eilte hierauf nach der Picardie und dann nach Savoyen, wo er den Feind bei Sura schlug. Schon traf er Vorbereitungen, in das Mailändische einzufallen, als der Frieden erfolgte. 1538 ward M. Connetable. Durch sein rauhes, herrisches und stolzes Betragen beleidigte er Viele, und seinen Feinden, vorzüglich der Maitresse des Königs, Marquise d'Estampes, gelang es, ihn einer zu großen Anhänglichkeit an Heinrich II., den Thronfolger, zu zeihen und so 1541 in Ungnade zu bringen; nicht aber war der Rath, die Unterwerfung Gents an Frankreich auszuschlagen, wie man gewöhnlich meint, hieran Schuld. M. blieb nun bis 1547, wo Franz I. st., zu Chantilly und Rouen, kehrte, obschon Franz noch auf dem Todtenbette seinem Sohne gerathen hatte, ihn in der Verbannung zu lassen, an den Hof zurück und bekam seine Stellen sämmtlich wieder. Unruhen, in Bordeaux und Guyenne 1548 ausgebrochen, stillte er mit Grausamkeit und zwang unter andern die Notablen dieser Provinz, den getödteten ehemaligen Gouverneur mit den Nägeln wieder auszuscharren und ihn ehrenvoll zu begraben. Er eroberte 1550 Boulonnais und 1552 Metz, Toul und Verdun. 1557 wurde er, bei einem schlecht angeordneten Versuche, St.-Quentin zu entsetzen, gefangen; mit diesem Unfall verließ ihn sein Glücksstern. Er schloß, für 165.000 Thlr. losgekauft, 1559 den unglücklichen Frieden von Chateau Cambresis, mehr aus Haß gegen die Guisen, seine Nebenbuhler, als aus wahrem Interesse. Nach dem Tode Heinrichs II. verlor er unter Franz II. allen Einfluß, gewann ihn nur theilweise unter Karl IX wieder, indem sich die verschiedenen Parteien seiner nur bedienten, um ein Gewicht in ihre Wagschale zu legen. Nachdem er mit Guise und dem Marschall St.-André das berüchtigte Triumvirat gebildet hatte, trat er auf die Partei Cond 's und des Königs von Navarra gegen die Guisen, verband sich aber mit diesen, um gegen den Calvinismus anzustreiten. 1562 gewann er über den Prinzen Condé den Sieg von Dreux; doch geriethen beide Feldherren gegenseitig in Gefangenschaft. 1563 befreit, verjagte er die Engländer von Havre, besiegte den Prinzen Condé bei St.-Denys und starb an den in dieser Schlacht erhaltenen Wunden 1567 zu Paris. Stolz, hochfahrend, ruhmsüchtig, geldgeizig und auf das Steigen seiner Familie bedacht, beobachtete er doch die äußern Religionsgebräuche streng und betete jeden Morgen, vor seinen Truppen herreitend, sein Paternoster und Credo. Wenn ihm dann der Prevot einen Excess meldete, gab er den Befehl zur Todesstrafe des Verbrechers und betete dann in Ruhe weiter. Daher sagten die Soldaten: „Gott bewahre uns vor den Paternosters des Connetable". Er gefiel sich in der Rolle und dem Namen eines Cato.

Montmorency (Henri II., Herzog v.), Sohn Henris I. von Montmorency, geb. 1595, erhielt in seinem 18. Jahre die Admiralswürde von Frankreich. Nachdem er die Reformirten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedene wichtige Plätze abgenommen hatte, besiegte er sie auch zur See bei der Insel Ré, deren sie sich bemächtigt hatte, und entriß ihnen dieselbe wieder. 1628 trug er auch über den Herzog von Rohan, einen Anführer der Hugenotten, einen großen Sieg davon, befehligte dann in Piemont 1640, schlug den Prinzen Doria bei Veillana und nahm ihn gefangen, wofür er mit dem Marschallsstab von dem König belohnt wurde. Aus Haß gegen Richelieu,

von dem er sicher wußte, daß er seinen Sturz herbeizuführen suchte, verband er sich mit dem Herzog von Orleans, Bruder des Königs, und brachte ganz Niederlanguedoc zur Empörung, wurde aber bei Castelnaudary von den Marschällen de la Force und Schomberg den 1. Sept. 1632 gefangen und nach Toulouse gebracht, dessen Parlament ihm den Prozeß machen mußte. Da man ihn in den Waffen gefangen genommen hatte, so fand freilich eine Entschuldigung gar nicht statt; allein viele und seine Richter selbst verließen sich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines so erhabenen und um das Reich so verdienten Fürstenhauses sein Leben auf dem Blutgerüst endigte. Aber Richelieus Unversöhnlichkeit verachtete solche Rücksichten. Vergebens erzählte man ihm, die Richter selber hätten dem Herzoge sein Todesurtheil weinend verkündigt, in ganz Toulouse herrsche eine tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und schreie auf den Gassen um Barmherzigkeit für den Unglücklichen. Vergebens sank das ganze Cabinet vor dem König auf die Kniee, der düster das Flehen erwiederte: „Nein, bei mir ist keine Gnade; er muß sterben!“ Die Hinrichtung geschah am 30. Oct. 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse. Der fromme Herzog bereitete sich durch Gebete und geistliche Werke echt christlich zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten und verzieh selbst dem Cardinal Richelieu. „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ rief er und sein Haupt fiel. So starb der größte, liebenswürdigste, tapferste und freigebigste Mann von ganz Frankreich. Seine trostlose Witwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieus Tode konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuern Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen.

Montmorency (Mathieu, Herz. v. Laval), Pair von Frankreich, geb. zu Paris den 10. Juli 1766, diente im amerikan. Freiheitskriege, war Mitglied der Reichsstände 1789, vereinigte sich mit dem dritten Stande, stimmte mit der Mehrheit und verließ sein Vaterland, als die Constitution von 1791 vernichtet wurde. Er fand ein Asyl zu Coppet bei Frau v. Staël, die stets seine Freundin blieb. Nach dem 9. Thermidor kehrte er nach Paris zurück und lebte sehr zurückgezogen; dennoch blieb er den Machthabern verdächtig, auch dem Kaiser Napoleon, wegen seiner Verbindung mit der Frau von Staël. Im April 1814 wurde er Adjutant des Grafen von Artois, begleitete die Herzogin von Angoulême 1815 nach Bordeaux und London, hierauf nach Gent, kehrte mit Ludwig XVIII. nach Paris zurück und wurde Pair den 17. Aug. 1815. Jetzt stimmte er mit der Mehrheit, schloß sich an die rechte Seite an und wurde, nach der Entlassung der Minister Pasquier und Simeon, Minister der auswärtigen Angel. und Präsident des Ministerialrathes. Als solcher ging er 1822 zu dem Congresse in Verona, beförderte den Krieg mit den spanischen Cortes 1823, zerfiel darüber mit Villèle und verlor sein Ministerium. Sein Freund, der Vicomte de Chateaubriand, erhielt jetzt die Leitung der auswärt. Angelegenheiten. Der Herzog besaß fortwährend das Vertrauen des Königs, besonders Karls X.; er war ein Freund der Jesuiten und war zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt, als er den 25. März 1826 starb. Ohne Schriftsteller zu seyn, war er Mitglied der franz. Akademie geworden.

Montpellier, Hauptstadt des Heraultdepartements (sonst von Nieder-Languedoc), liegt wenige Stunden von der flachen und sumpfigen Küste des Mittelmeers, mit dem sie ein Canal verbindet, in einer der reizendsten Gegenden Frankreichs, zwischen den Flüssen Massou und

Lez, am Abhange und auf der Anhöhe eines Hügels, der eine Mine von gediehenem Queckſilber enthält. Sie hat eine Citadelle, 21 Kirchen, 5000 Häuſer und 35.000 Einw., worunter 5000 Reformirte, die eine eigene Kirche beſitzen. Die vielen Kirchen geben ihr von Außen ein impoſantes Anſehn, aber das Innere entſpricht der Erwartung nicht; zwar ſind die weitläuftigen Vorſtädte regelmäßig gebaut, haben breite Straßen und eine Menge ſchöner Häuſer, aber die Stadt ſelbſt iſt ein Labyrinth von engen, ſteilen und winkligen Gaſſen; doch werden durch unterirdiſche Canäle alle Unreinlichkeiten aufgenommen, daher die Straßen reinlich ſind und die Luft geſund iſt. Die Häuſer ſind zum Theil altmodiſch und zum Theil in einem guten Style erbaut. Eine vorzügliche Zierde von Montpellier iſt der Luſtplatz Peyrou, der ſich ebenſo ſehr durch Geſchmack als Pracht als eine der brillanteſten, genußreichſten Promenaden Europas auszeichnet, und wohin das ſchönſte unter den 7 Stadtthoren führt, welches einen Ludwig XIV. zu Ehren errichteten Triumphbogen vorſtellt. Dieſer Platz, von prächtigen Baluſtraden eingefaßt, beſteht in einer ſchönen Terraſſe am Gipfel eines ſanften Hügels mit Alleen, einem weiten mit Waſſer angefüllten Baſſin und einem achtſeitigen, mit 8 Pforten, 24 kannelirten korinthiſchen Säulen geſchmückten Tempel, zu dem auf beiden Seiten 2 Prachttreppen hinaufführen. Die anziehenden Ausſichten werden öſtlich durch die Alpen, weſtlich durch die Pyrenäen, ſüdlich durch das Mittelmeer und nördlich durch die Sevennen begrenzt. Unten am Fuß des Peyron läuft die große und ſchöne Esplanade um die Stadt. Unter den vornehmſten Gebäuden ſind: die Kathedrale St.-Pierre mit Bourdons berühmtem Gemälde Simon der Zauberer, das ſchöne und geſchmackvolle Theater, der große Concertſaal auf dem Perou, der Präfekturpallaſt. Die Börſe iſt mehr wegen ihres Erbauers (J. Coeur) als durch ihre Schönheit und Größe merkwürdig. Montpellier iſt in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaften vorzüglich berühmt. Die daſige Univerſität wurde um 1220 errichtet, aber in unſren Zeiten aufgehoben. Vorzüglich blühte hier das Studium der Rechte und der Medicin; eine große Anzahl berühmter Aerzte hatte dieſe Schule verherrlicht. Die jetzige medicin. Specialſchule hat ein anatomiſches Theater in einem prächtigen in italieniſchem Style aufgeführten Gebäude; ein chemiſches Laboratorium, ebenſo geſchmackvoll als zweckmäßig eingerichtet; einen beſonders an neuſeeländiſchen Pflanzen reichen botaniſchen Garten (der erſte, den man in Frankreich anlegte, 1598). Die 1706 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften, welche im Revolutions-Kriege unterging, iſt gegenwärtig durch eine literariſche Geſellſchaft erſetzt. Die öffentliche Bibliothek von 42.000 Bden. iſt reich an ſeltnen Manuſcripten. Es gibt hier auch ein Muſeum, mehre intereſſante Cabinette und eine große Zahl Privatbibliotheken. Montpellier iſt der Sitz eines Biſchofes, unter dem Erzbisthum Toulouſe, des Präfekten und der Oberbehörden des Departements, hat einen königl. Gerichtshof, Handelskammer und Handelsgericht. Das große Hospital beſitzt eine treffliche Einrichtung, und iſt für die Studirenden der Specialſchule von großer Wichtigkeit. Die Stadt iſt der Centralpunkt des Handels und der Induſtrie von ganz Nieder-Languedoc. Seit ihrem Entſtehen (im 9. Jahrh.) treibt ſie einen bedeutenden Handel, vorzüglich nach der Levante; die Epoche ihres höchſten Wohlſtandes fällt ins 13. Jahrh., aber als ſich Marſeille im 16. Jahrh. erhob, ſank durch die Religionskriege befördert, Montpellier von ſeiner Höhe. Seitdem legten ſich die Einw. auf das Fabrikweſen, das für ſie eine neue Quelle des Reichthums wurde. Man verfertigt beſonders

jährlich über 2000 Cent. Grünspan, viele chemische Erzeugnisse feine Liqueurs, wohlriechende Essenzen, die in ganz Frankreich für die besten gehalten werden, und wozu die unermeßlichen Pflanzungen in den umliegenden Thälern herrliche Blumen und Kräuter liefern. Der hier bereitete Weinsteinrahm hat anerkannte Vorzüge. Auch werden gedruckte Flanelle, wollene Decken, baumwollene Tücher, Siamoisen, und sämisches Leder fabricirt. Diese Fabrikate, sowie Getreide, Oel Seide, Wolle, Wein, Branntwein, Sämereien und officinelle Kräuter geben dem Handel der Stadt die meiste Thätigkeit. Das Thal um Montpellier ist reich an ländlichen Schönheiten und Merkwürdigkeiten aller Art. Ueber dieses lachende Gefilde sind tausende der schönsten Gruppen von Linden, Cypressen, Kastanien, Oliven und Maulbeerbäumen zerstreut; nahe und ferne blicken Dörfer, ländliche Wohnungen, prächtige Landhäuser zwischen der üppigsten Vegetation und Belaubung hervor; der Hauptschmuck des Thales aber ist der merkwürdige 300 M. lange, auf Bogen ruhende und im römischen Style erbaute Aquäduct, welcher Montpellier mit Wasser versorgt.

Montpensier (Anne Marie Louise d'Orleans, bekannter unter dem Namen Mademoiselle), Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, geb. zu Paris 1627, erbte ihres Vaters wunderlichen Charakter, und ergriff in den Kriegen der Fronde die Partei des Prinzen von Condé. Bei dieser Gelegenheiten beging sie die Unvorsichtigkeit auf die Truppen Ludwig XIV. Die Kanonen der Bastille abschießen zu lassen, was ihr derselbe nie vergaß. Nach mancherlei verunglückten Heirathsprojecten und 40 Jahr alt, wollte sie sich mit dem Grafen Lauzun vermählen und erhielt dazu die Erlaubniß, indem sie ihrem Gemahl ein Vermögen von 20 Millionen Franken, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und das Palais Luxembourg zubrachte. Auch behielt sie sich nichts vor, da ihr der Gedanke schmeichelhaft war, daß sie ihrem Geliebten mehr gebe als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Doch da die Montespan den Herrn von Lauzun haßte, bewirkte sie beim Könige, daß derselbe die Vermählung verbot, die aber dennoch im Geheim erfolgte. Da indessen Herr von Lauzun sich gröbliche Beleidigungen gegen die Frau von Montespan hatte zu Schulden kommen lassen, wurde er in die Festung Pignerol gesetzt, brachte daselbst 10 Jahre zu und erhielt seine Freiheit erst wieder, als seine Gemahlin sich anheischig gemacht, die Oberherrschaft über Dombes und die Grafschaft Eu an den Herzog von Maine abzutreten. Dennoch war das Glück ihrer Ehe nur von kurzer Dauer; ihre Eifersucht und sein niedriges Betragen waren Ursache einer freiwilligen Trennung. Sie starb 1693, und hinterließ anziehende Memoiren, Amsterdam 1655, 8 Bände (12.)

Montroß oder Montrose (James Graham, Graf und Herzog von), Generallissimus und Vicekönig von Schottland unter Karl I. von England, den er gegen die Aufrührer auf das Wackerste vertheidigte. Er zeichnete sich in der Schlacht von York rühmlich aus, besiegte mehrmal Cromwell, und da ihn das Glück in England verließ, wandte er sich nach Schottland und brachte dort auf eigene Kosten eine bedeutende Armee zusammen. Hierdurch wurde ihm 1644 die Einnahme von Perth und Aberdeen möglich; auch schlug er den Grafen von Argyle und bemächtigte sich Edinburgs. Da indessen Karl sich den Schotten anvertraut hatte, beging er die Unvorsichtigkeit, Montrosen zu befehlen, die Waffen niederzulegen, was in Schottland das Zeichen zu den größten Ausschweifungen war. Montrose begab sich hierauf nach Frankreich und

von da nach Deutschland, wo er als kaiserlicher Feldmarschall einen Armeebefehl über 12.000 Mann erhielt. Als aber König Karl II. einen Versuch auf Schottland machen wollte, berief er ihn von dort zurück und sandte ihn mit ungefähr 15.000 Mann dorthin. Montrose bemächtigte sich der orkadischen Inseln und landete mit 4000 Mann in Schottland. Geschlagen, verbarg er sich in Bauernkleidern im Schilf, wo ihn ein Schottländer, Namens Aston, der früher unter ihm gedient hatte, wahrnahm und an den General Lesley verrieth. Er wurde hierauf nach Edinburg gebracht und dort als Hochverräther 1650 hingerichtet. Montrose zeigte sich ebenso groß in diesem Unglücke wie einst im Glücke.

Montserrat (Zackenberg), eine uralte, 1812 von den Franzosen zum Theil zerstörte Benediktinerabtei mit einem berühmten Marienbilde, in der span. Provinz Catalonien, 8 Stunden nördlich von Barcelona, hat ihren Namen von der Krone des Berges, zwischen welcher sie gelegen ist, die aus hohen zerrissenen Felsenpyramiden besteht, welche in grotesken Formen in die Wolken ragen. In den schroffen Felsen sind 13 Einsiedeleien eingehauen, welche einen Theil des Klosters ausmachen. Die Sonderbarkeit des Berges erstrecket sich bis in sein Inneres; er ist eigentlich mit langen, großen unterirdischen Gängen in verschiedenen Richtungen durchschnitten und enthält sehr schöne Grotten von Tropfstein. Die Bewohner des Bergs sind in 4 Klassen eingetheilt und bestehen aus Mönchen, Einsiedlern, Chorknaben und Laienbrüdern, welche ihr Gebet nach der Reihe verrichten; die geistlichen Uebungen dauern daher ununterbrochen fort. Die Einsiedelei des heil. Hieronymus, welche unter allen am höchsten (4000 F.) liegt, bewohnt jederzeit ein junger Mensch, der in eine niedrigere herabsteigt, sobald einer von seinen Mitbrüdern stirbt; je älter sie werden, desto näher kommen sie dem Kloster, in welchem die Gräber sind. Das Kloster, das an die hohe Felsenmauer angelehnt ist, seine einfache Bauart, sein gothischer Glokkenthurm, der steile Weg, der dahin führt und der sich über Abgründen hinschlängelt, der enge Circus des Berges, der steil über das Gebäude empor steigt und kaum die Massen tragen zu können scheint, welche dasselbe zu zertrümmern drohen, die reichen grünen Streifen, die sich allenthalben zeigen, die großen und mannigfaltigen Kegelgestalten, die es begrenzen und die in einer erstaunlichen Höhe auf ihren länglichen Röhren die zerbrechlichen Gebäude mehrer Einsiedeleien tragen, das Magische der Farbe dieser eisgrauen Felsen, dieses dunkeln Grünes, dieses röthlichen Gebäudes und dieses azurblauen Himmels, der Glokkenklang, der sich mit den Tönen der musikalischen Instrumente und der jugendlichen Stimmen vermengt, welche sich im Singen von Lobliedern auf die Gottheit üben, alle diese Gegenstände überraschen zugleich und erregen in dem Gemüthe Erstaunen, Ehrfurcht und Bewunderung. 1827 ist das Kloster Montserrat der Hauptherd der Revolution in Catalonien gewesen.

Montucci (Antonio), ward den 22. Mai 1762 zu Siena im Toscanischen geboren. Von früher Jugend an zeigte er eine besondere Neigung für das Studium der Sprachen. Nach beendigtem Schulunterrichte widmete er sich der Rechtswissenschaft, und vervollkommnete sich in derselben auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er als Dr. der Rechte promovirte. Jeden ihm bei seinen Studien überbleibenden freien Augenblick verwendete er auf die Erlernung der lebenden Sprachen. Schon im Jahre 1785 ward er Professor der englischen Sprache im Collegio Tolomei. Im folgenden begleitete er einige Engländer, de-

nen er Unterricht in verschiedenen Sprachen ertheilte, nach Florenz, wo er die Bekanntschaft des berühmten J. Wedgwood machte, der ihn 1789 mit sich nach England nahm. Durch dessen Empfehlung ward Montucci in London mit vielen angesehenen Familien bekannt, in denen er Unterricht in der italienischen Sprache und Literatur gab. Er studirte hier mit vielem Fleiße die englische und chinesische Sprache, begab sich 1804 nach Edinburg, entwarf den Plan zu einem chinesischen Wörterbuche. Die Druckkosten überstiegen jedoch seine Kräfte. 1806 ging er nach Berlin. Nachdem er 1809 seine in Schottland zurückgelassenen chinesischen Bücher und Handschriften erhalten hatte, fing er an, die zur Herausgabe eines chinesischen Wörterbuches nöthigen Typen in Holz schneiden zu lassen; eine Arbeit, die erst 1825 gänzlich vollendet wurde. Gegen Deguignes schrieb er hier: „Remarques philologiques". Von Allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt, verlebte Montucci in Berlin glückliche Jahre; er und seine Gattin erwarben sich durch Unterricht im Italienischen und Englischen ein bedeutendes Einkommen, das ihn in Stand setzte, die Arbeit des Typenschneidens rüstig fortzusetzen. P. Basilius's (1813) und Morrisson's (1815) chin. Wörterbücher erkalteten seinen Eifer. Er ging nach Dresden, gab auch hier Sprachunterricht, dichtete für das ital. Theater Opern und Cantaten für den Hof, vollendete die zu seinem chin. Wörterbuche nöthigen Typen. Sein Freund, der ber. G. Th. Staunton, wandte Alles an, um die Direktion des britischen Museums zu bewegen, diese Sammlungen zu erstehen, allein vergeblich. Montucci verkaufte also alle seine chin. Bücher und Handschriften, sowie auch seine 29.000 sauber in Burbaumholz geschnittenen Typen an den Papst Leo XII. und kehrte 1827 nach Siena zurück, wo er am 15. März 1829 starb.

Monument, s. Denkmal.

Moor nennt man ein sumpfiges Land, das wegen seiner überflüssigen Feuchtigkeit nicht angebaut werden kann. Man unterscheidet Grünmoore; welche oben mit einem grünen Rasen und oft hochwachsenden Gräsern überzogen sind, die in der oben aufliegenden moorigen Erde ihre reiche Nahrung finden; und Hochmoore; Haidmoore; Schwarzmoore, auf denen nur die eigentlichen Torfpflanzen und einige andere wachsen. Dem Anbau eines Moors muß die Abwässerung vorhergehen, welche nach Verschiedenheit des Ursprungs der Nässe, von Tagewässern, die von Anhöhen, so das Moor umgeben, abfließen; von Quellen, welche sich in demselben befinden; von Austreten der Ströme und Flüsse aus ihrem Bette bewerkstelliget wird. Große Summen werden oft verschwendet, wenn man aus Unkenntniß dieses Ursprungs unrichtige Maßregeln ergreift.

Moore (Sir John), geb. 1760 zu Glasgow, Sohn des Doctors John Moore, trat 1776, durch den Herzog von Hamilton, den sein Vater nach dem Continent begleitet hatte, empfohlen, als Fähnrich ins 51. Regiment, machte den amerikanischen Krieg mit und erhielt 1783 seinen Abschied, saß dann im Unterhause, nahm 1788 wieder Dienste, begab sich nach Gibraltar, zeichnete sich bei der Expedition gegen Corsica aus, wurde hier verwundet und General-Adjutant, focht hierauf, nach England zurückgekehrt, als Brigadier in West-Indien, ward Gouverneur und kehrte, nachdem er zwei Mal das gelbe Fieber gehabt hatte, 1797 nach England zurück, ward hierauf gegen die irischen Rebellen verwendet, machte als Generalmajor 1799 den Feldzug in Holland mit, ward hier wieder verwundet und folgte 1800 dem General Abercrombi nach Aegypten, zeichnete sich dort besonders bei der Ein-

nahme von Kairo durch die Engländer aus und kehrte später nach England zurück. 1805 erhielt er ein Commando auf Sicilien. 1808 erhielt er Befehl über 10.000 M., die Schweden gegen Rußland, Frankreich und Dänemark unterstützen sollten, und kam mit denselben in Gothenburg an. Es erhoben sich indessen Mißverständnisse zwischen ihm und Gustav IV., er ward kurze Zeit zu Stockholm zurückgehalten und kehrte hierauf, nachdem er sich dieser Haft heimlich entzogen, nach England zurück, wo er, durch die Cavalleriebrigade Paget verstärkt, nach Portugal segelte. Dort war eben die Capitulation von Cintra geschlossen, in deren Folge die Generale Dalrymple und Burrard abberufen wurden. Zu sehr auf die Zusage der Spanier, ihn zu unterstützen, trauend, drang er gegen Burgos vor, doch die Spanier wurden einzeln geschlagen und Moore war nach einigen Demonstrationen und Märschen, durch die persönliche Anwesenheit Napoleons mit einer großen Uebermacht, zum Rückzuge gegen Corunna gezwungen. Unter den größten Mühseligkeiten, aber im Ganzen glücklich, führte er die rückgängige Bewegung aus. In Corunna fand er keine Transportschiffe, und als diese wirklich ankamen, mußte Moore noch am 16. Jan. 1809 ein Gefecht liefern, um die Einschiffung zu decken. Im Augenblicke, wo er seine Truppen zur Tapferkeit ermahnte, fiel er, von einer Kugel getroffen und starb auf dem Schlachtfelde. Man hat ihm in der Westminster-Abtei ein Denkmal errichtet. Ueber seine Verhältnisse während seiner Mission in Schweden, seine dortige Verhaftung und seine Flucht aus diesem Lande, schwebt bis jetzt ein noch nicht ganz enthülltes Dunkel.

Moose, kryptogamische Pflanzen (3. und 4. Ordnung der 24. Classe, s. **Botanik**). Man unterscheidet sie in **Laubmoose**, Musci, und **Lebermoose**, Hepaticae. Jene tragen auf ihrer Fruchtkapsel eine Mütze (s. unten), diese hingegen haben keine. Die **Laubmoose** sind Diminutiv-Phänerogamen; sie gleichen in ihrem Baue den Kräutern, Sträuchern, Bäumen; sie besitzen, wie diese, Wurzeln, Stämme, Stengel, Blätter; sie tragen Früchte und Samen; nur sind alle ihre Theile so klein, daß man ihre Organisation mit bloßen Augen nicht unterscheiden kann. Was man von ihnen weiß, verdankt man größtentheils D. Hedwig. Derselbe bemerkte zuerst am 17. Januar 1774 bei starker Vergrößerung, daß diese Pflanzen Blumen mit Geschlechtsorganen, den sichtbarblühenden gleich, besitzen. Zwar hatte Micheli in Florenz bereits 1729 die Blumen der Moose abgebildet, jedoch ohne die Aufmerksamkeit der Botaniker zu erregen. Diese Moosblumen haben größtentheils halb- und ganz getrenntes Geschlecht, doch kommen auch Zwitter vor; ihre weiblichen Blumen sind mit einer zarten, durchsichtigen Haut umschlossen, besitzen stets mehre Fruchtknoten, von welchen bei den mehresten Arten nur einer zur Reife kommt. Ein solcher reift aber selten auf dem Fruchtboden, sondern es wächst nach der Befruchtung, deren Hergang man noch nicht kennt, zwischen der Fruchtkapsel und dem Fruchtboden ein Stiel, der die Frucht (Kapsel) in die Höhe schiebt. Dadurch wird die Haut, welche die Blume einschloß, zerrissen, ihr oberer Theil bleibt auf der Kapsel als Mütze, Calyptra, sitzen. Die Kapsel aber ist mit einem Deckel, Operculum, verschlossen, der bei der Samenreife sammt der Mütze abfällt und den Samen die Kapsel öffnet. Die dadurch entstandene Oeffnung der Kapsel, der Mund, Peristomium, ist bei einigen Arten zahnlos, bei andern mit einer unveränderlichen Menge Zähne in einer oder zwei Rei-

hen besetzt, welche, da sie leichter als die Geschlechtsorgane zu erkennen sind, als Gattungskennzeichen angenommen werden. Die Lebermoose kommen jenen in der Einrichtung der Blumen gleich, sie haben getrenntes Geschlecht, allein es öffnet sich die Kapsel nicht durch einen abspringenden Deckel, sondern durch 4 Klappen oder auf andere Weise; auch bemerkt man keine Mütze, an der andern besteht es aus beblätterten Zweigen, die sich kriechend auf der Erde verbreiten. Abbildungen in Dillenius's „Historia muscorum" 1741. 4. F.

Morabiten, ein eigner arabischer Stamm, der eine besondere Classe der Nation ausmacht. Sie sind die Ausleger der Gesetze, die Priester, Aerzte und Kaufleute. Sie allein können lesen und schreiben. Die Würde des Chefs ist erblich, und der Aelteste in der Familie ist jedesmal der Nachfolger.

Moral. Mit diesem Ausdrucke (von dem lat. mores, Sitten) bezeichnete man die Sittenlehre (im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit selbst, indem man Moral statt Moralität gebraucht). Da man aber fand, daß der Sprachgebrauch des Wortes Sitten mehr auf äußeres Betragen, nämlich auf den Anstand, als auf die Gesinnung des Rechten und Guten hindeute, indem ein sehr gesitteter Mensch doch ein unmoralischer seyn könne, so nannte man angemessener die Moral Pflichtenlehre oder Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen wurden. Das, worauf es wesentlich ankommt, ist Folgendes: Der Mensch ist ein fühlendes, wollendes und denkendes Wesen, sein Daseyn ist mithin an Gefühle, Neigungen und Ueberlegung geknüpft. Welchen von diesen soll er die Zügel anvertrauen? Es ist angenehm, seine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maß, sondern auch über die Art und Weise dieser Hingebung und Befriedigung die gesetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entsteht eine Art von Zwiespalt in unserm innern Wesen, ein Streit unserer Empfindungen und Neigungen mit unserm denkenden, prüfenden Geiste, kurz zwischen unserer sinnlichen und unserer vernünftigen Natur. Dieser Zwiespalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine bestimmte Ausmittelung des Verhältnisses, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und zu den Handlungen der Menschen überhaupt steht. Das Geschäft dieser Ausmittelung hat die Moral oder Moralphilosophie, welche aus dem Wesen der Vernunft selbst die Gesetze für die menschlichen Handlungen und Bestrebungen in Beziehung auf die höhere Bestimmung des Menschen entwickelt, und auch praktische Philosophie genannt wird, weil sie es mit den Vernunftgesetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem das Begehren mit eingeschlossen ist. Aus diesem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwischen den Aufforderungen der Vernunft und denen der Neigungen, Begierden und Leidenschaften (oder überhaupt der Sinnlichkeit) bestimmtes, mit Freiheit und Bewußtseyn geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphilosophie alles Dieses ausgemittelt und gegen alle mögliche Einwendungen außer Zweifel gestellt, so läßt sich die philosophische Moral selbst aufstellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menschen gegebenen und mit freiem Willen zu erfüllenden Gesetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menschen liegt (denn sonst wäre sie willkürlich, nicht nothwendig und allgemein verpflichtend), wird der Mensch beurtheilt als ein mo-

ralisches Wesen, d. h. als ein Wesen, welches, des Guten oder Bösen, der Tugend oder des Lasters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgesetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in seine Gesinnung aufnimmt oder von ihr ausschließt. Von der philosophischen Moral unterscheidet sich die theologische, welche die Vorschriften für das menschliche Handeln als Lehre des Christenthums darstellt. — Einige Philosophen gebrauchen Moralphilosophie und Moral als gleichbedeutend, andre nehmen Moral als einen Theil der Moralphilosophie und nennen Das, was wir Moralphilosophie nannten, Metaphysik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphilosophie im weitern Sinne genommen, so kann man sie abtheilen: 1) In die Metaphysik der Sitten, welche die Grundlagen und Bedingungen des vernünftigen Handelns überhaupt untersucht und aus der moralischen Natur des Menschen ableitet. Einige nennen diese Untersuchung auch allgemeine praktische Philosophie, weil sie die folgenden Untersuchungen vorbereitet und begründet, indem sie die Begriffe des praktischen Gesetzes und der moralischen Freiheit und die Begriffe von Pflicht, Tugend, Gewissen, moralisches Gefühl auseinandersetzt. 2) In die Ethik oder Moral, im engern Sinne, Tugendlehre, Sittenlehre, welche das tugendhafte Handeln oder die sittliche Gesinnung insbesondere zum Gegenstande hat und auch die Ascetik, d. h. ein System der Tugendmittel, begreift. 3) Die philosophische Rechtslehre oder das Naturrecht (s. d.). Wird diese Wissenschaft in der höchsten Allgemeinheit dargestellt, wie sie aus dem Wesen der Vernunft für alle vernünftige Wesen verbindend sich ergibt, so nennt man sie die reine Moralphilosophie; wird sie dargestellt in besonderer Beziehung auf die eigenthümliche Beschaffenheit und Lage des Menschen, die angewandte Moralphilosophie, die sich wieder in die allgemeine und besondere eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder besondern menschlichen Verhältnisse darin berücksichtigt werden. Man spricht auch wohl in eben solcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdrucke „reine Moral" bezeichnet man öfters auch eine solche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundsätze der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegensatze solcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingsneigungen und Leidenschaften, dem irdischen Vortheil und Gewinn, gleichsam unter der Decke spielen läßt. (S. Eudämonismus.) Zu bestimmen, welches der höchste Grundsatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip sey, ist demnach für die Moralphilosophie von höchster Wichtigkeit. (S. Moralprincip.) Sowie in den Moralprincipien und in den Grundsätzen, durch welche sie ausgesprochen werden, so findet auch in Hinsicht des Vorzugs, welchen man in der Moral entweder dem praktischen Begriffe der Pflicht, oder der Tugend, oder des Guten gibt, wonach sie Pflichtenlehre, oder Tugendlehre, oder Güterlehre in einem engern Sinne wird, eine große Verschiedenheit statt. Eine Prüfung dieser Verschiedenheiten in der Entwickelung der Moral enthalten Schleiermacher's „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" (Berl. 1805), und Drewe's „Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit" (Jena 1797) sind hierüber besonders zu empfehlen. Die neuesten Darstellungen der Moralphilosophie sind von Fries („Ethik"), Eschenmayer, Schulze, de Wette, Esser, Droz u. A. In der Poetik nennt man häufig auch die Lehre, welche einem didaktischen Gedichte zum Grunde liegt, die Moral des Gedichts, z. B. bei einer Fabel.

Morales (Ambrosius), berühmter Schriftsteller, geb. zu Cordova

1523, lehrte schöne Wissenschaften an verschiedenen Orten Spaniens und starb 1580. Er setzte die von Florian von Zamora 1533 angefangene Chronik Spaniens fort, schrieb: Alterthümer mehrer Städte Spaniens, Cordova 1575, und mehres Andere. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Madrid 1591—92. Philipp II. ernannte ihn zum königl. Historiographen und die Universität Alcala überließ ihm den Lehrstuhl der Geschichte. — 2) (Christoval Perez, nach Andern Louis de), gewöhnlich der Göttliche (el Divino) genannt, weil er nur Heiligenstücke malte, geboren zu Badajoz 1509, st. daselbst 1586. Seines Ruhmes ungeachtet lebte er anfangs in großer Dürftigkeit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinsels, mit der fleißigsten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen seine Arbeiten vortheilhaft aus. Man sieht mehre davon in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada. 3) (Christoph de), Sänger an der päpstlichen Capelle um 1544, hinterließ zwei Sammlungen Missen, ein berühmtes Magnificat über die 8 Kirchentöne und die Klaglieder Jeremias für 4, 5 und 6 Stimmen.

Moralisch wird in seiner weitesten Bedeutung dem Physischen entgegengesetzt und bezeichnet alles Das, was durch die Gesetze der Freiheit bestimmt oder auf sie bezogen wird. In diesem Sinne ist Alles moralisch, was der Mensch mit Willkür und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moralisch Das, was sich auf das Sittengesetz bezieht; in diesem Sinne sind Handlungen und Charaktere moralisch gut und böse, je nachdem das Sittengesetz sie billigt oder verwirft. In der engsten Bedeutung heißt moralisch Das, was aus Liebe für das Gute, um der höhern Vollkommenheit willen geschieht.

Moralischer Beweis nennt man häufig die Schlußfolge, welche den sogenannten Vernunftglauben, dessen Begriff in der Kant'schen Schule aufgestellt wurde, aussprechen soll. Man nennt ihn richtiger den moralischen Ueberzeugungsgrund. Das Wesentliche desselben besteht darin, daß man die sittliche Aufgabe des Menschen als das schlechthin Gewisse, Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit aber, als die vorausgesetzten Bedingungen, unter welchen diese Aufgabe stattfindet, also um dieser Aufgabe willen, für gewiß hält. Die Gottheit wird dadurch zu einer bloßen Vorstellung, welcher der Sittlichhandelnde Realität nur darum beilegt, weil er ihrer bedarf, um seine sittliche Gesinnung zu nähren. (S. auch den Art. Gott.)

Moralprincip ist die Idee, welche an der Spitze der Moral steht; oft versteht man darunter den Grundsatz, durch welchen die Merkmale des Guten von dem Moralphilosophen ausgesprochen werden. Diejenigen, welche die Freiheit des Willens annehmen — denn Die, welche den menschlichen Willen dem Mechanismus der Natur unterordnen, können eigentlich nicht von einem Moralprincip als praktischem Gesetze sprechen —, können entweder das von dem Menschen zu erreichende Gute als einen vollkommenen Zustand des Empfindungsvermögens ansehen und dasselbe in die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes setzen, dann stellen sie ein eudämonistisches Moralprincip auf, oder sie setzen dasselbe in die Befriedigung einer Idee der praktischen Vernunft und stellen so ein rationalistisches Princip auf. Eudämonismus und Rationalismus sind die beiden entgegengesetzten Ansichten der Moral, welche in verschiedene Gestalten ausgebildet werden und schon in der Geschichte der ältern Philosophie auftreten. Am entschiedensten stellen sie sich einander entgegen in der epikurischen und stoischen

Schule, von denen jene eine Glückſeligkeitsmoral, dieſe eine Geſetzmoral aufſtellte. In der neuern Zeit ſtellt ſich Kant dem Eudämonismus durch ſeine Autonomie der praktiſchen Geſetzgebung und durch ſeine Pflichtenlehre entgegen, welche wie die ſtoiſche auf innern Zwang und Zwieſpalt gebaut iſt. (S. Kant.) Die Formeln, in welchen man das Sittengeſetz ausſpricht, und die man, wie oben geſagt, häufig auch Moralprincip nennt, ſind ſehr verſchieden; z. B. ſtrebe nach Vollkommenheit; ſtrebe nach Glückſeligkeit; lebe naturgemäß; folge dem Gewiſſen; handle der menſchlichen Würde gemäß; behandle die Menſchheit nicht als Mittel; handle ſo, daß die Maxime deines Willens mit einem allgemeinen Geſetze für vernünftige Weſen übereinſtimmt, welches bekanntlich die Kant'ſche Formel iſt. Ueber das Moralprincip und ſeine Verſchiedenheit handeln vorzüglich Garve's „Ueberſicht der vornehmſten Principien der Sittenlehre" (Breslau 1798) und J. C. F. Meiſter, „Ueber die Gründe der vornehmſten Verſchiedenheit der Philoſophen im Urſatze der Sittenlehre ꝛc." (Züllichau 1812, 4.).

Moralt (Philipp) war einer der ausgezeichnetſten Künſtler der königl. Capelle zu München. Er ſpielte das Violoncell und bildete mit ſeinen 3 Brüdern ein meiſterhaftes Quartett. Sie durchreiſten in frühern Jahren einen großen Theil Europa's, ihr Talent und ihre ſeltene Kunſtfertigkeit fand aller Orten die beifälligſte Anerkennung. Nur der älteſte Muſikdirector lebte noch. Ph. Moralt ſtarb im Januar 1830.

Moraſpiel, ein ſchon im Alterthume bekanntes, in Italien ſehr gewöhnliches Spiel, welches darin beſteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder weniger eingeſchlagenen Fingern ausſtreckt, und ein Anderer in demſelben Augenblicke angibt, wie viel Finger Jener nicht eingeſchlagen hat.

Moraſt. Wenn ein thonartiger, lehmiger Boden wenig Fall hat, Bäume und Sträucher die Austrocknung verhindern, ſo lockert das Waſſer, welches entweder durch den Regen oder von andern Orten her ſich anſammelt, zuerſt den Boden dadurch auf, daß es in denſelben eindringt. An ſolchen Stellen wachſen nicht nur viele Vegetabilien üppig, ſondern es häufen ſich auch eine Menge Thiere aus den niedern Claſſen an, beide ſterben dann aber auch in großer Anzahl ab und gehen unter Begünſtigung der Wärme auch in Fäulniß über; ihre Ueberreſte vermengen ſich wiederum mit den Beſtandtheilen des Bodens: ſo entſteht der Moraſt, der eben der Fäulnißproceſſe wegen, welche ununterbrochen in demſelben vor ſich gehen, einen großen Einfluß auf die Geſundheit der Anwohnenden hat. Die pontiniſchen Sümpfe in Italien, die Gegenden Aegyptens, welche vom Nil überſchwemmt werden, viele Gegenden an großen Flüſſen, am Senegal, Po u. ſ. w., faſt ganz Weſtindien, Holland, Ungarn, Polen, in Deutſchland, Hanover ꝛc. geben die Belege dafür. Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Stoffe, welche den Moräſten ihren Urſprung verdanken und der Geſundheit der Menſchen ſo nachtheilig ſind, iſt freilich nicht bekannt; man muß jedoch vermuthen, daß ſie gasartig, dem Sauerſtoffgas entgegengeſetzt ſind und vorzüglich aus Waſſer-, Kohlen- und Stickſtoff beſtehen. Man faßt ſie unter der Bezeichnung von Sumpfluft (vgl. d. beſ. Art.) oder Sumpfmiasma zuſammen. Die Art und der Grad der Einwirkung auf den menſchlichen Körper wird aber vorzüglich durch den Grad der Wärme modificirt, welche zugleich vorhanden iſt. Moräſte, die gefroren ſind, ſchaden gar nicht; bei mäßiger Wärme erzeugen ſie Wechſelfieber, welche leicht bösartig werden, immer ſehr hartnäckig

sind; bei höherem Wärmegrade bösartige, gastrische, gallige, schleimige, remittirende Fieber und Ruhren; bei großer Hitze endlich die orientalische Pest und das gelbe Fieber, das man als occidentalische Pest bezeichnen kann, ferner die Cholera (Cholera morbus, s. d.). Ueberhaupt hat man beobachtet, daß der Unterleib bei allen Sumpfkrankheiten vorzüglich leidet. In morastigen Gegenden herrschen diese Krankheiten endemisch und werden unter begünstigenden Umständen leicht ansteckend. Aber auch die Einwohner dieser Gegenden, welche gesund genannt werden, haben ein elendes, dürftiges Ansehen, sie bleiben klein, sind schwach, blaß, schlecht genährt; ihre Geistesfähigkeiten werden niedergedrückt; ihre Gemüthsstimmung ist traurig und sinkt endlich zur Indifferenz. Im mildern Falle herrscht die lymphatische Constitution, im schlimmern die venöse unter bösen Modificationen vor. Um so großen Uebeln entgegenzuwirken, sind Wasserbaue erforderlich, die das Zuströmen der Wasser von der Niederung abhalten, dasjenige, was sich hier angehäuft hat oder vom Regen herrührt, wegleiten und den Morast austrocknen. Doch kann auch der schädliche Einfluß der Sumpfluft auf den Körper dadurch vermindert werden, wenn z. B. Fremde, die gewöhnlich leichter erkranken, während der Zeit, wo die Krankheiten vorzüglich grassiren, die Gegend zu vermeiden und sich während des Winters nach und nach an das Klima zu gewöhnen suchen. Eine strenge Diät im Essen und Trinken, Enthaltsamkeit in der Liebe und von Gemüthsbewegungen, ein gänzliches Vermeiden der Abendluft, des Schlafs in freier Luft und der besonders morastigen Gegenden, ist hauptsächlich anzurathen. Alle Regeln der Diätetik sind vorzüglich zu der Zeit zu befolgen, wo die Krankheit zu herrschen pflegt.

Moratin (Leandro Fernandez di), spanischer Dichter, 1758 zu Madrid geboren, erhielt unter der Leitung seines Vaters, Nicolas Fernandez di Moratin, des ersten lyrischen Dichters der Spanier im 18. Jahrhundert, eine treffliche Erziehung, die seinen Geist mit reichen Kenntnissen ausstattete und seinen Kunstsinn ausbildete. Seinem ersten Lustspiel: „El viejo y la ninna", das 1787 erschien, folgten bald „El café", durch witzigen Dialog ausgezeichnet, „El baron", in feiner Charakterzeichnung hervorstechend, „La mojigata", durch moralische Tendenz sich empfehlend, und „El si de las ninnas", durch glückliche Situationen und gelungene Zeichnung der gesellschaftlichen Sitten wirksam. Als lyrischer Dichter erreicht er seinen Vater weder in Originalität, noch in Kraft und Feuer, aber er ist dagegen glücklich in der Wahl patriotischer und bedeutender Gegenstände, und zeigt hohe Vollendung der metrischen Form. Unter seinen Idyllen, Sonetten und Episteln findet man einige in dieser Hinsicht ausgezeichnete Dichtungen. Als Satiriker machte er besonders durch das Gedicht „Las dias" Aufsehen. Er ward von Karl IV. zum Secretair bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und Joseph Bonaparte machte ihn zu seinem Bibliothekar. Als die französische Herrschaft gefallen war, lebte er zurückgezogen in Valencia, bis ihn Elio's Verfolgungen zur Flucht nach Barcelona zwangen, wo er bis 1821 blieb. Später ging er nach Bordeaux und 1827 nach Paris, wo er seitdem seinen Aufenthalt nahm. Er beschäftigte sich in Frankreich mit der Sammlung seiner Schriften: „Obras dramaticas y liricas" (3 Bde., Paris 1825). Auch gab er die Werke seines Vaters unter dem Titel „Obras postumas" (London 1825) heraus. In der letzten Zeit seines Lebens bearbeitete er eine Geschichte

des spanischen Theaters, die er aber bei seinem Tode am 21. Jun. 1828 nur bis auf Lope de Vega hinabgeführt hatte.

Moratorium, Anstandsbrief, s. Concurs.

Mord, s. Selbstmord und Todtschlag.

Mordant, in der Tonkunst eine Manier, wo man die Hauptnote, dann die zunächst unter derselben befindliche, hierauf wieder jene anschlägt oder hören läßt, Halbtriller, weil aus dem fortgesetzten Mordanten Triller entstehen; 2) der Grund zum Vergolden oder Versilbern.

Morea, der alte Peloponnesos (402 Q.M.), eine bergige Halbinsel (38—41° ö. L. und 36—38° n. B.) des griech. Staats, grenzt im NW. an den Meerbusen von Baliebadra, im N. an den Busen von Alinabachti, im NO. an die Landenge von Kordos (den ¾ Stunde breiten Isthmus von Korinth), im O. an das ägäische, im S. und W. aber an das Mittelmeer. Morea hat seinen Namen unter den letztern griechischen Kaisern bekommen, wegen der Aehnlichkeit seiner Gestalt mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im Griechischen Morea heißt. Es ist ein durchaus gebirgiges Land, jetzt, nach unvorsichtiger Ausrottung der Wälder weniger gesund als im Alterthum. Wo Bewässerung möglich ist, herrscht noch immer große Fruchtbarkeit, aber der Anbau ist durchaus elend, die Einwohner lieben die Viehzucht mehr als den Ackerbau. Die wichtigsten Produkte bestehen in Oliven, Maulbeerbäumen und roher Seide, Baumwolle, Reiß, Feigen und andern Südfrüchten, Wein, vorzüglich der feinern Art, dessen getrocknete Beeren unter dem Namen Korinthen bekannt sind, auch werden viel Bienen gehalten. Die Verarbeitung dieser Dinge ist aber noch in der Kindheit; kaum findet man die nothwendigsten Handwerke. Auch ist die Bevölkerung äußerst schwach (der Aufstand in dem 8. Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts hat sie noch sehr vermindert) und beträgt nicht über 400.000 Seelen, worunter vor 1823 etwa 20.000 Türken waren. Ihre erste Bevölkerung, sowie die erste Cultur in Wissenschaften, Kunst und Handel erhielt die Halbinsel von der phönizischen und ägyptischen Küste. Einst blühete hier Sparta, Argos, Messene, Korinth, Argolis, Elis, Achaja ꝛc. (s. d.). 146 v. Chr. wurde sie eine römische Provinz, war dann lange ein Theil des byzantinischen Reichs, bis dieß auch eine Beute der Türken wurde; kam im 16. Jahrh. in die Gewalt der Republik Venedig, bis sie unter dem Sultan Achmet III. 1716 von neuem unter das Joch sich beugen mußte, von welchem es sich in unsern Tagen befreite. (Vgl. Griech. Freiheits-Kampf, Kapodistrias und Neugriech. Staat.) Als das Land, mit Ausnahme von Maina, noch unter dem Drucke der türkischen Herrschaft stand, ward es in 2 Sandschake getheilt: das von Morea, dessen Sitz zu Tripolizza war, und das von Misitra. Die wichtigsten Oerter sind: Tripolizza in der Mitte des Landes; Korinth, das alte Korinth, Patras, Napoli di Romania; im südlichen Winkel Napoli di Malvasia; Navarino an der Westküste; südlicher Modon, gut gebaut und befestigt, mit einem Hafen und 7000 Einw. (vgl. d. bes. Art.); Kora, an der südlichen Küste, Hafenstadt mit 5000 Einw., war in den 70ger Jahren des vorigen Jahrh. bedeutender. Morea lernte man durch den franz. Arzt Spon und den Engländer Wheler („Voy. d'Italie", 2 Bde. Haag 1724) zuerst kennen. Bartholdy's Reise in Griechenland erschien 1805 und 1807; des Griechenfeindes Sir Will. Gell's „Itinerary of the Morea" 1817; dessen „Argolis" 1820, 4., und „Narrative of a journey in the Morea" (London 1823) sind gründliche Ortsbeschreibungen; Forschung und Wahrheitsliebe bezeichnen Dodwell's „Classical and

topographical tour trough Greece" (Lond. 1819, 2 Bde., 4.). Sein Begleiter, der röm. Künstler Pomardi brachte an 1000 Zeichnungen mit. Ueber die Sitten der Moreoten s. m. den 4. und 5. Bd. von Pouqueville's „Voy. dans la Grèce" (Paris 1820 fg.); ferner Carne's „Letters from the East" (a. d. Engl. von Lindau, m. Zus., 4. Thle., Dresd. 1826 fg., der 4. Theil enthält die Reise über Cypern und Rhodus nach Morea) und die bei Griechenland genannten Schriften. 1829 bereiste auf Kosten der franz. Regierung eine wissenschaftliche Commission von franz. Gelehrten Morea in naturwiss., archäolog. und artist. Hinsicht, unter der Leitung des Obersten Bory de St.-Vincent.

Moreau (Jean Michel), geb. zu Paris 1741, bekannt unter dem Namen Moreau der Jüngere, lernte bei dem berühmten Le Lorrain die Malerkunst, begleitete ihn nach Petersburg, verließ aber nach dessen Tode nicht nur Rußland, sondern vertauschte auch die Malerei mit der Kupferstecherkunst. Er lieferte zu den wichtigsten Werken, die zu seiner Zeit erschienen, die Kupferstiche, sodaß sich die Zahl derselben auf 2400 beläuft. Da die Revolution sein ganzes Vermögen verschlungen hatte, so nahm er 1794 eine Stelle an der Centralschule zu Paris an. Zur Zeit der Wiedereinsetzung der Bourbons erhielt er seine frühere Stelle als Zeichner des königl. Cabinets und starb 1814.

Moreau (Jean Victor), der Sieger von Hohenlinden, geb. zu Morlaix (Departement Finisterre) 1761, hatte zu Rennes die Rechte studirt. Bei den Streitigkeiten des Parlaments mit dem Hofe trat er an der Spitze der Studirenden und jungen Bürger von Rennes auf die Seite des erstern und ward 1788 Bataillonschef der Nationalgarden. Beim Fortschreiten der Revolution verfolgte er die erwählte militairische Laufbahn und zeichnete sich bald bei der Nordarmee durch Deckung der Belagerung von Ypern, durch Einnahme der Festung Sluys u. m. aus (während dessen sein rechtschaffener Vater 1794 das Leben unter der Guillotine verlor) und erhielt in der Folge 1791 das Obercommando über die Rhein- und Moselarmee an Pichegru's Stelle. In der Nacht auf den 24. Juni bewirkte er bei Kehl den äußerst geschickten Uebergang über den Rhein, drang durch Schwaben bis Baiern vor und machte, bei sich änderndem Kriegsglücke, einen so meisterhaften Rückzug, daß ihm, dem hier nicht einmal Erfahrung zu Statten kam, Jedermann den Ruhm des großen Generals, und selbst die Feinde den des menschlichen Kriegers zugesteben mußten. Nach den September-Scenen von 1797 ging er nach Paris, rechtfertigte hier sein Betragen, gab zugleich neue Aufschlüsse über Pichegru und legte sein Commando nieder. So verlebte er eine Zeitlang, auch zum Theil mit seinem Freunde Kleber, bis er 1799 zur italienischen Armee berufen wurde, deren Commando er an Scherer's Stelle übernehmen mußte. Er kämpfte mit den Russen am Po und wollte, da Joubert als neuer Obergeneral gesendet wurde, zurückkehren; aber Joubert blieb in der Schlacht bei Novi und Moreau mußte das Obercommando wieder nehmen; er entflammte Alles durch sein Beispiel, mußte aber doch der Uebermacht weichen. Moreau kam nun nach Paris und machte die persönliche Bekanntschaft mit dem aus Aegypten zurückgekehrten Bonaparte; ihre Freundschaft wurde geschlossen und Moreau erhielt selbst von ihm einen sehr schönen türkischen Säbel, mit Edelsteinen besetzt, zum Geschenk. Nach der großen Umänderung vom 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 erhielt er das Obercommando der Rheinarmee, eröffnete den Feldzug 1800 durch bedeutende Siege bei Engen, Stockach, Möskirch, bei Biberach und Memmingen, drang bis Regensburg vor und schloß mit dem östreichischen

General Kray einen Waffenstillstand ab; da aber in der Folge ein neuer Krieg ausbrach, so kam es (3. Dec.) zu der bedeutenden Schlacht bei Hohenlinden, wo Moreau völlig siegte, und nach einer abermaligen Schlacht in Salzburg einzog, bis endlich der Friede von Luneville (9. Februar 1801) dem blutigen Kampfe ein Ende machte. Der damalige Oberconsul Bonaparte fällte über diesen thatenreichen Feldzug Moreau's das in jeder Hinsicht merkwürdige Urtheil: „Mein Feldzug war der eines jungen Menschen; der seinige — der eines vollendeten Feldherrn!" — Und dieser vollendete Feldherr, der nun, bewundert von seinen dankbaren Mitbürgern, geachtet von den Feinden, weil er selbst als Krieger immer auch als Mensch sich gezeigt hatte, in das von ihm mit gerettete Vaterland zurückkehrte und sich in die Einsamkeit zurückzog, mußte das Schicksal vieler wirklich großen Männer erfahren: er wurde zu Anfang Februars 1804 der Theilnahme einer Verschwörung mit Pichegru und Georges gegen die neue Staatsverfassung und deren neues Oberhaupt beschuldigt. Die Meisten waren von Moreau's Unschuld überzeugt; allein man wollte ihn schuldig finden: er wurde durch den Urtheilsspruch des niedergesetzten Criminalgerichts zu zweijährigem Verhafte verurtheilt und auf erhaltene Erlaubniß reiste er (25. Juni 1804) nach Nordamerika ab, wo er in philosophischer Ruhe lebte, bis der große Kampf 1813 für die Sache der Freiheit und Menschheit ihn aus seinem Asyle nach Europa führte, wo er leider als eines der ersten Opfer für die gute Sache, die er so ruhmvoll vertheidigte, fiel. In der Schlacht vor Dresden wurden ihm, dicht an der Seite des erhabenen russischen Kaisers Alexander, am 26. August durch eine Kanonenkugel beide Beine weggeschossen, und der große, ewig merkwürdige Held, den man bewußtlos vom Schlachtfelde hinweg trug, und nach der schmerzhaftesten Operation durchs sächsische Erzgebirge bis nach Laun (in Böhmen) brachte, starb hier mit der bewundernswürdigsten Standhaftigkeit am 2. Sept. 1813, von jedem Braven bewundert und allgemein bedauert. Unter dem ganz einfachen Denkmale, das der Fürst Repnin auf der Höhe bei Dresden (bei dem Dorfe Recknitz) dem Helden errichten ließ, wurden jene beiden abgelösten Beine mit beigelegt. Eine interessante Biographie ist: „Joh. Victor Moreau und seine Todtenfeier ꝛc." Dresden, 1816. (vom Prof. Hasse).

Morellet (André), Abbé und Mitglied der Akademie, geb. 1727 zu Lyon, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten, studirte dann in Paris und reiste hierauf als Hofmeister nach Italien. Zurückgekehrt nach Paris (1755), erhielt er Zutritt in dem Hause der Madame Geoffrin. Unter Ludwig XV. kam er, auf Betrieb der Prinzessin Rebecq, gegen die er satyrisch geschrieben hatte, mehre Monate in die Bastille. In späterer Zeit (1772) begab er sich nach England, wurde hier mit Franklin und andern berühmten Männern bekannt und erhielt 1783, wegen der guten Dienste, die er bei dem Friedensschlusse zwischen England und Frankreich leistete, von Ludwig XVI. eine Pension von 4500 Franken. Beim Ausbruch der Revolution rettete er durch seinen Einfluß die Archive der Akademie vor der Zerstörung, und nahm sich der Sache der Emigranten an. 1803 ward er in die Akademie, 1807 in das gesetzgebende Corps aufgenommen. Er starb 1819 und hinterließ den Ruhm, ein ebenso geistreicher als liebenswürdiger Mann gewesen zu seyn. Bei seiner Anwesenheit in Rom machte er aus Eymeric's „Directorium inquisitorum" einen Auszug, welcher unter dem Titel: „Manuel des inquisiteurs" Paris 1762 erschien; 1766 gab

er auf Malesherbes's Veranlassung eine Uebersetzung von Beccaria's Werk „Ueber Verbrechen und Strafen“ und seinen „Prospectus d'un nouveau dictionnaire de commerce“, Paris 1769, heraus. Kurz vor seinem Tode erschien noch von ihm: „Mélanges de litératur et de philosophie du 18. siècle“, in 4 Bdn., Paris 1818. Friedrich der Große und Voltaire schätzten Morellet sehr. Die von ihm geschriebenen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, die bald nach seinem Tode (Paris 1823, 2 Bde.) erschienen und auch unter uns durch Uebersetzung bekannt geworden sind, geben ein geistreiches Bild von dem Leben und Treiben vieler berühmten Männer seiner Zeit. An der Encyklopädie war Morellet einer der thätigsten Mitarbeiter. M. s. Morellet's Biographie in den „Zeitgenossen“, R. R., Nro. X.

Morelli (Giacomo), geb. 1745 in Venedig, st. 1819. Nubeis's Schüler, großer Literator, Archäolog und Kritiker, von unermüdlichem Fleiß, geübtem und nüchternem Urtheil, leichtem und treuem Gedächtniß; besuchte frühzeitig die Bibliotheken seiner Vaterstadt, copirte, excerpirte, verfaßte Kataloge ꝛc., so auch bald in Padua, Verona, Mailand u. a., ward nach Zanetti's Tode 1778 Bibliothekar der St.-Marcusbibliothek, um die, wie um die gelehrte Welt, er sich unsterblich verdient gemacht hat. Außer mehren Schriften, bibliothekarischen und antiquarischen Inhalts, Biographien mehrer Gelehrten ꝛc., gab er zuerst mit Anmerkungen heraus: Aristides's Rede gegen den Leptines, Libanius's Apologie des Sokrates, Aristoxenos's „Rhytmica elementa“, Venedig 1785. Seine keinen Schriften sind erschienen: „Operette di M.“, 3 Bde., ebend. 1820. Das vollständ. Verzeichniß seiner Schriften findet man seinen 7 Briefen beigegeben, und einige hier benutzte Nachrichten über ihn selbst in der „Orazione recitata nelle solenne esequie celebrate nella chiesa patriarcale di Venezia“ (Venedig 1819) vom Ab. Bettio, der durch gleiche Vorzüge an seinen Freund und Vorgänger erinnernd, durch gleiche Gefälligkeit die Besucher der Marciana über Morelli's Verlust zu trösten sucht. Morelli's kleinere Schriften erschienen zu Venedig 1821.

Mören, Moiren, s. Parzen.

Moreri (Louis), berühmter Biograph, geb. 1643 zu Bagemont in der Provence, studirte zu Draguignan, Aix und Lyon, predigte in der letzten Stadt und trat schon im 18. Jahr durch eine mißlungene Allegorie („Le Pays d'Amour“) als Schriftsteller auf. Bald verwischte er jedoch den übeln Eindruck, den jene Schrift gemacht hatte, durch sein „Dictionnaire“ (1673, 1 Bd. Fol.). Sein unermüdeter Fleiß entriß ihn jedoch zu frühe der Welt; denn er starb 1680 zu Paris. Sein „Dictionnaire historique“ vergrößerte sich durch die Bemühungen mehrer Gelehrten, sodaß es 1718 in 5 Bänden, 1725 in 6 und 1732 ebenfalls in 6 Bänden erschien. Moreri war ein sehr belesener Literator, aber es fehlte ihm an Geschmack und Phantasie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch seinen Namen, ist aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverlässige Genealogien, Artikel über unbekannte Personen, Ungenauigkeiten, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik, Präcision und Geschmack haben diesem nützlichen Werke geschadet. Die geographischen Artikel sind besonders mangelhaft. Der Abt Goujet fügte Ergänzungen 4 Foliobänden hinzu, und Drouet arbeitete diese zugleich mit in einer neuen Ausgabe in 10 Bänden 1759 um.

Moresken, Arabesken, s. Grotesken.

Moreto y Cabana (Augustin), ein ausgezeichneter Dramatiker der span. Literatur zur Zeit Philipps IV., um die Mitte des 17.

Jahrh. blühend, von dessen Leben weiter nichts bekannt ist, als daß er bald mit Andern, bald allein für das Theater schrieb. Einige ziehen ihn dem Calderon vor. Er näherte sich dem Terenz, und als in der Folge das franz. Theater in Aufnahme kam, wurden seine Stücke als Muster nachgeahmt. Sie zeichnen sich durch komische Kraft aus und sind Charakterstücke in Form des span. Intriguenspiels. Seine besten Lustspiele sind: „De fuera vendra, quien de casa nos echara" (Ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hause treibt), „Marques del Cigarral"; „No puede ser (Es kann nicht seyn, von Dumaniant in dem bekannten Lustspiel „Guérre ouverte", und deutsch von Huber in der „Offenen Fehde" bearbeitet); „El parecelde en la corte" und „El megor amigo; El desden col le desden"; deutsch von West (Schreivogel) u. d. N. „Donna Diana, oder Stolz und Liebe". Eine Auswahl seiner Lustspiele erschien zu Valencia 1676—77, 3 Bde. 4.

Morgagni (Giambattista), ein berühmter Anatomiker, geb. zu Forli im Kirchenstaate 1682, studirte zu Bologna Physik, Medicin, selbst Astronomie, vorzüglich aber Anatomie, mit solcher Auszeichnung, daß er im 16. Jahre schon die Doctorwürde erhielt. Hierauf besuchte er die gelehrten medicinischen Anstalten zu Venedig und Padua, und beschäftigte sich einzig mit dem Studium der vergleichenden Anatomie. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt prakticirte er einige Zeit als Arzt, bis er 1702 einem Rufe nach Padua, den Lehrstuhl der Medicin zu besteigen, folgte. Sein Ruhm als großer Anatom drang auch bald durch ganz Europa, und die Akademien von Paris, London, Berlin, Petersburg u. a. O. nahmen ihn als Mitglied auf. Er starb 1771 im 90. Jahre seines Lebens. Seine sämmtlichen Werke, unter denen sich auch einige kritisch-historische Abhandlungen befinden, wurden kurz vor seinem Tode von seinem Schüler Anton Larber in einer Gesammtausgabe 1765 herausgegeben. Eine von ihm entdeckte kleine Oeffnung an der Zungenwurzel und ein Muskel des Zapfens sind unter den Anatomen ihm zum Andenken mit seinem Namen belegt worden.

Morgana, s. Fata Morgana.

Morganatische Ehe (Matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam) (von dem gothischen Worte morgjan, abkürzen, beschränken), auch Ehe zur linken Hand genannt, ist diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepakten ausgemacht wird, daß die nicht ebenbürtige Frau und ihre Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen seyn sollen. Das preuß. Landrecht erlaubt ihre Abschließung Adeligen und königl. Räthen. Nach gemeinem Rechte ist sie nur dem hohen Adel gestattet.

Morgarten, Berg im Thale Egeri des Schweizercantons Zug, bekannt durch die Schlacht 1315. Dort nämlich, wo der Weg zwischen ihn und dem Egerisee sehr schmal wird, erwarteten 600 Mann von Schwyz unter Stauffacher und Redinger, 400 Uracher unter v. Attinghausen, 300 Unterwalder unter Peter Imdorf, am 16. Nov. 1315 die feindlichen, bestens bewaffneten und berittenen 1500 Edlen unter Graf Heinrich von Montfort-Tetnang, denen Leopold von Oestreich unmittelbar mit der Hauptmacht, wohl 12.000 Mann folgte. 50, wegen politischer Vergehen des Landes verwiesene Eidgenossen, hatten jenen 1300 Mann ihre Hülfe angeboten, und als diese sie ausschlugen, sich dennoch, mit Felsstücken, Steinen, Holzstämmen versehen, auf der Morgartenhöhe aufgestellt. Als nun die Adeligen eindrangen zwischen See und Berg, wälzten jene Geächteten, wie Lawinen Alles zerschmetternd, auf sie herab, und da nun das Fußvolk unsinnig gegen den Berg an diese

Gegenstände rannte und leicht hinabgestürzt ward, mehrte sich die grause Unordnung, und jetzt brachen die 1300 Eidgenossen von Schwyz, Unterwalden und Uri hinein, die von Morgarten kamen mit Keulen und Morgensternen herab, das Blutbad war gräßlich, nur die Flucht verhieß Manchem Rettung. 3 Grafen, 9 Ritter, 1500 Reisige blieben, ohne die vielen im See ertrunkenen; die Sieger hatten nur 15 Todte, darunter Peter Imdorf, doch viele Verwundete. Zum ewigen Gedächtniß erbaute man eine Capelle, in der noch immer der 16. November gefeiert wird. Hier auch Gefecht 1793 zwischen den Oestreichern und Franzosen.

Morgen oder Morgengegend, Osten, diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Morgen heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verstehen. — Morgenpunkt ist der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den 4 Cardinalpunkten, welche die Lage der 4 Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen, und heißt bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten. Die nach diesem Punkte hin liegende Gegend ist die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseits des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesseits desselben nach Süden auf. Am längsten Tage ist ihr Aufgangspunkt am weitesten gegen N., und am kürzesten Tage am weitesten gegen S. entfernt. Diese jedesmalige Entfernung heißt bei den Gestirnen die Morgenweite.

Morgen (Feldmaß), eigentlich so viel Feld, als man in einem halben oder ganzen Tage mit einem Gespann umackern kann, daher ungefähr so viel wie Acker; außerdem in Amsterdam 600, in Braunschweig 148, in Breslau 394, in Kleve 625, in Kulm alter Maaß 395, neuer Maaß 407, in Dresden 300, in Franken 257, in Fulda 160, in Gotha 167, in Halberstadt 180, in Hanover 120, in Hildesheim 147, in Königsberg 300, in Leipzig 300, in Würzburg 160 Quadratruthen. In manchen Gegenden unterscheidet man Waldmorgen, welche größer sind als die Feldmorgen, und Wiesenmorgen, so viel Wiesenland, als ein Mann in einem Tage abmähen kann.

Morgengabe, ein Geschenk, welches der Bräutigam seiner Braut nach dem Tage der Hochzeit an Geschmeide, Kleinodien oder auch an Geld schenkt. Dieses Geschenk ist der Frau freies Eigenthum und geht nach ihrem Tode auf ihre Erben über. Wenn sie den Mann überlebt und es noch nicht empfangen hat, so kann sie es von dessen Erben fordern. Da über solche Schenkung nicht rechtlich geurtheilt wird, so muß sie von Dem, der sich darauf beruft, erwiesen werden. Dieses Geschenk kommt ursprünglich von den Longobarden her, und wurde bei ihnen am Morgen der Hochzeit, wann der Bräutigam zuerst die Braut gegrüßet, gegeben. Nach dem Sachsenrechte gehört zur Morgengabe alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, als Kühe und Kälber, feldgängige Schweine, unbeseilte und noch nicht eingespannte Pferde, als Mettenpferde, zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Zaunstöcke. Diese Morgengabe gehörte adeligen Witwen ohne vorhergegangene Versprechung nach besonderer Verordnung der Rechte. Durch das Gesetz vom 31. Januar 1829 ward die Morgengabe, sowie die statutarische Erb-

portion, das Pflichtheil der Witwen adeliger Erblasser und deren Recht, ein Leibgedinge zu fordern, im Königreich Sachsen aufgehoben.

Morgenröthe. Diese prächtige Erscheinung am Osthimmel wird durch die Sonne verursacht, die die Strahlen in die beim Aufgange über ihr stehenden Wolken wirft. Die Röthe ist manchmal heller, manchmal dunkel, währt zuweilen lange, zuweilen kurz. Eine hochrothe und feurige Morgenröthe kündet in der Regel Regen oder Wind an, weil die Wolken gegen Morgen anzeigen, daß der Westwind weht, der die Wolken der Sonne entgegentreibt.

Morgenstern, s. Lucifer, Planeten und Streitart.

Morhof (Daniel Georg), berühmter Literator, geb. zu Wismar 1639, studirte zu Stettin und Rostock, wurde auf letzterer Universität 1660 Professor der Dichtkunst, durchreiste dann die Niederlande und Großbritannien und ging 1665 als Professor der Beredtsamkeit und Poesie nach Kiel. Nachdem er in die königl. Societät der Wissenschaften zu London aufgenommen, erhielt er die Professur der Geschichte und die Bibliothekarstelle an der kieler Hochschule. Er starb zu Lübeck auf seiner Rückkehr von Pyrmont 1691. Um die Literargeschichte hat sich Morhof in Deutschland bleibende Verdienste erworben, indem er durch sein treffliches Werk: „Polyhistor etc.“ (Lübeck 1688; 1732) dieselbe zur Universitätswissenschaft erhob und unter uns Deutschen eine allgemeine Neigung zu literarischen Kenntnissen weckte. Er hinterließ noch eine Anzahl anderer Schriften, worunter sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen, sammt dessen deutschen Gedichten“ (3. Aufl., Lübeck und Leipz. 1718) besonders von der historischen Seite wichtig. Seine „Deutschen und lat. Gedichte“ (Lübeck 1697) hingegen sind von geringem Belang. Eine Auswahl der erstern steht im 8. Bde. von W. Müller's „Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrh.“

Morillo (Don Pablo), spanischer Feldherr, s. Spanien.

Möris, s. Aegypten.

Moriscos, s. Mauren.

Moritz (Kurfürst von Sachsen, Herzog Heinrich des Frommen ältester Sohn), geb. zu Freiberg den 21. März 1521, erhielt seine Bildung auf der freiberger Stadtschule und an den Höfen des Herzog Georg von Sachsen zu Leipzig, des Kurfürsten Albert von Mainz und des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zu Torgau. Da nach Herzog Georgs Tode sein Vater (Heinrich der Fromme) regierender Herr der gesammten Besitzungen des Albertinischen Hauses wurde, und Herzog Moritz sich mit seiner herrschsüchtigen Mutter nicht vertragen konnte, begab er sich nach Kassel zu dem Landgrafen Philipp von Hessen, wo er den 9. Jan. 1541, ohne seiner Eltern Einwilligung zu haben, sich mit der Landgräfin Agnes vermählte. Herzog Heinrich, die Annäherung seines Todes spürend, übertrug ihm den 10. August d. J. die Regierung und überließ sie ihm durch seinen Tod den 17. Aug. gänzlich. Mit Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen gerieth er im Frühjahr 1542 wegen der von demselben im Stifte Wurzen eingeforderten Türkensteuer in einen Krieg, der aber zu Ende der Osterwoche, wo er begonnen (weßhalb er auch der Fladenkrieg heißt), durch Vermittelung des Landgrafen Philipp von Hessen und den Vertrag zu Grimma, sein Ende erreichte. Noch in demselben Jahre wäre er bei der Belagerung von Pesth, wohin er dem Kaiser 5600 Mann zugeführt hatte, fast von den Türken in einem Gefecht getödtet worden, hätte ihn nicht sein treuer Page Sebastian Reibisch dadurch, daß er sich auf ihn warf, ge-

rettet. Das Vertrauen Kaiser Karls V. erlangte er während dessen Feldzüge gegen Frankreich in den Jahren 1543 und 1544, indem er durch seine Tapferkeit den Frieden von Crespy herbeiführte. Dieß war auch die Ursache, warum er dem schmalkaldischen Bunde nicht beitrat. Durch Einführung einer neuen Kirchenordnung 1543, Errichtung der drei Landes- und Fürstenschulen, nämlich Pforte, Meißen und Merseburg (1550 nach Grimma verlegt), Errichtung der Consistorien zu Leipzig 1543 und Meißen 1545, durch Befestigung der Städte Dresden, Leipzig und Pirna, eine verbesserte Bergordnung und Errichtung einer Armee machte er sich nicht allein um sein Land verdient, sondern bereitete auch künftige Vergrößerungen vor. 1545 half er den unruhigen Herzog Heinrich von Braunschweig besiegen, nahm ihn gefangen und nöthigte ihn zum Frieden. Beim Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs brachte ihn des Kaisers Drohung, daß auch auf ihn die über Johann Friedrich ausgesprochene Reichsacht ausgedehnt werden sollte, und die Wiederholung des ihm schon auf dem Reichstage zu Speyer 1544 gegebenen Versprechens wegen Ertheilung der Kurwürde, zu einem geheimen Bündnisse mit König Ferdinand I. Dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen hatte er indessen früher versprochen, in seiner Abwesenheit die sächsischen Lande zu schützen. Nachdem auf dem Landtage zu Freiberg den Ständen die Nothwendigkeit des Kriegs erklärt, und sie darein gewilligt hatten, wurde dem Kurfürsten den Krieg erklärt und Herzog Moritz eroberte nun, von dem König Ferdinand unterstützt, in kurzer Zeit alle Besitzungen des Kurfürsten, außer Eisenach, Gotha und Wittenberg. Der Kurfürst kehrte auf diese Nachricht, da auch die uneinigen Bundesgenossen ihn schon längst verlassen hatten, in sein Land zurück, eroberte dasselbe nicht nur in kurzer Zeit wieder, sondern nahm auch das Albertinische Gebiet bis auf Leipzig und Dresden ein. Markgraf Albrecht von Brandenburg zog zwar dem Herzog Moritz mit 6000 Mann zu Hülfe, wurde aber bei Rochlitz gefangen, und Moritz ward nun genöthigt, einen monatlichen Waffenstillstand mit dem Kurfürsten zu schließen, nach dessen Beendigung der Kurfürst den 5. April Meißen besetzte und Dresden belagerte. Der nach Böhmen gezogene Moritz vereinigte sich indessen zu Eger mit dem Kaiser; beide rückten in Meißen ein und näherten sich der Elbe. Die Schlacht bei Mühlberg endigte mit der Gefangenschaft des Kurfürsten, der den 19. Mai in dem Lager vor Wittenberg der Kur entsagen mußte, die der Kaiser den 1. Juli dem Herzog Moritz ertheilte, jedoch unter der Bedingung, daß den Kindern des Kurfürsten jährlich 10.000 Gulden Einkünfte angewiesen würden. Die feierliche Belehnung der Kur erfolgte auf dem Reichstage zu Augsburg den 21. Februar 1548. Das vom Kaiser den Protestanten aufgedrungene Interim nahm er nicht an, sondern ließ von seinen Theologen ein in vielen Punkten verändertes verfassen, das leipziger Interim genannt, welches einen großen Federkrieg veranlaßte. Im Jahr 1550 tauschte er Eilenburg und Kolditz, die als böhmische Lehen dem König Ferdinand von den Ländern des Kurfürsten Johann Friedrich zugefallen waren, gegen das Herzogthum Sagan ein, verband Alt- und Neu-Dresden zu einer Stadt, legte zu Wittenberg das Hofgericht an, bestätigte das Consistorium daselbst, vermehrte die Besitzungen der Universität Leipzig durch Abtretung des Pauliner-Klosters und kaufte von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Amt Königsberg in Franken, welches er einige Jahre darauf an den Bischof zu Würzburg verkaufte. Noch in demselben Jahre übernahm er die Vollführung der Reichsacht über Magdeburg, bezwang diese Stadt den 21. Oct., er-

oberte im November die Neustadt, schlug 1551 ein unter Johann von Heydeck von den Hanseſtädten ausgerüſtetes Hülfsheer bei Verden, und bemächtigte ſich der Stadt Magdeburg den 3. Nov. durch einen Vergleich. Während der Belagerung hatte Kurfürſt Moritz, aufgebracht auf den Kaiſer, weil derſelbe ſeinen Schwiegervater (Philipp von Heſſen) noch immer in gefänglicher Haft hielt, im Geheim das Bündniß zu Lochau mit Frankreich geſchloſſen, behielt auch nach Eroberung der Stapt Magdeburg die dabei gebrauchten Truppen beiſammen, und rückte mit denſelben zu Anfang des Frühjahrs 1552 ſo ſchnell nach Baiern und Oeſtreich vor, daß der Kaiſer beinahe zu Insbruck den 18. Mai gefangen worden wäre. Durch den paſſauer Vertrag den 17. Juli erhielten die gefangenen Fürſten ihre Freiheit wieder und die Proteſtanten das Verſprechen vollkommener Religionsfreiheit. Im folgenden Jahre zog er dem Kaiſer gegen die Türken in Ungarn zu Hülfe und nöthigte durch mehre Gefechte den Sultan Solimann II. zum Frieden. Um die durch Markgraf Albrecht von Brandenburg geſtörte Ruhe in Deutſchland wieder herzuſtellen, zog er, von König Ferdinand I. und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig unterſtützt, gegen denſelben, ſiegte bei Sievershauſen in der Nähe von Peina im Hildesheimiſchen den 9. Juli, wurde aber dabei ſo verwundet, daß er ſchon den 12. Juli ſeinen Geiſt aufgab. Von ſeiner Gemahlin Agnes überlebte ihn nur eine Tochter, Anna, die einige Jahre mit dem Prinzen von Oranien vermählt, 1572 in Sachſen ſtarb. Ihm folgte in der Regierung des Kurfürſtenthums Sachſen ſein Bruder Auguſt.

Moritz, Graf v. Sachſen, bekannter als Marſchall v. Sachſen, geb. den 15. Oct. 1696 in einem Dorfe bei Magdeburg, Sohn Auguſts des Starken, Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, und der Aurora von Königsmark, ward in Berlin und Warſchau als Graf von der Raute erzogen und zeigte früh Feuergeiſt, ſeltene Körperſtärke und Luſt zu den Waffen. Schon 1709 hatte er in Flandern als Adjutant des ſächſ. Generals Schulenburg unter Eugen und Marlborough gegen Frankreich gefochten und den Belagerungen von Lille, Tournay und Mons und der Schlacht von Malplaquet beigewohnt. Ebenſo zeichnete er ſich 1710 aus, wohnte 1711 der Belagerung von Stralſund unter den Augen ſeines Vaters bei und wurde von demſelben als Reichsvicar zum Grafen von Sachſen und bald darauf zum Oberſt eines Küraſſierregiments, das er neu errichtete, ernannt, führte daſſelbe 1712 gegen die Schweden und focht mit ihnen in der Schlacht bei Gadebuſch. Kurz darauf vermählte ihn ſeine Mutter mit der ſchönen Gräfin Victoria von Löben, doch war dieſe Ehe wegen des Unbeſtandes Moritzes in der Frauenliebe nicht glücklich und ward ſchon 1721 wieder getrennt. Er blieb dann unvermählt. 1715 war er bei der Belagerung von Stralſund, focht 1717 vor Belgrad unter Eugen gegen die Türken und erhielt nach ſeiner Rückkehr den weißen Adlerorden. Er liebte die Franzoſen vor Allen. Dieß und der Friede, der damals allenthalben hergeſtellt war, bewogen ihn, 1720 in franzöſiſche Dienſte zu gehen. Er ward vom Regenten zum Marechal de Camp ernannt, kaufte 1722 ein deutſches Regiment, das nun ſeinen Namen trug, und führte bei demſelben ſeine Ideen und Pläne aus. Längſt ſchon war nämlich nicht nur der praktiſche Krieg, ſondern auch deſſen Theorie ſein Lieblingsſtudium geweſen, und er hatte ſich hierbei manches Originelle über Exerciren erdacht und ſchon früher im ſächſiſchen Dienſt ein Exercierreglement ausgearbeitet, das er nun auszuführen ſtrebte. Mit Eifer beſchäftigte er ſich auch mit Mathematik, Kriegsbaukunſt und

Mechanik. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn auf Antrieb der verwitweten Herzogin Anna Iwanowna, Tochter Iwans III. und Nichte Kaisers Peter d. Gr. und nachmaligen Kaiserin von Rußland, zum Herzog; Anna hatte ihn nämlich lieb gewonnen und hoffte, daß er sie heirathen würde. Allein Menzikoff strebte nach dieser Würde und ließ Moritz durch 800 Russen im herzoglichen Pallast zu Mitau belagern. Tapfer vertheidigte er sich mit 60 Mann und zwang die Russen zum Abzug. Wahrscheinlich würde er auch wirklich Herzog geworden seyn und mit Anna später den russischen Thron bestiegen haben, hätte diese nicht ein Liebesverständniß zwischen ihm und einem ihrer Hoffräuleins entdeckt. Sie gab nun den Unbeständigen auf, und er konnte dem vereinten Andringen der russischen und polnischen Partei nicht widerstehen und benutzte 1729 eine günstige Gelegenheit, um nach Frankreich zu entweichen. Bei diesem Streben nach dem Herzogshut fehlte es ihm einst an Geld, er schrieb deßhalb nach Paris; sogleich verkaufte dort seine alte Geliebte, die berühmte Schauspielerin Lecouvreur, ihre Kostbarkeiten und sendete ihm 40.000 Franken. 1733 starb sein Vater; sein Halbbruder bot ihm den Oberbefehl über sämmtliche polnische und sächsische Truppen an, er schlug ihn aber aus. Moritz erwarb sich, als Marechal de Camp bei der französischen Armee des Marschalls von Berwick angestellt, bei Ettlingen und vor Philippsburg Ruhm; 1734 wurde er Generallieutenant. In dem östreichischen Successionskriege 1741 nahm er Prag mit Sturm und eroberte Eger und Elnbogen. Er führte die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück und nahm dort die Linien von Lauterburg. 1744 ward er Marschall von Frankreich, durfte jedoch als Protestant nicht in dem Marschallscollegium seinen Sitz nehmen, erhielt aber ein Commando in Flandern. Hier hielt er sich gegen einen überlegenen Feind mit solcher Klugheit, daß dieser Feldzug ihn unter die größten Feldherren aller Zeiten reiht. 1745 gewann er die Schlacht von Fontenay und führte in ihr, obschon gefährlich krank, mit seltener Selbstbeherrschung die Truppen zu Pferde persönlich an. Der Schlacht folgte die Einnahme von Tournay, Brügge Gent, Oudenarde, Ostende, Ath, Brüssel. Im April 1746 ward er vom König von Frankreich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken naturalisirt, gewann am 11. Oct. die Schlacht bei Raucour, erhielt 6 hierbei eroberte Kanonen geschenkt und ward 1747 zum General-Marschall aller franz. Armeen ernannt. Die Holländer, erschreckt durch dieß Glück der franz. Waffen, wählten den Prinz Wilhelm von Nassau zum Statthalter. Nichts destoweniger überschwemmte Moritz Seeland, gewann die Schlacht bei Lawfeld am 2. Juli, ließ Bergen op Zoom durch Löwendahl belagern und eroberte am 7. Mai 1748 Mastricht. Er ward nun zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden ernannt. Nach dem aachener Frieden zog er sich nach Chambord, einem ihm geschenkten Gute, zurück und verlegte ein von ihm während des Kriegs errichtetes Uhlanenregiment in die Gegend, legte für dasselbe eine wilde Stuterei an und beschäftigte sich wieder mit der Theorie des Kriegs und mit chimärischen Plänen. So hatte er die Idee, die Juden, zu einem Volke vereint, nach Palästina zu führen, wollte König von Corsica werden, in Amerika, namentlich in Brasilien, ein Königreich gründen u. s. w. Nach einer Reise nach Berlin, wo ihn Friedrich d. Gr. sehr ehrenvoll aufnahm, st. er zu Chambord an einem Blutsturze d. 30. Nov. 1750. Er wurde in der lutherischen Kirche zu Strasburg begraben und ihm dort durch Pigalle ein Denkmal gesetzt. Schriften: „Les vereviers", beste Ausg. von Perau, Paris 1757; deutsch, als

Einfälle über die Kriegskunde, Leipz. 1757, im Auszuge von Struensee, Liegnitz 1767, ein Werk, das unter vielem Barocken manches Geniale, besonders über leichte Truppen (er schlug die Amusetten vor), enthält: „Mémoires sur l'infantérie ou traité des legions". Seine Taktik und Strategie war mehr eine berechnete, besonnene, nach Regeln geordnete, als eine gewagte, kühne. Er ließ sich, wie bei Fontenay, gern angreifen oder wagte, wie bei Raucour, nur eine Schlacht, wenn er des Siegs halb gewiß war. Den errungenen Sieg wußte er zu benutzen. Vgl. „Histoire de Maurice comte de Saxe", Mitau (Paris) 1752; d'Espagnac „Histoire du Maréchal de Saxe", 2 Bde., Paris 1773.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der 2. Ehe des Prinzen Wilhelm I. v. Oranien mit Anna, des Kurf. Moritz v. Sachsen Tochter, geb. zu Dillenburg d. 13. Nov. 1567, studirte zu Leyden, als s. Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn in s. 18. J. die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Ueberfall Breda, darauf befreite er Geldern, Ober-Yssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern. Nun erhielt er, nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Oberyssel; die von Friesland und Gröningen wurde seinem Vetter, Grafen Wilhelm v. Nassau, zu Theil. Ueberhaupt nahm Moritz den Spaniern bis zu dem 1609 auf 12 J. geschlossenen Waffenstillstande, gegen 40 Städte und mehre Festungen; er schlug sie in 3 Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikanischen Viceadmirale an den spanischen und flandrischen Küsten erfochten. So wurde Moritz der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks; auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Dazu benutzte er mit die theologischen Zänkereien der Arminianer und Gomaristen, oder der Remonstranten und Contra-Remonstranten. Er unterstützte die Gomaristen mit großem Eifer, ja mit Gewaltthätigkeit (vgl. Barneveldt); allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, sah er sich endlich doch genöthigt, von der Ausführung seiner Entwürfe abzustehen. Er starb im Haag d. 23. April 1625 und hatte s. Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Das Leben dieses Statthalters war eine selten unterbrochene Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Den Krieg verstand er meisterhaft und führte ihn als Held. Sein Heer galt für die erste Schule der Kriegskunst. Die von ihm gebildeten Krieger haben seinen Ruhm vermehrt. Wie Montecuculi besaß er die seltene Kunst der Märsche und Läger; wie Vauban das Talent der Befestigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geschicklichkeit, die zahlreichsten Heere in den unergiebigsten und erschöpftesten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei den Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé jenen untrüglichen Ueberblick, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; wie Karl XII. die Fähigkeit, die Truppen fast unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beschwerden zu machen; wie Turenne das Menschenleben zu schonen. Nach Folard's Urtheil war Moritz der größte Infanteriegeneral seit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt und erweiterte sie durch Anwendung eigner und fremder Erfindungen.

Moritz (Karl Philipp), ein genialer Schriftsteller, geb. 1757 zu

Hameln von armen Eltern, kam zu einem Hutmacher in die Lehre und ward von den Herrnhutern unterstützt. Sein unruhiger Geist und seine Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen trieben ihn aus seiner Heimath. Nach mancherlei Schicksalen war ihm so viel Unterstützung geworden, um 2 Jahre in Wittenberg studiren zu können. In Dessau, wohin ihn Basedow berief, blieb er nur kurze Zeit und verdankte, als ihm seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, fehlschlugen, Teller und Büsching eine Lehrerstelle am grauen Kloster zu Berlin. Im J. 1782 unternahm er eine Reise nach England, wurde 2 Jahre später außerordentlicher Professor am berlinischen Gymnasium und hielt Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften. Nach seiner Rückkehr von einer nur halb vollendeten Reise in die Schweiz ergriff ihn eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen verleitete. Eine andre Richtung gab seinem Geiste eine Reise nach Italien im J. 1786, wo ihn Göthe kennen lernte, der sich seiner freundschaftlich annahm und ihn dem Herzog von Weimar vorstellte. Auf Verwendung dieses Fürsten ward Moritz Mitglied der berliner Akademie. Im Winter 1788—89 kam er nach Deutschland zurück und wurde Professor der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der berliner Akademie. Er starb 1793 auf einer Reise nach Dresden, nachdem er einige Jahre zuvor eine sehr unglückliche Ehe geschlossen hatte. Ohne Einheit und festen Lebensplan war Moritz zu einer klaren Anschauung seiner selbst und der Welt gekommen. Sein steter Kampf mit den Menschen und den äußern Verhältnissen verleitete ihn zu mannigfachen Inconsequenzen. Seine zahlreichen Schriften, mythologischen, antiquarischen, psychologischen, grammatischen Inhalts, unter welchen die deutsche Prosodie den meisten Werth hat, ferner Reisebeschreibungen durch England und Italien u. s. w. tragen das Gepräge seines Geistes und sind zum Theil sehr anziehend und belehrend. In den Romanen „Anton Reiser“ und „Andreas Hartknopf“ hat er sein Leben theilweise zu beschreiben versucht.

Moritzburg, Schloß und Amt, 3 Stunden von Dresden, nahe bei Eilenberg im meißner Kreise. Kurfürst Moritz legte 1542 den Grund, und Kurfürst Christian I. vollendete es. Friedrich August I. erweiterte und verschönerte es ungemein, sodaß er und seine Nachfolger es zum glänzenden Feenpallaste machten, worin der Hof die prachtvollsten Feste, Bälle und Jagden gab. Das Schloß enthält über 200 Zimmer nach altfranz. Geschmacke geziert; die noch jetzt vorhandenen Kostbarkeiten zeugen von der damaligen Prachtliebe und Verschwendung der Fürsten. Der große Tanzsaal ist zwar jetzt geweißt, doch 72 vergoldete Hirschköpfe mit Geweihen von 30 bis 50 Enden geschmückt, beweisen, daß der Ort ehemals dem Jagdvergnügen gewidmet war. Unter den dortigen Gemälden zeichnet sich die annaburger Jagd mit 40 nach dem Leben gezeichneten Personen von Lucas Kranach aus. Der vorige König fügte 1769 zu dem alten noch das neue Schloß hinzu. Auf den 72 fischreichen Teichen halten sich eine Menge Kraniche, Schwäne, wilde Gänse und Enten auf. Das Ganze liegt im Friedewalde, einem Parke, an dem Natur und Kunst sich in die Hände arbeiteten, um ihn zu einem würdigen Belustigungsorte der Fürsten zu bilden.

Mörlachen, s. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Herr von Plessis-Morly, geb. zu Buhy oder Bisbuy 1549, studirte zu Paris Humaniora und Theologie, bekannte sich zur protestantischen Lehre, durchreiste nach der Bartholo-

mäusnacht (1572) Italien, Deutschland, Holland und England. Heinrich IV., der ihm innigst zugethan war, ernannte ihn 1590 zum Staatsrath und Statthalter von Saumur, wo er 1600 für die Protestanten eine Akademie errichtete. Er starb in seiner Baronie de la Foret in Poitou 1623. Mornay war die Seele der Protestanten; man nannte ihn ihren Papst. Er verfocht die Lehrsätze seiner Partei mündlich und schriftlich. Unter Mornay's Schriften war die über die Wahrheit des Christenthums („La vérité de la religion chrétienne") die geschätzteste; aber die über das Abendmahl („De l'instruction, usage et doctrine de l'eucharistie") machte das meiste Aufsehen. Schätzbar sind seine „Mém. et correspond. pour servir à l'histoire de la réformation et des guerres civiles en France depuis 1571 jusqu'en 1623" (vollst. Ausg. in 15 Bdn. m. s. Biogr., Paris 1825).

Morpheus, der Gott der Gestalten, die in Träumen erscheinen, oder der bildende Traumgott. Auf einer alten Gemme (s. Moritz's „Mythologie") steht er vor der Nacht, die ihm Mohn austheilt, als ein schöner Jüngling.

Morphine, ein vor Kurzem entdecktes, furchtbares Pflanzengift. Ueber dessen unmittelbare Einwirkung haben die pariser Aerzte Deguise, Dupuis und Leuret genaue Versuche angestellt. S. „Recherches et expériences sur les effets de l'acétate de morphine" (Paris 1824).

Morphologie, griech., Gestaltlehre, ein zuerst durch Göthe in die Naturgeschichte eingeführter technischer Ausdruck, der die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper bezeichnet. Göthe lenkte zuerst die Aufmerksamkeit darauf hin, daß alle Körper, besonders die ihre Gestalt immerfort umbilden, wie sie in einer steten Bewegung sind; wie sie auch da, wo sie als ein Individuum erscheinen, doch nur aus mehren lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbständig sind. Diese Wesen sind, meint er, entweder ursprünglich vorhanden, oder aber sie finden sich zueinander. Sie trennen sich und suchen wieder, und bewirken so eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweis führt er bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittelst der Absenker und Augen, und, wie bei diesen letztern, ist ihm auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schoße der Mutterpflanze. Bei den Thieren führt er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Göthe's „Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere" (Tübingen 1817 fg.) geben über diesen Gegenstand die anziehendsten Mittheilungen und sind zum größten Theil aus eigner Beobachtung geschöpft.

Mörser, die kürzeste Art des groben Geschützes. Sonst wurden bloß steinerne Kugeln (anfänglich 500 Pfund schwer) daraus geworfen, jetzt aber dienen die Mörser bloß zum Werfen der Bomben, Brand- und Leuchtkugeln (s. d.), und zuweilen der Steinkörbe und Hebespiegelkartätschen. Die Länge des Mörsers beträgt etwa 3¼ Kaliber; das Bodenstück nämlich ist 1½, das Mittelstück ¾, und das Mundstück 1 Kaliber lang. Auf jedes Pfund der Bombe rechnet man 13 bis 15 Pfund Metall für den Mörser, und das Gewicht der Pulverladung beträgt 1/26 bis 1/18 von der Schwere der Bombe. Die Kammer des Mörsers ist gewöhnlich cylindrisch, zuweilen aber auch konisch, birnförmig oder sphärisch. Die Steinmörser, aus welchen

Steinkörbe und zuweilen auch Hebespiegelgrenaden geworfen werden, sind von größerm Kaliber und geringerer Metallstärke als die gewöhnlichen, und werden auch nur mit 1½ bis 2 Pfund Pulver geladen. Ueber die Wurfweiten der Mörser bei verschiedenen Artillerien vgl. Scharnhorst's „Handbuch", 1. Th., 112. — Das Alter der Erfindung der Mörser läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wissen wir, daß sie schon 1522 von den Türken bei der Belagerung von Rhodos gebraucht wurden.

Mortificationsschein, Tilgungsschein, franz. ammortissement, eine Schrift, wodurch eine verlorne schriftliche Obligation, ein Wechsel oder anderes Document ungültig gemacht und gleichsam getödtet wird. — Mortificiren, einen Wechsel, indem man bezahlt, tödten, tilgen oder vernichten. Ferner heißt Mortificiren und Mortification die Ertödtung des Fleisches, vornehmlich das Kasteien, Geißeln, Fasten u. dergl., bei Mönchen, Einsiedlern u. s. w.

Mortuarium, oder manus mortum, s. Todte Hand.

Morus (Thomas), geb. 1480 zu London, studirte mit Eifer zu Orford und erwarb sich schon damals durch seinen edeln Charakter allgemeine Hochachtung. Er trat höchst ungern in die Dienste des Hofes, wo er aber schnell zu Ansehen gelangte und die Kanzlerwürde im Herzogthum Lancaster erhielt. Unter Heinrich VIII. zeigte er sein diplomatisches Talent in mehren Sendungen, welche ihm dieser König übertrug. Diesen wichtigen Posten verwaltete er mit der größten Gewissenhaftigkeit, welche ihn in der Gunst des Königs immer mehr befestigte. Dabei begnügte er sich mit dem geringen Einkommen seines väterlichen Erbtheils und dem Ertrag von einigen Ländereien, die ihm der König geschenkt hatte. Heinrich VIII, um seine Hochachtung gegen Morus recht zu äußern, übergab ihm das Reichssiegel, welches vor ihm keinem Weltlichen war anvertraut worden. Als indessen Heinrich VIII. sich von der katholischen Kirche trennte und zum geistlichen Oberhaupt in seinem Reiche erklärte, weigerte sich Morus, den Supremateid zu leisten, und ward genöthigt, seine Stelle niederzulegen (1533). Der despotische Monarch warf ihn, da alle seine Schmeichelei nichts fruchtete, ins Gefängniß, wo er strenge behandelt ward. Als ihm seine Freunde vorstellten, daß er Unrecht habe, nicht mit dem Staatsrath in jener Sache übereinzustimmen, erwiderte er standhaft: „Ich habe für mich die Kirche; sie ist der Staatsrath der Christenheit". Auch seine von ihm geliebte Gattin vermochte ihn nicht in seinen Gesinnungen wankend zu machen, und als sie ihn beschwor, sein Leben und seine Kinder zu erhalten, fragte er sie: „Wie viele Jahre glaubst du, daß ich noch leben kann?" sie aber antwortete: „über 20 Jahre", er erwiderte darauf: „Willst du, daß ich die Ewigkeit für 20 Jahre hingebe?" Da der blutdürstige König nun sah, daß alle angewandte Mühe, ihn zum Abfalle vom katholischen Glauben zu bringen, eitel war, ließ er das Todesurtheil über ihn aussprechen. Mit christlicher Fassung hörte Morus diese erschütternde Nachricht und schrieb noch am Vorabend der Vollziehung desselben an seine Tochter Margaretha einen Brief, worin wir seine feste Zuversicht auf Gott und ein besseres Leben bewundern müssen. Mit Würde bestieg er am 6. Juli 1535 das Blutgerüst. So endete Morus, den man damals als den rechtschaffensten Mann des Königreichs nannte. Ein ausführliches und treues Gemälde von ihm entwirft sein vertrauter Freund Erasmus in einem Briefe an Hutten. Balde hat in einer schönen Elegie sein Schicksal besungen. Morus hinterließ außer Briefen, Epigrammen und einer

Uebersetzung dreier Gespräche Lucian's: „Utopia", worin er sein Ideal einer Republik aufstellte; „Geschichte der Könige Richard III. und Eduard V."; ein Dialog: „Quod mors pro fide fugienda non sit". Auch schrieb er u. d. N. Thomas Rosseur gegen Luther, als dieser sich gegen die katholische Kirche aufgelehnt hatte. S. „Thomas Morus. Aus den Quellen bearbeitet von G. Th. Rudhard" (Nürnberg 1829).

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ein ausgezeichneter Theolog, geb. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, studirte in Leipzig Philologie, ward 1760 Magister und las über griech. und röm. Classiker, erhielt 1763 eine Collegiatur, 1768 eine außerordentliche Professur an der philosophischen Facultät; 1771 ward er ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur, 1782 Professor der Theologie, endlich Domherr und Mitglied des Consistoriums und starb 1792. Durch den angestrengtesten Fleiß hatte sich Morus die gründlichsten philologischen, philosophischen und theologischen Kenntnisse zu eigen gemacht. Aeußerste Genauigkeit im Untersuchen und Bescheidenheit in Behauptung Dessen, was ihm Wahrheit schien, unterschieden ihn von vielen Andern, die mit ihm zu gleicher Zeit die gleiche Bahn liefen. Als Exeget des Neuen Testaments hatte er entschiedene Verdienste und so auch um die biblische Dogmatik. Seine Vorlesungen über die Moral haben bei seinen zahlreichen Zuhörern unendlich vielen Nutzen gestiftet; denn was er sprach, sprach er aus dem Herzen, und so ging es wieder in die Herzen. Diesen Vorlesungen kam noch außerdem zu statten, daß Morus der rein moralische Mann selber war, wozu er Andere machen wollte. Von seinen Schriften nennen wir: „Libellus animadversionum ad Longinum", 1773; „Dissertatio de cognatione historiae et eloquentiae cum poësi". Besonders wird seine Uebers. des Briefes an die Hebräer, sowie seine 1789 erschienene „Epitome Theologiae Christianae" geschätzt.

Morveau (Guyton de Louis Bernard, Baron), ein Chemiker, geb. zu Dijon d. 4 Jan. 1737, machte sich 1773 durch die Entdeckung einer Luftreinigungsmethode bekannt, die jetzt überall mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wird. (S. Räuchern.) G. de Morveau war früher Generaladvocat beim Parlament zu Dijon, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, beredt und rechtschaffen. Für sein Lieblingsfach, die Chemie, gründete er in Dijon einen Lehrstuhl, den er 13 J. lang selbst versah. 1801 erschien zuerst seine „Description complète de ses procédés de désinfection" („Abhandl. von den Mitteln, die Luft zu reinigen, von Guyton de Morveau; a. d. Franz. von Pfaff", Kopenh. 1802). 1791 war G. de Morveau Mitglied der Nationalversammlung, hierauf des Convents. In der Schlacht bei Fleurus stieg er in einem Ballon in die Luft. 1797 trat er in den Privatstand. Dann wurde er Director der polytechnischen Schule, die er mit gründen half, und Mitglied des Instituts. Nach der Restauration wurde er pensionirt. Er starb den 2. Jan. 1816. Seine Gattin übers. chemische Schriften a. d. Engl., Schwed. und Deutschen; auch Werner's Abhandl. über die äußern Kennzeichen der Fossilien, 1790.

Mosaik, musivische Arbeit, eingelegte Arbeit, die Kunst, kleine Stücke buntes Glas, Marmor, farbige Steine und Edelsteine so zusammenzusetzen, daß sie ein Gemälde mit allen Abstufungen der Farben und des Lichtes bilden. Sie werden zurecht geschnitten und auf einen Grund von Stuck (mit Marmorstaub vermischten Gyps) festgekittet. In Italien ahmt man die berühmtesten Gemälde großer Meister

in Mosaik nach, um sie unzerstörbar zu erhalten. Man unterscheidet die florentinische Mosaik, welche aus farbigen Marmor- und andern seltenen Steinstücken, und die römische, welche aus sehr dünnen Prismen von Glasfluß in verschiedenen Farben besteht. Die antike Glasmosaik besteht aus gefärbtem Glase, bei dem die Farbe ganz durchgeht. Sie soll aus Persien, vielleicht aus Indien stammen. (S. Menu von Minutoli und Klaproth, „Ueber antike Glasmosaik", mit Kupf. Fol.) Man hat Stücke davon in Italien und in ägyptischen Mumien gefunden. Bei den, unter der Leitung des Prof. Thiersch im J. 1805 angestellten Nachgrabungen auf den Loigerfeldern bei Salzburg, auf dem Boden der alten Jujavia, hat man einen großen musiven Fußboden, pavimenta tessellata, entdeckt, der zu den vorzüglichsten Werken dieser Gattung gehört, und den Mythus des Theseus und der Ariadne darstellt. Ueber die Mosaik in Holz s. Marqueterie. Blank in Würzburg erfand eine Musiv-Zusammensetzung der Gemälde von verschiedenen Moosarten. In Berlin legten die Gebrüder Catel eine musivische Stuckfabrik aus Gypsmarmor an; Köpp in Wien erfand die sogenannte spartanische Mosaik, die aus abgerundeten Bachkieseln besteht, welche auf einer Marmorplatte gekittet werden. Eine Art deutscher Mosaikmalerei hat 1819 Franz Xaver Fernbach aus dem Badischen, geb. zu Waldkirch im Breisgau, erfunden. Er hat es durch das Studium der Mineralogie, Physik und Chemie in dieser ganz neuen Gattung bis zu der täuschendsten Nachahmung der Farbe, des Gefüges, des Schillerns ꝛc. der Mineralkörper auf seinen Mosaikgemälden gebracht.

Mosaische Religion und Gesetzgebung, die Grundlage der v. Moses gestifteten hebräischen Theokratie. Bei der Erneuerung des reinen Glaubens der Patriarchen an den einigen Herrn und Gott, Jehovah, welchen die Zeit und Vermischung mit andern Völkern verdunkelt hatten, beabsichtigte der Gesetzgeber durch wohlberechnete Einrichtungen, die Absonderung seines Volks von allen andern und die Beförderung des Ackerbaues als der ersten Grundlage aller Cultur und eines dauerhaften Staats. Keine Familie sollte für immer ihr Eigenthum verlieren, vielmehr eine gewisse Gleichheit der Güter und dadurch Mäßigkeit, Sitteneinfalt und ein zahlreiches Geschlecht sich erhalten. Der Cultus war einfach, häufig Gebete und Reinigungen; und bei einer Menge einzelner, die geselligen und häuslichen Verhältnisse streng ordnenden, Vorschriften, wichtig für die Gesundheit und die Sitten eines verwilderten Volks. In einem tragbaren Tempel bewahrte die Bundeslade das Gesetz. Niemand als der hohe Priester, und auch der nur ein Mal im Jahre, — desto größer war die Ehrfurcht — betrat jenes Allerheiligste, als Vermittler zwischen dem Volke und Gott. Dieser, der Unendliche, ward unter keinem Bilde verehrt. Das aus vielen, stark in die Sinne fallenden, Gebräuchen zusammengesetzte Ritual stellte die erhabene Allegorie eines ewigen, fortwährend zu erneuernden Bundes der Israeliten mit Gott dar. Der Stamm Levi, zerstreut durch das ganze Volk, von Opfern und Zehnten lebend, wachte über die Erhaltung des Gesetzes, das ihn ernährte. Diese in 40 Städten zerstreut wohnenden Leviten, der gemeinschaftliche Jehovahdienst, die drei Nationalfeste und der hohe Priester, waren das Band des Bundes, der Israel zu einem Ganzen machte; Jehovah der einzige König. Als Gesetzgeber ging Moses von den Grundforderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen aus. Seine Gesetze wa-

ren der Eigenthümlichkeit des Volks, dem Klima und der politischen Lage Kanaans völlig angemessen. In einem scharf abgeschlossenen Gottesstaate sollte das israelitische Volk der treue Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einst über das ganze Menschengeschlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung werden. — Das Mosaische Recht, der Inbegriff der in den fünf Büchern Moses enthaltenen Gesetze, hat, als solches, nach Erlöschung des jüdischen Staats, keine Rechtsgültigkeit mehr (vergl. d. Art. Ehe). Auch die Juden sind nur in Religionssachen, wo die Rabbiner ihre Richter sind, an dasselbe gebunden. — S. Michaelis's „Mosaisches Recht" (6 Th.) Bauer's „Theologie des Alt. Test." (Lpz. 1796); Desselben „Beschreib. d. gottesdienstl. Verfass. d. alten Hebräer" (Lpz. 1805) und Vater's „Commentar üb. d. Pentateuch" (Halle 1802—5, 3 Th.) nebst de Wette's „Beitr. z. Einleit. in das A. T." (Halle 1806). In Johlson's „Unterricht in der Mosaischen Religion" (Frkf. a. M. 1817) sind auch die Bürgerpflichten auseinandergesetzt. „Kein Handwerk und keine Feldarbeit, heißt es darin, sey den Israeliten durch ein Religionsgesetz verboten, vielmehr machte es die Religion jedem Vater zur Pflicht seinen Sohn irgend ein Handwerk oder eine nützliche Kunst erlernen zu lassen.

Mosaisk (Moshaisk), feste Kreisst. im Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moschaika in die Moskwa, 12 Meilen von Moskau, mit 400 Einw., einem Schloß, Handel mit Getreide, Holz und Theer. Sie ist bekannt durch die Schlacht, welche Napoleon am 7. Sept. den Russen lieferte. Von den Letztern die Schlacht bei Borodino genannt, heißt sie richtiger die Schlacht an der Moskwa (s. d.)

Mosambique, s. Mozambik.

Moscati (Pietro), ausgezeichneter italienischer Arzt und Staatsmann, geb 1736 zu Pavia, ergab sich dem Studium der medicinischen Wissenschaften, sowie der neuern von Rousseau ausgegangenen Philosophie mit Eifer, und erwarb sich als praktischer Arzt die allgemeine Achtung des Publicums. Von dem Revolutionsschwindel ergriffen (1796), ward er anfangs verfolgt; aber nach Bonaparte's Siegen 1798 zu einem der Directoren und bald darauf zum Präsidenten der cisalpinischen Republik erhoben, nach deren Auflösung durch die vereinten Russen und Oestreicher unter Suwaroff 1799 verhaftet, aber vom Erzherzog Karl, dem er bei einer Krankheit Rath ertheilt, wieder freigelassen. Nach Vertreibung der Oestreicher aus Italien 1800 trat er wieder in Staatsdienste, ward 1806 General-Director des öffentlichen Unterrichts im Königreich Italien, dann Senator, Mitglied des italien. Instituts, Präsident der italien. Akademie, Graf, Großwürdeträger des Ordens der Eisernen Krone ꝛc. Napoleon beeehrte ihn mit besonderen Zeichen der Hochschätzung, und der Vicekönig Eugen wählte ihn zu einem seiner Vertrauten. Auf das Freigiebigste unterstützte und beförderte er jetzt Künste und Wissenschaften. Nach Auflösung des Königreichs Italien 1814 zog er sich von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens zurück und starb am 19. Jan. 1824 zu Mailand.

Moschee (Moskeh, Mesdsched, Mesdschid), 1) eigentlich eines der kleinern Bethäuser der Türken, welches zuweilen nur von Holz aufgeführt ist, auch nicht mehr als einen Thurm hat, und worin der gewöhnliche Gottesdienst an den Wochentagen verrichtet wird; gemeiniglich gibt man aber den Namen Moschee 2) auch den Dschami's oder großen und wichtigen Tempeln, worin der öffentliche Gottesdienst ge-

halten wird. Diese haben zwei und mehre, sehr schlanke, oft achteckige, etagenweise über einander emporsteigende und gewöhnlich mit einem Balkon versehene Thürme (Minarets), mit halben Monden auf der Spitze, von denen herab gemeiniglich Blinde (um ihnen den Anblick der Weiber auf den Dächern der Häuser zu wehren) das Volk täglich fünf Mal zum Gebete rufen Auf den Altanen dieser Minarets befindet sich jederzeit eine nach der Gegend von Mekka hingehende Thür, um dem Volke den Gesichtspunkt, welchen es bei dem Gebete nehmen muß, anzuzeigen. Bei hohen Festen und öffentlichen Feierlichkeiten werden die Minarets mit Lampen erleuchtet. Die Moscheen sind gewöhnlich im Viereck mit vieler Pracht gebaut, haben meist ein bleiernes Dach und besitzen große Reichthümer. Nach außen sind sie mit einer Mauer umgeben, die Eingänge sind mit Ketten verwahrt und so niedrig, daß man nur gebückt eingehen kann. Das Innere ist einfach verziert, die Wände weiß angestrichen und nur mit einigen Sprüchen des Korans verziert. Der Boden ist mit Tapeten belegt, ohne Tische und Bänke. Nur in der Ecke gegen Südost ist ein Stuhl, auf dem der Iman sitzt, wenn er das Gebet liest. Nach der Gegend, wo Mekka liegt, ist ein verzierter Schrank (die Kebla), in dem ein oder mehre Korane liegen, zum Zeichen, daß man dahin während des Gebets blicken soll. Vor jeder Moschee ist gewöhnlich ein Vorhof. Neben den Moscheen pflegen sich die größern öffentlichen Schulen (Mädräs), Hospitäler (Imärets) oder Küchen für die Armen zu befinden. Als Einkünfte haben die Moscheen besondere liegende Gründe. Die prächtigste Dschami ist die Sophienmoschee in Konstantinopel, die, wie eigentlich alle Moscheen, den Christen verschlossen ist; doch erhielt sonst der venetianische Gesandte, auch wohl andere vornehme Personen, für einige Dukaten die Erlaubniß, sie zu besuchen. Andere berühmte Moscheen sind die zu Mekka, die die Kaaba enthält, die zu Damask und die zu Jerusalem auf den Trümmern des Tempels Salomo's errichtete Moschee. Auch die zu Cordova, welche jetzt als Kathedrale dient, ist sehr merkwürdig; sie enthält drei Räume, deren äußerster Vorhof mit Mauern von 5 Fuß Dicke und mit Thürmen befestigt ist.

Moscherosch (Joh. Michael), eigentlich Kalbskopf, der Lucian seiner Zeit, geb. 1600 zu Willstedt im Badischen, erhielt von seinem Vater, Prediger des Orts, den ersten Unterricht und bezog 1620 die Hochschule zu Strasburg. Außer dem Studium der Rechtsgelehrtheit war seine liebste Beschäftigung die Poesie. 1624 ward er Magister der freien Künste und machte das Jahr darauf eine Reise durch Frankreich, um sich mit der franz. Sprache und Literatur vertraut zu machen. Nach einem 2jährigen Aufenthalt kehrte er ins Vaterland zurück, ward Hofmeister der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislav v. Croi zu Vinstingen an der Saar. Aber die Schrecken des 30jähr. Krieges hatten ihn bereits seines ganzen Vermögens beraubt, und um den Gefahren desselben zu entgehen, flüchtete er nach Strasburg. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst ernannte ihn der König von Schweden zu seinem Kriegsrath, welche Stelle er mehre Jahre bekleidete, bis ihm von der Stadt Colmar das Syndicat angetragen wurde, dem er aber den Ruf zum Secretariat und Fiscalat in Strasburg vorzog. 1645 wurde er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Namen des Träumenden führte. Ungeachtet er in Strasburg eine angenehme Existenz hatte, so ließ er sich doch 1656 bewegen, die Stelle eines Raths bei dem Grafen

Friedrich Kasimir von Hanau anzunehmen, der ihn später, nachdem Moscherosch seine ausgezeichneten Talente und Kenntnisse bewiesen hatte, sogar zum Präsidenten bei der Kanzlei der Kammer und dem Consistorium ernannte. Nach einigen Jahren legte er, vom Neide verfolgt, diese Aemter nieder. Er st. 1669 zu Worms. Als Schriftsteller gehört Moscherosch zu den bedeutendsten seiner Zeit. Er war von Allen ganz besonders beliebt, und meist nur unter dem Namen Philander von Sittewald bekannt. Das Wichtigste, was wir von ihm haben, ist das satyrische Werk: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders v. Sittewald, das ist, Straffschriften Hans Michael Moscherosch v. Willstedt, in welcher aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellet und gesehen werden u. s. w." (Strasb. 1650). (Eine andre Ausg., Leyden 1646 und 1648, die ungleich mehr enthält, wurde von dem Verf. nicht anerkannt.) Moscherosch hat zwar die Idee zu seinen Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denselben bloß nachgeahmt. Man erkennt darin viel eigenthümliche Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geist der Satyre, der sich bald ernsthaft, bald komisch und burlesk äußert. Die Schreibart ist körnig und lebendig, wiewohl nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechseln ist übrigens dieser Schriftsteller mit s. Bruder Quirinus Moscherosch, der u. d. N. Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und ein „Poetisches Blumenparadies" drucken ließ.

Moschus, ein griechischer Idyllendichter aus Syrakus, war, wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit, den sie jedoch durch Schmuck zu überbieten suchten. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen oder lyrische Herzensergießungen und hymnische Darstellungen als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Seine Gedichte sind gewöhnlich mit denen von Bion (s. d.) zusammengedruckt und übersetzt von Manso und Voß.

Moschus, s. Bisam.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel (Moselle), die, ein Nebenfluß des Rheins, entspringt auf dem Berge Drumont auf dem südlichen Wasgaurücken in Lothringen, fließt durch die franz. Dep. Wasgau, Meurthe, Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg, und in der preuß. Rhein-Provinz bei Koblenz in den Rhein. Sie ist 76 M. lang, wird bis 15 Fuß tief und ist bei Toul über 100, bei Metz über 200, von Trier an 400 bis 600 Fuß breit. Schiffbar wird sie für kleine Fahrzeuge bei Charmes, für größere bei Pont-à-Mousson, für Schiffe von 300 Centn. bei Metz. Die Schifffahrt ist aber wegen den großen Krümmungen und gefährlichen Stellen nicht ohne Beschwerde. Anfangs fließt sie zwischen felsigten Höhen im feuchten Wiesengrunde bis unterhalb Epinal, wo sich das Thal öffnet, die Thalseiten aber meist noch steil bleiben. Von Metz bis Thionville treten die Uferhöhen links zurück, und von Stierk bis zur Mündung ist das Thal wieder steil und felsigt, doch nicht so sehr wie das Rheinthal unterhalb Bingen. Ihre bedeutendste Nebenflüsse sind die Meurthe und die Saar. Die Mosel ist für den Rheinhandel nach dem Main und Neckar die bedeutendste Rheinstrom-Nebenstraße. Die Moselschiffe (Traubenkähne und Bohrnachen) sind äußerst stark gebaut, mit platten engen Böden, vorn spitz

und rückwärts rund. Sie sind zugleich mit starken Eiswangen und Eishölzern versehen und führen das sogenante Senkruder seitwärts. Doch fängt man auch jetzt an, holländische Ruder für das Ueberfahren der Steine und Felsen zu brauchen. Schon zu Zeiten der Römer wollte man die Mosel mit der Saone (damals Araxis) durch einen Canal verbinden, um die Truppensendungen in die Gegenden des Rheins zu erleichtern. Nur die Eifersucht eines römischen Legaten hintertrieb die Ausführung. 1598 soll unter der Regierung Heinrichs IV. ein ähnlicher Plan entworfen worden seyn. Seitdem ist dieser Gegenstand nicht mehr zur Sprache gekommen. Auf dem wiener Congresse sind die nämlichen Artikel, welche in Hinsicht des Neckars, des Mains, der Maas und der Schelde festgesetzt wurden, auch auf die Mosel ausgedehnt worden. Die Wasserreise auf der Mosel von Trier bis Koblenz ist äußerst interessant, denn die Ufer zeigen die mannigfaltigsten und schönsten Ansichten, und fast jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landschaft. Eine der schönsten Moselgegenden ist die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen sich daselbst und mehre Waldbäche strömen hier in die Mosel. Die vornehmsten an der Mosel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe sind: Pont-à-Mousson, Metz, Thionville, Trier und Koblenz.

Moser (Joh. Jak.), einer der ausgezeichnetsten Publicisten Deutschlands, geb. 1701 zu Stuttgart, aus dem Geschlechte der Moser, das aus dem Würtembergischen stammte und von Maximilian II. in den Adelstand erhoben worden war, studirte zu Tübingen die Rechte, wurde im 19. Jahre außerordentlicher Professor daselbst, 1726 Regierungsrath in Stuttgart, 1729 Professor in Tübingen, legte 1731 seine Stelle nieder, um die ihm angetragene sächsische Kreispräsentation anzutreten, erhielt, da ihm dieses fehlschlug, den Charakter eines kurkölnischen Geheimenraths, trat aber 1734 seine vorige Stelle in Tübingen wieder an, ging 1736 als preußischer Geheimerath, Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät nach Frankfurt an der Oder, erhielt aber schon 1739 seine Entlassung, wegen einer staatsrechtlichen Disputation. Von dieser Zeit an privatisirte er in Ebersdorf im Voigtlande, bis er 1748 Geheimerath zu Hessen-Homburg wurde. 1751 nahm er einen Ruf als Landschaftsconsulent nach Stuttgart an und bekam 1759 den Titel eines dänischen Etatsraths, wurde aber noch in demselben Jahre auf die Festung Hohentwiel gesetzt, weil er die Rechte der Landstände gegen den Herzog von Würtemburg sehr freimüthig vertheidigt hatte, und erhielt erst 1764 durch ein kaiserliches Rescript seine Freiheit wieder. Den Rest seines Lebens brachte er bis zu seinem Tode, der 1785 erfolgte, ruhig in Stuttgart zu. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geschäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, sowie durch seinen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geschichte des deutschen Staatsrechts würdig macht, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Er war zu seiner Zeit einer der fruchtbarsten deutschen Schriftsteller, und hat über 400 verschiedene Schriften in Druck gegeben. Die wich-

tigsten darunter sind: „Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden Theologen in und um Deutschland" (2 Bde., Züllichau 1740—43); „Lexikon der jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Deutschland" (ebend. 1738, 2. Aufl. 1739); „Deutsches Staatsrecht" (16 Bde., Nürnberg u. s. w. 1737—53); „Neues deutsches Staatsrecht" (21 Bde., Stuttgart u. s. w. 1766—73); „Lebensgeschichte", von ihm selbst beschrieben (4 Bde., Offenbach 1768, 3. Aufl. Frankfurt 1777—83); „Allgemeines Register über das alte und neue Staatsrecht" (Stuttgart 1775, 4.); „Erläuterung des westfälischen Friedens" (2 Bde., Erlangen 1775—76, 4.); „Zusätze zum neuen deutschen Staatsrecht" (3 Bde., Frankfurt 1781—82). — Sein Sohn Friedrich Karl, Freiherr von Moser, geb. zu Stuttgart 1734, begann seine juristische Laufbahn 1747 als hessen-homburgischer Kanzleisecretair, lebte dann in Hanau, war mehre Jahre hessen-kasselischer Gesandter beim oberrheinischen Kreise, ward 1767 Reichshofrath, 1769 Administrator der Grafschaft Falkenstein, 1770—80 erster Staatsminister und Kanzler in Darmstadt, worauf er in mehren Orten, zuletzt in Ludwigsburg, privatisirte. Er starb 1798. Wichtigste Schriften: „Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts" (12 Bde., Frankfurt 1751—65); „Sammlung von Reichshofrathsgutachten" (6 Bde., ebend. 1752—64); „Sammlung der neuesten und wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtssachen" (9 Bde., Ebersdorf 1752—64); „Beiträge zum Staats- und Völkerrecht und der Geschichte" (4 Bde., Frankfurt 1764—72); „Patriotisches Archiv für Deutschland" (12 Bde., ebend. 1784—90); „Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland" (2 Bd., ebend. 1788); „Neues patriotisches Archiv für Deutschland" (2 Bde., Mannheim 1792—94); „Actenmäßige Geschichte der Waldenser", (Zürich 1798)

Möser (Justus). Dieser geistreiche Staatsmann, Deutschlands Franklin genannt, war geb. 1720 zu Osnabrück. Sein Vater war Kanzleidirector und Consistorialpräsident; die Mutter gab ihm den ersten Unterricht in der franz. Sprache und Literatur, ohne ihm jedoch den deutschen Sinn zu verschrauben. 1721 studirte er in Göttingen die Rechte, trat hierauf in die Dienste seines Vaterlandes, stieg darin allmälig zum bischöflich-osnabrückischen geheimen Justizrath, geh. Referendar, ritterschaftlichen Syndicus und Advocatus patriae, in Würde überhaupt einer der wichtigsten Männer für die Regierung. Das war der seinen Geisteskräften angemessene Wirkungskreis; allgemein ebenso geliebt als verehrt, die Aufmerksamkeit aller Mitglieder des Staates auf sich fesselnd, im vollkommensten Vertrauen bei jeder Classe seiner Mitbürger, die bei dem sanften Ende seines langen Lebens ihm doch mit Sehnsucht nachsahen und von seinen letzten Stunden wie von dem Abscheiden eines geliebten Vaters sprachen. Ob er gleich durch seine „Osnabrückische Geschichte", durch seine „Patriotischen Phantasien" und durch die geistreichen, in Journalen zerstreuten Aufsätze über Philosophie des Lebens und andere wichtige Gegenstände, worin überall Scharfsinn und Laune herrscht, unter die Lieblingsschriftsteller Deutschlands gehört, so haßte er doch Alles, was ihm den Anschein eines bewunderten Schriftstellers der Nation geben konnte, und wollte dafür nicht angesehen seyn. Auch waren in der That die meisten seiner literarischen Produkte Kinder seiner Amtsgeschäfte; Lokalbedürfnisse, Ereignisse oder sonst ein Zufall gaben viele gedruckten Arbeiten das Daseyn. So finden sich in dem „Osnabrückischen Archive" die Belege und der beste Commentar zu seinen „Patriotischen Phantasien", die eben deßwegen so individuell wahr sind und sich so fühlbar vor vielen ähnlichen Arbeiten Anderer auszeichnen. Es

war bei ihm, wie bei so vielen Schriftstellern der Griechen und Römer, die eben deßwegen die Lehrer und Meister aller Zeiten gewesen sind und bleiben werden: der Schriftsteller Möser war nur ein Schatten des Geschäftsmannes Möser; daher das Wahre, Große, Nützliche, von allem Müßigen und Gezierten Freie in seinen Schriften. Man möchte ihn in dieser Hinsicht, sowie in mancher andern, mit seinem großen Zeitgenossen Franklin vergleichen. Dazu kommt, daß man überall in seinen Schriften neben dem Manne, der in der größern Welt und in Geschäften lebt, den festen und achtungswerthen moralischen Charakter erblickt, der ihm nach einstimmigen Zeugnissen eigen war. „Sein äußeres Ansehen", heißt es von ihm, „war groß und männlich; Hoheit in der Miene, gemildert durch herzliche Güte. Er war offen und ohne Hinterhalt; in dem vollen Gefühle seiner Größe ohne alle Anmaßung; Zutrauen zu sich bei dem ersten Blicke erweckend; mit dem feinsten Gefühl für Recht begabt; strenge in seinen Grundsätzen und gelinde wenn es auf einzelne Subjecte ankam, ohne Eigennutz, wie es nur immer ein Sterblicher seyn kann; gemeinnützig überall. Dabei besaß er eine große Urbanität und zeigte Geschmack in Allem, was ihn umgab". — Und Kleuker sagt von ihm: „Er starb, wie er gelebt hatte, mit einer Fassung, Seelenruhe und Gottergebenheit, wie sie sich für seinen Charakter durchaus schickte, einen Charakter, in welchem Heiterkeit und Ernst ebenso harmonisch als eigenthümlich und auf eine höchst seltene Weise vereinigt waren. Seine Seele faßte eine Summe großer und liebenswürdiger Eigenschaften in sich". Wie sehr ihn die osnabrückische Ritterschaft, welcher er so treu diente, hochhielt und ehrte, zeigte sich besonders in der rührenden Feierlichkeit, womit sie am 17. Jan. 1792 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum beging. Bald darauf starb er 1794. Seine Schriften sichern ihm durch ihren innern Gehalt und ihre eigenthümliche Schreibart unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Theile bis 1792, 3. Aufl., Berlin 1820) ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen Aufschluß geben. Als Nationalwerk aber werden seine „Patriotischen Phantasien", herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bde., 8.; 3. Aufl. Berl. 1804, mit Möser's Bildniß), stets gelesen und beherzigt zu werden verdienen. Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche Möser für Osnabrück von 1766—82 schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Alle, die für die Nation schreiben, sollten Möser'n studiren. Seine „Vermischten Schriften" (2 Thle., nebst Möser's Leben, herausgegeben von Fr. Nicolai, Berlin 1797, folg.) enthalten Aufsätze voll Laune und Menschenkenntniß, z. B. den auch ins Englische übersetzten „Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen", „Ueber die deutsche Sprache und Literatur" (gegen Friedrich II.). Nur die Vertheidigung der Leibeigenschaft steht mit Möser's Geist und Herzen im Widerspruch.

Moses wurde um 1600 vor Christo unter dem damals hartbedrängten hebräischen Volke in Aegypten geboren. Seinen Eltern — die Mutter hieß Jochebed, der Vater Amram — gelang es, ihn drei Monate nach seiner Geburt in Geheim zu halten und das königliche Gesetz, das jede männliche Geburt der Hebräer zu tödten befahl, zu umgehen; länger war ihnen nicht möglich, und die Mutter setzte das Kind in einem kleinen von Papierstauden geflochtenen Schiffchen auf den Nilstrom aus. Gerade um diese Zeit kam aber die Tochter des

Königs an den Strom, um zu baden; als diese nun das heranschwimmende Schiffchen sah, ließ sie es holen, und sich des weinenden Kindes erbarmend, befahl sie seiner naheſtehenden Schwester Mirzam, eine Amme zu dingen, und diese ging hin und rief die Mutter des Kindes. Als er hierauf in der Mutterpflege zum Knaben erwachsen war, brachte diese ihn zur Königstochter zurück, die ihn zum Sohne annahm, und ihn Moyse, d. i. den aus dem Wasser Geretteten, nannte. Sie ließ ihn nun in den Wissenschaften der ägyptischen Priester unterrichten. Vielleicht sollte er nach ihrem Plane ein Mann wie Joseph werden. Er stand auch bis in sein 40stes Jahr in Gunst und Ehren am Hofe ihres Vaters. Aber da er einmal einen ägyptischen Aufseher einen hebräischen Knecht unbarmherzig zerprügeln sah, überlief ihn die Galle dergestalt, daß er den Aufseher auf der Stelle erschlug, und seitdem hielt er sich in Aegypten nicht mehr für sicher. Er entfloh in die angrenzende arabische Wüste, zwischen dem rothen Meere und dem Berge Horeb, wo er einen Zweig der Midianiter antraf, dessen Emir (Beherrscher und Priester) Reguel hieß, und sieben Töchter hatte. Diese Jungfrauen fanden ihn zuerst an einem Brunnen, an welchem er sich, von der Flucht ermüdet, gelagert hatte. Er stand ihnen gegen feindselige Hirten bei, als sie ihre Schafe tränken wollten, und zur Dankbarkeit luden sie ihn gastfreundlich ein, mit zu ihrem Vater zu kommen. Hier ward er so gut aufgenommen, daß er sogar eine der Jungfrauen, Zipora genannt, zum Weibe nahm, und sich entschloß, sein Leben unter diesen Nomaden hinzubringen. Er weidete die Herden seines Schwiegervaters und durchstrich bei dieser Gelegenheit nach und nach die ganze arabische Wüste. Von den Gipfeln des erhabenen Sinai und seiner niedrigen Nebenkuppe, Horeb genannt, überschauete er oft mit ganz besonderen Empfindungen die unabsehbare Ebene, vorzüglich nach der Gegend hin, wo das vielgepriesene Kanaan, das theure Land seiner Urväter, lag. Er gedachte seiner armen geplagten Landsleute in Aegypten und der vielen Orakel, die sie hatten, der Gott ihrer Väter werde ihnen einmal ihr altes Stammland wiedergeben und sie zu einem mächtigen Volke machen. Und in der langen Einsamkeit, umringt von großen Naturscenen am Sinai und Horeb, ward allmälig seine starke Seele von dem großen Gedanken begeistert, er könne wohl der Mann seyn, durch welchen Jehovah die Befreiung seines Volks und die Hinüberführung nach Kanaan beschlossen haben möchte. Merkwürdig ist es, daß diesem außerordentlichen Manne ein Hauptorgan für die Beherrschung eines wilden Schwarms abging; er hatte eine schwere, stammelnde Sprache. Dennoch verzweifelte er nicht; denn der Herr befahl ihm, seinen beredten Bruder Aaron zu seinem Sprecher zu machen. Mit diesem hatte er schon am Sinai eine Zusammenkunft, in der er ihn mit seinem Plane bekannt machte. Hierauf reiseten sie beide nach Aegypten, versammelten zuerst insgeheim die hebräischen Familienväter, machten sie mit dem Rufe Jehovens bekannt, der an Moses ergangen sey, und überzeugte sie zuletzt durch einige Wunder. Sodann gingen sie geradezu an den König, nannten ihm gleichfalls den göttlichen Befehl und baten für das ganze israelitische Volk um die Erlaubniß, auf drei Tage in die benachbarte arabische Wüste ziehen zu dürfen, um daselbst ihrem Jehovah ein großes Nationalopfer zu bringen. Pharao merkte die List, und ließ die Strenge gegen die hebräischen Frohnarbeiter verdoppeln, die dadurch nur gegen ihren neuen Propheten aufgebracht wurden, dem sie mit Recht die Verschlimmerung ihres Zustandes beimaßen. Moses und Aaron ließen indessen den Muth

nicht sinken. Das nächste Frühjahr brachte eine ungewöhnliche Menge Ungeziefer mit, es fielen dicke, finstre Nebel, und eine Epidemie brach aus. Moses ging abermals zum Könige und stellte ihm jene Plagen als Wirkungen des Zorns des beleidigten Jehovah vor. Aber auch dieß gelang ihm nicht, und vermuthlich rettete nur sein Priesterstand ihm das Leben. Erst die zehnte der verheerenden Landplagen bewegte Pharao's verstocktes Herz, die Hebräer ziehen zu lassen. In der Gegend von Raemses ging der Ausmarsch. Moses führte sie durch die Wüste längs dem arabischen Meerbusen. Pharao aber zog ihnen nach mit allen seinen Kriegsscharen und ereilte die Israeliten, die am rothen Meere gelagert waren. Da hub Moses seinen Stab über das Meer, die Wässer theilten sich von einander und die Kinder Israel gingen hinein, mitten ins Meer, auf dem Trockenen. Die Aegypter folgten; da stürzten aber die Fluthen über ihren Häuptern zusammen, und Reuter und Rosse ertranken. Wie sehr er nun auch hierauf das Vertrauen auf die unsichtbare Leitung Jehovens zu stärken suchte, so konnte er zuletzt doch kaum das allgemeine Murren stillen. Er hatte sie in ein Land, „wo Milch und Honig fließe", zu führen versprochen, und schleppte sie nun in brennenden Sandwüsten herum, wo sie oft vor Durst verschmachteten. Aus ruhigen, wenngleich sklavischen, Wohnsitzen hatte er sie gerissen, um sie jetzt aufs Ungewisse in unbekannte Gegenden zu führen, wo sie sich mit andern herumziehenden Haufen nicht selten um ihre Habe oder um einen bequemen Lagerplatz schlagen mußten. Aber mit bewunderungswürdiger Weisheit und Kraft verfolgte er den Plan, die störische Menge zum gesitteten, frommen und selbständigen Volke zu machen. Er schaffte den Hungrigen Brot vom Himmel und öffnete den Durstigen neue Quellen aus den Felsen Horebs. Im dritten Monat nach dem Auszuge aus Aegypten kamen sie in die Wüste Sinai, und Moses begann ihnen das Gesetz Jehovahs zu verkündigen. Auf den uralten Glauben der Erzväter gegründet, sind diese Gesetze mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. Außer den zehn Geboten, die das Fundament aller Gesetze sind, gab Gott durch Moses seinem Volke eine vollständige Sammlung von gottesdienstlichen, sittlichen und bürgerlichen Verordnungen. Einige sittliche Gesetze sind durch die vollkommnere Sittlichkeit des Evangeliums veredlet worden; vorzüglich diejenigen, welche die Ehe betreffen. Die bürgerlichen Gesetze waren zum Theil dem individuellen Zustande des Volkes Israel angemessen und sollten sich weder über die Grenzen des Raums noch über die Grenzen der Zeit, welche dessen Verfassung dauerte, erstrecken. Sie hatten, als Gesetze Gottes, keine Verbindlichkeit für andere Völker, haben es auch anjetzt nicht; wiewohl viele derselben, ihrer außerordentlichen Weisheit wegen, von allen Völkern aufgenommen worden und einen ansehnlichen Theil der Gesetze aller gebildeten Völker ausmachen. Dieser Charakter übermenschlicher Weisheit erhellet auch aus ihrer Dauer. Beinahe während sechszehn Jahrhunderten bestand das israelitische Volk als unabhängige Nation. Im ersten Jahr dieser Nation gab Gott ihr diese Gesetze, und sie bestanden mit ihr, ohne irgend einer Abänderung, irgend eines Zusatzes zu bedürfen. Wer hier nicht den Finger Gottes erkennet, der kennt den Menschen nicht. Es sind dieser Gesetze gleichwohl, in Vergleichung mit den Gesetzen andrer Völker, sehr wenig; aber die einfache Lebensart der Israeliten; der, durch gleiche Vertheilung der Landgüter und durch nothwendigen Rückfall derselben im Jubeljahr auf das Geschlecht, welches sie in

Pfand gegeben, gesicherte Wohlstand der Geschlechte; wie auch die Einschränkung des Handels, welcher Ungleichheit erzeugt, gaben diesem Volke eine Lage, in der es weniger Gesetze bedurfte und eines hohen Grades häuslichen Glückes fähig ward. Die Handhabung dieser Gesetze übertrug Moses dem Stamme Levi, dem er selbst zugehörte. Dieser, als der gottgeheiligte, sollte unter den elf andern zerstreut wohnen und das Recht haben, für sich jährlich den Zehnten von ihrem Eigenthum einzufordern. Ungeachtet die neuen Gesetze durch ihre innere Vortrefflichkeit ihren göttlichen Ursprung so deutlich verriethen, so war das Volk doch zu blödsinnig, es zu erkennen. Schon nahe am Ziele des Weges nach dem gelobten Lande sah Moses sich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen, und Jahre mühseligen Umherziehens mußten vergehen, die harten Strafen, die das Gesetz dem Uebertreter droht, mußten mit eiserner Strenge vollzogen werden, Alle, die im Mannesalter nach Aegypten zogen, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem herangewachsenen Geschlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moses selbst ward nicht vergönnt, die vollkommene Ausführung seiner Idee zu erleben. Nahe an der Grenze des gelobten Landes, als das Volk 40 Jahre in der Wüste gewesen und bald über den Jordan ziehen sollte, empfing Moses ein Vorgefühl von seinem nahen Tode. Er legte demnach in einer feierlichen Versammlung seine Anführerstelle in Josua's Hände nieder und ließ diesen durch den Hohenpriester öffentlich zu seinem Nachfolger weihen. Dann empfahl er Allen nochmals Gehorsam gegen Jehovahs Gesetze und Ausrottung aller Stämme in Kanaan. Hierauf bestieg er einsam einen Berg in Peräa jenseit des Jordans, und als er den Gipfel des Berges betrat, fand er den sich offenbarenden Gott. Dieser zeigte ihm das Erbe der Verheißung. Darauf starb er, 120 Jahre alt, und Jehovah begrub ihn im Thale des Landes Moab, und Niemand hat je sein Grab erfahren. Und es entstand nachher, wie Moses V. 34. geschrieben steht, kein Prophet auf in Israel, wie Moses, den der Herr erkannt hatte, von Angesicht zu Angesicht; in allerlei Zeichen und Wundern, welche ihn der Herr sandte zu thun in Aegypten, vor Pharao und all seinen Knechten, und vor seinem ganzen Lande, zur Erweisung mächtiger Hand und großen Thaten, so Moses that vor den Augen des ganzen Israel. — Ueber seine Schriften, die er zur Erhaltung empfangener Traditionen von der Geschichte der Urwelt und zum Gedächtnisse seiner Thaten, Schicksale und Gesetze niedergeschrieben, s. Hebräische Literatur.

Moses Mendelssohn, s. Mendelssohn.

Mosheim (Joh. Lorenz v.), einer der ausgezeichnetsten Theologen der evangelischen Kirche Deutschlands im 18. Jahrh., entsprossen aus einem steiermärkischen Geschlechte und geb. 1694 zu Lübeck, begann auf der Universität zu Kiel seine wissenschaftliche Laufbahn und wurde 1718 daselbst Magister und im folgenden Jahre Mitglied der philos. Facultät. Er lehrte mit großem Beifalle, zeigte auch bald sein Talent auf der Kanzel sowohl als in Schriften, wodurch er sich einen ausgebreiteten Ruhm erwarb. Von allen Seiten her erhielt Mosheim die ehrenvollsten Anträge, wählte aber die Professur der Theologie zu Helmstädt, wo er 1723 seine Vorlesungen begann. Sein Verdienst ward bald gekrönt; denn 1726 wurde er Kirchen- und Consistorialrath, Abt zu Marienthal und Michaelstein, später General-Schulinspector im Herzogthum Wolfenbüttel und folgte endlich 1747 dem Rufe eines Kanzlers der Hochschule nach Göttingen, welche Würde vor und nach

ihm Niemand bekleidete. Seine täglichen Vorträge über die Kirchengeschichte, sowie die meisten Zweige der Theologie fanden außerordentlich viele Zuhörer und Bewunderer. So wirkte er rastlos thätig, auch seines moralischen Charakters wegen geschätzt, bis an seinen 1755 erfolgten Tod. Mosheim hat sich in den gesammten theologischen Wissenschaften unsterbliche Verdienste erworben. Vorzüglich in der Kirchengeschichte machte er Epoche; er gab ihr ein vielseitigeres Interesse, eine schönere Gestalt, trug sie mit tieferer Menschen- und Weltkenntniß pragmatisch vor und setzte sie in engere Verbindung mit der Geschichte der Philosophie und mit den mannigfaltigsten anderweitigen Kenntnissen. Er war der Verbesserer von Arnold's nicht allzuglücklich gerathenem Versuch. In der Ketzergeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer und wußte die künstlichsten Systeme der Ketzer zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus einem Fehler der Liebe. Gebildet durch das Studium der griechischen und römischen Classiker, schrieb er über die Geschichte der Kirche mit edlem Geschmacke und in echt römischer Sprache. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die „Institutiones hist. eccles libr. VI." (Helmstädt 1755, 4.), die vorher unter mancherlei Gestalt erschienen sind, nachher auch deutsch übersetzt und vermehrt wurden. Seine „Sittenlehre der h. Schrift" (4. Aufl., 5 Thle., Helmstädt 1753, 4.) ist mit Geschmack, zartem moralischem Gefühle, Welt- und Menschenkenntniß geschrieben, und sammt der Fortsetzung von Miller (4 Bde.) das Beredtste und Ausführlichste, welches in diesem Fache in der evangelischen Kirche geschrieben ist. In der Kritik kirchenhistorischer Urkunden, Erzählungen und Begebenheiten besaß er eine große Stärke und bewies hierin nicht nur scharfes Urtheil, sondern oft einen sehr sinnreichen Witz. Mosheim, ein Verbesserer der deutschen Sprache und Beredtsamkeit überhaupt, glänzte auch als solcher in seinen Predigten („Heilige Reden", Hamb. 1732 u. ff., 3 Bde.). Noch nie war vorher in einer so schönen, kräftigen, anmuthigen Sprache in der deutsch-evangelischen Kirche geprediget worden. Es ist nicht nur das Oratorische, das Blühende, die Fülle, wodurch sich seine Predigten auszeichnen und worin er das Maß überschreitet, sondern auch die gehaltene Begeisterung das Rührende, Gründliche, der tiefe moralische Blick, die treffende und fruchtbare Benutzung der heil. Schrift. Im Fache der Homiletik eröffnete er ebenfalls eine neue Laufbahn. Er widersetzte sich den alten Predigtmethoden, dem Mangel an Bestimmtheit, Ordnung, Klarheit und Geschmack welchen sich viele Spenerianer zu Schulden kommen ließen, und dem zweckwidrigen Gebrauche der Wolfischen Philosophie auf gleiche Weise. In seiner „Anweisung erbaulich zu predigen" (2. Aufl., 1771, 8.) verbreitet er sich besonders darüber, daß der Prediger beständig die Fähigkeiten und Bedürfnisse seiner Zuhörer sich vergegenwärtigen und sich nach denselben richten, daß er sich beständig fragen müsse, was wirken, belehren, erbauen, bessern werde. Im Style der Predigten verlangt er auch Lebhaftigkeit, Anstand, Würde und etwas mehr Schmuck als in der Sprache der gesitteten Welt.

Moskau (Moskwa), 1) russisches Gouvernement zwischen Twer, Wladimir, Rjäsan, Tula, Kaluga und Smolensk; 474¼ Q.M. groß, mit 1.337.900 Einw. Darin viele kleine Flüsse, Bäche und Seen; Ackerbau, Garten-, Obst-, Gemüse- und Weinbau, Pferde- und Geflügelzucht, Fabriken und Manufakturen, ausgedehnter Handel. Das Gouvernement ist in 15 Kreise getheilt. 2) (Moskau), Hauptstadt des Gouvernements und des russischen Reichs, Krönungsstadt der Kaiser, 55°, 45′, 45″ Br.), 104 deutsche Meilen von St.-Petersburg, liegt in einer

angenehmen, hügeligten und fruchtbaren Gegend an beiden Ufern der Moskwa, welche der Wolga zuströmt und in der Stadt selbst die Jausa und einen trägen Moraſtbach, die Neglina, aufnimmt. Sie gehört zu den ältesten Städten des Reichs, iſt aber sehr oft durch Feuersbrünste beinahe gänzlich verwüstet worden. Nach Einigen soll sie schon im 9. Jahrh. entstanden seyn. Gewiſſer iſt, daß sie zwischen den Jahren 1155 und 58 von dem Großfürsten Jury (Georg) Wladimirowitsch angelegt (die Großfürsten wohnten früher theils in Kiew, theils in Wladimir), aber von den Mongolen bald nachher gänzlich zerstört worden. Daniel Alexandrowitsch baute sie ums J. 1296 von Neuem und sie nahm schnell an Wohlstand und Volksmenge zu; erst 1367 ward der fürstliche Pallaſt von Stein erbaut. Noch später ward sie mehre Malen von den Tataren bedroht und 1571 von den kruniſchen Tataren verbrannt. Beinahe das nämliche Schickſal erfuhr sie 1611 von den Polen, wo nur der Pallaſt und einige Kirchen stehen blieben. Auch sonſt in den Jahren 1737, 48, 52 und 73 haben hier große Feuersbrünste gewüthet, welche oft ein Viertel der Stadt in Aſche legten. Die neueſte Zeit gab dieſer Stadt eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung: Moskau wird die Fackel der Freiheit für das unterjochte Feſtland von Europa. Als 1812 Napoleon mit dem zahlreichſten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des ruſſiſchen Reichs vorgedrungen und an der Moskwa bei Borodino vergebens aufgehalten worden war, da beſchloß Kutuſoff, ungeachtet des Widerſpruchs mehrer Mitglieder des verſammelten Kriegsrathes die Hauptſtadt preiszugeben und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Zeughauſes und die öffentlichen Schätze aus Moskau und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit seinen Schätzen der größte Theil der Einwohner. An Verwundeten wurden gegen 17.000 auf 4000 Wagen fortgeſchafft, ſodaß nur 2000 ſchwer Verwundete und Kranke in den Hoſpitälern zu Moskau zurückblieben. Das Heer zog ſich nach Kaluga. Der Gouverneur von Moskau aber, Graf Roſtopſchin, traf Anſtalten, um dem Feinde die Möglichkeit, ſich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerſt ließ ſein prächtiges Landhaus bei Moskau anzünden, was einzelne Bewohner Moskaus, die ihre Vorräthe nicht in Feindes Hand fallen laſſen wollten, aus eignem Antriebe ebenfalls gethan haben. Denn der Ruſſe zerſtört lieber ſelbſt ſein Eigenthum, als daß er es dem Feinde preisgäbe, und mehre Bürger äußerten laut, es ſey beſſer, Moskau zu verbrennen als es zu verlaſſen. Indeß bewirkte Graf Roſtopſchin bloß, daß alle Civil- und Militairbehörden Moskau verließen, daher zogen auch die Offiziere der Feuerlöſchanſtalten, nebſt 2100 Spritzenleuten und 96 Feuerſpritzen, als zum Militair gehörig, am Tage vor dem Einrücken des Feindes, aus Moskau ab. Die Gefängniſſe wurden nicht geöffnet, ſondern geräumt, und 810 Verhaftete, unter Bedeckung, 2 Tage vor Ankunft des Feindes, nach Niſchnei-Nowgorod abgeführt. Doch beſtand die Hälfte der in Moskau zurückgebliebenen Einw. (12—15.000) aus Geſindel, von dem mehre die allgemeine Unordnung und einzelne Brände benutzt haben können, um hier und dort Feuer anzulegen, um beſſer plündern zu können. Der Brand von Moskau, welcher in 3 Tagen 6 Achtel aller Häuſer verzehrte, war nach der allgemeinen Meinung nichts Zufälliges, ſondern ein vorher berechneter Plan und das Werk des Grafen Roſtopſchin. Dieſer widerſprach zwar in ſeiner Schrift: „La vérité sur l'icendie de Moscou, par le Comte Rostopchine“ (Paris 1822)

den französ. Armeeberichten und lehnte den Ruhm jener Großthat ganz von sich ab, doch gab er zu, daß Brandstifter von den Franzosen ertappt worden seyen, die Raketen und Brander bei sich gehabt hätten. Nach dem gedruckten Verhöre sind von den Franzosen 30 genannte Personen verhaftet und 13 davon, als überführt, auf Rostopschin's Befehl Feuer angelegt zu haben, erschossen worden. Man weiß, daß die Eigenthümer der Wagenmagazine, welche in Moskau eine ganze Straße einnehmen, als sie gesehen, daß die französ. Offiziere gleich nach ihrer Ankunft diese Wagen für sich in Beschlag genommen, einmüthig, um dem Feinde diese Beute zu entreißen, des Nachts ihre Magazine in Brand gesteckt haben. Auch nennt Rostopschin mehre Kaufleute, die dasselbe mit ihren Häusern gethan haben, wobei einige ertappt und auf der Stelle erschossen worden sind. Uebrigens mögen wohl einzelne Franzosen, aus Nachlässigkeit oder absichtlich, um plündern zu können, Feuer angelegt haben. So geriethen schon in der ersten Nacht die großen Kaufläden in der Nähe des Kreml in Brand, hierauf gab es Feuer in mehren Gegenden der Stadt: aber erst am fünften Tage nach dem Einrücken der Franzosen verbreitete ein heftiger Wind die Flamme nach allen Seiten, sodaß binnen 3 Tagen 7932 Häuser in Asche lagen. Da Napoleon erlaubt hatte, die bereits brennenden Häuser zu plündern, so war der Eifer der Soldaten beim Löschen nicht sehr groß. Die Russen selbst behaupteten damals, der Brand von Moskau sey ganz das Werk der Franzosen, wodurch der Volkshaß gegen den Feind noch mehr entflammt wurde. Selbst Kutusoff erklärte gegen Lauriston, er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt würden. Das Uebrige hätten die Franzosen gethan. Ueber den Einzug der Franzosen in Moskau führen wir noch Folgendes an. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeblich Abgeordnete, die ihm die Schlüssel von Moskau überbringen sollten. Endlich erschien eine Art von Deputation, die aus etwa 12 schlecht gekleideten Leuten aus dem Volke bestand, daher Napoleon gar nicht auf sie achtete. Ein junger Russe, der den Einfall gehabt hatte, einen Aufruf im Namen Napoleons zu verfassen, ward vom Volke ermordet. Als die Vorhut des französischen Heeres am 14. September in Moskau einrückte und nach dem Kreml zog, stürzte plötzlich ein russischer Bauer hervor und erschlug einen reich gekleideten polnischen Offizier, den er für Napoleon gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen, aber Murat ließ Kanonen aufführen, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Am folgenden Tage, d. 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit seinen Garden in die verlassene Stadt und begab sich in den Kreml. Aber schon stiegen in der Ferne Rauchsäulen auf und bald brannte es zugleich an 500 Orten. Vergeblich suchte man zu löschen und die Ordnung wieder herzustellen. Bald stand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml und eilte nach dem Lustschlosse Petrowskoi, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: „Wo ihr nicht retten könnt, da plündert!" Nun folgten Greuel auf Greuel! Moskau brannte bis zum 21. Sept. Endlich kehrte am 1. October mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandstätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzosen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Von 150.000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte Napoleon in 5 Wochen 40.000 Mann verloren. Also ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19. bis zum 22.

Oct. und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der Rohheit und Raubsucht. Am letzten Tage sollte auch der Kreml in die Luft gesprengt werden, doch gelang dieß nur zum Theil. Von ungefähr 2600 steinernen Häusern waren 525 und von 6600 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Der gesammte Verlust an Brand- und Kriegsschäden in der Stadt und dem Gouvernement Moskau ward auf 321 Millionen Rubel geschätzt. Die Regierung ernannte eine Entschädigungscommission, allein mehre Eigenthümer, die das Meiste verloren hatten, reichten ihre Angaben nicht ein. So betrug u. a. der Verlust der beiden Grafen Razumowski, des Generals Aprarin, des Grafen Butturlin, dessen auf eine Million geschätzte Bibliothek ganz verbrannte, und des Grafen Rostopschin, an Häusern und Geräthe über 5 Mill. Rubel. Seitdem ist Moskau mit unglaublicher Schnelligkeit in wenigen Jahren wieder aus der Asche emporgestiegen. Moskwa liegt auf einem hügeligten Boden, sodaß die meisten Straßen uneben sind und einige tief liegende Stadttheile einen morastigen Boden und eine ungesunde Luft haben. Indessen ist, im Ganzen genommen, Moskwa kein ungesunder Ort und das Klima etwas weniger rauh als das von St.-Petersburg; doch ist es meist stürmisch, und ganz heitere Tage kommen nur selten im Sommer und mitten im Winter vor. Birnen, Pflaumen, Kirschen werden zwar im Freien gezogen, erlangen aber nie den Wohlgeschmack, welchen sie in wärmern Gegenden haben, dagegen auch manche anderwärts giftige Pflanzen hier und mehr noch nördlicher unschädlich und werden ohne üble Folgen genossen. Einen empfindlichen Mangel leidet die Stadt an gutem Wasser, obgleich es keineswegs an Brunnen fehlt, das beste ist noch das der Jausa. Katharina wollte einige vortreffliche Quellen 14 Werste weit nach der Stadt leiten, die Arbeit ist aber nie vollendet worden. Moskwa's Straßen waren, wenigstens vor dem großen Brande sehr unregelmäßig, meist eng, schlecht gepflastert, noch schlechter erleuchtet, und die abgelegnern Gassen gar, wie viele Landstraßen in Rußland, mit Knüppelholz belegt. Der Fußgänger befindet sich dabei übel, aber auch nur der Aermste geht hier zu Fuß, jeder irgend Bemittelte hält Pferde und Wagen, sodaß man nach einer sehr mäßigen Berechnung an 25.000 Kutschen und weit über 50.000 Pferde zählen kann, da die Großen nie mit weniger als 4, meistens mit 6 Pferden fahren. Das ganze Moskwa bietet einen von dem andrer Hauptstädte durchaus abweichender Anblick dar. Es hat unendlich mehr den alten Nationalcharakter in Bauart und Sitten beibehalten als Petersburg. Die Stadt hat folg. Haupttheile: 1) Der Kreml eine Festung mit dem kaiserl. Residenzschlosse und der Kathedralkirche, in welcher die Kaiser gesalbt und gekrönt werden; 2) Kitaigorod auf der einen Seite von der Ringmauer des Kreml und von der andern auch mit einer Mauer umschlossen und mit Thürmen befestigt, mit der großen Kirche, die aus 20 besondern Kirchen besteht, dem kais. Münzhause, der Universitätsdruckerei, den großen Kaufgewölben, Magazinen und Buden ꝛc.; 3) Beloigorod mit den Universitätsgebäuden, Ritterakademie und Gymnasium; 4) Semlänoigorod mit einem Erdwall umgeben; 5) 30 Sloboden oder Vorstädte. Schon ist Moskau so volkreich wie vorher (11.000 Häuser, 6911 Kramläden, 270.000 Einw., darunter 14.724 vom Adel, 4388 Geistliche, 12.104 Kaufleute, 22.191 Militairs, 72.758 Bauern, 53.541 Bediente); die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml (mit einem Aufwande von 500.000 Franken) sind prachtvoller und regelmäßiger wieder aufgeführt, und die Lehranstalten, z. B. die Universität mit ihren Sammlungen (darunter Loder's anatom. Cabinet) aufs Neue prachtvoll hergestellt.

Sie hat einen Curator, 29 Professoren, 12 Adjuncte, ein pädagog. Institut, eine Entbindungsanstalt, ein chirurgisches Klinicum, ein chemisches Laboratorium, ein Museum ꝛc. Der jährliche Etat: 130.000 Rubel. Die 4 Facultäten sind: 1) Moral und Politik, mit Einschluß der Rechtswissenschaft; 2) Physik und Mathematik; 3) Medicin; 4) schöne Wissenschaften. Man zählte 1833 in Moskau 6 Hauptkirchen, 21 Klöster, 270 griech. Kirchen, 8 a. Tempel, 159 große Straßen, 608 Querstraßen, und unter den Gewerben 12 Buchdruckereien mit 101 Pressen, überhaupt 300 Fabriken und Manufakturen. Handel mit inländischen Erzeugnissen und asiatischen Waaren aus Japan, China, Persien, der Bucharei. Auch in den umliegenden Dörfern sind viele Tuch-, Baumwoll- und Seidenweberstühle neben dem Ackerbau in voller Thätigkeit. Unter den neuen Verschönerungen bemerkt man die Alexanderspromenade; das 1762 gegründete Findelhaus (von 3000 Menschen bewohnt, darunter 570 Kinder, und mit Einschluß der auf Kosten des Instituts außerhalb ernährten Kinder über 12.000); das große, 1817 erbaute Exercirhaus (568 rhein. F. lang, 170 breit und 44 hoch), in welchem 2000 M. Inf. und 1000 M. Cavallerie manoevriren können. Gewöhnlich werden nur ein Bataillon Fußvolk und eine Escadron Reiter zugleich darin exercirt. Diesen in seiner Art einzigen Bau haben 2 Franzosen, die Generale Betancourt und Charbonnier, geleitet. Die Polizei und die musterhafte Brandlöschungsanstalt sind militairisch organisirt. — Auch befindet sich in Moskau eine 1818 bestätigte kaiserl. Gesellsch. der Landwirthschaft, die eine landwirthschaftliche Schule und eine Experimentalferme angelegt hat; ferner eine 1804 gestiftete Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthum, welche 1815 zu Moskau 2 Bde. Memoiren und russ. Denkmäler herausgegeben hat; die 1816 von den armenischen Brüdern Lafareff gestiftete Studienanstalt für junge Armenier; die 1829 eröffnete Anstalt zur Bereitung künstl. Mineralwasser nach D. Struve's Methode. Zum Andenken an das neueste Schicksal der Stadt hat der Kaiser Alexander am 24. Oct. 1817, dem Jahrestage der Befreiung der Stadt, den Grund zum Bau einer neuen Kirche gelegt, zu der des Erlosers, welche der größte Tempel der Christenheit in Europa werden soll. Stolzer als je, blickt nun der Russe auf seine heilige Stadt, wo auch das kürzlich errichtete Denkmal der Bürgers Minin und des Fürsten Posharski, die 1612 ihr Vaterland von der polnischen Herrschaft befreiten, dem Fremden sagt, welcher Muth der Vaterlandsliebe die russ. Nation beseelt. In der Nähe der Stadt der kaiserliche Sommerpallast Petrowskoi, von welchem aus die russischen Kaiser vor der Krönung den feierlichen Einzug in Moskau halten; ferner die kaiserl. Schlösser: Ismailowskoi, Preobraschenskoi, Semenowskoi und das Dorf Choroschawa mit einem Gestüte. S. G. Lecointe de Leveau's „Guide du voyageur à Moscou" (Mosk. 1825).

Moskwa, Schlacht an der (7. Sept. 1812), von den Russen nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels genannt. 200.000 Franzosen und Rheinbündner unter Napoleon schlugen hier 155.000 Russen (darunter 30.000 Kosacken und Baschkiren) unter Kutusoff, den 7. Sept. 1812. Die Kologa fließt nordostwärts und fällt eine Meile nördlich von Borodino in die Moskwa. Die Hauptstraße von Smolensk nach Moskwa geht durch Borodino und schneidet hier die Kologa; eine Meile weiter südlich geht die alte Straße nach Moskwa durch Wälder. Die russische Stellung zog sich rechts der Kologa, südwärts über die Hauptstraße bis zur alten Straße. Ihr rechter Flügel, welcher sich bis nahe an die Moskwa ausdehnte unter Bark-

lai de Tolly, war durch Verschanzung und Batterien gedeckt; die die Mitte südlich von der großen Straße, Borodino gegenüber, unter Beningsen, war ebenfalls durch starke Batterien gedeckt, und vor derselben Borodino stark besetzt; der linke Flügel unter Bagration zog sich weiter südwärts bis an die alte Straße und hatte mehre Schanzen vor sich. Das Schlachtfeld ist ziemlich frei, von mehren Bachthälern durchschnitten und mit vielen hügeligen Erhebungen des Bodens. Napoleon hielt seinen linken Flügel zurück und richtete die Hauptangriffe auf den linken Flügel und die Mitte der Russen. Bald waren das Dorf Borodino und die Schanzen vor dem russischen linken Flügel genommen, aber die Angriffe auf die starken Batterien vor der Mitte der Russen mißlangen. Durch einen zweiten Angriff, welcher zugleich von vorn und von der linken Seite ausgeführt ward, wurden diese Batterien endlich genommen und die Mitte der Russen geworfen. Gleichzeitig ward der ganze linke Flügel derselben in das Holz zurückgeworfen, durch welches die alte Straße nach Moskwa geht. Am Abend und in der Nacht zog sich die ganze russische Armee zurück, mit einem Verlust von 8000 Todten, 18.000 Verwundeten, 4000 Gefangenen, unter den Todten befand sich Bagration. Napoleon's Armee verlor 28.000 Todte und Verwundete, meist Deutsche, unter den Todten waren Montbrun und Caulaincourt. (Vgl. Russisch-deutscher Krieg.)

Most, frischer Traubensaft, der noch nicht gegohren hat. Er ist lieblich zu genießen; weil er aber von seiner Unreinigkeit nicht geschieden ist, so behält er viele schädliche Eigenschaften, macht Blähungen, Verstopfungen in der Leber, Milz und dem Gekröse, und verursacht den Nierenstein. Er hat viel Zucker, sowie auch Gallerte, die ihn zur Gährung geneigt machen.

Motenebbi (Motenabbi, eigentl. Abul Tajib Ahmed al M.), geb. zu Kufa 915, berühmter arabischer Dichter, der Lob-, Helden- und Schlachtengedichte, vorzüglich Liebeselegien gesungen hat. Er schrieb einen Diwan, eine Sammlung von 289 Gedichten. Dieser beschäftigte mehr als 40 Erklärer. Man schätzte ihn so, daß er im Orient der Sultan der Dichtkunst genannt wurde. Er ward 965 zwischen Bagdad und Kuf von räuberischen Beduinen ermordet. J. Jak. Reiske hat einige von seinen Gedichten übersetzt: „Proben der arabischen Dichtkunst in verliebten und traurigen Gedichten, aus d. M." (arabisch und deutsch, Leipzig 1765); „Motenebbi, der größte arabische Dichter", zum ersten Male ganz übersetzt von Joseph von Hammer, erschien Wien 1825.

Motette (Motetto, alt Mutete, Kirchenmusik), 1) ursprünglich ein Tonstück für Singstimmen im Chore zu singen, das aus mehren Fugensätzen bestand, und wozu die Textesworte aus der Bibel entnommen waren. 2) Jetzt im Allgemeinen ein Tonstück, zu dessen Text man eine Stelle aus der Bibel, oder ein Kirchenlied oder sonst ein religiöses Gedicht benutzt. Der Vortrag geschieht von den Kirchensängern theils im Chore, theils abwechselnd mit einem Satze von 2, 3 und 4 Solostimmen und schließt gewöhnlich mit einer Fuge. Wird ein bekanntes Kirchenlied zum Texte gewählt, so ist es Observanz, daß man entweder abwechselnd einen Vers nach der Melodie des Liedes einschaltet, oder die Melodie einer Stimme canto firmo gibt, worüber sich die andern Stimmen contrapunktistisch bewegen. Selten wir zur Motette Instrumentalbegleitung gesetzt. Die besten Motetten lieferten unter den ältern Componisten: Hammerschmidt, die Brüder Bach, Homilius, Graun,

Rolle; unter den neuern: Joſ. u. Mich. Haydn, Mozart, Doles, Hiller, Schicht u. A.

Motiv, Triebfeder, Bewegungsgrund, heißt jeder Antrieb, d. i. der als Beſtimmungsgrund einer Handlung vorgeſteckte Zweck. Die Motive ſind 1) entweder Triebfedern, d. i. ſubjective Motive, oder 2) Bewegungsgründe, d. i. Vorſtellungen objectiver Zwecke, als Gründe des ſubjectiven Wollens. Triebfedern können ſehr unvernünftig ſeyn, inſofern ſie ihren Grund in ſubjectiven Neigungen haben. Bewegungsgründe ſind Antriebe für vernünftige Weſen. Den Ausdruck Motiv gebraucht man bei Kunſtwerken und insbeſondere denjenigen, deren Darſtellung ſucceſſiv iſt, und bezeichnet durch die Motivirung die innere Vorbereitung eines Momentes der Darſtellung durch einen in dieſelbe verwebten Umſtand; welcher ſonach das Motiv oder Mittel iſt, durch welches irgend eine Veränderung oder ein Theil des Kunſtwerks, gemäß der Idee des Ganzen, herbeigeführt und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenſtandes iſt alſo der unbeſtimmten Willkür entgegengeſetzt, welche nichts Zuſammenhängendes und Organiſches liefert, dagegen in einem wahren Kunſtwerke jeder einzelne Moment der Darſtellung durch das Ganze und ſeine weſentlichen Theile beſtimmt iſt. (Vgl. Anordnung.)

Motte (Anton Houdar de la), ein berühmter Literator, wurde 1672 zu Paris geboren, wo ſein Vater ein Hutmacher war. Dieſer beſtimmte ihn zur Rechtsgelehrſamkeit, doch er konnte keine Neigung zu dieſem Studium faſſen und wandte ſich auf die Dramatik. Er trat fleißig auf Liebhabertheatern in Moliere'ſchen Stücken auf und prüfte 1693 zuerſt durch ſeine „Originaux" ſeinen Beruf zur dramatiſchen Poeſie, jedoch mit ſo unglücklichem Erfolge, daß er aus Unmuth Trappiſt werden wollte. Der berühmte Abbe Bouthillier de Rance aber brachte ihn von dieſem übereilten Entſchluſſe ab, und la Motte nach Paris zurückkehrend, begann allmälig ſeine alte Vorliebe für das Theater wieder zu faſſen und ſich von Neuem in der dramatiſchen Poeſie, namentlich in der Oper, zu verſuchen, und dießmal mit ſolchem Glück, daß ihm die Kritik in Kurzem den erſten Rang nach dem berühmten Quinault einräumte. Hierdurch aufgemuntert ſchrieb er auch ſpäter mehre Tragödien und Komödien, die aber nicht alle mit gleichem Beifall aufgenommen wurden. Auch hat ſich la Motte als Oden- und Fabeldichter ausgezeichnet, und verdient in letzterer Beziehung neben ſeinen Fr. und Fontenelle geſtellt zu werden. Zuletzt verwickelte er ſich durch ſeine Ueberſetzung der „Iliade", beſonders durch eine ſeinem Werke vorgeſetzte Einleitung, in welcher er den alten griechiſchen Dichter herabzuſetzen ſuchte, ſowie durch ſeinen in gleicher Zeit erſchienenen „Discours sur la tragédie, sur l'écloge, sur l'ode, sur la fable etc.", in langwierige Streitigkeiten mit den franzöſ. Kritikern, unter welchen ihn beſonders Mad. Dacier, Voltaire und J. B. Rouſſeau angriffen; doch verlor er in dieſen Streitigkeiten, in dem ſeine Gegner oft in Heftigkeit geriethen, nie die Mäßigung. In ſeinen beſten Jahren hatte er das Unglück, das Licht der Augen zu verlieren, bis ihn endlich nach 24jähriger Blindheit der Tod von dieſem und andern Leiden erlöſte (1731). Motte war Mitglied der Akademie und machte ſich auch als Fabeldichter rühmlich bekannt. Sein beſtes Trauerſpiel iſt die, auch auf der deutſchen Bühne oft gegebene „Ines de Caſtro". Seine Werke erſchienen geſammelt, 10 Bde., zu Paris 1754.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkſpruch, heißt bei

uns besonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftstellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Tendenz irgend einer prosaischen und poetischen Schrift dem Ganzen vorsetzt. Oft huldigt man aber damit nur der Mode, und das Motto steht in keiner oder sehr entfernter Beziehung mit dem Innern.

Motu proprio, bei den römischen Kanonisten die freie Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche durch eignen innern Antrieb, nicht durch äußere Veranlassung oder fremde Eingebung erzeugt worden ist.

Motz (Friedrich Christian Adolf v.), königl. preuß. wirklicher Geh. Staats- u. Finanzminister, d. roth. Adlerordens 1. Kl., sowie d. eisern. Kreuzes u. Inhaber d. Großkreuzes d. großherzogl. hess. Ludwigsordens geb. 1775. Die Familie dieses in der Verwaltung der preuß. Monarchie so ausgezeichneten Staatsmannes stammt aus Hessen und der Grafschaft Hanau, wo bereits im Jahre 1357 Heinrich Motz zu Hanau belehnt wurde. Bemerkenswerth ist es, daß verschiedene Glieder derselben im Laufe der Jahrhunderte den Fürsten und Staaten, denen sie sich gewidmet, im Kriege und Frieden vorzügliche Dienste leisteten. So Joh. Christian (des Verewigten Urgroßvater), landgräflich hess. Oberst, Inhaber der schwarzen Regiments, der als Commandant der Stadt und Festung Kassel 1683 starb. Nachdem derselbe unter Piccolomini und Pappenheim die Kriegskunst erlernt hatte, diente er in Deutschland unter Milander und Geyso. Er nahm unter Anderm 1631 mit 600 Mann die Festung Königstein, eroberte 1636 bei Entsetzung der Festung Hanau die Hauptschanze mit Sturm, besonders aber machte ihn das Gefecht bei Marienmünster 1644 berühmt, wo er es war, welcher die kaiserlichen Truppen völlig schlug und deren größten Theil, nebst dem Herzoge von Holstein, gefangen nahm. Nicht weniger vertheidigte er 1646 als Gouverneur von Ostfriesland dieß Land mit glücklichem Erfolge gegen den kaiserlichen General Lamboi. — Christian Heinrich (Großvater des Ministers) war landgräfl. hess. Geh. Rath und Kanzler und vertrat im J. 1738 „aus besonderem zu ihm gerichteten Vertrauen", die Stelle eines Gesandten beim westfälischen Kreisconvent zu Köln, sowohl Namens des Königs von England als von Schweden, welcher letztere ihn auch mit dem Lehn in Ober-Jessa in Hessen belieh, während er selbst die Güter Bodenhausen, Grebenstein und Oberurf in Hessen besaß. Wenn es allerdings ebenso wahr als erfreulich ist, daß ein einziger ausgezeichneter Mann vollen Glanz über sein ganzes bisher unbekanntes Geschlecht verbreiten kann, wovon die alte wie die neue Geschichte Beispiele gibt, so muß nicht weniger von der andern Seite zugegeben werden, wie treffliche Vorfahren zu besitzen, Demjenigen nicht unwerth sein kann, der selbst kräftig dazu beiträgt, neuen Ruhm zu jenem alten hinzuzufügen. — Des Verewigten Geburtsort ist Kassel, wo sein Vater Geh. Rath und Präsident des dortigen Oberappellationsgerichts war. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer und auf dem kasselschen Pädagogium. Bis 1795 und im Ganzen 3½ J. studirte er darauf zu Marburg, vorzüglich Rechts- und Staatswissenschaften, und benutzte insbesondere die Collegien eines Selchow, Errleben und Weise. Auf dieser Universität entspann sich zuerst jenes unter allen nachmaligen Lebensumständen gleichbleibende Freundschaftsband zwischen ihm und dem jetzigen Oberpräsidenten von Vincke, der es auch war, welcher ihn bestimmte, vorzugsweise in preußische Dienste zu treten. — Nach bestandener Prüfung ward von Motz im Jahre 1795 als Auscultator bei der da-

maligen Regierung zu Halberstadt angestellt, ging jedoch bald aus besonderer Neigung als Referendar zur dortigen Kriegs- und Domainenkammer über. Wie entschieden schon damals der junge 25jährige Mann das einmal erkannte Gut wollte, zeigte derselbe durch seine, schon im J. 1800 mit Albertine Ernestine Louise von Hagen, Tochter des Landraths v. H. auf Nienburg, vollzogene Vermählung — aus welcher glücklichen Ehe 3 Söhne und 2 Töchter am Leben; — denn erst im folgenden Jahre gewann er, nach Bestehung des großen Examens in Berlin, eine selbständigere Stellung. Jedoch lehnte er die ihm jetzt angebotene Rathsstelle bei der Kammer in Bialystock ab, weil ihn gleichzeitig die halberstädtischen Stände zum Landrathe des Fürstenthums Halberstadt vorgeschlagen hatten. Diesen Posten erhielt er noch in demselben Jahre (1801), vertauschte ihn aber 1803 mit der Landrathsstelle im Eichsfelde, weil er daselbst aus dem Nachlasse seiner Schwiegermutter, geb. Freifrau von Schlitz, genannt Görz, das Gut Vollenborn erworben hatte. — Die nun eintretenden großen Ereignisse der Jahre 1806 und 1807, in deren Folge die Franzosen das Land besetzten, und das Königreich Westfalen errichtet wurde, konnten auch für die Verhältnisse eines bereits als so thätig wie einsichtsvoll erkannten Beamten nicht ohne Einfluß bleiben, und so ward von Motz 1806—1807, während der französischen Occupation, von der Ritterschaft zu ihrem Deputirten bei der eingerichteten Kammer- und Landesdeputation erwählt, ihm 1808 aber eine Unterpräfectur im Eichsfelde, dann die Präfectur des Werradepartements angeboten. Allein es widerstand jede unmittelbare Anstellung in westfälischem Staatsdienste seinem, in keiner Lage je verleugneten preußischen Sinne, und so lehnte er beide bedeutende Stellen ab. Konnte er durch seine damalige Privatlage gebunden, später nicht umhin, den ihm wiederum angetragenen Posten eines Directors der directen Steuern des Harzdepartements und in die westfälische Reichsversammlung als Mitglied einzutreten, wobei er auf seinem ländlichen Wohnsitze Vollenborn blieb, so war es gerade in dieser Stellung, wo die dortigen Patrioten jener Zeit mit Vertrauen auf ihn blickten, in seinem gastlichen Hause herzliche Aufnahme genossen und dasselbe mit erneuertem Muthe und gestärkter Hoffnung auf eine bessere Zukunft verließen. — Mit der Befreiungsperiode bot sich ihm die Gelegenheit dar, die Richtigkeit seiner Geschäftsansichten und die vorurtheilsfreie Würdigung aller Verhältnisse zu bethätigen. Er gehörte unter den westfälischen Beamten zu den Ersten, welche sich zu Halle, dann zu Halberstadt um das neu errichtete preußische Gouvernement versammelten, und zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch eine weise Ruhe und gediegene Festigkeit aus. In Halberstadt übernahm er, unter dem Vorsitze des Civilgouverneurs, damaligen Geh. Staatsraths v. Klewitz, als einer neu errichteten Gouvernements-Commission, die Administration der Finanzen, und durch seine umsichtige und kräftige, von der Wohlhabenheit und Vaterlandsliebe dieser Landestheile unterstützte Verwaltung wurden sehr erfreuliche, die Kriegsanstrengungen fördernde Resultate herbeigeführt. — Im Frühjahr 1815 wurde er beauftragt, das Fürstenthum Fulda im Namen der preußischen Regierung in Besitz zu nehmen und zu verwalten, worauf er für seine Mitwirkung bei Deutschlands und namentlich Preußens Befreiung das eiserne Kreuz am weißen Bande erhielt. Da jedoch Fulda 1816 theils an Kurhessen, theils an Sachsen-Weimar abgetreten wurde, so bekam von Motz die Stelle eines Vicepräsidenten zu Erfurt, nachdem er noch zuvor, als Commissair zur Re-

gullirung der Auseinandersetzung mit Kurhessen wegen verschiedener Länderabtretungen, mit diesem Gouvernement einen definitiven Vertrag abgeschlossen hatte. Schon 2 J. darauf ward von Motz Chefpräsident derselben Regierung, und bereits im J. 1820 übertrug ihm das immer steigende Vertrauen seines Monarchen, mit Beibehaltung des bisherigen Postens, das Präsidium der Regierung zu Magdeburg und das intermistische Oberpräsidium dieser Provinz, und verlieh demselben 1821 den rothen Adlerorden 3. Kl. Er bekleidete jene Posten mit dem Ruhm, zum Besten der seiner Umsicht anvertrauten Provinz gewirkt, und wo er konnte, Edles, Nützliches und Schönes befördert zu haben. Unermüdet thätig war er für öffentliche Anstalten der Erziehung und des Unterrichts, und er glich, insbesondere durch persönliche Selbständigkeit, und wo es Noth that, auch durch Raschheit manche Mißverhältnisse aus. In der wichtigen Stelle eines wirklichen Oberpräsidenten sehen wir ihn 1824 bestätigt, worauf er das folgende Jahr den rothen Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub empfing. — So war denn von Motz durch alle Verwaltungsposten immer höher hinaufgestiegen, ohne seinerseits dabei etwas Anderes zu thun, als in der Weise, wie er jede erhaltene Stelle auszufüllen wußte, seine Kraft und Fähigkeit laut sprechen zu lassen; und sie war es denn auch, welche vereint mit dem schon erwähnten Zutrauen seines Königs, alleinigen Antheil an seiner Ernennung, den 1. Juli 1825 (also gerade 5 J. vor seinem Tode, zum Geh. Staats- und Finanzminister hatte, in welcher Würde er, durch Verbindung der früher bestandenen General-Controle — welche, wie in der dieserhalb erlassenen königl. Cabinetsordre ausdrücklich erklärt wurde, ihren Zweck bereits erreicht hatte — mit dem Finanzministerium, eine selbständigere und wirksamere Stellung erhielt. In derselben begann von Motz nunmehr mit beispielloser Thätigkeit und Energie seine finanziellen Talente zu entfalten, und ohne eine neue Auflage oder eine weitere Ersparniß in den bisherigen Gehalten der Staatsdiener aller Classen einzuführen, gelang es ihm durch seine Administration, den stattgehabten Ausfall bereits im ersten Verwaltungsjahr zu decken. Denn für die Geschäftsverwaltung des Verewigten traten unvorhergesehene schwierige Umstände ein: der unerhörte Fall so vieler Banquierhäuser, der schwankende Credit aller Staatspapiere, der Ausfall der Domainen-Einnahme, veranlaßt durch niedrige Korn- und Wollpreise u. s. w. Allein von Motz zeigte sich seinem Berufe vollkommen gewachsen. Seitdem er das preußische Finanzwesen verwaltet, hat der jährliche Finanzetat nicht nur einen bestimmten Ueberschuß ergeben, sondern es sind auch, außer diesen etatmäßig gewordenen, jährlich bedeutende Ueberschüsse für den Staatsschatz und zu andern nützlichen außerordentlichen Verwendungen erzielt worden. In Anerkenntniß solcher Verdienste um die Monarchie ertheilte der König dem Finanzminister bereits im Jahre 1827 den großen rothen Adlerorden mit Eichenlaub, sowie derselbe beim Abschluß des wichtigen, von ihm eingeleiteten Handels- und Zollvertrags mit dem Großherzogthume Hessen (im J. 1828) vom Großherzoge das Großkreuz des Ludwigsordens erhielt. — Fragt man nun, welche Grundsätze es waren, und welches System, durch die in so kurzem Zeitraume nicht nur eine so auffallende Verbesserung der Finanzen bewirkt wurde, sondern auch sichtbar zugleich der Credit und Wohlstand des preußischen Staats zunimmt, so dürfte sich dieß auf Folgendes zurückführen lassen. Fürs Erstere: das erkannt zunächst Nothwendige und Nützliche dem weniger Nöthigen und Ersprießlichen voranzustellen, gleichzeitig aber durch For-

mirung einer Centralcasse jederzeit die erforderliche Uebersicht auf dem kürzesten Wege so sicher als möglich zu erhalten. Für Letzteres: freier Handel ohne Prohibitivsystem, nur mit mäßigen Schutzzöllen gegen das Ausland; Beförderung des Ackerbaues, der Gewerbsamkeit und Industrie, und auch in letzter Beziehung bessere Bildung der heranwachsenden Geschlechter, sowohl mit Belebung und Förderung alles Dessen, was zu Fortschritten in dieser Hinsicht führt, als auch Beseitigung der Hindernisse, welche aus früherer Zeit hier oft entgegenstanden. Das Ministerium von Motz bezeichnen mehre wohlthätige Einrichtungen, vorzüglich die Vereinfachung der gesammten Finanzverwaltung und des Cassenwesens, die Verbesserung des indirecten Steuersystems durch ursprünglich bezweckte Herabsetzung der Steuertarife, durch Anordnung einer den Umständen angemessenen zweckmäßigen Domainenverwaltung, sowie durch sein lebhaftes und beharrliches Eingreifen und Festhalten der Idee zur Errichtung von Zoll- und Handelsvereinen mit dem Großherzogthum Hessen, mit Baiern und Würtemberg u. s. w. und durch andere Einrichtungen, welche der preuß. Monarchie auf lange Zeit hinaus zur Ehre und Wohlfahrt gereichen werden. Er starb zu Berlin den 30. Juni 1830.

Moucheron (Friedrich), einer der besten Landschaftsmaler der Niederländer, 1663 zu Emden geb. Seine Neigung für die Malerei fand in Joh. Asselyn's Schule Befriedigung. Dann vervollkommnete er sich im Landschaftsfache zu Paris; später ließ er sich in Amsterdam nieder und starb 1686. Moucheron war ein treuer Beobachter der Natur. In mehren seiner Landschaften brachte er Wasser an, worin die Gegenstände sich spiegeln. Die Figuren in seine Landschaften malte ihm Helmbrecke, so lange er sich in Paris aufhielt, nachher Adrian v. d. Velde. Er hinterließ auch einen Sohn, Isaak Moucheron, geb. zu Amsterdam 1670, gest. 1754, der in der Manier seines Vaters fortarbeitete. Seine Arbeiten sind mit leichtem duftigen Pinsel gemalt und haben ein warmes Colorit. Die königl. dresdner Galerie hat mehre ausgezeichnete Stücke von seiner Hand.

Mounier (Jean Joseph), geb. zu Grenoble 1758, widmete sich früh dem Staatsdienst, ward Secretair der Provinzialstände der Dauphine, Deputirter des 3. Standes dieser Provinz zu den Generalständen und spielte beim Ausbruch der franz. Revolution eine große Rolle. Er war am 20. Juni 1789 einer von den Anstiftern der Sitzung des Eides im Ballhause, womit gewissermaßen die Revolution ihren Anfang nahm. Es wurde daselbst eine Adresse an den König votirt und eine Entfernung der Truppen von der Nationalversammlung gefordert. Jeder Tag bis zum 5. Dec. ward von ihm durch neue Maßregeln bezeichnet, die er dem Nationalconvent vorschlug und wodurch die Schritte der Revolution so sehr beschleunigt wurden. Als er aber in der stürmischen Sitzung vom 5. auf den 6. Oct. gewahr wurde, daß eine Rotte zügelloser Jakobiner sich der Regierung bemächtigen würde, hielt er die wahre Freiheit für verloren, kehrte nach Dauphine zurück, forderte den 21. Nov. seine Entlassung und suchte in folgender Schrift: „Exposé de ma conduite et des motifs de mon retour en Dauphiné", sein Betragen zu rechtfertigen, worauf zu Genf, wohin er sich zurückgezogen, noch: „Appel au tribunal de l'opinion publique folgte. Sich hierauf nach Deutschland begebend, fand er in Weimar günstige Aufnahme und erhielt selbst das Lustschloß Belvedere zur Anlegung eines Erziehungsinstituts für junge Engländer. Mounier war hier aufs Vielfachste thätig und nützlich und arbeitete unter

andern auch hier die Schrift: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés, sur la révolution de France" aus Tübingen 1801, n. Aufl., Paris 1821). Er sucht in diesem Werke die Philosophen von dem Vorwurfe, daß sie durch die von ihnen ausgestreuten Grundsätze die französ. Revolution herbeigeführt hätten, zu befreien. Nach dem 18. Brumaire kehrte Mounier nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfecten des Departements der Ille und Vilaine und 1804 zum Mitglied des Erhaltungs-Senates ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er starb 1806.

Mouradja d'Ohsson, aus Konstantinopel gebürtig, trat sehr früh in die Dienste der schwedischen Gesandtschaft bei der ottoman. Pforte, wurde durch seine Talente Chargé d'Affaires, Ritter des Wasaordens und bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Botschafter. In dieser Lage und bei seinen außerordentlichen Kenntnissen in den Sprachen des Orients faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomanischen Reichs und sammelte die dazu nöthigen Materialien, die er 1784 in Paris ausarbeitete. In den Jahren 1788 und 89 erschienen die beiden ersten Bde. seines „Tableau général de l'Empire ottoman", die er mit bedeutendem Kostenaufwande drucken ließ. Die Unruhen beim Ausbruch der französischen Revolution führten eine Unterbrechung dieses Werkes herbei. Mouradja begab sich wieder nach Konstantinopel, wurde daselbst von Selim III. gütig empfangen, der sich das Werk vorlegen ließ und ihm fernere Unterstützung zur Vollendung desselben gewährte. Bei seiner Rückkehr nach Paris fand er nur wenig von seinem Vermögen wieder und selbst die Niederlagen erbrochen und geplündert, worin die Exemplare seines Werks nebst Platten und Zeichnungen aufbewahrt worden waren. Er entwarf daher einen neuen Plan zu einem Werke, das den ganzen Orient umfassen sollte, und so entstand ein Werk in folgenden 3 Abtheilungen: Tableau historique de l'Orient, eine Geschichte aller Völker unter türkischer Botmäßigkeit; Tableau général de l'Empire ottoman, eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w.; L'histoire de la maison ottoman, von Osman I. bis 1758, welches zur Kenntniß des türkischen Reichs sehr vortheilhaft ist. Ohsson starb kurz vor Beendigung desselben (dessen Ende 1824 zu Paris erschien) 1807.

Mora, ein Arzneimittel, welches zu Ausgange des 17. Jahrh. aus Ost-Indien zu uns kam und als ein specifisches Mittel wider Gicht und Podagra empfohlen wurde, wogegen verschiedene Aerzte dafür halten, daß es nur in der von wässerigen und schleimigen Feuchtigkeiten herkommenden Gicht anwendbar, in der mit Entzündung verbundenen aber nachtheilig sey. Man hält dafür, daß die Mora nichts weiter sey, als die äußere wollige Haut einer Art Nessel oder Beifußes. Man machte davon kleine pyramidenförmige Körper, welche auf den leidenden Theil gesetzt und an der Spitze angebrannt wurden. Sie brannten ohne sonderlichen Schmerz ab und hinterließen eine Feuchtigkeiten abführende Kruste. Gegenwärtig bedient man sich dieses Mittels nicht mehr; bei den Japanern ist aber das Mora-Brennen so gewöhnlich als es vor noch nicht langer Zeit bei uns das Aderlassen war.

Mozambik, Küstenstrich, an der Ostseite Afrika's vom Fluß Coavo bis an den Fluß Cuama. Der nördliche Theil wird bisweilen auch die Küste Querimba genannt. Sie wird als das Eigenthum der Portugiesen betrachtet. Sandbänke, welche sich parallel mit der Küste hinziehen, machen die Annäherung gefährlich. Die Meerenge zwischen dem festen Lande und Madagaskar, 60—30 Meilen breit, wird häufig

von Wallfischen besucht und hat viele über die Meeresfläche hervorsprudelnde süße Quellen. Die Küste selbst ist von unzähligen kleinen Flüssen trefflich bewässert, aber sehr ungesund, der Boden jedoch beinahe durchgehends sehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Geflügel und Fischen. In den Gebirgen findet man Gold. Die Bewohner des Inneren werden Maquas genannt, und sind Neger, häßlich von Gestalt, aber kriegerisch und treu; sie sollen sich bis in die Gegend von Melinde unter 4° S. B. ausdehnen. Die Insel Mozambik (57° 58′ O. L. 15° 2′ S. B.[1]), eine halbe Stunde von der Küste entfernt, 1 Stunde lang und 600 Toisen in der größten Breite, besteht aus Sand, der sich von Seemuscheln gebildet, und hat viele Pomeranzen, Citronen, Limonien, indische Feigen, Palmbäume ꝛc.; nur süßes Wasser muß vom festen Lande geholt werden. Die Portugiesen, welche 1489 auf ihrer ersten Fahrt nach Indien an diese Insel kamen, fanden schon auf derselben eine Stadt, die ansehnlichen Handel trieb, und einen arabischen König, der sie beherrschte. Diese Insel hatte wegen ihrer zum Handel bequemen Lage und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugiesen, als daß sie nicht bald hätten suchen sollen, sich derselben zu bemächtigen. Dieß geschah auch. Die portugiesische Hauptstadt Mozambik liegt am Canal gleichen Namens und zählt 2340 Einwohner, die aus hierhergebrachten Verbrechern, Galeerensklaven und ihren Kindern mit Negerinnen und Hindusfrauen aus Goa, ohne 10.000 Sklaven und Araber, bestehen. Sie ist der Sitz des portugiesischen Generalcapitains von Mozambik (der die Gouvernements Mozambik, Guillimane, Rivieres de Senna, Sofala, Jahambane Bahia de Lorenze, Marques und Cabo Delgado verwaltet, und alle drei Jahre verändert wird) und eines Bischofs, hat einen vortrefflichen Hafen und ein Fort, 3 Pfarrkirchen und 2 Klöster, und ist der Mittelpunkt des portugiesischen Handels in diesen Gewässern mit Sklaven (jährlich an 3000), Elfenbein (jährlich an 800 Tonnen ausgeführt nach Goa ꝛc.), Goldstaub, der Wurzel Kalumb (die unangebaut in den dicken Wäldern an der Küste wächst, und wahrscheinlich zu der Ordnung Sarmeniaceae Linn. oder Menisperma Juss. gehört) ꝛc. Die maurischen Einwohner beherrscht unter portugiesischer Herrschaft ein Sherif.

Mozaraber oder Mostaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Christen in Spanien zur Zeit der arabischen Herrschaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom fast aufgelöst war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabische genannt wurde. Gregor VII. schaffte sie ab und drang ihnen dafür die römische auf; nur in einer Capelle der Kathedrale von Toledo ist der mozarabische Ritus noch beibehalten.

Mozart (Leopold), geb. 1719 zu Augsburg, studirte zu Salzburg, trat 1743 als Hofmusikus in die Capelle des Erzbischofs und wurde 1762 Unterdirector dieser Capelle. Die Zeit, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Composition und auf der Violine. 1756 erschien zu Augsburg sein „Versuch einer gründlichen Violinschule", ein Werk, das nach dem Zeugnisse der größten Meister von dem ausgebreitetsten Nutzen gewesen. Außerdem hat er Oratorien und andere Kirchenstücke, Theatermusiken u. s. w. geliefert. Er starb 1787. Sein Sohn

Mozart (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus), der größte deutsche Componist, wurde 1756 zu Salzburg geb. Im 4. Jahre seines Alters fing sein Vater gleichsam spielend an, ihn einige Menuets und

andere Stücke auf dem Claviere zu lehren; eine Sache, die dem Lehrer ebenso leicht und angenehm wurde als dem Lehrling. Zu einer Menuet brauchte er eine halbe Stunde, zu einem größern Stück eine Stunde, um es zu lernen; um es dann mit der vollkommensten Nettigkeit und dem festesten Takte zu spielen. Von nun an machte er solche Fortschritte, daß er in seinem 5. Jahre schon kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und von diesem zu Papier bringen ließ. Ehe er die Musik kannte, war er für jedes Kinderspiel so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken vergessen konnte. Von der Zeit an, daß er mit der Musik bekannt wurde, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit, und wenn ihm ja noch diese Zeitvertreibe gefallen sollten, so mußten sie mit Musik begleitet seyn. Obgleich er auch die obigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, so war es doch vor allen die Musik, von der seine Seele voll war und mit der er sich unabläßig beschäftigte. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, sodaß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe der Fortbildung bemerken konnte, oft davon überrascht und darüber in ein Erstaunen wie über ein Wunder gesetzt wurde. Ein Zug mag zum Beweis hievon dienen: einst kam der Vater mit einem Freunde nach Hause und sie fanden den fünfjährigen Knaben mit der Composition eines Clavierconcertes beschäftigt; anfangs lachten sie über das Geschreibe der Noten, die man kaum lesen konnte, indem sie größtentheils auf ausgewischten Tintenflecken geschrieben waren. Als aber sein Vater die Composition selbst mit Aufmerksamkeit betrachtete, blieb sein Blick lange starr auf das Blatt geheftet, bis endlich helle Thränen der Bewunderung und Freude seinem Auge entfielen. „Sehen Sie, Freund!“ sagte er mit Rührung und Lächeln, „wie Alles richtig und nach der Regel gesetzt ist; nur kann man es nicht brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre“. In seinem 6. Jahre war er nun schon so weit in der Kunst gekommen, daß der Vater mit ihm und seiner ältern Schwester, Maria Anna, die auch ein musikalisches Genie war, die erste Reise nach München und bald darauf nach Wien unternehmen konnte, wo die beiden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Das Lob der Menge machte schon als Kind keinen Eindruck auf ihn, und nur vor Kennern spielte er mit Feuer und Aufmerksamkeit. So verlangte einst der Knabe vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil holen lasse, und vor diesem spielte nun der junge Mozart ein Concert desselben mit der bewunderungswürdigsten Fertigkeit. Er hatte bis jetzt bloß das kleine gespielt. Aber der Geist der Harmonie, der in seiner Seele wohnte, kam allen Erwartungen und allem Unterrichte bei weitem vor. In Wien war ihm eine Geige geschenkt worden, und als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, hatte er auf derselben bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zur Bewunderung aller Anwesenden die zweite Violine zu einem Trio mit Präcision zu spielen vermochte. Immer mehr zeigte es sich nun, daß sein Ohr ganz für die Musik gebaut war. Mit leisem Gefühle bemerkte er die feinsten Unterschiede der Töne, und jeder Mißklang, ja sogar schon jeder rauhe, durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton spannten ihn auf die Folter. So hatte er in dieser Freude der Kindheit und fast bis an sein zehntes Jahr eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, wenn keine andere Musik geblasen wurde, und wenn man ihm ein solches Instrument nur vorhielt, so that es eben die Wirkung auf ihn, als wenn man Andern eine gela-

dene Pistole aufs Herz setzte. So sank er einst beim Ton derselben bleich und leblos zur Erde. Er hatte ein so außerordentliches Tongefühl und Gedächtniß, daß er einst die um einen halben Ton verschiedene Stimmung seiner eigenen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt hatte, zum Erstaunen der Anwesenden, welche diese Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im Juni 1763, also im 7. J. des Knabens, machte die Mozart'sche Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch nun der Ruhm des frühen Künstlers sich allgemein verbreitete. Sie gingen nach München, wo der junge Mozart ein Concert auf der Violine beim Kurfürsten spielte und schon dazu aus dem Kopfe nicht präambulirte. Nachdem sie mehre große Städte besucht hatten, kam sie im November in Paris, wo sie sich 21 Wochen aufhielten und der junge Mozart seine ersten Clavierconcerte herausgab. Den 10. April 1764 reiste die Familie nach England, wo der Sohn mit dem größten Beifall die Orgel spielte. In einem öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von seiner Composition vorgetragen. In Paris sowohl als in London legte man dem Sohne verschiedene Stücke von Bach, Händel, Paradies und andern Meistern vor, die er nicht nur vom Blatt spielte, sondern sie auch sogleich in dem angemessenen Tone und mit aller Nettigkeit vortrug. Während dieses Aufenthaltes in England und folglich im achten Jahre seines Alters componirte er sechs Sonaten, die er in London stechen ließ und dem Könige widmete. Im Juli 1765 reiste die Familie nach Holland, wo der Sohn oft vor dem Erbstatthalter spielte. Hierauf reiste er wieder nach Paris, und nachdem er zwei Mal in Versailles gespielt hatte, ging er über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürst dem Sohne Mozart ein Thema vorsang, das er in Gegenwart des Kurfürsten, ohne dazu eine Geige oder ein Clavier zu gebrauchen, sogleich ausfertigte, zu Papier setzte und zum allgemeinen Erstaunen spielte. Endlich kamen sie nach einer Abwesenheit von länger als drei Jahren zu Ende des Monats Nov. 1766 wieder in Salzburg an. Sie blieben nun bis in den Herbst des folg. J. in Salzburg, und Wolfgang Mozart schritt durch beständiges Studium immer dem Ziele der Vollkommenheit näher, das er sobald erreichte. 1768 spielten die Kinder in Wien vor Kaiser Joseph, der dem jungen Mozart auftrug, eine Opera buffa zu setzen. Sie hieß „La finta simplice", erhielt den Beifall des Capellmeisters Hasse und Metastasio's, wurde aber nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der Waisenhauskirche hatte er das Amt, das Offertorium und ein Trompetenconcert gesetzt, und dirigirte als ein zwölfjähriger Knabe diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. 1769 brachten sie wieder in Salzburg zu, bis der Vater im Dec. mit dem Sohne allein, der aber vorher noch Concertmeister beim salzburgischen Hoforchester wurde, eine Reise nach Italien antrat. In Bologna fand Mozart besonders an dem Pater Mästro Martino, einem großen Contrapunktisten, einen enthusiastischen Bewunderer, der ganz außer sich gerieth, als der Knabe ihm über jedes gegebene Fugenthema die dazu gehörige Risposta nach Rigore Modi angab, und die Fuge augenblicklich auf dem Claviere ausführte. In Rom erregte er auf eine andere Weise allgemeines Aufsehen. Er unternahm es, das berühmte Miserere, das alljährlich in der Charwoche in der Sixtinischen Capelle gesungen wird und damals sehr geheim gehalten wurde, bloß nach dem Gehör zu copiren. Dieß gelang ihm auch dergestalt, daß, als er es in einer Akademie beim Clavier sang, der Castrat, der es in der Capelle gesungen hatte, sein Erstaunen zu erken-

nen gab. Als er in Neapel in dem Conſervatorium alla Pieta ſpielte, fielen die Zuhörer auf den Gedanken, in ſeinem Ringe ſtäke die Zauberei. Er zog daher den Ring ab, und nun war erſt die Verwunderung recht groß. Er gab hier noch eine große Akademie beim kaiſerlichen Geſandten, Grafen Kaunitz, und kehrte nach Rom zurück. Hier verlangte ihn auch nun der Papſt zu ſehen und gab ihm das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Sporns. In Bologna wurde er als Mitglied und Mäſtro in die philarm. Geſellſchaft aufgenommen. Man ſchloß ihn deßhalb ganz allein ein und gab ihm ein Antiphona vierſtimmig zu ſetzen. Er war in einer halben Stunde damit fertig und erhielt das Diplom. Sie eilten nun, nach Mailand zurückzukommen, weil der Sohn ſich einmal zur Compoſition der dortigen erſten Carnevals-Oper verbindlich gemacht hatte. Wäre das nicht geweſen, ſo hätte er die Srittura zur erſten Oper auch in Bologna, Neapel oder Rom erhalten können. Ende des Oct. 1775 kamen ſie in Mailand an. Hier componirte der Sohn in ſeinem 14. Jahre die Opera seria „Midritate“, die zuerſt ſchon am 26. Dec. und dann mehr als zwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Aus dem allgemeinen Beifall, den dieſe Arbeit erhielt, kann man ſchon ſchließen, daß die Impreſe ihm ſogleich den ſchriftlichen Accore auf die erſte Oper für das Jahr 1773 gab. Die letzten Tage des Carnevals brachten ſie nun noch in Venedig zu, in Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied von der philarmoniſchen Geſellſchaft; und ſo verließ er endlich Italien, wo man ihm überall mit ausgezeichneter Ehre begegnet war und den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart mit ſeinem Vater im März 1771 wieder in Salzburg eintraf, fand er einen Brief des Grafen Firmian in Mailand, der ihm im Namen der Kaiſerin Maria Thereſia auftrug, die große Serenate zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu ſchreiben. Da die Kaiſerin den älteſten unter den Capellmeiſtern, den berühmten Haſſe, (vergl. den beſ. Art.) zur Compoſition der Oper beſtimmt hatte, ſo wählte ſie den jüngſten unter allen für die Serenat, „Ascanio in Alba“ aus. Er übernahm dieſes Geſchäft, reiſte im Auguſt mit ſeinem Vater wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten immer mit der Oper und der Serenat abgewechſelt wurde. Zur Wahl des neuen Erzbiſchofs in Salzburg ſetzte er 1772 die Serenata: „Il logno di Scipione“, brachte darauf den Winter mit dem Vater in Mailand zu, wo er die übernommene Opera seria „Lucio Silla“ für den Carneval 1774 ſchrieb, die 26 Mal nach einander aufgeführt wurde. Im Frühjahr 1773 war er wieder in Salzburg. Einige Reiſen, die er in dieſem und dem folgenden Jahre nach Wien und München mit ſeinem Vater machte, gaben Gelegenheit zur Verfertigung mehrer trefflichen Muſiken, als einer Opera buffa: „La finta giardiniera“ zwei große Meſſen für die münchner Hofcapelle u. ſ. w. 1775 hielt ſich der Erzbiſchof Maximilian in Salzburg auf, bei welcher Gelegenheit Mozart eine Serenate „Il Re pastore“ ſetzte. Je außerordentlicher das angeborne Talent und die ſchnelle Entwickelung dieſes großen Künſtlers war, deſto mehr werden die Leſer die gewiſſenhafte Genauigkeit rechtfertigen, mit welcher hier die ſtufenweiſe Ausbildung deſſelben erzählt iſt. Nun hatte er den Gipfel der Kunſt erreicht, und ſein Ruhm war durch alle Länder von Europa verbreitet. Welche der größern Städte er auch nun wählen mochte, um in ihr ſeine ſeltenen Talente der Unterhaltung des Publikums zu widmen, ſo war er einer allgemeinen Bewun-

derung gewiß. Indeß schien doch der große Marktplatz aller ausgezeichneten Talente in den schönen Künsten, das damalige Paris, der schicklichste Ort für ihn, da er dort schon bekannt war, und ein für ihn begeistertes Publikum vorfand. Er reiste deßwegen im Sept. 1777 mit seiner Mutter nach dieser Hauptstadt des sonstigen europäischen Luxus. Es würde sehr zu seinem Vortheil gewesen seyn, wenn er in Paris geblieben wäre, aber er fand wenig Geschmack an der französischen Musik. Als nun im folgenden Jahre seine Mutter, die ihn dieses Mal allein aus der Familie begleitet hatte, in Paris starb, kehrte er, nachdem er eine Symphonie für das Concert spirituel verfertigt hatte, zu Anfang 1778 mit Freuden wieder zu seinem Vater zurück. Das folgende Jahr schrieb Mozart in München eine Opera seria für den folgenden Carneval und reiste von da aus nach Wien, wohin ihn sein Fürst, der Erzbischof von Salzburg, der sich eben dort aufhielt, berufen hatte. Seit dieser Zeit, also seit seinem 24. Jahre, lebte er in Wien und trat in kaiserliche Dienste. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu welchen seine bewundernswürdigen und früh entwickelten Gaben das ganze musikalische Publikum berechtigt hatten, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward, mit wenigen Worten Alles zu sagen, der Lieblingscomponist seines Zeitalters. Die verschiedenen Werke Mozart's hier anzuführen, wäre zu weitläufig und selbst überflüssig; denn wer sollte seine Sonaten und Concerte für das Clavier, seine Symphonien und Quartetten nicht kennen, und in wessen Liebhabers Händen wären sie nicht? Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben und stets das Entzücken der deutschen Nation seyn werden, componirte er sein „Idomeneo, Re di Creta" 1780 in München. Die „Entführung aus dem Serail" ward 1782 in Wien aufgeführt. Den größten Beifall erhielt „Figaro's Hochzeit", und wurde während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt. In demselben Jahre componirte Mozart seinen „Don Juan", der mehr gefiel als „Figaro's Hochzeit". Nach der Aufführung des „Don Juan" sagte der große Haydn zu Mozart's Vater: „Ich sage ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört habe; er hat Geschmack und besitzt die gründlichsten Kenntnisse in der Kunst der Composition". 1790 setzte er „Così fan tutte" und nachdem er auch 1791 die „Zauberflöte", „La clemenza di Tito" und das berühmte „Requiem" componirt hatte, starb er am 5. Dec. 1792. Das war Mozart der Tonkünstler. Kein Forscher der menschlichen Natur wird sich aber wundern, wenn ein großer Künstler, dem man von dieser Seite die allgemeinste Bewunderung zollte, nicht gleich groß in den übrigen Verhältnissen des Lebens erscheint. Mozart zeichnete sich durch keine besonders einnehmende Körperbildung aus; er war klein, hager, blaß und verrieth nichts Außerordentliches in seiner Physiognomie. Sowie dieser seltne Mann früh in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen fast in allen übrigen Verhältnissen beständig ein Kind. Er lernte nie sich selbst regieren, für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigung und vernünftige Wahl im Genusse hatte er keinen Sinn. Immer bedurfte er eines Führers, eines Vormundes, der an seiner Statt die häuslichen Angelegenheiten besorgte, da sein eigner Geist mit einer Menge ganz anderer Dinge beschäftigt war und dadurch überhaupt alle Empfänglichkeit für andere ernsthafte Ueberlegung verlor. So beträchtlich sein Einkommen war, so hinterließ er doch, bei seiner überwiegenden Sinn-

lichkeit und häuslichen Unordnung, den Seinigen weiter nichts als den Ruhm seines Namens. Aber eben dieser zerstreute, immer tändelnde Mensch schien ein höheres Wesen zu werden, sobald er sich an das Clavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den Einen Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonie der Töne. Auch bei der vollständigsten Musik bemerkte er den kleinsten Mißton und sagte zugleich mit treffender Genauigkeit, auf welchem Instrumente der Fehler gemacht worden sey und welcher Ton es eigentlich hätte seyn sollen. Ueber das kleinste Geräusch gerieth der sonst so sanfte Mann in den lebhaftesten Unwillen. Die Musik machte das Hauptgeschäft seines Lebens und zugleich seine angenehmste Erholung aus. Von seiner Kindheit an spielte er am liebsten bei der Nacht; wenn er sich Abends um neun Uhr ans Clavier setzte, so brachte man ihn sicher vor Mitternacht nicht wieder davon weg, und auch dann mußte man ihn noch halb zwingen; sonst würde er die ganze Nacht fort phantasirt haben. Früh von sechs oder sieben Uhr an bis zehn Uhr componirte er, und zwar mehrentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, ausgenommen, wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. So glänzend seine Laufbahn war, so kurz war sie auch. Kaum war er 36 Jahr alt, als er starb. Aber er hat sich in dieser kurzen Zeit einen Namen gemacht, der nicht untergehen wird, so lange nur noch ein Tempel der Muse der Tonkunst stehen wird. — Schließlich folgt hier nach der gewöhnlichen Erzählung der Ursprung seines Requiems. Eines Tages kam ein Unbekannter zu Mozart und trug ihm die Composition einer Seelenmesse auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser forderte hundert, nach Andern zweihundert Dukaten, wollte sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts destoweniger zahlte der Bote den verlangten Preis im Voraus und versprach bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen, sowie nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhielt Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag „La Clemenza di Tito" zu schreiben, und war eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erschien und ihn an das Requiem mahnte. Mozart entschuldigte sich, versprach, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen und sich alsdann durch nichts an deren Vollendung stören zu lassen. Der Bote schied. Mozart begann nach seiner Zurückkunft aus Prag die Composition der Seelenmesse mit einem Feuer, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keines seiner Werke eingeflößt hatte, sodaß seine Gattin von so ungewöhnlicher Anstrengung für seine ohnehin schon kränkliche Gesundheit Alles befürchten zu müssen glaubte; ja Mozart äußerte einst mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattin entriß ihm die Partitur und gab sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach anscheinend völlig wiederhergestellter Gesundheit wieder. Mozart endete die Arbeit bis auf ein Geringes, fiel in seine vorige Schwermuth zurück, wurde wieder krank und immer kränker und starb. Gleich nach seinem Tode erschien der bewußte Bote, verlangte das Werk und erhielt es unvollendet, wie es war. Süßmayer soll hernach zu dem Sanctus die Instrumente, welche noch fehlten, hinzugesetzt und das Werk so eingerichtet haben, wie es gedruckt in unsern Händen ist. Dieß die Entstehung dieses Meisterwerks, in welchem

Mozart's Geist seine eigene Verklärung feiert, die aber auf verschiedene Art erzählt wird. Mozart hinterließ eine Witwe und zwei Söhne. Erstere verheirathete sich nachher an den Etatsrath G. N. v. Nissen in Kopenhagen, welcher eine (fast nur aus Materialien bestehende) „Biographie W. A. M.'s" verfaßte, die, nach von Nissen's Tode, die Witwe nebst einem Anhange, Leipz. 1828, herausgab. Zur Gründung eines Denkmals gab J. A. Schlosser, „W. A. Mozart. Eine Biographie ꝛc." (Prag 1828) heraus. Mozart's älterer Sohn ist als Secretair bei der Kanzlei in Mailand angestellt; der jüngere ist Pianofortespieler und Componist für dieses Instrument, geb. 1792. Er lebt gewöhnlich zu Lemberg in Galizien und unterrichtet auf dem Pianoforte. 1819 machte er eine Kunstreise in Deutschland.

Mucius Scävola (eigentlich Cajus Mucius Cordus), ein unerschrockener junger Römer aus den ersten Zeiten der Republik. Als Porsenna, König der Etrusker, ums J. der Stadt 255 Rom eng eingeschlossen hatte, sodaß man hier eine Hungersnoth befürchtete, ging Mucius, zur Befreiung seiner Vaterstadt Alles für erlaubt haltend, nach erhaltener Bewilligung vom Senat, ins etruskische Lager, drang selbst bis in das Zelt des Königs, mit dem festen Vorsatze, ihn auf Kosten seines eigenen Lebens zu ermorden. Sein Streich gelang ihm nicht, weil er sich in der Person des Königs irrte. Die Wache ergriff ihn; da sprach er mit unerschrockener Miene zu Porsenna: „Ich bin ein römischer Bürger und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unsern Feind, tödten wollen, und so viel Muth ich zum Morde hatte, so viel habe ich auch zum Sterben! Ich bin nicht der Einzige, der diesen Entschluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römischer Jünglinge wird nach mir denselben Ruhm erstreben. Diesen Krieg kündigt dir die römische Jugend an". Zornig und erschrocken drohete der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anschläge gegen ihn im Werke seyen. Mucius erwiederte: „O, sieh wie verächtlich dieser Körper Denen ist, die großen Ruhm vor Augen sehen"; und mit diesen Worten streckte er seine rechte Hand in die lodernde Flamme des nahen Opferherdes. Sie schwellte blutig ab, indeß er ganz wie in fremden Gedanken vertieft da stand. Ein Grausen ergriff die Umstehenden; der König riß ihn selbst vom Feuer weg und sagte: „Geh, geh, du hast feindlicher an dir als an mir gehandelt; ich entlasse dich ungestraft. Wie glücklich wäre ich, wenn für mein Land solche Tapferkeit stritte!" — „Gut", sagte Mucius, „so nimm denn zum Danke die Nachricht hin, daß 300 Jünglinge einen Bund gemacht haben gegen dein Leben. Wir looseten und mich traf das Loos zuerst. Die Folgenden werden zu seiner Zeit dich nicht verfehlen!" Der geschreckte Porsenna, die Belagerung aufhebend, schloß mit den Römern Friede; Mucius aber erhielt, weil er sich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola; auch gab ihm der Senat ein Stück Land und ließ, seine That zu verewigen, eine Ehrensäule errichten.

Mücken nennt man mehre Insekten aus der Linné'schen Ordnung Diptera oder Antliata Fabric. Diese Ordnung machen kenntlich: 2 Flügel und dahinter an der Brust noch zwei knopfförmige Schwingkolben, die auch wohl mit einer Schuppe bekleidet sind und zwei nicht ausgebildeten Flügeln gleichen. Die Brust enthält einen Nervenfaden und die Speiseröhre, an ihr stehen die 5gliedrigen Füße; Athemwerkzeuge, Därme, Herz, Geschlechtstheile befinden sich im Bauche. Die Freßwerkzeuge sind bald einfach, bald mit Lippen, Borsten, Rüssel ver-

sehen; ein harter Rüssel dient zum Stechen. Ihre Augen nehmen oft den ganzen Kopf ein und sind in viele 1000 Flächen getheilt. Die Larven sind fußlose Maden, selten haben sie Warzenreihen statt der Füße; manche sind kopflos und häuten sich nie, behalten sogar in der Verpuppung diese alte Haut, während die mit Köpfen ihre Haut bei der Verpuppung abstreifen. Durch ihren Biß und dessen unangenehmes Jucken sind am unerträglichsten die amerikanischen Mosquitos, eine Art der gemeinen Mücken (culex pipiens) und die kleinen Beißmücken (c. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage sind. Diese erscheinen des Jahrs 2 Mal in dichten Schwärmen, gegen die man sich nur durch Dampf schützt; sie tödten dann oft das Vieh, welchem sie zu allen Oeffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken stechen nur die Weibchen.

Mufti (auch Scheik-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, türk. Staatsw.), in der Türkei das Oberhaupt der Gesetze und der Religion; ist im Range der Nächste nach dem Großvezier, wird ausschließlich vom Kaiser gewählt, der ihn zwar wieder absetzen, aber sein Vermögen nicht einziehen und den er nur durch Zerstoßung in einem Mörser mit dem Tode bestrafen kann, entscheidet als Ausleger des Koran über alle gerichtliche, vorzüglich peinliche Sachen und fügt in bedenklichen Fällen seinem, immer sehr kurz gefaßten Ausspruche (Fetfah) bloß die Worte bei: „Gott weiß, was besser ist". Die festen Einkünfte des Mufti betragen täglich 2000 Asper (ungefähr 24 Thlr.), wozu aber noch die Geschenke seiner Untergebenen kommen.

Muggendorf, Flecken an der Wiesent, zum baierischen Obermainkreise gehörig, merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den rings umher gelegenen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllershöhle; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen Eingängen. Muggendorf hat seit 30 Jahren ein allgemeines wissenschaftliches Interesse gewonnen. Werke hierüber besitzen wir von Esper, Rosenmüller und Goldfuß. Das neueste ist das alphabetische Handbuch von Joh. Zeller: „Muggendorf und seine Umgebungen oder die fränkische Schweiz" (Bamberg 1829), mit einer topographischen Charte von Muggendorf's weitester Umgebung auf 12 Stunden und mit 2 Abbildungen der Burgen Streitberg und Rabeneck, gezeichnet von dem bekannten Maler Ruprecht zu Bamberg, gestochen von Poppel in Nürnberg.

Muhammed, Muhammedaner, s. Mohammed.

Mühlberg (Schlacht bei), am 24. April 1547, worin Kaiser Karl V. die schmalkaldischen Verbündeten besiegte. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen stand mit seinem 13.000 Mann starken Heere zwischen Mügeln und Meißen, als er erfuhr, daß Karl V. mit seinem Heere in größter Eile aus Oberdeutschland gegen ihn im Anzug wäre. Der Kaiser würde ihn bei Meißen überrascht haben (22. April), wenn nicht Johann Friedrich die Elbbrücke eiligst hätte abbrechen lassen und sein Heer auf das rechte Ufer geführt hätte. Er zog sich geschwind längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg hinauf. Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreichte, zog ihm geschwind an dem diesseitigen Ufer der Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegenüber kam. Es war Abend, als er hier Halt machte. Die Sachsen, welche wenig Zeit gehabt hatten, sich umzusehen, waren die Nacht ganz ruhig; die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte dem Herzog Moritz eine

Furth, wo die ganze Reiterei durch die Elbe gehen konnte, und indeß die Schiffbrücke für's Geschütz wieder hergestellt wurde, schwammen die Spanier in Menge über den Fluß. Der Kurfürst hatte nur noch eben Zeit, seinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur streben solle, Wittenberg zu erreichen, die Reiter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen eilten den Sachsen ebenso schnell nach und ereilten sie auf der lochauer Heide; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reiter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz selbst focht unter den Vordersten; die sächsischen Reiter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eigenes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Mit dem furchtbaren Kriegsgeschrei: Hispania! Hispania! durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! durch die ganze Heide hin wurden die Fliehenden erschlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Der Kurfürst selbst gerieth nach tapferer Gegenwehr mit dem Herzog Ernst von Braunschweig in Gefangenschaft und ward selbst mit dem Tode bedroht. Die Verwendung vom Herzog Moritz und andern deutschen Fürsten verhütete aber dieses Geschick. Am 18. Mai kamen Verhandlungen zu Stande. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und auf sein Land Verzicht thun und Beides an Moritz abtreten. Seine Festungen Wittenberg und Gotha mußte er dem Kaiser ausliefern, auch den Markgrafen Albrecht frei geben. Dann sollte ihm das Leben geschenkt seyn, aber des Kaisers Gefangener sollte er noch bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie sollte ihm Moritz reichen; es wurden auch gleich dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt, die sich auf 50.000 meißnische Gulden jährlich beliefen. (Vergl. die Art. Moritz von Sachsen und Schmalkaldischer Bund.)

Mühlen nennt man in der weitesten Bedeutung solche Maschinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt werden; im engern Sinne solche, durch welche Etwas zerstückt oder zerrieben wird, nämlich solche, die zur Zermalmung des Getreides, zur Bereitung, zur Zerschneidung des Holzes u. s. w. dienen. Nach der bewegenden Kraft, die dabei in Anwendung kommt, theilt man sie in Hand-, Roß-, Wasser- und Windmühlen. Die Handmühlen sind klein und werden von einem oder zweien Menschen getrieben; sie sind selten von großem Nutzen, daher man sie nur zum Schroten oder höchstens bei Armeen im Felde gebraucht. Die Roßmühlen werden durch Pferde, Esel oder Ochsen getrieben, sie haben entweder einen aufrechten Wellebaum, an welchem eine Deichsel ist, woran das Thier gespannt wird, oder sie haben ein Trittrad, welches durch Auftreten des Viehes umgetrieben wird. Die Wassermühlen haben ein Rad mit Schaufeln, auf welches Wasser mit einem Falle durch das Mühlengerinn geleitet wird, welches dasselbe umwendet. Sie sind entweder Pfahl- oder Schiffmühlen. Jene werden an einem Bache, Teiche oder Flusse angelegt und stehen auf festem Boden. Sie werden überschlächtig genannt, wenn das Wasser von oben auf das Mühlrad fällt, und unterschlächtig, wenn es durch den Stoß von unten her wirkt. Die Schiffmühlen sind auf

einem platten Schiffe gebaut und können von einem Ort zum andern geführt werden, wo der Strom den stärksten Fall hat. Die Windmühlen haben vier Flügel, die aus kreuzweise durch die Welle gesteckten Ruthen in daran befestigten Sproßen bestehen, die mit leichten Spänen oder mit leinenen Segeln bekleidet werden, damit der Wind sie besser fassen kann. Sie sind entweder so eingerichtet, daß man das ganze Mühlgebäude nach dem Winde drehen kann, und heißen dann Bockmühlen; oder der untere Theil der Mühle steht fest und nur das Dach mit der Welle, woran die Flügel sind, kann umgewendet werden. Diese letztere Art nennt man holländische Windmühlen, weil sie als eine Verbesserung der Bockmühlen zuerst in Holland erfunden wurden und dort am üblichsten sind. Die horizontalen Windmühlen, als eine dritte Art, wo die Flügel horizontal oben angebracht sind, sind zwar verschiedentlich versucht worden, haben aber den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Außer diesen genannten Kräften hat man sich auch in neuerer Zeit, besonders in England und Frankreich der Dampfmaschinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient. Nach ihrem Gebrauche unterscheidet man ferner die Mühlen in Korn-, Walk-, Papier-, Schneide-, Koch-, Oel-, Schleifmühlen u. s. w. — (Ueber den Mühlenbau s. Sturm's „Mühlenbaukunst", 5. Aufl., 1815.) — Die ersten Mühlen waren Handmühlen und höchst wahrscheinlich unsern Caffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen, endlich die Wassermühlen. Letztere hatten die Römer, nach Vitruv, schon zu den Zeiten Augusts. Oeffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen sind 536 von Belisarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrscheinlich ins 12. Jahrhundert, die der Graupenmühle ins 16. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des 14. Jahrhunderts. — Mühlenregal heißt das vom Staate sich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu besitzen oder ihre Anlegung zu erlauben und zu verbieten. Das Recht einer Mühle wird entweder durch den Landesherrn ertheilt oder durch Kauf einer Mühle erworben. — Mühlenzwang heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt sind, ihr Getreide auf derselben mahlen zu lassen; eine solche Mühle heißt Zwangmühle. — Mühlenordnung, das schriftliche Verzeichniß aller Gesetze und Vorschriften, welche das Mühlenwesen betreffen. — Mahlmetze ist der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getreides als Lohn. Sie ist nicht aller Orten gleich hoch. In einigen Ländern beträgt sie den 32., in andern den 30. und 24. Theil. Es ist billig, sie bei Getreidetheuerung gesetzlich zu vermindern. — Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entstehenden Verlust an Mehl durch Verstäuben versteht, ist in den meisten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch gesetzlich bestimmt und beträgt bisweilen den 32. Theil, in Norddeutschland 1 proCent. Letzteres genügt.

Mühlhausen, Kreis des Reg.-Bez. Erfurt, preuß. Provinz Sachsen, bildet eine gebirgige Landschaft von 9 QM. mit 38.000 Ew. und ist mit fruchtbarem Boden bedeckt. Sitz der Kreisbehörde ist die gleichnamige Stadt, früher eine freie Reichsstadt, 7 Meilen von Erfurt entfernt, ummauert und mit 4 Vorstädten, ebensoviel evangel. Kirchen, Gymnasium, 4 Wohlthätigkeitsanstalten, 1620 Häusern und 10.200 Einw., die Tuch-, Leinwand-, Tabacks- und Teppichfabrikation, Lederbereitung und Handel mit diesen Erzeugnissen sowie mit Getreide treiben.

Mühlheim, Kreis im Reg.-Bez. Köln der preuß. Rheinprovinz, 7 Q.M., mit über 33.000 Einw., außer 2660 Evangelischen und ungefähr 100 Juden, kathol. Glaubens; wird von der Dühne, Sülze, Agger und mehren Bächen bewässert und im östlichen Theile von dem sauerländischen Gebirge durchzogen, hat besonders längs dem Rheine, der den Kreis westlich begrenzt, für Getreide aller Art und Gartenfrüchte sehr fruchtbaren Boden, auch ansehnliche Viehzucht. — Sitz der Kreisbehörde ist Mühlheim, ½ Meile von Köln entfernt, am rechten Ufer des Rheins, über den eine fliegende Brücke führt, eine schön gebaute Stadt, mit 1 kath. und 2 evangel. Kirchen, Synagoge, an 500 Häusern und 4150 Einw., worunter 840 Evangelische und 60 Juden. Es sind hier Manufakturen in Sammet- und Seidenzeuche, Sammet- und Seidenband, Tuch, Casimir, Baumwollenzeuche, ferner Tabacks-, Eisenwaaren-, Wachs- und Talglichterfabrikation, Weinessigbrauereien, Seifsiedereien, Loh- und Weißgerbereien, Bierbrauereien ꝛc.; Garten-, Acker- und Obstbau, Schifffahrt, Handel, vorzüglich in Spedition mit obigen Kunsterzeugnissen, Wein, Getreide, Rübsamen, Steinkohlen ꝛc., hierzu kommen 4 Kram- und 6 Viehmärkte. — Die Hauptstadt der Ubier soll hier gestanden haben. Graf Adolf VII. von Berg hat dem Orte 1322 Stadtgerechtigkeit gegeben. Bei dem großen Eisgange 1784 litt Mühlheim bedeutend, 161 Häuser wurden zerstört, 21 Menschen kamen um und beinahe 1800 Menschen verloren ihr ganzes Eigenthum. Viele von den Protestanten, die in früherer Zeit aus Köln vertrieben worden, haben sich hier angesiedelt und die Gewerbsindustrie des Orts vergrößert. — Bemerkenswerth im Kreise ist Bensberg (Dorf, 740 Einw.) mit einem schönen 1710 auf einer Anhöhe erbauten, aber jetzt verödeten Schloß (das aber noch herrliche Plafonds von ausgezeichneten Meistern enthält), von welchem man in einem Umkreise von 18—20 Meilen eine herrliche Aussicht besonders nach dem Siebengebirge und nach Köln hat.

Mühlheim, Stadt im Kreise Duisburg, Reg.-Bez. Düsseldorf, der preuß. Rheinprovinz, liegt an der Ruhr, hat 1 kathol. und 2 evangel. Kirchen, 580 Häuser und 6380 Einw., die sich vorzüglich mit der Tuch-, Casimir- und Baumwollenzeuchweberei, mit der Verfertigung von Eisenguß- und geschliffenen Eisen- und Stahlwaren, sowie von Dampfmaschinen, mit der Tabacks-, Stärke-, Essig- und Seifffabrikation, mit der Gerberei, der Schifffahrt, dem Schiffbau und dem Handel mit Wein, Getreide, Colonialwaaren und Steinkohlen beschäftigen. Nicht weit von der Stadt liegt ein Steinkohlenbergwerk und die Fabrikanstalt Luisenthal. Mühlheim, in der Mediatherrschaft Broich (dem Landgrafen Georg Karl von Hessen-Darmstadt gehörig) belegen, ist der Sitz eines fürstlichen Gerichts.

Mulatten sind in beiden Indien und Afrika die von einem Weißen oder Europäer und einer Schwarzen Gebornen, oder auch umgekehrt; bei den Spaniern auch die von einem Schwarzen und einer Indierin Erzeugten, und umgekehrt, auch die Kinder eines Mohren oder mohammedanischen Afrikaners aus der Berberei und einer Spanierin, und umgekehrt. Mit einer Mulattin oder Mestizin erzeugt der Europäer den Terceron und mit der Terceronin den Quarteron. Alle diese Menschenclassen sind in Westindien in der Regel Sklaven, weil Freiheit oder Sklaverei daselbst von der Mutter ererbt wird. Uebrigens sind die Mulatten gelblich, mit gekräuseltem Haar und mehr europäischen als afrikanischen Geistes- und Körpereigenschaften.

Mulgrave (Konstantin Johann Philipps), geb. 1744, trat früh

in die brittsche Marine und ward 1765 Schiffscapitain. Er commandirte 1773 die zur Entdeckung einer Durchfahrt durch das Polarmeer vom atlantischen nach dem westl. Ocean ausgerüstete Expedition, kehrte aber, nachdem er bis zum 80° 48′ nördl. Breite gekommen war und die größte Gefahr erlitten hatte, vom Eise eingeschlossen zu werden, ja schon im Begriff gestanden hatte, das Schiff mit der Besatzung zu verlassen und sich mit den Schaluppen über die Eisfelder zu retten, unverrichteter Sache zurück und machte die Ergebnisse seiner Reise bekannt. 1775 erbte er durch den Tod seines Vaters den Lordtitel, wurde 1777 Commissair der Admiralität, führte aber dennoch ein Schiff bis zum Frieden von 1783. Nach Lord North's Sturz legte er seine Stelle nieder, verwaltete aber dessen ungeachtet später, nachdem er zum Geheimenrath und Pair ernannt worden war, mehre wichtige Staatsämter und st. 1792 zu Lüttich. Er schrieb: „Reise zum Nordpol“ (London 1774). Sein Bruder, Heinrich Lord Mulgrave, Earl, Pair und brit. Staatsminister, geb. 1755, diente 1776 fg. im amerikanischen Kriege, wurde nach dem Frieden zum Mitgliede des Unterhauses gewählt und schloß sich ganz an das Ministerium an, insbesondere an Will. Pitt. 1793 trat er mit dem Titel Baron in das Oberhaus ein, wo er zu den eifrigsten Anhängern des Ministeriums gehörte und bald Pitt's Amtsgenosse wurde. Die Schuld des unglücklichen Ausgangs der Coalition von 1805, über die das Ministerium im Parlamente viele Vorwürfe hören mußte, legte er dem zu schnellen Vorrücken des östreich. Heeres bei. Nach Pitt's Tode verlor er seine Stelle im Ministerium und trat auf die Seite der Opposition, kam aber nach Fox's Tode als erster Lord der Admiralität wieder in das Ministerium, in welchem er sich 1807 fg. nachdrücklich gegen die Emancipation der Katholiken erklärte. Als Geheimerath wurde er Mitglied des Cabinets. Die Expedition nach Walcheren 1809 betrieb er persönlich und mußte deßhalb einen harten Kampf mit der Opposition bestehen. 1812 vertauschte er seine Stelle als Lord der Admiralität mit der eines Großmeisters der Artillerie, welche Lord Chatam verlor. Zugleich ward er Viscount von Normanby und Earl von Mulgrave. 1818 trat er seine Stelle als Großmeister der Artillerie an den Herzog von Wellington ab, blieb aber Mitglied des Cabinets und starb 1831.

Müller (Adam), k. k. Hofrath (im außerordentl. Dienste der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei), 1827 in den östr. Ritterstand mit dem Prädicate „v. Ritterdorf“ erhoben, bekannt durch seine Schriften über Gegenstände der Staatskunst, ward 1779 zu Berlin geb., wo ihn sein mütterl. Großvater, der als Orientalist und Uebersetzer des Hiob und Jesaias bekannte Prediger Cube erzog und für das Studium der Theologie bestimmte; dann wurde er des Philologen Wetzel (durch s. „Antiquarisches Lexicon“ und mehre Ausg. des Cicero bekannt), hierauf Gedike's, Spalding's und Heindorf's Schüler. Durch die Leidenschaft für das Studium der damals herrschenden Philosophie von den positiven Wissenschaften abgeleitet, führte ihn in s. 18. J. die Freundschaft von Friedr. Gentz zu dem Interesse an den großen politischen Begebenheiten der Zeit zurück. So begann er in s. 19. J. s. 3jährige akadem. Laufbahn in Göttingen. In dem Studium der Rechte gab ein gelegentlicher Zweifel Hugo's an der Haltbarkeit der Idee des absoluten Eigenthums seinem Studium eine neue Richtung. Er fühlte die Nothwendigkeit, das deutsche und das Lehnsrecht und das britische Privatrecht neben dem römischen nicht zu versäumen. Burke's Werke griffen um diese Zeit mächtig und nachhaltig in s. Leben; so entstan-

den die Vorlesungen gegen die franz. Revolution und für die Sache der alten Ordnung von Europa, die er 1800 zu Göttingen einigen seiner Freunde hielt. Aehnliche Forschungen in der Philosophie des Rechts führten ihn zur Idee des Gegensatzes, als Grunderscheinung der Welt, und nach s. Rückkehr nach Berlin zu einem 2jährigen Studium der Naturwissenschaften. Seine Anstellung als Referendar in Berlin konnte seinen wissenschaftlichen Trieb nicht niederhalten. Eine Reise nach Schweden und Dänemark und hierauf ein 2jähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen gaben ihm die Ruhe, seine politischen und religiösen Ueberzeugungen in Uebereinstimmung zu bringen. Um Gentz wiederzusehen, begab er sich nach Wien, trat am 30. April 1805 zur röm.-kathol. Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Als jetzt die Wendung der europ. Angelegenheiten einige Aussicht zu praktischer Wirksamkeit zeigte, ging er nach Dresden, wo er größtentheils im Umgange von Gentz 3 J. verlebte und 1806 Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 über die dramatische Poesie, 1808 über die Idee der Schönheit und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften hielt. Sie sind sämmtlich gedruckt; die letzten u. d. Titel: „Elemente der Staatskunst". Sein Antheil an dem Kriege von 1809 trieb ihn nach Berlin. Von den preuß. Ministern, wie späterhin von Hardenberg, mit Auszeichnung behandelt, wurde er dennoch nicht angestellt, und er hat außer s. Vorlesungen über Friedrich II. während s. Aufenthalts daselbst in keiner öffentlichen Beziehung gestanden. Im Mai 1811 ging Adam Müller nach Oestreich und lebte 2 J., mit dem Wohlwollen des Erzherz. Maximilian v. Oestreich-Este beehrt, in dessen Hause den Wissenschaften. 1812 hielt er Vorlesungen über die Beredtsamkeit. Das J. 1813 berief ihn zur öffentlichen Wirksamkeit. Er wohnte als k. k. Landescommissair und tiroler Schützenmajor der Befreiung von Tirol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes gebraucht, bis er im April 1815, vom Fürsten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaisers nach Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiser zu s. Generalconsul in Sachsen; zugleich wurde er kaiserl. östr. Geschäftsträger an den herzogl. anhaltischen und fürstl. schwarzburgischen Höfen. 1819 wohnte er den Ministerialconferenzen in Karlsbad, hierauf denen in Wien bei. Bis Ende 1827, wo er nach Wien zurückberufen wurde, lebte er zu Leipzig und gab hier (1816—18) s. „Staatsanzeigen" und 1819 s. Schrift: „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft", heraus. Auch stehen von ihm Beiträge im wiener „Deutschen Beobachter", in Fr. Schlegel's „Concordia", in den „Zeitgenossen" (Franz I, Kaiser v. Oestreich, und Horner) und in andern Zeitschriften. Er starb zu Wien den 17. Jan. 1829.

Müller (Friedrich), u. d. N. Maler Müller bekannt, ein ausgezeichneter Maler, Kupferstecher und Dichter, geb. 1750 zu Kreuznach. Sein Talent und seine Neigung für die Malerei drang in frühester Jugend unaufhaltsam hervor. An den felsigen Ufern der Nahe hielt er sich oft, der Schule sich durch allerlei Ausflüchte entziehend, 14 Tage auf, schwärmte in jugendlichen Phantasien und zeichnete. Er war ein schöner kräftiger, wohl organisirter Jüngling, als seine Mutter ihn dem Hofmaler zu Zweibrücken in den Unterricht gab. Herzog Christian IV. ermunterte ihn bei seinen Studien nach schönen Pferden. Zwischen Poesie und Malerei getheilt, errang er endlich das sehnlich gewünschte Ziel, als Karl Theodor ihn in Mannheim bei der

Akademie anstellte und ihn als pfalzbairischen Pensionisten 1776 die Reise nach Rom machen ließ. Als Maler bildete er sich nach Michel Angelo. Bei seiner großen Erfindungskraft, bei seinem ausgezeichneten Talent, wäre es besser für ihn gewesen, wenn er seinen eigenen Weg gegangen wäre. Dieß beweisen seine früher herausgegebenen radirten sehr gesuchten Werke, Thiergruppen und Hirtenscenen darstellend, worin Originalität, Erfindung und Leichtigkeit vereinigt sind; dieß beweisen seine Poesien, die durchaus alle wie mit dem Pinsel vor die Augen gezaubert sind. Denn die Nachahmer des Michel Angelo pflegen fast alle Mal, anstatt der wirklichen echten Großheit seines Styls, bloß seine Manier aufgreifend, ins Uebertriebene zu verfallen. So kam es, daß die Hoffnung, welche sein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Er fand es seinen Verhältnissen angemessen, zur katholischen Kirche überzutreten. Seitdem lebte er als bairischer Hofmaler in Rom und führte angesehene Fremde zu den Kunstschätzen der Königin der Städte. Eines seiner letzten Gemälde, das aber wegen der wilden romantischen Ideen, wodurch es sich auszeichnete, wenig Beifall gefunden, war die Ankunft des Odysseus in der Unterwelt. Er starb am 23. April 1825 zu Rom im 76. Jahre seines Lebens. Er ist noch mehr als deutscher Dichter denn als Maler berühmt; aber das Genie beider ist durchaus eins in ihm. Als er, in den 70er Jahren, einige seiner Gedichte bekanntmachte, schienen seine Poesien zu früh gekommen zu seyn; sie wurden nur mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst späterhin und nachdem Müller mit seinen nunmehr gesammelten Poesien („Maler Müller's Werke", 3 Bde., Heidelberg 1811) aufs Neue hervorgetreten ist, hat man sein Verdienst gebührend gewürdigt. Unter seinen Idyllen findet man vortreffliche Naturstücke, wie z. B. die echt deutschen: „Ulrich von Koßheim", „Die Schafschur" und „Das Nußkernen". Allein seine Meisterwerke bleiben doch die „Niobe", sodann „Faust" und „Genovefa": Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieck's Bearbeitungen in eignem Werthe bestehen und seine schöpferische Kraft beurkunden. In ihnen findet man Phantasie, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und zerrissen. 1825 erschien zu Karlsruhe von ihm noch: „Der hohe Ausspruch oder Charis und Fatime, altpers. Novelle". Auch gab er eine antikisirende Trilogie: „Adonis", heraus. (S. die Skizze von Maler Müller's Bildungsgeschichte im „Morgenbl.", 1820, S. 120.)

Müller (Johann), s. Regiomontanus.

Müller (Johannes v.), der größte deutsche Geschichtschreiber, wurde den 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen geboren, wo sein Vater Prediger und Lehrer an der lateinischen Schule war. Sein Großvater Joh. Schoop, der besonders in der Geschichte seines Vaterlandes bewandert war, erweckte zuerst in ihm die Liebe zur Geschichte. Im 11. Jahre wußte er schon die Namen und Todesjahre der Beherrscher der sogen. vier Weltreiche und die Reihefolge der Bürgermeister und Vorsteher seiner Vaterstadt auswendig; im 13. Jahre entzündeten in ihm, wie er sagt, die römischen Schriftsteller eine unaussprechliche Verehrung und Liebe für große Männer und die Freiheit. Noch nicht 18 Jahre alt ging er, um Theologie zu studiren, nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in dessen Hause er wohnte, seine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte seine Lieblingswissenschaften wurden. Bald nach der Rückkehr in seine Vaterstadt 1771 ward er dort Professor der griech. Sprache, und schon jetzt gehörte seine Muße den schweizerischen Ur-

kunden und Jahrbüchern. Um diese Zeit schloß er noch mit Bonstetten jenen so berühmt gewordenen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den herrlichen „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund“ (Herausgeg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten sind. Durch Bonstetten empfohlen, kam er 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin in Genf. Dort oder bei Bonstetten lebte er bis 1780 in dem Umgange vieler geistreichen Männer und merkwürdigen Fremden: als Voltaire, Bonnet, Lord St.-Helens, des nachmaligen Sprechers im englischen Unterhause, Abbot; dort hörte er alte ausübende Staatsmänner über öffentliche Sachen vertraulich reden; dort sah er das unruhige Treiben eines von außen und innen aufgeregten Freistaates; und dort mußte er seine Ansichten über den Gang der Weltbegebenheiten zur Klarheit bringen, wo er Vorlesungen über allgemeine Geschichte vor einer sehr gebildeten und aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Versammlung hielt. Diese Vorlesungen, die er in französischer Sprache hielt, haben die Grundlage zu seinen „Vierundzwanzig Bücher allgem. Geschichten“, die 1810 in den 3 ersten Bänden seiner Werke erschienen sind, geliefert. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein anderes größeres Werk bestimmen. Während jener Zeit hielt er, durch Bonstetten's aufopfernde Freundschaft und die bereitwillige literarische Unterstützung vieler schweizerischen Geschichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert, sein Ziel, die Geschichte der Schweiz zu schreiben, unverrückt im Auge. 1780 erschien endlich der erste Band seiner „Schweizergeschichte“, die den allgemeinsten Beifall fand. Schon im Nov. 1780 ward die ganze Auflage verkauft und in Deutschland so bekannt, daß er auf seiner gleichzeitigen Reise nach Berlin die schmeichelhaftesten Urtheile hörte. Die ausgezeichnete Aufnahme, die er in Berlin bei den Gelehrten und bei den Großen des Reiches fand, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte verließ er Berlin. Auf seiner Rückkehr erwarb er sich die Freundschaft des Staatsministers von Schlieffen und durch diesen eine Anstellung als Professor der Geschichte und dann als Bibliothekar zu Kassel, wo der Hof und die Schule mehre wissenschaftliche Köpfe vereinigte. Mit ihnen befreundete er sich leicht, aber die steife Entfernung der Stände ward ihm lästig, und er arbeitete gewöhnlich 14 Stunden des Tages, theils für die allgemeine, theils für die Schweizergeschichte, ohne etwas Bedeutenderes als die „Reisen der Päpste“ drucken zu lassen. Als die benachbarten Mächte der Stadt Genf mit vieler Mäßigung Friede geboten, folgte er noch ein Mal (1783) dem Drange seines Herzens nach dem verehrten Tronchin, nach dem Freunde seiner Jugend, neuen Reisen im Vaterlande, neuen Entdeckungen in seiner Geschichte. Er hatte ihre Umarbeitung beschlossen. Ehe es dazu kam, hielt er, wieder lebend zu Genf bei Tronchin, seine Vorlesungen über allgemeine Geschichte und erstreckte seinen schon angedeuteten Lesekreis nun auch auf indische Schriften. Dann ging er im October 1784 auf Bonstetten's Gut Valeires in die Einsamkeit, wo er von Weihnachten bis Ostern in etwa zehn Stunden täglich den ersten Theil seiner Schweizergeschichte zur neuen Ausgabe vollendet. Hierauf ging er nach Olten zur Freiheitsfeier, dann nach Bern, wo er vor den versammelten Männern die Geschichte lehrte, und von dort nach Mainz, wohin er von dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph auf Heyne's Empfehlung und Sömmering's Vorschlag als Bibliothekar berufen ward. Zu Mainz fand er mehre vortrefflich gesinnte Männer und einen guten Ton, lebte mehr

als je zuvor in Gesellschaft und erhielt Antheil an den Staatsgeschäften. Er schrieb erst mit Vorliebe und dann mit Schmerz über den deutschen Fürstenbund; ward 1787 nach Rom gesendet und dann als Hofrath bei der Kanzlei angestellt. Unter diesen mannigfaltigen Staatsgeschäften fand er noch Muße, den 3. und 4. Theil seiner "Schweizergeschichte" auszuarbeiten. Nach einer langwierigen Krankheit, die er sich durch seine Anstrengungen zugezogen hatte, ward er 1790 bei Leopolds Kaiserwahl nach Wien berufen. Allein er fühlte zu Wien ein obwaltendes Mißverständniß, kehrte zu seinem verehrten Kurfürsten zurück, fand ihn auf dem Eichsfelde vor den Franzosen fliehend und mußte sich wieder nach Wien begeben, wo er 1793 als Hofrath in die Staatskanzlei eintrat. Der französische Krieg war zum ersten Mal für Johannes verhängnißvoll geworden. Auf der Staatskanzlei mußte er täglich sieben Stunden zubringen, die er indeß, wenn die Berufsarbeiten abgemacht, mit Lesen ausfüllte. Es gab auch Augenblicke, worin er empfand, daß er ein Fremder, ein Schweizer und ein Protestant sey. Früher ward ihm der Glaubenswechsel so nahe gelegt, daß er sich darüber schriftlich gegen den Minister und den kaiserlichen Beichtvater äußern zu müssen glaubte. Gleichwohl hatte Oestreich an diesem freimüthigen Protestanten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795: "Die Uebereilungen und der Reichsfriede" (bei Gelegenheit des preuß. Separatfriedens von 1796), "Die Gefahren der Zeit", "Mantua" und die "Ausbeute von Borgoforte", und von 1797: "Das sicherste Mittel zum Frieden", waren Meisterstücke der politischen Beredtsamkeit, den Demosthenischen Philippiken vergleichbar. Müller sprach darin für Oestreichs und Deutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzandringend, leider aber auch vergeblich. Neuen Kummer bereitete ihm das Schicksal der Schweiz. Als die Oestreicher sie 1796 besetzen wollten, begehrte er seinen Abschied, weil er einer Macht, die sein Vaterland unterdrücke, nicht glaubte unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugte er sich von Oestreichs redlichen Absichten, blieb und lehnte sogar den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes nach Schaffhausen ab, weil er seinem Vaterlande besser in Wien dienen zu können glaubte. Doch konnte sein Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten am kaiserlichen Hofe, wo er von den Meisten ganz verkannt wurde, nie bedeutend werden; auch verschloß ihm sein Widerstand gegen die wiederholten Versuche, ihn zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewegen, jede Aussicht auf höhere Beförderung. Deßhalb übernahm er 1800 nach Denis's Tod die Stelle des ersten Kustos der Bibliothek und setzte dabei seine Schweizergeschichte munter fort. Um diese Zeit mußte er für seinen arglosen Glauben an die Menschen durch Geldverlegenheiten bis an seinen Tod büßen, indem ein junger Mensch, den er durch 8jähr. Wohlthaten verpflichtet hatte, ihn durch den unerhörtesten Betrug um den größten Theil seines Vermögens brachte. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdieß durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt und wegen seines Protestantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, glaubte er den Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie und Historiographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Zu Berlin übertraf seine Aufnahme alle Erwartung. Man bot ihm eine Stelle in der Akademie mit 3000 Rthlr. Gehalt und keinem andern bestimmten Beruf als der Geschichtschreibung. Hier überließ er sich

des Abends der Gesellschaft, indeß er die Morgen auf einem Gartenhause an der Spree in ernster Arbeit zubrachte, mit der Verbesserung und Fortsetzung der Schweizergeschichte, deren Druck im Auslande, selbst zu Wien, gehindert ward, und mit den ersten Vorarbeiten zu der Lebensbeschreibung Friedrichs II. Auch sein eigenes Leben beschrieb er kurz. Die Gedanken, welche nachmals das Volksgefühl ergriffen und das öffentliche Leben und Seyn in Deutschland umgestaltet haben, waren damals schon zu Berlin regsam. Müller befand sich in dem Kreise ihrer Mittheilung, und in dem Vertrauen des Prinzen Ludwig Ferdinand. Er erwartete mit glühender Hoffnung die Nachricht von der ersten Schlacht, und wie ein Donnerschlag von heiterem Himmel traf sie ihn; seine zerrissene Seele betrübte das Privatunglück am meisten; was die öffentlichen Angelegenheiten betrifft, so sah er darin Uebergang; das vorige maschinenmäßige Wesen ohne Treu und Glauben, ohne irgend einen Grundsatz konnte nicht länger dauern; er hatte es an den großen Höfen zu viel gesehen, um dessen nicht überzeugt zu seyn; alle diese statistischen Kartenhäuser mit ihren Tabellen würden umgeworfen werden. Keime aber des Bessern wären ausgestreuet und Noth würde sie zur Reife bringen. Die Vorsehung riefe die Völker auf. Die Franzosen kamen ihm mit Aufmerksamkeit entgegen, und Marat, mit seinen Schriften vertraut, bezeigte ihm Freundschaft. Schon früher hatte Johannes mit Napoleon gesprochen; sie sprachen lange mit einander und schieden sehr zufrieden von einander. Indeß Johannes wegen bevorstehender Dienstanträge von den Franzosen beglückwünscht und wegen seiner französischen Rede, vom Ruhm Friedrichs II., die Göthe übersetzte, wegen seiner Beurtheilung des Rheinbundes, in der „Allgem. Lit.-Zeitung“, worin er die Fürsten warnte, nicht zu seyn wie die Jünglinge, wenn sie des Hofmeisters frei werden, und wegen seines Umgangs mit den Franzosen, den er nicht suchte, von einigen Gelehrten mit Vorwürfen als Verräther der Deutschen und der Freiheit überhäuft wurde, erhielt er einen Ruf nach Tübingen, und indeß er dorthin seine Bücher sandte, einen französ. Eilboten, um schleunigst nach Paris zu kommen. Dort hatten sich im November 1807 die Abgeordneten aus den Ländern versammelt, welche das Königreich Westfalen bilden sollten, und die Verfassungsurkunde vorgelegt erhalten. Johannes kam fast in dem Augenblick an (12. November), als Napoleon diese Urkunde (wobei der berühmte Koch aus Strasburg in Rath genommen) unterzeichnete, und ihn am 17. November zum westfälischen Minister-Staatssecretair ernannte. Allein hier zeigte es sich bald, wie wenig er zur unaufhörlichen Beobachtung eines verwickelten Geschäftes tauglich war. Seine Kraft erlag, mehre Male verlor er die Besinnung und einst mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden seine dringenden Bitten um Entlassung gehört, und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser seinen Wünschen angemeßnern Stelle sah er sich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, schmerzlich getäuscht, doch erhielt er noch manche zum Untergang bestimmte wissenschaftliche Anstalt durch seine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg sein Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung ihrer Dotationen und das Corps der Professoren von den aufgelösten Universitäten neue Anstellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Dessen ungeachtet nagten Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die letzten Verän-

derungen gestürzt hatten, der herzzerreißende Anblick der unter dem französischen Geistesdruck um sich greifenden Barbarei an seinem Leben und brachen die Kraft seines Innersten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschienenen 1. Abthl. des 5. Bandes der Schweizergeschichte aufflammten. Rührende Zeugen von dem Kampfe seines sonst so freudigen Herzens mit seinen Erfahrungeu sind seine vertrauten Briefe aus dieser Zeit. An den Folgen seiner sitzenden Lebensart und starken Anstrengung hatte Müller schon in frühern Jahren gelitten und seine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflösung vertrauter und schrieb in diesem Gefühle sein Testament, das unverdächtigste Zeugniß seiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewissenhaftigkeit eines einfachen, rechtlichen Bürgers sein Haus bestellte und über die Tilgung seiner Schulden verfügte. In solchen Sorgen, doch gestärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, starb er in seinem 57. Jahre an einem, mit Entzündung des Gesichts und unaufhörlichem Schlucken verbundenen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mais 1809. Seine letzten Worte waren: „Alles, was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott". Müller vereinigte in seinem Wesen so Vieles von Dem, was uns mit Achtung und Liebe gegen Menschen am meisten erfüllt, daß selbst Gegner die vortrefflichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens nicht ganz verkennen konnten. Sein regsames und leicht bewegliches Gemüth gewann bald einen festen Mittelpunkt in seinem sich kräftig entwickelnden Streben nach Seelengröße und erhielt ihm durch alle Zeiten seines Lebens eine frische, der Begeisterung immer gleichfähige Jugendlichkeit, die, durch frühen Ernst und klare Lebensansichten geregelt, seine Thätigkeit weder erschlaffen, noch unstät werden ließ. Alles, was ihm Theilnahme abgewann, ergriff er möglichst vollständig und mit seinem ganzen Wesen, was menschenwürdig, was löblich, was groß, Das suchte er in der Erkenntniß und in der Gesinnung sich anzueignen. Geist und Herz verlangten stets gleiche Befriedigung; für Alles, was jenen beschäftigte, bedurfte er eines Einklangs in diesem; sein Gefühl wollte mit seinem lebhaftesten geistigen Bestreben immer gleichen Schritt halten, ja eilte demselben oft voran. Seine wahre Genialität lag in seinem Gemüth. Eine aufrichtige, herzinnige Frömmigkeit gab diesem jene höhere Weihe, die unter allen Verhältnissen den rechten Adel der Seele, das Göttliche im Menschen in lebensvoller Klarheit bewahrt. Nicht abergläubig, nicht schwärmerisch, nicht spielend aber immer wahr und tief, äußerte sich sein religiöser Sinn, und in ungetrübter Einfalt, in unbeweglicher Festigkeit, erhielt der Geist der Wahrheit ihm den Glauben, der, schon in früher Kindheit erwecket, auch den Jüngling geleitet hatte durch die Irren des Daseyns. Den Zeitgenossen blieb es in dankbarem Andenken, welche herzliche und ausdauernde Neigung, welche seltne unermüdete Kraft, welchen regelmäßigen Fleiß er der Geschichte zugewendet. Er liebte nicht, mit Wissen und Gelehrtheit zu prunken; nur die Resultate großer und allseitiger Forschungen wollte er, als ebenso gehaltvolle Lehren, öffentlich vorlegen, ohne daß gerade die Mühe, durch die er dazu gelangt, und die Kunst, mit der er das Einzelne zu einem tüchtigen Ganzen gebildet, allzusichtbar daran hervortrete. Auch in dieser Hinsicht hatte er sich nach seinen großen Mustern, den classischen Alten, gebildet. Wenige haben wohl so strenge und umfassende Vorarbeiten gemacht, so reich aus Quellen und Hülfsmitteln gesammelt, wie er; die vielen Bände seiner Auszüge aus den

von ihm sorgfältig durchlesenen, ja recht eigentlich durchforschten ältern und neuern Werken, mit seinen geistreichen Bemerkungen herrlich ausgestattet, enthielten einen solchen Schatz, daß in der That auch ein das gewöhnliche Maß der Jahre weit überschreitendes und dabei kräftig erhaltenes Menschenleben nicht zugereicht hätte, denselben ganz zu verarbeiten. Geschichtforschung und Geschichtschreibung standen bei ihm in jenem schönen und sichern Einklange, der beide vor Dürre und Unfruchtbarkeit bewahrte, beide mit einem frischen Leben beseelte. Die Richtung seines Geistes auf Das, was eingreift in das gegenwärtige Daseyn, seine Scheu vor Dem, was nur todtes Wissen ist oder leere Speculation, ließ ihn auch in der Geschichtforschung überall gerade Das wahrnehmen, was als Wesen der Dinge und Thatsachen und als ein bedeutsamer Zug im Geschichtsbilde der Menschheit vorzüglich festzuhalten ist. Er sammelte für die Composition auch dann, wenn er sichs noch nicht bestimmt bewußt war, wie Dieses oder Jenes dem in seiner Seele ausgebildeten Ganzen sich einweben werde; sein Gemeinsinn, seine Wahrheitsliebe, seine lebendige Theilnahme an Staats- und Völkerverhältnissen, hatten ihm den sichern Takt gegeben, mit dem er leicht und eindringend die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen, das im eigentlichen und edelsten Sinne Brauchbarste auffand und festhielt.

Müller (Johann Gottwerth, D., geb. 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, wo er später privatisirte und von der Huld des Königs v. Dänemark eine Pension bezog, war in den 80er Jahren des vorigen Jahrh. einer unserer gelesensten Romanendichter. Sein Kreis ist der des täglichen Lebens, welches er im „Siegfried von Lindenberg" (zuerst 1779), im „Ringe" (1777) und in den „Komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes" (1784 fg., 8 Bde.), stets in den Schranken sittigen Anstandes sich haltend, mit vieler Wahrheit und natürlichem Hausverstande, oft auch mit Witz und guter Laune geschildert hat. Aber s. Wahrheitssinn verschmähte den Reiz der Erfindung und Mannigfaltigkeit; seiner Natürlichkeit fehlte es an Anmuth und, den Zweck der Belehrung zu sehr im Auge behaltend, ermüdete er oft durch moralische Abschweifungen. Man behauptet, daß er in seinem nahen Umgange die Originale mancher Schilderungen gefunden habe, die ihn deßhalb anfeindeten. Weniger lebendige Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten s. spätern Schriften „Selim der Glückliche" (1792), „Friedrich Brack" (1793 u. a.), eine so kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienstliche s. frühern Werke fast vergessen wurde. Müller starb zu Itzehoe am 23. Juni 1828, im 85. J. s. Alters.

Müller (Joh. Gotthard von), Prof. und Ritter in Stuttgart, einer der trefflichsten Kupferstecher Deutschlands, geb. 1747 zu Bernhausen in Würtemberg, sollte Theologie studiren; allein s. Neigung zur Kunst führte ihn nach Stuttgart. Da sein großes Talent sich bald entwickelte, so erhielt er vom Herzog einen Gehalt. Zuerst trat er als Maler in die Schule des damaligen ersten Hofmalers Guibal zu Ludwigsburg, widmete sich aber nach dessen Wunsche der Kupferstecherkunst, die damals im Vaterlande nur erst höchst unvollkommen betrieben wurde, ging nach Paris, und genoß dort 6 Jahre lang (1770—1776) Rath und Umgang des berühmten Wille. Schon in dieser Zeit erwarb er sich mehre akademische Preise und einen bedeutenden Namen, wie er denn auch 1776 zum Mitgliede der königl. Akademie der Künste zu Paris aufgenommen ward. In demselben Jahre aber rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, um hier eine Schule für Kupferstecher einzurichten,

an der er als Professor angestellt wurde. Seine erste Arbeit daselbst war der Stich des historischen Alexandre vainqueur de soi-même; um diese Platte abdrucken zu lassen, unternahm er im J. 1781 eine zweite Reise nach Paris, und eine dritte ebendahin im J. 1785; denn der anerkannte Werth seiner Arbeiten hatten ihm einen Ruf in diese Hauptstadt verschafft, um das Portrait Ludwigs XVI. in ganzer Figur zu stechen. Inzwischen wurde man auswärts immer aufmerksamer auf einen so ausgezeichneten Künstler; es wurden, als er bei Aufhebung der hohen Karlsschule seine Stelle und seinen Gehalt verloren hatte, von Dresden aus Unterhandlungen mit ihm gepflogen, die aber zu keinem Resultate führten. Zu gleicher Zeit bekam er auch von dem damaligen Erbprinzen, nachmaligem Könige Friedrich von Würtemberg, die Versicherung einer vortheilhaften Wiederanstellung. Noch im J. 1802 erhielt er in Paris, während seines letzten dortigen Aufenthalts, von dem Grafen Cobenzl die vortheilhaftesten Anträge, wenn er bei der wiener Akademie die Direction über den Zweig der Kupferstecherkunst übernehmen wollte, und unfehlbar würde er diesen Ruf angenommen haben, wenn er nicht von seinem Landesherrn auf eine großmüthige Art unterstützt worden wäre. Seit dieser Zeit blieb der Künstler fortwährend als Professor der Kupferstecherkunst in Stuttgart und führte seine Schule fort, durch welche er der deutschen Nation den Ruhm erwarb, daß die Kunst, mit dem Grabstichel zu arbeiten, gerade zu der Zeit, wo ihr durch viele andere, zum Theil neu erfundene Kupfersticharten beinahe völliger Untergang drohte, nun aufs Neue von verschiedenen deutschen Künstlern mit Erfolg unterstützt ward. Anfangs mußte sich Müller mit Dem begnügen, was er in der Nähe hatte; es war daher natürlich, daß er sich mehr mit Portraitstichen beschäftigte, weil er von allen Seiten Anträge dazu erhielt; indessen hat sein Stich auch in den Blättern nach niederländischen Meistern den ihm gebührenden Beifall erhalten. Als Portraitstecher schließt er sich an die größten ältern Meister dieses Faches. Sein Verdienst, als guter Zeichner setzte ihn in den Stand, die Kunst seines Grabstichels gehörig zu entwickeln, und er brachte die frühere Behandlung des Stiches, welche das Eigenthümliche der Gemälde sogar bis aufs Colorit wiedergab, in eine glückliche Vereinigung mit der neuern Anwendung des Grabstichels, wie er seit Wille gebraucht wurde; ein Vorzug, den er wohl hauptsächlich seiner frühern Uebung in der Malerei verdankt. Seine Hauptblätter im historischen Fache sind: das Treffen bei Bunkershill, wobei Gen. Warren sein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbull's, und die Madonna della Sedia, nach Rafael, die er für das „Musée français" lieferte. Für das Becker'sche Augusteum hatte er ebenfalls mehre Blätter gearbeitet. Er st. zu Stuttgart d. 14. März 1830 als Mitglied mehrer Kunst-Akademien, Ritter des würtemb. Verdienstordens und des Ordens der würtemb. Krone. Sein Charakter zeichnete sich durch Redlichkeit und strenge Rechtlichkeit aus.

Müller (Johann Friedrich Wilhelm), des Vorigen Sohn, k. würtemb. Hofkupferstecher und Professor an der kön. sächs. Akademie der Künste in Dresden, geb. zu Stuttgart 1782, ging, 20 J. alt, nach Paris, um dort den akademischen Unterricht zu genießen. Sein brennender Eifer für die Kunst verleitete ihn hier schon zu übermäßigen Anstrengungen, die eine bedenkliche Erschlaffung seines Geistes und Körpers zur Folge hatten. Ein wackerer Freund, der Maler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn theils durch ländliche Freuden zerstreute, theils ihm durch leichtere Beschäftigungen mit der Oelmalerei

Unterhaltung verschaffte. Müller malte zu seiner Zeit 3 Bildnisse nach der Natur, darunter sein eigenes, und hatte den für s. Kunst unschätzbaren Vortheil davon, die Eigenthümlichkeiten der Oelmalerei praktisch kennen zu lernen. So gestärkt und an Kenntnissen bereichert, kehrte er nach Paris zurück und stach für das „Musée française" die Vénus d'Arles und für Robillard eine Statue mit der Unterschrift: La jeunesse. Bei der letztern erfand er eine höchst glückliche Manier, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. 1805 malte und stach er das Bild des Kronprinzen, jetzt Königs von Würtemberg, fing den so berühmt gewordenen Johannes nach Domenichino an und zeichnete die heil. Cäcilia nach demselben Meister, die nachher s. Vater in Kupfer ausführte. 1806 ging er nach Stuttgart zurück und beendigte s. herrlichen Johannes. 1808 ward ihm von dem Kunsthändler Rittner in Dresden der Antrag zu dem großen Werke gemacht, das ihn bis an das Ende s. Lebens beschäftigte. Durchdrungen von der Größe dieser Unternehmung, beschloß er, ihr s. ganze Kraft, s. ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunst auf's Neue an der Quelle selbst, in Italien, zu studiren. Seinen Weg dahin nahm er über Dresden und Wien. Die Zeichnung, welche er von der Rafael'schen Madonne aus Dresden erhalten hatte, genügte seinem geübtem Auge nicht; seine eignen Studien nach dem Urbilde bezeugen, wie er nicht nur die äußern Umrisse treu, sondern auch das Eigne der ganzen malerischen Schöpfung im Geiste des Malers wiederzugeben strebte. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunst kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm sogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das sein rastloser Fleiß bald sichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichsam zur Erholung, als die Bildnisse von Jacobi, Schiller (nach Dannecker's kolossaler Büste) und Hebel (nach dem Leben), und ein noch größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem Rafael'schen Deckengemälde in den vaticanischen Logen. 1814 erhielt er einen Ruf an die Kunstakademie in Dresden, den er um so lieber annahm, als er dort im täglichen Anschauen des herrlichen Urbildes s. große Kupferplatte vollenden konnte und die Hoffnung hatte, durch Unterricht auch Andern zu nützen. Leider sollte seine Wirksamkeit nur von kurzer Dauer seyn. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszustatten, erschöpfte er auch den letzten Funken von Geistes- und Körperkraft. Um so empfindlicher berührten ihn die äußern Verhältnisse. Mit Vollendung jenes Werks hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er, fast ganz ohne Nahrung hinschmachtend, einem Träumenden, von dunkeln Phantasien Bewegten glich, löste seinen Organismus auf. Er ward der Pflege eines berühmten Arztes auf dem Sonnenstein bei Pirna übergeben, und wirklich fing man an, einige Hoffnung der Genesung zu fassen, als er am 3. Mai 1816 entschlief. Sein Werk, von dem er keinen Abdruck sah, wird stets als ein Edelstein in den Sammlungen der Liebhaber und Kenner glänzen und vielleicht nie übertroffen werden.

Müller (Sophie), Tochter eines zu seiner Zeit geschätzten und gebildeten Künstlers aus den ältern Tagen deutscher Kunst, trat zuerst auf einem oberrheinischen Theater auf und verließ Manheim schon mit sehr günstigem Rufe, um am wiener Burgtheater mit einem bald lebenslänglichen Engagement sich zu einer der ersten tragischen Künstlerinnen Deutschlands auszubilden. In Dresden Gastrollen gebend, entzückte der Adel ihres Spiels, die Fülle aus dem Innern ausströmender

Begeisterung so, daß die sämmtlichen Schauspieler sich auf die leeren Bänke des Parterres setzten, und — aller Neid, alle Künstlerrücksichten schwanden — durch lauten Beifall die ihnen mitgetheilte Begeisterung kund gaben. Dieß lautere Zeugniß ward später überall, wo sie auftrat, namentlich in Berlin, fast einstimmig bestätigt. Sophie Müller war zur Tragikerin geboren und hatte nichts versäumt, durch Studium Das auszubilden, wozu sie die Natur berief. Sie erreichte nicht jene Höhe der Kunst, die mit den Empfindungen und Leidenschaften, während sie dieselben darstellt, spielt, sie war mitten darin, der Schmerz, die Wehmuth waren in ihr lebendig. Geboren, gestaltet in ihr, träten sie heraus, die sonore Sprache schwelgte darin, der Blick war trunken, Auge und Lippen jauchzten in der Wollust des Schmerzes. Aber nie wurde das Maß überschritten, der höchste Adel verließ sie nie auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft. Wir glauben, die Künstlerin hatte erreicht, was sie erreichen konnte. Edel war Alles an ihr; die Schule in Wien hatte in ihr den gemessenen Anstand gefördert, ihre sittliche Tiefe war sorgsam gepflegte Gabe. Ein Unwohlseyn, aus Ueberanstrengung, oder, wie ein sehr unverbürgtes Gerücht sagte, aus tieferer Herzensbewegung, führte eine anderthalbjährige Krankheit herbei, über deren Ausgang sie selbst entschieden klar und mit sich abgeschlossen war. Noch auf dem Todtenbette suchte sie ihrem hochbejahrten Vater bei der Kaiserin, deren Vorleserin sie war, eine dauernde Unterstützung auszuwirken und starb am 20. Juni 1830. Selten flossen einer Schauspielerin so viel Thränen innigster Theilnahme nach. Ihr Vater hat durch den Grafen Mailath das Stammbuch der Künstlerin mit mehren Kunstbemerkungen und Poesien derselben herausgegeben.

Müller (Wilhelm), Hofrath und Bibliothekar zu Dessau, der Sänger der Griechenlieder, war zu Dessau 1795 geb. Der Vater, ein bemittelter Handwerker, bestimmte den talentvollen Sohn zum Studiren. Vor seichter Vielwisserei bewahrten ihn die seit 1812 zu Berlin unter F. A. Wolf's Einflusse und unter der Leitung von Böckh, Buttmann, Rühs, Solger und Uhden begonnenen philologischen und geschichtlichen Studien. Auch ihn rief im März 1813 der Befreiungskrieg als Freiwilligen unter die preuß. Fahnen, unter denen er den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hainau und Kulm beiwohnte. Später folgte er dem preuß. Heere nach den Niederlanden und kehrte 1814 nach Berlin zurück. Mit Eifer wurden hier die alten Studien wieder aufgenommen und neue, z. B. altdeutsche Sprache und Literatur daran geknüpft. — Als 1817 der preuß. Kammerherr, Baron v. Sack, sich zu einer Reise nach Italien, Griechenland und Aegypten anschickte, ward ihm Müller als Reisegefährte vorgeschlagen. Von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit Empfehlungsschreiben an das griech. Volk und mit einer Instruction zur Sammlung von Inschriften versehen, trat er im Aug. dess. J. die Reise an und ging, nach einem 2monatlichen, zumeist der Erlernung der neugriechischen Sprache gewidmeten Aufenthalte zu Wien, nach Rom. Hier fand neben Kunst und Alterthum auch das römische Volksleben an ihm einen aufmerksamen Beobachter; vieles auf Sprache und Mundarten Bezügliche ward aufgezeichnet, und ein Schatz von bis jetzt noch ungedruckten Volksliedern gesammelt. Leider löste sich schon hier die Verbindung mit Hrn. v. Sack auf, und die Reise nach Griechenland mußte unterbleiben. Müller besuchte noch Neapel, verweilte später, zunächst um die ältere italienische Kunst zu studiren, ei-

hierüber (denn er wollte nun einmal sich zu den deutschen Schriftstellern ersten Ranges erheben), vielleicht auch die stille Ueberzeugung, daß er nicht mehr fähig sey, ein Drama zu schreiben, das die frühern an Werth übertreffe, Ursache war, daß er seit 1820 gänzlich aufhörte, für das Theater zu arbeiten und sich von da an nur der literarischen und dramaturgischen Kritik widmete, zu der er sich auch vermöge seines scharfen Verstandes und seines ihm zu Gebote stehenden beißenden Witzes trefflich eignete. Schon früher hatte er (außer mehren Aufsätzen in Slevoigt's „Justiz- und Polizeirügen", Zachariä's „Annalen der Gesetzgebung" u. s. w.) Beiträge zu Levezow's „Berlinischem dramaturgischen Wochenblatte", zu der „Wiener Zeitung für Literatur, Kunst und Mode", zu den „Originalien", zur „Hamburger Flora", zu der „Zeitung für die elegante Welt" (wo er besonders in den eingemachten Lesefrüchten und in den Monatsberichten über das berlinische Theater manches Treffliche sagte), zu dem „Literarischen Wochenblatte" Kotzebue's und zum „Morgenblatte" geliefert; seit 1820 trat er aber als Redacteur eines eigenen literarischen Blattes auf. Zuerst redigirte er von 1820—1825 das Literaturblatt zum „Morgenblatte" und gab nebenbei die „Hekate" (Leipzig 1823) heraus, die aber bald aus Mangel an Absatz wieder aufhören mußte. 1826 begann er das „Mitternachtblatt", Braunschweig 1826—28, Wolfenbüttel und Braunschweig 1828—29. In allen diesen Blättern war er der Schrecken aller schlechten Scribenten, die Ruthe aller Lobhudler, die Geißel aller Speichellecker. Was schlecht war, griff er an und züchtigte, ohne Ansehn der Person und Autorrufs, oder der bürgerlichen und freundschaftlichen Verhältnisse, streng und bitter. Leider hatte diese literarische Fehme auch ihre Schattenseite; denn sein Autorruf war ihm über Alles theuer, und Angriffe gegen diesen, oder persönliche Geringschätzung rächte er schonungslos und ohne auf wirkliches Verdienst Rücksicht zu nehmen. Diese Schwäche verwickelte ihn in unzählige Fehden; persönliche Nichtachtung, die er von Göthe, Tieck, Jean Paul erfuhr, veranlaßte ihn, gegen diese zu Felde zu ziehen, andere unbedeutende Veranlassungen brachten ihn in die bekannten Streitigkeiten mit Brockhaus; seine eignen, etwas an den ehemaligen Advocaten erinnernden Ansichten über das Verhältniß des Schriftstellers zum Verleger und seine Rechte als Redacteur und die hierauf gegründeten Ansprüche endlich in die mit Cotta und Vieweg. Mehre dieser Streitigkeiten hatten eine Fluth von Processen zur Folge, aus denen er, als ein ehemaliger geschickter Jünger der Themis, meist als Sieger hervorging. Müllner hatte schon 1817 den Titel als königl. preuß. Hofrath, als Anerkennung seiner Verdienste um die Literatur von seinem Monarchen erhalten. Später arbeitete er an der Herausgabe seiner Werke. Sie erschienen gesammelt in 7 Bdn., Braunschweig 1828. Als er sich mit seinem bisherigen Verleger (Vieweg) entzweite, gab er eine Fortsetzung derselben (8. Bd.), als „Meine Lämmer und ihre Hirten" (Wolfenbüttel 1828), bei dem nunmehrigen Verleger seines „Mitternachtblattes" (Riedmann) heraus, worin er die Verhältnisse zu mehren Buchhändlern, besonders Cotta und Vieweg, dem Publikum vorlegte. Dann ließ er seine schon im „Mitternachtblatte" befindliche Erzählung: „Der Kaliber" (Leipz. 1829), besonders abdrucken. Dieß war das Letzte, was er erscheinen ließ, denn er starb den 11. Juni 1829, wenige Tage nachdem er von einer Reise nach Leipzig heimgekehrt war, zu Weißenfels am Schlage. Nach seinem Tode erschien der 2. Bd. seiner Erzählungen, wovon der

„Kallber" den 1. ausmachte, Leipzig, 1830. Prof. Schütz beschrieb sein Leben, Meißen 1830.

Mumien (vom arab. Mum, kostbarem persischem Erdharze) heißen die künstlich einbalsamirten und getrockneten Leichname der Verstorbenen, sowie sie noch bisweilen in ägyptischen Höhlen und Pyramiden gefunden werden — eine Erfindung der Aegypter, deren eigentliche Beschaffenheit aber, wenigstens der Materialien, uns nicht mehr ganz bekannt ist. Ihre Farbe ist braun, der Körper so trocken und hart wie Holz und von einem schwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben über und über eingewickelt. Gewöhnlich ist ihr Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Gestalt behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu seyn scheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile Aegyptens, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdischen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalsamirens war ungefähr folgende: Eigens dazu bestimmte und unterrichtete Menschen entledigten den todten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gesteckt, hierauf der ganze Körper 70 Tage lang in Salpeter gelegt. (Auch das Salzwasser der Natronseen, subcarbonate de soda, hat die Eigenschaft, thierische Substanzen gegen die Verwesung zu schützen.) Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehen und der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balsamischen Oelen getränkt wurden. Der Körper ward nun in einen ausgeschnitzten, mit mancherlei Malereien verzierten Sarg gelegt und mit einer Decke umgeben, die oft selbst sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammengepapptem Byssus, war sehr künstlich gearbeitet und ebenfalls mit Malerei versehen, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Zedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt und hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art, wo man die Körper bloß 70 Tage hindurch in Salpeter und hierauf in den Sarg legte. Außer den menschlichen Körpern machten die alten Aegypter den Körper des von ihnen verehrten Vogels Ibis zur Mumie und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnissen angebracht sind. Nur selten findet man Mumien in den unterirdischen Behältern noch in hölzernen Kästen oder Särgen, meist sind von diesen nur noch Bruchstücke übrig. Wahrscheinlich erhielten solche nur reiche Leute und Standespersonen. Das Behältniß, in welches die Mumien selbst gelegt wurden, besteht, wie gesagt, gewöhnlich aus einer Art von Pappe, aus mehren auf einander geleimten Stücken Byssus gebildet; dieses Behältniß ist dann von einem zweiten, hölzernen, aus Sykomorus- oder Zedernholze bereiteten, eingeschlossen, von der Größe des Körpers, der in ihm aufgenommen ist und dem es selbst gleicht, aus 2 Stücken, einem obern und einem untern zusammengesetzt, die durch kleine Holz-

nägel und dünne, leinene Schnuren verbunden sind. Diese Kästen sind dann noch mit einem einfachen Ueberzug von Gyps umgeben, oder mit Firniß überzogen und ebenfalls mit hieroglyphischen Figuren verziert. — Aehnlich erhaltene Menschenkörper aus frühester Zeit der untergegangenen Bewohner der canarischen Inseln (Guanchen) findet man in Menge auf Palma, Ferro, Canaria und Teneriffa in eignen Katakomben; die Mumien der Guanchen führen in der Landessprache den Namen Xaros, sie zeichnen sich durch Trockenheit, Leichtigkeit, gelbe Farbe und starken Geruch aus, sind aber häufig von Würmern benagt; sie sind in Ziegenfelle eingenäht und übrigens gut erhalten; man schloß sie in Kästen von Sabinaholz, indem man sie so zusammenband, daß der Kopf des Einen mit den Füßen des Andern verbunden wurde. Man glaubt, daß sie durch Austrocknen an der Luft zubereitet worden sind, nachdem man die Eingeweide herausgenommen hatte, indem man sie zugleich zu mehren Malen mit einem aromatischen Firniß überzog. — In Mexiko fand v. Humboldt ähnlich zubereitete Mumien. Auch die alten Peruaner verstanden sich darauf, die Leichen ihrer Yncas unversehrt zu erhalten. Häufig kommen auch durch Zufall vertrocknete Leichen vor, die, wenn sie verschrumpft und geschwärzt sind, wohl auch als Mumien bezeichnet werden. — Die Mumien wurden sonst, ihres Balsams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längst abgekommen ist. Ueber ägyptische Mumien, ihre Entstehung, Zweck und Bereitungsart ꝛc. hat F. W. Sieber geschrieben (Wien 1820); auch Granville in seinen „Essay of Egyptian mummies, with observat. on the art of embalming etc." (London 1825, 4.).

München, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, Sitz der Ministerien, des Oberappellationsgerichts, eines Erzbischofs und päpstl. Nuntius, sowie aller Oberbehörden, liegt auf dem linken Ufer der Isar in einer Ebene, die östlich von niedrigen Hügeln umgrenzt ist. Das Klima ist, der südl. Lage der Stadt (48° 9′ 12″ N. B.) ungeachtet, wegen ihrer 1553 Fuß betragenden Erhöhung über der Meeresfläche und wegen der tiroler Gebirge mehr rauh als mild, auch wegen Veränderlichkeit der Luft der Gesundheit nicht besonders zuträglich. München gehört durch Schönheit vieler Gebäude und der meisten Häuser, Regelmäßigkeit und Breite der Straßen, Zahl und Größe der Plätze zu den schöneren Städten Deutschlands. Im 11. und im Anfange des 12. Jahrh. war München schon von einigem Umfange und u. d. N. Munichen bekannt. Zu seiner Erweiterung, Verschönerung und seinem Wohlstande trugen Heinrich der Löwe, Herzog Otto der Erlauchte, Herzog Ludwig der Strenge, die Herzoge Ludwig und Rudolf, des Vorigen Söhne, Herzog Wilhelm V., Herzog Maximilian I, Albrecht IV. und der König Maximilian I, sowie der jetzt regierende Ludwig I. viel bei. Die Stadt ist unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen. Kunstvoll sind die Wasserleitungen und Brunnenwerke. Das Wasser wird von der Isar hergeleitet; die Canäle, ungemein zahlreich und mit vielen Kosten unterhalten, treiben Maschinen, Mühlen, bewässern Wiesen und Gärten, dienen zum Flößen und sichern vor Ueberschwemmungen. Die schönsten Straßen sind die Kaufinger-, Neuhauser-, Theatiner- und Schwabingerstraße; von den Plätzen nennen wir den Marktplatz, den Max-Josephsplatz, der Promenadeplatz, den Maximilians-, den Karolinen-, den Königs- und den Ludwigsplatz. Auf dem Odeonsplatz wird die von Thorwaldsen modellirte Reiterstatue Kurfürst Maximilians I. in Erz gegossen aufgestellt; die kolossale sitzende Statue des verst. Königs Max, modellirt

von Rauch, in Erz gegossen von Stielmayr, wird den Platz vor der neuen Residenz zieren; ein nach Klenze's Entwurf von Stielmayr aus einer Metallmasse (eroberten Kanonen) von 456 Ctnrn. gegossener 100 Fuß hoher Obelisk ward vom König „den im russ. Kriege gefallenen 40,000 Baiern — auch sie starben für die Befreiung des Vaterlandes", am 18. Oct. 1833 auf dem Karolinenplatz errichtet. In einem der Schloßhöfe steht die Statue des Otto von Wittelsbach. — München hatte 1833, mit Einschluß der 5 Vorstädte Innavorstadt, Schönfeld, Maximiliansvorstadt, Ludwigsvorstadt, Isarvorstadt, mit der Vorstadt Au auf dem rechten Isarufer (8600 Ew.) und mit Haidhausen (3500) 76,000 E. vom Civilstande, 4800 Militair, zus. 80,800, welche sich, außer 600 Reformirten und 930 Juden, zur kathol. Kirche bekennen. Unter den 32 Kirchen sind die Theatiner- oder kathol. Hofkirche mit den Begräbnissen der Könige, die im 13. Jahrh. erbaute Kirche zu U. L. Frau mit 30 Altären, den Reliquien des heil. Benno, einigen guten alten Gemälden und dem prächtigen Grabmale Kaiser Ludwigs des Baiern; die St.-Stephanskirche mit einem schönen Begräbnißplatze und Leichenhause; die Peterskirche, die k. Hofkirche zum heil. Michael, eine der schönsten Kirchen in Deutschland mit dem Grabmale des Herz. v. Leuchtenberg (von Thorwaldsen), die k. Hofcapelle, die evangel. Hofkirche mit einem Deckengemälde, die Himmelfahrt Christi vorstellend, von Cornelius's Schüler Hermann, und die am 18. Dec. 1829 eröffnete griech. Kirche zum Erlöser zu bemerken. Am 25. Aug. 1828 wurde der Grundstein zur St.-Ludwigs-Pfarrkirche gelegt, welche vom Prof. Gärtner erbaut wird, und zwar in einem Style, der seine Motive aus der sogen. vorgothischen Baukunst nimmt. Das Innere wird mit einer umfassenden Darstellung der Lehren des Christenthums al fresco von Cornelius ausgeschmückt, wozu bereits die Cartons gezeichnet sind. Die Allerheiligen- oder Schloßcapelle von Klenze im sogen. byzantin. Style erbaut, ist so weit vollendet, daß bereits seit 1832 Prof. H. Heß an den Frescomalereien, mit welchen er das Innere schmücken soll, arbeitet. Diese umfassen in einem Cyklus die Hauptlehren des Alten und Neuen Testamentes in einem diesem Bau angemessenen Styl. Der Reichthum dieser Darstellungen wird weder in Deutschland noch selbst in Italien ein Vorbild finden. Unter den Pallästen zeichnen sich aus: das kön. Residenzgebäude, ein Palast voll Würde und Hoheit, im deutschen Style, im Innern prächtig und geschmackvoll geschmückt, 540 Fuß lang und 280 F. breit, mit dem 118 Fuß langen und 52 breiten Kaisersaal, der marmornen Treppe, der vielen Merkwürdigkeiten enthaltenden Schatzkammer, 4 Höfen und einem Lustgarten. Ferner die neue Residenz, von Klenze nach dem Muster des Palazzo Pitti in Florenz erbaut, welche bis auf die innere Einrichtung fertig ist. In 5 der untern Säle wird J. Schnorr die Helden und Begebenheiten des Nibelungenliedes in cyklischem Zusammenhang al fresco darstellen, er hat bereits die obern Räume des Eingangssaals vollendet. Für die obern Säle wählte der kunstsinnige König Ludwig zum Schmuck die vorzüglichsten griech. und deutschen Dichterwerke, sodaß für Homer, Sophokles, Pindar, Anakreon, für Göthe, Wieland, Schiller, Tieck ꝛc., und die ältern, Wolfram v. Eschenbach u. A., für jeden einen Saal oder ein Zimmer angewiesen ist, worin Darstellungen aus ihren Werken und zwar in antiker Enkaustik gemalt werden sollen. Mit dieser Arbeit sind mehre Freunde und Schüler von Cornelius, Schnorr und Heß beschäftigt. Noch bemerken wir den herzogl. Leuchtenb. Palast; das Palais des Herzogs Max, von Klenze erbaut und mit Fresken von R. v. Langer, Zimmermann

und Klaubach, ferner mit Sculpturen von Schwanthaler, Bandel und Mayr ausgeschmückt; der Fugger'sche oder Herzogs-Wilhelmspalast, der Ständesaal, der Bürgersaal, der Palast der Akademie, das ehemal. Jesuitencollegium, vielleicht das größte in der Welt; das Münzhaus, das 1825 vollendete Theatergebäude von dem verst. Hrn. v. Fischer; das königl. Odeon, bestimmt zu Concerten und Bällen 1826—28 von Klenze erbaut, mit Deckengemälden im großen Saal von Anschütz, Eberle und Kaulbach, Schülern von Cornelius; mehre Hotels des hohen Adels. Die bedeckten Gänge des sogen. Bazars am Hofgarten sind 1829 mit 16 Frescogemälden aus der baier. Geschichte, mit mehren allegor. Gestalten; in der Fortsetzung mit pompejischen Verzierungen al secco und einer Reihe italien. Landschaften al fresco ausgeschmückt und am 25. Juni 1834 enthüllt worden. Münchens Anstalten für Wissenschaften und Künste: Die kgl. Akademie der Wissenschaften, 1759 vom Kurf. Max. Joseph III. gegründet, v. Könige Maximilian I. 1807 mit einer neuen Verfassung und reichen Dotation (jährl. 86.000 Fl.) begabt, 1827 neu organisirt, hat den berühmten Philosophen Schelling zum Präsidenten erhalten. Die vor einigen Jahren üblichen Sitzungen dieses Gelehrtenvereins sind zum Bedauern des Publikums wieder eingegangen und finden nur noch bei seltenen Feierlichkeiten statt. Frühere Anträge der Stände, der Wirksamkeit dieser Akademie mehr Einfluß auf das Leben zu geben, wurden angefochten und blieben unerledigt. Wenn man daher von ihrem Bestande nur wenig Früchte gewahr wird, so treten doch zuweilen Beweise ihres Daseyns hervor, wozu man die Fortsetzung der „Monumenta boica" zählen mag, die man dem in den Schoß der Akademie zurückgekehrten Historiographen Hormayr verdankt. Unter einem General-Conservator stehen: die Centralhofbibliothek (400.000 Bde. 8500 Handschriften) (der ein eignes Gebäude im byzant. Style vom Prof. Gärtner errichtet und mit Fresken ausgeschmückt wird, das Museum der Naturgeschichte, das brasilian. Museum, die physikal., mathemat. und polytechn. Sammlungen, der schöne botan. Garten seit 1815, das Münzcabinet, das Antiquarium, das chemische Laboratorium, die Sternwarte bei Bogenhausen u. a. Für höhere Bildung bestehen ein altes und ein neues Gymnasium. Besondere Lehr- und Erziehungsanstalten sind die königl. Pagerie, das Cadettencorps, die medic. prakt. Lehranstalt, Hebammenschule, Central-Veterinairschule, die Baugewerkschule seit 1823, das Taubstummeninstitut, die Erwerbschule, das Studentenseminar, das Athenäum für Neugriechen, Volks- und Feiertagsschulen, die Maximiliansanstalt weibl. Erziehung für höhere Stände, eine polytechnische Centralschule, unter Leitung des Geh.-Raths v. Utzschneider seit 1828 u. a. m. Die 1472 zu Ingolstadt gestift., von da 1800 nach Landshut und 1826 nach München verpflanzte Universität besitzt treffliche Sammlungen, eine gut eingerichtete Bibliothek, besteht aus 5 Facultäten darunter eine staatswissenschaftliche); sie zählt 50 ordentliche und 11 außerordentliche Professoren, gegen 1700 Studenten, welche 5 Jahre studiren, und hat 14 Lehrsäle. V. Schelling, Thiersch, v. Dresch, v. Wening-Ingenheim, Maurer, Ast, Schubert, Röschlaub, Ringeis, Schorn, Görres, Allioli (Herausgeber einer kathol. Bibelübersetzung) halten Vorlesungen. Vom 18—23. Sept. 1827 hielt der Verein deutscher Naturforscher und Aerzte seine 6. Jahresversammlung zu München. — München, schon seit längerer Zeit der Sammelplatz von Kunstschätzen, hat sich durch die umfassenden Unternehmungen des Königs Ludwig zur eigentlichen Kunststadt Deutschlands erhoben, sodaß die Hauptwerke des neuauflebenden Kunstgeistes

in München zu suchen sind, wie auch zum Theil schon erwähnt worden. Die berühmte Akademie der bildenden Künste (mit einem jährlichen Etat von 50,000 Fl.) ist in dem blühendsten Zustande, und von mehren hundert Zöglingen, In- und Ausländern, besucht. Sie erhielt 1808 ihre Einrichtung und stellt jährlich Kunstwerke aus. Sie hat eine vollständige Sammlung von Gypsabgüssen nach den bedeutendsten Antiken, sodaß sogar der Koloß von Monte Cavallo in Rom unter ihnen aufgestellt ist, neben den Thüren des Ghiberti aus Florenz, den Aposteln von Sebaldus-Grabmal aus Nürnberg und den gewirkten Copien der vaticanischen Stanzengemälde Rafael's. Auch sind der Akademie untergeordnet das Kupferstichcabinet, das Elfenbeincabinet, mit einer Sammlung sehr künstlicher Arbeiten, auch einer pietà von Michel Angelo, und mit einer großen Anzahl von Handzeichnungen vornehmlich älterer bairischer Künstler; das Antiquarium mit einer bedeutenden Sammlung antiker Bronzen, Gemmen ꝛc. Merkwürdig sind ferner die Glyptothek, Privateigenthum des Königs, ein von Klenze 1816—30 aufgerichtetes Gebäude zur Aufstellung antiker Originalwerke, bildet ein Quadrat, dessen nach Südwest gerichtete Seite die Hauptfronte bildet. Die ionische Ordnung bedingte ihre Verhältnisse. In der Mitte ein hoher Porticus von zwölf Säulen getragen, an den zwei niedrigere Flügel sich anlehnen, ruht die ganze Fronte auf drei hohen Sockeln. Eine reiche plastische Darstellung, den Cyklus der Bildnerei versinnlichend, erfüllt das Giebelfeld. Die Figuren dieser Gruppe sind rund aus salzburger Marmor gearbeitet, aus dem die ganze Fronte erbaut ist. Alle Verzierungen und Ornamente sehr reich, wie sie dieses Material möglich macht. Sechs Nischen unterbrechen die beiden Seitentheile der Fronte, neben dem Porticus, in welchen die kolossalen Statuen von Hephästus und Prometheus, Dädalus und Phidias, Perikles und Hadrian ihren Platz finden sollen. Aehnliche Nischen sind an den beiden rückwärts laufenden Seitenflügeln des Quadrats angebracht und helfen dem Bedürfnisse des Auges ab, das die nach dem Hofe zu angebrachten Fenster vermissen möchte. An der Fronte nach Nordost befindet sich die Auffahrt, durch einen auf 4 Säulen ruhenden Vorsprung gebildet, und dort liegen die Gesellschaftssäle, die durch Cornelius's Frescogemälde ein neues Interesse darbieten. Die Beleuchtung der Aufstellungssäle geschieht durch hochliegende, halbrunde Fenster, wie sie bei den römischen Thermen zu gleichem Zwecke gebräuchlich waren. Aufs Neue hat sich hier diese Form in den hohen gewölbten Sälen, deren Decke die reichste Stukatur ziert, bewährt erwiesen. Gewissermaßen als Einleitung oder Vermittelung sind zwei Säle ausschließend für die Darstellung der Götter- und Heroenwelt in Frescobildern bestimmt, deren Entwurf und Vollendung das Werk des Directors Peter von Cornelius sind. In Bezug auf die Aufstellung der Kunstwerke hat man — und dadurch ist das Gebäude selbst motivirt — sich großentheils von historischer Ansicht der Kunstentwickelung leiten lassen, sodaß im ersten Saale ägyptische Kunstwerke aufgestellt sind, im zweiten griechische Incunabeln, im dritten die kostbare Sammlung vom Tempel des Zeus Panhellenios zu Aegina (vergl. Aegineten), im vierten der berühmte Apollo Citharödus mit Werken der Kunstepoche vor Phidias, im fünften, dem sogenannten Bacchussaal, der Barberini'sche Faun nebst andern Werken aus der Zeit des Praxiteles und Phidias (freilich auch einigen römischen), im sechsten, dem Niobidensaal, ebenfalls mit römischen Arbeiten gemischte griechische Werke von höchster Vollendung, wie das Fragment aus der Gruppe

der Niobe und der liegenden Niobide. An diesen schließen sich die mit Frescomalereien geschmückten Säle der Götter und der trojanische Saal, zwischen beiden eine ebenfalls mit Bildern geschmückte Halle. Der Götterſaal enthält gewissermaßen eine Theogenie, deren Anfangs- und Endgedanke der Sieg des Geistigern über die Gewalt oder des Neuen über das Alte ist, wie er sich in dem Mythus der alten Welt ebenfalls ausspricht. Eros als Bezwinger der Elemente bildet den Schlußstein des Kreuzgewölbes; durch Jahres- und Tageszeiten kommt man zu den individuellen Mythen der Aurora, des Apollo, der Diana und der Nacht, bis in den großen Bildern an den Wänden die Reiche des Jupiter, Neptun und Pluto sich anschließen, jedoch alle in gewisser Abhängigkeit von der Gewalt des Menschengeistes. So wird im Olympos Hercules um seiner Verdienste Willen unter die Schar der Götter aufgenommen; so folgt Neptun mit seiner Wasserwelt dem Arion, und Orpheus zwingt mit seinem Saitenspiel die finstere Gewalt der Unterwelt. Der trojanische Saal enthält die Geschichte des trojan. Krieges von der Hochzeit des Peleus und der Thetis an bis zur Zerstörung Trojas. In dem letztern Bilde sowie im Kampf um den Leichnam des Patroklus spricht sich mehr als irgendwo der großartige Sinn des Cornelius und die Gewalt seiner Kunstdarstellung aus. Der folgende Saal, Heroensaal genannt, der neunte in der Reihenfolge, enthält ausgezeichnete Werke der spätern griech. und röm. Kunst, die Statuen eines Alexander, Nero ꝛc., die Büsten des Demosthenes, Perikles, Themistokles ꝛc., der zehnte ist der Römersaal, mit plastischen Werken aller Art und vorzüglich mit Bildnissen aus den 3 römischen Kunstepochen, der Zeit des Scipio, des Augustus und des Trajan. Der elfte Saal enthält farbige Bildwerke, Mosaiken und Bronzen; der zwölfte endlich Sculpturen der Neuern, unter denen sich die Sandalenbinderei von R. Schadow, die Venus von Canova, der Adonis und das Bildniß des Königs, von Thorwaldsen, auszeichnen. — Ferner: die königliche Gemäldegalerie, mit Werken der vorzüglichsten Maler aller Zeiten und Schulen, von welchen hier nur der heiligen Familie Rafael's und eines Bildnisses von ihm, einer Anbetung der h. Jungfrau von Francia, einiger Portraits von Tizian, Giorgione, Paris Bordone u. A., der Himmelfahrt Mariä von Guido Reni, zahlreicher Bilder von Rubens und Van Dyk, dann der Apostel von A. Dürer, vieler vorzüglicher altdeutscher Werke und niederländischer Genregemälde, endlich der vortrefflichen Bettelj ungen des Murillo gedacht werden soll. Diese Galerie hat noch die besondere Einrichtung, daß der erste Saal eine Uebersicht der Entwickelung der Höhe und des Verfalles der Kunst in einer Auswahl von Gemälden gibt. (S. Das Verzeichniß der 913 Gemälde vom Director v. Dillis 1829, und: „Die königl. Gemäldegalerie in München, im verjüngten Maßstabe für sämmtliche Gemälde dargestellt von Thienemann, (München). Im Entstehen ist die Pinakothek, zu welcher der Grundstein im Frühjahr 1826 gelegt, und die, nach dem Plan und unter Leitung Klenze's im Aeußern vollendet, nur noch des innern Ausbaues bedarf, um, ihrem Zweck gemäß, die Sammlung der vorzüglichsten Gemälde aller Schulen, aus der Centralgalerie in München, oder aus Schleißheim, wo auch die ehemal. Boisserée'sche Sammlung (s. hierüber den Art. Köln, Abschnitt Malerkunst) sich befindet, oder aus Lustheim, wo der König einen Schatz italien. Musterwerke aufbewahrt, die er meist selbst erworben hat, oder auch aus dem Privatbesitz des Königs, wie die Sammlung schöner weiblicher Portraits, oder den Rafael aus dem florentin.

Palast Tempi u. v. A. aufzunehmen. Gewiß wird in dieser Beziehung künftig keine interessantere Gemäldesammlung zu finden seyn. Das Gebäude ist so eingerichtet, daß in die mittlern großen Säle das Licht von oben, in die Cabinete hinter denselben durch Seitenfenster einfällt und daß an der ganzen Fronte des Gebäudes ein Corridor mit offenen Loggien hinläuft, welche nach den Entwürfen von Cornelius durch einige seiner Schüler und den Prof. Zimmermann al fresco und zwar mit einer poetischen Darstellung der Geschichte der Maler und Malerei geschmückt werden. Sehenswerth ist ferner die Galerie des Herzogs von Leuchtenberg, eine Auswahl fast lauter vortrefflicher Werke, sowohl der Malerei als der Plastik, von welchen letztern eine Kindergruppe Algardi's vor Allen, selbst vor den vielen vorhandenen Arbeiten Canova's, bemerkenswerth ist. Unter den Malereien zeichnen sich einige Jugendarbeiten Rafaels, eine heilige Familie, ein Familienstück von Paul Veronese, ein Velasquez, und von Andern auch mehre moderne deutsche und französische Gemälde aus. Zugleich sieht man in dieser Sammlung unter einem kleinen Marmortempel den kleinen silbernen Adler, das einzige Silberzeug Napoleon's auf St.-Helena, vom Kaiser seinem Stiefsohn testamentarisch geschenkt. Unter den Werkstätten der Künstler, in welchen reiche Kunstschätze anzutreffen, sind die von Eberhard, Schwanthaler, Bandel, Peter Heß, Dom. Quaglio, Stieler, Rottmann u. A. und das Gießhaus von Stielmayr zu rechnen. Unter den Privatsammlungen sind ausgezeichnet die des Geheimraths Kirschbaum, des Prof. Hauber mit dem Originalbild vom malenden Lucas von Van Eyk, des Postsecretairs Binder mit Rafael's Skizze zur Transfiguration, ferner mit Werken neuerer Kunst, die der Herrn v. Eichthal, der beiden Grafen von Arco und des Kunsthändlers Bolgiano. Außerdem findet man in den Zimmern des Kunstvereins eine fortwährende Ausstellung der meisten Staffeleigemälde der in München wohnenden oder sonst dem Verein angehörige Künstler u. v. a. interessante Kunstwerke, als Handzeichnungen, Lithographien, Kupferstiche, Sculpturen ꝛc. (vgl. Schottky, „Münchens Kunstschätze", 1. Abth., München 1832.). — Noch bemerken wir das optische Institut des Hrn. v. Utzschneider, wo vortreffliche astron. und mathem. Instrumente verfertigt werden, wozu die Glasfabrik in Benedictbeuern gehört; das mathematisch-mechanische Institut des Hrn. Ertl; die lithograph. Anstalten, die von dem vor einigen Monaten verstorbenen Sennefelder gegründet, immer mehr an Vollkommenheit gewinnen; das mit dem Generalquartiermeisterstabe der Armee verbundene topograph. Bureau, das geograph. Institut des Hrn. v. Cotta. München besitzt 2 stehende Theater: das königl. Hof- und Nationaltheater und das Hoftheater. Das Museum und die Harmonie verschaffen bei zweckmäßiger Befriedigung des Geistes auch den Genuß geselliger Unterhaltungen. Die münchner Capelle ist eine der vorzüglichsten in Deutschland; der engl. Garten, von Karl Theodor angelegt, ist das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin ist. Das Leben in München ist sehr öffentlich; besonders werden die Bierhäuser stark besucht. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevalsbelustigungen den ersten Platz. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist die wichtigste das allgemeine Krankenhaus. Es enthält einen Raum für 7—800 Kranke, 54 Commun-Krankensäle und überdieß 60 abgesonderte Zimmer für Gäste, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andere Anstalten dieser Art sind: das Militairlazareth, das Heil.-Geistspital, das Josephspital, das bürgerliche und Polizeilazareth, das Waisenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanstalt.

Das k. Strafarbeits- (Zucht-) Haus ist bestimmt zur Strafe und Besserung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Fabriken und Manufacturen sind in München nicht zahlreich; man findet daselbst ein Kupfer- und 2 Eisenhämmer, 1 Cattun- und Zitzfabrik, 2 leonische Spitzenfabriken, 3 Meubelnfabriken, 2 Siegellack- und 5 Tabacksfabriken, 2 Hautelissetapetenfabriken, 2 Tuchfabriken, 6 Lederfabriken, 2 Wagen-, 4 Spielkarten- und Seidenstrumpffabriken, 1 Farben- und 1 Pinselfabrik u. a. Die Papierfabrik in München (seit 1347) ist wahrscheinlich die älteste in Deutschland. Auch hat München 8 Buchdruckereien, 9 Buch-, 4 Kunst- und 3 Musikalienhandlungen. Es hält des Jahres 2 Dulten (Messen), um Heil.-Dreikönig und Jacobi; jede dauert 14 Tage. Die besuchtesten Vergnügungsörter in der Nähe sind: Großhesellohe, Obervöhring, Bogenhausen, Harlaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die k. Lustschlösser Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerresidenz des k. Hofes (mit einer Porzellanfabrik), Schleisheim (s. d.) und Fürstenried. Alljährlich am ersten Sonntag des Octobers wird seit der Vermählung des regierenden Königs mit Therese, Prinzessin von Hildburghausen, ein allgemeines Volksfest (das Octoberfest) gefeiert, das sich über die ganze nachfolgende Woche ausdehnt. Mehr als 70—80.000 Menschen faßt am Festsonntage, wenn das Wetter günstig ist, die große gegen Süden der Stadt gelegene und eigens dem Feste gewidmete Theresienwiese; eine kleine Stadt von Wirthsbäusern hat sich gebildet, Fahnen wehen von hohen Masten, und auf mannigfache Weise kündigt sich die besondere Feier an. Wohl erkennend indeß, daß nur bei inniger Verbindung mit dem Leben selbst solche Feste gedeihen können, hat der Stifter desselben ihm einen Inhalt gegeben, der es von jeder Veraltung schützt. Es wird nämlich zu diesem Tag das Beste, was jederzeit durch Viehzucht und Ackerbau im Königreich gewonnen ist, eingebracht, um die dafür eingesetzten Preise zu gewinnen, die nach einem zweifachen Maßstabe bestimmt werden, nach der Entfernung von München und nach dem eigentlichen Werth. An der Südseite der Wiese erhebt sich der Boden terassenförmig, um einen Theil der Zuschauer aufzunehmen; gegenüber ist das königliche Zelt aufgeschlagen, und dahinter werden in verschiedene Stände die Pferde, das Rindvieh u. s. w. eingestellt, sowie in einer Bude die Erzeugnisse des Acker-, Garten- und Seidenbaues in Baiern gezeigt. Ist der König und der Hof in Begleitung der reitenden Nationalgarde, unter dem Begrüßen verschiedener Musikchöre und der Kanonen, in seinem Zelte abgestiegen, so begibt er sich alsbald unter das Volk, besichtigt das Preisvieh, und theilt, zurückgekehrt, die durch eine Prüfungscommission festgesetzten Prämien aus, wo man dann oft sich der Erinnerung an classische Zeiten nicht erwehren kann, wenn einer der kräftigen Bergbewohner, ein edles Roß oder einen schwerwandelnden Ochsen führend, vor des Königs Zelt tritt, und die silbernen Münzen und die bunten Preisfahnen aus seiner Hand empfängt. Ist dieß vorüber, so beginnt ein Pferdewettrennen, woran meist 20—300 Pferde theilnehmen, von welchem das schnellste den Weg von einer Stunde in 9—10 Minuten zurücklegt. Zuweilen schließen sich daran noch Ringelstechen und dergleichen, immer aber Vogel- und Scheibenschießen, Schießen nach dem laufenden Hirsch und Aehnliche. Den zweiten Sonntag wiederholt sich das Rennen und das Fest wird mit einem großen Feuerwerke geschlossen. Vgl. D. Müller's „München unter König Maximilian Joseph I." (Mainz 1816, 2 Bde.); v. Destouches: „Die Haupt- und Residenzstadt München und ihre Umgebungen" (2. Aufl.,

München 1828), und Bruckbräu's „Taschenbuch der Haupt- und Residenzstadt München ꝛc.“ (München 1828).

Münchhausen (Gerlach Adolf, Freiherr von), geb. 1683 aus einem alten adeligen Geschlechte, studirte zu Jena, Halle und Utrecht, wurde 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Zelle, 1726 hanoverscher Comitialgesandter zu Regensburg, 1728 geheimer Rath zu Hanover und 1765 Premierminister daselbst. Er machte sich auf diesem Posten um das Wohl des Landes hochverdient. Die 1734 gestiftete Universität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre hindurch war, verdankt ihm ihre Berühmtheit; denn die Errichtung der Akademie der Wissenschaften daselbst, die „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ und das Herbeirufen der bedeutendsten Gelehrten waren sein Werk. Er st. zu Hanover 1770.

Münchhausen 1) (Otto von), geb. zu Schwöbber bei Hameln 1716, war erst Amtmann zu Steyerberg, dann Landdrost zu Harburg, lebte aber größtentheils zu Hanover und Schöbbern, seinem Gute, ward im 7jährigen Kriege von den Franzosen als Geißel weggeführt, kehrte aber bald zurück und starb 1774. Sein „Hausvater“ (6 Bde., Hanover 1765—73) enthält einen Schatz von nützlichen Vorschriften und ist noch jetzt sehr geschätzt; er schrieb außerdem: „Monatliche Beschäftigungen für einen Baum- und Plantagegärtner“ (Hanov. 1772). 2) (Hieronymus Karl Friedrich von), jüngerer Sohn des Herrn von Münchhausen auf Rinteln und Bodenwerder, trat früh in russische Dienste als Cavallerieoffizier, machte hier mehre Campagnen gegen die Türken mit und kehrte endlich als Rittmeister in sein Vaterland zurück, wo er das väterliche Gut Bodenwerder übernahm und, höchst gutmüthig, viel für die Armen that. Münchhausen war ein leidenschaftlicher Reiter und Liebhaber von Jagd und Hunden und wußte höchst wunderliche Dinge über Pferde und Hunde, die er einst gehabt haben wollte, noch mehr aber über im Türkenkriege Erlebtes zu erzählen. Hierbei spielte ihm seine lebhafte Phantasie den Streich, daß er das Unwahrscheinlichste, ja Unmögliche als wahr und wirklich geschehen annahm und, fast von der Wahrheit der erzählten Dinge überzeugt, es sehr übel nahm, wenn Jemand nur den leisesten Zweifel über die Wahrheit des Geschehenen erhob. Er gewährte jedoch in seinem Erzählungseifer, wobei ihm die Augen weit aus dem Kopfe traten und funkelten, das Gesicht immer röther ward, die Schweißtropfen auf die Stirn traten und er mit den Armen so mächtig herumfocht, als wollte er Türkenköpfe absäbeln, oder die Bären und Wölfe, die in seinen Erzählungen eine große Rolle spielten, bekämpfen, einen so komischen Anblick, daß seine Bekannten ihn oft auf seinen Lieblingsgegenstand brachten und seinen Märchen gern zuhörten. Zufällig lernte er den Dichter G. A. Bürger in Pyrmont (wo Münchhausen oft war) kennen und fand an dem heitern, jovialen Manne so viel Gefallen, daß er ihn mehre Male zu sich einlud. Bürger hörte hier die Geschichten Münchhausen's und war später unzart genug, sie sehr ausgeschmückt und mit selbst erfundenen, oder von Andern Zügen verziert (ein Theil derselben steht schon in den „Mendacia ridicul.“, im 3. Bde; von Lange, „Deliciae academicae“ (Heilbronn 1665), als: „Wunderbare Abenteuer und Reisen des Herrn von Münchhausen“, aus dem Engl., London (Göttingen) 1787, herauszugeben. Dieß Büchelchen machte durch den Witz und die Laune, mit der es geschrieben war, ungemeines Aufsehen, wurde auch in mehre fremde Sprachen, u. a. auch ins Englische (wo der britische Recensent sich abmühte, darzuthun, daß es eine ge-

lungene Satyre auf das damalige englische Ministerium sey) übersetzt, ärgerte aber Münchhausen, wie natürlich, schwer und zog auch Bürgern viele Unannehmlichkeiten zu. Später lieferte H. Th. L. Schnorr eine weit weniger geglückte Fortsetzung, die mit dem ersten wieder gedruckten Bändchen, in 4 Bdn., Bodenwerder (Göttingen 1794—1800) erschien. Münchhausen verheirathete sich spät zum zweiten Male mit einer ganz jungen Frau, und da aus dieser Ehe völlig unerwartet ein Knabe entsprang und so der Nebenlinie die Erbschaft entzogen wurde, so entstand hierüber nach Münchhausen's Tode (1797) einen höchst ärgerlichen Proceß.

Mund, Maul, die natürliche Oeffnung zwischen der obern und untern Kinnlade, womit sich der Speisecanal anfängt, und die zugleich zum Athmen und Sprechen dient. Die Ober- und Unterlippe verschließen den Mund, innen bildet er eine Höhle, welche oben durch die obern Kinnbackenbeine und die Gaumenbeine gebildet und von der Nasenhöhle getrennt, hinten durch den weichen Gaumenvorhang von dem Schlunde geschieden wird, und unten die Zunge enthält, unter welchen mehre Muskeln, welche zum Unterkiefer gehen, Drüsen und Haut die Mundhöhle vollends verschließen. In den Mund öffnen sich zu beiden Seiten und unter der Zunge die Ausführungsgänge (der Stenonische und Wartonische) der Speicheldrüsen und führen ihm den Speichel zu, welcher ihn immerwährend feucht erhält. — Bei Flüssen nennt man die Ausströmung Mündung.

Mundharmonica, sonst auch Brummeisen oder Maultrommel genannt, ist durch die erstaunenswürdige Kunstfertigkeit mehrer Musiker gleichsam zu Ehren gekommen. Dazu gehört vor Allen der berühmte Koch. Früher bestand es nur in einem einfachen Eisen, das man zwischen den Zähnen hielt und durch Anschlagen der stählernen Zunge zum Klingen brachte, und im ital. Tirol, besonders in dem Oertchen Riva, wurden viel Instrumente dieser Art verfertigt. Scheibler in Krefeld, ein Liebhaber der Musik, hat durch Zusammensetzung mehrer Maultrommeln, zu 6 oder 10, diesem Instrumente größern Umfang verschafft. Er nennt es nun Aura und hat es mit einer Abbildung und beigefügten Musikstücken für dasselbe genau geschildert in der „Leipziger musikal. Zeitung" (1816, St. 30).

Mündigkeit, s. Majorennität und Minorennität.

Mungo Park, s. Park.

Municipal, städtisch; Municipalverfassung, städtische Verfassung, Municipalbehörde, städtische Behörde. In Frankreich besteht die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjuncten und, wo es die Bevölkerung erfordert, aus einem oder mehren Polizeicommissairen, nebst welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath (Gemeinderath) findet, der die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts zu führen und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge zu thun hat.

Municipalverfassung, s. Städteordnung.

Municipien (municipia) hießen diejenigen Städte im röm. Reiche, welche unter selbstgewählten Obrigkeiten (duumviri, collegium decurionum) entweder nach röm. oder nach eignen Gesetzen regiert wurden und im ersten Falle das röm. Bürgerrecht im weitesten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militair. Ehrenstellen gelangen konnten. Die Fortdauer der Municipalverfassung

in den ital. Städten beweist von Savigny in s. „Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter“, und dasselbe in Frankreich Raynouard in s. „Hist. du droit municipal en France etc.“ (Paris 1823).

Munition, Schießbedarf, der Ausdruck für die zur Ladung des Geschützes und des Kleingewehrs in den Laboratorien bereiteten Patronen. In der Regel führt der Infanterist im Felde 60 Stück scharfe Patronen in s. Patrontasche, der Reiter 12 Stück in s. Cartouche, wohlverwahrt gegen Nässe und Feuer, bei sich. Für die leichtern Kanons befinden sich eine gewisse Anzahl Patronen in dem Protzkasten. Nächstdem folgen dem Geschütz unmittelbar die besonders eingerichteten Munitionswagen ins Gefecht und werden aus den in der Nähe befindlichen Artillerieparks fortwährend wieder gefüllt. (Vgl. Artillerie.)

Münnich (Burkhard Christoph, Graf v.), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg 1683. Sein Vater war verabschiedeter Oberstlieutenant und Aufseher über die Deiche. Münnich erhielt zum Theil eine gute Erziehung in Frankreich, trat, nachdem er in Strasburg als Ingenieur gedient, beim Ausbruch des spanischen Successionskrieges, da er nicht gegen Deutschland kämpfen wollte, in hessische Dienste, wohnte in Italien und Holland bei, wurde bei der Schlacht bei Malplaquet 1709 Oberstlieutenant und gerieth bei Denain in französische Gefangenschaft, aus der er sich loskaufte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er Oberst, legte nach dem Frieden zur Beförderung des hessischen Handels den Hafen, die Schleuse und den Canal von Karlshafen an und trat 1716 in sächsische Dienste, wo er im folgenden Jahre Generalmajor wurde. Vom Generalfeldmarschall Grafen von Flemming beleidigt, nahm er schwedische und nach Karls XII. Tode 1721 als Ingenieurgeneral russische Dienste, führte daselbst die Aufsicht über den Bau des Ladogacanals, des Hafens von Kronstadt und der Festungswerke von Riga, ward Generallieutenant, erhielt von Katharina I. den Alexanderorden und von Peter II., bei dem er bedeutend zu dem Sturz seines Gegners Menzikoff beigetragen, den Grafentitel, und wurde unter Anna 1731 zum Generalfeldzeugmeister, sowie 1732 zum Generalfeldmarschall und Präsidenten des Kriegscollegiums ernannt. Um ihn zu entfernen, gab man ihm 1732 den Oberbefehl über ein russisches Corps in Polen; er eroberte aber Danzig 1734 und erwarb sich dadurch neuen Ruhm. Die Kaiserin gab Münnich nun das Commando gegen die Türken; es machte die berühmte Campagne 1736 gegen diese, eroberte die ganze Krim und nahm die Linien von Perikop. Indessen starben 30.000 Russen an den Folgen des Mangels und der Anstrengungen; Münnich ward daher bei seiner Rückkehr nicht gnädig empfangen, und man wollte ihn sogar vor ein Kriegsgericht stellen. Indessen der Muth, mit dem er seinen Feinden trotz bot, und der Edelmuth seines Gegners Lacy, der ihn offen vertheidigte, vereitelten diesen Schritt, ja er erhielt 1737 das Commando wieder und stürmte Otschakow, wo jedoch mehr das glückliche Auffliegen eines Pulvermagazins als die guten Anstalten die Festung in seine Hände brachten. Der Feldzug 1738 war unglücklich für ihn, er verlor Otschakow wieder und wich zurück. Allein das Jahr 1739 glich diese Scharten wieder aus, er schlug die Türken bei Stewutschan aufs Haupt, eroberte Chotschim und erkämpfte den Frieden von Belgrad. Ehrenbezeugungen und Orden empfingen ihn bei seiner Rückkehr. Bei der sterbenden Kaiserin Anna wirkte er dahin, daß Biron zum Vormund und Regenten

in des jungen Iwan Namen ernannt wurde, in der Hoffnung, durch ihn zu herrschen. Als er sich darin getäuscht sah, schloß er sich an die Prinzessin Anna von Braunschweig, Iwans Mutter, an, verschaffte ihr die Regentschaft und ließ Biron verhaften und nach Sibirien bringen. Er nahm nun, da er nicht Generalissimus werden konnte, den Titel Premierminister an und betrieb das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin Anna sich zu Oestreich und Sachsen hinneigte, forderte er sein Abschied. Er ward ihm gewährt, zugleich ihm aber die Biron'sche Herrschaft Wartenberg in Schlesien geschenkt und sein Gehalt durch 15.000 Rubel auf 70.000 Rubel erhöht. Schon befand er sich auf der Reise nach Königsberg, als ihn die Kaiserin Elisabeth, die sich im December 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaften und zum Tode verurtheilen ließ; jedoch wurde er begnadigt und nach Pelim in Sibirien verwiesen, wo er täglich 3 Rubel und sein Einkommen von Oldenburg her hatte. 1762 berief ihn Peter III. zurück und gab ihm alle seine Würden und Güter wieder. Katharina II. ernannte ihn zum Generaldirector der Häfen am baltischen Meere. Er starb 1767 in der Residenz, im 84. Lebensjahre, und war der Stifter des großen im Oldenburgischen belegenen Familienfideicommisses, das seine Collateralen nützen. Die großen Einkünfte dieses Gutes blieben dem Grafen, als er nach Sibirien geschickt wurde. Folgte Peter III. seinem Rath, so nahm wahrscheinlich die Revolution, die ihn entthronte, eine andre Wendung. Der Tod vereitelte den Plan des Grafen, seine Tage in seinem Vaterlande zu beschließen. Wegen der Herrschaft Wartenberg in Schlesien entsagte der Graf Münnich seinen Ansprüchen zum Vortheil der Familie Biron, nachdem er aus Sibirien zurückgekehrt war. Man hat von ihm: „Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie" (Kopenh. 1774).

Munnoz (Juan Baptista, berühmter span. Gelehrter, geb. zu Museros bei Valencia 1745, wurde (20 Jahre alt) Professor der Philosophie zu Valencia, verdrängte die Aristotelisch-scholastische Philosophie und setzte eine gesunde Logik an ihre Stelle. 22 Jahr alt, schrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada und zu der Logik von Verney. Zum Kosmographen von Indien ernannt, stand er diesem Amte mit Auszeichnung vor, bis ihm der Minister Galvez den Auftrag gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Er untersuchte deßhalb die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Lissabon u. a. m. und sammelte 130 Bände von Documenten, Originalbriefen von Columbus, Pizarro, Ximenes u. s. w. Der erste Band seines Werkes erschien zu Madrid 1793 u. d. T.: „Historia del nuovo mundo" (deutsch von Sprengel, Weimar 1795). An der Vollendung der übrigen Theile verhinderte ihn der Tod 1799.

Munnoz (Don Tomas), Generallieutenant der span. Marine, ausgezeichnet als einer der ersten Ingenieurs des Seewesens in Europa, war 1743 geboren. Vorzüglich berühmt ist er durch den von ihm entworfenen und ausgeführten Plan, das Meer abzudämmen, welches Cadix zu verschlingen drohte, ein Werk, das die geschicktesten Wasserbaumeister für unausführbar hielten, welches er aber in wenigen Jahren zu Stande brachte. Cadix ruht jetzt unerschütterlich auf seinem Felsengrunde, mitten unter dem Wogensturme des Weltmeers. Mit gleicher Kunst führte Munnoz in dem Zeughause und den Schiffwerften der Insel la Caracca, 2 Meilen von Cadix, mehre bewundrungswürdige Werke und Anlagen aus; vorzüglich sinnreich ist die

von ihm getroffene, höchst einfache Einrichtung beim Ausbessern der Kriegsschiffe. Er baute ferner die Schiffe, mit welchen Malaspina (1789—93) die Reise um die Welt machte. Trotz dem entging er dem Schicksale nicht, bei den traurigen Reactionen in Spanien verbannt zu werden. Er lebte nun eine Zeitlang in ehrenvoller Armuth zu Paris, schrieb hier sein treffliches Werk: „Traité sur la fortification", und lehnte die ehrenvollen Anträge ab, welche ihm Kaiser Alexander, der ihn in seine Dienste zu ziehen wünschte, machte. Endlich in sein Vaterland zurückgekehrt, lebte er hier als 80jähriger Greis von der Unterstützung, die ihm sein trefflicher Sohn, Don Francisco Munnoz, selbst arm, gewähren konnte, und starb am 23. November 1823 zu Madrid.

Munro (Sir Thomas), britischer Generalmajor, der zweite Sohn eines Kaufmanns zu Glasgow, ward am 27. Mai 1761 geboren. Auf der Hochschule seiner Geburtsstadt erhielt er seine Geistesbildung und entwickelte früh seine ausgezeichneten Fähigkeiten. In seinen Mußestunden las er solche Werke, die seinen ohnehin schon feurigen und unternehmenden Geist noch mehr anfachten, und die Folge davon war eine entschiedene Vorliebe zum Kriegerstande. Sein kräftiges Aeußere eignete ihn noch mehr zu diesem Berufe, und er übertraf alle seine Jugendgenossen an körperlichen Fertigkeiten, wie er ihnen in geistiger Hinsicht bei weitem überlegen war. Erst 18 Jahre alt, trat er in die Militairdienste der indischen Compagnie und machte 1780 den Feldzug gegen Hyder Ali mit. Von 1780—84 möchte schwerlich eine Schlacht vorgefallen seyn, der er nicht beigewohnt hätte. Seine Tapferkeit und sein gutes Benehmen erwarben ihm den Beifall seiner Obern. Er beschäftigte sich 1784—88 hauptsächlich mit dem Studium der Sprachen und Einrichtungen Indiens. In dem Feldzuge gegen Tippu Saheb zeichnete er sich so aus, daß er von Lord Cornwallis zum Mitcommissair des Obersten Read ernannt ward, um in Baramahl, das Tippu 1792 der Compagnie abgetreten hatte, die Verwaltung einzurichten. Hier blieb er sieben Jahre, bis ein neuer Krieg mit dem Sultan ihn zum Heere rief. Nach dem Kriege wurde er der Regierung als der tauglichste Mann bezeichnet, um das schwierige Geschäft einer Organisation von Canara, einem wilden unfruchtbaren Landstrich auf der westlichen Küste, über alle Beschreibung rauh und wüst, auszuführen. Innerhalb zwölf Monaten lernte Munro die innern Verhältnisse von Canara so genau kennen als die von Baramahl in sieben Jahren; die Abgaben gingen, wo nicht Einfälle Unordnungen verursachten, so regelmäßig als in Baramahl oder anderswo ein, und zwar nicht auf Kosten des Ertrags; im Gegentheil erhöhte sich dieser um 43 Procente gegen die unter Tippu aus diesem Districte gezogenen Einkünfte. 1800 trat der Radschah Nisam einen Theil seines Gebietes an die Compagnie ab, der seitdem den Namen „der abgetretenen Provinzen" führt. Dieser Landstrich, größer als Schottland und mit einer Einwohnerschaft von zwei Millionen Seelen, war unter der vorigen Regierung in völlige Anarchie versunken. Munro übernahm auch hier die Wiederherstellung der Ordnung und brachte mit der Einführung einer geordneten Verwaltung 7 J. in diesem Lande zu. Das Volk war 1807, als Munro es verließ, von denselben schmerzhaften Empfindungen ergriffen, die es 20 Jahre später durch Thränen am Grabe Dessen ausdrückte, den es nicht allein als seinen Vater lieben gelernt hatte, sondern auch so zu nennen gewohnt war.

1805 faßte Munro den Entschluß, nach einer Entfernung von mehr als einem Viertel-Jahrhundert in sein Vaterland und zu seiner Familie zurückzukehren. Was ihn vorzüglich zu diesem Entschluß bestimmte, war die zunehmende Schwäche seiner Augen. Im April 1808 landete er zu Deal. Das Wichtigste, was sich während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Schottland in Munro's Leben ereignete, war seine Vermählung (1814) mit einer durch Anmuth und Bildung ausgezeichneten Frau. Vor dem Parlamente zu London suchte er vorzüglich die Nothwendigkeit eines freien Handels von Indien nach England und, umgekehrt unter gewissen Beschränkungen, von England nach Indien durchzuführen. Bald nachher ward er zum Vorstand der Commission ernannt, welche das System der Rechtspflege in Indien untersuchen sollte, und er kehrte nach Madras zurück. Der Hauptzweck seiner Sendung war, den Eingebornen mehr Antheil an der innern Verwaltung zu verschaffen. Er war zwei Jahre hindurch eifrig bemüht, nicht sowohl die Anordnungen vorzubereiten, die zur Erreichung dieses Zweckes dienen konnten, sondern den Widerstand, den man seinen Maßregeln und jeder Verbesserung des alten Zustandes entgegensetzte, durch Gründe zu besiegen. Die zahlreichen Schwierigkeiten, die der Commission von Seite der Beamten in den Weg gelegt wurden, die in den beabsichtigten Modificationen eine Beeinträchtigung ihres Vortheils und daher in Allem eine gefährliche Neuerung sahen, waren kaum zu überwinden. Indeß durch Ausdauer und Festigkeit gelang es der Commission, ein Regulativ zu entwerfen, das die Gewalt der Steuereinnehmer als Behörden und der Zillahrichter als Criminalrichter genau bestimmte; zugleich wurden jene allgemeinen Anordnungen getroffen, durch welche die Eingebornen aufhörten, von allem Antheil an der Verwaltung ausgeschlossen zu seyn. Der Marattenkrig rief ihn von diesen Arbeiten 1817 wieder ins Feld. Nach beendetem Feldzuge legte Munro seine Befehlshaberstelle nieder und kehrte nach England zurück; doch mußte er wenige Monate darauf auf Canning's Wunsch als Gouverneur nach Madras gehen. Er hatte bereits 1823 um seine Entlassung gebeten, um den Rest seines Lebens ruhig in dem Vaterlande zuzubringen, und er wiederholte dieses Gesuch 1826 nach dem Kriege gegen die Birmanen. Die glückliche Beendigung desselben erwarb ihm den ehrenvollsten Dank von Seite der Regierung und der Directoren der Compagnie, während das Ministerium seine Verdienste durch Verleihung des Ranges eines Baronets würdigend anerkannte. Bis zur Ankunft seines Nachfolgers beschloß der Gouverneur noch eine Reise in die "abgetretenen Provinzen" zu machen. Diese unternahm er unglücklicherweise im Anfang des Sommers 1827 eben zu der Zeit, als die Cholera in dieser Gegend wüthete. Auf seinem Wege genoß er das kurze Vergnügen, dasselbe Gebiet jetzt im tiefen Frieden und von arbeitsamen Einwohnern bevölkert zu sehen, das er einst verödet und von einem zerstörungssüchtigen Feind in eine Wüste verwandelt gefunden hatte, ward aber in Putticondah am 6. Juli von der Cholera ergriffen und starb noch an demselben Tage. Die Leiche des Verstorbenen wurde nach Guty zurückgebracht und dort zur Erde bestattet. Der Schmerz, der sich auf die Nachricht von dem unvorhergesehenen schnellen Hinscheiden des Gouverneurs in den Acten und Beschlüssen der Regierung, wie unter den Eingebornen aussprach, gaben das schönste Zeugniß von den allgemein anerkannten Tugenden dieses Mannes. Die "abgetretenen Provinzen" legten ihre Theilnahme und Verehrung dadurch an den Tag, daß sie den Ort, wo Munro

gestorben war, auf öffentliche Kosten mit Bäumen und Trauerweiden umpflanzen ließen. Die Regierung beschloß, außer einem steinernen Denkmal über den Gebeinen des Verblichenen zu Guty, auch einen Ruheplatz mit einem Brunnen für Reisende unter Munro's Namen (ein in diesem Land gewöhnliches Denkmal für ausgezeichnete Männer) erbauen zu lassen und hiezu eine Stiftung für Diener zu gründen, die die Fremden mit Wasser versorgen sollen. In einer allgemeinen Versammlung der Einwohner zu Madras wurde dem Andenken Munro's eine eherne Reiterstatue zu widmen beschlossen und deren Verfertigung Chantrey übertragen. Schätzbar für die Kunde seines Charakters mit seiner rühmlichen Wirksamkeit ist Gleig's Werk: „The life of major general Sir Thomas Munro" (2 Bde., London 1830), mit reichhaltigen Auszügen aus seinen Briefen in die Heimath.

Münster, das (a. d. Lat. monasterium, Kloster), bedeutet eigentlich einen abgeschlossenen Ort, wo Mönche zusammenleben. Dann nannte man auch einige hohe Stiftskirchen oder Kathedralen Münster, weil ehemals die Geistlichen und Stiftspersonen bei selbigen unter einer gewissen Regel, wie die Mönche, zusammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt ist das strasburger Münster, nächst dem kölner Dom, dem freiburger Münster und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern vergegenwärtigen, das erhabenste Denkmal der sogen. gothischen, richtiger altdeutschen Baukunst, und in welchem, wie Göthe sagt, die Aufgabe der unnatürlichen und scheinbar unmöglichen Verbindungen des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöst ist. Vgl. Kölner Dom, Strasburg ꝛc.

Münster, Hauptstadt der preuß. Provinz Westfalen (s. d.), sowie des Reg.-Bez. (QM., 10 Kreise, 395.000 Ew., darunter 354.000 Katholiken und 2720 Juden) und des Kreises (15 QM., 61.000 Ew.) Münster, am Flusse Aa, welcher die Stadt in vielen Krümmungen durchfließt und 3 Stunden davon in die Ems mündet, in einer mittelmäßig fruchtbaren Ebene, ward von den Teucterern erbaut und Meiland, seit 696 aber Mimingorrorde oder Memingerode genannt. Nachdem 772 Karl d. Gr. die Stadt erobert und 785 ein Bisthum nebst prächtiger Kirche und Kloster daselbst hatte errichten lassen, kam der Name Münster (Monasterium, Kloster) auf. Sie war aber damals eine unbedeutende Stadt, die noch im J. 1121, als sie von ihrem vertriebenem Bischofe, Theodorich, belagert wurde, nur 4 Pforten und 2 Kirchen hatte. Was bei dieser Belagerung zerstört worden war, baute Theodorichs Nachfolger, Burchard, wieder auf, und Bischof Hermann, ein Graf von Katzenellenbogen, versah die Stadt mit Mauern und Thoren. Sein Nachfolger, Graf Dietrich von Isenburg, fing den Bau des Doms an, der nach 36 Jahren unter Bischof Gerhard von der Mark (bis 1277) vollendet wurde. 1532 wurde die Reformation in Münster eingeführt. Selbst der damalige Bischof war, als Freund des Landgrafen Philipp von Hessen, der neuen Lehre nicht abgeneigt. Aber das Domcapitel erregte große Schwierigkeiten dagegen, ohne jedoch die Reformation ganz ausrotten zu können. Von 1533—36 war Münster der Mittelpunkt der Wiedertäufer-Unruhen, und noch sieht man an dem Thurm der Lambertuskirche die drei eiserne Käfiche, in welchen die Leichname der Anführer dieser fanatischen Sekte, Johann Bockholds, gewöhnlich Johann van Leyden genannt, Knipperdollings und Krechtings aufgehangen wurden. (Vgl. Wiedertäufer.) Die Festungswälle, von ungefähr einer Stunde Umfang, sind unter dem verst. Minister von Fürstenberg zu einer rings um

die Stadt gehenden, von 4 Reihen Linden beschatteten Allee umgeschaffen und auf der ehemaligen Citadelle prangt der bischöfliche Pallast mit schönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 2560 größtentheils gut gebaute Häuser, wovon die am Markte stehenden mit Arkaden versehen sind, reinliche, breite Straßen (ohne den Militairetat von ungefähr 2100 Köpfen), 20.200 Ew., die sich mit der Wollenzeuch-, Tuch-, Leder- und Stärkefabrikation, der Zuckerraffinerie, Brennerei und der Nachenbauerei beschäftigen. Unter 14 Kirchen und Capellen sind sehenswerth: die Domkirche, auf dem geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden umgebenen Domplatz, auch wegen ihrer Bildhauerarbeiten und einer beträchtlichen Bibliothek; die im schönsten gothischen Styl gebaute Lambertuskirche am Markt, sowie die Liebfrauenkirche. Außerdem hat Münster noch 6 Pfarrkirchen, eine Gymnasiumskirche und 2 Spitalkirchen. Von den aufgehobenen Klöstern sind einige schon Ruinen. Von weltlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das Rathhaus mit einer hohen, echt gothischen Façade, worin der noch unveränderte Saal, in welchem 1648 d. 24. Oct. der westfäl. Friede geschlossen wurde, mit den Portraits der sämmtlichen Gesandten ausgeziert ist; ferner die Palläste der Freiherrn v. Romberg und Droste, und die Wohnhöfe mehrer andrer Adeligen. Münster ist der Sitz eines Bischofs unter der Metropole Köln, sowie seines Domcapitels und Officialats. Die kathol. Universität ward 1818. aufgehoben, und ihre Fonds wurden der, vom König 1824 errichteten kathol. Max-Friedrichs-Akademie oder theologisch-philosophischen Facultät (seit 1833 mit dem Rechte, die Doctorwurde zu ertheilen), dem kathol. Priesterseminar und den Gymnasien in Münster und Paderborn zugetheilt. Das Gymnasium hat eine Bibliothek von 25.000 Bdn., zählt an 380 Schüler und hat 9 Lehrer nebst einem Director. Noch gibt es eine chirurg. Lehranstalt, eine Thierarzneischule, einen botan. Garten, eine Taubstummenanstalt, eine Anstalt für jüdische Lehrer, ein Verein für vaterländ. Geschichte und Alterthümer, welcher mit dem in Paderborn in Verbindung steht, ein Besserungshaus, 62 milde Stiftungen ꝛc. Die vorherrschende Religion ist die kathol.; doch haben die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Protestanten sehr vermehrt. Den Verlust, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcularisation des Hochstifts und reichen Domcapitels erlitten haben, ersetzt ihnen das bedeutende Personale der Regierung, des Oberlandesgerichts, des Oberpräsidiums und Militairgouvernements der Provinz Westfalen, und mehr als alles Dieses der seit 20 J. ungemein gestiegene Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ems und durch die Verbindung derselben mit der Lippe über Münster, also durch 2 neue Canäle, die mit der Ems bei Rheina und mit der Lippe von Marhafen aus den Zusammenhang eröffnen sollen, noch höhern Flor erhalten und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückversetzen wird, worin sie, Mitglied der Hansa, die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein war. — Von dieser Stadt hatte das ehemalige Hochstift, das größte im westfäl. Kreise, seinen Namen. Es ward begrenzt von Ostfriesland, Oldenburg, Diepholz, Osnabrück, Lingen, Tecklenburg, Ravensberg, Rhöda, Westfalen, Mark, Recklinghausen, Kleve, Bentheim u. den Niederlanden, 180 QM. groß, mit 350.000 fast lauter kathol. Ew.; hatte seine Landstände und wurde in das Ober- und Niederstift und 4 Quartiere eingetheilt, wovon jenes das wolbeckische, das wernische oder steversche mit 3 Aemtern und das brämsche Quartier mit 4 Aemtern, dieses (das Niederstift) das emsländische Quartier mit 3 Aemtern begriff. Die Einnahme bestand aus 800.000 Thlr. Schatzun-

gen oder Steuer, wovon die Landesbedürfnisse und die 2 Millionen Thlr. Schulden bestritten wurden. Der jedesmalige Bischof war Reichsfürst und hatte auf dem Reichstage im fürstlichen Collegium mit dem Bischofe von Lüttich den Rang. Im westfälischen Kreise war er der erste kreisausschreibende Fürst und Director. — Zum ersten Bischof von Münster ward 802 Ludger von Friesland durch Karl d. Gr. verordnet. Anfangs stand das Hochstift unter der Erbschirmgerechtigkeit des Grafen von Tecklenburg, von welcher es Bischof Ludwig I. befreite. Unter Bischof Hermann II. im 12. Jahrhundert ward es vom Kaiser Otto IV. zu einem Reichsfürstenthume erhoben, und Kaiser Friedrich II. verlieh dem Domcapitel das Wahlrecht. Bischof Ludwig II., ein Landgraf von Hessen (st. 1359), war der Erste, welcher vom Papst bestätigt wurde. 1398 erhielt das Hochstift in einer Theilung mit dem Bischof zu Osnabrück das Amt Kloppenburg, welches früher als besondere Grafschaft den Grafen von Tecklenburg gehört hatte. 1430 fiel das Amt Lüddinghausen an Münster und wurde 1538 dem Domcapitel pfandweise überlassen. Das Amt Stromberg, ehedem eine Burggrafschaft des Reichs, gerieth durch die Vergünstigung Kaiser Karl IV. an Münster, nachdem er den unruhigen Burggrafen Burchard in die Acht erklärt und diese durch den Bischof von Münster hatte vollstrecken lassen. Wegen dieser Burggrafschaft suchte der kriegerische Bischof Bernhard von Galen Sitz und Stimme auf dem Reichsfürstenrathe. Dieses Gesuch wurde 1707 erneuert, auch 1708 von dem fürstlichen und 1710 von dem kurfürstlichem Collegium bewilligt; die Bewilligung ist aber nie in Anwendung gekommen. Die Stadt Münster gerieth erst 1661 unter die völlige Gewalt des Bischofs, welcher darauf seine Residenz dahin verlegte, da die frühern Bischöfe zu Kösfeld residirt hatten. Seit 1719 war der Erzbischof von Köln zugleich auch Bischof von Münster, sodaß beide Länder unter Einem Landesherrn standen. Die glücklichste Periode war unter den beiden letzten Bischöfen Maximilian Friedrich, Graf von Königseck, und Maximilian Franz, Erzherz. v. Oestreich, unter deren Minister von Fürstenberg (s. d.) die Einwohner, von den Stürmen des 7jährigen Krieges sich erholend, aller Vortheile eines tiefen und langen Friedens und trefflichen Verfassung genossen, wo der Ackerbau blühete (denn das münsterische Leibeigenthum war im Vergleich mit andern Staaten kaum ein solches zu nennen), wo die Geistesbildung durch treffliche Organisation des Schulwesens, wie durch Gründung der münsterischen Universität, die nach Aufhebung der Jesuiten erfolgte, immer höher stieg, wo das ganze, größtentheils wohlhabende, sehr wenig steuernde Land das Sprichwort rechtfertigte: „unter dem Krummstab ist gut wohneen!“ Durch den Reichsdeputationsabschluß 1803 wurde das Hochstift Münster, zum Behuf der Entschädigung verschiedener deutscher Fürsten, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich vermöge des luneviller Friedens Verlust an Land erlitten, säcularisirt und zerstückert. Preußen erhielt den größten Theil davon, nämlich die östliche Hälfte des Oberstiftes mit der Hauptstadt Münster; die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg die Aemter Bocholt und Aahaus; der Rheingraf von Salm fast das ganze Amt Horstmar; der Herzog von Croy einen Theil des Amts Dülmen; der Herzog von Looz-Corswaren Theile der Aemter Rheina und Wolbeck, ferner der Herzog von Aremberg das Amt Meppen und der Herzog von Oldenburg die Aemter Kloppenburg und Vechta. Der preußische Antheil von Münster, etwa 60 QM. mit 128.000 Einw., bildete ein Fürstenthum Münster und blieb un-

ter preußischer Herrschaft bis zum tilsiter Frieden 1807, wodurch dasselbe an Frankreich abgetreten, mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurde und Bestandtheile der Departements der Ems und der Ruhr bildete. 1810 aber wurde ein Theil des Fürstenthums Münster, vermöge eines Decrets von Napoleon, wornach er die Vereinigung der Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbmündungen mit Frankreich befahl, vom Großherzogthum Berg genommen und zu dem neugebildeten Lippedepartement des Kaiserthums Frankreich geschlagen, mit welchem Departement und dem gleichfalls französischen Departement der Oberems auch die übrigen Landestheile von Münster verbunden wurden, die an die Häuser Salm, Croy, Aremberg, Looz-Corswaren und Oldenburg gegeben worden waren. Der wiener Congreß 1815 verschaffte Preußen den Besitz seines Fürstenthums Münster wieder, mit Ausnahme eines kleinen Districts zwischen der niedern Grafschaft Lingen und dem Fürstenthum Rheina-Wolbeck; desgleichen wurden die münsterschen Landestheile der Häuser Salm, Croy und Looz-Corswaren (mit Ausnahme eines Theils des letztern, der an Hanover kam) als mediatisirte Besitzungen Preußen gegeben. Der arembergische Antheil an Münster kam als mediatisirte Besitzung an Hanover, und die oldenburgischen Aemter von Münster kehrten an Oldenburg zurück. Preußen besitzt also jetzt (mit Ausschluß der hanöverischen und oldenburgischen Antheile an Münster), das ganze vormalige große Hochstift Münster und hat es unter die Kreise Münster, Lüdinghausen, Kösfeld, Borken, Aahaus, Steinfurt, Tecklenburg, Warendorf und Beckum des Regierungsbezirks Münster vertheilt. — S. Wilkens's „Vers. e. allgem. Gesch. der Stadt Münster, mit beigefügten Urk." (Hamm 1823) und das „Adreßbuch für die Provinz Westfalen" (Münster 1829).

Münsterberg, Kreisstadt im Reg.-Bez. Breslau, preuß. Provinz Schlesien, an der Ohlau, schlecht gebaut, hat 1 kathol. Pfarre und 2 Begräbnißkirchen, 1 alte Kirche der Kreuzherren, 1 evangel. Kirche, kathol., evangelisch-deutsche und reformirt-böhmische Schule, 340 Häuser, 2900 Einw., die Tuch, Leinwand, Plüsch und Manchester bereiten, sich mit der Stärke- und Tabaksfabrikation, sowie mit der Anfertigung von Töpferwaaren beschäftigen. Bis fast zum Ende des 18. Jahrh. war das Fürstenthum Münsterberg ein Besitzthum der Fürsten Auersbach. — Der Kreis Münsterberg (69 Q.M., 27.000 Einw., außer 6600 Evangel. und 220 Juden, kathol. Glaubens) bildet eine Landschaft, die von bedeutenden Bergen durchzogen, sonst aber von Wäldern, fruchtbarem und sandigem Boden bedeckt ist; Getreide, Flachs, Hopfen, Holz ꝛc., Braunkohlen, Chalcedon, Mergel, Thon und Mineralwässer erzeugt, dabei ergiebige Vieh- und Bienenzucht hat.

Münstereifel, im Kreise Rheinbach des Reg.-Bez. Köln, preuß. Rheinprovinz, eine Stadt an der Erft und am Eschweilerbach, hat ihren Ursprung den Abten von Prüm zu verdanken, indem der dritte Abt Marquard unter dem Kaiser Lothar hier im Eifelgau ein Kloster oder Münster stiftete, woraus nachmals ein Collegiatstift wurde, dem der König Zuentebold 898 das Zoll- und Münzrecht verlieh. Nach und nach entstand der Ort, der 1086 Neu-Münster hieß und späterhin ein Lehen der Grafen von Hochstäden war, nach deren Aussterben er an die Grafen von Jülich fiel. Die Stadt hatte sonst u. a. ein Jesuiten-Collegium, das nach seiner Aufhebung zu einem Gymnasium bestimmt worden ist. In der dazu gehörigen Kirche sind die hängenden, von kleinen Säulen unterstützten Chöre merkwürdig, welche 700 Menschen

fassen. Die Stadt ist mit Mauern und Graben umgeben, hat 5 Kirchen und Capellen, 310 Häuser, 10 Mühlen, darunter 4 Mahl-, 2 Loh-, 1 Oel-, 3 Walkmühlen, 1800 Einw., Ackerbau, Pottaschsiedereien, Gerbereien, Tuchmanufakturen, welche sonst im Besitz des Rechts waren, alle Capuciner-Mönche der Provinz mit Tuch zu versehen, einigen Handel.

Münsterscher Friede 1648, s. Westfälischer Friede.

Münter (Balthasar), Theolog und Dichter, geb. zu Lübeck 1735, Sohn eines angesehenen Kaufmanns daselbst, besuchte das Gymnasium s. Vaterstadt, wo er sich in der lat. Beredtsamkeit u. Poesie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, Theologie zu studiren; ward 1757 Privatdocent, darauf Adjunct der philosoph. Facultät, 1760 Waisenhausprediger und Hofdiakonus zu Gotha, 3 J. später Superintendent zu Tonna, hierauf Prediger bei der Petrigemeinde in Kopenhagen. Er st. daselbst 1793. Unter den bändereichen Predigtsammlungen, die er herausgab, zeichnen sich die Vorträge über die Reden u. Begebenheiten Jesu nach den 4 Evangelisten aus. Durch den Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg ꝛc. erwachte s. poetischer Geist aufs neue. Zuerst gab er 1769 s. „Geistl. Cantaten", dann 1773 und 1774 2 Sammlungen geistl. Lieder heraus, die zum Theil von den besten Meistern der damaligen Zeit in Musik gesetzt worden sind. 1772 ward ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, und die „Bekehrungsgeschichte" dieses Staatsmanns, welche er herausgab, und die fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde, machte s. Namen in Europa berühmter als alle s. übrigen Schriften. — Sein Sohn Friedrich M., ausgezeichnet als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher, geb. zu Gotha 1761, erhielt seine wissenschaftliche Bildung theils von seinem Vater, hierauf in den hohen Schulen der dänischen Residenz. Hauptstudium war ihm die Theologie mit allen ihren Hülfswissenschaften, doch verband er hiermit den unverdrossensten Fleiß in den philosoph. Wissenschaften, den orientalischen Sprachen und der Alterthumskunde. Auch in Göttingen studirte er 1781, machte 1784 eine Reise nach Italien, wo er Zutritt zu den dortigen Bibliotheken und Archiven erhielt, ward 1788 Prof. der Theologie an der Universität Kopenhagen, 1808 Bischof von Seeland, hierauf Großkreuz des Danebrogordens, vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied, bereiste indeß mehre Länder Europas zur Bereicherung seiner Kenntnisse, wirkte rastlos thätig in seinem hohen Berufe und starb am Charfreitage (9 April) 1830 zu Kopenhagen. Auf dem Meisterstuhle der Freimaurer, auf dem akademischen Lehrstuhle, vor dem Altar und auf der Kanzel im Angesichte der erbauungsuchenden Christengemeinde — allenthalben war sein Vortrag, eine anfängliche, schnell vorübereilende Schüchternheit, die Schwester der Bescheidenheit, abgerechnet, männlich, würdevoll, ergreifend und höchst lehrreich. Im Familienkreise befand er sich am besten, unter Freunden war er offen und vertraulich, in größeren Gesellschaften munter und unterhaltend, bei Fremden zurückhaltend und vorsichtig. Dem ältesten Sohne, Hermann, gab seine treue Vaterhand die Weihe zum Diener des Evangeliums, und er sah ihn, erst als Prediger am Holme, dann als k. dän. Hofprediger ehrenvoll die Laufbahn antreten, die er selbst nun, nach vollbrachtem Tagewerke, als Erster unter Dänemarks Geistlichen so ruhmvoll beschlossen. Münter war in des Wortes reinem und gutem Sinne Rationalist; eben deßhalb verehrte er in der heiligen Schrift ein mit der Vernunft gleich köstliches Geschenk aus Gottes Händen. Wenn unun-

schränktes Wohlwollen, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit die Grundzüge seines Charakters bei seinem Vater waren: so darf man behaupten: der Sohn Friedrich war in diesen Grundzügen das treffende Ebenbild des Vaters; dabei übertraf er ihn jedoch an vielseitiger Geistesbildung, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und einer bis an das Ziel seiner Tage gleich unverdrossen bleibenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften. Besonders schätzt man seine „Geschichte des Processes der Tempelherren" (Berlin 1794), s. „Abhandlung über die Gräber der Familie David auf dem Berge Sion", s. Uebertragung der Apokalypse in gereimte Verse (Kopenh. 1784 und 1806), s. „Reise nach Neapel und Sicilien 1785 und 1786" (2 Bde, deutsch u. dän.), s. „Fragmenta patrum graecorum" (Kopenh. 1788), s. „Magazin für die Gesch. und besonders für die nord. Kirchengesch." (dän.), s. „Handb. der alten Kirchengesch." und „Ueber die Religion der Skandinaven in Odin's Vorzeit", s. „Gesch. der Einführung des Christenth. in Dänem. und Norwegen" (Leipz. 1823), „Ueber die Religion der Carthager", und einige spätere Beilagen zu dieser Schrift. „Ueber einige sardin. Idole und über den Tempel der Göttin zu Paphos", ferner s. wichtiges Werk: „Die Sinnbilder u. Kunstvorstellungen der Christen" (Altona 1825 fg.) ꝛc. In s. „Stern der Weisen" (Kopenh. 1828) untersuchte er das wahre Geburtsjahr Jesu Christi. S. „Primordia ecclesiae Africanae" (Kopenh. 1829, 4.) bereichern ebenfalls die Kirchengeschichte. Seine Schwester ist die berühmte Friederike Brun.

Münze, s. Geld. In dem Sinne, wie es Ideal- und Realgeld, Geldanweisungen, Creditgeld, Papier-, Privat-, Staats- oder Landes- oder Weltgeld gibt, unterscheidet man auch Ideal-, Real-, Papier-, Privat-, Staats-, Weltmünze ꝛc. Die Bedingungen einer guten Münze und die Vortheile derselben sind denen des guten Geldes gleich. Es müssen in einem Lande sowohl große als kleine Münzen oder sogen. Scheidemünzen vorhanden seyn, wenn der Umtausch und Verkehr nicht große Schwierigkeiten finden soll. Insbesondere ist es ein großer Fehler, wenn nicht für eine hinlängliche Menge guter Scheidemünze gesorgt wird, weil es durch sie allein möglich wird, auch die geringsten Werthe auszugleichen. Findet Das Schwierigkeiten, so gehen viel Dinge von kleinem Werthe verloren, die zusammen einen großen Werth ausmachen, oder die Handelsleute können nicht auseinanderkommen, wenn sie auf grobes oder klingendes Courant herausgeben sollen. Weil nun Scheidemünze wegen ihrer geringen Menge feinen Silbers zu klein für den Gebrauch ausfallen würde, so verbindet man sie mit Kupfer oder prägt sie auch aus bloßem Kupfer aus und gibt ihr den Werth einer bestimmten Menge Silber. Enthalten Münzen den Werth, zu dem sie umlaufen sollen, in Metall weniger, so sind sie bloß Creditmünzen ohne andern Werth als der Credit, auf dem sie laufen, gibt. Papier- oder Ledermünzen haben gar keinen Realwerth; ihr Werth hängt von dem Credit des Ausgebers und von ihrem jedesmaligen Gebrauch ab. Mehres s. Münzfuß.

Münzen, antike, moderne, griechische, römische, consularische, Kaisermünzen, falsche Münzen, s. Münzkunde.

Münzer (Thomas). Dieser berüchtigte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geb. Sein Vater soll von einem Grafen von Stolberg ungerechter Weise zum Tode verdammt und dadurch dem Sohne schon früh tödtlicher Haß gegen den Adel eingeimpft worden seyn. Er studirte zu Wittenberg, erlangte die Magisterwürde und ward erst Lehrer in Aschersleben, dann in Halle Kaplan in einem Nonnenkloster, Prediger in Braunschweig, 1522 erster Prediger in Zwickau, ging nach Böhmen

um sich unter den Hussiten Anhänger zu werben, und 2 Jahre später nach Allstädt in Thüringen. Erhitzt durch die frühe Lectüre mystischer Schriften, vorzüglich Tauler's und Joachim's, zeigte er sich überall als einen unruhigen Kopf und trat als fanatischer Gegner der Hierarchie auf. Luther lehrte in Wittenberg gegen ihn. In Böhmen schlug er eine heftige Schmähschrift gegen die Papisten an und insurgirte allenthalben durch seine Predigten den Pöbel; er selbst schloß sich den Wiedertäufern an. Wegen seiner aufrührerischen Vorträge seiner Stelle in Allstädt entlassen, wandte er sich nach Nürnberg. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt; dann kam er nach Sachsen zurück, predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, setzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und verlangte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte sich mit Münzer. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40.000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adelige Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbannt hatten, entflammten Münzer's Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldischen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf, und rüstete sich eiligst zum Kriege. Er versprach ihnen, sie sämmtlich in den Herrenstand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. Jetzt starb Kurfürst der Weise. Sein kräftiger Nachfolger, Johann, der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig verbanden sich und schickten 150 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren 8000 M. stark und standen vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürsten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden und versprach ihnen den Beistand Gottes. Am 15. Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die Uebrigen, worunter auch Münzer war, warfen sich nach Frankenhausen. Muthlos verbarg er sich hier auf dem Boden eines Hauses in einem Bette und stellte sich krank. Die fürstl. Truppen besetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen von Mansfeld an ihn gefunden hätte. Er ward gefangen nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten nannte. Auch Pfeifer, der sich von Mühlhausen hatte flüchten wollen, ward gefangen zurückgeführt. Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert und ihm und Pfeifern, nebst 24 andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth, er konnte die Glaubensartikel nicht selbst aussprechen, sondern der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor.

Münzfuß wird das Verhältniß des Kupfers zum Silber oder zum Golde (Korn), welches ein Staat für seine Münzen festsetzt, und das Gewicht (Schrot), das ein Stück oder eine Anzahl derselben haben soll, genannt. Das Münzgesetz eines Staates bestimmt den Münz-

fuß desselben. Ein großer Theil Deutschlands ist in Ansehung des Münzwesens in einer traurigen Lage, seitdem derselbe den Zwanzig-Guldenfuß so viel als verlassen hat. Zu den Kronenthalern, die nun gemünzt werden, gibt es keine Theile; sie stehen auch in keinem einfachen Verhältnisse zu andern umlaufenden Münzsorten; noch werden die zu gleichen Preisen in den Staaten, welche sie ausprägen oder im Umlaufe haben, genommen. Dieß zieht sehr viele Mühe im Berechnen und großen Verlust bei Zahlungen nach sich. Hier können wir nur von den Staaten handeln, welche in neuerer Zeit einen bestimmten Münzfuß angenommen haben, der von Beistand seyn wird. Diese sind: 1) Frankreich. Nach dem neuen Münzgesetze von 1803 werden die Gold- und Silbermünzen in gleichem Verhältnisse mit Kupfer versetzt; zu neun Theilen (reinem, feinem) Golde oder Silber wird ein Theil Kupfer genommen. Jede Gold- oder Silbermünze enthält also $^{9}/_{10}$ ihres Gewichtes an Gold oder Silber und $^{1}/_{10}$ an Kupfer. 2) Preußen. 1821 ward für die preuß. Staaten Folgendes festgesetzt: Die Goldmünze des Staates bleibt nach der bisherigen Münzverfassung der Friedrichsd'or. Derselbe soll, wie bisher, dergestalt ausgeprägt werden, daß 35 Stücke eine kölnische Mark wiegen, und in dieser Mark 260 Grän feines Goldes enthalten (also $^{200}/_{288}$ Theile). Bei der Rechnung im Golde wird der Friedrichsd'or zu fünf Thaler angenommen, $193^{11}/_{13}$ Thaler in Golde enthalten daher eine Mark feines Gold. Doppelte und halbe Friedrichsd'or werden dann in gleichem Verhältnisse geprägt. Die Silbermünze ist der preuß. Thaler. $10^{1}/_{2}$ preuß. Thaler sollen, wie bisher, eine Mark wiegen, und 216 Grän feines Silber enthalten; in 14 Thalern ist dann eine Mark feines Silber. Von den übrigen deutschen Staaten läßt sich nichts Bestimmtes mehr angeben; weil, außer Sachsen, das noch dem alten Münzfuß getreu bleibt, die Gesetzgebung nichts Umfassendes darbietet; wir nehmen indessen das Allgemeine zusammen unter: 3) Deutschland. In den meisten Staaten Deutschlands bestand und bestehet namentlich noch der 20 Guldenfuß; jedoch mit verschiedenen Eintheilungen und Berechnungen. Aus einer kölnisch. Mark feinen Silbers werden nach diesem 20 Stücke geprägt, welche Gulden, und 10 Stücke, welche Conventions- auch Speciesthaler genannt werden. Der Gulden hat dann sein Drittel, auf welchen 20, und seine Sechstel, auf welchen 10 stehet (20 und 10 Kreuzerstücke, weil der Gulden in 60 Kreuzer abgetheilt wird. Die 5, 3 und 1 Kreuzerstücke sind dann die Scheidemünzen. Nach diesem Münzfuße prägt und berechnete Oestreich seine Münzen; ebenso prägte Baiern und Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt u. a., welche aber diese 20 Gulden zu 24 berechnen. Nach eben diesem Zwanzig-Guldenfuße münzt Sachsen, Braunschweig, Kur-Hessen, Hanover u. a. 4) Die Niederlande. Am 20 Sept. 1816 haben die Niederlande einen neuen Münzfuß angenommen. Es wird nun in Gulden und in Hundertsteln des Gulden, in Cents, gerechnet. Die neue Goldmünze (Zehngulden-Stück genannt soll 140 Assen wiegen; also 6'729 Gramme oder 103'85 englische Grän. Der Feingehalt derselben, der hier auch, wie in Frankreich, in 1000 Theilen ausgedrückt wird, ist $^{900}/_{1000}$. Ziehen wir vom Gewichte $^{1}/_{10}$ ab, so werden kommen 126 Assen an feinem Golde, das dieselbe enthält. Die Silbermünze ist der Gulden. Er ist dem alten in den nördlichen Provinzen geprägten Gulden gleich und soll sieben Esterling (Sterling zu 32 Aß) wiegen, welche 10'766 Grammen oder 166'17 englischen Grän, oder 224 Assen gleich kommen. Der Feingehalt soll $^{893}/_{1000}$ seyn. 5) England. Die Goldmünze ist die Guinee zu 21

Schilling; die halbe zu 10 Schilling 6 Pence; die drittel zu 7 Schilling. Seit 1816 auch der Souverain'or zu 20 Schilling (also 1 Pf. Sterling), von welchem auch halbe und doppelte geprägt werden. Der Feingehalt derselben ist 22 karätig ($^{22}/_{24}$), oder 22 Theile Gold und 2 Theile Zusatz an Kupfer oder 0,916⅔. Die Silbermünzen theilten sich in 2 Classen; in diejenigen seit 1816, und die, vor dieser Zeit geprägten. Vor 1816 wurde geprägt aus einem Pfunde Münzsilber 12⅘ Kronen, 24⅘ halbe Kronen, 62 Schillinge, 124 halbe Schillinge (6 Pfennigstücke. Die Unze dieses Münzsilbers gilt dann 5 Schilling 2 Pfennige (5⅛), oder 6'38 Franken. Seit 1816 werden aus einem Pfunde des Münzsilbers geprägt: 13⅕ Kronen, 26⅖ halbe Kronen, 66 Schillinge, 132 halbe Schillinge oder 6 Pfennigstücke. Die Unze also zu 6½ Schillinge (6'79 Franken. 31 alte Schillinge haben demnach den Werth von 33 neuen. Der Feingeha't ist $^{37}/_{40}$ oder 0'925. 6) Dänemark. 1813 erschien ein neues Münzgesetz. An die Stelle der vielen Münzsorten und Berechnungsarten tritt der Reichsbank-Thaler, welcher in 6 Mark und in 96 Schillinge abgetheilt wird. In 18½ Reichsbank-Thalern soll eine kölnische Mark feines Silber enthalten seyn. Die Goldmünzen sind darin nicht bestimmt worden. 7) Schweden. Nach einer Verordnung für Norwegen 1817, sollen aus einer kölnischen Mark feinem Silber 9¼ Speciesthaler und 18½ halbe Speciesthaler geprägt werden und dieß Münzsilber 14löthig seyn. Ferner: 46¼ Fünftel Speciesthaler aus 11löthigem und 133¼ Fünfzehntels-Speciesthlr. von 8löthigem Silber, aus einer Mark fein. 8) In Rußland wird mit dem Handelsgewicht das Gold und Silber gewogen. Ein Pfund wird in 97 Soltonik getheilt, und ist 6318'5 engl. Grän; 409'4 Gramme, 8512 Assen. Die Goldmünzen sind der Imperial zu 10 Rubel. Nach einer Ukase von 1763 soll der Imperial wiegen $3^{3}/_{44}$ Soltonik; der halbe $1^{17}/_{88}$ Soltonik und sein Feingehalt 88 Soltonik (also $^{88}/_{96}$ oder 22karatig) seyn. 118 Dukaten sollen ein russisches Pfund wiegen und 93 Soltonik oder 23¼ Karat fein seyn. Eine Verordnung von 1801 erhöhte aber den Feingehalt des Imperialen auf 94½ Soltonik oder 23⅝ Karat. Eine nachfolgende von 1817 setzte denselben aber wieder herab auf $^{88}/_{96}$ Soltonik oder auf 22 Karate. 9) Schweiz. 1798 vereinigten sich die Cantone der Schweiz zur Einführung eines gleichen Münzfußes. Die Einheit der Silbermünze sollte Frank (Schweizerfrank) heißen, in 10 Batzen, der Batzen in 10 Rappen getheilt werden. Ein solcher Schweizerfrank ward im Werthe zu 1½ französischen Franken gerechnet. Von 1797 bis 1803 wurden mit der Aufschrift: „Helvetische Republik," geprägt: Stücke zu 40 und zu 20 Batzen, oder zu 4 und 2 Schweizer-) Franken, und Goldmünzen zu 32 und 16 Schweizerfranken. 1803 verbanden sie sich's aufs Neue. Jeder Canton sollte das Recht haben, Münzen zu prägen, jedoch von gleichem Feingehalt. So ward dann 1804 folgender Münzfuß vorgeschrieben: der Feingehalt des Goldes soll durch Karate (24stel) angegeben und jeder Karat in 32 Theile abgetheilt werden. Der Feingehalt des Silbers aber in 12 Deniers zu 24 Grän bestimmt werden. — Höchst wünschenswerth wäre es, wenn alle handeltreibende Völker sich eines und desselben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenseitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorgebeugt werden. Ebenso wäre es, wenn sämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzstücke das Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der gesetzlichen Prägkosten aufzudrücken. Allein theils hat sich hiergegen der Eigennutz gestemmt, theils bleibt es ausgemacht, daß

fuß desselben. Ein großer Theil Deutschlands ist in Ansehung des Münzwesens in einer traurigen Lage, seitdem derselbe den Zwanzig-Guldenfuß so viel als verlassen hat. Zu den Kronenthalern, die nun gemünzt werden, gibt es keine Theile; sie stehen auch in keinem einfachen Verhältnisse zu andern umlaufenden Münzsorten; noch werden die zu gleichen Preisen in den Staaten, welche sie ausprägen oder im Umlaufe haben, genommen. Dieß zieht sehr viele Mühe im Berechnen und großen Verlust bei Zahlungen nach sich. Hier können wir nur von den Staaten handeln, welche in neuerer Zeit einen bestimmten Münzfuß angenommen haben, der von Beistand seyn wird. Diese sind: 1) Frankreich. Nach dem neuen Münzgesetze von 1803 werden die Gold- und Silbermünzen in gleichem Verhältnisse mit Kupfer versetzt; zu neun Theilen (reinem, feinem) Golde oder Silber wird ein Theil Kupfer genommen. Jede Gold- oder Silbermünze enthält also $^{9}/_{10}$ ihres Gewichtes an Gold oder Silber und $^{1}/_{10}$ an Kupfer. 2) Preußen. 1821 ward für die preuß. Staaten Folgendes festgesetzt: Die Goldmünze des Staates bleibt nach der bisherigen Münzverfassung der Friedrichsd'or. Derselbe soll, wie bisher, dergestalt ausgeprägt werden, daß 35 Stücke eine kölnische Mark wiegen, und in dieser Mark 260 Grän feines Goldes enthalten (also $^{260}/_{288}$ Theile). Bei der Rechnung im Golde wird der Friedrichsd'or zu fünf Thaler angenommen, $193^{11}/_{13}$ Thaler in Golde enthalten daher eine Mark feines Gold. Doppelte und halbe Friedrichsd'or werden dann in gleichem Verhältnisse geprägt. Die Silbermünze ist der preuß. Thaler. 10½ preuß. Thaler sollen, wie bisher, eine Mark wiegen, und 216 Grän feines Silber enthalten; in 14 Thalern ist dann eine Mark feines Silber. Von den übrigen deutschen Staaten läßt sich nichts Bestimmtes mehr angeben; weil, außer Sachsen, das noch dem alten Münzfuß getreu bleibt, die Gesetzgebung nichts Umfassendes darbietet; wir nehmen indessen das Allgemeine zusammen unter: 3) Deutschland. In den meisten Staaten Deutschlands bestand und bestehet namentlich noch der 20 Guldenfuß; jedoch mit verschiedenen Eintheilungen und Berechnungen. Aus einer kölnisch. Mark feinen Silbers werden nach diesem 20 Stücke geprägt, welche Gulden, und 10 Stücke, welche Conventions- auch Speciesthaler genannt werden. Der Gulden hat dann sein Drittel, auf welchen 20, und seine Sechstel, auf welchen 10 stehet (20 und 10 Kreuzerstücke, weil der Gulden in 60 Kreuzer abgetheilt wird. Die 5, 3 und 1 Kreuzerstücke sind dann die Scheidemünzen. Nach diesem Münzfuße prägt und berechnete Oestreich seine Münzen; ebenso prägte Baiern und Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt u. a., welche aber diese 20 Gulden zu 24 berechnen. Nach eben diesem Zwanzig-Guldenfuße münzt Sachsen, Braunschweig, Kur-Hessen, Hanover u. a. 4) Die Niederlande. Am 20 Sept. 1816 haben die Niederlande einen neuen Münzfuß angenommen. Es wird nun in Gulden und in Hundertsteln des Gulden, in Cents, gerechnet. Die neue Goldmünze (Zehngulden-Stück genannt soll 140 Assen wiegen; also 6'729 Gramme oder 103'85 englische Grän. Der Feingehalt derselben, der hier auch, wie in Frankreich, in 1000 Theilen ausgedrückt wird, ist $^{900}/_{1000}$. Ziehen wir vom Gewichte $^{1}/_{10}$ ab, so werden kommen 126 Assen an feinem Golde, das dieselbe enthält. Die Silbermünze ist der Gulden. Er ist dem alten in den nördlichen Provinzen geprägten Gulden gleich und soll sieben Esterling (Sterling zu 32 Aß) wiegen, welche 10'766 Grammen oder 166'17 englischen Grän, oder 224 Assen gleich kommen. Der Feingehalt soll $^{894}/_{1000}$ seyn. 5) England. Die Goldmünze ist die Guinee zu 21

Schilling; die halbe zu 10 Schilling 6 Pence; die drittel zu 7 Schilling. Seit 1816 auch der Souverain'or zu 20 Schilling (also 1 Pf. Sterling), von welchem auch halbe und doppelte geprägt werden. Der Feingehalt derselben ist 22 karätig ($^{22}/_{24}$), oder 22 Theile Gold und 2 Theile Zusatz an Kupfer oder 0,916⅔. Die Silbermünzen theilten sich in 2 Classen; in diejenigen seit 1816, und die, vor dieser Zeit geprägten. Vor 1816 wurde geprägt aus einem Pfunde Münzsilber 12⅘ Kronen, 24⅘ halbe Kronen, 62 Schillinge, 124 halbe Schillinge (6 Pfennigstücke. Die Unze dieses Münzsilbers gilt dann 5 Schilling 2 Pfennige (5⅙), oder 6'38 Franken. Seit 1816 werden aus einem Pfunde des Münzsilbers geprägt: 13⅓ Kronen, 26⅔ halbe Kronen, 66 Schillinge, 132 halbe Schillinge oder 6 Pfennigstücke. Die Unze also zu 6½ Schillinge (6'79 Franken. 31 alte Schillinge haben demnach den Werth von 33 neuen. Der Feingeha't ist $^{37}/_{40}$ oder 0'925. 6) Dänemark. 1813 erschien ein neues Münzgesetz. An die Stelle der vielen Münzsorten und Berechnungsarten tritt der Reichsbank-Thaler, welcher in 6 Mark und in 96 Schillinge abgetheilt wird. In 18½ Reichsbank-Thalern soll eine kölnische Mark feines Silber enthalten seyn. Die Goldmünzen sind darin nicht bestimmt worden. 7) Schweden. Nach einer Verordnung für Norwegen 1817, sollen aus einer kölnischen Mark feinem Silber 9¼ Speciesthaler und 18½ halbe Speciesthaler geprägt werden und dieß Münzsilber 14löthig seyn. Ferner: 46¼ Fünftel Speciesthaler aus 11löthigem und 133¼ Fünfzehntels-Speciesthlr. von 8löthigem Silber, aus einer Mark fein. 8) In Rußland wird mit dem Handelsgewicht das Gold und Silber gewogen. Ein Pfund wird in 97 Soltonik getheilt, und ist 6318'5 engl. Grän; 409'4 Gramme, 8512 Assen. Die Goldmünzen sind der Imperial zu 10 Rubel. Nach einer Ukase von 1763 soll der Imperial wiegen 3¾4 Soltonik; der halbe $1^{47}/_{88}$ Soltonik und sein Feingehalt 88 Soltonik (also $^{88}/_{96}$ oder 22karatig) seyn. 118 Dukaten sollen ein russisches Pfund wiegen, und 93 Soltonik oder 23¼ Karat fein seyn. Eine Verordnung von 1801 erhöhte aber den Feingehalt des Imperialen auf 94½ Soltonik oder 23⅝ Karat. Eine nachfolgende von 1817 setzte denselben aber wieder herab auf $^{88}/_{96}$ Soltonik oder auf 22 Karate. 9) Schweiz. 1798 vereinigten sich die Cantone der Schweiz zur Einführung eines gleichen Münzfußes. Die Einheit der Silbermünze sollte Frank (Schweizerfrank) heißen, in 10 Batzen, der Batzen in 10 Rappen getheilt werden. Ein solcher Schweizerfrank ward im Werthe zu 1½ französischen Franken gerechnet. Von 1797 bis 1803 wurden mit der Aufschrift: „Helvetische Republik," geprägt: Stücke zu 40 und zu 20 Batzen, oder zu 4 und 2 Schweizer-) Franken, und Goldmünzen zu 32 und 16 Schweizerfranken. 1803 verbanden sie sich's aufs Neue. Jeder Canton sollte das Recht haben, Münzen zu prägen, jedoch von gleichem Feingehalt. So ward dann 1804 folgender Münzfuß vorgeschrieben: der Feingehalt des Goldes soll durch Karate (24stel) angegeben und jeder Karat in 32 Theile abgetheilt werden. Der Feingehalt des Silbers aber in 12 Deniers zu 24 Grän bestimmt werden. — Höchst wünschenswerth wäre es, wenn alle handeltreibende Völker sich eines und desselben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenseitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorgebeugt werden. Ebenso wäre es, wenn sämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzstücke das Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der gesetzlichen Prägkosten aufzudrücken. Allein theils hat sich hiergegen der Eigennutz gestemmt, theils bleibt es ausgemacht, daß

jede Abänderung des einmal eingeführten Münzfußes große Verwirrung in die Geschäfte bringt, wenn die Regierung nicht zugleich bestimmte, auf richtige Grundsätze gebaute Regeln festsetzt, wonach alle Zahlungsverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuße geschlossen werden, geordnet seyn müssen. S. Jäckel's „Münz-, Maß- und Gewichtskunde" (2 Bde., Wien 1828); Nelkenbrecher's Taschenbuch (14. A. 1828); Gerhardt's „Taschenlexikon der Berechnungsmünzen sämmtl. Reiche, Länder ꝛc., nebst Anzeige ihres Werths in Conventions- und preuß. Courant, nach alphabet. Ordnung" (Leipz. 1816), und Rau's „Münz-, Maß- und Gewichtstafeln" (Heidelb. 1829, Fol.). — J. L. Klüber in seiner Schrift: „Das Münzwesen in Deutschland, nach s. jetzigem Zustande, mit Grundzügen zu einem Münzvereine deutscher Bundesstaaten" (Stuttg. 1828) erklärt sich für das Conventions-Münzsystem, welches sich über mehr als 16.200 Q.M. und mehr als 40 Mill. Einw. verbreitet.

Münzkunde, Numismatik (vom griech. Nomisma, l'art du numismatiste oder auch numismatographie), ist die Wissenschaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallstücke und hat drei Hauptzweige: den technologischen, oder die eigentliche Münzkunst, insofern wird die antike Münzkunst als ein Theil der Archäologie betrachtet; den politisch-merkantilischen, oder die Kenntniß solcher Münzen, die als selten und echt, wichtig für die Geschichte sind. Dadurch nämlich, daß man auf vielen Münzen der griechischen Städte die Epochen angegeben findet, sowie durch die Königs- und Kaisermünzen, lassen sich merkwürdige Vorfälle, Kriege, Siege, Triumphe u. s. f. nach der Zeitfolge ordnen. (S. hierüber das classische Werk von dem Numismatiker Sanclemente in Rom: „De vulgaris aerae emendatione".) — Der **Avers** einer Münze, die Hauptseite, enthält die Abbildung der Urheber oder andere auf sie Bezug habende Darstellungen (die neuesten Abbildungen bestehen entweder in bloßen Köpfen, oder in Brustbildern, Protome, Büste); der **Revers**, die Rück- oder Kehrseite, enthält mythische oder symbolische Gegenstände. Die Schrift am Rande, **Legende** (Umschrift), und die auf der Mitte, **Inscription** (Inschrift), kamen später auf die Münzen, oft nur Monogramme. Der untere Theil einer Münze, der durch einen Strich von den übrigen Figuren und Inschriften getrennt wird, heißt die **Basis** oder Exergue (Abschnitt) und enthält das Nebenwerk. Die alte Münzkunde geht von den alten Völkern bis auf den Untergang des röm. Reichs. Je älter die Münzen sind, desto reiner sind sie. Goldmünzen sind die seltensten. Reines Gold hieß Obryzum, mit Silber vermischtes, Electrum; doch kommen die Numi electrei nicht häufig vor. Servius soll zuerst die Metallstücke mit einem Gepräge versehen haben. Silberne Münzen (s. **Argentum signatum**) wurden zuerst im J. R. 485 und goldene 547 geschlagen. Anfänglich machte man aus einem Pfunde Goldes 40 Aureus. Unter den spätern Kaisern vermischte man den Zusatz mit dem Golde und verringerte so den innern Gehalt. Alle römische Münzen seit Caracalla sind sehr schlecht. Unter Gallienus enthielten sie 1 Th. Silber und 4 Th. Kupfer, eine Mischung, die bei den Franzosen Billon heißt, im Latein. aerosi. Aus der römisch. Kaiserzeit gibt es Medailles saucées, d. i. kupferne Münzen, mit dünnen Zinnblättchen belegt und mit dem Hammer geschlagen, damit sie die Farbe des Silbers haben. Münzen aus reinem oder gemischtem Kupfer heißen aenei, aerei; franz. Bronze, bei den Ital. Rame. Sie sind an Farbe sehr verschieden. Die alten Münzen wurden entweder gegossen oder geprägt. Die Platten wurden zuerst gegos-

sen und erhielten dann durch den Hammer das Gepräge. Das Alter einer Münze, ohne Jahrzahl und Regenten-Namen, läßt sich nur nach dem Metall, Art der Inschrift, der Buchstaben, ihrer äußern Bildung und der Beschaffenheit der Figuren bestimmen. — Selten sind die Münzen von Korinth, Elis, Olynth, Carthago u. a. O. Doch lassen sich von mancher alten Stadt eher 100 Münzen aufzeigen, als eine einzige von frühern deutschen Kaisern. Eckhel berechnet den Vorrath der bekannten Münzen auf 70.000. Die vorzüglichsten systematischen Bearbeiter der alten Münzkunde, Ez. Spanheim, Bimard de la Bastie u. A. hat Jos. Eckhel (s. d.) an Kritik übertroffen. Dieser ordnete die Münzen in zwei Haupt-Abtheilungen: 1) Münzen der Städte, Völker und Könige; 2) römische Münzen. Die besondern Fächer legte er geographisch und chronologisch an. Die römischen Münzen zerfallen a) in Consular- und Familien-, b) in Kaisermünzen, von Julius Cäsar bis auf den letzten Konstantin (XI. Palaiologos). Die gewöhnliche Inschrift der Consularmünzen ist Roma, sie sind für die Geschichte und Kritik ziemlich unfruchtbar. Münzen, die der Name eines röm. Staatsbeamten, unter dessen Auspicien sie geprägt sind, bezeichnet, heißen Familienmünzen. Ihr historischer Nutzen wird jedoch durch den Umstand beschränkt, daß man oft nicht mit Bestimmtheit ihr Zeitalter angeben und nicht genau nachweisen kann, wem sie angehören. — Münzsammlungen waren weder bei den Griechen noch den Römern üblich; wenigstens haben wir keine Nachricht von irgend einer derselben. Erst im Mittelalter kamen dergleichen vor, und Petrarca hatte um 1360 die erste bedeutende. Im 15. Jahrh. sammelte Alfons, König von Aragonien und Neapel, Münzen, ebenso der Cardinal von St.-Marcus und Cosmus von Medici. In Rom entstanden Münzsammlungen durch H. Colonna, in Venedig durch Baptist Egertius, in Ungarn durch König Matthias Corvinus; in Rußland durch Czar Peter I., in Frankreich durch W. Budäus 1467, in Spanien durch Antonio Augustino, in Saragossa im 15. Jahrhundert; in Deutschland legte Kaiser Maximilian I. das wiener Münzcabinet an, und dasselbe ward durch Karl VI. und Franz I. vermehrt. Ein vorzüglicher Sammeleifer verbreitete sich seit Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. in Europa und vorzüglich in Holland, bes. zu Zeiten des Gollzius. Im 16. Jahrh. rechnete man in den Niederlanden 200, in Deutschland 175, in Frankreich 260, in Italien 380 Münzsammlungen; Katharina v. Medicis that in Frankreich viel für Erweiterung der kön. Münzsammlung, später geschah unter Ludwig XIV. und XV. noch mehr dafür, und Vaillant, Pellerinx brachten die antiken Schätze des Orients nach Paris. Der von Letzterem mitgebrachten antiken Münzen sollen 30.000 gewesen seyn. Anfangs sammelte man bloß antike Münzen und auch diese ohne eine gewisse Ordnung; erst als die Münzkunde im 16. Jahrh. zur Wissenschaft erhoben wurde, kam Ordnung in dieß Chaos, und man knüpfte in den meisten Münzsammlungen an die geschichtl. Haupteintheilung die geograph. als Unterabtheilung und ordnete wieder die einzelnen Münzen chronologisch. (Ueber eigne Münzen des Mittelalters s. Bracteaten und Contorniaten). Gewöhnlich sind noch die Gold-, Silber- und Kupfermünzen jeder Regierung gesondert. Auch hatte man in andern Münzsammlungen die Eintheilung, bes. der neuern Münzen, in Suiten von Medaillen, großen Goldmünzen, Dukaten, Thalern, gewöhnlichen Silbermünzen, Groschen, großen Kupfermünzen und Pfenningen. Da natürlich eine Sammlung aller Münzen Privatpersonen zu kostspielig ist, so haben sich Liebhaber von Münzen gewöhnlich

auf einzelne Theile der Numismatik beschränkt, und es sammelt daher der Eine nur antike Münzen, der Andere bloß Medaillen, der dritte Thaler, Groschen u. s. w. Auch einzelne Suiten aus einer solchen Unterabtheilung anzulegen ist gewöhnlich, kam aber sonst noch mehr vor als jetzt; so liebte man eine vollständige Folge der sogenannten Glockenthaler zu besitzen, Ehestandsmedaillen, Freimauermünzen u. dergl. zu sammeln. Unter den jetzt existirenden Münzsammlungen sind die im päpstl. Vatican zu Rom, die königl. in Paris und die kaiserl. in Wien, die königliche in Berlin, die königlich baiersche in München, die besten, auch die gothaische wird, jedoch nicht ganz mit Recht, unter die ausgezeichneten gerechnet. Unter den unzähligen Privatsammlungen erwähnen wir bloß die bis jetzt nicht gekannte, sehr werthvolle von Gablenz'sche Sammlung römischer Kaisermünzen in Altenburg. Ueber die Literatur dieses Zweiges der Gelehrsamkeit und Kunst Etwas zu sagen, ist um so weniger nöthig, da man in den Werken von Banduri, Hirsch und Lipsius Befriedigung findet. Ueber die alte Numismatik sind unter andern die Werke von Jac. Geßner, Morelli, Fröhlich, Wachter, Eckhel, dem Schöpfer der Numismatik als Wissenschaft, Millin, Domenico Sestini, Mionnet (1827), Wurm und Rasche's Lexicon, über die Numismatik überhaupt: die von Jobert, Olearius, Braun, Hirsch und Joachim, über die neuere die von Döberlin Köhler, Ludewig u. A. die namhaftesten. Mit ihnen kann man verbinden Harl's „Encyclopädie der Geldwissenschaft" (1806). Wichtig sind für dieses Studium die Beschreibungen verschiedener Münzsammlungen von Lazara, Beger, Liebe, Venuti, Havercamp, Pelerin, Eckhel, Sestini, Hayn, Zoëga, Wallraf u. A. Die Münzen einzelner Länder haben besonders gründlich beleuchtet: Lastonaso für Spanien, Zanetti für Italien, Le Blanc für Frankreich, Leake für England, Birchenrodt für Dänemark u. s. w., Becker für Deutschland, Voigt für Böhmen u. A. Noch nennen wir K. F. W. Erbstein's „Numismat. Bruchst. in Bezug auf sächs. Gesch., nebst einem Anh. merkw. Münzen des Mittelalters", Dresden 1827; und Chr. Jak. Götz's „Deutschlands Kaisermünzen des Mittelalters" (600 Münzen von Karl d. Gr. bis auf Max I. auf 54 lithogr. Tafeln nebst der Beschreib.), Dresden 1828. Noch fehlt viel, daß das gründliche Studium der antiken Münzen auf unsere Schaumünzen so eingewirkt hätte, wie wohl zu wünschen wäre. Die Uebersicht der Fortschritte erleichtern hier mehre Prachtwerke, die sogen. Histoires metalliques (z. B. von Ludwig XIV., XV., von Napoleon ꝛc.). Aus der Reihe dieser Münzen haben einzelne Schriftsteller einzelne Classen ausgehoben (Lilienthaler's „Thalercabinet", Köhler's „Dukatencabinet", Böhm's „Groschencabinet" u. s. w.), wodurch dann tiefere Ergründung möglich ward. Die interessantesten Nachrichten von Münzen dieser Classe findet man in Köhler's „Münzbelustigungen" und Joachim's „Medaillencabinet". Das „Museum Mazzuchellianum", Wöhsen's berliner Medaillensammlung und Heräus's „Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer in Schaumünzen vom 14. bis zum 18. Jahrh." (Wien 1828, Fol.) bereichern ebenfalls die Geschichte der Münzglyptik. Als Meister in der Kunst, besonders was die Köpfe betrifft, sind aus dem 16. Jahrh. Sperandeo, Trezzo, Valerio, Belli, und in Deutschland Hans Repel, Heinr. Reiz u. A. zu nennen. Ein belehrendes Handbuch ist L. Ch. Schmieder's „Handwörterbuch der gesammten Münzkunde" (Halle u. Berl. 1811—15). Die überreiche Literatur der Numismatik wächst fortwährend meist durch kleine Schriften. Zu ihrer Uebersicht sind brauchbar: „Banduri's Bibliotheca nu-

maria s. auctorum qui de re numaria scrips. ed J. A. Fabricio" (Hamb. 1719, 4.); und Lipsius's „Bibliotheca numaria etc." (Leipz. 1801, 2 Bde.); noch fehlt aber ein Werk, das, die Summe des Wissenswürdigen zusammenstellend und das Auffinden erleichternd, dem gefühlten Bedürfnisse wahrhaft abhälfe. Nach einem wohlersonnenen Plane waren Schlichtegroll's „Annalen der gesammten Numismatik" eingerichtet, die leider mit dem 2. Jahrg. aufhörten. — Falsche Münzen sind entweder von den Alten selbst, oder von neuern Betrügern als alte verfertigt. Die Numi pelliculati, subaerati sind alte falsche Münzen aus Kupfer mit einem Silberblättchen (zuerst von Griechen so geschickt überzogen, daß man nicht die kleinste Spur der Vereinigung entdecken kann. Münzverfälscher, welche alte Münzen nachmachen, heißen Paduaner (Paduani) und Parmenser. Bis jetzt hat keine Kunst den glänzenden Firniß nachahmen können, der die alten kupfernen Münzen, wenn sie lange in der Erde gelegen haben, überzogen und dadurch vor dem Roste geschützt hat. — Seit Ende Aprils 1834 erscheint in Hanover eine „Numismatische Zeitung", die nicht sowohl für die Zwecke der Numismatik, der historischen Hülfswissenschaft, also für wissenschaftliche Zwecke, als vorzugsweise für die der Münzsammler als solcher, für das Sammeln selbst, für Verkauf und Tausch, zur Anknüpfung von Bekanntschaften unter den Sammlern und zu interessanten numismatischen Mittheilungen aller Art bestimmt ist.

Münzreduction, so viel als Münzdevalvation, s. Devalvation.

Münzregal. Da die Münze mit dem Wohlstand eines Volkes in so naher Verbindung steht, und Credit dazu gehört, den Münzen Umlauf zu verschaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute besitzt, im Gegentheile aber mit dem Rechte zu münzen durch Eigennutz so leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer ist als der auf dem Stempel angezeigte Werth; auch die Aufsicht hierüber, wenn dieß Recht mehren Privaten zustehen sollte, schwer, ja fast unmöglich seyn würde: so wird dasselbe weit sicherer und zum Wohl des Ganzen von der anerkannten Regierung gehandhabt. (Vgl. Regalien.) Daraus ergibt sich aber auch zugleich die Pflicht der letztern (S. Münzfuß.) Die durch die Grundsätze des Staatshaushalts überhaupt aufgeklärte Theorie des Geldwesens hat auch auf die Münzpolitik Einfluß gehabt. Nach derselben gilt jetzt als ausgemacht: 1) daß alles Geld- und Münzwesen auf die Basis eines guten Metallgeldes gebaut werden müsse; 2) daß alle Stellvertreter des baaren Geldes stets mit dem Metallgelde in vollkommen gleichem Werthe erhalten werden müssen; 3) daß stets für einen solchen Vorrath von großen und kleinen Münzen im Lande gesorgt werde, daß sowohl die größten als kleinsten Werthe, welche in Verkehr kommen, damit ausgeglichen werden können; 4) daß keine Münze im Umlaufe geduldet werde, deren innerer Feingehalt nicht allgemein bekannt und mit dem Werthe der echten Landesmünze verglichen, daß auch Niemand im Staate rechtlich verpflichtet sey, eine andre Münze im Verkehr als Zahlung anzunehmen als echte und gute Landesmünze; daß endlich 5) stets für eine hinlängliche Menge echter und guter Landesmünze gesorgt, und fremde Münze nie anders als nach ihrem innern Metallwerthe im Verkehr zugelassen werde.

Münzstätte, der Ort, wo Münzen geschlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo die Münze geschlagen worden, gewöhnlich an einem darauf gesetzten Buchstaben. So bezeichnet A auf franz. Münzen Paris, auf östr. Wien, auf bairischen Bamberg, auf preuß.

Berlin; B auf franz. Rouen, auf preuß. Breslau, auf östr. Kremnitz; BB auf franz. Strasburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Kleve, auf östr. Prag; CC auf franz. Besançon; D auf franz. Lyon, auf preuß. Aurich, auf östr. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf östr. Karlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf östr. Hall in Tirol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf östr. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franz. Rochelle, auf östr. (sonst) Günzburg; I auf franz. Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulouse; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf, s. Circulation und Geld.

Münzwardein (Guardein), derjenige Münzbeamte, welcher das Korn und Schrot der Münzen (s. d.) bestimmt, berechnet und probirt, wogegen der Münzmeister die Aufsicht über das Mechanische des Münzens führt.

Murat (Joachim), geb. 1767 zu Bastide Frontonniere bei Cahors, wo sein Vater Gastwirth war, in Cahors und Toulouse erzogen und war n. Ein. zum Geistlichen bestimmt, war dann seinem Vater in der Wirthschaft behülflich, nahm, als er sein Geld verspielt hatte, Dienste unter dem 12. Chasseurregiment, wurde hier Marechal de logis, aber wegen Insubordination entlassen. Später trat er in die constitutionnelle Garde Ludwigs XVI. und, als diese kurz darauf aufgelöst wurde, als Sous-Lieutenant in das 11. Chasseurregiment. Seine revolutionnairen Gesinnungen verschafften ihm ein schnelles Avancement; er trieb erstere so weit, daß er, statt seines Namens, den des bekannten Demagogen Marat's annahm und denselben mehre Monate lang führte. Bald ward er Oberst-Lieutenant, Oberst, Brigadechef, kam jedoch nach dem Sturz des Schreckenssystems außer Activität. Er lebte nun zu Paris, lernte hier Bonaparte kennen und zerstreute mit ihm am 13. Vendemiaire (5. October 1795) die gegen das Directorium bewaffneten Pariser. Er war Bonaparte's Adjutant 1796 in Italien, zeichnete sich als Cavallerieoffizier durch kühne Entschlossenheit aus und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entschied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Divisionsgeneral mit Bonaparte zurück. Am 18 Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St.-Cloud, und heirathete 1800 Marie Annonciade Karoline (geb. 1782), die jüngste Schwester des Oberconsuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Corsen. Er kämpfte für ihn bei Marengo und ward 1804 Reichsmarschall, Großadmiral und Prinz des franz Reichs. Als 1805 der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich ausbrach, befehligte Murat die ganze Cavallerie der großen Armee, überschritt mit dieser den Rhein bei Kehl, drang in Schwaben ein, schlug den General Augenberg mit 12.000 östreichischen Grenadiren bei Wertingen und nahm sie gefangen, verfolgte die Cavallerie des Erzherzogs Ferdinand von Ulm durch Franken nach Böhmen, zwang das 12.000 Mann starke Corps des Generals Werneck zu Nördlingen, die Waffen zu strecken, und machte im Ganzen auf dem Wege von Ulm bis Nürnberg 16.000 Mann Gefangene, worunter 10 Generale, und erbeutete 50 Kanonen und 1500 Wagen, schlug den Nachtrab der Oestreicher und Russen bei Lambach und drang zuerst in Wien ein. Er wendete sich hierauf nach Mähren, und hatte ein Arriergardengefecht mit den Russen unter Bagration bei Hollabrunn und später bei Guntersdorf. Ein bei ersterem Orte mit Win-

zingerode geschlossener Waffenstillstand ward von Napoleon nicht ratificirt. Murat's Corps hatte auch an der Schlacht bei Austerlitz wesentlichen Antheil. 1806 ernannte Napoleon Murat zum souverainen Großherzog von Berg. Er organisirte sein neues Land weise und mild und legte ihm weniger drückende Steuern auf als im benachbarten Frankreich üblich waren. In dem Feldzuge gegen Preußen und Rußland 1806 führte er wieder die Reservecavallerie der großen Armee, kämpfte bei Saalburg, trug zur Entscheidung der Schlacht von Jena bei, verfolgte die Preußen lebhaft und schloß mit Hohenlohe die Capitulation von Prenzlau, nahm Stettin und Küstrin mit seinen Reitern, errang mit der Avantgarde noch mehr Vortheile, focht bei Eylau sehr tapfer und zog während der Schlacht von Friedland mit Soult gegen Königsberg. Er begleitete Napoleon bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auf dem Niemen. 1808 erhielt er den Oberbefehl über das Heer, welches Spanien besetzte und die dortige Herrscherfamilie hinterlistig entthronen sollte. An der Spitze desselben rückte er den 25. März in Madrid ein und leitete die Intriguen, die Karl IV. und seinen Sohn Ferdinand VII. zusammen hetzten und beide endlich bewogen, sich dem Ausspruch Napoleons in Bayonne zu unterwerfen, wo Karl IV. seine Krone in die Hände Napoleons niederlegte und Ferdinand VII. gezwungen ebenfalls abdankte. Ein Aufstand in Madrid erhob sich am 2. Mai, jedoch mit kaltem Blut ließ Murat das Volk niederschießen. Sein Benehmen in Spanien war weder sehr klug noch redlich zu nennen, dazu war Murat höchst unzufrieden, daß der Thron von Spanien, ihm zugesagt, von Napoleon dem älteren Bruder, Joseph Bonaparte, ertheilt worden war. Er hatte sich stark hierüber geäußert, und bei seiner Rückkehr nach Frankreich gab es heftige Scenen zwischen ihm und seinem Schwager, der Murat endlich, um ihn und seine herrschsüchtige Gemahlin zu befriedigen, am 1. August 1808 zum König von Neapel unter dem Namen Joachim Napoleon proclamiren ließ; doch begab Murat sich, gefährlich erkrankt, erst im September nach Neapel. Murat liebte Glanz und Pomp und hatte ein martialisches Aeußere. Sein Aufzug war jedoch mehr der eines Theaterkönigs als eines wirklichen Monarchen. Trug er auch eine dem antiken Königsschmuck ähnliche Kleidung bei den größten Hoffesten, so war doch seine gewöhnliche Kleidung ebenso originell als dem großen Haufen imponirend. Bunte Stiefeln, bunte, meist rothe Beinkleider, mit handbreiten Goldtressen geziert, ein meist königsblaues Collet, wo man vor Stickereien und Orden die Grundfarbe fast nicht sah, oder ein ähnlich verzierter, kurzer polnischer Rock und ein Hut, oder eine Mütze von Sammet, von der nach 4 Seiten hin bunte Straußfedern herabwallten, aus denen sich oft ein prächtiger Reiherstutz, mit diamantener Agraffe, erhob, bildeten seinen Anzug bei Hofe und im Felde und hatten ihm bei den Soldaten den Spitznamen Franconi (berühmter Seiltänzer zu Paris) erworben. Nichts desto weniger imponirte dieser Schimmer, seine prächtigen Cavalcaden, seine glänzenden Hoffeste, den sinnlichen Neapolitanern, die ihn weit mehr achteten als seinen Vorgänger Joseph. Dabei wußte er durch Mäßigung und Wohlwollen, durch Mildthätigkeit, durch Achtung der Nationalvorurtheile, durch Begünstigung der Neapolitaner selbst vor den Franzosen, die Gunst des Volks und des Adels zu gewinnen. Um sich noch mehr bei dem Volke in Achtung zu setzen, überrumpelte er bald nach seiner Ankunft die vor seinen Augen liegende, von den Engländern unter Hud-

von Lowe vertheidigte Insel Capri und nahm sie. Indessen kostete die Organisation der Armee, die er von 16.000 bis auf 60.000 Mann brachte, die Einrichtung einer Nationalgarde von 50.000 Mann, die Erbauung mehrer neuer Schiffe, die Nähe der Engländer und Sicilianer, welche durch ihre Neckereien und Landungen auf der Küste von Calabrien ihn zu dem abenteuerlichen Entschluß brachten, Sicilien anzugreifen, viel Geld, und an letzterem Unternehmen selbst, das er vergebens in den Jahren 1810—11 betrieb, zersplitterte er große Summen; zudem war der Reiz der Neuheit verschwunden, und die Herzen seiner Unterthanen wurden ihm allmälig wieder entfremdet. Schon damals trat er mehr als unabhängiger König auf und beugte sich unter dem Willen Napoleons nicht so unbedingt, wie seine Schwäger. Am auffallendsten zeigte sich dieß Mißverständniß bei einem von Murat erlassenen Befehl, daß alle in Neapel ansässige Fremde, auch die Franzosen, sich naturalisiren lassen sollten. Napoleon erließ dagegen eine fulminante Entgegnung, worin er erklärte, daß Neapel einen Theil des großen Reichs ausmache, daß Murat durch französische Macht und französisches Blut zum König eingesetzt sey, und daß deßhalb alle Franzosen eo ipso in Neapel naturalisirt wären. Murat erkrankte aus Aerger hierüber und trug auch anfangs das Band der französischen Orden nicht mehr. Dazu beunruhigten ihn die Hofintriguen und die anwachsende Macht seiner Gemahlin, und er ergab sich, um beiden zu steuern, gänzlich dem System der Spionerie der geheimen Polizei und der Denunciation und verlor seine Zeit damit. Aus diesen Umtrieben riß ihn der beginnende Feldzug von 1812 gegen Rußland. Hier ward er bei Tarutina (18. Oct.) geschlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im Dec. den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres. Es war unmöglich, die Weichsel zu behaupten; aber der Kaiser klagte deßhalb im „Moniteur“ die Unfähigkeit Joachim's an. Voll Unmuth kehrte Murat nach Neapel zurück und suchte seitdem Oestreichs Freundschaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entscheidungskampf in Deutschland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich mit seinem Contingent in sein Königreich zurück und unterhandelte für dessen Fortdauer mit Oestreich und England. Jenes schloß auch wirklich mit ihm (11. Jun. 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenstillstand ein; denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundesgenosse, wollte für Neapel keine Entschädigung annehmen. Dadurch wurde Murat's Lage zweideutig. Zwar rückte er mit seinem Heer im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber sein Zögern, die Franzosen anzugreifen, erregte ebenso sehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenossen anzusehen, das seinige erregt hatte. Daher sein diplomatisches Abenteuer auf dem wiener Congresse, wo die Bourbons seine Entthronung verlangten und England ihn des Verraths beschuldigte. Er griff also, während er noch in Wien unterhandelte, 1815 für Napoleon, wie man damals glaubte, zu den Waffen, und machte Plane, Italiens (wenigstens bis an den Po) sich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er Ende März mit einem Heere theils über Rimini, theils über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oestreicher an und rief die Völker Italiens 31. März) zur Unabhängigkeit auf, und das in demselben Augenblicke, wo endlich Oestreich und die Verbündeten in Wien, auf Murat's im März wiederholte Versicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen sich ent-

schlossen hatten. Es war zu spät! Also mußte Oestreich gegen ihn zu Felde ziehen. Zurückgeschlagen von Bianchi (12. Apr.) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geschlagen von Bianchi bei Macerata (oder Tolentino) (2. u. 3. Mai) ward Murat vom größten Theil seines Heeres verlassen. Als ein Flüchtiger kam er den 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufstande. Daher entwich er verkleidet auf die Insel Ischia, von wo er nach Frankreich absegelte und in Cannes den 25. Mai landete. Seine Familie begab sich auf die engl. Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Oestreich. Ihm selbst erlaubte Napoleon nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt also von Toulon aus einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Italien. Nach Napoleons Sturz rettete er sich mit täglicher Lebensgefahr nach Corsica, während sein Agent Macirone für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corsica als Rebell verfolgt, von seinen Anhängern (wahrscheinlich auch von Verräthern) in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste von Neapel zu segeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war Alles bereit, als sein Generaladjutant Macirone ihm östr. Pässe und das Anerbieten eines Schutzortes in Oestreich brachte. Abermals zu spät! In derselben Nacht (28. Sept.) segelte Murat mit 6 Barken ab. Ein Windstoß zerstreute am 6. Oct. seine Fahrzeuge an der Küste Calabriens. Nur 2 fanden sich in der Rhede von S.-Lucido ein. Nun wollte Murat nach Triest gehen, aber der Schiffshauptmann Barbara erklärte, er müsse sich ans Land begeben, um Lebensmittel einzunehmen. Da beschloß Murat selbst ans Land zu gehen. General Franceschetti und 26 Soldaten folgten ihm (8 Oct.). Aber sein Ruf: „Ich bin Joachim, euer König!" bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn. Er schlug sich durch, warf sich in ein Boot, um zu seinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt und gefesselt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Dieß sprach sein Todesurtheil. Er ward am 13. Oct. 1815 in einem Saale des Schlosses Pizzo von 12 Soldaten erschossen. Mit gewohntem Muth trat er ihnen entgegen, schlug einen Stuhl und das Verbinden der Augen aus und sprach zu den Soldaten: „Schont das Gesicht, zielt aufs Herz!" und fiel in demselben Augenblick, von den Kugeln durchbohrt. Daß er Todesfurcht und Reue gezeigt habe, ist unwahr. Sein Leichnam ward in der Kirche von Pizzo in der Stille begraben. Vgl. „Zeitgenossen", Heft XVI. die „Hist. des six derniers mois de la vie de Joachim Murat" (a. d. Italien. des Gen. Colletta, neapolitan. Kriegsminister während der constitutionnellen Regierung, Paris 1821), des Gen. von Franceschetti „Mém. sur les événemens qui ont précédé la mort de Joachim I." (Paris 1826, deutsch in den in Darmstadt erschienenen „Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit"), Leon. Gablois, „Hist. de Jo. Murat" (Paris 1828) und Masdea's Erzählung von Murat's Gefangennehmung und Tod, in Tommasini's (Westphal's) „Spazierg. durch Calabrien ꝛc." (Konstanz 1829). Murat's Witwe heißt jetzt Gräfin v. Lipano und lebt, unter Oestreichs Schutz, in der Nähe von Triest, wo sie ihre 4 Kinder erzieht. Ihre zweite Tochter, Julie Karoline, vermählte sich zu Triest, 27. Oct. 1825, mit dem Grafen Rusponi aus Ravenna.

Muratori (Lodovico Antonio), einer der fleißigster Gelehrten Italiens, geb. zu Vignola in der Nähe von Modena 1672, trat in den geistlichen Stand, genoß der Unterstützung des berühmten Histori-

kers Aegelati, sowie der Cardinal Noris, Mabillon, Montfaucon, Maffei, der Cardinal Quirini und die bedeutendsten Männer Italiens und Frankreichs ihn ihrer besondern Freundschaft würdigten. Er wurde 1694 Bibliothekar der ambrosianischen Bibliothek in Mailand und 1700 Aufseher über die Bibliothek und das Archiv des Herzogs von Modena. 1711 erhielt er eine Anstellung als Pfarrer, legte aber, wegen geschwächter Gesundheit und gehäufter Arbeit, diese Stelle 1733 wieder nieder. Die Akademien der Arcadier und der Crusca, die etruscische Akademie zu Cortona, die königl. Gesellschaft zu London, die kaiserl. Akademie zu Olmütz übersandten ihm fast zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verleumdungen seiner Feinde, daß er ein Häretiker und Atheist sey, fand bei dem aufgeklärten Papste Benedict XIV. keinen Eingang, welcher ihn sogar in einem eigenen Schreiben darüber beruhigte. Muratori starb 1750. Er besaß die umfassendsten Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde, neuern Geschichte u. s. w. 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Octavbände enthalten seine zahlreichen Werke. Wir nennen folgende: 1) „Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius"; 2) „Anecdota Graeca"; 3) „Rerum italicarum scriptores ab anno 500 ad ann. 1500" (25 Bde., Mail. 1725—51), und ad ann. 1600 (2 Bde., Florenz 1748—70); 4) „Antiquitates italicae medii aevi" (6 Bde., Mail. 1738—42); 5) „Novus thesaurus veterum inscriptionum"; 6) „Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino al anno 1749"; 7) „Della perfetta poesia italiana".

Muret, lat. Muretus (Marc. Antonio), einer der berühmtesten Humanisten, geb. 1526 zu Muret bei Limoges, erhielt daselbst seine erste wissenschaftliche Bildung, lehrte dann seit 1544 zu Agen die humanistischen Wissenschaften; ging hierauf nach Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse, wo er sich durch seine Kenntnisse in den Musterschriften der Alten, sowie als Lehrer auszeichnete. In Toulouse studirte er noch die Rechte, durchreiste dann die berühmtesten Städte Oberitaliens, bis ihn der Cardinal Hippolyt v. Este nach Rom berief, mit dem er 1562 auch sein Vaterland besuchte. 1563 fing er an, in Rom zugleich über Philologie, Philosophie und Rechtswissenschaft zu lesen, erhielt 1576 die Priesterweihe, entsagte 8 Jahre später dem Lehrstuhle und lebte bis an seinen Tod (1585) ein stilles und frommes Leben. Er war einer der trefflichsten lat. Stylisten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfsinn und Geschmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben „Variis lectionibus" (von F. A. Wolf zu Halle, 1791 neu herausgeg.) und Erklärungen einzelner Classiker hat er sich durch s. Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des classischen Alterthums an sich tragen. Seine sämmtl. Werke, Verona 1727, 5 Bde., sind unvollständig und nachlässig gedruckt. Vollständiger, genauer und kritischer ist die schöne Ausg. in 4 Bdn. von David Ruhnken, Leyden 1789. Die Ausg. der sämmtl. Werke des Muretus von J. E. Kapp in Lpz. (Hanov. 1784) ist vergriffen. Man hat eine Auswahl s. „Epistolae, praefat. et oration. etc." von Kraft (Nordhausen 1826) und von Kirchhof (Hanov. 1825).

Murias (franz. muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzsäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt, daher muriatisch, z. B. muriatische Wasser, Salzsäure enthaltend.

Murillos (Bartolomeo Esteban), einer der vortrefflichsten Maler

Spaniens, geb. zu Sevilla 1618 (nach A. zu Pillas bei Sevilla), empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von s. Verwandten, Juan del Castillo, machte schnelle Fortschritte, arbeitete dann für sich allein, und erwarb sich große Fertigkeit. Er malte Alles, was ihm aufgetragen wurde, auch für die Messen, und gewann zuletzt eine große Fertigkeit in Führung des Pinsels und ein gefälliges, aber etwas manierirtes Colorit. Von 1643 fing er, bei seiner Armuth, an, eine zahllose Menge kleiner Heiligenbilder zu malen, die selbst nach Indien geschickt wurden, und ging in gedachtem Jahre nach Madrid, wo ihm Velasquez die Erlaubniß auswirkte, die Meisterstücke von Tizian, Rubens, Van Dyk, Ribera und seiner Hand zu copiren, was ihm mit seltener Genauigkeit gelang. 1645 kehrte er nach Sevilla zurück und setzte im folg. J. durch seine Gemälde im Kloster des heil. Franciscus Alles in Erstaunen. Sie waren in einem ganz neuen Styl, im Geschmack des Van Dyk, Spagnoletto und Velasquez ausgeführt. Seine ruhmvollste Periode geht von 1670 bis 1680, wo er unter andern 8 große Bilder, unter denen die 6 größern, mit kolossalischen Figuren, Scenen aus der heil. Schrift (die Werke der Barmherzigkeit) darstellen, in der Kirche des Hospitals San-Jorge malte, wofür er 78.515 Realen bekam. Licht und Schatten, schönes Colorit, Ausdruck, herrliche Composition, richtige Perspective und andere Vorzüge herrschen in allen Blättern. Eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit erhielt die Kirche de los Venerables und das Kloster der Capuciner. Für eben diesen Orden malte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollendung desselben wurde er gefährlich krank und starb zu Sevilla 1682. Er brachte aber nicht allein durch s. zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Malerkunst in Spanien in Aufnahme, sondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hindernisse gelang, und deren Präsident er seit 1660 war. Er hinterließ viele Nachahmer (u. A. Halbou, Ravernet, Ardehl, W. Green, Chambars und eine ansehnliche Schule, die aber nach und nach ausartete. Viele s. Werke sind nach Frankreich und England gegangen, doch befinden sich noch viele ausgezeichnete in seiner Vaterstadt, z. B. der heil. Antonius von Padua in dortiger Kathedrale, sowie ein heil. Thomas. (S. „Kunstblatt" zum „Morgenbl.", 1822, Nr 72.) Die dresdener Galerie besitzt von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde; mehre sind in München.

Murky, eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchem der Baß durchgehends aus gebrochenen Octaven besteht, daher Murkybässe. Ihr Charakter ist lustig.

Murner (Thomas), ein alter Satyriker, geb. 1475 zu Strasburg, studirte Theologie, trat in den Franciscanerorden und wurde hierauf Lehrer an der Hochschule zu Freiburg im Breisgau. Vom Kaiser Maximilian I. ward er 1506 zu Worms zum Dichter gekrönt. 1509 ward er in Krakau Doctor der Theologie; 1515 las er zu Trier und 1519 zu Strasburg juristische Collegia. Die Keckheit, mit der Murner unter andern moralischen Gebrechen s. Zeitalters, besonders die ärgerlichen Sitten der katholischen Geistlichkeit angriff, zog ihm mehre Verfolgungen zu. Aber dem alten Kirchensysteme blieb er treu und erklärte sich gegen Luther. Daher folgte er auch einer Einladung des Königs Heinrich VIII. nach England, wo er an den Disputationen über Katholicismus und Protestantismus Theil nahm. 1526 hielt er sich in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber auch von den katholischen Cantonen des Landes verwiesen. Mur-

rer starb als Doctor der katholischen Theologie wahrscheinlich ums Jahr 1536. Die vorzüglichste unter Murner's Schriften ist s. „Narrenbeschwörung", Strasburg 1512 u. 1518, und nachher mehrmals gedruckt, worin er jede Art von Unsittlichkeit und Thorheit rügt, am härtesten die Ausschweifungen des verderbten Clerus und die Vernachlässigung der wahren Kirchenzucht. Bewundernswerth ist Murner's Unerschöpflichkeit an Kraftausdrücken, durch die er s. Zuchtmeisterwürde geltend zu machen sucht. Gegen die Betrügerei, nebenher aber auch gegen mancherlei andere Laster und Thorheiten, ist Murner's „Schelmenzunft", 1512, und in späteren Ausgaben, mit Erklärungen und Glossen, Haag 1788, gerichtet. Fälschlich wird Murner für den Verf. des „Tyll Eulenspiegel" gehalten. Vgl. Waldau, „Von Th. Murner's Leben und Schriften" (Nürnberg. 1775).

Murphy (Arthur), ein als Dramatiker in der engl. Literatur ausgezeichneter Dichter, geb. 1736 zu Elphin in Irland. In einem franz. Seminar zu St.-Omer bei den Jesuiten erzogen, fesselte ihn die griech. und latein. Sprache. Deßhalb die Handlung, zu der er bestimmt war, aufgebend, betrat er durch Garrick's Ruhm gelockt, das Theater, verließ es aber bald wieder, keinen Beifall findend, wurde Schriftsteller und durch Begünstigung des Lords Holland englischer Advocat. Auch hier machte er kein Glück, kehrte deßhalb als Dichter zum Theater zurück und brachte mehre ausländische Erzeugnisse glücklich auf die Bühne. Sein „Griech. Mädchen" gehört zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Styl ist edel, einfach und elegant, aber nicht kräftig. Seine Komödien sind ziemlich treue Sittengemälde in einem leichten und reinen Styl. Mehr komisches Talent hat er in s. Possen gezeigt. Die beste derselben ist: „Drei Wochen nach der Hochzeit" („Works", Lond. 1786, 7 Bd.). Seiner Uebers. des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue, doch hat sie ihm in England mehr Ruhm gebracht als seine andern Arbeiten und selbst die Biographie Johnson's („Essai on the life and genius of S. Johnson", Lond. 1792). In den letzten Jahren seines Lebens genoß er eine jährliche Pension von 200 Pf. St. und starb 1805 in London.

Murr (Christoph Gottlieb v.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. in Nürnberg den 6. Aug. 1733, bildete sich hier und auf der hohen Schule zu Altorf. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Sein erstes größeres Werk war s. „Bibliothèque de peinture etc." (1770). Vor allen s. Schriften zeichnet sich sein 1775 angefangenes und bis 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgem. Literatur" (17 Thle.) aus. Eine 1798 angefangene Forts. dieses Werks u. d. T. „Neues Journal ꝛc.", wurde mit dem 2 Bde. beschlossen. In diesem Journal ist ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Oelmalerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltener Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften ꝛc. enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unparteilichkeit und würdige Darstellung auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst, wozu ihm Nürnberg, als eine der Hauptstädte deutscher Kunst, eine reiche Fundgrube darbot. Murr hat die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so vielem Glück behandelten Untersuchungen brechen helfen. In spätern

Jahren gab der unermüdete Literator noch die „Abbildungen der herculanischen Alterthümer“, eine „Geschichte des dreißigjähr. Krieges“, die „Beschreibung der Merkwürdigk. Nürnbergs und Altorfs“ und 1805 eine Schrift: „Die mediceische Venus und Phryne“, heraus. Er starb zu Nürnberg der 8. April 1811.

Murrhen'ische oder Murrhinische Gefäße (vasa murrhina), kostbare Gefäße bei den Römern, die sie als Trinkgeschirre brauchten und dem Golde fast an Werth gleich schätzten. Ueber die Materie, aus welcher die Gefäße gemacht waren, ist man sehr in Streit. Einige halten sie für chinesisches Porzellan, Andere für Sardonyx, Andere für Dendrachat, noch Andere für Glaspasten, oder Rubinglas, oder buntfarbigen Flußspath, oder eine Art von Bernstein, oder Meerschaum, oder Kunstwerke aus feinem Thon, oder Arbeit aus schönen Muscheln, oder gar für ein vulkanisches Erzeugniß u. s. w. Die schönern Gefäße dieser Gattung hatten Streifen und Flecken, die aus der Purpurfarbe ins Weißglänzende, oder in die Feuerfarbe, oder in eine sanfte Fleischfarbe übergingen. Einige hatten Fett- oder Speckflecken. Ueberhaupt war die Materie undurchsichtig, hatte jedoch bisweilen durchscheinende Stellen. Einige Stücke waren blaßgelb. Wahrscheinlicher dürfte anzunehmen seyn, daß es Gefäße dieser Art sowohl aus natürlichen als aus künstlichen Massen gab, die, weil sie im Aeußern einander gleichen, gar leicht mit einander verwechselt wurden und eine gemeinschaftliche Benennung erhalten konnten. Von der ersten Art ist das berühmte sogen. mantuanische Gefäß auf dem Museum zu Braunschweig; von der andern die bekannte Barberini- jetzt Portland-Vase (s. d.) im Besitze des Herzogs von Portland.

Murten (franz. Morat, Stadt im Schweizer-Canton Freiburg am östlichen Ufer des Murtensee's, 6 Stunden von Bern, mit 1350 Einw. reform. Confession, Sitz des Schultheiß der Landvogtei Murten. 35.000 Schweizer und Elsasser unter Hans Waldmann von Zürich, einzeln unter Rätzi aus Schwyz, Hans von Hallwyll aus Bern, Kaspar von Hartenstein aus Luzern, dem Grafen von Thierstein, dem Herzog Renatus von Lothringen — schlugen hier 65.000 Burgunder, Niederländer, Engländer, Italier, unter Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, einzeln unter dem Prinzen von Oranien, Philipp von Crevecoeur, Anton von Burgund, den Grafen von Romont, von Ravenstein und von Tarent, dem Herzog Sommerset — den 22. Juni 1476. Nicht niedergeschlagen durch das Unglück bei Granson (s. d.), aber wüthend, bot Karl der Kühne Alles auf, den Kampf zu erneuern. Mit großer Härte erpreßte er Geld und Menschen von seinen Unterthanen, und wenige Wochen nach seiner Niederlage erschien er mit einem mächtigern, wenn auch weniger prächtigen Heere an dem Genfersee. Von Lausanne brach er auf nach Bern, dem vorzüglichen Ziele seiner Rache; bei Murten traf er auf die indeß wieder gesammelten Eidgenossen. Auch dieß Mal, wie bei Granson, aber vergeblich, sollte die Einnahme von Murten das Vorspiel des Sieges seyn; die heldenmüthige Besatzung unter dem greisen Altschultheißen von Bern, Hadrian von Bubenberg, widerstand allen Stürmen, während nach Bern hin die Päße von Aarberg, Gümmenen und Laupen im Besitz der Schweizer blieben. Durch die Päße her sammelte sich das Schweizer-Heer und stellte sich ostwärts vom See im murtner Bannwalde auf, die Reiterei auf beiden Flügeln. Das feindliche Heer stand mit dem Rücken gegen den See und vor- und seitwärts durch Hecken, Graben, Hohlwege gedeckt. Der rechte Flügel des Schweizer-Heeres unter Hallwyl griff mit Erfolg

den linken feindlichen an, aber der linke Flügel der Schweizer ward von der überlegenen Reiterei des Feindes unter Sommerset geschlagen, und eben das Schicksal stand der Reiterei des rechten Flügels unter dem Herzog von Lothringen bevor; da warf sich Hallwyl's Heerhaufen zwischen diese Reiterei und die feindliche und hielt die heftigsten Anfälle aus. Der linke Flügel der Schweizer sammelte sich wieder, der tapfere Sommerset fiel, die feindliche Reiterei kam in Verwirrung, das Fußvolk floh nach Wisslisburg; Hartenstein mit dem Fußvolk des linken Schweizer-Flügels stürzten den Fliehenden in die linke Seite, die übrigen Schweizer verfolgten von hinten. Das ganze Lager mit großen Kostbarkeiten fiel in die Hände der Sieger, die nur 1400 Todte und 600 Verwundete zählten. Die dankbaren Schweizer machten dem braven Renatus, der im Kampfe der Erste gewesen war, mit des Besiegten Zelte, sowie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wann und wo er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebenes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des fünfzehnten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Die Gebeine der Erschlagenen wurden in ein Beinhaus ¼ St. von der Stadt gelegt. Dieses Denkmal schweizerischen Heldenmuthes, verehrungswürdig, wie die von Marathon, von Salamis, von Platää, zerstörten die Franzosen 1798; an seiner Stelle ward 1822 ein 60 bis 70 Fuß hoher Obelisk als Nationaldenkmal errichtet.

Musagetes, ein Beiname des Apollo, gleichsam Vorsteher und Lehrer der Musen. Aber auch dem Hercules wird in späteren Zeiten jener Name auf Gemmen, Inschriften ꝛc., beigelegt. Dann beehrt man auch einen Beschützer der Künste und Wissenschaften mit jenem Namen.

Musaische Malerei, s. Mosaik.

Musäus, berühmter Dichter aus dem mythischen Zeitalter, aus Athen geb., ein Sohn des Eumolpus und der Selene, n. And. des Linus oder Orpheus, war auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondere bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehre Werke zu, von denen nur wenige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der wahrscheinlich im 4. oder 5. Jahrh. nach Chr. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und des Leander (Ausg. von Heinrich, Hannover 1792; Passow, mit Uebersetz. Leipz. 1810).

Musäus (Johann Karl August), geb. 1735 zu Jena, ein sehr beliebter, durch originellen Witz und Laune ausgezeichneter deutscher Schriftsteller. Anfangs für die Theologie bestimmt, studirte er zu Jena, kehrte dann nach Eisenach (wohin s. Vater als Rath und Amtmann schon lange versetzt worden war) zurück, und sollte nach einigen Jahren zu Pfarrode Pfarrer werden, als die Bauern ihn aus dem Grunde verwarfen, weil er — einmal getanzt hatte. Er ward 1763 Pagenhofmeister zu Weimar, 1770 Professor am dasigen Gymnasium und starb 1787, von Jedermann geliebt, von Jedermann beweint. Die Geißel der Satyre schwang er zuerst 1760 gegen das damals durch Richardson's „Grandison" in Deutschland verbreitete Unwesen und schrieb eine Parodie: „Grandison der Zweite". Nach langem Zwischenraume erschienen seine „Physiognomischen Reisen" (gegen Lavater gerichtet, in 4 Heften); dann s. „Volksmärchen der Deutschen", in 5 Theilen, die ihn ganz zum Lieblingsschriftsteller der Deutschen machten. Die gefälligste, munterste Laune, origineller Witz, die freundliche,

gute Art, wie er s. Geißel schwingt, s. guter, treffender Styl, sind Vorzüge, die s. Schriften zu den unterhaltendsten, und auch jetzt noch immer sehr anziehend machen. Als Mensch war er, trotz dem, daß er Satyren schrieb, höchst liebenswürdig, und eben darum von Hohen und Geringen durchaus geliebt und geschätzt. Seine „Straußfedern", s. „moralische Kinderklapper", s. „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier" u. a., sind ebenfalls seiner würdig. Musäus's nachgelassene Schriften hat Kotzebue, sein naher Verwandter, herausgeg. und Nachrichten von s. Leben hinzugefügt (Leipz. 1819).

Muschelmünze, s. Kauris.

Muscheln sind Gewürme, die in harten Schalen im Wasser wohnen und in der See in der größten Menge anzutreffen sind. (S. Conchylien.) Viele dienen zur Speise, wie die in der Nordsee häufig vorkommenden weißen Muscheln mit schwarzen Schalen, deren Fleisch in den Wintermonaten am beliebtesten ist, die seeländischen, die französischen, welche in der Provence bei Istres gefangen werden, die Austern (s. d.), die Flußmuscheln. Auch ihre Schalen haben mannigfaltige Anwendung gefunden; da sie aus Kalk bestehen, so brennt sie der Holländer zu sehr gutem Kalk; ferner stellt man sie in Naturaliensammlungen auf, oder verarbeitet einige Sorten von ausgezeichnetem Ansehen, wie die Perlmutter zu Knöpfen, eingelegter Arbeit u. s. f. In Ostindien und Afrika dienen sogar ganze kleine, weiße Muscheln, Kauri, Simbipuri, Mygraca monet., als Scheidemünze.

Muschenbroek oder Musschenbroek (Peter van), geb. zu Leyden 1692, studirte und promovirte daselbst, reiste hierauf nach London, wo er mit Newton befremdet ward; lehrte Physik und Mathematik zu Duisburg seit 1719, zu Utrecht seit 1723 und zu Leyden seit 1739, wo er 1761 starb. Mehre Akademien, namentlich die zu Paris und London, ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; auch suchten die Könige von England, von Preußen und von Dänemark ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb Muschenbroek sich bleibende Verdienste; durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbesserte Pyrometer. In s. Versuchen wie in s. Rechnungen sieht man viel Scharfsinn und Genauigkeit. Seine Werke sind: „Tentamina experimentor." (Leyden 1731, 4.); „Institut. physicae" (ebend. 1748, 4.); „Compend. physicae experiment." (ebend. 1762).

Musen (Musae), die Göttinnen der schönen Künste und Wissenschaften, ursprünglich die Nymphen begeisternder Quellen, findet man am frühesten in Aegypten, wo sie die Begleiterinnen des Jahresgottes Osiris auf seinen Zügen waren; denn ohne die Gesetze der Weltordnung und Harmonie kann das Jahr und sein Gott nicht entstehen. In den ältesten Zeiten kannte man in Griechenland nur drei Musen, die, in Thracien und Thessalien am ersten, weil von dort her die Sängercultur Griechenlands herstammt, nach den verschiedenen an verschiedenen Orten ihnen beigelegten Verrichtungen auch andere Namen führten. Die von den Aloiden auf den Helikon gesetzten Musen nennt Pausanias Melete, Mneme und Aoide, um anzudeuten, daß man dem Nachdenken, der Erinnerungskraft und dem Gesange alle Cultur zugeschrieben habe. Andere, wie Mnaseas und Aratus, kannten deren vier: Arche, Melete, Thelxinoe (oder auch Thelxiope) und Aoide; sie waren Töchter Jupiters und der Nymphe Plusia. Die bekanntesten sind die Töchter Jupiters und der Mne-

mosyne, die jener mit ihr, während er in Pierien verweilte, in neun Nächten zeugte. Mit Tanz und Gesang kamen die Neugebornen nach dem Olymp und zu ihrem Vater, welcher sie zu Göttinnen erhob und ihnen ihre Würde ertheilte. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist der Gesang. Unfern des Gipfels vom Olymp steht ihr Pallast. Daneben der der Grazien und des Himeros, wo sie ihre Tänze feiern. Ihre Namen sind Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania, Kalliope, welche die vorzüglichste unter ihnen ist; denn sie steht den Königen zur Seite, die Lieblinge der Musen sind und von ihnen die Gabe des Gesangs und der Beredtsamkeit erhalten Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber werden auch Kinder der Musen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß sie bei Eustathius die Mutter des Linus genannt wird. – Unter den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich folgende erzählt. Als einst die Sirenen sich unterstanden, mit den Musen einen Wettstreit aufzunehmen, wurden sie besiegt und verloren zur Strafe die Federn, die ihnen die Musen aus den Flügeln rupften. Einen ähnlichen Wettstreit hatten sie mit den Töchtern des Pierus, die sie zur Strafe in Elstern verwandelten. Thamyris, der alte Barde, nahm es gleichfalls mit den Musen auf. Er setzte, wenn er gewinnen würde, zum Preise die Gunstbezeugungen aller neun Schwestern; er verlor aber und wurde zur Strafe der Blindheit verdammt. Eine gewisse Völkerschaft, erzählt die Sage, hörte den Gesängen der Musen mit so viel Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber vergaß und dem Hungertode nahe aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuschrecken verwandelt wurde, welche immer singen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. Die alten Dichter riefen die Musen an, wenn sie besonders Dinge zu erzählen hatten, die ein Werk des Gedächtnisses waren, als Reihen von Namen und Zahlen; so thun dieses Homer und Virgil. Gesang (das Lob der Götter enthaltend, welches sie, während diese zur Tafel saßen, erschallen ließen) und Tanz waren ihre gemeinschaftlichen Künste und ihre Beschäftigungen, die sie verschwistert Hand in Hand trieben. Allein einzelne Geschäfte und eigene bestimmte Verrichtungen wies man ihnen erst in neuern Zeiten an. Man findet viele alte Kunstwerke, wo die Musen nur eine Gruppe von Mädchen in abwechselnden Stellungen, ohne eine sie unterscheidende Darstellung, schildert. Ein herculanisches Gemälde ist das einzige, das die Musen genau von einander unterschieden darstellt, und wo auch unter jeder Vorstellung der Name der Muse beigeschrieben ist. Nach dieser neueren Erdichtung erscheint Klio, als Muse der Geschichte, mit halbgerollter Papierrolle; Melpomene, als Muse des Trauerspiels, verschleiert mit der ernsten tragischen Maske; Terpsichore, als Muse der Tanzkunst, tanzend, mit siebensaitiger Lyra; Thalia, als Muse des Lustspiels, mit der komischen Maske; Polyhymnia, als Muse der Geberdenkunst und Beredtsamkeit, mit dem rechten Zeigefinger auf dem Munde; Urania, als Muse der Sternkunde, mit einer Kugel in der Linken und einem Zeigestabe in der Rechten; Euterpe, als Muse der Tonkunst, mit einer oder zwei Flöten; Erato, als Muse des erotischen Gedichts, mit einem zusammengerollten Pergament und einer Tuba. (S. d. bes. Art.) Ihre Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; die Römer nannten sie eigentlich Camönen. Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helikon, Pindos, Parnassos und den heiligen Quellen daselbst (daher Kastaliden, Pimpleiden ꝛc.).

Musette (lat. musa, ital. musetta), 1) so viel als Sackpfeife

oder Dudelsack; 2) ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück, gewöhnlich $^6/_8$-Takt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und sanftem, schmeichelndem Gesange. Tanz und Musik sind für ländliche Lustbarkeiten bestimmt.

Museum (a. d. Griech.) bedeutet ursprünglich 1) einen den Musen geweihten Ort; daher Musentempel, Musensitz, Akademie, Bibliothek, Studirzimmer, auch (wie in Athen, Trözen, Alexandria) Saal, in dem Gelehrte der Unterredung halber zusammenzukommen pflegten, auch Sammlung von Seltenheiten ꝛc., Kunst-, Münzcabinet ꝛc. Daher lat. Museum. Insbesondere hieß Museum ein befestigter Ort in der Nähe der Akropolis in Athen, wo Musäos seine Gedichte vorgelesen haben soll. Antigonos nöthigte die Athenäer, hier eine Besatzung zu halten, und sein Sohn Demetrios befestigte den Ort noch mehr durch eine neue Ringmauer. Dabei die Pnyx. — 2) In neuerer Zeit Sammlung alter Kunstschätze, Statuen, Reliefs, Gemmen, Münzen, auch wohl Gemälde und bemerkenswerther Alterthümer, dann aber auch neuer Gegenstände, insofern sie einen geschichtlichen Werth haben, oder der Aufbewahrung würdig sind, zumal wenn verschiedenartige vereint sind, wo dann auch Naturalien, Gemälde und Zeichnungen, selbst Bücher, darunter begriffen werden. Die Liebhaberei, ein Museum in dazu besonders bestimmten Gebäuden und Räumen anzulegen, hub im 15. Jahrh. in Italien an. Cosmo I. (von Medici) sammelte zuerst Antiken und legte das berühmte florentiner Museum an (s. Florenz). Papst Leo X., ebenfalls ein Mediceer, legte in Rom in der Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio das erste Museum an. Das berühmteste hier unter vielen ist aber das Museum im Vatican geworden, indem dieser ganze Pallast fast einzig dazu verwendet ist. Die insbes. daselbst vom Papste Clemens XIV. angelegte, unter dem Namen „M. Pio Clementinum" bekannte Antikensammlung, nebst deren Zufluß unter Papst Pius VII. als „Museo Chiaramonti", beschrieb Visconti (s. Rom) über die Museen zu Neapel, Turin ꝛc. s. d. bes. Art. Das Museum zu Paris (s. d.) behauptete zu Napoleons Zeit, wo es auch den Namen: „Musée Napoléon" erhielt, wegen der aus den damals von Frankreich unterjochten Staaten zusammengeraubten, in selbigem aufgehäuften Kunstschätze den ersten Rang in Europa und ist auch jetzt, nach Zurückgabe jener, noch sehr reich. Unter den zahlreichen englischen Museen ist das 1679 zu Oxford angelegte, nach seinem Stifter M. Ashmole benannte das älteste. Das berühmteste aber ist das britische Museum zu London (s. d.). — Kein Land Europa's besitzt mehr Museen als Deutschland. Berühmt sind in Dresden (s. d.) die Antikensammlung, das „Augusteum" genannt, dessen höchste Zierde die 3 Herculanerinnen sind, die Gemäldegallerie mit der Himmelskönigin von Rafael und heiligen Nacht von Correggio, und das Museum der Mengs'schen Gypsabgüsse. Ferner sind zu Wien und zu München schöne Museen; Münchens neuerworbene Schätze der plastischen Kunst vereinigt jetzt die Glyptothek in würdiger Aufstellung, dem gegenüber durch des Königs Kunstsinn sich die Pinakothek erhebt. Diese sind durch die ehemalige düsseldorfer Sammlung und durch die Boisserée'sche Gemäldesammlung beträchtlich vermehrt; ihre höchste Zierde ist Guido's Himmelfahrt der Madonna (vgl. München). — Noch umfassender wird das Museum werden, das nach Schinkel's Planen zu Berlin 1824—29 erbaut worden ist. Die Erbauung dieses Museums hat den großartigen Gedanken verwirklicht, den Werth der in demselben aufgestellten Sammlungen schon durch die äußere Gestaltung des Aufbewahrungs-

Ortes zu bezeichnen. Unstreitig gehört das Museum zu den prachtvollsten Gebäuden Berlins. Es umfaßt die verschiedenen Kunstsammlungen des preuß. Staats: im Untergeschosse sind die Gemmen-, Münz- und Vasensammlungen aufgestellt, das unterste Stockwerk enthält den Vorrath von Statuen, Büsten, Basreliefs und andern Arbeiten in Marmor und anderm edlern Gestein, und in dem zweiten ist die Bilder-Sammlung aufgestellt. Die prachtvolle, von oben beleuchtete Rotunde enthält in der untern Abtheilung mehre der schönsten Statuen und in Nischen, aus der von Säulen getragenen, und mit einem zierlichen Eisengeländer versehenen Gallerie mehre kleine Gruppen und andere antike Bildhauerarbeiten. Was die Aufstellung der einzelnen Kunstgegenstände betrifft, so nimmt sich die wahrhaft prachtvolle Vasensammlung vortrefflich aus, welche, durch die Freigebigkeit des Königs mit den herrlichsten Schätzen aus der von Koller'schen, Bartholdy'schen u. a. Sammlungen bereichert, sich der ehemals gräfl. Lamberg'schen, jetzt kais. Sammlung in Wien, der Hamilton'schen und Townley'schen im britischen Museum in London, der Durand'schen im Museum zu Paris, sowie der Privatsammlung des Hrn. Durand daselbst, nicht allein dreist an die Seite stellen kann, sondern sie, durch die Mannigfaltigkeit der Formen der einzelnen Gefäße, sowie durch die Größe einzelner Vasen bei weitem übertrifft. Die Sammlung der Terra-Cottas (Gefäße u. dgl. von gebranntem Thon) ist von einer großen Reichhaltigkeit und vielleicht nur mit dem brit. Museum in London zu vergleichen, ebenso die der Broncen und Anticaglien. Der unschätzbare Werth der seit länger als einem halben Jahrhunderte berühmten Stoschischen Gemmensammlung ist in Europa bekannt. Die Säle des ersten Geschosses, in welchen theils an den Wänden, theils an den (von buntem Stuckmarmor angefertigten) Säulen, welche die Decken der Räume tragen, die Statuen und größern antiken Bilderwerke aufgestellt sind, gewähren in ihrer Längenansicht einen schönen Anblick und die großen Fenster lassen diese herrlichen Ueberbleibsel des Alterthums in dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen. Die Grundlage dieses Theiles der Schätze des königl. Museums, die Polignac'sche, von Friedrich d. Gr. erkaufte Sammlung zählt zu ihren schönsten Denkmälern die sogenannte Familie des Lykomedes; und die Erwerbungen, welche später, unter der Regierung des verstorbenen Königs, der Baron v. Erdmannsdorf in Italien machte, und die, welche unter der Regierung des jetzigen Monarchen, theils durch den Geheimen O. B. R. Schinkel und durch den Grafen Ingenheim, theils durch den Leg. R. Bunsen in Rom gemacht worden sind, haben diesen Theil der Sammlung so reichlich ausgestattet, als es, bei so kostbaren Gegenständen, nur in einem Zeitraume von etwa 80 Jahren geschehen konnte. — Die Bildersammlung, im zweiten Stockwerke, auf das vortheilhafteste, innerhalb einzelner Wandabtheilungen, aufgestellt, durch welche der Kunstfreund den doppelten Gewinn erhält, daß sein Auge nicht durch eine unübersehbare Menge verschiedenartiger Bilder geblendet wird, und er zugleich Das, was er überschauen und genau betrachten kann, im richtigsten und vortheilhaftesten Lichte erblickt — hat Friedrich dem Großen mehre ihrer schönsten Kunstwerke zu danken, unter denen namentlich die weltbekannten Bilder von Leonardo da Vinci, Rembrand, Teniers u. s. w. sich befinden. Eine Erwerbung, wie sie indeß wenige Gallerien besitzen, ist die, früher ein Eigenthum des Hrn. Ed. Solly gewesene Sammlung altitalienischer, größtentheils vor-Rafaelischer Bilder, welche in historischer Hinsicht vielleicht das Unterrichtendste sind,

das irgend eine europäische Sammlung aufzuweisen ist. Die schönen altdeutschen Bilder von van Eyck, Holbein, Lucas Kranach u. s. w., welche ebenfalls aus der Solly'schen Sammlung herstammen, können mit den Hauptbildern anderer Sammlungen sehr wohl in die Schranken treten, und so behauptet die Gallerie des berliner Museums einen der ersten Plätze unter den ausgesuchtesten in Europa. — Mit derselben Liberalität unterstützt die preußische Regierung die Bildung des Museums zu Bonn (s. d.), das durch Hofrath Dorow's Thätigkeit bei den Nachgrabungen in der Rheinprovinz schon zu einem bedeutenden Besitzthume gelangte, welches jetzt durch A. W. v. Schlegel's Leitung nicht ohne gelehrte Ausbeute für Alterthumskunde seyn wird. Dieselbe Gesinnung ermuntert die Vorsteher zu Münster, wo die Denkmäler durch die Nähe des Fundorts an Bedeutsamkeit so unverkennbar gewinnen. In Köln ist das Wallraf'sche oder städtische Museum (vgl. Wallraf). Prof. Büsching's Eifer für altdeutsche Studien, gab dem Museum zu Breslau einen Reiz, der ihm nur durch die Sammlung zu Kopenhagen, wo man gleiche Richtung verfolgt, streitig gemacht werden kann. Büsching's heidnische Denkmäler Schlesiens sind gleichsam der fortlaufende Anzeiger Dessen, was diese Sammlung gewonnen. Gleichmäßig entstehen in Halle, in Leipzig bei den Alterthumsgesellschaften Museen der Gegenstände, die sie beschäftigen. Umfassender ist das vaterländische Museum zu Prag (s. d.), dem uneigennützige Vaterlandsliebe und die großartige Gesinnung seines obersten Leiters, des Gr. Sternberg, stets neue Erwerbungen zuweist. In Gotha wurde das neue Museum, in welchem Herzog Friedrich IV. die Bibliothek, das Münzcabinet, das sinesische und das ostindische Cabinet, die Seezen'schen Sammlungen, die Kunstkammer u. a. m. nebst einer Gemäldegallerie aufstellen ließ, 1824 eröffnet. Vorzüglich reich ist die Gallerie an Bildern aus der altdeutschen Schule. Unterdessen wachsen die Sammlungen zu Wien, die Museen zu Kassel, Darmstadt, Braunschweig, Bern durch bedeutende Ankäufe. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuseum gelegt durch die Gemäldesammlung des Hrn. Städel (s. d.). In Stuttgart ist ein Museum trefflicher Gypsabgüsse, welche der jetzige König kaufte. Die Sammlung der Fürsten von Wallerstein zu Wallerstein verdient besonders dadurch Aufmerksamkeit, weil die Uebereinstimmung des Baulichen dort einen Eindruck hervorbringen muß, den die meisten derartigen Sammlungen durchaus vermissen lassen. An diese Sammlungen schließen sich die Museen an, die begünstigte Kunstfreunde um sich gebildet haben. Mit der Gr. Schönborn'schen Sammlung zu Pommersfelden, dem Schönfeld'schen Museum (bei Wien, das auch Technologie umfaßt) wetteifern die Bettendorf'sche Sammlung zu Aachen, die Sammlungen, welche Baron Schellerheim, welche der Staatsrath v. Nagler zu Berlin, Herr Speck zu Leipzig u. A. um sich aufgestellt und für Kunstfreunde wie für Kunstjünger geöffnet haben. In dieser Hinsicht müssen besonders das Haus des Hrn. von Quandt zu Dresden, wo Kunstwerke von dem bedeutendsten Werth die tägliche Umgebungen ausmachen, und des Minist. von Humboldt Lustschloß Tegel bei Berlin mit Achtung und Dank genannt werden. Im Norden prangen vorzüglich die Residenzstädte mit Kunstsammlungen; allein es fehlt noch an vollständigen Berichten über dieselben. Namentlich Petersburg und seine Lustschlösser besitzen herrliche Gemälde-, Antiken-, Münz-, Gemmen u. a. Sammlungen; Blaramberg's und Stempkowski's Cabinete in Odessa enthalten vieles Sehenswürdige und Seltene Das Museum zu Dorpat, unter trefflicher Aufsicht deutscher Ge-

lehrten, vervollkommnet sich immer mehr. Kopenhagens Museen zeichnen sich durch altskandinavische und germanische Reste aus, und stehen unter Leitung wackerer Männer. Die kurländischen Sammlungen zu Mitau sind beachtenswerth. Die Putbus'sche Sammlung auf der Insel Rügen und die des Großh. v. Mecklenburg zu Schwerin besitzen viele Schätze des nordischen Alterthums. In den Niederlanden zeigt sich in dieser Hinsicht eine vorzügliche Thätigkeit zu Brüssel, Leyden und im Haag. So bewährt sich in ganz Europa Ehre für das Ueberkommene und Streben, seinen Sinn zu erfassen; und es würde uns zu weit führen, die Prachtwerke, welche uns in Kupfer oder Steindruck das Merkwürdigste jener Sammlungen veranschaulichen, hier alle zu erwähnen. Noch gibt es wissenschaftliche Museen, wohin wir vorzüglich auch die orientalischen rechnen, wie das neu entstandene zu St.-Petersburg. Allgemeinere, besonders vaterländische Zwecke haben die zu Grätz, Pesth, Brünn, Innsbruck, Stuttgart, Karlsruhe, Tübingen ꝛc.

Musik. Die Griechen verstanden unter Musik die sogen. Musenkünste, vorzüglich Tonkunst, Redekunst, Dichtkunst. Plato setzt sie der Gymnastik entgegen. Und die musikalische Wettstreite fanden in allen diesen Künsten statt. Später wurde der Name Musik und musikalisch bloß auf die Kunst, durch Töne das Gemüth mit Wohlgefallen zu bewegen, beschränkt. — Die Natur hat, wie sich durch Experimente auf mehr als eine Art beweisen läßt, die Einrichtung getroffen, daß Das, was wir einen einzelnen Ton nennen, eigentlich kein einzelner Ton, wenigstens kein einfacher Ton, sondern ein zusammengesetzter ist. Er besteht nämlich aus vier Tönen, aus dem Grundton und aus drei andern, welche in der Theorie der Tonkunst die Terze, die Quinte und die Octave genannt werden. Diese vier Töne wirken theils als vermeintlich einfacher, theils wenn sie absichtlich mit einander zugleich hervorgebracht werden, theils wenn man sie nacheinander vernimmt, gefallend und im Gefühle der Beruhigung, auf das Gemüth. Auf diesen Umstand gründet sich sowohl die Theorie der Musik als auch die Erklärung des Wohlgefallens an einem gelungenen Musikwerke. Es sey für einen Augenblick erlaubt, die erwähnten vier Töne den Octavenaccord zu nennen; ungeachtet er in dem Systeme des Rameau, welches unter den Musikern Europa's das geltende ist, nur aus drei Tönen, dem Grundton, der Terz und der Quinte, bestehen soll, und daher der harmonische Dreiklang genannt wird. Sobald dieser Octavenaccord vernommen wird, erhält das Gemüth das Gefühl von Bewegung, welches bis zu jedem Grade der Unruhe und des Sehnens nach Ruhe gebracht werden kann. Es gibt solcher beunruhigenden Accorde, nach eben diesem angenommenen Systeme, nur eine Art, nämlich den Septimenaccord; es würde aber gewiß besser seyn und den Unterricht, ja selbst die Ausübung und auch das Auffassen des Sinnes eines Meisterstückes sehr erleichtern, wenn man zwei Arten solcher beruhigenden Accorde annähme, indem man den verminderten Septimenaccord für eine besondere Art von Accord ansähe und passend benennte und bezeichnete. Abgesehen von ihrer Wirkung auf das Gemüth, könnte man den Octavenaccord auch den Hauptaccord und die anderen die Verbindaccorde nennen. Ein Musikstück oder eine Composition wirkt nur durch den zweckmäßigen Zusammenklang und durch die hiermit zusammenhangende nothwendige Aufeinanderfolge der Accorde; gleichviel, ob sie als vermeintlich einfache Töne hervorgebracht, oder als wirkliche Accorde vernommen werden; denn es gibt ein Gesetz für Harmonie und für Melodie. Das in Bewegung gesetzte Gemüth muß geschickt in Abwechslung von Bewegung und

Ruhe erhalten und zuletzt in vollständige Ruhe gebracht werden. Dieß ist das Gesetz, das Geheimniß und die Wirkart der Musik. Es ist zu wünschen, daß die Natur einen Mann hervorbrächte, der mit Talent zu geistreicher Composition, die Fähigkeit, sich als Physiker und Psycholog auszubilden, verbände, und diese, freilich schwer zu vereinigenden, Eigenschaften, der Theorie der Musik widmete. Keiner der schönen Künste fehlt es so sehr an Methode und an Theorie als der Musik, und dennoch ist sie, ihrem Wesen nach eine so vortreffliche Kunst, eine Kunst, die ihre Wirkung weit bestimmter berechnen kann als jede andere; fast könnte man sagen, daß sie ihre Wirkungen mit mathematischer Sicherheit zu berechnen im Stande wäre. Doch müssen wir, wenn diese Behauptung so richtig befunden werden soll als sie es ist, noch das Nachfolgende in Anschlag bringen. Die Fähigkeit, durch Musik gerührt und getroffen zu werden, hängt weit mehr mit einer besondern physischen Organisation zusammen als es bei der Fähigkeit, von andern Kunstwerken ergriffen zu werden, der Fall ist. Bei sehr vielen Menschen scheint die hiezu gehörende Modification des Organismus entweder gar nicht, oder nur in sehr unbedeutendem Grade vorhanden zu seyn. Man würde diesen Satz, der sich auf scharfe Beobachtungen gründet, allgemeiner als Wahrheit erkennen, wenn die große Anzahl der Personen, von denen man mit Grund annehmen kann, daß ihnen jene Fähigkeit abgehe, oder doch nur in geringem Grade beschieden sey, nicht durch ein falsches Schamgefühl abgehalten würden, zu gestehen, was sie bei sich selbst wahr finden. Wir nennen dieß Schamgefühl falsch, weil der Mangel jener Fähigkeit nicht auf Rechnung vernachlässigter Bildung, sondern auf Rechnung einer Natureinrichtung gesetzt werden müßte, für welche kein Menschenindividuum verantwortlich ist. Auch muß, wenn von der vollen und eigentlichen Wirkung der Musik die Rede ist, das Angenehme und der Reiz, welchen die Töne, als zitternde Bewegung der Luft, unmittelbar auf das Ohr und also nach physischen Gesetzen, hervorbringen, unterschieden werden von dem Seelengenusse und, fast möchte man sagen, von der Verstandesbeschäftigung, welche ein gelungenes Musikstück dem Fähigen gibt. Im ersten Falle ist die Wirkung eines Musikstückes bloß dem Wohlgefallen vergleichbar, welches das Farbenspiel für die Augen hat; im zweiten aber muß es mit einer wohlzusammenhangenden, treffenden, den Gegenstand vollkommen ins Licht setzenden und erschöpfenden, mit Meisterkunst vorgetragenen Rede, verglichen werden. Alle wirklichen Meisterwerke eines Händel, Gluck, Haydn und Mozart halten diese Vergleichung aus und sind einer solchen Kritik werth. — Noch jetzt wie bei den Alten, theilt man die Tonkunst in theoretische und praktische Musik. Zur ersten rechnet man 1) die Wissenschaft von der Entstehungsart des Klanges, der besondern Gattungen desselben und der Sympathie der Töne, oder die Akustik; 2 die Kanonik, oder die mathematische Klanglehre, d. i. die Eintheilung der Klänge nach ihrem Maß und Verhältniß; 3) die Grammatik und Rhetorik, oder die Regeln, nach welchen die Töne melodisch und harmonisch verbunden werden; 4) die musikalische Aesthetik, oder die Philosophie des Schönen in der Tonkunst. Die praktische Musik beschäftigt sich 1) mit der Setzkunst, oder Composition (s. d. u. Contrapunkt; 2) mit der Ausführung der Kunstproducte; diese läßt sich in Vocalmusik, pantomimische oder Tanzmusik, und Instrumentalmusik (s. d.) eintheilen; wird die letztere nur von Blasinstrumenten ausgeübt, so nennt man sie Harmoniemusik. Man unterscheidet ferner die Choral- und die Figuralmusik; bei der ersten gehen die Stimmen in melodischen gleichartigen

Hauptnoten zusammen fort, bei der zweiten sind sie mit Nebennoten vermischt und vereinigen sich in ungleicher Bewegung. In Hinsicht ihres Kunststyls wird die Musik eingetheilt in geistliche oder Kirchenmusik, in theatralische oder Opernmusik und in Kammer- oder Concertmusik (s. d.). Die Theorie der Musik haben Marpurg, Kirnberger, Knecht, Vogler, Türk, Gottfried Weber u. A. gründlich bearbeitet. Angehenden Tonkünstlern ist auch Ebhard's „Schule der Tonsetzkunst in systematischer Form" (Leipz. 1824 zu empfehlen. — Die Geschichte der Musik verliert sich, wie alle Geschichte in den Mythen der Vorwelt; doch kann man annehmen, daß der Gesang, als erhöhte leidenschaftliche Sprache, gleich nach deren etwas fortgeschrittenen Cultur entstand. Die älteste Musik war wahrscheinlich stets mit Gesang und Tanz verbunden, wie überhaupt der Rhythmus bei allen rohen Völkern die Hauptrolle bei der Musik spielt. Selbstständige Instrumentalmusik entwickelte sich sehr spät. Eigentlich gibt die Bibel die ältesten historischen Nachrichten von der Musik, wo schon Jubal als Erfinder von musikalischen Instrumenten erwähnt wird. Luban kannte schon die Pauken, sowie ein mit Thierhaaren bezogenes Saiteninstrument. In der Geschichte Hiobs geschieht der Pauken, Cither und Harfe Erwähnung. Bei dem Zuge aus Aegypten fertigte Moses silberne Trommeln und seine Schwester Mirjam sang den ersten Lobgesang, dessen erwähnt wird, nach glücklichem Durchgang durchs rothe Meer. Zu David's und Salomon's Zeiten hatte die Musik bei den Hebräern ihren höchsten Gipfel erreicht; und ein Theil ihres Gottesdienstes bestand in singendem Vortrage feierlicher Psalmen mit Instrumentalbegleitung. So viel wir aus den vorbehaltenen Nachrichten und selbst aus der Einrichtung der hebr. Poesie, bei welcher ein gewisser Parallelismus der Glieder herrschend war, schließen können, so hatte die Musik der Hebräer einen sehr bestimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch starke, doch einförmige Begleitung, wie die der meisten alten Völker. Auch hatten sie einige Musikzeichen, welche über den poetischen Text gesetzt wurden, und nach welchem man auch declamirte. (S. Georg Bentzky's „Gedanken von den Noten oder Tonzeichen der alten Hebräer", in Mitzler's „Musikal. Bibliothek", 3 Th., und Antons's „Versuch, die Melodien der alten hebr. Gesänge zu entziffern", in Paulus's „Neuem Repertorium für biblische und morgenländische Literatur", 1. u. 2. Th.) Allein die Musik wurde nicht bloß zum öffentlichen Gottesdienst angewendet, für welchen Gebrauch es besonders seit David eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Instrumentalisten gab, auch bei weltlichen Festen, z. B. bei feierlichen Gastmählern und bei Leichenbegängnissen, fehlte es nicht an Musik. Um diese Zeit hatte sich auch die Zahl der Instrumente selbst vermehrt, unter denen die dreieckige Harfe (Kinnor) und die Cymbel vorzüglich angeführt werden. (Vgl. Herder), „Vom Geiste der hebräischen Poesie", 2 Bd.; Pfeiffer, „Ueber die Musik der alten Hebräer", Erlangen 1779.) — Daß der Name Musik selbst den Griechen seinen Ursprung verdankt, und daß man unter ihm nicht bloß die Tonkunst, sondern überhaupt die Künste und Wissenschaften der Musen, mithin auch die Poesie und den Tanz, oder die dem Gesange ursprünglich verschwisterte lebhafte Mimik, ja selbst die Beredtsamkeit, Grammatik und Philosophie verstanden habe, ist bekannt. Nach Aristides Quintilianus, der unter Trajan über die Musik schrieb, ist sie eine Kunst des Anständigen in Stimme und Bewegung. Auch Andere erklären sie als die Kunst der schönern Bewegung. Hieraus erhellt schon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Musik verwandt ist, das Her-

vorstechendste in der Musik der alten Griechen und Römer gewesen seyn müsse. Die mythischen Nachrichten setzen bald den Apollo (in welchem man sonst den Jubal erblicken wollte, der durch den Klang des Bogens s. Schwester Diana zur Erfindung des Saitenspiels oder der Cyther veranlaßt worden seyn soll, bald den Hermes oder Mercur, der am Nile die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, bald Minerva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche sie aber, da sie sich durch Flötenspiel entstellt gesehen, weggeworfen haben soll, bald den Hirtengott Pan, Mercur's Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen schon siebenröhrig gewesen seyn soll, mit dem Ursprung der Musik in Verbindung, sowie überhaupt alle Völker den Künsten einen göttlichen Ursprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion und seinen Bruder Lethus (Ersterm soll Mercur eine siebensaitige Lyra geschenkt haben), durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Musik. Was die Ausübung der Musik unter den Griechen anlangt, so weisen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf Lydien (wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll) und Arkadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cither begünstigte, hin. Aus den Provinzen von Kleinasien schreibt man die verschiedenen Tonarten — die phrygische, die Einige dem Marsyas, der die Flöte der Minerva gefunden und die Doppelflöte erfunden haben soll, die dorische, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben soll, die lydische, äolische und ionische her. Es ist aber schwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element der Musik erhalten, da sie aus so verschiedenen Colonien zusammengeschmolzen sind. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß Kadmus die lärmende Opfermusik, die in einer rhythmischen Bewegung des Krotalon (der Klapper), Trommel und Klingel bestand, aus Phönicien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über die griech. Musik abnehmen können, so bestand der Gesang in einer musikalischen Declamation des Gedichts, welche von den Instrumenten einfach und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Musikern werden außer den schon genannten mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Sakkades u. A. Vom sechsten Jahrhundert v. Chr. an scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 vor Chr. lebte und der Lehrmeister des Pindarus war, soll schon etwas Theoretisches über die Musik geschrieben haben. Pythagoras, der der Musik von den ägyptischen Priestern erlernt haben soll (was aber unwahrscheinlich ist) beschäftigte sich mit den mathematischen Verhältnissen der Töne, und eine von Vielen entworfene Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden sey. Das Instrument, welches er zur mathemat. Bestimmung der Töne erfand, wurde der Pythagoräische Kanon genannt. Auch soll er den Saiten der Harfe die 8. hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehre hinzufügte. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu Perikles's und Sokrates's Zeiten aufgeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Plato selbst soll sich um die Musik sehr verdient gemacht haben, und wie er, hielt sie Aristoteles für ein Erziehungsmittel. Um seine Zeit wurde die Tonleiter sehr vermehrt; aber man

klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch dieselbe. Eine solche Klage wird schon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates's Zeit lebte. Wahrscheinlich gilt diese Klage selbst der Anwendung der Musik zum Ausdrucke sanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Musik mehr vorherrschend zur Erweckung religiöser und patriotischer Gesinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrscheinlich schon damals bekannte Eintheilung war die in theoretische und praktische. Die theoretische begriff sowohl die arithmet. und phys. Untersuchung über Klang und Tonverhältnisse, als auch die musikalische Harmonielehre (harmonische Musik genannt), welche die allgemeinen Lehren von allen Arten der Accorde lehrt. Von ihr hing die Composition und der Gesang ab. Letzterer, und mithin die Musik überhaupt, wurde nach den Tonverhältnissen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatonische, enharmonische und in die später eingeführte chromatische getheilt. In Ansehung des Tons, aus welchem die Compositionen gingen, nahm man modos an, und benannte sie, wie schon angedeutet, nach den Ländern, in welchen sie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Musik in Hinsicht der Composition: 1) in die Melopöie, Kunst der Verfertigung des Gesanges, d. h. die Kunst, den Gedichten einen eigentlichen Gesang oder musikalische Declamation zu geben, denn die Declamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2) in die Rhythmopöie, Kunst, den Bewegungen des Körpers und der Stimme einen bestimmten Rhythmus zu geben, und 3) in die Poetik, als die technische Theorie der Poesie, die mit der Musik innigst verbunden war, wohin die Metrik gehörte. In Hinsicht der Ausübung theilte man die Musik in die organische (Instrumentalmusik, Kunst, die Instrumente zu spielen) ädische (Vocalmusik, Singekunst) und in die hypokritische (pantomimische, nachahmende Geberdenkunst in Verbindung mit der Musik). Zur Zeit Alexanders des Großen zeichnete sich Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Aristoteles, aus. Er schrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Musik, wovon noch 30 übrig sind, und brachte die Tonleiter bis auf 18 Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Aristoxenier genannt) verwarfen die strenge Messung der Verhältnisse des Pythagoras und bedienten sich der Intervallen von ganzen und halben Tönen bloß nach der Empfindung. Auch führte Aristoxenus das chromat. Klanggeschlecht, dessen Erfindung in diese Zeit fällt, statt des enharmonischen ein. Euklides (277 vor Chr.) hat die mathemat. Klanglehre zuerst als Schriftsteller wissenschaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten; aber gewiß ist der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen schönen Künste auf die Vortrefflichkeit der griech. Musik gemacht hat, sehr schwankend und wird durch die vorhandenen Nachrichten über dieselbe nicht bestätigt. Denn die fabelhaften und übertriebenen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Musik lassen sich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären: ja, es scheint sogar, als ob die Musik ohne künstliche Harmonie auf den Naturmenschen und auf die Masse des Volks, welches die Musik nicht als Kunst treibt, weit größer sey, wie auch die Anwendung der einfachsten und rohesten Musik bei wilden Stämmen bewährt. Es scheint vielmehr die Musik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die künstliche Vervollkommnung der Instrumentalmusik vermittelte Pracht und Mannigfaltigkeit der neuern Musik, wenn auch nicht die Harmo-

nie überhaupt entbehrt zu haben. Ferner scheint ihr Gesang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmische Declamation, in welcher der Ton weniger eine musikalische als eine declamatorische Länge hatte, die reine Instrumentalmusik aber noch von beschränkterm Umfange gewesen zu seyn. Uebrigens geben uns die so vielfältig angestellten Untersuchungen der Neuern über die alte griech. Musik wenig Aufklärung, und die vorhandenen Schriften der Alten darüber sind durch vielfache Widersprüche und Dunkelheiten zum größten Theil uns noch räthselhaft. Hierher gehört die von Meibom herausgegebene Sammlung der alten Musiker („Antique musicae scriptores", 7 Bde., Amsterdam 1652, 4.) und Claud. Ptolemäus. Neuerdings haben die Herren Münch und von Drieberg über die Musik der Alten geschrieben, welchem Letztern Chladni in der „Leipz. musikal. Zeitung" in vielen Punkten widersprochen hat. Ueber die Blasinstrumente der Alten hat Kaspar Bartholin geschrieben („De tibiis veterum"). Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opferdienst von den Etruskern empfangen zu haben; die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Ueberhaupt haben die kriegerischen Römer vorzüglich die Feldmusik ausgebildet, deren es verschiedene Gattungen gab. Früher stand der Kunst im Wege, daß sie hauptsächlich nur von den Leibeignen geübt ward. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, und die sich zu der oratorischen Declamation verhalten zu haben scheint wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa, wobei noch zu bemerken ist, daß sich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben ließen. Als Notenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Capitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Gesang, und zwar präludirten erst die Instrumente, dann begann der Schauspieler, und die Instrumentalbegleitung ging höchst wahrscheinlich nur in einfachen Accorden fort, oder machte kurze Pausen und unterstützte oder erhöhete dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu seyn. Diese Begleitung bestand aus Flöten und andern Blasinstrumenten, welche die Römer u. d. N. tibiae begriffen, zuweilen auch Leiern und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verschiedenheit des komischen oder tragischen Stoffs verschieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heitern Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurden. Horaz in seiner „Epistola ad Pisones" sagt, daß man sich ehedem nur einfacher Blasinstrumente, die nur wenige Löcher hatten, keiner Flöten, die mit Ringen von Messing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Melodie wären ungebundener geworden. Und späterhin klagte man noch mehr darüber, daß die starken Instrumente den Schauspieler nöthigten, sich gewaltig anzustrengen. In allem Diesen waren die Griechen den Römern vorangegangen. Unter den Kaisern, besonders Nero, wurde die Musik als Gegenstand des Luxus getrieben. Nach seinem Tode sollen 500 Sänger und Virtuosen verabschiedet worden seyn. Unter mehren einzelnen röm. Schriftstellern über Musik schrieb auch Vitruv darüber. Nach den Umwälzungen der beiden Kaiserthümer versank auch die Musik, wie alle Künste, in das Dunkel der Barbarei, und nur den ersten christlichen Gemeinden war es vorbehalten, dieselbe zu erhalten und in dem Grade fortzubilden, wie wir sie jetzt ausüben. Mit ihnen beginnt eine ganz neue Aera

der Musik, begünstigt und bedingt vom Wesen und Form des Christianismus. Die Musik, so wissenschaftlich sie übrigens auch bis dahin ausgebildet war, stand doch, wenn wir von unserm Standpunkte ausgehen, auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur. Die Harmonie kannte man gar nicht, und ihre Melodien, in denen wir noch Reste in unsern ältesten Kirchengesängen finden, waren trocken und ungelenk, sowie ihr ganzes Tonsystem weitläufig und verkünstelt. Die ersten Christen bedienten sich bei ihren Zusammenkünften, besonders bei den Agapen, zu ihren Gesängen der Psalmen Davids und der im Alten Testamente befindlichen Lobgesänge. Der Gesang beim Abendmahle wurde erst 340 n. Chr. eingeführt und geschah immer noch bloß melodisch, wozu sie wahrscheinlich ältere Melodien benutzten, die sie ihren Texten anpaßten. Unter ihren Verbesserern nennt man den Papst Damasus 370, Ephraem Syrus und Ambrosius, Erzbischof von Mailand, 398. Das Hauptverdienst in dieser Zeit erwarb sich aber der Papst Gregor d. Gr. (590—604), welcher eine besondere Singschule stiftete, die besten alten vorhandenen Melodien sammelte und den Choralgesang einführte (s. Gregorianischer Gesang). Endlich trat Guido von Arezzo (s. Solmisation) auf und brachte in der, bis auf ihn immer noch auf griechische Art und Weise ausgeübten Musik eine große Reform hervor. Ihm verdanken wir die erste Idee unsrer Notenschrift, die später von Franco aus Köln (1046) (s. d.) und Johannes Muria verbessert wurde. (Vgl. Kirchenmusik). Kurz vor dieser Zeit fällt die Erfindung der Kunst, mit mehren Stimmen zu singen, angeblich von Dunstan, Erzbischof von Canterbury, 988 erdacht. Von dieser Zeit wurde aller Fleiß auf die Ausbildung der Harmonie gewendet und die Melodie bis zur Erfindung der Oper zu Ende des 16. Jahrh. fast vernachlässigt. Hinsichtlich der Theorie und des Tonsystems überhaupt machten sich vorzüglich Zarlino 1550 und Ludovico Viadana (1600) verdient. In dieser ganzen Zeit und lange nachher war Italien das Land der Musik, und dieselbe wurde von dort in fast alle europäische Länder übergetragen, wo sie überall bald Wurzel faßte und fortgebildet wurde; vorzüglich wurde sie von den Niederländern ausgeübt. Bei den gallischen, germanischen und skandinavischen Volksstämmen wurde die Musik von den Barden und Skalden besonders gepflegt, welches später im Mittelalter von den Troubadours, Minstrels, Fiedlern und Minnesängern und den aus Italien gekommenen Kirchensängern geschah. Im 16. Jahrh. kam die Figuralmusik nach Deutschland. Von nun an wurde die Tonkunst, begünstigt von dem römischen Cultus, in allen Ländern schnell zu großer Vollkommenheit gebracht. Durch die Oper wurde auch besonders die Instrumentalmusik ausgebildet, welche man nun auch beim Kirchengesang einführte. Luther führte zuerst den deutschen Kirchengesang ein und trug überhaupt Vieles zur Verbesserung desselben bei. In dieser Zeit blühten besonders die Künste des Contrapunkts, der unter dem Pater Martin, Sebastian Bach, Händel u. A. m. zu Anfang des vorigen Jahrh. die höchste Vollkommenheit erreichte. Von da an wendete man sich mehr zu der dem Ohre gefälligen Musik, welches in Italien unter Cimarosa, Paesiello, Spontini u. A. bis zur Vernachlässigung der harmonischen Bearbeitung geschah, und wo die Musik unter Rossini, welcher die jetzige italienische Musik repräsentirt, unter die fast aller Nationen gesunken ist. Bei den Franzosen waren es Rameau, Lully, Gretry, Mehul, Monsigny u. A., welche die Musik dort zu einem eignen Styl ausgebildet haben; dieselbe neigt sich jetzt ebenfalls, wie die

italienische, ihrem Verfall in harmonischer Hinsicht zu. Am würdigsten wurde die Musik in Deutschland cultivirt. Vorzüglich wurde die Instrumentalmusik auf einen besondern Grad von Vortrefflichkeit, besonders unter den Neuern durch Haydn, Mozart und Beethoven, gebracht, und die deutsche Musik glänzt in jeder Art vor der andrer Nationen; doch hat sie sich in neuester Zeit auf der einen Seite nicht frei von italienischer und französischer gehaltloser Tändelei, auf der andern Seite von Schwulst der Harmonie, Verkünstelung, Melodielosigkeit gehalten, und die Blüthe der Musik in dieser Periode möchte wohl die Zeit Haydn's und Mozart's seyn. — In Großbritannien hat die Musik als Kunst niemals festen Fuß gefaßt und ist dort immer meistens von Ausländern gepflegt worden; doch hat ihre Volksmusik, besonders in Schottland, schöne Eigenthümlichkeiten. Im Orient ist die Musik ganz in Verfall gerathen und eigentlich nichts als rhythmischer Lärmen. Die Chinesen setzen die Erfindung der Musik in die Zeiten ihres fabelhaften Kaisers Tschoschong, und die Osmanen erhielten die Musik, wie sie dieselbe haben, von den Persern. (S. Italienische, Französische, Englische und Deutsche Musik. Was die neuern mathematischen Systeme der Musik anlangt, so sind hier als Erfinder derselben zu nennen: Huygens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler ("Mathematische Untersuchungen über die Musik"). Die Geschichte der Musik ist von Giamb. Martini ("Storia della musica", Bologna 1757 fg.), Marpurg ("Kritische Einleitung in die Geschichte und Grundsätze der alten und neuern Musik", Berlin 1759), Burney, aus dessen großem Werke auch das von Busby (London 1830, 2 Bde.) compilirt ist, ferner Hawkins, J. N. Forkel ("Allgemeine Geschichte der Musik", 2 Bde., 4., leider unvollendet) ausführlich behandelt worden. Von der Musik andrer weniger Epoche machenden Völker gibt es fast nur Beiträge in Reisebeschreibungen. Beiträge zur Geschichte der orientalischen Musik gibt v. Hammer in den "Fundgruben des Orients" (4. Bd.) aus dem Persischen; vgl. v. Pauw's "Recherches", und über Aegypten und Abyssinien einen Brief von Bruce in Burney's "Allgem. Geschichte der Musik.

Musik (ihr psychischer und ihr physischer Einfluß). Die Einwirkung der Musik auf den Menschen ist so gewaltig und dabei so geeignet, seine Empfindungssphäre zu erschüttern, daß es überflüssig zu seyn scheint, ihr Daseyn durch Beweise zu erhärten. Der Empfindsame kann die Erfahrung täglich an sich machen; den Unempfindlichen aber werden auch die schlagendsten Gründe nicht überführen; denn wie können Beweise den Mangel des Gefühls ersetzen? Man durchlaufe die alte und neue Geschichte, die Annalen der Medicin, und überall wird man auf die auffallendsten Wirkungen der Tonkunst stoßen. Das dunkelste Alterthum liefert uns Thatsachen, die ans Wunderbare grenzen; doch sind sie entweder entstellt oder mit dichterischen Fabeln vermischt, oder in den mysteriösen Schleier der Magie gehüllt, unter deren Außerm die alten Aerzte nicht selten die wahren Wirkungen der Musik verbargen. Es steht zu glauben, sagt der berühmte Boerhaave, daß alle Wunder, die von den Heilungen der Krankheiten durch Zauberformeln und Verse erzählt werden, der Musik zuzuschreiben werden müssen; die alten Aerzte waren Meister in dieser Kunst. Die alten Schriftsteller, welche über diesen Gegenstand handeln, können die gewaltige und vortheilhafte Macht der Tonkunst auf die Gemüther der Menschen nicht lobend genug darstellen. Wir müssen einige Worte über die großen Wirkungen sagen, welche die Griechen

ihrer Musik zuschrieben; sie waren von dreierlei Art. Die Musik verbesserte und milderte die Sitten rauher Völker, erregte und dämpfte die Leidenschaften und heilte verschiedene Krankheiten. Es ist nicht nur gewiß, daß man sich der Musik, vornehmlich in den ältern Zeiten zur Erreichung dieser oder ähnlicher Absichten bedient habe, sondern auch, daß der Erfolg bisweilen glücklich war; mehre Beispiele beweisen dieß. Aber da gerade in diesen Zeiten ganz vorzüglich die Musik noch in ihrer Kindheit war, so entsteht die Frage: wie konnte die Musik der Griechen solche Wirkungen hervorbringen? Durch sich selbst war dieß wohl der griechischen Musik unmöglich, aber sie konnte es durch die genaue Verbindung mit Dichtkunst, welche sogar als die Hauptsache angesehen wurde. In vielen Fällen wurden auch wohl die Wirkungen des Gesangs durch zufällige Umstände befördert. Wenn Terpander durch seine Musik einen Aufruhr unter den Lacedämoniern stillte, so waren diese vielleicht schon vorher ihres Haders müde. Denn eigentlich kann auch die Dichtkunst nie plötzlich auf den Menschen wirken, sondern allmälig ihn zum Nachdenken erwecken, und nach und nach Abneigung gegen das Laster einflößen. Man erzählt vorzüglich viele Beispiele von den wundervollen Wirkungen der Pythagoräischen Musik. Pythagoras glaubte, durch besondere Melodien jede Art von Leidenschaft theils erregen, theils unterdrücken zu können. Wenn Jamblich's Erzählungen davon nicht übertrieben sind, so behauptete Pythagoras etwas von der Musik, was ihr in damaligen Zeiten schlechterdings nicht möglich war. Alles, was sich von den Wirkungen der Pythagoräischen Musik glauben läßt, ist etwa dieß, daß der Weise von Samos sich selbst und seine Schüler durch Musik zu sanften und tugendhaften Empfindungen gestimmt, sie von manchen Ausbrüchen wilder Leidenschaften abgehalten und zu manchen guten Entschlüssen aufgemuntert habe. In der That waren diese Wirkungen schon groß genug, um seiner Musik eine mehr als menschliche Kraft zuzuschreiben. Eben so läßt sich die Heilung körperlicher Krankheiten erklären, die Pythagoras durch Musik verrichtet haben soll. Musikalische Töne wirken besonders auf nervenschwache Personen, wenn auch die Musik noch gar nicht Kunst ist. Solche Kranke konnte denn auch wohl Pythagoras heilen, ohne übernatürliche Kräfte nöthig zu haben. Ein Trunkener wollte einst das Haus seines Nebenbuhlers in Brand stecken, und wurde durch die phrygische Melodie eines Flötenspielers noch mehr dazu angefeuert. Pythagoras befand sich in der Nähe, sah den Vorsatz des Jünglings und ließ den Flötenspieler sogleich eine spondäische Melodie anstimmen; des Jünglings Zorn wurde dadurch besänftigt und er ging ruhig nach Hause. Musik allein konnte unmöglich eine solche Wirkung haben; vielleicht aber wurde der Jüngling durch die plötzliche Umänderung der Melodie auf die Gegenwart des Weltweisen aufmerksam gemacht, gerieth darüber in Verwirrung und gab seinen bösen Vorsatz auf. Auf ähnliche Art lassen sich viele Erzählungen von den wundervollen Wirkungen der Musik erklären, ohne daß man die Ursachen davon in der Vollkommenheit der griechischen Musik suchen darf. Selbst auf die Thiere übt, wie viele Beobachtungen gezeigt haben, die Tonkunst einen großen Einfluß aus; man sehe, mit welcher gespannter Aufmerksamkeit die Singvögel den Tönen einer kleinen Drehorgel zuhorchen, und wie sie sich bemühen, das Gehörte nachzuahmen. Jede Thiergattung scheint die anziehende Kraft der Musik zu fühlen; doch mit dem Unterschiede, daß jede nur durch gewisse Töne gelockt wird. Einem Liede nähern sich die Hirsche und die Rehe

dem Ton einer Flöte. Das Spiel auf einer Schalmei zähmt die Wildheit der Bären und die menschliche Stimme den Elephanten. In einigen Ländern bedient man sich der Musik beim Fischfange. Olaus Magnus und Paulus Diaconus haben bemerkt, daß die Heerden länger und mit größerer Lust bei dem Schalle einer Flöte grasen; Thevenot u. A., die im Orient gereist sind, erzählen, daß die Kameele größere Lasten tragen und einen weitern Weg zurücklegen können, wenn Instrumente in ihrer Nähe gespielt wurden; ein ganz erschöpftes Kameel kann sogar durch sie zu neuen Anstrengungen gereizt werden. Nicht weniger häufig sind die Antipathien mancher Thiere gegen die Musik; die Hunde können den Ton einer Flöte oder Trompete nicht ertragen, sie werden unruhig, winseln, heulen und verkriechen sich. So erzählte Mead: ein Hund habe bei einem gewissen Ton erbärmlich geschrien, und als man denselben lange angehalten, sey er in Convulsionen gefallen und gestorben. S. Lichtenthal, „Der musikalische Arzt, oder von dem Einflusse der Musik auf den menschlichen Körper" (Wien 1801).

Musikalische Automate, s. Automate und Kaufmann (Johann Gottfried und Friedrich).

Musikalische Malerei. Da zwischen allen schönen Künsten einige Verwandtschaft herrscht, so hat man nicht nur das Wesen der einen mit dem der andern verglichen, sie durch einander erläutert und bestimmt, und die Regeln der einen Kunst auf eine Schwesterkunst angewandt, sondern man hat selbst technische Ausdrücke aus einem Kunstgebiete in ein anderes herübergeführt. So haben Musik und Malerei wechselseitig ihre technische Sprache bereichert; man spricht von Farbentönen, von einer Harmonie der Farben und von einer Malerei in der Musik. Die Malerei aber wirkt im Raume durch ein räumliches auf einmal gegebenes Ganze; die Musik hingegen in der Zeit, durch Successionen der einzelnen Theile; wenn also die letztere malen soll, so vermag sie es nur symbolisch, und nur insofern, als der sichtbare Gegenstand auch tönt und sein natürlicher Ton als Erinnerungszeichen durch die Musik kann wiedergegeben werden (s. z. B. die Morgenscene in der „Schweizerfamilie" von Weigl). Man hört eine Schlachtmusik oder die musikalische Nachahmung des Donners, des Rauschens eines Wasserfalles ꝛc., sind dieß Gemälde? Kein wirkliches Bild führen sie dem Gemüthe des Zuhörers vor, sondern die Musik dient hier nur als Erinnerungszeichen, als Anregungsmittel der Phantasie, um sich den Gegenstand selbst bildlich auszumalen. In der musikalischen Malerei kann die Tonkunst nur eine untergeordnete Rolle spielen, und anstatt das Gemüth des Zuhörers zu beherrschen, erweckt sie durch die Nachahmung eines sichtbaren und zugleich tönenden Object ein Bild desselben in der Seele, und theilt so das Reich ihrer Wirkungen mit einer andern. Aus diesem Grunde laufen auch alle musikalische Malereien auf Spielereien hinaus, welche die wahre Musik herabwürdigen. „Ich habe die Nachtigall selbst gehört", sagte einst der spartanische König Agesilaus, und verschmähte es, einen Menschen zu hören, der sie täuschend nachahmte. Engel hat in seiner Schrift „Ueber die musikal. Malerei" (Berl. 1780) unbedingt das Malen des Objects verboten und forderte das Malen der Empfindung.

Musikdirector. Die kunstmäßige Ausführung von Orchesterstücken erfordert eine Menge von Individuen (Instrumentalisten, oder Sängern, oder Beider). Sollen diese zu einem musikalischen Ganzen vollkommen zusammenwirken, so wird dazu nicht bloß eine gewisse Fertig-

keit von ihrer Seite vorausgesetzt, welche sie zu Orchestergliedern macht; sondern es bedarf auch, da jedem Einzelnen nur Das vorgeschrieben ist, was er für seinen Theil zum Ganzen beizutragen hat, und aus s. Partie die Idee des Ganzen nicht vollkommen erkennbar ist, auch von jedem einzelnen Theilnehmer die Leitung der übrigen nicht abhängen kann, eines verneinenden Princips, welches den Willen des Tonsetzers repräsentirt und nach der Uebersicht Dessen, was alle Einzelne zu leisten haben, dieselben zum Ganzen vereinigt: das Haupt des musikalischen Gesammtkörpers, welchen das Orchester bildet; und dieses Haupt der musikalischen Darstellung ist der Musikdirector. Derselbe muß sonach eine genaue Einsicht in die Musik als Kunst besitzen und daher das Wesen der musikal. Tonsetzung überhaupt nach Melodie, Harmonie und Rhythmus, und die auszuführende Tonsetzung insbesondere im Ganzen und Einzelnen nach Charakter, Zeitmaß, Vortrag ꝛc. kennen und verstehen; daher auch Kenner der musikalischen Darstellungskunst und der Mittel dazu, d. i. der Stimmen und musikalischen Instrumente (ihrer Aufstellung, verschiedenen Behandlung), seyn, um die erforderlichen Vorschriften bei der Ausführung der Tonwerke zu geben; ferner mußte er die ihm gegebenen Mittel an Stimmen und Instrumenten kennen und anzuwenden wissen; genau und mit Ordnung einstudiren, mit ruhiger Uebersicht die Ausführung leiten, die richtigen Zeitmaße bestimmt angeben und überall s. Untergebenen zu einer edeln Ausübung der Kunst zusammenhalten. Häufig nennt man in neuerer Zeit den Musikdirector im engern Sinne einen untergeordneten musikalischen Director, der unter dem Capellmeister oder einem sogenannten Intendanten der Musik steht und nur dessen Stelle zuweilen vertritt, hauptsächlich aber das Einstudiren bis zur Generalprobe besorgt.

Musiker oder Tonkünstler ist, wer die Tonkunst als freie Kunst treibt, und unterscheidet sich dadurch vom Musikanten, der sie nur als Handwerk und um des Erwerbs willen treibt. Jener ist Theoretiker oder Praktiker; in der Regel aber versteht man unter Musiker den praktischen Tonkünstler, welcher entweder als Componist oder als musikalischer Darsteller (sey es Musikdircetor, Virtuos oder Ripienist) die Tonkunst ausübt. Jener, der Componist, ordnet an, diese führen die Anordnung im Einzelnen aus.

Musikfest, eine festliche und kunstreiche Aufführung großer Musiken durch gemeinschaftliches Zusammenwirken der ausgezeichnetsten Musiker einer ganzen Gegend. Die ersten Musikfeste fanden, wenn man nicht die isthmischen und andere musikalische Wettkämpfe hierher rechnen will, seit der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. zur Gedächtnißfeier Händels in der Westminsterabtei zu London statt, wo an dessen Sterbetage gewöhnlich ein Oratorium von seiner Composition von 400 bis 800 der trefflichsten Sänger und Spieler von ganz London aufgeführt wird. Fast gleichzeitig entstand der schweizer Musikverein, der in den bedeutendsten Städten der deutschen Schweiz große Musikstücke aufführt. In Deutschland führt diese Idee der Musikdirector Bischoff 1809 zu Frankenhausen aus, indem er dort und später 1811 und 1812 zu Erfurt Concerte veranstaltete und zu deren Mitwirkung eine Menge der trefflichsten Musiker und Componisten, selbst aus großer Ferne, einlud. Nach dem Frieden erweckte den glücklichen Gedanken von neuem Louise Reichardt, Tochter des bekannten Capellmeisters und Componisten, welche um 1816 in Hamburg eine größere Aufführung Händel'scher Oratorien vorbereitete. Die kräftige Mitarbeitung des dortigen Capellmeister Clasing und der Musikfreunde in Hamburg, Lübeck,

Bremen, Wismar, Ludwigslust, Kiel, Eutin und anderer Orte brachte 1817 zu Lübeck, 1818 zu Hamburg und sofort in andern benachbarten Städten dergleichen Festmusiken und Musikfeste zu Stande. Bischoff lud 1820 wieder zu einem Musikfeste in Helmstädt ein, wo sich mehre Musikfreunde aus Quedlinburg entschlossen, in demselben Jahre ein großes Fest in ihrem Wohnorte zu veranstalten, welches so allgemeinen Beifall fand, daß 1824 der Geburtstag Klopstock's in Quedlinburg durch ein glänzendes, von den ersten Meistern Deutschlands besuchtes Musikfest gefeiert ward. Gleichzeitig bildeten mehre rheinische Städte — Elberfeld, Düsseldorf, Köln und Aachen — einen Verein zu jährlichen großen Musikfesten in den Pfingsttagen, (zuletzt 1834 zu Aachen). Bei dem letzten Musikfeste zu Quedlinburg ward ein musikalischer Städteverein für die Elbprovinzen gestiftet, welcher 1826 sein erstes Musikfest zu Magdeburg gab, das durch Friedrich Schneider's Oratorium: „Das verlorene Paradies", verherrlicht wurde; das zweite Fest wurde 1827 zu Zerbst, das dritte 1828 zu Halberstat, das vierte 1829 zu Nordhausen gefeiert. Der Musikdirector Naue in Halle trennte sich von jenem Städte-Verein und veranstaltete im September 1829 ein Musikfest in seinem Wohnorte, das unter Spontini's Leitung durch ein Orchester von mehr als 600 Personen ausgeführt, hinsichtlich der Kunstleistungen alle frühern überstralte, wiewohl es als Fest im Sinne der von Bischoff veranstalteten Vereine den bisherigen nachstand. Dieser neue Verein trat unter dem Namen „Thüringisch-sächsischer Musikverein" auf. Mit Schneider's „Gideon" begann 1830 das thüringische Musikfest in Erfurt, wo auch Naue 1831 viele Künstler wieder versammelte. Auch am Oberrhein, in der Mark und anderwärts bestehen seit mehren Jahren ähnliche Vereine. Außerdem sind die Aufführungen der großen Passionsmusik von Sebastian Bach durch die Singakademie in Berlin und den Cäcilienverein in Frankfurt a. M., sowie andere große musikalische Darstellungen dieser Institute unter die Musikfeste zu rechnen. Der von Kocher geleitete Gesangsverein in Stuttgart gab 1831 mit Unterstützung der königlichen Hofcapelle den Händel'schen „Messias". In Passau besteht seit 1813 unter der Direction des Professor Waldhauser ein musikalischer Verein zur Darstellung großer Musikwerke. Solche Aufführungen sind aber nur bei wohleingerichteten musikalischen Uebungsschulen möglich, welche auf den Vortrag der großen kirchlichen Musik allen Fleiß verwenden. Dieß geschieht nun theils in öffentlichen Anstalten, wie der leipziger Thomasschule und vielen Schullehrerseminarien; theils in größern und kleinern Privatgesellschaften, unter welchen der von Schelble errichtete Cäcilienverein in Frankfurt a. M. und die Singschule von Nägele in Zürich sich besonders auszeichnen; vor Allen ist aber hier die Wirksamkeit der berliner Singakademie zu nennen, die, von Fasch gestiftet, seit dessen Tode 1800 von dem nunmehr auch dahingeschiedenen Zelter auf das Anerkennenswertheste geleistet wurde, und besonders durch Aufführung großer Kirchenmusiken, die bisher noch nicht gehört worden waren, sich ein dauerndes Verdienst um die Kunst erwarb. — Die Musikfeste haben überhaupt manches seltene Musikwerk wieder ins Leben gerufen, sowie manchen neuen den Ursprung gegeben, wie sich denn auch die ersten Meister unserer Zeit, Spohr, Schneider, Ries, Spontini, Lindpaintner, Clasing u. A. m. ihrer Direction unterzogen. Mit den über ganz Deutschland verbreiteten Gesangvereinen sind die Liedertafeln (s. d.) und Liederkränze verwandt, welche unsers Wissens zuerst in Schwaben seit 8—10 J. aufgekommen sind. Sie bilden größere Vereinigungen zur Belebung des Volksgesanges und überhaupt einer

geselligen Musik. Der stuttgarter Liederkranz feiert alljährlich den Todestag Schiller's mit Gesang und Rede im Freien; auch dem Andenken des großen Liedercomponisten Zumsteeg wurden ähnliche Feste gewidmet. Das große schwäbische Liederfest, bei welchem Mitglieder der Liederkränze von Stuttgart, Ulm, Tübingen, Kirchheim und andern Seiten her zusammenströmen, wird alljährlich am Pfingstmontage zu Eßlingen am Neckar begangen. Choräle und Volkslieder werden von den sämmtlichen Sängerchören gemeinschaftlich vorgetragen und hinwiederum wetteifern die einzelnen Liederkränze in besondern Gesängen, die sie nacheinander aufführen: ein echtes Volksfest, das mit jedem Jahre an Zulauf und Interesse gewinnt.

Musikunterricht. Längst schon war die Erlernung des Gesanges und des Instrumentalspiels (besonders aber des Pianofortespiels) unter die Gegenstände des Unterrichts aufgenommen worden, bevor man diesen Unterricht durch zweckmäßige Methoden zu verbessern suchte. Diese Verbesserung hängt mit den Fortschritten der Pädagogik in den neuern Zeiten zusammen. Man suchte die musikalische Fähigkeit der Zöglinge nach den allgemeinen Bildungsgesetzen des Geistes und den in dem Lehrgegenstande selbst liegenden Bedingungen der Fortschreitung zu entwickeln. Das Erste regte besonders Pestalozzi (s. d.) und seine Schule in Deutschland und in der Schweiz an. Hierher gehört auch die Gesangbildungslehre von Nägeli, Natorp u. A. Das Letztere ist besonders das Verdienst Logier's (s. d.), welcher die Aufgabe löste, mit dem Elementarunterricht im Singen und Spielen zugleich die Grundsätze der Harmonielehre zu verbinden, was auch sein großes nun erschienenes Werk: „System der Musikwissenschaft und der prakt. Composition" (Berl. 1827, 4.), und der aus demselben gefertigte Auszug in Verbindung mit seinen Elementarwerken bezeugt. Zum schriftlichen Unterricht empfehlen wir auch die Elementarwerke von Friedr. Schneider.

Musivgold ist ein Erzeugniß, welches größtentheils aus Zinn, dann aus Quecksilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der schönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Malen und Verzieren von den Malern gebraucht wird, welche es auch meistentheils selbst bereiten. Auf gleiche Weise wird auch das Mussivsilber von Zinn, Wismuth und Quecksilber zusammengesetzt und angewendet.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskateller, Muskatwein, ein süßer lieblicher, weißer oder rother Wein von eigenthümlichem Beigeschmack; es gibt französische aus der Provence, aus Languedoc, Roussillon, von Lunel und Rivesaltes (die feinsten), der Frontignac (s. d.) Montbasin oder Montbason, Musk. von Beziers (gering), von St.-Laurent, und perdrix Caude Ciotat; gehen über Beaune und Montpellier nach dem Norden, nach England, Hamburg, Bremen, Lübeck; — italien. aus Sicilien von Siracusa, von Cagliari (der Moscato, Giro, Cannonao, Algheri und Oliastro), aus Toscana vom Berg Morello, von Stiano, Chianti, Brolio, Camajona, Camugliano, von der Insel Lipari (gehen über Livorno), von Korfu, Cypern, Kandia. — Muskatellerwein, künstlicher (falscher), ein Wein aus Landwein mit Zucker und Rosinen, und zuletzt mit Hollunderblüthen behandelt, die ihm den eigenthümlichen Beigeschmack geben.

Muskatennuß (nux moschatae) ist die gewürzreiche Frucht des Muskatennußbaums, der sonst auf allen molukkischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und be-

sonders auf Banda, Neyro, Kantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Die Früchte, welche 9 Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Gestalt und Größe. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muskatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muskatenblüthe ist also uneigentlich. Man sammelt die Früchte 3 Mal des Jahrs, im Juli und August, im Nov. und im März und April. Die letzte Ernte gibt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare Muskatenöl; es läßt sich, durch Schütteln mit Wasser, in ein leichteres, flüchtigeres, gewürzhafteres, oben aufschwimmendes und schweres, butterähnliches, zu Boden sinkendes Oel trennen; setzt bei längerem Stehen Myristicin ab und wird in der Medicin als ein höchst kräftig reizendes Mittel, innerlich mit Zucker abgerieben, zu ½—1 Tropfen, äußerlich zu Salben benutzt.

Muskeln (von musculus, Mäuschen). Im gemeinen Leben erhalten Muskeln in Gesammtheit den Namen Fleisch. Nach chemischen Untersuchungen macht der Faserstoff den Haupttheil der Muskeln aus. In Verbindung mit den Knochen, welche die Muskeln gleichsam überpolstern, ertheilen hauptsächlich sie dem Körper in der äußern Darstellung seine allgemeine Form; doch helfen sie auch innere Theile wesentlich mit bilden, oder geben selbst für sie (wie für das Herz, auch die Zunge) die eigentliche Substanz ab. Alle Muskeln in Verbindung und in Beziehung auf ihr näheres Verhältniß zum Leben überhaupt bezeichnet man als Muskelsystem. In dieser Hinsicht zerfallen sie in 2 Abtheilungen, nämlich in Muskeln des animalen und Muskeln des vegetativen Lebens. Erstere, der Größe, Ausbildung und Mehrzahl nach die bedeutendsten, sind meist der Willkür unterworfen, indem vom Gehirn oder Rückenmark aus Nerven zu ihnen gehen, die für ihre Bewegung, durch Fortpflanzung der Willensthätigkeit auf sie, anregend sind; Letztere wirken als Bewegungsorgane selbständig, ohne daß der Wille direct auf sie einwirkt, für Lebenszwecke, deren nächstes Ziel Ernährung und Erhaltung des Körpers ist.

Muskete (franz. mousquet), eine Art größerer Flinten, mit welchen die ordinairen Soldaten zu Fuß bewaffnet werden, welche daher auch den Namen Musketier (Mousquetier) führen, zum Unterschiede von Füsilier, Grenadier ꝛc. Doch sind sie jetzt nicht mehr im Gebrauche, und man hat vielmehr die leichtere, bequemere Flinte, fusil; daher die Musketiere eigentlich Füsiliere heißen sollten. — Die Musketenkugel, eine bleierne Kugel, wie sie aus den Musketen geschlossen wird.

Musterreiterei. Die große Kaufmannschaft und Fabrikatur im Besitz vieles Verkäuflichen suchte in jüngster Zeit diesen britischen Gebrauch auch bei uns nachzuahmen, so kostbar auch dieser Zweig der Absatzbeförderung den Großhändlern geworden ist; sie hat daher hauptsächlich ihre Uebung in allen großen Fabrikplätzen. Sie muß jedoch ihren Nutzen bewährt haben, da nur die Detailisten diesen Vertrieb wieder aufgeben. Der Debit der englischen Waaren wird wohl durch die Messen, aber sehr wenig durch die deutsche Musterreiterei befördert. — Die Detailisten eifern dagegen sehr, wie die Großhändler der Seestädte wider die Sitte der Amerikaner, Flagge- und Rhederei, mit fremden

Waaren in Masse unerwartet zu erscheinen und den Debit zu versuchen. Die Musterreiter sind freilich die Hausirer im Großen und mögen den Messen schaden; aber wo sich die Civilisation erweitert, da erweitert sich auch die Concurrenz und vermindert sich der Gewinn im großen Waarenumsatz, daher der Meßhandel und Meßverkehr fallen muß. In neuester Zeit ergriff seit 1802 die östr. Regierung die Maßregel, das diesfällige Reisen Ausländern zu untersagen. — Selbst der Verlagsbuchhandel hat hier und da angefangen, durch Reisende seine Artikel zu vertreiben und Unterzeichner zu sammeln, indeß eine bairische Verordnung vom 4. Juni 1824 den literarischen Unterzeichnungssammlern anders, als in Buchhandlungen Bestellungen zu suchen, verboten hat.

Muthen, ein altdeutsches Wort, um eine Sache förmlich ansuchen, etwas verlangen, z. B. im Lehenwesen: ein Lehenmuthen, bei dem Lehensherrn um Ertheilung des Lehens (Investitur) ansuchen; im Bergbau eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß ansuchen, eine aufgefundene Grube bauen zu dürfen und damit belehnt zu werden; bei Handwerkern muthen, wenn ein Gesell ums Meisterrecht oder um Aufnahme in die Innung förmlich ansucht.

Mutiren (von mutare, verändern) sagt man vorzüglich von dem Uebergange der Discantstimme der Knaben in die männliche zur Zeit, wo die Mannbarkeit eintritt. Man sollte um diese Zeit gar nicht singen, damit sich die Natur selbst für eine andre Stimme entschiede.

Mutis (Don Joseph Cöleſtin), Director der botanischen Anstalt zu Neugranada und königl. Astronom zu Santa-Fé de Bogota, geb. 1732 zu Cadix, wurde zu Sevilla Doctor der Medicin und 1757 als Hülfslehrer der Anatomie zu Madrid angestellt, machte aber besonders Botanik zum Gegenstand seiner Studien und zwar mit solchem Erfolge, daß, nachdem er dem Vicekönig Don Pedro Mosia de la Cerda als Arzt nach Neu-Granada gefolgt war, er die Botanik mit Kenntniß neuer Pflanzen in diesen Gegenden auf das wesentlichste bereicherte. Seine neuen Entdeckungen sind größtentheils durch Linné, den Sohn, dem er sie mittheilte, bekannt geworden. Auch wurde man durch ihn zuerst mit den verschiedenen Sorten der Chinarinde genauer bekannt. Eine darauf Bezug habende Schrift in spanischer Sprache erschien zu Cadix 1792, 4. Er selbst ließ auf seine Kosten eine Flora von Bogota malen, die nach s. Tode (er st. zu Santa-Fé am 11. Dec. 1808) sein Neffe Sinforosa Mutis beendigte. In hohem Alter den geistlichen Stand betretend (er wurde Domherr zu Santa-Fé), vermachte er seine ansehnlichen naturhistorischen Sammlungen, seine astronomischen Instrumente und bedeutende Bibliothek dem Staate; sie befinden sich noch zu Santa-Fé.

Muttermale (naevus maternus) sind Hautflecken, ursprüngliche abnorme Bildungen dieses Organs, stehen bald mit der Haut gleich, bald erheben sie sich über dieselbe, sind mehr oder weniger in ihrem Umfange beschränkt und von verschiedenen Farben, doch meist braungelb. Gewöhnlich erben sie von der Mutter auf's Kind; nicht selten sind sie ihm eigenthümlich. Weil diese stellweisen Verunstaltungen der Haut meist schon im Mutterleibe in den ersten Perioden des Foetuslebens gebildet werden, und wir von den krankhaften Einflüssen und Ursachen, welche sie zu Wege bringen, keine Kenntniß haben: so ist es unmöglich, ihre Entstehungsart zu erklären. Der Volksglaube schreibt sie, wenn es keine erblichen Fehler sind, einem Versehen der Mutter während ihrer Schwangerschaft zu. Daß die Gemüthsbewegungen der Mutter auf das Kind einfließen müssen, kann man im Allgemeinen

mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten; denn der Embryo bildet mit der Mutter nur Einen Organismus, oder beide Organismen stehen doch in der innigsten Verbindung, indem das Leben der Mutter das des Foetus durchaus bedingt, und dieß während der gesetzmäßigen Zeit dem Leben der Mutter nicht weniger nothwendig ist: schwer läßt es sich hingegen aus der Erfahrung beweisen, daß auch Phantasieregungen der Mutter so organisch und gestaltet auf das Kind einwirken, daß sie, wie beim Versehen, störend in die normale Bildung und Entwickelung des Keimes eingreifen könnten. Wenn gleich einige Erfahrungen dafür zu sprechen scheinen, so sind sie doch so wenig bestimmt und allseitig bewahrheitet, daß sie nicht im Stande sind, die Wahrheit aus ihrem tiefen Dunkel in ein helles Licht zu heben.

Mylitta hieß die Venus der Assyrer (bei den Arabern Alitta, bei den Persern Mithra). Sie war als Mondgöttin das weibliche Princip der Zeugung. In dem üppigen Babylon war ihr Dienst Volksdienst, indem die Sitte bestand, daß jede Frau sich ein Mal in ihrem Leben einem Fremden preisgeben mußte für eine Summe, welche sie in den Tempelschatz lieferte. Mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, erzählt Herodot, setzten sich die Weiber in den Galerien des Tempels nieder, durch welche die Fremden gingen, sich eine der Harrenden zu wählen. Keine durfte zurück nach Hause kehren, bis ihr ein Fremder das Geld mit den Worten in den Schoß geworfen hatte: "Ich rufe für Dich die Göttin Mylitta an!" (Vgl. Mondgöttin.)

Myologie, Muskellehre, s. Anatomie.

Myops, s. Kurzsichtig.

Myriade, eine Zahl von zehntausend; in der poetischen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagramm, Myrialitre, Myriametre, s. Französisches Decimalsystem.

Myriorama (griech.), Zehntausendschau. Diese malerische Spielerei für Schaulustige und Zeichner erfand Bres in Paris und vervollkommnete Clarke in London. Sie ist eine malerische Seeküste mit Wohnungen, Baien, Trümmern, Klippen, Schluchten und Landwirthschaftsbildern, an einem Canal mit fernen Gebirgen, hat 16 Abtheilungen, welche zerschnitten werden können. Die Durchschnittslinien passen überall als Vor- und Mittelgrund und lassen folglich eine beliebige Mischung zu einem Landschaftsgemälde zu.

Myrmidonen hießen die Bewohner der Insel Aegina. Myrmex, die Geliebte Jupiters, war von der Minerva in eine Ameise verwandelt worden, und von ihr kam nun eine große Menge dieser Thiere zur Welt. Aeakus (s. d.), König von Aegina, dessen Land durch die Pest entvölkert worden war, bat den Jupiter, diese Thiere in Menschen zu verwandeln; es geschah, und die daraus entstandenen arbeitsamen und thätigen Menschen zeichneten sich auch in der Folge als tapfere Krieger bei Troja's Belagerung unter Achill's Anführung aus. — Eben daher rührt wohl auch das französ. Wort mirmidon, ein kleiner, zwergartiger Mensch, ein Knirps; auch ein kleiner Naseweis. Endlich versteht man auch unter Myrmidonen geldgierige Menschen.

Myron, ein berühmter griechischer Bildhauer um 442 v. Chr., aus Eleutherä in Böotien, einer der größten Künstler des hohen Styls. Er arbeitete größtentheils in Erz, doch auch in Holz und Marmor, bediente sich auch vorzüglich delischer Bronze. Seine Werke sind äußerst mannigfaltig, seine Compositionen neu, die sonderbaren und gewagten Stellungen bewunderungswürdig abwechselnd. Besonders fühlte

er ſich, wie es ſcheint, von den verſchiedenen Kampfarten der Athletik angezogen und wußte hierbei den höchſten und furchtbarſten Punkt der Handlung darzuſtellen. Er beherrſchte das ganze Gebiet der Plaſtik und erweiterte daſſelbe; wahrſcheinlich brachte Myron das Herculesideal der Vollkommenheit nahe. Beſonders eigenthümlich waren ihm, der das Geheimniß entdeckte, Ideal und Natur vereinigt darzuſtellen, Darſtellungen unſchuldiger Naivetät; auch ſeine Thierfiguren ſind hochgeachtet; auf ſeine (ihr Kalb ſäugende) Kuh, auf dem großen Platze zu Athen, ſind allein 36 Epigramme vorhanden. Noch iſt die Eigenthümlichkeit ſeiner Kunſt erſichtlich an ſeinem fallenden Fechter im capitoliniſchen Muſeum und an ſeinem Discuswerfer, wiewohl letzterer nur theilweiſe antik und überdieß fehlerhaft reſtaurirt iſt.

Myrrha, des Thias und der Arithyia oder des Kinyras und der Cenchreis Tochter. Ihre Mutter zog ſich der Venus an Schönheit vor, oder ſie ſelbſt that es, da ſie beim Auskämmen ihrer Haare dieſe für ſchöner als die der Venus erklärte. Zur Strafe machte ſie Venus in ihren eignen Vater verliebt. Sie wollte ihre unnatürliche Liebe unterdrücken, aber ihre Amme ward ihr ſelbſt dazu behülflich. Einſt nun lernte ihr Vater bei herzugebrachtem Lichte ſeine Beiſchläferin kennen. Nun verfolgte er ſie mit dem Schwerte bis nach Arabien, wo ſie die Götter um Mitleid anrief und Venus dieſelbe in einen Myrrhenbaum verwandelte. Ihr Vater erſtach ſich ſelbſt, und ſie gebar den Adonis.

Myrrhe, ein braunrothes durchſichtiges Gummiharz, von bitterem und ſcharfem Geſchmacke und angenehmen Geruche, welches von einem unbekannten Baume im oſtnördlichen Afrika, in kleinen Stükken oder großen Körnern zu uns kommt. Die echte Myrrhe fließt nicht in der Wärme, brennt aber angezündet leicht fort.

Myrthe (Myrtus), zarter ſchöner Baum, wächſt im ſüdlichen Europa, in Afrika und Aſien wild, hat eine röthliche Rinde, immergrüne, glatte Blätter, weiße Blüthen und ſchwarze eirunde Beeren von der Größe kleiner Erbſen. Die letztern ſind gewürzhaft und bitter, wie die Blätter, werden aber bei uns ſelten reif. Von den zarten Reiſern macht man Kränze für Bräute bei Hochzeiten, Feſten u. ſ. w.; ſonſt dient der Baum meiſtens nur zur Zierde. Zwei andere Gattungen ſind aber ihres Nutzens wegen zu bemerken: die Nelkenmyrthe und die Gewürzmyrthe. Die Myrthe war bei den Alten der Venus geheiligt und galt als Sinnbild der Liebe, oder auch des liebevollen Andenkens (z. B. bei Grabmälern ꝛc.).

Myſore (Mayſur), ein von den Briten abhängiges Reich in Hindoſtan, zwiſchen dem britiſch. Oſtindien, den Ländern des Nizam und der Mahratten, bildet den Süden des Plateau zwiſchen beiden Ghats oder großen Gebirgsketten und iſt nur durch Päſſe und Durchbrüche mit dem Tieflande verbunden. Haupterzeugniſſe ſind Pfeffer, Kardamomen und Teakholz. Myſore war ehemals eins der mächtigſten Reiche Vorder-Indiens. Ihre Herrſcher ſchrieben ſich von einem in Guzurate mächtigen Stamm her und gründeten 1571 das Reich Myſore. Ayder Ali (ſ. d.) ſetzte ſie 1760 ab und bemächtigte ſich der Herrſchaft. Ihm folgte ſein Sohn Tippo Saib (ſ. d.), welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Dieſe theilten nun den Staat von Myſore, behielten, nebſt der Hauptſtadt Seringapatnam (ſ. d.) ungefähr 800 QM. Land mit 2½ Mill. Lak Rupien Eink. für ſich, einen faſt gleichen Antheil überließen ſie ihren Bundesgenoſſen, dem Subah von Dekan und den Mahratten, und aus dem Reſte des Landes, von 1200 QM. mit 3 Mill. Einw. (die ſehr träge,

verdorben und doch stark sind, größtentheils Hindus von mehren Sekten) und etwas über 4 Mill. Rupien Einkünfte, wurde das jetzige Reich Mysore gebildet, zu dessen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen, von Ayder Ali abgesetzten Regentenstammes, einen 5jährigen Prinzen, Rajah Maha, machten, der jedoch ganz von der brit. Regierung zu Madras abhängt, 700.000 Gulden Tribut zahlt und in s. Festungen engl. Garnisonen unterhält. Das Land zerfällt in 3 große Districte (Subahs). Im Süden ans Gap stoßend Patana mit den Städten Maysur (jetzt wieder Hauptstadt), Bangalore (3000 F. hoch, feste Stadt mit 60.000 Einw., starkem Handel, lebhafter Industrie, gutem Feldbau und Rosengärten), Tschinapatam (mit Fort; Zuckersiederei, Glas- und Drahtverfertigung) u. v. a. Der Bergdistr. Nagara im NW. enthält Bednore (13° 50′ NBr.), auch Heidernagore, feste Handelsstadt von 12.000 Einw., zum Theil Christen, Simoga mit starken Gewerben, Huly Onorr, Handelsort, die Trümmer der alten Capitale Ikery. Der Distr. Chatrakal nimmt den NO. ein; die Hauptstadt und Feste Tschitteldrug ist unbedeutend; Sera (12.000 Einw.) liegt in fruchtreicher Gegend und handelt nach Norden.

Mystagog, bei den Mysterien des Alterthums Derjenige, der den Einzuweihenden einführte, sowie auch Derjenige, der das Innere des Tempels zeigte; daher bei uns ein Geheimnißvoller oder Geheimnißkrämer.

Mysterien, Geheimnisse, Geheimlehren, zu deren Besitz gewisse Menschen nur durch feierliche Einweihung. (Initiation) gelangen. Bei den Alten bezogen sie sich entweder auf die Erkenntniß einer höhern (Vernunft-) Religion, oder auf Götterfeste der Ueppigkeit, wie die Orgien. Als der, von Homer und Hesiod begründete, hellenische Mythologismus in allen griech. Staaten in Tempeln und Festen als Volksreligion thronte, fand die asiatische Naturreligion noch immer ihren Weg nach Griechenland durch Mysterien und geheime Weihungen. Die ältesten sind die der samothrakischen Kabiren, von phönikischen Seefahrern gestiftet, deren Patäken nach Varro die großen Götter Saturnus und Ops, d. h. Sonne und Mond genannt wurden. Aus ihnen gingen später die einzigen Sterngötter der Griechen, Kastor und Pollux, hervor. Auf einem andern Wege kamen die Orphischen Weihen um die Zeit des Aufblühens der griech. Freistaaten, nach Eleusis und schmolzen dort mit der alten symbolischen Feier der Entwilderung durch den Ackerbau zusammen. Darum trat hier an die Stelle des Mondes die Erde befruchtende Ceres. Jakchos ist die junge Frühlingssonne. Beider Produkt ist Kore, Proserpina, d. i. die aus der Unterwelt hervorsprießende Saat. Hierdurch kam die Lehre von der Unterwelt, vom Zustande nach dem Tode, in die Mysterien. Uebrigens hatten alle geheimen, von reinem Sternendienst ausgehenden Weihen heilige Bücher, deren späteste Nachklänge Orpheus's Hymnen sind. Diese phönikisch-orphischen Weihen, welche auf den reinen Sternen- und Daimonendienst hinweisen, wurden in den spätern samothrakischen und eleusinischen Weihen achtungswürdig durch Entsündigungen und Unsterblichkeitsglauben. Sie lebten schon früh im heftigsten Streit mit den orgiastischen Weihen, die alle aus Kleinasien und Syrien kamen, und deren Abzeichen die lärmende Kymbel, Trommel- und Pfeifenmusik war Sie arteten endlich, wie die Adonischen, phrygischen und Bakchi-Phallus-Geheimnisse, in grobe Sinnlichkeit und Jonglerie aus und mußten endlich durch Senatus-Consulte gegen Bakchanale verpönt werden. In den letzten Zeiten der römischen Republik und unter den Imperatoren ver-

schlangen die Isis- und Mithraweihen (Osiris) alle andere Mysterien. Die Reinheit der Lehre der Mysterien ging verloren; doch erneuerte sie sich wieder in dem glänzenden System der Eklektiker, welche den Polytheismus gegen das Christenthum vertheidigten, und zu dem sich Apollonius von Tyane, Ammonios Sakkas, Jamblichos, Kelsos, Porphyrios, Proklos, Plotinos und der Kaiser Julian bekannten. Alle Mysterien haben den Ursprung aus dem Orient gemein. Ueber die von Eleusis s. Eleusinisch'e Geheimnisse. Ihre Lehren scheinen zuletzt aus Einem Grundsatze, nämlich der Reinigung und Läuterung des Leibes und der Seele hergeleitet werden zu müssen. Die Verschiedenheit der Mysterien und Orden entsprang bloß aus der verschiedenen Ansicht des doppelten Naturprincips und aus der Wahl der verschiedenen Mittel zum höchsten Ziele der Vollendung zu gelangen. Dieß gilt u. a. von dem Cultus der reinpersischen Mysterien der Anaitis und des Mithras, welcher in ganz Armenien und in Kleinasien blühte, und über Kappadocien und Kilikien nach Byzanz und Rom wanderte. Anaitis (dieselbe mit der Mitra, Urania, Artemis persica und Diana phosphora, mit der babylonischen Mylitta und der phönikischen Astarte war nämlich die Darstellung des weiblichen Naturprincips in dem Genius des Morgen- und Abendsternes, welcher die Harmonien des Lichts und die Musik der Sphären leitete; Mithras war die Darstellung des männlichen in dem kräftigen Lichte der Sonne. Die Mysterien des Mithras hatten 12 Prüfungen, 3 Grade und 7 Weihungen, welche sich auf den Mithras-Denkmalen bildlich dargestellt finden. Die Mysterien der Isis (s. d.) fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, besonders in Rom, vielen Beifall. Die heidnischen Mysterien verschwanden im 2. und 3. Jahrh. der christl. Zeitrechnung nach und nach wie die Orakel. Auch nannte man vormals in manchen christlichen Ländern die geistlichkomischen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Mysterien. (S. Französische Bühne.) Eine Hauptschrift über die Mysterien sind St.-Croix's, „Recherches historiques et critiques sur les mysteres du paganisme" (2 Aufl., durchges. v. Sylv. de Sacy, Paris 1817, 2 Bde.).

Mysticismus. Gewöhnlich versteht man darunter diejenige Denkweise, welche der menschlichen Vernunft jede vollkommene Erkenntniß in theoret. und prakt. Hinsicht absprechend, alles bessere Wissen und Thun als die Wirkung eines von Gott ausgehenden und durch unmittelbaren geheimnißvollen Einfluß in die Menschenseele überströmenden höhern Lichtes ansieht. Auf das Geheimnißvolle (Mysterium) dieser innigen Verbindung zwischen Gott und Menschen deutet schon der Name hin. — Wie verschieden sich auch dieser Mysticismus im Laufe der Zeit gestaltet habe, so scheinen doch alle seine Anhänger in folgenden Hauptsätzen zusammen zu treffen. „Die Bestimmung des Menschen kann keine andere seyn, als die innigste und engste Vereinigung mit Gott; aber der Mensch hat sich in der Zeit von Gott getrennt und sich ihm in eingebildeter Selbständigkeit als vernunftfreies Wesen gegenüber gestellt. Alles menschliche Verderben hat lediglich in dieser Trennung seinen Grund, und es gibt nur ein Mittel, sich demselben zu entreißen, — die Rückkehr in den Schoß der göttlichen Gnade. Zu dem Ende kommt Gott selbst dem Menschen mit seinen übernatürlichen Wirkungen entgegen, und diesem bleibt nichts zu thun übrig, als sich denselben in demüthiger Selbstvernichtung hinzugeben, und vollkommen gereinigt und erleuchtet zum Anschauen Gottes in Liebe, d. h. zur gänzlichen Vereinigung mit ihm erhoben zu werden.

Nur also völlige Verleugnung des eignen Willens, geistige Selbstvernichtung (das Non Ego der Mystiker), in welcher das Ich dem an seine Stelle tretenden Gotte weichet, führt zu jenem seligen Zustande, worin der Mensch unmittelbar empfindet und anschaut (mystischer Anthropomorphismus) und selbst willenlos, bloß durch übernatürliche Einflüsse zum Rechten getrieben wird (mystischer Fatalismus)". Willkürlich und unstatthaft ist diesemnach die Unterscheidung eines religiösen und moralischen Mysticismus. Beide sind wesentlich eins und unzertrennlich. — Die mystische Ansicht ist zu tief im Menschengemüth begründet, als daß sich ihr Ursprung nicht ins Dunkel des fernsten Alterthums verlieren sollte. Dem Menschen, dem das Geheimniß seiner Doppelnatur, das Vorhandenseyn eines Göttlichen neben dem Irdischen in ihm, noch verborgen ist, muß jedes lebendigere Aufwallen des sittlichen Gefühls als die Folge einer unmittelbaren höheren Einwirkung erscheinen. Hat sich ein solcher einmal gewöhnt, Das, was als innere Stimme zu ihm spricht, als etwas von außen Hereingekommenes zu betrachten, so ist auch bald ein zweiter Schritt gethan, daß er, geringachtend die eigene Kraft, nur von göttlicher Offenbarung erwartet, was Andere in der Tiefe ihres eignen vernünftigen Seyns zu finden glauben. — Ehrwürdig unleugbar ist demnach der Mysticismus in seinem Ursprunge; denn er geht von einer Ahnung des Göttlichen und von dem Bestreben aus, dasselbe in sich wirklich zu machen. Achtbar bleibt er auch immer in seinem Wesen, so lange er nicht bloß mit Bildern tändelt und in einer wahnwitzigen Verkörperung des Geistigen sich gefällt. Ja es gibt eine Mystik, die wir die höhere nennen, und der wir, als solcher, das Wort reden möchten. Es ist jene, die in allen Erscheinungen der sichtbaren Welt nur Andeutungen des Unendlichen sieht und in den vergänglichen Formen, Farben und Tönen derselben nur das unendliche in ihnen verborgene Leben anschaut, den ewigen Geist, der sich überall auf das Mannigfaltigste abbildet, aber nur dem in Andacht beschauenden Gemüthe offenbar werden kann. Das ist der Mystik poetischer Geist, ohne die kein Kunstwerk, kein Naturgebilde vollkommen verstanden werden kann, und die, ohne das Einzelne zu vernachlässigen, dennoch das Gemüth in fortdauernder Beschauung des Ganzen erhält. — Aber es gibt auch einen andern für Geist und Herz höchst verderblichen Mysticismus, der in einseitig und mangelhaft entwickelten Gemüthern nur zu leicht Platz nimmt und unfähig, sich über die Grenzen sinnlicher Empfindung zum reinen Anschauen der Idee zu erheben, in den Trugbildern einer erhitzten Einbildungskraft und in den Nebelgestalten eines übermäßig aufgeregten Gefühls das Rechte zu ergreifen wähnt. Es ist dieß jener gröbere Mysticismus, der den Geist in seiner freien Wirksamkeit hemmt, den Verstand irre leitet, die Urtheilskraft befängt, die Vernunft zur Dienerin der Phantasie und des Gefühls herabwürdigt und an die Stelle einer freithätigen, edleren Wirksamkeit eine unsichere Gefühlstugend setzt, die allen den Verirrungen preisgegeben ist, denen Einbildungskraft und Gefühl, sich selbst überlassen, ausgesetzt zu seyn pflegen. Man denke hierbei nur an jene Vergröberungen des reinen Geistesgenusses, die mit dem zwar harten, aber wohl nicht ganz unpassenden Namen der Theopornie bezeichnet worden sind. Klima, Temperament und herrschende Religionsbegriffe waren auch hier nicht ohne Einfluß, und der Mysticismus, obwohl in seinen Grundzügen überall derselbe, mußte sich in verschiedenen Zeiten, Ländern und Menschen auch verschieden aus-

prägen, anders am Nil als am Ganges oder unter dem heitern griechischen Himmel; anders in dem Kopf eines Platon als in dem einer Guyon oder eines Jakob Böhme; anders in den Mysterien der Griechen oder in den Schulen der vortrefflichen Essäer und Therapeuten, als später in den Kreisen christlicher Aszeten und Anachoreten unter dem Einflusse einer Religion, die, bei ihrer tiefen Gemüthlichkeit und Innerlichkeit, mehr als irgend eine andere, der mystischen Ansicht zusagen, aber freilich auch in sinnlichern Menschen jenes phantastische Bilderspiel, jene Verkörperung des Geistigen veranlassen mußte, die wir oben mit dem Namen des gröberen Mysticismus bezeichnet haben. — Für die Verbreitung christlich-mystischer Ansichten wirkten durch ihre Schriften, außer dem Pseudo-Dionysius im 5. Jahrh., seit dem 12. Jahrh. vorzüglich: Bernhard v. Clairveaux, Richard de sancto Victore, Tauler, Johannes a Cruce, Bonaventura, Thomas a Kempis, Jakob Gailer von Kayserberg, sowie die Frauen Guyon, Bourignon und viele Andere. — Daß auch unsere Zeit in Poesie, Naturwissenschaft und Religion zu ähnlichen Ansichten sich hinneigt, ist eine Thatsache, die man nur dann unberücksichtigt lassen könnte, wenn nicht neben dem bessern auch jener grobe fanatische Mysticismus laut würde, der, aller vernünftigen Einsicht Hohn sprechend, an die Zeiten des dumpfesten Aberglaubens drohend erinnert. Das, was an der Speculation unserer Tage als Mysticismus erscheint, dürfte meistentheils einen gemischten Charakter an sich tragen, und so ist es vornehmlich in den Bestrebungen, welche wir aus den zeitgemäßigen Berührungen zwischen der Philosophie und Theologie und der daraus sich immer systematischer hervorbildenden speculativen Theologie sich erzeugen sehen. So hat besonders Franz Baader's System („Vorlesungen über speculative Dogmatik", 2 Hefte, Münster 1830) der Hinneigung zum Mysticismus nicht entgehen können, der sich bei ihm aus Speculation und Supranaturalismus gemischt erweist. Nicht philosophisch genug hat Heinroth in seiner „Geschichte des Mysticismus" (Leipz. 1831) diesen Begriff aufgefaßt, den er zu sehr bloß als psychische Verirrung vom Standpunkt des Seelenarztes aus ansieht. Unbefangene Bemerkungen über die geschichtliche Entwickelung der hier betrachteten Begriffe bietet eine kleine Schrift von D. von Cöln: „Historische Beiträge zur Erörterung der Begriffe Pietismus, Mysticismus und Fanatismus" (Halberstadt 1830), in welcher jedoch die genauere Beziehung auf die Verhältnisse derselben in der nächstliegenden Gegenwart vermißt wird. — In der kathol. Kirche sind die Sakramente das Wesen der Mystik. Die kathol. Mystik unterscheidet sich von der protestantischen dadurch, daß jene mehr allgemein und durch den Geist der kirchlich-religiösen Einrichtungen fester bestimmt ist, während diese, den Gefühlen der Einzelnen hingegeben, sich zu oft in dem Nichtigen auflöst, wie die ältere und neuere Geschichte der protestantischen Kirche bewährt. Der Mittelpunkt der katholischen Mystik ist das Abendmahl des Herrn, die Gläubigen treten dadurch in reale Gemeinschaft mit dem Herrn, eine Fülle der seligsten Genüsse bietet sich ihnen hierdurch dar. Uebrigens mangelt es auch nicht den Katholiken an Privatmystik, aber es bleibt doch immer ein fester Mittelpunkt der allgemeinen Mystik, so wenig die Kirche einzelne Abartungen, die man oft sehr zur Ungebühr der Kirche zur Last legt, gar als (ästhetischen) Katholicismus darstellt, anerkennt, so sicher ist es doch, daß das innere Leben der Mystiker wie Kempis, Sales u. s. w., des Katholicismus köstlichste Blüthe ist. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß die kathol. Kirche nur darum die Mystik begünstige, darum mit

den Künsten sich verbände, um Anhänger an sich zu ziehen und innere Mängel zu verdecken; sie bedarf deß nicht, sie bietet Worte des Lebens und ihr Glaubenssystem ist rein und consequent, auch ihre Moral ist rein. — Ueber die Mystiker im Orient s. Sufismus. S. Borger, „Ueber den Mysticismus", aus dem Latein. übers. von Ernst Stange (Altona 1826).

Mystificiren, die Leichtgläubigkeit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften. (Vgl. Poinsenet.)

Mythologie (griech.), Sagenlehre, oder der Inbegriff der einem Volke eigenthümlichen Sagen von Göttern und göttlichen Wesen. Der ewigen, in allem Wechsel sich immer gleichen Natur gegenüber muß sich dem Menschen früh schon ein Gefühl seiner eigenen Unselbständigkeit und Ohnmacht aufdringen. Noch nicht im Stande, die einzelnen Erscheinungen unter der Idee einer Alles durchdringenden Weltmacht zu fassen, blickt er, der noch rohe Naturssohn, entweder staunend zum Himmel und sieht in den Gestirnen die leitenden Mächte der Erde und ihrer Bewohner (Sabäismus [s. d.], Sonnendienst, Monddienst, Feuerdienst); oder er läßt die ganze Natur von lebendigen Wesen beseelt seyn und bevölkert Erde und Luft, Strom und Quell, Baum und Gestein mit höheren Geistern (s. Fetischismus). Der Sabäismus verwandelt sich allmälig in plumpen Bilder- und Götzendienst (Baaldienst bei den Assyrern, Molochdienst bei den Phöniziern); der Fetischismus, ausgehend von der Anbetung gestaltloser Natur- und Kunstgegenstände (Steine, Klötze, Thierfelle, Pfähle ꝛc.) erstarrt entweder in rohen Thierdienst, wie in Aegypten, oder verwandelt sich allmälig zu einem aller Schönheit fähigen Anthropomorphismus, zu einer Vermenschlichung des Göttlichen, wie bei den Griechen. Nicht überall jedoch entwickelten sich Sabäismus und Fetischismus vollkommen frei und von einander unabhängig. So mochten früh schon Ideen der Feuerreligion aus dem tiefen Orient nach Aegypten übergehen, und daß sich der Fetischismus der Griechen in den ältesten Zeiten schon mit dem Sonnendienste des Morgenlandes befreundete, ist keinem Zweifel unterworfen. Einer oder der andere jener beiden Hauptfamilien gehören alle Mythologien der Erde in ihren Grundzügen an; unter allen aber ist keine, in der die ursprüngliche rohe Ansicht des ungebildeten rohen Naturmenschen so hoch verklärt und vergeistigt erschiene, als in der der Griechen, die darum allein schon, als bloß psychologische Erscheinung und abgesehen von ihrer sonstigen Wichtigkeit für geschichtliche Forschungen und Kunstdarstellungen aller Art, auf das sorgfältigste Studium Anspruch macht. Wir beschränken uns daher auch hier, wo wir den Gang des menschlichen Geistes in Erzeugung mythologischer Ideen darzustellen haben, lediglich auf dieses Volk. — Die ältesten Bewohner Griechenlands, von denen uns Kunde zugekommen, die Pelasger, waren Fetischanbeter. Thier-, Holz- und Steingestalten waren die Gegenstände ihrer Verehrung. Erst den spätern Einwanderungen aus dem gebildeteren Oriente verdankte Griechenland seine Entwilderung. Vor allen waren es die Hellenen (Prometheus), die eine höhere Bildung einleiteten. Der freie, eigenthümliche, aber empfängliche Geist hellenischer Cultur ward bald der herrschende in Griechenland, und nicht nur der einheimische rohe Fetischismus, sondern auch was nachher noch mit spätern Colonien aus Aegypten, Phönizien, Phrygien, vom schwarzen und kaspischen Meere an Sagen und Götterdiensten einwanderte, mußte diesem Geiste sich fügen, ward hellenisirt. Die Innerlichkeit des Orients ging in schöne Äußerlichkeit über, die Menschengestalt ward stehender Typus, und als

nun von Kreta aus, dem ersten Sitze asiatisch-europäischer Cultur, die Herrschaft der neuen Götterdynastie des Zeus sich über Griechenland verbreitete (s. Böttiger's „Kunstmythologie“) und zwei alte Sängerschulen, die ionische (Homer) und die askräische (Hesiod), in meist epischen Gesängen mit gestaltendem Sinne den vorhandenen Sagenkreis behandelten und in der Kunst eine frei nachbildende Gefährtin fanden, so entwickelte sich nach und nach — zum Theil unter dem Einflusse der Gymnastik — jene in ihren Grundfäden so verworrene, aber in ihrer Vollendung so klare und höhere Sinnlichkeit mächtig berührende plastische Sagenwelt, die in ihren Götter- und Heroenidealen, als die schönste Blüthe hellenischen Geistes, Jahrhunderte hindurch die Gemüther bezauberte und noch jetzt aus den Werken der Dichter und bildenden Künstler des Alterthums, wie ein Nachhall aus ferner Zeit, bald klarer und verständlicher, bald dunkler und räthselhafter zu uns redet. Neben dieser plastischen Ansicht der Mythologie entwickelte sich eine andere, die wir, sofern sie aus den Schulen der Philosophen hervorging, die philosophische, in Hinsicht auf ihr Wesen aber die symbolische nennen möchten. Was den Menschen das Nachdenken über die ersten Grundursachen der Dinge, über das Wie und Woher der Entstehung seiner selbst und der Natur gelehrt hatte, brachte er in Verbindung mit dem vorhandenen Mythenkreise; das Bild der Sage ward Sinnbild und die Weltentstehungslehre (Kosmogonie) ward Lehre vom Ursprunge und Geschlechte der Götter (Theogonie). So in der ionischen Schule, wo Pherekydes zuerst der Sinnbildlichkeit der Sage das Wort redete, nachdem schon weit früher thracische Priesterweisheit mit aller Innerlichkeit (Subjectivität) des Morgenlandes dasselbe gethan. Diese höhere mystische Ansicht konnte, so lange griechische Bildung währte, nie ganz untergehen, und erhielt sich, als sie der volksthümlichern Aeußerlichkeit (Objectivität, Plastik) weichen mußte, noch lange Zeit hindurch in den Mysterien. Um das Gesagte vollkommen begreiflich zu machen, müßte, wozu hier nicht der Raum ist, eine Reihe von Göttersagen nach ihren Entwickelungsperioden durchgegangen werden. Es würde sich dann auch zeigen, wie fehlerhaft die Mythographen älterer und neuerer Zeit verfahren, wenn sie ohne Rücksicht auf Zeitverschiedenheiten mit höchster Willkür Alles, was von Sagen ihnen eben zugekommen, durch einander wirren; oder wenn sie überall Symbolik sehen, oder wenn sie, wie wohl auch geschehen, Alles von Heroensagen ausgegangen betrachten; oder wenn sie endlich, wie in den meisten mythologischen Handbüchern der Fall ist, griechische und römische Fabelwelt, als bildeten sie ein unzertrennliches Ganzes in einander verpflechten. — Creuzer begreift unter Mythologie die symbolisch ausgedrückte religiöse Poesie des gesammten Alterthums, die, weil sie sich theils auf eine allgemeine Ursprache gründet, theils aus einer allgemeinen Quelle geflossen ist, ein unzertrennbares Ganzes ausmacht; Gottfr. Hermann dagegen erkennt in ihr die Wissenschaft, welche uns lehrt, was für Ideen und Begriffe gewissen Sinnbildern bei einem gegebenen Volke zum Grunde lagen. Ein Mythus ist nach ihm die Darstellung einer durch ein Bild anschaulich gemachten Idee, der ursprünglich gewiß eine Beobachtung der Natur zum Grunde lag. Diese Begrenzung des Begriffs der Mythologie findet man in Hermann's Briefe an Hofrath Creuzer: „Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie“ (Lpz. 1819), dem die „Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über Theogonie“ (Heidelberg 1818) vorausgingen. Das Verdienst, der Sinn der alten Mythen zuerst aufgesucht und ihm durch alle Bildungsstufen, die er durchging,

nach Kräften nachgespürt zu haben, gebührt Chr. Gottl. Heyne, dessen Verfahren an Joh. Heinrich Voß einen verunglimpfenden Richter fand, so beherzigenswerth auch dessen Warnung seyn mochte, daß die philosophische Deutung späterer Jahrhunderte zur Erklärung des ursprünglichen Mythus unzulässig sey. Seit Heyne und Voß fing man an, das Vaterland der Mythen mit gewissenhafterm Ernste aufzusuchen, fühlte sich aber dadurch einem Himmelsstriche zugewiesen, dem Oriente, wo der besonnenen Forschung neue Schwierigkeiten in dem Wege lagen. Die Versuche von Kanne, Wagner, Görres, Pornedden, Hug, Sickler, um die Stammländer der Mythen im Orient auszumitteln, ermangelten zuweilen der kritischen Genauigkeit und Mäßigung. Durch Wagner kam Tibet und Hindostan als ein Mutterland vieler Sagen in Aufnahme. Zusagender möchte die Hug'sche Vermuthung seyn, wie auf mancherlei Wegen die altasiatischen Sagen nach Griechenland einzogen, und wie sie, immer der Oertlichkeit angepaßt, bald zu einem Eigenthume der Griechen wurden, das seine ursprüngliche Gestalt fast zu verleugnen schien. Nicht allzuglücklich war aber die Beweisführung einer oberasiatischen Abstammung griech. Mythen, die einige Gelehrte (Sickler, Schelling, Kanne) dadurch geben wollten, daß sie griech. Namen aus den semitischen Dialekten zu erklären suchten. Leidenschaftlicher erhoben sich gegen Hermann's Ansicht Joh. H. Voß und Lobeck, obgleich Görres, v. Hammer, Münter, Uwaroff, Ritter durch neue Gründe ihr Bestätigung zu geben versuchten. Nicht ohne Glück bemüht sich Konr. Schwenck in s. „Etymologisch-mythologischen Andeutungen", nebst einem Anhange vnn F. G. Welcker (Elberfeld 1823), die älteste Mythe aus den Anbildungen der Folgezeit durch Etymologie herauszufinden. Auch gehören hierher als neue Versuche: O. Müller's „Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Gött. 1825) und Ferd. Chr. Baur's „Symbolik und Mythologie" (Stuttg. 1824, 2 Bde.); ferner als treffliche Beitr. zur Mythologie des Orients Rhode's Schriften (z. B. „Beitr. zur Alterthumskunde"). Für die Kunst sind sehr wichtig Böttiger's „Ideen zur Kunstmythologie" (Dresd. u. Lpz. 1826, 1. Cursus), sowie dessen frühere „Vorlesungen"; ferner die Bilderwerke von Hirt und Millin. Ueber die Nordische, sowie die Indische Mythologie s. d.

N.

N, der 14. Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Ausstoßung der Luft durch den Mund und die Nase ausgesprochen wird. Zugleich ist er der 3. der sogen. Halblauter oder fließenden Buchstaben.

Nabis, ein spartan. König um 200 v. Chr., warf sich nach Nachanidas Tode 197 v. Chr. zum Tyrannen von Sparta auf, einer der verworfensten Art. Er benutzte den geschwächten Zustand des unter sich getheilten Griechenlands, verband sich mit König Philipp von Macedonien und bemächtigte sich der Stadt Argos. Die Achäer, hierüber bestürzt, wendeten sich an Rom und baten den, eben, 195, nach Griechenland kommenden, römischen Feldherrn, T. Quintius Flaminius, um Hülfe. Auf erhaltenen Befehl vom Senat zog Quintius gegen Nabis zu Felde. Die äußerst drückenden Bedingungen desselben verwarf der Tyrann und traf Anstalten zur hartnäckigsten Gegenwehr. Flaminius wurde zwar zurückgeschlagen, drang aber endlich in Sparta

ein. Da steckten die Lakedämonier den von den Römern besetzten Theil der Stadt in Brand und nöthigten diese zum schnellen Rückzuge. Gleichwohl ward Nabis zum Frieden unter den frühern harten Bedingungen gezwungen. Allein kaum hatte sich das römische Heer entfernt, als er mit Aetolien und König Antiochos von Syrien in Bündniß trat und aufs Neue feindlich gegen Achaja verfuhr. Zur See erhielt er 192 einige Vortheile gegen sie unter Archippos, wurde aber endlich von Philopömen geschlagen, worauf Lakonien 30 Tage durch den Sieger verheert und geplündert ward. Nabis suchte Hülfe bei den Aetoliern, von denen er etwa 1000 M. unter Alexemenos erhielt. Im Begriff, aufs Neue gegen Achaja zu kriegen, wurde er von Alexemenos bei einer Truppenmusterung ermordet, 191, und zwar, wie es scheint, auf Befehl des ätolischen Bundes. Hierauf traten die Lakedämonier gezwungen in den achäischen Bund.

Nabob (eine Verfälschung von Nawaub, d. i. ein Abgeordneter) heißt in Hindostan der Statthalter über eine Provinz und Befehlshaber der Truppen (in sehr weitläufigen Provinzen wird er Subah genannt); eine Würde, die eigentlich in dem Reiche des Großmoguls von den Engländern in den, den Mongolen entrissenen Ländern, dem Namen nach, beibehalten wurde. Da sich beim Verfalle des mongolischen Reichs jene Statthalter durch Ansichreißung der Einkünfte außerordentlich bereicherten, so nannten nachher die Engländer auch einen Beamten der ostindischen Gesellschaft, der ungeheure Reichthümer in Indien erpreßt hatte, einen Nabob; wohl auch einen reichen herzlosen Schwelger.

Nabonassar, ein König von Babylon mit dessen Regierungsantritt eine neue Jahrrechnung (aera Nabonassarea) anfängt, weil er an der Spitze der alten Regentenverzeignisse steht, die man unter des Ptolemäus Namen besitzt. Man setzt ihren Anfang 747 v. Chr., nach Andern 746, oder noch höher hinauf.

Nachahmung. In subjectiver Hinsicht, wo gefragt wird, inwiefern der Künstler andere Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der sklavischen und von der kindischen Nachäffung, w. z. B. so viele neuere Anakreontische Trink- und Liebeslieder. Der sklavische oder ängstliche Nachahmer ist der bloße Mann von Talent, der, ohne Genie, oft ohne Vermögen, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen zu unterscheiden, mit Mühe und Absicht irgend einem Vorbilde nachstrebt. Von dieser Art waren schon im Alterthum die meisten theoretischen Stücke nach Untergang der alten Verfassungen. Der freie Nachahmer ist der Mann von Talent, der von einem fremden Vorbilde begeistert, oft ohne es zu wollen, den Geist desselben in seinen eignen Hervorbringungen annimmt. (S. Copie.) In der Musik nennt man Nachahmungen mehre ähnliche melodische, in verschiedenen Stimmen auf einander folgende Sätze.

Nachdruck (in der Rede oder in der Musik). Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, lassen sich unter folgende 4 Classen bringen: 1) Wiederholung. 2) Verstärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht angemessen genug scheint; hierher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation). 3) Abbrechung (Aposiopesis), sey es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu sagen, es aber nur so weit sagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4) ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Les-

sing's „Nathan", Schiller's „Fiesco", Göthe's „Tasso" beweisen dieß zur Genüge. Den Nachdruck, welcher durch diese Mittel hervorgebracht wird, nennen wir den Gedankennachdruck, von welchem noch unterschieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entsteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Accent (s. d.) hervorgehoben wird, je nach seiner größern oder geringern Bedeutsamkeit. Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedankennachdruck zusammenfallen müsse, versteht sich von selbst, sowie es auch von selbst in die Augen springt, daß die Musik des Nachdrucks so fähig sey als die Poesie. Falsch ist es hingegen, von Nachdruck in den bildenden Künsten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig sind; die Mimik allein, als eine successiv darstellende Kunst, theilt diesen Vorzug mit der Musik und Poesie.

Nachdruck, s. Büchernachdruck und Verlagsrecht.

Nachschlag ist in der Musik bald der Anhang zum Triller, bald eine oder mehre kleine Noten, welche der Hauptnote angehängt werden und ihr zur Verzierung dienen.

Nachsteuer, so viel als Abzugsgeld (s. d.).

Nacht bedeutet in der Astronomie der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, der in den verschiedenen Jahreszeiten und Ländern verschieden ist, was von dem verschiedenen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie ist beständig Tag und Nachtgleiche, sodaß der Tag 12 Stunden und die Nacht ebenso viel Stunden dauert. Aber die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Aequator verursacht eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zwei Mal im Jahre, am 21. März und 23. Sept., die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längste und kürzeste Nacht ist zur Zeit der Sonnenwenden, den 21. Juni und 21. Dec. Je näher ein Ort nach den Polen liegt, desto größer ist die Verschiedenheit der Dauer der Nächte. Innerhalb der Polarkreise gibt es ein Mal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein ebenso langer Tag folgt. Vgl. Walch's „Einleit. in die mathem. Geographie" (Gött. 1807, 3. Aufl.).

Nacht (Mythologie), bedeutet in den Kosmogenien theils die Dunkelheit der Oberwelt im Gegensatz des Erebos, der Finsterniß der Unterwelt (daher ist sie bei Hesiodos Tochter des Chaos), theils die natürliche Nacht, im Gegensatz vom Tage. Aus ihr entwickeln sich alle folgende Erzeugungen. Homer nennt sie die mächtigste unter den Göttinnen, der Zeus selbst Ehrfurcht erzeigt. Bei Orpheus ist sie Mutter der Götter und Menschen. Bei Hesiodos ist sie nicht Grundursache der Dinge, sondern Tochter des Chaos, Schwester und Gemahlin des Erebos, von dem sie Mutter des Tags und des Aethers wurde; aus sich selbst aber gebar sie das Schicksal (Moiros), das schwarze Verhängniß (Ker), die Parzen, die Nemesis, den Tod, den Schlaf, die Träume, die Hesperiden, den Betrug, die Klage (Momos), den nagenden Kummer (Oizys), das Alter, die Eris, die Strafgöttinnen (Poinai), den Hunger, die Furcht, die Liebe, die Arbeit, den Krieg, Beleidigung durch unbesonnenes Reden (Ate), den Eid. Sie bewohnt abwechselnd mit dem Tage einen schauervollen Pallast in der Unterwelt. Die Kunst bildet sie in langem, schwarzem Gewande, das Haupt mit einem schwarzen Schleier umhüllt, bisweilen auch mit schwarzen Flügeln auf einem zweispännigen Wagen in Begleitung der Sterne, oder

auch den schwarzen, sternbesäeten, über das Haupt fliegenden Schleier mit der Rechten fassend und mit der linken eine Fackel gegen die Erde kehrend, um sie auszulöschen. Immer findet man sie in hehrer, jungfräulicher Schönheit, in voller Jugendkraft, als die nie alternde Erzeugerin der Dinge. Cornelius hat sie neuerlich in der Glyptothek in München in Fresco dargestellt (s. „Kunstbl.“, 1821, Nro. 67).

Nacht (heilige) heißt die Nacht vor den hohen Festtagen, als Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Die Christen begingen sie in den ersten Jahrhunderten mit religiösen Feierlichkeiten; so wurden in der Osternacht die Katechumenen getauft. Weil sie Veranlassung zu Unordnungen gaben, so schaffte die Kirche sie ab.

Nachtfalter, Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtgefecht ist bei Ueberfällen im Kriege nicht selten, und wenn es mit den Ueberfällen mißlang, stets für den Ueberfallenden sehr nachtheilig, weil er auf feindliche Unvorsichtigkeit berechnet, sich nur auf die Vortheile eines unerwarteten Angriffs, aber nicht auf die Gefahren eines Zurückgeschlagenen einzurichten vermochte.

Nachtgleiche, s. Aequator.

Nachtmahlsbulle (Bulla in Coena Domini) enthält eine Excommunication gegen Häretiker und Abtrünnige von der Mutterkirche. Nach Ablesung derselben, jährlich am Gründonnerstage von einem Cardinal in Gegenwart des Papstes, warf dieser eine brennende Fackel vom Balcon in die Straße zum Zeichen des Anathemas. In der Bulle des Papstes Paul III. (1536) heißt es gleich im Anfange, daß es ein alter Gebrauch der höchsten Oberhirte sey, an jenem Tage eine Excommunication bekannt zu machen, um die Reinheit der christlichen Religion und die Einigkeit der Gläubigen zu erhalten; doch findet man nicht den Ursprung jener Ceremonie angegeben. Die Hauptpunkte in der Bulla in Coena Domini betreffen die Häretiker, Verfälscher, Seeräuber, welche das päpstliche Meer unsicher machen; die Fürsten, welche neue Steuern ohne Einwilligung des päpstl. Stuhles auflegen; Die, welche Bullen und andere apostol. Actenstücke verfälschen; welche die Prälaten der Kirche berauben, mißhandeln oder tödten, die kirchliche Jurisdiction nicht anerkennen oder ihr engere Grenzen setzen wollen, selbst unter dem Vorwande, Gewaltthätigkeiten zu verhindern; welche die Güter der Kirche angreifen, die Geistlichkeit ohne Erlaubniß des Papstes besteuern. Die Entbindung vom Anathema hielt sich der Papst bevor, ausgenommen auf dem Todtenbette, wenn der Vergeher erst der Kirche völlige Genugthuung geleistet habe. Diese Bulle, wodurch die geistliche Macht des Papstes sich gebietend der weltlichen gegenüberstellte, mußte großen Widerspruch erregen. Die meisten Fürsten sahen in ihr eine illegale Beschränkung ihrer Souverainetätsrechte und verboten die Bekanntmachung derselben in ihrem Lande: z. B. Philipp II. von Spanien und die Republik Venedig, Kaiser Rudolf II. und selbst der Erzbischof von Mainz. Auch Frankreich protestirte gegen die Bulle in Coena Domini, insofern sie die Rechte des Königs und die Freiheiten der gallicanischen Kirche beeinträchtigte. Als demungeachtet 1580 einige Bischöfe die Bulle in ihrer Diöcese bekannt machten, wurden sie von ihren Functionen suspendirt und ihre zeitlichen Güter eingezogen. Diese Bulle hat von Zeit zu Zeit bisher Umbildungen durch die Päpste erfahren und möchte sie von Neuem bedürfen, seitdem so viele katholische Christen Unterthanen protestantischer Monarchen geworden sind, deren Concordate mit dem heil. Stuhl die Milderung mancher Ausdrücke erwarten zu lassen scheinen. Ihre jetzige Gestalt empfing sie

1627 durch Papst Urban VIII in der Periode des 30jährigen Krieges. Daher nennt sie manche neuere protestantische Sekten gar nicht, hat viel Eifer gegen die Muselmänner und läßt die Griechen unerwähnt, mit denen der Papst in Rußland damals keine Beziehung hatte, und die Griechen unter dem Türkenjoche im Fluche der Zeiten zu arg leiden sah, um sie auch noch namentlich im Anathema zu begreifen. Die jährliche Verlesung der Bulle unterbleibt seit der Mitte des 18. Jahrh., da man wahrscheinlich die Nothwendigkeit einer Umbildung einsieht und aus politischen Ursachen bisher verzögert. Le Bret hat die „Pragmatische Geschichte der Bulle in Coena Domini“ (Leipzig 1769, 4 Bde.) gründlich erzählt.

Nachtrab, s. Arrièregarde.

Nachtstücke, Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Gegenstände nicht von der Sonne, oder dem Tageslichte, sondern von dem Monde oder Feuerschein beleuchtet, dargestellt werden. Diese Gemälde erfordern eine besondere Kunstfertigkeit. Die berühmte Nacht des Correggio ist hinsichtlich der trefflichen Beleuchtung der Gegenstände eines der ausgezeichnetsten Gemälde dieser Art, desgleichen die Gemälde des Niederländers Gottfr. Schalken u. a. m. Prof. Oldendorp in Pforta gehört jetzt mit zu den geachtetsten Malern von Nachtstücken.

Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacktes bezeichnet in der bildenden Kunst: 1) den von Kleidung entblößten menschlichen Körper. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist 2) das Nackte in der Malerei. Wenn das Nackte das Wesentliche ist in der Plastik, welche durch die Form den Geist darstellt, so ist die Malerei ihrer Natur nach, und weil sie durch Farben, folglich mit sinnlichem Reiz darstellt, in der Darstellung des nackten Körpers beschränkt, und verhüllt an sich mehr diejenigen Theile, in welchen sich der Ausdruck des Geistes nicht unmittelbar darstellt (s. Pittoresk). Bei einem gesunden Menschen muß das Colorit der Wangen lebhaft roth, das der Brust, des Nackens, des Leibes, der Arme und Füße aber von zarter Weiße und scheinbar das Blut durchschimmernd seyn. Da jedoch jeder Mensch meistens einen andern Farbenton, nach Maßgabe seines Alters und seiner Constitution hat, so sind diese Abstufungen in den Gemälden unendlich verschieden, und bei Kindern und jungen Frauenzimmern anders, als bei Männern, alten Frauen und Greisen. Titian war bisher der erste Meister in Darstellung des Nackten. Aber nicht bloß wegen des Colorits hat das Nackte viel Schwierigkeit, sondern auch wegen der anatomischen Kenntnisse, welche zur richtigen Darstellung desselben gehören, indem der Künstler auch die verschiedene Spannung der Muskeln in den verschiedenen Lagen genau beobachten muß. Besonders ist dieß bei den Werken der Bildhauerkunst unerläßlich. Ebenso schwierig ist für den Maler und Bildhauer das Nackte, welches durch einen leichten Stoff durchschimmert.

Nadel (kalte, s. Kupferstecherkunst.

Nadel- oder Schwarzholz, Pinus, Forstbäume, die statt der Blätter Nadeln (Tangeln) haben und immer grün bleiben, da, sowie einige Blätter abfallen, andere an ihre Stelle treten. Nur die untersten Nadeln fallen gegen den Winter ab. Der einzige Lerchenbaum verliert alle Nadeln im Herbste. Gedeiht in England das Laubholz höher als bei uns: so ist dagegen unser Nadelholz höher und fester im Kern. Die Tanne, die Fichte und der Kiefer heißen weiches und die Lerche, der Taxus und der Wachholderbaum hartes Nadelholz. Dieß

Holz theilt sich botanisch in vier Familien a) mit Nadeln in Büscheln (wie bei den Lerchen, Cedern ꝛc.), b) mit zwei bis fünf Nadeln aus einer Scheide, z. B. beim Kiefer- und Krummholzbaum, c) mit weichen und breiten Nadeln, einfach und krummartig an den Seiten der Zweige, wie bei der Tanne, d) mit Nadeln rund um die Zweige, wie bei der Fichte. Alle Nadelhölzer haben männliche und weibliche Blüthen auf einem Stamme. Die Frucht ist ein holziger Zapfen, welcher unter jeder Schuppe zwei mit Flügeln versehene Nüsse verbirgt.

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei ungebildeten Völkern mußten und müssen Fischgräthen, zugespitzte Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten so hoch geachtet, daß sie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar, nach Hygin, der Bellona zugeschrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln in Gebrauch gewesen seyn. Schon um 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche sich bloß von diesem Erwerbszweige nährten. Die Nadler, welche ein geschenktes Handwerk haben, müssen in Nürnberg als Meisterstück in einer bestimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Oehren verfertigen. Die ersten metallenen Stecknadeln wurden in England um 1543 gemacht. Um die Nähnadeln zu bereiten, wird der wohl durchglühte und erweichte Stahl zu feinem Drath gezogen und dieser Draht in Stücken geschnitten, welche die Nadellänge haben. Diese Stücke werden da, wo sie das Oehr bekommen sollen, flach und gerade abgeplattet und nochmals im Feuer erweicht. Nach ihrem Erkalten wird ihnen auf dem Ambos mit einem Stahlstifte das Oehr durchgebrochen und die bleibende Rauhigkeit in der Oeffnung auf einer Unterlage von Blei durch einen andern Stahlstift abgerieben. Dann feilt man an beiden Seiten der Oeffnung eine Rinne in die Nadel ein und gibt ihnen ebenfalls mit der Feile die Spitzen und die weitere gehörige Gestalt. Hierauf härtet man sie durch Einsetzen in einer engen eisernen Büchse und durch Ablöschen im Wasser, nimmt ihnen aber nachmals durch Anlaufen in einer flachen eisernen Pfanne etwas von ihrer Härte und folglich von ihrer großen Sprödigkeit. Jetzt müssen alle, weil das Ablöschen im Wasser sie mehr oder weniger verkrümmt hat, mit dem Hammer wieder gerade gerichtet werden. Ihre Politur bekommen sie dadurch, daß die so weit fertige Nadeln zu 10—12.000 in einzelne Pakete gebracht, mit Smirgel und Oel angefeuchtet, auf einer Tafel, mittelst eines darauf gelegten Brets, durch dessen beständige Hin- und Herbewegung sich selbst anderthalb bis zwei Tage schleifen und poliren müssen. Das Oel und der Smirgel wird mit Seifenwasser abgewaschen, und die feuchten Nadeln werden mit warmer Kleie getrocknet. Die während der Arbeit zerbrochenen nimmt man weg; dann werden die Spitzen der übrigen auf einer Scheibe vollends fein geschliffen. Nun erst sind die Nadeln zum Verpacken (1—2000 Stück in jedem Pakete) und Verkaufe fertig.

Nadelstich, s. Acupunctur.

Nadir (Fußpunkt) und Zenith (Scheitelpunkt), die beiden Pole des wahren und des scheinbaren Horizonts (s. d.). Man denkt sich nämlich eine gerade Linie, die den Mittelpunkt der Erde und den Mittelpunkt des Horizonts des Beobachters senkrecht durchschneidet und auf beiden Seiten bis an das Firmament verlängert wird. Diese Achse des Beobachters und des Horizonts läuft daher in zwei Punkten aus: der obere, Zenith, ist gerade über dem Haupte des Beobachters, der untere,

Nadir, gerade unter seinen Füßen. Jeder ist also überall um den vierten Theil einer Kreislinie oder um 90° vom Horizont entfernt; der erste an der sichtbaren oder obern, der andere an der unsichtbaren oder untern Halbkugel des Himmels. Senkrechte Linien vom Zenith zum Horizont sind Bogen von 90° oder Quadranten und heißen Vertikal- oder Scheitelkreise. An ihnen mißt man die Höhe der Sterne über dem Horizonte.

Nadir Schah, s. Kulichan.

Nägelein, s. Gewürznelken.

Nagelflue wird ein in der Schweiz vorkommendes Gestein, ein zugerundetes Geschiebe genannt, das aus Kiesel, Schiefer u. a. Steinen zusammengesetzt und mittelst Kalkmasse fest zusammen gekittet ist; ganze Berge (z. B. der Rigi, Pilatus ꝛc.) und Hügel bestehen daraus und sie wird zu den Wacken gerechnet. Da die Schichten des Gesteins mit sandigen, thonigen und andern Lagen wechseln, und diese theils verwittern, theils durch eindringende Wasser nach und nach zerstört werden oder plötzlich als Schlammströme hervorbrechen, so wird den Nagelfluebänken nicht selten die Unterlage entzogen, und dann brechen unter Getöse und Krachen, unter fürchterlichem Donner und Dampf ganze Schichten zusammen, Schichten, welche oft eine Stunde Längenerstreckung und eine gewaltige Mächtigkeit haben. Eine solche Veranlassung hatte auch der Einsturz von einem Theile des Ruffibergs in der Schweiz, 1805.

Näherrecht, s. Retract.

Nahl (Joh. Aug.), Bildhauer, 1710 zu Berlin geboren, bildete sich daselbst unter Schlüter, durchreisete dann, um sich in der Kunst zu vervollkommnen, Frankreich und Italien, kehrte 1741 nach Berlin zurück, wo man noch jetzt, sowie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg, viele seiner Arbeiten findet. Von 1746—55 hielt er sich meistens zu Bern in der Schweiz auf, wo er sich vorzüglich durch das Grabmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche zu Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmal, welches er in derselben Kirche der verstorbenen Pastorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland besungen, sowie von unzähligen Reisebeschreibern geschildert worden, berühmt machte. 1755 wurde er Professor an der Akademie der Künste zu Kassel, wo er 1778 die Bildsäule des Landgrafen Friedrich auf dem Friedrichsplatze verfertigte. Er starb 1781. 2) (Johann August), jüngster Sohn des Vor., geb. den 7. Jan. 1752, ein vielseitig, durch s. Aufenthalt in Frankreich und Italien gebildeter Künstler; war seit 1815 Director der Classe der Malerei bei der Akademie zu Kassel und erhielt den Preis bei Göthe's Aufgaben in den Jahren 1799, 1800 und 1801. Er st. am 31. Jan. 1825.

Nahrungslosigkeit ist die in einer Gemeinde oder in einem ganzen Lande eingerissene Schwierigkeit, für die arbeitenden Classen, sich die nöthige Nahrung zu verschaffen. Ihr Daseyn deutet immer auf eine Störung des natürlichen Verhältnisses in der Volkswirthschaft (Nationalökonomie), deren Zweck seyn soll, jedem Mitgliede der Gesammtheit für Arbeit (productive Kraftanstrengung) Genuß zu geben. Sie ist oft sehr drückend, selbst einem civilisirten Volke. In Gemeinden kann sie entstehen, wenn die Hauptnahrungsquellen versiegen, oder Unglücksfälle, Kriegsüberzüge, Etappen u. s. w. solche heimsuchen. Solche Schicksale trafen die Residenzen kleiner deutschen Souveraine, in der Periode der Mediatisationen und Säcularisationen, oder solche Städte, denen man eine durchgehende Straße, oder Institute, durch

welche sie blüheten, entzog. Fabrikstädte können oft schnell nahrungslos werden und sich dagegen lange erhalten, oder leicht erholen, selbst nach den größten Erschütterungen des Wohlstandes. Reiche, an Luxus gewöhnte Völker haben stets eine zahlreiche Armuth, die aber doch darum nicht nahrungslos ist, wenn in den arbeitenden Classen Betriebsamkeit herrscht. Spanien wurde nahrungslos durch den Verlust seiner meisten Colonien, doch führt vielleicht dieser Verlust sein Volk zur Arbeitsamkeit, welche Spanien früher fehlte; die Niederländer wurden gleichfalls durch die große Verarmung im Mittelstande, welche die Napoleonische Reduction der verzinslichen Staatsschuld auf ⅓ herbeiführte, nahrungslos. Eine schwache Bevölkerung kann sich auf einem dürftigen nicht urbaren Boden oft nur kümmerlich ernähren und ebenso, wenn der reiche Boden wenig Grundeigenthümer zählt. Sicherer wirken Verminderung der Abgaben, Erleichterung der Communicationen durch Anlegen von Chausseen und Canälen, Aufhebung der Monopole, Frohnen, der Leibeigenschaft und anderer, besonders dem Landbau Fesseln anlegender Institute, Beförderung und Aufsuchung neuer Nahrungsquellen und Hebung der früherhin ergiebigen, jetzt gesunkenen Industriezweige der Nahrungslosigkeit entgegen, als Prohibitivsysteme, Zölle und dergl., die zwar von Manchem auch empfohlen werden, jedoch nur den Landescassen ersprießlich, den Unterthanen aber mehr verderblich als nützlich sind; doch werden die Folgen solcher Maßregeln oft erst nach Jahrzehnten zu bemerken seyn. Vgl. Crumpe, „Ueber die besten Mittel, dem Volke Arbeit und Verdienst zu verschaffen" (aus dem Engl. Leipzig 1796); L. F. v. Meseritz, „Ueber die gegenwärtige Volksnoth in Deutschland und die Mittel zu deren Abhülfe" Stuttgart 1822).

Nahrungsmittel, Erzeugnisse des Naturreichs, die der Mensch zu seiner Ernährung gebrauchen kann (s. Ernährung), oder Lebensmittel; doch sollte man den Unterschied zwischen beiden Benennungen so bestimmen, daß man unter der letztern Benennung alles Das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verstände. Die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, und ihre nährenden Stoffe dienen sodann durch die Verdauung (s. d.) sowohl zum Ersatz der verlorenen Theile als auch zur Ausbildung und zum Wachsthume des Körpers. Man nennt die Nahrungsmittel Speisen, wenn sie in fester oder halbfester Gestalt, Getränke, wenn sie in flüssiger genommen werden; roh, wenn sie so, wie die Natur sie liefert, — zubereitet, wenn sie, durch Kunst verfertigt, genossen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabilisch, theils aus dem Thierreiche, animalisch. Die erstern bestehen aus Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus Stängeln (Spargel) Blätter (Kohl, Salat), Blüthen (z. B. der Blumenkohl), unreifen Früchten (junge Erbsen, Bohnen, Gurken) oder reifen Früchten, bei denen theils das die Samen umgebende Fleisch oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehligen oder öligen Samen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclassen genommen; manche Thiere werden ganz, von andern nur besondere Theile genossen. Die Nahrungsmittel verdienen eine besondere Aufmerksamkeit in Bezug auf die Gesundheit: man kann sie unter zwei Gesichtspunkten betrachten; als Ursache von Krankheiten, wenn sie verdorben oder in großer Menge genossen werden, und als Mittel in Krankheiten, indem sie einen wichtigen Zweig die Diätetik ausmachen. Bei jedem Nahrungsmittel kömmt es darauf

an, daß es gehörig verdaut werde; weil jede nicht gut verdauliche Speise den Magen und die Dauungsorgane sehr schwächt und den Grund zu gastrischen Beschwerden legt. Im Allgemeinen läßt sich zwar die Verdaulichkeit der Nahrungsmittel bestimmen, doch nicht in besondern Fällen; Gewohnheit und die größere oder geringere assimilirende Kraft der Verdauungswerkzeuge haben hierauf einen bedeutenden Einfluß. Mit der Verdaulichkeit der Speisen hängt zwar ihre Nahrungsfähigkeit in so weit zusammen, daß durchaus unverdauliche Speisen nicht nähren, dagegen kann aber eine sehr nährende Speise dadurch, daß sie zu viel Nahrungsstoff enthält, für den Einzelnen schwer zu verdauen seyn. Nahrungsmittel liefern nur die beiden organischen Naturreiche. Nach dem Berichte des berühmten Humboldt lebt zwar eine Nation in Amerika, die in der Regenzeit eine fettige Erde genießt; es ist aber wahrscheinlich, daß sie vegetabilischen Stoffe beigemischt enthalte und eine Art von Dammerde bilde. — Je mehr Eiweißstoff oder Gallerte eine Speise enthält, desto nährender ist sie: durch den ersten Bestandtheil zeichnet sich die Milch aus, und ihre leichte Verdaulichkeit macht sie fast zu einem allgemeinen Nahrungsmittel. Unter den verschiedenen Milcharten ist die Eselsmilch am leichtesten zu verdauen, aber am wenigsten nahrhaft; auf sie folgt die Stuten- und Menschenmilch, dann die der Kuh und des Schafes und zuletzt die Ziegenmilch; sie enthält den meisten Nahrstoff. Je jünger die Thiere, desto verdaulicher ist im Allgemeinen ihr Fleisch; in dieser Hinsicht übertrifft das Geflügel die vierfüßigen Thiere, steht ihnen aber in der Nahrungsfähigkeit nach. Die Polizei soll darauf sehen, daß Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine schädliche Eigenschaften haben. Besonders ist dieß bei den allgemein nothwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfnisse sind. Die Nahrungsmittel haben bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, das Leben, selbst auf den Charakter des Menschen. Er ist seiner natürlichen Anlage nach sowohl zur vegetabilischen als animalischen Nahrung angewiesen. Indessen lehrt sowohl Theorie als Erfahrung, daß animalische Kost die festen Theile des Blutes, den Faserstoff und daher die Kraft des Muskelsystems schneller vermehrt, zu entzündlichen, fauligen und skorbutischen Krankheiten geneigt macht und selbst zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Charakteeß beiträgt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüssigeres Blut erzeugt, aber schwächere Muskelfasern bildet, zu Krankheiten von Erschlaffung und Schwäche geneigt macht und selbst zu Sanftheit und Gelassenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordische Nationen sind meistens mehr zu Fleischnahrung, die südlichen und morgenländischen mehr zu Pflanzenkost, und überhaupt, wenigstens im natürlichen, durch Ueberfeinerung noch nicht verderbten Zustande, zu mäßigerm und einfacherm Genusse geneigt.

Nahum, einer der 12 kleinen Propheten, lebte nach dem Untergange der zehn Stämme durch Salamanazar und vor dem Zuge des Sennacherib gegen den Stamm Juda. Wir wissen nichts Näheres von diesem Propheten. Selbst über die Zeit seines Lebens herrschen verschiedene Meinungen; die wahrscheinlichste haben wir angegeben. Seine Prophezeihung zerfällt in drei Capitel, die zusammen eine fortlaufende Rede bilden. Auf eine lebhafte Weise voll Pathos kündigt er Ninive seinen zweiten Untergang an und wiederholt gegen diese lasterhafte Stadt die Drohungen, welche Jonas (s. d.) 90 Jahre vorher gegen sie aussprach. Sein Styl ist überall derselbe; nichts kommt der Lebhaftigkeit seiner Rednerfiguren, der Kraft seines Ausdrucks und der Ener-

gie seines Pinsels bei. Die neuesten Uebersetzungen des Nahum sind von Middeldorpf (Hamb. 1808) und Neumann (Breslau 1808) beide mit Anmerk.

Najaden, Najades oder Naides, eine Gattung von Nymphen, welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleineren Landgewässer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hatte, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht unserer sogen. Wasserniren herrschen, besonders darin, daß Beide zuweilen einen schönen Gegenstand (so die Najaden den Hylas s. d.) entführen. Man stellt sie als reizende Mädchen dar, das Haupt mit Schilf bekränzt und auf Urnen liegend, aus welchen Wasser strömt.

Naiv (franz. naïf), angeblich entstanden aus dem lat. nativus (angeboren, natürlich, ungekünstelt, im Gegensatz von gemacht, erworben, erkünstelt) und dem im Mittelalter daraus corrumpirten Worte naifus, durch das daraus gebildete franz. Wort naïf ins Deutsche übergegangen; wird, im modernen Sinne, bloß auf Empfindungen, Gedanken, Reden, Handlungen bezogen, die den herrschenden, dem bloßen Conventionellen widerstreiten; sodaß Naivetät (naiveté) den Ausdruck dieser Empfindungen ꝛc. einer das Conventionelle nicht kennenden, oder sich nicht darein fügenden, oder sich eben vergessenden Person bezeichnet. Naivetäten, wenn sie gefallen und wohl belachenswerth, nicht aber lächerlich seyn sollen, müssen der natürliche Ausbruch einer kindlichen Unschuld und Unbefangenheit seyn, da, wo sie nicht erwartet wird z. B. des heirathslustigen Mädchens 14 Jahr und 7 Wochen bei Gellert). Gesuchte Naivetäten erregen Ekel, zumal da das Naive gerade im Contraste, wie mit der Convenienz so mit der Erkünstelung steht und bei dem Blicke aus der Convenienz zur Unschuld der Kindheit hin, Rührung bewirkt, wodurch in naiven Gesinnungen und Handlungen die schlichte Natur über Weltklugheit und Abgeschliffenheit triumphirt. Zum Theil sind auch die irischen Bulls naiv.

Namen. Die Griechen hatten Einen Namen (was bei uns Zuname ist), keinen Geschlechts- oder Familiennamen; dieser Name war hergenommen von Vorfahren, Helden, Göttern (z. B. Apollonios), Thieren, Eigenschaften ꝛc. Bei den Römern führte gewöhnlich Jeder 3 Namen: einen Vornamen (praenomen, die Bezeichnung des Individuums), den Geschlechtsnamen (nomen) und den Familiennamen (cognomen). Bisweilen kam noch ein Zu- oder Beiname hinzu, welcher von glänzenden Thaten oder merkwürdigen Ereignissen entlehnt wurde. Das Pränomen wurde vorangesetzt und gewöhnlich mit einem oder zwei Buchstaben geschrieben, z. B. A. Aulus; C. Cajus; L. Lucius; M. Marcus; P. Publius; Q. Quintus; T. Titus; Ap. Appius; Cn. Cnejus; Sex. Sextus u. a. m. Dann folgte das Nomen, z. B. Cornelius, Fabius Julius aus dem Geschlechte — gente — der Cornelier, Fabier, Julier). Zuletzt kam das Cognomen, z. B. Cicero, Caesar, Scipio u. A. In dem Namen M. Tullius Cicero ist M. das Pränomen, welches ihn von seinem Bruder Quintus unterschied, Tullius das Nomen, welches sein Geschlecht, gens, und Cicero das Cognomen, welches seine Familie anzeigte. Beispiele von Beinamen (agnomen) sind Africanus und ähnliche. — Bei den Deutschen und andern verwandten Völkern waren die Geschlechtsnamen unter dem Bürgerstande vor dem 14. Jahrh. wenig üblich. Jeder führte nur seinen Taufnamen. Die älteste Art, verschiedene gleichnamige Personen zu unterscheiden, bestand darin, daß man ihrem Namen den väterlichen hinzufügte; daher stammen viele englische, dänische und selbst

deutsche Namen, die sich auf son, sohn, sen endigen, z. B. Johnson, Williamson, d. i. (Wilhelmssohn. Hierher gehören ohne Zweifel auch die auf i sich endigenden Taufnamen (die lateinische Genitivendung), welche häufig als Geschlechtsname vorkommt, z. B. Angusti (Augusti filius). Gleichen Ursprung hat die Endung ez der spanischen Namen, z. B. Fernandez, Rodriguez, d. i. Ferdinand's, Rodrigo's Sohn. — Den Araber nennt Niemand bei seinem eignen Namen. Hat z. B. Jemand, dessen Vater Hali hieß, den Namen Zoar, so wird er Ebn Hali (Hali's Sohn) und sein Sohn Ebn Zoar genannt. — Mit dem Lehnwesen kamen neue Namen auf, die von Ortschaften, womit ein Adeliger belehnt wurde, oder überhaupt von den Lehnverhältnissen hergenommen waren. Der Adel hatte daher überall weit eher als der Bürgerliche Geschlechtsnamen. Eine andere Classe von Geschlechtsnamen entstand bei Bürgerlichen von Aemtern, Geburtsländern, z. B. Hauptmann, Schulze, Franke, Schwabe. Ferner, und besonders bei der untern Volksclasse, von Gewerben, wie Schmidt, Müller, Fischer; oder von Hausschildern, wie König, Herzog. Auch gaben zuweilen auffallende äußere Auszeichnungen Anlaß zu Necknamen, die später forterbten, z. B. Roth, Fuchs, Lange, Breitkopf. In Deutschland kamen die Geschlechtsnamen unter den Bürgerlichen erst im 17. Jahrhundert in allgemeinen Gebrauch. S. Wiarda, „Ueber deutsche Vor- und Geschlechtsnamen", (Berl. 1800); Euseb. Salverte's „Essai historique et philisophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux, considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation" (Paris 1824, 2 Bde.). J. M. Fleischer's „Onomatologie, oder lateinisches Wörterbuch unserer Taufnamen" (Erlangen 1824). — Das Annehmen falscher Namen und Eigenschaften und die Vorspiegelung unwahrer Verhältnisse ist zwar Betrug, ein strafbarer aber nur dann, wenn die Absicht vorliegt, entweder Vorzüge zu genießen, die man nicht hat, oder Andern schaden zu wollen. Wird der Name Anderer gemißbraucht, vornehmlich wenn er bei unsittlichen oder schimpflichen Handlungen zur Abwendung eigener Schande und eigenen Nachtheils angegeben wird, ist als Injurie zu ahnden; die Strafe richtet sich dann nach dem Stande der Person, für die sich der Betrüger ausgibt, nach dem Orte, wo er sich den falschen Namen und Stand gab, und nach der Beschaffenheit, Absicht und Größe des unerlaubt gezogenen Vortheils, und besteht in körperlicher Züchtigung, Gefängniß, Geldbuße und Zuchthaus auf mehre Jahre.

Namur, ehemals eine Grafschaft und seit 1421 eine der 17 Provinzen der Niederlande, welche größtentheils Oestreich unterwürfig, durch den luneviller Frieden 1801 an Frankreich überlassen wurde, wo sie bis 1814 einen Theil des Depart. Sambre und Maas ausmachte. Von 1815—30 war Namur mit Theilen von Lüttich, Luxemburg, Brabant, Hennegau und Altfrankreich eine Provinz des Königreichs der Niederlande, seitdem aber gehört sie zum belgischen Staate, enthält 68 Q. M. und 180.000 Einw., meist Wallonen kathol. Glaubens. Namur ist eine wellenförmige, und nur zum Theil mit Hügeln und Waldungen versehene, mit einem angenehmen Klima äußerst fruchtbare Landschaft, welche außer den Erzeugnissen des Ackerbaues und ansehnlicher Viehzucht, vorzüglich Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Steinkohlen und Marmor hervorbringt. Die Provinz ist in 3 Bezirke: Namur, Dinant und Philippeville getheilt. 2) Hauptstadt der Provinz, liegt in der Gabel der Sambre und Maas, hat bedeutende, seit 1817 verstärkte Festungswerke und eine Citadelle auf einem steilen Felsen. Die Stadt

ist gut gebaut, zählt über 17.000 Einw., hat eine schöne Cathedrale und 16 andere Kirchen; ist der Sitz eines Bischofs unter der Metropole Mecheln, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts ꝛc. Die Einwohner verfertigen besonders viele und gute Messer und unterhalten einen bedeutenden Handel mit denselben, sowie mit andern Eisenwaaren. Ferner sind hier Leder- und Tabacksfabriken, eine Glashütte und sechs Messinghütten. Die Stadt ist in den Kriegen zwischen Frankreich, Deutschland und Holland (1692, 1695, 1746) verschiedene Male belagert und eingenommen worden.

Nancy, vormalige Hauptstadt Lothringens und Residenz seiner Herzoge, jetzt des franz. Departements Meurthe, hat eine schöne Lage zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Gegend. Sie wird in die Alt- und Neustadt abgetheilt; erstere ist unregelmäßig gebaut und hat ein düsteres Ansehen; letztere bildet eine der schönsten Städte Frankreichs mit prächtigen Gebäuden, schönen öffentlichen Plätzen und reizenden Spaziergängen, z. B. der Königsplatz, von vielen schönen Gebäuden und dem Rathhause umgeben; eine Triumphpforte führt auf den Platz Carriere, an dessen Ende das Gouvernementspalais sich erhebt, von welchem man durch ein prächtiges Thor in die Altstadt und durch ein anderes in die reizende Promenade Pepiniere gelangt. Auf dem Allianzplatz stehen zwei Säulen zum Andenken des 1756 zwischen Frankreich und Oestreich geschlossenen Bündnisses. Die Stadt zählt in 5000 Häusern über 30.000 Einw., ist mit Mauern umgeben und wird durch eine Citadelle geschützt. Unter den acht Kirchen sind merkwürdig: die 1602 errichtete Cathedrale; die Franziskanerkirche mit einer Rotunde und den Gräbern der lothringischen Herzoge, auch des letzten Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, der 1477 in der Schlacht bei Nancy sein Leben verlor; die Kirche zu U. L. F. Hülfe mit den Gräbern des Königs Stanislaus (Schwiegervaters Ludwigs XV.), welcher zur Verschönerung der Stadt Vieles beigetragen, und seiner Gemahlin. Nancy ist der Sitz eines Präfecten, der vierten Militairdivision, eines Bischofs unter der Metropole Besançon, eines königl. Gerichtshofes und eines Handelsgerichts. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind eine Akademie, ein königl. Collegium, eine Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und des Ackerbaues, im Schlosse eine öffentliche, 50.000 Bände starke Bibliothek, eine Gemäldegallerie, physikal. Cabinet und ein botanischer Garten. Nancy hat bedeutende Fabriken in Flanell, Tricot, Molton und Ratinen, Strümpfen, gemalten Papieren, Handschuhen, Fayencen, Taback, Liqueur und Lichtern, letztere besonders berühmt. Der Handel mit Wein und Getreide ist ansehnlich.

Nangasaki (32° 43′ N. Br., 147° 31′ L.), eine der fünf Reichsstädte des japanischen Staats, zugleich eine der bedeutendsten Handelsstädte desselben, auf der Westküste der Insel Kiu-Siu (Saikof, auch Kimo), mit einem guten Seehafen in der Mitte der durch 2 Vorgebirge gebildeten Bai Kiusju, ist von hohen stets begrünten Bergen umgeben und hat etwa 6000 Häuser mit 60.000 Einw. Die innere Stadt besteht aus 26 Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteste ist. Die Gassen sind eng, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorstädte verwiesen und dort wie Gefangene bewacht; die Niederländer auf der Insel oder Klippe Desima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; die Chinesen auf Jakujin, am südl. Ende der Stadt. Im ganzen japanischen Reiche ist dieser Hafen allein den Chinesen und den Niederländern geöffnet; denn die Letztern sind unter den Europäern die Einzigen, welchen die

Japaner erlauben mit ihnen zu handeln, doch auf harte Bedingungen. Sie dürfen nur 3 Schiffe jährlich schicken in den Hafen Ningpo, deren Fracht gesetzlich bestimmt ist. Ebenso die 10 kleinen Fahrzeuge der Chinesen. So wachsam sind die Japaner gegen Einführung christlicher Bücher, daß alle Bibeln, Betbücher u. s. w. der Matrosen bei Ankunft des Schiffs in eine Kiste genagelt, und ihnen übergeben werden müssen. Außerdem wird das Steuer weggenommen, die Kanonen unbrauchbar gemacht, Spione, Dolmetscher und Wachen umgeben die Fremden, die nur zwei Mal des Jahrs nach Nagasaki dürfen. Die Holländer bringen Zucker und Zuckerwaaren, Gewürze, Salpeter, Alaun, Farben, Eisen, Glas, Spiegel, Uhren, Instrumente mancher Art, Elfenbein, Tuch, das geschätzte Narwalshorn. Die Chinesen führen Zucker, Thee, Seide, Zeuche von Seide und Baumwolle (auch englische), Bücher, Zuckerwaaren, Gewürze, Kampher, Schinseng, Zinn, Zink, Blei, Galmey, Weihrauch, Quecksilber, Zinnober u. a. m. ein, und holen besonders Kupfer, Kampher und Lackwaaren. Sobald ein chinesisches oder niederländisches Schiff in Nangasaki einläuft, werden nach Beendigung der gewöhnlichen Feierlichkeiten und der gebräuchlichen Fragen die Waaren ausgeladen. Dann untersuchen die kaiserlichen Beamten (denn der auswärtige Handel ist ein Monopol des Kaisers oder Kuboo, an welchen die Expedition der Niederlander alle 3 Jahre eine Gesandtschaft des Gouverneurs von Batavia bringt) die Güte und Menge der Waaren und setzen den Preis dafür in denjenigen Waaren fest, welche die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen (gewöhnlich Kupfer, Reis, Porzellan, Lack und Lackwaaren und and.). Diese müssen sich dann entweder in die Vorschläge der Japaner fügen oder ihre Waaren zurückführen; denn Dingen ist unmöglich. Auf diese Art kauft der Kaiser durch seine Commissionnairs ausländische Waaren und verkauft sie im Großen an die japanischen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln.

Nänia, Nänie, war bei den Römern eine Göttin, welche sie vorzüglich bei Begräbnissen alter Personen anriefen, die auch besonders unter ihrem Schutze standen. Daher hießen nun auch Nänien die Trauerlieder, welche bei Leichenbegängnissen zum Lobe der Verstorbenen, meistens von dazu bestellten Weibern, angestimmt wurden. (S. Lamentation.) Da nun diese Lieder gewöhnlich schlecht ausfielen, so pflegte man auch jedes gemeine, schlechte Lied oder jede Posse Nänien zu nennen; ja zuletzt nannte man selbst Wiegenlieder so.

Nanking, Nanquin, ein ostindischer, baumwollener, glatter Zeuch von gelblicher, auch röthlicher Farbe, hat seinen Namen von der Stadt Nanking in China. Jetzt wird er in Staaten, woselbst baumwollene Waaren verfertigt werden, nachgeahmt. Die Baumwolle, welche zu diesem Zeuche verarbeitet wird, ist von Gossypium religiosum L. Die Farbe derselben ist die natürliche und daher auch ächt. Der in Europa verfertigte Nanquin ist gewöhnlich feiner von Gespinnst, wird aber aus weißer Baumwolle bereitet und gefärbt, weßhalb seine Farbe verbleicht. In der Schweiz druckt man verschiedene Farben und Muster darauf und schickt viel davon nach Amerika.

Nanking, Hof des Süden, oder Kiangninfu (32° 4′ 30″ N. Br., 130° 26′ 4″ L.), ehemals Residenz der Kaiser, jetzt des Vicekönigs

von Nganhoei, Kiangsu und Kiangsi, nahe am großen Kiang, eine sehr große, volkreiche Stadt Chinas. Sie umgibt mit einer hohen 3fachen Mauer einen weiten Raum, wovon aber der größte Theil mit Gärten und Bambusgesträuch bedeckt ist. Ihre Prachtgebäude, Tempel und Denkmäler liegen in Trümmern, nur der 9 Stockwerke (über 200 F.) hohe, mit weißglänzenden Ziegeln oder Porzellan bekleidete, auf einer Treppe von 884 Stufen zu ersteigende, mit Glöckchen an den Karniessen umhängte, achtseitige Thurm Lao-ling-tsa, dessen goldener Knopf weithin leuchtet, im J. 1411 erbaut, die 10 schöne Thoren und viele Tempel aus späterer Zeit bezeugen noch die Vorliebe, mit der vormals die Stadt verschönert wurde. Ihre Straßen sind gepflastert, enger als die zu Peking, aber stets durchdrängt von einer großen Menge Menschen. Denn lebhafter Handel wird da getrieben, Manufacturen in einfachen und geblümten Atlassen, baumwollenen Zeuchen (daher Nanking), sind in voller Thätigkeit, reizende Maulbeerpflanzungen umgeben weithin die Stadt, Schulen und Bibliotheken und andere Anstalten für Wissenschaft zeichnen sich aus, aber ihr Hafen ist verstopft. „Ihr Verfall nimmt schnell zu", sagt ein Beschreiber, „aber der Jangtsekiang, an dessen Ufer (eigentlich an einem Canal auf der Südseite des Stroms) sie erbaut wurde, und dem sie ursprünglich ihren Glanz verdankte, wälzt noch majestätisch seine stolzen Wellen vorüber, ein unberühmter Zeuge vom Untergang der Herrschaft". — Sie hat eine unregelmäßige Dreieckgestalt und ist hügelig. Einwohner zählt sie einige Hunderttausend, welche mit den feinern Künsten des Luxus bekannt sind und sich durch Sitten und Bildung auszeichnen.

Nanni (Giovanni), auch Giovanni Ricamatori, Johann v. Udine, ausgezeichneter Maler, geb. zu Udine 1494, war ein leidenschaftlicher Jäger und hatte daher ein seltenes Talent für die Nachahmung aller Arten von Thieren, Fischen und besonders Vögeln. In Rom bekam er den Auftrag, die Logen des Vaticans zu verzieren, und hatte das Geheimniß entdeckt, die Stucke nach der Weise der Alten zu bereiten. Die treue Nachahmung der Natur verbreitete sich über alle Arten von Gegenständen. Er arbeitete selbst auch in Florenz, und bei seiner Rückkehr in Rom malte er die Guirlanden um Rafael's Gemälde in der Farnesia. Er war bei der Einnahme und Plünderung von Rom 1527 gegenwärtig, und es ist wahrscheinlich, daß er den Connetable Bourbon erlegte. Er starb zu Rom 1564.

Nannini, Angelo, bekannter u. d. N. Firenzuola, berühmter italien. Schriftsteller, geb. 1493 zu Florenz, machte seine Studien zu Siena und Perugia, trat zu Rom in den Orden Vallambrosa und ward nach und nach Abt von Sta-Maria di Spoleto und Sta-Salvator de Bajano. Er stand mit dem übelbekannten Pietro Aretino in freundschaftlicher Verbindung. Aehnlichkeit der Ansichten und Sitten hatten ihr Bündniß geknüpft. Er starb 1541. Seine Schriften verrathen einen lebhaften, zur Satyre und Zügellosigkeit sich hinneigenden Geist; sie sind theils in Prosa, theils in Versen, und werden häufig von der Crusca angeführt. Man findet darunter 2 Lustspiele, eine Nachahmung von Apulejus's „Goldenem Esel", 8 Novellen, ein Gespräch über Schönheit der Frauen ꝛc. Die vollständige Ausgabe: Florenz 1763, 3 Bde.

Nantes, Hauptstadt des franz. Depart. Unterloire, liegt in einer reizenden Gegend an der Loire, über die mit Hülfe einiger Inseln eine steinerne Brücke führt, 10 franz. Meilen von ihrer Mündung, in der

ehemaligen Oberbretagne. Sie wird von der Erdre und Chezinne durchflossen, ist mit Wällen, die in Spaziergänge verwandelt sind, umgeben, und hat 5 Vorstädte, welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen. Die Zahl der Einw beträgt über 70.000 in 13.000 Häusern. Nantes hat 11 schöne öffentliche Plätze, eine Cathedrale und 16 andere Kirchen, worunter die zu St.-Nicolai merkwürdig wegen den mit Christi 56 Wunderwerken bemalten Fensterscheiben und die Carmeliterkirche mit dem schönen Grabmale Franz II., letzten Herzogs von Bretagne. Ferner ist zu bemerken: das Rathhaus, die Präfectur, das Theater, die Münze und viele andere ausgezeichnete Gebäude. In Nantes befinden sich der Sitz eines Bischofs unter der Metropole Tours, der Stab der 19. Militairdivision, eine Handelskammer und ein Handelsgericht; ferner ein königl. Collegium, öffentliche Bibliothek von 24.000 Bdn., naturhistorisches Cabinet, chemisches Laboratorium, botanischer Garten, chirurgische und anatomische Lehranstalt, Schule für Hydrographie und Nautik, Gesellschaft des Ackerbaues, des Handels und der Künste, schöne öffentliche Gemäldesammlung ꝛc. Die 1460 gestiftete Universität ward während der Revolution aufgehoben. Die industriösen Einwohner unterhalten zahlreiche Manufacturen und Fabriken, besonders in Baumwolle, Cattun, Pique, gedruckter Leinwand, Wollenzeuch, Leder, Maroquin, Hüten, Fayence, Porzellan, Liqueuren, Tauen, Garnspinnereien; eine Zuckersiederei, eine Glashütte und 50 Nagelschmieden; Plantagengeräthe, Zuckermühlen und Kesseln für die Colonien; Kanonengießerei, Schiffbau, Bierbrauereien ꝛc. Der Handel, sowohl mit Landes- und Gewerberzeugnissen, als auch der Speditions- und Zwischenhandel mit dem innern und südlichen Frankreich, besonders aber der Seehandel nach den europäischen Landen, sowie nach Afrika und Westindien, welcher mit 800 Schiffen betrieben wird, ist von großer Wichtigkeit. Mehre Schiffe gehen auch auf den Wallfischfang. Größere Schiffe können auf der Loire nur bis Paimboeuf gehen, welches, als der eigentliche Hafen von Nantes, durch ein festes Schloß beschützt wird. Die Schiffe werden hier gelöscht und ein Theil der Ladung auf Lichtern zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes geschafft. Hier gab 1598 König Heinrich IV. das berühmte Edict zur Begründung der Religionsfreiheit der Reformirten, welches sein Enkel Ludwig XIV. 1685 wieder aufhob. An der Revolution nahm Nantes einen höchst eifrigen Antheil, und sehr zahlreiche und grausame Hinrichtungen (s. Carrier) fielen hier vor.

Napäen, s. Nymphen.

Naphtha, Bergöl, Bergbalsam, dasjenige ätherische Oel, von großer Flüchtigkeit, Helle und Leichtigkeit, was auf mehren Quellen, in Lothringen, Genua, bei Modena, in Ungarn und auf einer Insel des kaspischen Meeres, schwimmt. Sie ist dem Steinöl sehr ähnlich. Der Chemiker nennt den durch starke Säuren verwandelten Alkohol ebenfalls Naphtha, d. i. so viel wie Aether.

Napier oder Naper, John (auch Neper), Baron v. Marchiston in Schottland, geb. 1550, erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte nach vollendeten Studien auf der Universität St.-Andrews eine Reise nach Frankreich, Italien und Deutschland, und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr angelegentlich mit Mathematik. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von so großem Einfluß auf die Astronomie, Schifffahrt und praktische Geometrie gewesen ist, hat ihn am

meisten berühmt gemacht. Napier's logarithm. System ist im Gegensatz des Briggischen oder künstlichen das natürliche. Von s. „Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc.“ sind seit der ersten vorzügl. Ausg. von 1614 noch mehre andre erschienen. Bekannt ist Napier auch als Erfinder der Napier'schen Schriften, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins steht, wodurch man auf leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann. Napier legte diese Erfindung in s. „Rhabdologia seu numerationis per virgulas libro duo“ 1617 nieder. Wie angesehen Napier schon bei seinen Lebzeiten im Auslande war, kann man daraus sehen, daß der große Astronom Kepler ihm seine „Ephemeriden“ widmete. Napier starb auf seiner Baronie zu Marchiston 1618. Auch hat man von ihm: „Commentarius in apocalypsis“ (Edinburgh 1594, London 1611, auch franz. und holl. übersetzt, auch deutsch, Frankf. a. M. 1616 und mehrm., zuletzt Gera 1661, 4.).

Napoleon, s. Bonaparte (Napoleon).

Napoleon und seine Zeit, aus den Schriften von ihm und über ihn. Wir nennen zuerst einige Schriften, welche uns Napoleons Zeitalter und seine Verhältnisse im Allgemeinen vergegenwärtigen können. Ohne die Geschichte Frankreichs und insbesondere die der franz. Revolution genau zu kennen, darf man nicht an das Studium der Geschichte Napoleons gehen. In jener Hinsicht wird man durch die „Histoire de France“ vom Grafen Ségur (20. u. 21. Bd.), durch das „Résumé de l'histoire de France“ (8. A., Paris 1826), von Felix Bodin, und die „Gesch. Frankreichs“, besonders der dasigen Geistesentwickelung b. z. Tode Ludwigs XV.“ (Leipz. 1826), die nöthigen Vorkenntnisse erlangen; dann wird die „Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814“ von F. A. Mignet einen geistvollen Ueberblick von diesem Zeitraume geben. Unter den Augenzeugen der Revolution aber höre man zuerst eine geistreiche Frau, die Frau von Staël, in ihren, nach ihrem Tode herausgeg. „Mémoires etc.“, berichtigt und ergänzt von Ch. Baillenl. Will man aber das Wesentliche von der Masse des Zufälligen trennen und wissen, worauf es eigentlich dabei ankam, so lese man den „Précis de l'histoire de la révol. franç.“ von Rabaut de St.-Etienne (Paris 1828) und P. C. F. Dounou's Werk (Paris 1821, 3. Aufl.), wobei die Schriften von Friedrich von Gentz (s. d.) und die Werke eines Anhängers des Feudalsystems, des Grafen v. Montlosier, zu vergleichen sind. Nun erst kann man die von Bertrand de Moleville verfaßte und von Michaud geendigte „Histoire de la révol. de France“ (Paris 1800, 10 Bde.), sowie die bändereiche Folge der beiden Sammlungen von Memoiren (s. d.) über die franz. Revolution durchlaufen. Die wichtigsten sind die von Bailly, Bouillé, Ferrières, Roland, Brissot (4 Bde., 1829), Gohier, Thibaudeau und vom Grafen Ségur. Um jedoch in diesem Labyrinthe den Faden der Ordnung nicht zu verlieren, vgl. man damit den ziemlich vollständ. Thiers („Hist. de la révol. franç.“, Paris 1826 fg., 8 Bde.), und des Abbé de Montgaillard „Hist. de France depuis la fin du règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1815“, mit einer Einleitung über die franz. Monarchie und die Ursachen der franz. Revolution (Paris 1827, der 4. Bd. bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI.). Unter den deutschen Geschichtschreibern dieser Zeit müssen wir vorzüglich Schlosser und v. Rotteck nennen. Nach einem umfassenden Plane hat, ohne sich zu nennen, der preuß. Gen. v.

Schütz die „Gesch. der Staatsveränderungen in Frankreich unter Ludwig XVI. u. s. w." (Leipz. 1826 fg., 4 Thle.) gründlich bearbeitet, und ein andrer Verf. die „Gesch. der Kriege in Europa seit 1792 ꝛc." (3 Thle., Leipz. 1829, m. Kpf.) erzählt; auch gewährt Friedr. Buchholz's „Gesch. Napoleon Bonaparte's" (Berlin 1827 fg., 3 Bde.) eine richtige Einsicht in das Innere dieser großen Begebenheit. — Frankreichs neuere Geschichte steht aber mit der allgem. europ. Geschichte, insbesondere mit der engl., in so genauer Verbindung, daß wir in dieser Hinsicht auch Heeren's gehaltvolles, obgleich mehr andeutendes als ausführendes „Handbuch der Gesch. des europ. Staatensystems und seiner Colonien ꝛc." (4. Aufl., Göttingen 1822, 2 Thle.), Schlosser's „Gesch. des 18. Jahrh." (Heidelb. 1823, 2 Thle.), Saalfeld's „Allgem. Gesch. der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz. Revolution" (Leipz. 1815—23, in 8 Abth.), sowie von Pölitz's „Weltgesch. für gebildete Leser" (6. Aufl., Leipzig 1830) den reichhaltigen und ebenso lichtvoll als parteilos geschriebenen 4. Th. empfehlen. Menzel's „Gesch. unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Großen" (2 Thle., oder der 11. u. 12. Bd. von Beckers „Weltgeschichte", Berlin 1824 fg.) betrachtet den Gegenstand aus einem beschränktern Standpunkte. Ueber England insbesondere gibt das Résumé de l'histoire d'Angleterre" von Felix Bodin einen guten Ueberblick, worauf man über die Regierung Georgs III. des Adolphus „History of England etc." und Aikin's „Annals etc.", dann aber William Belsham's „Memoirs of the reign of George III." (von dem Vertrage zu Amiens 1802 bis zum Ende der Regentschaft 1820, London 1824, 2 Bde.) nachlesen kann.

Was die Schriften von **Napoleon selbst** betrifft, so stehen hier seine „Mémoires" (London 1822—24, 8 Bde.; Paris 1822—24, 8 Bde.; und in Deutschland nachgedruckt und übers.) oben an. Je glänzender sein Verstand in der scharfsinnigen Entwickelung und bündigen Darstellung der Verhältnisse seiner Person und Zeit erscheint, und je leidenschaftlicher die Beredtsamkeit eines Sachwalters sich oft darin ausspricht, um so charakteristischer ist der Styl derselben: das unwillkürlich treue Abbild von Napoleons Eigenthümlichkeit. Abgesehen von jener absichtlichen und dennoch oft sich unbewußten Richtung seines Geistes, den Nachruhm seines Lebens sicherzustellen, sind sie reich an geistvollen Betrachtungen in großer, eigenthümlicher Art, an charakteristischen Umrissen und an Blitzfunken des Genies. Vieles, was den berühmten Gefangenen persönlich betrifft, ist genau bestimmt, und mehr als ein von Haß und Leichtsinn verbreitetes falsches Gerücht auf überzeugende Art widerlegt. Man hört nicht selten mit Bewunderung den Ausspruch eines Meisters im Cabinet und auf dem Schlachtfelde; jedoch fordern einzelne scharf und tief einschneidende, oder in leidenschaftlicher Bewegung rasch hingeworfene Bemerkungen über Kriegs- und Staatskunst zu weiterer Prüfung auf. Insbesondere ist Napoleons Urtheil über Menschen und Dinge oft so wenig frei von vorgefaßter Ansicht, von Haß oder Gunst, als das Reinhistorische seiner Darstellung frei von Erinnerungsfehlern und Lücken. Dieß hat theilweise der Mangel an literar. Hülfsmitteln, mehr aber noch die Hast verschuldet, mit welcher des gefesselten Titanen leicht aufgeregtes Gemüth dem Fluge seiner Einbildung folgte. Das von seinem Wundarzte Barry E. O'Meara herausgeg. Tagebuch (London 1822, 2 Bde., 6 A. 1823; deutsch, aber mit Auslassungen, in 2

Ueberſetz.), iſt wirklich eine treue Urkunde von Napoleons Mittheilungen ſo weit nämlich O'Meara Alles, was er täglich hörte, aus dem Gedächtniſſe und in engliſcher Sprache (die Unterredung ſelbſt war gewöhnlich in ital. Sprache), vom 7. Aug. 1815 an bis zum 25. Juli 1818, niederſchreiben konnte. Allein der übrigens ſehr wackere O'Meara war nicht fähig, das innere Weſen Napoleons zu durchſchauen; es fehlte ihm dazu ſchon an der nöthigen Unbefangenheit. Napoleon dachte und ſprach als Kaiſer, auf St.-Heleua wie in St.-Cloud. Uebrigens bemerkt man in ſeinem Geſpräch mit O'Meara jene Unruhe des Geiſtes, den ein feindſeliges Geſchick vor ſich hertreibt. Die Lebhaftigkeit ſeiner innern Bewegung führt ihn von einem Gegenſtande zu dem andern; er überſpringt Zeiten und Begebenheiten; er verknüpft das Entfernteſte; er ſchweift in die Zukunft hinüber; aber bei dem Allen hat er nur ſeinen Ruhm und die Stimme des engl. Volks vor Augen, nicht die Wahrheit, nicht die Ewigkeit, nicht das Ideal der Menſchheit. In des Grafen Las Caſes „Mémorial de Ste.-Hélène etc.“ (London u. Paris 1823, 8 Bde.; neuer Druck nach der Ausg. von 1823 u. 1824, mit vielen Verbeſſerungen u. Zuſätzen, Paris 1824, 8 Bde.; deutſch in 2 Ueberſ.) iſt der Ton des Geſprächs im Allgemeinen anſtändiger; allein das Tagebuch erſcheint, wenn man ſich an die Schickſale deſſelben erinnert, überarbeitet, und manche Lücken der Handſchrift ſind erſt in Europa aus dem Gedächtniß ergänzt worden. Auch haben Gefühl und Einbildungskraft ſeine Feder zuweilen mehr geleitet als die Erinnerungskraft. Las Caſes geſteht ſelbſt, daß er ſich öfter geirrt haben könne. An jene 3 Sammlungen zu einer Autobiographie des berühmten Mannes (die „Memoiren“ und die beiden Tagebücher) ſchließt ſich an des D. F. Antommarchi Tagebuch über Napoleon's letzte Lebensjahre (Paris 1825, 2 Bde., deutſch bei Cotta). — Die „Correspondence inédite officielle et confidentielle de Nap. Bonap. avec les cours étrangères“ gab Gen. Beauvais (Paris 1819 fg., 2 Bde.) heraus. Ein „Recueil de pièces authentiques du captif de Sainte-Hélène“, den die Herren Barthélemy und Corréard zu Paris herausgegeben haben, enthält alle Aufſätze, Tagesbefehle, Aufrufe ꝛc., die Napoleon znm Verf. haben oder mit ſeiner Unterſchrift erſchienen ſind. — Auch die Memoiren von Augenzeugen aus den nächſten Umgebungen des Kaiſers verbreiten ein ſehr helles Licht über einzelne Abſchnitte in Napoleon's Leben und liefern inſofern gute Beiträge zu der Geſchichte deſſelben, obgleich ſie mit ſichtbarer Vorliebe geſchrieben ſind und wohl nur in Anſehung der Nachrichten von Dem, was in der unmittelbaren Nähe des Kaiſers und der Verf. vorging, Glauben verdienen. Dahin gehören u. A. die Schriften von dem geweſenen Erzbiſchof von Mecheln und erſten Almoſenier des Kaiſers, Hrn. de Pradt, über die Vorfälle zu Bayonne 1808, zu Warſchau 1812, und über das Concordat (1811 fg.). Sehr wichtig ſind Bourienne's (ſeines Jugendfreundes) „Mémoires sur Napoléon etc.“ (6 Bde., Paris 1829); auch die Schriften von Napoleon's Cabinetsſecretairen, Bar. Fleury de Chaboulon und Baron Fain (Paris 1824, 2 Bde., 2. A. 1825), ſowie deſſelb. Verf. „Manuscrit de 1812 etc.“ (Paris 1826), ſind ſchätzbare Berichte von Augenzeugen. Der Zeitfolge nach wird man das „Manuscr. de 1812“ vor dem Manuſcr. von 1813 und dem von 1814, zuletzt aber die „Mémoires“ des Fleury de Chaboulon leſen müſſen, weil 1812 und 1813 der Knoten zu dem tragiſchen Schick-

sale des Kaisers 1814 und 1815 geschürzt wurde. Mit diesen Manuscripten kann man noch verbinden des Hrn. v. Norvin's „Portefeuille de 1813" (eine Auswahl des noch nicht bekannt gewordenen Briefwechsels des Kaisers Napoleons u. A., Paris 1825, 2 Bde.); ferner 2 treue Berichte von Augenzeugen, die auch Baron Fain vor Augen gehabt hat: „Napoleon's Feldzug in Sachsen, im J. 1813, von einem Augenzeugen in Napoleon's Hauptquartier, Otto Frhr. v. Odenleben" (Dresden 1816, 2. Aufl.), und den Ergänzungsband: „Darstell. der Ereignisse in Dresden im J. 1813, von einem Augenzeugen" (Dresd. 1816). Ueber Napoleon's Privatleben belehren die „Mém. anecdotiques sur l'intérieur du palais impérial" (von 1805 bis z. 1. Mai 1814) vom Grafen Bausset (Paris 1827, 2 Bde.), ferner „Le cabinet des Tuileries. Par le Comte de..." (Paris 1827), die „Mémoires d'une contemporaine" (Paris 1827), welche die bisher unbekannte Correspondenz Napoleon's mit Josephinen enthalten, der Mad. Durand (welche 4 J. im nähern Umgange mit der Kaiserin M. L. lebte), „Mémoires etc." (Par. 1829), und die „Mém. de Constant etc." (4 Bde., Paris 1830). Schon nach diesen Schriften läßt sich ein ziemlich richtiges Bild von dem Helden des Zeitalters entwerfen; man würde jedoch seinen Charakter und höhern Werth als Mensch nicht vollständig erkennen, wenn man ihn nicht auch in seiner Gefangenschaft (vgl. des Capit. Maitland Schrift, Lond. 1826, deutsch, Hamb.), und dann (nach Antommarchi) in seiner schmerzhaften Krankheit und im Sterben betrachtete, wie er, von Leiden aller Art gefoltert, von dem Drucke seiner Lage gepeinigt, dennoch ungebeugt, immer derselbe, in den letzten Augenblicken seines Lebens dem ernsten Ausspruche der höhern Nemesis mit seltenem Gleichmuth entgegentritt. Die neueste Urkunde von Napoleon's Denkart ist sein Testament. Es ward d. 5. Aug. 1824 in London in dem Gerichtshofe Doctors Common's geöffnet und besteht aus der letzten Willenserklärung des berühmten Gefangenen vom J. 1821, aus mehren Codicillen oder Nachträgen und aus dem Verzeichnisse seiner Effecten. Die londner, engl. und franz. Ausg. desselben (1824) ist vollständig, so auch der franz. Abdruck in Brüssel, und die deutsche Uebers. in Leipzig, mit Anmerk., welche u. A. Nachricht geben, warum bis jetzt noch kein Vermächtniß ausgezahlt worden ist.

Unter den Schriften über Napoleon nennen wir zuerst den zum Theil mangelhaften und einseitigen Abriß seines Lebens in der pariser „Biographie nouvelle des contemporains", Art. Bonaparte (3. Thl.), und Napoleon (14. Thl.); von Norvins (u. d. T.: „Hist. de Napoléon", 2. Aufl., Paris 1824, 4 Bde.); sodann die „Vie politique et militaire de Napoléon" (Paris 1824 fg., 2 Thle.), von A. V. Arnault, Mitglied des franz. Instit.; ferner des Grafen Thibaudeau treffl. „Hist. génér. de Nap. Bonap. etc." (1827—28); des Gen. Jomini „Vie polit. et milit. de Napoléon etc." (Paris 1827, 4 Bände); J. C. Bailleul's „Hist. de Napoléon, étude sur les causes de son élévation et de sa chûte" (Paris 1829, 2 Bde.), die „Gesch. Nap. Bonaparte's von Friedr. Buchholz", und Joh. Weitzel: „Napoleon durch sich selbst gerichtet" (Frankf. a. M. 1829). Walter Scott's „Leben Napoleon's", engl., franz. und deutsch (London, Paris, Stuttg. 1827, 9 Bde.) hat keinen tiefen histor. Gehalt. In Ansehung der Memoiren von Gliedern der Familie Bonaparte, die auch über Napoleon's Leben einiges Licht ver-

breiten, verweisen wir auf die im Art. Bonaparte angeführten Schriften. Man wird jedoch mehr Belehrung finden in den zahlreichen Schriften, welche Napoleon's Zeitgenossen über ihn und seine Zeit herausgegeben haben. Es ist schwer, von allen den histor. Gehalt zu bestimmen, da wohl nur wenige von Vorurtheil und Einseitigkeit frei gefunden werden dürften. Zuerst nennen wir diejenigen, welche sich über das politische Leben des Oberconsuls und des Kaisers verbreiten. Hierin vereinigen sich die meisten Stimmen gegen ihn, indem sie ihn als einen Feind der Freiheit, als den Unterdrücker der Verfassung ansehen. Unter diesen Gegnern stehen obenan der Marquis de Lafayette; sodann die Frau v. Staël, deren Stimme jedoch meist der Widerhall gekränkter Eigenliebe ist; Benj. Constant und Fouché. Die Revolution des 18. Brumaire ist der Hauptpunkt, den man genau kennen muß, um die große Frage zu beantworten: War Napoleon ein Usurpator, oder war er es nicht? Wenn man in seinen „Mémoires“ (1. Th., S. 41—120) den meisterhaften Aufsatz von ihm selbst über dieses Ereigniß gelesen hat, so vgl. man damit die, wenige Tage nach jener Katastrophe u. d. T.: „Entretien politique sur le 18. Brumaire“, bekanntgemacht, auch ins Engl. übers. anonyme Schrift, als deren Verf. Sieyes, Röderer u. A. genannt wurden, ferner Benj. Constant: „De l'usurpation et de l'esprit de conquête“, vorzüglich aber die „Mémoires“ von Gohier. Dieser von allen Parteien geachtete Mann war am 18. Brumaire Präsident des Directoriums; jetzt ein 77jähr. Greis, schrieb er in einem einfachen Tone der Wahrheit und mit einer Offenheit, die Zutrauen einflößt, über den Hergang jener Begebenheit seiner Erfahrung nieder und deckte das dunkle Ränkespiel, die Schurkerei und Feigheit von Sieyes, den Stumpfsinn, die Weichlichkeit und Charakterlosigkeit von Barras, die Heuchelei und Schlechtigkeit von Fouché so auf, daß man wohl einsieht, warum Bonaparte die einmal beschlossene Auflösung der Constitution des J. III nach seinem eignen Entwurfe ausführte und die erstgenannten Menschen nur als Mittel zu seinem Zwecke brauchte. Ueber andre politische Momente in dem Leben des Kaisers, vorzüglich über die hundert Tage, l'Acte additionnel und die Abdankung, vgl. man Benj. Constant's Schrift und die „Suite“ zu Las Cases. Eine anonyme Schrift: „La vérité sur les cent jours etc.“ (Brüssel 1825) behauptet, eine Verschwörung in Italien, um dieses Land zu einem Ganzen zu vereinigen und das röm. Reich mit einer Constitution wiederherzustellen, soll Napoleon, dem man die Ausführung dieses Planes übertragen habe, zur Rückkehr nach Frankreich und Elba bewogen haben. Die „Mémoires“ Fouché's (Paris 1824, 2 Bde.) enthalten ebenfalls wichtige Beiträge zur nähern Kenntniß von Napoleon's öffentl. Leben; z. B. Talleyrand schlug den Zug nach Aegypten vor, um den machtbegierigen General mit Pomp zu verbannen; ferner über die Entwickelung des 18. Brumaire, über die Folgen der Schlacht von Marengo für Frankreichs Freiheit u. a. m. Gegen Fouché sind Savary's „Mémoires etc.“ (8 Bde., Paris 1828) zur Rechtfertigung des Kaisers und des Vfs. geschrieben.

Die gegründetsten Vorwürfe, welche der Napoleonischen Regierung gemacht werden, betreffen indeß mehr von ihm angestellten Personen und deren im Dienst verschuldete Mißbräuche oder verübte Frevel, als Napoleon selbst. Man kennt den Uebermuth und die Willkür der sogen.

Empereurs au petit-pied, der Präfecte mit absoluter Gewalt! Auf den Kaiser fiel jedoch zuletzt allemal der Tadel zurück, dem freilich kein Regent so leicht entgehen kann, daß er sich bisweilen in der Wahl seiner Diener geirrt und Unwürdige — seltener Untaugliche — zu wichtigen Stellen ernannt habe. Dieser Tadel wird aber zum gegründeten Vorwurf, wenn man den Exkaiser in seinen Memoiren viele Männer, denen er eine große Macht anvertraut hatte, als Schurken charakterisiren hört, die er stets als solche erkannt haben will. Warum, fragt man, ließ er sie in Amt und Würden? Es ist daher nöthig, sich mit der Art der Verwaltung unter Napoleon's Regierung gründlich bekanntzumachen; zu diesem Zwecke ist das Werk des erfahrenen Staatsraths Pichon („De l'état de la France sous la domination de Nap. Bonap.") zu empfehlen, der darin viele Schändlichkeiten, die Napoleon nicht erfuhr, mit Meisterhand aufgedeckt hat.

In Hinsicht der militairischen Laufbahn Napoleons und Dessen, was er selbst darüber bekanntgemacht hat, ist die Zahl seiner Gegner ebenso gering, als die Mehrzahl seiner Bewunderer groß. Dabei fehlt es aber nicht an sachkundigen Beurtheilern, die Vieles von Dem, was Napoleon als Feldherr gethan, gründlich geprüft, und Das, was er selbst darüber mitgetheilt, berichtigt und ergänzt haben. Hier nennen wir vor allen des Generals Grafen Mathieu Dumas's „Précis des événemens militaires, ou essais historiques sur les campagnes de 1799 à 1814" (Paris seit 1800, mit Charten und Plänen, Fol.; 1824 erschienen daselbst der 15. und 16. Bd., oder die „Campagnes de 1806 und 1807"; diese beiden Theile gehen bis zur Eroberung der Oderlinie 1806, und der Verf. hat dabei Massenbach's „Denkwürdigkeiten", C. v. W.'s „Operationsplan" und R. v. L.'s „Bericht eines Augenzeugen ꝛc." benutzt); sodann die „Hist. critique et militaire des guerres de la révolution" vom kais. russ. Generallieut. Jomini (der 1813 aus Napoleons Kriegsdienst trat). Mit Napoleons Beurtheilung der Feldzüge Moreau's (in den „Memoiren") muß das bekannte class. Werk des Erzherz. Karl verglichen werden, sowie mit Bonaparte's meisterhafter Schilderung seiner ital. Feldzüge Das, was die „Oestr. milit. Zeitschrift" des Hauptmann Schels darüber mitgetheilt hat. Ueberhaupt verweisen wir, was Napoleons Bemerkungen über die Kriegskunst betrifft (z. B. über die Feldzüge Turenne's und Friedrichs des Großen) auf des königl. preuß. Hauptmanns H. v. Brandt „Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit, mit bes. Hinsicht auf Napoleons Memoiren" (Berlin 1824; der Verf. verbreitet sich vorzüglich über Rogniat's bekannte „Considérations"), und auf des k. preuß. Generallieut. v. Valentini „Abhandl. üb. den Krieg, in Beziehung auf große Operationen". In Ansehung der einzelnen Feldzüge Napoleons gibt es außerdem noch eine bedeutende Zahl von militair. Monographien, z. B. über den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel, von Gen. Foy, Marschall Suchet u. A. Für die Würdigung des Feldzugs von 1809 in Oestreich enthalten Pelet's „Mémoires" (Paris 1824, 2 Bde., deutsch vom würtemb. Gen. v. Theobald) schätzbare Originalnachrichten. Manche Behauptungen Pelet's über den Feldzug 1813 hat Gen. v. Müffling (Berlin 1827) widerlegt. Den Feldzug von 1812 stellt die durch Benutzung von Berthier's Briefwechsel in das Innerste des großen Getriebes eindringende „Histoire de l'expédition de Russie", vom Marquis de Chambray, Oberstl. u. Chef

der Artillerie zu Vincennes, gut dar. (Vgl. den Schluß des Art. Ruſſiſch-deutſcher Krieg.) Die Geſchichte dieſes Feldzugs von Herrn v. Butturlin, einem ruſſiſchen Officier, hat bloß den Vorzug genauer Angaben über den Beſtand des ruſſiſchen Heeres. Dagegen iſt des höchſt einſeitigen Vaudoncourt Darſtellung leidenſchaftlich, und Labaume's Erzählung zu ſentimental. Des Generals Grafen v. Ségur „Hist. de Napol. et de la grande armée pend. l'anné 1812" (Paris 1824, 2 Bde.) iſt ſchön geſchrieben, aber nicht gründlich; Gourgaud's Gegenſchrift iſt zu leidenſchaftlich. Zur Beurtheilung des Wendepunkts in der Entſcheidung dieſes Kriegs muß insbeſondere das „Tageb. des kön. preuß. Armeecorps unter Befehl des Generall. v. York, im Feldz. von 1812, herausgeg. vom Generalmajor v. Seydlitz", damals Adjut. des Generallieut. v. York (Berlin 1823, 2 Bde., mit Charten), beachtet werden. In Anſehung der Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 ſind des Oberſtl. Karl v. Plotho Werk: „Der Krieg in Deutſchland u. Frankreich 1813 und 1814" (Berlin 1817, 3 Theile), und des Bataillonschefs Koch „Mémoires etc." (Paris 1819, 2 Bde.) von den Kennern ſchon gewürdigt und empfohlen. Des Gen. Vaudoncourt „Geſchichte des Krieges 1813, 1814 und 1815" (Paris 1826, 5 Bde.) iſt weder kritiſch genau noch parteilos geſchrieben. Mit dieſen kann man die Monographien der Feldzüge der bairiſchen, ſächſ., würtemberg., badiſchen u. a. Armeecorps verbinden; insbeſondere den über die Motive des Feldherrn beim Entwurf und Verfolg ſeiner Plane ſich gründlich verbreitenden „Beitrag zur Kriegsgeſch. d. J. 1813 und 1814", die „Feldzüge der ſchleſiſchen Armee unter dem Feldmarſchall Blücher, von der Beendigung des Waffenſtillſt. bis zur Einnahme von Paris", von C. v. W. (Berlin 1824, 2 Thle.), ſowie die „Plane der Schlachten u. Treffen, welche von der preuß. Arme 1813—15 geliefert worden, mit hiſtor. Erläut." (Berlin 1828, 4 H., 4.). Die deutſchen und engl. Schriften über die Schlacht bei Waterloo, welche zu Berichtigung der Urtheile Napoleons und Gourgaud's über dieſe Schlacht beitragen können, ſind in dem Art. Waterloo genannt. Will man endlich den Helden unſerer Zeit mitten unter ſeinen Generalen nach dem Leben gezeichnet, und wie er bald vertraulich, bald leidenſchaftlich oft fremden Einflüſſen ſich hingibt, erblicken, ſo wird man in dem ſchon genannten „Manuscrit de 1813" vom Baron Fain, und vorzüglich in des ehrlichen Elſaſſers, des Generals Rapp, nach deſſen Tode erſchienenen „Mémoires du général Rapp, écrits par lui-même" (Originalausg., Paris 1823) volle Befriedigung finden. Wir haben die engl. Schriften über Napoleon und ſeine Zeit nicht erwähnt, theils weil ſie auf dem feſten Lande weniger verbreitet ſind, theils weil die deutſchen und franz. Schriftſteller über den genannten Gegenſtand, als die gründlichſten, umſichtigſten und vielſeitigſten, den Vorzug verdienen.

Napoli di Romania oder Nauplia, einſtweilen Reſidenz des Königs Otto von Griechenland und Sitz der Regentſchaft, eine Hauptfeſte des Peloponnes, liegt an der Oſtküſte auf einer ſchmalen Halbinſel, am Meerbuſen von Nauplia, hat mehre griechiſche Kirchen (ſonſt auch Moſcheen), Synagoge, Erzbiſchof, guten Hafen mit enger Einfahrt, zur Türkenzeit 6000 Ew., die einen ausgebreiteten Handel treiben. Das neue Nauplia, das etwas ſüdlich von dem alten liegt, wurde 1205 von den Venetianern und Franzoſen eingenommen. Im 14. Jahrh. herrſchte

zu Nauplia eine Despotie, von französischer Abkunft, die letzte dieses Stammes bei rathete den Venetianer Pietro Cornaro, und als dieser 1383 starb, über ließ die Witwe Argos und Nauplia an Venedig, das es bis 1539 beh auptete, dann aber den Türken abtrat. 1686 nahm General Königsm ark unter Morosini's Oberbefehl den Berg Palamides und zwang die Stadt, sie von da beschießend, zur Capitulation. Die Venetianer befestigten sie nun nach Vauban'scher Weise, und zogen den Berg Palamides als Fort mit in die Befestigung, verloren Nauplia aber, wie ganz Morea, 1715 an die Türken. Seit 1821 ward Nauplia durch die Bobolina zu See, durch Demetrius zu Lande blockirt, doch mißlang ein Sturm auf den Platz im December. Im Juni 1822 hatten die ausgehungerten Türken bereits capitulirt und sich zu ergeben versprochen, wenn nicht binnen 40 Tagen Hülfe käme, durch entsetzte Drama Ali Pascha, in Morea eindringend, auch Nauplia Anfangs Augusts. Aber nach dessen Niederlage ward Nauplia wieder enger eingeschlossen und endlich so ausgehungert, daß fast die ganze Besatzung des Palamides in die Stadt hinunterstieg, um Lebensmittel zu suchen. Dieß erfuhren die Griechen und besetzten den Palamides ohne Widerstand. Bald (am 22. Dec. 1822) capitulirte auch die Stadt; die Besatzung und die Einwohner erhielten freien Abzug, die Vorräthe (u. a. 300 Kanonen) blieben zurück. Am 30. April 1823 versammelte sich der erste ordentliche Congreß zu Nauplia, 1824 wurde die griechische Regierung dorthin verlegt und am 8. Oct. 1824 die 3. Sitzung des gesetzgebenden Körpers dort gehalten. Nach der Landung Ibrahim Pascha's mit den Aegyptern war Nauplia sein Hauptstreben. Bei den Mühlen vor dieser Stadt (25. Juni) geschlagen, mußte sich Ibrahim zurückziehen; doch am 12., 14. u. 20. Juli besiegte er die Griechen unter Kolokotronis. Nauplia wurde wiederum der Sitz des Parteienhasses. Die Sulioten, welche das Schloß Palamidi besetzt hielten, beschossen (im Oct. 1826) das Schloß Bustizzi, wo die Regierung sich befand, die am 6. Dec. ihren Sitz auf die Insel Aegina verlegte. Zwar versammelte sich der hellenische Congreß, der zu Trözen (9. April 1827) den Grafen Kapodistrias auf 7 Jahre zum Präsidenten ernannt hatte, den 19. Mai wiederum in Nauplia; allein die Besatzung des Palamidi empörte sich wegen rückständigen Soldes, und die provisor. Regierung verließ (28. Aug.) abermals Nauplia, um sich nach Aegina zu begeben. Schon rüstete sich Ibrahim, um Nauplia zu erobern, als die Seeschlacht bei Navarin (20. Oct.) diesen Plan vereitelte und Griechenland rettete.

Narcissus, der Sohn des Flusses Cephissus und der Nymphe Liriope, ein schöner Jüngling, in welchen sich die Nymphe Echo verliebte, aber keine Erhörung fand. Zur Strafe verliebte er sich, als er einst seine eigene Gestalt in einem Brunnen erblickte, in sich selbst so sehr, daß er über dieser Leidenschaft verging. Er wurde nachher in eine Blume verwandelt, die von ihm den Namen führt. Auch pflegt man einen in sich selbst verliebten Geck so zu nennen.

Nardini (Pietro), vorzüglicher Violinspieler, geb. zu Livorno 1725, bildete sich bei Tartini in Padua und brachte es bald dahin, daß er für den vorzüglichsten Schüler dieses Künstlers, dem ganz Europa den Rang des ersten Virtuosen auf der Violine zugestand, gehalten wurde. 1762 wurde er bei der damals glänzenden Capelle an dem würtemb. Hof zu Stuttgart angestellt. Als diese indessen 1767 eine bedeutende

Reduction erlitt, ging Nardini nach Livorno zurück, wo er seine meisten Compositionen schrieb. 1769 besuchte er seinen Lehrer Tartini zu Padua und pflegte ihn in seiner letzten Krankheit mit einer wahrhaft kindlichen Zärtlichkeit. 1770 ging Nardini als erster Violinist der Capelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er 1769 starb. Nardini glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio, hier glaubt man oft mehr Gesang als ein Instrument zu hören. Seine Compositionen für die Violine und auch einige Trio's für die Flöte haben im Ganzen einen ernsten Charakter und verlieren, wenn sie nicht im Geiste der alten Tartinischen Schule vorgetragen werden.

Narkotisch (griech.), betäubend. Es gibt mehre Pflanzen, deren Geist die Verrichtungen des Nervensystems in so hohen Grade stört oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder aufhört, bei fortgesetzter Wirkung aber der belebende Einfluß des Nervensystems auf den Organismus aufhört, und das Leben selbst zerstört wird. (Vgl. Gift.) Diese Pflanzen enthalten ein solches narkotisches Gift theils rein und hervorstechend, theils mit andern scharfen und aromatischen Säften vermischt, denen es untergeordnet ist. Die Wirkung der narkotisch-giftigen Pflanzen ist daher auch nicht gleichförmig; manche wirken geradezu betäubend und störend auf das Nervensystem, wie das Bilsenkraut, der Schierling; andre wirken zuerst auf das Blutsystem und selbst auf das Gehirn erregend, und hinterher oder nur in größern Gaben erst betäubend, wie Opium. Die äußern Erscheinungen von diesen Wirkungen sind verschieden, je nachdem die Portionen des genossenen Giftes groß oder klein, die Wirkung desselben sich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirft. Manche narkotische Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andre heftige convulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andre machen die Menschen toll und rasend, andre versetzen sie in stille Verzückungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Absterben der angegriffenen Nerven. Die Anwendung narkotischer oder nervenbetäubender Arzneimittel als schmerzstillender Mittel bedarf daher der größten Vorsicht.

Narr bezeichnet 1. einen Menschen, der durch lustige Streiche, Reden und Possen sich vor Andern auffallend macht, Hofnarr (s. d.), Schalksnarr. In einem engern Sprachgebrauche bezeichnet Narr 2. einen Menschen, der des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich unfähig ist, und ist dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnsinniger. Vergl. Wahnsinn. — Wer sein Vermögen nicht zu Rathe hält und es leichtsinig verschwendet, ist ein Thor; wer aber sein Geld zum Fenster hinauswirft, ist ein Narr. Weil Narrheit sich selbst zur Schau stellt und Jedermann sich Verstand genug zutraut, die Narrheit eines Andern als eine ungehörige Handlung zu erkennen; so unterliegt auch jede Narrheit von allen Seiten her dem Tadel. Da aber Niemand, der nicht durch eigene Lebensverhältnisse mit Dem enger verpflochten ist, dessen Handlungsweise sich als Narrheit ausspricht, gewöhnlich und wesentlich dadurch leidet, so erregt sie im Allgemeinen weniger, wie die Thorheit, Indignation, als vielmehr Spott und Lachen, indem Jeder zugleich, in dem Gefühl, auf einer höhern Staffel von Verständigkeit zu stehen und über eine Narrheit, wie sie sich eben darstellt, erhaben zu seyn, eine Befriedigung seiner Selbstliebe findet. Nichts ist daher auch mehr die Ziel-

scheide des Witzes als ein narrenhaftes Benehmen eines Menschen, gleichwohl aber Nichts gewöhnlicher als daß Die, welche sich in Gegenstellung zu einem als Narr in sich Darstellenden, ihrer eigenen Klugheit sich erfreuen, von Andern, die gleichem Selbstdünkel sich hingeben, ebenfalls der Narrheit, nur in anderer Weise, beschuldigt werden. In diesem Sinne hat man die Welt schon längst ein großes Narrenhaus genannt, indem Jeder, wenigstens von Zeit zu Zeit, ohne es selbst zu vermerken, einer Art von Narrheit unterliegt, sowie auch aus gewöhnlichen Erfahrungen selbst die Lebensmaxime abstrahirt worden ist, daß Jedermann der Welt eine Narrheit schuldig sey. Indessen findet doch auch öfters ein Benehmen, oder eine Handlung, die von der Mehrzahl als Narrheit erklärt wird, Billiger und Nachahmer; und auf diese Wahrnehmung gründet sich das bekannte Sprichwort: daß ein Narr zehn macht. Unendlich sind die Richtungen, in denen die Menschen, wenn sie solche einseitig verfolgen, im Leben Andern als Narren sich preisgeben, so wenig sich auch dieß Jeder leicht eingesteht, und so sehr es ein Ehrenpunkt im conventionellen Leben ist, nicht dafür bei Andern zu gelten. Eine Menge mit Narr zusammengesetzte Wörter, wie: Bücher-, Mode-, Putz-, Weiber-, Kinder-, Blumennarr u. a. haben hiernach ihre Entstehung erhalten.

Narrenfeste, vermuthlich ein Ueberbleibsel der alten römischen Saturnalien, waren Feste, welche zum Aerger aller Vernünftigen, in dem im Mittelalter von dem 6. Jahrh. an in mehren europäischen Ländern, besonders in Spanien und Frankreich, um Weihnachten und Neujahr gefeiert wurden, wo die jungen Leute, als Geistliche gekleidet, in der Kirche Einen aus ihrer Mitte zum Abt oder Bischof weihten, der dann alle gottesdienstlichen Handlungen, jedoch unter den lächerlichsten Formalitäten und Possen, verrichtete, selbst dem Volke in unsinnigen Formeln den Segen ertheilte. Ausschweifungen aller Art wurden dabei ebenso, wie beim Eselsfeste (s. d.) begangen, und die Abschaffung, trotz aller Verbote von mehren Päpsten und Concilien, erfolgte erst zu Ende des 16. Jahrh. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfest gefeiert wurde. In Deutschland ist es nur in einigen Städten am Rhein gefeiert worden.

Narrenkappe und Narrenkolben, s. Hofnarren.

Narrenschiff, s. Brandt, Sebastian.

Narses, der berühmteste Verschnittener in der Geschichte, ein ausgezeichneter Heerführer, von unbekannter Herkunft, wußte sich durch seine Talente beim Kaiser Justinian I. zu Konstantinopel so beliebt zu machen, daß dieser ihn zum Kammerherrn und kaiserl. Privatschatzmeister erhob. Im J. 538 ward er an der Spitze einer Heerabtheilung nach Italien gesandt, um die Vertreibung der Gothen zu bewirken. Doch veruneinigte er sich in diesem Commando mit dem Oberbefehlshaber Belisar, welches seine Zurückberufung veranlaßte. Glücklicher war sein Zug gegen die Ostgothen unter Totila (s. d.), 552—54, deren Reich er durch 2 über sie errungenen Siege in Italien zerstörte. Auch gegen den Alemannen-Heerführer Buccelinus focht er glücklich und schlug ihn im Frühjahr 554. Nachdem er so Italien von den Barbaren befreit hatte, ward er Statthalter des byzantinischen Hofes in dem befreiten Lande, residirte zu Ravenna, wurde aber verhaßt wegen schwerer Auflagen, vom Kaiser Justinian II. schimpflich sei-

nes Amtes entsetzt. Vermuthlich ist unwahr, daß er deßhalb aus Rach die Longobarden unter Alboin nach Italien rief. Narses wählte jetz Rom und Neapel abwechselnd zu seinem Wohnsitze und starb in letzterer Stadt in hohem Alter 567.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), Dichter und Historiker, 1733 einer alten Familie Lithauens entsprossen, erhielt seine wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten, in deren Orden er 1748 trat. Nachdem er Deutschland, Frankreich und Italien durchreist, ward er Vorsteher des Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach der Aufhebung seines Ordens, 1773, wurde der talentvolle Naruszewicz vom König Stanislaus August zu mancherlei wichtigen Geschäften gebraucht. Seine Geschichte der ersten Theilung von Polen [illegible], mancherlei Verhältnisse wegen ungedruckt, ward aber von seinem Monarchen so vortrefflich gefunden, daß dieser ihn zu einer vollständigen Geschichte von Polen ermunterte. Dieses mit scharfsinniger Kritik ganz im Geiste eines Tacitus verfaßte Geschichtswerk (Warschau 1786, Fol., 1803, Thl. 2—7) ist leider unvollendet und enthält blos die Geschichte der Piasten. Der 1. Bd., der die ungewisse erste Geschichte Polens enthalten sollte, ist nie erschienen. Niemzewicz hinterließ aber an 380 Bde. Manuscripte, deren größter Theil von ihm wenigstens selbst verfaßt, der andere durchgearbeitet worden war, als Materialien einer größern künftigen Geschichte Polens. Sie befanden sich zuletzt bei dem berühmten Thaddäus von Czacki, dem Verf. eines trefflichen Werks über die lithauischen Gesetze, der Niemzewicz's Geschichte fortsetzen sollte. Auch als Dichter ist Niemzewicz ausgezeichnet; vorzüglich sind seine Idyllen trefflich. Den Horaz übersetzte er ins Polnische, ebenso den Tacitus (Warschau 1775, 4 Bde.), ganz im Geiste des Originals. Außerdem schrieb er noch: „Leben des lithauischen Feldherrn Joh. Karl Chodkiewicz" (Warschau, 1805, 2 Bde.) und „Tauryka, oder Geschichte der Tataren", beide in poln. Sprache.

Narwa, Kreisstadt der russ. Statthalterschaft St.-Petersburg, an der Westseite der Narowa, die aus dem Peipussee kommt und 2 Meilen unterhalb der Stadt in den finnischen Meerbusen mündet. Kurz vor der Stadt bei Ivala bildet der Fluß einen schönen 17 Fuß hohen Wasserfall und vertritt die Stelle des Hafens. Narva ist mit einer verfallenen Mauer und vernachlässigten Werken umgeben. Ihr gegenüber, am rechten Ufer des Flusses, liegt durch eine lange Brücke mit ihr verbunden, die offene Vorstadt Iwangorod, wo das feste Schloß Iwangorodok mit hohen Mauern und starken Thürmen sich erhebt. Narwa hat 5 Kirchen, eine Börse, ein Zeughaus, 450 gut gebaute Häus. und 3650 Einw., größtentheils Deutsche, welche Nägelfabrikation, Reepschlägerei, Sägemühlen, nebst wichtigem Seehandel mit Balken, Bretern, Flachs, Hanf, Getreide, Seesalz, Talg ꝛc unterhalten. Jährlich laufen in den Hafen über 100 Schiffe ein. Die hiesigen Neunaugen und geräucherten Lachse werden weithin versendet. In der Nähe erfocht König Karl XII. von Schweden am 1. Dec. 1700 über die Russen einen glänzenden Sieg. Letztere aber nahmen 4 J. später die Stadt mit Sturm.

Narzisse, ein Blumenzwiebelgewächs mit lieblichem Geruch und schöner Blüthe, gehört zum Geschlechte der Lilialen und hat eine einblättrige, sechsgetheilte, glockenförmige Krone. In Deutschland werden mehre Arten gezogen. Den Vorzug verdienen die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, die im Freien dauernden weißen (Narcissus poeticus) und selben gefüllten (N. Italicus odorus).

Nase, s. Geruch.

Naso, s. Ovid.

Nassau, Herzogthum im westlichen Deutschland, grenzt gegen O. an das Großherzogthum Hessen, die Landgrafschaft Hessen-Homburg das frankfurter Gebiet und Kurhessen, gegen S. an das Großherzogthum Hessen, von dem es durch den Rhein und Main getrennt wird, gegen W. an Rheinpreußen und die preuß. Provinz Westfalen. Das Ganze enthält auf beinahe 83 QM. 28 Aemter, 31 Städte, 36 Flecken, 816 Dörfer und 349.000 Einw., darunter 185.000 Evangelische, 157.000 Katholiken unter dem Bischof von Limburg, 190 Mennoniten und 5710 Juden. Der Hof ist reformirt, sowie ein Drittheil der Unterthanen. Reformirte und Lutheraner aber haben sich 1817 zu einer „evangelisch-christlichen Kirche" vereinigt. In dem Herzogth. liegen folgende Standesherrschaften: ein Theil des Fürstenth. Wied, die Herrschaften Holzapfel, Schaumburg und Westerburg und die Besitzungen des Grafen von Bassenheim. Das Land ist mehr gebirgig als eben; im NW. bis an die Lahn wird es vom rauhen Westerwald durchzogen, in S. und SO. vom Taunus, dessen südlicher Abhang vom Rheine begrenzt, das herrliche Rheingau (s. d.) bildet. Es wird von der schiffbaren Lahn, welche eines der schönsten Thäler Deutschlands bildet, sowie von der Sieg durchströmt; der Main und der Rhein machen die südliche und westliche Grenze aus. Das Klima an den Rhein- und Mainufern ist mild und gesegnet; daher wachsen auch hier die edelsten Rheinweine (s. d.); feinere Obstarten gedeihen hier vortrefflich und werden in Menge gebaut. Die gebirgigen rauhen Gegenden haben herrliche Waldungen. Auch an Mineralerzeugnissen ist das Land reich: außer etwas Silber und Blei, Kupfer, viel Eisen, Stein- und Braunkohlen, sowie schöne Marmorarten, vorzüglich aber die vortrefflichen Mineralquellen, deren wohl kein anderes Land auf einem so kleinen Umfange eine so große Zahl (über 100) und so ausgezeichnete enthält. Die berühmtesten sind: die heißen Schwefelquellen bei Wiesbaden, die Quellen von Selters, Fachingen, Geilnau, Ems, Schwalbach, Schlangenbad (s. d.) u. a., deren Wasser durch ganz Europa versendet wird. Der Kunstfleiß beschäftigt sich mit verschiedenen Arbeiten in Wolle, Leder, Leinwand, Papier und Taback, viele Branntweinbrennereien, Verarbeitung der verschiedenen Erze ꝛc. Der Handel beschränkt sich auf die Ausfuhr der Natur- und einiger Manufaktur- und Fabrikerzeugnisse. — In den Ländern zwischen dem Rhein, dem Main und der Lahn wohnten zur Römerzeit erst die Mattiaken, darauf die Alemannen, nach deren Ueberwältigung durch Chlodwig 496 bei Zülpich, diese Gebiete zum fränkischen, und seit der Theilung von Verdun 843 zum deutschen Reiche gehörten. Sie wurden in Gaue getheilt und durch Grafen regiert, die im Namen des Kaisers die Rechtspflege und Polizei verwalteten. Neben den Grafen waren auch in diesen Gauen noch große freie Gutsbesitzer, die sich durch Erwerbung kaiserlicher Lehne, als diese erblich wurden, nach und nach vergrößerten und durch allmälige Gewinnung der Landeshoheit über ihre Erbgüter sich zu Dynasten emporschwangen. Solche Dynasten waren auch die Grafen von Laurenburg, begütert am Rhein, am Main, an der Sieg und an der Lahn und angeblich mit dem salischen Kaiserhause verwandt. Die Genealogie der ersten Grafen von Laurenburg, zufolge deren ein Graf Eberhard genannt

wird, dessen Urenkel Walram durch seine Söhne Walram II. und Otto Stammvater der Häuser Nassau und Geldern gewesen seyn soll, ist zweifelhaft; mit größerer Sicherheit werden Ruprecht I. und Arnold I., die 1124 vorkommen, als die ersten historisch gewissen Grafen von Laurenburg angenommen. Ruprechts Sohn, Walram, und Arnolds Söhne, Ruprecht II. und Heinrich I., nahmen das Schloß Nassau vom Erzbischof Hillin von Trier zu Lehn; seitdem hießen sie und ihre Nachkommen Grafen von Nassau. Das nassauische Gebiet erhielt 1185 nach Aussterben der Grafen von Arnstein durch die Voigteien über Arnstein, Ober- und Nieder-Lahnstein, Koblenz und Pfaffendorf einen beträchtlichen Zuwachs. Walram, der sich unter Konrad VI. im Kriege auszeichnete und nebst Ruprecht II. mit Kaiser Friedrich nach dem heiligen Lande zog, besaß nach Aussterben seiner Vettern 1195 sämmtliche nassauische Gebiete. Er hielt bereits einen eignen Hofstaat mit Marschall und Truchses, und gehörte daher schon zu den wichtigern Dynasten des Reichs; st. 1198. Seine Söhne, Heinrich II. und Ruprecht III. regierten gemeinschaftlich bis 1224; von da an Heinrich II. Alles allein bis an seinen Tod 1250. Er baute die Burgen Dillenburg u. Ginsberg, trat dem Erzbischof von Köln 1224 die Hälfte von Siegen ab, nahm dagegen in einer Fehde den Erzbischof von Trier gefangen und begleitete Kaiser Friedrich II. nach Palästina. Seine Söhne, Walram und Otto, die 1255 gemeinschaftlich regierten, waren Stifter der 2 Hauptlinien, wovon die Walramische gegenwärtig das Herzogthum Nassau besitzt, die Ottonische aber in der königl. niederländischen Dynastie fortblühet. Sie theilten ihre Besitzungen so, daß die Lahn Grenze ward; doch Nassau mit den dazu gehörigen Orten, die Grafschaft Einrich, das Einlösungsrecht der Pfandschaften und das Schloß Laurenburg blieben gemeinschaftlich. Walram erhielt, was auf der linken, Otto, was auf dem rechten Lahnufer lag. I. Walramische Linie. Adolf, Walrams II. Nachfolger, von 1289—1298, wurde 1292 römischer König. Seine Absicht, die Königswürde zur Vergrößerung seiner Hausmacht zu benutzen, mißlang. Vortheilhafter für diesen Regentenstamm war es, daß seine jüngern Söhne hohe geistliche Würden bekleideten und mehre davon den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestiegen. Diese wandten ihrem Stamme beträchtliche geistliche Lehne zu. Auch trug es zum Wachsthum der Besitzungen dieser Dynastie bei, daß mehre Mitglieder derselben den Kaisern als Feldherren oder Hofrichter dienten, und dafür mit Gütern belehnt wurden. Adolfs Sohn, Gerlach I. bis 1351, hinterließ 2 Söhne, Adolf II. und Johann I., die Stifter zweier Linien, Idstein-Wiesbaden und Weilburg wurden. A. Aeltere Linie: Idstein-Wiesbaden. Adolf II. bis 1370 hatte 3 Söhne, wovon Adolf und Johann den geistlichen Stand wählten, Gerlach II. bis 1393 war hochgerühmt als Kriegsheld. Ihm folgte Adolf III. bis 1426, und diesem Johann bis 1480. Johanns Sohn, Adolf IV., der Präsident des Reichshofraths, auch einige Jahre Statthalter in Geldern und Zütphen wurde, st. 1504. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp, führte die lutherische Lehre in seinen Landen ein und st. 1520. Adolf V., des Vorigen ältester Sohn, st. unbeerbt 1536, und ihm folgte der jüngere Balthasar, früher deutscher Ordensritter bis 1568. Balthasars einziger Sohn, Johann Ludwig I., st. 1596, und mit dessen minderjährigem Sohne, Johann Ludwig II., erlosch 1605 die Linie Idstein-Wiesbaden, und ihre Besitzungen fielen an

die Linie Weilburg. B. Jüngere Linie Weilburg: Johann I. erwarb mit seiner ersten Gemahlin die Herrschaften Mehrenberg und Gleiberg, mit seiner zweiten Gemahlin, Anna, der Tochter Johanns von Saarbrück, die Grafschaft Saarbrück. Wegen dieses beträchtlichen Länderzuwachses wurde er 1366 von Kaiser Karl IV. in den Fürstenstand erhoben; seine Nachkommen machten aber keinen Gebrauch von dieser Würde. Er st. 1371. Sein Sohn und Erbe, Philipp I., erwarb Kirchheim, Bolanden, Reichelsheim und Stauf. Als er 1429 starb, stifteten seine beiden Söhne, Johann II. und Philipp II., durch Ländertheilung die Linien Saarbrück und Weilburg: a) Linie Saarbrück: Johann II. st. 1472. Johann Ludwig erwarb durch Heirath die Herrschaft Lahn und einen Theil der Grafschaft Saarwerden, über welche sein Haus mit den Herzogen von Lothringen in einen langwierigen Streit gerieth; st. 1545. Mit Johann II. erlosch 1574 die Linie Saarbrück, deren Länder an die Linie Weilburg fielen; b) neue Linie Weilburg. Philipp II. regierte bis 1492. Ihm folgte der Enkel Ludwig I. bis 1523. Ludwigs Sohn, Philipp III., bis 1559, hatte 2 Söhne, Albrecht und Philipp IV., die sich in die Lande ihres Vaters theilten. Nachdem sie 1574 die Lande der Linie Saarbrück geerbt hatten, regierte Albrecht in Weilburg; Philipp IV. in Saarbrück. Albrecht wurde 1582 von Ludwig II. beerbt. Dieser erbte, da Philipp IV. 1602 ohne männliche Nachkommen starb, die weilburgischen und 1605 die idstein-wiesbadischen Lande und vereinigte sonach alle Besitzungen der walramischen Linie. Er st. 1625 und seine 3 Söhne wurden Stifter dreier besondern Linien, Wilhelm Ludwig der saarbrückischen, Johann der idsteinischen, und Ernst Kasimir der weilburgischen Linie; aa) Linie Idstein. Johann st. 1668; mit seinem Sohne Georg August Samuel, der den fürstlichen Titel annahm, erlosch 1721 die idsteinische Linie; bb) Linie Saarbrück. Wilhelm Ludwig hinterließ bei seinem Tode 1640 3 Söhne, die wiederum 3 besondere Linien stifteten; a) Johann Ludwig die von Ottweiler, b) Gustav Adolf die von Saarbrück und c) Vollrad die von Usingen. Johann Ludwig st. 1690, sein Sohn Friedrich Ludwig erbte 1720 Idstein, 1723 Saarbrück. Mit seinem Tode 1728 erlosch die Linie Ottweiler, ihre Länder fielen an Usingen. Die Linie Saarbrück erlosch auch schon mit dem dritten Regenten. Gustav Adolf regierte bis 1677; sein Sohn Ludwig Krato bis 1713 und dessen Bruder Karl Ludwig bis 1723. Vollrad, der Stifter der usingischen Linie, war Generalfeldmarschall in östreichischen und holländischen Diensten. Er ließ 1688 die fürstliche Würde seines Hauses vom Kaiser Leopold I. erneuern. Sein Sohn Wilhelm Heinrich, der ihm 1702 in der Regierung folgte und bis 1718 regierte, hinterließ 2 Söhne, Karl und Wilhelm, den Nachgebornen. Als 1728 durch das Erlöschen der ottweilerschen Linie alle Besitzungen der usingischen Linie wieder vereinigt waren, überließ Karl seinem jüngern Bruder Saarbrück und Ottweiler, wodurch wieder die Seitenlinie Saarbrück entstand, in welcher Wilhelm bis 1718, Wilhelm Heinrich bis 1768, Ludwig Karl bis 1797 regierte. Mit letzterem erlosch die Linie, und ihre Länder fielen der usingischen Linie zu, die sich nun von Saarbrück-Usingen nannte. In dieser regierte Karl bis 1775; dessen ältester Sohn Karl Wilhelm bis 1803 und dessen Bruder Friedrich August bis 1816. Letzterer verlor in dem Frieden von Luneville 1802 alle seine Besitzun-

gen auf dem linken Rheinufer, $^2/_3$ von Saarwerden auf dem rechten Ufer Lahr, die zusammen 20 QM. mit 60.200 Einw. enthielten. Er wurde dafür in dem Reichsdeputations-Hauptbeschlusse 1803 mit den mainzischen Aemtern Königstein, Höchst, Kronenburg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltwil, Haarheim und Kassel, mit den Besitzungen des mainzischen Domcapitels auf der rechten Mainseite, mit dem Amt Kaub, einem kleinen Theil des Kurfürstenthums Köln, den hessischen Aemtern Katzenellenbogen, Braubach, Ems, Epstein, Kleberg, den Dörfern Weiperfeld, Soden, Sulzbach, Schwanheim, Okriftal, mit dem trierschen Capitel und Abteien, mit Limburg, Romersdorf, Bleidenstadt, Sayn und der Grafschaft Sayn-Altenkirchen, zusammen mit 36 QM. und 92.000 Einw. entschädigt. 1806 trat Friedrich August in den Rheinbund und nahm den Titel eines souverainen Herzogs an. Die beiden saarbrückischen Linien vereinigten sich schon 1733 über die Einführung der Primogenitur in ihren Ländern und schlossen 1788 einen Vertrag, nach welchem die Ländertheilungen künftig nicht mehr stattfinden sollten. Seit dem Aussterben der Linie Usingen 1816 fielen die Länder derselben an Weilburg. Von der Zeit an hat das vereinigte Herzogthum Nassau nur einen Regenten; cc) Linie Weilburg. Auf Ernst Kasimir folgte 1655 sein Sohn Friedrich, diesem 1675 Johann Ernst, den 1719 Karl August beerbte. Dieser nahm 1737 den fürstlichen Titel an und starb 1753. Nach ihm regierte Karl Christian 1788, und darauf Wilhelm bis 1816, der im Frieden zu Luneville auf dem linken Rheinufer $^1/_3$ der Grafschaft Saarwerden und die Herrschaften Stauf und Kirchheim-Bolanden, zusammen 8 QM. mit 18.000 Einw. verlor. Er wurde dafür mit einem Theil des Kurfürstenthums Trier, Ehrenbreitenstein, Montabaur, Limburg, Hersbach, Hammerstein, dem größten Theile der Grafschaft Nieder-Isenburg und den Abteien Arnstein, Schonau und Marienstadt: überhaupt mit 16 QM. und 37.000 Einw. entschädigt. Durch diese Entschädigungen der beiden nassauischen Häuser und durch einige Austauschungen wurden die Grenzen ihrer Länder abgerundet, und sie besaßen ein zusammenhängendes Gebiet. Auch wurden ihnen mehre in oder an ihren Grenzen gelegene mediatisirte, ehemalige Reichsstände unterworfen. 1806 trat auch Friedrich Wilhelm dem Rheinbunde bei. In diesem Jahre vereinigten beide nassauische Häuser ihre Besitzungen zu einem untheilbaren souverainen Herzogthum Nassau. Durch ein Decret vom 1. Jan. 1808 ward die Leibeigenschaft aufgehoben, durch ein anderes vom 29. Oct. die Conscription eingeführt. Durch den Tauschvertrag des 31. Oct. 1815 trat Nassau an Preußen Ehrenbreitenstein und einige andere Gebiete ab; erhielt aber dafür Diez, Hadamar, Dillenburg ohne Burbach und einen Theil von Siegen ohne die Stadt. Durch die wiener Congreßacte ward der nassauischen Herzogslinie das Erbfolgerecht in dem Großherzogthum Luxemburg nach Absterben der ottonischen Linie zugesichert. Friedrich Wilhelm starb am 9. Jan. 1816, und ihm folgte sein Sohn Wilhelm, der auch am 27. März desselben Jahres die usingische Linie beerbte. — Das Herzogthum Nassau war einer der ersten deutschen Staaten, welche eine neue landständische Verfassung erhielten (Patent vom 2. September 1814, „Europäische Constitutionen", II, 295), und zwar eine solche, wobei das Grundeigenthum als Basis der Repräsentation angenommen und eine Abtheilung in 2 Kammern, die Herrenbank und die Landesdeputirten, gemacht wurde. Die Herrenbank, über deren Zusammensetzung eine eigene Verordnung erschien

(vom 3. November 1815, s. „Europäische Constitutionen", III, 577), besteht aus den Prinzen des herzoglichen Hauses, aus der Erbin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (Erzherzogin Hermine von Oestreich, als Gräfin von Holzapfel), dem Fürsten von der Leyen, den gräflichen Familien v. Waldbott-Bassenheim, Walderdorf und Leiningen-Westerburg, dem Freih. v. Stein, als erblichen Mitgliedern (6), und 6 gewählten Deputirten der gesammten adeligen Gutsbesitzer. Die Landesdeputirten bestehen aus den 3 Abgeordneten der protestant. und der kathol. Geistlichkeit und den höhern Lehranstalten, welche in jedem Stande von den Vorstehern, nämlich die Inspectoren der Protestanten, den Landdechanten der kath. Geistlichkeit und den Rectoren der höhern Lehranstalten gewählt werden. Der Gewerbestand stellt 3 Deputirte, die übrigen Landeigenthümer 15. Die Wahlen geschehen unmittelbar und auf 7 Jahre; wahlfähig sind nur Mitglieder des Standes, wozu sie gehören. Der Landtag versammelt sich der Regel nach alljährlich; seine Rechte im Ganzen sind zweckmäßig bestimmt auf einen wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung, das Recht der Vorschläge und Beschwerden, das Recht Bittschriften und Vorstellungen von einzelnen Unterthanen und ganzen Gemeinden anzunehmen und die Befugniß, den dirigirenden Staatsminister oder die Landesbehörden in den Stand der Anklage zu versetzen. Bei den Steuerbewilligungen stimmen beide Abtheilungen gemeinschaftlich; in andern Angelegenheiten fast jede ihre Beschlüsse besonders, nach Mehrheit der Stimmen. Jede Kammer hat gegen die andre ein unbedingtes Veto, welches aber von dem Hofe beseitigt werden kann. Die Nothwendigkeit eines so bedenklichen Rechts, wodurch der Zweck der ganzen landständischen Verfassung vereitelt werden kann (denn die Landstände sind ja doch überhaupt nur ein Correctivmittel gegen mögliche Mißgriffe oder Unthätigkeit der Regierung), ist ein großes Argument gegen das System der 2 Kammern sowohl überhaupt, als vorzüglich in Staaten von mäßigem Umfange. Die Sitzungen der Landesdeputirten sind öffentlich; ihre erste Versammlung wurde 1818 gehalten. — Hinsichtlich der Verwaltung wurde das Herzogthum in 28 Bezirke getheilt, in welchem die Administration und Justiz in der ersten Instanz einer und derselben Person, einem Amtmann, übertragen ist. Als Centralverwaltungsstelle wurde die Landesregierung zu Wiesbaden angeordnet. Als Centraljustizstellen wurden 1816 ein Hofgericht zu Dillenburg als erste Instanz für privilegirte Personen und Sachen, und als zweite Instanz für nicht privilegirte, und ein Oberappellationsgericht zu Wiesbaden als letzte Instanz angeordnet. Später wurde zur Verbesserung der Justizpflege das Hofgericht zu Dillenburg in 2 Gerichtshöfe getheilt, von welcher der eine seinen Sitz in Wiesbaden, in der neuesten Zeit nach Usingen verlegt wurde. Die Untersuchung in correctionellen Sachen ist den Aemtern, in Criminalsachen 2 Criminalgerichten, die Aburtheilung der letztern den Hofgerichten, von welchen jedoch nur bei Zuchthaus- und Lebensstrafen an das Oberappellationsgericht appellirt werden kann, übertragen. Als oberste Behörde ist ein Staatsminister angestellt, in dessen Händen die gesammte Staatsverwaltung vereinigt und dem zu gleicher Zeit die obere Verwaltung des Vermögens des herzogl. Hauses übertragen ist. Die Schultheiße der Gemeinden werden von der Regierung ernannt, von der auch die Verwaltung des Gemeindevermögens völlig abhängig ist. — Das Wichtigste,

was auf den nassauischen Landtagen bis jetzt zur Sprache gekommen, ist die Domainenfrage. Der Herzog verlangte den Ertrage der Domainen als Privatgut; die Stände wollten denselben in die Steuercasse fließen lassen und dem Herzog eine Civilliste aussetzen. „Es braucht", sagten die Regierungscommissaire beim Landtage von 1819, „hier bloß angedeutet zu werden, in welchem engen Zusammenhange die Conservation des Familienguts der deutschen Regentenhäuser mit der Erhaltung ihrer Regierungsrechte steht. Die Masse des fürstlichen Familienvermögens in Deutschland ist sehr bedeutend. Könnten diese Güter je für Nationalgüter erklärt und dem Verwilligungsrechte der Landstände unterworfen werden, so müßte nothwendig die Idee angeregt werden, in welchem Mißverhältniß die Ausgaben der Civillisten in Deutschland zu dem Bedarf anderer großen Nationen unter dieser Rubrik stehen. Diese einmal ins Leben getretene Idee würde bei irgend einer innern oder äußern günstigen Veranlassung auf den Untergang der Regierungen in Deutschland alle ihren rechtmäßen Besitzern einmal entzogenen und für Nationalgut erklärten Güter der Regierungsveränderungen seyn würde". Stärker als je wurde die Domainenfrage auf dem Landtage von 1831 angeregt, weßhalb er am 2. Mai vertagt wurde. Damals erschien eine ausführliche „Nachricht" an die Einw. des Herzogthums, welche herben Tadel über die Landesdeputirten aussprach. Erst nachdem Warschau gefallen war, wurde die Ständeversammlung wieder berufen. Gleichzeitig erschien aber ein Edict, welches 7 neue Mitglieder zur Herrenbank berief, und bald darauf erfuhr man, daß auch die Prinzen von Holland u. d. T.: „Prinzen des herzogl. Hauses", Abgeordnete zur Herrenbank geschickt hatten, wodurch dieselbe 19 Mitglieder zählte, also Eins mehr als die Deputirtenkammer, wogegen diese, die Verfassungswidrigkeit des Edicts behauptend, eine feierliche Verwahrung einlegte, den Staatsminister, der das Edict contrasignirt hatte, anklagte, und endlich in einer an den Herzog gerichteten Adresse erklärte, neben der verfassungswidrig vermehrten Herrenbank keine landständischen Functionen mehr ausüben zu können, worauf die Ständeversammlung aufgelöst wurde. In der 1832 zusammenberufenen Deputirtenbank erklärten 16 Mitglieder, daß sie, so lange die ungesetzlich vermehrte Herrenbank (die Regierung behauptete dagegen die Rechtmäßigkeit dieser Verfügung) ihnen gegenüberstehe, ihre ständische Wirksamkeit suspendiren müßten, und protestirten, als die Regierung mit den 3 Geistlichen, dem Vorsteher der Schulen und einem Landeigenthümer die Deputirtenversammlung fortsetzten, feierlich gegen die Gültigkeit der Verhandlungen dieser Fünfe, welche indeß den geforderten Staatsbedarf und die Steuern bewilligten, jene 16 von der Deputirtenbank ausschlossen und sie für unfähig erklärten, wieder gewählt zu werden. Die Regierung blieb übrigens bei dem Grundsatze, daß der Besitz der Domainen und des Regierungsrechts unzertrennlich voneinander seyen. Viele Untersuchuug wegen Beleidigung des Deputirten Schott (Einer der Fünfe), wegen Ruhestörung und aufrührischer Umtriebe zu Wiesbaden, Hofheim Bleidenstädt, Limburg, Neudorf wurden eingeleitet. Auch die 16 Deputirten wurden in Untersuchung gezogen. Zwei jener Deputirten, Kindlinger und Hofmann, welche die Steuern verweigert hatten, wurden mit Verhaftung bestraft. Hierher gehört auch die Untersuchungssache gegen den Geheimrath Heber in Eltvill, wegen des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und

wegen Schmähungen gegen den Minister Marschall in Beziehung auf Diensthandlungen in einem von demselben verbreiteten anonymen Aufsatze, in der „Hanauer Zeitung" vom 20. Oct. 1831, betitelt; „Der Streit zwischen der Deputirtenkammer von Nassau und dem dasigen Regentenhause in Beziehung auf die Landesdomainen". Das Hof- und Appellationsgericht zu Usingen verurtheilte am 20. Dec. 1832 Heber (st. 11. März 1833) in eine 3jähr. Festungsstrafe und die Kosten. Die neue am 16. März 1833 eröffnete Ständeversammlung bewilligte den 20 April die Abgaben für 1834. — Als souverainer Fürst des deutschen Bundes theilt der Herzog mit Braunschweig die 13. Stelle und hat im Plenum 2 Stimmen sowie die 14. Stelle. Außer Domainen und Regalien von 1 Mill. Ertrag, bringen die Steuern $1^1/_2$ M. Gl. ein; Staatsschuld 5 M. Gl.; Bundescontingent 3028 M. In wissenschaftlicher Hinsicht ist gut gesorgt; es gibt (zu Limburg) eine kathol.-theolog. Lehranstalt, 3 Gymnasien, 5 latein. Schulen, ein Lehrerseminar, 3 Normalschulen, 680 Elementarschulen, letztere mit 828 Lehrern für 34.000 evang. und 27.000 kath. Kinder. Göttingen ist Landesuniversität. Die Zinsen, Pensionen, der Cultus- und Verwaltungsaufwand trägt die Domainenkammer. Der regierende Herzog Wilhelm (geb. 1792) residirt zu Wiesbaden und in dem schönen Schlosse Biberich am Rhein. Vgl. das „Staats- und Adreßbuch ꝛc." (Wiesbaden 1830) und Eckhardt's trigon. aufgen. Charte des Großherzogth. Hessen und des Herzogth. Nassau in 8 Sect. (Darmst. 1829).

II. Ottonische Linie. Otto, zweiter Sohn Heinrichs des Reichen, dem in der Theilung die Besitzungen auf dem rechten Lahnufer zufielen, hinterließ 1293 einen Sohn, Heinrich I., dessen Söhne, Otto und Heinrich II., 1323 die beiden Linien Dillenburg und Beilstein stifteten. A. In der beilsteinischen Linie lebten Heinrich I. 1380, Heinrich II. 1412, Johann I. 1473, Heinrich III. 1477, Heinrich IV. 1499, Johann II. 1513, Johann III. 1561, mit welchem die Linie erlosch. B. Otto, Stifter der dillenburgischen Linie, brachte durch Heirath Vianden, St.-Veit und einen Theil der Herrschaft Grimberg im Luxemburgischen an sein Haus und starb 1351, Johann st. 1416, Adolf st. 1420, erheirathete Erbansprüche auf die Grafschaften Diez, wegen welcher sein Bruder und Nachfolger Engelbrecht bis 1442 viele Streitigkeiten zu bestehen hatte und sich nur im Besitz der Hälfte davon behauptete. Seine Gemahlin brachte ihm Breda zu, wodurch die niederländischen Besitzungen des Hauses Dillenburg beträchtlich vermehrt wurden. Ihn beerbten seine beiden Enkel, Söhne Johanns, der 1437 als Statthalter des Herzogs von Burgund in Brabant starb. Engelbrecht, der älteste, nahm die niederländischen, Johann die deutschen Lande. Letzterer beerbte den Bruder 1504, brachte durch Heirath mit Anna von Hessen den Rest der Grafschaft Diez an sein Haus u. st. 1516. Sein ältester Sohn Heinrich, Karl V. Kämmerer, folgte in den niederländischen Herrschaften und erheirathete mit Claudia von Chalon die Erbansprüche auf das Fürstenthum Oranien. Er st. 1538, und da sein Sohn Renatus seit 1530 auch Prinz von Oranien, 1544 in der Belagerung von St.-Denis blieb, so vereinigte Johanns 2. Sohn, Wilhelm der Reiche, wieder alle dillenburgische Lande; st. 1559. Sein ältester Sohn, Wilh. d. Große, Gründer der niederländischen Freiheit, stiftete die Linie Oranien, die mit König Wilhelm III. von England 1702 erlosch; sein 2. Sohn Jo-

hann (st. 1606) war Stammvater der neuen dillenburgischen Linie. Seine 3 Söhne stifteten drei neue Linien; Johann die siegensche, Georg die dillenburgische und Ernst Kasimir die diezische Linie; a) die Linie Siegen zersplitterte sich in mehre Zweige, die lange Erbstreitigkeiten mit einander führten, und erlosch 1743. Da die Geburt des Prinzen Karl Heinrich Nikolaus Otto von Nassau-Siegen nicht für rechtmäßig anerkannt wurde, so fielen die siegenschen Lande an Nassau-Diez; b) in der Linie Dillenburg folgten sich Georg bis 1623, Ludwig Heinrich bis 1662, Heinrich, dessen Enkel, bis 1701, Wilhelm bis 1724; diesem sein Bruder Christian, mit welchem 1768 diese Linie erlosch; c) die Linie Diez, die allein noch fortbestehende des Ottonischen Stammes, wurde von Ernst Kasimir 1601 gestiftet. Er war Statthalter in Friesland und Gröningen, st. 1632. Sein Sohn Heinrich Kasimir, der gleiche Würden bekleidete, st. 1640. Sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm Friedrich erschoß sich unvorsichtiger Weise 1664. Heinrich Kasimir, der ihm folgte, st. 1696, dessen Sohn Johann Wilhelm Friso erbte 1702 durch den Tod Königs Wilhelm III. von England alle Besitzungen der Linie Nassau-Oranien, die er mit den diezischen Landen vereinigte. Er ertrank 1711 bei Mardyk. Auch war die oranische Partei in der Republik mächtig genug, um seinem Sohn Wilhelm IV. allmälig die Statthalterschaften Wilhelms III. in Geldern und Zütphen zu verschaffen. 1747 erhielt er dieselbe Würde in den übrigen Provinzen und wurde Erbstatthalter. Von der ottonischen Linie starben während seine Regierung folgende regierende Speciallinien aus, Hadamar 1711, Dillenburg 1739 und Siegen 1743. Wilhelm IV. starb 1759. Sein Sohn und Thronfolger Wilhelm V., geb. 1748, hatte, so lange er lebte, viel Unglück in der Verwaltung seiner republikanischen Würden. Sein Vormund, der Herzog Ludwig von Braunschweig, tilgte die großen oranischen Haus- und Landesschulden, die deutsche Häuser bei aussterbenden Agnaten zu erben pflegen. Als ein geborener Gegner der Magistratsfamilien in den Niederlanden und ihres Einflusses auf die Verwaltung, stellte er nicht die Verwandten derselben, sondern fremde Höflinge, manchen deutschen Fürstensohn ꝛc. im Militair und Civile an, ohne im Wesentlichen viel zu verbessern. Das weckte den Haß der beleidigten Oligarchen wider die Oranier, für deren Haupt er galt, und wider den Erbstatthalter, von dem man glaubte, daß er ihm zu sehr vertraue. Die Patrioten nahmen dem Letztern seine Vorrechte; indeß setzte ihn ein andrer Herzog von Braunschweig an der Spitze eines Heers Preußen wieder in seine Würden ein. Im Fortschritt der franz. Revolution aber behaupteten seine Gegner ihren Einfluß in den Staaten und Generalstaaten; daher mußte er 1802 seine Würden und sein Eigenthum in den Niederlanden gegen Entschädigungen in Deutschland aufgeben. Er st. 1806 in England. Zwar verlor sein Sohn, der jetzige König Wilh. I., 1807 auch diese und die Souverainetät seiner Erblande dazu; allein 1813 berief ihn eine Volksinsurrection auf den Thron der Niederlande, welche der wiener Congreß durch Belgien und durch Luxemburg zur Entschädigung für seine deutschen Erblande vergrößerte; Belgien und ein Theil von Luxemburg verlor er aber durch die Revolution von 1830. (Vgl. Niederlande, Geschichte der.) Fast das ganze nassau-ottonische Staatsgebiet gelangte an das Haus Nassau-Weilburg, die einzige noch übrige Walramische Dynastie. Beide Linien erneuerten ihren Familien-

bund durch eine Nassau und Luxemburg betreffende Erbverbrüderung, die auch für ihre Unterthanen die humansten Bestimmungen enthält. S. Arnoldi's „Gesch. der oran.-nassauischen Länder und ihrer Regenten" (Hadamar 1799—1816, 3 Bde.), und Ernst Münch's „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" (1. u. 2. Bd., Aachen 1831 und 1832).

Nassau-Siegen, Karl Heinrich Nicolaus Otto, Fürst v., aus der kathol. Linie des Hauses Siegen, geb. 1745, trat im 14. Jahre als Freiwilliger in franz. Kriegsdienste, die er als Rittmeister unter den Dragonern verließ, um Bougainville (1766—69) auf seiner Reise um die Welt zu begleiten. Aus den Armen der Königin von Otaheite ging er mit dem Ritter Oraisor nach Afrikas Wüsten, wo er einen Kampf mit einem Tiger tapfer bestand. Nach der Rückkehr trat er als Oberster eines Infanterieregiments wieder in franz. Dienste und suchte hier 1779, jedoch umsonst, die Insel Jersey wegzunehmen. Desto mehr Gelegenheit sich auszuzeichnen verschaffte ihm der Krieg zwischen Spanien und England. Nassau eilte zur Belagerung von Gibraltar, bestieg eine von Arçon's schwimmenden Batterien und entging durch Schwimmen dem Tode, dem er sich, mehr als jeder Andre, ausgesetzt hatte. Spaniens König belohnte ihn mit einer großen Geldsumme und dem Patente des Generalmajors seiner Armee, mit dem Titel eines Granden der ersten Classe. Wo der Kanonendonner in Europa ertönte, war auch Nassau. Graf Ségur empfahl ihn der Kaiserin Katharina II. Sie vertraute dem tapfern, vielversprechenden Manne den Befehl über ein Geschwader, das gegen die Türken kreuzen sollte. Auf dem schwarzen Meere griff er an der Spitze von Galeeren und flachen Fahrzeugen die stärkere Flotte des Kapudan Pascha an, nahm einige Schiffe desselben, steckte andre in Brand und zerstörte in mehren Gefechten die ganze dort stationirte Seemacht der Pforte. Die Kaiserin belohnte diese Siege ihres Viceadmirals edelmüthig. Er hatte das Indigenat von Polen erhalten und sich mit Charlotte Godzka, der Tochter eines reichen Woiwoden, vermählt. In dem Betrachte ging er als Katharinens Gesandter, denn diese dachte damals noch nicht an Polens Zerstückelung, nach Wien, nach Madrid und Versailles, um diese Höfe von Friedrich Wilhelms Ansichten auf Thorn und andre Punkte Polens zu unterrichten. In dem Kriege gegen Gustav III. trug sie ihm den Befehl ihrer Flotte im finnländischen Meerbusen auf. Nassau schlug die schwedische Scheerenflotte und trieb sie in den Busen von Viborg, wo er sie und Gustav selbst, der sie befehligte, gefangen zu nehmen glaubte. Aber dieser griff an; Nassau's Linie ward durchbrochen; 46 seiner Galeeren wurden in den Grund gebohrt oder genommen. Dieser Unfall nahm ihm die Lust zum Kriege. Vielleicht wollte er auch nicht seinen Arm zur Vernichtung der Polen leihen und die franz. Waffen bekämpfen, die die Freiheit ihres Vaterlandes vertheidigten. So reiste er unter Pauls I. Regierung, immer im Besitze seiner Würden, in Europa herum, bis er nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich ging, den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, der dort die Ruhe hergestellt hatte. Er starb unbeachtet in Paris 1804. Bei allen Anlagen zum Helden ließ er nur den Namen eines Abenteurers zurück. An Großsprecherei, aber auch an Großmuth, an Empfänglichkeit für Polens Schicksal gab ihm seine Gemahlin nichts nach.

Nation. Die Natur begründet mancherlei Verschiedenheiten unter den Menschen, welche erst bei erreichter höherer Bildung erkannt und

immer freier ausgebildet werden. Zu diesen gehört auch die Nationalität oder das Leben der Menschen unter der Form und Eigenschaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter oder die in dem Leben oder in der Geschichte ausgebildete Eigenthümlichkeit derselben hervorgeht, welche wir in gewissen übereinstimmenden und unwillkürlich wiederkehrenden Aeußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Das, was die Nationalität begründet, ist die gleiche Abstammung und Sprache der in verschiedenen Erdgegenden wohnenden Menschen; daher man auch die Nation beschreiben kann als einen durch gleiche Abstammung und Sprache unterschiedenen Theil der erdbewohnenden Menschheit. Die Abstammung ist es, welche in Verbindung mit besondern Klimaten und Erdtheilen, in welche die anwachsende Menschenmenge sich verbreitete, eine besondere Bildung der Körper vorzüglich begünstigt. Letztere tritt als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphysiognomien, sichtbar hervor und wird durch stetes Anschauen der Verwandten befördert. Diese Besonderheit der Bildung steht dann wieder mit einem besondern Verhältnisse der Menschen zur Natur, mit besondern Neigungen, herrschenden Temperamenten ꝛc. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber ist der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verschiedenheit unter den Menschen mehre Sprachen nicht möglich seyn würden. Die Sprache ist es vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet und sie von andern Nationen unterscheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Verbindung der Worte mit Begriffen und in der ihr eigenthümlichen Wortbildung und Wortfügung, sowie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks, die in derselben herrschende Denk- und Gefühlsweise gegenständlich und zur Norm erhoben. Allgemein ist dieß auch in unserer Zeit ausgesprochen worden in dem Satze: die Sprache ist Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und Dasjenige, was alle Glieder desselben auf das innigste verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechselt werden. Wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbestimmte Menschenmasse oder eine Vereinigung mehrer Familien versteht, welche in einem gewissen Landstriche verbunden lebt, so fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keineswegs zusammen. Denn nicht immer besteht ein Volk aus einer Nation, sowie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinne nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußische) ebensowohl mehre Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutsche) mehre Völker oder Staaten umfaßt. — Von dem Nationalcharakter scheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe, oder wie er sich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufassen hat. Was Ersteres anlangt, so ist der Nationalcharakter nicht Etwas, das sich dem Individuum so nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch seine Richtung demselben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verschiedener Nationen, welche sich in nationellen Zügen ähnlich sind wie die Glieder einer Nation. Am meisten wirkt der Nationalcharakter auf Diejenigen ein, welche sich desselben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbene Masse des Volks, welche, verfeinert durch gesellige Verhältnisse, den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeschliffen hat. Daraus folgt also das

Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbenern Volke, seine Schattenseiten aber unter den höhern Stände finde und aufzufassen habe. Weil aber eine Nation nicht bloß aus allen ihren gleichzeitigen, sondern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern besteht, und jeder Charakter, also auch der Nationalcharakter, oder die besondere Richtung und Invidualität, welche eine Nation als Ganzes zeigt und wodurch sie ebensowohl ihre Glieder verbindet, als sie sich eben dadurch von anderen Nationen unterscheidet, in dem Leben der Nation sich allmälig entwickelt; so muß, wer den Charakter einer Nation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Im letztern Falle ist es erst vollkommen möglich, die ursprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten, sowie das Wesentliche von den zufälligen Aeußerungen einer Nation, und was einer Nation eigenthümlich angehört (das Nationale), von Dem, was sie mit andern gemein hat zu unterstützen. (Ueber verschiedene Nationalcharaktere s. Kant's „Pragm. Anthropologie".) Vgl. Charakter. In Zeiten, wo unter einer Nation große Männer entstanden sind, scheint dieselbe ein schnelleres und bewegtes Leben zu führen und sich raschern Ganges ihrer Bestimmung zu nähern, als sonst in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr ist, und es entwickelt sich eine Zukunft, die der Genius schon gesehen; denn vor ihm schließt sich die Vergangenheit und Zukunft. In dieser Entwickelung aber tritt der Nationalcharakter vorzüglich in der Masse hervor, auf die sein Geist belebend wirkte. — Wenn Nationalität die Menschheit, sofern sie sich bei einer Nation in einer besondern Form oder bestimmten Beschaffenheit findet, mithin die Menschheit über oder vielmehr in der Nationalität seyn soll, so darf auch der Nationalcharakter nie so weit gehen, und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehre der Völker und Menschheit Eintrag thue und und einen steten Haß zwischen ihnen nähre. Eine Nation, welche sich auf diese Weise abschließt und von der Gemeinschaft in der Menschheit absondert, würde selbst geistig zurückbleiben und sich eine freie humane Entwickelung verschließen. Ein warnendes Beispiel stellte die alte Zeit in der hebräischen Nation auf. In das entgegengesetzte Aeußere fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn sie aus vorgeblicher Humanität zu einer schwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beschönigend Universalität genannt, sich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anschmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter und die Nationalfreiheit zerfallen und verschwinden muß. Die wahre Erziehung ist daher Erziehung des Individuums unter der Form der kräftigen Nationalität zur Menschheit.

Nationalbank, s. Staatsbank.

Nationalbankrutt, s. Staatsbankrutt.

Nationalbewaffnung, s. Landwehr, Nationalgarden und Volksbewaffnung.

Nationalbildung. Der Staat ist und wird etwas durch das Volk, das ihn bildet. Darüber darf in unsern Tagen nicht wohl gestritten werden, ob der Staat etwas mehr seyn soll, als Bequemlichkeits- oder Versorgungsanstalt; was er mehr ist als dieses, das wird und ist er durch das Volk. Dieses halten nicht bloß gemeinschaftliche Abstammung und Heimathlichkeit, Sprache, Sitte und Herkömmlichkeit zusam-

men, sondern bei höchst verschiedenartigen Ermäßigungen des äußern Zustandes, der Beschäftigungen, der Einsichten und Fertigkeiten, die Anstrengungen und Genüsse, begegnet es sich in ursprünglich verwandten Vorstellungen und Bildern von Lust und Schmerz, in Wünschen und Besorgnissen, in Hoffnungen und Forderungen, in Abneigungen und Weigerungen; es bewegt sich mit fast gleichmäßiger Liebe und Theilnahme in einem, ihm eigenthümlichen Kreise der Vergangenheit und Zukunft; theils in dunklerem Gefühle, theils in hellerer Einsicht werden dieselben Vorstellungen von Dem, was Recht, Wahr, Schön ist, bewahrt und gepflegt; Einzelheiten in bunter Mischung erwachsen zu einem Ganzen; unvermerkt entfaltet sich und erstarket kindliche Anhänglichkeit an dieser Gesammtheit, eine freie innig tief rührende Achtung dafür vererbt von Geschlecht auf Geschlecht, und wenn auch durch neue Verhältnisse und äußere Einwirkungen der Zeit vielen Veränderungen unterworfen, doch von gleicher, eher wachsender als verringerter Stärke; Familienleben und Häuslichkeit verschmilzet in Vaterlandsliebe und Volksthum; der Mensch lebt, denkt, handelt in den Grenzen der Eigenthümlichkeit seines Volkes; für die Genossen eines Stammbundes gilt ein Gefühl, ein Streben, ein Gesetz, eine Pflicht; das Einzelne stehet in unzertrennlicher Wechselwirkung mit dem Ganzen. So gestaltet sich das Seyn und Leben eines Volkes zu fortdauernder innerer Einheit; so schließet sich mit unsichtbaren starken Banden die Gegenwart an Vergangenheit an; Alles, was kömmt und wird, an Das, was gewesen ist und wodurch es bedingt wurde. Wo solches inneres Volksleben gefunden wird, da spiegelt sich dasselbe ab in Gebilden der Sprache, in Schrift- und Kunstwerken; es drücket sich aus in Ahnungen und Meinungen, in Sprüchen und Sagen, in Ueberlieferungen und Gesängen. Das wahrhafte Eigenthümliche des Volkskunstwesens in Bild und Sprache kann nur aus des Volkes innerem Seyn und Leben hervorgehen, und dieses wird durch solche Thatsachen in der Erscheinungswelt versinnlicht und veranschaulicht, bewahrt und verewigt. Das Sprach-, Schrift- und Kunstwesen der Völker muß, wie die Grundlage, worauf es ruhet, nach ursprünglichen Anlagen, nach Umgebungen und Natureinwirkungen, nach Erfahrungen, Schicksalen und äußern Verhältnissen höchst verschiedenartig hervortreten. Wir würden daher mit der hinreichend beurkundeten Wirklichkeit oder mit der ihre Stelle vertretenden höhern Wahrscheinlichkeit in unausgleichbaren Widerspruch treten, wenn die nach Oertlichkeit und Zeit sich stark und wesentlich unterscheidenden Erscheinungen aus einem und demselben Gesichtspunkte betrachtet, aus einem Grundsatze erklärt und nach einem Maßstabe beurtheilt werden sollten. Reine Eigenthümlichkeit läßt sich nur sehr wenigen Völkerschaften zugestehen; die reinste, wie es scheint und abgeschlossenste Indiern; in jüngerer Zeit, nicht ohne einige Beschränkungen, den Aegyptern und Chinesen. Schon bei den Griechen floß mannigfaltige Gabe für Einbildungskraft und Verstand aus mehren Gegenden Asiens zusammen; wenngleich das geistig und körperlich schön geartete Volk durch die ihm einwohnende ausgezeichnete Bildungskraft und leichte Gewandtheit Alles in der Art sich aneignete, daß der fremden Abkunft Spur, fast bis zur Unkenntlichkeit, verwischt zu werden pflegte. Mit bezaubernder Selbständigkeit erhob es sich zu einem eigenthümlich-freiem Schönheitssinne und Kunstleben; ihm entfaltete sich die wundersame Blüthe veredelter Sinnlichkeit und gesell-

schaftlicher Kunstbestrebung; und darum ist dieses Volk für die entfernteste, übrigens in grellen Abweichungen getrennte Nachwelt gemeinsames Musterbild feuriger Gestaltungen und geistiger Veredlung des Lebens geworden. Rom opferte rauhe Eigenthümlichkeit dem Genusse auf, welchen Griechenlands rauhe Lustfülle und Kunstreichthum darboten; und seitdem ziehet sich eine Kette von Kunsterfahrungen und Genußüberlieferungen durch alles Literaturwesen der jüngern gebildeten Völker bis auf unsere Tage hin; deren letzter Ring an Griechenlands unsterbliches Frühlingsleben befestiget ist. Selbst die bedeutendsten Veränderungen im Glauben und sittlichen Gefühle haben dieses lange, von Zeit zu Zeit verjüngt-kräftigere Fortwirken einmal angeregter und bis zu gewisser Höhe und Reife ausgebildeter Kräfte und Strebungen nicht hemmen, vielweniger vernichten können. Europens Völker haben in der, ihrem Fortschreiten zu höherer gesellschaftlicher Ausbildung und geistiger Regsamkeit förderlichen entscheidenden Zeit, mit Hintansetzung, oft mit Aufopferung ausschließlich unterscheidender Eigenthümlichkeit, mit dem Muttergesetze des classischen Alterthums im strengeren oder milderen Sinne unterworfen. Was dieser Unwandlung ihres Kunststrebens vorausgegangen war, mußte größtentheils als veraltet und nicht mehr zeitgemäß zurücktreten; weniges davon behaupte sich durch überwiegende innere Trefflichkeit; das ungleich mehrste schien auf geschichtlichen Werth beschränkt zu werden. Seltene Geister in Italien, Spanien und England versöhnten und verschmolzen die alte Zeit mit der neuen und gaben dieser einen Ruhmglanz, welcher alle Nachbildung ausschließet.

Nationalcapital, Volkscapital, das Vermögen der Gesammtbürger eines Staats; ein idealischer Gedanke, der zu manchen politischen Fehltritten die Staatsmänner hinriß, welche sich dachten, daß, wenn im Ganzen ein Volk sehr viel Werth in seinem Vermögen besitzt, es sehr gleichgültig sey, ob das Vermögen der Nation unter viele oder wenige Bürger vertheilt ist. (S. Capital).

Nationalconvent, s. Frankreich.

Nationalfeste sind Feste, Feierlichkeiten und Spiele, an der die ganze Nation Theil nimmt. Ihr Entstehen verdanken sie meist irgend einer großen Begebenheit, dessen Andenken durch sie erhalten und verherrlicht werden sollte. Es versteht sich von selbsten, daß diese Begebenheit national sey, und in ihr das Volk eine höhere, größere Anstrengung seiner Kräfte, ein ruhmvolles Streben, ein glückliches errungenes Ziel, das auf sein Seyn und Leben einen bedeutenden Einfluß gehabt hat, erkennen muß. Die Wichtigkeit der Nationalfeste haben vorzüglich die Gesetzgeber des Alterthums erkannt; sie wollten durch sie nicht allein einer erfolgreichen Begebenheit ein Denkmal stiften, das dem Volke die Thaten seiner Väter zurückrufen sollte, sondern sahen in ihnen auch ein Vereinigungsband der Nation, besonders da, wo diese aus mehren kleinern Völkerschaften und Stämmen bestand, die durch Privatinteresse leicht vom Allgemeinwohl der Nation getrennt werden und unter einander in Zwiespalt gerathen konnten. In dieser Absicht schuf Moses gewiß die Volksfeste der Israeliten; sie waren alle rein national und deuteten auf wichtige Begebenheiten, wobei das ganze Volk thätig und leidend wirksam gewesen war; sie sollten mehrmal im Jahre ihm den Gedanken vor die Seele führen, daß es, wenn auch in mehre Stämme getheilt, doch alle Bruderstämme desselben Vaterhauses seyen, und daß,

wie bei den Thaten, deren Andenken in den Festen lebten, der Fall gewesen war, es nur vereint und gemeinschaftlich strebend, etwas Großes vollenden und sich als unabhängige Nation behaupten könne. Die Volksfeste der Israeliten als Erinnerungsfeier der Losreißung des Volkes vom Sklavenjoche, seiner Züge, Leiden und Thaten in der Wüste, seiner Gesetzgebung, waren im Ursprunge und im Zwecke durchaus volksthümlich und folglich ganz national. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit den Volksfesten der Griechen: nur erreichte sie ihren politischen Zweck, Vereinigung der getrennten kleinen Völkerschaften, höchst unvollkommen. Zwar waren alle Feindseligkeiten während den Nationalspielen verboten und dieser kurze Waffenstillstand konnte dazu dienen, die Gemüther der streitenden Völker abzukühlen, sowie den Versuchen, friedlich den Krieg zu schlichten, erwünschten Eingang zu verschaffen; doch sagt uns die Geschichte nicht, daß auf den isthmischen, olympischen und andern Spielen ein Friede geschlossen worden sey oder die Parteien sich genähert hatten; so viel ist aber gewiß, die Spiele trugen viel bei, daß die verschiedenen unabhängigen Staaten Griechenlands sich für Glieder Einer Nation erkannten und ihre Unabhängigkeit gegen äußere Feinde mit vereinten Kräften vertheidigten. Bei den Römern arteten die frühern religiös-politischen Volksfeste, als Mittel einer herrschsüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schauspiele roher Sinneslust aus. Die franz. Revolution, deren Lenker so Vieles aus dem Alterthume nachahmten, rief auch die Nationalfeste wieder ins Leben (vgl. Feste); weil aber kein hohes Alter sie ehrwürdig machte und sie nur Kinder eines vorübergehenden Freiheitsrausches waren: so gingen sie wieder unter, als ihre Mutter, die republikanische Verfassung, eines gewaltsamen Todes starb. In unserer Zeit haben die Italiener Schau- und Belüstigungs-, die Spanier und Portugiesen Stierkampf- und kirchliche Prunk-, die Engländer Faustkampf- und Rennfeste; die Franzosen feiern fröhliche Dorf- und Volksspiele; die Schweizer aber haben fast allein wahre Nationalfeste. Unter den neuern Völkern besitzt jedoch keine Nation so viel Sinn und Gemüth (nichts weniger als bloße Schaubegierde) für die Feste des öffentlichen Gesammtlebens als die deutsche. Das froheste ist wohl das östreich., sowie unter den größten Städten Europas Wien. Aber keine Stadt hat auch solche volksfestliche Tage als Wien. Auch Baiern hat sein Volksfest, das im October auf der Thereſienwiese in München (s. d.), seit 1810. In Köln ist die Carnevalsfeier ein wahres Volksfest. Nur für die deutsche Nation als solche gibt es noch kein allgemein veranstaltetes Fest.

Nationalgarden. Die franz. constituirende Nationalversammlung entwarf zuerst den Plan zu einer wahren Nationalbewaffnung, indem sie durch ein Decret am 12. Juni 1790 erklärte, daß Der nur auf die Rechte eines Staatsbürgers Anspruch machen dürfe, welcher der Pflicht, sein Vaterland zu vertheidigen, in der Nationalgarde Genüge geleistet habe. Bei der Bildung der Nationalgarde am 29. Dec. 1791, legte sie folgende Grundsätze zu Grunde: Nur zum Schutze und Dienste der Nation innerhalb der Grenzen des Landes sey die Nationalgarde errichtet; sie solle daher nie zu einem Eroberungskriege, dem die franz. Nation durchaus entsage, dienen, und nicht gegen die Freiheit irgend eines Volkes gebraucht werden. Durch dasselbe Decret wurde sie der willkürlichen Leitung der Militairbehörden entzogen, und gesetzlich unter

die Verfügung der Civilbehörden gestellt. Es wurden Cantons- und Departementsgarden errichtet, in die freiwillig der 20ste Mann trat; sie wählten ihre Offiziere selbst, erhielten Waffen, Uniform und Sold. Die Anzahl der Bataillone ward auf 216 bestimmt. Doch wie es den republikanischen Gewalthabern so oft erging, daß ihr Handeln fast stets mit ihren öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen in Widerspruch gerieth, so ging es auch hier; die Nationalgarden, anstatt bloß zum Schutze des Reiches zu dienen, wurden zum Werkzeuge der Eroberungssucht, und anstatt eine Wache der Nationalfreiheit zu seyn, trieb man sie über die Grenze zur Unterdrückung andrer Völker. Unmittelbar nach dem 3. Oct. 1795, an dem die pariser Nationalgarde, welche sich gegen den Despotismus des Directoriums empörte, durch die Linientruppen des Convents unter Anführung Napoleon's geschlagen wurde, verlor die Nationalgarde auch ihre Verfassung, nachdem sie vorher gegen ihren Volkszweck gebraucht worden war. Ihr Generalstab ward aufgelöst, sie selbst der Verfügung der Civilbehörden entnommen und dem General der Armee des Innern untergeordnet. 1797 im August gaben ihr die beide gesetzgebenden Corps Frankreichs von Neuem eine gesetzliche Organisation, und stellten sie wieder zum Theil unter die Leitung der Civilbehörden; Napoleon griff zwar diese Form nicht an, hob aber, indem er sie von der Militairgewalt abhängig machte, ihre volksthümliche Tendenz auf, und zwang sie zum activen Dienste innerhalb der Grenzen des Reichs, während er mit den Linientruppen auswärtige Kriege führte. 1810 verschmolz er sogar vier Bataillone der Nationalgarden des nördl. Departements, die gelandeten Engländer sich muthig gezeigt hatten, mit den kaiserl. Garden. Am 13. März 1812 wurde durch ein Senatsdecret die waffenfähige Mannschaft des Gesammtreichs in drei Nationalbanne getheilt: den ersten bildeten alle nicht zum activen Dienste berufene junge Männer vom 20. bis 26. Jahre; den zweiten die vom 26. bis 40., und den dritten die waffenfähigen von 40 bis 60 Jahren. Aus dem ersten Banne hob er 100.000 Mann in 100 Cohorten; sie sollten nur auf dem Boden des Vaterlandes kämpfen; aber noch in demselben Jahre wußte man viele zum Gegentheile zu locken. Nach seinem Sturze strebten die Königlichgesinnten, sie unmittelbar von dem Willen des Königs abhängig zu machen; er ernannte seinen Bruder zum Obergeneral, kein Offizier durfte mehr gewählt werden, und die Nationalgarde wurde den Departements- und Cantonsbehörden entzogen. Doch 1819 willfahrte der König dem Wunsche des Volks, löste den Generalstab der Nationalgarde auf und stellte sie wieder unter die Civilbehörden. Als aber am 29. April 1827 die pariser Nationalgarde bei der Heerschau, die der König über sie hielt, die Absetzung der Minister und die Entfernung der Jesuiten forderte, ward sie am 30. verabschiedet. Je tiefern Unmuth dieser Schritt erweckt hatte, desto lauter wurde die Freude des Volkes, als in den Julitagen, noch vor der Entscheidung des großen Kampfes, der erste Nationalgardist in der lange verbotenen Uniform unter den Barricaden erschien. Lafayette, der Stifter der Anstalt, trat am 30. Juli an ihre Spitze. Die Nationalgarde war bei dem Anfange der Herrschaft der neuen Charte fast in allen Städten Frankreichs nach dem Gesetze von 1791 provisorisch eingerichtet, bekleidet und bewaffnet; aber die Nothwendigkeit, die Anstalt mit den neuen Verfassungsformen in Einklang zu bringen, bewog die Regierung bald nach

ihrer Einsetzung zwei Gesetzentwürfe vorzulegen, welche der Deputirtenkammer am 9. Oct. 1830 mitgetheilt wurden. Die Berathungen schlossen am 6. Jan. 1831, wo der Gesetzentwurf im Wesentlichen angenommen und darauf vor die Pairskammer gebracht wurde, welche noch einige meist die äußere Gestalt des Gesetzes betreffende Veränderungen machte. Am 22. März 1831 wurde das Gesetz verkündet. Die Nationalgarde ist errichtet, sagt es im Eingange, um die constitutionnelle Charte und die von ihr verbürgten Rechte zu vertheidigen, den Gehorsam gegen die Gesetze aufrecht zu erhalten, die Ordnung und die öffentliche Ruhe zu schützen und wiederherzustellen, die Linienarmee bei der Vertheidigung der Grenzen und Küsten zu unterstützen, die Unabhängigkeit Frankreichs und die Integrität seines Gebiets zu sichern. Sie wird nach Gemeinden organisirt. jedoch kann in den aus mehren Gemeinden bestehenden Cantonen die Nationalgarde in Cantonnalbataillons gebildet werden, wenn eine Ordonnanz des Königs es vorgeschlagen hat. Die Nationalgarde besteht im ganzen Königreiche. Der König kann die Nationalgarden in Gemeinden, die einen oder mehre Cantons bilden, auf ein Jahr, und auf drei Jahre in den Landgemeinden aufheben. Nach Verlauf dieser Zeit muß sie wiederhergestellt werden, oder ein neues Gesetz die Verlängerung dieser Frist bestimmen. Auch der Präfect kann sie provisorisch suspendiren, wenn sie sich den bürgerlichen Behörden widersetzt oder sich in Handlungen der Verwaltung einmischt. Diese Verfügung wirkt aber nur auf zwei Monate, wenn nicht der König die Aufhebung ausspricht. Auch kann der Präfect die jährlichen Waffenübungen aufheben, nur muß er in solchen Fällen sogleich dem Minister des Innern Bericht erstatten. Die Nationalgarde ist in der Regel der bürgerlichen Behörde unterworfen, außer in den gesetzlich bestimmten Fällen, wo sie berufen ist, in ihrer Gemeinde oder ihrem Cantone activen Militairdienst zu leisten und von den bürgerlichen Obrigkeiten unter die Befehle der Militairbehörden gestellt worden ist. In der Nationalgarde können nicht dienen Richter und Policeibeamte, die befugt sind die öffentliche Macht aufzubieten. Auch sind nicht dienstfähige Geistliche, Zöglinge der großen Seminarien, in wirklicher Dienstthätigkeit stehende Kriegsleute, die Arbeiter in Seehäfen und Zeughäusern, die Soldaten der Municipalwache und anderer besoldeten Corps, die Douaniers, einige andere Ausnahmen ungerechnet. Vom gewöhnlichen Dienste können sich, auch wenn sie eingeschrieben sind, die Mitglieder beider Kammern und die Mitglieder der Gerichtshöfe lossagen. Einstehen für den gewöhnlichen Dienst ist nur unter nahen Verwandten gestattet; Mitglieder derselben Compagnie können nur ihre Diensttour tauschen. Unter der Leitung der Friedensrichter wird in den Cantonen eine Revisionsjury errichtet. Sie besteht aus dem Friedensrichter, einem Präsidenten und 12 durch das Loos bestimmten Geschworenen, welche aus der Liste der von jeder Compagnie gewählten Nationalgardisten, die 35 Jahre alt und des Lesens und Schreibens kundig sind, gewählt werden. Die Geschworenen werden halbjährlich erneut. Sie entscheiden über Einschreibung in die Listen der Nationalgarde und über verschiedene den Dienst betreffenden Leistungen. Zur Gültigkeit ihrer Aussprüche wird die Anwesenheit von sieben Mitgliedern mit Einschluß des Präsidenten und absolute Stimmenmehrheit erfordert. Vor ihren Entscheidungen findet keine Berufung statt. Corporale, Unteroffiziere und Offiziere bis zum

Lieutenant werden von der Nationalgarde erwählt, die übrigen Offiziere aber von dem König ernannt. Durch einen besondern Artikel des Gesetzes wurde die Würde eines Oberbefehlshabers der Nationalgarden, über welche der Entwurf geschwiegen hatte, auf einen von der Mehrheit der Kammer angenommenen Antrag unterdrückt, der in den damaligen Verhältnissen der Parteien seine Erklärung findet. Die mobile Nationalgarde begreift die Bürger von 20—30 Jahren, die aber nur durch ein Gesetz zum Dienste berufen werden können, oder wenn die Kammern nicht versammelt sind, durch eine Ordonnanz des Königs, die aber in der nächsten Sitzung zum Gesetz erhoben werden muß. Sie soll eine Hülfsmacht des stehenden Heers bei der Vertheidigung des Landes seyn, und steht, sobald sie gebildet ist, unter dem Militairbefehl.

Nationalgeld, der von einer Nation anerkannte Vermögensmesser, nach dem der Werth der Waaren bestimmt und der gegen sie als Tauschmittel ausgegeben wird. Metall, besonders Gold und Silber, ist in allen cultivirten Staaten als Stoff desselben angenommen; doch geben die Staaten auch Papiergeld als Zeichen und unter ihrer Bürgschaft als Werthzeichen statt des Metalls. (S. Geld und Papiergeld.) So besteht in Rußland, Schweden und Dänemark ein Papier-Nationalgeld. In England wurde durch die Suspension der Bankzahlung vom J. 1797—1819 das Papiergeld zum Nationalgelde erhoben. Die Assignaten in Frankreich waren eine Zeit lang Nationalgeld.

Nationalgüter sind Güter, welche einem Volke als Gesammtheit, als moralische Person betrachtet, angehören. Inwiefern dergleichen Güter zur Erreichung der gemeinsamen Zwecke des Staats dienen, heißen sie Staatsgüter, Staatsdomainen, Kammergüter (s. Domainen), welche letztere von den Fürsten- oder Chatullgütern zu unterscheiden sind. Nationalgüter entstehen rechtmäßigerweise theils dadurch, wenn ein Volk ein Territorium erwirbt und, nach geschehener Vertheilung desselben als Privateigenthum unter einzelne Personen und Corporationen, noch Land übrig behielt, worauf keine Privatperson ein Recht erworben hat; theils wird auch Das von dem Privateigenthum als Nationalgut beibehalten werden müssen, ohne welches die Gemeinschaft und der leichte Verkehr des Volkes nicht möglich seyn würde. Was daher zur Unterhaltung der nöthigen Wege, Canäle und andrer Communicationsmittel, zur Errichtung nothwendiger Wohnplätze und andrer gemeinsamen Zwecke nothwendig ist, hierauf bleibt der Anspruch der Gesammtheit, auch nachdem das Nationalgut schon in Privateigenthum übergegangen ist, indem alles Privateigenthum vom Staate nur unter der Bedingung zugestanden und eingeführt wird, daß es die Erreichung der Zwecke der Gesammtheit des Volkes nicht unmöglich mache, wobei aber vorausgesetzt wird, daß dergleichen Benutzung des Privateigenthums nie anders als gegen vollständige Entschädigung des Privateigenthümers geschehen dürfe. Wenn dagegen eine Regierung, mit Vernichtung aller Grundsätze des Privatrechts, Privateigenthum gewaltsam wegnimmt und solches in Nationaleigenthum verwandelt, so ist dieses ein Gewaltstreich, der sich nie unter den Begriff des Rechts bringen läßt und daher stets als eine öffentliche Ungerechtigkeit erscheinen muß. Dieses ist der Ursprung sehr vieler sogen. Nationalgüter zur Zeit der franz. Revolution, wo eine Zeit lang alle Rechtsbegriffe stockten, und nur Anarchie und rohe Gewalt herrschte. Die französ. Gesetzgeber haben gewisse Nationalgüter für un-

veräußerliche Staatsgüter erklärt, z. B. die Krondomainen; andre dagegen, z. B. die Staatswaldungen, sind (mittelst eines Gesetzes, das im Budget besonders enthalten seyn muß) veräußerliche oder Nationalgüter geblieben. In Frankreich entstanden die Nationalgüter durch mehre constitutionnelle Beschlüsse, welche das dringende Bedürfniß, der Finanznoth abzuhelfen, nothwendig gemacht hatte. Daher bestätigte der König den Beschluß der Nationalversammlung vom 2. Nov. 1789, daß alle geistliche Güter (man schätzte sie auf mehr als 3000 Mill. Livres) zur freien Verfügung der Nation ständen, und den Beschluß vom 19. Dec. 1789, nach welchem alle königliche Domainen (bis auf 9 Lustschlösser) in die Masse der Nationalgüter geworfen wurden. Zugleich erlaubte ein Gesetz den Verkauf dieser Güter bis auf den Belauf von 4000 Mill., und wies darauf ebenso viel Assignaten (s. d.) an, welche nach Mirabeau's Vorschlag (17. April 1790) als National-Papiermünze in Umlauf kamen. Kurz vorher (13. Febr.) war die Masse der Nationalgüter durch die Einziehung der Klöster vermehrt und (18. März) beschlossen worden, eine Anzahl Nationalgüter den verschiedenen Municipalitäten zu verkaufen: ein wichtiger Beschluß, der alle Städte an die neue Staatsform fesselte. Endlich erklärte man, noch vor Necker's Abgang, den 29. Junius, alle Nationalgüter, mit Ausnahme der Krondomainen und der Waldungen, für veräußerlich. Damit wuchs auch die Zahl der Assignaten. Diese wurde den 12. Sept. 1790 bis auf 1300 Mill. gesetzt, stieg aber nach und nach bis auf nahe an 40.000 Mill. Livres (im Febr. 1796). Hierdurch wurde der größte Theil der Käufer der Nationalgüter zu eifrigen Anhängern der Revolution gemacht, und eine beinahe gänzliche Umwälzung in dem Privatvermögen bewirkt. Später, als Napoleon sich zum Erben der Revolution setzte, sahen ebenfalls in ihm die Ankäufer der Nationalgüter eine feste Bürgschaft ihres Vermögens; denn ihr Interesse hing mit dem seinigen innig zusammen; es war demnach natürlich, daß, als der König Ludwig XVIII. zurückkehrte, den gegenwärtigen Besitzstand nicht bestätigte, und durch ein Gesetz befahl, die noch nicht verkauften Güter an die Emigranten zurückzugeben, alle Grundeigenthümer ehemaliger Nationalgüter ihres unsichern Besitzes wegen in Furcht geriethen, und in ganz Frankreich eine Gährung entstand, welche die zweite Occupation Napoleons sehr begünstigte. Um den Grundeigenthümern jede Unruhe über diesen Gegenstand zu benehmen, erkannten die Kammern und der König 1816 die Rechtmäßigkeit des Besitzes der angekauften Nationalgüter an, und erstickten hiedurch einen leicht entzündlichen Stoff von Unzufriedenheit und Besorgnissen. Seitdem hat die Gesetzgebung die noch vorhandenen Nationalgüter als Staatsdomaine von der Krondomaine getrennt, und nur von jener in außerordentlichen Fällen, z. B. zur Bezahlung der Contribution an die fremden Mächte und zur Bildung des Majorats des Herzogs von Richelieu, eine Veräußerung mittelst eines besondern Gesetzes gestattet, den Emigranten aber als Entschädigung eine Milliarde bewilligt. Deutschland erklärte man bei der Mediatisation von etwa 100 Regentenfamilien, welche Standesherren wurden, die Domainen, Forsten und oft noch manche Regalien, obgleich Kaiser und Reich damit die Fürsten belehnt hatten, für Familieneigenthum jeder Geschlechter. Einige deutsche Feudalverfassungen und selbst einige repräsentative, haben jene Napoleonische Entscheidung bei Auflösung des sämmtlichen deutschen Reichs als

wohlbegründet angenommen und betrachten die Nationalgüter als Privateigenthum des Fürsten, indeß anderswo, wie in Würtemberg, Baiern, Baden und Darmstadt, die Monarchen das Domänen- und Regalieneigenthum den Ständen abtraten, oder wenigstens das meiste Einkommen zur Staatsschuldentilgung oder zu den laufenden Bedürfnissen des Staats anwiesen. Die Unveräußerlichkeit der Nationalgüter in constitutionnellen Staaten ist nur insofern zu billigen, daß es nicht dem Eigenwillen des Regenten erlaubt ist, Nationalgüter zu verkaufen oder zu verschenken; dagegen muß es dem Gesammtwillen der Nation, also dem Ausspruch ihrer Repräsentanten erlaubt seyn, solche Veräußerungen, wenn sie durch die Umstände geboten sind, zu beschließen. Ueber die deutschen Domainenkäufe s. d.

Nationalinstitut, s. Französische Akademie.

Nationalisiren, s. Naturalisiren.

Nationallitèratur heißt 1) in weiterer Bedeutung diejenige Masse ihrer schriftlichen Werke, welche aus der Nationalität selbst entsprungen, diese unmittelbar ansprechen und höher zu bilden geeignet sind. 2) Im vorzüglichen Sinne redet man von Nationallitèratur, wo ein ausgebildeter Charakter einer Nation auch in der Litèratur hervortritt. 3) In einer engern Bedeutung hört man diejenige Classe der Schriftwerke einer Nation oft Nationallitèratur nennen, welche für die ganze Nation oder doch den größten Theil derselben bestimmt sind. Dieß gilt von den sogen. populären Werken und vornehmlich von der schönen Litèratur, welche sich nicht an einzelne Stände wenden soll. In dieser Hinsicht nun möchte die schöne Litèratur der Franzosen noch weit mehr Nationallitèratur zu nennen seyn als die der Deutschen, weil bei jenen eine gleichmäßiger gesellige Bildung die Werke der schönen Litèratur, ja selbst die der praktischen Wissenschaften allgemeiner macht, bei den Deutschen aber die Poesie und Kunst sich immer noch mehr an die höhern Stände wendet. Wir hören dagegen bei den Deutschen die sogenannten Volksbücher (vergl. d. bes. Art.), welche jetzt fast nur den niedern Classen als Unterhaltungsbücher, den Gelehrten mehr als Gegenstand der literarhistorischen Forschung dienen, Nationallitèratur nennen, und der Einfluß des deutschen Nationalcharakters auf die Litèratur zeigt sich auch in der That mehr in dem Gebiete der Wissenschaft. — Hieraus möchte sich auch ergeben, was wir einen Nationalschriftsteller, einen Nationaldichter zu nennen haben. Wie Das, was den Geist einer Nation vollkräftig und doch in neuer Form ausspricht, vorzüglich auf die Nation wirken muß, was wir auch in andern Fällen, z. B. an Nationalmusik (man erinnere sich an K. M. v. Weber's „Freischütz") bewährt finden, so ist ein Nationalschriftsteller Der, welcher der gesammten Nation ohne Unterschied der Stände, wiewohl verschieden nach der Bildung und dem Geistesbedürfnisse der Classen und Individuen, zusagt und Genüge leistet.

Nationalmünze, Staatsmünze, Volksmünze ist diejenige Gattung von Münze, welche von der Regierung eines Landes gewählt worden ist, um bei sämmtlichen zwischen den Bürgern des Staats unter einander vorkommenden Tauschgeschäften den Dienst der Werthausgleichung zu verrichten. Gleich der Privatmünze kann auch die Nationalmünze ebensowohl zur Classe der Idealmünze als zu der der Realmünze und der der Idealrealmünze gehören, denn es kann die Regierung irgend einem Dinge ohne allen Tauschwerth, oder einem Dinge, dessen Tauschwerth der Güter worauf dasselbe die Anweisung enthält,

gleichkommt, oder einem solchen, dessen Tauschwerth den dieser Güter nur zum Theil ausgleicht, zur Münze für den Nationalverkehr wählen. Wäre nicht der Verkehr aller Staaten neuerer Zeit zugleich mehr oder weniger Weltverkehr; wäre der Handel gegenwärtig nicht das Band, das alle Völkerschaften der Erde mit einander vereint, so könnte die Nationalmünze einzig und allein aus Idealmünze bestehen; es hinge dann lediglich von der Regierung ab, irgend einem beliebigen Gegenstand, möchte derselbe einen eigenthümlichen Tauschwerth besitzen oder nicht, den Charakter der Münze beizulegen. Anders aber verhält sich die Sache, wenn, wie es bei allen gebildeten Völkern der Erde jetzt der Fall ist, die Bürger eines Staats nicht bloß unter sich, sondern zugleich mit dem Auslande in Verkehr stehen. Im Auslande fehlt der Idealmünze der im Inlande anerkannte Charakter eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels; es können daher auch die Fremden niemals geneigt seyn, ihre Waaren dafür wegzugeben, es sey denn in der Absicht, jene Idealmünze dem Lande, wo sie als Nationalmünze umläuft, entweder unmittelbar oder mittelbar wieder zuzuführen und auszutauschen gegen dessen einheimische Waaren. Eine Nation, welche sich es zum Gesetz machen wollte, bloß mittelst der Idealmünze ihren Verkehr zu treiben, würde sich allen den Unbequemlichkeiten im Handel und Wandel unterwerfen müssen, welche in den ältern Zeiten bei Völkern, die keine Weltmünze kannten, den Verkehr erschwerten. Daher ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Staaten unter einander eine gewisse Masse von Realmünze, oder wenigstens von Idealrealmünze, und namentlich von solcher, deren Stoff zugleich sinnlicher Stoff der Weltmünze ist, für jede Nation dringendes Bedürfniß. (S. Münze, Weltmünze.)

Nationalökonomie, politische Oekonomie, Staatshaushaltungslehre, auch wohl Cameralwissenschaft im allgemeinen Sinne genannt, ist ein Haupttheil der Politik. Sie stellt die Grundsätze und Regeln für die Begründung, Vermehrung und Verwaltung des Vermögens im Staate (sowohl des Nationalvermögens überhaupt, als des daraus entspringenden Staatsvermögens insonderheit) als Mittel der Sicherheit und Beförderung des allgemeinen Wohlstandes auf. Schlözer nennt sie die Wissenschaft von der Vereinigung und Anwendung der Staatskräfte zum Zweck des Staats. Sie geht von metapolitischen Begriffen der Natur der Dinge aus, und begreift 1. die Volkshaushaltungslehre, oder Nationalökonomie im engern Sinne, d. h. die Lehre vom Nationalvermögen, worin es besteht, wie es hervorgebracht, vertheilt, benutzt und wie es von der Regierung befördert wird; oder mit andern Worten: die Lehre von den Bedingungen, wovon der Wohlstand eines Volks in Hinsicht auf physischen Güterbesitz und Erwerb im Staate abhängt. Die Nationalökonomie, als Wissenschaft, zerfällt daher in den reinen und in den angewandten Theil. Der erste geht vom Begriffe der Nationalwohlfahrt aus und entwickelt die gesammten physischen und geistigen Bedingungen, die Quelle und das Wesen des Nationalvermögens. Hiernach sind die einzigen Urquellen aller Dinge, welche Güter werden können, die Natur und der menschliche Geist; nicht die Natur allein, wie die Physiokraten behaupten; auch nicht die Arbeit allein (die Aeußerung der Produktivkraft des menschlichen Geistes), wie Smith und die Anhänger des Industriesystems wollen. Der zweite stellt die aus jenen allgemeinen Grundsätzen abgeleiteten Gesetze und Regeln auf, wie im Einzelnen der

Nationalwohlstand durch die zweckmäßige Betreibung und Leitung aller einzelnen Zweige der Nationalindustrie begründet, erhalten und gesichert wird, und welche Stellung die Regierung eines Staats, in Hinsicht auf diese Realisirung des Nationalwohlstandes, im Einzelnen nehmen soll, auch wie sie von dem Ueberschusse desselben den Staatsaufwand decken darf. Nach Storch's „Cours d'économie politique" ist der allgemeine Gegenstand der Nationalökonomie Werth, und was Werth hat, Güter. Diese theilen sich in innere und äußere. Die äußern haben einen Tauschwerth; die innern haben ihn nicht. Jene begründen den Reichthum; diese die Volksentwickelung (civilisation), und beide vereinigt: die öffentliche Wohlfahrt. Beider Quelle ist Natur und Arbeit. Daher hat Storch die Lehre von der Volksentwickelung (Culturpolitik) und die Lehre von dem Volksreichthum (Volkshaushaltungspolitik) in einer Wissenschaft, in der Lehre von der Nationalökonomie vereinigt. Er handelt nämlich in dem ersten Theile der polit. Oekonomie die äußern und im zweiten die innern Güter ab. Unter den letzten versteht er, dem aufgestellten Begriffe von Werth gemäß, alle geistigen Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Arbeit, die durch die Meinung als nützlich erkannt und geeignet sind, das sittliche Eigenthum des Menschen zu werden. Storch zieht also alle diejenigen innern Güter in den Umfang der Staatswirthschaft, wodurch die Anlagen und Fähigkeiten der Menschen vervollkommnet werden. Da aber die sittliche Freiheit des Menschen als der Hauptquell der Volksentwickelung angesehen, und die Humanität, welche aus der Volksentwickelung hervorgehen soll, nicht bloß als Mittel für die Staatswohlfahrt, sondern als ein selbständiges Gut und als der höchste Zweck alles Menschenlebens betrachtet werden muß, so wird die Culturpolitik (d. i. die Lehre von der Entwickelung des Volks nach den Grundsätzen der Staatsweisheit zu dem Charakter der Humanität durch das Wahre, Gute und Schöne) als eine selbständige, politische Disciplin behandelt (s. Politik). Der Zweck aller Verwaltung des Nationalvermögens ist theils Erhaltung und Vermehrung des Hauptstocks, theils Erzielung und Benutzung der Früchte. Die Vermehrung insbesondere geschieht durch Erzeugung, Veredlung und Umsatz. Daraus sind folgende 3 Disciplne entstanden: 1) die Landwirthschaftskunde, oder Oekonomie im engern Sinne (s. d.), wohin der Feld-, Garten-, Wiesen-, Obst-, Wein- und Bergbau, die Forstkunde, die Vieh-, Schaf- und Bienenzucht, der Seidenbau, das Jagdwesen und die Fischerei gehören; 2) die Gewerbskunde oder Technologie (s. d.). Beide enthalten die Lehre von der kunstgemäßen Behandlung der Naturerzeugnisse, um dadurch das Grundcapital selbst oder dessen Nutzung zu erhöhen; 3) die Handlungskunde, mit Einfluß des Handelsrechts (s. Handel), wozu die Lehre vom Geldwesen, die Banken, dem Wechselgeschäfte, den Versicherungsanstalten u. a. m. gehören. Diese 3 Disciplinen werden u. d. N. der Cameralwissenschaften (s. d.) begriffen. Die Nationalökonomie aber muß mit Recht, als eine selbständige, von den Cameralwissenschaften ganz verschiedene Disciplin behandelt, und der Kreis der Cameralwissenschaft streng auf das bloß durch Erfahrung Gegebene bezogen, und nicht über die Landwirthschaft, Gewerbs- und Handelskunde, über die Forst- und Bergwerkskunde hinaus erweitert werden. Die Nationalökonomie in dieser Begrenzung, und das Staatsrecht (s. d.) sind die beiden reinen, politischen Grundwissenschaften; denn das ganze innere

Leben des Staats wird erschöpft durch die Zurückführung auf die beiden Grundbegriffe des Rechts und der Wohlfahrt. Auf ihnen beruhen 1) die Polizei; 2) die Finanzwissenschaft und 3) die Cameralwissenschaft: welche zusammen in den Kreis der praktischen Politik gehören. Der 2. Haupttheil der politischen Oekonomie ist die Staatshaushaltungs- oder die Staatswirthschaftslehre im engern Sinne, d. i. die Lehre von den Bedingungen, wovon der Wohlstand des Staats in Hinsicht auf den physischen Güterbedarf und Erwerb der Regierung abhängt. Sie heißt bisweilen auch Finanzwissenschaft im weitern Sinne (s. d.), oder die Lehre von den Einrichtungen, die das Staatsvermögen, d. i. das Vermögen der Regierung, betreffen, welche aus Domainen (s. d.) und Regalien und aus dem steuerbaren Nationalvermögen besteht. Sie zeigt den Ursprung und erklärt die Bestandtheile desselben, und lehrt sodann, wie es verwaltet d. i. erhalten, vermehrt und benutzt wird. Daher begreift sie a) die bisher sogenannte Cameralistik, oder die Lehre von den Quellen des Vermögens der Regierung (Erzeugung und Vermehrung). Diese leitet aus der Nationalökonomie die Anwendung der staatswirthschaftlichen Grundsätze ab, in Hinsicht auf Staatseinnahme aus Domainen (Kammergütern), Regalien (oder aus dem Berg-, Forst-, Münz-, Zoll-, Schifffahrts-, Straßen- und Postwesen) und aus den Steuern. Mit ihr hängt zusammen das Cameralrecht oder derjenige Theil der Polizeiwissenschaft, welcher das Eigenthumsrecht der Regierung (der Kammer und des Fiscus, s. d.) in Hinsicht auf ihre Einnahme ordnet und sicher stellt. Das Cameralrecht begreift daher unter sich das Münz-, Jagd-, Berg-, Forst-, Post- und Fiscalrecht. b) Die Finanzkunde (Finanzwissenschaft im engern Sinne), oder die Lehre von der Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte, in Hinsicht auf die Staatsausgaben. In wiefern nun sowohl der Volks- als auch der Staatshaushalt nur dann ein Mittel der Sicherstellung und Beförderung der Staatswohlfahrt seyn können, wenn sie dem Orte und der Zeit gemäß mit den Zwecken der Gesellschaft (mit der Privatwohlfahrt) in Uebereinstimmung gebracht werden, so wird in den Umfang der Staatswirthschaftslehre überhaupt, auch mit die Polizeilehre (s. d.) gezogen, ob sie gleich als eine besondere politische Wissenschaft behandelt werden muß. Der Graf v. Soden hat daher als einen Haupttheil in seiner „Staatshaushaltung" (Erlangen 1812) die Lehre von der Erhaltung und Förderung des physischen Wohlseyns der ganzen Staatsgesellschaft besonders dargestellt und sie Staatswirthschaft genannt. Natürlich hat es lange vor der Aufstellung einer Theorie der Staatshaushaltungskunst gute Staatswirthe und wohlgeordnete Staatswirthschaften gegeben. In der Erweiterung des Volkshaushalts, durch die an die Stelle der Produktenwirthschaft getretene Geldwirthschaft, gewann auch der Staatshaushalt für seine vermehrten Bedürfnisse neue Quellen, und das Finanzwesen wurde immer künstlicher, je mehr die Ausgaben des Staats für den Hofhalt, das Gesandtschaftswesen, die Heer- und Kriegskosten u. s. w. stiegen, die ordentlichen Einkünfte nicht mehr hinreichten, und das Staats-Schuldenwesen sogar das Einkommen und das Vermögen der Nachkommen in Beschlag nahm. Uebrigens hatten schon längst einzelne Fürsten, Karl der Große, Dionys, der Anbauer in Portugal, August von Sachsen, Gustav Wasa in Schweden, Elisabeth in England, Heinrich IV. von Frankreich, und Staatsmänner, wie Sully, erkannt, daß der Wohl-

stand des Landes und des Volks das Vermögen der Regierung begründe, ehe man die darüber gemachten Erfahrungen auf gewisse Grundsätze und Regeln zurückführte. Dieß geschah zuerst in Frankreich, durch das vom Minister Colbert auf die Bahn gebrachte, und seitdem in den meisten europ. Staaten nachgeahmte Mercantilsystem (s. d.), welches von dem falschen Grundsatze ausging, daß der Nationalreichthum allein in edeln Metallen bestehe, und daß die Vermehrung derselben durch eine vortheilhafte Bilanz des Handels, mittelst klugberechneter Einfuhr- und Ausfuhrgesetze, bewirkt werden müsse. Bodin in Frankreich, Serra in Italien, Klock in Deutschland handelten es zuerst in Schriften ab; vollkommener Melon und Fortbonnais in Frankreich, Mortimer und Stewart in England, Genovesi in Italien, Loen, Justi und Sonnenfels in Deutschland stellten es in seiner Vollkommenheit dar. Es fehlte indessen nicht an Gegnern dieses Systems, welche die Fehler und Mängel desselben aufsuchten, zu modificiren und zu verbessern strebten. Nachdrücklich und mit Erfolg ward es aber angegriffen, und der theoretische Götzendienst des Geldes gleichsam gestürzt von der staatswirthschaftlichen Schule der franz. Oekonomisten oder Physiokraten (s. Physiokratisches System), an dessen Spitze Ludwigs XV. Leibarzt Quesnoy („Tableau économ. avec son explication", 1758, erläutert u. d. T.: „La physiocratie, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain", Paris 1767; verbessert Yverdun 1768, 6 Bde.) stand. Dieser und seine Schüler le Trosne, de la Riviere, Turgot, Mirabeau der Aeltere u. s. w., in Deutschland Iselin und Schlettwein, führten es ein. Eine Zeit lang richtete die physiokratische Schule die Blicke von ganz Europa auf sich, und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilsystems in ihrer ganzen Blöße darzustellen; aber auf der andern Seite ließ sich ebenfalls nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große Irrthümer zum Grunde lagen, und es in mehrfacher Hinsicht keine volle Befriedigung gewähre. Da trat 1776 der Schotte Adam Smith auf und hatte den Ruhm, die Idee einer Theorie des Nationalreichthums rein aufgefaßt und nicht bloß als einen Anhang der Polizei- und der Finanzwissenschaft betrachtet zu haben. Er war es, der zuerst die Lehre von den Elementen und Ursachen des Nationalreichthums zu zergliedern unternahm und eben dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wissenschaft. (S. Smith, Adam.) Da sein System so wenig den auswärtigen Handel, wie die Mercantilisten meinten, als den Ackerbau, wie die Physiokraten behaupten, als die alleinigen Mittel betrachtet, die Nation reich zu machen, wohl aber alle Arten von nützlicher Industrie, welchen deßhalb ganz gleiche Freiheit verstattet werden soll, so hat man dieses System auch das freie Industriesystem genannt. Man hat die Smith'sche Lehre nachher in England, Frankreich und Deutschland berichtigt, vervollkommnet und erweitert, ihr aber auch hier und da Fremdartiges und Irriges beigemischt. In Deutschland besonders suchte man ihr eine wissenschaftliche Form zu geben, ist aber dadurch auch auf andre Sätze und Folgerungen gerathen. Man nannte sie, um sie von Dem zu unterscheiden, was ehedem Staatswirthschaft oder politische Oekonomie hieß, Nationalökonomie, und verstand darunter die Wissenschaft von der Natur und den Ursachen des Nationalreichthums unter dem Einflusse von gesellschaftlichen Einrichtungen und positiven Gesetzen. Andre führen aber auch fort, sie u. d. T. Staatswirth-

schaft und politische Oekonomie zu bearbeiten. Auch modificirten Mercantilisten, wie Necker, Büsch und Ferrier, das Smith'sche System, sowie Physiokraten, z. B. Schmalz, Garnier und Krug, ihre Grundsätze gegen Smith vertheidigten. Der vollständ. Titel des Smith'schen Werks ist: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" (zuerst 1776, 2 Bde., 4.; 4. Ausg., 1784; neueste 1814 von Buchanan herausg. mit Bemerk. und Zus.). Das Werk ist fast in alle Sprachen übersetzt. — Smith's Gegner waren Pownal, Crawford, Lauderdale, Gray u. A., deren Stimmen verhallt sind. In Deutschland brachte Sartorius durch s. Auszug des Smith'schen Werks: „Staatswirthschaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend" (Göttingen 1806), dessen Lehrsätze zuerst auf die Universitäten. Lehrbücher von Garnier (in Frankreich), von Jakob (in Halle), von Schlözer („Anfangsgründe der Staatswirthschaft, oder die Lehre vom Nationalreichthum", Riga 1805—7, 2 Bde.) und Fulda haben zur Verbreitung und Vervollkommnung der Smith'schen Theorie kräftig beigetragen. Insbesondere gebührt Lüder das Verdienst, diese Theorie aus der allgemeinen Völkergeschichte, jedoch in einem prätiösen Styl und nicht immer mit dem glücklichsten Urtheil, erläutert und zu einem leichter zu übersehenden Ganzen in einer neuen Gestalt dargelegt zu haben. Say that ein Gleiches mit besonderer Anwendung auf Frankreich (in s. „Traité d'économ. polit.", 4. Aufl., Paris 1826, 2 Thle.), Kraus mit Beziehung auf die preuß. Staaten, Storch auf Rußland. Als neue (jedoch mit Benutzung der vorhergehenden Untersuchungen), Bearbeitungen der Nationalökonomie müssen angesehen werden die Werke des Grafen von Soden („Die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung", Leipzig 1805—11, und Aarau 1816—17, 9 Bde.; ausführlich und originell) und von v. Jakob (compendiarisch), ferner Lotz's „Handbuch der Staatswirthschaft" und Pölitz's 2. Th. s. „Staatswissenschaften", Hauterive's „Elémens d'économie politique", Sismonde Sismondi's „Nouv. principes d'économie politique". Originelle und Aufmerksamkeit verdienende Ansichten finden sich in Ricardo's „Principles of pol. econ.", Torrens's „Inquiry into the wealth of nations", Mill's „Elem of political econom.". Eine wohlgeordnete Uebersicht des Zustandes dieser Wissenschaft gibt auch Rau's „Lehrbuch der politischen Oekonomie". Der 1. Th. (Heidelb. 1826) enthält die Volkswirthschaftslehre, der 2. die wirthschaftliche Polizei, der 3. die Finanzwissenschaft. Die Werke der genannten engl. und franz. Schriftsteller über polit. Oekonomie sind sämmtlich ins Deutsche übersetzt. Noch nennen wir von Lips „Deutschlands Nationalökonomie" (Gießen 1829).

Nationalreichthum, s. Nationalcapital und Nationalvermögen.

Nationalschuld muß man von Staatsschuld unterscheiden. Das von einer Regierung aufgeborgte Capital oder das von ihr in Umlauf gesetzte Papiergeld, welche Summen entweder ausdrücklich durch Hypotheken, als Zölle, Domainen, oder andere Einkünfte gesichert sind, oder deren Sicherheit auf dem Credit des Staates, welchen er durch seine Redlichkeit und seine ökonomische Weisheit der Verwaltung in dem öffentlichen Zutrauen genießt, beruht, bilden die Staatsschuld. Wird aber für geliehene Summen oder für das courirende Papiergeld das

Nationalvermögen zur Hypothek gestellt; werden mittelst einer ausgeschriebenen Steuer die Zinsen gedeckt; oder haben sich die Stände für die Capitale verbürgt und sich verpflichtet, die Zinsen zu bezahlen; kurz eine Schuld, die von der Regierung mit Einwilligung der Nation gemacht ist, und aus dem Vermögen der Nation wieder getilgt werden soll, nennt man Nationalschuld. In diesem Sinne können nur repräsentative Staaten Nationalschulden contrahiren. — Unter allen Nationen hat sich das Nationalcredit- und Schuldenwesen in England am künstlichsten und bis zu einer erstaunlichen Höhe entwickelt; es ist der Grundpfeiler der britischen Macht. Durch das Anleihesystem, was sich einzig auf den Credit und den Reichthum der Nation gründet, vermochte es England allein, seine politische Macht gegen die feindlichen Angriffe der neuern Zeit zu behaupten; ihm verdankt es die Aufrechthaltung seines Welthandels, und den großen Einfluß, den es auf die andern Staaten ausübt. 1689 betrug die Staatsschuld unter den Stuarts 1.054.925 Pfund Sterl.; 1697 21.515.742 Pfund; 1714 53.633.076 Pf.; 1763 133.959.270 Pf.; 1783 238.231.248 Pf.; 1802 499.753.063 Pf. Im J. 1815 belief sich die Zahl aller Staatsgläubiger Englands auf 900.000; die fundirte Schuld betrug 780.686.658 Pf. St., ungefähr 4684 Mill. Thlr.; am 1. Febr. 1817 über 900 Mill. Pf. St. mit Einschluß der Schuld von Irland, und die Zinsen 32.392.889 Pf., wovon die engl. Schuld allein 27.996.585 Pfund erforderte. Das Ausland besitzt nur 18.598.666 Pf. in den Stocks. Das Uebrige gehört inländischen Gläubigern. Irlands fundirte Staatsschuld verhält sich zur engl. wie 1 : 6; das Einkommen des Tilgungsfonds in Irland hingegen zu dem in England wie 1 : 6½. Im J. 1815 betrug Irlands fundirte Staatsschuld 127.865.000 Pf.; der Tilgungsfonds 2.087.000 Pfund. Während des Krieges hatte der engl. Tilgungsfonds für 260 Mill. Pf. Stocks eingelöst, und seit 1786—1816 überhaupt 320.384.000 Pf. St. Im Jahre 1828 betrug die consolidirte Nationalschuld 5360 Mill. Thlr., und die Zinsen 164 Mill. Der Tilgungsfonds ward 1829 aufgehoben, und dafür der 4. Thel des Ueberschusses der Einnahme zur Verringerung der Staatsschuld vrwendet. Die Zinsenzahlung für die Nationalschuld beschafft die Bank von England (s. Londoner Bank); das erste Capital der gegenwärtigen Nationalschuld ward der Regierung von der Bank geliehen nd belief sich auf 1.200.000 Pf. Dieser sogen. Bank-Stock ist bis af 11.642.400 Pf. St. angewachsen und bildet die Grundlage des erstaulichen Gebäudes, auf welchem alle übrige Stocks (die 3., 4., 5. p. C consolidated annuities und die Leibrenten oder terminable annuities ruhen. Die an die Bank zu bezahlende Annuität beträgt 585.740 Pf. Die schwankende Schuld (floating debt), der man noch keinen bestimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuldfächer angewiesen hat ist aus den Cassenscheinen (Exchequer bills) und aus den noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entstanden. Vgl. Jos. Hamilton's „Inquiry concerning the national debt" (Edinb. 1813, 3. Auflage), sowi Amortisiren, Exchequer, Fonds und Großbritannien.

Nationaltheater. Lange Zeit haben sich die Deutschen geschmeichelt, ein Nationaltheater zu besitzen; sie glaubten, ein Drama von einem deutschen Dichter i deutscher Sprache geschrieben, auf einer deutschen Bühne aufgeführt, sey ein Nationaldrama, und beruhigten sich damit, ohne den

Begriff eines Nationaltheaters richtig aufzufassen, und die Bedingungen und Erfordernisse sich zu verdeutlichen, welche ein Drama erst zu einem National-Drama machen. In einer nationalen dramatischen Literatur muß das Volk sich wieder erkennen; sein Leben, Charakter, sein Herz und seine Gesinnungen, seine Eigenthümlichkeiten und Sitten, seine Bildung und Interesse müssen, wenngleich idealisirt, ihm aus ihr, wie aus einem Spiegel entgegentreten; seine Nationalbegebenheiten, die großen Thaten seiner Väter und Leiden in ihrer Volksthümlichkeit, müssen zum Stoff des Volksdrama genommen werden. Nur die Griechen und Indier besaßen in diesem Sinne ein wahres Nationaltheater, und unter den Neuern sind es allein die Franzosen und die Engländer, welche hierauf in etwa Anspruch machen dürfen. Die Deutschen besitzen zwar eine ungeheure Menge von Stücken, u. d. N. von Original-Trauer-, Schau- und Lustspielen, in denen Deutsche auftreten und deren Stoff der vaterländischen Geschichte entnommen ist; man vertausche aber die Namen nur mit englischen oder französischen, und alles Nationale an ihnen ist verschwunden.

Nationalvermögen ist der Inbegriff alles Dessen was ein civilisirtes Volk an Grund und beweglichem, ja auch wohl an geistigem Eigenthum besitzt. Obgleich man es schon im vorigen Jahrh. empfand, daß zwischen National- und Regierungsvermögen ein Verhältniß stattfinden müsse, und daher Nationalreichthum zu befördern strebte, so wurden doch die drei großen Fragen, welche ihrer Natur nach die Grundlage der Staatswirthschaft ausmachen: 1) Worin besteht und woraus entsteht Nationalvermögen? 2) Welchen Einfluß darf sich eine Regierung auf die Beförderung desselben anmaßen? 3) Welches Verhältniß findet zwischen den Einkünften der Nation und der Regierung statt? lange ununtersucht gelassen, bis sich eine Routine gebildet hatte, gegen welche selbst bessere Grundsätze nur wenig vermochten. Wenn jene bessere Grundsätze das Vermögen einer Nation in die größere oder geringere Masse ihrer Güter, aber nicht bloß der materiellen, sondern auch der geistigen Güter, d. i. der Talente und Kenntnisse setzn, die allein erst jene, indem sie die Anwendung bestimmen, zu Güten machen, so setzte es dagegen in neuerer Zeit die Praxis immer mehr in die Summe des baaren Geldes. Da man dessen Vermehrung allein als reellen Gewinn, dessen Verminderung allein als reellen Verlust betrachtet, bestimmte sich dadurch der höchste Zweck der Staatswirthschaft, da selbst alle Beförderung der Industrie nur Gelderwerb zur Absicht haben sollte, und die ewige Wahrheit: daß alle producirende Thätigkeit nur in dem Maße wahrhaft nützt, als sie der Beschaffenheit des Landes und den Bedürfnissen und Verhältnissen der Nation angemessen ist, und keine nützlichere Anwendung der Kräfte dadurch gehemmt wird, außer Augen gesetzt ward. Hieraus floß eine ganze Reihe der verkehrtesten Maßregeln, die desto drückender wurden, da über ihre Rechtmäßigkeit, ja selbst über ihre Klugheit kaum ein Zweifel entstand. Da man das Vermögen und den Reichthum einer Nation in materiellen Gütern und vorzugsweise in dem Besitze edler Metalle suchte, so mußten sie auch die Regierungen als höchsten Zweck der Staatswirthschaft den Gelderwerb stellen. Aber schon der einzelne Mensch ist nicht bloß in dem Maße reich, als er seinen Beutel gefüllt hat, liegende Gründe oder andere äußere Erwerbungsquellen besitzt; sondern sein besseres Vermögen, seinen edlern Reichthum hat er in seinem Herzen, seinem Kopfe und seiner Mus-

kelkraft: dieselbe Bewandtniß hat es mit Nationen: auch Trieb zur Thätigkeit, der Geist zur Sparsamkeit, Nüchternheit, und gute Sitten bilden ein Nationalcapital, was die großen Summen der klingenden Münzen leicht aufwiegt. So beschränkt die Ansicht von dem Wesen des Nationalvermögens blieb, so beschränkt blieb auch natürlich die von den Quellen desselben. Bergwerke und Goldgewinn galten dafür. Indem man ein Fabriken- und ein Handeltreibendes Volk das reichste werden sah, so befestigte sich der Glaube, daß Fabriken und Seehandel überhaupt die erste Quelle des Reichthums — Veredlung und Absatz an Fremde wichtiger als die Production und der innere Verkehr — sey. Theilnahme am auswärtigen Handel und Anlagen von Fabriken wurden also nun das große Ziel der innern Politik. Diese Ideen wurden aber recht praktisch wichtig, weil die Regierungen die ganze Lenkung der Nationalthätigkeit zum Gelderwerb — also vor allem des Handels und der Kunstindustrie; aber durch was sonst nicht? — sich zuzueignen kein Bedenken trugen. So entstand das Insolirungssystem, das aus der Verwechselung der ganz verschiedenen Sphären von mercantilischer und politischer Unabhängigkeit hervorging und dem zu Folge jede Nation sich möglichst selbst genug seyn, nicht kaufen, sondern nur verkaufen sollte. Das Geld sollte im Lande bleiben, und selbst Kenntnisse und Einsicht sollten nur im Lande fabricirt und geholt werden dürfen. Keine Nation hat das Insolirungssystem und die Lust zum Geldgewinn weiter getrieben, als Spanien, besonders in Hinsicht seiner Colonial-Länder, aber keiner hat es auch so bittere Früchte getragen. — Bei Potosis, Perus und Mexicos Gold- und Silbergruben ward es arm, weil die Nation das edlere, geistige Vermögen unausgebildet ließ, und wie ein vornehmer Prasser nur von ihren überseeischen Schätzen lebte; als ihm dagegen jene Quellen versiegten, oder der Zugang zu jenen Geldreichthümern verstopft wurde, gerieth es an den Bettelstab.

Nationalversammlung, s. Frankreichs Geschichte.

Nativitätstellen, s. Horoskop.

Natrum, Natron, das mineralische Laugensalz (s. Alkali). Mehrere Seen in Sibirien, Ungarn und vorzüglich in Aegypten, 60 Meilen nordöstl. von Kahira, schlagen, sobald sie zu vertrocknen anfangen, an ihren Ufern, dem Schilfe oder den in ihnen befindlichen Steinen eine Menge krystallisirtes Natrum nieder, das die Einwohner sammeln. Der Kalksteinboden, der den Seegrund ausmacht, zersetzt das in dem Seewasser befindliche Kochsalz und macht das Natrum frei; was sich dann in Krystallform an feste Körper ansetzt. Natronium oder Sodium, dasjenige Metalloxyd, welches mit Sauerstoff verbunden das Natrum darstellt. Davy reducirte es zuerst 1807 durch eine starke elektrische Batterie am Minus-Pole. Es ist silberweiß, stark glänzend, schmilzt bei 200 Grad Fahrenheit, verflüchtigt sich in der Rothglühhitze, hat mit dem Wasser fast gleiches spec. Gewicht, oxydirt sich mit Wasser unter heftigem Brausen sogleich zum reinen Natrum. Es läßt sich nur in Steinöl aufbewahren.

Natter (Lorenz), berühmter Steinschneider, geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, lernte die Goldschmiedsprofession und nebenbei in Stein zu schneiden, welche Kunst er aber anfänglich bloß für Pettschafte ausübte. Er reiste durch die Schweiz nach Italien, wo ihn der große Gemmenkenner, Baron v. Stosch, die alten geschnittenen Steine nach-

nahmen, und von dem an legte er sich auf das Studium der Antike, besonders in Rom, wo selbst der Papst sein Talent ehrte und belohnte. Von 1732—35 war er in Diensten des Großherzogs von Toscana. Auch in England, fand er Beifall und Unterstützung, nicht weniger in Schweden, Dänemark und Rußland. Eine zweite Reise nach Petersburg förderte seinen Tod, der 1763 erfolgte. Der Großfürst von Rußland kaufte seine Sammlung von geschnittenen Steinen und Abdrücken alter Steine in Schwefel und Siegellack, seine Schaumünzen, Bücher und Kupferstiche. Natter ist der einzige deutsche Steinschneider, der dem Style der griech. Künstler am nächsten kam. Er lieferte so treffliche Arbeiten, daß er einige seiner Copien ohne Bedenken für griech. Originale hätte ausgeben dürfen, was er aber aus Bescheidenheit nie gethan hat. Was ihm gefallen sollte, mußte sich edler griechischer Einfalt und Vollendung gleichstellen können, sonst hatte es seinen Beifall nicht. Auch als Schriftsteller in seiner Kunst ist er durch das Werk „Von der antiken Manier, in Steine zu schneiden", aufgetreten, das darum sehr selten wurde, weil er es größtentheils aus Unmuth zernichtete, indem er dafür nicht so belohnt wurde, wie er in dem reichen England belohnt zu werden hoffte.

Natur, in der umfassendsten Bedeutung ist gleichen Sinnes (synonym) mit Welt, Weltganzes, Universum, sowohl von materialer (leiblicher, körperlicher) als idealer (geistiger) Seite, auch mit Schöpfung, insofern man darunter den Inbegriff alles Erschaffenen, den Inbegriff der Dinge (Geschöpfe) versteht. Viel beschränkter ist der Begriff, wenn man mit dem Worte Natur bloß die Sinnenwelt, oder das Gebiet des bewußtlosen Werdens meint, ein Gegensatz der idealen oder Geisteswelt, welche in jenen umfassenden Begriff mit eingeschlossen ist. Im Gegensatz der Kunst ist Natur alles Dasjenige, was nicht Kunst, nicht künstlich, nach Regeln mit Bewußtseyn erlernt ist und ausgeübt wird, sondern reiner Ausdruck der natürlichen Anlage, z. B. eines Menschen, oder Folge und Aeußerung des Wesens einer Sache ohne künstl. Form ist. In diesem Sinne spricht man z. B. von einem Naturmenschen, d. h. von einem solchen, der, unbekannt mit künstl. Formen des geselligen Lebens (dem Conventionnellen) oder nicht darauf achtend, bloß seinem Naturell gemäß lebt, ohne Rückhalt seine Gedanken äußert, rücksichtslos seine Ueberzeugungen ausspricht und seinen natürlichen Neigungen folgt. Hierher gehört auch der Begriff Naturdichter (s. d.). Ebenso ist natürliche, d. h. ohne methodische Anleitung erworbene, Bildung der kunstmäßigen und wissenschaftlichen Bildung entgegensetzt. (S. Naturalismus.) Ein andrer, aber ähnlicher Gegensatz findet statt zwischen Natur und Geschichte oder Dem, was durch Geschichte begründet ist. So stellt man z. B. der positiven (durch besondere Thatsachen der Geschichte geoffenbarten) Religion eine natürliche gegenüber, nämlich eine Religion, die, ohne Hülfe einer geschichtlichen Offenbarung, sich bloß auf die natürliche Anlage des Menschen zur Religiosität gründen könne, wie Einige meinen. Diese sogenannte natürliche Religion aber ist nicht zu verwechseln mit den Naturreligionen oder Mythologien der Völker, welche zum Theil auch geschichtlich begründet zu seyn scheinen und zusammen u. d. N. Polytheismus begriffen werden; denn diese beziehen sich auf den Gegenstand und bezeichnen die Verehrung der Naturgottheiten. Im engsten Sinne heißt Natur der eigenthümliche Charakter der besondern

Naturdinge, besonders der organischen, für welche der Name in dieser Bedeutung am meisten üblich ist. In diesem Sinne gibt es also so viele Naturen, als es Arten von Naturwesen gibt, und die Benennung ist insofern zweckmäßig, als der Charakter eines Naturdinges, z. B. eines Thieres, einer Pflanze, doch im Grunde eine bestimmte Offenbarung der Natur (nämlich der innern schaffenden Natur) ist. In ganz ähnlichem Sinne ist oft die Rede von der Natur des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus u. s. w., und man versteht darunter sowohl die wesentlichsten Eigenschaften dieser Naturkräfte und Processe, als auch die Formen oder Gesetze, in und nach welchen sie erscheinen, und ebenfalls ist in diesen Fällen die Art und Weise gemeint, in welcher sich die Natur in diesen Kräften und Processen offenbart. In Beziehung auf Menschen braucht man den Ausdruck Natur oft in der Bedeutung einer besondern Beschaffenheit der leiblichen Organisation. In diesem Sinne hat z. B. der Eine eine starke (viel vertragende), der Andre eine schwächliche Natur, oder, wie manche Aerzte nach dem alten Style die Organisationen unterscheiden, dieser eine feuchte, jener eine trockene Natur. Abgesehen von solchen besondern Bestimmungen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: menschliche Natur, die Gesammtanlage des Menschen von leiblicher sowohl als geistiger Seite, oder die Gesammtheit menschlicher Vermögen. Auch diese Benennung ist treffend, obgleich man häufig ihre wahre Bedeutung verkennt. Denn in dem Menschen hat sich die Natur individualisirt (theilweise offenbart), wie in den Thieren, Pflanzen und Mineralien, welche nur einzelne Seiten der Natur in sich darstellen, und auch personificirt, d. h. in ihrer Ganzheit individualisirt, womit die Bedingung zur Freiheit, zum Selbstbewußtseyn gegeben ist, welches wesentl. Eigenschaften der Persönlichkeit sind. Aber auch der Geist (s. d.) gehört der Natur an (das Wort in der höchsten und umfassendsten Bedeutung genommen), deren thätige Seite er, im Gegensatz der Materie, ist. Im gebildeten Menschen ist der Geist der Natur frei geworden, und wenn seine Bildung so weit gediehen ist, daß er die Natur wissenschaftl. erkennt, d. h. nicht bloß äußerlich, nach den Formen ihrer Erscheinung, kennt (empirisch auffaßt), sondern auch nach ihrem innern Wesen und gesetzmäßigen Wirken versteht, also den rechten Sinn (die wahre Bedeutung) ihrer Offenbarungen erkennt: so kann man, in Beziehung auf diese Bildungsstufe, mit Wahrheit sagen, daß die Natur in solchen Menschen sich selbst erkenne, während sie sich in andern von geringerer Bildung nur unvollkommen, in verworrenem Bewußtseyn anschaut und in verbildeten Menschen sich selbst verkennt. Um dieses ganz zu verstehen, muß man sich zuvor von der gewöhnlichen, beschränkten Ansicht der Natur aus dem Standpunkte des bloßen Verstandes frei gemacht und zur höhern Ansicht aus dem Standpunkte der Vernunft (vgl. d.) erhoben haben. Denn dem bloßen Verstande erscheinen die Naturdinge nicht bloß äußerlich verschieden und gesondert für die äußere Anschauung, sondern auch innerlich getrennt, und die Natur selbst ist dem Verstandesmenschen ein fremdes Reich, mit welchem er sich in eine zufällige äußere Beziehung gesetzt glaubt. Die Natur offenbart sich einem jeden Menschen nur nach dem Grade seiner Geistesbildung und Gemüthsbeschaffenheit (ein Beweis ihrer innern Einheit und Harmonie mit dem Menschen). In ihrer ganzen Schönheit aber und zugleich als ein gemüthliches Wesen, als eine liebende Mutter, of-

fenbart sich die Natur dem Dichter, indeß sie sich dem Künstler von einzelnen Seiten ihrer Schönheit zeigt, z. B. dem Maler als ein panoramisches Gemälde, dem Bildhauer und Baumeister als plastisches Kunstwerk und dem Tonkünstler vorzugsweise als eine lebendige Tonwelt. Es ist in vollem Sinne wahr, daß die Natur, wie sie für jede Stufe menschlicher Geistesbildung ein entsprechendes Gepräge annimmt, so für alle Gemüthsstimmungen passende Farben und Töne hat, um mit einem jeden zu harmoniren. So findet sich zu jenen fröhlichen, sinnlich gestimmten Menschen, von welchen zuvor die Rede war, der Gegensatz in den Schwermüthigen, welchen die Natur ein Trauerhaus oder Jammerthal, das allgemeine Grab alles Lebendigen ist, während sie dem Bösewicht und Verbrecher ihre furchtbare Seite zukehrt und ihm als ein Reich erscheint, in welchem die Geister der Finsterniß walten und eine rächende Gottheit, die ihre Quälgeister den Uebelthätern nachsendet. Dem Religiösen und Tugendhaften dagegen erscheint die Natur oft in ihrer lieblichsten Gestalt, sie ist ihm ein Spiegel der innern Harmonie seines Gemüths, eine Welt, in welcher der Geist der Liebe aus allen Wesen ihn anspricht, ein Tempel Gottes, in welchem er sich in unendlicher Mannigfaltigkeit offenbart. — Wer den Faden dieser Betrachtung mit sinniger Aufmerksamkeit zu verfolgen vermag, wird in der Natur das Walten einer gerechten Gottheit erkennen, welche jeden Menschen nach seinem Sinn und Thun behandelt, jedem gibt und vergilt, was er verdient, indem sie in ihrem Aeußern jedem einen treuen Spiegel vorhält, worin er sein eignes Bild, den Widerschein seines Innern erblickt. Hier offenbart sich also der Grund der so mannigfaltig modificirten Ansichten der Menschen von der Natur, er liegt einerseits in der Unendlichkeit ihres Innern, welches nach Außen alle Seiten darzustellen vermag, andrerseits in der ursprünglichen Einheit und Harmonie des Menschen mit der Natur, welche beide Gegenbilder von einander sind. Alles Aeußere ist zeitlich und räumlich, geistig (thätig) und leiblich (beharrend). Raum und Zeit sind nothwendige Formen des Daseyns der Naturdinge, deren Inhalt Geist und Materie ist. Diese Formen und ihr Inhalt machen den Begriff des Daseyns aus; Da seyn, oder in Zeit und Raum bestehen, geistig und materiell seyn ist daher Eins und Dasselbe. Wie aber keine Form ohne ihren Inhalt seyn kann, so auch der Inhalt wieder nicht ohne das Enthaltende. Das Enthaltende von Geist und Materie und deren Formen, Zeit und Raum, kann nur das Ueberzeitliche und Ueberräumliche, d. h. das Ewige, Uebersinnliche, in sich selbst Unendliche, Unwandelbare, Unbedingte, auf sich selbst Ruhende, mit Einem Worte — Gott seyn. Dem empirischen Verstande erscheint Gott als ein von der Natur absolut getrenntes, gleichsam außer und über der Welt schwebendes Wesen, welches zu ihr in einem zuschauenden oder auch willkürlich eingreifenden, die Begebenheiten nach bestimmten Absichten lenkenden Verhältnisse steht. Dagegen ist für den wissenschaftlichen Verstand Gott der Alles tragende und erhaltende Urgrund aller Dinge, wodurch deren Inbegriff eben ein Ganzes, eine Welt oder geordnete Gesammtnatur ist. Die äußere oder erscheinende Natur (natura naturata) ist daher die allseitige Offenbarung Gottes, die Darstellung seines Wesens in leiblichen Formen und geistiger Wirksamkeit. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dem größten Mittler zwischen Gott und der Menschheit, war ein Hervortreten des Göttlichen in die erscheinende Na-

tur, das Einsenken eines göttlichen Mittelpunktes in die Geschichte, in welcher sich die höhere Natur (Geist und Gemüth) des Menschen, durch das Hinschauen und in sich Aufnehmen dieses lichten Punktes, wie durch den Einfluß andrer Mittler, entwickelt und heraufbildet. Ein solcher Mittler ist zugleich Versöhner der Menschen mit Gott; denn das sind nur verschiedene Namen für einen und denselben Begriff. Die Versöhnung setzt aber gleichsam einen Abfall von Gott, eine Entzweiung mit ihm voraus. Durch seine Selbstvereinzelung, durch seinen Eigenwillen, seine Selbstsucht ist der Mensch im Abfall von Gott, außer der Einheit mit ihm. Als Ebenbild Gottes sollte er, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß und bei seinem ewigen Urbilde, nur göttlich handeln, von göttlicher Liebe beseelt für seine Mitmenschen sorgen, wie für sich selbst; aber er handelt nur, oder doch vorzugsweise, in seinem eigenen Namen, sorgt häufig für sich und seine Erweiterung auf Kosten Andrer; er sollte sich, im göttlichen Selbstgefühl, als willig dienendes Organ in der Harmonie des Ganzen anschauen, und hängt an der eiteln Selbstbeschauung seiner individuellen Vorzüge; er sollte Gott in der Natur und in der Menschheit erkennen, seinen Geist mit der ewigen Wahrheit nähren, mit deren Entwickelung befriedigen, und lebt in vereinzeltem Wissen, beschäftigt sich mit der äußern Kenntniß der Dinge, die für sich, abgesehen von ihrem Zusammenhange im Ganzen, getrennt von der Beziehung auf Gott, keine Wahrheit haben. Diesen Abfall theilt aber der Mensch gewissermaßen mit der ganzen äußern Natur, oder sie mit ihm. Von dieser Seite betrachtet ist also die sichtbare Natur der große allgemeine Kampfplatz eines ewigen Krieges, auf welchem das Leben des Ganzen beruht, welches, bei näherer Beleuchtung, im Grunde selbst nichts Andres ist als eben dieser ewige Krieg, mit allen Folgen, die aus ihm hervorgehen. Ja, nicht nur das Naturleben in engerm Sinne, vielmehr ist Alles, auch das höhere Menschliche in allen Sphären des Göttlichen, einerseits wenigstens, ein Kampf, der nur mit dem Tode ganz endigt. Das Kunstleben kämpfte einerseits gegen den Widerstand der Materie, in welcher sie ihre Ideen verwirklichen (verleiblichen) will, andrerseits mit den Schwierigkeiten, welche die Endlichkeit der Formen der Darstellung göttlicher Ideen entgegenwirft. Und was ist die Tugend Andres als ein Kampf gegen das böse (selbstische) Princip, sowohl nach Innen, gegen diesen Feind im eignen Gemüthe, als nach Außen gegen die Werke der Finsterniß, gegen das selbstsüchtige Streben schlechter Menschen, welche der Ausführung des Guten entgegenkämpfen? Alle Bildung, im Geistigen wie im Leiblichen, ist also Kampfresultat, und die Namen: Krieg (Kampf, Streit), Friede, Sieg, Held haben eine große, durch das Ganze greifende Bedeutung. Alles Gute, Schöne, Wahre, Große geht aus Kampf und Streit hervor, wodurch es gebildet, geläutert, zum Bewußtseyn erhoben (in die Erkenntniß geboren) wird, und um so herrlicher erscheint, je größer und schwerer der Kampf war, durch welchen es errungen wurde. Wer in der Welt eine vorzügliche Stelle einnehmen, sich auszeichnen, seine Bestimmung in vorzüglichem Grade erreichen will, muß tapfer kämpfen und im Kampfe sich als Held bewähren. Und dieser Kampf ist schwer, denn je höher ein Naturwesen steht, desto größer und vielseitiger ist die Sphäre des Streits, in deren Mittelpunkt es als Kämpfer gestellt ist.

Naturalien, Naturaliencabinet (Naturalienkammer, Natura-

liensammlung). Naturalien oder Naturerzeugnisse nennt man alle von der Natur hervorgebrachten Körper, an deren Entstehen die Kunst keinen oder doch nur einen unbedeutenden von der Natur weit überbotenen Einfluß hat. Eine Sammlung solcher Körper aus den drei Reichen der Natur, nach einem natürlichen oder künstlichen Systeme geordnet, heißt ein Naturaliencabinet, Naturaliensammlung. Wahrscheinlich war es Aristoteles, der zuerst eine Naturaliensammlung von den Geschenken, die ihm sein Zögling Alexander übersandte, anlegte; doch mußte es im Alterthume große Schwierigkeiten haben, weil man das Mittel, den Weingeist, noch nicht kannte, thierische Substanzen vor der Fäulniß zu schützen; man legte sie in Salzwasser oder Honig, oder begoß sie mit Wachs, wodurch ihr Nutzen, durch Anschauung das Studium zu erleichtern, sehr beschränkt wurde. Die vielen Kosten, welche Anfangs mit der Errichtung eines Naturaliencabinets verbunden waren, gestattete nur den Fürsten, solche anzulegen; als aber der Seehandel den Transport erleichterte, und der Spiritus als fäulnißwidriges Mittel bekannt wurde, entstanden auch Privatsammlungen. Im 16. Jahrh. geschieht ihrer schon Erwähnung. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Konrad Gesner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturaliensammlungen. Den ersten Katalog von Privatsammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das Jahr 1553 in Ingolstadt in großem Ansehen stand, 1565 zu München heraus. Jetzt ist ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturalien-Cabinetten angefüllt. Als das vorzüglichste bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Museums zu Paris ausmacht, das Naturaliencabinet der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schlosse zu Berlin und das der Gesellschaft naturforschender Freunde eben daselbst, das kaiserlich-königliche Cabinet der Naturgeschichte zu Wien, die Cabinette zu München, Jena, Dresden, Hanover und Zelle, das Cabinet welches einen Theil des britischen Museums in London ausmacht, das Naturaliencabinet von Banks ebendaselbst, die Cabinette in Haag, Barcelona, Madrid, das kaiserliche Naturaliencabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden giebt es keine ausgezeichnet große Naturaliensammlungen, und bloß in dem letztern Reich ist das auf der Universität Upsala befindliche Cabinet zu bemerken, um welches sich der berühmte Linné besonders verdient gemacht hat.

Naturalisiren heißt Jemand in einem Lande einheimisch machen, oder ihm als Fremden die politischen Rechte eines im Lande Gebornen mittheilen. Gewöhnlich gibt eine Reihe von Jahren, die man in einem Lande zugebracht, oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienst, das man sich darum erworben, das Recht, welches man Indigenat nennt. Der in England Naturalisirte erhält aber damit weder das Recht, Parlamentsglied, oder Glied des Ministerconseils, oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden, und er darf erst 7 Jahre nach der Naturalisation an den Handelsprivilegien der gebornen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. — In einer übergetragenen Bedeutung gebraucht man das Wort auch von Naturprodukten eines Landes, die in ein anderes verpflanzt werden und von Wörtern einer fremden Sprache, denen man das Bürgerrecht in einer andern ertheilt.

Naturalismus, im gewöhnlichen Sinne die Ausübung einer Kunst, die nicht methodisch erlernt wurde und nicht nach Regeln geschieht,

deren sich der Künstler bewußt ist, sodaß er von der Natur so günstige Anlagen erhalten hat, daß er ohne Studium den Zweck der Kunst erreicht, er ist ein geborner Künstler. Ursprünglich war der Naturalismus die Quelle aller Künste; der Zufall, Instinkt, oder das unbewußt nach Regeln schaffende Genie mußten erst die concreten Fälle geben, ehe der Verstand an ihnen die Regeln und Gesetze abstrahiren konnte. Man hat oft darüber gestritten, ob nicht der Naturalismus der Kunst vorzuziehen sey. Ohne Naturalismus, d. h. ohne günstige Naturanlagen, wird kein Künstler es weit bringen; aber ohne Studium wird der Naturkünstler es nie so weit bringen, als mit der Kunst. Schaffen nach bewußten Regeln lähmt und dämpft nicht das Genie, sondern regelt und leitet es bloß, damit es sich nicht in Afterproductionen ergieße. Beide müssen daher Hand in Hand gehen, wenn etwas Großes entstehen soll. Unter Naturalismus versteht man ferner: 1) Naturalist der reinen Vernunft; 2) Naturalist in Glaubenssachen, der die Wirklichkeit aller übernatürlichen, göttlichen Offenbarung verneint. Er hat den Namen davon, daß er behauptet, der Mensch könne die ihm nöthige Religion hinlänglich aus der Natur, seiner eigenen oder der außer ihm, schöpfen. Ein solcher Naturalist war der Baron Eduard Herbert de Cherbury, ein engl. Pair (st. 1648). Der Naturalist in Glaubenssachen spricht ab. Er bestreitet die innere (physische) Möglichkeit der Offenbarungen überhaupt, und die (teleologische) Nothwendigkeit einer Offenbarung als eines göttlichen Mittels zur Einführung der wahren Religion. Kein Mensch kann aber hierüber etwas ausmachen; denn die innere Möglichkeit einer Offenbarung überhaupt betrifft ja eine Abweichung der Natur von ihren Gesetzen durch Gottes unmittelbare Macht (Menschen bekommen ihre Erkenntniß nicht auf dem Wege der Natur, sondern von Gott selbst); von einer solchen Abweichung haben wir aber nicht den mindesten Begriff und können auch nie hoffen, einen von dem Gesetze zu bekommen, nach welchem Gott bei Veranstaltung einer solchen Begebenheit verfährt. Und ebenso wenig läßt sich über die Nothwendigkeit einer Offenbarung absprechen: denn woher will man die Kenntnisse nehmen, um entscheiden zu können, daß es nicht weise und für das menschliche Geschlecht ersprießlich seyn könnte, Das zu offenbaren, worauf die Menschen durch den bloßen Gebrauch ihrer Vernunft von selbst hätte kommen können.

Naturbeschreibung, s. Naturgeschichte.

Naturdichter und Naturpoesie. Man hat zu verschiedenen Zeiten darüber gestritten, ob es eine Naturpoesie und Naturdichter gebe, und ob nicht in diesem Falle beide der Kunstpoesie und dem Kunstdichter vorzuziehen seyn. Um hierin ein Urtheil fällen zu können, muß man mit den Ausdrücken Naturpoesie und Naturdichter den richtigen Begriff verbinden. Aus der gewöhnlichen Definition der Poesie, aus der freien Darstellungsart des Schönen nach bewußten Regeln mittelst des Mediums der Sprache, sollte man schließen, daß es keine Naturpoesie geben könne, wenn man Natur in dem Sinne eines nothwendigen, nach unbewußten Regeln sich äußernden Schaffens und Bildens nimmt; da aber mit jeder geistigen Thätigkeit des Menschen auf jeder Stufe der Cultur Freiheit verbunden seyn muß, und diese Freiheit unmöglich darin liegen kann, daß man sich während der Operationen der Seelenkraft der Regeln bewußt ist, wornach sie geschahen, sondern allein dahin bestimmt werden

muß, daß sie in dem Vermögen begründet sey, der Seelenthätigkeit eine bestimmte Richtung geben zu können; so wird man eingestehen müssen, daß sich die Naturpoesie, in Hinsicht der Freiheit der Darstellung, der Kunstpoesie nähere, fast mit ihr auf gleicher Stufe stehe. Fügt man hierzu noch, daß das wahre dichterische Genie in dem Feuer und der reizenden Seelenbewegung, die mit jeder Schöpfung verbunden sind, nie oder doch selten die Regeln der Kunst so klar im Bewußtseyn habe, daß sie ihm als leitende Normen dienen können und oft ihm ihr Bewußtseyn gänzlich entschwindet, und es mehr aus einem Instinkte, einem innern Triebe schafft und bildet, so vermag man nicht in Abrede zu stellen, daß in Rücksicht des Bewußtseyns der Regel die Kunstpoesie wieder mit Naturpoesie große Aehnlichkeit habe und mit ihr zusammenfalle. Man pflegt hier einzuwenden, daß der Dichter, sobald er dieses Namens werth ist, und der eine poetische Kunstbildung erhalten habe, allerdings während seiner schöpferischen Thätigkeit, sich nicht immer der Regeln bewußt sey; daß man aber deßwegen nicht behaupten dürfe, die Kenntniß derselben sey gar nicht in ihm vorhanden und könne durchaus nicht auf die schaffende Dichterkraft wirken; es sey hingegen möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie ohne zum klaren Bewußtseyn zu gelangen, einen wohlthätigen Einfluß auf dieselbe ausübe. Dieß heißt eine kranke Behauptung durch eine ebenso kranke Stütze aufrecht erhalten. Steht die dichtende Kraft unter dem Einflusse unbewußter Regeln, so hört sie auf, eine frei wirkende, was jedoch die Kraft, die ein Kunstprodukt erzielt, seyn soll, zu seyn; denn was nicht zum Bewußtseyn der Seele kommt, ist auch für sie nicht der Gegenstand einer freien Thätigkeit; am allerwenigsten kann eine unbewußte, oder selbst nur dunkle Erkenntniß eine leitende Norm für diese seyn. Man sieht hieraus, daß der Gegensatz, worin Naturpoesie mit Kunstpoesie, in jenem Sinne genommen, stehen, auf keinen klaren sie charakteristisch unterscheidenden Begriffen beruht; versteht man aber unter Naturpoesie so viel als eine poetische Natur, d. h. den Inbegriff der Naturanlagen und Vermögen, die den wahrhaften Dichter bilden; so liegt ihr allerdings ein genau zu bestimmender Sinn zu Grunde; denn wir vermögen die Seelenkräfte anzugeben, durch die, wenn sie in größerer Stärke und Kraft als gewöhnlich vorhanden und, der eigentliche Dichter gebildet wird; dann sind aber Naturpoesie und Kunstpoesie sich nicht entgegengesetzt; sondern die letztere ist bloß die Uebung, Entwickelung und Bildung der erstern. Ohne jene Naturanlagen vermag die Schulbildung keinen großen Dichter hervorzubringen, einen Versler wohl, der das Technische der Kunst kennt und es in Ausübung zu bringen versteht. Der Dichter wird geboren; dieß ist allerdings wahr; doch es gilt nicht von ihm vorzugsweise; zu Allem, was der Mensch werden will, muß er geboren seyn, d. h. von der Natur die körperlichen oder geistigen Vermögen erhalten haben, welche die unerläßlichen Bedingungen zur Erreichung seines Zieles sind: denn die Kunst und Schule sind nicht im Stande, eine Kraft zu verschaffen, wo keine ist; sie vermögen das Gegebene in seiner Thätigkeit nur zu leiten, zu regeln, zu bilden und zu veredeln, und nur wo sie schon von Natur etwas Großes vorfinden, können sie ein Größeres daraus entwickeln. Um daher die völlige und ungeschwächte Wirkung seiner Kunst zu erzwecken, muß der Dichter, der die holden Gaben der Musen in sich fühlt, künstlerisch sich zu bilden suchen. Aber auch selbst Das, was bei der

Poesie einzig von der Schule abzuhangen scheint, das Technische, der Versbau, die Grammatik, Prosodie ꝛc., deren Regeln und Gesetze der Dichter kennen muß, muß nichts destoweniger auf einer glücklichen Naturanlage fußen, welche nie die Kunst erzeugen und ersetzen kann. Ein feines, für jede Härte und jeden Fehler gegen Wohlklang empfindliches Ohr ist einem Dichter ebenso nothwendig als die Kenntniß der Prosodie und Metrik, es vermag sogar vollkommen den Mangel dieser zu decken. Nach dem Gesagten würde den Charakter eines Naturdichters bezeichnen: eine hohe poetische Naturanlage, die ohne reifes, tiefes Studium der Kunst aus einem innern Schöpfungstriebe in Dichtwerke sich ergießt und darstellt. Endlich scheinen die Ausdrücke Naturpoesie und künstlerische Poesie in Hinsicht verschiedener Arten der Bildung und Darstellung sowie der vorherrschenden geistigen Kräfte bei den verschiedenen Dichtern gebraucht zu werden. So versteht man unter Naturpoesie das reine, ungetrübte Auffassen der Natur, und das ebenso reine, ungetrübte, mit der Subjectivität des Dichters unvermischte Darstellen derselben, im Gegensatze zu der Kunst- oder künstlerischen Poesie, die mehr oder weniger den Charakter der Reflexion an sich trägt, und einen philosophischen Geist haucht. In dieser Hinsicht steht die Poesie der Alten der neuern gegenüber; und in der alten lassen sich wieder zwei Perioden mit diesen verschiedenen Charakteren unterscheiden: die Periode der Epiker; Homer und seine Genossen als Repräsentanten der Naturpoesie, wo die höheren Thätigkeiten der Reflexion den bildenden und darstellenden Kräften untergeordnet waren, und die Periode der Dramatiker und spätern Dichter, wo ein mehr philosophisches Element in der Dichtkunst sichtbar wird.

Naturell, ein Wort mit mehrfacher aber schwankender Bedeutung; wird bald im Sinne des Temperaments, bald in dem des Charakters genommen. Die richtigere Bedeutung ist der Einfluß der thierisch-organischen Kräfte auf der Seelennatur, insofern durch denselben dem Empfindungs- und Denkvermögen eine gewisse bleibende Richtung aufgedrückt wird, und oftwiederkehrende Veränderungen veranlaßt werden. So viele psychologische Hypothesen auch mögen über die Wirkung des Körperlichen auf den Geist aufgestellt worden seyn, so ist doch keine im Stande, alle Erscheinungen, welche auf der Verbindung dieser beiden Welten im Menschen beruhen, zu erklären, und keine kann auf einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. So klar, und jeder geringern Selbstbeobachtung sich aufdrängend, die Thatsachen sind, so dunkel ist ihre Quelle; und die Frage, wie bringt ein körperlich-organische Thätigkeit eine Veränderung in der Seelennatur hervor, dürfte und muß sogar für den Menschen ein ewiges Räthsel bleiben. Ohne mit Vielen zu behaupten, daß die Seele nur die höchste Blüthe der thierischen Organisation sey, muß doch auf der andern Seite der eifrigste Spiritualist zugestehen, daß er sich im Empfinden und Denken abhängig vom Körper fühle. Die tägliche Erfahrung an sich selbsten beweist es einem Jeden, daß Körperzustände einen bedeutenden Einfluß auf seine geistigen Thätigkeit haben; eine Ueberfüllung des Magens, ein kürzer oder längerer Schlaf, Kälte, Wärme, Ermüdung und tausend andre Lagen versetzen Geist und Gemüth in eine besondere Stimmung; zwar eine vorübergehende Seelenstimmung ist noch kein Naturell, was eine beharrende Stimmung ist; aber man denke sich jenen Körperzustand, die Ur-

sache der vorübergehenden Stimmung, bleibend fortwirkend, so wird nothwendig mit der Ursache auch die Wirkung fixirt, und das Naturell gebildet. Organische Krankheiten geben hierzu den Beleg; ein langwieriges Leberleiden legt den Grund zu einer andauernden trübsinnigen, schwermüthigen Stimmung, zum melancholischen Naturell, was aber eine Krankheit hervorbringen kann, vermag auch durch die Natur in der ersten Perioden der Bildung, im Foetusleben geschehen; im Keime, in der ursprünglichen Entwicklung daher im Körper jene Organisationseigenheiten gebildet werden, durch die später das Seelenleben dauernde Stimmung erhält: dieß wird durch die Beobachtung bestätigt, daß die Kinder sehr oft auch dem Geiste und dem Gemüthe nach die Erben ihrer Eltern sind; ein Naturell kann daher angeboren werden, und ist nicht selten erblich.

Naturforscher-Versammlungen. Der Zweck der Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte ist, Gelegenheit zu geben, theils sich näher kennen zu lernen und dadurch einen mildern und raschern wissenschaftlichen Verkehr herzustellen, theils Ideen auszutauschen und gemachte Entdeckungen zu sichern. Es ist unnöthig, alle aus einer solchen öftern Zusammenkunft entspringenden Vortheile hier auseinanderzusetzen, um so mehr, da sie bereits nicht bloß von Deutschland, sondern von ganz Europa anerkannt sind. Die erste Anregung zu diesen Vereinen gab Oken durch eine Aufforderung in der „Isis" (1822). Obschon damals Viele, durch den politischen Zustand Deutschlands eingeschüchtert, nicht glaubten, daß die Regierungen solche Versammlungen gern sehen würden, so setzten doch diejenigen Männer, welche ihrer reinen Absichten sich bewußt waren, sich über diese Bedenklichkeit hinaus und meldeten sich zu einer Versammlung in Leipzig auf den 18. Sept. Man wählte diese Zeit, weil dann die Universitäten Ferien haben und doch die Professoren Reisen machen; man wählte Leipzig, weil es ziemlich in der Mitte Deutschlands liegt, der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs ist, und weil die bevorstehende Messe das Reisen begünstigt. Es fanden sich jedoch nur Wenige ein. Sie wählten Schwärichen und Kunze zu Geschäftsführern und entwarfen die Statuten der Versammlung, welche in der „Isis", 1823, Heft 1, u. 1830, Heft 5, abgedruckt sind. Man wollte dabei die Bewegung der Theilnahme so frei als möglich erhalten und keine förmliche oder geschlossene, nur durch Wahl den Zutritt erlaubende Gesellschaft bilden; Jeder, der sich wissenschaftlich mit der Naturkunde oder der Medicin beschäftigt, kann an den Versammlungen Theil nehmen und mitsprechen; Stimmen jedoch haben nur die Schriftsteller. Die Versammlungen fangen jährlich am 18. Sept. an und wechseln den Ort sowie die Geschäftsführer, welche immer am Versammlungsorte wohnhaft seyn müssen. Sammlungen werden nicht angelegt, auch keine Diplome ertheilt. Nachdem die Versammlung drei Tage gedauert, und Carus, Reichenbach und Thienemann einige Vorträge gehalten hatten, beschloß man die nächste Versammlung in Halle zu halten. Es wurden während der drei Tage 16 Vorträge gehalten. Der Bericht steht in der „Isis", 1823, Heft 12. Bei der dritten Versammlung zu Würzburg 1824 zeigte sich mehr Eifer für die Sache als vorher. Für das Jahr 1825 wurde die Versammlung nach Frankfurt a. M. verlegt, und damit war auch das künftige Bestehen derselben entschieden. Bericht über die Versammlung in der „Isis", 1825, Heft 11,

1826, Heft 3. Mit Vertrauen und Vergnügen sah man nun der nächsten Versammlung zu Dresden entgegen. Hier war es, wo Böttiger die neue Herausgabe des Plinius unter Mitwirkung sämmtlicher Naturforscher Deutschlands in Anregung brachte und bereits sind die meisten Codices in Europa verglichen. Da nun die Versammlung in ganz Deutschland mit dem größten Beifall aufgenommen war, so konnte man sie regelmäßig zwischen Nord- und Süddeutschland abwechseln lassen, wie auch bei der Wahl der Geschäftsführer immer darauf sehen, daß nach den zwei Bestandtheilen der Versammlung ein Naturforscher und ein Arzt gewählt werden. Die nächste Versammlung 1827 war in München, wo sie sich besonders der Aufmerksamkeit des Königs zu erfreuen hatte, der ihr die Ehre erwies, sie in seinem Pallaste zu einem Symposion zu versammeln. Bericht hierüber in der „Isis", 1828, Heft 5. Versammlung zu Berlin 1828. Hier bekam die Versammlung eine ganz neue Gestalt, theils durch die große Menge der Mitglieder, theils durch den Scharfsinn und das Einrichtungstalent der Geschäftsführer, welchen von den berliner Gelehrten und Behörden aufs Bereitwilligste die Hand geboten wurde. Der Bericht darüber in der „Isis", 1829, Heft 3 u. 4. Zuerst erschien hier ein amtlicher Bericht von den Geschäftsführern, auch eine kritische Darstellung von der Wirksamkeit der Versammlung, von einem Arzte, und schon früher tägliche Berichte in den Zeitungen, besonders ein interessanter von Böttiger in der „Allgemeinen Zeitung", welcher die größere Welt von den Bestrebungen und Leistungen der Versammlung erst recht in Kenntniß gesetzt hat. Versammlung zu Heidelberg 1829. Man ging nun wieder nach Süddeutschland und zwar an den freundlichen Rhein, wo man von der Universität und der gesammten Bürgerschaft Heidelbergs aufs Liebevollste aufgenommen wurde. Bericht über die Versammlung in der „Isis", 1830, Heft 5—7. Versammlung zu Hamburg 1830. Obschon das Spätjahr 1830 sehr unruhig gewesen und daher keine Fremde aus Frankreich, den Niederlanden und selbst aus mehren Kreisen Deutschlands sich von Hause entfernen konnten, so war doch die Zahl der Naturforscher und Aerzte nicht geringer als 417, worunter 154 Hamburger; besonders waren viele aus Schweden, Dänemark, Rußland, Polen, Oestreich, England und selbst aus Amerika da. Bei der Wahl des nächsten Ortes erklärte der Graf von Sternberg, daß er von dem Kaiser von Oestreich den Auftrag habe, die Versammlung nach Wien einzuladen. Dasselbe äußerten Freiherr von Jacquin und Professor Littrow. Diese ehrenvolle Einladung erregte allgemeine Freude und man stimmte mit Enthusiasmus für die Kaiserstadt. Bericht in der „Isis", 1831, Heft 8—10. Die Zahl der bis zum 17. Sept. zu Wien eingeschriebenen eigentlichen Mitglieder betrug 418, da aber in den folgenden Tagen noch mehr ankamen, welche Aufnahmskarten von der ersten Gattung erhielten, so betrug die Gesammtzahl der eigentlichen Mitglieder über 460. Darunter waren aus der östr. Monarchie 333, und unter diesen aus Ungarn 33, aus Böhmen 15, aus der Lombardei 10, aus Mähren 9; aus den übrigen europäischen Staaten 82, unter welchen aus Preußen 26, aus Baiern 10, aus Hanover 5, aus Sachsen 5, aus Hamburg 6, aus Großbritannien 6, aus Frankreich 3 waren. Drei außereuropäische Gäste, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von Montevideo und aus Baltimore, waren zugegen. Die physikalisch-chemische Section zählte 105, die mineralogische 50, die

botanische 52, die zoologische 64, die medicinisch-chirurgische 243 Mitglieder. Die Zahl der aufgenommenen Zuhörer und Gäste betrug bis zum 17. Sept. 339. Die Versammlung ward am 18. durch eine Rede vom Freiherrn von Jacquin eröffnet, und die beiden andern allgemeinen Versammlungen wurden am 22. und 26. gehalten; die Sitzungen einiger Sectionen aber dauerten bis zum 29. Die Sectionsversammlungen wurden, außer den drei zu allgemeinen Versammlungen bestimmten Tagen, täglich gehalten. In den allgemeinen Versammlungen zählte man 10 wissenschaftliche Vorträge, in den verschiedenen Sectionen aber über 330 ausführliche oder kürzere Mittheilungen. Zwei Sitzungen der medicinisch-chirurgischen Sectionen waren bloß zu Besprechungen über die Cholera bestimmt. Die in Hamburg erhobene Frage über eine allgemeine deutsche Nationalpharmakopöe kam bei abweichenden Meinungen noch nicht zur Erledigung. Zum nächsten Versammlungsorte wurde, obgleich für Pyrmont und Bonn sich Stimmen erhoben, Breslau bestimmt, und der Geheimrath Wendt und Professor Otto daselbst wurden zu Geschäftsführern erwählt. S. „Bericht über die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Wien" von Freiherrn von Jacquin und Littrow (Wien 1832, 4.) sowie „Isis", 1833, Heft 4—6. — Auf diese Weise ist diese Versammlung aus einem schwachen Keim ohne geschäftige Einmischung und Regelung zu einem großen, wohlgestalteten, blühenden und reichlich Frucht tragenden Baume in kurzer Zeit gediehen, welcher bereits anfängt, seine Aeste über ganz Europa zu verbreiten, sodaß es dessen Früchte in den eignen Gärten zu pflücken vermag. — Die günstigen Erfolge dieser Versammlung, welche mehre britische Naturforscher bei den Zusammenkünften in Berlin und Hamburg durch eigne Anschauung kennen lernten, gaben Aufforderung, einen ähnlichen Verein zur Förderung des naturwissenschaftlichen Studiums in Großbritannien zu stiften, und ungeachtet sich anfänglich selbst berühmte Naturforscher dagegen erhoben und öffentliche Behörden ihre Mitwirkung versagten, gelang es doch, die erste Versammlung im Sept. 1831 zu halten. Die Zahl der Mitglieder betrug gegen 350 und am 30. Sept. wurden die öffentlichen Sitzungen geschlossen. Die zweite Versammlung ward im Juni 1832 zu Oxford gehalten. Die nächste Versammlung soll in Cambridge gehalten werden.

Naturforscher-Reisen. Reisen, besonders in fremde Welttheile, um Naturalien zu sammeln und zu beobachten, sind seit der Entdeckung Amerikas viele unternommen worden, aber nur von Einzelnen, obgleich sie auch von Regierungen unterstützt waren. So von Hernandez, Marcgrave, Feuillée, P. Brown, Catesby, Aublet, Löfling, Schwartz, Molina, besonders Jacquin, Ruitz und Pavon, Azara, Humboldt und Bonpland, Prinz Max von Wied, Lesueur, Auguste de St.-Hilaire, Mawe, Koster und Swainson, Pöppig in Amerika; Bontius, Rhede, Rumph, Kämpfer, Burmann, Loureiro, Thunberg ꝛc. nach Ostindien; Alpinus, Kolbe, Sparrmann, Levaillant, Bory de St.-Vincent, Palissot, Lichtenstein, Salt, Burchell, Rüppell nach Afrika; Belon, Turnefort, Forskäl, Pallas nach dem Orient und nach Sibirien. Aber erst in der neuern Zeit und fast erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts haben die Regierungen, besonders die französische, englische und russische, eigne Schiffe ausgerüstet, um die Welt zu umsegeln und Naturalien zu sammeln. Es ist nicht möglich, alle Reisen der Art aufzuführen. Cook's wiederholte

Weltumsegelungen sind bekannt, ebenso die von Krusenstern. Diejenigen, welche am meisten zurückgebracht haben, sind die Expedition nach Aegypten und die von Baudin nach Neuholland, worauf sich Péron befand. Dann folgen an Wichtigkeit die Expeditionen unter Freycinet, Duperrey und d'Urville, sowie die Reisen der Engländer unter Roß und Parry nach dem Nordpol, worüber besonders von Richardson ein schönes Werk vorhanden ist. Auch Rymjänzoff hat durch ein eignes Schiff die Welt in dieser Hinsicht umsegeln lassen. Am zuträglichsten hat man es am Ende gefunden, in den entfernten Ländern eigne Reisende zum Einsammeln und Beobachten der Naturgegenstände auf öffentliche Kosten zu halten, worin besonders die englisch-ostindische Compagnie viel gethan hat, durch Roxburgh, Buchanan, Hamilton, Wallich u. v. a. Raffles und Horsfield haben für Java Unglaubliches geleistet; auch hat die holländische Regierung wiederholt Naturforscher dahin geschickt, die aber meistens unglücklich waren, bis auf Reinwardt, Blume und Siebold; Kuhl, Hasselt, H. Boie sind unterlegen. Für Neuholland haben Labillardiere und R. Brown sehr viel geleistet. Der Kaiser von Oestreich, der König von Baiern und der Großherzog von Toscana schickten Reisende nach Brasilien, von welchen besonders Natterer, Spix und Martius und Raddy viel mitgebracht haben. Preußen schickte Ehrenberg und Hemprich nach Aegypten, deren Werk gegenwärtig erscheint. Thienemann war in Island; Fr. Boie in Norwegen; Graba auf den Farödern; Tilesius, Chamisso, Eschholz, Erman haben verschiedene Reisen um die Welt mitgemacht; Ledebour, Eichwald reisten in Rußland. — Außer den gelehrten Naturforschern, welche theils auf eigne, theils auf Rechnung von Regierungen entfernte Reisen machten, um die Naturalien nicht bloß zu sammeln, sondern auch zu beobachten, zu beschreiben und abzubilden, gingen meist junge Leute entweder aus Handelsspeculation oder abgesandt von reichen Freunden der Naturgeschichte, von Regierungen, Universitäten und Actiengesellschaften unterstützt, in alle Welt aus, bloß um Naturalien zu sammeln und dieselben in Europa verkaufen zu lassen. Der Graf von Hoffmannseg war der Erste, der einen Reisenden in Südamerika hielt; darauf folgte Sieber aus Prag, welcher selbst in Aegypten und Neuholland gesammelt hat, und sodann mehre Gehülfen nach andern Welttheilen schickte, von denen Hilsenberg starb, Bojer noch auf der Insel Mauritius lebt. Er hat eigentlich die Idee zu den Actienvereinen an die Hand gegeben, deren gegenwärtig mehre in Deutschland sind, worunter vorzüglich der eßlinger Verein unter Steudel und Hochstetter thätig ist, der besonders junge Botaniker nach allen südlichen Ländern Europas, selbst nach der Levante und kürzlich Schimpern nach Algier geschickt hat. Freireiß und Sellow aus Frankreich sammelten lange in Brasilien, desgleichen Beske, der Vater, aus Hamburg und Ackermann aus Freiburg; Hering aus Dresden in Surinam; Lhotski aus Wien in Südamerika; Beske, der Sohn, am Senegal. Ludwig am Cap schenkt Naturalien nach Stuttgart; Brehm am Cap, Kollmann auf Java nach München. Preußen hat gegenwärtig fast in allen Welttheilen Reisende; Schiede und Deppe sammeln in Mexico und Peru, Meyen in China. Ebenso schickte Frankreich Duvaucel und Diard nach Ostindien, und eine ganze Gesellschaft junger Leute unter Bory de St.-Vincent nach Griechenland. Die Engländer unterhalten beständig Sammler in Amerika, Neuholland und Ost-

indien, wo sie besonders vom Garten zu Kalkutta ausgehen. Für Oesterreich ist Natterer noch immer in Brasilien; für Leyden Maclot in Südindien. Die ostindische Compagnie hat ihren Pflanzenschatz mit allen Botanikern Europas getheilt. Auf diese Weise ist eine Masse Naturalien, besonders Pflanzen und Thieren, binnen 30 Jahren in Europa aufgehäuft worden, hinter welcher die Sammlungen der frühern Jahrhunderte weit zurückbleiben. Die Zahl des Neuen ist so ungeheuer, daß viele Jahre vergehen werden, ehe Alles beschrieben und abgebildet ist. Es wird kaum einen Zweig des Wissens geben, in welchem seit dem Anfang dieses Jahrhunderts so viel gearbeitet und geleistet worden ist, als in der Naturgeschichte.

Naturgeschichte, richtiger Naturbeschreibung, lehrt uns diejenigen Körper auf unsrer Erde kennen, welche nach gewissen, in der Natur gegründeten Gesetzen entstehen, zunehmen und wieder aufgelöst werden. Diese nennt man eben von ihrer Entstehung oder Erzeugung Naturprodukte, d. i. Naturerzeugnisse, auch Naturalien. Viele von diesen Naturprodukten werden durch Menschenkunst zu nützlichen Zwecken verändert und heißen dann Kunstprodukte (s. Technologie). Von der Naturlehre (s. d.) muß die Naturgeschichte wohl unterschieden werden. Die erstere handelt von den allgemeinen Eigenschaften der Körper auf Erden, z. B. von ihrer Ausdehnung, Schwere u. s. w., und erklärt daraus die Veränderungen und Erscheinung, welche durch jene hervorgebracht werden. Die andere macht uns mit den besondern Eigenschaften der Naturalien bekannt, und beschreibt sie nach ihren wesentlichen Unterscheidungsmerkmalen und nach den vorzüglichsten Veränderungen, welche sie von ihrer Entstehung bis zu ihrer Auflösung erfahren. Die Unterscheidungsmerkmale, oder Kennzeichen der Naturprodukte, sucht die Naturgeschichte nicht bloß in ihrer äußern Gestalt und Bildung, sondern vorzüglich in der innern Einrichtung und in der Mischung der Bestandtheile derselben. Zergliederungskunst (s. Anatomie), welche den Bau der Körper zerlegt, und Scheidekunst (s. Chemie), welche die Körper zersetzt, und die einzelnen Theile, woraus jene bestehen, von einander scheidet und wieder zusammensetzt, sind daher Hülfswissenschaften der Naturgeschichte. Nach den, auf diese Art entdeckten wesentlichen, Kennzeichen werden die Naturalien in Reiche oder Hauptabtheilungen, in Classen, Ordnungen u. s. w. gebracht, wodurch es dem Gedächtniß möglich wird, die ungeheure Menge von Geschöpfen schnell zu überschauen. Die Naturgeschichte eröffnet dem menschlichen Geiste ein weites Feld der angenehmsten und nützlichsten Kenntnisse. An ihrer Hand wandeln wir gleichsam rings um die bekannte Erde und lernen überall neue Wunder der Schöpfung kennen. Aus dem Abgrunde der Meere, aus den Höhen der Luft, aus den entferntesten Gegenden des festen Landes, aus den verborgenen Klüften der Erde, selbst aus der, dem bloßen Auge unsichtbaren Welt, welche wir nur durch Vergrößerungsgläser entdecken, führt die Naturgeschichte das fast unzählbare Heer von Geschöpfen hervor, und stellt sie gleichsam dem Blicke des erstaunten, entzückten Menschen dar. Am nützlichsten wird aber die Naturgeschichte, wenn man sie mit der Technologie verbindet. — Die Naturgeschichte der Erde, eines Orts, oder Erdtheils, betrifft also die Gegenstände desselben, a) am Himmel, b) in der Luft, c) im Wasser, d) in der Erde. Zu den erstern gehören: 1) die geographische Länge und Breite der Oerter; 2) die

Länge der Tage und Nächte; 3) die Himmelsstriche; 4) die Fixsterne und andere am Himmel sichtbare Körper. In Ansehung der Luft sind bemerkenswerth: 1) ihr Wärmegrad; 2) ihre Schwere; 3) ihre Veränderungen und die gewöhnlichsten Erscheinungen darin; 4) das Allgemeinste von den Winden; 5) ihr Einfluß auf den Gesundheits- und Krankheitszustand. Bei den Gewässern beschreibt man: 1) die See, ihre Tiefe, Ebbe und Fluth, Strömungen, Salzigkeit und andere Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten derselben; 2) die Ströme; 3) die Landseen; 4) die mineralischen Gewässer; 5) die Fische und andere Erzeugnisse. Zur Beschreibung der Erde gehören die Kenntniß: 1) der Erde selbst, nach ihrer Ausmessung, Lage, Gestalt, Oberfläche (Höhenzüge, Abdachungslinien), ihrem Boden und ihrer Culturfähigkeit; 2) die Kenntniß ihrer Bewohner, nach Zahl und Classen, Nahrung, Gesundheit, Sitten, Charakter und gesellschaftlicher Verfassung; 3) die Kenntniß ihrer Erzeugnisse im Pflanzen-, Thier- und Steinreiche. Die Naturgeschichte im engern Sinne zerfällt in 2 Abtheilungen; die erste lehrt uns die Merkmale und Unterscheidungszeichen eines jeden Individuums kennen, sey es Thier, Pflanze oder Fossil; die zweite zeigt uns alle ihre Eigenthümlichkeiten in Beziehung auf ihren Zustand, ihre Eigenschaften und ihren Nutzen. Die Kenntniß der ersten wird durch eine systematische Ordnung erleichtert, nach welcher die in einzelnen Punkten übereinstimmenden Individuen zusammengestellt werden können. Die Kenntniß der zweiten Abtheilung kann nur durch eine fleißige und genaue Erforschung eines jeden einzelnen Gegenstandes erreicht werden. Das Studium der Naturgeschichte besteht in der Aufsammlung, Anordnung und Darstellung der mannigfachen Naturprodukte. Diese theilt man in 3 große Naturreiche. Die Mineralien nehmen den innern Theil der Erde ein, als rohe, ungestaltete Massen; es sind zusammengesetzte Körper ohne Leben und Empfindung (s. Mineralogie). Die Pflanzen, welche die Oberfläche der Erde mit Grün bekleiden, ihre Nahrung durch Wurzeln einsaugen, durch Blätter athmen, und ihres Gleichen durch Ausstreuung des Samens fortpflanzen, sind organisirte Körper, welche Leben, aber wahrscheinlich keine Empfindung besitzen (s. Botanik). Die Thiere bewohnen die Oberfläche der Erde; sie athmen; sie erzeugen Eier oder lebendige Jungen; Mangel, Leidenschaft und Schmerz setzen sie in Thätigkeit; und indem sie Thiere und Pflanzen verzehren, schränken sie die Zahl der Körper in ein angemessenes Verhältniß ein. Sie besitzen organisirte Körper mit der Empfindung des Lebens und dem Vermögen, sich von der Stelle zu bewegen. Das Linné'sche System ist in Classen, Ordnungen, Gattungen, Arten und Varietäten eingetheilt, die sämmtlich ihre Namen und unterscheidende Kennzeichen haben. Die Reihenstellung der Classen und Ordnungen ist willkürlich; die der Gattungen und Arten natürlich. Unter Botanik und Mineralogie ist die Classification des Pflanzen- und des Steinreichs bereits vorgetragen worden; in Ansehung des Thierreichs, s. d. — Die erste Begründung der Naturgeschichte feiern wir in dem Namen Aristoteles. Unter den Römern hat sich der ältere Plinius, für seine Zeit, um die Naturgeschichte verdient gemacht. Im Mittelalter war sie mit allen Wissenschaften im tiefsten Verfall, und noch zu Anfang bis über die Mitte des vor. Jahrh. in dürftigem Zustande, durch Erdichtungen, fabelhafte Thiere und andre Irrthümer entstellt. Erst seit dem Ende des 18. und dem Anfange des gegenwärtigen

Jahrh. hat sie sich, mit der Wiedergeburt der Philosophie zu einer bedeutenden Bildung erhoben und sieht einem noch blühendern Zustande entgegen. — Die Literatur der Naturgeschichte ist von einem außerordentlichen Umfange; Böhmer's „Bibliotheca scriptorum hist. natural." (Leipz. 1785 fg., 5 Thle., in 10 Bdn.) lehrt sie bis auf den Anfang unsers Jahrh. herab kennen. Eine gedrängtere Uebersicht gewährt Errleben in seinen (vielmals aufgelegten) „Anfangsgründen der Naturgeschichte und Naturlehre". Den ganzen gegenwärtigen Umfang der Wissenschaft findet man in Cuvier's „Dictionnaire des sciences naturelles", welches seit 1816 zu Paris in gr. 4. erscheint. In einem engern Raume behandelt die Naturgeschichte lexikographisch Schmiedlein: „Handwörterbuch der Naturgeschichte über die 3 Reiche der Natur" (Leipz. 1800, 3 Thle.). Unter den Handbüchern ist Blumenbach's „Naturgeschichte" (11. A., Götting. 1825) ausgezeichnet; und in weiterer Ausdehnung und Verbindung mit der Technologie Funke's „Naturgeschichte und Technologie" (5. A., Braunschw. 1805, 3 Bde.). Auch Löhr's „Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte" (Leipz. 1816 fg., 5 Bde., m. Kpfrn.) verdient Empfehlung. Namentlich machen wir hier auf Oken's „Naturgeschichte für Schulen" (Leipz. 1821) aufmerksam. Seine fortwährend erscheinende „Isis" endlich ist eine der ausgezeichnetsten naturwissenschaftlichen, namentlich der Naturgeschichte gewidmeten Zeitschriften. — Eine Auswahl der besten Abbildungen in großem Maßstabe liefert Goldfuß's „Naturhistorischer Atlas" (Düsseld. seit 1824), der 480 lith. Bl. in Roy.-Form enthalten soll. Eine „Allgemeine Naturgeschichte, oder Andeutungen zur Geschichte und Physiognomik der Natur" hat D. G. H. Schubert (Erlangen 1826) herausgegeben.

Naturgesetze. Wenn ein Gesetz überhaupt die Formel ist, welche die Nothwendigkeit Dessen ausdrückt, was seyn und geschehen soll: so sind die Naturgesetze Regeln, nach welchen die Erscheinungen in der Welt, als Ursachen und Wirkungen, verknüpft werden, und ohne welche Das nicht geschehen würde, was geschieht; nach welcher aber auch Das, was geschieht, nothwendig geschehen muß. Da nun alle Naturereignisse in die des äußern und die des innern Sinnes getheilt werden können: so gibt es auch ebenso viele Arten der Naturgesetze. Die erstern erforscht die Physik, die andern die Psychologie. Daß die Menschen nach Verstandesgesetzen denken, geschieht ebenso gut nach Naturgesetzen, als daß sie ihres Gleichen erzeugen. Was nicht nach Naturgesetzen geschieht, und, objectiv, aus keinem Naturgesetze erklärt werden kann, das ist ein absolutes Wunder (vgl. d. u. Gesetz). Uebrigens sind die Naturgesetze 1) entweder a priori, d. i. solche, die aus dem Erkenntnißvermögen selbst entspringen, sodaß die Veränderungen in der Natur, oder alle sinnlichen Vorstellungen, die wir haben, diesen Gesetzen darum unterworfen seyn, weil sie sonst gar nicht unsere Vorstellungen, und folglich für uns auch nicht Erscheinungen in der Natur seyn könnten. Ein solches Naturgesetz z. B. ist: Es hängt in der Natur Alles als Ursache und Wirkung zusammen; es gibt keine blinde Nothwendigkeit; es gibt in der Natur kein Leeres, keinen Sprung; 2) a posteriori, die aus den Beobachtungen der Natur selbst gezogen sind, z. B. alle Wärme dehnt die Körper aus; es gibt keine generatio aequivoca; alle Körper sind schwer ꝛc. In der Schöpfung unserer Erde herrscht eine Kraft, die, weil sie sich in tausendfachen Formen und Organen offenbart, man auch

in ebenso viele besondre Kräfte gestaltend sich denken kann, als es Arten solcher Offenbarungen gibt. So verschiedenartig die Erdorganisationen auch seyn mögen, so geht doch durch alle ein Grundtypus und alle zeigen eine Verwandtschaft der innern Kräfte. Vom Stein bis zum Krystall, vom Krystall zu Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zu dem Thiere, von diesem zum Menschen bildet und schuf die Natur nach einer Grundform. Bei den lebenden Erdwesen hat Camper die Hauptform außer Zweifel gesetzt, er und Andre haben sie verfolgt bis zu den Wassergeschöpfen, wo sie in die Pflanzen- und Steinschöpfung übergehen, die Natur erreicht das Auge nicht; indeß machen diese Uebergänge es wahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen, Pflanzen und selbst in den Steinen, Erden und Metallen eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener, herrschen möge. Die Bildung und Gestaltung eines Sandkornes, eines Pilzes steht gewiß mit der Bildung des menschlichen Embryos in einem analogen Verhältnisse. Wir dürfen daher analog schließen, daß, weil die Natur, auch bei der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unserer Erde nach Einem Hauptplasma gebildet hat, sie auch in der Schöpfung aller Erdendinge es befolgt habe; daß wahrscheinlich dieß Hauptplasma über die Grenzen unseres Erdkörpers hinausgehe und der Natur im unendlichen Weltall, wie hier, bei ihren Gestaltungen ein und dasselbe Prototyp vorschwebte, wodurch alle Geschöpfe in analoge Verwandtschaft treten und das Chaos zahlloser Welten und Wesen symmetrisch wird. Analogie der Organisationen setzt Analogie der Kräfte voraus, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der äußern Gestaltung, setzt Aehnlichkeit und Verwandtschaft der innern Kräfte voraus: denn jene sind nur das Sichtbarwerden, die Verkörperung dieser; eine Grundform der Bildung bedingt demnach eine bildende Grundkraft. Eine Urkraft, Vernunft und Naturerfahrung deuten auf sie hin, welche die leuchtenden Globen schuf, sie nach ewigen Gesetzen durch unendliche Räume treibt und die ein Salzkorn krystallisirt und der Körper einer Milbe bildet. Man nenne sie Gott, Weltseele, natura naturans: es kommt auf den Namen nicht an, denn durch tausende Benennungen sprechen wir doch Das ganz nicht aus, was wir uns nicht denken und begreifen können. Schon im frühesten Zeitalter der Naturphilosophie suchte man ein unmittelbares Organ dieses schaffenden, bildenden Princips; wie die Naturwissenschaften noch in der Wiege lagen, besonders wie die Chemie und Physik kaum einige Schritte auf der Bahn ihrer Cultur gethan hatten, war es sinnlich grob; Luft, Wasser, Feuer wurden nach der Reihe zum Vehikel der Urkraft angenommen; je weiter aber jene Wissenschaften voran schritten und je feinere Agentien sie in der Natur entdeckten, desto geistiger und feiner ward das Organ der Weltseele; Elektricität, Galvanismus, Licht und zuletzt ein hypothetischer Aether (s. Schelling „Ueber die Weltseele") wurden zu Trägern der Urkraft erhoben; doch wozu einen besondern Stoff als Träger der göttlichen Kraft suchen? Die ganze Natur ist ihr Organ, sie ist kein selbständiges Wesen, sondern Gott ist Alles in seinen Werken. Alle Kräfte der Natur wirken demnach gesetzlich und das Ganze trägt tief den Charakter der Gesetzmäßigkeit aufgeprägt. So weit unsre Einsichten reichen, ist Harmonie der Kräfte, Verknüpfung der Erscheinungen durch Ursache und Wirkung, die in ihren Verhältnissen gegen einander ein System bilden; in ihm kann gar von einem Zufalle,

von einem nicht nothwendig Bedingtseyn der Naturkörper und ihrer Erscheinungen nicht die Rede seyn: denn entweder ist die Natur durchgängig zufällig — da ein Gemisch von Zufälligkeit und Gesetzmäßigkeit ein widersinniger Gedanke seyn würde, und dann kann sie kein Ganzes, kein System bilden; oder sie ist durchgängig gesetzlich. Können wir das schönste, harmoniereichste, überall die Spuren einer tiefen gesetzmäßig ordnenden Weisheit an sich tragende Naturganze für kein Spielball des Zufalles, für keine Werkstätte, wo sich die Willkür in gesetzlosen Schöpfungen erlustigt, die sich über kurz oder lang nothwendig selbsten vernichten müßte, ansehen, sowie wir auch da, wo wir irgendwo gesetzlose Willkür in den Naturveränderungen zu sehen glauben, annehmen, daß sie nur auf Schein und Trug begründet sind und ihre Quelle in unserer Unkunde der Gesetze der Natur, in diesem oder jenem Gebiete ihres Lebens und Seyns haben. Nicht allein aus Vernunftgründen, sondern auch durch analoge Schlüsse, aus Erfahrungswissenschaften genommen, läßt sich die Gesetzmäßigkeit der Natur, ihr systematischer Charakter, auf dem allein ihre Einheit und Harmonie beruht, beweisen. — Unser Erdball ist eine große Werkstätte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen, und in ihnen herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte. Auch dieser Satz hat seine Beweise in der Erfahrung liegen, und er begründet unwidersprechlich die Gesetzmäßigkeit der Natur. Er lehrt uns, daß sie mit ihren unendlichen Formen und Gestalten, wie mit ihren unendlichen Kräften und Wesen nur Ein System sey. An ihn schließt sich ein anderes Naturgesetz: alle zerstörende Kräfte in der Natur müssen den anhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen. Als einst im Unermeßlichen der Werkstoff künftiger Welten ausgebreitet schwamm, gefiel es dem Schöpfer dieser Welten, die Materie sich bilden zu lassen nach den ihnen angeschaffenen innern Kräften. Zum Mittelpunkte des Ganzen, der Sonne, floß nieder, was nirgends eine Bahn finden konnte, oder was sie auf ihrem mächtigen Thron mit überwiegenden Kräften an sich zog. Was einen andern Punkt der Anziehung fand, ballte sich gleichartig zu ihm und ging entweder in Ellipsen um seinen großen Brennpunkt oder flog in Parabeln und Hyperbeln und kam nie wieder. So reinigte sich der Aether, so ward aus einem schwimmenden zusammenfließenden Chaos ein harmonisches Weltsystem, nach welchem Erden mit Kometen in regelmäßigen Bahnen Aeonen durch um ihre Sonnen gehen: ewige Beweise des Naturgesetzes, daß vermittelst eingepflanzter, göttlicher Kräfte aus dem Zustande der Verwirrung Ordnung werde. So lange dieß einfache, große Gesetz allein gegen einander abgewogener und abgezählter Kräfte dauert, stehet der Weltbau fest; denn er ist auf eine Eigenschaft und Regel der Gottheit gegründet. Auf unserer Erde finden wir Alles gegen einander abgewogen, es waltet und herrscht ein harmonisches Verhältniß zwischen belebter und unbelebter Natur, zwischen Thiergeschlecht und Thiergeschlecht; Pflanzen, Thiere, Menschen, sind gegen einander geordnet, und unter diesen allen, Mann und Weib, Geburt und Tod, Dauer und Lebensalter, Noth und Bedürfnisse und Vergnügen. Und alles dieß, nicht etwa nach der Willkür einer täglich geänderten unerklärlichen Fügung, sondern nach offenbaren Naturgesetzen, die im Baue der Geschöpfe d. h. im Verhältniß aller der organischen Kräfte lagen, die sich auf unserm Planeten

unterhielten. So lange das Naturgesetz dieses Baues und Verhältnisses dauert, wird auch seine Folge dauern; harmonische Ordnung zwischen den verschiedenen Systemen der Erdorganisation zum allgemeinen Systeme, zur großen Naturharmonie. Zur Enthüllung dieses alles durchdringenden Geistes der Harmonie und der systematischen Ordnung führen wir noch einige Naturgesetze an. In der mathematischen Naturlehre ist es erwiesen, daß zum Beharrungszustande eines Dinges jederzeit eine Art Vollkommenheit, ein Maximum oder Minimum, erfordert werde, das aus der Wirkungsweise der Kräfte dieses Dinges folget. So könnte z. B. unsere Erde nicht dauern, wenn der Mittelpunkt der Schwere nicht am tiefsten Orte läge und alle Kräfte auf und von demselben in harmonischem Gleichgewichte wirkten. Jedes bestehende Daseyn trägt also nach diesem schönen Naturgesetze seine physische Wahrheit, Güte und Nothwendigkeit als den Kern seines Bestehens in sich. Gleichergestalt ist es erwiesen, daß alle Vollkommenheit und Schönheit zusammengesetzter, eingeschränkter Dinge oder ihrer Systeme auf einem solchen Maximum beruhe. Das Aehnliche nämlich und das Verschiedene, das Einfache in den Mitteln und das Vielfältige in den Wirkungen, die leichteste Anwendung der Kräfte zur Erreichung des gewissensten und fruchtbarsten Zweckes bilden eine Art Ebenmaßes und harmonischer Proportionen, die von der Natur allenthalben bei den Gesetzen ihrer Bewegung, in der Form ihrer Geschöpfe, beim Größten und Kleinsten beobachtet ist und von der Kunst des Menschen, so weit die Kräfte reichen, nachgeahmt wird. Mehre Regeln schränken hierbei einander ein, sodaß, was nach der einen größer ist, nach der andern abnimmt, bis das zusammengesetzte Ganze seine sparsam schönste Form und mit derselben inneren Bestand, Güte und Wahrheit gewinnt. Ein vortreffliches Gesetz, das Unordnung und Willkür aus der Natur verbannt und auch in jedem veränderlichen eingeschränkten Theil der Weltordnung eine Regel der höchsten Schönheit zeiget. Ebensowohl ist es erwiesen, daß wenn ein Naturkörper, oder ein Wesen oder ein System derselben aus diesem Beharrungszustande seiner Wahrheit, Güte und Schönheit verrückt worden, entweder in Schwingungen oder in einer Asymptote, es sich demselben durch innere Kraft wieder nähert, weil außer diesem Zustande es keinen Bestand findet. Je lebendiger und vielartiger die Kräfte sind, desto weniger ist der unvermerkte gerade Gang der Asymptote möglich, desto heftiger werden die Schwingungen und Geillationen, bis das gestörte Daseyn das Gleichgewicht seiner Kräfte oder ihrer harmonischer Bewegung, mithin den im wesentlichen Beharrungszustand erreichet. Jedes Wesen, das gewaltsam aus seinen Naturgrenzen in eine Sphäre entrückt wird, geht entweder in dem Conflicte und Kampfe der feindlich auf ihn eindringenden Naturkräfte unter, oder wird so lange von ihnen bearbeitet und umgewandelt, bis es wieder als ein integrirender Theil in ein anderes partielles System der Dinge aufgenommen werden und zu dem Beharrungszustand gelangen kann. Wäre es möglich, daß die Erde sich aus ihrer Bahn reißen könnte, so müßte sie entweder der größern Anziehungskraft der Sonne folgen und von ihr verschlungen werden, oder so lange herumirren, bis ihre und der andern Weltenkörper Anziehungskräfte sich ins Gleichgewicht gesetzt und sich gegeneinander ausgeglichen hätten; wodurch dann nothwendig ihr eine regelmäßige Laufbahn vorgezeichnet werden würde. So zeigt die Natur im Größten wie im Kleinsten, auf

ihrer entlegenen Sternenflur, wie in den kaum bemerkbaren Vergrenzungen eines Sandkorns überall die höchste Gesetzmäßigkeit. Ihre Gesetze sind ihr nicht von außen vorgeschrieben, kein fremder Gesetzgeber entwarf sie ihr auf einer Tafel, auf die sie in ihrem Schaffen und Bilden stets mit unverwandtem Auge schauen muß; sie quellen aus ihrem Innern, sie ist kein mechanisches Kunstwerk, hervorgebracht von einem außer ihr sich befindenden Künstler und nach einem in der Zeit entworfenen Plane, sondern sie ist ihre eigene Gesetzgeberin, sie ist autonomisch, handelnd, schaffend, wirkend, belebend, auflösend, bewegend, nach eigenen aus ihrem innern unsichtbaren Wesen hervorgehenden Gesetzen, denn die sinnliche Natur ist nur die in die Erscheinung getretene ideale Natur, die Verkörperung des mit unmittelbarer unendlicher Weisheit wirkenden und waltenden Weltgeistes: Naturgesetze sind ewige Gedanken Gottes der Ordnung und Harmonie; sie sind analoge Beweisführer einer höhern moralischen Weltordnung und somit die Bürgen unserer schönsten, heiligsten Hoffnung, die Gewährleister, daß eine ewige feste Hand nach, wenngleich uns nicht offenbarten, Gesetzen, wie in der bewußtlosen Natur, das bunte Gewirre, das Streben, Ringen, die Thaten und Leiden des ganzen Menschengeschlechts, wie des Einzelnen nach einem Plane voll Güte und Weisheit mit dem Systeme des Weltalls im innigsten Einklange stehenden Ziele leite und das Menschengeschlecht unverrückt, wie die Weltgloben, auf seiner Bahn erhalte.

Naturlehre, s. Physik.

Natürliche Magie, s. Magie.

Natürliches Recht, s. Naturrecht.

Natürliche Religion, Natürliche Theologie, s. Religion, Religionsphilosophie und Physikotheologie.

Naturphilosophie, 1) im umfassendsten Sinne, fällt mit Philosophie in ihrem Streben, Wahrheit in der Sphäre der Erscheinungswelt zu erfassen, also mit theoretischer Philosophie zusammen. Denn die Erscheinungswelt, mit Inbegriff des eigenen Bewußtseyns, insofern der menschliche Geist in ihm sein eigenes Erscheinungsobject wird, ist nichts anderes als Natur, und Philosophie geht dann, als Naturphilosophie, darauf aus, den innern Zusammenhang in Dem, was in die Erscheinung tritt, nach Ursache und Wirkung, und überhaupt seiner Nothwendigkeit nach einzusehen. Die Naturphilosophie sucht daher die Natur als Ganzes, als Weltall aufzufassen. Da aber Natur bei ihrer Unendlichkeit sich dem in endlichen Schranken befaßten Erkenntnißvermögen in ihrer Totalität entzieht, und überhaupt der menschliche Geist nur die Gesetze seines eignen Wesens auf die ihn umgebende Natur überträgt, wenn er sie in ihrer Gesetzmäßigkeit zu erfassen trachtet; so leitet Naturphilosophie mehr dahin, ihm die Beschränktheit seines eigenen Fassungsvermögens fühlbar zu machen und ihn die Grenzen anerkennen zu lassen, bis zu welchen ihm in seinen Forschungen zu dringen verliehen ist, als daß er in seinem Streben zu einem wirklichen Abschlusse kommen sollte. Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß kein Weg unversucht gelassen ist, um Einsicht in die innere Begründung der Naturerscheinungen zu erlangen; noch bis jetzt hat aber kein Versuch, eine eigentliche Naturphilosophie aufzustellen, ein späteres Zeitalter befriedigt, obgleich vielseitige Aufschlüsse über den Zusammenhang des Naturlebens, aber immer nur bis zu einer gewissen Grenze, gewonnen worden sind. 2) Zu die-

sen befriedigt gewonnenen Resultaten über Naturvorgänge, ihrer innern Nothwendigkeit nach, gehören insbesondere durch Mathematik dargebotenen, sodaß man wohl als Grundsatz aufstellen kann: in der Natur ist nur so viel allen Zweifeln und Einwendungen entrückt, als mathematisch anschaulich und demonstrativ ist. In diesem Sinne haben besonders Newton's „Philosophiae naturalis principia mathematica" der Naturphilosophie eine unerschütterliche Grundlage gegeben; ja man kann geltend machen, daß schon in der Zusammenstellung der vier Gegenstände, die hierin angedeutet sind: Philsophie, Natur, Princip, Mathematik, eine nothwendige Einheit in einem Vierfachen sich darstellt. Denn der eigentliche Richtpunkt, der Leitstern der Philsophie, ist ja doch das Wahre, der der Natur die Erfahrung, der des Princips die Geschichte (das Geschehene), der der Mathematik die Bestimmbarkeit. a) Philosophie aber findet nirgends Bewährung und Haltung als in der Erfahrung, insofern diese ihren Sätzen zur Bestätigung dient, obgleich sie derselben vorgeht, in der Geschichte aber, indem sie überall auf Ursprung, auf einen Anfang zurückweist, da sie selbst nur in der Zeitfolge ihr Bestehen hat, in der Bestimmbarkeit endlich, welche vom Anschauen der Form anhebt, in der Demonstration des Verstandes aber ein Zeugniß der Richtigkeit zur Anschauung erhält. b) Die Natur dagegen legt sich dar als Wahrheit; denn ohne solche würde sie ja nur Schein, dann aber keine Natur seyn, ebenso in der Geschichte, indem in allen Naturerscheinungen ein Anfängliches dargestellt werden kann, sowie an der mathematischen Bestimmbarkeit, indem dadurch erst Klarheit (Evidenz) über sie verbreitet wird. c) Das Princip stellt sich an die Spitze von Allem, was im Bereiche der Wahrheit Gewähr seines Bestehens erhalten soll (indem ja selbst Philosophie als Erkenntniß aus Principien bestimmt wird); nichts kann Gegenstand der Erfahrung werden, was nicht einen Haltepunkt in ihm hat; es ist das erste Glied der großen Kette, welche die Erfahrung geschichtlich bildet, und nur durch Zurückführung auf das Princip wird alle Erkenntniß zu einer bestimmten. d) Die Mathematik endlich umfaßt das gesammte Seyn, und nur in dem Abschlusse durch sie wird das Seyn zur Wahrheit, die Erfahrung gehalten und getragen und der Geschichte in sich ein Zusammenhang ertheilt. 3) In neuerrr Zeit hat man, nachdem die Grundsätze der Metaphysik der frühern Zeit und ihre Anwendbarkeit auf Naturkenntniß durch die von Kant ausgehende kritische Philosophie erschüttert worden, insbesondere das Bemühen, im Gegensatze dieser, die alle Naturerkenntniß bloß auf das eigene Erkenntnißvermögen zurückführt, dieser auch außerhalb des Erkenntnißvermögens, also in dem großen Naturleben selbst eine constitutive Grundlage zu geben, Naturphilosophie genannt. In dieser Art ist namentlich Schelling ihr Begründer, und Oken, Hegel, J. Wagner u. A. haben auf diesem Wege neue Bahn zu brechen sich bemüht, obgleich bei aller Originalität der zu Grunde liegenden Ideen, dieselben, gleichwohl bisher noch keinen Eingang aus den Schulen und Lehrschriften in das Leben, am wenigsten außerhalb Deutschland, haben finden können. Die besondern Grundlehren und Grundsätze dieser Naturphilosophie s. unter Schelling und den andern Gedachten.

Naturrecht, philosophische Rechtslehre, Rechtsphilosophie, ein Theil der praktischen Philosophie, ist eine Wissenschaft Dessen, was durch die praktische Vernunft als Gesetzgebung der äußern Freiheit bestimmt ist.

Es heißt auch Vernunftrecht, weil das Rechtsgesetz sich auf die vernünftige Natur des Menschen gründet; allein der Gegenstand desselben ist empirisch, denn die Wechselwirkung vernünftiger Wesen in der Sinnenwelt, auf die sich das Naturrecht bezieht, ist durch die Erfahrung erkennbar. Der erste Theil des Naturrechts, welcher die dem Menschen ursprünglich (d. i. außerhalb dem Staate gedacht) zukommenden Rechte aus dem Gesetze der Vernunft entwickelt, heißt das natürliche Privatrecht; ihr Inbegriff wird Naturstand (status naturalis, im Gegensatze vom bürgerlichen Stande, st. civilis) genannt. Der andere Theil des Naturrechts, welcher die aus der Verbindung der Menschen im Staate (s. d.) entspringenden Rechtsverhältnisse (zwischen dem Staate als einem Ganzen und seinen Gliedern) aus dem Gesetz der Vernunft entwickelt, heißt das natürl. Staatsrecht (s. d.). Beide Theile auf die Entwickelung der rechtlichen Verhältnisse eines Staats zu andern Staaten (die selbständig als moralische Personen, d. i. Völker, neben einander vorhanden sind) angewandt, bilden das natürliche oder allgemeine Völkerrecht (s. d.). (Die Abgrenzung des Naturrechts, der Moral und Politik, s. Philosophie.) Hugo Grotius (st. 1645) stellte durch sein Werk „De jure belli et pacis" (Paris 1625) zuerst eine bestimmte Idee von natürlichen Rechten auf. Von Pufendorf (st. 1694) war der Erste, welcher seit 1660 das Naturrecht wissenschaftlich abhandelte. Seit Thomasius (1728) und J. P. Frhr. von Gundling (st. 1729) sind Naturrecht und Moral immer als getrennte, obgleich verwandte Wissenschaften behandelt worden. (Vgl. Hoffbauer: „Das allgem. oder Naturrecht und die Moral in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Unabhängigkeit von einander dargestellt", Halle 1816.) Unter mehren Lehrbüchern über das Naturrecht zeichnen sich aus: Groe's „Lehrbuch der philosoph. Rechtswissenschaft od. das Naturrecht" (Tüb. 1815). Bauer's „Lehrbuch des Naturr." (Marburg 1816). Wendt's „Grundzüge der philosoph. Rechtslehre" (Lpz. 1811). Als Handbuch: Schmalz's „Handbuch der Rechtsphilosophie" (Halle 1807). Unter einzelnen Abhandlungen: Krug's „Beiträge zur natürl. Rechtswissenschaft" (Lpz. 1811).

Naturreiche, s. Naturgeschichte.

Naturstand ist der Zustand, worin der Mensch keinem äußern Gesetze unterworfen ist, der Thierstand der Menschheit, 1) juridischer, ohne Zwanggesetz; 2) ethischer, wo die Pflicht nicht durch öffentliche Autorität bestimmt ist. Der juridische Naturzustand enthält nur ein Privatrecht, kein öffentliches, d. i. keine rechtliche Form des Beisammenseyns, das Recht des Stärkern, und ist daher ein beständiger Zustand des Kriegs, d. h. ein Zustand, in welchem man nie vor Angriffen sicher ist. Im ethischen Naturzustande würde sich ein Mensch befinden, der keinen Gott glaubte und sich zu keiner Religion bekännte, also in Ansehung der Tugendpflichten, deren Richter nur Gott seyn kann, sich völlig ungebunden glaubte. Der ethische Naturzustand würde ein beständiger Kampf mit der Sünde seyn.

Natursystem, s. Naturgesetze und System.

Naturwissenschaft umfaßt das große, unendliche Gebiet, das wir Natur nennen, um es geistig in der Erkenntniß darzustellen. Sie zerfällt gerade in ebenso viele besondere Naturwissenschaften, Zweige der Einen Wissenschaft der Natur, als diese besondere Reiche und Gebiete hat oder sich in solche theilen läßt. Sie ist einerseits die thätige Ein-

heit, gleichsam die schaffende Seele in der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Naturwissenschaften, und dann heißt sie Naturphilosophie, durch welche die besondern Zweige des Ganzen erst zu Wissenschaften werden. Durch sie allein erkennt man die Natur als Ganzes in der edelsten Bedeutung des Worts, worin die Theile als lebendige, bedeutungsvolle Glieder erkannt werden; ohne sie sind alle Naturkenntnisse Stückwerk in jeder Hinsicht. Andrerseits versteht man unter Naturwissenschaft die Gesammtheit der besondern Naturwissenschaften, welche ebenfalls ein organisches Ganzes ist, da sie alle durch einen Geist (die Naturphilosophie) ihre Beseelung (Erleuchtung, wissenschaftliche Ordnung) erhalten, und daher in inniger Beziehung und Wechselwirkung stehen, sich gegenvoraussetzen, in einander eingreifen, sich gegenseitig ergänzen und fördern. Wird zuvörderst die Natur betrachtet, wie sie im Großen bildet und gebildet hat, wie sie gleichsam in ihrer großartigen Baukunst erscheint, wie der Weltraum mit kosmischen Individuen (Weltkörper), als besondern Welten erfüllt und belebt ist, werden die Verhältnisse dieser Welten zueinander erforscht und gezeigt, wie in diesen Verhältnissen die Vielheit der Welten als ein Ganzes, als Weltbau erscheint; so entsteht auf diesem Wege die Kosmologie (Wissenschaft des Weltbaues, der kosmischen oder Weltenverhältnisse). Nach Maßgabe der besondern Richtung des erkennenden Geistes erklärt diese umfassende Wissenschaft besondere Bestimmungen (Modificationen) und zugleich diesen entsprechende Benennungen; sie heißt Kosmogenie, wenn die Betrachtung sich auf die wahrscheinlichste Entstehung oder Erzeugungsweise der Weltkörper lenkt; Astronomie (s. d.), wenn die mathematischen (Raum- und Zeit-) Verhältnisse der Gestirne, als Größe, Masse, Entfernung der Weltkörper von einander und namentlich von der Erde, die Gesetze ihrer Bewegungen und daraus hervorgehende Bestimmung ihrer Bahnen in Betrachtung und Erforschung kommen, wodurch die Erscheinungen am Himmel ihre wahre mathematische Bedeutung erhalten. Dagegen heißt die (empirische) Kenntniß des Fixsternenhimmels, hinsichtlich seiner Eintheilung in Sternbilder und der mathematischen Eintheilung des Himmelsgewölbes (der Weltäquator, die Weltpole, Ekliptik und die damit verbundenen Verhältnisse kommen hier in Betrachtung) Astrogosie, oder auch Kosmographie, da dieser Theil der Kosmologie für die Himmelskunde dasselbe ist, was für die Erdkunde die Geographie. Jeden Weltkörper aber auch in seiner Besonderheit, nach seinem innern Bau und hinsichtlich der äußern Beschaffenheit seiner Oberfläche näher kennen zu lernen: dieß kann man aber zunächst nur in Beziehung auf die Erde oder unsern Planeten, dessen nähere Kenntniß in Betreff seines Baues im Ganzen Gegenstand der Geologie (s. d.) ist. Sie theilt sich einerseits in die Geogenie, welche den Bau der Erde in seiner Entstehung zu erforschen sucht (eine Wissenschaft, welche selbst noch in ihrer Entstehung begriffen und daher noch sehr unvollkommen ist), andrerseits in die Geognesie oder Orologie, auch Oryktologie (Felsenlehre, Geologie im engern Sinne), welche sich die innere Beschaffenheit der Felsen, deren Theile (die Gebirgsarten) und Verhältnisse zum Gegenstand nimmt. Die Geographie dagegen beschäftigt sich mit der äußern Gestaltung der Erdoberfläche und mit deren Inhalt. Sie theilt sich vorzüglich in die mathematische und physikalische (die politische kommt hier nicht in Betrachtung), welche wieder mancherlei besondere Wissenschaften enthält (s. Geographie).

Der ganze wissenschaftliche Baum, die Geologie in ihrer ganzen Entwickelung bis auf die kleinsten Theile herab, deren nähere Kenntniß berücksichtigt wird, vertauscht in dieser Ausbreitung ihren Namen mit einem andern; sie heißt nun Mineralogie (s. d. u. Metalle) in der umfassendsten Bedeutung des Worts. Die Mineralien aber, welche die Wissenschaft als Erzeugnisse des Erdelements aus seiner Wechselwirkung an den Elementen erkannt hat, können nicht gehörig in ihrer wahren Natur und Bedeutung erfaßt werden, ohne nähere Kenntniß der Elemente, aus deren Verbindung sie hervorgegangen sind, und diese Kenntniß ist also gleichsam die Wurzel jenes großen Baumes, nämlich der ganzen systematischen Mineralogie mit allen dazu gehörigen Wissenschaften. Hierher gehört die Naturlehre oder Physik (s. d.) im engern Sinne. (S. ferner: Magnetismus, Elektricität, Galvanismus, Chemie, Mathematik, Hydrostatik, Mechanik, Aerometrie, Hydraulik, Aerostatik, Pneumatologie, Brechung des Lichts, Optik, Farbenlehre, Dioptrik, Katoptrik, Thermo- und Pyrometrie, Photologie, Meteore ꝛc.) Werden die Naturdinge als einzelne in jeder Hinsicht, als Individuen in ihrem eigenthümlichen und unterscheidenden Charakter und in ihrer Entwickelung betrachtet und dargestellt, so ist dieß Naturgeschichte (s. d.; ferner: Anatomie, Botanik, Pflanzenanatomie, Zoologie ꝛc.). Den Schlußstein des ganzen Gebäudes der Naturwissenschaften, welcher alle andere voraussetzt, oder in welchem sich alle vereinigen zum Behuf einer unbestimmten, gemeinschaftlichen Richtung, ist eigentlich die Medicin als Wissenschaft, obgleich ihr Hauptgegenstand die Natur der Krankheiten des menschlichen Organismus, und ihre praktische durch die Naturwissenschaft geleitete Thätigkeit auf Heilung der Krankheiten gerichtet ist und Heilkunst, praktische Medicin heißt. (S. d. Art. Medicin, Pathologie, Nosologie ꝛc.). Der Hauptgrundpfeiler der Medicin ist eine Wissenschaft, in welcher zugleich alle Naturwissenschaften ihren Mittelpunkt erkennen sollen, die Anthropologie, die Physiologie und die Psychologie (s. d. bes. Art.).

Naubert (Christiane Benedikte), eine geschätzte und fruchtbare Romanendichterin, Tochter des Dr. Hebenstreit zu Leipzig, geb. daselbst 1757; war 2 Mal (an den Kaufmann Holderieder, dann an den Kaufmann Naubert) verheirathet, lebte in Naumburg in still-bürgerlicher Eingezogenheit und starb zu Leipzig, wohin sie sich mit ihrem Gatten begeben hatte, um ihre erblindeten Augen operiren zu lassen, 1819. Bescheidenheit hielt sie ab, sich als Verfasserin mehrer geist-, phantasie- und gemüthreicher Romane (55 Bde.) zu erkennen zu geben. Sie wählte meistens historische Stoffe.

Naumachien nannte man bei den Römern gewisse feierliche Spiele, welche eine Nachahmung und Vorstellung eines Seetreffens waren. Cäsar gab die ersten, und da das Volk sehr viel Vergnügen daran fand, so wurden sie nachher immer häufiger wiederholt. Bisweilen wurden sie im Circus Maximus (s. Circus), gewöhnlich aber an besonders dazu eingerichteten Orten gehalten, welche auch Naumachien hießen. Die besonders angelegten Naumachien waren einem Amphitheater ähnlich, daß nur der freie Platz in der Mitte, oder die Area, so tief ausgegraben und mit so viel Wasser angefüllt werden konnte, daß ansehnliche Schiffe darauf zu schwimmen im Stande waren. Gewöhnlich

bestanden sie nur in einem ausgegrabenen Teiche, um den die Zuschauer ringsherum versammelt waren. Caligula gab ein Seegefecht auf einem Teiche, der in Septis, einem eingeschlossenen Platze auf dem Campus Martius, angelegt war. Claudius bediente sich zu diesen Spielen des Lacus Fucinus und Pompejus des sicilischen Meerbusens bei Rhegium. Die Naumachien waren von ansehnlicher Größe und erhielten auch bisweilen Verzierungen. Eine Naumachie des Augustus war 1800 F. lang und 200 F. breit. Die Fechtenden bei den Naumachien hießen Naumachiarier und bestanden gewöhnlich aus Gefangenen oder verurtheilten Verbrechern, welche bis auf den Tod fechten mußten, wenn sie nicht durch die Gnade des Kaisers gerettet wurden. Bloß am Fuße des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Johann Gottlieb oder Amadeus), geb. 1741 in Blasewitz bei Dresden, einer der ausgezeichnetsten Tonkünstler seiner Zeit und unsers Vaterlandes. Der Sohn guter ehrlicher Landleute, wurde er, trotz seines Hanges zur Musik, zu einem Schlosser nach Dresden in die Lehre gegeben, aus der er aber bald fort und wieder zu seinen Eltern lief. Seiner Neigung folgend, kam er nun auf die Kreuzschule zu Dresden, wo er während dreier Jahre ansehnliche Fortschritte machte, bis ihn ein junger schwedischer Musiker, Weestrom, bewdete, mit ihm nach Italien zu gehen. Die Reise ging zuerst nach Hamburg; allein der Schwede fing an den Herrn zu spielen u. Naumann zu den schlechtesten Diensten zu brauchen; in Venedig und Padua mochte er es nicht besser, und Naumann mußte sich durch Notenschreiben kümmerlich behelfen, bis er endlichen mit dem berühmten Tartini näher bekannt wurde, welcher ihn zu seinem Schüler annahm. Trotz der nichtswürdigen Behandlung und endlich Verstoßung von Weestrom, drang Naumann doch durch seinen außerordentlichen Fleiß und besonders den Umgang mit Hasse, der beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges nach Italien geflüchtet war, immer weiter in die Kunst ein, machte sich, nach Venedig zurückgekehrt, wo er als geachteter Musiklehrer sich erhielt, durch die erste ihm übertragene komische Oper bekannt — das Geschenk, das der schmutzige impresario dem Meister für die 20 Mal nach einander mit dem größten Beifalle gegebene Oper, huldvoll in die Hand drückte, waren — 10 Ducaten! — besuchte dann die Schule des Pater Martini; ließ eine seiner Arbeiten der verwitweten Kurfürstin, Maria Antonia, überreichen; sie wurde gütig aufgenommen und Naumann 1764 (nach sieben Jahren) in sein Vaterland zurückberufen. Bei einer zweiten Reise, die er nach Italien, in Gesellschaft Schusters und Seydelmanns, antrat, erwarb er sich besonders durch seine ernsthafte Musik ebenso großen Beifall und Ruhm, als bei der dritte Reise 1772. Sehr viele ehrenvollen Anträge wies er zurück und ward endlich am sächsischen Hof wirklicher Capellmeister. In Schweden erwarb er durch die Oper „Amphion" (1776), noch mehr aber durch „Cora", seine trefflichste Oper, 1780 nicht minder durch „Gustav Wasa", die er alle selbst in Stockholm dirigirt, den ausgezeichnetsten Beifall; auch für Dänemark schrieb er mit gleichem Glücke den „Orpheus", für den preußischen Hof die „Medea", „Protesilaus" ꝛc. Durch Erziehung der trefflichen Sängerin, Dem. Schmalz, und des nachher berühmt gewordenen Capellmeisters Him-

mel erwarb er sich gleiches Verdienst. Der treffliche, auch als Mensch in seinen bürgerlichen, häuslichen und geselligen Verhältnissen liebenswürdige Künstler starb, vom Schlage gerührt, den er sich auf einem Spaziergange im großen Garten durch Erkältung zugezogen, und wo er die ganze Nacht betäubt und gelähmt hülflos gelegen hatte, den 23. Oct. 1801. Außer seinen bereits genannten Opern, zu deren vorzüglicheren auch noch „Tutto per amore"; „Le dama soldato"; „Acis e Galatea" u. m. gehören, zeichnen ihn auch noch vorzüglich seine Compositionen für die Kirche, und darunter die des Klopstock'schen „Vaterunser", als einer der achtungswürdigsten Künstler aus. Eine höchst interessante Biographie haben wir dem Professor A. G. Meißner („Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's", Prag 1803 u. 4, in 2 Thln.), und einige Nachträge dazu dem Hofr. Rochlitz in der „Leipz. allgem. musik. Zeit v. 1829", S. 22 fgg. zu verdanken.

Naumburg, eine alte aber gut gebaute Stadt im Regierungsbezirk Merseburg des preuß. Herzogthums Sachsen, an der Saale, der Sitz des Oberlandesgerichtes für die Regierungsbezirke Merseburg und Erfurt, des Handelsgerichts und des Grenzpostamts, liegt in einer reizenden Gegend, ist mit Mauern und Graben umgeben und besteht aus der eigentlichen Stadt, Herrenfreiheit und drei Vorstädten. Sie zählt in 1200 Häusern ungefähr 10.000 Einwohner. Die ums Jahr 1028 erbaute Domkirche, ein ausgezeichnet schönes Gebäude, ist mit drei Thürmen geziert und enthält viele sehenswerthe Kunstwerke und Monumente. Naumburg hat eine Domschule, welche immer in gutem Rufe gestanden, ein Arbeits- und Armenhaus, vier evangel. Pfarrkirchen, und gute Linnen-, Tuch-, Leder-, Seifen-, Strumpf- u. a. Fabriken. Der immer zunehmende Handel, welcher durch zwei berühmte Messen (die erste zu Peter-Paul, die andere seit 1816 von der preuß. Reg. der Stadt bewilligte im Dec.) sehr befördert wird, beschäftigt sich vorzüglich mit Wolle, Materialwaaren, Oel, Taback, Garn, Leder, Wein (der in der Nähe gebaut wird) und Weinessig. Das Kirchfest, welches die Kinder hier jährlich feiern, soll durch einen Angriff der Hussiten auf die Stadt (1432) veranlaßt worden seyn. Am Galgenberge ist der sogenannte Bürgergarten, ein Vergnügungsort der Einwohner. Naumburg war sonst die Hauptstadt des gleichnamigen Hochstifts, das längs der Saale und Elster lag und auf 15 QM. 32.000 Einw. zählte. Das Bisthum wurde 1029 von Zeitz hierher verlegt, kam aber nach dem Tode des letzten katholischen Bischofs, Julius Pflug, 1564 an Kursachsen, war von 1656—1726 der Seitenlinie Zeitz, und dann wieder Kursächsisch. Im Capitel waren jedesmal zwei evangel. Professoren der Universität Leipzig.

Nautik, s. Schifffahrtskunde.

Navarino, (Neocastro), feste Hafenstadt an der Südwestküste von Morea, nördlich von Modon, hat 3000 Einw., darunter 300 Türken. Der Hafen ist vortrefflich, kann 2000 Schiffe bequem fassen und hat für die größten Linienschiffen genug Tiefe. Er besteht aus einer geräumigen Bucht, deren enge Einfahrt durch die lange Insel Sphakteria (Sphagia) auf der einen und auf der andern Seite durch eine lange Gebirgskette geschützt ist. Die Einfahrt ist so enge, daß nur 2 Schiffe auf einmal einlaufen können. Seit ältesten Zeiten ist Navarino wichtig; 425 v. Chr. vernichtete hier Demosthenes die stärkern spartanischen Schiffe; 1498 nahmen die Türken den Venetianern Navarino weg; 1644 sam-

melte Sultan Ibrahim hier seine gegen Kandia bestimmte Flotte; bald darauf nahmen die Venetianer Navarino weg, von welchen es jedoch die Türken 1648 wieder eroberten; 1686 nahm sie Morosini für die Venetianer wieder; 1715 fiel sie vom Neuem in türkische Hände. 1821 eroberten die Hellenen unter Tibaldo Navarino durch Capitulation; doch ging es am 23. Mai 1825 durch Ebmplot der Besatzung an Ibrahim Pascha und die Aegyptier verloren. Es war nun die Hauptstation der türkisch-ägyptischen Flotte; aber am 20. Oct. 1827 vernichtete ein engl., franz. u. russ. Geschwader unter dem Oberbefehle des engl. Admirals Codrington (der französ. Adm. war de Rigny, der russ. Graf v. Heyden), das in den Hafen eingelaufen war, die daselbst in Schlachtordnung aufgestellte, weit stärkere türkisch-ägyptische Flotte, um die Pacification von Griechenland zu bewirken.

Navarra, ein kleines gebirgiges Land an den Pyrenäen, welches ein ziemlich rauhes Klima hat. Unter den Thälern (in welchen nur der Anbau des Weines gedeiht) ist das berühmteste das von Roncesvalles, in welchem nach einer alten Sage das Heer Karls des Großen bei der Rückkehr aus einem siegreichen Feldzuge aus Spanien, von den wilden Bewohnern der Pyrenäen überfallen, eine große Niederlage erlitt, in welcher auch der fabelhafte Held so vieler Gedichte, der große Roland (s. d.), den Tod gefunden. Navarra bildete ehemals ein eignes Reich diesseits und jenseits der Pyrenäen, daher auch in Frankreich eine Provinz Navarra (s. Gascogne), wovon die franz. Könige seit Heinrich IV. noch bis auf die neuesten Zeiten den Titel führten. Sie hat seit der Revolution manche Vorrechte verloren, die sie als souverain-Domaine der Familie Bourbon besaß. Ober-Navarra (115 QM. mit 195.000 Einw.) ward seinen eigentlichen Fürsten gegen das Ende des 15. Jahrh. von Ferdinand dem Katholischen entrissen, der jedoch den Ständen ihre Vorrechte ließ, in deren Besitz sie sich noch befinden. Es ist eins der spanischen Königreiche, wird noch durch einen Vicekönig regiert, und bewilligt der Krone Spanien die Steuern. Die Einwohner sind ein kühnes, gewandtes Volk, welche in Sprache und Sitten schon einige Aehnlichkeit mit ihren Nachbarn jenseits der Pyrenäen verrathen. Die fünf Städte und Hauptorte besonderer Landschaften und Gerichtsbarkeiten, Merindades, sind übrigens bei milden Abgaben der spanischen Regierung ebenso anhänglich, als der französischen feindlich.

Navigations-Acte, eins der vornehmsten englischen Gesetze, in welchem der Grund zu Englands Uebergewicht im Handel liegt, und vermöge welches 1) kein fremdes Schiff Güter nach engl. Häfen führen darf, außer solche die Produkte des Landes sind, dem das Schiff zugehört; 2) englische Güter auf keinem Schiffe ausgeführt werden dürfen, das nicht in den englischen Staaten gebaut ist, und von dessen Mannschaft nicht wenigstens drei Drittheile nebst dem Capitain geborne oder natural.sirte Briten sind. Zu Folge dieses Gesetzes, welches 1651 unter Cromwell's Regierung gegeben und 1666 unter Karl II. bestätigt wurde, kann folglich kein fremdes Schiff Rückfracht in den englischen Staaten nehmen, und die engl. Schiffe gewinnen von andern Ländern doppelte Fracht. Nur die beiden Hansestädte Hamburg und Bremen wurden, nebst Danzig, 1692 von diesem Gesetze ausgenommen, und sie genießen diese Freiheit im Wesentlichen noch jetzt. Sowie aber früher aus der Navigationsacte die strengen englischen Handelsverbote in jenem

durch den ryswicker Doppelfrieden (20. Sept. u. 30. Octb. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1759, geflossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimrathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten. Gewiß hatte diese Acte, außer zur Größe des britischen Seehandels, noch zur Consolidirung des Reichthums in wenigen Händen beigetragen, aber ebenso klar der britischen Landwirthschaft in kleinen Besitzungen geschadet und künstlich die wenig besitzende Classe zum Seedienst und zur Fabrikarbeit gedrängt. Es sah sich daher seit 1822 die britische Regierung genöthigt, ihre Navigationsacte zu mildern, da man den egoistischen Briten hier und da Repressalien entgegenstellte und die directe Verarmung der übrigen Handelsvölker wider Englands eigenes Interesse war; endlich weil auch der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika eine nach dem Muster der engl. eingerichtete Navigationsacte 1817 publicirt, wodurch dem britischen Cabinet klar wurde, daß es Zeit sey, Exportation durch mehr Importation zu befördern und durch Verminderung der Zölle den reinen Ertrag dergestalt zu erhöhen, daß England in die Lage kommen zu können hoffte, einen großen Theil der innern lästigen Consumtionsabgaben abzuschaffen.

Nävius (Cnejus), einer der berühmtesten unter den ältesten römischen Dichtern, aus Campanien, um 222, folgte, durch griechische Literatur gebildet, dem Beispiele des Livius Andronicus, und schrieb, Stoff und Form aus dem Griechischen entlehnend, Trauerspiele und Lustspiele, auch, in saturninischen Versen, ein historisches Gedicht: „De bello punico primo“ (von den Grammatikern in 7 Bücher getheilt). Er mißfiel wegen der Freiheit, womit er in seinen Lustspielen, nach dem Muster der alten griechischen Komödie, die römischen Großen, besonders den P. Scipio und die Meteller angriff, dem ernsten Charakter der Römer und mußte aus Rom nach Utika entweichen. Glücklicher als Nävius waren Plautus und Terentius in Nachahmung der spätern griechischen Komiker.

Naxos (in den ältesten Zeiten Dia, bei den Neugriechen Naria), die größte und fruchtbarste der Cykladen im ägäischen Meere, besonders durch Weinbau berühmt, weßhalb sie auch dem Bacchus geheiligt war. Hier ward Theseus verlassene Ariadne, die Tochter des Minos, von Bacchus gefunden. Thraker unter Butus waren Naxos erste Bewohner, die Seeräuberei trieben und sich Weiber aus Thessalien raubten. Nach Butus ward Agamessus zum König gewählt. In der Folge eroberten Thessalier die Insel, nachher kam sie unter persische Oberherrschaft, nachdem die Einwohner tapfern Widerstand geleistet. Als Xerres gegen Griechenland heranrückte, warfen sie das Perserjoch ab und fochten bei Salamis und Platäa für Griechenlands Freiheit. Unter Vespasianus fiel sie an die Römer, theilte später die Schicksale des byzantinischen Kaiserreichs und kam unter den Scepter des Großherrn zu Konstantinopel. Naxos ist noch jetzt eine zwar fruchtbare, mit hohen, wasserreichen und schön bewachsenen Bergen bedeckte Insel von 5⅓ QM., deren Einwohner (10.000) aber ohne Betriebsamkeit und Handel arm sind. Dennoch genossen sie einer größern Freiheit, als die meisten ihrer Landsleute und kein Türke wohnte unter ihnen. Viele der vornehmsten Familien stammen von Franzosen und Italiener ab. Die Insel bringt vorzüglich Wein, Getreide, Oel, Obst und Südfrüchte hervor. Bei der

gleichnamigen Hauptstadt, welche an der Nordwestküste liegt und einen griechischen und katholischen Bischof hat, sieht man auf einer kleinen Insel die Quelle der Ariadne und die Ruinen eines Bacchustempels.

Nazarener wurden die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östlichen Asien christliche Gemeinden d. N. Die schon zu Anfang des 2. Jahrh. in Palästina entstandene Secte der Nazarener glaubte das jüdische Ceremonialgesetz mit den Vorschriften Jesu vereinigen zu müssen, und hielt sich an ein hebr. Evangelium des Matthäus.

Nazareth, Nazra, Dorf in Palästina, Paschalik Akre, von 1500 nichtunirten Griechen, 500 Türken ꝛc. bewohnt, mit einem alten Castell, griechischer Kirche, Franciscanerkloster, welches 1821 vom Pascha von Akre zerstört wurde. In Nazareth, das seiner Bildung wegen nicht sehr unter den Juden in Ansehen stand, verlebte Christus seine Jugend und die ersten Jahre seiner Mannheit.

Neapel, s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel, Napoli (40° 50′ N. Br.), die Hauptstadt des Reichs beider Sicilien, Residenz des Königs, der höchsten Staatsbehörden und eines Erzbischofs, gehört ihrer einzigen Lage wegen zu den herrlichsten Städten der Welt. Sie hat eine Volksmenge von 350.000 Seelen in 40.000 Häusern. Nördlich und westlich von beherrschenden Anhöhen eingeschlossen, welche sich besonders in Westen so nahe ans Meer drängen, daß oft nur Raum für wenige Straßen bleibt, breitet sich Neapel von Westen nach Osten in seiner größten Länge aus, wo nur an den Ufern des Seebeto sich eine Niederung befindet, und steigt in der Mitte amphitheatralisch bis zu dem Rücken jener Berge empor, nirgends durch Mauern und Thore beschränkt, sodaß ihr Umfang, die sechs Vorstädte miteingerechnet, wohl an drei Meilen betragen mag. In ihrer Lage umkränzt sie die Mitte eines herrlichen, weiten, nach Süden geöffneten, gleichnamigen Meerbusens, welchen zwei mit Städten, Villen und herrlichen Ruinen bedeckte Vorgebirge, Miseno im N., Sorrent im S. mit den vorliegenden Inseln Procida, Ischia und Capri umfassen. Und über dieß Alles erhebt sich östlich im Hintergrunde der beinahe immer bei Tage Rauch, bei Nacht Feuer und glühende Steine auswerfender Vesuv. Schon die Alten erkannten den Zauber dieser Gegend, und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene, Namens Parthenope (woher auch ihr alter Name stammt), doch deuten Mythus und Benennung wohl nur auf die magischen Reize der jungfräulichen Schönheit diesen Eldorado's. Auch der heutige Neapolitaner ist stolz auf sein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel, oder ruft oft in seiner patriotischen Begeisterung: „Vedi Napoli e poi muori!“ (Sieh Neapel und stirb dann!) Und wirklich ist kein Erdstrich im Besitze so vieler Vorzüge wie dieser. — Eine Folge der zwischen Bergen und dem Meere gedrängten Lage sind die meist sehr engen Gassen und sehr hohen, durchaus massiven, aus einer Art von Tuffstein erbauten Häuser. Letztere haben alle flache Dächer, welche in der Abendkühlung einen angenehmen Erholungsort darbieten, nicht selten ist auf dem Dache noch ein kleines luftiges Gemach, Astrico al Cielo, angebracht. Unter den vielen, gutgepflasterten, jetzt erleuchteten Straßen ist vorzüglich auszuzeichnen, die 1300 Schritte lange Toledo, welche von N. nach S. die Mitte der Stadt durchschneidet, beim königl. Pallast

endet; aber für ihre Länge und in Verhältniß zu dem darin unaufhörlichen Wogen, Drängen und Treiben der Tausende von Menschen zu Fuß und in den geschmackvollsten Cabriolets, ist sie lange nicht breit genug; man steht jeden Augenblick in Gefahr über den Haufen geworfen oder gerädert zu werden; dazu noch der entsetzliche Lärm von allen Seiten, das unaufhörliche Schreien aus vollem Halse, wovon Paris und London nur den Nachhall geben. Viel schöner durch seine Lage ist die Chiaja, welche sich im westlichen Theile der Stadt am Ufer des Meeres entlang bis zu einem neu angelegten königl. Garten, Villa Reale, zieht. Zwischen der ältern und neuern Anlage erhebt sich aus einem Bassin und über einem Fußgestelle die bekannte Gruppe des farnesischen Stiers, der sich ehemals im Pallaste Farnese in Rom befand. Die Abtheilung der ältern Anlage beträgt etwa 900 Schritte in der Länge, und besteht aus einem breiten, mittleren und zwei schmälern Seitenalleen hoher, kräftiger Akacien, an welche sich die reizendsten Blumenbeete anschließen. Zu beiden Seiten sind mehre Copien antiker Statuen angebracht. Alles ist reinlich, zierlich und nett gehalten. Die jüngere Anlage rührt noch von den Zeiten der franz. Regierung her und ist im engl. Geschmack ausgeführt, leicht und gefällig; über eine Viertelstunde lang gewährt sie dem Wanderer kühlenden Schatten. Abends fließt hier die halbe Stadt zusammen, um der reizenden Aussicht und der frischen Seeluft zu genießen. Aber auch die Natur und die Regsamkeit des gegenwärtigen frischen Lebens, nebst den mancherlei Denkmalen eines verflossnen, macht Neapel und seine Umgebung so bezaubernd. Ebenso ist der große Molo oder der Hafendamm, welcher weit östlich unfern des königl. Schlosses den Hafen begrenzt, ein viel besuchter Spaziergang und stets mit Taschenspielern, Marionetten, Pulcinell-Theatern und andern Volkslustbarkeiten besetzt. Westlich ist der Hafen ebenfalls durch einen Damm begrenzt; hier findet man Schiffe aus allen Welttheilen; er ist aber nicht ganz sicher gegen Stürme, auch nicht tief genug für große Kauffahrer und Kriegsschiffe, die daher auf der Rhede liegen. Die bedeutendsten öffentlichen Plätze sind: der Largo del Castello, unweit des königl. Schlosses am Castel nuovo, der rechte Mittelpunkt alles Lebens in Neapel, wo sich das Gewühl bis tief in die Nacht hinein nicht verliert; der Largo del Mercato, am östlichen Ende der Stadt, unweit des Meeres, der große Speisemark und daher der Tummelplatz des niedrigen Volkes; Conradins Enthauptungsort und Masaniello's Theater augenblicklicher Größe. — Vergebens sucht man in Neapel Kunstwerke edlen Styles. Der sinnige Reisende, der von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunst und die noch in ihren Trümmern großen Monumente einer stolzen Vergangenheit beschaut hat, findet hier nur sparsame Anregungen seines Gefühls für Schönheit und Kunst. Denn welch ein Contrast zu den großen, herrlichen, einfachen Obelisken in Rom bilden nicht die dort im barokesten Style zur Pyramidalform auf- und übereinander gehäuften Klumpen von menschlichen Gestalten und Schnörkeln, Säulen, Pyramiden, Obelisken genannt. Kein Gebäude, kein Werk des Alterthums hat sich hier erhalten und mahnt an eine würdige Vergangenheit. Alles athmet hier nur den unmittelbaren Genuß des Augenblicks. Von den vielen Kirchen zeichnet sich kaum eine durch Styl und alterthümliche Ueberreste aus. Manche wurden unter Murat's Regierung in Casernen verwandelt und sind es auch ge-

blieben. Groß und prächtig, mit 100 Säulen von afrikanischem Granit und Marmor geziert, ist die Metropolitankirche zum heil. Januarius, von dem Florentiner Nicolo Pisano ums Jahr 1299 im gothischen Style erbaut, dessen Charakter man auch im Innern nicht verkennt. Der Taufstein ist eine große, mit Basreliefs gezierte antike Vase. In einer unterirdischen Capelle unter dem Chore ruht der Leichnam des Heiligen; sein Blut wird in der Capelle des Schatzes aufbewahrt, die durch vier Gemälde von Dominichino geschmückt ist. Die Kirche St.-Philippo Neri, im Innern durch Säulen in drei Schiffe getheilt, nimmt sich durch Construction und Reichthum an Marmor vor den meisten aus; sie hat eine prächtige Facade, mehre Gemälde und einen mit Edelsteinen reich verzierten Hochaltar. Die Kirche zum heil. Peter und Paul erhebt sich auf den Resten eines Tempels, der dem Kastor und Pollux gewesen seyn soll; von ihm sind noch die beiden kannelirten Marmorsäulen und ein Stück des Architravs, womit jetzt die Facade dieser Kirche geziert ist. Die Kirche der Theatiner besitzt einen herrlichen Altar und schöne Gemälde. Die Kirche all' Incoronata zeigt mehre Gemälde des alten Florentiners Giotto: seine Madonna erinnert unwillkürlich an Rafael's Madonna della Sedia. Unter der Kirche St.-Gennaro al Cimenterio befindet sich der Eingang zu den weitläufigen, drei Stockwerke enthaltenen Katakomben, welche, wie die römischen, ursprünglich Steinbrüche gewesen sind, und in denen man Urnen, Särge, Gebeine, griechische Inschriften, Gemälde, die auf Märtyrer sich beziehen, Altäre, und Grabmäler der ersten Bischöfe von Neapel findet. St.-Chiara, ein reiches Kloster für adelige Frauenzimmer und der Begräbnißort der königl. Familie, hat eine erneuerte und von Conca in einem so muntern Geschmacke erbaute Kirche, daß sie mehr die Eleganz eines Tanzsaales als die ehrerbietige Feierlichkeit eines Tempels ausdrückt. Die neue Marienkirche mit dem Grabmal des General Lautrec. Unter den Klöstern ist das 1820 wieder hergestellte der Dominicaner merkwürdig, in welchen einst der berühmte heil. Thomas von Aquin lehrte. Wir erwähnen zuletzt noch der Carthause St.-Marien, welche im Westen der Stadt unmittelbar unter dem Castell St.-Elmo auf dem Berge Vomero liegt. Die Kirche gehört, wenn auch nicht ihrer Größe, doch ihrer Pracht und Reinlichkeit wegen, zu den schönsten von Italien. Sie ist in dieser Beziehung die schönste von Neapel. Das Innere strahlt von kunstvoll gearbeitetem carrarischem Marmor und besitzt Gemälde von Ribera, Lanfranco, Guido Reni; der Altar ist ganz mit Lapis lazuli übertragen. Und dieser Ort, von wo man die entzückendste Aussicht über die Stadt, den Golfo und die fernen Inseln hat, wird jetzt von meist blinden Invaliden bewohnt. (Noch umfassender ist die Aussicht von dem 2 Stunden nordwestlich auf dem höchsten Punkt des Gebirges gelegenen Kloster Camaldo; sie erstreckt sich über die ganze Campania Felix, weit hinaus über die Inseln und das Meer, und gehört unstreitig zu den erhabensten, reichsten und bezauberndsten der Welt.) Ueber der Carthause liegt das Schloß St.-Elmo, welches die ganze Stadt beherrscht, um mit seinen Kanonen im äußersten Falle das in Aufruhr empörte Volk im Zaume zu halten; es war schon unter den Normannen vorhanden, ist aber erst unter Karl V. regelmäßig in Form eines Sterns angelegt worden. Die vier übrigen Forts liegen am Seeufer, um den Hafen zu schützen, von Westen her gerechnet zuerst Pizzo falcone, auf einem etwas hervorsprin-

genden Punkte des Ufers, vor welchem sich eine lange Erdzunge in den Meerbusen erstreckt, auf welcher das von seiner einförmigen Gestalt genannte Castell dell' Uovo liegt; hier soll einst Lucullus eine Villa gehabt haben. Am östlichen Ende der Stadt, unweit des Mercato grande, liegt das Castello del Carmine, welches nicht sowohl den Hafen, als das unruhige Volk in dieser Gegend beherrscht. Unter den weltlichen öffentlichen Gebäuden, die aber mit den römischen noch keinen Vergleich aushalten, zeichnen wir aus: das königl Schloß, es liegt ziemlich im Mittelpunkte der Küste unfern des Meeres und ist ein sehr stattliches Gebäude von edelm Style; von der einen Seite stößt es an das Theater St.-Carlo (welches vor einigen Jahren abbrannte, jetzt aber wieder erbaut und das größte in Italien ist); von der andern Seite an das unmittelbar am Meer liegende Castello nuovo von Karl von Anjou 1283 erbaut, es steht mit dem Schlosse in Verbindung und enthält eine Kanonengießerei, ein Zeughaus, eine Kriegsschule u. s. w.; östlich stößt an dieß Castell der große Molo und der Hafen, der von demselben beschützt wird; westlich schützt es die Darsena oder den kleinern Galeerenhafen. Der alte königl. Pallast, von Wilhelm dem Normann erbaut und noch von den schwäbischen Kaisern bewohnt, liegt am östl. Ende der Stadt, ist jetzt der große Gerichtshof, La Vicaria, und der Sitz mehrer Behörden, im untern Stock befinden sich scheußliche Gefängnisse. Hoch über Neapel im Norden und eigentlich schon außerhalb der Stadt liegt ein andrer königl. Pallast: Capo di Monte, ein ungeheures, aber nicht vollendetes Gebäude, worin eine Gemäldesammlung und andre Kunstschätze. Unter den übrigen Palläſten nennen wir noch Maddaloni, Franca villa, Gravina, Tarsia, welcher letztere eine ansehnliche, auch dem Publikum geöffnete Bibliothek besitzt, und uns zu den Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Neapel überführt. Die bedeutendsten Sammlungen enthält das Gebäude degli Studi (Museum Bourbon, durch das Decret von 1816 königl. Allodialeigenthum), dessen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir bloß den farnesischen Hercules; die farnesische Flora, eine kolossale Figur; die Ritterstatuen der beiden Balbus, von edlem grandiösen Style; die bekannte Venus Kallipygos (aux belles fesses) und einen trefflichen Aristides namhaft machen. Im zweiten Stockwerk befindet sich eine bedeutende Sammlung hetrurischer Vasen, eine Gemäldegallerie, meist Erzeugnisse neapolitanischer Meister enthaltend und die königl. Bibliothek. Die 1224 vom Kaiser Friedrich II. gestiftete, einst berühmtere Universität ist als Gebäude bedeutend; aber die wissenschaftliche Bildung der (800) Studirenden scheint daselbst eben nicht vorzüglich zu gedeihen. Auch sie besitzt reiche Hülfsanstalten, manche gute Sammlung, z. B. eine mineralogische; der botanische Garten hebt sich immer mehr und mehr. Außerdem hat Neapel eine 1779 errichtete königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Philologie und Künste, eine Sternwarte (von geschliffener Lava auf dem Hügel Capo di Monte), ein Collegium zur Bildung der Officiere vom Genie, Artillerie und Generalstab, eine Akademie zur Bildung der Officiere, eine Militairschule zum Unterricht der Unterofficiere und Soldaten und zur Bildung der Zöglinge für die Akademie, das königl. Collegium für die Marine, das königl. Erziehungshaus für Töchter adeliger Herkunft, eine Lehranstalt für Apotheker, Bell- und Lancasterschulen, eine Taubstummenanstalt, zwei Jesuitencollegien und andere Lehranstalten, mehre Collegien zum

Unterricht junger Chineſen und Indier, eine Akademie des Seeweſens. In Hinſicht der Anzahl der wohlthätigen Stiftungen kann ſich ſchwerlich eine andere Stadt mit Neapel meſſen. Denn ſie hat 11 Hoſpitäler, 48 Armenhäuſer, mehre Zucht- und Arbeitshäuſer, namentlich die Armenherberge (Albergo dei Poveri oder Seraglio), das größte Gebäude in Neapel, aber noch nicht vollendet, mit einer Schule des gegenſeitigen Unterrichts für 400 Zöglinge, Schulen der ſchönen Wiſſenſchaften, Zeichnenkunſt und Muſik, Werkſtätten für verſchiedene Handthierungen, Korallenfabrik mit 300 Arbeitern, Schriftgießerei und Buchdruckerei, zuſammen mit 3000 Perſonen ꝛc. In dem großen Spital degli Incurabili werden Kranke aller Art aufgenommen; das della Sta. Annunziata iſt ſehr reich und nimmt meiſtentheils Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. auf. Außerdem ſind noch viele fromme Brüderſchaften und mehre Conſervatorien vorhanden; am berühmteſten iſt das von St.-Onofrio, aus welchem viele der bedeutendſten Componiſten und Sänger Italiens hervorgegangen ſind. Ueberdieß beſitzt Neapel 43 Buchdruckereien. Seiden-, Sammet-, Gold-, Silber-, Korallen-, Porzellan-, Fayence-, Darmſaiten- und andere Fabriken nebſt Schiffbau ſind Gegenſtände der Induſtrie, die überhaupt von der Regierung wenig Aufmunterung erhält. Der größte Theil aller Ein- und Ausfuhr des Reichs geht über Neapel. Der Handel der Stadt iſt größtentheils in den Händen der Ausländer. Die Exporten beſtehen in Olivenöl, Wolle, Seide, Weinſtein, Weinen, rohen und verarbeiteter Seide, Früchten, Schwefel und Rabholz. Befördert wird der Handel durch die Nationalbank mit einem Capital von 1 Mill. Ducati (in 4000 Actien, jede zu 250 Ducati); auch iſt hier eine Handelskammer, Handelsgericht mit vier Lombarden, eine Börſe und eine 1818 errichtete Seeaſſecuranz-Geſellſchaft. — Die Freude hat in Neapel vorzüglich ihren Wohnſitz; denn Leben und Luſt herrſchen dort überall, und Genuß iſt die allgemeine Loſung; deßhalb halten ſich auch faſt alle Grundeigenthümer hier auf. Für das müßige Volk fehlt es nirgends an Kurzweil, Pulcinellen, Muſik, Orangen, Maiskuchen und einem Plätzchen, ſich hinzuſtecken und auszuſchlafen, denn der Reiz des Nichtsthuens iſt groß. Für die gebildeten Stände gibt es vier Theater, unter welchen St.-Carlo das größte; bei voller Beleuchtung gewährt das Haus einen magiſchen Anblick. Auf dieſem Theater werden aber in der Regel nur große Opern, Ballette und Komödien gegeben; die Tragödie hat bei dieſem ziemlich luſtigen Volke nie Eingang gefunden; der Pulcinello muß überall vorkommen, wo der Neapolitaner ſich freuen ſoll und die Muſik iſt unter allen Künſten die einzige, welche hier eine günſtige Aufnahme gefunden; auch die Ballette ſollen ausgezeichnet ſeyn. Außer den öffentlichen Theatern gibt es noch in Neapel eine Unzahl von Marionetten- und Pulcinellenbuden zur höchſten Ergötzlichkeit des Volks. In keiner andern italieniſchen Stadt ſind die Zuſchauer während des Stückes ſo laut, aber auch nirgends ſtiller und andächtiger bei Lieblingsacten, als hier. — Wenn Rom durch ſeine beinahe ländliche Stille zur Betrachtung einladet, ſo iſt es ſchwer, in dem alle Vorſtellung überſteigenden Geräuſch und Getümmel Neapels nur zur Beſinnung zu kommen. Alles, was bei uns im Hauſe geſchieht, wird hier auf der Straße verrichtet, alle Handwerker arbeiten vor den Thüren, im Freien wird gekocht, gebraten, geſpeiſt, geſchlafen und Alles, was der Neapolitaner thut, iſt von lautem Geſchrei begleitet. Der Adel iſt größten-

theils reich und prunkt mit vielem äußern Diener- und Equipagenglanz und unter den Bürgern herrscht Wohlstand. Die Lazzaroni, deren man hier 40—50.000 zählt, sind nichts anders, als der zahlreiche, eigenthumlose Pöbel dieser großen Stadt. Sie haben meist keine Wohnung, nichts als ein Hemd und ein Paar leinene Beinkleider zur Bedeckung, kein andres Besitzthum, als was sie jeden Tag erwerben. Aber unthätig sind sie nicht, vielmehr bereit zu jedem Geschäft, was sich darbietet; sie sind Fischer, Schiffer, Obst- und Fischkrämer, Lastträger, Müßiggänger und dabei meist treu, ja uneigennützig in ihrem Geschäfte. Warum sollten sie mehr arbeiten für Kleider, deren sie nicht bedürfen, für eine dumpfe ungesunde Wohnung, wenn sie gesunder und besser unter den Hallen und Säulen der Kirchen und Paläste schlafen können; für ihre Nahrung, wenn sie das herrlichste Obst, Wein, Maccaroni für wenige Pfennige haben können? Sie leben in dieser Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringsten Gewerbe oder Almosen sorgenlos den Tag und erübrigen dabei noch etwas für Divertimenti auf dem Mole. Nur ihre Unsauberkeit, ein übrigens ziemlich allgemeiner Fehler aller Neapolitaner, ist wahrhaft Ekel erregend. — Frauenschönheit gehört in Neapel zu den größten Seltenheiten; desto edler und kräftiger ist die Bildung der Männer, besonders in den Jahren der Reife. Die Fischer von Santa Lucia sind die schönsten Leute in Neapel, die die alten griechischen Gesichtszüge und wohl proportionirte Glieder haben. Der Charakter des Volks ist übrigens nicht so arg, als manche Reisende ihn geschildert haben. Im Ganzen herrscht viel Gutmüthigkeit, drollige Treuherzigkeit und nachahmungswerthe Mäßigkeit; bei aller Leidenschaftlichkeit hört man nur selten von Ermordungen. Die Unsittlichkeit ist hier nicht größer als in andern Hauptstädten und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens. — So wenig Neapel Reste des Alterthums besitzt, so sehr ist die Gegend rechts und links von der Stadt damit übersäet. Die Gegend links oder westlich von Neapel, einst der Lieblingsaufenthalt reicher Römer und daher mit Villen und reichen Tempeln bedeckt, ist durch poetische Sagen aus dem höchsten Alterthume, durch mannigfaltige Ruinen römischer Pracht, durch die mancherlei Veränderungen, welche sie durch vulkanische Erscheinungen erlitten, sowie durch die Anmuth der Gegend höchst merkwürdig. Denn die Luft ist mild, balsamisch und gesund; die Hitze des Sommers, außer wenn der Sirocco weht, gemildert durch die Kühlung des Meeres, dessen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie sein Schoß reiche Gaben aller Art spendet; die Felder prangend und blühend von Getreide und Wein, der zum Nachtheil reicher Getreide- und guter Weingewinnung in malerischen Gewinden sich um Ulmen und edle Obstbäume rankt; ein reges betriebsames Volk, kurz Leben und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltend. Die ehemals von schattigen Wäldern, tiefen Seen, Bergen und Höhlen bedeckte und durchschnittene Gegend galt im Alterthume, wo nicht für einen Theil der Unterwelt selbst, doch für den Zugang zu ihr, und viele Züge seiner poetischen Schilderung des unterirdischen Reiches und der elisäischen Felder hat Virgil von diesen Gegenden entlehnt. Wenn man Neapel verläßt, so gelangt man durch die schöne Straße Chiaja an den Fuß des Posilippo (Stillung des Schmerzes), ein Name, welches dieß schöne, gleich einer Mauer

die Stadt begrenzende Gebirge wohl verdient. Nach der Stadtseite zu trifft man an seiner Höhe die Ueberbleibsel eines römischen Familienbegräbnisses, welches allgemein für das Grab des Virgil ausgegeben wird. Der Lorber, welcher es Jahrhunderte lang beschattete, ist nicht mehr vorhanden. Weiter südlich auf derselben Seite liegt die kleine Kirche Sta Maria del Parto oder in Margelina mit dem Grabmal des berühmten Dichters Sanazaro (st. 1530), welcher an derselben Stelle einst eine Villa besaß. Um die Stadt zu verlassen, geht man durch einen 7—800 Schritt langen, 30 F. breiten und 50 F. hohen, durch den Berg gehauenen Gang, die Grotte bei Posilippo, deren erste Anlegung griech. Colonisten im Alterthume zugeschrieben wird, dessen die Alten häufig erwähnen, den aber Alfons I. erweitern und der Vicekönig Peter von Toledo pflastern ließ; er ist gegen die Mitte zu durch Lampen erhellt. Von hier gelangt man westlich zuerst zu dem See von Agnano, der in einem Felsenkessel eingeschlossen, wie die ganze Gegend das Gepräge seines vulkanischen Ursprungs trägt. An seinen Ufern befindet sich die berühmte Hundsgrotte, deren Boden stets mit kohlensaurer, erstickender Luft bedeckt ist. Dabei sind die Bäder San-Germano zum Schwitzen bestimmt und fortwährend von unterirdischen schwefelartigen Dämpfen zu so hohem Grade erhitzt, daß man in wenigen Minuten vom Schweiße trieft. Links davon in einem Thale sprudelt am Fuße der leudogäischen Felsen die heiße Quelle delle Pisciarelle. Noch weiter westlich liegt Solfatara, die Campi Phlegraei oder das Forum Vulcani der Alten, eine ovale Ebene ohne die geringste Spur von Vegetation, aus derem verbranntem und überall zerklüftetem Boden Schwefeldampf und Flammen emporsteigen. Verläßt man dieß schauerliche Thal, so gelangt man weiter westlich auf die schöne, mit unzähligen Ruinen (z. B. einer Piscina auf 48 Pfeilern ruhend, einem Wasserbehälter für Puzzuoli's Einw.; mehre malerische Trümmer alter Grabmäler, die größtentheils aus Columbarien bestehen und noch Spuren von Malereien aufweisen) besäete Straße nach Puzzuoli. Dieser jetzt kaum 8000 Einw. zählende Ort, das glänzende Puteoli der Alten, hat eine schöne Lage am Meer, enthält noch manche Trümmer des Alterthums, vorzüglich einen Tempel des Jupiter Serapis, dessen Fußboden indeß unter Wasser steht. Auf den Ruinen eines dem Augustus geweihten Tempels erhebt sich der Dom; 4—5 kannelirte Säulen sind die einzigen Reste jenes Tempels. Von einer Statue des Tiber hat sich bloß der überaus schöne mit Basreliefs gezierte Piedestal auf dem Markte erhalten. Die sogenannte Brücke des Caligula, welche aus einigen bei der Stadt aus dem Meere hervorragenden Pfeilern besteht, ist wohl nur Ueberbleibsel eines alten Molo. Verfolgt man weiter westlich die Meeresküste, so gelangt man an den Ruinen eines Amphitheaters in der Nähe der Stadt vorbei, dessen wiewohl sehr zerfallenen Ueberbleibsel die außerordentliche Größe und den Umfang des Ganzen zu erkennen geben, zu den am Abhange des Monte Barbaro (der ehemals wegen seiner köstlichen Weine berühmte Mons Gaurus) liegenden, großartigen Trümmern einer Villa des Cicero, die er Puteolanum oder Academia nannte; ihre Lage war entzückend: der große Römer verstand sich allenthalben trefflich auf die Wahl der glücklichsten Situationen seiner Landhäuser. Von hier gelangt man zu dem ehemals viel bedeutendern, jetzt ganz kleinen, mit dem Meere zusammenhängenden Lukriner-See. Er, dessen Austern und Fische bei den Alten

in so hohem Ansehen standen, ward durch den in einer Nacht (29. Sept. 1538) durch einen vulkanischen Ausbruch entstandenen, 2400 F. hohen Monte Nuovo größtentheils verschüttet, während das zwischen diesem See und dem Meere gelegene Dorf Tripergola sammt seinen Einwohnern verschlungen ward. Der Lukriner-See stand im Alterthume mit dem in geringer Entfernung nördlich liegenden Averner-See in Verbindung und bildete einen prächtigen Hafen, Portus Julius, welches Alles spurlos verschwunden ist. Der Avernus, ein rundes von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darstellend, wahrscheinlich der Krater eines ausgelöschten Vulkans, galt im Alterthum für unergründlich, und seine schädlichen Ausdünstungen, die sich aber verloren haben, sollten selbst die Vögel in der Luft tödten. An seinen Ufern zeigt man eine schauerlich tiefe Höhle, die Grotte der cumäischen Sibylle, deren Virgil erwähnt, welche für einen Eingang zur Unterwelt galt. Links vom See liegen die wenigen Trümmer der alten Stadt Cumä, worunter sich vorzüglich der Arco felice, ein altes Thor, auszeichnet. In weiter Ferne liegt nördlich an der Küste in Sumpf und Wald ein einsamer Thurm (Torre di Patria), den man für das Grabmal des ältern Scipio hält, denn hier lag das alte Linternum, wohin er sich freiwillig verbannte. Vom Lukriner-See an wendet sich das Ufer nach Süden und bildet jenes herrliche, den Meerbusen von Neapel westlich begrenzende Vorgebirge von Misenum, der Hauptsitz römischer Ueppigkeit und Pracht. Hier trifft man zuerst die Stufe di Nerone, eine mit erstickend heißen Dünsten gefüllte Höhle, die für einen Theil der Bäder des Nero ausgegeben wird; dann das jetzt öde, von den Römern so gepriesene Bajä mit mehren Ruinen. In der Nähe liegt der Lago di Fusaro, der in dieser mythenreichen Gegend der Alten der Acheron war (Acherusia palus bei Virgil). Noch weiter südlich zeigt man an der Küste das angebliche Grab der Agrippina, welche hier auf Befehl ihres Sohnes, des Nero, ermordet ward, und gelangt nun zu dem Dorfe Bacola, das Bauli der Alten, an einem See, Mare morte, in dessen Umgebung die Alten die elisäischen Felder setzten. Hier sieht man noch ein weites Wasserbehältniß, die Piscina mirabile, und eine Reihe unterirdischer Gemächer, vielleicht Bädertrümmer, die Cento camerelle. Die äußerste südliche Spitze des Vorgebirges galt bei den Alten für das von Aeneas seinem Gefährten Misenus errichtete Grabmal, dabei in der Bucht war die Stadt Misenum, in deren weiten Hafen ein Haupttheil der römischen Flotte lag. An dieser Seite der Umgebung Neapels schließen sich natürlich die südwestlich vom misenischen Vorgebirge gelegenen Inseln Procida und Ischia. Wem wäre dieß letztere romantische Eiland durch den „Titan" J. Paul's nicht vertraut und werth! Und gewiß, der phantasiereiche Dichter konnte als Scene für den glänzendsten Theil seines Romans keine reizendere Stätte ersinnen, als hier die Wirklichkeit gewährt. Weinberge, Gärten, Haine und Dörfer wechseln freundlich mit einander ab; in ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der 2500 F. hohe Berg Epomeo oder Nicola, vormals ein Vulkan; doch hat er seit 1302 den Frieden der schönen Insel nicht gestört. Kranke finden in den hiesigen Bädern Genesung. Dicht an der südlichen Spitze des Posilippo liegt die kleine unbewohnte Insel Nisida, und noch näher an der Küste die noch kleinere Spurgaturo (wahrscheinlich für Purgatorio, Fegfeuer oder Reinigungsort), wo die Quarantaine-Gebäude für den Hafen von Neapel liegen. Ebenso reizend ist die

östliche Seite des neapolitanischen Meerbusens, welche wir jetzt auf die nämliche Weise betrachten wollen. Eine wohl unterhaltene Straße, wie Neapel selbst mit Lavastücken gepflastert, führt durch eine beinahe ununterbrochene Häuserreihe nach Portici, Resina, Torre del greco u. s. w. Der erste Ort, Portici, mit dem daran stoßenden Dorfe Resina, beide an der Küste, etwa eine gute Meile von Neapel und zusammen mit 12.000 Einw., sind vorzüglich deßhalb bekannt, weil sie über dem einst hier gelegenen Herculanum oder Herculaneum (vgl. d.) liegen. Wir verweilen indeß nur in dem Lustschloß Portici, dessen Bauart höchst geschmacklos und obenein unhaltbar ist; die Heerstraße führt mitten durch einen der Schloßhöfe. Merkwürdig ist hier die in 16 Zimmern enthaltene Sammlung von mehr als 1500 herculanischen Wandgemälden; wahrscheinlich werden auch die andern aus Herculanum gewonnenen Schätze des Alterthums jetzt aus Sicilien, wohin man sie vor der franz. Besitznahme geflüchtet hatte, zurückgekehrt seyn. Eine Stunde vom Meere trifft man die noch viel interessanteren Ueberbleibsel des alten Pompeji (s. d.). Verfolgt man die Küste östlich und südlich, so gelangt man zuerst nach Castell a mare, mit einem guten Hafen und 15.000 Einw.; hier lag das alte Stabiä, welches wie Herculanum und Pompeji verschüttet worden; bis jetzt hat man aber noch keine Nachgrabungen angestellt. Endlich beinahe am äußersten Ende des Vorgebirges, welches östlich den Meerbusen von Neapel begrenzt, liegt hoch am Abhange eines Berges die Stadt Sorrento mit 4200 Einw. Das Haus, in welchem Tasso geboren, ist jetzt ein Weiberspital. Der äußersten Spitze des Vorgebirges della Campanella gegenüber liegt die kleine aber reizende Insel Capri (s. d.). Die ganze Gegend beherrscht der unmittelbar über Portici sich 3600 Fuß hoch erhebende Vesuv (vergl. d.). Schließlich bemerken wir noch das im Norden von Neapel liegende Caserta, ein kleiner Ort mit 3000 Einw., berühmt wegen eines riesenhaften, ganz von Marmor unter Karl III. durch Vandilelli erbauten königl. Schlosses, in einer romantischen Lage, dessen Gärten durch eine herrliche Wasserleitung, Aquadotta Carolina, welche einzig in ihrer Art und dem kühnsten Römerwerk vergleichbar, aus 3 übereinander stehenden Bogenreihen besteht, mit Wasser versehen werden.

Neapolitanisches Gelb (ital. il Solfo frustato, Malerei), eine hochgelbe Farbe, zur Oel-, Wasser-, vorzüglich zur Schmelzmalerei brauchbar. Es wird als eine feste, poröse Erdart gegraben; es verliert die Farbe im Feuer nicht und läßt sich durch keine Säure auflösen. Man hält es für ein vulkanisches Product, oder für ein Art Eisensafran. Da es ein schwarzes Salz enthält, muß es durch mehrmaligen Wasseraufguß abgesüßt werden. Nimmt man die auf dem Reibstein geriebene Farbe mit einem eisernen Messer ab, so bekommt sie dadurch ein grauliches oder grünliches Ansehen. In den Glashütten wird es zur Reinigung des Glases gebraucht und thut bessere Dienste als Braunstein. Man bereitet es aber größtentheils künstlich aus Spießglanz, Blei, Federalaun und Salz.

Nebel, insbesondere die durch Niederschlag wässeriger Dünste in der Atmosphäre in weiten Räumen und zwar in Niederungen sich bildende Trübung, die dem Blicke, auf längere oder kürzere Weiten, bei dichtem Nebel auf wenige Schritte hinaus, die Gegenstände ganz entzieht und auch in geringern Entfernungen sie ihren Umrissen und ihrem Ko-

lorit nach undeutlich macht. Nebel unterscheiden sich von Wolken nur dadurch, daß sie sich bis zum Standpunkt des Beobachters herabsenken; daher auch Bergbesteiger, wenn sie bis in die Wolkenregionen gelangen, Alles um sich herum in Nebel erblicken. Das tiefere Herabsteigen des Nebels ist theils in der Folge der mehren Dichtigkeit der Dünste, wodurch sie schwerer werden, theils auch davon, daß die Dunstbildung in der Atmosphäre in tiefen Gegenden anhebt. Nebel entstehen, besonders in warmer Jahrszeit, während des Nachts über feuchten Gegenden oder Wassersammlungen, Flüssen u. dgl., die daher fast immer in der frühesten Morgenzeit mit Nebel überdeckt sind, wo aber dann, nachdem die Sonnenstrahlen auch diese tiefen Gegenden erwärmt haben, der Nebel sich hebt und unter der Hebung sich verliert, indem die wärmere Luft die Dünste auflöst und in sich aufnimmt. Die nächste Veranlassung zur Bildung von Nebeln ist schon eine schnelle Temperaturveränderung, weil kältere Luft nicht so viel Wasserdunst rein aufgelöst halten kann, als erwärmte, und dieser dann sich in Bläschen niederschlägt; daher auch zur Frühlings- und Herbstzeit Nebel am häufigsten vorkommen. Doch wirken auch dieselbe Veränderungen, die überhaupt trockene und nasse Witterung bestimmen, auf die Nebelbildung ein. Im Allgemeinen sind sie in nördlichen Gegenden, in den Meeren und auf dem Weltmeere selbst häufiger als in südlichen Ländern und auf hohen Landebenen. Aus ihnen legt ein Theil des Wasserdunstes sich auf trockene Körper an, in dem Maße, als diese überhaupt hygroskopischer Natur sind, z. B. Haare; daher alle Nebel näßen und um deßwegen auch in diätetischer Hinsicht Vorsichtsmaßregeln, besonders bei längerem und ruhigem Aufenthalt in ihnen unterliegen. Manche Nebel sind mit Gerüchen verbunden, indem ihnen noch andere Ausdünstungsstoffe beigemischt sind, deren Natur noch nicht recht im Klaren ist, die dann als stinkende Nebel bezeichnet werden. Ebenso wie Wolken bei zunehmender Verdichtung sich in Regen ergießen, schlägt sich auch aus dichtem Nebel Wasser in tropfbarer Form nieder, obgleich solches noch nicht in wirklich unterscheidbaren Tropfen sich versammelt, was man dann als Naß niedergehen bezeichnet, was aber bald, unter Zunahme sich auch in wirklichen Regen verwandelt.

Nebelflecke, lichte, aber zugleich nebelartig erscheinende Flecke am Sternenhimmel, wovon nur wenige einem scharfen, aber unbewaffneten Auge (wie der in dem Gürtel der Andromeda), oder auch in gewöhnlichen Fernröhren (im Orion, im Antinous, Hercules, Schützen, Wassermann u. a.) wahrnehmbar sind, die aber Herschel zuerst, als die merkwürdigste und erstaunungswertheste Erscheinung der ganzen Natur, sowohl hinsichtlich der Häufigkeit ihres Vorkommens, als auch ihren übrigen Eigenheiten nach, durch sein Riesenteleskop erkannte, und die seitdem fortwährend Gegenstand astronomischer Beobachtungen in den vervollkommneten astronomischen Sehröhren der neuesten Zeit sind. Sie erscheinen in diesen theils als eine Masse, aus dicht an einander stehenden kleinen Sternen gebildet (Sternhaufen); theils bleiben sie aber auch bei jeder Vergrößerung noch nebelig (unauflöslich). Herschel führte in seinen drei ersten Verzeichnissen (von 1791, 1794 und 1807) solcher Nebelflecke 2500 auf und stellte sie als glänzende, schwach erleuchtete, schimmernde, mit planetarischem Lichte scheinende, sehr große, sehr gedrängte und reiche, dichte Haufen (ungleich zerstreute Sternhaufen) unter 8 Classen. Er fand bei einer sorgfältigen Musterung des Himmels 288 glänzende

Nebel, 907 lichtschwache, 978 sehr lichtschwache, 78 planetarische Nebel und Nebel von merkwürdiger Gestalt, 52 sehr große Nebel, die sich über einige Grade des Himmels erstrecken, im Ganzen 2303 Nebelflecke. Am zahlreichsten kommen sie in der Milchstraße, doch auch häufig außerhalb derselben vor. Herschel faßte den schwindelnden Gedanken, die Nebelflecke selbst für Milchstraßen, oder dieser gleiche Lichtzonen, nur in unendlich weiter Entfernung, zu erklären.

Nebensonnen, gehören zu den von Zeit zu Zeit vorkommenden optischen Meteoren und bestehen darin, daß neben der Sonne noch ähnliche Lichtgestalten am Himmel auf kurze Zeit erscheinen. Dieß Phänomen kommt immer in Verbindung mit einem farbigen Ringe, oder auch 2 oder 3 concentrischen Ringen, oder doch Ringtheilen, um die Sonne und einem größern, aber weißen Ringe, oder auch Ringstücken, vor, die innerhalb des Ringes, wie dieser selbst, das Zenith des Beobachters zum Mittelpunkt haben, also in horizontaler Richtung verlaufen. Wo nun diese beiderseitigen Ringe oder Ringstücke sich schneiden, da erscheinen lichtere Stellen, zum Theil mit Schweifen, die ähnlich der Sonne, obgleich mehr oder weniger mit mattem Lichte glänzen. Ist das Phänomen vollkommen ausgebildet (wie Hevel solches 1661 beobachtete), so erscheinen 6 Nebensonnen zugleich. Gewöhnlich kommen aber nur 2 oder 4 vor. Es bleibt in diesem Phänomen noch Manches unerklärlich; doch ist die von Huygens aufgestellte Hypothese noch immer die genügendeste, daß die Nebensonnen nämlich durch kleine Eisnadeln mit unsichtigem Kerne entständen, welche durch einen gefrornen Wassertropfen an dem einen Ende in der Atmosphäre sich in verticaler Richtung erhielten; durch dieselben bildeten sich Ringe, und bloß durch Verstärkung der Refraction, da wo die Ringe sich schneiden, entständen die Nebensonnen. — Nebenmonde, dasselbe Phänomen, welches sich in Art der Nebensonnen und auf gleiche Veranlassungen bei hellem Mondenschein zuweilen um den Mond herum darstellt.

Nebukadnezar oder Nabuchodonoser, König von Babylon, regierte von 606—563 v. Chr. Er war der Sohn des Nabopalassar, welcher (640—626) das babylonische Reich aufs neue von der assyrischen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebukadnezar erweiterte das babylonische Reich durch seine Eroberungen bis zu den westlichen Gegenden von Asien. Er schlug den König von Aegypten, Necho, bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiatischen Eroberer, welche besiegte, unruhige Völkerstämme in andre Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst u. d. N. der babylonischen Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Libyen bis zur Westküste von Afrika vorgedrungen seyn. Die Pracht Babylons ist sein Werk. Daß er 7 Jahre lang ein Ochse gewesen sey, scheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Mensch sich in einen Wolf oder in ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müssen, als vielmehr die Manie überhaupt zu bezeichnen oder mit irgend einer orientalischen Symbolik in Verbindung zu stehen. (Vgl. Assyrien und Babylon.)

Neckar, einer der beträchtlichsten Flüsse im südlichen Deutschland, entspringt oberhalb des Dorfes Schwenningen im Schwarzwalde, nicht weit von der Quelle der Donau, nimmt viele Bäche und kleine Flüsse,

als Murr, Kocher, Enz, Jart, Filz in sich auf, wird bei Kanstadt im Würtembergischen schiffbar. Fast überall hat er ein weites Thal, das zu den reizendsten und schönsten Deutschlands gehört; aber viele seine Weine sind keine Bergweine, und eben daher in geringerem Ruf als die sogenannten Margräflerweine Schwabens. Doch werden auch von diesen die südlichsten, welche auf Schiefer mit der Lage gegen Morgen und Mittag in der Nähe eines sich abdachenden Flusses wachsen, vorzüglich geschätzt und gehen meistens nach der Schweiz. Seitdem das Königreich Würtemberg sich ausrundete, wurde die Schifffahrt auf diesem Strom sehr verbessert, und besonders des Ober-Neckar bis Heilbronn; doch hat er noch viele Mühlen. Es scheint, daß die Römer wegen der Militairposten an diesem Flusse ihn bereits schiffbar gemacht hatten. Von Heilbronn an war immer Schifffahrt auf dem Nieder-Neckar, doch litt sie durch einige Zölle und durch das seit 1808 von Baden in Anspruch genommene Stapel- und Umladungsrecht Mannheims. Durch den Wilhelmscanal ist die Schifffahrt auf dem Neckar bis Kanstadt offen; allein es fehlt noch ein definitives Schifffahrtsreglement diesem Strome. Auf dem Nieder-Neckar schiffen 248 Schiffe und auf dem Ober-Neckar 167; der Neckartransport ist folglich noch sehr wenig benutzt, da ein Canal zwischen dem Neckar und der Donau fehlt. Die Holzflößerei des Neckar ist sehr bedeutend.

Necker (Jacques), geb. 1734 zu Genf, wo sein Vater, von Geburt ein Brandenburger, Professor des deutschen Staatsrechts war. Der junge Necker ging früh nach Paris, um sich unter der Leitung seines Oheims Vernet der Handlung zu widmen, und trat bald darauf als Handlungsdiener in die Dienste des Banquier Thelusson. Anfangs blieben seine Geschäftstalente im Dunkel, bis eine kaufmännische Angelegenheit, die er mit vieler Gewandtheit und Scharfsinn beendigte, ihn seinem Principal bemerkbar machte; der erste Handlungsdiener, der die Börsengeschäfte betrieb, war abwesend; Necker vertrat bei einer wichtigen Operation seine Stelle, und führte sie zu einem so glücklichen Ziele, daß sein Haus 800.000 Liv. Gewinn daraus zog, und er ein Geschenk von 12.000 Liv. erhielt. Dieß erwarb ihm Thelusson's Vertrauen, der ihn zum Gesellschafter seiner Handlung aufnahm. In einem Zeitraume von 12 bis 15 Jahren überstieg sein Vermögen das der ersten Häuser. Vortheilhafte Verträge mit der ostindischen Compagnie, und schlaue Speculationen auf die englischen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dessen Abschließung er frühe durch Favier, Beamter bei dem Ministerium des Aeußern, benachrichtigt wurde, soll ihm den Besitz von 6 Mill. erworben haben. Mit seinem Reichthum stieg auch seine Eitelkeit, und er suchte sich auf einen Verwaltungsposten zu heben; eine Schrift über die indische Compagnie 1769 sollte seine Fähigkeit beweisen. Er vertheidigte diese Gesellschaft, indem er an die wichtigsten Dienste erinnerte, welche sie in verhängnißvollen Epochen dem Staate geleistet hatte. Abbe Morellet und Lacretelle waren seine Gegner; sie buhlten ebenfalls um die Volksgunst, griffen die monopolistischen Privilegien an, drangen auf die Freiheit des Handels und schmeichelten der öffentlichen Meinung, die Alles günstig aufnahm, was mit den Maßregeln der Regierung in Opposition trat; dem ungeachtet erwarb sich Necker zahlreiche Anhänger, und selbst Die, welche seine Ansichten nicht theilten, ließen doch den Talenten des Autors Gerechtigkeit widerfahren. Da

nur ein literarischer Ruf die Aufmerksamkeit auf ihn ziehen konnte, beeiferte er sich durch eine Lobrede auf Colbert, die von der Akademie den Preis erhielt, ihn zu erwerben. Gründlicher und unparteiischer konnte allerdings die Lobrede seyn; denn Alles war nicht zu loben an diesem geschickten Staatsmanne; doch die akademischen Formen erlaubten nicht, mit dem panegyrischen Tone den kritischen zu verbinden. Sein Werk über die Korngesetzgebung machte Aufsehen. Trotz der Incorrectheit und dem Schwulste seines Styles, trotz dem Schwankenden und selbst Leeren seiner Ideen, zog doch der philosophische und sentimentale Anstrich, den er dem Ganzen zu geben wußte, den Beifall der Leser an sich, die bezaubert waren, über die Finanzen in einer populairen Schreibart raisonniren zu hören. Jetzt hob sich Necker's Ruf, welcher durch die Bekanntschaft des Marquis von Pezai, der mit Ludwig XVI. in einem geheimen Briefwechsel stand, und durch den er dem Monarchen ein Memoire, worin er die Hilfsquellen des Staats mächtig übertrieb, vorlegen ließ, erhöht wurde. Dieß brachte ihn dem Ziele seiner Plane näher. Gegen Ende 1776 ward er dem Generalcontroleur Taboureau als Director des Schatzes zugegeben, der nach 8 Monaten ihm seine Stelle einräumen mußte. Maurepas, der ungeachtet seines hohen Alters, seiner anscheinenden Sorglosigkeit und des Epikurismus seiner Lebensweise, die Macht, welche eine lange Gewohnheit ihm süß gemacht hatte, nicht aufgeben konnte, begünstigte seine Erhebung, glaubend, daß er eine gehorsame Creatur in einem Menschen finden würde, der durch seine Geburt die Großen zu Gegnern und durch seine Religion den Klerus zum Feinde haben mußte. Er kannte den Charakter seines Schützlings wenig. In einer sehr kritischen Epoche erhielt Necker die Oberverwaltung der Finanzen. Die Veruntreuungen während der letztern Regierung, sagt ein Schriftsteller, hatten die Staatseinkünfte erschöpft; der amerikan. Krieg verlangte neue und große Opfer, durch Vorschläge zu neuen Steuern würde Necker seine Popularität aufs Spiel gesetzt haben; er trachtete daher durch Anleihen und Reformen den Bedürfnissen abzuhelfen. Als Feinde standen ihm die Anhänger Turgot's gegenüber, die er sich durch seine Grundsätze über den Getreidehandel entfremdet hatte. Alle Neuerungen des Ministers wurden scharf getadelt. Turgot selbst trat auf den Kampfplatz. Man warf dem Necker eine übertriebene Liebe für die Caisse d'escompte vor; man nannte die Aufhebung der Generaleinnehmer eine treulose Maßregel, um den König unter die Vormundschaft der Finanziers zu bringen; jene der Schatzmeister, eine Erneuerung der Chimären des Schottländers Law, dessen Name die Erinnerung an schreckliche Unglücke herbeiführte; die Reform des königl. Hauses sah man als den Angriff eines republikanischen Geistes gegen die Majestät des Thrones an; die Anleihen als den kürzesten Weg, den Staat zu untergraben, die nur trügerische und vorübergehende Quellen eröffnend, den kommenden Geschlechtern ewige Lasten aufbürden, oder den König in die furchtbare Nothwendigkeit versetzen würden, Bankrutt zu machen. Der Plan zu Provinzialversammlungen, die Necker nach Turgot aufs Neue in Vorschlag brachte, beunruhigte die Royalisten und Parlamente, welche Necker bloß auf gerichtliche Functionen beschränken wollte. Ebenso zahlreich als seine Feinde, waren seine Anhänger, vorzüglich unter den Gelehrten, die seine Erhebung als

einen Sieg der Philosophie betrachteten. 1781, getrieben durch die Leidenschaft, sich gelobt zu hören, welche ihn sein ganzes Leben hindurch beherrschte, gab er seinen „Compte rendu“ über seine Verwaltung heraus; 200.000 Exemplare wurden von der Brochure abgesetzt, die man spottweise compte bieu (Märchen) nannte. Bald darauf, von dem Gelingen seiner Plane berauscht und fußend auf die Gunst des Volks, wollte er sich in den königl. Rath drängen. Man machte ihm Schwierigkeiten seiner Religion wegen; aber überzeugt, daß die Furcht, ihn zu verlieren, über dieß Hinderniß den Sieg davon tragen würde, drohte er, seine Stelle niederzulegen. Er ward aber zum Betrogenen seiner Eitelkeit; den 25. Mai 1781 ward seine Entlassung angenommen, und er zog sich nach der Schweiz zurück, kaufte dort die Baronie Copet und gab sein Werk über die Verwaltung der Finanzen heraus; der Charlatinismus und Stolz, von dem es nicht frei war, vollendete die Erbitterung seiner Feinde. Sie bezeichneten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wolle, die Popularität auf Kosten der Dankbarkeit erkaufe, die Grundsäule der Monarchie durch Enthüllung der Verwaltungsgeheimnisse untergrabe, und der, die Stelle eines Tribunes mit der eines königl. Rathes vertauschend, das Volk gegen den König in die Schranken rufe. Calonne's (s. d.) Fehler und Verschwendungen vergrößerten inzwischen Necker's Ruhm. 1787 nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er gegen Calonne, der ihn als Urheber des Deficits angeklagt hatte, und Necker ward exilirt. 1788, als die Gährung gegen Brienne den Hof erschreckte, ward er als Generalcontroleur zurückberufen; doch stark durch den Volksanhang sich fühlend, wollte er die Ministerstelle nur unter der Bedingung wieder übernehmen, nicht mit dem Premierminister arbeiten zu brauchen. Necker hoffte jetzt Alles zu leiten; indem er dem Könige eine Vergrößerung seiner Macht vorspiegelte, schmeichelte er dem Volke mit der Aussicht der Unterdrückung der höhern Stände und Parlamente. Der Vortrag, den er am 27. Dec. 1788 im Rathe über die Organisation der Reichsstände hielt, war der erste Funke, welcher die schon lange angehäuften, brennbaren Stoffe entzündete. Man glaube aber nicht, daß Necker nach einem festen Plane gehandelt habe; er irrte stets von Project zu Project, und was auffallend erscheinen konnte, während ihn eine Art von Instinkt und seine Vorurtheile unaufhörlich auf die Erniedrigung der höhern Stände trieben, leitete ihn auf der andern Seite nicht weniger eine Idee, an der er fest hing; nämlich die Hoffnung, den König ganz beherrschen zu können. Er wollte der Mann aller Welt seyn; die Volksgunst durch demokratische Institutionen sich erwerben, und auch der Monarchie nichts vergeben, in seinen Schriften sogar neigte er sich nicht selten zum Despotismus. 1789 warf man ihm vor, die Korntheurung durch übelgegründete Furcht herbeigeführt zu haben. Man behauptete, daß von 39 Mill., die er zum Kornankauf verwandt habe, 28 durch den Verkauf wieder eingekommen seyen, und er hierüber keine Rechnung abgelegt habe; seine Feinde versicherten sogar, er habe sie zu Zwecken seines Ehrgeizes verwendet; dieser Vorwurf erscheint aber unbegründet. Den 5. Mai bei der Eröffnung der Reichsstände las er eine lange Rede ab, in der er unter den fadesten Lobpreisungen auf Nation und König, einen Plan zu den Arbeiten dieser Versammlung entwarf, die ihn seine Eigenliebe als ein gehorsames Werkzeug in seiner Hand be-

trachten ließ. Den 11. Juli, als der Hof glaubte, ernste Maßregeln gegen die Factionen ergreifen zu müssen, wurde Necker, der sich gegen die vorgeschlagenen Schritte opponirte, entlassen, und sollte in 24 Stunden Frankreich verlassen. Den 16. bezeugte ihm die Nationalversammlung ihren Kummer über seine Entsetzung und machte ihm bekannt, daß sie seine Zurückkunft bewirkt habe. Den 21. wurde sein Dankschreiben in der Versammlung vorgelesen; Necker's Reise von Basel bis Paris glich einem Triumphe. Kaum angekommen, bezeugte er seinen Dank. Den Rest des Jahres beschäftigte er sich damit, alle Augenblicke Memoiren über die Finanzquellen einzureichen; er wollte die Unruhen dämpfen und die Sicherheit der Person und des Eigenthums wiederherstellen; aber seine Vorschläge als Finanzminister gefielen nicht, seine gemäßigten Ansichten machten ihn den Exaltirten verdächtig, und Mirabeau untergrub seinen Credit immer mehr bei der Nation. Im Sept. schrieb er über die königliche Sanction und stimmte für ein suspendirendes Veto. Zur selben Zeit kündigte er bestimmt den Sturz des öffentlichen Credits an und verlangte ein Anleihe von 80 Millionen. Mirabeau trug dazu bei, daß sein Antrag durchging, um ihn durch die auf ihn fallende Verantwortlichkeit politisch zu tödten. Endlich erschien das bekannte rothe Buch im April, und um seine Popularität war es geschehen. Gereizt durch die Bemerkungen, mit denen der Advocat die Bekanntmachung dieses Privatverzeichnisses der königl. Pensionen begleitet hatte, nannte er die Mitglieder des Pensionscomite Neulinge in der Staatsverwaltung. Im Juli sprach er heftig gegen das Decret der Nationalversammlung, wodurch der Adel aufgehoben wurde, und gab selbst Bemerkungen über diesen Gegenstand heraus. Den 17. Aug. überreichte er der Versammlung eine Denkschrift, worin er darauf drang, daß sie ihre Decrete über die Pensionen modificiren möge, indem er bemerkte, daß dem gesetzgebenden Körper nicht die Verfügung über die Gnade zustehen müsse, weil dieß die Regierung schwäche. Bald darauf sah er sich gehaßt, verachtet von der Reichsversammlung, die er zu lenken gedachte, von dem Volke, dessen Abgott er früher war, und vom Hofe, den er an den Abgrund geführt hatte, und beschloß sich zurückzuziehen, nachdem vom Volke die schmeichelhafte Inschrift, „Dem angebetenen Minister", die es ihm selbst früher an seine Wohnung geheftet hatte, abgerissen worden war. Er kehrte nach der Schweiz zurück und hinterließ zur Bürgschaft seiner Verwaltung 2 Mill. Liv. auf dem königl. Schatz, sein Landhaus und seine Wohnung. Die Furien der Revolution, die er, wenngleich absichtslos, mit herauf beschworen hatte, verfolgten ihn bald darauf. 1792 gab er ein Werk über die executive Macht in großen Staaten heraus und forderte die Freunde Ludwigs XVI. auf, ihn vor den Schranken der Reichsversammlung zu vertheidigen. Er lebte fortan ruhig auf seiner Baronie Copet, stets mit seinem Ruhme beschäftigt, und verfertigte eine Menge Schriften, die zum Theil von seiner Tochter, der Frau von Staël, herausgegeben worden sind. 1802 machte er sein Werk gegen das Consulat bekannt, das damals viel Aufsehn erregte. Kränklichkeit halber schlug er den Antrag, sich mit den Angelegenheiten der Schweiz zu befassen, aus. Er starb zu Genf 1804 nach einer kurzen aber schmerzlichen Krankheit. Außer den angeführten Werken schrieb er noch: „Ueber die Wichtigkeit der religiösen Meinungen"; „Ueber Necker's

Verwaltung von ihm selbsten" (1791); „Ueber die franz. Revolution" (1797) „Cours der religiösen Moral" (1800) und mehre Denkschriften.

Necker (Susanne), des Vorigen Gattin, war die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern. Der arme Vater gab ihr eine treffliche, selbst gelehrte Bildung. Frau von Vermeaux nahm das Mädchen nach Paris, um ihren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. In diesem Hause lernte sie Necker kennen. Sie folgte ihrem Gatten in allen Wechseln des Glückes. Als dieser zum Minister der Finanzen erhoben wurde, gebrauchte sie, fern von allem Hochmuthe, seine Macht nur zum Wohlthun. Ihre Lieblingsbeschäftigung war die Verbesserung der innern Verwaltung der Hospitäler, und selbst ein Verpflegungshaus, daß sie außerhalb Paris auf eigene Kosten erbaut hatte, zu leiten. Ihr liebenswürdiger Charakter und ihr lebhafter, sich leicht anschmiegender Geist erwarben ihr viele Freunde unter den Gelehrten. Thomas und Buffon waren in der Reihe: den Ersten nannte sie den Mann dieses Jahrhunderts, den Andern den Mann der Jahrhunderte. Sie starb 1794. Ihre Werke sind 1) „Ueber die voreiligen Beerdigungen" (1790). 2) „Denkschrift über die Errichtung der Verpflegungshäuser". 3) „Beobachtungen über Ehescheidung" (1785). Sie behauptet, den Grundsätzen der protestant. Kirche entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehe. Man findet im Ganzen in dieser Schrift mehr Gefühl als Beweisgründe, und oft eine schwülstige, überladene Schreibart. 4) „Vermischte Auszüge aus dem Manuscripte der Mad. Necker" (8 Bde., 1798), nach ihrem Tode bekannt gemacht. Im Allgemeinen findet man in ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, verständige und gut ausgedrückte Rathschläge, aber auch ebenso bedeutende Mängel.

Neefs (Peter), berühmter Maler, geb. zu Antwerpen 1580, ein Schüler von Steenwyk, zeichnete sich besonders in der Architektur- und Perspectivmalerei aus. Vorzüglich erwarb er sich durch seine gothischen Kirchenperspective großen Ruhm. Teniers, Breughel, van Tulden u. A. zeichneten gewöhnlich die Figuren zu seinen Gemälden. Sein Sohn gleiches Namens zeichnete in gleicher Manier. Beider Todesjahr ist ungewiß.

Neer (Artus van der), berühmter Landschaftsmaler zu Amsterdam, zeichnete sich besonders durch Landschaften aus, wovon ihm Abendgegenden, Winterstuben und Feuersbrünste am besten gelangen. Sein Sohn Eglon, geb. zu Amsterdam 1643, war ein Schüler von Vanloo, glücklicher Nachahmer seines Vaters, lieferte auch noch außerdem Geschichtstücke und Bildnisse. Er arbeitete erst zu Paris, dann zu Orange und endlich am kurpfälz. Hofe zu Düsseldorf, wo er 1703 starb.

Neergaard (Tönnes Christian Bruun, Baron v.), k. dän. Kammerherr, geb. 1776 auf Svenstrupgaard in Seeland. Nach 2jährigen akadem. Studien begab er sich auf gelehrte Reisen, besonders zur Erweiterung der Mineralogie. Er ging zuerst nach Deutschland und machte in Sachsen, Baiern, Schwaben, Oestreich und Böhmen lehrreiche Bekanntschaften. Ueberall kam man seiner Wißbegierde entgegen. 1799 ging er nach Norwegen und 1800 nach Pyrmont, und von da 1801 in die Schweiz, wo Dolomieu und der Maler Raudet ihn begleiteten, dann nach Paris, wo er mehre Schriften herausgab. 1802 reiste er mit einem Zeichner und einem Mineralogen nach Spanien. Er hatte in Catalonien bereits 150 Zeichnungen aufgenommen, als ihn die Nachricht von dem Tode seiner Muter nach Dänemark zurückrief. Nachdem

er hier 6 Monate verweilt hatte, ging er 1803 nach Stockholm und von da nach Petersburg. Später ging er wieder nach Paris, und von da 1806 nach Italien. Bei seiner Rückkehr wählte er abermals Paris zu seinem Aufenthalte, wo er sich noch im Frühjahr 1809 befand. Dann kehrte er in sein Vaterland und zu seinen Besitzungen zurück. Seine 2 merkwürdigsten Schriften: „Journal du dernier voyage du C. Dolomieu dans les Alpes“ (Paris 1801; dän. von P. H. Mönster, Kopenhagen 1802), und seine „Voyage historique et pittoresque du nord d'Italie“ (1—6. Lieferung, Paris 1812—15, Fol.) kosteten ihm sein Vermögen. Er starb zu Paris Ende 1824.

Neerwinden, Dorf in der Provinz Südbrabant (Königreich Belgien), hat 300 Einw. Hier 2 Schlachten. In der ersten (auch die Schlacht bei Landen genannt), den 29. Juli 1694, schlug der Marschall von Luxemburg die Verbündeten unter König Wilhelm von England und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern; in der zweiten, am 16. März 1793, wollten die bei Aldenhoven geschlagenen Franzosen unter Dumouriez, 46.000 Mann stark, die eroberten Niederlande gegen 43.000 Oestreicher und Preußen unter dem Prinzen Josias von Koburg vertheidigen. Die Franzosen standen a cheval auf der Chaussee von Lüttich nach Brüssel aufgestellt. Dumouriez wollte mit dem rechten die Oestreicher überflügeln, verweigerte aber den linken nicht genug. Während daher jener die Oestreicher schlug, überwand der Prinz Friedrich von Braunschweig den franz. linken, nahm eine schiefe Stellung gegen sie, die Unordnung verbreitete sich nun nach dem Centrum und dem rechten Flügel, und endlich mußten sich die Franzosen mit einem Verlust von 4000 Todten und Verwundeten und 29 Kanonen zurückziehen. Verlust der Deutschen: 2750 Mann. Folgen: die Wiedereroberung der Niederlande durch die Verbündeten und Dumouriez's Verrath.

Negativ heißt überhaupt so viel als verneinend, daher auch eine negative, d. i. verneinende Antwort oder Meinung. In einem höhern und philosophischen Sprachgebrauche bedeutet negativ Dasjenige, was, ohne selbst irgend etwas zu bestimmen, bloß etwas anderes Bestimmtes (oder Positives) ausschließt. So sind z. B. Mensch, schwarz, klug, etwas Bestimmtes, es sind positive Begriffe; die negativen Begriffe davon sind Nicht-Mensch, nicht-schwarz, nicht-klug. Indem man einen dieser negativen Begriffe setzt, gibt man schlechterdings nichts Bestimmtes; ein Nicht-Mensch kann ein Tisch, ein Buch, ein Haus u. s. w. seyn; man schließt bloß den positiven Begriff Mensch aus, und es ergibt sich hieraus, daß eine solche negative Vorstellung etwas entgegenstehendes Positives (oder Bestimmtes) voraussetzt und ohne dasselbe nicht gedacht werden kann. Negative Urtheile sind in der Logik solche, in denen ausgesagt wird, daß die Materie (der Stoff) des Urtheils, d. i. die Vorstellungen, deren Verhältniß durch das Urtheil ausgesprochen wird, sich nicht im Bewußtseyn vereinigen lasse; nach Andern solche, deren Prädicat ein negativer Begriff ist. Negative und positive Größen in der Mathematik sind solche, welche einander insofern entgegengesetzt sind, als sie auf die einander entgegengesetzten Seiten des Indifferenzpunktes fallen. S. Positiv.

Neger, eine Menschenraze auf der Nordwestküste und im Innern von Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes Wollhaar, platten Hirnschädel, vorgestreckte Kiefern, dicke aufgewor-

sene Lippen und schwarze Farbe auszeichnet. Man darf mit ihnen nicht die Mauren oder Mohren der Nordküste von Afrika verwechseln, die keine Neger sind. In Afrika hebt die Negerbildung westlich von der Gegend vom Senegal und des Gambia an, ist südwärts in Ober- und Niederguinea am stärksten ausgedrückt und geht dann durch die Kaffern und Hottentotten in andere (malaiische) Bildung über; auf der östlichen Küste hebt sie erst von der Südgrenze von Habesch an und geht durch Zanguebar bis Mosambik und Monomotapa, ist überhaupt weniger rein; wie es sich damit im Innern von Afrika verhalte, ist noch unbekannt. Das heiße Klima aller dieser Gegenden mag wohl die Hautfarbung begünstigen; jedoch alleinige Ursache der Schwärze der Neger ist sie nicht. Unter gleichem Klima der heißen Zone kommen sehr verschieden gefärbte Menschen vor; weiße Menschen werden in Afrika selbst nur dunkler, sie aber, auch in folgenden Generationen, negerschwarz, wenn sie sich nur nicht mit Eingebornen begatten. Negerkinder werden gelblich weiß geboren und sind nur an einigen Körpertheilen, wie um die Augen und um die Brustwarzen herum, auch an den Rändern der Nägel, schwarz gefärbt, werden aber sehr bald (schon zwischen dem 3. und 6. Tag) schwarz, ehe noch das Klima einwirkt; auch behalten Negerfamilien in andern und gemäßigtern Erdstrichen ihre Schwärze mehre Generationen hindurch und geben, mit Weißen vermischt, Nuancen von dunkler und heller Hautfarbe, in dem Maße, als die Vermischung mit Weißen durch mehre Generationen hindurch sich wiederholt. — Der Sitz der schwarzen Farbe des Negers ist das Schleimnetz und die äußere Fläche der Lederhaut, daher die Schwärze wegfällt, wenn das Schleimnetz zerstört ist, wie bei den Narben und bei manchen Arten des Aussatzes; auch wird in Krankheitszuständen allerlei Art, auch in hohem Alter, die bei kräftigen und gesunden Negern glänzende Schwärze matt, bräunlich oder ins Graue fallend; auch sind die mit dickerer Oberhaut überkleideten Körperstellen, namentlich die innern Hautflächen und Fußsohlen, weniger schwarz; an den Wangen junger Negerinnen schimmert zuweilen etwas Röthe durch. Aber nicht die Schwärze allein macht die Negerhaut zu einer eigenthümlichen, sondern diese zeichnet sich auch durch sammetartige Weichheit, Fettigkeit beim Anfühlen und reichliche Absonderung eines knoblauchartig riechenden Schweißes aus, der mit der Kräftigkeit der übrigen Negerbildung in Uebereinstimmung steht, daher auch bei den verschiedenen Negernationen abweichend ist; der Geruch dieses Schweißes theilt sich selbst den Fußstapfen des Negers auf einige Zeit mit. Ueberhaupt darf man nicht übersehen, daß die Hautschwärze wohl der am meisten in die Augen fallende Charakter der Neger ist, aber kaum als Hauptcharakter angesehen werden kann. Als Albinos ist der Neger ganz weiß, bleibt aber deßwegen noch derselben Menschenraçe angehörig. Das eigentlich Unterscheidende geht nämlich von der allgemeinen Körperbildung, insbesondere aber von der Kopfbildung aus, und da der Knochenbau die Grundlage der ganzen Körperform ist, so ist es auch der Negerschädel vornehmlich, der eine von den Schädeln anderer Menschenraçen auffallend abweichende Bildung hat. In ihm ist nämlich wegen vorwaltender Ausbildung des Gesichtstheils vor der des Hirnschädeltheils, wegen Verlängerung beider Kiefer vorwärts und bei dem kleinern Gesichtswinkel (von nur etwa 70°, wogegen er beim Europäer 80° bis 90° beträgt) eine Annäherung an die Affenbildung nicht zu verkennen. Die

Hirn ist weniger vorwärts gewölbt, auch der Hinterkopf platter; von einer Seite zur andern erscheint der ganze Schädel wie zusammengedrückt; das Gehirn findet in ihm verhältnißmäßig weniger Geräumigkeit. Aeußerlich stehen die Jochbogen weiter vom übrigen Schädel ab; die Backenknochen springen bedeutend vor, sind stark und breit, fast viereckig; die Augenhöhlen sind geräumiger, und ihr äußerer Umfang ist weiter; die Nasenlöcher machen gegen einander einen sehr stumpfen Winkel, die birnförmige Oeffnung der knöchernen Nasenhöhle ist sehr groß und diese Höhle selbst sehr entwickelt; auch die äußere Oeffnung des Gehörorgans ist groß, das Gaumengewölbe sehr ausgedehnt, länger und rauher. Der Fortsatz des Oberkiefers ist größer und breiter und der aufsteigende Ast des Unterkiefers sehr breit; sein (stumpfer) Winkel nähert sich mehr einem rechten; der Körper des Unterkiefers ist höher, dicker, unebener; das Kinn ist nicht ausgebildet, sondern wie zurückgedrängt; die Zähne beider Kiefer stoßen unter einem spitzigeren Winkel zusammen, sind stark, breit und dick und stehen in dichtern Reihen beisammen. Die knöcherne Brusthöhle ist geräumiger und gewölbter, das Becken etwas enger; die Hüften sind tief ausgeschleift; Hände und Füße sind flächer und länger, der Unterschenkel oft etwas gebogen und die Knie scheinen etwas weiter von einander zu stehen. Zum Theil auf diese Abweichungen des Knochenbaus gegründet, zeigt auch der äußere Körper des Negers, seiner Form nach, auffallende Verschiedenheiten. Der Uebergang des Hinterkopfs in den Nacken ist flacher, nicht so ausgehöhlt wie bei den Weißen; das Haupthaar ist pechschwarz, fein, gekräuselt, wollartig, härter und elastischer (die Haarwurzeln sind durchgängig weiß); die Grenze des Haarwuchses des Kopfes ist scharf, und das Haupthaar erscheint als eine aufgesetzte Perücke; die Augenbraunen scheinen etwas schwächer zu seyn; die Augenspalte ist kleiner als beim Europäer, der Augapfel dagegen größer und rings um die Hornhaut herum, etwa ½ Linie breit, schwärzlich gefärbt; das Weiße im Auge ist weniger glänzend, sondern gelblichbräunlich; die Falte im innern Augenwinkel (das Analogon der Blinzhaut) ist stärker. Die Augenwimpern sind an beiden Augenlidern gekrümmter, häufiger, dicker und ebenfalls pechschwarz. Die Farbe der Iris ist meist ungemischt dunkelbraun; die Nase ist aufgestülpt stumpf, mehr breit als lang, klein, ragt, mehr auf der Oberlippe aufliegend, über diese nicht hervor; die äußern Nasenlöcher sind weit; die Lippen sind lang, groß, aufgeworfen, wulstig, dick, bläulich schwärzlich, oder auch schmuzig rosenfarben, zuweilen aber auch schwarz, daß ihre Färbung kaum von der Gesichtsfarbe zu unterscheiden ist; die Ohren sind rundlich und stehn mehr vom Kopfe ab; die Schläfe und Kaumuskeln sind sehr stark ausgeprägt, die übrigen Gesichtsmuskeln dagegen weniger entwickelt. Am übrigen Körper sind die Unterschiede unerheblicher; der Nabel ragt mehr rund hervor, und die untern Gliedmaßen sind meist weniger gut gebildet. Alle Negervölker zeichnen sich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus, obgleich auch häufig Abortus unter den Negerinnen, theils durch Unachtsamkeit auf ihren Zustand veranlaßt, theils absichtlich bewirkt werden. Die Pubertät tritt zeitig ein, daher auch zeitige Verheirathungen. Die mehrsten Negerstämme leben in Polygamie. Die Geburten erfolgen meist sehr leicht, wozu theils der kleinere Kopf des Negerkindes, theils die Schlaffheit der mütterlichen Constitution viel beiträgt. Die Brüste der Negerinnen sind lang, hän-

gend und geben reichliche Milch. Ausgezeichnet ist ihre mütterliche Liebe. Merkwürdig ist, daß Neger bei kleinerem Gehirn zugleich dickere Nerven haben, als Weiße (also auch hierin eine Annäherung zur Thiernatur), dabei aber alle Sinnesorgane, besonders aber das Gehörorgan, stark entwickelt sind. Gleichwohl hat der Neger nicht etwa eine Mittelstellung zwischen Menschen und Affen, wie man dieß wohl zur Beschönigung des Sklavenhandels der neuern Zeit hat geltend machen wollen, sondern bleibt auch vom menschenähnlichsten Affen noch um vieles weiter gestellt, als vom Malaien oder Mongolen. Gleichwohl deutet seine ganze Organisation darauf hin, daß diese Menschenrace mehr für Sinnlichkeit und Gefühl, als für höhere Intelligenz bestimmt sey, und daß man daher wohl die Neger als große Kinder, und zwar, sich selbst überlassen, als verwilderte große Kinder betrachten kann. Einerseits sinnlichen Genüssen, andererseits trägem Nichtsthun sich hingebend, leben die Negervölker Afrikas schon Jahrtausende lang in den üppigen und weiten Flächen dieses Welttheils, während ihre Nachbarn am Nil im Bilden und Denken die frühesten Lehrer der Welt wurden, und an der Nordküste von Afrika durch Handel und Krieg mächtige Reiche entstanden, sind die Negervölker nie in der Weltgeschichte mit einiger Wichtigkeit aufgetreten. Sie leben in der Regel sehr mäßig, meist von Vegetabilien (Reiß, Hirse, Manihot, Bataten u. s. w.), weniger von Fleisch, einige jedoch (Küstenbewohner) von Fischen. Einige halten Viehheerden (Rinder, Schafe, Ziegen). Ihr Getränk ist Wasser, bei feierlichen Gelegenheiten Palmenwein oder eine Art Bier aus Hirse bereitet. Ihr Ackerbau verdient kaum diesen Namen; er erfordert höchstens einen Monat Zeit. Ihre Regierungsform überschritt nie den Kreis des Familienlebens, und ein eigentlicher Staat wurde nirgends durch sie gebildet. Die Könige der kleinen Reiche sind Despoten, die durch Gewalt und Ansehen herrschen, ihre Unterthanen nach Belieben tödten, auf das Grausamste mißhandeln und verkaufen, aber nie mit ihnen ein Ganzes bilden. Die Negersprachen sind fast ohne Construction, nur für das Bedürfniß des Augenblicks tauglich, zum Ausdruck abstracter Begriffe aber ganz ungeeignet. Noch bis jetzt sind die Negervölker nicht zu irgend einer Art von schriftlicher Mittheilung, nicht einmal zur rohsten Symbolik gelangt. Auch ihre positive Religion blieb bei ihnen auf ihrer tiefsten Stufe; nichts als Fetische in den häßlichsten Formen der Thierwelt, kaum noch roh geschnitzte Götzen, sind der Gegenstand der Anbetung. Doch haben mehre Negervölker sich zum Mohammedismus gewendet, und deren Anzahl wächst jährlich, da man für dieses Glaubensbekenntniß nichts als Hersagen einiger Gebete verlangt. Dadurch wird zwar einige Cultur erlangt, indem man bemüht ist, Schulen anzulegen, wo der Koran Eingang fand; indessen gilt Zauberei auch bei diesen noch viel, und sie verwahren sich gegen dieselbe durch Amulete und Denksprüche. Wallfahrten werden von den mohammedanischen Negern nach Mekka unternommen; als Stammvater erkennen sie Noah an, der drei verschiedenfarbige Söhne gehabt haben und von denen der schwarze der trägste gewesen seyn soll. Die Musik, die sie übrigens gleichfalls leidenschaftlich lieben, ist gleichwohl bei ihnen nichts als ein disharmonisches Wesen aus lärmenden Instrumenten, Trommeln, Blechen u. s. w. bewirkt. Ueberhaupt gewahrt man nirgends beim Neger ein Streben nach den höhern Gütern der Menschheit. Nur einige Kunstfertigkeiten (Weberei von einigen

zur nothdürftigsten Bedeckung nöthigen Zeuchen) liegen in den Händen der Weiber; in den reichern Ländern sind diese Webereien von ausnehmender Zartheit und Feine. Ihre Unterhaltungen bestehen in Gesprächen, die sie bei Zusammenkünften führen, und deren Inhalt Tagesgeschichten sind, Tabackrauchen, Spiel (unter andern eins, das etwas Aehnlichkeit mit Schach hat), Tanz, der bis in die halbe Nacht dauert. Solche Zusammenkünfte heißen Palawers. Daß jedoch den Negern auch höhere Bildungsfähigkeit nicht abgeht, erhellt daraus, daß, unter verständiger Leitung, aus manchem in günstige Lebensverhältnisse versetzten Neger ein sehr brauchbarer Colonist, ein verständiger Kaufmann, wohl selbst Schriftsteller und Dichter, ja, wie unter den nach Westindien verpflanzten Negern, Heerführer und höchster Staatsbeamter geworden ist.

Negropont, ein Name, welchen die Venetianer aus Egripo, welches von Euripo herkommt, gemacht haben, ist das alte Euböa; ehemals Sandschakschaft in der Provinz Rumeli; die größte Insel des Archipels (76 QM., mit 60.000 Einw., darunter über 45.000 Griechen). Ihre Entfernung vom festen Lande ist bei der Hauptstadt Negropont (ehemals Chalcis) so gering, daß von dieser Stadt bis zu einem Thurm in der Meerenge (Namens Euripus) eine Zugbrücke führt, welche aufgezogen wird, um die Schiffe durchzulassen; den Thurm verbindet eine steinerne Brücke von 5 Bogen mit der Küste von Livadien. In dem Hafen der Hauptstadt, die 16.000 Einw. zählt, lag sonst die türk. Galeerenflotte. Euböa wird nach seiner ganzen Länge von einer Bergkette durchschnitten, die eine Fortsetzung des thessalischen Gebirges ist. Auf der südl. Spitze, Athen gegenüber, liegt die wichtige Festung Karysto. Sie beherrscht durch ihre Lage, am Eingange der Straße, nicht allein die ganze Insel, sondern auch das attische Gebiet, daher die Griechen seit 1822 mehrmals sie mit Sturm zu nehmen versucht haben. Ehedem war Euböa durch ihren grauen Marmor und durch eine Pflanze berühmt, deren Fäden ein unverbrennliches Gewebe gaben; noch jetzt erzeugt sie Baumwolle, Wein, Getreide u. s. w. 1821 erhob die Insel den Banner der Unabhängigkeit, auf den Zuruf der schönen Modena Maurogenia. Diese Jungfrau stammte aus einer fürstlichen Familie, die ehemals Lehnsgüter in Euböa besessen haben soll. Als ihr letzter Ahnherr die Stadt Karysto verloren hatte, trat er in die Dienste der Pforte. Seine Nachkommen wurden Drogmans. Den letzten, Stephan, ließ der Sultan erwürgen; seine Tochter flüchtete sich auf die kleine Insel Mykone, wo sie für die Sache Griechenlands 2 Schiffe ausrüstete, deren Führer den Völkern am Euripus (Meerenge zwischen Böotien und Euböa) die Waffen der Freiheit brachten. Maurogenia versprach ihre Hand als Preis einem freien Hellenen, dem Besieger der Türken. 72 Dörfer in Negroponte traten unter die Waffen. Die Türken zogen sich in die festen Städte Negropont und Karysto zurück, welche seitdem von den Griechen eng eingeschlossen, von der türk. Flotte und von christl. Schiffen aber mit Lebensmitteln versorgt, auch einige Male durch den Einfall türk. Heere in Livadien entsetzt worden sind. In einem Sturme auf Karysto (März 1822) gab sich der heldenmüthige Elias Jarranis, Sohn des Mauro Michalis, freiwillig den Tod, um nicht von den Türken gefangen zu werden. S. Pouqueville's „Hist. de la régénération de la Grèce" (3 Bde., S. 285.). Sie gehört jetzt zum griech. Staat.

Nehemia, ein angesehener Mann unter den Hebräern, wurde wäh-

rend der Gefangenschaft geboren, lebte um 445 v. Chr. am Hofe des Königs Artaxerxes Longimanus, der ihn als Mundschenk anstellte und um seinetwillen den Juden Wohlthaten erzeigte. Auf seine Bitte wurde er als Statthalter nach Jerusalem geschickt, um Mauern und Thore dieser zerstörten Stadt wieder aufzubauen. Ohnerachtet der großen Schwierigkeiten, die von allen Seiten, vorzüglich von Moabitern und Amonitern gemacht wurden, kam er doch damit in 52 Tagen zu Stande. Er versah hierauf die Stadt mit Einwohnern, traf noch andere nützliche Einrichtungen und lieferte eine Fortsetzung der im Buche Esra angefangenen Geschichte der Juden nach dem babylonischen Exil, welches Buch immer zum jüdischen Kanon ist gerechnet worden. Er starb ungefähr um 430 v. Chr.

Neid nimmt in der Reihe der gehässigen Gefühle eine mittlere Stellung ein und unterscheidet sich von Mißgunst, bei welcher bloß die Vorstellung lebhaft ist, daß Jemand eines Guts, das er besitzt, nicht werth sey, und daß wir solches weder ihm ertheilen, noch ihn im Besitz davon lassen würden, wenn es von uns abhinge, bloß dem Grade nach, indem beim Neide zugleich auch das Verlangen rege wird, daß uns dasselbe Gut zu Theil geworden seyn möchte. Schelsucht ist Neid in Beziehung auf seinen äußern Ausdruck, besonders im Auge. Ein milderer Grad der Mißgunst ist Abgunst, eine Abneigung, die man bloß um deßwillen gegen eine Person faßt, weil man sie im Besitz von Vortheilen sieht, deren man sie nicht für würdig erachtet, selbst ohne derselben Vortheile, ja noch höherer, zu entrathen. Gesteigert aber entflammt der Neid den höhern Affect des Hasses, der zu wirklichen feindseligen Handlungen gegen den Beneideten verleitet, auch ohne daß dadurch eigner Gewinn für den mit Neid Erfüllten erzweckt wird. In diesem höchsten (teuflischen) Grade des Neides vernichtet der Neidische Das, was der Andere besitzt, lieber auf tückische Weise, als daß er den Gedanken ertragen sollte, daß jener sich des Besitzes desselben erfreut. Der Neid ist als ein Auswuchs der Selbstliebe zu betrachten, die durch Menschenliebe nicht gemäßt ist; durch Selbstliebe bestimmt, strebt der Mensch sein ganzes Leben hindurch nach Gütern und Vortheilen, deren Entbehrung ihm dadurch, daß er wahrnimmt, wie Andern sie meist ohne Mühe zu Theil geworden sind, um so fühlbarer wird. Daher bemerkt man auch die Ausbrüche neidischer Gefühle zunächst unter im Leben sich Gleichgestellten. Kein Bauer wird einen Monarchen um den Erwerb einer neuen Provinz beneiden, wohl aber seinen Nachbar um den neu erworbenen Acker, oder um das bessere Gedeihen seiner Früchte und überhaupt seinen höhern Wohlstand; daher das sich in täglicher Erfahrung in allen Modificationen sich bewährende Sprichwort: „figulus figulum odit“. Schon bei Kindern ist Neid eine der ersten Unarten, denen man in der Erziehung entgegen zu wirken hat; ja auch bei Hausthieren lassen sich Spuren von Neid unterscheiden. In seinen höhern Graden bringt Neid nicht nur eine große Störung in das Gemüthsleben, sondern wirkt auch, wie alle niederdrückende Affecte, hemmend auf das Körperleben ein und drückt sich auch so im Aeußern aus.

Neigung. In eines jeden Menschen Natur ist etwas Originales, welches dient, ihn von Andern zu unterscheiden; welches wirkt, einen Charakter zu bilden, und ihn sanft oder feurig, aufrichtig oder falsch, entschlossen oder furchtsam, munter oder mürrisch zu machen. Dieser

ursprüngliche Hang, den wir Neigung nennen, muß von den natürlichen Trieben unterschieden werden; die letztern, die ein Gesetz der Natur sind, machen einen Theil der gemeinschaftlichen Natur des Menschen aus; aber jene macht nur die Natur dieses oder jenes aus. Hang ist der Name, der beiden zukömmt; denn er bedeutet sowohl einen natürlichen Trieb, als eine Neigung. Die Zuneigung, durch welche man einen bestimmten Hang der Seele gegen ein besonderes Wesen oder Ding andeutet, hält einen mittlern Platz zwischen Neigung von einer Seite und Leidenschaft von der andern. Sie läßt sich von Neigung überhaupt deutlich unterscheiden; diese letztere, die ursprünglich ein Theil unser Natur ist, muß eher da seyn, als sich eine Gelegenheit finden kann, sie auf irgend einen besondern Gegenstand zu äußern; da hingegen die Zuneigung niemals ursprünglich seyn kann, weil sie eine besondere Beziehung auf einen Gegenstand hat und nicht eher existiren kann, als bis der Gegenstand wenigstens einmal erschienen ist. Nicht weniger deutlich ist sie auch von der Leidenschaft zu unterscheiden, die von der Gegenwart ihres Gegenstandes, wenigstens von seiner idealen, wo nicht von seiner wirklichen Gegenwart abhängt, und daher mit derselben verschwindet; da hingegen eine Zuneigung, die sich einmal auf eine Person geheftet hat, eine dauerhafte Verbindung ist, und, gleich andern Verbindungen, noch besteht, wenn wir auch nicht an die Person denken. Ein bekanntes Beispiel wird dieses in sein volles Licht setzen. Es kann in der Seele eines Menschen eine Neigung zur Dankbarkeit seyn, die aus Mangel eines Gegenstandes sich niemals äußert und daher diesem Menschen unbekannt bleibt. Ein andrer, der dieselbe Neigung hat, erhält eine Wohlthat, die seine Dankbarkeit erregt, und zwischen ihm und seinen Wohlthäter eine genaue Verbindung bewirket, die man Zuneigung nennt; und diese Verbindung hat, gleich andern Verbindungen, ein fortwährendes Daseyn, ob es uns gleich nicht immer vor Augen ist. Die Zuneigung liegt die meiste Zeit in einer Art von Schlaf, aus dem sie nicht erwacht, als bis ihr eine Gelegenheit erscheint, sich zu äußern; alsdann wird sie zu der Leidenschaft der Dankbarkeit, und die Gelegenheit wird begierig ergriffen, um die Dankbarkeit auf die vollkommenste Weise zu bezeigen. Abneigung ist, wie uns dünkt, der Zuneigung entgegengesetzt, und nicht dem Verlangen, wie man gemeiniglich glaubt. Wir haben eine Zuneigung zu einer Person; wir haben eine Abneigung für eine andere; jene bewegt uns, ihrem Gegenstande Gutes zu thun, diese, dem ihrigen Uebels zu thun.

Neigung (mathem.), s. Inclination.

Neipperg 1) (Wilhelm Reinhard, Graf von), geb. 1685, trat 1702 in kaiserliche Dienste und ward 1717 Oberst über ein Infanterieregiment; zeichnete sich bei Temeswar und Belgrad aus, ward 1723 Generalmajor und erhielt die Erziehung des Herzogs Franz Stephan von Lothringen (nachmals Kaiser Franz I.) übertragen, dessen Neigung und Vertrauen er sich erwarb. 1730 ward er Commandant von Luxemburg, ward zwischen 1730—34 in den Grafenstand erhoben und zog 1733 als Feldmarschalllieutenant nach Italien, entsetzte hier Mirandola und ward 1735 Feldzeugmeister. 1737 ward er Gouverneur von Temeswar, focht gegen die Türken, zeichnete sich bei Kornea aus und rettete durch die Ankunft mit seinem Corps bei Grocska das Heer. Mit Wallis in das Lager des Großwesirs von Belgrad gesendet, schloß er

im August 1739 den Frieden von Belgrad, welcher aber seinem Hofe nicht gefiel und weßhalb er verhaftet wurde und bis 1741 in Untersuchung blieb. Man gab ihm und Wallis Schuld, zu eilig verfahren zu seyn und ihre Vollmacht überschritten zu haben. In der That hatte er die Abtretung von Belgrad, der östreich. Walachei, Orsowa's und eines Theiles von Bosnien versprochen, was bei den Nachtheilen, die die Pforte durch die Russen erlitten hatte, ganz unnöthig war. 1741 erhielt er den Oberbefehl in Schlesien gegen Friedrich II., ward aber bei Mollwitz geschlagen und verwundet und zog sich nach Mähren zurück. 1742 ward er nach Wien zurückberufen, wo er den Conferenzen beiwohnte. 1743 machte er die Schlacht bei Dettingen mit, ging aber später wieder nach Wien, 1753 ward er commandirender General in Oestreich, begleitete 1754 Franz I. ins Lager vor Kollin, ward 1755 Hofkriegsrathspräsident, 1768 auf Fürsprache des Kaisers ins schwäb. Grafencollegium aufgenommen und starb 1774 zu Wien. 2) (Albrecht Adam, Graf von), geb. 1775, trat in östreich. Dienste und zeichnete sich besonders im Revolutionskriege bei der Campagne 1796—97 in Italien gegen Napoleon a. 3. Er war dann Gesandter in Schweden und vermählte sich dort mit einer Dame, die 1815 starb. In Schweden hatte er 1812 viel zum Vertrage von Oerebro beigetragen, durch den Schweden und der Kronprinz Karl Johann für die Sache der Alliirten gewonnen wurden. 1813 nach Aufhebung des Waffenstillstandes befehligte er eine leichte Cavalleriebrigade bei dem östreich. Hauptherr als Generalmajor. Er unterhandelte 1813 und 14 mit dem König Murat von Neapel, wodurch sich dieser den 11. Jan. 1814 den Alliirten anschloß. Doch mißglückten ihm die Unterhandlungen mit Eugen, um ihn von Napoleon abspenstig zu machen. Er war 1814 bei dem Feldzuge in Südfrankreich und empfing Maria Louise zu Aix in Savoyen. Hier gewann er durch das einschmeichelnde Wesen, das ihm eigen war, das Vertrauen Maria Louisens. Später begleitete er sie durch die Schweiz nach Wien und zeigte sich überall dem Interesse Maria Louisens so ergeben, daß sie ihm ganz vertraute, und ihm war hauptsächlich die Art zuzuschreiben, durch die Maria Louise sich 1815 von Napoleons Projecten lossagte. 1815 befehligte er als Feldmarschalllieutenant ein Armeecorps (die Avantgarde) des Heers gegen Murat. Nachdem die Oestreicher Neapel besetzt hatten, wurde er zum Gouverneur daselbst ernannt, von diesem Posten jedoch bald wieder abgerufen, um das Commando in den durch die Oestreicher besetzten Departements des Gard, der Ardèche und Herault zu übernehmen. Seiner Thätigkeit gelangt es hier, die damals in Nismes herrschenden Excesse gegen die Protestanten zu stillen, und ihm gebührt der Ruhm, die durch eine fanatische Partei schwer bedrohten Protestanten jener Gegend vor weitern Verfolgungen gesichert zu haben. Neipperg kehrte dann zu Maria Louise zurück. Er war ihr Oberhofmeister, erster Minister und General. Er starb als k. k. Kämmerer, wirklicher Geheimrath und Feldmarschalllieutenant, Ehrencavalier bei der Erzherzogin Maria Louise, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Militairwesens, sowie Obercommandeur der Truppen in Parma, am 22. Febr. 1830.

Neisse, Kreis im Reg.-Bez. Oppeln, preuß. Provinz Schlesien, ein fruchtbarer Landstrich von 13 QM. mit 69.000 meist kath. Einw. und der gleichnamigen Hauptstadt, eine der bedeutendsten Festungen des

Staats an beiden Ufern der Neiſſe zwiſchen Sümpfen und Moräſten, eine alte Stadt, die Jahrh. hindurch ein Beſitzthum des Fürſt-Biſchofs von Breslau war und durch Krieg und Peſt ſehr viel gelitten hat, beſonders durch die Belagerungen im erſten ſchleſiſchen, im ſiebenjährigen und im Kriege 1807. Sie hat 7 kathol. und 2 evang. Kirchen, kathol. Gymnaſium mit einer anſehnlichen Bibliothek, evangel. und kathol. höhere Bürgerſchule, 9900 Einw., Sitz der Kreisbehörde, eines Superintendenten, mehrer andrer Behörden; große Gewehrfabrik, Tuch-, Leinwand- und Bandfabrikation ꝛc., anſehnlicher Garn- und Getreidehandel. In der Nähe das Heinrichsbad.

Neith, Neitha, eine der berühmteſten ägyptiſchen Gottheiten, welche die alles gräciſirenden Griechen für einerlei mit ihrer Minerva hielten, und die auch noch mehre neuere Mythologen für die Göttin der Weisheit erklären. Nach Plutarch wurde ſie mit der Iſis für einerlei gehalten; doch ſcheint dieſe Vermiſchung zu Herodot's Zeiten noch nicht ſtatt gefunden zu haben, weil dieſer nirgends die Athene der Aegypter für gleichbedeutend mit ihrer Demeter (Iſis) erklärt. Der Hauptſitz ihrer Verehrung war in Sais, wo ſie einen prächtigen Tempel hatte, welcher an ihrem Feſte jährlich erleuchtet ward und woran die bekannte Inſchrift ſtand: „Ich bin Alles, was war, iſt und ſeyn wird, und mein Schleier hat kein Sterblichen aufgedeckt. Die Sonne war mein Kind".

Nekrolog, Nekrologie, a. d. Griech., nennt man die Nachrichten von dem Leben verſt. Perſonen, welche als Gelehrten oder wegen ihrer Stellung in der Staatsgeſellſchaft merkwürdig waren. In Deutſchland iſt der von Schlichtegroll herausgeg. „Nekrolog" von 1798—1809 beſonders geſchätzt worden (22 Bde. u. 1 Suppl.). Seit 1823 erſcheint bei Voigt in Ilmenau ein „Neuer Nekrolog der Deutſchen". Der 9. Jahrg. in 2 Thln. enthält die im J. 1832 verſt. Deutſchen. — In den Klöſtern ꝛc. nennt man Nekrolog das Verzeichniß der Aebte, Vorſteher und Derjenigen, die ſich durch Wohlthaten und Vermächtniſſe beſonders um die Stiftung verdient gemacht haben.

Nekromantie (a. d. Griech.) bezeichnete unter den Alten das Befragen der Todten um Aufſchlüſſe über die Zukunft. Dieſe Sitte, aus dem Orient herſtammend, verliert ſich ins graueſte Alterthum. Nach Einigen kam ſie aus Aegypten oder Perſien nach Griechenland, welchen aber Andere widerſprechen und behaupten, daß ſie im letzten Lande ſelbſt ihren Urſprung habe. Beides möchte ſchwer zu beweiſen ſeyn. Man findet die Nekromantie am früheſten bei Homer, wo Odyſſeus den Schatten des Tireſias aus der Unterwelt hervorruft. Die hier beſchriebene Verrichtung enthält durchaus nichts Zauberiſches, ſie beſteht im Grunde bloß in einem mit außerordentlichen Ceremonien vollzogenen Opfer. Allmälig aber nahm man zu beſondern geheimen Ceremonien und Gebräuchen ſeine Zuflucht, und es gab an vielen Orten Griechenlands Todtenorakel, ſogar in den früheſten Zeiten, wie aus der Sage von Orpheus hervorgeht, der ſich beim Orakel in Epirus am Fluß Avernus nach ſeiner Gemahlin Euridike erkundigte. Indeſſen iſt es nicht mit Gewißheit zu behaupten, daß der von den vielen alten griech. Heroen vorkommende dichteriſche Ausdruck „Sie ſtiegen in die Unterwelt hinab" bedeutet ha-

be, als befragten sie ein Todtenorakel. Zur Zeit des pers. Krieges befand sich zu Heraklea in Thrakien ebenfalls ein berühmtes Todtenorakel. Bisher wurde die Nekromantie immer nur in Tempeln durch gewisse Priester oder von den Göttern begeisterte Personen ausgeübt; in Thessalien, welches Land überhaupt der Zauberei wegen sehr berüchtigt war, beschäftigten sich aber eigene Personen damit, welche Heerführer der Schatten genannt wurden. Zu den Zeiten des Nero bedienten sich die thessal. Zauberinnen mancherlei abscheulichen und empörenden Mittel zur Nekromantie und andern magischen Künsten. Sie vergruben Menschen lebendig in die Erde, rissen halbverbrannte Leichname von den Scheiterhaufen, oder die begrabenen aus der Erde heraus, um ihnen die Augen auszureißen und die Nägel abzuschneiden. Von den Kreuzen schabten sie das Blut der daran Hingerichteten ab, erwürgten Jeden, dessen sie habhaft werden konnten, und schnitten die unzeitige Frucht aus dem Mutterleibe. Sie glaubten nämlich, daß in menschlichen Gliedern und allen den Dingen, die sie aus den Gräbern oder von den Galgen nehmen könnten, eine große Kraft verborgen liege, um die unterirdischen Götter zu ihrem Willen zu bewegen, welche an solchen Dingen viel Gefallen fänden. Erst zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man sich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeschiedenen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nektar, ein durch Wohlgeruch und Geschmack vorzüglich vollkommenes und daher der Götter allein würdiges Getränk, welches im Olymp gespendet wurde und Unsterblichkeit verlieh. 2) Jeder vorzügliche Honig und süße Weine. 3) Ein aus Honig, Wein und wohlriechenden Kräutern gemachter Trank. 4) Bei uns ein griechischer süßer Wein, auf der Insel Scio.

Nelken (caryophyllum), wachsen theils wild, theils werden sie gezogen. Ihre mannigfaltigen Farben, ihr schöner Geruch, machen sie zu Lieblingsblumen. Der wilden Nelken gibt es verschiedene Arten: Federnelken mit weißen, Feldnelken mit bunten Blumen und breiten oder schmalen Blättern, Berg- oder Steinnelken; der Gartennelken gibt es einige hundert Arten. Aus Holland bezieht man den besten Nelkensamen.

Nelson (Horatio), Lord Viscount, einer der größten Seehelden Englands, geb. 1758, war der jüngste Sohn des Predigers Edmund Nelson von Burnham-Thorne in der Grafschaft Norfolk. Schon in seinem 12. J. diente er als Freiwilliger auf dem Linienschiffe, der Reasonable, unter Capitain Suckling, seinem Oheim mütterlicher Seite. Nelson gewann bald eine entschiedene Liebe zum Seewesen. 1772 machte er seine erste Seereise nach Westindien, und mit vielen Kenntnissen bereichert zurückkehrend, nahm ihn sein Oheim an Bord seines Schiffes, was zu Chatam lag. 1773 schiffte er sich unter dem Commandeur Phlipps zu einer Entdeckungsreise nach dem Nordpole ein, und zeichnete sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Als er zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter dem Capitain Farmer auf einem Schiffe, das mit dem Geschwader unter Sir Edward Hughes nach Ostindien bestimmt war. Das dortige Klima wirkte aber nachtheilig auf seine Gesundheit; er mußte daher 1776 nach England zurückkehren. 1777 wurde er als 2. Lieutenant auf dem Lowestoffe angestellt. Dieß Schiff kreuzte vor Jamaica und zwang einen Amerikaner,

die Segel zu streichen. Nelson zeichnete sich bei der Besitznehmung der Prise sehr aus. Hierauf wurde ihm die Leitung des Lowestoffe anvertraut. 1778 nahm ihn Sir Parker als 3. Lieutenant an Bord seines Flaggenschiffes, und erhob ihn in kurzer Zeit zum 1. Lieutenant. Bald darauf erhielt er das Commando einer bewaffneten Brigg, mit welcher er die Honduras-Bai und die Mosquitoküste beschützte. 1779 wurde er Postcapitain und bald nachher erhielt er den Befehl des Hinchinbroke. Bei der Unternehmung gegen die span. Besitzungen in Südamerika zeigte Nelson seinen Muth; doch würde er ein Opfer der dort herrschenden Fieber geworden seyn, wenn er nicht nach Jamaica geschickt worden wäre, um dort den Befehl des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Im Winter 1781 hielt er sich in der Nordsee auf, segelte nach Quebeck und kreuzte den Sommer vor Boston. Im folgenden Sommer ward er nach New-York befehligt, und Nelson stieß zu Lord Hood in Westindien. 1784 ward er zum Befehl einer Fregatte berufen, die nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war. Da er die Navigationsacte strenge in Ausübung brachte, ward er auf Schadenersatz angeklagt, gewann aber den Proceß. 1784 heirathete er die Witwe des D Nesbit, eine Westindierin, kehrte nach England zurück und lebte zu Norfolk in der Zurückgezogenheit. Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich 1793 erhielt er die Führung des Norfolk von 94 Kanonen, segelte nach dem mittelländischen Meere unter dem Befehle des Lords Hood, und ward im August von diesem mit Aufträgen an Sir W. Hamilton gesandt. Mit ihm und seiner Gemahlin trat Nelson in eine vertraute Freundschaft, die auf sein Privatleben später einen großen Einfluß hatte. Hierauf führte er einige neapolitanische Truppen nach Toulon, segelte nach Corsica und wirkte kräftig mit bei der Einnahme von Bastia und Calvi, wo er ein Auge verlor. Lord Hood kehrte nach England zurück und Nelson diente im mittelländ. Meere unter dessen Nachfolger Lord Hotham: er erhielt das Commando eines Geschwaders Fregatten und verrichtete mit demselben so wichtige Dienste, daß er zum Marineobersten erhoben wurde. Von Sir John Jarwis (Lord St.-Vincent), der dem Lord Hotham im Commando folgte, ward er zum Commodore erhoben und überkam den Befehl des Capitain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Febr. 1797 bei dem Vorgebirge St.-Vincent trug Nelson ungemein viel zu den glänzenden Erfolgen des Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 94 und ein anderes von 112 Kanonen. Zur Belohnung erhielt er den Rang eines Contreadmirals und den Bathorden. Den Auftrag, die Garnison von Porto Ferrajo abzuführen, richtete er glücklich aus, und erhielt hierauf den Befehl des innern Blockadegeschwaders vor Cadix. Im Juli 1797 ward er mit 3 Linienschiffen und einigen Fregatten abgeschickt, ein reichbeladenes Schiff im Hafen Santa-Cruz wegzunehmen: das Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit der Spanier und Nelson büßte einen Arm ein. Er kehrte nach England zurück, um sich heilen zu lassen, und erhielt 1000 Pf. Pension. Im Dec. bestieg er den Vanguard und segelte nach dem mittelländ. Meere. Vor Cadix schloß er sich an Lord St.-Vincent und erhielt den Auftrag, den Hafen von Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde; ein Sturm warf ihn den 17. Mai in die hohe See und den 19. verließ die franz. Escadre den Hafen, während Nelson bei Sardinien sich aufhielt. Am 3. Juni vereinigte der Capitain Teow-

bridge mit 8 Linienschiffen sich mit ihm und überbrachte ihm den Befehl von Lord St.-Vincent, die franz. Flotte anzugreifen. Er kehrte nach Toulon zurück und als er hier die feindliche Flotte nicht fand, segelte er nach Messina; hier wiesen ihn alle Nachrichten auf Aegypten. Nelson segelte hin, traf aber den Feind, dem er zuvorgekommen war, dort nicht und kehrte nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er, daß die franz. Flotte ihre Richtung nach Aegypten genommen habe. Zum zweiten Male eilte er nach Aegypten, traf die Feinde im Hafen von Abukir (s. d.) und vernichtete die franz. Flotte in einer furchtbaren Schlacht. Der Freudenrausch, der diese Nachricht in London verursachte, war außerordentlich; Nelson wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft; er ward zum Baron Nelson vom Nil erhoben, die Admiralität kaufte die eroberten Schiffe, der Hof von Neapel ernannte ihn zum Herzog von Bronte in Sicilien, der Sultan überschickte ihm eine reich mit Diamanten besetzte Aigrette und der Senat von Messina gab ihm das Bürgerrecht. Nach dieser Schlacht erklärte sich Neapel gegen Frankreich; doch die Franzosen waren glücklich und Nelson brachte die königliche Familie nach Palermo. Das Königreich ward in die parthenopische Republik umgewandelt. Bei einer Contrerevolution war Nelson sehr thätig und ließ den Capitain Teowbridge zurück, in der Bai von Neapel zu kreuzen und die nahegelegenen Inseln wegzunehmen. Am 29. Juni 1799 trat er selbst auf den Schauplatz, vernichtete den Waffenstillstand, welchen der Cardinal Ruffo und der Commodore Foote mit den Republikanern geschlossen hatte, zwang die Forts zur Uebergabe und ließ mehre gefangene Rebellen tödten. Als Lord Keith den Befehl über die Escadre im mittelländ. Meere erhielt, ging Nelson mit der Lady Hamilton (s. d.) durch Deutschland nach England und kam im Nov. 1800 in Yarmouth an. 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge und pflanzte die seinige auf den San-Joseph von 112 Kanonen, den er erobert hatte. Damals beschloß das englische Cabinet, das nordische Bündniß zu trennen, und sandte eine bedeutende Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee. Nelson nahm als zweiter Befehlshaber Theil an dem Unternehmen und bestieg den St.-Georg von 98 Kanonen. Die Flotte ging ohne Verlust durch den Sund und legte sich vor Kopenhagen, das 19 Linien- und Blockschiffe und viele Batterien deckte. Nelson ward der Auftrag, mit 12 Linienschiffen und mehren Fregatten die Feinde anzugreifen. Von beiden Seiten ward mit Heldenmuthe gestritten; den Engländern waren schon zwei Schiffe auf den Strand gelaufen und mehren drohte gleiche Gefahr; dagegen war zwar die ganze Schifflinie der Dänen durchbrochen und geschlagen, nur die Kronbatterien, sowie die Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unversehrt und konnten den Engländern noch beträchtlichen Schaden zufügen. In dieser Gefahr schickte Nelson einen Parlamentair mit Vergleichungsvorschlägen ans Land; Nelson besprach sich selbst mit dem Kronprinzen und der Vergleich kam zu Stande. Nelson ward mit Jubel in England empfangen und zur Würde eines Viscount erhoben. Als Frankreich mit einer Landung auf der englischen Küste drohte, erhielt er den Oberbefehl über ein Geschwader und eine Flotille von Kanonenböte im Canal. Er versuchte die feindliche Flotte vor Boulogne anzugreifen. Es mißlang aber (16. Aug. 1801). Der Friede von Amiens vergönnte ihm einige Zeit Ruhe. Beim Wiederausbruche der Feindseligkeit aber erhielt er den Befehl im mittelländ.

Meere und segelte mit seinem Flaggenschiffe, Victory, im Mai 1803 ach Gibraltar. Sein Hauptwunsch war, die touloner Flotte auf off- em Meere anzugreifen, er ward ihm gewährt. Die Feinde verließen en Hafen von Toulon, vereinigten sich vor Cadix mit der spanischen Seemacht und segelten nach Westindien. Nelson eilte ihnen nach, traf ie aber nicht; bei seiner Annäherung waren sie wieder nach Cadix zu- ückgekehrt. Im Sept. stieß Nelson zu Collingwood vor Cadix und über- ahm den Oberbefehl. Am 19. Oct. lief die französisch-spanische Flotte, 3 Linienschiffe stark, aus und segelte, von Nelson mit 27 Linienschiffen erfolgt, nach der Straße von Gibraltar. Am 21. früh 9 Uhr hatten ich beide beim Vorgebirge Trafalgar (s. d.) genähert, und die größ- e, blutigste Seeschlacht begann, die sich mit der Vernichtung der franz. nd spanischen Seemacht endigte. Der Kampf war schon entschieden, ls eine Musketenkugel Nelson in die Schulter traf, durch die Lunge rang und das Rückenmark zerschmetterte. Ruhig vernahm er vom Wund- rzte, daß keine Rettung möglich sey, erkundigte sich nach dem Stande er Schlacht, lächelte, als man den nahen Sieg verkündigte, bedauerte, daß er die Flotte nicht wohlerhalten nach England zurückbringen könn- e, und starb. Der Leichnam ward in Spiritus gesetzt und auf dem Victory in einem Sarge, den er sich aus dem Mastbaum des französ. Admiralschiffes Lorient nach der Schlacht bei Abukir hatte machen las- sen, nach England gebracht. Prachtvoll und rührend ward er in der Paulskirche begraben, wo ihm der Dank der Nation später ein glän- zendes Denkmal errichtete. Seine Nachkommen beschenkte England mit Ehrenbezeugungen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf seinen Bruder über. J. Charnock, Clarke, Rob. Southey und Harrison haben das Leben des Helden beschrieben.

Nemeischer Löwe, s. Hercules und d. folg. Art.

Nemeische Spiele, so genannt von dem kleinen Orte, wo sie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) in Argolis, einer Landschaft des Peloponnes, waren, nach der Sage, aus den Leichenspielen entstanden, die zu Ehren des in seiner Jugend von einem Drachen getödteten Ophel- tes (s. Hypsipyle), veranstaltet wurden. Die nach Theben ziehenden Helden nannten ihn Archemorus (d. i. der Anfang der Trauer); er war ein Sohn des Lykurgus und der Eurydice. Leichenspiele am Grabe be- rühmter Männer oder geliebter Personen waren im Alterthume sehr ge- wöhnlich. Die des Opheltes hatten, wenn jene Sage gegründet ist, nur das Eigenthümliche, daß sie von Zeit zu Zeit, und zwar alle 3 Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage waren die nemeischen Spiele von Hercules, nach Besiegung des nemeischen Löwen, der in ei- ner Entfernung von 15 Stadien von Nemea seine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter gestiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt diese beiden Sagen dahin, daß die nemeischen Spiele zwar aus den Leichenspielen des Archemorus entstanden, aber vom Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden seyn sollen. Da die nemeischen Spiele weniger feierlich waren als die olympischen und pythischen, so hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu bestimmen (wie man sie be- kanntlich nach Olympiaden und Pythiaden bestimmte), nie allgemein ge- bräuchlich werden können. Indessen gibt das Chronikon des Eusebius das zweite Jahr der 53. Olympiade als die Anfangsepoche der Nemea-

den an. Die nemeischen Spiele selbst waren theils gymnastisch (körperlich), theils musikalisch (geistig), und glichen in ihrer Einrichtung den berühmten olympischen Spielen (s. d.). Die Kampfrichter (Agonotheten) waren aus Argos, Sicyon und Korinth gewählt und trugen zum Andenken des Ursprunges der Feier, schwarze Trauerkleider. Sie waren wegen ihrer strengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit berühmt. Anfangs war der Preis des Siegers ein Kranz von Oelzweigen, später von grünem Epheu. (S. auch Pindar.)

Nemesis. Die scharfsinnigste Entwickelung dieses, wie nicht zu leugnen ist, sehr dunkeln Mythus haben wir Herder'n zu verdanken. (S. „Zerstr. Blätter", Thl. 2.) Er setzt die Nemesis als ein Mittelwesen zwischen den Rach- und Plagegöttinnen, als eine Richterin des Betragens der Menschen bei ihrem Glück. Das Glück der Menschen und ihr übermüthiges Betragen dabei erzeugt nämlich in verschiedenen Menschen verschiedene Empfindungen. Rohe Gemüther brechen darüber in Neid und Unwillen aus. Dieß ist die böse Nemesis, die dann die Uebermüthigen demüthigt. In edlern Gemüthern erzeugt sich daher eine Art von Kälte und Gleichgültigkeit. Dieß ist die gute Nemesis. Nach Hesiod (bei Homer kommt sie nicht vor) hat die Nemesis zugleich mit der Scham die Welt verlassen, da die Bosheit der Menschen aufs Höchste gestiegen war. Mit weißem Gewande die schönen Glieder bedeckt, stiegen sie zu den Göttern hinauf und hinterließen den Sterblichen nichts als schwere Sorgen und rettungsloses Elend. Pindar wünscht den Helden, den er besingt, nie eine anders gesinnte Nemesis und erzählt von den Hyperboräern unter andern ihren Glückseligkeiten, daß sie die richtende Nemesis scheuen. Ebenso tritt Nemesis immerwährend bei den spätern Alten als eine Göttin auf, die den Frevel bezähmt, das Glück der Unwürdigen herabsetzt und Alles im Gleichgewicht hält. Die Vorstellungen, die uns die Künstler von ihr liefern, führen nicht weniger solche Attribute an sich, die auf diese Eigenheiten allegorisch anspielen. Sie wurde abgebildet in der Gestalt einer majestätischen Frau in der Tunica und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirsche und eine Victoria befindlich sind. In der linken Hand hält sie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eschenzweig, in der rechten einen Maßstab, zuweilen sieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erscheint sie auf einem mit Greifen bespannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am seltensten erscheint sie geflügelt. Die gewöhnlichsten Beinamen dieser Göttin waren Adrastea und Rhamnusia. Den ersten erhielt sie von dem Adrastus, welcher ihr den ersten Tempel erbauete; letztern von ihrem Tempel und Haine in dem Flecken Rhamnus in Attika. In Rom hatte Nemesis auf dem Capitol einen Tempel. Noch jetzt steht im vaticanischen Pallaste zu Rom eine antike Bildsäule der Göttin, die an dem emporgehobenen Ellenbogen und dem Blicke in ihr herausgeworfenes Gewand, als eine echte Nemesis sich kennbar macht.

Nenndorf, Badeort im Hessen-Schauenburgischen Amte Rodenberg; besteht erst seit 1789, wo der Kurfürst Wilhelm I., die zwar seit 1763 bekannten, aber erst 1777 gefaßten Mineralquellen durch Erbauung von Bade- und Gasthäusern, auch andern Anlagen, zum öffentlichen Gebrauche benutzbar machte. Seitdem hat der Ort durch neuere Ge-

äude und Bequemlichkeiten immer mehr und mehr gewonnen. Das Wasser enthält schwefelsaure und salzsaure Bittererde, schwefelsaures Natron und mehre minder auflösliche Salze, ist aber besonders an geschwefeltem Wasserstoffe reich, wird daher mehr zum Baden als zum Trinken benutzt und hat in der Gicht, in chronischen Hautkrankheiten, Folgen der Lustseuche, metallischen Vergiftungen, fehlerhaften Schleimabsonderungen, asthmatischen Brustbeschwerden und andern chronischen Uebeln, sich bisher noch immer in Ruf erhalten. Besonders werden die seit 1809 angelegten Schlammbäder häufig benutzt; auch zu Douche- und Dampfbädern sind Vorkehrungen getroffen. Ueberhaupt sind die Anstalten zu Gunsten der Brunnen- und Badegäste sehr lobenswerth. S. Homburg's „Erklärungen des neuen Plans von den Anlagen des Schwefelbades zu Nenndorf" (Hanov. 1818, 2. Aufl.); und Wurzer, „Ueber die Schwefelquellen zu Nenndorf" (Leipzig 1824).

Nenner (lat. denominator), heißt in der Rechnenkunst diejenige Zahl eines Bruchs, welche die Eintheilung des Ganzen benennt: entgegengesetzt dem Zähler (nominator), der die Zahl der Theile des Ganzen angibt, welche der Bruch enthält; z. B. $^3/_4$: hier ist 4 der Nenner und 3 der Zähler.

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Neologie (a. d. Griech.), eine Sprachneuerung. In jeder geschlossenen Sprache, in jeder Literatur, die eine classische Epoche erlebt hat, sind die Kritiker äußerst streng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehässigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Werthlosen. — In der Mitte des vorig. Jahrh. brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen (Neologen) oft mit dem Worte Neologie.

Neoptolemus, s. Pyrrhus.

Neorama (eigentl. Neusicht), ein von dem Franzosen Allaux erfundenes Rundbild, welches, nach Art des Diorama und Panorama, nur keine freie Gegend, sondern vielmehr das Innere eines großen Gebäudes, einer Tempelhalle (z. B. der Peterskirche in Rom) darstellt, in deren Mitte sich der Zuschauer versetzt sieht.

Nepaul oder Nepal, 1) Gebirge im Norden Vorder-Indiens; Fortsetzung des Himelaya; hat Spitzen von 23—24.000 F. 2) Staat im Norden Vorder-Indiens, an Tibet, Butan, Bengalen, Bahar, Oude und Gurwal grenzend; hat 2465 (mit Sikkim 2530) QM., hochliegendes Land, ist gebirgig, nördlich durch den Himelaya (dessen höchste Spitze hier 20.114, die niedrigste 11.346 Fuß hat), mit den Vorbergen Meyangma, Mergu, Lama Dangra u. a., südlich durch die Gorbme u. a., dadurch bildet sich ein nach Westen breiteres, nach Osten schmäleres, 3—6000 F. hohes, fruchtbares (zum Theil Marsch-) Thal, das bewässert wird von der Cosah (Kosi), dem Gunduk, der Goggra und einer Menge kleinerer Flüsse; hat im N. zur Winterszeit Schnee und Eis, in den niedrigern Gegenden sehr freundliches Klima. Nepaul ist sehr fruchtbar und gut angebaut, sorgfältig bewässert; aller Grund gehört entweder der Geistlichkeit oder den Fürsten und wird durch Pächter bearbeitet; man findet vorzüglich Reis (mit großer Sorgfalt gepflegt), Weizen, Gerste, Mais, Hülsenfrüchte, Buchweizen, Baumwolle, Safran, Pfeffer

Ingwer, Zuckerrohr, Südfrüchte (ausgezeichnete Orangen), viel Holz (außer den gewöhnlichen Waldbäumen auch Eisenholz, Ebenholz, Bambus u. dgl.), Arzneipflanzen; ferner hat man viel Hornvieh, Pferde, Hunde, Schafe, Ziegen; Wild: Elephanten in großen Heerden, Nashorne, Tiger, Leoparden, Goldwölfe, Füchse, wilde Schafarten, Moschusthiere, Affen, Hasen, Steinböcke, ebenso eine Menge Geflügel, Fische, Bienen; an Mineralien gibt Nepaul Gold (in Flüssen), Silber, Kupfer (besonders häufig), gutes Eisen, Blei, Schwefel u. a. Der Kunstfleiß ist in den Händen der Newaren; sie fertigen allerhand Webereien, Metallwaaren (Waffen aller Art, Glocken), Papier (aus daphne odora), geistige Getränke; der Handel verführt die Produkte und Industriewaaren meist nach Bengalen und mit Vortheil, wobei aber Wassertransport nicht stattfindet. Einw. rechnet man auf mehr als 2 Mill., bestehend aus Hindus, Newaren, Dhenwar, Purbuttins; Brahmanen, Buddhisten, Lamaisten und Mohammedaner der Religion nach. Die Regierung liegt in den Händen eines despotisch regierenden Rajahs, der Eigenthümer des Grundes und Bodens ist; er muß sich nach hergebrachtem Gesetze richten und hat einen Staatsrath (Bharadar) zur Seite, welcher aus 4 Hauptministern (Chauteryas), 4 Staatssecretairen (Karigi), mehren Statthaltern (Sirdaren) und einigen andern Personen besteht. Ferner haben einige Häuptlinge (Thurgur) noch bedeutenden Einfluß auf die Regierung. Die Eintheilung Nepauls besteht in mehren Distrikten, denn jeder einen Befehlshaber oder Subah hat, der unter der Aufsicht mehrer Nebenbeamten steht. Das Recht wird nach einem eignen Gesetzbuche (Derma Schastra) gesprochen. Einkünfte des Rajah werden zu $2^1/_2$—3 Mill. Rupien gerechnet. Dieß Land ist erst 1815 durch den Krieg der Engländer mit dem Rajah oder Beherrscher desselben bekannter geworden. Der brit. General Sir David Ochterlony drang so rasch vor, daß er schon am 28. Febr. vor Mukwampoor, der Hauptfestung der Nepalesen, erschien. Der Rajah wollte zwar am 29. Febr. die aufgegebenen wichtigen Anhöhen wieder nehmen, wurde aber mit Verlust geschlagen, und am folgenden Tage eroberte das brit. Heer die Vormauer von Mukwampoor, das Fort Hurriapor mit Sturm. Durch dieses schnelle Vordringen beendigte der General Ochterlony einen Feldzug, dessen Erfolg bei den unter den britischen Truppen herrschenden Krankheiten zweifelhaft schien, und nöthigte den Rajah, Mahara Sah Bikam Sah, sich zu dem schon früher von seinem Bruder unterzeichneten Frieden, den er bisher nicht hatte anerkennen wollen, am 4. Mai 1816 zu bequemen, wodurch die Kette von Forts an der südlichen Grenze nebst mehren Bezirken an die ostindische Compagnie abgetreten und derselben die Marschroute durch Nepal nach China verstattet wurde. Auch versprach der Rajah, nie weder Europäer noch Nordamerikaner in seine Dienste zu nehmen. Der Rajah von Nepaul besitzt noch die Ghorkaländer, welche das Stammland der jetzt regierenden Dynastie sind, denn bis 1768 stand Nepal unter verschiedenen Newarfürsten, denen durch die Ghorkafürsten die Herrschaft entrissen wurde. Nepaul selbst ist ein 3—6000 F. hohes, angenehmes Alpenland zwischen 2 gegen N. und gegen S. mit einander parallel laufenden Gebirgen; es grenzt gegen N. und O. an Tibet, gegen S. und W. an die brit. Präsidentschaft Calcutta und an Rasbutenfürstenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen (gegen N. vom Himallehgebirge, das höchste auf der Erde) umgeben ist, so kann man

nur durch Gebirgspäſſe in dieſes Land eindringen. Man braucht von der bengaliſchen Ebene von Behar aus 3—4 Tagereiſen, die Grenzgebirge zu erſteigen. Dann gelangt man zu dem Hochpaſſe, von welchem aus man das Thalland von Nepaul, die reichſte Schweizerlandſchaft erblickt. Das regulaire Heer zählt ungefähr 12.000 Mann, welche zum Theil mit Flinten bewaffnet ſind und ſich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptſtadt heißt Khatmandu am Biſchmutty mit 20.000 Einw.

Nepenthe, ein Mittel, das auf eine Zeit lang von allem Seelenſchmerze entbindet, wie die homeriſche Helena einſt ihren Gäſten bot („Odyſſ.", IV, 219 fg.). Für ein ägypt. Mittel, und zwar aus dem Pflanzenreiche, gibt es die Dichtung ſelbſt aus. Ob es aber eine Art Opium oder etwas dem Aehnliches ſey, darüber haben die Gelehrten verſchiedene Meinungen aufgeſtellt.

Nephele, ſ. Athamas.

Nephthys, eine ägyptiſche Gottheit, die Schweſter des Oſiris und der Iſis, und Gemahlin des Typhon. Sie zeugte mit Oſiris den Anubis. Nach Pluto bezeichnet ſie die äußerſte Küſte Aegyptens.

Nepomuk (Johann v.), Johann Nepomucenus, einer der berühmteſten Heiligen und Schutzpatron Böhmens, hieß eigentlich Joh. Welflin, war geb. 1320 zu Pomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen. Seine erſte Erziehung gab ihm die Kloſterſchule, die weitere Ausbildung aber erhielt er zu Saaz und auf der ſeit 1347 durch Karl IV. geſtifteten Hochſchule zu Prag, wo er die Würden eines Magiſters und Doctors des kanon. Rechts erlangte. Nach vollendeten Studien wurde er Prieſter und wegen ſeiner ausgezeichneten Rednertalente Prediger an der prager Teynkirche, darauf Domherr des Metropolitancapitels, königl. Almoſenpfleger und Beichtvater der Königin Johanna. Weil er dem Könige Wenzel dem Faulen nicht entdecken wollte, was ihm die Königin gebeichtet, ließ ihn derſelbe erſt 2 Mal ins Gefängniß werfen, torquiren und als er immer noch die Beichte zu verrathen ſich weigerte, endlich (angeblich am 16. Mai 1383) in den Moldauſtrom ſtürzen. Da dieſer grauſame König 10 Jahre ſpäter noch einen andern Johann von Pomuk, Generalvikar des prager Erzbiſchofs, ertränken ließ, weil er den kladrauer Abt wider den königl. Willen in ſeinem Amte beſtätigte, und die gleichzeitigen Chroniſten von dem erſteren Johann insgemein ſchweigen, ſo gab dieß Veranlaſſung, die Wahrheit des erſteren Factums in Zweifel zu ziehen. Doch ein entſcheidender Beweis für ſeine Richtigkeit liegt, wie es ſcheint, in dem Decrete der Abſetzung (1400) des Königs Wenzel von der Kaiſerwürde. Die 1720 unter Papſt Innocenz XIII. veranſtaltete ſtrenge Unterſuchung hatte den Erfolg, daß die ſchon ſeit Jahrhunderten allgemein verbreitete Verehrung dieſes Heiligen von Rom aus beſtätigt wurde, 1729 aber ward Johann v. Nepomuk durch den Papſt Benedikt XIII. heilig geſprochen und ſein Andenken auf den 16. Mai feſtgeſetzt. Dieſer Tag iſt für Böhmen ein großer Feiertag, ein wahres Volksfeſt, an welchem Tauſende zu dem ſchönen ſilbernen Grabe in der prager Metropolitankirche, wo man die Ueberreſte Nepomuks ſeit ſeiner Heiligſprechung bewahrt, wallfahrten. Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderſchaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Anſchwärzungen und Verkleinerungen angerufen. S. Berghauer, „Protomartyr poenitentiae" (Augsb. 1736); Pubitſchka, „Ehrenrettung des heil. Johann von Pomuk oder Nepomuk" (Prag 1791); Ebend.

„Unusne an duo Canonici de Pomuk proturbati fuere?“ (Prag 179
In asketischer Hinsicht: Wenzel Neumann, „Hundertjährige Jubelfe
der Heiligsprechung des heil. Johann v. Nepomuk“ (Prag 1829), u
Effenberger, „Legende des heil. Johann v. Nepomuk“ (Leitmeritz 182

Nepos, s. Cornelius Nepos.

Nepotismus, eigentl. die Neigung der regierenden Päpste, ih
Nepoten (Anverwandten) zu erheben und zu bereichern; dann üb
haupt das Bestreben der Großen, ihre Familien, mit Zurücksetzung v
dienter Personen, zu Aemtern und Würden ꝛc. zu befördern; Neffengu
Vetterngunst; Nefferei. Nepotisiren, Verwandte begünstigen.

Neptun (griech. Poseidon, Poseidaon). Bei den Griechen war Nep
tun Sohn von Kronos und Rhea. Der Name Poseidon (altdorisch Po
seidaon) soll libyschen (punischen) Ursprungs seyn, von welcher Gegen
sich mehre Colonien im Peloponnes und anderwärts ansiedelten. Na
dem Kriege gegen Kronos fiel ihm bei der Welttheilung, als einem
Bruder des Zeus, die Herrschaft des innern Meeres zu. Selbst die Erde,
die Berge und Wälder erbeben, wenn er wandelt. Tief im Abgrunde
hat er einen goldenen Pallast, in ihm schnelle Rosse, die er selber schirrt.
Seinen schnell hineilenden Wagen umtanzen Wallfische, Seehunde un
Delphine. Prächtig beschreibt Virgil seinen Hofstaat. Wie er mit gewal
tigem Dreizack, seiner Waffe und Scepter, das Meer empört, so beschwi
tigt er es auch wieder und hält durch sein Element die Erde zusammen.
Im Gefühle seiner Kraft trotz er selbst der Macht seines Bruders, wag
sich ihm, aber nicht offen, zu widersetzen. Er schirrt ihm selbst einmal
seinen Wagen. Seefahrer scheuen ihn, denn er rächt sich durch Ueber
schwemmungen und Ungeheuer; so an Laomedon und Odysseus. Doch
verdanken ihm die Menschen manche Wohlthat, das Roß, im Streit
mit Athene, den Zaum dazu. Inseln und Seehäfen standen unter sei
nem besondern Schutze, daher seine berühmten Tempel zu Tänarum,
Trözen, Helike, auf Sunion, dem korinthischen Isthmus, wo ihm z
Ehren die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Seine Gemahlin war
nach öffentlicher Religion Amphitrite, mit welcher er den Triton und
die Rhode erzeugte. Doch zeugte er mit Iphimedeia die Aloeiden, mit
Libya Agenor und Belos, mit Hippothoë Proteus, mit Medusa Pega
sos und Chrysaor, mit Lysianassa Busiris, mit Astypyläa Eurypylos,
mit Molione Eurytos und Kteatos ꝛc. Mehrmals wurde er Vater in
Gestalt eines Rosses. Seine ältesten Bilder sind bekleidet; spätere stellen
ihn in kräftig ruhender Stellung dar, den einen Fuß auf einen Fels oder
Schiffschnabel, Kugel, Delphin ꝛc. ruhend. Das Ansehen ist streng,
Haarwuchs verworren, Brust breit. Größere Statuen haben sich fast
nicht erhalten; die beste ist noch die im dresdner Augusteum. Kleine
Bronzen, wie die sehr schöne in Pompeji gefundene, sind wohl nur un
vollkommene Nachbildungen der Kolossen, welche Telesios auf Tenos,
Praxiteles, Lysippos u. A. von dem Gott bildeten. Myron und Skopas
umgaben seine Bilder gern mit allerlei Ungeheuern. Der Dreizack diente
in ältester Zeit als Harpune beim Fischen, zugleich als Besitznahmzeichen
fremder Küsten. In Rom wurde der altitalienische Neptun, der ursprüng
lich wohl nur ländlicher Gott der Pferde war, daher equester genannt,
wahrscheinlich erst dann mit dem griech. Poseidon vereinigt, als die
Römer allmälig Seehandel zu treiben und eine Seemacht zu bilden
anfingen.

Neptunisten heißen Diejenigen, welche behaupten, daß Revolutionen der Erde durch das Wasser oder durch Ueberschwemmungen hervorgebracht worden wären (welche Behauptung daher auch Neptunismus genannt wird); dagegen Diejenigen, welche diese Revolutionen der Wirkung des Feuers zuschreiben, Vulcanisten (s. d.) genannt werden. — Neptunischen Ursprungs wird eine solche Gegend genannt, welche ihre Gestalt durch die Wirkung des Wassers erhalten hat.

Nereus, eine Untergottheit des Meers, oder das Meer, insofern es still und ruhig ist. Er war des Pontos und der Gäa ältester Sohn, durch die Okeanide Doris und andere Göttinnen, Vater von 50 Töchtern, den Nereiden. Hesiodos schildert ihn als wahrhaft und untrüglich, einen freundlichen Meergreis, mit der Gabe der Weissagung. Wie alle Wassergötter, hätte er das Vorrecht, sich zu verwandeln. Herakles fand durch ihn den Weg zu den Hesperiden. Er hat seinen Sitz vornehmlich im ägäischen Meere und weissagte daher dem Paris, nach Horaz, den Untergang Trojas.

Nereiden, die Nymphen des Meeres (nicht zu verwechseln mit den Oceaniden), die im Gefolge Neptun's sich befinden und auf Delphinen und anderen Seethieren reiten. Sie waren, 50 an der Zahl (nach A. 100), Töchter des Nereus, und unter ihnen besonders Thetis, die Mutter des Achilles, berühmt. — Nereiden heißen in der Naturgeschichte gewisse Leuchtwürmchen (Wassernymphen), ganz kleine Seewürmer, die zur Nachtzeit leuchten.

Nero (Claudius Cäsar Domitius Drusus Germanicus), hieß vor seiner Adoption vom Kaiser Claudius (Licius) Domitius Ahenobarbus und war ein Sohn des (42 n. Chr.) Consuls Cn. Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, einer Tochter des Germanicus, geb. zu Antium 37 n. Chr. Um, als sie der Kaiser Claudius geheirathet hatte, ihrem Sohne die Nachfolge zu verschaffen, ließ Agrippina ihn durch den aus dem Exil zurückgerufenen Seneca auf das Sorgfältigste erziehen, während Britannicus, Sohn Nero's und Messalina, in Allem vernachlässigt wurde. Bald ward Nero princeps juventutis, darauf Octavia, des Kaiser Claudius Tochter, ihm vermählt und er adoptirt. Als aber dennoch Claudius den Britannicus zum Nachfolger wünschte, ließ Agrippina ihren Gemahl durch giftige Pilze tödten (54), verheimlichte aber diesen Tod eine Zeitlang, um dem Nero Soldaten und Bürger zu gewinnen. Nero, erst 18 Jahre alt, hätte, bloß von Seneca und Burrhus, dem praefectus praetorio, geleitet, ein guter Regent werden können. Er suchte Schwelgerei und Raubsucht in Rom durch Verordnungen einzuschränken, und der Senat unterstützte ihn. Doch wurde dem jungen Regent die Herrschaft seiner Mutter bald lästig. Er suchte Freiheit, erlaubte sich nächtliche Ausschweifungen, fand besonders Gefallen an öffentlichen Schauspielen und ward bald von Schmeichlern umringt. Seneca und Burrhus suchten seine Leidenschaft nur unschädlich zu machen, Agrippina reizte durch Toben und Drohen den Argwohn und Unwillen des Sohnes; er ließ seinen Halbbruder Britannicus, zu dessen Nachtheil er durch Begünstigung der Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften, und endlich auch seine Mutter, deren Herrschsucht er fürchtete, ermorden. Unter allen Leidenschaften aber beherrschte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künstler in der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören und durch ausgestellte Soldaten Diejenigen beobachten,

„Unusne an duo Canonici de Pomuk proturbati fuere?“ (Prag 1792). In asketischer Hinsicht: Wenzel Neumann, „Hundertjährige Jubelfeier der Heiligsprechung des heil. Johann v. Nepomuk“ (Prag 1829), und Effenberger, „Legende des heil. Johann v. Nepomuk“ (Leitmeritz 1829).

Nepos, s. Cornelius Nepos.

Nepotismus, eigentl. die Neigung der regierenden Päpste, ihre Nepoten (Anverwandten) zu erheben und zu bereichern; dann überhaupt das Bestreben der Großen, ihre Familien, mit Zurücksetzung verdienter Personen, zu Aemtern und Würden ꝛc. zu befördern; Neffengunst, Vettergunst; Nefferei. Nepotisiren, Verwandte begünstigen.

Neptun (griech. Poseidon, Poseidaon). Bei den Griechen war Neptun Sohn von Kronos und Rhea. Der Name Poseidon (altdorisch Poseidaon) soll libyschen (punischen) Ursprungs seyn, von welcher Gegend sich mehre Colonien im Peloponnes und anderwärts ansiedelten. Nach dem Kriege gegen Kronos fiel ihm bei der Welttheilung, als einem Bruder des Zeus, die Herrschaft des innern Meeres zu. Selbst die Erde, die Berge und Wälder erbeben, wenn er wandelt. Tief im Abgrunde hat er einen goldenen Pallast, in ihm schnelle Rosse, die er selber schirrt. Seinen schnell hineilenden Wagen umtanzen Wallfische, Seehunde und Delphine. Prächtig beschreibt Virgil seinen Hofstaat. Wie er mit gewaltigem Dreizack, seiner Waffe und Scepter, das Meer empört, so besänftigt er es auch wieder und hält durch sein Element die Erde zusammen. Im Gefühle seiner Kraft trotz er selbst der Macht seines Bruders, wagt sich ihm, aber nicht offen, zu widersetzen. Er schirrt ihm selbst einmal seinen Wagen. Seefahrer scheuen ihn, denn er rächt sich durch Ueberschwemmungen und Ungeheuer; so an Laomedon und Odysseus. Doch verdanken ihm die Menschen manche Wohlthat, das Roß, im Streit mit Athene, den Zaum dazu. Inseln und Seehäfen standen unter seinem besondern Schutze, daher seine berühmten Tempel zu Tänaron, Trözen, Helike, auf Sunion, dem korinthischen Isthmus, wo ihm zu Ehren die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Seine Gemahlin war nach öffentlicher Religion Amphitrite, mit welcher er den Triton und die Rhode erzeugte. Doch zeugte er mit Iphimedeia die Aloeiden, mit Libya Agenor und Belos, mit Hippothoë Proteus, mit Meduſa Pegasos und Chrysaor, mit Lysianassa Busiris, mit Astypyläa Eurypylos, mit Molione Eurytos und Kteatos ꝛc. Mehrmals wurde er Vater in Gestalt eines Rosses. Seine ältesten Bilder sind bekleidet; spätere stellen ihn in kräftig ruhender Stellung dar, den einen Fuß auf einen Fels oder Schiffschnabel, Kugel, Delphin ꝛc. ruhend. Das Ansehen ist streng, Haarwuchs verworren, Brust breit. Größere Statuen haben sich fast nicht erhalten; die beste ist noch die im dresdner Augusteum. Kleine Bronzen, wie die sehr schöne in Pompeji gefundene, sind wohl nur unvollkommene Nachbildungen der Kolossen, welche Telesios auf Tenos, Praxiteles, Lysippos u. A. von dem Gott bildeten. Myron und Skopas umgaben seine Bilder gern mit allerlei Ungeheuern. Der Dreizack diente in ältester Zeit als Harpune beim Fischen, zugleich als Besitznahmzeichen fremder Küsten. In Rom wurde der altitalienische Neptun, der ursprünglich wohl nur ländlicher Gott der Pferde war, daher equester genannt, wahrscheinlich erst dann mit dem griech. Poseidon vereinigt, als die Römer allmälig Seehandel zu treiben und eine Seemacht zu bilden anfingen.

Neptunisten heißen Diejenigen, welche behaupten, daß Revolutionen der Erde durch das Wasser oder durch Ueberschwemmungen hervorgebracht worden wären (welche Behauptung daher auch Neptunismus genannt wird); dagegen Diejenigen, welche diese Revolutionen der Wirkung des Feuers zuschreiben, Vulcanisten (s. d.) genannt werden. — Neptunischen Ursprungs wird eine solche Gegend genannt, welche ihre Gestalt durch die Wirkung des Wassers erhalten hat.

Nereus, eine Untergottheit des Meers, oder das Meer, insofern es still und ruhig ist. Er war des Pontos und der Gäa ältester Sohn, durch die Okeanide Doris und andere Göttinnen, Vater von 50 Töchtern, den Nereiden. Hesiodos schildert ihn als wahrhaft und untrüglich, einen freundlichen Meergreis, mit der Gabe der Weissagung. Wie alle Wassergötter, hatte er das Vorrecht, sich zu verwandeln. Herakles fand durch ihn den Weg zu den Hesperiden. Er hat seinen Sitz vornehmlich im ägäischen Meere und weissagte daher dem Paris, nach Horaz, den Untergang Trojas.

Nereiden, die Nymphen des Meeres (nicht zu verwechseln mit den Oceaniden), die im Gefolge Neptun's sich befinden und auf Delphinen und anderen Seethieren reiten. Sie waren, 50 an der Zahl (nach A. 100), Töchter des Nereus, und unter ihnen besonders Thetis, die Mutter des Achilles, berühmt. — Nereiden heißen in der Naturgeschichte gewisse Leuchtwürmchen (Wassernymphen), ganz kleine Seewürmer, die zur Nachtzeit leuchten.

Nero (Claudius Cäsar Domitius Drusus Germanicus), hieß vor seiner Adoption vom Kaiser Claudius (Licius) Domitius Ahenobarbus und war ein Sohn des (42 n. Chr.) Consuls Cn. Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, einer Tochter des Germanicus, geb. zu Antium 37 n. Chr. Um, als sie der Kaiser Claudius geheirathet hatte, ihrem Sohne die Nachfolge zu verschaffen, ließ Agrippina ihn durch den aus dem Exil zurückgerufenen Seneca auf das Sorgfältigste erziehen, während Britannicus, Sohn Nero's und Messalina, in Allem vernachlässigt wurde. Bald ward Nero princeps juventutis, darauf Octavia, des Kaiser Claudius Tochter, ihm vermählt und er adoptirt. Als aber dennoch Claudius den Britannicus zum Nachfolger wünschte, ließ Agrippina ihren Gemahl durch giftige Pilze tödten (54), verheimlichte aber diesen Tod eine Zeitlang, um dem Nero Soldaten und Bürger zu gewinnen. Nero, erst 18 Jahre alt, hätte, bloß von Seneca und Burrhus, dem praefectus praetorio, geleitet, ein guter Regent werden können. Er suchte Schwelgerei und Raubsucht in Rom durch Verordnungen einzuschränken, und der Senat unterstützte ihn. Doch wurde dem jungen Regent die Herrschaft seiner Mutter bald lästig. Er suchte Freiheit, erlaubte sich nächtliche Ausschweifungen, fand besonders Gefallen an öffentlichen Schauspielen und ward bald von Schmeichlern umringt. Seneca und Burrhus suchten seine Leidenschaft nur unschädlich zu machen, Agrippina reizte durch Toben und Drohen den Argwohn und Unwillen des Sohnes; er ließ seinen Halbbruder Britannicus, zu dessen Nachtheil er durch Begünstigung der Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften, und endlich auch seine Mutter, deren Herrschsucht er fürchtete, ermorden. Unter allen Leidenschaften aber beherrschte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künstler in der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören und durch ausgestellte Soldaten Diejenigen beobachten,

welche nicht geneigt schienen, seine Stimme und sein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Gefolge von Künstlern ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieses Landes die ersten Preise. Der Genuß machte ihn erfinderisch in der Schwelgerei und in der Befriedigung unnatürlicher Lüste, die Verschwendung habsüchtig, die Gefahr grausam. Die berühmtesten Opfer seiner Grausamkeit sind, außer dem Britannicus und der Agrippina, seine Lehrer Burrhus und Seneca, der Dichter Lucan und seine Gemahlinnen Octavia (Tochter des Claudius und der Messalina, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verstieß, um die Poppäa zu heirathen, dann auf die Insel Pandateria verwies und ihr bald darauf die Adern öffnen ließ) und die Poppäa Sabina. „Meine Vorgänger", sagte er, „haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet". Er ließ in einer unsinnigen Laune Rom anzünden, bloß um, wie man sagt, eine lebendige Vorstellung des Brandes von Troja zu bekommen. In diesem Brande, welcher 9 Tage dauerte, gingen die schönsten Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Grunde. Auf die Christen wälzte er die Schuld dieses Brandes, und ließ sie dafür im ganzen Reiche auf das heftigste verfolgen. Den eingeäscherten Theil der Stadt ließ er schöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die Baulust beherrschte ihn im höchsten Grade. Das merkwürdigste Denkmal dieser Bau- und Verschönerungskunst, ward er Pallast, den er sich selbst in Rom erbauen ließ, und der unter d. N. des goldenen Hauses bekannt ist. Seine Verschwendung in andern Dingen, in Kleidern, Jagdgeräthschaften ꝛc., war ebenso grenzenlos als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der (zur Zeit der Republik nur bei gewissen Gelegenheiten üblichen) Spendungen (largitiones) durch die kostbarsten Geschenke bereicherte, während die Provinzen von der Last der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehre Verschwörungen in Rom selbst endigten zum Verderben Derjenigen, die sie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, Statthalter in Spanien, für welchen sich auch der Senat erklärte. Nero floh, und von Allem verlassen, ließ er sich von einem Freigelassenen tödten (68 n. Chr.). Das Geschlecht Julius Cäsars starb mit ihm aus; die Namen Augustus und Cäsar aber blieben als Titel des Herrschers und des Kronerben.

Nerva (M. Coccejus), alter, ehrwürdiger Senator, aus angesehener Familie, in der Jugend als Dichter bekannt, ward 96, wahrscheinlich nicht ohne Einstimmung des Senats, von den Mördern des Kaisers Domitianus zum Kaiser bestimmt und von der Leibwache ausgerufen. Mild, gerecht, sorgsam für Wohlstand und Erziehung, suchte er alsbald die Wunden zu heilen, die seine Vorgänger dem Staate geschlagen hatten, vertrieb das heillose Geschlecht der Angeber und setzte das Majestätsgesetz außer Wirksamkeit, stellte das Ansehen des Senats wieder her, und gab, als die Leibwache die gewohnte Zügellosigkeit wieder beginnen wollte, durch Adoption dem Reiche den Trajan. Er st. 98.

Nerven. Nervensystem. Nerven sind fadenförmige Organe der Thiere, welche aus derselben eiweißartigen Substanz bestehen, die das Gehirn zusammensetzt. Jeder Nerv besteht aus mehren einzelnen Fäden, die bündelartig mit einer Scheide, dem Nervilem, umgeben sind. Dieses Nervilem ist nicht für bloße Haut zu achten, denn es enthält eine un-

zählbare Menge von feinen Blut-, Puls- und Saugadern, die dem eigentlichen Nervenmarke den nöthigen Nahrungsstoff zuführen. Die Zahl dieser Gefäße ist deßhalb so bedeutend, weil jeder Nerv, im Vergleich zu andern Organen, eine weit größere Menge Nahrung braucht. Jedes Organ des Körpers hat Nerven, denn nur durch sie ist Verbindung mit der Seele und eigene Thätigkeit, sie möge willkürlich seyn oder nicht, möglich; nur die Theile, welche bloß zum Schutz dienen, als die Haare, die Oberhaut, die Nägel bedürfen ihrer nicht. Rücksichtlich der willkürlichen und unwillkürlichen Thätigkeit der Organe scheinen die Nerven nach zweierlei besondern Anordnungen modificirt zu seyn. Diejenigen, welche die Willkür in den Sinnesorganen und in den bewegenden Theilen vermitteln, hängen ununterbrochen mit dem Gehirn und Rückenmark zusammen: dahingegen die andern sich nach ihrem Austritte aus dem Gehirn und Rückenmark in einzelnen Knoten oder Ganglien versammeln und mit andern Fäden verschmelzen, und von hier aus sich zu den willkürlich wirkenden Organen des Blutumlaufs, der Respiration, der Verdauung, der Absonderung ꝛc. vertheilen. Diese Nervenknoten scheinen gleichsam den Einfluß des Gehirns und Rückenmarkes auf die aus den Knoten entspringenden Zweige aufzuheben, wenigstens insofern, daß aus diesen, im gesunden Zustande, keine Empfindungen bis zum Gehirn fortgepflanzt werden können, auch das Gehirn keine störende Abänderung in den Functionen dieser Nerven hervorbringen kann. Beiderlei Nerven unterscheiden sich auffallend in ihrer Beschaffenheit; denn die Gehirnnerven sind härter als die aus den Knoten. Ueberdieß vereinigen sich an mehren Stellen des Körpers mehre Nerven zu Geflechten, verschmelzen daselbst ihr Mark und zertheilen sich wieder. Von diesen Geflechten ist das in der Magengegend befindliche sogenannte Sonnengeflecht das hauptsächlichste für den ganzen Unterleib, da es nach allen Seiten hin Stämme und Fäden aussendet. Die Nerven wirken durch den genauesten Zusammenhang mit den Organen des Körpers, daher zertheilen sie sich so fein in dem Gewebe derselben, daß sie sich gleichsam darin zu verlieren scheinen; dieß ist besonders der Fall in den Muskeln, der Zunge und den Organen der Verdauung. Bei einigen Sinnen aber, wo ihre Wirkung auf einen gewissen Raum beschränkt ist, endigen sie sich in eigenthümliche markige oder gallertartige Verbreitungen und werden durch den gesunden Zustand dieser nur allein thätig. So geschieht es im Auge, wo der Augennerve sich zur Markhaut ausdehnt; in der Nase nimmt den Riechnerven die Schleimhaut auf; in der Haut endigen sich die Gefühlnerven in unzähligen Abtheilungen in dem Malpighischen Schleime, der zwischen der Oberhaut, als ihrem nervenlosen, unempfindlichen Schutze, und dem Felle liegt. Dessen ungeachtet muß der Physiolog die Gehirnnerven noch unterscheiden in solche, welche die Empfindungen zum allgemeinen Sammelplatz derselben hereinführen, obgleich der Anatom ihren körperl. Unterschied noch nicht genau darthun kann. Alle Functionen und Kräfte des Nervensystems zusammengenommen, werden u. d. N. Sensibilität begriffen, diese aber wird in Receptivität oder Reizbarkeit, Empfänglichkeit und in Spontaneität, Energie oder Reaction unterschieden. Sie bezeichnen die zwei verschiedenen Aeußerungen des sensibeln Lebens, jene als von Außen nach Innen, diese von Innen nach Außen gehend, wodurch der Mensch mit der Außenwelt verbunden und doch selbständig in ihr wird. Durch dieses eigenthümliche Leben des Nerven-

syſtems wird die Thätigkeit des andern Körpers erſt vermittelt und regulirt. Die Kraft iſt groß und doch auf einen kleinen Raum beſchränkt, ſodaß dem Beobachter ſich der Gedanke an inwohnenden, dieß Alles bewirkenden Nervengeiſt leicht aufdringt. Mehre Erſcheinungen, wie die Gegenwart einer ſenſibeln Atmoſphäre um die Nerven, die ſchon in gewiſſer Entfernung reizbar ſind, und der thieriſche Magnetismus bekräftigen die Annahme einer ſolchen die Nerven belebenden Flüſſigkeit, die man zu den imponderabeln rechnen muß. (S. Reizbarkeit u. Senſibilität.)

Nervenkrankheiten ſind die, deren nächſte Urſache, d. h. der innere Zuſtand, in welchem unmittelbar der Inbegriff der weſentlichen Krankheitszufälle gegründet iſt, im Nervenſyſteme liegen, und durch eine anomale Organiſation oder geſtörte Thätigkeit hervorgebracht werden. Ohnſtreitig ſind die Nerven die wichtigſten Theile des menſchlichen Organismus; ſie ſind die Organe der Sinnlichkeit und der Denkkraft, die Erreger und Leiter der Muskelthätigkeit und die Regler des ganzen Ernährungsproceſſes. Ihre große Wichtigkeit für das thieriſch-organiſche Leben macht daher alle Krankheiten, welche ihren Sitz im Nervenſyſteme haben, immer gefährlich, und weil die Nerven mit allen Theilen des Körpers in der engſten Verbindung ſtehen, ſo zieht ſie jede Krankheit, die auch nicht unmittelbar ihren Urſprung aus der Nervenſphäre nahm, in Mitleidenſchaft. Die Nervenkrankheiten zerfallen, wie die andern, in acute und chroniſche, d. h. Nervenleiden mit und ohne Fieber. Die erſtern zertheilen ſich wieder nach dem geringeren oder größeren Grade des krankhaften Ergriffenſeyns des nervöſen Syſtems, nach der Art der Verletzung ſeiner Functionen, ob ihre Reizbarkeit oder Rückwirkungsvermögen vorzugsweiſe geſtört erſcheint, und nach den einzelnen Organen, in denen die meiſten und das tiefſte Leiden bezeichnenden Symptome auftreten. Fiebert das Seelenorgan, ſo entſtehen unregelmäßige Vorſtellungen und Bewegungen. Die Vorſtellungen ſind zu ſtark, zu ſchwach, ohne Zuſammenhang mit dem Zuſtande des Kranken und ſie aſſociiren ſich nach falſchen Geſetzen. Es entſtehen Tobſuchten, Raſereien, Krämpfe aller Art, Epilepſien und Catalepſien; ſind die Kräfte des Gehirns gelähmt, ſo erfolgen Sinnloſigkeit, Blödſinn, Mangel des Gedächtniſſes, Lähmung der Muskeln, Ohnmachten, Schlafſucht und Schlagfluß. — Kranke Sinnorgane verurſachen Lichtſcheu, Mangel des Geſichts, zu ſcharfes Gehör, Taubheit, falſcher Geſchmack, Verletzung des Geruchs. Leiden die andern Nerven des Körpers fieberhaft, ſo erregen ſie ein falſches Gemeingefühl, Krämpfe einzelner Muskeln, Lähmungen derſelben, Schmerzen, Rheumatismen. Krankheit des Rückenmarks und der Interkoſtalnerven bringt ein Ziehen im Rücken und eine unregelmäßige Mitleidenſchaft hervor. Fieberhaftes Leiden der Muskelnerven erzeugt Muskelkrämpfe, Zittern, leichte Convulſionen, Schluchzen, Stuhlzwang, Harnſtrenge ꝛc. Sind die Nerven des Vegetationsproceſſes und ſeine Organe verletzt, ſo entſtehen eine Menge der verſchiedenartigſten Erſcheinungen, die ſich unmöglich hier angeben laſſen: die vorzüglichſten ſind: ein Schmerz, der ſich nach Verſchiedenheit der Theile unter verſchiedenen Formen, als Hunger, Durſt, Müdigkeit, Ekel, Froſt, Hitze, Angſt, als juckender, ziehender, drückender, ſchneidender, ſtechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, Empfindung der Taubheit und des Einſchlafens der Glieder, Prickeln in denſelben, wie Nadelſtiche, äußert; beſondre krank-

hafte Regungen des Instincts, Appetit nach Kreide, nach sauerlichen Dingen, die sonderbaren Gelüste mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgestellt werden als sie wirklich sind, wie z. B. Kranke sich vorstellen, sie seyen halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder sie beständen aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. Bei den chronischen Nervenleiden beobachtet man dieselben Spuren, nur ohne Fieber. Alle Nervenkrankheiten haben das Eigne, daß sie mehr oder weniger periodisch und selbst typisch sind; daß die Erscheinungen und Zufälle zu gewissen und sehr oft zu bestimmten Zeiten sich verstärken und wieder nachlassen, sogar gänzlich verschwinden, wo der Kranke anscheinend gesund seyn kann, um an dem bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde, selbst Minute wieder zurück zu kehren. Die Anlage zu Nervenkrankheiten ist sehr häufig angeboren und erblich, doch kann sie auch durch Unmäßigkeit in den Genüssen des Lebens, durch zu große Anstrengung des Nervensystems, heftige Leidenschaften, fehlerhafte Lebensart, Luxus, Verweichlichung erworben werden. Die Gelegenheitsursachen sind verdorbene Luft, Nahrung, erhitzende Getränke, gewürzte Speisen, animalische und vegetabilische Gifte, Würmer, Wassersammlungen, Angriffe eines starken Stoffes auf die Nerven, Wunden, Blutverlust, zu große Menge Blut, Unreinigkeiten im Körper, zu vieles Wachen, zu große Anstrengung des Geistes, Fieber, Schwangerschaft, und tausend andere Einflüsse, die existirend oder deprimirend auf das Nervensystem wirken.

Nesseln sind Pflanzen mit stechenden Haaren, die beim Berühren in die Haut eindringen, abbrechen und einen beißenden Saft unter sie ergießen, der starkes Brennen verursacht. Mehre Nesseln haben urintreibende Kräfte, viele dienen als gesundes Futterkraut, andere geben fadenartige Fasern, die gleich dem Flachse versponnen werden können und sehr dauerhaft sind. Daher auch Nesselgarn, ein zartes, aus dem Baste von den Stengeln der großen Nessel gesponnenes und daher überhaupt ein zartes, gleiches Garn. Die Wogulen am Twodafluß in Sibirien bereiten aus Nesseln ungebleichte Leinwand, Netze und Stricke; dasselbe thun die Baschkiren, Samojeden und die Tataren am Jenisei. — Nesseltuch, Netteltuch, ist der deutsche Name für das franz. Wort Mousseline. Man machte ehemals in Picardie aus den großen Brennnesseln, die wie Flachs behandelt wurden, eine graue Leinwand, die aber jetzt nicht mehr gefertigt wird. Ebenso machte man auch ehemals in Deutschland und in der Schweiz Nesselzwirn und Nesselgarn.

Nesselrode, gräfliche Familie kathol. Religion, stammt aus Sachsen, wo sie erweislich im 14. Jahrh., angeblich schon im 10., vorkommt. Ihr Geschlechtsregister geht bis 1318 zurück. Joh. Valent. Wilh. von Nesselrode erhielt 1710 vom Kaiser Leopold die gräfliche Würde. Dieses Geschlecht theilt sich in zwei Linien: die ältere, N. Reichenstein und Landskron, hatte Sitz und Stimme auf der Grafenbank und wurde in dem Reichsdeputationsreceß 1803 für ihren Verlust an Gütern, die auf dem linken Rheinufer lagen, durch eine Rente von 7140 Fl. entschädigt. Die jüngere, N. Ehreshofen, besitzt Ehreshofen, Fabrikort bei Düsseldorf, mit Schloß und Park. Aus ersterer stammt: 1) Mar. Jul. Franz, Graf v. Nesselrode, kais. russ. Gesandter am preuß. Hofe in

der merkwürdigſten Epoche 1790. 2) (Joh. Franz n. A. Karl Robert), des Vor. Sohn, geb. in Liefland am 2. Sept. 1755; trat früh in ruſſ. Dienſten in die diplomatiſche Laufbahn. 1821, als Graf Kapodiſtrias aus dem ruſſ. Miniſterium wegen der griech. Angelegenheiten austrat, übernahm Neſſelrode das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten allein, das er mit Ruhm und Geſchicklichkeit während der verwickelten Angelegenheiten, die die türkiſche Frage, ſowie ſpäter die Julius-, die belg. und die poln. Revolution veranlaßten, führte und noch jetzt (1834) führt.

Neſtel, ein im Hochdeutſchen etwas veraltetes und mehr im Oberdeutſchen übliches Wort, bedeutet ſowohl die Neſtform, welche das weibliche Geſchlecht zuweilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder ſchmalen Riemen, deren man ſich zum Zuſchnüren und Zubinden der Kleidungsſtücke bedient. In dieſer letzten Bedeutung von Schnüren iſt das Wort Neſtel in Neſtelknüpfen genommen. Man verſtand hierunter die magiſche Handlung, wodurch man Jemand mittelſt Knüpfung von Neſteln zum Beiſchlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu dieſem Behufe drei Knoten unter Herſagung gewiſſer Zauberformeln an einem Leichenſteine oder anderm heiligen Orte. Ebenſo hatten Diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Neſtelknüpfens erlöſt ſeyn wollten. Schon in den älteſten Zeiten war die Annahme, daß das männliche Vermögen durch den Willen Anderer, vermittelſt geheimer Künſte, unterdrückt werden könnte, unter den Völkern verbreitet. Nach Herodot war Amaſis, König in Aegypten, auf dieſe Weiſe gebunden und wurde nur durch Gebete an Venus und ihr gebrachte Gelübde davon befreit. Nach Plinius war es gewöhnlich, das junge Eheleute die Pfoſten ihrer Thüren mit Wolfsſchmalz beſtrichen, damit ihnen nichts Feindliches begegnete. Doch ſcheint die erſt in neuerer Zeit verbreitete Meinung, das jene Hemmung auf magiſche Weiſe durch Knotenknüpfen bewirkt werde, aus einer mißverſtandenen Stelle Virgils (Eclog. 8, 77. 78) entſtanden zu ſeyn. Im Mittelalter war der Glaube allgemein, daß ſolches Knotenknüpfen unter Mitwirkung des Teufels, jene zauberiſche Kraft habe, in der Ausdehnung, daß auch andere zauberiſche Wirkungen durch gleiche böſe Künſte zu bewirken ſeyen. In neuerer Zeit war das Neſtelknüpfen ſchon vor Erlaſſung des ſaliſchen Geſetzes für ein ſchweres Verbrechen erachtet und wurde auf dem Concilium zu Regensburg, als dem erſten deutſchen, wiederholt dafür erklärt; die gewöhnlich geordnete Strafe war Enthauptung. Niebuhr fand denſelben Glauben unter den Arabern, Kämpfer unter den Macaſſaren verbreitet; nach Letzterem wird in Oſtindien keine Hochzeit gefeiert, ohne daß eine weiſe Frau vorher die Verknüpfung und den Zauber zu löſen ſich bemüht.

Neſter, indianiſche Vogelneſter. Der Vogel, der ſie baut, iſt eine Schwalbe (hirundo esculenta), wohnt auf Java, den Philippinen, in Tunking, Cochinchina ꝛc. und befeſtigt ſein Neſt in den Höhlen am Meeresufer. Die beſten geſuchteſten ſind weiß, durchſcheinend, wie Hauſenblaſe, von der Größe eines Enteneies und beſtehen faſt ganz aus einem nahrhaften, gallertartigen Stoffe, den der Vogel aus halbverdauten und ſo gegen Fäulniß geſchützten Würmern erzeugen ſoll. Sie machen einen Gegenſtand des Handels aus, weil dieſelben für Leckereien geachtet und jährlich zu Tauſenden in die Küchen indianiſcher und chineſiſcher Großen, auch wohl nach Europa verkauft werden. Man ſtößt ſie ent-

weder zu Pulver und mischt dieses andern Speisen bei, oder kocht sie mit Fleischbrühe weich.

Nestor, derjenige unter den griechischen Helden vor Troja, der sich durch seine Klugheit, die Frucht seines hohen Alters, ebenso sehr als durch seine sanfte und eindringende Beredtsamkeit auszeichnete. Nestor war der Sohn des Neleus und der Chloris. Seine Heimath war (wahrscheinlich das triphylische) Pylos, wo er herrschte. In Gerena wurde er erzogen, weßhalb er der gerenische Reisige genannt ward. Seine Gemahlin war nach Apollodor Anaribia, des Krateus Tochter. Nach Einigen kämpfte er im Lapithenkriege mit, begleitete die Argonauten und wohnte dem Kampfe gegen den kalydonischen Eber bei. Homer läßt ihn rühmend sagen, daß er in früher Jugend die stärksten Helden des Menschengeschlechts als Kriegsgenoß gekannt habe, den Peirithoos, Dryas, Käneus, Eradios und Polyphemos. Am bekanntesten ist er aus dem troischen Kriege. Er führte die Pylier und andere Stämme in 90 Schiffen dahin, hielt treffliche Reden zur Versöhnung der beiden Helden Agamemnon und Achilleus, gab sehr weisen Rath, begeisterte die Griechen zur Ausdauer im Kampfe und kehrte glücklich in die Heimath zurück, wo er lange noch behaglich lebte und regierte. Seine Kinder werden genannt Perseus, Stratichos, Aretos, Echephron, Peisistratos, Antilochos, Thrasymedes, Peisidike und Polykaste. Noch zu Pausanias Zeiten zeigte man zu Pylos sein Haus, sein Grab und seine Ställe. Hochbejahrte Personen, besonders Fürsten, benennt man noch jetzt sprüchwörtlich mit seinem Namen.

Nestor, russischer Geschichtschreiber, geb. um 1056, lebte als Mönch im Höhlenkloster zu Kiew, woselbst er eine Chronik in der Landessprache schrieb, die für die Geschichte des Nordens wichtig ist. Leider ist der Urtext dieses Werks durch die Einschaltungen der Fortsetzer so entstellt, daß man über Nestor's eigenthümliches Verdienst als Historiker kein genügendes Urtheil fällen, ja nicht einmal bestimmen kann, wie weit eigentlich seine Arbeit reicht. Nestor starb nach 1116. Eine Fortsetzung Nestor's vom Abt Sylvester vom St.-Michaelskloster zu Kiew reicht bis 1123, die zweier andern Geistlichen, des einen bis 1157, des andern bis 1203, deutsch von Schlözer, 5 Bde., Göttingen 1802—1809, in Auszug von Scherer, Leipzig 1774.

Netscher (Kaspar), einer der besten Maler seiner Zeit, geb. zu Heidelberg 1639. Auch in Dem, worin die niederländische Schule eine eigenthümliche Stärke besitzt, in der getreuen Nachahmung der Natur, besonders der Stoffe, übertraf er die niederländischen Maler. Der weiße Atlas und Sammet in den Gewändern und Draperien seiner Gemälde, und das Haarichte der türkischen Teppiche hat eine täuschende Wahrheit. Er hat einen frischen Pinsel und einen vortrefflichen Farbenton. Seine kleinen Cabinetstücke werden wegen ihrer Vollendung am meisten geschätzt. Er starb im Haag 1684 und hinterließ 2 Söhne, Konstantin und Theodor, genannt der Franzose, ebenfalls verdienstvolle Maler.

Nettelbeck (Joachim Christian), geb. zu Kolberg 1738, ward früh Seemann und tummelte sich bis zu seinem 45. J. auf der See als Schiffscapitain in den europäischen Meeren, in Westindien, an der afrikanischen Küste umher. Bei der Belagerung Kolbergs im 7jährigen Kriege war er als Steuermann und Bürgeradjutant sehr thätig. Spät setzte er sich zur Ruhe, ergriff die Profession eines Branntweinbrenners und ward Bür-

gerrepräsentant, dann Rathsherr zu Kolberg, bis die Belagerung seiner Vaterstadt 1807 durch die Franzosen ihm wieder Gelegenheit gab, seinen ausgezeichneten Patriotismus und Bürgersinn zu zeigen. Als einfacher Bürgersmann wirkte er hier, obschon damals nahe an 70 Jahre alt, mit unermüdeter Thätigkeit, und seinem Beispiele und seinem Muthe verdankt man es großentheils, daß Kolberg nicht, wie die andern preuß. Festungen, in die Hände der Feinde fiel, sondern sich unter seinem schwachen Commandanten, Obersten von Lucadou, bis zur Ankunft des neuen Commandanten, Majors v. Gneisenau, tapfer hielt, welches das Vaterland und dessen König gebührend anerkannten. Wieder freiwilliger Bürgeradjutant, trug er zur Hemmung der gefährlichen Feuersbrünste wesentlich bei, hatte die Aufsicht über die Ueberschwemmung, diente als Lootse, der die gefährlichen Posten zwischen der Stadt und dem Meere unterhielt. So stellte er ein schwedisches Kriegsschiff im Rücken der Belagerer auf. Ueberhaupt zeichnete er sich durch rastlosen Eifer und angestrengte Thätigkeit überall aus. Er erhielt später die Erlaubniß, die Admiralitätsuniform zu tragen (er hatte 1769 eine kurze Zeit in königl. Dienst gestanden) und 1817, da er in seinen Vermögensumständen zurückgekommen war, eine Pension von 200 Thlr. Er starb 1824 in einem Alter von 86 Jahren in Kolberg. Eine von ihm verfaßte Selbstbiographie, 3 Bde., Leipzig 1824, macht Nettelbeck auch als offenen, freimüthigen Schriftsteller merkwürdig und zeigt ihn auch auf dieser Bahn als einen ebenso achtungswürdigen, wie kluggewandten und kraftvollen Mann.

Netto (ital.), steht dem Brutto (s. d.) entgegen; im Deutschen entsprechen ihnen die Ausdrücke rein und roh. — Nettopreis ist der Preis, wovon der Rabbat abgezogen ist, und welcher daher ganz an den Kaufmann bezahlt werden muß. Das Nettogewicht einer Waare bleibt übrig, nachdem man Alles, was zur Verpackung und Einschließung derselben dient, davon abgesondert hat.

Netz heißt jedes aus Fäden künstlich geflochtene Gewebe. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugethiere das Netz oder die Netzhaut. In der Meß- und Zeichnenkunst nennt man Netz die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweise gezogenen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landcharten sich durchkreuzenden Kreise und Linien der mathemat. Geographie. In der Tuchweberei nennt man Netz die Verwickelung zerrissener und durch Unachtsamkeit des Tuchmachers nicht wieder zusammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Netzhaut, s. d. vor. Art. und Auge und Nerven.

Neualbion, s. Nordamerika.

Neuarchangelsk (Neu-Arkhangelsk), die südlichste Niederlassung der Russen auf der Nordwestküste von Nordamerika, auf der Insel Sitka; Hafen. Der Handel daselbst wird ausschließlich von der russisch-nordamerikanischen Compagnie betrieben, deren Vorsteher in Petersburg sind. Sie läßt hier durch Jäger in kleinen, mit Feilen überzogenen Fahrzeugen, Baydarken genannt, die von der Insel Kodjak aus bemannt werden, die wichtige Fischotterjagd betreiben, welcher aber bei der Prinz Wallisinsel von wilden Insulanern, und an der Küste von Californien von den Vereinigten Staaten Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Neuber (Friederike Karoline), Tochter des Advocaten Weißenborn zu Zwickau, dem sie zu Reichenbach um 1700 geb. wurde. In Folge von Mißhandlungen, die sie im väterlichen Hause erlitt, entfloh sie mit ihrem Liebhaber, mit dem sie sich auch bald darauf verheirathete. Beide traten zur Spiegelbergischen Schauspielergesellschaft in Weißenfels, erhielten 1727 das Privilegium als königl. polnische Hofkomödianten und bildeten in Leipzig eine eigene Gesellschaft. Als Directrice derselben sowohl, sowie auch als Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, erwarb sie sich einen ausgezeichneten Ruf. Gottsched, Rost und selbst Lessing gedenken ihrer mit dem größten Lobe. Sie regte Lessing und Weise an, sich mit dem deutschen Theater zu beschäftigen. Mit Gottsched verband sie sich, um das deutsche Theater zu reformiren, die extemporirten Haupt- und Staatsactionen, in welchen der damals sehr gemeine und platte Hanswurst eine Hauptrolle spielte, zu verdrängen und an deren Stelle regelmäßige Stücke zu setzen, die freilich hauptsächlich in französischen Uebersetzungen bestanden. In Folge Dessen wurde 1737 auf dem Schauplatz der Neuber, damals der Bude vor dem grimmaischen Thore, ein Auto da Fé über Harlekin gehalten, eine bekannte theatralische Curiosität. In Folge öfterer Abwesenheit verlor sie ihr Privilegium in Leipzig, und starb in den dürftigsten Umständen den 30. Dec. 1760 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden, wo ihr von den Verehrern ihrer Kunst 1776 ein Denkmal errichtet worden ist.

Neucaledonien, 55 bis 60 Meilen lange, 10 bis 15 Meilen breite nnd 325 QM. große Insel in Australien, östlich von Neuholland; hat 3200 Fuß hohe nackte Berge, und auf den Küsten gefährliche Felsenriffe. Die 120.000 kastanienbraunen Einwohner sind Papuer, haben in der Physiognomie viele Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Vandiemensland und reden eine von allen Sprachen der Südseeinseln abweichende Sprache. Sie gehen fast ganz nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Sie bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Pisangs, welche letztere man regelmäßig gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer schwarzer Spinnen, welche sie auf Kohlen rösten, und essen selbst Stücke von einem weichen Speckstein (Stratit). Auch fand Cook Anzeigen, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe und sind inwendig mit Matten von Kokosblättern bedeckt. Den größten Fleiß scheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, sondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis 15 Fuß lang sind; diese werfen sie mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittelst eines elastischen Stricks, den sie um die Mitte der Lanze legen und mit dem Daumen einen Schneller geben. Sie haben auch Streitkolben von sehr hartem Holze, die zum Theil artig geschnitzt und polirt sind. Endlich bedienen sie sich auch der Schleudern, und ründen zu diesem Behufe die Steine mit besonderem Fleiße. Ueber den Charakter der Neucaledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Insel besuchten, von einander ab. Cook schildert sie als gutartig, ohne Mißtrauen und freundlich zuvorkommend. D'Entrecasteaux beschreibt sie als freche Diebe, streitsüchtig und als Menschenfresser.

Neu- oder Westcaledonien, s. Nordamerika.

Neudietendorf, Herrnhuter-Gemeinde im gothaischen Amte Ichtershausen, an der Apfelstedt; 78 H., 450 Einw., Wollen- und Baum-

wollenzeuch-, Kattun- u. Strumpfmanufakturen, Flanelldruckerei, Färberei, Federspulen-, Siegellack-, bunt Papier- und Seifenfabrik.

Neufchatel, Neuchatel, Neuenburg, war eine freie von der Familie Longueville monarchisch regierte Landschaft, unter dem Schutze der schweizer Republik, als der Stamm ihrer Dynastie 1707 mit Maria von Orleans erlosch. Die Stände wählten hierauf als nächsten Erben im Hause Oranien den König Friedrich I. von Preußen, der die alte Verfassung großer ständischer und individueller Freiheiten dem Lande in einer Capitulation bestätigte. Im tilsiter Frieden 1807 mußte Preußen sich auch von diesem fleißigen Gebirgsvolke trennen, das Napoleon dem Marschall Berthier als Lehn verlieh, welcher das Land keinesweges drückte und ihm ohne Vergrößerung der Auflagen seine alten Freiheiten ließ. Der pariser Friede setzte den König von Preußen wieder in Besitz von Neufchatel, der dem kleinen Staat, welcher jetzt den 22. Canton der schweizer Eidgenossenschaft bildet, den 26. Dec. 1814 eine neue Constitution gab, nach welcher der Staatsrath in Neuenburg und nicht der Fürst die Bundespflichten erfüllt. Auf 14 QM. leben 56.700 Menschen, theils Französisch, theils Deutsch redend, im niedrigen Juragebirge, das sich nach dem Neufchateller See, der nach dem Rhein abfließt, abdachet. Seit der Abschaffung der Brache und Gemeinheiten, auch der Weideberechtigungen auf fremden Boden, vermehrt sich der Getreidebau und die Viehzucht, nur ist das Klima, außer in den Thälern der beiden Seen rauh. Die Beamtung ist sehr zahlreich. Bis auf das Kirchspiel Landeron, welches sich zur kath. Religion bekennt, ist das Land der reformirten Kirche zugethan. 50.000 Eimer Wein und viel Vieh, mit Uhren, Spitzen und Baumwollegespinnst werden ausgeführt. Ein Bataillon Garde stellt Neufchatel dem Könige, dessen Civilliste 150.000 Liv. (40.000 Rthlr. preuß.) beträgt. Die Landstände haben die Gesetzgebung und Besteurung. Der Staatsrath hat 21 Mitglieder, die Castellane und Maire repräsentiren den Fürsten in ihrem District. Die 10 ältesten Staatsräthe und 14 Notable, von denen vier Geistliche sind, welche sämmtlich der Fürst ernennt, die Präsidenten der Gerichtsbezirke und 30 Deputirte der Bezirke bilden die Landstände. Alle zwei Jahre beruft der Gouverneur die Landstände. Die Justizunterbehörden haben 21 Tribunale und die Appellation die Gerichtshöfe zu Neufchatel und Vallengin. Die Ehesachen entscheiden zwei, sowie die Sachen peinlicher Gerichtsbarkeit 9 Gerichte. Die Finanzen verwaltet eine chambre des comptes. — Im Anfang des Jahres 1831 entstanden politische Bewegungen in diesem Canton, welche eine Umänderung jener Verfassung bezweckten. Die von den verschiedenen Gemeinheiten in den Bürgerversammlungen ausgedrückten Wünsche wurden durch den Staatsrath an den König von Preußen gebracht, der durch ein Rescript vom 11. April verkündete, daß er bereit sey, den Wünschen des Fürstenthums für einen gesetzgebenden Körper zu willfahren, und daß er den General v. Pfuel als Commissarius absenden, und mit Vollmachten versehen werde, Alles zu verfügen, was billig, nothwendig und den Bedürfnissen des Fürstenthums angemessen sey. Zugleich ertheilte der König durch andre Rescripte dem Volke mehre materielle Erleichterungen, was die Freunde der Stabilität beruhigte. Nur Diejenigen waren damit unzufrieden, welche eine gänzliche Auflösung der Verhältnisse mit Preußen beabsichtigten. Unterdessen war v. Pfuel am 13. Mai in Neuenburg angekommen, hierauf das

ganze Land bereisend, um die Wünsche des Volkes selbst zu hören, die herrschenden Gebrechen kennen zu lernen und überall die Gemüther zu beruhigen. Im Juni erschien die königl. Verordnung über die neue Wahlart der Landstände; der König ernennt 10 Mitglieder, das Land je auf 500 Seelen eines; alle 2 J. tritt ein Drittheil aus, ist aber immer wieder wählbar; um stimmfähig zu seyn, muß man das 22., um wahlfähig, das 25. Lebensjahr erreicht haben, und für letzteres mit wenigstens 1000 Francs angesessen seyn. Die Landstände haben das Petitionsrecht an den Landesherrn und theilen bei den Berathungen die Iniative mit ihm. Der erste neue Landtag dauerte vom 11. Juli bis Anfang August in Neuenburg, worauf v. Pfuel mit der Hoffnung, durch die den Volkswünschen gemachten Concessionen die Ruhe auf lange Zeit gesichert zu haben, wieder abreiste. Doch dauerte die Bewegung fort, und im Sept. brach der Bürgerkrieg aus. Mehre hundert rebellische Landbürger unter Bourquin kamen vor Neuenburg, erklärend, die Regierung könne nur durch ihre Abdankung Blutvergießen verhüten, worauf Jene das Schloß besetzten und der Staatsrath sich nach Valengin zurückzog. Nun wurde eine provisorische Regierung gewählt, im Sept. aber der Canton von 3 Schweizerbataillonen besetzt, um weitere Feindseligkeiten zu verhüten. Aufgefordert von den 2 von der Tagsatzung ebenfalls hingesandten eidgenössischen Repräsentanten, übergab Bourquin am 27. Sept. das Schloß der gesetzlichen Behörde. Um aber die Rebellion in ihrer Quelle zu ersticken, ward v. Pfuel abermals nach Neuenburg gesandt, am 25. erklärend, daß diejenigen der insurgirten Gemeinden, welche bis zum 1. Nov. sich nicht dem König und der Regierung unterworfen, als in der Rebellion beharrend angesehen werden sollten. Fast alle unterwarfen sich, auch Bourquin. Viele sannen indeß noch auf Gewalt und Umsturz. Am 3. Nov. wurden die 24 Mitglieder des Staatsraths entlassen und ein neuer, aus 8 Mitgliedern bestehend, eingesetzt. Bald darauf verließen die eidgenössischen Truppen das Fürstenthum; die Repräsentanten blieben noch und forderten die Neuenbürger zur Ruhe und Ordnung und zum Vertrauen gegen die Regierung auf. — Herr v. Pfuel befestigte die Stadt und organisirte eine Bürgergarde. Vom gesetzgebenden Rathe wurde indeß die Emancipationsfrage, jedoch nicht im Sinne Derjenigen, die Lostrennung des Landes von Preußen wollten, entschieden. Dieses brachte die Erbitterung der Republikaner aufs Höchste. Die entflohenen Häupter des Aufstandes stellten sich wieder an die Spitze desselben, besonders Bourquin und Rösinger. Aber in 2 Expeditionen wurden (18.—19. Oct.) die Republikaner völlig besiegt und so von v. Pfuel Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, die Insurgenten aber bestraft. Herr v. Pfuel ward zum Gouverneur des Fürstenthums ernannt. — Das Ländchen zerfällt in das eigentliche Fürstenthum Neufchatel und die Grafschaft Vallengin. In jenem liegt am Ufer des Neuenburger Sees der Hauptort Neufchatel, vom wilden Seyon durchströmt, mit etwa 5500 Einw. Dieß ist eine der freundlichsten Städte der Schweiz, ausgezeichnet durch die Betriebsamkeit und feine Sitten der Bewohner, zahlreiche und gute Unterrichtsanstalten, vorzüglich aber durch den rühmlichen Gemeinsinn ihrer Bürger. Einer von diesen, David Pury, ein reicher Kaufmann, ließ das neue Rathhaus, das schönste Gebäude in der Schweiz, erbauen, und vermachte 1786 sein ganzes Vermögen (über 1

Mill. Thaler) seinem Vaterlande zur Verbesserung der Prediger- und Schullehrerstellen, zur Unterstützung der Armen, Verbesserung der Landstraßen u. s. w. Ein anderer Kaufmann, v. Purtales, ließ ein Krankenhaus erbauen und schenkte dieser Anstalt über 200.000 Thaler. — Das alte Schloß, die im 10. Jahrh. erbaute Hauptkirche und davor auf dem Platze das Grabmal Wilhelm Farels, eines der Gründer des Protestantismus in der Schweiz, das Waisenhaus und die Bibliothek sind sehenswerth. In Vallengin ist der Marktflecken Locle in einem tiefen Jurathal mit 4300 Einw., welche sich durch ihren bewunderungswürdigen Kunstfleiß auszeichnen; und Chaux de Fonds (s. d.).

Neufoundland, vormals Terreneuve, englisches Gouvernement in Nordamerika, enthält 2090 QM., und ist von Labrador durch die Straße Belle-Isle getrennt. Das Innere ist voll Berge, Sümpfe und Moräste. Das Klima ist sehr rauh, nur die Nord- und Westküsten haben einen heitern Himmel: die andern aber sind in kalte Nebel gehüllt. Der Boden ist größtentheils unfruchtbar; an den Küsten finden sich eine Menge Wallfische, Meerschweine, Seehunde, besonders aber Kabliaue, weßwegen die Insel unschätzbar ist. (Vgl. Fischerei.) Von den Ureinwohnern, Eskimos, sind nur wenige u. d. N. Mikmaks vorhanden; der Europäer, meistens Engländer sind überhaupt 80.000; nach Colyhoun 18.000 Briten. Die junge Mannschaft lebt auf 500 Seeschiffen fast ganz vom Fischfang und vom Handel mit den englischen Schiffen, die hier den Fischfang betreiben. Fast 500 J. vor Columbus's erster Reise wurde Neufoundland durch sich dort ansiedelnden Normänner, die von Grönland dorthin segelten, entdeckt. Wegen der außerordentlichen Vermehrung des Polareises zu Ende des 14. Jahrh. wurde zwischen Neufoundland, Grönland und Europa aller Verkehr abgeschnitten, bis 1497 John und Seb. Cabotto in Neufoundland landeten. Schon im 16., besonders aber im 17. Jahrh. ließen sich neben den Engländern auch die Franzosen daselbst nieder, und hatten viel Streit mit einander, bis im utrechter Frieden 1713 die Insel den Engländern überlassen und den Franzosen nur Antheil an der Fischerei verstattet wurde. Nach dem pariser Friedensvertrag von 1784 fängt die franz. Fischerei bei dem Vorgebirge St.-Jean (St.-John) an, geht um Norden herum bis an die westliche Küste der Insel hinunter und hört am Vorgebirge Race auf. Von der Wichtigkeit dieses Handelszweigs kann man sich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und Frankreich sich noch in diese Fischerei theilten, England allein jährlich über 600.000 Centner Stockfische verführte, deren Werth auf 3 bis 4 Mill. Thaler angeschlagen wird, während selbst die Franzosen in der Periode, wo sie in der Theilnahme an jener Fischerei sehr eingeschränkt waren, gegen 3 Mill. Livres jährlich mit diesem Handel gewannen. St.-Jean und Plaisance oder Placentia sind die beiden Hauptorte. Der Hafen von St.-Jean faßt an 200 Schiffe, und hier wird die stärkste Fischerei getrieben.

Neugeorgien, Inselgruppen in Australien und in dem Polarmeere. Das australische Neugeorgien besteht aus den 11 Salomons- und mehren kleinen Inseln (darunter Bougainville-Insel), 172—180° O. L. und 5—11° S. Br.) und aus der Insel Neugeorgien. Diese liegt südostwärts von Neu-Irland; Bougainville sah sie zuerst 1768; Lieutenant Shortland entdeckte ihre westliche Küste 1788 und gab ihr den Namen; der Canal aber, der sie in 2 Theile scheidet, heißt Shortlandsstraße.

Die kleinern Inseln der erstgenannten Gruppe sind meistens aus Schalthiergehäusen entstanden; einige haben Vulkane und schönbewaldete Gebirge. Senkrecht hohe Felsen bilden hier und dort die Uferküste. Die röthlichschwarzen, von einem Despoten, dem Alles gehört, regierten Einwohner, vom Stamme der Papuer, haben die fruchtbaren Thäler, welche Kokos, Brotfrucht, Bananas, Yams, auch Zimmt, Caffee, Mandeln, Zuckerrohr u. s. w. hervorbringen, gut angebaut. Diese Wilde sind Polygamen, stark und wohlgebaut; sie verzehren die getödteten Feinde. Weil sie die Schiffsmannschaft des franz. Capitains Surville meuchlings überfielen, so heißt der südöstl. Theil der Insel Neugeorgien auch Assassinenland. — In der Nähe des noch wenig beschifften südlichen Polarmeers liegt (54—55° S. B.) die unbewohnte, von Laroche 1675 entdeckte Gruppe Neu-, auch Südgeorgien genannt. (Vgl. Südpolarländer.) — Im nördl. Eismeere entdeckte Capit. Parry 1819 im Lancasterstunde eine Gruppe von 9 Inseln (90—100° L. und 74—75° N. B.), die er Neugeorgiainseln nannte; die größte ist Lowther. Er segelte dann noch 10 Längengrade westwärts und fand in der Barrow- oder Lancasterstraße die Melville-Insel, wo er überwinterte. (S. Nordpolerpeditionen.) — Noch heißt eine britische Besitzung am Königin-Charlottensund, an der Westküste von Nordamerika, Neugeorgien.

Neugranada, s. Südamerika.

Neugriechischer Staat unter König Otto, s. am Schlusse dieses Werks.

Neugriechischer Styl, Malerei, Baukunst, s. Byzantinische Kunst, Malerei (altdeutsche), Baukunst.

Neugriechische Sprache, die Romeika, im Gegensatz der altgriech. oder Helenika, genannt, verhält sich zu dieser etwa wie das Italienische zum Lateinischen. Das Verderben der alten Sprache Griechenlands hat wahrscheinlich schon damals begonnen, als der Sitz des röm. Reichs nach Konstantinopel verlegt wurde und in der Folge der Zeiten immer mehr Ausländer und Barbaren in die röm. Heere und an den röm. Hof gezogen wurden. Die Züge der Kreuzfahrer und die vorübergehende Herrschaft der Abendländer in jenen Gegenden, sowie die beständigen Handelsverbindungen mit Venedig und Genua haben eine Menge italienischer Ausdrücke, die Einwanderung der Türken endlich eine Menge türkischer Wörter und Redensarten in die verstümmelte Sprache gebracht. Die vornehmen Griechen zu Konstantinopel sprechen sie am reinsten, und in ihrem Munde nähert sie sich am meisten der altgriechischen, wie denn auch jeder gebildete Grieche diese versteht; die Sprache des Volks aber weicht sehr davon ab und ist noch obendrein in den verschiedenen Gegenden mannigfaltig verändert. Die wichtigsten Veränderungen, welche sie erlitten, bestehen darin, daß sie 3 Hülfszeitwörter, ich bin, ich will und ich habe, aufgenommen, welches schon auf Verstümmelung und Vernachlässigung der alten so herrlich ausgebildeten Conjugation deutet; daß sie keinen Infinitiv hat; daß alle Präpositionen den Accusativ regieren; die Fürwörter hinten an das Hauptwort angehängt werden; viele Worte verkürzt werden u. s. w. Auch die Aussprache hat sich wesentlich verändert und nähert sich der sogenannten Reuchlinischen am meisten. Dabei richtet sich die Aussprache nach den Accenten und vernachlässigt gänzlich die Lage und Kürze der Sylben.

Als schon gebildete Schriftsprache tritt dieser Volksdialekt zum ersten Male in der Chronik des Simon Sethos (1070—80) hervor. Bis zur Mitte des vor. Jahrh. dauerte die tiefste Erniedrigung der glücklichsten Mundart. Drei Perioden der Erweckung kann man mit Rhizos unterscheiden. Die erste, von 1700—50, verschaffte den Fanarioten Einfluß und Wirksamkeit im Serail, besonders seit Maurokordatos (Aler.) Pfortendragoman, sein Sohn erster Hospodar der Moldau und Walachei ward. Während der zweiten Periode (1750—1800) bildeten die Griechen sich auf abendländischen Universitäten und verpflanzten aus den Abendländern sich nach der Heimath. Doch erst im dritten Zeitraume, 1800 bis jetzt, wurde diese gewonnene Bildung einflußreicher für das Gefühl der Nation, die, durch eine Menge äußerer Umstände begünstigt, den Druck erst jetzt recht zu empfinden anfing. Schulen entstanden zu Venedig, Odessa, Wien, Jassy, Bucharest, auf den ionischen Inseln. Auch in Konstantinopel, unter Selims III. Regierung, machten sich einzelne Fanarioten, vor Allen der edle Fürst Demetrius Moruſi, der Stifter einer Nationalakademie zu Kuru Tschesme 1805, um die Cultur der neugriechischen Sprache und Literatur sehr verdient. — Die Dankbarkeit gegen die Mutter ward dem übrigen Europa ein Grund der Beachtung der Tochter, und die Sprache gewann gleichmäßig durch der Eingeborenen und der Fremden Einwirken. Anfangs wurden zu Jassy, zu Bucharest (wo Spiridon Valetas, die Zierde des dasigen Hofes, u. d. N. Aristomenes, die berühmte Abhandl. Rousseau's „Sur l'inégalité des conditions" übersetzte), zu Venedig und Leipzig meist kirchliche Schriften gedruckt; als aber durch Gewerbthätigkeit und Schifffahrt, besonders der Hydrioten, der Reichthum der Einzelnen zunahm, nahm auch der Bücherverkehr zu, dem auswärts erzogene und redlich fördernde Volksfreunde hülfreich entgegenkamen. Die Sprache selbst, die nicht ohne Wohlklang und Biegsamkeit in ihrer Entwürdigung war, gewann bei diesem Streben an Kraft und Bildsamkeit, obgleich das Bestreben Einzelner, sie dem Altclassischen näher zu bringen, ein Sprung war, der ihrer Eigenthümlichkeit allzu viele Gewalt anthat. (S. Korais.) Richtiger scheinen Diejenigen noch zu verfahren, die das jetzige Idiom dem byzantin. Griechisch und der Sprache der Patriarchen näher zu bringen sich bemühen, wie der Athenienser Koorika, der leidenschaftliche Gegner Korais's, Jakobakis Rhizos u. m. A. — Den Schatz der neugriech. Sprache, den die bisherigen Wörterbücher sehr mangelhaft kennen lernen, weil er nur mit Zuziehung vieler Glossarien umfaßt werden kann (Vendoti, neugriech., ital. und franz., Wien 1790; Weigel, neugriech., deutsch und ital., Leipz. 1796; Kumas, neugriech., russisch und franz., Moskau 1811; Vlani, neugriech. und ital., Venedig 1806; Schmidt's „Neugriech.-deutsches Handwörterbuch", Leipz. 1825), würde das große, auf 6 Folianten berechnete Wörterbuch genauer uns dargelegt haben, das unter Leitung des Patriarchen Gregorius (s. d.) 1821 zu Konstantinopel begonnen ward, wenn der Märtyrertod des Greises, am 22. April 1821, mit der Zerstörung so vieler durch ihn gepflegten Bildungsanstalten nicht auch dieß Unternehmen geendet hätte. Für die Kenntniß der Sprache selbst, die vorzüglich in der Bildung der Zeitwörter von der alten abweicht und in den Endungen mehrer Nennwörter, haben jetzt sich die Hülfsmittel vermehrt. S. die Grammatik von Christopulos, der das Neugriechische für Aeolisch-Dorisch hält (Wien 1805), Schmidt's „Deutsch-

griechische Sprachlehre" (Leipz. 1808), eine deutsch-griechische von Bojadschi (Wien 1821 u. 23), Jules David's „Méthode pour étudier la langue grecque moderne" (Paris 1821), W. Münnich's „Neugriech.-deutsche Sprachlehre" (Dresden 1826) und v. Lüdemann's „Lehrb. der neugr. Sprache" (Leipz. 1826). Auch deutsche Philologen, wie Friedemann, Poppo, ließen das Neugriechische in Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Altgriechischen nicht unbeachtet. Auch vgl. das „Dictionn. français-grec moderne, précédé d'un discours sur la grammaire et la syntaxe de l'une et l'autre langue, par Grég. Zalicoglos" (Paris 1824).

Den 2 Mal durch Rußland beschworenen Volksgeist konnte zwar die rasch aufschießende Literatur der Neugriechen, meist Uebersetzungen aus dem Französischen, nicht sehr erheben, da sie ihm meist Fremdartiges anzueignen suchte; aber seit der edle Korais und ihm Gleichgesinnte eingriffen, bemerkt man eine Höheres ins Auge fassende Thätigkeit. Die Schule zu Scios, leider durch das Mordfest am 11. April 1822 verödet, die seit 1800 bestand, die Akademie zu Janina, deren Director, Athanasius Psalida, für den ersten neugriechischen Literator gehalten wurde, und die von den Franzosen auf den ionischen Inseln begründete Akademie waren Vereinigungspunkte der griech. Jugend geworden, die nicht ohne Einfluß auf den aufstrebenden Sinn des griech. Volks bleiben konnten. Unter Englands Schutz und Lord Guilford's weiser Fürsorge entwickelte dort sich der griech. Geist zu allmäliger Reife. Bereits ward zu Korfu, auf Canning's Befehl, am 29. Mai 1824 die ionisch-griechische Universität eröffnet. Unter den Professoren zeichnen sich aus: Bambas von Scio, der Literator Asopios und Piccolo, der über die neuere Philosophie Vorlesungen hält. In Paris besteht für die neugriech. Sprache ein eigner Lehrstuhl; auch H. Klonaris gibt über sie lebhaft besuchte Vorträge. In München ward später ein Lehrstuhl errichtet; in Wien, in Petersburg, in Triest widmeten reiche Griechen dem Bücherwesen ihrer Landsleute eine Aufmerksamkeit, die den Sinn der Gebildeten höher erhob und den lebenskräftigen Stamm rasch in Knospen und Blüthen trieb. In Odessa bestand seit Jahren ein griech. Theater, wo altgriech. Tragödien, in die neue Sprache übersetzt, die Zuschauer entzückten. Solchen Versuchen folgten bald eigenthümliche Schöpfungen von Jakobakis Rhizos („Aspasia" und „Polyxena"), von Pikulos, und Uebersetzungen neuer dramat. Werke von Oikonomos, Kokkinakis u. A. Begeistert riefen Rhigas (s. d.), Panago Suzzo und Polyzois ihre Landsleute zu Krieg und Schlachten; lieblich dichtete Christopulos, im Sinne des tejischen Sängers zur heitern Freude ermunternd, Kalbo und Salomo von Zante sangen, jener Oden, dieser Dithyramben; in ängstlicherer Form steht Jannakateky Tianites von Konstantinopel obenan. Ernster ist Sakellarios's Muse (Wien 1817), und Perdikaris satyrisch. Alex. Suzzo schrieb Satyren und 5 Tragödien, darunter „Mark Botsaris". Den Fall von Missolunghi hat die schöne junge Evanthie (Schwester des Prof. Theoph. Kaëris) in dem Drama „Nicerate" (so hieß Der, welcher Missolunghi in die Luft sprengte) gefeiert. Diese hellen. Nationaldichter sehen ihre Werke in Hydra, Nauplia und Missolunghi gedruckt. Als Improvisator hatte Nikolopulos zu Paris Beifall. Andreas Mustoxidi, Geschichtschreiber der Insel Korfu, ist eine Zierde der neugriech. Literatur und gleich ausgezeichnet als ital. Schriftsteller durch sein „Leben des Anakreon". Unter der Menge von Uebersetzern, die eifriger jetzt polit.

Schriften übertragen, wird Iskenteri, der Voltaire's „Zadig" ins Neugriech. übertrug, gepriesen. Bambas, Kumas, der Uebersetzer von Krug's „System der Philosophie", Alexandridis, Anthimos Gazis, Dukas, Gubelas, Kodrikas, Kondos, Mich. Schinas, Spyridon Trikupis, Solyzoides waren Namen, die vor dem Ausbruche des großen Kampfes mit vorzüglicher Auszeichnung genannt wurden. Die „Melissa" (die Biene), ein neugriech. Journal, das Spyridon Kondos und Agathophron zu Paris 1821 herausgaben, hörte auf, als die Mitarbeiter in den Befreiungskrieg zogen. Im Ganzen waren an 3000 Schriften in neugriech. Sprache seit 50 Jahren erschienen. Jetzt feiert das gesanglustige Volk höhere Gegenstände. Fauriel hat die neugriech. Volkslieder gesammelt („Chants populaires de la Grèce moderne", 2 Thle., Paris 1824—25; deutsch von Wilh. Müller, Leipz. 1825, 2 Bde.); und von einem Ungenannten, Koblenz 1825, 2 Bde.; auch E. F. v. Schmidt-Phiseldeck's „Auswahl neugriech. Volkspoesien" (Braunschw. 1827) und K. Th. Kind's „Neugriech. Volkslieder" in der Ursprache und übers. nebst Sach- und Worterklär. (u. d. T. „Eunomia", 3 Bde., Grimma 1827) sind, nebst Iken's „Hellenion" und „Leukothea" ein Commentar zu Dem, was die Ereignisse des Tages erzählen.

Neu-Guinea, nach Neu-Holland die größte Insel in der Südsee, ist an 13.000 QM. groß, von 149° 50′ — 167° O. L., 1° 40′ — 10° S. Br. und wird durch die Endeavourstraße von Neuholland, beim C. King William durch Dampierssstraße von Neubritannien, und an der Nordwestspitze durch Pittsstraße von Dchilolo getrennt. Obgleich diese Insel unter allen Ländern Australiens am frühesten — von spanischen Seefahrern 1528 und 1543 — entdeckt wurde, so ist sie doch bis jetzt noch sehr unbekannt. Nur Forrest ging an dem nördlichen Ufer vor Anker und Cook landete an der Südküste. Dampier, Carteret, Bougainville, d'Entrecasteaux traten nicht ans Land, sondern besuchten nur einige benachbarte Inseln. Le Maire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküste beschifften, hatten mehre Zusammenkünfte mit den Eingebornen der benachbarten Inseln, aber landeten auch nicht auf der Hauptinsel. Ein Theil der Insel, bisweilen ganz Neuguinea, wird das Land der Papuer (Küstenbewohner) genannt. Die Küsten mit mehren Caps scheinen überall hoch und bergig; mehre Spitzen sind 4770 F. hoch und vulkanisch. Die Küsten bilden viele Meerbusen und Buchten, und unzählige Inseln, Korallenriffe, Sandbänke ꝛc. Die vorzüglichsten Produkte sind: Kokusbäume, Platanen, Brotfruchtbäume und die meisten Bäume, Stauden und Pflanzen der Südseeinseln, Citronen, Muskatennußbäume, Misoirinde, grauer Ambra, Perlen, Schweine, Hunde, Paradiesvögel, Papageien, Meergänse, Tauben, Möven, Enten, Schildkröten, Fische, Gold ꝛc. Die 500.000 Einw. bestehen aus 3 besondern Nationen. Die Papuer sind sehr schwarz und wohlgebildet und haben schwarze, kurze und krause Haare. Sie sind sehr kriegerisch, grausam und verrätherisch. Ihre Waffen bestehen in Keulen, Lanzen, Säbeln und Rauchfeuer auswerfenden Röhren. Die Haraforas (Alfurier) sollen langes Haar haben und auf Bäumen wohnen, die sie mit großer Leichtigkeit an einer eingekerbten Stange erklettern, welche sie hinter sich nachziehen. Sie leben vom Feldbau und müssen den Papuern Platanen und andere Früchte liefern, wofür sie eiserne Geräthschaften ꝛc. erhalten. Die Badschuer oder Oran Badschu, angeblich aus der Meerenge von Malakka stammend,

scheinen eine Art wandernder Fischer zu seyn und wohnen in kleinen bedeckten Booten, oder an den Küsten und Mündungen der Flüsse, wo sie ihre Wohnungen auf Pfählen bauen. Sie hängen theils der mohammedanischen, theils der Religion des Fo an.

Neuhof (Theodor Stephan, Freiherr v.), König von Corsica, war der Sohn von Leopold von Neuhof, der als münsterscher Hauptmann starb, und wurde zu Metz 1691 geboren. Weil er, in Köln studirend, einen andern Studenten im Duell erstochen, trat er in franz. und dann in span. Kriegsdienste. Sein Regiment wurde nach Afrika geschickt. Bei einem Ausfall aus der Veste Oran fiel er den Mohren in die Hände und wurde an den Dey von Algier ausgeliefert, der ihn 18 Jahre als Dolmetscher brauchte und 1735, als die Corsicaner, des genuesischen Joches überdrüssig, sich an die Beherrscher von Tunis und Algier wendeten, mit 2 Regimentern und dem nöthigen Kriegsbedarf dorthingeschickt. 1736 erklärten ihn die Corsicaner zu ihrem König und ließen ihn den 15. April mit einer Krone von Lorberen krönen. Auch stiftete er den Ritterorden der Erlösung. Doch schon im Nov. verließ er, nachdem er Portovecchio und San-Fiorenzo erobert, um auswärts Hülfe zu suchen, Corsica, und begab sich nach Holland, wo er gegen große Versprechungen und künftige Handelsaussichten Kriegsbedürfnisse aller Art erhielt, mit denen er nach Corsica zurückkehrte. 1738 erschienen franz. Hülfstruppen, durch welche bald die Ruhe hergestellt wurde; als sich diese aber entfernten, der König Theodor sich bald in Holland, Florenz und Venedig aufhielt, entstanden neue Unruhen, die weder sein Brudersohn, den er zum Prinzen von Geblüte ernannte, noch sein Vetter, der Baron von Drost, Oberbefehlshaber der Truppen, stillen konnte. Da indeß der König Theodor sich 1743 nach England begeben und mehre Schulden gemacht hatte, wurde er von den Gläubigern festgehalten und blieb daselbst bis zu Anfange 1756, wo der Lord Horazio Walpole durch eine Subscription seine Freiheit bewirkte. Er starb jedoch am 2. Dec. desselben Jahres.

Neuholland, auch Australasien (s. d.) (130—171° O. L., 10° 37′—38° 56′ S. Br.), das Festland des 5 Welttheils, die größte Insel der Erde (140—150.000 QM.), hat seinen Namen von den Holländern, die 1615 das Land wieder entdeckten, nachdem es beinahe ein Jahrh. früher schon von den Portugiesen gefunden worden war. Es wird durch die Torresstraße von Neuguinea und durch die Bassesstraße von Vandiemensland geschieden, nördlich, westlich und südlich vom indischen, östlich aber vom stillen Meere oder dem großen Ocean umflossen. Die südwestl. Spitze heißt nach dem holländ. Schiffe, welches dieselbe im J. 1660 zuerst sah, Cap Leeuwin. Das Continent von Neuholland hat von allen Erdtheilen die regelmäßigste Gestalt, ist am meisten gerundet, am wenigsten von Buchten eingeschnitten, und breitet seine schmalste Seite nach W., seine breiteste nach O. aus. Das Innere ist von Gebirgen durchkreuzt, die von N. nach S. streichen, deren oft schaudervolle Abgründe die Bekanntwerdung des Innern bedeutend erschwert; der Küstenrand ist sandig, zum Theil mit aufgeschwemmtem Boden, im S. und W. arm an Quellen, fast ohne alles frische Wasser. So weit man bis jetzt das Innere von Neuholland kennt, ist es ein Hochland, das sich besonders da, wo es die Grafschaft Cumberland vom Hochplateau trennt, den Namen der blauen Berge führt und sich an 7000 F.

über das Meer erhebt. Der Kern der Gebirge ist Porphyr, Granit, Sandstein, Kalk und Gneis, doch hat man auch Steinkohlenlager, Kupfer- und Eisenerz, Basalt, Chalcedon, Achat, Jrden, orientalischen Nierenstein und sogar Silbererz gefunden. Die Küste ist dürr und sandig. Orley und mit ihm Andre haben die Meinung aufgestellt, daß im Innern ein großer See sey, nach welchem das Land von allen Seiten sich neige, und daß die von den Bergen fallenden Gewässer sich in dieses Becken ergießen. Doch wird diese Ansicht seit der Entdeckung des Flusses Murrumbudschi bestritten, welcher, mit dem Lachlan sich vereinigend, den Murray bildet, und an der Südküste eine freie Mündung hat. Die Küste ist noch zu wenig erforscht, aber neuere Beobachtungen führen auf die Vermuthung, daß man bei genauerer Untersuchung noch mehre Strommündungen entdecken werde. Die übrigen der sich ins Meer ergießenden Flüsse sind: der Brisbane, der im W. der blauen Berge entspringt, dieselben durchbricht und sich in die Glasshousebai mündet; der Hastings an der Ostküste, dessen Mündung den Macquarie-Port bildet; der Hawkesbury, der aus dem Zusammenflusse des Groose und Nepean entsteht und den Cox aufnimmt; der Georg, der sich in die Botanybay ergießt; der Schwanenfluß auf der Westküste des Edellandes; der Macquarie, der aus der Vereinigung des Fisch- und Campbellflusses entsteht; und ein unbekannter Strom im N. auf der Küste des Arnheimlandes, welcher sich in die Vandiemensbai mündet; hierzu kann man noch den Hunter, Endeavour, Tweed, Castlereagh, Parry, Field, Peel, Cockburn, Apsley u. v. a. weniger bekannte Küstenflüsse rechnen. Obgleich Neuholland mit Südafrika unter gleichen Parallelkreisen liegt, so findet wegen mancherlei Ursachen keine so verzehrende Hitze statt, als unter gleichen Breitegraden in Guinea und Angola, oder selbst auf Haiti. Die Ursache davon liegt wohl in der Regelmäßigkeit der Passatwinde, die diese Inseln das ganze Jahr hindurch beherrschen. Das Klima der Ostküste (Gegend um Port-Jackson) ist vielleicht eins der gesündesten auf dem Erdball. Die Colonisten, die von Europa übergeführt sind, unterliegen nur äußerst selten schweren Krankheiten, selbst gallichte Fieber — die gewöhnliche Folge bei der Versetzung aus einer Gegend in die andere — kennt man nicht. Freudenmädchen, längst für Empfängniß abgestorben, werden hier fruchtbar, und häufig sind Zwillingsgeburten. Besonders auffallend ist es, daß die Haare der Kinder, selbst bei den Eingebornen, meistens eine blonde Farbe haben. Nur bläst zuweilen aus NW. ein zerstörender Stickwind — der Samum Jrans — und erstreckt sich mit gleich furchtbarer Verwüstung über die vegetabilische und animalische Schöpfung. Die Vögel fallen todt aus der Luft, die Fische schwimmen leblos auf der Oberfläche, und häufig gerathen ganze Waldungen durch die trockene Hitze in Brand. Neuholland bietet in seiner Thier- und Pflanzenwelt eine ganz eigenthümliche Schöpfung dar. Verschwenderisch scheint zwar die Natur in ihren organischen Reichen den Samen des Lebens ausgestreut zu haben, aber zu sparsam ist sie offenbar in Anweisung der Nahrung gewesen. Neuholland hat nur wenige Bäume, die nährende Früchte darbieten. Das Thierreich liefert außer dem Hunde, dem Schwein und der Ratte kein einziges Hausthier. In mehren Gegenden gedeihen jedoch die verpflanzten europäischen Hausthiere vortrefflich, und besonders hat sich die Zucht veredelter Schafe so sehr gehoben, daß Wolle bereits ein wichtiger Ausfuhrartikel ist und 1830

aus Neuholland 500.000 Pfund nach Europa gingen. Der Fische in den süßen Gewässern sind nur wenige, und unter den wenigen nur einige genießbar. So ist der Südindier genöthigt, da, wo ihm Wald und Meer nicht hinlängliche Nahrungsmittel darbieten, zu den Yams- und Farnkrautwurzeln, ja selbst zu ekeln Insekten und Amphibien seine Zuflucht zu nehmen. Alle eingeborenen Thiere von Neuholland bieten merkwürdige Eigenthümlichkeiten dar; ein charakteristisches Kennzeichen der Vierfüßler, die zu der Ordnung der Beutelthiere gehören, sind die am Bauche kreisförmig geordneten Zitzen, mit einer Hautfalte umgeben, die einen Beutel darstellt, in welchem die Jungen, als unreife Embryonen geboren, erst ihre völlige Ausbildung erlangen. Neuholland gehören eigenthümlich an: das Känguruh, wovon gegenwärtig schon zehn Arten aufgefunden sind, das Hepuna-Ru oder fliegende Eichhorn, der Wombat, der Kola, die Beutelmaus, das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus), vielleicht das abenteuerlichste Geschöpf auf der Erde, dem die Natur zu dem Körper eines Säugethiers mit Schweinehäuten den Schnabel eines Vogels gab, der Dingo oder neuholländische, stimmlose Hund, der sich dem Wolfe nähert, die Opossum-Hyäne, der Hirscheber, der Oleck und der Meerelefant (Phoca proboscida). Erwähnt man unter den Vögeln den weißen Adler, den schwarzen Schwan, die grünen Turteltauben, blauen und weißen Reiher, Vögel mit Haaren statt der Federn, den Nashornvogel (Buceros), den Emu mit seinen am Ende der Fittige in eine scharfe Kralle sich endigenden Schwungfedern, die schwarze Schlange, gelbe Natter, so hat man Beweise genug, daß die Sonderbarkeit der organischen Bildung durch alle Naturreiche durchgeht. Unlängst hat man eine Bienenart ohne Stacheln entdeckt. Der Mensch selbst, zwischen Neger und Europäer die Mitte haltend, mit großem, affenartig hervorstehenden Munde, dicken Lefzen, aber weißen, gesunden Zähnen, tiefliegenden schwarzen Augen von wildem Ausdruck, bald gekräuselten, bald struppigen Haaren, ist in keinem Theile der Erde — wenn wir die höchsten afrikanischen Berglande ausnehmen — so dünn gesäet als in Neuholland. (Ureinwohner etwa 200.000). Sie stehen auf der niedrigsten Stufe der Bildung, gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren fast Alles roh, schlafen unter freiem Himmel oder in einer erbärmlichen Hütte, oder verkriechen sich in Felsenhöhlen. — Drei Pflanzern von Port-Jackson: Blarland, Wentworth und Lawson gelang es 1810 über die blauen Berge in ein großes Weideland zu kommen. Der aufgefundene Gebirgspaß wurde 1813 von Evans besichtigt, und 1814 durch Cox ein Weg gebahnt, auf welchem 1815 der Gouverneur Macquarie in das Binnenland ging, und nebst den Beiflüssen des Hawkesbury und Macquariestromes die Ebene entdeckte, auf welcher später die schöne Stadt Bathurst angelegt ward. Auf diesem Wege ist 1817 Oxley und später Cunningham weiter vorgerückt, ohne jedoch, trotz der wichtigen Beobachtungen, ihren Zweck völlig erreicht zu haben. Die Briten Howell und Hume machten 1825 von Sidney aus eine Reise in südwestlicher Richtung, sahen im S. eine mit Schnee bedeckte Gebirgskette, die sie Südaustral-Alpen nannten. Um die Aufnahme der Küste von Neuholland haben sich King, Sturt (welcher, wie der „Sidney Monitor“ vom 7. Mai 1830 bemerkt, 1829 die Ströme Murrumbudschi und Darlington unterhalb der von Oxley gesehenen Sümpfe entdeckte), Frazer und Logan verdient gemacht. Seit der ersten, 1788 gegründeten Nieder-

lassung der Briten an der Botanybai (vgl. d.), sind mehre Unternehmungen dieser Art versucht worden, wie zu Fort Dundas an der Westküste der von King entdeckten Melvilleinsel; allein diese Niederlassung machte ebenso wenig Glück als die 1827 zu Port-Western (an der Südküste) anlegte, die schon 1830 wieder ganz aufgegeben worden ist. Mit desto schönern Hoffnungen begann eine neue Ansiedlung am Schwanflusse auf der Westküste, zu welcher unter dem Schiffscapitain Stirling 1829 der Grund gelegt worden ist, deren Zweck aber nicht ist, Verbrecher aufzunehmen, wie früher die Ansiedelungen an der Ostküste, sondern den vielen brotlosen Menschen in Großbritannien eine Pflanzstätte zu gewähren, wobei man außer den europäischen freiwilligen Auswanderern viel auf zahlreich chinesische und malaiische Ansiedler rechnet. Nach den neuesten Nachrichten von 1833 hat man in der Umgegend dieser Ansiedelung in verschiedenen Richtungen so fruchtbaren Boden gefunden, daß man dem Gedeihen der neuen Colonie entgegensehen darf, und es hat sich bereits auch die Aussicht geöffnet, daß von hier aus wichtige Entdeckungen im Binnenlande gemacht werden dürften. So werden diese Australländer mit jedem Jahre für Großbritannien wichtiger; und durch Entdeckungen im Innern Neuhollands sowohl als auch durch den Fortschritt des Anbaues und der gesellschaftlichen Bildung wird für die Colonialpolitik eine neue Welt erobert, die im Laufe des Jahrhunderts dem britischen Dreizack ein wichtiger Stützpunkt werden kann.

Neujahrsgeschenke. Es ist alte Sitte, daß Menschen, die wechselseitig aneinander Theil nehmen, bei einer wichtigen Periode des Lebens gegenseitig sich dieß versichern und durch Erinnerungszeichen kundgeben. Die Erinerung des Jahres haben alle Völker für einen solchen wichtigen Zeitabschnitt ihres Lebens gehalten; daher finden wir auch fast bei allen die Neujahrsgeschenke als Sitte eingeführt. In Rom mußte jeder Client durch ein Geschenk dem Patron seine Ergebenheit und Anhänglichkeit bezeugen, und der Kaiser, als Patron der ganzen Römerwelt, empfing am Anfange des neuen Jahres von den Römern Geschenke, die Caligula in eigner Person anzunehmen pflegte. Auch unter den alten Deutschen lebte diese Sitte, welche bis auf unsere Zeiten sich erhalten hat und stets erhalten wird, so lange Menschen durch das Band der Freundschaft und der Liebe verknüpft sind. Verwerflich ist es aber, wenn mit dieser Sitte Mißbrauch getrieben wird; so mußten die römischen Sklaven aus ihren mühsamen Ersparungen ihrem Herrn Neujahrsgeschenke darbringen; so war in Deutschland ein Theil des Gehalts mehrer öffentlicher Diener auf das Einsammeln von Neujahrsgeschenken angewiesen; was in kleinern Orten noch der Fall ist. Neujahrswünsche entsprangen aus derselben Quelle; nur arteten sie bei uns in eine ungemein lästige, mit pedantischer Pünktlichkeit befolgte, Etiquette aus. Um des lästige Besuchengehens und der Freundschaftsbezeugungen überhoben zu seyn, wurden die Karten und schriftlichen Neujahrswünsche eingeführt.

Neumark (Georg), Dichter und Componist, geboren 1621 zu Mühlhausen, war geh. Archivsecretair und Pfalzgraf in Weimar; bekannt als geistlicher Liederdichter, dessen Gesänge noch jetzt erbauen. Er war zugleich Virtuos auf der Gamba. Er gab heraus: „Poetisch-musikalisches Lustwäldlein" (Hamb. 1652, und dessen Fortsetzung, Jena 1657), „Geistliche Arien" (Weimar 1675). In seiner Jugend war er

in sehr mißlichen Umständen, wovon ihn der schwedische Gesandte von Rosenkranz, der ihn zu seinem Secretair annahm, befreite. Die erste Nachricht davon begeisterte ihn zu dem Liede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten u. s. w.“ Neumark st. am 8. Jul. 1681.

Neumond, s. Mond.

Neunaugen, Pricken, Steinsauger, Petromyxon fluviatile, gehören zu den Knorpelfischen. Sie sind daumendick und Fußlang, werden zu Lüneburg an der Niederweser, in Mecklenburg, Liefland, Pommern häufig in Flüssen gefangen, mit Essig, Salz und Gewürzen eingelegt und in Fässern verschickt. Man liebt sie wegen ihres weichen Fleisches. An der Seite des Kopfes hat die Pricke 7 Oeffnungen, die man sonst für Augen ansah (daher der Name: Neunaugen), von denen man aber jetzt weiß, daß sie zum Ausspritzen des eingesogenen Wassers dienen. Steinsauger heißen sie, weil sie sich mit Hülfe vieler kleinen Zähne an Klippen festsaugen können. Die Neunaugen sind die Fische der Flußmündungen, sowie die Forellen der Flußquellen.

Neuplatoniker. Die Secte der Platoniker (s. Plato) war unter allen, die aus der Sokratischen Schule stammten, die zahlreichste. Allein ihr Eifer erschlaffte, während andre neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, eine größere Theilnahme zu erregen anfingen. Im 3. Jahrh. n. Chr. erhoben sich die Platoniker aber von neuem und bildeten eine eigne Secte, die der Neuplatoniker, auch der alexandrinischen Neuplatoniker (weil sie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hause war), in deren Lehre sich Platonismus mit dem Orientalismus zu verbinden strebte. Der Schwung, den die Platonische Philosophie in einer veränderten Gestalt jetzt auf einmal nahm, ist aus dem Genie der ersten Neuplatoniker, aus dem Gegensatz des Skepticismus, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten griechischen Sinnes zur Mystik und orientalischen Schwärmerei, und aus dem Bestreben, dem immer mehr siegreichen Christenthum durch eine philosophische Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzusetzen, zu erklären. Während nämlich das Christenthum immer größere Fortschritte machte, erreichte in dem Antoninischen Zeitalter im Heidenthum die Religionsverachtung den Höhepunkt, wo der Mensch, tief ergriffen von der Trostlosigkeit des Unglaubens, sich wieder zu Gott wendet, aber von einem Extrem zum andern fallend, das Licht gewöhnlich in dem dasselbe vorzugsweise verheißenden Dunkel des Mysticismus sucht. Nachdem sich schon früher besonders Aelian und Philostratos im Geiste der Neuplatoniker ausgesprochen, ward die Schule desselben erst von Ammonius Sakkas, einem Manne von außerordentlichen Genie, der durch Lasttragen seinen Unterhalt verdienen mußte, wirklich begründet. Er erfüllte seine Schüler, unter denen Longin der berühmte Kritiker, Plotin, Origenes und Herennius die vorzüglichsten waren, mit demselben dichterisch-philosophischen Feuer, von dem er selbst durchdrungen war. Plotin, geb. zu Lykopolis in Aegypten 205 n. Chr., gest. 270, hat hauptsächlich die Theorie der neuplatonischen Philosophie durch seine Schriften begründet. Er ging von dem wahren Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sey, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identisch sind. Die Philosophie, lehrte er nun weiter, soll nach ihm das Eine, welches Grund und Wesen aller Dinge ist, und mit welchem sie selbst zum Theil identisch ist, das Urlicht, aus welchem Alles ausströmt, nicht durch

Denken und Reflexion, sondern auf eine vollkommene Weise, durch Anschauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Plotin's Philosophie beruht also auf den Voraussetzungen, daß nämlich das Absolute, Uebersinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch geistige Anschauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar sey. Die Intelligenz nämlich als Product und Bild des Einen durchdringt als Lichtwesen alle Dinge. Aus ihr geht hervor die Seele als der bildende Gedanke. Sie sucht das Eine, das Gute, als Urgrund von Allem. Dieß geschieht durch unmittelbares Ergreifen, Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anschauendes und Angeschautes zusammen; die anschauende Seele wird was sie anschaut, sie geht zurück zu der Einen. Die Natur des Geistes und des Seyenden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja das Einzelne nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Leben desselben, und aller Geist in Einem lebend ist. Die Geisterwelt ist also anzusehen als ein lebendiges Wesenthier. Alles ist nur Anschauen. Die Sinnenwelt ist das Nachbild der intelligibeln Welt; die Zeit ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf böse zu seyn. — Unter den Schülern Plotin's zeichneten sich Porphyrius (Malchus) und Amelius aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius, hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Eustathius, Adesius und der Kaiser Julian die vornehmsten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptsitz der Platoniker. Unter den spätern Neuplatonikern zeichnete sich Proklus aus Konstantinopel (412 — 485) am meisten aus. — Der Neuplatonismus war das rationalisirte oder idealisirte Heidenthum, und stand bei aller philosophischen Unterhaltbarkeit seines Systems und der Unerwiesenheit und gewissermaßen Unerweisbarkeit seiner Principien doch weit über dem Glauben der Völker, der im Grunde weiter nichts als Sage, Meinung war. Um die Götterlehre gegen die Anschuldigung eines unwürdigen Anthropomorphismus zu retten, erklärten sie die Mythen nicht als Geschichte, sondern für bildliche Einkleidung kosmologischer und religiöser Ideen. Auch das Christenthum fing immer mehr an, sich wissenschaftlich zu begründen. Nachdem schon früher Justinus, Athenagoras, Theophilos und Minucius Felix die Lehre Jesu vernunftmäßig aufzufassen gesucht, ward vorzüglich durch die in der alexandrinischen Schule gebildeten Clemens und Origenes die Platonische Philosophie auf das Christenthum angewandt; die heilige Schrift wurde allegorisch interpretirt; jedoch blieb die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung ungefährdet; ja man suchte dieselbe selbst philosophisch zu rechtfertigen. So näherten sich beide Parteien immer mehr und eigneten sich gegenseitig von ihrem Eigenthum an. Indem so der Neuplatonismus am Ende selbst zum Christenthum übertrat, zog sich seine Philosophie hin bis ins Mittelalter, wo sie im 15. Jahrh. bei der endlich sich selbst überlebenden scholastischen Verstandesphilosophie in naher Verbindung mit der damaligen Mystik, welche in seinen dichterisch erhabenen Darstellungen die reichste Nahrung fand, kräftig wieder auflebte. In dem wieder erwachenden Sinn für classische Literatur einen neuen Anhaltepunkt findend und dieser selbst durch die in ihr aufbewahrten antiquarischen und mythologischen Notizen ein vorzügliches Interesse gewährend faßte sie besonders in Italien durch Marsilius Ficinus (s. d.) festen Fuß.

Neuschottland (Newscotland), britisches Gouvernement in Nordamerika, der östliche Theil der Halbinsel Akadien, an der Fundybai, grenzt im W. an Neubraunschweig, den westlichen Theil der Halbinsel; ist 675 QM. groß, mit 123.850 Einw., mit der Insel Cap Breton aber 144.000 Einw. und kaum 1500 Ureinwohnern; so sehr vertilgt auch hier die sich verbreitende Civilisation die ungebildeten Menschen. Der Boden ist im Innern gewellet und an der Küste das Klima feucht und neblicht. Bloß an den Flüssen findet man Ansiedelungen. Sowie man die Waldungen lichtet und Sümpfe austrocknet, wird das Klima milder und wärmer. Der Winter ist kalt und der Sommer sehr heiß. Die Wälder liefern im Ueberfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn ꝛc. Man bauet Getreide, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächse, Obst, besonders Mais. An Vieh, Fischen und Pelzthieren ist kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfischen, Biber, Fischottern, Lachse, Schellfische, Hummern, Makrelen, Störe, Heringe werden in Menge gefangen. Hauptartikel des Handels sind Pelzwerk, Holz, Fische, auch etwas Pottasche. Der Gewerbfleiß ist von keiner Bedeutung, man findet nur die nöthigsten Handwerker. Außer Viehzucht und Ackerbau wird Fischerei mit Erfolg getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Es wird von einem Gouverneur, einem Rath und einer Assembly verwaltet und ist in 7 Grafschaften: Halifax, Hamt, Kings, Annapolis, Queens, Lidney und Cumberland, getheilt. Die Hauptstadt ist Annapolis. — Das Land ward 1497 durch den Venetianer Seb. Cabot unter dem engl. König Heinrich VII. entdeckt. Franzosen, die sich hier ansiedelten, wurden 1614 von den Briten vertrieben. 1621 erhielt Sir W. Alexander das Land vom König Jakob I. geschenkt. 1632 kam es unter Karl I. durch Vertrag an Frankreich, bis 1654 Cromwell die Franzosen wieder verjagte.. Karl II. überließ das Land 1690 abermals an die franz. Krone; aber in dem Kriege zwischen den Briten und Franzosen mußten sich die Einwohner ersteren unterwerfen und blieben auch im utrechter Frieden unter England Scepter, doch ohne genaue Bestimmung der Grenzen, welches eine Folge von Streitigkeiten zwischen beiden Mächten veranlaßte und nach einigen Historikern als die Hauptursache des 1756 ausgebrochenen 7jährigen Krieges angegeben wird. Im fontainebleauer Frieden (1763) mußte Frankreich nach den von England bestimmten Grenzen letzterem Neuschottland zuerkennen.

Neuseeland, eine australische Doppelinsel von 4000 QM., welche die Cooksstraße trennt, liegt 34°—48° S. Br. 183°—196° O. L. Die Eingebornen nennen die Nordinsel Eyinowauni und die Südinsel Tovipanammu. Neuseeland ward 1642 von dem Holländer Tasman entdeckt, der aber der feindlichen Gesinnung der Einwohner wegen nicht landete; einige nähere Kenntnisse derselben verdanken wir dem berühmten Cook; aber erst seit dem J. 1814 ist das Land von dem Missionar Marsden genauer untersucht worden. Auf der nördlichen sowohl als südlichen Insel finden sich mehre Vorgebirge. Die erstere ist reich an Gewässer und hat nicht so wilde Gebirge (höchste Kuppe, der Pic Egmont, 14.000 F.) als die südliche, auf welcher die höchsten Berggipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die letztere ist auch bei ihrer gezackten Küste mit Baien und Häfen reichlich versehen. Das Klima ist gemäßigt und mild. Orkane und Gewitter sind ebenso heftig als häufig. Dennoch ist sie mit den lieblichsten Früchten der heißen Zone reichlich

gesegnet; auch von den Missionaren hierher verpflanzten europäischen Producte gedeihen vortrefflich. Merkwürdig ist der neuseeländische Flachs. Aus dem Steinreich finden sich Marmor und Granit, Edelsteine ꝛc. Aus dem Jade (oriental. Nierenstein) bereiten die Einwohner ihre Waffen. Die Neuseeländer, ein kriegerisches Volk, zur zweiten Hauptrasse der Australier gehörend, sind ein schöner Schlag Menschen, groß, von vollkommenem Gliederbau, seltener Muskelstärke und größtentheils brauner Farbe; ihre Gesichtszüge sind meistens angenehm und sinnvoll, der Ausdruck ist gutmüthig; aber sie tödten und verzehren ihre Feinde. Gastfreundschaft ist ihnen heilig. Sie wohnen, um weniger leicht überfallen zu werden, in Dörfern. Es gibt drei Stände: Adel (von denen jetzt mehre ihre Söhne zu Paramata erziehen lassen), Gemeinefreie (stehen in einer Hörigkeit zu dem Adel, haben aber Eigenthum und ein bedingtes Bestimmungsrecht über Personen und Güter; beide Stände können sich tätowiren, aber der Adel ist es seinem Range schuldig), Sklaven (durch Geburt und Kriegsgefangenschaft). Die Häuptlinge tragen zum Unterschied von den gemeinen Leuten Mäntel von buntem Pelzwerk. Viele der gemeinen Krieger tragen schön verbrämte und kunstreich gearbeitete Matten aus Flachs. Die innere wird mit einem Gurt befestigt, worin der Pattu-Pattu (ist 4—12 Zoll lang und 4 breit, gleich einer Raquete, verdünnt sich und läuft ringsherum auf einen so scharfen Rand zu, daß ein damit versetzter Schlag sogleich den härtesten Schädel trennen muß) steckt, und zur Zierde, Vertheidigung und zum Angriffe dient. Ihre Speere sind verschieden gearbeitet. Manche haben Keulen von Fischbein, Stein ꝛc. Sie sind leidenschaftliche Liebhaber von Musik und Tanz; ihre Melodien sind geschmackvoller als die der anderer Australier. Die Westküste besitzt das Oberhaupt Tappohee, die Ostküste Pari; übrigens stehen die Erstern unter mehren kleinen Häuptlingen, deren jeder 150—400 Unterthanen hat. Der edle Marsden sucht durch Bewirthschaftung eines großen Landguts mit mäßiger Arbeit für die dabei verpflichteten Verbrecher aus Neusüdwales und freiwilligen Arbeiten den Wilden zu zeigen, welche Vortheile ihnen ein ruhiges seßhaftes Leben anbietet; aber noch leben sie lieber in Fehde, pflegen aber ihre jungen Töchter an die Briten zu verkaufen, welche aus diesen sich Frauen zu verschaffen suchten. 1825 hat in London sich eine Gesellschaft mit einem Capital von 1 Mill. Pfund Sterl. gebildet, um Handelsetablissements auf dieser Insel anzulegen und die Producte der Insel: Flachs, Bauholz ꝛc. nach England zu senden.

Neusibirien, s. Sibirien.

Neusüdshetland, s. Südpolarländer.

Neusüdwales, s. Botanybai.

Neuß, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (eine ebene Landschaft von außerordentlicher Fruchtbarkeit, 5 QM., 30.000 meist kathol. Ew.) im Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, an der Erft und an dem zur Vereinigung des Rheins mit der Maas bestimmten Canal, ½ St. vom Rhein, der im 13. Jahrh. noch dicht bei der Stadt vorbeifloß. Der erste Ursprung von Neuß fällt in die Römerzeit; Drusus errichtete hier ein Castell. Um die Mitte des 13. Jahrh. wurde die Stadt Mitglied des Hansabundes und gelangte in der Folgezeit zu einer solchen Blüthe und Macht, daß der kühne Burgunder Herzog Karl sie 1474—75 11 Monate hindurch mit 40.900 M. vergebens 56 Mal bestürmte und da-

bei über 15.000 M. verlor. Neuß ist mit Mauern, Thürmen und theilweis auch mit Wällen umgeben, welche letzteren in Gartenanlagen und Spaziergänge verwandelt sind, und hat 1 evangel. und 2 kathol. Kirchen (unter den letztern die im altdeutschen Styl gebaute Quirinskirche mit einem sehr hohen Thurm und einer schönen Kuppel), 780 Häuser und 6900 Ew., Pro-Gymnasium, Waisenhaus, Hospital, Alexianer-Irrenanstalt, Tuch-, Casimir-, Band-, Flanell-, Boy-, Cattun- u. Hutfabrikation, Baumwoll- und Wollmaschinenspinnerei, Türkischrothfärberei, Essigbrauerei, Seif- und Leimsiederei, Stärke- und Nudelnfabrikation, Rothgerberei, bedeutenden Ackerbau und Viehzucht, Schifffahrt. Neuß ist am Unterrhein ein Hauptplatz für den Handel mit Getreide und Vieh, dessen Hauptausfuhr nach Holland und nach dem rechten Rheinufer geht. Außerdem Handel mit Mühl- und Bausteinen, Holz, Bretern, Dachschiefern u. s. w. Sitz der Kreisbehörde und eines Friedensgerichts.

Neutralisation, derjeniger Zustand zweier ungleichartiger Stoffe in einer chemischen Verbindung, wodurch eine gegenseitige Einwirkung derselben die charakteristischen Eigenschaften beider, oder jeder einzelnen, erloschen sind, vollkommen, oder relativ (unvollkommen), wo zwar noch die Eigenschaften des einen oder des andern Stoffs, aber nur unerheblich, vorwalten. Insbesondere findet Neutralisation in Verbindungen zwischen Säuren und salzfähigen Basen statt, wodurch Neutralsalze (salia neutra) entstehen.

Neutralität, der rechtliche Zustand eines Volkes, in welchem es an dem Kriege zweier andern keinen Antheil nimmt. Jedes Volk hat ein Recht, neutral zu bleiben; folglich kann es, ohne Verletzung seiner politischen Selbständigkeit, zur Theilnahme am Kriege nicht gezwungen werden. Ebenso wenig kann ein neutrales Volk durch einen zwischen zwei andern entstandenen Krieg die ihm und seinen Bürgern sonst zustehenden Rechte, insbesondere das Recht des freien Verkehrs mit andern Völkern, verlieren; allein es muß sich jeder Begünstigung des einen kriegführenden Volks vor dem andern in Beziehung auf die Kriegführung selbst enthalten. Auf jenem Rechte beruht der Grundsatz des Seerechts der Neutralen: Frei Schiff macht frei Gut; d. h. die zur See sich bekriegenden Mächte sind schuldig, die Schiffe der neutralen Flagge und deren Ladungen, auch wenn sie feindliches Eigenthum enthielten, unangetastet zu lassen. Auf der Enthaltung aller Begünstigung eines Krieg führenden Theils aber beruhen die positiven Bestimmungen des europäischen Völkerrechts in Ansehung der Kriegscontrebande, weßhalb Schiffsvisitationen und Prisengerichte stattfinden. Bewaffnete Neutralität ist der Zustand eines neutralen Volks, worin es gerüstet ist, die Rechte, welche ihm als einem neutralen Volke zukommen, mit Gewalt der Waffen zu behaupten. Ein System der bewaffneten Neutralität stellte Katharina II. 1780 auf, welchem Frankreich und Spanien sich anschlossen, und dem auch Dänemark, Schweden, Holland, Preußen, Oestreich, Portugal und Neapel durch besondere Conventionen mit Rußland beitraten. England widersetzte sich demselben, sah sich aber nichtsdestoweniger genöthigt, dasselbe bei mehren Gelegenheiten stillschweigend anzuerkennen. In dem franz. Revolutionskriege und in dem Kriege gegen Napoleon ging aber England auf die alten Grundsätze zurück. (Vgl. Continentalsystem.) Seit der Beendigung des großen Kam-

pfes blieb dieser Gegenstand unerledigt. In dem Piratenkriege der Colombier und der Griechen ist er neuerdings zur Sprache gekommen. Seit der letzten Revolution im Juli 1830 hat Frankreich, um seine neue, liberale Verfassung sicher zu stellen, einen neuen Grundsatz der Neutralität aufgestellt, nämlich das Princip der Nicht-Einmischung (Nicht-Intervention); d. h., es verlangt, kein europäischer Staat soll einem andern entweder gegen einen dritten oder, bei etwa entstandener Revolution, gegen seine eignen Unterthanen durch Kriegsmacht unterstützen, sofern Frankreichs Interesse auf irgend eine Weise dadurch gefährdet werden könnte; widrigenfalls Frankreich ein solches Verfahren als einen directen Angriff auf sich selbst betrachte; denn die Nationen gehörten sich selbst an, hätten das Recht, über sich zu verfügen, ihre innern Angelegenheiten zu ordnen, und Niemand habe das Recht, sie darin zu stören; dieses Recht müsse sicher und unantastbar seyn. Frankreich hat zwar diesen Grundsatz der Nicht-Intervention hinsichts der 1830 ausgebrochenen belgischen Revolution befolgt; jedoch ist derselbe von den übrigen europäischen Mächten bis jetzt (1834) noch nicht öffentlich anerkannt. Auch halten wir dafür, daß dieses wahrscheinlich nicht geschehen dürfte, weil durch das Princip der Nicht-Einmischung jede Coalition gegen Frankreich als unerlaubt erklärt wird. Der Liberalismus (die constitutionelle Monarchie) tritt hier dem Absolutismus geradezu entgegen; aber nur unter constitution. Staaten kann dieß Princip in Anwendung kommen.

Neutralsalze, s. Mittelsalze.

Neuwied, Hauptst. der mediatisirten fürstl. wiedschen Lande (15 QM., 50.000 Ew.) und Residenz des reg. Fürsten, liegt 50° 25′ N. Br. in einer schönen Ebene am rechten Ufer des Rheines, auf dem hier eine fliehende Brücke ist. Sie gehört zum Kreise Neuwied (2 QM., 17.390 Ew.) des Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz. 1653 ertheilte Kaiser Ferdinand III. die Genehmigung zur Gründung der Stadt, die vom Fürsten Alex. v. Neuwied dadurch gehoben wurde, daß er in der Mitte des 18. Jahrh. allen Ansiedlern freie Religionsübung gestattete; daher findet man hier Evangelische, Herrnhuter und Mennoniten (3750), Katholiken (2000) und Juden (250), welche in 530 Häusern wohnen. Neuwied ist offen, regelmäßig und freundlich gebaut, mit breiten Straßen versehen, hat freundliche Wohnungen und ist voll Gewerbfleiß. In dem Residenzschlosse befindet sich eine Sammlung von den in der Gegend gefundenen röm. Alterthümern und die vom Prinzen Max. v. Wied in Brasilien gesammelten Gegenstände. In Neuwied ist ferner der Sitz einer standesherrlichen Regierung, ein evangel. Schullehrerseminar, Gymnasium, 2 Erziehungsinstitute der Herrnhuter, Gewerbschule, mehre Wohlthätigkeitsinstitute. Sehenswerth sind auch der Hofgarten und das Haus der Herrnhuter. Die Stadt hat Seiden-, Baumwoll-, Woll-, Siamoisen-, Strumpf-, Leinenband-, Zwirn-, Spitzen- und Hut-Manufakturen, Tapeten-, Leder-, Tabacks- und Eichorienfabriken, ebenso von Sanitäts- u. Kochgeschirr; ferner Essig- u. Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Pottasch-, Seifen- und Oelsiedereien, Leinwebereien u. Die Kunsttischlerei hat durch den berühmten Röntgen, in Verbindung mit dem Uhrmacher Kinzig, einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Schifffahrt und Handel mit den in der Stadt selbst erzeugten Fabrikaten u. a. Landesprodukten, als Eisen, Blei, Pfeiffenerde, Wein u. s. w. Außerhalb der Stadt beim Dorfe Biber verdienen Aufmerksamkeit die

1791 entdeckten Ueberreste einer röm. Niederlassung. Das fürstl. Lustschloß Monrepos auf der Gebirgshöhe bietet eine weite und mannigfaltige Aussicht dar.

Neuyork, Freistaat im Bunde der vereinigten nordamerikanischen Staaten, grenzt im N. an den See Ontario, die brit. Gouvernements York und Quebeck, gegen O. an die Staaten Vermont, Massachusets und Connecticut, gegen SO. an den atlantischen Ocean und Longislandsund, gegen S. an Neujersey und Pennsylvanien und gegen W. an den See Erie. Auf einem Flächenraume von 4170 QM. wohnten 1833 über 1.618.000 Einw., wovon Zweidrittel engl. Abkunft, nächst diesen aber die Deutschen die zahlreichsten sind. Indianer gibt es 6000. Der Boden ist meist fruchtbar. Die Mitte des Landes wird von dem Appalachengebirge durchzogen, das hier nur 3100 Fuß hoch ist. Dagegen erreicht der Round-Top in der Cattskillkette eine Höhe von 3600 F. Gegen die See hin ist der Boden flach. Gewässert wird der Staat durch die Ströme St.-Lorenz, Niagara, Hudson, Mohawk, Oswego, Chazy, Chenago u. a., durch die Seen Ontario, Erie, Champlain und Oneda. Das Klima ist ungesund; lange, harte Winter und große Hitze im Sommer erzeugen häufige Wechselfieber, auch zeigt sich hier bereits das gelbe Fieber. Das Land liefert Getreide, vorzüglich Weizen und Mais, Flachs, Hanf, viel Obst, gutes Bauholz, vielen Zuckerahorn; Viehzucht (begünstigt durch treffliche Weiden), Wild, Geflügel, Fische, Bienen; Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quadersteine, Kalkstein, Schiefer, Gyps, Talkstein, Schwefel, Salz. Gewerbe und Fabriken sind untergeordnet; es gibt Tuchmanufakturen, Leder-, Papier-, Glas-, Pulver-, Zucker- u. Oelbereitung, Eisengeräthe ꝛc. Bedeutend ist der Handel. — Neuyork, ursprünglich eine engl. Colonie, kam während der stürmischen Regierung Karls I. unter die Herrschaft der holländ. westind. Gesellschaft, die es Neubelgien oder Neuniederland nannte. 1664 aber nahm der Herzog v. York, dem sein Bruder Karl II. dieses Land geschenkt hatte, mit den Waffen wieder Besitz davon, mußte indessen den Einw. bedeutende Freiheiten zugestehen. Als man diese verletzte, brach das Land in offenbaren Widerstand gegen England aus (1776), der die Unabhängigkeit des Staates herbeiführte (1783). Am 4. Juli 1827, dem 51. Jahrestage der Unabhängigkeit der Verein. Staaten, wurde die Sklaverei gänzlich abgeschafft. Die Gesetzgebung verwalten ein Senat, dessen Mitglieder auf 4 J., und ein Repräsentantenhaus, das jährlich erneuert wird, die vollziehende Gewalt aber, der Gouverneur, Untergouverneur und Rath, die auf 3 J. gewählt werden. Der Staat ist in 43 County's getheilt. Die Hauptstadt ist Neuyork, die größte und wichtigste Handelsstadt von Nordamerika, liegt auf der Südspitze der Insel Manuhattan im Hudson, 6 Meilen von seiner Mündung, hat mit der Vorstadt Brooklyn 18.000 Häuser und 174.000 Einw., worunter 9000 freie Neger, 15.000 Engländer und 8000 Fremde. Sie ist im Ganzen, wenn auch ohne gerade Gassen, schön gebaut und gut erleuchtet. Das 1812 vollendete Staatenhaus ist ein wahres Prachtgebäude von Sandstein und Marmor, und zweckmäßig der Bau der 97 Kirchen (worunter sich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche auszeichnen) für 16 christliche Bekenntnisse und einer Synagoge. Sitz der Regierung und der hohen Gerichtshöfe, Universität (Columbia-Collegium) mit einer öffentl. Bibliothek, medicin.-chirurg. Col-

legium mit wichtigen Samml., naturgeschichtl. Lyceum, Museum der Naturgeschichte, Akademie der schönen Künste, Zeichnenschulen, botan. Garten, Linné'sche Gesellschaft, Gesellsch. zur Verbreitung deutscher Sprache und Literatur, Gesellsch. zur Beförderung nützl. Kenntnisse, medicin. und ökonom. Gesellsch., auch eine zur Abschaffung der Duelle u. a.; Athenäum (wie das zu Paris und Liverpool) für 16 Lehrcurse, Taubstummen- und trefflich eingerichtete Irrenanstalt, viele andre milde Anstalten; mancherlei Manufakturen und Fabriken in Tuch, Hüten, Leder, Gold-, Silber- und Eisenwaaren, Zuckerraffinerien, Brauereien, Brennereien, 30 Buchhandlungen, 20 Druckereien, jährl. eine Buchhändlermesse, großer Handel nach allen Welttheilen und Rhederei von 300.000 Tonnen Schiffslast, 14 Banken, 34 Seeassecuranzgesellschaften, Handelscollegium, geräumige und treffliche Hafen und Rhede mit schönen Kaien, Döcken und Schiffswerften. Durch den prachtvollen 70 Meilen langen Eriecanal, der den Eriesee mit dem Hudson, also die canadischen Seen mit dem Ocean verbindet, ist Neuyork der Hauptmarkt des ganzen Landes an den großen Landseen geworden. Die jährliche Einfuhr steigt auf 56 Mill. Dollars. Das hiesige Theater faßt 2500 Zuschauer, auch befindet sich hier ein Circus, Vaurhall ꝛc.; 20 Dampfboote (1807 baute hier Fulton [s. d.] das erste). Viele prachtvolle Villen der reichen Kaufmannschaft umgeben die Stadt. Nach Neuyork sollten die Deutschen vorzüglich auswandern, welche Fleiß mitbringen.

Nevrologie, Nervenlehre, s. Anatomie.

Newa, s. Petersburg.

Newcastle upon Tyne, am nördlichen Ufer, die Hauptstadt der engl. Grafschaft Northumberland, liegt am Abhange eines sanft zum Flusse hinablaufenden Hügels, hat mit ihrem nahe gelegenen Hafen Shields und mit der auf dem südlichen Ufer des Tyne liegenden Vorstadt Gateshead in Durhamshire, wohin eine schöne steinerne Brücke führt, an 45.000 Einwohner. Newcastle hat eine malerische Ansicht: rechts und links liegen am diesseitigen Ufer des Flusses hin zahlreiche Fabrikgebäude, Glashütten, Eisengießereien ꝛc.; am jenseitigen Ufer dehnt sich der breite Kai hin, auf dem ein unaufhörliches Gewühl herrscht, und der in seiner beinahe unabsehbaren Länge mit stets sich zum Aus- und Einladen der Schiffe bewegenden Krahnen besetzt ist. Dampfboote kommen und gehen, und man sieht überall eine Menge geschäftiger Menschen. Man findet hier sieben Kirchen (worunter die im gothischen Styl erbaute Hauptkirche St.-Nicolaus, deren 194 F. hoher Thurm auf der Spitze mit vier kleinen Thürmchen verziert ist, von denen zwei einen leichten Bogen tragen, auf dem eine sehr luftige Laterne ruht, auf der wiederum 2 kleine Thürme stehen, zwischen welchen sich die hohe und schön verzierte Spitze des künstlichen Gebäudes erhebt), viele Bethäuser für verschiedene christliche Confessionen, eine ökonomische und eine physikalisch-chemische Gesellschaft, eine Börse, mehre Wohlthätigkeitsanstalten für Arme, Kranke, Kindbetterinnen, Bootsleute ꝛc. Das Sitzungshaus für die Gerichte der Grafschaft Northumberland ist eins der geschmackvollsten öffentlichen Gebäude. Wichtig sind die Stahl- und Eisenfabriken; ferner die Steingut-, Weiß- und Rothblei-, Salmiak-, Segeltuch-, Sode- und Schrotfabriken; die Glashütten, die Farbenwerke, Salzwerke aus Sode und Seewasser; die Gold- und Silberraffinerien, die Papiermühlen, die Schiffswerfte ꝛc. Der Handel, besonders mit Steinkohlen,

ist von hoher Wichtigkeit. Die Stadt besitzt 100 Kauffahrtei- und 400 Steinkohlenschiffe; erstere hauptsächlich zum Wallfischfange an Grönlands Küste bestimmt. Bei der Steinkohlenausfuhr sind über 1500 Boots- u. 9000 Seeleute angestellt; und dieser Theil der Schifffahrt wird für die beste Schule gehalten, woraus England seine Seeleute zieht. In der Gegend sind große, reiche und trefflich eingerichtete Steinkohlenbergwerke, mit 25 Werken und über 6000 Bergleuten. Jährlich werden 17 Mill. dresd. Scheffel Steinkohlen nach den Niederlanden und dem ganzen Norden Europas ausgeführt; der Absatz aber würde noch weit größer seyn, wenn nicht so manche gesetzliche Begünstigung den Besitzern der Minen den alten hohen Preis der Steinkohlen erhielten, indeß das Sinken der Taglöhne der Concurrenz überlassen bleibt, wenn auch diese Arbeiter selten dadurch ähnliche Verluste als die Fabrikarbeiter erleiden. — Von Newcastle bis Carlisle findet man quer durchs Land noch Spuren des Piktswall, einer ehemals 8 Fuß dicken und wohl 12 Fuß hohen Mauer, welche die Römer als Schutzwehr gegen die häufigen Einfälle der wilden Pikten, damals Bewohner Schottlands, unter Hadrian und später unter Severus aufführten.

New-Lanark war der Sitz der großen Owen'schen Fabrikanlagen, hauptsächlich in der Absicht betrieben, dadurch eine große Anzahl Waisen und verarmter Personen zu versorgen. Es leben in Robert Owen's Niederlassung am Clyde in der Grafschaft Lanark 2300 Menschen, welche Spinnerei, Gußwerke, Land- und Gartenbau im Dorfe New-Lanark ernähren. Das Ganze ist polizeilich angeordnet. Keiner ist gezwungen, länger bei ihm zu bleiben als es ihm gefällt, und das Ganze ist den Brüdergemeinden nachgeahmt, nur daß der Gewinn Rob. Owen verblieb, und ihn bei aller Menschenfreundlichkeit seiner Stiftung in Stand setzte, in der Colonie Harmony (s. d.) in Indiana in weit größerem Style eine neue solche Versorgung anzulegen.

Newmarket, Marktflecken und Hauptplatz der englischen Pferderennen und der dabei vorgefallenen Wetten, mit 2000 Einw. Der nördliche Theil gehört zur Grafschaft Suffolk und der südliche zu Cambrigde. (Vgl. Wettrennen.)

New-Orleans, Louisiana's Hauptstadt, der große Stapelplatz des Mississippihandels, eine 1718 angelegte, regelmäßig und schön gebaute Stadt am Ostufer des hier 14 bis 16 F. tiefen und 80—90 engl. M. breiten Mississippi, 120 engl. M. von dessen Mündung in den mexicanischen Meerbusen, mit einer großen Rhede, 4200 Häusern, 50.000 Einwohnern, wovon $^1/_3$ Weiße, auch Deutsche, Niederländer, Dänen, Schweden ꝛc.; zwei protest. Kirchen, jede mit einer Schule, 5 kathol. Kirchen, Ursulinerkloster, Zeughaus, Theater (für franz. und amer. Gesellsch.); kathol. Collegium, medicin. Gesellsch., Bibelgesellsch., Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, Hospital für Seeleute; 5 Banken; Handel mit den auf 800 Pflanzungen an beiden Seiten des Stroms gewonnenen Producten mit 200 Schiffen. Sie hat die Aussicht, vielleicht die erste Handelsstadt Amerikas zu werden. Schon dienen auf dem langen Strom und seinen Nebenströmen über 400 Dampfböte zur Beförderung des Transports der Reisenden und der Waaren.

Newton (Isaak), der geniale Schöpfer des Systems der Naturphilosophie, ward geboren am 25. Dec. 1642 zu Walstorp in der englischen Provinz Lincoln. Nach dem frühen Tode seines Vaters besorgte die Mutter

seine Erziehung, und schickte ihn in seinem 12. Jahre in die Schule zu Grantham. Schon jetzt gewann er eine große Liebe zur Geometrie und andern mathematischen Wissenschaften. Wenige Jahre nachher berief ihn seine Mutter wieder zurück, um mit ihr in Gemeinschaft das Hauswesen zu verwalten. Allein da er wenig Geschick zu häuslichen Geschäften zeigte, und seine Vorliebe zu den Wissenschaften immer stärker wurde, erhielt er die Erlaubniß, 1660 auf die Universität zu Cambridge zu gehen. Hier studirte er besonders die Cartesianische Philosophie und Kepler's Optik. Des berühmten gleichzeitigen Analytikers Wallis „Arithmetica in infinitorum" war Veranlassung, daß er schon damals die wichtigsten analytischen Entdeckungen machte, die Rechnung der unendlichen Größen erfand und auf den berühmten binomischen Lehrsatz kam. 1665 zwang ihn eine zu London ausgebrochene Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach Walstrop zurückzuziehen. Während seines kurzen Aufenthaltes daselbst ward er durch den Anblick eines fallenden Apfels über die wunderbare Natur der Kraft, die wir Schwere nennen, nachzudenken veranlaßt. 1666 ging er nach Cambridge wieder zurück und erhielt 1669 an Barrow's Stelle den Lehrstuhl der Mathematik daselbst. Er war nun schon wieder an einen andern Zweig der Wissenschaft, nämlich die Zerspaltung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma gerathen, worüber sich der Art. Farbenlehre unsers „Conv.-Lexicons" mit hinreichender Ausführlichkeit verbreitet. Bald nachher erregte er durch seine Vervollkommnung des Teleskopes die Aufmerksamkeit der königl. Akademie der Wissenschaften zu London, welcher er auch ein von ihm selbst verfertigtes 30 bis 40 Mal vergrößerndes Teleskop mit einem Metallspiegel zusandte, worauf ihn diese zu ihrem Mitgliede ernannte. 1676 und 1677 entwickelte er zuerst vollständig seine Untersuchungen über die Centripetalkraft; Untersuchungen, die ihm durch das Studium Kepler's und dessen Entdeckungen in Hinsicht der elliptischen Bahn der Planeten um die Sonne sehr erleichtert worden. Er machte sie bekannt 1682 in dem berühmten Werke: „Philosophiae naturalis principia mathemetica". Die erste Ausgabe ist: Dabam Cantabrigiae, e Collegio S. Trinitas, Mai 8. 1686; die zweite aber, auch noch von ihm selbst besorgte: Dabam Londini, Mar. 28. 1713, unterzeichnet, und das Ganze in drei Bücher (deren jedes wieder in eine Anzahl „Leges", „Propositiones" und „Theoremata" zerfällt) getheilt, deren erstes und zweites sich angeführtermaßen mit den Gesetzen der Bewegung (im Allgemeinen) beschäftigen, das dritte dagegen die planetarische Bewegung insbesondre zum Gegenstand hat. In diesem Werke gründete Newton auf die tiefsten Abstractionen der Mathematik ein ganz neues System der Physik, drang mit philosophisch-mathematischer Strenge in die innersten Gesetze der Natur ein, und entwickelte sie in einer Kürze und Gedrängtheit, daß selbst die größten Mathematiker seiner Zeit es nur mit Mühe fassen konnten. Deshalb fand dieses Werk bei seiner ersten Erscheinung nicht die verdiente Anerkennung; welchen Enthusiasmus es aber bei Denen erregte, die es zu würdigen vermochten, zeigt der Marquis d'Hopital, einer der größten Mathematiker seiner Zeit, der die Engländer, die ihn besuchten, fragte: „Ißt, trinkt und schläft denn Newton? Ich stelle mir ihn als einen himmlischen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie gemein hat". Seine muthige Vertretung der Universität Cambridge gegen die

Eingriffe Jakobs II., damaligen Königs von England, verschaffte ihm 1688 eine Stelle im Parlament. Hier erwarb er sich die Gewogenheit des Grafen Halifax in einem solchen Grade, daß dieser ihn bei seinem nachherigen Eintritt in das Finanzministerium 1696 zum Münzwardein ernannte. Er leistete hier sehr wichtige Dienste; drei Jahre darauf ward er Münzdirector und erwarb sich in diesem Amte ein sehr ansehnliches Vermögen. Indeß hatte er den höchsten Gipfel des Ruhms erstiegen; alle Gelehrten Englands erklärten ihn einstimmig zu ihrem Haupte; 1700 ward er zum Präsidenten der königl. Gesellschaft ernannt und die Königin machte ihn 1705 zum Ritter. Auch die Akademie der Wissenschaften zu Paris, seitdem sie fremde Mitglieder aufnehmen konnte, ermangelte nicht, ihre Liste mit dem Namen des großen Newton zu schmücken. In der glücklichen und sorgenfreien Lage, in der er sich nun befand, entschloß er sich denn auch, seine übrigen frühern Arbeiten, den „Principiat", folgen und ans Licht treten zu lassen; und so erschien noch im nämlichen Jahre, zuerst „Optice, or a Treatise of the Reflections, Inflexions and Colours of Light", welches Werk von Clarke gleich nachher unter Newton's Augen ins Lateinische übersetzt wurde, und welches sich, in Verfolgung des oben angedeuteten Gesichtspunktes, als ein Meisterstück der Kunst, mit Scharfsinn, treffend und genau zu experimentiren und aus den Experimenten Alles zu ziehen, auszeichnet. Dieß ist das Verzeichniß der größten Arbeiten, die Newton's Unsterblichkeit begründen; aber der unglückliche, nur zu berühmt gewordne, wissenschaftliche Streit, in den er ums J. 1712 mit Leibnitz (s. d.) über die Erfindung des Infinitesimalcalculus gerieth, hat man noch manchen, in seiner Correspondenz zerstreueten analytischen Schatz ans Licht gezogen. Heut zu Tage ist es wohl ausgemacht, daß diese beiden größten Männer ihrer Zeit jeder für sich auf ein, nur der Form nach verschiedenes Verfahren zu demselben Ziele geleitet worden sind. So urtheilen Montucla in der „Histoires de mathématiques" (Bd. II., S. 313 seqq.), d'Alembert in der „Encyklopädie" im betreffenden Artikel, namentlich aber la Croix in der Vorrede zu seinem „Traité du calcul différentiel et du calcul integral". Auch hat Newton, aufgefordert von der Prinzessin von Wales, deren besondere Gunst er besaß, ein chronologisches Werk verfaßt, daß jedoch ohne sein Wissen im Druck erschien. Diese chronologischen Arbeiten, sowie seine theologischen, z. B. „Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non Johannis Apocalypsio observationes", sind bei weitem des Ruhmes nicht würdig, den er sich im Felde der Philosophie und Mathematik mit vollem Rechte erworben hat. Seit seiner Anstellung bei der Münze scheint er sich überhaupt den mathematischen und physikalischen Wissenschaften entzogen zu haben; er bestrebte sich nun, seinem Vaterlande ein nützlicher Bürger zu seyn, und es waren hauptsächlich nur religiöse Betrachtungen, wodurch er sich nach Erfüllung seiner Amtspflichten zu erholen suchte. Wenn man ihm in den letzten Lebensjahren die verdiente Bewundrung über seine Werke zollte, so entgegnete er: „Ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Werken sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meeres, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ocean der Wahrheit unerforschlich und unerforscht in unendlicher Weite vor meinen Blicken ausdehnte". Nach einer kurzen Krankheit starb dieser außerordentliche Mann am 20. März

1727 in seinem 85. Lebensjahre. Sobald der Hof zu London seinen Tod erfuhr, verordnete er, daß sein Leichnam auf einem öffentlichen Paradebette gleich Personen vom höchsten Range ausgestellt und in der Westminsterabtei beigesetzt werden sollte. Dort ruht er nahe beim Eingange des Chors. Der Großkanzler und drei Pairs von England trugen mit an seinem Sarge. Seine Familie, in dem Besitze einer Nachlassenschaft, welche, Landhaus und Zubehör ungerechnet, die für jene Zeit ungeheure Summe von 32.000 Pf. Sterling betrug, ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten. Newton war von mittlerer Statur; sein Aeußeres war angenehm und Ehrfurcht gebietend. Er war nicht verheirathet, und man behauptet, daß er nie die Liebe zum Weibe gekannt habe. Weder Ruhm, noch Ehre, noch die Gunst der Großen suchte er; sein einziges Streben war die Erkenntniß der Wahrheit. Sie war ihm das höchste, das einzige dem Menschen würdige Ziel.

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürst von Moskwa, Reichsmarschall und Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, des St.-Ludwigs- und anderer Orden Ritter, geb. 1769 zur Saarlouis im Moseldepartement von armen Eltern, nahm früh Militairdienste und war beim Ausbruche der franz. Revolution Unterlieutenant bei einem Husarenregimente, 1794 ward er Rittmeister u. Generaladjutant des General Kleber. 1796 trug er als Brigadegeneral viel zum Siege von Neuwied bei, wurde aber bei Diersdorf von den Oestreichern gefangen und erst 1798 ausgewechselt, worauf kurz darnach seine Anstellung als Divisionsgeneral erfolgte. Er befehligte 1799 am Rhein und unterstützte durch eine Division bei Manheim Massena's Sieg über den russ. General Korsakow bei Zürich, sowie er sich bei Hohenlinden unter Moreau neue Lorbeern brach. Seine Unterstützung der Revolution vom 18. Brumaire machte ihn mit Bonaparte bekannt, der ihn 1802 als Gesandten nach der Schweiz schickte, die er nach erhaltenen Weisungen von Frankreich abhängig machte. Im folgenden Jahre befehligte er das Lager bei Montreuil, wurde Marschall des franz. Kaiserreichs und Commandeur der Ehrenlegion. Die Schlacht bei Elchingen (1805) verschaffte ihm den Herzogtitel und führte die ulmer Capitulation herbei, worauf er durch Tirol in Kärnthen eindrang. Im Kriege gegen Preußen (1806) fochte er bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen, bei Eilau und Friedland, sowie er 1808 in Spanien glänzende Beweise seines kriegerischen Talents zeigte. Im Kriege gegen Rußland 1812 verdiente er in der Schlacht an der Moskwa den ehrenden Beinamen des Braven unter den Braven; er führte auf dem Rückwege den Nachtrab und legte auch hier, unter unzähligen Gefahren, Proben der muthigsten Entschlossenheit ab, sodaß ihn Napoleon darauf zum Fürsten der Moskwa ernannte und mit dem Schlosse Tarent in Italien dotirte. 1813 war er mit bei Lützen und Bautzen, wurde bei Dennewitz geschlagen und fochte bei Leipzig, Hanau, Brienne, Montmirail, Craonne und Chalons sur Marne mit gewohnter Tapferkeit. Er unterwarf sich zuerst den Bourbons, die ihm die Pairswürde, das Ludwigskreuz und den Oberbefehl über die königl. Curassiere, Dragoner, Chasseurs und Chevaurlegers-Lanciers von Frankreich ertheilten. Bei Napoleons Rückkunft von Elba versprach er zwar, denselben gefangen zu nehmen, vergaß aber zu bald sein Versprechen, ging zu ihm über (den 13. April) und focht bei Fleurus und bei Waterloo, ohne den Tod zu finden, den er suchte. Nachdem er

hierauf bei der zweiten Rückkehr der Bourbons nach Paris einige Zeit den Verfolgungen der Policei auf einem Schlosse zu Aurillac in Oberauvergne glücklich entgangen war, wurde er durch seinen kostbaren Säbel entdeckt. Er ward in Paris vor ein Kriegsgericht gestellt, das sich aber den 10. Nov. für incompetent erklärte. So ward sein Proceß der Kammer der Pairs übergeben, die am 6. Dec. mit 169 Stimmen das Todesurtheil über ihn gesprochen. Mit der besonnenen Ruhe, die er im ganzen Laufe der Untersuchung gezeigt hatte, hörte er es an, und als der Vorleser an seine Titel kam, unterbrach er ihn: „Wozu hier noch Titel! Michel Ney! und bald eine Hand voll Staub!" Am 7. December 1815, Morgens 9 Uhr ward er erschossen. Er wendete sich gegen die Soldaten, erklärte feierlich, daß er nie an seinem Vaterlande als Verräther gehandelt habe, legte dann die Hand aufs Herz und sagte mit fester Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!" — So endete der Brayste der Braven. Jene Doppelgängigkeit, mit der er so auffallend seinen Eid gegen Ludwig XVIII. brach, rührte weniger aus bösem Herzen als aus Schwäche des Charakters her.

Niagara, 1) Stadt am Flusse der Niagara mit dem Fort Missaga und 1000 Einw., ist eine britische Grenzfestung Untercanadas wider die Freistaaten und Sitz des Pelzhandels, heißt übrigens nicht Newark; 2) die Festung Niagara im Staat Newyork am Ausflusse des Niagara am rechten Ufer in den Ontariosee, ist dagegen von den nordamerikanischen Freistaaten besetzt; 3) der Wasserfall Niagara im gleichnamigen 6 Meilen langen Flusse zwischen den Seen Erie und Ontario, indem ersterer sein Wasser aus dem Ober-Huronen- und Michigan-See empfängt, ist der größte bisher bekannte Wasserfall, der in der Breite von 2226 Fuß, 137 Fuß senkrecht hinabfällt, den man in einer Entfernung von 4 Meilen hört. Jede Minute stürzen 172.000 Tonnen hinab und 40 Fuß wieder in die Höhe, wodurch ein weit sichtbarer Nebel gebildet wird. Die Ziegeninsel, die den Wasserfall in zwei Theile theilt, ist durch eine Brücke von 34 Ruthen Länge zugänglich gemacht worden, die auf 11 hölzernen Kegeln ruht, deren jeder mit 50 Tonnen Steinen gefüllt ist; sie enthält 80 Acres Land und Gebäude für Reisende.

Nibelungen, das Lied der, eines großartigen Heldengeschlechtes, oder wie es in den bessern Handschriften bekannt ist, das Buch Chriemhilden, wird mit vollem, nur von entschiedener Unkunde angestrittenen Rechte als das Höchste, als ein vollendetes Epos, unter den Denkmälern der altdeutschen Dichtkunst, gepriesen; unser Zeitalter mag stolz darauf seyn, daß dieses Kleinod in ihm bekannter, richtiger gewürdigt, vielseitig untersucht und als Eckstein volksthümlicher Kunst anerkannt, in Unterrichtsanstalten eingeführt und für die verschiedenartigsten Leser zum Gegenstande der Bewunderung und des Genusses erhoben worden ist. Das Geschichtliche in diesem, nach allen seinen Bestandtheilen eng verschlungenen, zur reifsten epischen Einheit erhobenen Heldengedicht, verläufet äußerst einfach: „Siegfried, König der Niederlande, umstrahlt vom Glanze herrlicher Waffenthaten, erhält Chriemhild, die Schwester Gunthars, Königes der Burgunder zu Worms; diesen wird die herrliche Brunhild zu Theil durch Beihülfe Siegfrieds, welcher die ihren Besitz erschwerenden zauberischen Hindernisse mit seiner Wunderkraft zu beseitigen weiß. Die Schwägerinnen vereinigen sich über das Ansehen und die Vorzüge ihrer Gatten; das von Chriemhild im leidenschaftlichen

Wortwechsel unvorsichtig verrathene Geheimniß des Antheils, welchen Siegfried an Vollziehung der Verheirathung der Brunhild mit Gunther gehabt, verwundet das Schamgefühl der stolzen Königin und entflammt ihren unversöhnlichen Haß gegen ihren Mann, der sie getäuscht und für einen andern gewonnen hatte. Sie veranstaltete Siegfrieds Ermordung durch den tückischen Hagen auf der Jagd. Chriemhild, vom unheilbaren Schmerze durchdrungen, brütet Rache, heirathet den ländermächtigen Etzel (Attila), weiß die Burgunder zu einem großen ritterlichen Fest an den Hof zu locken und verdirbt sie. Hagen's Haupt schlägt sie mit Siegfrieds Schwerte ab, welche sein Mörder ihm entwendet hatte. Sie selbst fällt durch Hildebrand. So werden Leben und Tod einer ritterlich hohen schönen Frau, mit ihrer unerlöschlichen Liebe und mit der Rachsucht, wie nur diese in solcher Gründlichkeit und Allmacht erzeugen kann, veranschaulicht; Chriemhild trägt und pflegt den immer jungen Schmerz in ihrer Brust; er ist die Seele ihres Daseyns und endet es mit diesem, sobald dem ermordeten Geliebten ein Grausen erregendes großes Todtenopfer mit Schuldigen und Unschuldigen dargebracht worden ist. So wird versöhnt der Schatten Siegfrieds, der wie eine Geistererscheinung im Innern der ganzen Handlung waltet; so wird ein furchtbar erhabenes Gottesgericht gefeiert". Der Stoff des Epos ist uralt; er muß in der Zeit, wo er geschichtlich war, frisch aufgefaßt worden seyn; dafür zeugen die naturgemäße Darstellung, die Lebendigkeit der Farbe, die helle Reinheit des Grundtones in Allem, was die Sitten, das Streben und Thun, die Herkömmlichkeiten und Gebräuche unter den Menschen im hunnischen Zeitalter (420—450 n. Chr.) so treu und wahrhaft abspiegelt; es liegt dabei Anschauung in unverdorbener Erstlingskraft zu Grunde, keine verbleichende, sich nach Veränderungen jüngerer Geschlechter wandelnde Ueberlieferungen; es ist die Ritterlichkeit in rohem Beginnen, deren Urzüge uns begegnen, allen verwitterten Eigenthümlichkeiten ungebildeter Lehnverfassung und trotziger Waffenehre, bis in den Tod getreuer brüderlicher Genossenschaft und fleckloser Tapferkeit. Mannigfache innige Beziehungen auf die ältesten deutschen Heldensagen sind unverkennbar. Das Christenthum, seit Karls des Großen Zeitalter Mittelpunkt des ritterlichen Lebens, tritt nirgends als vorherrschender Beweggrund in der Handlung hervor, wenngleich die christliche Gesinnung in ritterlichen Schildereien durchschimmert; sie gehöret der dichterischen Betrachtung, nicht dem Stoffe an. Allerdings macht die Sage, wie auch von allen andern gilt, vereinzelt und in getrennten Bestandtheilen unter dem Volke umgegangen und nach Art und Weise der Balladen und Heldenlieder erhalten worden seyn; in wie weit Karls Sammlung vaterländischer Heldengedichte auf ihre Gestaltung der Zusammenfügung eingewirkt habe, wird sich nie ausmitteln lassen; daß sie jedoch schon damals zu epischer Einheit gediehen seyen, ist durchaus unwahrscheinlich und wird selbst durch Beschaffenheit der übrigen uns erhaltenen vaterländischen alten Kampfsagen widerlegt. Aber weniger unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß das Ganze aus einzelnen romanzenartigen Gedichten von mehren Ordnern zusammengesetzt und nach und nach überarbeitet worden sey. Gegen solche Anwendung des scharfsinnigen Wolfschen Gedankens über Entstehung der Homerischen Gedichte auf das Nibelungen-Epos dürfte schon allein entscheidend befunden werden, daß sich keine sichere Spur einer, der Homerischen ähnlichen Bardenschule im

damaligen deutschen Kunstleben geschichtlich nachweisen läßt; wenn auch auf den ihr laut und kräftig widersprechenden Geist im Inneren des Gedichts weniger, als Rechtens ist, geachtet werden sollte. Dieser, der feste Hang, die sichere Haltung, das überall waltende Streben nach einem, nie aus dem Auge verlornen Ziele, die Alles durchdringende, beseelende, erwärmende, hohe Einfaltigkeiten des Geistes zwinget unausweichbar zur glaubenden Ueberzeugung, daß nur Einer das Ganze mit schöpferischer Dichterkraft aufgefaßt und den theilweise unter dem Volke vorhandenen Stoff zur epischen Einheit gestaltet habe. Wir wissen aus bestimmtem Zeugniß in der etwas spätern Klage, welche dem Epos beigefügt ist, daß Pelegrin (st. 991), Bischof von Passau, um das Andenken des Markgrafen Rüdiger von Pechlaren (st. 916) zu feiern, die Nibelungen-Sagen sammeln und durch seinen Schreiber Konrad (welcher Name zu dem Mißverständnisse Veranlassung gegeben haben mag, als sey das Gedicht von Konrad von Würzburg geordnet und gestaltet worden) lateinisch aufzeichnen ließ, aber von dem Verhältnisse, in welchem diese Arbeit zu unserm Gedichte stand, daß die Zusammenstellung der zerstreuten Sagen der epischen Darstellung vorauf gegangen war; auch wird in dieser selbst ausdrücklich gesagt, daß sie diese Abenteuer nicht zuerst besinge. Der Dichter (wer, darüber sind die Meinungen verschieden: am wahrscheinlichsten Heinr. v. Ofterdingen, s. d.), dem das Werk seine dermalige Gestalt verdanket, ist der größte in dem an kräftigen und zärtlichen Sängern so reichen schwäbischen Zeitalter; er hat die Eigenthümlichkeit der Zeit, der Natur, des Lebens und der Menschen, Männer und Weiber, Eingeborner und Ausländer in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Abgeschlossenheit tief aufgefaßt; Alles, was geschiehet, einzeln anschaulich gestaltet und in seiner Verkettung, hinstrebend zu einem Alles auflösenden Schlusse, mit meisterhafter Bündigkeit sich lebendig vergegenwärtigt. Ueberall waltet die geistige Ueberlegenheit schöpferischer Dichterkraft; sie ordnet mit umfassender Einsicht, weilet und begegnet sich an rechter Stelle, und die reichste Fülle der Gestalten und Ereignisse schwebet am unsichtbaren Faden dem Auge der Betrachtung vorüber und verschmilzet in befriedigende Einigung. Ueberall hallet der Volkston wieder; mit kindlicher Liebe wird der heilige Born geehrt, aus dem Alles geschöpft ist. Der Dichter erscheinet als Herr und Meister der Sprache und des Versbaues; seine kunstreiche Freiheit und ihre ergiebige und fügsame Herrlichkeit stehen im Gleichgewichte, in einträchtlicher Wechselwirkung; so viel Mannheit und Milde hat kein Zeitgenosse ihr abzugewinnen gewußt; Richtigkeit und Wohllaut in solchem Maße werden nur bei ihm gefunden. Das Gedicht ist in vier langzeiligen Strophen, welche älter sind als die achtreimigen Stanzen, abgefaßt; die letzte Halbzeile der Strophe ist meist um einen Fuß länger. Zwei vollständige Handschriften des Nibelungenliedes besitzt die münchner Bibliothek; eine dritte ist in den Händen von Privatpersonen. Letztere und eine der münchner waren zuvor in Hohenems; eine vierte Handschrift ist in St.-Gallen, eine fünfte hat Bernhard Hundeshagen aufgefunden. Aus der münchner in 4., welche damals in Hohenems war, ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage, nebst 7 Bruchstücken des vordern Theiles abdrucken. Das Ganze theilte zuerst Müller in seiner Sammlung, ohne jedoch dabei die geringste Kritik anzuwenden, mit. Von der Hagen lieferte zuerst eine Uebersetzung

des Nibelungenliedes (nach dem Muster von Tieck's „Minneliedern") und später (Berlin 1810) eine kritische Ausg. des Urtextes. Darauf erschien: „Der Nibelungen Lied zum ersten Mal in der ältesten Gestalt aus der St.-Galler Urschrift, mit Vergleichung der übrigen Handschriften herausg. von F. H. v. d. Hagen" (eine berichtigte mit einem Wörterbuche verm. Aufl., Breslau 1820; zweite umgearb. Ausg. mit Wörterverz. und Anm., Frankf. a. M. 1824, 2 Bde. Die neueste krit. Ausg. von „Der Nibelungen Noth mit der Klage" besorgte K. Lachmann, Berlin 1826, 4. — Außer jener hohenemser Handschr. besitzt die münchner Hofbibliothek noch eine Hdschr. des Nibelungenliedes in 8. Zwischen beiden stehen dem Werthe nach die St.-Galler Hdschr. Pergamentfol. und die Hohenems-Laßbergische in 4. Vollständig sind die papierne Hdschr. Bernh. Hundshagens und die pergam. Handschrift in der Ambraser Sammlung in Wien. Noch eine Hdschr., die jüngste von allen, aus dem 16. Jahrh., verwahrt die fürstl. Oetting-Wallerstein'sche Bibliothek zu Wallerstein. Prof. Jul. v. Schnorr malt die Helden des Nibelungenliedes und die wichtigsten Scenen desselben in der neuen königl. Residenz in München al fresco. — Noch sind zu vergleichen: Göttling „Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede" (Rudolst. 1814), und Desselben „Nibelungen und Gibellinen" (ebendas. 1816); K. Lachmann „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" (Berlin 1826) und Desselben Ausg. des Nibelungenliedes. Außerdem haben wir eine Bearbeitung von Hinsberg, eine dem Original treu nachgebildete metrische von Büsching (1815) und eine von Simrock in der Sprache des 19. Jahrh. (Berl. 1827). — Mehr hierüber sagen: A. W. Schlegel im „Deutschen Museum" (I, 67); Mone's „Einleit. in das Nib.-Lied" (Heidelb. 1818); v. der Hagen, „Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und immer" (Breslau 1819); dessen Vorrede zur Ausg. und Uebers. der Eddalieder (1812—14) und der „Wolsungasaga" (1813—15), Grimm's „Anmerkungen zu den altdänischen Heldenliedern" und Müller's „Sagabibl."

Nicäa (d. i. Siegesstadt), früher Antigonia, auch Nikomedia, wichtigste Stadt Bithyniens, in SO., in einer fruchtbaren Ebene in Asiana am Askania- (jetzt Isnik-) See; vollkommenes Viereck mit schnurgeraden Straßen, bedeutende Handelsstadt; jetzt Isnik. Nicäa war Geburtsort des Hipparchos und Dio Kassios. — Berühmt sind die hier gehaltenen Nicänischen Concilien, das erste, durch seinen Einfluß höchst wichtige allgemeine Concilium, vorzüglich gegen die Arianer (um J. 325), die Anhänger des alexandrinischen Presbyters Arius, welcher um 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sey das edelste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, also geringer als Gott und durch dessen freien Willen hervorgebracht. Diese Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Wesens mit dem Vater (Homousia, daher Homousianer) zusprach und sein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wissen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320, und 325 auf der Kirchenversammlung zu Nicäa verdammt. Die Bestimmungen des nicäischen und des darauf gebauten ausführlichern Athanasischen Glaubensbekenntnisses (Symbolums) haben daher in dem Streite gegen Arius ihren Grund. Außer diesem Symbolum wurde zu Nicäa noch die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christl. Gemeinden angeordnet und mehrere

über die Verhältnisse der Geistlichen und die Kirchenzucht festgesetzt. Der Antrag, die Geistlichen zur Ehelosigkeit zu verpflichten, ging jedoch auf diesem Concilium nicht durch, und es erlaubte den bereits verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung ihrer Ehen. Das zweite nicänische Concilium hielt die Kaiserin Irene 787, und setzte dabei gegen die Bilderstürmer den folgenreichen Beschluß durch: daß, wie das Bild des Kreuzes, so auch andere Bilder, gleichviel von welchem Stoff, in den Kirchen aufgestellt, an heiligen Gefäßen, an öffentlichen Orten, Kleidern ꝛc. angebracht und denselben zwar nicht göttliche, aber doch gottesdienstliche Verehrung durch Räuchern, Lichter, Küssen u. s. w. erwiesen werden sollen. Ueber Nicäa s. Hammer's „Umblick auf einer Reise von Konstantinopel ꝛc." (Pesth 1818).

Nicholl (Alex.), Prof. der hebräischen Sprache und Bibliothekar der bibl. Bodleiana, starb zu Ende des Septembers 1828 zu Oxford 37 J. alt, ausgezeichnet durch Kataloge „Codd. masur. Bibl. Bodlejan. Tom. III. vol. I. Arab. codd. complectens".

Nicholson (William), ausgezeichneter engl. Mathematiker, der Sohn eines Sachwalters zu London, geb. 1753. Er machte den Entwurf zu den Wasserkunstwerken von West-Middlesex und brachte auch nachher einige andere Werke dieser Art zu Stande. Auch ist er der Erfinder mehrer mechanischer Kunstwerke, für welche er königliche Patente erhielt, ohne Nutzen davon zu ziehen. Nicholson hat viel geschrieben, z. B. „Introduction to natural and experimental philosophy" (1781, 2 Bde.; deutsch mit Zus. u. Anmerk. von Lüdike); „The first principles on chemistry" (1789; deutsch von Spohr); auch ein Wörterbuch über Chemie und ein Journal. Außerdem hat er mehre Werke von Chaptal, Fourcroy u. A. ins Engl. übersetzt. Er starb 1815. Durch das Fehlschlagen mehrer Entwürfe und mannigfaltige Unternehmungen hatte er sich in den letzten Jahren seines Lebens in große Schulden gestürzt.

Nichtigkeitsklage, s. Nullität.

Nichtleiter, s. Elektricität.

Nickel ist ein 1751 von dem Schweden Cronstedt entdecktes Metall. Es hat die röthlichweiße Farbe des Wismuths und den Glanz des reinsten Eisens. Das specifische Gewicht ist das 8,3- bis 8,8fache des Wassers. Im ganz reinen Zustande scheint es dem Eisen an Biegsamkeit, Zähigkeit und Geschmeidigkeit nichts nachzugeben. Es ist härter als Kupfer, aber weicher als Eisen und wird wie dieses von dem Magnete gezogen. Zum Schmelzen erfordert es eine ebenso hohe Temperatur als der weichste Stahl. Er verbindet sich mit den mehrsten Metallen sehr gut und macht sie magnetisch. In den Meteorsteinen ist stets Nickel enthalten. In der Natur kommt das Nickel höchst selten gediegen, häufiger in Verbindung mit dem Arsenik, als Kupfernickel und als Nickelocker vor. — Der Kalk des Nickels wird in der Emailmalerei, das Metall selbst zu der Zusammensetzung des Argentans, einer neuen Metallcomposition, und des Meteorstahls, einer neuen Erfindung des Obristlieutenants Fischer zu Schaffhausen, wodurch echter Damascenerstahl dargestellt wird, benutzt. Auch das sogen. Weißkupfer scheint nichts als eine Verbindung des Kupfers mit Nickel zu seyn.

Nicolai (Christoph Friedrich), ein berühmter Schriftsteller u. Buchhändler, geb. 1733 zu Berlin, der Sohn eines dortigen Buchhändlers, der ihn zu seiner Geschäft bestimmte und 1749 nach Frankfurt a. d.

Oder schickte, um den Buchhandel zu lernen. Nicolai fand dort Muße, sich auch in der lateinischen, griechischen und englischen Sprache zu üben. Auch trieb ihn seine rege Wißbegierde zum Studium der besten ältern und neuern Dichter, der Mathematik, Geschichte und Philosophie. 1752 kehrte er nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurück. Dort veranlaßte ihn die damalige Trennung der Literatur in zwei Parteien (Gottschedianer u. Bodmerianer), 1756 in seinen „Briefen über den jetzigen Zustand der Wissenschaften" zum ersten Male als Schriftsteller aufzutreten. Von nun an wurden Recensionen ihm Bedürfniß, und seitdem er Lessings u. Mendelssohns Bekanntschaft gemacht hatte, verfolgte er mit ihnen gemeinschaftlich seine wissenschaftlichen Bestrebungen ohne Rücksicht auf das Ansehn der Meinung. Diesem Bunde schlossen sich in der Folge die meisten guten Köpfe Deutschlands an. Nicolai's Lernbegierde, die ihn von Sprache zu Sprache, von Wissenschaft zu Wissenschaft getrieben hatte, bewog ihn 1758 der Handlung zu entsagen. Er mußte jedoch diese wieder übernehmen, als 1759 sein Bruder, der Besitzer der väterlichen Handlung, starb. In Verbindung mit Mendelssohn hatte er 4 Bde. der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", Leipzig 1754—59, herausgegeben. Noch wichtiger waren die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", welche Nicolai in Verbindung mit Mendelssohn und Weiße, 24 Bde., Berlin 1759—65, herausgab. Abbt, Resewitz, Sulzer u. A., waren Mitarbeiter. Einen wesentlichen Einfluß auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung hatte auch die 40 Jahre lang fortdaurende „Allgemeine deutsche Bibliothek", deren Plan Nicolai im J. 1765 zur Ausführung brachte. Mit dem 107. Bande (1792) hörte Nicolai auf, Herausgeber zu seyn. Fortsetzung erschien zu Kiel unter dem Titel: „Neue allgemeine deutsche Bibliothek". Vom 26. Bde. an übernahm Nicolai wieder die Herausgabe. Aber der strenge und anmaßende Ton in den oft oberflächlichen Urtheilen dieser Zeitschrift, verwickelte Nicolai mit Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater u. A. in mannigfache Streitigkeiten. Seit 1770 wandte Nicolai sein Studium auf die Finanz- und Handelsverfassung des preuß. Staats. Historischen Werth haben ferner „Anekdoten von Friedrich II.", 6 Hefte, Berlin 1788—92. Seine „Topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam", 3 Bde., 31. Ausgabe, Berlin 1786, kann Werken ähnlicher Art zum Muster dienen. Von geringem dichterischen Werthe, aber doch nicht unwichtig für die Literaturgeschichte der damaligen Zeit, sind Nicolai's Romane: „Leben und Meinungen des Sebaldus Nothanker", 4. Aufl., Berlin 1799. mit Kupfern von Chodowiecki; „Geschichte eines dicken Mannes", 2 Bde., ebend. 1794, mit Kupfern von Meil, und „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts", Berlin 1798. In dem letztgenanten Werke suchte er die Abschweifungen der Kantischen Schule lächerlich zu machen. Dagegen schrieb Fichte: „Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen", herausgegeben von A. W. Schlegel, Tübingen 1801. In statistischer Hinsicht verdienstlich, aber zu weitläuftig angelegt, war seiner „Reise durch Deutschland und die Schweiz", Berlin 1781, 3. Aufl. 1788, welche mit dem Jahre 1796 zu 12 Bänden heranwuchs. Doch gab Nicolai bei allem Wahrheitssinne auch manche Blöße, am auffallendsten, als er sich gegen die kritische Philosophie erklärte, deren Werth er über dem Mißbrauche verkannte, welchen die Schule mit dunkeln Kunstwörtern trieb. Durch seinen Umgang mit

Mendelssohn an populaire Philosophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht fassen, obgleich er dem Scharfsinne ihres Urhebers Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ebenso einseitig verkannte er den Umschwung, welcher im letzten Drittheile des 18. Jahrh. durch Göthe u. a. originelle Geister in der schönen Literatur der Deutschen hervorgebracht wurde, und noch mehr die Bestrebungen der neuen Romantiker. Indeß erhielt der verdienstvolle Mann, mit dessen Alter seine Gegner sich vermehrten, mehre Beweise der öffentlichen Achtung. Er wurde Mitglied der Akademien zu München, Berlin und Petersburg, und 1799 sandte ihm die philosophische Facultät zu Helmstedt aus eignem Antriebe das Diplom als Doctor der Philosophie. Gegen Ende seines Lebens nahm sein Einfluß auf die deutsche Literatur immer mehr ab. Die „Deutsche Bibliothek" entschlief 1805, da die von ihr fruchtlos bekämpften philosophischen und ästhetischen Ideen die Oberhand gewannen. Nicolai's thätiges, kräftiges Leben ward durch eine feste Gesundheit unterstützt, obgleich schon 1791 heftige Gemüthsbewegungen sein Nervensystem so angegriffen hatten, daß er einige Wochen lang bei vollem Bewußtseyn mehre Phantasmen, wie er die unwillkürlichen Gaukelspiele seiner Einbildungskraft nannte, sah und hörte. 70 Jahre alt, verlor er den Gebrauch des rechten Auges. In seiner glücklichen Ehe ward er Vater von 8 Kindern, die er aber, nebst seiner Gattin, alle überlebte. Indeß zerstörte nichts so sehr die Lebenskraft des würdigen Greises, als das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes. Er starb 1811. Die durch ihn in der Geschichte der deutschen Bildung unvergeßlich gewordene Buchhandlung, blüht fort unter der Leitung seiner Erben. Unter Nicolai's vielen Schriften zeichnen sich noch aus: seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller; seinen Versuch, naive Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, in dem „Feynen kleynen Almanach" (Berlin 1777 u. 78, 12.). Sein „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurer" (Berlin 1782) ist gründlich, obgleich nicht ohne gewagte Hypothesen.. Ueberhaupt betraf ein großer Theil der geschichtlichen Forschungen Nicolai's die geheimen Gesellschaften. Man vergl. seine „Bemerkungen über die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer" (Berlin 1806). Noch verdient seine Schrift: „Ueber den Gebrauch der falschen Haare und Perücken" (Berlin 1801), genannt zu werden. Eine Selbstbiographie von Fr. Nicolai hat Löwe herausgeg. in seinen „Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten" (III., 3). Auch höre man ihn selbst in der Schrift: „Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie, und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte" (Berlin 1799). 1820 erschien „Fr. Nicolai's Leben und literar. Nachlaß", herausg. v. Göckingk.

Nicolaus von Pisa, aus dieser Stadt, wurde um die Mitte des 13. Jahrh. der erste wahre Wiederhersteller der Skulptur und der schönen Kunst in Italien. Sein vorzüglichstes Werk in Bologna ist die Arca di St.-Domenico mit schönen Reliefs. Auch hat er die Kanzel in der zu Pisa 1153 errichteten Basilica des heil. Johannes mit schönen Skulpturen geschmückt. Er starb 1275. Die erste Periode der Geschichte der neuern Skulptur geht von ihm bis auf Donatello. Auch sein Sohn Johannes war ein geschickter Bildhauer (magister lapi-

dum); von ihm sieht man schätzbare Arbeiten am Mausoleum Benedicts XI. und an dem größern Altare der Kathedralkirche zu Arezzo. Vgl. v. Rumohr's „Italienische Forschungen" (1827, 2 Thle., S. 144 fg.).

Nicolaus Cusanus, s. Cusanus.

Nicolay (Ludwig Heinrich v.), geb. 1737 zu Strasburg; wurde dort, nach Beendigung seiner Studien, Professor der Logik, nachdem er eine Zeit lang franz. Gesandtschaftssecretair gewesen war. 1770 wurde er Cabinetssecretair und Bibliothekar des Großfürsten Paul von Rußland, 1796 russisch-kaiserlicher Staatsrath, 2 Jahre später Director der Akademie der Wissenschaften und, nachdem er diese Stelle niedergelegt hatte, 1801 geh. Rath. Auch empfing er mehre Orden. Aber die genannten Staatsämter hemmten ihn nicht in der Ausübung seines Dichtertalents, das sich in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln und Liedergedichten versuchte. Vorzüglich gelang ihm, durch Witz und Einbildungskraft unterstützt, die komische Erzählung. Doch nimmt er unter den Dichtern der genannten Gattungen höchstens den zweiten Rang ein. Die vollständigste Sammlung seiner Werke erschien u. d. T.: „Vermischte Gedichte und prosaische Schriften" (7 Thle., Berlin 1792—95). Seine theatralischen Werke erschienen zu Königsberg 1811. Er starb 1820 auf seinem Gute bei Wilborg in Finnland.

Nicolo, auch Nicolo Isouard genannt, einer der beliebtesten Operncomponisten unserer Zeit, wurde 1777 auf der Insel Malta geb. Sein Vater, ein angesehener Geschäftsmann, schickte ihn nach Paris in eine Pensionsanstalt, wo er sich für den Seedienst vorbereiten sollte. Hier widmete er jede Stunde, die er seinem Brotstudium entwenden konnte, dem Fortepiano. Als Aspirant der Marine schon aufgenommen, bewog ihn der Ausbruch der Revolution, in sein Vaterland zurückzukehren. Hier setzte er sein musikalisches Studium mit dem lebhaftesten Eifer fort, und beschloß endlich wider den Willen seiner Eltern ganz seiner Lieblingsneigung zu folgen. Er begab sich nach Florenz und schrieb dort seine erste Oper: „L'aviso ai maritati", die sich eines außerordentlichen Beifalls zu erfreuen hatte. Von da ging er nach Livorno, wo er die ernsthafte Oper: „Artaserse" componirte. Hierauf folgte er einem Ruf des damaligen Großmeisters des Malteserordens als Organist der Ordenskirche nach Malta, wo er auch nach der bald erfolgten Aufhebung des Ordens blieb und mehre kleine Opern componirte. Zuletzt nahm ihn der franz. General Vaubois als Privatsecretair mit nach Paris, wo er 1813 starb. Unter allen seinen Compositionen hat die Oper „Cendrillon" (Aschenbrödel) den ausgezeichnetsten Beifall erhalten; außer ihr verdient Erwähnung: „Un jour à Paris", „Les deux avares", „Michel Ange", „Cimarosa", „Le médicin turc", „La ruse inutile", „L'intrigue aux fenêtres", „Les rendez-vous bourgeois" und die liebliche Oper „Jeconde". Alle zeichnen sich aus durch Reichthum und Gefälligkeit der Melodien und durch eine geschickte Verschmelzung des neuen italienischen Geschmacks mit dem französischen.

Nicot (Jean), s. Taback.

Niebuhr, 1) (Carstens), geb. zu Lüdingworth im Lande Hadeln (Hanover) 1733, wurde 1760 Ingenieurlieutenant in Kopenhagen, bereiste von 1762—67 das Morgenland, ward 1763 zum Capitain befördert und 1778 als Justizrath und Landschreiber nach Meldorf versetzt, wo er 1815 starb. Seine „Beschreibung von Arabien" (2 Thl., Kopen-

hagen 1772, 4.) und seine „Reisebeschreibung von Arabien und den angrenzenden Ländern" (2 Bde., m. Kpfrn., ebend. 1774—78, 4.) sichern sein Andenken. Ueberdieß gab er von P. Forskål heraus „Descriptiones animalium, avium, amphibiorum, insectorum, vermium, quae in itinere orientali ob ervavit" (Kopenhagen 1775, 4.); „Flora aegyptiaco-arabica" (ebend. 1776, 4.); „Icones rerum naturalium, quae in itinere orientali deping. curavit" (ebend. 1776, 4.). — 2) (Barthold Georg), des Vor. Sohn, königl. preuß. geh. Staatsrath und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. 1775 zu Meldorf in Holstein. Er studirte in Kiel die Rechte, kam 1798 nach Kopenhagen, ward hier bei der großen königl. Bibliothek Secretair, 1800 Assessor im Oekonomie- und Commerz-Collegium, 1803 Mitdirector der Bank, und 1804 Committirter im Bank-Collegium. Er vereinigte die gründlichsten gelehrten Kenntnisse von seltenem Umfange (er war nicht nur Historiker, sondern auch ein sehr guter Orientalist) mit den trefflichsten praktischen Kenntnissen der Staatskunde, des Handels u. s. w. In der verhängnißvollsten Periode Preußens zeigte er sich im Leben ebenso wahr und unerschütterlich treu, als er sich in Schriften kräftig und geistvoll aussprach. Seine Geschichts- und Sprachkunde war umfassend. Seine Schreibart hat sich zu sehr nach dem Englischen gebildet, das ihm ganz eigen war, und leidet hin und wieder an Härte und Dunkelheit. Außer einzelnen gehaltvollen archäologischen und historischen Aufsätzen im „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 2, St. 3) und den „Deutschen Blättern" hat er in seiner „Römischen Geschichte" (Berlin 1811 fg.), welche von ihm 1827 umgearbeitet erschien, ein durch Tiefe der Forschung, Größe des Ueberblicks, Kraft und edle Gediegenheit der Darstellung ausgezeichnetes Werk geliefert. Auch sind von ihm Flugschriften: „Preußens Recht gegen den sächs. Hof" (Berlin 1814) und „Ueber geheime Verbindungen im preuß. Staate und deren Denunciation" (Berl. 1815). 1816 zum preuß. Gesandten beim Papste ernannt, beschäftigte er sich in Rom zugleich mit literarischen Arbeiten und Untersuchungen. Wir verdanken ihm u. a. die Entdeckung von 2 ungedruckten Bruchstücken des Cicero und eine kritische Ausgabe der von Majo ans Licht gezogenen Werke des Fronto. Während seines Aufenthalts zu St.-Gallen in der Schweiz, entdeckte er unter den codicibus rescriptis der dasigen Bibliothek ein Fragment des römischen Feldherrn, Dichters und Redners Merobaudes, welches er u. d. T.: „Reliquiae" zu St.-Gallen 1823 herausgab. Er kehrte nach Berlin zurück und ging dann an die Universität Bonn, wo er sich ganz seinen historischen Forschungen widmete. Niebuhr starb daselbst am 2. Jan. 1831 an einer Lungenentzündung. Hoffentlich wird die von ihm in seinen letzten Lebensjahren begonnene große Unternehmung einer in Bonn erscheinenden neuen Ausgabe der „Scriptores historiae Byzantinae" durch seinen Tod nicht unterbrochen werden.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlande. Belgier, Bataver und Friesen (vgl. dd.), die ersten in den westlichen, die zweiten in den mittleren, die letzten in den nordöstlichen Gegenden, waren nach den römischen Schriftstellern, denen wir die ersten Nachrichten über dieses Land verdanken, die ältesten uns bekannten Bewohner desselben; und alle drei gehörten zu den germanischen Völkern. Alle drei waren durch Tapferkeit ausgezeichnet;

ihre Ueberwindung kostete den Römern schwere Kämpfe. Später wurden sie von den Römern beinahe als Bundesgenossen behandelt, fochten in allen ihren Kriegen mit, und die batavische Reiterei insbesondere galt lange für den Kern der römischen Heere. Bei der großen Völkerwanderung gerieth der größte Theil dieser Provinzen in die Hände der Franken; nur die Friesen behaupteten lange ihre Freiheit. Auch wurden diese Gegenden, damals rauh und arm, von den Siegern weniger geachtet. Nach dem Tode Karls des Großen gehörten diese Provinzen, nach ihrer Lage, theils zu dem fränkischen, theils zum lothringischen, theils zum deutschen Reiche. Sie waren indeß, in diesen Zeiten einer wenig geordneten Herrschaft, unter viele kleinere und größere Grafen, Herzoge und Fürsten getheilt: alles Vasallen, die wie überall ihre Lehne erblich gemacht hatten; daher die verschiedenen Titel der Provinzen (vgl. Brabant). Durch Heirathen, Erbfolge und Kriege wurden nach und nach mehre dieser Provinzen vereinigt und im 15. Jahrh. besaß schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, 11 derselben, denen sein Sohn Karl der Kühne noch zwei hinzufügte. Um diese Zeit war der Wohlstand dieser Provinzen schon seinem Gipfel nahe. Die Beschaffenheit des Landes hatte die Bewohner frühe zur Schifffahrt und zum Handel angetrieben, und das hier weniger drückende Lehnssystem erlaubte den Anbau größerer Städte, welche bald durch Reichthum und Macht für ihre Fürsten bedeutend wurden, und von ihnen, weil jene sie mit Gelde unterstützten, mit den größten Freiheiten beschenkt wurden. So blühten Brügge und Gent und bald darauf Antwerpen (vgl. dd.) empor; sie empfingen die köstlichen Produkte des Orients durch die italienischen Seestädte und verbreiteten diese Schätze, durch ihre innige Verbindung mit der deutschen Hansa, nach England und dem ganzen Norden. Ueber den Einfluß der Niederländer auf die Cultur des nördl. Deutschlands, durch ihre Ansiedelungen in der letzten Hälfte des 12. und im Anfange des 13. Jahrh. in der Gegend um Bremen, in Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Thüringen, Sachsen und Meißen, s. Wersebe's „Nachforschungen über die niederl. Colonien" (Hanov. 1816, 2 Bde.). Die Herzoge von Burgund, Herren solcher Unterthanen und solcher Städte, waren damals unstreitig die reichsten Fürsten in Europa. Jede Provinz, jede Stadt hatte damals ihre eigne Verfassung und ihre besondern Freiheiten, und dem Ganzen, obwohl einem Fürsten unterworfen, fehlte zu einem Freistaate wenig mehr als der Name. Mit dem Tode Karls des Kühnen (s. d.) begann für die Niederlande eine bedrängnißvolle Zeit, die sich mit dem Verfall der bis dahin so blühenden südlichen und der Befreiung und dem schnellen Emporsteigen der nördlichen Provinzen endigte. Seine Tochter, Maria, die reichste Erbin in Europa, reichte ihre Hand dem Erzherzoge Maximilian von Oestreich, Sohn des Kaisers Friedrichs III., welcher selbst in der Folge Kaiser wurde. Ihr Sohn Philipp der Schöne heirathete Johanna, die Tochter Ferdinands und Isabellas von Spanien, aus welcher Ehe 1500 zu Gent jener mächtige Kaiser Karl V. entsproß, welcher die Besitzungen Spaniens, Burgunds und Oestreichs auf seinem Haupte vereinigte. So lange die Niederlande ihren eignen Fürsten gehorchten, wurden die Verfassungen und die Vorrechte der Städte und Provinzen geschont und das Land blühte im Wohlstande: als aber Fürsten zum Besitz dieser Länder gelangten, welche noch außerdem große Besitzungen hatten, wur-

den sie bald nur noch als untergeordnete Theile eines größern Ganzen betrachtet; ihre verwickelte Verfassung erschien nun lästig, und die Fürsten strebten durch mancherlei Eingriffe in das Herkommen und die Rechte der Provinzen, sich die Regierung zu erleichtern und ihre Gewalt zu verstärken. Gegenseitiges Mißtrauen und Erbitterung, Unruhen und offenbare Empörungen waren die Folgen dieses ungerechten Verfahrens. Schon gegen Maximilian hatten die Stände der Provinzen ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen geäußert; ja sie nahmen ihn selbst gefangen, als er seinen Einzug in Brügge hielt, und er mußte seine Freiheit durch Bestätigung ihrer Vorrechte erkaufen. Unter Karl V. gingen die Eingriffe und das eigenmächtige Verfahren immer weiter; indeß blieb das Land bis auf einzelne, unbedeutende Aufstände, ruhig und erreichte den Gipfel seines Wohlstandes. Karl V. vereinigte mit den Niederlanden die Provinzen Friesland, Overyssel, Utrecht, Geldern und Zütphen. Seinen Plan, alle 17 niederländisch-burgundischen Provinzen zu einem Staate zu verschmelzen, hinderte die Verschiedenheit ihrer Rechte und Verfassungen; auch war ihm der uralte Nationalhaß entgegen, der die Belgier und Bataver schied. Indeß vereinigte er sie u. d. N. des burgundischen Kreises mit dem deutschen Reiche. Karl V. war viel zu klug, um nicht den hohen Werth dieser Provinzen einzusehen, und zugleich, daß ihr Wohlstand von ihrer Freiheit unzertrennlich sey. Er ließ daher den Städten ihre Verfassungen und Vorrechte, und begnügte sich, Soldaten und ungeheure Summen aus seinen Niederlanden zu ziehen. Nur gegen die Glaubensneuerer verfuhr er hart, deren viele Hunderte hingerichtet wurden. Aber daß er die bedeutendsten Städte mit dieser Strenge noch einigermaßen schonte, und seine Macht ihren Handel begünstigte, erhielt die Ruhe im Lande. Ganz anders verhielt es sich mit seinem Sohne Philipp II. (s. d.), welcher in Spanien geboren und nur spanische Sprache und Sitten liebte, nur Spanier um sich duldete, mit den überspanntesten Begriffen von seiner Macht erfüllt und entschlossen war, den Katholicismus in seinen Landen aufrecht zu halten, und keine andere Confession zu dulden. An dem Tage, als Karl V. ihm zu Antwerpen 1555 die Niederlande abtrat, begann das traurige Schicksal dieser Provinzen. Bei seiner Abreise (1559) ließ er seine Schwester Margaretha, Herzogin von Parma, eine natürliche Tochter Karls V. und eine Niederländerin von Geburt, als Oberstatthalterin zurück, setzte ihr aber den Cardinal Granvella (s. d.) als Rathgeber zur Seite, dessen Hinterlist und Grausamkeit die Niederländer so sehr empörte, daß selbst Philipp nach einigen Jahren für gut fand, ihn abzurufen. Zu Statthaltern der einzelnen Provinzen wurden mehre Edle aus den alten Geschlechtern des Landes ernannt, unter welchen Oranien, Egmont und Hoorn die ausgezeichnetsten und die Lieblinge des Volks waren. Die Ruhe im Lande währte nicht lange. Die Versuche, die span. Inquisition einzuführen, erfüllten Alles, selbst die Katholiken, mit Schrecken und Unwillen; und bald bildete sich eine sehr ausgedehnte Verbindung des Adels, von den Spanischgesinnten Geusen (Bettler) genannt, welche der Statthalterin 1561 eine Bittschrift übergab, worin um Milderung der Edicte gegen die Protestanten vorzüglich gebeten wurde. Es erfolgte in der That einige Erleichterung, die aber bei dem einmal aufgeregten Zustande der Gemüther die Sachen nur verschlimmerten. Hau-

sen des elendesten Gesindels stürmten die Kirchen und zerstörten Alles, was Bilder und Statuen oder Altargefäße und Zierrathen waren. Die unsinnige Wuth verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit über alle Provinzen, und über 400 Kirchen wurden auf diese Weise beraubt und geschändet. Solche unverzeihliche Schandthaten wurden dem Geusenbunde verderblich. Alle Prediger mußten jetzt das Land verlassen und viele tausend Protestanten folgten ihnen, um den vorauszusehenden Verfolgungen zu entgehen. Philipp sendete nun den Herzog v. Alba (s. d.) nach den Niederlanden, um alle Schuldige und Verdächtige zu bestrafen, Viele entflohen und Alle harreten ängstlich ihres Schicksals. Egmont, Hoorn und viele andere Edle wurden plötzlich eingezogen; ein Blutgericht ward niedergesetzt, um mit unerbittlicher Strenge über das Leben und die Güter der Schuldigen zu entscheiden. Egmont und Hoorn (vgl. d.) und viele Edelleute wurden 1567 in Brüssel hingerichtet; der nach Deutschland geflohene Oranien ward in die Acht erklärt. Tausende verließen aufs Neue ein Land, wo ihr Leben jeden Augenblick bedroht war, und aus ihnen zum Theil warb der Erbprinz von Oranien die Truppen, womit er die Niederlande zu befreien gedachte. Die ersten Versuche Wilhelms von Oranien (s. d.) zur Rettung der Niederlande mißlangen gänzlich. Ihm blieb nichts übrig, als die Bewohner der nördlichen Provinzen zur Ausrüstung von Schiffen zu ermuntern, womit sie sich 1572 der Festungen Briel und Vließingen bemächtigten. Alba's Nachfolger, D. Luis de Zuniga y Requesens, obgleich mäßig und milde, vermochte ebenso wenig den immer mehr um sich greifenden Brand zu löschen, und als nach seinem Tode unter seinem Nachfolger Juan von Oestreich die zügellosen spanischen Horden in Aufruhr ausbrachen, und mehre der blühendsten Städte plünderten, da griff der Unwille so weit um sich, daß auch die noch ruhigen südlichen Provinzen mit den nördlichen 1576 durch die genter Pacification sich zur Vertreibung der span. Truppen verbanden; allein dem Alexander von Parma gelang es, die südlichen im Ganzen kathol. Provinzen wieder zu beruhigen und seine Macht mehr gegen die nördlichen und den Prinzen von Oranien zu wenden. Diese, die ihnen drohende Gefahr wohl erkennend, verbanden sich durch die utrechter Union 1579, die anfänglich zwar nur die fünf Provinzen, Geldern, Zütphen, Holland, Utrecht und Gröningen umfaßte, der sich aber Friesland und Ober-Yssel bald nachher anschlossen. Doch wagten sie es erst 1581, dem Könige förmlich den Gehorsam aufzukündigen. Kaum vermochte Wilhelm von Oranien dem Herzoge von Parma zu widerstehen, und als Wilhelm 1583 von der Hand eines Meuchelmörders gefallen war, schienen die nördlichen Provinzen verloren. Sie fanden aber in dem Sohne des Ermordeten, Moritz (s. d.), einen ebenso klugen als tapfern Anführer, und erhielten zu gleicher Zeit von der Königin Elisabeth Hülfstruppen. Zuletzt ließ Philipp sich selbst herab, den Frieden auf ziemlich billige Bedingungen zu suchen. Nun aber war es bereits viel zu spät, und unmuthig trat er die Niederlande seiner Tochter Isabella und ihrem Gemahl, dem Erzherzog Albrecht von Oestreich ab. Unter Philipp III. kam endlich 1609 ein zwölfjähriger Waffenstillstand zu Stande, bis im westfälischen Frieden auch Spanien die Republik Holland völlig anerkennen mußte, was alle Mächte Europas schon längst gethan hatten. Schon am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts hat-

ten die Holländer, während sie zu Lande nicht immer glücklich fochten, sich desto furchbarer zur See gemacht, und den Umstand benutzend, daß Philipp II. Portugal unterjochte, ward es ihnen leicht, die schlecht vertheidigten Besitzungen der Portugiesen in Ostindien beinahe sämmtlich zu erobern, sowie auch den größten Theil von Brasilien. Stolz auf ihren Reichthum und ihre Macht, wünschte eine mächtige Partei in Holland die bisherige Gewalt der Statthalter aus dem Hause Oranien, von der sie Gefahr für die Freiheit befürchteten, gänzlich zu vernichten, und als der letzte, Wilhelm II., 1650 gestorben und sein Sohn, Wilhelm III. (s. dd.), erst acht Tage nach des Vaters Tode geboren wurde, benutzte man diesen Umstand, und während 22 Jahren ward die Republik allein von Generalstaaten, an deren Spitze der große Staatsmann Johann de Witt (s. d.) als Großpensionair und sein Bruder Cornelius standen, regiert. Alle Religionen wurden geduldet, der sich immer mehr anhäufenden Menschenzahl mußte Erwerb jenseits des Weltmeers gesucht werden. Aus Noth erst glückliche Corsaren gegen des spanischen Königs Geschwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchschwärmten und denen kein Gewinn zu entfernt, kein Hinderniß zu abschreckend war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Lissabon fiel in ihre Hände, und so wurden die vereinigten Niederlande in der Mitte des 17. Jahrh. der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde; denn mit etwa 100 Kriegsschiffen trotzten sie damals jeder nebenbuhlerischen Gewalt, während England sowohl als Frankreich, kurzsichtig für ihren eigenen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein gefürchteten spanischen Riesenreichs frohlockten. Die ostindische Gesellschaft eroberte Inseln und Königreiche in Asien mit einem Fond von nur sechs Mill. 459.840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb sie den Handel nach dem sonst unzugangbaren China und sogar nach Japan. Mit allen Producten der Gewürzinseln versorgte sie allein ganz Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelsteine des Orients gingen gleichsam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die westindische Compagnie nicht gleich kommen; denn als diese gestiftet wurde, waren Englands und Frankreichs Eifersucht schon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange sein alter Uebergewicht zur See. In diese Zeit fallen die glänzende Schlachten, welche die Seehelden Tromp und Ruyter (s. dd.), wenn auch oft mit zweifelhaftem Erfolge, den Engländern lieferten. Als aber die Republik durch die ungerechten Angriffe Ludwigs XIV. 1672 an den Rand des Verderbens gebracht worden und die Feinde bis auf wenige Stunden von Amsterdam vorgedrungen waren, da richteten sich die Blicke des Volks auf den jungen Wilhelm von Oranien, er ward von Holland und Zeeland zum Statthalter ausgerufen und die würdigen Brüder de Witt von einem rasenden Pöbel zerrissen. Wilhelms Einsichten, sein Glück und der Beistand mehrer deutschen Fürsten retteten die Republik, und schon 1674 ward er zum Erbstatthalter von fünf Provinzen ernannt. Als er 1687 von England zum Thron berufen, riß er auch Holland zu seinen Kriegen mit Frankreich fort und focht mit Ruhm in den Niederlanden. Nach seinem 1702 erfolgten Tode ward abermals die Statthalterwürde abgeschafft, und die Generalstaaten, an deren Spitze der Großpensionair Heinsius (s. d.) stand, setzten den Krieg gegen Frankreich bis zum utrechter Frieden 1714 fort. In diesem Frie-

den, wodurch die kathol. Niederlande an Oestreich kamen, erhielten die Holländer das Recht, Besatzung in mehren an der franz. Grenze liegenden Festungen zu halten (s. Barriereтractat). Seit dieser Zeit sind die Macht und der Reichthum Hollands beständig im Sinken gewesen; die vielen Kriege hatten es erschöpft und die wachsende Seemacht Englands brachte seinen Handel immer mehr herunter. Noch immer gab es eine bedeutende Partei, welche dem Hause Nassau-Dietz (Oranien) zugethan blieb, und da Wilhelm IV., ein Prinz aus diesem Hause, Erbstatthalter von Friesland war, so gelang es ihm nach und nach, auch die übrigen Provinzen zu gewinnen, sodaß er 1747 von allen zum Erbstatthalter ernannt wurde. Bei seinem Tode 1751 ließ er seinen 3jährigen Sohn Wilhelm V. unter der Vormundschaft des Herzogs von Braunschweig. 1786 aber erregte die Anti-Oranische Partei, unter dem Namen Patrioten, bedeutende Unruhen und suchte den Erbstatthalter zu verdrängen: doch reichte eine geringe preuß. Hülfsmacht 1787 sehr bald hin, diesen übel berechnenden Aufstand zu dämpfen. Bald brach nun die franz. Revolution aus und das durch langen Frieden wehrlose und durch entgegengesetzte Parteien noch mehr geschwächte Holland konnte dem raschen Vordringen mächtiger Heere nur einen ohnmächtigen Widerstand entgegensetzen. Von einem ungewöhnlich strengen Winter begünstigt, eroberte Pichegru 1795 Holland ohne Mühe; der Erbstatthalter entfloh nach England und die Holländer mußten unermeßliche Summen für ihre Befreiung bezahlen. Indeß mußte der Widerstand der Anhänger des Föderalismus gegen die der Unität (die Demokraten) durch einen Gewaltstreich beseitigt werden, ehe die, der dritten franz. nachgebildete erste Constitution der batavischen Republik (so wurde von jetzt an das Land geheißen) vom 23. April 1798 von der bereits zum zweiten Male berufenen Nationalversammlung angenommen wurde. England benutzte diesen Umstand, um sich mit leichter Mühe aller holländ. Colonien zu bemächtigen. Eine zweite Constitution vom 16. Oct. 1801 war zwar der franz. vierten von 1799 nachgebildet; allein es fehlte auch ihr die Einheit in den Maßregeln der Regierung; daher erhielt die batavische Republik, unter des Kaisers Napoleons Einflusse, eine dritte mehr monarchische Constitution am 16. März 1805, in welcher ein Rathspensionair an die Spitze der Regierung kam. 1806 erhob Napoleon seinen Bruder Ludwig zum König; die Constitution durfte nur wenig verändert werden, als der Staatsvertrag mit Frankreich vom 24. Mai 1806 das neue Königreich Holland durch das constitutionnelle Gesetz des Königs vom 10. Juni 1806 auf das Festeste an das Interesse der französ. Politik knüpfte. Man muß Ludwigen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er alles Mögliche that, um seine Unterthanen gegen die Erpressungen und die allen Handel vernichtende Decrete seines Bruders zu schützen, und es gereicht ihm zur größten Ehre, daß, als er sah, er könne seine Unterthanen nicht retten, er 1810 freiwillig dem Throne entsagte. Holland ward nun dem franz. Reiche einverleibt und durch Conscriptionen, Ausrüstung von Schiffen und durch Abgaben an Menschen und Geld erschöpft. Das ewig denkwürdige Jahr 1813 brachte auch Holland die Freiheit wieder. Rasch überzog und eroberte der General Bülow dieses Land und ward überall von den Einwohnern mit Jubel empfangen. Die Commissarien des Insurrections-Ausschusses, Professor Kemper und Advocat Fannius in Amsterdam, proclamirten, mit der

ohne Instruction, die Freiheit der Niederlande und die Souverainetät Wilhelms I., womit anfangs der Prinz unzufrieden war, jedoch sich unter der Bedingung einer Milderung durch eine Staatsverfassung darin fügte. Es ist sehr erklärbar, daß jene Patrioten, bei der bloßen Herstellung des Statthalterats, die Erneuerung der alten Kämpfe des reichen Bürgerstandes wider die Oranier fürchteten und die Monarchie dem unter den Oraniern unleugbaren früheren Einflusse der Ausländer auf die Niederlande vorgezogen. — Die span. Niederlande waren bisher der Gegenstand der franz. Eroberungspolitik und der Kampfplatz europäischer Heere gewesen. Artois und Theile von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg mußten nach und nach an Frankreich abgetreten werden. Die übrigen span. Niederlande oder der burgundische Kreis kamen durch den utrechter und rastadter Frieden 1714 an das Haus Oestreich. Unter Joseph II. empörten sich der belgische Klerus, Adel und Volk, wegen Verletzungen ihrer Privilegien. Leopold II. mußte endlich im Frieden zu Campo Formio 1797 Belgien an Frankreich abtreten, mit welchem es bereits durch Sprache und Handelsvortheil, wie durch die Waffen verbunden war. Nach der Schlacht bei Leipzig (18. Oct. 1813) eroberten die verbündeten Mächte diese Provinzen. Sie wurden hierauf durch den pariser Friedensschluß vom 31. Mai 1814 und durch die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815, welche den größten Theil des ehemaligen Hochstifts Lüttich bis an die Maas dazu schlug, mit Holland vereinigt und unter Wilhelm I. zu einem Königreich erhoben. Am 8. Juni trat der König der Niederlande dem deutschen Bunde bei. Am 18. Juni wurde auf dem Boden des Königreichs die furchtbare, aber entscheidende Schlacht bei Waterloo (s. d.) gekämpft, durch welche Napoleon, der schon die Niederlande wieder erworben zu haben glaubte, zurückgetrieben, gestürzt und das neue Königreich neu befestigt wurde. In dem zweiten pariser Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch diejegen Stücke, welche es von den ehemaligen östreich. Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralproducten ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, dessen Verlust von den Einwohnern der Provinz Hennegau und insbesondere der Stadt Mons empfindlich gefühlt ward, mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt es die Souverainetät über das kleine jetzt unter der Mediatherrschaft des Fürsten von Rohan-Montbazon stehende Herzogthum Bouillon zwischen Luxemburg und Champagne. Während dem konnte natürlich das Verfassungswerk nicht rasch vorwärts gehen, indessen bearbeitete doch eine Commission einen neuen Verfassungsentwurf und er wurde am 24. Aug. 1815 angenommen und zur völligen Constitution. Ihrer Einführung widersetzten sich jedoch die südlichen Provinzen, indem von 1603 zur Abstimmung aufgerufenen belgischen Notablen 796 Stimmen sich gegen, 527 für die Constitution erklärten und 280 gar nicht stimmten. Der Hauptanstoß war vorzüglich die dort ausgesprochene Gleichheit der Rechte der verschiedenen Religionsparteien, welche die streng katholischen Provinzen der kathol. Niederlande nicht für vereinbar mit dem Staatswohle hielten, und gegen die katholische Geistlichkeit in der Person des Bischofs von Gent, Herzogs von Broglio, förmlich protestirte. Allein der König erklärte, daß, da gerade dieß der Anstoß, freie Religionsübung aber eine von allen Gliedern der heiligen Allianz anerkannte, durch

Staatsverträge bestimmte und von der gesunden Vernunft vorgeschriebene Maßregel sey, er die 527 Stimmen, vereint mit den die Constitution einstimmig billigenden Generalstaaten, für die Mehrzahl halten müsse und die Constitution, wie sie sey, annehme. Der König kam nach Brüssel und empfing hier auf dem Königsplatze, nach altem Brauch, die Inauguration und Eidesleistung. Schon 1816 kam indessen, als die Gemüther etwas mehr beruhigt waren, die Anerkennung der Constitution auch von Seiten Belgiens zu Stande, und sie wurde nun von der Mehrzahl der Notablen beschworen. So fanden in Ost-Flandern, wo der größte Widerstand gewesen war, nur unter 81 Notablen 4 Verweigungen statt. Am meisten trug die von Pius VII. gebotene Versöhnung, indem der Papst dem Bischof von Broglio am 1. Mai 1816 für sein Glückwünschungsschreiben dankte, die Absendung eines Legaten an den König der Niederlande verkündete und den Bischof zur Annäherung an die niederl. Reg. ermahnte, zu dieser Ausgleichung bei, indem die Bischöfe von Gent, Tournay und Namur, hierdurch bewogen wurden, ein Schreiben an den König zu erlassen, worin sie ihre Treue und Bereitwilligkeit, die Ruhe und Einigkeit zu erhalten, versicherten.

Das Königreich der Niederlande (20° 16′ bis 24° 34′ O. L. und 49° 30′ bis 51° 34′ N. Br.) grenzte bis 1830 im N. und W. an das deutsche Meer; im O. an die Staaten von Hanover und Preußen; im S. an Frankreich. Mit Ausschluß des Zuydersees und der großen Strommündungen, betrug sein Flächenraum 1148½ QM., wovon 528 auf die acht südlichen (Südbrabant, Limburg, Lüttich, Ostflandern, Westflandern, Hennegau, Namur und Antwerpen), 512 auf die neun nördlichen Provinzen (Nordbrabant, Geldern, Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland, Ober-Yssel, Gröningen und Drenthe), und 108 auf das Großherzogthum Luxemburg kamen. Die Niederlande (⅛ von dem Flächenraume Frankreichs, aber doppelt volkreicher) bilden eine große Ebene. Seeflandern, Zeeland, Gröningen und Friesland liegen so niedrig, daß sie durch kostbare Deiche gegen die Fluthen des eindringenden Meeres gedeckt werden müssen. Dieser Wasserbau (Waterstaat) kostet jährlich 2—5 Mill. Gulden. An der südlichen Grenze ziehen sich die rauhen unfruchtbaren Anhöhen des Ardennenwaldes über Luxemburg, Lüttich, Hennegau und Namur hin. Das deutsche Meer bildet nördlich drei Busen: den Zuydersee (57 QM.), mit den Y durch den Pampus, und durch das Y mit dem größten Binnensee, dem Harlemer Meer, verbunden; den Dollart, ehemals ein Landstrich am Ausfluß der Ems, den 1277 und 1287 das Meer verschlang; und den Biesbosch. Der Rhein verzweigt sich in den Niederungen der Schenkenschanze. Der rechte Arm verliert sich in die Yssel, die Vecht und den Leck (jene fallen in den Zuydersee, dieser in die Maas); der noch übrige Strom geht u. d. N. Rhein bei Katwyk durch einen schmalen Canal in das deutsche Meer. Der linke Rheinarm oder die Waal, vereinigt sich zweimal mit der Maas, die dem deutschen Meere zufließt. Auch die Schelde theilt sich in die Oster- und Wester- (oder Hont-) Schelde; jene windet sich zwischen den zeeländischen Inseln, diese zwischen Walchern und Seeflandern, bei Vliessingen in das deutsche Meer. Diese Hauptströme, nebst ihren meist schiffbaren Nebenströmen befördern durch viele Canäle die kunstvolle Wasserverbindung fast aller bedeutenden Städte; letztere sind zugleich eine Zierde des Landes, denn beinahe überall sind sie sauber gehalten, von

Dämmen eingefaßt, sowie mit den schönsten Lindenalleen bepflanzt. Die nördlichen Provinzen haben beinahe keine andre Landstraßen; aller Verkehr, alles Reisen geschieht auf den Canälen. Das Klima beider Landestheile ist durchaus gemäßigt, im Süden etwas milder und freundlicher, im eigentlichen Holland wegen der unzähligen Gewässer sehr feucht, nebelig und oft stürmisch. In heißen Sommern ist die Ausdünstung der Canäle oft unerträglich. Das eigentliche Holland ist im Ganzen genommen kein sehr gesundes Land, und nicht bloß Fremde, sondern auch die Eingebornen leiden von der übermäßigen Feuchtigkeit der Luft. Die Reinlichkeit der Holländer hat gewiß ihren Hauptgrund in dieser den Schmutz so sehr befördernden Eigenschaft ihres Landes. Hauptproducte sind: vortreffliches Rindvieh in mehren Nordprovinzen; Pferde, als die besten Zugpferde werden besonders die Friesländer geschätzt; Schafe, die schmackhaftesten Hammeln liefern die Ardennen; Schweine, Wildpret, Geflügel, besonders Gänse, Bienen, Fische, sowohl See- als Flußfische; selbst Seehunde fängt man auf den Inseln der Nordsee. Nord- und Südholland, Gröningen und Utrecht liefern jährlich 140 Mill. Pfd. Käse. Den Werth der Butter schätzt man auf 24 Mill. Gulden. Hinreichendes Getreide findet man nur in den südlichern Gegenden, besonders in Flandern und Brabant, wo der vortrefflichste Weizen, gute Hülsenfrüchte und der schönste Flachs und Hanf gezogen werden; Rübsamen, Taback, Hopfen, Krapp, besonders in Seeland; Senf, Cichorien, Obst, besonders Blumen, womit ein starker Handel getrieben wird; Wein an der Maas und Mosel. An Mineralien in den nördl. Provinzen wenig, nur Torf, aber von vorzüglicher Güte und in großer Menge; Thon- und Pfeifenerde und Salz, aus dem Meerwasser bereitet. In den südlichen Provinzen Eisen, Blei, Kupfer, Galmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor, mineralische Wasser. Zu den bedeutendsten Fabriken gehörte ehemals die Papiermacherei, und obwohl auch diese sehr abgenommen, so gehört doch immer noch das holländ. Papier zu dem schönsten (s. Holländerei). Mit der Papiermühle stand früher der Buchhandel in genauer Verbindung. In neuern Zeiten, wo der Buchhandel Deutschlands und Frankreichs sich gehoben, ist der holländ. ganz herabgekommen. Die einzigen noch jetzt bedeutenden Fabriken sind in den südlichen Provinzen die Tuchfabriken. Die Niederländer sind die Ersten gewesen, welche die Kunst verstanden, die feinern Tücher zu bereiten. Sehr wichtig und bis jetzt noch an keinem Orte der Welt übertroffen sind die berühmten Spitzen- oder Kantenfabriken. In den nördlichen Provinzen sind jetzt die Leinwandfabriken bei weitem die wichtigsten, ihr Hauptsitz sind die Provinzen Gröningen, Friesland und Oberyssel. Bemerkenswerth sind außerdem die nordholländ. Holz- und Sägemühlen, die holländ. Rauch- und Schnupftabackfabriken und die Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabackspfeifenfabriken zu Gouda. Die Bierbrauereien sind in Holland sehr in Verfall gerathen, in Brabant und Oberyssel hingegen noch ziemlich blühend. Der Handel, der mit den Fabriken in der innigsten Verbindung steht, hat auch ihr Schicksal theilen müssen und ist selbst noch tiefer gesunken als diese. Noch immer war er bedeutend im vergangenen Jahrhundert, und das Land blühte im höchsten Wohlstande, als endlich die französische Besitznahme die Holländer beinahe gänzlich vom Meere ausschloß und den alten Reichthum bedeutend verminderte. Der holländ. Zwischen-

Assecuranz-, Fracht-, Commissions-, Speditions- und Wechselhandel ist indeß noch immer für Europa wichtig. Die inländischen Ausfuhrartikel sind nicht beträchtlich. Dagegen ziehn die Niederländer vom Auslande nicht bloß viele der ersten Nothwendigkeiten des Lebens, alles Schiff- und Bauholz, sondern auch die meisten Stoffe für ihre Fabriken, alles Gold und Silber und viele Colonialwaaren, die sie wieder über das ganze Europa verbreiten. Den Binnenhandel befördern die trefflichen Handelsstraßen, Canäle und schiffbare Flüsse. Holland allein beschäftigte, ohne die Seeschiffe, über 5600 Fahrzeuge und Treckschuiten und gegen 15.000 Boote. Haupthandelsplätze: Amsterdam, wo die Bank der vereinigten niederl. Provinzen sich befindet, Rotterdam, Utrecht, Mittelburg, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, Mecheln, Löwen, Mons, Lüttich, Verviers und Ypern; die vornehmsten Handelshäfen: Briel, Ostende, Antwerpen, Delfshafen, Dortrecht, Enkhuizen, Vliessingen, Medenblick, Zierikzee und Helvoetsluys. Die Volkszahl des Königreichs der Niederlande betrug nach Hassel 5.575.000 Einw., wovon aber 3.200.000 (ohne die 225.000 im Großherzogthum Luxemburg) in den südl. und 2.150.000 in den nördlichen Provinzen; darunter mögen etwa 1.690.500 Holländer, 145.000 Friesen, 300.000 Deutsche, 3.360.500 Wallonen oder Belgen und 88.000 Juden sich befinden. Beide Völker, bekanntlich deutschen Ursprungs, sind aber durch Sprache, Religion (die nördlichen Provinzen sind meistens reformirt, die südlichen meistens katholisch; das regierende Haus ist reformirt) und politische Ansichten sehr von einander verschieden; daher sie sich gegenseitig hassen. Beide sind ungeachtet ihres Phlegma geistvoll, kunstfleißig und erfinderisch, dabei arbeitsam, nüchtern, beharrlich und kaufmännisch gesinnt; besonders zeichnet sich der Holländer durch Mäßigung, Einfachheit der Lebensweise und Reinlichkeit aus. Der Belge ist ein eifriger Anhänger des Katholicismus, liebt den Prunk und hängt mit Vorliebe an Allem, was französisch ist (vgl. Brüssel). Der Holländer nähert sich mehr dem Deutschen und liebt republikanische Sitten. Man zählt überhaupt gegen 3.380.000 Katholiken, 70.000 Jansenisten, 1.640.000 Reformirte, 310.000 Lutheraner und Herrnhuter, 110.000 Mennoniten, 38.000 Remonstranten und andere kirchliche Gemeinden.

In Beziehung auf das Auswärtige traten die Niederlande 1815 schon für einen neuen Staat kräftig genug auf. Mit den auswärtigen Mächten Europa's blieben sie immer in Frieden und gaben zu den Berathungen und Congressen Europas, als achtunggebietende und geordnete Macht zweiten Ranges, die Stimme. Seine Politik schloß sich im Allgemeinen der englischen an, obschon sie sich in neuerer Zeit mehr dem russischen und preußischen, auf Fortschreiten berechneten System, als dem französischen, englischen und östreichischen, mehr auf Stabilität haltenden, anschloß. Im zweiten Frieden von Paris (1815) waren bedeutende Summen für die Niederlande, um die zerstörten Festungen an ihren Grenzen gegen Frankreich wieder herstellen zu können, stipulirt worden, und England, das dieß neue Königreich als, vermöge seiner Stellung als secundärer Staat, immer von sich abhängig betrachtete und ihn so für eine Vormauer ansah, die Frankreich bei einem künftigen Kriege erst übersteigen müsse, bevor es Britannien selbst angreifen könne, schloß im Oct. 1815 mit den Niederlanden einen Vertrag, worin es seine von Frankreich zu erhaltenden Contributionsgelder zur Wiederherstellung

jener Festungslinien herzugeben versprach und nur bedang, daß einer seiner Generale jenen Wiederaufbau inspicire. Gegen Algier, das die niederländische Flagge beleidigt hatte, unternahm die niederländische, in dem mittelländischen Meere stationirte Flotte, unter Admiral van Capellen, im Juni 1816 eine Recognoscirung des algierischen Hafens, wo es schon zu einer Kanonade kam, und im August vereinte sich diese Flotte (9 Fregatten, 1 Corvette, größtentheils von schlechter Beschaffenheit) mit der 30 Schiffe starken englischen, unter Lord Exmouth, um mit ihnen im August nach Algier zu segeln und dort die Stadt in Brand zu stecken, die algierische Flotte zu verbrennen und die christlichen Gefangenen zu befreien, was auch vollkommen gelang. Mit Oestreich schlossen die Niederlande 1816 einen Tractat wegen Uebernahme der größtentheils belgischen Schulden und mit Spanien zur Unterdrückung der Seeräuberei, welcher jedoch nicht in Ausführung kam, zugleich trat auch der König der heil. Allianz bei. Mit Frankreich gerieth der niederländ. Staat in einige Differenz, indem der franz. Gesandte, Graf Latour du Pin, 1816 die Vertreibung der franz. Geächteten und Verwiesenen aus den Niederlanden verlangte, was jedoch der König aus persönlicher Gutmüthigkeit, und indem er die Ansichten seines Volks über diesen Punkt kannte, verweigerte. Später jedoch gab er nach und ließ die Geächteten aus den Niederlanden verweisen. Nur Cambaceres und David waren davon ausgenommen. Latour du Pin, der schon abgereist war, kehrte hierauf zurück. Der englischen Reclamation, sowie dem Menschengefühl nachgebend, erließ der König der Niederlande, dem Vertrage vom 4. Mai 1818 mit Großbritannien gemäß, strenge Strafen gegen die Sklavenhändler, und gestattete, vermöge eines zweiten vom 22. Dec. 1822, englischen Kreuzern, niederländische Schiffe mit Sklaven beladen, wegzunehmen, und ein anderes Gesetz, vom 30. Oct. 1824, untersagte, da dieser Handel dennoch nicht unterblieb, ihn mit den schärfsten Strafen, bedrohte die Sklavenhändler, statt wie früher mit 2jähriger Gefangenschaft und 5000 Gulden Strafe, mit 15jähr. Zwangsarbeit und 15.000 Gulden Strafe, die Gehülfen mit 5jähriger Haft und hob die bisher gestattete Einfuhr von Sklaven von fremden Colonien nach niederländischen ganz auf. Doch vermochten diese strengen Gesetze die Niederländer nicht ganz vom geheimen Sklavenhandel abzuhalten. Eine andere wichtige Beziehung zu dem Auslande waren die Verhältnisse wegen der Rheinschifffahrt (vgl. d.). Im Innern suchte die Regierung, so viel ihr möglich war, immer zum Besten der Unterthanen zu wirken, und in der That blühten die Niederlande nach und nach wieder auf und erholten sich allmälig von den Stürmen, die der Krieg und die Gewerblosigkeit während desselben ihm geschlagen. Am meisten kam der Ackerbau und die Viehzucht wieder in die Höhe, trotz des Mißwachses 1816 und der dadurch veranlaßten Hungersnoth, die auch die Niederlande hart traf und in vielen, besonders belgischen Städten, sich durch Aufruhr und Plünderung der Häuser der Getreidehändler oder der Getreideschiffe aussprach. Traurige Wassernothen und Dammbrüche traten zwar wie früher auch jetzt ein, und besonders 1820, 1824 und 1826 fanden große Ueberschwemmungen Statt, denen indessen stets durch ergiebige Einsammlungen und durch der thätigen Regierung Bemühungen nach Möglichkeit gesteuert wurde. Schlimmer sah es mit dem Handel und dem Fabrikwesen aus. In den Kriegsjahren hatte sich der Handel und die

Schifffahrt von Amsterdam, und noch mehr von Rotterdam und andern Seeplätzen weggewendet; als es Friede wurde, erwartete man dessen rasche Wiederkehr, allein zu fest war er in den Händen der Engländer, und nur Geduld, eifriges Streben und Zeit, konnte einen Theil desselben wieder zu den Holländern zurückbringen. An diesem Streben fehlte es nicht, jedoch ohne augenblickliches Resultat. Vergebens gab sich die Regierung alle Mühe, die Anstrengungen der Unterthanen zu unterstützen, sie vermochte nicht in das Weltrad der Zeit einzugreifen. Weder die Grabung von Häfen und Canälen, unter denen sich der von Amsterdam nach dem Helder, der 30 Stunden lang, 120 F. breit und 25 F. tief ist und 12 Mill. Gulden kostete, dann der von einer Gesellschaft unternommene Canal der Sambre, der 5 Mill. Gulden kostet, von der franz. Grenze bis Namur reicht und von 1825—29 vollendet werden sollte, besonders auszeichnete, noch die vertragswidrige Beschränkung der Rheinschifffahrt für Ausländer, noch die Schließung von Verträgen mit Dänemark und den vereinten Staaten von Nordamerika, um den Verkehr zu heben, noch die Anlegung einer niederländischen Bank (1824 mit 50 Mill. Gulden Fond), noch die Gründung einer Handelsgesellschaft im J. 1824, vermochten dieß. Letztere hatte, ganz gegen Erwarten, das allgemeine Zutrauen in solchem Maße, daß statt für 12 Mill., für 73 Mill. Actien (à 1000 Gulden) unterzeichnet wurden und der Staat, obschon er das Anlagecapital auf 37 Mill. erhöhte, doch sich genöthigt sah, fast die Hälfte der Inscriptionen zurückzuweisen. Diese Handelsgesellschaft hat besonders den Zweck, den niederländischen Erzeugnissen Absatz, vorzüglich nach Ostindien und China, doch auch nach der Levante und Westindien zu schaffen und die Produkte auf niederländischen Schiffen zu verführen. Sie wird von 5 Directoren und 25 Commissairen geleitet. Haag ist Hauptsitz dieser Handelsgesellschaft, doch hatte sie Commissarien zu Amsterdam, Antwerpen und Rotterdam, eine Factorei in Batavia und eine Agentschaft in China. Sie ist bis 1850 privilegirt. Die Calamität, die den Handel Ende 1825 und 26 durch Bankerotte, veranlaßt durch Schwindeleien in Staatspapieren und in andern Speculationen, traf, verletzte auch Holland schwer und brachte dem kaum etwas gestiegenen Handel einen gewaltigen Stoß bei. Auch die Manufacturen konnten sich nicht recht heben, sondern theilten das Schicksal der andern europäischen Fabriken, die durch das Continentalsystem bedeutend geworden, jetzt durch die Ueberfluth englischer Manufacturen sanken. Vergebens umgaben sich die Niederlande mit einer Zollinie, vergebens machte der König bekannt, daß die Armee und die Flotte, sowie der ganze Hofstaat und die königl. Familie selbst, sich nur niederländischer Erzeugnisse bedienen solle, und lud alle patriotisch gesinnte Niederländer ein, ihm hierin nachzuahmen, der Markt war im Verhältniß zu den frühern, wo ganz Frankreich (damals gegen 50 Mill. Einw. enthaltend), den Fabriken in Flandern und dem Lüttichschen offen gestanden hatten, zu klein, und die Manufacturen verfielen daher sichtlich. Schon zeigten sich hie und da, wie in England, brotlose Fabrikarbeiter, die, den Maschinen die Schuld ihrer Nahrungslosigkeit beimessend, sie zu zerstören beabsichtigten, und es bedurfte der Vorsicht der Regierung, um diesem Uebel vorzubeugen. Anfangs gab man der Regierung selbst in den Generalstaaten Schuld, durch öffentliche und geheime Verträge mit England, die dem Handel dieses siegreichen Nebenbuhlers zu freie

Spiel ließen, dem inländischen Verkehr aller Art geschadet zu haben; allein man bedachte nicht, daß England zur Zeit des wiener Congresses der Staat war, welcher die damals noch ganz ohnmächtigen Niederlande unter seine Flügel nahm, und daß dem Beschützer also in minder bedeutenden Rücksichten, wie Handelsverträge damals waren, von den Niederlanden nachgegeben werden mußte, daß ferner schwerlich geheime Verträge in dieser Beziehung existiren, und endlich daß die Calamität, die Handel und Manufacturen bald nach dem Frieden hemmend traf, eine allgemeine europäische, England mehr als alle andere Staaten berührende war. Väterliche Maßregeln zur Beschäftigung und Unterbringung der durch dieses Darniederliegen der Fabriken und durch andere Umstände unbeschäftigt bleibenden Arbeiter zeichneten die Regierung aus. Besonders ist die Anlegung von Armencolonien bemerkenswerth. Die Armen erhielten dadurch ödes, unangebautes, oft durch Austrocknen von Morästen gewonnenes Land zum Anbau und neue Wohnhäuser, mußten aber dafür sich einer strengen, fast militairischen Aufsicht unterwerfen. Wirklich zeigte diese Maßregel bald ihre wohlthätigen Folgen, indem schon 1820 sich ein Ueberschuß von 14.000 Gulden gegen früher zeigte. Indessen waren diese Armencolonien nur ein Anfang, denn 1823 blieben noch 682.000 Arme in den Niederlanden, die öffentliche Unterstützung erhielten. Am meisten war das Streben der niederländischen Regierung darauf gerichtet, die besonders so wesentlich verschiedenen Belgier und Holländer zu einem Volke zu vereinen, allein diese Amalgamirung fand, besonders von Seite der Belgier, die freilich gewaltsam zu Holländern gemacht werden sollten, die größte Schwierigkeit. Am meisten trat die Verschiedenheit der Religion und die Zwiste der Regierung mit der katholischen Geistlichkeit diesem Plane hemmend in den Weg. Deßhalb bemühte sich die Regierung um Schließung eines Concordats; die Forderungen der römischen Curie waren aber so stark, daß man in Brüssel, wie in Rom, zu keinem Zwecke kam, und der Tod Pius's VII. und das Gelangen des weit hierarchischer gesinnten Leo's XII. zur Tiara, rückten das Ziel noch weiter hinaus. Allein stärkere Maßregeln, welche die Regierung nothgedrungen gegen das weitere Vorwärtsschreiten des Ultramontanismus ergriff, so Befehle, die 1825 gegen die sich von Frankreich aus eindrängenden Missionaire und gegen die ohne Erlaubniß des Staats eingerichteten Schulen (also auch gegen die bischöflichen Seminarien) erließ, hemmten diese Unterhandlung sehr, letztere namentlich, sowie der Befehl, daß alle Lehrer von niederländischen Schulen auf einer niederländischen Schule promovirt haben müßten, ferner die Errichtung eines philosophischen Collegiums für die zum geistlichen Stande bestimmten Katholiken, und endlich das Verbot, daß kein Katholik, der künftig als Geistlicher in den Niederlanden angestellt werden wollte, in dem Auslande philologisch-theologischen Cursus gemacht haben dürfe, regten die alte Gährung, obgleich weit weniger gefährlich, wieder auf, der Erzbischof von Mecheln, Fürst von Maen, protestirte, den Papst desgleichen, und 2 Priester mußten vor den weltlichen Richterstuhl gezogen werden. Doch aller Widerstand war vergebens, die Bischöfe mußten die errichteten bischöflichen Seminarium wieder schließen, und die philosophische Schule zu Löwen wurde alle Gegenreden ungeachtet, und obschon man ausstreute, kein aus derselben hervorgegangener Schüler werde die priesterliche Weihe erhalten, wirklich er-

halten, wirklich eröffnet. Diese Festigkeit der Regierung hatte wesentlichen Antheil an Abschließung des Concordats, denn der Papst, der sah, daß er nicht durchdringen werde, gab nach, knüpfte die 1825 ins Stocken gerathenen Unterhandlungen wieder an, u. in der That ward das Concordat am 18. Juli 1827 zu Rom unterzeichnet. Dasselbe gründet sich auf das 1801 mit der damaligen französischen Regierung abgeschlossene Concordat und enthielt außerdem die Bestimmung, daß der Erzbischof und die Bischöfe der Niederlande künftig aus niederländischen Geistlichen von dem Capitel erwählt werden sollten, daß dem Könige aber zuvor die Liste der Namen der Candidaten vorzulegen wären, der dann die Subjecte, welche ihm nicht gefielen, streichen könne, das dann von den Capiteln erwählten Subject bedürfe sodann der päpstlichen Bestätigung, um wirklich Bischof zu seyn. Eine an demselben Tage gegebene päpstliche Bulle bestimmte zunächst 8 Bisthümer in den Niederlanden, nämlich außer den alten, Mecheln (das zugleich Erzbisthum seyn sollte), Lüttich, Namur, Gent, noch in Belgien die neuen Tournay und Brügg und in Holland Amsterdam und Herzogenbusch und setzte außerdem fest, daß die Bischöfe den im Concordat mit Frankreich von 1801 vorgeschriebenen Eid in die Hände des Königs, die niedern Geistlichen aber einen auch in jenem Concordat bestimmten in die Hände eines Bevollmächtigten desselben leisten sollten, auch daß Seminarien zur Bildung der katholischen Geistlichen errichtet werden sollten. Ueber die bereits bestehende und 500 Zöglinge zählende philosophische Schule zu Löwen setzte diese Bulle nichts fest, sondern überging sie gänzlich mit Stillschweigen. Es wurden auch später die sich der Theologie widmenden katholischen Zöglinge derselben ausgewählt und den nun vom Könige gebilligten Seminarien überwiesen, die sie jedoch nicht aufnahmen. Dieses Concordat hatte nun entschiedene Wirkungen, die ohnehin schon weniger erbitterten Katholiken mit der protestantischen Regierung zu versöhnen und so die Annäherung zwischen Belgien und Holland allmälig zu bewirken. Obschon die katholische Religion Hauptursache der Unzufriedenheit in Belgien war, so waren doch auch Fehler, welche die Regierung beging, Miturheber derselben. Sie stellte nämlich nicht nur fast ausschließlich holländische Officiere bei den belgischen Regimentern an, führte ein mehr nach dem englischen gemodeltes System des Avancements ein, das dem Gemeinen und Unteroffizier fast alle Hoffnung zum Höhersteigen raubte, und befahl die (später um 1819 wieder abgeschaffte) Einführung des Stocks, durch welche Maßregeln, sowie durch die Furcht, nach den ungesunden Colonien geschickt zu werden, die belgischen Soldaten scharenweise zur Desertion verleitet wurden, sondern that auch durch offenbare Begünstigung der Holländer in anderer Art Vieles, um sich die Gemüther der Belgier abzuwenden. Vornehmlich schadete ihr die Mühe, die sie sich gab, der flämisch-holländischen Sprache ein Uebergewicht über die französische und wallonische zu verschaffen. Es sollte nämlich laut königlichem Befehl vom 15. Sept. 1819 auch in den Provinzen Limburg, Ost- und West-Flandern und Antwerpen dieselbe bei öffentlichen Verhandlungen allein gebraucht werden, und eine neue Verordnung vom 20. Oct. 1822 dehnte diesen Befehl auch auf die Lehranstalten aus und verordnete, daß bei allen Gerichtsstellen vom 1. Jan. 1823 an nur das Holländische als Nationalsprache gelten solle, indessen ward den belgischen Advocaten bis zum 1. Jan. 1826 der Gebrauch der

Französischen verstattet. Die allgemeine Aufregung, die dieser Befehl unter den Belgiern bewirkte, war aber Ursache, daß er späterhin nicht so streng ausgeführt wurde. Republikanischer Sinn hatte von jeher die Holländer, mehr monarchischer die Belgier charakterisirt, zudem hatten letztere längere Zeit einen Theil des französischen Kaiserreichs ausgemacht und fühlten sich noch jetzt zu den französischen Sitten hingezogen, sie dünkten sich aber als Halbfranzosen besser, klüger und gebildeter als die nach ihrer Meinung phlegmatischen u. plumpen Holländer, und alle diese Principe gaben zu vielen Vorwürfen, ja zu hitzigen parlamentarischen Debatten in den Generalstaaten Anlaß. Sehr beklagten sich die Belgier auch über die den Holländern gewährten Vorzüge bei der Besetzung der Stellen in den Ministerien, im Civil und im Militair, und in der That war nicht zu leugnen, daß, obschon Belgien mehr als 3, Holland kaum 2 Mill. Einwohner zählte, doch in allen Aemtern weit mehr Holländer als Belgier waren. Diese Klage ließ daher die südlichen Provinzen an dem Zwiste, den der Kronprinz mit seinem Vater 1818 hatte, lebhaften Antheil nehmen. Der Kronprinz residirte nämlich in Brüssel und war daher schon deßhalb, und weil er sich zu der französischen Sitte und dem Wesen derselben hinneigte, bei den Belgiern sehr beliebt. 1817 hatte derselbe nun als oberster Kriegsminister den ihm untergeordneten Grafen von Golz, einem gebornen Preußen, 42 auf halben Sold gesetzte belgische sehr verdiente Officiere zur Wiederanstellung empfohlen; dieser hatte sie aber dem Minister der Colonien zur Verwendung übergeben u. sie nach Batavia gesendet, von wo die Rückkehr bekanntlich selten ist. Die Belgier betrachteten diese Maßregel als eine Nationalzurücksetzung, und ihre Klagen bewogen den Kronprinzen, ebenfalls die Sache als persönliche Ehrensache anzusehen und den König seinen Vater zu bitten, entweder ihn oder den Grafen Golz seiner Stelle zu entheben. Vergebens versuchte der König eine Ausgleichung und kam deßhalb selbst nach Brüssel, der Kronprinz bestand auf seiner Bitte, und der König entschied sich endlich für Golz und entließ den Kronprinzen seines Kriegsministerpostens; dieser stieg aber dadurch in der Gunst der Belgier ungemein.

Die Finanzen der Vereinigt. Niederlande waren während des 32jährigen Friedens von 1748—1780 in einen blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere (bei einem Zinsfuß von 2½ Proc.) bis auf 10 Procent über den Nominalwerth gestiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen (von 1786), den Krieg gegen Frankreich und dessen nachtheilige Folgen, entstand ein jährlicher Ausfall von reichlich 8 Millionen Gulden, nebst einer neuen Schuldenlast von 22 Millionen, welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld von 1795—1804 von 18 bis auf 34, und seitdem bis auf 41 Mill. vermehrte, sodaß man 1795—1805 zur Deckung des jährlichen Ausfalls 41 Proc. vom Eigenthum und 53 Proc. (direct und indirect) von den Einkünften der Angesessenen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieses schrecklichen Finanzzustandes die Zusammenschmelzung der bisher getrennten Provinzialschulden 1798; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspensionair Schimmelpennink eingeführte Abgabensystem; allein die Verschwendungen des Königs Ludwig, der von 1807—9 9 Mill. zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Engländer 1809, das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napelon dasselbe bei der Ein-

verleibung in das franz. Kaiserreich (1810) durch Herabsetzung der Staatsschuld auf $^1/_3$ gewissermaßen für bankerutt erklärte. Dieser Schlag, so hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überstanden, wenigstens die heilsame Folge, daß bei der Wiederherstellung des niederländischen Staats auch an eine Wiederherstellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward nur jenes Eine Drittheil der Schuld für zinstragend erklärt; allein die abgesetzten $^2/_3$ wurden als aufgeschobene (uitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trägt vom 1. Jan. 1815 an $2^1/_2$ Proc. Zinsen; jährlich sollen 4 Mill. von der letztern abgetragen und ebenso viele von der erstern an ihre Stelle treten. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld betrug 573.153.530 Gldn., die aufgeschobene 1.719.460.591 Gldn., zus. 2.292.614.121 Gldn. Die auf dem ehemaligen Belgien ruhende östreich. Schuld 34.466.670 Gldn. Bei einer solchen Schuldenlast mußte noch vor Einverleibung Belgiens im ersten Jahre der fürstl. Souverainetät (1814) wo der Handel kaum anfing, sich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1.800.000 zum Theil sehr verarmter Menschen und einem Lande, dessen Fläche $^5/_{16}$ an Wasser und $^3/_{16}$ an Heiden, Dünen, Steppen und Morästen, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, 63 Mill. an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nimmt man nach der Einverleibung Belgiens die directen und indirecten Steuern zu 56.200.000 Gldn. an, so ergibt sich, daß jeder Kopf im Königreiche der Niederlande 11 Gulden, 4 Stüber (6 Thlr. 6 Gr. Conv. M.) entrichtet, u. A. kamen 1819 auf jeden Kopf 16 Gldn. (8 Thlr. 16 Gr.) jährliche Steuern. Nach dem Budget von 1818 betrug die seitdem verminderte Ausgabe des Königreichs 74 Mill. Gulden. Davon 2.600.000 Gldn. für das Haus des Königs, 1.170.000 Gldn. für die hohen Collegien, 230.000 Gldn. für das Staatssecretariat, 853.000 Gldn. für das Depart. der auswärtigen Angelegenheiten, 3.700.000 für das Depart. der Justiz, 2 Mill. für das Depart. der inländ. Angeleg., 1.325.000 für das Depart. des nichtkatholischen und 1.875.000 für das des kathol. Gottesdienstes, 1.200.000 Gldn. für das Depart. des Unterrichts, der Künste und Wissenschaften, 25 Mill. für das Finanzministerium, 5.500.000 Gldn. für das Marineministerium, 22 Mill. Gldn. für das Kriegsministerium, 4.700.000 für das Wasserbauwesen (Waterstaat) und 1.657.000 Gldn. für unvorhergesehene Ausgaben. Die Einnahmen fließen aus directen Steuern (Grund-, Personal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenster- und Patentsteuern) und indirecten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, aus- und inländische destillirte Getränke, Bier, Essig, Torf, Steinkohlen, inländ. Getreide (Lastgeld), Wag- und Abmessungsgebühren; ferner Enregistrements-, Stempel- und Hypothekengebühren, Erbschaftssteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundsteuer wird nach einem 1805 entworfenen Kataster gehoben, dessen Unrichtigkeiten gegenwärtig die Ausarbeitung eines neuen höchst nothwendig gemacht haben.

Die Seemacht, welche 1652—72 aus 66—150 Kriegsschiffen aller Art bestand, war 1776 bis auf 25 Linienschiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgesunken; im Kriege gegen England von 1781 hob sie sich einigermaßen, sodaß sie 1792 wieder 66 Linienschiffe und Fregatten und 46 kleinere Fahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geschicktesten Seeofficiere 1795, durch die

ungeheuren Verluste in der Saldanhabai und bei Kamperduin, und durch die Uebergabe der Flotte an die Engländer im Sept. 1799 war sie fast gleichsam vernichtet. Unter der franz. Herrschaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geschwader, wovon nach dem pariser Frieden vom 31. Mai 1814 das erstere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländ. Staat gekommen ist, sodaß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsschiffe jeder Gattung besaß. Im J. 1827 zählte die Marine 76 Segel mit 2296 Kanonen, worunter 14 Linienschiffe, 22 Fregatten, 8 Corvetten und 6 Briggs. Das Personale der Marine bestand aus 270 Officieren: einem Admirallieut., 7 Vice-, 8 Contreadmiralen (holländ. Schout by nacht), einem Commandeur der breiten Flagge, 28 Capitainen, 48 Capitainlieut., 95 Lieut. erster und 90 Lieut. zweiter Classe. Sowohl in den höhern als niedern Graden gibt es viel treffliche, durch nautische Kenntnisse und Seetaktik ausgezeichnete Officiere. Die Landmacht belief sich zu Anfange 1830 an Linientruppen (außer der Nationalmiliz von 25.500 Mann, welche aber durch ein Aufgebot des Königs jederzeit auf 80—100.000 Mann gebracht werden konnten) mit Einschluß der Colonialtruppen auf 43.000 Mann; sie bestand aus 68 Bataill. Infanterie ohne die Depots, einem Regiment und 11 Bataill. für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregiment., 10 Garnisoncomp., einem Regiment Nassau leichter Inf., 14 Bat. Artillerie und einem Corps leichter Artillerie, einem Bat. Pontoniers, Mineurs, Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Reg. Carabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Husaren, einem Reg. Carabiniers-Landwehr und der Marechaussee. Bei dem Kriegsstaat waren (1830) angestellt: der Herzog v. Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürst von Waterloo führt, als Feldmarschall, der Kronprinz als General der Cavalerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie, der Landgraf Christian v. Hessen-Darmstadt als General der Infanterie, 28 Generallieut., 54 Generalmajors und 21 Generaladjut. des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich war in 6 Generalcommandos eingetheilt, zu den Militaircontingenten lieferten die südlichen Provinzen 67 M., wenn die nördlichen 40 stellten mithin verhielt, sich die Anzahl der beiderseitigen Mannschaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch war bei dem niederländ. Kriegsheere die Anzahl der Oberofficiere aus den belgischen Provinzen weit geringer als aus den altholländischen. Uebrigens wurden die Truppen gut bezahlt, und besonders sind die Officierbesoldungen ansehnlich. Durch die Trennung Belgiens von Holland (1831) wurden nun freilich, besonders in der Landmacht, bedeutende Veränderungen bewirkt. — In keinem Lande der Welt gibt es verhältnißmäßig so viel große und kleine Festungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Ueber die Instandsetzung und Erhaltung derselben ward im Oct. 1815 zwischen England und der niederländ. Regierung eine Convention abgeschlossen. England gab dazu seinen franz. Contributionsantheil her. Hiernach sollten in den Ardennen und im Luxemburgischen Arlon, Rochefort und Dinant in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt werden; Namur und Charleroi in Festungen des ersten Ranges verwandelt, sollten nebst Philippeville und Marienburg die Maas und Sambre vertheidigen, und Beaumont, Chimay, Mons, Ath, Doornick, Cortryk, Menin, Ypern, Furnes und Ostende diese Vertheidigungslinie vervollständigen. Dieser Bau kostete von 1815 bis

Ende 1825 96 Mill. Fr., wozu 80 Mill. franz. Contribution und 2 Mill. Pfd. Sterl. von Großbritannien verwendet worden sind. Noch 100 Mill. Fr. dürften erforderlich seyn. Zur Vertheidigung sind 2000 Kanonen und 6000 Artilleristen nöthig. Gedeckt in der äußersten Linie durch die Festungsreihe in Flandern, Hennenau und Namur, in der äußersten linken Flanke durch Luxemburg, in zweiter Linie durch die seeländ. Ströme, Bergen-op-Zoom, Breda, Grave und Herzogenbusch, in der dritten durch die Rhein- und Maasarme, sowie längs der Maas durch Mastricht und Venloo, und an der Ostseite Althollands durch eine vierfache, durch willkürliche Ueberströmungen zu verstärkende Linie (die Moräste von Drente, die Yssel, den Greb und die doppelte holl. Wasserlinie) war der niederl. Staat zu einem Vertheidigungszustande von seltener Stärke geeignet.

1818 wurde die Beschränkung der Preßfreiheit und ein neues Jagdgesetz, das die Jagd zum Regal machen wollte, so auch das Milizgesetz später von den Rednern heftig angegriffen, obschon beide mit Modificationen endlich durchgingen. Ebenso heftig war die Opposition der Kammer von 1824 gegen neue Steuererhöhungen und gegen viele Titel des neuen niederländ. Gesetzbuchs, von denen die meisten streitigen verworfen wurden. Die Freiheit der Presse machte der Regierung und den Kammern viel zu schaffen, indem viele wegen politischer Meinung vertriebene Franzosen nach den Niederlanden gingen und hier die Preßfreiheit zur Preßfrechheit steigerten. Einheimische exaltirte Köpfe ahmten ihnen hierin nach.

Die niederländische Regierung setzte zwar im Jahre 1816 eine Beschränkung der Preßfreiheit, in Beziehung auf die Verhältnisse zu befreundeten, besonders befreundeten Mächten, durch und bestrafte um diese Zeit viele Journalisten, z. B. die Redactoren des „Mercure surveillant“ und des „Nain jaune“ (welcher letztere es allerdings auch arg machte und 1816 z. B. am Tage der Schlacht von Belle-Alliance in Trauer erschien) streng, indessen fuhren besonders die belgischen Blätter immer noch fort, sehr bitter über die niederländische Regierung zu schreiben. Später strafte die Regierung fast jedes Jahr Preßvergehen, und erlaubte sich hierin selbst Willkürlichkeiten, sie vermochte aber die Schreier nicht zu zügeln, und Versuche, das Preßgesetz selbst zu ändern, wurden von den Generalstaaten stets verworfen. Besonders war die niederl. Presse bitter gegen Frankreich und England, und der Herzog von Wellington fühlte sich veranlaßt, 1817 u. 1818 gegen van Buscher, Herausgeber des „Journal de la Flandre occidentale“, wegen persönlicher Beleidigungen zu klagen, verlor zwar den Proceß in erster, gewann ihn aber in zweiter Instanz. Nicht nur eine ausgelassene Presse hatten die flüchtigen Franzosen mit nach Belgien gebracht, auch der Nachdruck wanderte mit ein, und seit 1815 erschien keine Schrift von Bedeutung in Paris, die nicht binnen wenigen Tagen oder Wochen in Brüssel nachgedruckt worden wäre. Auch auf deutsche Schriften erstreckte sich in neuerer Zeit dieß Gewerbe, doch ist mehr Haag und Amsterdam der Sitz des Nachdrucks deutscher Schriften. Dieser Nachdruck bringt, obschon gesetzlich nicht unerlaubt, da die Niederlande weder zu Frankreich noch Deutschland gehören, doch, mildest gesprochen, dem Verleger keine Ehre. Unter die kostspieligsten Gegenstände der niederl. Verwaltung gehörten die Colonien. Bereits 1815, nach dem wiener Congreß, waren dieselben nach und nach von den Niederländern besetzt worden, eine ansehnliche Flotte unter dem Viceadmiral Buysles segelte aber Ende 1815

nach Ostindien, um die dortigen, vor 1803 holländischen Colonien in Besitz zu nehmen. Wirklich wurden diese außer Java ohne Widerstand besetzt; nur hier weigerte sich der britische Gouverneur zu Batavia, die Insel früher zu räumen, bis er dazu Befehl von seiner Regierung erhalten hätte. Endlich im August langte dieser an, und der holländische Generalgouverneur von Ostindien, Baron van der Capellen, nahm nun von Batavia und ganz Java Besitz. Er hatte 10.000 Mann europäische Truppen und außerdem mehre malaiische Regimenter zu seiner Verfügung. Die Verwaltung der Briten war mild und klug und daher im Ganzen beliebt gewesen. Bevor die Briten Java und die andern holländischen Colonien übergaben, hatten sie, auf den wieder emporstrebenden Handel ihrer alten Nebenbuhler eifersüchtig, den Einwohnern von wiederkehrender alter Tyrannei u. s. w. vorgeschwatzt; diese betrachteten daher die Ankunft der Niederländer mit höchst mißtrauischen Blicken und rebellirten, als mehre Rückschritte gemacht, z. B. als die sonstigen Beherrscher der Districte, statt auf feste Besoldung gesetzt zu seyn, wie unter dem britischen Gouvernement, wieder auf Verwaltung der Districte und folglich auf Bedrückungen angewiesen wurden, sogleich. Zwar wurden diese Empörungen auf Amboina, Saparona und Noussa-Laret im September durch den Viceadmiral Buyskes, auf Java im Decemb. durch den Residenten Motmann gewaltsam unterdrückt, hierbei aber besonders bei den letztern so grausam verfahren, daß von 544 Gefangenen nur 113 in Batavia anlangten. Solche Grausamkeit fachte natürlich die leicht gereizten Malaien zur Rache auf, und es entspann sich ein fast immerwährender kleiner Krieg, der zwischen den in die Wälder geflüchteten Indiern und den Niederländern geführt wurde und letzteren viel Leute kostete. Dieß und das mörderische Klima lichtete die Reihen der Europäer so, daß oft, wenn nach wenig Jahren die Regimenter nach Europa heimkehrten, sie nicht mehr $^1/_{10}$ ihres ursprünglichen Bestandes zählten. Auf Sumatra hatte vor der Besitznahme der Holländer der brit. Gouverneur Stamford Raffles einen Usurpator des Thrones von Palembang begünstigt, die Niederländer aber, denen Palembang vor 1803 gehörte, kümmerten sich darum wenig, sondern setzten dessen vertriebenen Bruder wieder ein. Hierüber entstand ein lebhafter Zwist zwischen den Briten und Niederländern, und der Usurpator verjagte die Niederländer und seinen Bruder nicht nur mit britischer Hülfe aus Palembang, sondern auch aus Banka und widerstand mehren Angriffen mit siegreichem Erfolg. Endlich 1821 glückte es den Holländern von Batavia aus, den Usurpator wieder zu verjagen, der rechtmäßige Herrscher trat ihnen aber alle Civilrechte ab, und begnügte sich mit der Anerkennung seiner Sultanschaft und mit einer gewissen Summe. Der londoner Vertrag vom 17. März 1824 sicherte die Niederlande in ihrem Besitz. Andere Unruhen, die durch einen Religionskrieg der Eingebornen auf der Westküste von Sumatra ausbrachen, währten von 1819—23, doch trieben die Niederländer die Padries, eine räuberische Nation des Innern, bis in ihre Verschanzungen zurück, und einige Häuptlinge an der Küste wurden dadurch veranlaßt, ihre Besitzungen den Niederländern abzutreten; doch unternahmen die Gebirgsbewohner von Sumatra 1825 neue glückliche Angriffe. Auch auf Borneo machten die niederl. Waffen 1825 bedeutende Fortschritte, doch brachen dort 1825 Unruhen aus, die

die Niederländer auf wenige feste Punkte beschränkten. Ueberhaupt zeigten sich in diesem Jahre unglückliche Aussichten für die Niederländer in Indien. Die britische Colonie Singampore blühte allmälig immer mehr und mehr auf und drohte eine Nebenbuhlerin Batavias zu werden; Geldmangel lähmte die Unternehmungen des indischen Handels, und Zwistigkeiten der belgischen und holländischen Partei des hohen Raths in Europa drohten gefährliche Folgen für Indien zu haben; der König sendete daher den Statthalter von Niederbrabant, du Bus de Ghisignies, als Generalcommissair nach Indien, den Grund dieser Störungen zu untersuchen, und berief van der Capellen, der durch fehlgeschlagene Speculationen, besonders durch das Unternehmen auf Borneo, einen Theil des schlechten Zustandes der niederländischen Angelegenheiten in Indien tragen sollte, ab. Kurz nach seiner Ankunft brach aber zu Java eine gefährliche Insurrection aus. Diese Insel hatte sich schon den Engländern und später noch mehr den Niederländern fast ganz unterworfen; nur ein kleiner Theil war, als Kaiserthum Java, noch dem Namen nach unabhängig, in der That aber unter niederländischer Hoheit. Diepo-Negro, einer der Vormünder des jungen Sultans zu Djojokarta, empörte sich im August 1825, und obschon Djojokarta gleich anfangs von den Niederländern besetzt ward, entspann sich doch ein blutiger Krieg zwischen Diepo-Negro und den Niederländern, der bis anfangs 1830 fortwährte, fast alle Besitzungen derselben auf Java bedrohte, und Blut kostete (unter andern ward der holländische General von Gen den 1. Oct. 1826 zwischen Solo und Sennorang gänzlich geschlagen, doch schlug Generallieut. Knock den 11. März 1827 die Aufrührer wieder), und obschon 1827 ein Waffenstillstand zu Stande kam, so begann doch wegen der zu übertriebenen Forderungen der Rebellen der Krieg wieder, bis er endlich im Jan. 1830 mit der Gefangennehmung Diepo-Negro's endete. Auch auf Celebes, Sumatra und andern niederländischen Colonien in Ostindien dehnten sich diese Unruhen aus und setzten alle holländische Besitzungen in Gefahr. Sie wurden vorzüglich durch das Wegziehen der Streitkräfte, um sie zum Kampfe auf Java zu verwenden, veranlaßt. Sie wurden aber hier zeitiger als in Java gestillt. Doch beendigte du Bus de Ghisignies diese Unruhen nicht, sondern er kehrte, da sein nur auf 3 Jahre ertheiltes Commissorium erloschen war, zurück, und Generallieutenant von der Bosch, der eben die Colonien in Westindien, welche durch einen Negeraufruhr 1825 und andere Umstände an den Rand des Verderbens gebracht worden waren, neu organisirt hatte, wurde den 30. Oct. 1828 zum Generalgouverneur ernannt und ersetzte jenen in Indien. Er hatte daselbst aber, nachdem er den Krieg gestillt, arge Wunden zu heilen, denn schon waren die Colonialschulden auf 23. Mill. Gldn. gestiegen, da früher die ostindischen Colonien, bei 18 Mill. Gulden Einnahme und 8 Mill. Gld. Ausgabe, dem Mutterlande einen Ueberschuß von 2 Mill. Gld. gebracht hatten. Das System sollte dort nach den Bestimmungen, die auf den pariser Frieden folgten, ein anderes als früher seyn, und alle Häfen, außer denen der Molukken, auch fremden Schiffen geöffnet seyn, und in der That brachten die Holländer dieß wenigstens in Java in Vollziehung, obschon sie in Borneo durch Versuche, fremden Schiffen den Zutritt zu wehren, das alte System des geschlossenen Handels wieder einzuführen versuchten.

Verfassung bis 1830. Das Königreich ist nach dem „Grondwet"

v. 24. Aug. 1815 eine eingeschränkte constitutionnelle Monarchie; die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm Friedrich männl. Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht sie auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von der ältesten absteigenden männl. Linie des letztern Königs die königl. Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männl. absteigende Linie des letztern Königs vorhanden, so erbt die älteste absteigende weibliche Linie, jedoch so, daß der männl. Zweig vor dem weiblichen und der älteste vor dem jüngern und in jedem Zweige Männer vor Frauen und der ältere vor dem jüngern den Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er genießt ein jährliches Einkommen von 2.400.000 Gulden holl. aus der Staatscasse; seine Residenzen sind zu Haag und Brüssel; doch werden ihm auch andere Sommer- und Winterwohnungen eingerichtet, allein zum Unterhalt jeder derselben können jährlich nicht mehr als 100.000 Gld. aus der Staatscasse verwandt werden. Eine verwitwete Königin hat ein jährl. Einkommen von 150.000 Gulden. Der Kronprinz führt den Titel Prinz von Oranien, und genießt von seinem vollendeten 18. Jahre an eines jährl. Einkommens von 100.000 Gld., welches nach seiner Verheirathung verdoppelt wird. Die Volljährigkeit des Königs ist das vollendete 18. Jahr. Ueber die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, insofern von seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen seyn sollte, sowie auch über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten, und so lange, bis diese Verfügungen getroffen sind, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die Generalstaaten bestehen aus 2 Kammern. Die Mitglieder der ersten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden und wenigstens 40 Jahre alt seyn müssen, dürfen an der Zahl nicht über 60 und nicht unter 40 stark seyn; die zweite Kammer besteht aus 110 Mitgliedern, gewählt durch die Provinzialstaaten, welche aus den 3 Ständen, der Ritterschaft, Städte und Landleute zusammengesetzt sind. Aus ihr tritt jährlich ein Dritttheil heraus, die Austretenden können aber sogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindestens 30 Jahren erfordert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, ansässig und mit keinem Mitgliede der Versammlung näher als im dritten Grade verwandt sey. Die Staatsminister haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Minister, in welchem Falle sie nur eine berathende Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König sendet seine Vorschläge an die zweite Kammer, die sie zur Bestätigung an die erste sendet. Die Generalstaaten haben das Recht, dem Könige Vorschläge zu machen, in welchem Falle die Eröffnung des Antrages der zweiten Kammer zusteht. Sobald ein vorgeschlagenes Gesetz verworfen ist, wird dessen Entwurf nie bekanntgemacht, sondern eingezogen. Der König übt alle Acte der Souverainetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen sind, der aus höchstens 24 ordentl. Mitgliedern besteht, welche, so viel es thunlich ist, aus allen Provinzen genommen werden müssen; in Hinsicht der außerordentlichen ist dem Könige freie Hand gelassen. Der König entscheidet und macht dem Staatsrath seinen Be-

schluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Minister. Die oberste Leitung der Colonien und außereuropäischen Besitzungen gehört ihm ausschließlich zu. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, bestätigt die Verträge; doch kann er ohne Zustimmung der Generalstaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Colonien veräußern oder vertauschen. Der König ernennt die Gesandten und Consuln und ruft sie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Offiziere und gibt ihnen die Entlassung; doch muß er von Dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalstaaten in Kenntniß setzen. Er hat die oberste Leitung der Staatsfinanzen und das Recht, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen zu lassen. Er kann adeln und Ritterorden stiften. Seine Unterthanen können ohne seine Erlaubniß von keinem fremden Fürsten Orden, Titel oder Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in seinem Namen wird Recht gesprochen. Es soll ein allgemeines Gesetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Handels, des peinlichen Rechts und des rechtlichen Verfahrens eingeführt werden. Jede Verhaftung der Polizei muß dem ordentlichen Richter sogleich angezeigt und der Verhaftete demselben in 3 Tagen überliefert werden. Gütereinziehung kann in keinem Falle verhängt werden. In allen Criminalurtheilen muß das Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Gesetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müssen die Entscheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Criminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommene Freiheit gottesdienstlicher Begriffe und Meinungen zugesichert, und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politische Vorrechte und haben gleiche Ansprüche auf alle Würden, Aemter und Bedienungen. Alle Gottesdienstübungen sind erlaubt, insofern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht gestört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte gesichert, und Denen, welche kein hinreichendes Einkommen besitzen, kann solches aus der Landescasse bewilligt oder erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein fremder Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienstes, welche ihm die Grundverfassung sichert, gestört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien sich innerhalb der Schranken des Gehorsams gegen die Staatsgesetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatscasse erhoben werden, als kraft eines Gesetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinschaftlicher Berathung des Königs und der Generalstaaten in Dienst genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlassen. Sie kann auf keinen Fall nach den Colonien und nur mit Zustimmung der Generalstaaten über die Grenzen des Königreichs geschickt werden, es wäre denn in einer augenblicklich dringenden Gefahr, oder wenn bei Garnisonsveränderungen die kürzeste Marschroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staatscassen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur sie auch seyn mögen, für die Armeen oder Festungen des Königs können nicht einem oder mehren Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geschieht solches in unvorhergesehenen Fällen, so soll das Königreich sie reglementmäßig schadlos halten. In Hinsicht des Wasserbauwesens ist

genau bestimmt, was der Generaldirection desselben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialständen dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfstechens sind genauer als bisher geregelt. Die Einkünfte aus den Weg-, Brücken- und Schleusengeldern sollen ausschließlich zur Unterhaltung und Verbesserung der Wege, Brücken, Canäle und schiffbaren Flüsse verwendet werden. Es steht einem Jeden frei, seine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen; jedoch bleibt Jeder wegen Dessen, was er schreibt, druckt, herausgibt oder verbreitet, der Staatsgesellschaft oder den besondern Personen, insofern deren Rechte dadurch gekränkt seyn möchten, stets verantwortlich. Ueber Veränderungen und Zusätze der Constitution darf die zweite Kammer nicht anders berathschlagen, als wenn 2 Drittel der Mitglieder gegenwärtig sind, und nur mit einer Mehrheit von 3 Viertheilen der Anwesenden darf sie über diese Gegenstände Beschlüsse fassen. Während einer Regentschaft dürfen in der Verfassungsurkunde oder in dem Erbfolgerecht keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zusätze, welche durch den König und die Generalstaaten in der Constitutionsacte beschlossen worden, sind feierlich bekannt zu machen und dem allgemeinen Grundgesetze beizufügen. Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs besteht in einem aufrecht stehenden goldenen Löwen im rothen Felde, der mit einer königlichen Krone geziert ist, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Devise des Königs und seiner männlichen Nachkommenschaft ist: „Je maintiendrai".

Verwaltung bis 1830. Der König hat die ganze ausübende Gewalt in Händen, und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeschäfte ab. Ihm zur Seite steht ein Staatsministerium, bestehend aus den ersten Präsidenten des ersten Gerichtshofs oder des hohen Raths der Niederlande als Justizminister, dem Vicepräsidenten des Staatsraths (der König wird verfassungsmäßig als Präsident desselben angesehen) und den Ministern. Hierzu kommt ein Generalcommissair des Kriegsdepart., als dessen Chef der Kronprinz angesehen wird, der Staatssecretair (Algemeene Secretaris van Staat) und 4 Generaldirectoren für Handel und Colonien, für die indirecten Steuern, für Convoyen und Licenzen und für den kathol. Cultus. Alle diese Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Cabinet des Monarchen. Die zweite höchste Behörde, in welcher alle Gesetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, ist der Staatsrath, dessen Zukommnisse in der Verfassung bestimmt sind. Eine besondere, aus 3 oder 4 katholischen Mitgliedern desselben gebildete Commission wachte über den Cultus und über die Freiheiten der belgischen Kirche. Es besteht nämlich in den südlichen Provinzen fast die ganze Bevölkerung aus Katholiken. In den altholländ. Provinzen machen die Reformirten 4 Siebentel, die Katholiken hingegen 2 Siebentel der Bevölkerung aus, der Rest besteht aus Lutheranern, Remonstranten, Jansenisten, Anabaptisten, Griechen, Armeniern, portugies. und sogenannten hochdeutschen Juden, welche letztern in den Niederlanden bürgerliche Rechte genießen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräsentanten sogenannte Classen bilden, wovon eine gewisse Anzahl die Synode jeder Provinz

ausmacht. Die franz., wallon., engl. und schott. Reformirten haben ihre besondern Einrichtungen. Die Katholiken erhielten durch das Concordat von 1827, eine neue Diöcesaneintheilung, aber die Revolution 1830 verhinderte deren Vollziehung. Derselbe rechtliche Sinn, wodurch sich die alten holländ. Gerichtshöfe vor denen mancher anderer Länder rühmvoll auszeichneten, bewährt sich auch noch jetzt im neuen Königreiche. Bis 1830 bestand in den Niederlanden noch der Code Napoleon; allein es ist bereits eine Commission mit der Ausarbeitung eines peinlichen Gesetzbuchs beschäftigt, welchem ein bürgerliches folgen soll. Die Streitfrage, ob es im Criminalprocesse Geschworene und öffentliche Verhandlungen geben solle, theilte die Belgier und Altholländer, indem die ersten solche bejahten, die letztern aber beharrlich verneinten. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König, zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht, den militairischen Wilhelmsorden, und verlieh die ersten Decorationen solchen Feldherrn und Kriegern, deren Talente und Tapferkeit die Niederlande befreit haben. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus 4 Classen besteht. Die Ritter der ersten Classe heißen Großkreuze und die der zweiten Commandeurs. Die Decoration besteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit 8 goldenen Punkten; an den Armen des Kreuzes stehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue"; in der Mitte ist ein W. in einem Lorberkranz unter einer goldenen Königskrone; das Band ist orange mit 2 schmalen, dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militairs zu Wasser und zu Lande, die keinen Offizierrang haben, bekommen, wenn sie zu Rittern der vierten Classe ernannt sind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich ist. Für die zu Rittern der dritten Classe Ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Kosten des Ordens wurde jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfnissen in Rechnung gebracht. Im Sept. 1815 errichtete der König einen Orden des Civilverdienstes u. d. N. Löwenorden, der aus Großkreuzen, Commandeurs, Rittern ꝛc. besteht. Letztere genießen einen Jahrgehalt von 200 Gulden, wovon die Hälfte auf ihre Witwen fällt. Das Ordenszeichen führt die Umschrift: „Virtus nobilitat."

Niederlande, Geschichte seit 1830. Südniederland oder Belgien und Nordniederland oder Holland wurden, wie schon oben angeführt, auf dem wiener Congresse 1814—15 im europäischen Interesse, aus Rücksichten auf Frankreichs politische Abdämmung von Deutschland, in Erinnerung des frühern Verbandes der gesammten niederländischen Provinzen und in Betracht der materiellen Interessen beider Abtheilungen zu einem politischen Körper vereinigt, und zwar ohne Südniederland deßhalb zu fragen, weil die Großmächte über diese, wie über andere eroberten Provinzen nach allgemeinen politischen Combinationen verfügten. Nun waren aber die Völkerschaften von Südniederland den Holländer in Glaubensbekenntniß, Sprache, Sitte, Charakter und Interesse völlig entgegengesetzt. Das Fehlerhafte der ausgesprochenen Einigung bestand darin, daß 4 Mill. Katholiken, welche einer Verwaltung bedürfen, die vorzugsweise das Interesse des Landbaues, der Manufacturen und Fabriken ins Auge faßt, mit 2 Mill. Calvinisten im Sinne des holländ. Handelsgeistes und in einer andern Sprache, die eben dadurch ihnen noch widerwärtiger geworden ist, als sie es früher schon war, eine und dieselbe Verfassung, Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung erhielten.

Nun war aber das Agricultur-, Manufactur- und Fabrikinteresse Bel-
giens von dem Handelsinteresse Hollands oft so verschieden, daß Ver-
waltungsmaßregeln, die bei dem einen Theile Anerkennung und Dank
fanden, bei dem andern heftigen Tadel erfuhren. Gleichwohl scheinen
diese Reibungen verschiedenartiger materieller Interessen nicht der tiefere
Grund der gegenseitigen Abstoßung gewesen zu seyn, sondern die Ver-
schiedenheit der Sprache, der Bildung und des Charakters war es, die
den stolzen und reichen Belgier, der in Sprache und Gebräuchen mehr
Franzose, in der Bildung aber weit hinter diesem zurück, dabei abhängig
von der Geistlichkeit und ein Feind aller Neuerungen war, zumal wenn
solche von 2 Mill. Holländern ausgingen, — jene Verschiedenheit war
es, die ihn zum entschiedensten Gegner aller Maßregeln machte, durch
welche der König Wilhelm und sein Ministerium der holländ. Sprache
als Staatssprache eine größere Allgemeinheit geben und dadurch eine
gemeinsame Nationalität begründen wollten. Der König nahm zwar in
seiner Weisheit diese verhaßten Verordnungen zurück; ja er erklärte die
Aufhebung eines nicht minder verhaßten Instituts, die des philosophischen
Collegiums zu Löwen, durch welches er vorzüglich auf die Bildung des
katholischen Klerus einzuwirken gedachte. Aber dieses Nachgeben konnte
einen Haß nicht versöhnen. So geschah es, daß die moderne Partei der
Liberalen und die alte ultrakatholische Partei (welche schon Josephs II.
Reformen mit Erfolg widerstanden hatte) sich immer enger verbanden,
um in den Kammern, in den Journalen und durch Petitionen der pro-
testantischen Regierung eines Königs von Holland ebenso im republika-
nischen als im ultramontanen Sinne entgegenzuarbeiten. Das Gefühl
des Drucks wirklich vorhandener Lasten und Mängel überwog nun bei
weitem den Besitz der Vortheile, welche durch die Vereinigungsacte den
Belgiern zugesichert worden waren. Diese Vortheile bestanden 1) in der
Trennung von einem mit militairischer Machtvollkommenheit regierten
Lande, wie Frankreich unter Napoleon war, zu dem Belgien als ein
untiger Bestandtheil gehörte, ohne daß von seinen frühern Rechten, die
es unter Oestreichs Scepter gehabt, auch nur eine Spur sich erhalten
hätte, und in der Vereinigung mit einem aufgeklärten, nur in verfassungs-
mäßigen Formen zu regierenden Lande; 2) in der Zusicherung, daß die
holländische Verfassung in Gemäßheit des neuen Verhältnisses zu Bel-
gien modificirt würde, daß die Belgier gleiches Recht mit den Holländ-
ern erhalten und in den Generalstaaten auf angemessene Weise vertre-
ten, auch in Beziehung auf den Handel mit den Colonien und überhaupt
auf die Schifffahrt mit den Holländern ganz gleich behandelt werden
sollten. Dagegen mußten die Belgier statt einer Capitalschuld von 4
Mill. Fl. Renten, die auf ihrem Lande hypothecirt waren, jetzt die alte
Staatsschuld der Holländer: 786.556.236 Fl. an activer, und 1.203.933.512
Fl. an aufgeschobener Schuld mit diesen theilen. Dazu kamen spätere
Beschwerden, die im Fortgange der Regierung und Verwaltung beider
Theile nach einem Systeme, für beide, am fühlbarsten aber für den
ohnehin mit der ganzen Vereinigung unzufriedenen Belgier hervortraten.
Weil nämlich das vorgelegte neue Verfassungsgesetz den holländ. Pro-
vinzen, wenngleich sie an Einwohnerzahl und Flächenraum bedeutend
kleiner als die belgischen waren, in den Generalstaaten ebenso viel Re-
präsentanten als den belgischen Provinzen gegeben hatte, so verwarf
zwar die Mehrzahl der belgischen Notabeln dasselbe, allein weil man die

Stimmen der nicht erschienenen Abgeordneten als bejahende zählte, wurd das neue Verfassungsgesetz dennoch für angenommen erklärt. Dieß war der erste Grund der nun fortwährend sich steigernden Mißstimmung der Belgier. Daher griff die belgische Opposition, welche gegen Napoleon's Verwaltung, Conscription u. s. w. sich nie geregt hatte, jetzt in den Generalstaaten die Regierung mit jedem Jahre heftiger an. Die Liberalen verlangten, an die Ultramontanen sich anschließend, unter dem Vorwande des freien Unterrichts die Beibehaltung oder Herstellung der Seminarien; dafür stimmten die beim niedern Volke sehr einflußreichen Geistlichen mit den Liberalen für Preßfreiheit, Geschwornengerichte und Verantwortlichkeit der Minister. Die Heftigkeit dieser im In- und Auslande als factiös verdächtigen Opposition nöthigte die Regierung, welche bisher durch Zugeständnisse die Gegensätze vermitteln wollte, am Schlusse des Jahres 1829 zu einem entschlossenern Widerstande. Die Beamten, welche als Deputirte gegen das Budget gestimmt hatten, verloren ihre Aemter und Pensionen, und gegen die Wortführer der ultraliberalen Partei ward auf den Grund von Potter's Privatcorrespondenz ein Hochverrathsproceß geführt. In der folgenden Sitzung der Generalstaaten blieben 964 Bittschriften unbeachtet, und das neue Preßgesetz ward, nachdem es eine unbedeutende Milderung erfahren, am 21. Mai 1830 angenommen. Am richtigsten erkennt man die einseitigen Beschwerden und Forderungen der Belgier aus einer Adresse der Stadt Mons. Sie stellen deren 15 auf: 1) Verantwortlichkeit der Minister, die der Verfassung gemäß durch ein Gesetz ausgesprochen werden sollte. 2) Freiheit, sich in gerichtlichen und außergerichtlichen Verhandlungen der französischen als Landessprache bedienen zu dürfen. 3) Verhältnißmäßigere Vertheilung der Aemter und Stellen unter Belgier und Holländer; man wünschte nämlich eine Gleichheit in dem Ministerium, überhaupt in der obern Verwaltung; denn in Beziehung auf die Aemter in den Provinzen und Communen gab es keinen Grund zu klagen. Dagegen waren, weil man unter den Belgiern wenig ausgezeichnete, aufgeklärte Staatsmänner fand, die mit dem Eifer und der Ausdauer, welche die Holländer bewiesen, die Laufbahn des Staatsdienstes verfolgt hatten, im Oct. 1830 von 6 Ministern mit Portefeuilles 4 Holländer und 2 Belgier; auch die Hauptstellen in den verschiedenen Ministerien, besonders des Kriegs, der Marine und der Finanzen, waren aus dem Grunde, weil es an tauglichen Männern unter den Belgiern fehlte, größtentheils mit Holländern besetzt; — hat doch die spätere Erfahrung bewiesen, daß die Belgier in der seit der Revolution fremde Offiziere anstellen mußten! Diese nothwendige oder rathsame Anstellung der in der höhern Staatsverwaltung erfahrenern Holländer, sowie die Berufung deutscher Professoren, welche auf den belgischen Universitäten einen hellern und wissenschaftlichern Geist verbreiten sollten, erklärt wenigstens die Thatsache des Mißvergnügens der ohnehin über die Anwendung einer ihnen fremden, von ihnen verspotteten Sprache erbitterten Belgier. 4) Verlegung des obersten Gerichtshofes in eine Stadt im Mittelpunkte des Reichs; die Wahl des Orts für den obersten Gerichtshof fiel endlich auf den Haag, womit die Belgier sehr unzufrieden waren. 5) Die Einführung des Geschwornengerichts in Criminalsachen, in Sachen politischer Vergehungen und in denen der Presse. Dieses Geschwornengericht hatte man 1814 abgeschafft, und in den Generalstaaten von 1828 war die Wiederherstellung

desselben durch eine Mehrheit, welche aus Holländern und Belgiern zusammengesetzt war, (mit 66 gegen 31 in Criminalsachen, und mit 57 gegen 40 bei Preßvergehen) verworfen worden. 6) Revision der Preßgesetzgebung, um dieselbe mit dem Art. 227 des Grundgesetzes in Uebereinstimmung zu bringen; hier schien man eine Milderung der auf den Mißbrauch der Presse gesetzten Strafen zu verlangen, die erst durch das Gesetz vom 21. März 1829 eintrat. 7) Ein Gesetz über das Unterrichtswesen, welches bisher nur durch Verordnungen geleitet worden war. Der über das philosophische Collegium zu Löwen, das an die Stelle der geschlossenen kleinen, von den Bischöfen abhängigen Seminarien getreten war, aufgebrachte Klerus hatte nämlich die Errichtung von Privatschulen befördert. Als nun auch diese geschlossen wurden, so forderten die eifrigen Katholiken, welche hierin eine politische Maßregel des Protestantismus sahen, Freiheit des Unterrichts, und die belgischen Liberalen machten jetzt mit jenen gemeinschaftliche Sache. Bald vereinigten sich beide Parteien, die bisher unversöhnliche Feinde geschienen hatten, in allen übrigen Beschwerden. Die Regierung aber suchte die Klagen nur durch Verordnungen abzustellen; sie gab kein Gesetz. 8) Ein Gesetz über Competenzstreitigkeiten zwischen den gerichtlichen und den Verwaltungsbehörden; zuletzt hatte der König solche Streitigkeiten entschieden. 9) Erleichterung der Abgaben. Die meisten Städte klagten besonders über die Schlachtsteuer. Mons, mit 23.000 Einw., bezahlte mehr als den vierten Theil dieser ganzen, der Provinz Hennegau, welche mehr als 570.000 Einw. zählt, aufgelegten Steuer. Auch die Mahlsteuer war ein Gegenstand der Beschwerde. Belgien war allerdings genöthigt, Hollands Auflagen auch mit zu tragen, konnte sich aber an eine so schwere Last nicht gewöhnen. Leider stand es nicht in der Macht der Regierung, diese durch die Mehrheit der Generalstaaten genehmigte Steuerlast zu erleichtern. Sie war natürlich fühlbarer in Belgien, das ein Agricultur- und Industriestaat ist, als in Holland, dessen Kraft in der Freiheit des Handels und in dem Reichthume seiner Capitalisten liegt. 10) und 11) Die richtigere Verwendung einer zur Aufmunterung der Industrie bestimmten Summe. Diese wurde allerdings zu Vorschüssen für Fabrikunternehmungen verwendet, hatte aber nur eine unverhältnißmäßige Vermehrung der Production zur Folge. Die Belgier wünschten dafür Ausfuhrprämien; allein diese widersprachen den Grundsätzen der Staatswirthschaft, und jene höchst unbillige Beschwerde zeigte nur, daß Holland zu Belgiens Nutzen seinem eignen Interesse geschadet habe. Holland verlangte nämlich als Handelsstaat Freiheit und niedrige Zölle; Belgien verlangte dagegen als Manufacturstaat hohe Zölle auf Manufacturwaaren und erlangte sie; hieraus entstand der heftigste Widerstreit zwischen Hollands und Belgiens entgegengesetzten Interessen. Unter den übrigen Beschwerden sind noch die 14. und 15. zu bemerken: über die Beschränkung der Wahlfreiheit durch Gesetze, welche auch in Holland mißfielen, und über die mit der Bevölkerung Belgiens in keinem Verhältnisse stehende Repräsentation; allein gerade deßhalb, damit kein Theil den andern beherrsche, hatte das Grundgesetz jedem, Belgien wie Holland, dieselbe Zahl von Repräsentanten gegeben, um so mehr, da Holland auf seiner Seite die Mehrzahl der Bevölkerung hatte, wenn es die Colonien mitrechnete. Aller unleugbaren Nachtheile ungeachtet ist es Thatsache, daß Belgien während der 15jährigen Verbindung mit Hol-

land an Wohlstand und Bevölkerung sehr zugenommen hat. Dieß gilt vorzüglich von Antwerpen, Gent, Brügge, Ostende und Brüssel. Jene Beschwerden und andere minder gegründete erklären nun zwar den Haß der Belgier gegen Holland; sie beweisen aber bloß, daß beide Theile, bei ihren entgegengesetzten Interessen, eine getrennte Vertretung, Gesetzgebung und Verwaltung hätten haben, jedoch wegen ihrer sich gegenseitig ergänzenden Bedürfnisse in einer politischen Verbindung stehen sollen.

Als endlich auf so viele Bittschriften die kräftige königl. Botschaft vom 11. Dec. 1829, welche das bisherige System bestätigte und ein Gesetzentwurf gegen die Preßlicenz erschienen, stieg die Erbitterung immer höher. In diese Gefühle eines unnatürlichen Zustandes mischte sich bei dem Belgier jetzt mehr als je die Leidenschaft des Hasses, und in seine Ansichten über Verbesserung das Gift der Lüge und der Verleumdung. Hollands Minister, vor allen der Justizminister van Maanen, wurden von den Hauptorganen der Apostolischen und der Liberalen („Courrier de la Meuse“ [dieser erließ im Oct. 1829 einen Aufruf an die Nation, in welchem er Verweigerung der Steuern empfahl] und „Courrier des Pays-bas“) mit fanatischer Wuth angegriffen; auch entstanden politische Verbindungen, wie der Bund der Infamen (der Genfen des 19. Jahrh.). Doch die mächtigste Gelegenheitsursache, um das glimmende Feuer zu entzünden, war der Hochverrathsproceß gegen de Potter, den Herausgeber des „Courrier des Pays-bas“, und seine Freunde. De Potter, bis 1827 ein erklärter Antipapist, hatte sich jetzt an die Spitze der Union der Liberalen und der Ultramontanen gestellt. Er entwarf den Plan zu einer Nationalsubscription für die Patrioten, welche ihre Stellen oder Pensionen verlören oder gerichtliche Verfolgungen erduldeten. Auch schlug er vor, eine National-Bundesacte zu schließen und sich zu jedem gesetzlichen Widerstande zu verpflichten. Als Urheber, Theilnehmer und Verbreiter dieses Projects durch ihren Briefwechsel überführt, wurden Potter, Tielemans, Bartels und de Neve im Mai 1830, der erste zu acht-, die beiden andern zu sieben- und der letzte zu fünfjähriger Landesverweisung verurtheilt. Potter schrieb nun von Paris aus an den König: „Sire, retten Sie Belgien, noch ist es Zeit!“ Er rieth ihm, sein antinationales Ministerium durch bekannte, von der Nation, d. h. von Belgien, geliebte und vor ihr verantwortliche Männer zu ersetzen, die das bis jetzt befolgte ungeschickte und ungerechte System durchaus umstürzten! Der König konnte nichts thun. Was der strafbare, der verbannte de Potter rieth, das verwarfen die Holländer, das verwarf der feste, unbeugsame van Maanen. Der König schwieg, und Libry-Bagnano schrieb in einem ministeriellen Journal („Le national“): man müsse den Mißvergnügten gleich den Hunden einen Maulkorb anlegen und ihnen Peitschenhiebe geben.

Nun kam die Kunde nach Belgien von dem Siege des Volkes zu Paris. Ein mächtiges Ministerium war gestürzt, eine Dynastie verjagt, ein neuer Thron errichtet durch das Volk von Paris! Brüssel gefiel sich stets in der stolzen und eiteln Nachahmung von Paris. Jetzt, bei der allgemeinen Aufreizung, glich Brüssel einer ungeheuern Mine, in die nur noch der zündende Funke fallen durfte, um alle Bande der Ordnung und der Ruhe zu sprengen. Der Funke fiel. Am 24. Aug. 1830 sollte der Geburtstag des Königs durch Feuerwerk und Illumination gefeiert

werden. Beides unterblieb. Aber am 25. ward die bisher wie andere Freiheitsstücke von der Bühne ausgeschlossene Oper: „Die Stumme von Portici", aufgeführt. Dieß war der zündende Funke. Nach Beendigung des Stücks stürzte ein Volkshaufe nach der Druckerei des „National" und nach dem Hause des Libry-Bagnano. Alles ward zertrümmert. Ein anderer Haufe bemächtigte sich in dem Hause eines Schwertfegers der vorräthigen Waffen. Darauf ward der Justizpallast, das Hotel des Justizministers van Maanen und das Haus des Polizeidirectors, de Knyff, mehr oder weniger verwüstet. Der Platzcommandant, die Gendarmerie mußten vor der Wuth des Volkes weichen; die Besatzung griff zu den Waffen, aber der Pöbel wurde immer wilder, und das Hotel des Ministers van Maanen ward in Brand gesteckt. Als es Tag geworden war, feuerten die Truppen. Es fielen Todte und Verwundete. Vergebens: der Aufruhr tobte fort. Häuser brannten, und Fabrikgebäude in der Umgegend, darunter die kostbaren Baumwollenfabriken der Herren Wilson, Bosdevex und Bal, wurden zerstört. Da eilten einige Bürger zum Magistrate. Sie verlangten Waffen und die Entfernung der Truppen, dann wollten sie das Volk beruhigen. Allein sie waren zu schwach. Der Pöbel schrie ebenfalls nach Waffen; vergebens vertheidigten die Linientruppen das Waffendepot. Das Volk stürmte in das Haus, die Bürger mit, Alles bewaffnete sich; doch mitten unter den Schrecknissen des Tages ordnete sich eine Bürgergarde, und Abends um 11 Uhr beruhigte ein Anschlag das Volk: das Militair habe sich in seine Casernen gezogen, und die Mahlsteuer sey aufgehoben. An den folgenden Tagen, den 27. und 28., gelang es der Bürgergarde, welche den Baron Eman. van der Linden-Hoogvorst zu ihrem Commandanten ernannt hatte, die Ruhe herzustellen und den Pöbel von weiterer Verwüstung abzuhalten. Indeß wurden noch am 27. die königl. Wappen abgerissen und im Park das Illuminationsgerüste verbrannt. Die königl. Truppen beschränkten sich auf die Bewachung des königl. Pallastes.

Nun wehte in Brüssel die brabantische Fahne, und der Bürgerverein trat zusammen, der den Baron von Secus, Mitglied der Generalstaastaaten, zum Präsidenten, und den Advokaten Sylvain van de Weyer zum Secretair erwählte. Dieser dreitägige Aufstand der Zerstörung in Brüssel verbreitete wie ein elektrischer Schlag ähnliche Ausbrüche des Volkshasses und der Pöbelwuth über mehre der blühendsten Städte von Südniederland; aber auch hier — zu Lüttich, Mons, Löwen, Brügge, Gent, Antwerpen, Verviers u. s. w. — traten schnell die Bürger unter die Waffen, stellten die Ruhe her und errichteten Sicherheitscommissionen. Inzwischen waren eine Menge Fabriken und Waaren verbrannt, Maschinen zerstört, Häuser geplündert und demolirt worden; vorzüglich traf dieses Schicksal die Einnehmer und öffentliche Beamten, sowie die Grenzbureaus. Die königl. Wappen wurden zerschlagen, und die hier und dort aufgesteckte dreifarbige Fahne verrieth nur zu sehr das Daseyn einer dritten Partei, der französischen.

Unterdessen hatte in Brüssel der Befehlshaber der königl. Truppen, Generalmajor Graf Wilhelm von Bylandt, in Folge einer Uebereinkunft mit dem Commandanten der Bürgerwache, Baron van der Linden-Hoogvorst, am 28. Aug. öffentlich erklärt, daß die auf diesen Tag in Brüssel erwarteten Truppen nicht einziehen würden, wenn die Obrigkeit mit den Bürgern Ordnung und Ruhe behaupten können. Vierundvierzig

Bürger von Brüssel ernannten jetzt ihrerseits, ohne die Zustimmung des Gouverneurs und der Regenz, auf den Vorschlag des Baron von Secus, eine Deputation (Jos. van Hoogvorst, Mitglied der Generalstaaten, Graf Felix von Merode, Advokat Gendebien, Friedrich von Secus und Kaufmann Palmaert), die dem König eine Adresse (vom 28. August) überreichen sollte, in welcher sie im Allgemeinen um Abhülfe der gerechten Beschwerden und die Zusammenberufung der Generalstaaten baten. Der Sicherheitsausschuß zu Lüttich sandte ebenfalls eine Deputation nach dem Haag, ließ aber eine Adresse vom 27. August sofort bekannt werden. Er bat darin um gänzliche Veränderung des jetzigen Verwaltungssystems, Entlassung der Minister, Zurücknahme der Botschaft vom 11. Dec., Einsetzung der Jury, und um Gesetze über die Verantwortlichkeit der Minister, über den freien Gebrauch der französischen Sprache in allen gerichtlichen und administrativen Verhandlungen u. s. w. Auch Namur sandte eine Deputation, sie ward aber nicht vorgelassen. Dieselben Vorstellungen wurden von Mons, Löwen, Tournay, Charleroi, Audenarde, Verviers, Huy, Grammont, Ath ꝛc. an den König gerichtet. — Der König hatte bereits auf die erste Nachricht von den brüsseler Unruhen durch das Edict vom 31. Aug. eine außerordentliche Versammlung der Generalstaaten für den 13. Sept. nach dem Haag berufen. Der brüsseler Deputation gab er zu erkennen, daß ihm allein das Recht zukomme, die Minister anzustellen und zu entlassen; in Forderungen, die gewissermaßen „mit der Pistole auf der Brust" vorgetragen würden, könne er nicht willigen, ohne seine Würde zu vergessen und seine Pflicht, über so wichtige Gegenstände vorher die Generalstaaten zu hören; doch wolle er die Fragen in nähere Erwägung ziehen. Die Regierung hatte inzwischen Truppen gegen Brüssel vorrücken lassen, an deren Spitze die Söhne des Königs, der Prinz von Oranien und Prinz Friedrich, standen. Der Prinz von Oranien lud den Chef der brüsseler Bürgergarde, Baron van Hoogvorst, nach dem Schlosse Laeken ein, um sich mit ihm zu berathen. Dieser begab sich nebst einer Deputation am 31. August dahin und bat die Prinzen, sich mit ihnen ohne Escorte nach Brüssel zu begeben. Das Verlangen der Prinzen aber, vorher die nicht gesetzlichen Fahnen und Cocarden abzulegen, erregte in Brüssel so viel Unmuth, daß das Volk die Thore und Hauptstraßen barrikadirte. Eine zweite Deputation, sowie der Rath des Ministers Gobbelschroy, bewirkte jedoch, daß der Prinz von Oranien an der Spitze seines Generalstabes in die Stadt einzuziehen versprach. Die Deputirten verbürgten sich für die Sicherheit seiner Person, und die Bürgergarde zog dem Prinzen entgegen. Der Einzug erfolgte am 1. Sept. Der Prinz begab sich, von Gefahren umgeben, durch das Geschrei des tobenden Volks genöthigt, zuerst nach dem Stadthause, dann auf Umwegen nach seinem Pallaste, wo er durch eine Proclamation den Bewohnern für die Wiederherstellung der Ruhe dankte und eine Commission für den folgenden Tag berief, um sich mit ihr über die weitern Maßregeln zu berathen. Am folgenden Tage wurde die vom Könige der Deputation im Haag gegebene Antwort in Brüssel mittels Anschlags bekannt gemacht; hierüber gerieth aber das Volk in solche Aufregung, daß es den Anschlag verbrannte; die Chefs konnten dasselbe nur mit Mühe von einem Angriffe auf den Pallast, wo der Prinz sich befand, abhalten. Die Verhandlung der Prinzen mit der brüsseler Commission, deren Vorstand der Herzog von

Urſel war, und mit einer Deputation von Lüttich, führte endlich auf das Reſultat, daß eine gänzliche adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland das einzige Mittel ſey, die Ruhe herzuſtellen. Der Prinz verſprach, dieſen Wunſch dem Könige vorzutragen, wenn die Belgier alsdann der oraniſchen Dynaſtie treu bleiben wollten, was die belgiſchen Deputirten mit Enthuſiasmus verſprachen. Er löſte hierauf die Commiſſion auf und begab ſich nach dem Haag. Die Truppen verließen Brüſſel, und die belgiſche Fahne wehte auf den Palläſten des Königs, der Prinzen und der Generalſtaaten. Auch der Stadt Lüttich, wo die Arbeiter am 2. Sept. das Arſenal erſtürmt und in einer Gewehrfabrik ſich der Waffen bemächtigt hatten, machte Prinz Friedrich bekannt, daß keine Truppen gegen ſie marſchiren ſollten. Gleichzeitig erfolgte die Entlaſſung des Juſtizminiſters van Maanen, der ſelbſt darum angeſucht hatte. Der Prinz von Oranien traf am 4. Sept. im Haag ein, wo man bereits wußte, daß auch die Bürger von Amſterdam den König bitten wollten, die Regierung der Nordniederländer von Belgien zu trennen. Indeß waren hierüber in manchen Städten Südniederlands, namentlich in Antwerpen und Gent, die Stimmen getheilt. Antwerpen und Gent erließen am 8. Sept. Adreſſen an den König gegen die Trennung. Die Proclamation des Königs vom 5. Sept. erklärte daher, daß nur in dem regelmäßigen Gange, mit Hülfe der Generalſtaaten, die allſeitigen Rechte und Wünſche erwogen und entſchieden werden ſollten. In Belgien rüſtete ſich jetzt jede Stadt wie zum Kriege; da ſammelte ſich viel unruhiges Geſindel in Brüſſel, und bald ward ein Haufen wilder Lütticher, die am 7. Sept. mit Kanonen in Brüſſel einzogen, der Ruhe der Stadt gefährlich. Als nun die Bürger mit Ungeſtüm die Trennung verlangten und in dieſem Sinne eine Deputation an den Prinzen Friedrich in Vilvorde, wo deſſen Hauptquartier war, ſchickten, der Prinz aber auf die geſetzliche Form des vom Könige beſchworenen Grundgeſetzes hinwies, ſo ſtieg die Ungeduld des Volkes immer höher, und es ward, um die Ruhe zu erhalten, von Seiten des Generalſtabes der Bürgergarde und der anweſenden Mitglieder der Generalſtaaten in einer Verſammlung auf dem Stadthauſe für nöthig erachtet, ſofort durch die Sectionen die Mitglieder einer Sicherheitscommiſſion vorſchlagen zu laſſen, welche über die Erhaltung der Dynaſtie wachen, den Grundſatz der Trennung des Südens vom Norden unterſtützen und für die Intereſſen des Handels und der Induſtrie ſorgen ſollte. Dieſe Commiſſion ward am 11. Sept. von der Regenz aus dem Advokaten Gendebien, dem Ermaire von Brüſſel, Rouppe, dem Grafen Felix von Merode, dem Advokat Sylvain van de Weyer, dem Herzog von Urſel, dem Prinzen de Ligne, Friedrich von Secus und Ferdinand Mecus ernannt. Da nun auch die belgiſchen Deputirten ſich zu den Generalſtaaten im Haag begaben, ſo ermahnte die Sicherheitscommiſſion die Einwohner von Brüſſel, das Reſultat der Eröffnung der Generalſtaaten ruhig abzuwarten, und forderte die Fremden auf, nach Hauſe zurückzukehren; zugleich wurde den arbeitloſen Werkleuten von Brüſſel Beſchäftigung verſprochen. Am 13. Sept. eröffnete der König die Generalſtaaten im Haag. Nach den §§. 229—232 des Grundgeſetzes konnten die Aenderungen oder Zuſätze in demſelben nur durch die Generalſtaaten beſchloſſen und zum Geſetz erhoben werden. Der König forderte daher die Verſammlung auf, ſich über die in Frage ſtehende Abänderung der zwiſchen den beiden großen

Theilen des Gesammtreiches errichteten Beziehungen zu berathen und auszusprechen. Die Nothwendigkeit einer Abänderung der Nationalinstitutionen ward von der zweiten Kammer mit 50 Stimmen gegen 44, und die Nothwendigkeit einer Abänderung in der bisherigen grundgesetzlichen Verbindung der beiden Theile mit 55 gegen 43, beide Fragen aber von der ersten Kammer mit 31 gegen 7 Stimmen bejahend entschieden. Am 29. Sept. erklärten die Generalstaaten mit 89 gegen 19 Stimmen die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland, unter gemeinschaftlicher Oberherrschaft des Hauses Nassau. Hierauf verfügte der König am 1. Oct., eine Staatscommission solle den Gesetzentwurf, wie diese Abänderung zum Wohle des Ganzen festzustellen sey, ausarbeiten, welcher sodann von den Generalstaaten geprüft und zum Gesetz erhoben werde. Allein die Belgier wollten den für die Trennung gar nicht mehr zweifelhaften Erfolg dieses verfassungsmäßigen Verfahrens nicht erwarten. Der Pöbel gewann in Brüssel die Oberhand, und Belgien ward in den Schlund einer verderblichen Revolution gestürzt, die ganz Europa mit Krieg und Umwälzung bedrohte. Unter dem Vorwande, daß holländische Truppen die Stadt angreifen könnten, und die Bürger zu feige wären, entriß der von leidenschaftlichen Factionsmännern aufgereizte Pöbel, verstärkt, durch die lütticher Bande, einem Theile der Bürgergarde die Waffen. An diesen bewaffneten rohen Haufen schlossen sich die Pikenträger an. Die Sicherheitscommission befahl zwar, daß die Lütticher Brüssel verlassen sollten; allein nun brach der Aufstand aus, das Landvolk machte mit dem Pöbel in den Städten gemeinschaftliche Sache, die Bürgergarde unterlag, die bisherige Regierung ward am 20. Sept. abgesetzt, der sogenannte Centralverein, geleitet von den Clubisten Ducpétiaux, Rogier (ein lütticher Advokat, Chef der nach Brüssel gekommenen lütticher Garden) und Andern errichtete eine Volksregierung, an deren Spitze de Potter (welcher sich noch in Paris befand) und de Stassart stehen sollten, welchen van Meenen, Gendebien, Raikem, Graf d'Oultremont, Felix von Merode und van de Weyer als Mitglieder beigegeben wurden. So erhoben sich gemeinschaftlich die französische und die republikanische Partei, vereinigt mit den Ultramontanen, um die protestantische Regierung und die Monarchie zu stürzen. Es scheint, daß die Clubisten planmäßig, das bewaffnete und Legionen abgetheilte Volk aber aus leidenschaftlicher Erbitterung, durch Angriffe (besonders am 20. Sept.) auf die Vorposten der königl. Truppen, die unter dem Befehle des Prinzen Friedrich zu Antwerpen standen, einen förmlichen Bruch mit dem Hause Nassau beabsichtigt haben. Dagegen hatte schon längst derjenige Theil der Bevölkerung, welcher nichts als die Trennung der Verwaltung wollte, für sein Eigenthum und die Sicherheit des Ganzen Alles befürchten müssen; die Macht war den bisherigen Führern der Opposition entrissen, und ein anarchischer Zustand drohte aus den wilden und heftigen Beschlüssen des Clubs der Demagogen hervorzugehen und sich von Brüssel aus über das reiche und blühende Südniederland zu verbreiten. Um aus dieser Gefahr sich zu retten, luden angesehene Bürger den Prinzen Friedrich ein, zum Schutze der Stadt, wo eine geringe Zahl unruhiger Köpfe und meist Fremde die öffentliche Ruhe störten, mit seinen Truppen einzuziehen. Auch im Haag baten die für sich und ihr Eigenthum fürchtenden belgischen Abgeordneten, geängstigt durch die Nachrichten aus

Brüssel, den König um Hülfe; sie versicherten, des Beistandes der großen Mehrzahl gewiß zu seyn, weil jeder Rechtliche und Wohlhabende der Anarchie ein Ende gemacht zu sehen wünsche. Als nun Prinz Friedrich dasselbe von einer Deputation aus Brüssel, die bei ihm erschienen sey, nach dem Haag berichtete, so sprach der König, welcher bisher so wenig als der Prinz von Oranien eine bewaffnete Einmischung gewollt hatte, das verhängnißvolle Ja aus. Französische Militairs und das Beispiel des pariser Juliussieges, das Vertrauen auf die Barrikaden und den Eifer der bewaffneten Haufen, vorzüglich aber die Gefahr, in welcher die von der Amnestie ausgenommenen Volksführer schwebten, die jetzt gerade alle Gewalt in Händen hatten, sowie die von den Bürgern selbst mit Unwillen vernommene Forderung, daß die Bürgergarde ihre Farben ablegen sollte, reizte Alle zum entschlossensten Widerstande, den hierauf der Kampf selbst zur höchsten Erbitterung steigerte, und der endliche Sieg auf den Gipfel des demokratischen Uebermuthes erhob. Das Heer, mit welchem der Prinz am 21. Sept. von Antwerpen aufbrach, soll 12—16.000 Mann stark gewesen seyn. Die Truppen glaubten, es gelte bloß die Stadt von einigen Meuterern und fremdem Gesindel zu befreien, wozu ihnen alle gute Bürger die Hand bieten würden. Die Insurgenten zogen dem königl. Heere am 22. entgegen, wurden aber nach einigen Scharmützeln geworfen und in die Stadt gedrängt. Hier führten Juan van Halen und ein französischer General Mellinet den Militairbefehl; ein französischer Oberster, Parant, befehligte unter Mellinet die Artillerie. Unter den Lüttichern zeichnete sich Charlier aus, ein Kanonier, das hölzerne Bein genannt. In der Nacht und am 23. früh ward bis um 11 Uhr um den Besitz des schaerbecker und des löwenschen Thores gestritten. Jedes kleine Haus war ein Blockhaus; aus den Häusern goß man siedendes Wasser und Oel, man warf Raketen und Steine auf die Truppen, welche endlich um 5 Uhr Abends den Pallast des Königs erreichten. Am folgenden Tage bemächtigten sich die Holländer nach einem hartnäckigen Kampfe der übrigen königlichen Palläste, des löwenschen und namurschen Thores, sowie eines Theils der bisher so prachtvollen, nun in einen Schutthaufen verwandelten Königsstraße und des Parks. Aber die untere Stadt mußte geräumt werden. Auch am 25. dauerte der Kampf um die obere Stadt fort. Da nun der Prinz sah, daß an keine Unterwerfung zu denken war, und er am 26. zu Schaerbeck, wo sein Hauptquartier war, die Nachricht erhielt, daß die Lütticher ihn umgehen wollten, daß die Weiber die Waffen ergriffen, daß die Insurgenten einige wichtige Punkte wieder erobert hätten, daß der Pallast des Königs und der Pallast der Generalstaaten in Flammen stehe, so befahl er am 26. Abends den Rückzug der Truppen, überließ die Stadt sich selbst, verlegte das Hauptquartier nach Dieghem und zog über Mecheln nach Antwerpen, wo er am 2. Oct. anlangte. In diesem viertägigen Kampfe waren 12 Häuser an den Boulevards, der Pallast des Prinzen Friedrich, zwei Hotels am Park und einzelne Häuser in verschieden Straßen niedergebrannt; es sollen aber auf Seiten der Belgier nicht mehr als 165 Todte und 311 Verwundete gezählt worden seyn: dagegen soll der Verlust der Holländer an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Ausreißern über 4000 Mann betragen haben.

Die Insurrection breitete sich nach diesem Siege mit unglaublicher Schnelle aus. Mons, Gent, Ypern, Dendermonde, Bouillon, Meenen,

Namur, Löwen, Philippeville, Ath, Marienburg, Doornick, Arlon u. s. w. fielen ohne bedeutenden Kampf in die Gewalt der Insurgenten, die nicht sowohl aus Bürgern als aus Freiwilligen und Fremdlingen bestanden. Am 6. Oct. zog auch die holländische Besatzung aus der lüttticher Citadelle ab. Inzwischen hatte de Potter seinen Einzug in Brüssel gehalten und war als Mitglied der provisorischen Regierung an die Spitze des Centralausschusses getreten. Nun erklärte die provisorische Regierung am 4. Oct: „die von Holland abgerissenen Provinzen sollen einen unabhängigen Staat bilden". Dieselbe beschloß am 9. Oct., daß eine Versammlung nach Brüssel berufen werden sollte, um den künftigen Regenten zu wählen, und erklärte am 18. Oct. das Großherzogthum Luxemburg für einen Bestandtheil Belgiens. Unterdessen hatte der Prinz von Oranien, von seinem Vater bevollmächtigt, von Antwerpen aus am 5. Oct. durch eine Proclamation bekanntgemacht, daß er die Regierung des von Holland getrennten Belgiens übernehme und die ihm beigesetzten Minister, darunter den Herrn von Gobbelschroy, zu einem Conseil vereinige, in welchem der Herzog von Ursel den Vorsitz führe. Der Prinz sollte die treugebliebenen Provinzen regieren, die insurgirten aber beruhigen. Er war nur von Belgiern umgeben. Allein die blutigen Tage von Brüssel hatten das Herz des Volks vom Hause Oranien abgewandt, und die letzte Hoffnung beruhte nur noch darauf, daß dem Prinzen von Oranien durch die neue Wahl die Regentschaft übertragen würde. Der Centralausschuß (de Potter, Rogier, van de Weyer, Graf Merode) der provisorischen Regierung beschäftigte sich jetzt mit dem Entwurf eines Grundgesetzes, zu dessen Prüfung und Annahme demnächst ein Nationalcongreß von 200 Mitgliedern zusammenberufen werden sollte. Dieser allein, erklärte Graf Merode einem Abgeordneten des Prinzen von Oranien, habe das Recht, mit dem Prinzen zu unterhandeln; übrigens könne der Prinz nur dann vielleicht die öffentliche Entrüstung mindern, wenn er die Truppen jenseit des Moerdyck zurückzöge, die Gefangenen freigäbe und nichts im Namen des Königs, seines Vaters, thäte. Dieser rief, von allen Seiten bestürmt, mit Kraft zu handeln, am 5. October die Holländer zu den Waffen für die Sache der Ordnung und des Rechts. Von der Zeit an hat sich die edle Jugend Nordniederlands mit hoher Begeisterung freiwillig unter das Banner Oraniens gestellt, und ihre wohlgeordnete Schar stand bis zum Juni 1834 gerüstet für die Ehre und das Recht des Vaterlandes. Nun ward auch der kräftige van Maanen wieder ins Justizministerium berufen, Cliffort zum Minister des Watterstaats und der Finanzen, und van Doorn zum Minister des Innern erhoben; Baron Verstolk van Soelen leitete die auswärtigen Angelegenheiten. Seit dieser Zeit standen in Brüssel und in Belgien überhaupt drei Parteien sich einander gegenüber: die durch viele aus Frankreich angekommene Franzosen verstärkte französische Partei, welche die Vereinigung Belgiens mit Frankreich, oder — weil die Katholiken von der Vereinigung nichts wissen wollten — den zweiten Sohn des Königs, den Herzog von Nemours, als König von Belgien vorschlugen; die zweite, an deren Spitze de Potter stand, war für eine demokratische Republik, jedoch mit der katholischen Religion als Staatsreligion; die dritte, die zahlreichste, welche aber nicht kräftig hervorzutreten wagte, wünschte den Prinzen von Oranien zum Regenten. In dieser Zeit, wo die Freiwilligen, unter der Leitung der Factionsmänner, das Gesetz gaben und

in den von ihnen besetzten Städten, wie in Mecheln (am 18. Oct.), die gröbsten Ausschweifungen begingen, wo politischer Haß überall mit Pöbelzügellosigkeit vorwaltete, da stockten Handel und Gewerbe ganz und gar. Viele Fabriken wurden aus Rachsucht zerstört. Die reichen Eigenthümer flüchteten nach dem Auslande, und in Brüssel mußten 15.000 bewaffnete Freiwillige, ohne die vielen Armen, ernährt werden. Unter solchen Bedrängnissen erkannten die meisten Belgier in den gebildeten Ständen, daß der Nerv des belgischen Wohlstandes in Holland und dessen Colonien sey. Allein keine orangistische Bewegung hatte irgendwo, nicht einmal in Gent, dessen Baumwollenfabriken ihren Hauptabsatz in Java verloren, einen günstigen Erfolg, denn die Volksstimmung war und blieb in der Masse gegen Oranien und Holland. Hierauf eröffnete der König am 18. Oct. die ordentliche Sitzung der Generalstaaten. Während dieß im Haag geschah, hatte der Prinz von Oranien, durch die von der provisorischen Regierung in Brüssel gefaßten Beschlüsse gedrängt und von seinen belgischen Rathgebern überredet, am 16. Oct. in Antwerpen eine Proclamation erlassen, worin er, die Instructionen des Königs überschreitend, Belgiens Unabhängigkeit und den Grundsatz der Wahl eines Oberhauptes durch das Volk anerkannte. Er glaubte sich dadurch an die Spitze der Bewegungen zu stellen; allein die provisorische Regierung der Insurgenten machte am 18. Oct. bekannt, daß es einer Anerkennung nicht bedürfe; das belgische Volk handle als Souverain. Auch in den von dem Prinzen vorgeschlagenen Waffenstillstand wollte sie nur dann einwilligen, wenn der Prinz den holländischen Truppen beföhle, Antwerpen, Mastricht und die Citadelle von Termonde zu räumen, wie auch sie hinter den Moordyck zurückzuziehen! Die holländ. Armee stand aber nicht unter dem Befehle des Prinzen von Oranien, sondern unter dem Prinzen Friedrich, daher auch General Chassé Befehlshaber in Antwerpen, von dem Prinzen von Oranien keinen Befehl anerkannte. — So war der Bruch zwischen Holland und Belgien entschieden. Auf die Kunde von den brüsseler Beschlüssen und den gewagten Schritten des Prinzen erklärte der König den Generalstaaten am 20. Oct., da die grundgesetzliche Gewalt in den südlichen Provinzen nicht mehr anerkannt werde, so möchten sich die Generalstaaten nur als Repräsentanten der nördlichen Provinzen betrachten und den Süden sich selbst überlassen, bis der König, mit Zuratheziehung seiner Bundesgenossen, einen Beschluß darüber gefaßt habe. Nunmehr nahm auch der König die seinem ältesten Sohne ertheilte Vollmacht zurück und befahl, die Festungen Antwerpen, Mastricht und Venloo in Belagerungstand zu setzen. Der erste förmliche Angriff erfolgte von Seiten der Belgier am 24. Oct. bei Berchem; die Holländer mußten vor der Uebermacht weichen. Nun drangen die Insurgenten am 27. in Antwerpen ein, das der Prinz von Oranien, nach Erlassung seines sehr wohlwollenden Abschieds an die Belgier, schon vorher verlassen hatte, und die Holländer, von allen Seiten, schon am 26. von Antwerpens Einwohnern angegriffen, wurden gezwungen, sich am 27. mit Verlust in die Citadelle zurückzuziehen. Die belgische Truppen brachen den mit dem Commandanten der Citadelle, Generallieutenant Chassé, geschlossenen Waffenstillstand, worauf derselbe (27. Oct.) das reiche Antwerpen mit 300 Feuerschlünden 7 Stunden lang beschoß. Der durch das Bombardement verursachte Brand

soll sich auf die Einäscherung von 30 Häusern und die Beschädigung von hundert andern beschränkt haben; doch verbrannten auch das Zeug- und Lagerhaus und für mehre Millionen Fl. Waaren. Dieses Unglück, dessen Schuld beide Theile einander zuwälzten, führte eine neue Scheidewand auf, nicht nur zwischen Belgien und Holland, sondern auch zwischen Belgien und dem Prinzen von Oranien. Die ganze Handelswelt, von London bis Amerika, war entrüstet und forderte im Haag Entschädigung. Durch einen kühnen Handstreich und im Einverständniß mit den empörten Einwohnern bemächtigten sich die Belgier am 10. Nov. der Festung Venloo, welche nur 500 Mann Besatzung hatte. Unterdessen war das Ansehen der Gesetze in Belgien keineswegs hergestellt. In Hennegau und in Brügge fielen Plünderungen, Brandstiftungen und Mordthaten vor; in Löwen ward der gefangene holländische Major Gaillard am Fuße des Freiheitsbaumes unter schändlichen Martern umgebracht. Auch der tapfere Vertheidiger Brüssels, Juan van Halen, wurde zu Mons verhaftet, und entging kaum der Wuth des Volks. Die Untersuchung fiel zu seinen Gunsten aus; allein er blieb vom Dienst ausgeschlossen; Potter's Einfluß fing ebenfalls an zu sinken. Sein Plan, eine Demokratie aufzurichten, mißlang. Die mit ihm verbundene Propaganda in Paris vermochte nichts gegen das Friedenssystem der französischen Regierung und das von der londoner Conferenz festgehaltene monarchische Princip. Auch widersprachen die vier Großmächte jeder Vereinigung Belgiens mit Frankreich. Der Adel, die reichen Grundbesitzer und Kaufleute, welche die drückende Pöbelherrschaft der Clubs verabscheuten, und vor allen der Klerus waren für eine constitutionnelle Monarchie und eine Repräsentation in zwei Kammern. Der von de Potter im Namen des belgischen Volkes am 9. Nov. installirte constituirende Nationalcongreß versammelte sich am 10. November, und am 18. Nov. proclamirte er, unter dem Vorsitze des ebenso reichen als gemäßigten Surlet de Chokier, unter Vorbehalt der Beziehung Luxemburgs zum deutschen Bunde, mit 188 Stimmen einmüthig die Unabhängigkeit Belgiens; hierauf am 22. Nov. mit 174 Stimmen gegen 13 (darunter 3 Deputirte aus Verviers) die monarchische Verfassung, und am 24. Nov., ohne Rücksicht auf das londoner Protokoll vom 17. desselben Monats, in welchem die Nichtausschließung der Glieder des nassauischen Hauses von der Wahl eines künftigen belgischen Staatsoberhauptes ausdrücklich verlangt wurde, die Ausschließung des Hauses Nassau vom belgischen Throne mit 161 gegen 28 Stimmen, ungeachtet selbst die französische Regierung dem Congresse auf das dringendste von diesem Schritte abgerathen hatte. In der Sitzung am 17. Dec. wurde der Antrag des Deputirten Jottrand, daß die Senatoren (oder die Mitglieder der ersten Kammer) durch die Wähler der Wahlkammer ernannt werden sollten, mit 136 Stimmen gegen 40 angenommen; so auch die Vorschläge, daß die Senatoren auf eine noch einmal so lange Zeit wie die Deputirten gewählt werden, daß der Senat aufgelöst werden könne, und daß die Zahl der Senatoren halb so groß seyn solle als die Anzahl der Deputirten. Die provisorische Regierung setzte, vom Congresse hierzu aufgefordert, die Ausübung ihrer Functionen fort; nur de Potter erklärte am 15. Nov., daß er sich von den Regierungsgeschäften zurückzöge. Die am 1. Nov. zusammengetretene Conferenz in London war vor Allem bemüht, dem Blutvergießen Einhalt zu thun; daher ward am

25. Nov. ein zehntägiger Waffenstillstand zwischen der belgischen und holländischen Regierung bekanntgemacht. In Folge derselben wurde die Schelde der Schifffahrt geöffnet, und von den Belgiern die Blockade der Festung Mastricht, sowie von Holland die Blockade der flandrischen Küste aufgehoben. Nun begannen in London die Unterhandlungen der Conferenz über die gänzliche Trennung Belgiens von Holland; jedoch erklärte das Protokoll vom 20. Dec. 1830, daß die deßhalb zu treffenden Einrichtungen durchaus nicht die Rechte verletzen sollten, welche der König der Niederlande und der deutsche Bund auf das Großherzogthum Luxemburg besäßen. Hierauf ward vorläufig eine Abgrenzungslinie zwischen den beiden Staaten gezogen, und dem Könige der Niederlande die alte Grenze des ehemaligen souveränen Staats der vereinigten Niederlande, sowie sie 1790 bestanden hatte, eingeräumt, folglich blieben das in dem Friedensvertrage Hollands mit der französischen Republik vom 16. Mai 1795, von der Republik der vereinigten Niederlande an die französische Republik abgetretene holländische od. Stadtsflandern (am linken Ufer der Schelde), sowie Mastricht und Venloo bei Nordniederland; jedoch sollten die Verfügungen der wiener Congreßacte (Art. 108—117) in Beziehung auf die freie Flußschifffahrt, auf diejenigen Flüsse, welche das holländische und das belgische Gebiet durchlaufen, angewendet, auch eine gegenseitige Austauschung der Enclaven und eine billige Theilung der Staatsschuld bewirkt werden. Wie nun Belgiens Ansprüche auf das linke Scheldeufer, Mastricht und Luxemburg theils beseitigt, theils gemäßigt worden sind, ist in dem Artikel Londoner Conferenz gesagt worden. Wir bemerken hier noch, daß die entscheidende Erklärung des französischen Ministeriums gegen eine Intervention der übrigen Mächte in Belgien, daß die großen Rüstungen Frankreichs, daß die Ministerialveränderung in England, wo Lord Grey an Wellington's Stelle trat, und die von Talleyrand bewirkte entscheidende Uebereinstimmung Englands und Frankreichs, daß endlich die polnische Revolution ein für Belgien sehr günstiges Verhältniß in Europa hervorbrachten. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Holland am Ende d. J. 1830 hatte keine weitern Folgen. Englands ernste Sprache gebot Waffenruhe. Die Hauptfrage war jetzt, auf wen die Wahl eines Staatsoberhauptes fallen werde. Bei der Abstimmung der 191 anwesenden Mitglieder fanden sich 97 Stimmen für den Herzog von Nemours, Sohn des Königs der Franzosen, 74 für den Herzog von Leuchtenberg und 21 für den Erzherzog Karl. Der Präsident proclamirte hierauf Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours (geb. am 25. Oct. 1814), als König. Aber bald erfuhr der Congreß, daß der König der Franzosen sich geweigert habe, die Krone für seinen Sohn anzunehmen. Die Centralsection des Congresses entschied jetzt für die Wahl eines Regenten, und am 24. Febr. wählte der Congreß den Baron Surlet de Chokier zum Regenten. Er ward am 25. feierlich eingesetzt und legte auf den Stufen der Estrade, neben dem Throne stehend, den Eid auf die Decrete der Unabhängigkeit Belgiens und der Ausschließung des Hauses Nassau ab. — Der oberste Grundsatz der belgischen Constitution, welche am 7. Febr. 1831 definitiv angenommen wurde, ist: alle Gewalten gehen von der Nation aus (Art. 25). Sie kennt keinen Unterschied der Stände; Adelstitel kann der König zwar verleihen, aber sie geben keinen politischen Vorzug. Der König repräsentirt den Staat

stellt die Beamten an und hat den obersten Befehl der bewaffneten Macht; die Gesetze werden von ihm genehmigt und bekanntgemacht, wobei er ein uneingeschränktes Veto hat; er hat das Recht, die Kammern aufzulösen, und das Begnadigungsrecht. Er hat allerdings einen großen Einfluß auf die Kammern, und ein Fürst von Talent und Charakter wird auch in dieser Stellung einen Wirkungskreis von unendlicher Wichtigkeit finden. Aber die eigentliche Kraft der Regierung liegt doch in den beiden Kammern, welche beiderseits unmittelbar von der wohlhabendern Classe des Volkes gewählt werden, da der Wahlcensus nicht über 100 und nicht unter 20 Gulden jährlicher Steuern seyn soll, nur mit dem Unterschiede, daß die eigentliche Repräsentantenkammer der Zahl nach noch einmal so stark ist als der Senat; daß die Repräsentanten immer auf vier, die Senatoren auf acht Jahre gewählt werden; daß man, um zum Repräsentanten wahlfähig zu seyn, nur geborener oder naturalisirter Belgier, im Besitz der bürgerlichen und politischen Rechte, in Belgien wohnhaft und 25 Jahre alt seyn muß; um Senator zu werden aber 40 Jahre alt und ein reicher Mann seyn muß, welcher wenigstens 1000 Gulden jährliche Steuern bezahlt. Dagegen bekommen die Repräsentanten einen monatlichen Gehalt von 200 Gulden, die Senatoren nichts. Die Normalzahl solcher reichen Leute wird zu 1 auf 6000 Seelen der Bevölkerung angenommen, was für ganz Belgien eine Zahl von etwa 700 gäbe, aus welcher die Senatoren erwählt werden können. Die allgemeinen Freiheiten des Volkes sind dagegen sehr groß; Unverletzlichkeit der Wohnung, volle Religionsfreiheit, auch der öffentlichen Ausübung, Freiheit des Unterrichts, volle Preßfreiheit, Befugniß, sich, jedoch unbewaffnet, zu versammeln, Vereine zu stiften, Adressen zu übergeben. Merkwürdig ist die gänzliche Unabhängigkeit aller Kirchen. Die Regierung darf sich schlechterdings nicht in die Ernennung und Einsetzung der kirchlichen Beamten mischen; sie darf ihnen die Correspondenz mit ihren Obern (also auch nicht mit dem Papste) nicht verbieten und die Bekanntmachung der kirchlichen Verordnungen nicht hindern. Das Urtheil durch Geschworene findet in allen Criminalsachen statt, auch bei Preßvergehen; die Rechtspflege ist öffentlich; die Richter werden auf Lebenszeit ernannt, und zwar vom König, aber bei den höhern Stellen aus doppelten Verzeichnissen, welche von den Gerichtshöfen und den Provinzialcollegien (bei dem Cassationshofe von dem Senate) vorgelegt werden. — Mit der neuen Regierung kehrte indeß die gesetzliche Ordnung noch nicht zurück. Es gab Unruhen am Ende des März in Lüttich, Antwerpen, Gent, Mecheln, Namur, selbst in Brüssel, die sämmtlich Spuren einer Gegenrevolution verriethen; sie wurden aber mit Nachdruck gedämpft. Am 29. März 1831 ward der Congreß vom Regenten wieder eröffnet; von 200 Mitgliedern waren nur einige über die Hälfte gegenwärtig. Der Congreß genehmigte hierauf das Aufgebot der ersten Classe der Bürgergarde, 90.000 Mann, ferner das Gesetz über die Gehaltsabzüge, und ein Anleihen von 12. Mill. Fl. Jetzt wandte sich die belgische Königs-Candidatur, durch Englands Empfehlung, auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Als die Nachrichten aus England etwas günstiger lauteten, und die Regierung die Anzeige erhielt (am 24 Mai), daß die belgische Flagge in den britischen Häfen zugelassen werden solle, schritt der Congreß am 4. Juni 1831 zur Königswahl. Der 196 anwesenden Deputirten enthielten 19 sich der Abstimmung, 10 wa-

ren gegen eine Königswahl, 14 für Surlet de Chokier; ein Stimmzettel war unzulässig, die übrigen für den Prinzen Leopold, den hierauf der Regent unter der Bedingung proclamirte, daß er die Constitution annehme. Eine Deputation überbrachte dem Prinzen das Wahldecret nach London. Nun erschien aber ein Protokoll Nr. 26 von 18 Artikeln (s. Londoner Conferenz), von deren Annahme auch die Erklärung des Prinzen Leopold abhange. Diese Artikel, von Holland verworfen, veranlaßten neuntägige sehr heftige Debatten, in welchen 69 Redner sprachen; endlich wurden sie am 9. Jul. mit 126 Stimmen gegen 70 angenommen. Dieses Resultat fand stürmischen Beifall in der Versammlung und auf den Tribunen. Belgien sehnte sich nach Ruhe. Eine Deputation überbrachte den Beschluß nach London, und am 21. Jul. 1831 beschwor den König Leopold in Brüssel nach alter Weise unter freiem Himmel die belgische Constitution. Der Regent legte an diesem Tage sein Amt nieder, und der constituirende Nationalcongreß schloß seine Sitzungen. Hierauf berief der König die Wahlcollegien auf den 29. Aug., und den Senat wie die Kammer der Repräsentanten auf den 8. Sept. nach Brüssel.

Das niederländische Cabinet blieb indeß bei seiner Ansicht, es sey für Holland unmöglich, die 18 Artikel anzunehmen. Von diesem Augenblicke an trat der niederländische Staat in eine kriegerische Stellung. Die Begeisterung der Nation für das Recht und die Ehre des Vaterlandes zeigte sich in allen Ständen. Einen glänzenden Beweis gab die Heldenthat des Lieutenants van Speijk, der sich (am 4. Febr. 1831) mit seinem auf den Strand getriebenen Kanonenboote in die Luft sprengte, um den Belgiern nicht in die Hände zu fallen. Der König legte einen bedeutende Abzug von seiner Civilliste auf den Altar des Vaterlandes. Durch Anleihen und freiwillige Beiträge wurden die außerordentlichen Rüstungskosten bestritten, sodaß das Heer, welches bereits 70.000 Mann zählte, bis auf 100.000 Mann, worunter 6000 Mann Cavalerie und 25.000 Milizen, gebracht werden konnte. Die allgemeine Volksbewaffnung, an welcher alle Holländer mit dem lebhaftesten Eifer Antheil nahmen, stand unter der Leitung des Generallieutenants Cort-Heiligers. Auf der Schelde lagen 44 holländische Kriegsschiffe, und die Flotille vor Antwerpen befehligte der tapfere Capitain Koopmann. (Die belgische Armee zählte 68.000 Mann und 40.000 Bürgergardisten; allein nur an der Schelde und an der Maas waren größere Truppencorps zusammengezogen; die übrigen standen zerstreut, und das Kriegswesen war in schlechtem Zustande). Der König ernannte jetzt den Prinzen von Oranien zum Oberbefehlshaber des Heers, und der Baron van Zuylen van Nyevelt eröffnete der Conferenz, daß der König die Unterhandlungen über billige Scheidungsmaßregeln im Sinne des Protokolls vom 27. Jan., Anhang A, fortsetzen wollen, zugleich aber auch entschlossen sey, sie mit der Waffen in der Hand zu unterstützen. Die Sachlage und die Beweggründe des Kriegs wurden den am 5. Aug. zusammengetretenen Generalstaaten eröffnet, auch hatte das haager Cabinet den einzelnen Höfen der fünf Mächte davon Anzeige gemacht und deren Beistand aufgerufen. Der Kampf selbst war national. „Müssen wir fallen", rief in der Kammer de Jonge, „so fallen wir als brave Männer!"

Das Herr des Prinzen von Oranien, unter welchem der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Meyer, Cort-Heiligers, van Geen, van

Boekop, Kedel und andere befehligten, ging, 70.000 Mann stark, an der ganzen Linie von Kadzand bis Mastricht am 3. Aug. über die Grenze. Der Brigadegeneral Destombes erstürmte am 3. Nachmittags das befestigte Turnhout, und der General de Kock in Staatsflandern die wichtigen Punkte Kapitalendam und die Schleuße Verlaet. Nun waren die Holländer Meister der Deiche, um Ueberschwemmungen zu veranstalten; sie behaupteten hier eine drohende Stellung, während ihre Hauptarmee in südöstlicher Richtung durch das Limburgische gegen Südbrabant und Lüttich vordrang. Dieser Angriff überraschte den König Leopold, der die fünf Mächte als Bürgen des Waffenstillstandes betrachtet hatte, und sein Kriegsminister war nicht im Stande, entschlossen und klug zu handeln. Leopold forderte daher die Conferenz, Frankreich insbesondere, zum schnellsten Beistand auf, und die Vermittelung des französischen Gesandten, General Belliard, sicherte wenigstens Antwerpen durch eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 9. Aug. Unter diesen Umständen wurde die Schifffahrt der Schelde aufs Neue gesperrt, und ist es seitdem geblieben bis zur Vollziehung des Londoner Präliminarvertrags vom 21. Mai 1833. Die französische Nordarmee, unter dem Marschall Gérard, zog jetzt, als Hülfsmacht der Conferenz, in Eilmärschen am 9. über die Grenze nach Brüssel; und eine englische Flotte sollte gegen Holland auslaufen, während die Conferenz selbst am 5. Aug. dem holländischen Minister anzeigte, daß sie aus den Verhandlungen die Erneuerung der Feindseligkeiten nicht verstanden hatten, der König der Niederlande werde sich daher bewogen finden, die Feindseligkeiten einzustellen und seine Truppen in die frühern Stellungen zurückkehrenzulassen. Der König der Niederlande erklärte sogleich am 11. August den Generalstaaten: „Sollte eine französische Kriegsmacht in Belgien einrücken, so wird die der Niederlande auf ihres alles Gebiet zurückkehren". Unterdessen hatte der König Leopold sein Heer auf dem linken Ufer der Geete aufgestellt. Die holländische Armee war nämlich in verschiedenen Abtheilungen über Geel und Beeringen, in der Richtung zwischen Hasselt und Löwen, nach einem von den Schutters bei Houthalen zurückgeschlagenen Angriffe der Belgier nach Heusden, Diest, Haelen und Herck vorgerückt. Die Vorhut des holländischen Heers wurde am 7. Aug. bei Kermpt von 3000 Belgiern vergeblich angegriffen; der Feind mußte sich in wilder Flucht nach Hasselt zurückziehen, und der Weg nach St.-Trond stand den Holländern offen. Durch diese rasche Bewegung wurden die beiden feindlichen Armeen, die Schelde- und Maasarmee, voneinander abgeschnitten. Am folgenden Tage (8. Aug.) griff der Prinz von Oranien die Maasarmee (12.000 Mann und 23 Stück Geschütz) unter dem General Daine bei Hasselt an; im Augenblick wurden sie aus der Stellung bei Curange geworfen; General Daine räumte Hasselt; zwei holländischer Dragonerregimenter mit vier Stück Geschütz warfen sich auf eine Nachhut, ein panischer Schrecken löste die Glieder der Belgier auf und General Daine sammelte seine Scharen erst in Tongern und Lüttich. In letzterer Stadt proclamirte der Gouverneur der Provinz, Tielemans, die Maasarmee sey nicht geschlagen, nur ein grundloser Schrecken habe sich ihrer bemächtigt u. s. w. Es ist wahr, den Sieg bei Hasselt hatten die Niederländer bloß mit einigen Kanonenschüssen erkämpft. Ohne einen Mann Verlust zu haben, machten sich 400 Gefangene und erbeuteten

über 3000 Gewehre, 7 Kanonen, 10 Munitions- und 30 Gepäckwagen. Die Maasarmee war nicht mehr, und Daine's Flucht nach Tongern hatte den Holländern die Straße nach Tirlemont und Löwen geöffnet; der Prinz von Oranien nahm schon am 10. sein Hauptquartier in Tirlemont. Unterdessen war der König Leopold bereits am 7. in Löwen eingetroffen, wo er am 8. und 9. die 20.000 Mann starke Scheldearmee concentrirte. Unter ihm befehligten die Generale Tielen von Terhove, Niellon, Goblet und Andere. Ehe aber noch das französische Heer, das schon mit 15.000 Mann bei Wavre stand, einschreiten konnte, erfochten die Holländer am 15. Aug. unter dem Prinzen von Oranien einen entscheidenden Sieg bei Löwen, warfen das geschlagene belgische Heer in dieser Stadt zurück, besetzten die Straße nach Namur, Tervueren und Brüssel, drangen gegen Mecheln hin vor und nöthigten dadurch den König Leopold, das Heer hinter Löwen, in welche Stadt schon Kugeln fielen, zurückzuziehen, und sich selbst, da er von Brüssel abgeschnitten war, über Mecheln in seine Hauptstadt zu begeben. Schon war der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mit der zweiten Division gegen Brüssel bis auf zwei Stunden vorgedrungen und hatte auf den Yzerenberge (Mont de fer) seine Stellung genommen, als eine Capitulation auf dem Pellenberge bei Löwen am 12. Nachmittags zu Stande kam, nach welcher die belgischer Truppen Löwen räumten, diese Stadt am 13. den holländischen Truppen übergeben und die Feindseligkeiten bis zum 13. Mittags eingestellt wurden. An demselben Tage rückten zwei französische Regimenter in Brüssel ein, wo sie als Retter mit Jubel empfangen wurden. Lord William Russel, der ein Schreiben des englischen Gesandten in Brüssel, Sir Robert Adair, an den Herzog von Sachsen-Weimar überbrachte, hatte den Waffenstillstand vorgeschlagen, und Sir Robert kam selbst am 12. zu dem Prinzen von Oranien, um den Vertrag zu bewirken. Als nun der Prinz auch durch den französischen Gesandten Grafen Belliard von dem zwischen dem König der Niederlande und Frankreich getroffenen Uebereinkommen, nach welchem das niederländische Heer, auf den Fall der Dazwischenkunft eines französischen Heers, in das alte Grundgebiet Nordniederlands sich zurückziehen sollte, unterrichtet worden war, so verließ er Löwen am 14., und führte sein tapferes Heer, das in einem 12tägigen Feldzuge den belgischen Uebermuth gedämpft, die Maasarmee vernichtet und das Scheldeheer gänzlich geschlagen hatte, nach Nordbrabant in seine Stellung vor dem Kriege zurück. Er hatte durch seinen Heldenmuth die früher in Antwerpen verscherzte Liebe der Nation wieder gewonnen. Die französischen Truppen räumten Belgien erst am 26. Sept. Seitdem änderte sich plötzlich die Meinung, welche man von der belgischen Tapferkeit hatte; nur die Besonnenheit und Tapferkeit des Königs ward anerkannt. Dieser Fürst begann sofort die Reform und die neue Organisation des Heerwesens. General Daine und viele höhere Offiziere wurden verabschiedet, deutsche und französische Offiziere in Dienste genommen, die einheimischen mußten sich einer Prüfung unterwerfen. Auch schickte der König nach London an den belgischen Abgeordneten van de Weyer Vollmacht, um über den Schlußvertrag mit Holland nach den Vorschlägen der Conferenz zu verhandeln.

Am 8. Sept. 1831 versammelten sich die belgischen Kammern. Das dringendste Geschäft war, das Heerwesen neu zu schaffen und zu or-

ganisiren. Der König ernannte den Obersten Ch. von Brouckère zum Kriegsminister. Seine Entwürfe, das belgische Heer durch franz. Oberoffiziere umzugestalten, wurden von den Kammern genehmigt. Eine Untersuchungscommission zog die belgischen Offiziere, welche in dem ruhmlosen Kriege mit Holland durch Fehler aller Art das junge Königreich an den Rand des Unterganges gebracht hatten, zur Verantwortung. General Daine, der Anführer der beispiellos geschlagenen Maasarmee, ward jedoch (im März 1832) freigesprochen. An die Spitze des belgischen Generalstabes trat der französische General Desprez. Ein anderer französischer General, Baron Evain, war ebenfalls bei der neuen Heerorganisation mit thätig; überhaupt ließen viele Ausländer, Franzosen und Deutsche, Offiziere und Gemeine, sich im belgischen Heere anstellen. Ein Gesetz ermächtigte sogar den König, das belgische Gebiet, welches die französische Hülfsarmee am 26. Sept. geräumt hatte, fremden Truppen im Nothfalle zu eröffnen. Das neue belgische Heer war schon im Oct. 1831 auf 54.000 Mann mit 120 Kanonen gebracht, und im März 1832 sollte die Stärke desselben 86.000 Mann betragen; das Budget des belgischen Kriegsdepartements erreichte daher 1832 die Summe von 29.553.878 Fl., eine Summe, die so hoch stieg, weil im Heerwesen sehr Vieles neu anzuschaffen und herzustellen war. Schon hieraus erklärt sich das große Deficit in den Finanzen, mit welchem der junge Staat zu kämpfen hat. Es mußte durch Anleihen gedeckt werden, die unter harten Bedingungen in Paris zu Stande kamen. In dem Budget von 1831 betrug das Deficit 9.833.143 Fl., die Einnahme war nämlich zu 41.892.585, und die Ausgabe zu 51.725.728 Fl. berechnet. Nach dem Budget von 1832 beträgt das Deficit, wenn man die Herabsetzungen in dem Budget nach den Reductionsvorschlägen der Centralsection auf 2 Millionen Fl. anschlägt, 19.372.121 Fl. Nach diesem Budget hatten sich nämlich die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des belgischen Staats, seit dem Budget von 1831, um 37.668.328 Fl. vermehrt, weil die Ausgaben für die öffentliche Schuld, welche 1831 nur 2.532.028 Fl. betrugen, durch die Rothschild'sche Anleihe und eine spätere von 48 Millionen so sehr gestiegen sind, daß die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für 1832 sich (ohne die obenbemerkten Herabsetzungen) auf 89.394.048 Fl. beliefen; die Einnahmen dagegen waren für dieses Jahr nur zu 68.021.927 Fl. berechnet, wovon die ordentlichen 31.421.972 Fl., die Einnahmen von den noch einzuzahlenden Anleihen aber 36.600.000 Fl. betragen sollten. Doch ist ein großer Schritt zur völkerrechtlichen Bestätigung desselben geschehen. Ein Protokoll aus London vom 15. Oct. 1831 brachte den im Namen der fünf Mächte in der Conferenz entworfenen, definitiven Friedensvertrag zwischen Belgien und Holland, bestehend aus 24 Artikeln, nach Brüssel, und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von Meulenaer, legte ihn am 20. Oct. der Repräsentantenkammer vor, die ihn am 1. Nov. mit 59 Stimmen gegen 38, und der Senat mit 35 Stimmen gegen 8 annahmen; der König Leopold gab seine Zustimmung am 15. Nov. Dagegen erklärte der König der Niederlande, daß er die 24 Artikel nicht annehme. Während nun dieser Monarch die Unterhandlungen fortsetzte, traf am 12. Nov. ein neues Protokoll in Brüssel ein, durch welches die londoner Conferenz den Prinzen Leopold förmlich als König der Belgier anerkannte. Dieser bevollmächtigte hierauf die in Paris und in

London anwesenden belgischen Gesandten, dort Lehon, hier Sylvain van de Weyer; Oestreich, Preußen und die übrigen Staaten haben nicht erst später den belgischen Gesandten, der ihnen Leopolds Thronbesteigung anzeigen sollte, angenommen, indem Oestreich und die übrigen Mächte erst Leopolds Anerkennung von Seiten des Königs Wilhelm erwarten wollten. Unterdessen hatten die Gesandten der fünf Mächte in London den von Belgien angenommenen Friedensvertrag der 24 Artikel am 15. Nov. unterzeichnet, und in einem 25. Artikel die Garantie der Vollziehung desselben, im Namen der fünf Mächte, ausgesprochen, auch erklärt, daß die Ratificationen dieses Vertrags binnen zwei Monaten, folglich bis zum 15. Januar 1832, erfolgen sollten. Durch das 54. Protokoll ward diese Frist bis zum 31. Januar verlängert. Allein die drei Mächte Rußland, Oestreich und Preußen, durch die Vorstellungen des Königs Wilhelm bewogen, verschoben auch jetzt noch ihre Ratification des Tractats vom 15. Nov., indem sie vorerst die Erklärung des Königs der Niederlande abzuwarten schienen. Sie hielten wenigstens die Abänderung einiger Artikel für rathsam und waren in keinem Falle geneigt, den König Wilhelm zur Annahme der 24 Artikel zu zwingen. Ungeachtet dieser Zögerung vollzogen England, Frankreich und Belgien am 31. Jan. 1832 zu London die Ratification der 24 Artikel, indem den Bevollmächtigten Oestreichs, Preußens und Rußlands das Auswechselungsprotokoll der Ratificationen offen gelassen wurde. Später ward ein neuer Termin, der 15. März, gesetzt; allein auch dieser ward, in Folge besonderer Ereignisse, länger hinausgeschoben, bis zum 31. März.

Jener Vertrag vom 15. November, hat im Wesentlichen Folgendes bestimmt: 1) Belgien soll aus den alten südlichen Provinzen der Niederlande bestehen, mit Ausnahme eines Theils von Luxemburg, von Limburg an beiden Ufern der Maas und Mastrichts mit seinem Weichbilde (das Areal der bisherigen Südprovinzen, mit Einschluß der abzutretenden Landestheile, wird zu 620 QM. und die Bevölkerung [nach Quetelet und Smits] zu 4.064.200 angenommen; zwei Drittheile davon sind Landbewohner; nach jener Abtrennung würde es ungefähr 530 QM. mit 3.740.000 Einw. enthalten); 2) innerhalb dieses Umfangs soll Belgien ein unabhängiger und für alle Zeiten neutraler Staat seyn; 3) die freie Flußschifffahrt ist nach den Stipulationen des wiener Congresses anerkannt; 4) der Gebrauch der Canäle, welche Belgien und Niederland durchschneiden, ist beiden Ländern gemeinschaftlich, so sind es auch die Straßen zwischen Mastricht und Sittard für den Transithandel nach Deutschland; ingleichen darf Belgien hier neue Canäle und Straßen anlegen; 5) vom 1. Jan. 1832 wird Belgien jährl. 8.400.000 Fl. jährliche Renten von der ausstehenden niederländischen Schuld bezahlen, die nun als belgische Staatsschuld anerkannt und halbjährlich entrichtet wird. Der König der Niederlande beharrte indeß bei seiner Erklärung, die 24 Artikel nicht ohne wesentliche Abänderungen annehmen zu wollen. Die Unterhandlungen eines außerordentlichen russischen Bevollmächtigten, des Grafen Orloff, im Haag (im März 1832), konnten den König in seinem Entschlusse nicht wankend machen. (S. Londoner Conferenz.) Freiwillige Anleihen deckten die Kosten der fortwährenden Rüstung des „Reichs der vereinigten Niederland", — so wurde in der Versammlung der Generalstaaten das Vaterland genannt. Als endlich am 29. Oct. 1832 gleichlautende Noten der Geschäftsträger Frank-

reichs und Englands im Haag vom Könige drohend verlangten, am 2 Nov. zu erklären, ob die Citadelle von Antwerpen nebst den dazu gehörenden Forts am 15. Nov. bestimmt geräumt seyn würde, so drückte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in einer Note vom 2 Nov. 1832 beiden Geschäftsträgern das Erstaunen des Königs darüber aus, daß England und Frankreich der unabhängigen Krone Niederlands Gesetze vorschreiben wollten. Dieses sey, sagte der Minister, nur für die von dem Könige angenommenen Stipulationen des Trennungsentwurfs vom 15. Nov. 1831 verpflichtet. Erst nach der Auswechslung der Ratificationen eines Schlußvertrags könnten die Gebiete geräumt werden, welche ihre Landeshoheit wechseln sollten. Die Citadelle von Antwerpen aber sey ein Unterpfand, um billige Bedingungen der Lösung zu erlangen. In demselben Sinne bewilligten die Generalstaaten den von der Regierung verlangten außerordentlichen Staatsbedarf, und das Volk erhob sich zum Landsturme. Also mußte auch Belgien seine Rüstungen fortsetzen. Es ließ in Gent, Antwerpen, Lüttich — den Hauptvertheidigungspunkten des Landes — u. s. w. neue Festungswerke anlegen; die Repräsentantenkammer beschloß schon am 28. Dec. 1831 die Mobilisation der Bürgergarde und eine Aushebung von 12.000 M. für das Jahr 1832. Das Heer wurde auf den Kriegsfuß ausgerüstet, und am Ende des März 1832 standen Belgien und Holland drohend und schlagfertig einander gegenüber. — Das wichtigste Geschäft der beiden belgischen Kammern war die Erörterung des Budgets für 1832. Wir bemerken nur noch, daß die Civilliste des Königs auf die Dauer seiner Regierung zu 1.300.000 Fl., nebst der Benutzung der königlichen Wohnungen Brüssel, Antwerpen und Laeken, fast einstimmig festgesetzt wurde. Uebrigens ist die Lage des neuen Königreichs auch im Innern nicht sehr erfreulich. Unter so verworrenen und schwierigen Verhältnissen ist die edle, würdige Haltung des Königs, sein heller, ruhiger Blick und der feste Muth, womit er nach und nach Licht und Ordnung in die chaotische Masse zu bringen sucht, mit hoher Achtung anzuerkennen. Nächst dem Heerwesen beschäftigen ihn vorzüglich drei Gegenstände: die einer Commission übertragene Organisation des gänzlich verwilderten Unterrichtswesens; die Anlegung einer Eisenbahn von Antwerpen nach Lüttich (welches nun definitiv beschlossen ist), um hier einen leichtern Weg für die belgische Ausfuhr zu öffnen, und die freilich noch sehr entfernte Abschließung eines Handelsvertrags mit Frankreich.

Da Holland nicht nachgab, so ging die Drohung der durch den Vertrag vom 22. Oct. 1832 verbundenen Mächte indessen in Erfüllung. Ein vereinigtes englisches und französisches Geschwader segelte am 4 Nov. von Spithead zur Blockade der holländischen Küste ab, und am 6. wurden englische und französische Cabinetsordres erlassen, wodurch die holländischen Schiffe mit Embargo belegt wurden. Am 15. rückte die französische Nordarmee in Belgien ein. Die belgische Armee blieb in neutraler Stellung; die niederländische stand beobachtend an der Grenze, und Preußen stellte im Interesse des deutschen Bundes ein Beobachtungsheer an der Maas auf. Der Angriff galt bloß die Citadelle von Antwerpen. Damit nun General Chassé keinen Grund habe, die Stadt zu bombardiren, ward die Citadelle nicht von dieser, sondern von der andern Seite angegriffen. Am 30. Nov. erfolgte des französischen Marschalls Gérard Aufforderung zur Uebergabe, und an demselben Tage

begann das Feuer. Auch auf der Schelde kam es zu einem Kampfe zwischen der holländischen Flottille und den Franzosen auf den Deichen und Forts von Calloo und von der Kruisschanze. Bei der letztern wurde der holländische Contreadmiral Lewe van Aduard getödtet. Endlich, nach der Erstürmung der Lunette St.-Laurent und nach der Zerstörung der Häuser, Casernen und Magazine der Citadelle durch das Bombardement, als am 23. Dec. die Bresche zugänglich war, mußte der 67jährige General Chassé, nach dem ausdrücklichen Willen seines Königs, capituliren. Am 24. besetzten die Franzosen die rauchenden Trümmer des Scheldebollwerks. Der Commandant der Flottille, Capitain Koopman, wollte nicht an der Capitulation Theil nehmen; sein Plan, die sechs besten Kanonenböte zu retten, gelang jedoch nicht; 11 wurden von ihrer Besatzung theils verbrannt, theils versenkt, und das 12. fiel in die Hände der Franzosen. General Chassé, Capitain Koopman und die tapfere Besatzung wurden nicht als Kriegsgefangene, sondern als Geißeln bis zur Uebergabe der durch die Ueberschwemmung geschützten Forts Lillo und Liefkenshoek, deren freiwillige Räumung der König der Niederlande verweigerte, nach Frankreich geführt, wohin die französische Armee vom 26. Dec. an zurückkehrte. Belgier besetzten den Schutthaufen der Citadelle, und die Schelde blieb für Antwerpen gesperrt, wie vorher.

Noch vor dem Beginne dieses blutigen Kampfes hatte der König der Niederlande, in einigen Punkten nachgebend, die Hand zur Ausgleichung geboten, aber nichts erlangt, weil er in den Hauptpunkten nicht nachgab. Er brauchte übrigens keine Gegenmaßregeln, und beschränkte sich durch die Verfügung vom 16. Nov. darauf, daß alle englischen und französischen Schiffe das Reich verlassen und keine zugelassen werden sollten. Nunmehr erklärten sich aber die drei großen Landmächte sehr bestimmt gegen jede fernere Anwendung von Zwangsmitteln wider Holland zu Gunsten der Belgier, und die Letztern durften ebenso wenig das Schwert ziehen, um sich aus ihrer zwangvollen Lage zu befreien. Selbst in England sprach die öffentliche Stimme des Handelsstandes nachdrücklich zu Gunsten Hollands. Die Verbindung Englands mit Frankreich war antinational, noch mehr war es das auf die holländischen Schiffe gelegte Embargo. Schon am 13. Nov. hatten die londoner Kaufleute und Bankiers Beschlüsse wider die Fortsetzung des Kriegs gegen Holland gefaßt.

Die londoner Conferenz hatte sich, wie in dem betreffenden Artikel gezeigt worden ist, in Folge dieser von England und Frankreich einseitig ergriffenen Zwangsmittel, nach Bekanntmachung des 70. Protokolls vom 4. Oct. 1832, factisch aufgelöst und die Unterhandlungen wurden seitdem bis zum Wiederzusammentritt der fünf Bevollmächtigten unter den einzelnen Cabineten durch Noten und Antworten, durch Trennungsentwürfe und Gegenentwürfe bald in Berlin und Paris, bald in London geführt. Je dringender aber der König der Belgier auf Entscheidung drang, desto langsamer rückte die Verhandlung mit dem haager Cabinete vorwärts. Talleyrand und Palmerston hatten zwar zu London am 30. Dec. 1832 eine neue Uebereinkunft geschlossen, nach welcher der König der Niederlande seine Truppen aus den Forts Lillo und Liefkenshoek ziehen, die Maas und deren Nebenflüsse dem Handel eröffnen, auch die freie Schifffahrt auf der Schelde, wie sie es seit dem 20. Jan. 1831 gewesen, wiederherstellen sollte; England und Frankreich aber wollten

die Räumung Venloos, des holländischen Antheils von Limburg und des deutschen Antheils von Luxemburg, nach der durch den Vertrag vom 15. November 1831 bezeichneten Abgrenzung, abseiten der belgischen Truppen erwirken und dem Könige der Niederlande übergeben, wogegen dieser die Handelsverbindungen zwischen Belgien und Deutschland durch das Limburgische offen und ungestört lassen, die Benutzung der durch die Städte Mastricht und Sittard nach den deutschen Grenzen führenden Straßen nur einem mäßigen Wegegelde unterwerfen, dafür aber dieselben in tauglichem Zustande erhalten würde. Das haager Cabinet nahm jedoch diesen Vertrag nicht an. Niederland sey berechtigt, selbständig und auf eigne, nicht auf fremde, allein zu Gunsten Belgiens ihm diktirte Bedingungen Frieden zu machen. Es wollte daher die freie Scheldeschifffahrt nur gegen ein sehr mäßiges Tonnengeld zugestehen, jene die freie Benutzung der Maas und des Rheins gegen einen dem niedrigsten Tarif gleichkommenden Zoll; endlich solle der freie Durchzug zu Land über Sittard und Mastricht gegen einen Zoll von höchstens 1 Proc. gestattet seyn. Belgien solle vom 1. Jan. 1833 an 8.400.000 Gulden als seinen Antheil an den Zinsen der Staatsschulden bezahlen, die Liquidirung der rückständigen Zahlungen aber späterer Uebereinkunft vorbehalten bleiben. Holland willige ein, fortan, wie Belgien, ein neutraler Staat zu seyn; Belgien solle sein Heer auf den Friedensfuß bringen; allein der König der Niederlande wünschte nicht, daß ähnliche Bestimmungen für das holländische Heer in den Traetat aufgenommen würden; er wolle später sehen, wiefern Verminderungen stattfinden könnten. Luxemburg bilde den Gegenstand eines besondern Tractats mit den fünf Mächten und der deutschen Bundesversammlung. Lillo und Lieftenshoek sollten erst drei Wochen nach erfolgter Ratification des Vertrags überliefer, die Aufhebung des Embargo der holländischen Schiffe und die Freilassung der Garnison der Citadelle aber dem Abschlusse vorausgehen. Da auch dieser Entwurf in Paris und London nicht annehmbar befunden wurde, so blieb die Lage wie vorher: die Schelde und die Maas dem belgischen Handel gesperrt, und der Krieg stand fortwährend drohend an den Grenzen des noch nicht anerkannten Staats. Ein neuer Notenwechsel begann; Holland gab punktweise nach; auch England und Frankreich bestanden nicht mehr auf der unmittelbaren Räumung der gegenseitig abzutretenden Gebietstheile, aber unablässig verlangten beide die sofortige Eröffnung der Maas, die Fortdauer der freien Scheldeschifffahrt, wie sie am 1. Nov. 1832 bestanden habe, und den freien Handelsweg durch die Provinz Limburg. Endlich sandte der König der Niederlande, an die Stelle des Barons van Zuylen van Nyevelt, Simon Debel als Bevollmächtigten nach London, wo er am 13. März 1833 ankam. Die Conferenz der Bevollmächtigten der fünf Mächte trat daselbst am 1. April 1833 wieder zusammen. Den Mächten war vor Allem die Feststellung des Friedens die Hauptsache; denn Belgien war in seine Lage so unerträglich, daß es laut den Krieg verlangte, und König Leopold konnte mit seinem Ministerium die Volksstimme in den Kammern nicht länger beschwichtigen. Jeden Augenblick war Belgien von einem Angriffe der Holländer bedrpht. Seine eigne Rüstung zerrüttete seine Finanzen, und Frankreichs Beistand konnte wohl den Angriff oder Ueberfall der Niederländer zurücktreiben, ihm aber nicht zuvorkommen. Belgien selbst durfte nicht angreifen. Diese Lage war schlimmer als ein

Das Ministerium und der König Leopold suchten daher bei beiden Hö-
fen dringend nach, einen Waffenstillstand zu erlangen; darüber verlor
das Ministerium die Mehrheit in den Kammern; die Minister gaben ihre
Entlassung ein; aber es fanden sich keine Nachfolger. Der König löste
also die Kammern auf, um Zeit zu gewinnen. Von Frankreich durfte
er keine fernere Anwendung von Zwangsmitteln erwarten; dieß wollten
weder England, wo die Meinung für Holland sich auch in dem Parla-
mente sehr lebhaft äußerte, noch die übrigen Mächte, welche auf die
Ereignisse im Orient ihre ganze Aufmerksamkeit wenden müßten. Ue-
brigens lag den Engländern, wie den Belgiern, Alles an der Herstellung
der freien Schifffahrt und der Handelsverbindung mit Deutschland. Die
publicistische Förmlichkeit der Anerkennung des belgischen Staats und
eines Königs von Seiten Hollands, die Finanzfrage wegen der Rent-
enzahlung Belgiens, die Territorialfrage wegen der Räumung der ge-
genseitig abzutretenden Gebietstheile und wegen Luxemburg sollten dem
Endvertrage zu bestimmen überlassen bleiben. Da Preußen und Ruß-
land mit einer provisorischen Uebereinkunft, welche dem Könige der Nie-
derlande die Beobachtung eines Waffenstillstandes auf unbestimmte Zeit
zur Pflicht machte, einverstanden waren, so blieb dem König der Nie-
derlande nichts übrig, als ebenfalls einzuwilligen; denn er gab dadurch
nichts von seinen Rechten und Ansprüchen auf. Holland und Belgien
konnten entwaffnen, und der Handel in seine alte Bahn zurückkehren.
Der niederländische Bevollmächtigte übergab daher dem englischen und
dem französischen Gesandten eine vorläufige Uebereinkunft am 23. März.
Darauf erfolgte von diesen eine Note am 2 April, welche der nieder-
ländische Bevollmächtigte am 16. April erwiderte, worauf jene am 22.
April antworteten, bis der niederländische Bevollmächtigte durch die
Note vom 16. Mai, Talleyrand und Palmerston aber durch die letzte
Note vom 19. Mai zusammen über das holländische Provisorium sich ver-
einigten. So wurde denn am 21. Mai 1833 in London von Talleyrand,
Palmerston und Dedel in der Absicht, zwischen England, Frankreich
und Niederland die Verhältnisse herzustellen, welche vor dem Monat Nov.
1832 bestanden, ein (Präliminar-) Vertrag in sechs Artikeln und einem
erläuternden Artikel, abgeschlossen und unterzeichnet, den der König der
Niederlande am 27. im Haag ratificirte, worauf in London am 29. Mai
die Ratificationen der drei Höfe ausgewechselt wurden. Der erste Ar-
tikel dieses Vertrags setzte fest: Gleich nach Auswechselung der Ratifi-
cationen der Convention werden der König der Franzosen und der Kö-
nig von Großbritannien das auf die Schiffe und Waaren von Unter-
thanen des Königs der Niederlande gelegte Embargo aufheben und die
angehaltenen Fahrzeuge sammt Ladungen ihren Eigenthümern zurückstel-
len lassen. Art. 2. Zu gleicher Zeit sollen die niederländischen Militairs,
sowohl von der Marine als von der Armee, welche gegenwärtig in Frank-
reich festgehalten werden, mit ihren Waffen, Gepäck, Wagen und Pfer-
den, in die Staaten des Königs der Niederlande zurückkehren. Art. 3.
So lange die Verhältnisse zwischen Holland und Belgien nicht durch
einen Definitivvertrag geordnet sind, verpflichtet Se. königlich nieder-
ländische Majestät sich, die Feindseligkeiten mit Belgien nicht wieder an-
zufangen und die Scheldeschifffahrt völlig frei zu lassen. Art. 4. Unmit-
telbar nach Auswechselung der Ratificationen dieser Convention soll die
Schifffahrt auf der Maas dem Handel geöffnet werden, und bis ein

definitives Reglement deßhalb zu Stande gebracht ist, den Bestimmungen der mainzer Convention vom 31. März 1831 in Betreff der Rheinschifffahrt, soweit solche auf die Maas angewendet werden können, unterworfen seyn. Die Communication zwischen der Festung Mastricht und der Grenze des nördlichen Brabants, sowie zwischen besagter Festung und Deutschland sollen frei und ungehindert seyn. Art. 5. Die contrahirenden Theile verpflichten sich, unverzüglich mit einem Definitivvertrag sich zu beschäftigen, welcher die Verhältnisse zwischen den Staaten Sr. Majestät des Königs der Niederlande, Großherzogs von Luxemburg, und Belgien feststellen soll. Sie werden die Höfe von Oestreich, Preußen und Rußland einladen, dazu mitzuwirken. (Der 6. Art. betrifft die Zeit der Ratification.) Der erläuternde Art. lautete so: „Es ist zwischen den hohen contrahirenden Theilen verabredet, daß die im Art. 3 der Convention vom heutigen Tage enthaltene Bestimmung, hinsichtlich des Aufhörens der Feindseligkeiten, das Großherzogthum Luxemburg mit den einstweilen von den belgischen Truppen besetzten Theil des luxemburgischen in sich begreift. Auch ist verabredet, daß bis zur Abschließung des Definitivvertrages die Schifffahrt der Schelde so stattfinden soll, wie sie vor dem 1. Nov. 1832 bestand". Natürlich waren die Belgier mit diesem „Einstweilen" nicht sehr zufrieden, und die Opposition fand auch in Frankreich viel daran zu tadeln. Die provisorische Freiheit der Schelde- und Maasschifffahrt, sagten französische und belgische Blätter, sey ein precairer Vortheil, da Belgien stets unter der Last derselben Ungewißheiten und Verlegenheiten bleibe; lasse doch der Vertrag selbst die Gebiets- und Unabhängigkeitsfrage in statu quo! Ein Vertrag, der die Schelde für frei erkläre, und dennoch den Holländern das linke Scheldeufer lasse, müsse den Keim seiner Auflösung in sich tragen. In Antwerpen begriff man die Vortheile, welche der Vertrag dem Handel bringen werde; Holland sey dadurch den Producten Hennegaus und Lüttichs wieder geöffnet, und der status quo für Belgien in Bezug auf den Gebietsbesitz und die Zahlung des Theils der Schuld, die durch den Vertrag vom 15. Nov. 1831 demselben auferlegt war, günstig; indeß bleibe dieser Tractat vom 15. Nov., von welchem nie abzugehen, die belgische Regierung feierlich versprochen hätte, in seiner gegenwärtigen und künftigen Vollziehung gefährdet. Das provisorische Arrangement anerkenne weder die Unabhängigkeit Belgiens, noch Leopold als König; es benehme Belgien die freie Entscheidung über Frieden oder Krieg und mache den Willen der Regierung unwirksam. Namentlich hebe dasselbe den Art. 9 des Vertrags vom 15. Nov. stillschweigend auf, wonach die Schifffahrt auf den Binnengewässern, um von Antwerpen an den Rhein und umgekehrt zu gelangen, gleichfalls wechselseitig frei bleiben und nur mäßigen Abgaben unterworfen seyn sollte. Auf der andern Seite gebe der Vertrag vom 21. für Belgien günstig, weil die Frage, ob morgen Krieg seyn wird, wegfällt, der Waffenstillstand ist feierlich von England und Frankreich garantirt. Belgien kann also bei der Gewißheit eines langen Friedens seine Milizen entlassen und die Armee auf den Friedensfuß setzen. Es ist wahr, die Besitznahme von Lillo und Liefkenshoek sei vertagt, so auch die Rückzahlung einiger Millionen, welche Belgien aus dem Syndicatstilgungsfonds als seinen Antheil zu fordern hat; dafür bleibt es aber im Besitze desjenigen Theiles von Luxemburg und Limburg, welche der Schlußvertrag an Holland zurückgeben wird; es behält

also fortwährend ein Gebiet von einer halben Million Bewohner zu seinen Werbungen und zieht davon mehr als 6 Millionen Francs an Steuern und Abgaben; ebenso wenig braucht es jetzt zu der niederländischen Schuldenlast etwas zu zahlen, und die Flußschifffahrt ist für die belgische, französische und britische Flagge von allen Abgaben befreit, bis über die von Holland geforderten Tonnen-, Wege- und Transitabgaben im Definitivtractat entschieden werden wird.

Unmittelbar nach der Auswechselung der Ratificationen wurde von England am 29. Mai das am 6. Nov. 1832 auf die niederländischen Schiffe gelegte Embargo aufgehoben; dasselbe geschah in Frankreich, welches auch die gefangenen Holländer sofort in ihre Heimat entsandte, wo die Tapfern festlich empfangen wurden. Ferner erging von London nach den Dünen der Befehl, daß die vereinigte englisch-französ. Flotte sich trenne und heimkehre. Der König der Niederlande hat bereits seine Häfen der britischen und der französischen Handelsflagge geöffnet, auch die Schifffahrt auf der Maas freigegeben. Die Freiwilligen werden beurlaubt; übrigens aber scheint der Kriegsfuß fortzudauern. Holland hat also einen diplomatischen Sieg erfochten; denn der von Herrn Dedel übergebene Entwurf zu einer Uebereinkunft zwischen den drei Mächten, London den 23. März 1833, enthält das Wesentliche des Präliminarvertrags vom 21. Mai, nur daß dort ein Waffenstillstand bis zum 1. Aug. d. J. vorgeschlagen war. Der König Wilhelm hat demnach die Genugthuung, daß Frankreich und England ihm nachgegeben haben. Die am 22. Oct. 1832 in London abgeschlossene Convention, für deren Vollziehung die französische Armee, sowie ein französisches und englisches Geschwader in Bewegung gesetzt wurden, diese Convention, die der König der Niederlande selbst nach der Einnahme der Citadelle von Antwerpen nicht anerkennen wollte, hat bei dem provisorischen Vertrage aufgegeben werden müssen. Dreijähriges Protokolliren, zwei Feldzüge des französischen Heers, eine Seeexpedition der vereinigten Geschwader, und 30 Millionen Francs, welche Frankreich für Belgien aufgewendet, haben nur zu einem Interimsvertrage geführt, der nicht einmal auf der Vollziehung der dictatorischen londoner Convention beruht! Der König der Niederlande kann nunmehr, ohne einem seiner Rechte förmlich entsagt zu haben, mit den fünf Großmächten über einen Definitivtractat mit Belgien, folglich über die Modification des Tractats vom 15. November 1831 unterhandeln. Von jenen Mächten haben sich bereits Oestreich, Preußen und Rußland für die Abänderung mehrer Artikel erklärt, und in England ist mit der Furcht vor einem europäischen Kriege auch die Vorgunst für Belgien verschwunden. Frankreich wird daher nicht allein den Stolz der Belgier unterstützen wollen, sondern zum Nachgeben rathen. Am wenigsten ist die Luxemburger Frage (s. d. Art. Luxemburg) der Entscheidung näher gerückt, weil hier die deutschen Bundes- und die nassauischen Hausverhältnisse mit den belgischen Interessen und mit denen des Hauses Oranien zu vermitteln sind. Der König der Niederlande hat sich daher sein volles Recht als Großherzog von Luxemburg vorbehalten und dasselbe bei mehren Gelegenheiten, z. B. bei der Verhaftnehmung des Herrn Thorn (vgl. Londoner Conferenz), ausgeübt. Alle Gesetze, Verordnungen und administrativen Bestimmungen, die sich auf das Großherzogthum beziehen, werden fortwährend nach der Verordnung vom 9. März 1832,

in dem „Mémorial administratif“, als dem amtlichen Journale, für die Stadt und für die andern Theile des Großherzogthums mit gesetzlicher Kraft bekanntgemacht, und der Präsident der Commission des Generalgouvernements von Luxemburg, Generalmajor von Gödecke, erließ noch unterm 22. Mai 1833 in Luxemburg eine Bekanntmachung, worin er mit Bezugnahme auf frühere Verordnungen vom 11. Oct. 1830, vom 2. Nov. 1830 und vom 24. Aug. 1831 den Einwohnern des Großherzogthums bei Gelegenheit der neuen Wahlen in Belgien in Erinnerung brachte, daß sie daran keinen Theil nehmen, den belgischen Behörden weder irgendwo Gehorsam noch Vorschub leisten und überhaupt in keiner Hinsicht der Sache der Abgefallenen sich anschließen sollten.

Betrachten wir jetzt den innern Zustand des Königreichs der vereinigten Niederlande, so erblicken wir hier, dem von Parteien zerrütteten Belgien gegenüber, einen gesunden und kräftigen, durch Bildung, Sitte und Eintracht edelgestalteten politischen Körper, stark genug und zugleich verständig, um die schwere Bürde seiner innern Verwaltung zu tragen. In Folge des Kriegszustandes stiegen die Staatsausgaben im J. 1832 auf 140 Mill. Gulden, die großentheils durch Anleihen und zwar im Inlande gedeckt wurden. Für die Bedürfnisse des J. 1833 haben die Generalstaaten dem Finanzminister eine neue Anleihe von 93 Millionen Gulden zu 5 Procent Interessen und die Erhebung von 49.385.849 Gulden vermittels Grund-, Personal-, Patent-, Accise-, Einregistrirung und andern Steuern an Ein-, Ausfuhr- und Durchgangszöllen, Lotterie ꝛc. bewilligt. Zu diesem ungeheuern Bedarf tragen die überseeischen Besitzungen nur 1.200.000 und das Syndicat 1.812.000 Gulden bei. Der Patriotismus der Nation war aber so groß, daß der Minister die neue Anleihe als eine freiwillige mit 31.000 Actien zu 3000 Gulden unternehmen konnte. Durch diese Anstrengung wurde es der Regierung möglich, daß sie fortwährend, seit 1830 bis jetzt, nicht nur alle außerordentlichen Ausgaben bestreiten, sondern auch die Renten der activen (d. i. Interessen tragenden) Staatsschuld, welche schon 1831 über 27.772.000 Gulden betrugen und jetzt auf 35 Millionen Gulden jährlich gestiegen seyn können, pünktlich bezahlen konnte. Der kleine Staat hat in derselben Zeit eine Armee von beinahe 120.000 Mann, mit Einschluß der Schutterei, ausgerüstet und auf dem Kriegsfuße erhalten; er hat seine Seemacht vermehrt und in den Colonien einen kostbaren und blutigen Krieg geführt. Dabei behauptete das Königreich fortwährend eine Achtung gebietende Stellung. Der Niederländer und sein König haben sich ihrer Väter würdig gezeigt, und die Kräftigkeit des niederländischen Staats in der jüngsten Gefahr erinnert an Temple's Worte. „Nie hat ein Staat“, sagt dieser große Staatsmann — der Stifter der Tripelallianz, welche Ludwig XIV. stolze Entwürfe vereitelte — „eine so rauhe Erziehung in seiner Kindheit, in seinen Jünglingsjahren so viel Gewöhnung an Gefahr und Arbeit gehabt; doch sind dieß Dinge, welche die Leibesconstitution befestigen und zur Gesundheit beizutragen pflegen.“ So hat der neueste staats- und völkerrechtliche Kampf Niederlands mit Belgien und Europa die Manneskraft eines Staats bewährt und gestählt, den die Reformation und der Handel, den Wissenschaft, Kunst, Gesetz und Freiheit geschichtlich groß erzogen haben.

Niederländische Schule ist der Inbegriff aller derjenigen Maler, die seit dem 14. und 15. Jahrh. in den Niederlanden die Malerei auf eine eigenthümliche Weise ausgebildet haben. Der allgemeine Charakter der niederländischen Schule ist getreue, gewissermaßen sklavische Nachahmung der Natur; die Maler dieser Schule haben es allerdings hier zur bewunderungswürdigen Höhe gebracht: im Ganzen sind sie aber bloße Kopisten geblieben und haben sich nie zu freien Schaffungen des Genius erhoben. Sie ziehen uns in eine höchst beschränkte Wirklichkeit hinein, wir empfinden ein gewisses Ergötzen an der Vollendung, die ihre Arbeiten in ihrer Art haben, allein die erhabenen Wirkungen echter Kunstwerke bringen sie nicht in uns hervor, denn es fehlt ihnen die Kunstwahrheit. Wo diese aber auch nur einigermaßen hervortritt, hat das Gemälde einen ungleich höhern Reiz, wie wir dieses bei manchem Werke aus dieser Schule empfinden. Dagegen hat sich die niederländische Schule ein unbestrittenes Verdienst um das Praktische und Technische der Malerei erworben. Man theilt sie in die holländische und die flamandische oder brabantsche Schule, die sich in mancher Beziehung von einander unterschieden. I. Holländische Schule. Sie strebte nach einer möglichst getreuen Abbildung der Natur, nahm aber hierbei fast gar keine Rücksicht auf die Würde des Gegenstandes, sodaß ihr nicht mit Unrecht den Vorwurf eines gemeinen Geschmackes gemacht wird. Im Mechanischen aber haben die holländischen Maler den höchsten Gipfel erreicht: man findet in ihren Werken eine bewunderungswürdige Vollkommenheit der Zeichnung, Perspective, Haltung und Farbe. Der Stifter dieser Schule ist Lukas von Leyden (st. 1533). Nach ihm sind folgende als ihre vorzüglichsten Künstler zu erwähnen: Octavius van Veen (st. 1635), Rubens Lehrer; Abraham Bloemert von Gorkum (st. 1647) ein geschätzter Geschicht-, Landschaft- und Thiermaler; Cornelius Poelenburg aus Utrecht (st. 1674) ausgezeichnet durch seine täuschende Nachahmungen von Blumen, Früchten, Gefäßen u. s. w. Der berühmteste von allen diesen aber ist Rembrand, der sich eine eigenthümliche Manier bildete und die größte Meisterschaft in der Farbengebung erreichte. Gerhard Terburg (1680) zeichnete sich in Gesellschaftsstücken, Johann Both (1650) und Hermann Swanevelt (1690) in Landschaften aus. Gerh. Dow (1686) unübertrefflich in der schönen Vertheilung des Lichts, Richtigkeit der Zeichnung und Frischheit des Kolorits; Pet. van Laar (st. 1675) Meister in Groteken, Urheber der sogenannten Bambocciaden; Gabr. Metzu (st. 1648), in Terburg's Manier arbeitend; Barth. Breenberg (st. 1660) Landschaftsmaler; Philipp Wouvermann (st. 1668) der berühmteste Pferdemaler; Franz Mieris, berühmteste Schüler Gerh. Dow's; Nic. Berghem, vorzüglicher Landschaftsmaler; Gottfr. Schalken (st. 1704) bis jetzt noch unübertrefflich in Beleuchtung nächtlicher Scenen; Adrian van der Velde, Landschaft- und Thiermaler; Adrian van der Werf, ein großer Portraitmaler und Jakob von Huysum, der größte Blumenmaler dieser Schule. Diesen sind noch beizuzählen: Cornel. Ketel, Joh. van Ravestein, Joh. Torrentius, Joh. van Voyen, Anna Maria Schuurmans, Adrian van Ostade, Joh. Booth, Barthol. van der Helst, Otto Marcellis, Joh. Goeraert, Albert van Everdingen, Heinr. Rokes, Gerbrandt van den Eeckaut, Theod. Helmbreker, Jak. Lavecq, Heinr. Verschnuring, Marie van Osterwyk, Will. Kalf, Adrian van der Kabel, Joh. Steen, Melchior

Hoodekoeter, Joh. van der Heyden, E. van der Neer, Joh. Glauber, Joh. van Huchtenburg, Aug. Terwestein, Joh. Verkoolie, Corn. de Bruyn, Karl de Moor, Franz Peter Verheyden, die beiden Honbarken, Rachel Ruisch, Corn. du Sart, Friedr. Moucheron, Diedr. Flankenburg, Corn. Roepel, Joh. de Witt und Corn. Troost. II. Flandrische Schule. Sie unterscheidet sich durch Größe der Composition, durch Darstellung der hohen edlen Natur, durch glänzendes Kolorit und Magie des Helldunkels. Ihrem Stifter, dem Johann van Eyck, sonst auch Johann von Brügge genannt, (geb. zu Maaseyck im 14. Jahrh.) haben wir die Wiederherstellung der Oelmalerei zu danken. Die vorzüglichsten Meister dieser Schule sind: Fr. Floris (st. 1570), der flandrische Raphael genannt; der Geschicht- und Jagdenmaler J. Stradanus (de Straet) aus Brügge (geb. 1536), Martin de Vos (geb. 1520), Spranger (geb. 1546), Hans und Franz Probus, Vater und Sohn, Heinr. Steenwyk, der Perspectivmaler (geb. 1555), Dionysius Calvaert (geb. 1555), die Brüder Paul und Matthias Bril, Van-Dort (geb. 1557), Peter Breughel und sein Sohn Johann, Roland Savery aus Courtray (geb. 1576). Der große Meister in dieser Schule ist Peter Paul Rubens (geb. 1577, st. 1640); seine Stärke war in edlen Ausdrücken, in reizenden Gestalten, in feiner Austheilung der Figuren, in Gewändern und was über alles andere geht, in der Farbengebung und in der großen Kunst der Vertheilung des Lichts und des Schattens bewunderungswürdig. Ueberdieß war er ein Mann von außerordentlichem Fleiße, denn man schreibt ihm gegen 2000 bekannte Gemälde zu. Nach ihm folgen mehre ausgezeichnete Künstler: Franz Snyders (geb. 1576) durch seine Jagdstücke berühmt; Jodocus Momper (geb. 1580, st. 1657) Landschaftsmaler; Peter Neefs, trefflicher Kirchenmaler; Dav. Teniers (geb. 1586, st. 1649) unerreichbar in Darstellung von Bauerngesellschaften, Dorffesten u. s. w.; Kaspar Crayer (geb. 1699) der sich in seinen großen historischen Gemälden dem Rubens nähert; Gerh. Seegers (st. 1651) und sein Bruder Daniel (1660) jener als Historien-, dieser als Blumen- und Insektenmaler berühmt. Der ausgezeichnetste von allen Nacheifern Rubens ist Jakob Jordaens (st. 1613); Abraham Janssen und dessen Schüler Theodor Rombouts erreichen Rubens an Kolorit. Anton van Dyk (geb. 1599) hat sich den höchsten Ruhm als Portraitmaler erworben; Corn. Schut, dem Joh. Wildens oft die Landschaften verfertigte, zeichnet sich als Historienmaler aus; Adrian Brouwer erwarb sich Ruhm durch seine edlen Darstellungen gemeiner Scenen; Joh. van der Meer durch seine Hirtenstücke; Anton Franz van der Meulen durch seine Schlachten; Franz und Johann Milet, Vater und Sohn, durch ihre Landschaften. Außerdem haben sich in dieser Schule ausgezeichnet: Joh. Bol, Wenceslaus Koeberger, H. Goltzius, H. van Balen, F. Hals, Wilh. Niemland, Jak. Fouquieres, Ph. von Champagne, E. Quellin, Abrah. Diepenbeck, Theodor van Thulden, Joh. Goeimar, Jak. von Artois, Everwent Peters, Dav. Kickaert, Gonz. Coques, Pet. Boel, Sam. van Hoogstraten, J. B. Monnoyer, Abrah. Genoels, Gerh. Lairesse, Arn. van Buez, Joh. van Cleef, Pet. Eykens, R. van Orley, Ludwig von Deyster, J. F. van Bloemann, Nic. Largilliere, Verendael, Rod. von Ordenaerde, Joh. Ant. van der Leepe, Kaspar Verbrügen, Joh. van Breda. S. über die Bedeutendsten die besondern Artikel. Die niederländische Malerschule hat in der neuern Zeit sowohl in den südlichen als in den nördlichen

Provinzen gleichzeitig einen Aufschwung genommen, der die Hoffnung erweckt, daß sie des alten Ruhmes sich wieder würdig machen werde. Besonders zeigte sich in Antwerpen ein glückliches Streben, das durch eine treffliche Akademie belebt wurde. Die Kunstausstellungen gaben vorzüglich in Gent, Antwerpen, Haag, Brüssel Beweise erfreulicher Fortschritte, als die neuesten Ereignisse auch hier störend einwirkten. Unter den neuen Malern sind, außer den schon länger bekannten Künstlern wie van Os, Pieneman, van Bree, Schotels, Ommegang, Knipers, Wonder, Spaendonk, Hoges, Scheffer, vorzüglich Lans, Odevaern, de Lelie, van Strij, Bauer, Schouman, Paelinck, Navez, Jelgerhuis und die beiden Krüseman mit Auszeichnung zu nennen. Besonders hat sich auch die echt niederländische Kunstgattung, die Genremalerei, durch das Verdienst technischer Vollendung zu den Vorzügen der alten Schule erhoben. Auch der 1831 in München gestorbene Landschaftmaler Cogels gehörte durch Abstammung und Bildung der neuern niederländischen Schule an. Die Kupferstechkunst besaß in der neuesten Zeit an Vinkels und van Senus, beide aus Amsterdam, ausgezeichnete Talente, als der Tod sie früh ihrer Laufbahn entriß. Der junge Künstler de Mare, der den ersten Preis der Akademie gewann und jetzt im Auslande sich bildet, erweckt große Hoffnungen.

Niederländische Sprache, Literatur und Poesie. Beim Beginn des Mittelalters herrschte in den Niederlanden nur Eine Sprache, nämlich die deutsche, in der rheinischen (friesischen, von der die englische Sprache abstammt), der sassischen (dem Plattdeutschen) ähnlichen Mundart. Erst als im 11. und 12. Jahrh. Frankreich einen bedeutenderen Einfluß auf die südlichen Grafschaften der Niederlande, nämlich auf Artois, Hennegau, Namur, Lüttich, Luxemburg und einen Theil Flanderns und Brabants erhielt, und diese Provinzen theils in Lehnsnexus mit dem Nachbarlande standen, theils andere Beziehungen zu demselben bekamen, verbreitete sich auch die französische Sprache über die niederländischen Grenzen und bildete mit dem alten Idiom das sogenannte Wallonische. Nördlich blieb die Sprache aber von fremder Einmischung frei und wurde als Holländisch schon Ende des 15. Jahrh. zur Schriftsprache erhoben. Zwischen beiden Sprachen blieb die flämische oder flamländische Mundart in einem breiten Landgürtel den Einflüssen beider bloßgegeben und ward sowohl durch wallonische Mischlingswörter als auch durch Gaumenaussprache verändert. In den westlichen Provinzen von den Niederlanden, besonders an der Mittelmaas, herrschte das rheinische Plattdeutsch vor, es wird als kölnisches oder geldernsches Deutsch bezeichnet. Alle diese 4 Mundarten behaupten sich noch jetzt in den Niederlanden und haben sich folgendermaßen gestaltet: A. Holländisch, seit Ende des 15. Jahrh. Schriftsprache geworden, war anfangs nur in den Provinzen Holland, Zeeland und Utrecht üblich. Nach der niederländischen Revolution verbesserte es sich als Geschäfts- und Büchersprache durch die 7 vereinigten Provinzen des neuen Staats. Als Dialekte desselben stehen noch jetzt: a) das Bauerfriesische (einst die Schriftsprache verbert Jaspir), dessen Gebrauch in neuerer Zeit immer mehr und mehr abnimmt; b) die gröningische Mundart, welche sich mehr dem Altdeutschen nähert. B. Das Flämische oder Flamländische wird nördlich so ziemlich durch die Grenze der alten vereinten 7 Provinzen, sich durch eine Linie, die sich mit großen Biegungen von Dünkirchen

etwa über Thielt, Aloſt nach Brüſſel, dann nach Löwen, Tirlemont, Tongern und Maſtricht zieht und dort in das kölniſche (geldernſche) Deutſch verſchmilzt, eingeſchloſſen. Es zeichnet ſich durch Naſentöne aus, während das Holländiſche mehr Gaumentöne enthält. Das Flämiſche wie das Walloniſche iſt Schriftſprache, in der nicht nur Gebetbücher gedruckt ſind, ſondern in der auch Handwerker, kleine Krämer u. ſ. w. correſpondiren. C. Das Walloniſche iſt ein Gemiſch des Franzöſiſchen und der alten Landesſprache; doch herrſcht erſtere bedeutend vor und hat durch dieſe Miſchung eigne Formen (wie den Infinitiv er für er) angenommen. Nördlich wird es durch eine Linie von der flämiſchen geſchieden, die als Südgrenze jener Sprache angegeben iſt; ſüdlich verſchmilzt es ungefähr an der ehemaligen Grenze der kathol. Niederlande, wie dieſelbe um 1600 beſtanden, mit der rein franzöſiſchen Sprache; doch macht letztere beſonders in den Diſtrikten, die ſeitdem franzöſiſch geworden und geblieben ſind, auffallende Fortſchritte, und das Flämiſche wird dort, wo es nicht ſchon verdrängt iſt, wahrſcheinlich bald verſchwinden. Oeſtlich bildet die Scheidung zwiſchen Maas und Rhein in den meiſten Fällen die Grenze. Die niederländiſche Regierung machte vor einigen Jahren den Verſuch, das Walloniſche und überhaupt das franzöſiſche durch das Holländiſche zu verdrängen, indem ſie verordnete, daß von einem gewiſſen Termin (wenn wir nicht irren, von 1828) an in den Südprovinzen die Gerichtsverhandlungen, ſtatt franzöſiſch, holländiſch geführt werden ſollten. Dieſer Verſuch fand jedoch ſo viele Schwierigkeiten, daß ſie dieſe Verordnung bald wieder zurücknehmen genöthigt war. D. Das kölniſche oder geldernſche Deutſch, das in der Gegend von Roermonde, Venloo, Maſtricht und öſtlich von Zütphen von dem gemeinen Manne geſprochen wird, iſt nichts als ein verdorbenes Niederdeutſch und wird täglich von dem Holländiſchen mehr und mehr verdrängt. — Durch die begonnene Ausbildung der holländ. Sprache iſt zugleich der Anfangspunkt einer in derſelben möglichen Litteratur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh. war ſie durch zahlreiche Bibelüberſetzungen, Volks- und Streitſchriften und Dichterwerke mannigfaltig ausgebildet. Gansfort und Agricola in Gröningen waren unter den Erſten, die ſich als Gottesgelehrte und Litteratoren auszeichneten. Ihren Spuren folgend machte Erasmus von Rotterdam noch weit größere Fortſchritte und trug nicht minder durch ſeine Satire als durch gründliche Gelehrſamkeit zur Verbreitung der großen Kirchenreformation bei. Ein noch vielſeitigeres Genie, Hugo de Groot (Grotius), umfaßte im Anfange des 17. Jahrh., als die Wiſſenſchaften, gehemmt durch den langen Freiheitskampf, wieder aufzublühen begannen, gleichzeitig Sprach- und Alterthumskunde, Dichtkunſt, Geſchichte, Philoſophie, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde in allen ihren Zweigen. Lange mußten die nördlichen Provinzen einer hohen Schule entbehren, die zu Löwen in Brabant diente für die geſammten Niederlande, bis König Philipp auch zu Douai für ſeine walloniſchen Unterthanen eine Hochſchule ſtiftete, welche jedoch, nachdem ſie unter franzöſiſche Oberherrſchaft gekommen war, ſehr in Verfall gerieth. Dagegen verherrlichte die Hochſchule zu Leyden, geſtiftet 1575 durch den Prinzen Wilhelm um dieſe Stadt für den von ihren Einw. 1574 durch ihre tapfere Vertheidigung gegen die Spanier bethätigten Patriotismus zu belohnen, bald ihre wohlthätigen Einwirkungen über die geſammten vereinig-

Niederlande. Männer, wie Scaliger, Lipsius, Daniel und Nikolaus Heinsius, Gronovius, van Bahrle, Spanheim u. A. in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabischen, Arminius, Drusius, Cocrejus u. A. in der Gottesgelahrtheit, die beiden Snellius in der Mathematik, verbreiteten ihren Ruf über ganz Europa. Mitten unter dem Drange des Krieges stieg die geistige Wirksamkeit fast mit jedem Jahr; Friesland ahmte (1585) in Franeker, Gröningen (1614) und Utrecht (1636) in ihren beiden Hauptstädten und Geldern (1648), zu Harderwyk Holland in Errichtung von Universitäten nach, in den beiden übrigen der 7 Provinzen errichtete oder verbesserte man akademische Gymnasien (illustre cholen) zu Deventer in Over-Yssel (1630), zu Middelburg in Zeeland und zu Amsterdam (1632) das Athenäum. Selbst die heftigen bürgerlichen und religiösen Unruhen der Remonstranten und Contra-Remonstranten (1618—19) und der folgende Gewissenszwang vermochten den Flug, den die Niederlande nun einmal nach den höhern Regionen der Wissenschaft und Kunst genommen hatten, nicht zu dämpfen. Sie waren zu weit vorgeschritten, als daß sie sich von äußern Umständen hätten hemmen lassen. Man mochte einen Grotius verbannen; hindern konnte man ihn nicht, auch im Exil mehre Wissenschaften umzubilden. Auch währte dieser Zwang nur einige Jahre; Friedrich Heinrichs gemäßigte Regierung als Statthalter (1645—47) heilte jene Wunden der protestantischen Bigotterie; das hohe Interesse der Nation, Krieg gegen die spanischen Erbfeinde, duldete noch keine Erschlaffung der Kräfte, und gewiß mögen die vereinigten Niederlande bis zum westfälischen Frieden, der dem Kriege mit der Erklärung der Unabhängigkeit ein Ziel setzte, ihr goldnes Zeitalter nennen. In dieser glücklichen Periode stand ihre Poesie in einer schönen Blüthe, ihre naive Volkspoesie steht keiner andern nach, und andre poetische Werke zeichnen sich durch Kraft, Fülle und Schönheit der Darstellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640—1750 ihr Nationalspiel ausgebildet und erreichte durch mehre talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die holländ. Bühne an Originalen weit reicher als die deutsche, und die Stücke eines van der Gon, Rotgans, Duyf, Lescalilje, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die Gottsched'sche Periode geliefert hat. Indeß sind viele jener holländ. Stücke bloß französischen nachgebildet. Unter den Dichtern, die sich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan von der Does (Janus Douza aus Norwik, st. 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Historiker und latein. Dichter, hier aber hauptsächlich als einer der Ersten namhaft, welche poetische Versuche in der Muttersprache wagten, worin ihm Dan. Heinse aus Gent (1655) mit glücklichem Erfolge nachging. Pet. Korn. van Hooft aus Amsterdam (st. 1647), geachtet als Historiker durch seine Geschichten Königs Heinrich IV., Belgiens und eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, war in seinen Trauerspielen und andern Gedichten zu gekünstelt und seine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten des Jak. Cats (st. 1660), eines der fruchtbarsten und geistvollsten der holländ. Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein eigenthümlicher Geist der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religiosität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (st. 1687) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Joost van der Vondel aus Köln (st. 1679) hat in einer, wenn auch

nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache metriſche Ueberſetzungen der Pſalmen, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerſpiele, auch eine Epopöe: „Adam und Eva“ u. A. m. geliefert und ſich den Namen eines claſſiſchen Dichters der Holländer erworben. Unter ſeinen Trauerſpielen iſt auch eine „Maria Stuart“. Eine vollſtändige Sammlung dieſer Trauerſpiele erſchien 1720 zu Amſterdam in 2 Bänden. Konſt. Huygens (ſt. 1687) wurde durch Sinngedichte, Jak. Weſterbaan (ſt. 1670) und Joh. Adolf Tesſel (ſt. 1674) durch erotiſche Gedichte rühmlich bekannt. Als ſcherzhafte Dichter thaten ſich Joh. van der Veen (ſt. 1660) und Joh. Decker (ſt. 1664) hervor. Nach den alten Claſſikern bildete ſich Lucas Rotgans aus Amſterdam (ſt. 1710), und ſein epiſches Gedicht: „Wilhelm III.“, ſowie ſeine Trauerſpiele zeugen hinlänglich von ſeinen Muſtern. Jan van Broeckhuyzen aus Amſterdam (ſt. 1707), als Kritiker und lat. Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in holländ. Sprache Oden, Idyllen und andre Gedichte. Die lyriſchen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht überſehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwoud bei Delft (ſt. 1733), und ſehr geachtet ſind Adrian van der Vliet, welcher, außer bibliſchen Gedichten, ein Gedicht: „Die Spanier in Rotterdam“, ſchrieb (ſt. 1780); Piet. Nieuwland (ſt. 1794) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erſchien 1780 ein Heldengedicht: „Germanicus“. Außer dieſen werden unter den ältern Dichtern Burmann, Smith, und unter den neuern Hieronymus de Boſch, Theod. van Kooten, Kluit, Kleinhoff, Kaldenbach, Bellamy, Nieuwland, Feith (ſt. 1824), Bilderdyk, Helmers, Spandow, van Hall, Tollens, Kilmers (ſt. 1813), Kinker, Witſen, Gysbeek und der portug. Jude Dacoſta immer einen wohlverdienten Ehrenplatz auf dem niederländ. Parnaß einnehmen. Bilderdyk war zugleich ein Gelehrter vom erſten Rang und von weitumfaſſenden Kenntniſſen. Schon aus dieſen kurzen Angaben geht hervor, wie ſehr man ſich bemüht hat, die holländ. Sprache zu edlerm Gebrauche auszubilden; und in welchem hohen Grade dieß gelungen ſey, beweiſt vielleicht Nichts beſſer als der Umſtand, daß keine andere Nation eine ſo gelungene Ueberſetzung von Klopſtock's „Meſſias“ aufzuweiſen hat, als die holländiſche von Groeneveld (Amſterdam 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde.) in Herametern. Eine andere, gleich ſchätzbare in Proſa erſchien zu Amſterdam 1798. — Die Proſa der Holländer hat zwar auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Anſprüche zu machen, iſt dagegen aber in ihrem ſchlichten Weſen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverſtändlich darzuſtellen. Unſtreitig würden die Holländer auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philoſoph. Proſaiker ſich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipſius, Grotius, Wyttenbach u. A. ſchrieben aber lateiniſch, und Franz Hemſterhuis, dieſer liebenswürdige, ſokratiſche Philoſoph und ebenſo geſchmackvolle als geiſtreiche Schriftſteller, franzöſiſch. Wie mit der Philoſophie, ſo mit der Geſchichte. Es iſt kein Zweifel, daß die holländ. Proſa durch die, zumal in neuerer Zeit ſo häufigen Ueberſetzungen ausländ. claſſiſcher Geiſteswerke, vornehmlich der deutſchen, nicht anders als gewinnen kann. An gutem Willen, ernſter Thätigkeit und mehren gelungenen Werken mangelt es den Holländern nicht, und die Verſchmelzung mit den Belgiern muß

nothwendig die vereinten verwandten Kräfte erhöhen. Dieß war vorzüglich den südlichen Provinzen zu wünschen; denn während die Wissenschaften in den nördlichen Provinzen große Fortschritte machten, blieben jene weit hinter ihnen zurück. Der Unterricht auf der Hochschule zu Löwen ging nicht mit der Zeit vorwärts, sondern hielt sich an die todten Formen des Mittelalters. Auch hier sah man die heillosen Folgen der lichtscheuen span. Regierung; und einige Verbesserungen, welche Joseph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufstand hervor. Die Aufhebung der Hochschule zu Löwen während der franz. Regierung und die Stiftung der Atheneen zu Brüssel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geist der Finsterniß nicht zu bannen, welcher sich noch 1814 durch die Freude über Wiederherstellung der Jesuiten nur zu deutlich an den Tag legte. Indessen fehlte es ebenso wenig in den südl. als in den nördl. Provinzen an zahlreichen Bildungsanstalten, zu denen wir besonders die Universitäten zu Löwen, Lüttich, Gent rechnen. Atheneen und Gymnasien sind außerdem zu Middelburg, Breda, Deventer, Franeker, Harderwyk und Amsterdam. Ueberhaupt hatte das Königreich 1825 3889 Schulen mit 383.970 Schülern, und 75.648 Arbeits- und Kinderschulen. Unter den 6 Universitäten mit 2636 Studirenden, hatte Löwen die meisten, 580. Die nördl. Provinzen haben in Ansehung der Gymnasien und Schulen den Vorzug vor den südlichen. In Flandern blühen die Gymnasien am wenigsten. Unter den Specialschulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurschule zu Amsterdam, die Militairschule zu Delft, die Taubstummenanstalt zu Gröningen, die Schiffbauschule zu Antwerpen, die Schifffahrtsschule zu Antwerpen, Amsterdam und Helvoetsluys. An andern wissenschaftlichen Anstalten findet man: zu Amsterdam das Museum (eine Samml. von Gemälden, Zeichnungen, Werken der Bildhaunrkunst, geschnittenen Steinen und Alterthümern, und eine öffentliche Bibliothek); ferner das niederländ. Institut für Wissenschaften und Künste (Nederlandsch Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten), vertheilt in die 4 Classen der Wissenschaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunst, der Geschichte und Alterthümer und der bildenden Künste; zu Leyden: öffentl. Bibliotheken, anatomische, chirurgische, mathemat. und physikal. Sammlungen; zu Harlem: die Gesellschaft der Wissenschaften (gestiftet 1752), Teyler's Stiftung zur Beförderung der Gottesgelahrtheit und einiger andern damit verwandten Wissenschaftszweige, und eine ökonom. Gesellschaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Gesellschaft pro excolendo jure patriae, ferner eine physikalisch-chemische, eine naturforschende Gesellschaft, eine Akademie der Zeichnen-, Bau- und Schifffahrtskunst; zu Arnheim: eine Gesellschaft der Zeichnen- und Baukunst und eine physikalisch-literarische Societät; zu Zütphen: eine physikal. Gesellschaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichnen- und Architekturinstitut; zu Utrecht: eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften und ein Malercollegium; zu Amsterdam: noch eine Gesellschaft unter der Benennung: Concordia et libertate, eine Stadtzeichnenakademie, eine Gesellschaft der Zeichnenkunst, eine Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, eine wissenschaftliche Gesellschaft mit dem Wahlspruch: Felix meritis, Maatschappij tot nut van't Algemeen (Gesellsch. für das allgemeine Beste, 1784), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbesserung der Erziehung und

der Sitten der niedern Volksclassen gestiftet, zählte 1810 über 8000 Mitglieder, das Monnikhof'sche Legat, Gesellschaft zur Beförderung der Chirurgie, Gesellschaft unter der Benennung: Doctrina et Amicitia, Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Gesellschaft Eene oonvermoeide Arbeid koomt alles te boven (unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), Gesellschaft zum Nutzen und zur Bildung, mathemat. Gesellschaft; zu Rotterdam: Gesellschaft u. d. T.: Verscheidenheid en Overeenstemming (Verschiedenheit und Uebereinstimmung), Gesellschaft u. d. N. Proefondervindelijke Wijsbegeerte (Experimentalphilosophie oder Erfahrungswissenschaft), Zeichnengesellschaft, Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion, Gesellschaft für Naturkunde und Literatur; zu Dortrecht: Gesellschaft u. d. N. Pictura; zu Leyden: das Stolp'sche Legat, Gesellschaft der niederländ. Literatur, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften, Akademie zur Beförderung der Zeichnen-, Maler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, Gesellschaft der theoret. und prakt. Geometrie, Bau-, Natur-, Rechnen- und Zeichnenkunde; zu Middelburg: die seeländ. Gesellschaft der Wissenschaften, Gesellschaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, naturforschende Gesellschaft; zu Zierickzee: das physische Collegium; zu Breda: eine Zeichnenakademie; zu Luxemburg und Mastricht: Ackerbaugesellschaften; — Sociétés d'émulation zu Antwerpen und Brüssel; Société d'histoire naturelle zu Brüssel; Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüssel, Gent ꝛc.; Sociétés et instituts de littérature, sciences et arts zu Brüssel. Von den Verhandlungen der seit 50 Jahren bestehenden Akademie der Wissenschaften und Künste in Batavia erschien daselbst 1833 der 13. Bd.

Die einzelnen wissenschaftlichen Gebiete überschauend, finden wir in unsrer Zeit unter den Rednern van der Palm in der ersten Reihe, der durch Lehre und Beispiel für die Erhebung der Kanzelberedtsamkeit erfolgreich gewirkt und in seinem Schüler, des Amorie van der Hoeven, einen trefflichen Nacheiferer erhalten hat. Auch auf der Tribune und in den Gerichtshöfen sind diese Fortschritte der öffentlichen Beredtsamkeit sichtbar. Die Sprache wird reiner, edler, reicher. Wir nennen vorzüglich van Maanen, die Abgeordneten Kemper, d'Escury, den verstorbenen Advocaten van der Meersch im Haag, und den Rechtsgelehrten und Abgeordneten de Jonge. In der Poesie ist der Fortschritt noch sichtbarer. Seit Bilderdyk der Literatur entrissen ist, glänzen unter den Lebenden außer Tollens vorzüglich Loots, ein kühner patriotischer Sänger, Wiselius, van Walré, van Halmael, Simons, Thöne, Withuijs, van 's Gravenweert, van Lennep, Willems in Antwerpen und van Loo in Gent. Den alten Ruhmes, welchen die holländischen Gelehrten durch gründliches Studium der classischen Literatur erworben haben, ermangeln auch die Zeitgenossen nicht; und an die Bildnisse der großen Lehrer der Hochschule in dem Saale zu Leyden, von welchem Niebuhr treffend sagt: „Es gibt außer Italien und Griechenland für den Philologen keinen heiligern Ort", werden sich auch geehrte Namen aus der Gegenwart reihen. Wyttenbach hat zahlreiche Schüler hinterlassen, und da man in Holland das Studium der classischen Literatur noch immer als die Grundlage einer liberalen Erziehung betrachtet, so hat sich der Einfluß seiner Schule auch außer dem Kreise der Gelehrtenwelt unter den ge-

bildeten Ständen verbreitet. Und seinen eigentlichen Jüngern glänzen zwei Namen, van Heusde in Utrecht und Bake in Leyden hervor. Neben ihnen wirken in Utrecht und Leyden van Goudoever und de Geel, den alten Ruhm dieser Lehranstalt fortzupflanzen. Unter den jüngern Zöglingen der holländischen philologischen Schule ist auszuzeichnen Groen van Prinsterer. Auch die berühmte Burmann'sche Schule, die besonders die Erklärung der Dichter sich zur Aufgabe machte, hat sich bis auf unsere Tage erhalten, und an ihrer Spitze stehen jetzt van Lennep in Amsterdam und Hofman Peerlcamp in Leyden. Beide gehören zu den lateinischen Dichtern der neuesten Zeit, unter welchen auch Hoeufft, d'Ecury van Heusenoord und de Bosscha einen ausgezeichneten Rang behaupten. Das Studium der morgenländischen Literatur, deren Geschichte die großen Namen Erpenius, Golius, Warner, Schultens, Scheidius, Rau bewahrt, wird fortdauernd auch in Beziehung auf das Studium der biblischen Exegese gepflegt. Muntinghe in Gröningen, Pareau in Utrecht, Willmet in Amsterdam erhielten den alten Ruf der holländischen Gründlichkeit. An der Spitze der biblischen Exegeten steht van der Palm, und neben ihm hat Hamaker dem Studium des Arabischen in Leyden einen neuen Schwung gegeben und gute Schüler gebildet. In dem Studium der Theologie zeigen sich in mehren Richtungen erfreuliche Fortschritte. Diesen sind auch die katholischen Geistlichen in Holland nicht ganz fremd geblieben, und unter ihnen steht Professor Schraut in der ersten Reihe.

Das Studium der Rechtswissenschaften wurde in neuern Zeiten durch zwei Schulen gefördert, deren Stifter van der Keessel und Cras waren, und deren jede eigenthümliche Vorzüge hatte, aber auch einer eigenthümlichen Richtung folgte. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich waren zwei holländische Rechtsgelehrte, Reuvens und de Bije, ausgezeichnete Mitglieder des Cassationsgericht zu Paris, das damals vielleicht der gelehrteste Gerichtshof in Europa war. Tydemann in Leyden, Nienhuis in Gröningen verdienen besondere Erwähnung, Meyer, Advocat in Amsterdam, hat den Ruhm des gelehrtesten praktischen Rechtsgelehrten in Holland, und neben ihm sind van Hall, van der Linden, Präsident des Tribunals zu Amsterdam, Clout, der den Sachwalterberuf aufgegeben hat, de Fremery und de Jonge im Haag mit Auszeichnung zu nennen. Das Studium der Heilkunde hat den alten Ruhm bewahrt, den es seit einem Jahrhundert in Holland genießt, und auch die neuen Universitäten in den südlichen Provinzen fingen an denselben zu theilen. In dem rühmlichen Wetteifer, der überall hervortrat und mehr in praktischer Tüchtigkeit als in schriftstellerischen Rufe sein Ziel suchte, sind Bernard, seit Kurzem in Leyden angestellt, Pruys van der Hoeven und Broers, beide Lehrer in Leyden, vorzüglich auszuzeichnen. Die Chirurgie hat in Holland wie in Belgien die großen Fortschritte benutzt, welche die Wissenschaft den französischen Wundärzten verdankt. In Belgien ist Kluyskens auszuzeichnen, in Holland sind vorzüglich Logger und Wachter geachtete Namen. Die vortrefflichen Einrichtungen, welche auf den Zustand der Pharmacie, zuerst in Holland, später in Belgien, den wohlthätigsten Einfluß gehabt haben, verdankt man hauptsächlich Brügemans. Die Anatomie, die Sandifort in Leyden mit so glänzendem Erfolge lehrte, wird jetzt von seinem Sohne und andern Gelehrten in Leyden und Utrecht erfolgreich gepflegt. Unter den prak-

tischen Aerzten sind der unlängst zu Leyden verstorbene Cuypers, van Stipriaan Luiscius zu Delft, de Roy zu Amsterdam und Ontijd in Haag auszuzeichnen. Die mathematischen Wissenschaften haben in der neuesten Zeit an van Schwinden zu Amsterdam einen berühmten Pfleger verloren, der unter Napoleon's Herrschaft nach Paris berufen ward, um an den Berathungen über die neue Einrichtung des Maßes und Gewichts Antheil zu nehmen und in einem trefflichen Berichte den entworfenen Plan entwickelte. Unter den lebenden Mathematikern stehen in der ersten Reihe Krayenhoff und Huguenin, de Gelder, Professor zu Leyden, und van Marum, Secretair der Akademie der Wissenschaften und der Teyler'schen Gesellschaft zu Harlem. Rühmlich eifern ihnen nach Garnier, Professor zu Gent, van Rees, früher Professor in Utrecht, jetzt in Utrecht, und Uylenbroek in Leyden, der jetzt handschriftliche hinterlassene Werke des großen Huygens herausgibt. Um Astronomie haben Quetelet in Brüssel, Moll und van Utenhove, Beide in Utrecht, von Beek in Amsterdam sich verdient gemacht. Die Naturwissenschaften besitzen in Paals van Troostwijk zu Amsterdam den einzigen Ueberlebenden der einst berühmten Chemiker. Van Mons und Parmentier in Belgien sind geachtete Namen. Stratingh, Professor in Groningen, ist jetzt vielleicht der vorzüglichste Chemiker in den Niederlanden. Reinwardt, Professor in Leyden, hat sich um die Naturgeschichte und insbesondere die Botanik sowohl durch seine gelehrten Untersuchungen als durch seine ergebnißreiche Reise nach Indien große Verdienste erworben. Der Bruder des oben genannten Arztes van der Hoeven, Professor in Leyden, widmet sich der Zoologie mit großem Eifer. Die speculative Philosophie ist in der neuesten Zeit in Holland wenig beachtet worden und in Belgien kann davon gar nicht die Rede seyn. Zur Geschichte der Philosophie hat van der Heusde in seinen nicht blos den Philologen schätzbaren Untersuchungen Beiträge geliefert. Kinker hat sich nach van Hemert durch die Verbreitung der neuern philosophischen Systeme der Deutschen Verdienste erworben, ohne dabei den selbständigen Forscher zu verleugnen. Unter den jüngern Gelehrten ist Schröder, Professor in Utrecht, ausgezeichnet. In der Geschichte ist abermals van Heusde als der tüchtigste Kenner des Alterthums zu nennen. Sein Werk, der für die Erzählung der römischen Geschichte 30 Bände brauchte, ist unlängst gestorben. Unter den neuesten Verarbeitern des gesammten Gebiets der Geschichte, besonders der Landesgeschichte, sind vorzüglich Scheltema, Kampen und de Jonge in Holland und Dewez in Belgien zu erwähnen. Die Staatswirthschaftslehre hat durch verschiedene Schriften über Angelegenheiten des Tages manche schätzbare Aufklärung erhalten, ist aber besonders durch das wichtige Werk des Grafen von Hogendorp: „Betrachtungen über die politische Oeconomie" gefördert worden, das sowohl durch die darin enthaltenen Untersuchungen als durch die Anregung zu neuen Forschungen wohlthätig gewirkt hat.

Die Kunst theilte nicht das Schicksal, das die Literatur in den südlichen Provinzen der Niederlande in tiefen Verfall brachte. Der Generalgouverneur der östreich. Niederlande, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, und seine Gemahlin Marie Christine zierten Brüssel mit Bauwerken im edelsten Styl. Die Malerei, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. überall in Europa verfallen war, erhob sich vorzüglich wieder in Antwerpen. Die nördlichen Provinzen waren in dieser

sicht, wie das übrige Europa, in Lethargie versunken. Seit van Huysum, dem ersten Blumen- und Fruchtmaler in Europa, hatte Holland bis auf die neueste Zeit keinen ausgezeichneten Maler. Die Baukunst schuf dort kein bedeutendes Werk. Große und prächtige Palläste und öffentliche Gebäude erheben sich zwar überall; aber abgesehen von Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, die mehr als je beachtet werden, läßt sich mit Grund bezweifeln, ob der Styl dieser Gebäude rein sey, ob die Schönheit der äußern Architektur mit den Ueberresten des classischen Alterthums oder auch nur der nächst vorhergegangenen Jahrhunderte verglichen werden könnte; wiewohl mehre Gebäude, z. B. die Palläste des Prinzen von Oranien zu Soestdijk und zu Tervueren, das Universitätsgebäude zu Gent, die Schauspielhäuser zu Brüssel und Lüttich auszuzeichnen sind. Die Sculptur ist auch in der Zeit des höchsten Kunstruhms der Niederländer unter ihnen nie zu bedeutender Ausbildung gekommen, woran sowohl örtliche Verhältnisse als die politischen und religiösen Einrichtungen des Landes Schuld waren, und die Kunstgeschichte nennt nur einige Namen von Holländern und Belgiern, die zur Auszeichnung gelangten. In neuern Zeiten aber hat diese Kunst besonders in Belgien sich erhoben, wo Parmentier und Calloigne geachtete Namen sind. Royer im Haag und Gabriel in Amsterdam sind tüchtige Künstler, und Kessels, jetzt in Italien, erregt große Erwartungen. Die Musik wird in den Niederlanden nicht ohne Erfolg gepflegt. Zwar ist unter den Componisten noch keiner zu classischer Vollendung gelangt, doch hat Wilms durch seine Compositionen holländischer Volkslieder verdienten Beifall gewonnen. Bertelman, Lehrer der Composition an der Musikschule, ist ein gründlicher Contrapunktist und hat durch sein Requiem seine Tüchtigkeit bewährt. Van Bree hat in verschiedenen Compositionen und van Cate in der holländischen Oper „Seid und Palmira" viel Talent gezeigt. Die Kunst des Gesangs wird fleißig ausgebildet, vorzüglich der Chorgesang. Amsterdam, Rotterdam, Utrecht und Haag haben Sängervereine. Im Haag und in Amsterdam sind königl. Musikschulen, von welchen diese vorzüglich zur Bildung von Theatersängern bestimmt ist, beide aber den Sinn für Musik verbreiten. Rotterdam, Delft, Utrecht und andere Städte besitzen Singschulen, welche für die musikalische Bildung bereits wohlthätig gewirkt haben, deren Fortschritte sich auch in der Aufführung von Kirchencompositionen in verschiedenen Städten zeigen. Das Nationaltheater verräth ein löbliches Streben, doch muß es sich meist auf Uebersetzungen beschränken, da die Zahl holländischer Originalopern sehr gering ist. Der Volksgeschmack neigt sich der deutschen Musik zu. In den südlichen Niederlanden ist der Geschmack durchaus französisch und die Tonkünstler in Belgien, meist Franzosen, folgen nur den Mustern ihrer Heimath.

Niederrheinisch-byzantische Schule, s. Deutsche Malerei, Köln und Byzantinische Kunst.

Niederschlag, bei der Trennung zusammengesetzter Körper, die gemeiniglich dadurch geschieht, daß durch Wärme und Ausdehnung und folglich ein verminderter Zusammenhang bewirkt und dann ein Material hinzugesetzt wird, das dem einen Theil des zusammengesetzten Körpers näher verwandt ist und sich folglich von jenem trennt und mit diesem verbindet; dieß geschieht auf trocknen und auf nassen Wegen und bei letztern findet der Niederschlag oder die Präcipication statt durch Isoli-

rung und Verdichtung des aufgelösten Körpers, es ist dieß eine der wichtigsten Operationen der Chemie, um alle Grundstoffe kennen zu lernen. 2) In der Tonkunst die erste Zeit oder jeder Anfang eines Taktes, weil dieser Anfang von den Neuern bei dem Taktschlagen durch das Niederschlagen der Hand oder des Fußes bezeichnet wird. Ein Tonstück fängt mit dem Niederschlagen an, wenn es gleich mit einem vollen Takte anhebt.

Niellоarbeiten (lavoro di niello; schwarzer Schmelz; émail noir) nennt man auf Silber und andres Metall mit vieler Zartheit eingegrabene Verzierungen, deren vertiefte Linien mit einer dunkeln Masse ausgefüllt werden, damit die Striche um so deutlicher sich zeigen. Diese Kunst, welche von selbst auf den Kupferstich führte, gehörte zur Beschäftigung der Goldschmiede und Juweliere und wurde vornehmlich im 15. Jahrh. betrieben. Ein Meister in Niellоarbeiten war Tomaso Finiguerra der Sohn zu Florenz. Vgl. v. Quandt's „Geschichte der Kupferstecherkunst" (Leipz. 1826), und des Conservators des k. franz. Kupferstichcab. Duchêsne des Aelt. „Essai sur les nielles, gravures des orfèvres florentins du XVme siècle" (Paris 1826, m. Kpf.).

Niemen, in Preußen die Memel genannt, entspringt auf dem polnischen Landrücken im Walde von Kapislow, südlich von Minsk, im russ. Gouvernement Grodno, fließt durch das polnische und preußische Litthauen und theilt sich unterhalb Tilsit in zwei Arme, von denen der nördliche Russe, der südliche die Gilge heißt, und welche beide mit mehren Theilungen, die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte sogenannte Tilsiter Niederung bildend, sich endlich in das kurische Haff münden. Er ist von seiner Q. bis zur Md. der Russe 116 M. lang und wird schiffbar für mittlere Fahrzeuge bei Bielica, nördlich von Slonim; für größere bei Grodno und belebt zugleich den Handel mit Memel und Königsberg. Die Ufer sind immer flach, oft sumpfig. Historisch merkwürdig ist der Niemen durch die Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen auf demselben 1807.

Niemeyer (August Hermann), Theolog, Erziehungsschriftsteller und Dichter geistlicher Lieder, geb. 1754 zu Halle, wo sein Vater Diaconus war; besuchte das dortige Pädagogium und studirte auf der dasigen Universität Theologie. 1780 ward er Professor derselben und Inspector des theologischen Seminariums, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des königl. Pädagogiums. Nachdem er 1785 Mitdirector dieser Anstalt und des sehr in Verfall gerathenen Waisenhauses geworden war, erhielt er 2 Jahre später die Directorstelle an dem pädagogischen Seminarium. 1792 ward er Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, hatte aber in dieser Zeit viel von den Verfolgungen des Glaubenseifrers Wöllner zu leiden, und war nahe daran, seine Stelle zu verlieren. 1800 wurde er Director des Almosencollegiums, 1804 wirklicher Ober-consistorialrath und Mitglied des berliner Oberschulcollegiums, 1806 war er nebst mehren Angesehenen Halle's als Geißel nach Frankreich geführt, kehrte 1808 zurück und ward in demselben Jahre Mitglied des Reichsstände im Königreich Westfalen und Rector und Canzler perpetuus der Universität Halle. Diesen Posten verlor er bei der Auflösung der dasigen Universität durch Napoleon 1813 und legte ihn, 1814 wiederum darin eingesetzt, einige Zeit nachher nieder. 1816 wurde er Consistorialrath und auswärtiges Mitglied des Consistoriums zu Magdeburg, und erhielt 1815 den rothen Adlerorden 2. Classe. Die größten Verdienste

hat er als Erziehungsschriftsteller. Als Theologe war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichsten Schriften, außer vielen Abhandlungen, Uebersetzungen und Predigten, sind: „Charakteristik der Bibel"; „Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden"; „Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Christen"; „Populaire und praktische Theologie"; „Briefe an christliche Religionslehrer"; „Leitfaden der Pädagogik und Didaktik" (Halle 1802): „Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18. Jahrh. (Halle 1801); „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schullehrer (7. Aufl., 1819, 3 Thle.); das Religions- und das Gesangbuch für höhere Schulen; „Religiöse Gedichte" (Halle und Berlin 1814). 1820 machte er eine Reise nach England, die er auf eine höchst anziehende und lehrreiche Weise beschrieben hat in seinen „Beobachtungen auf Reisen" (1822, 2 Bde.) Ein 3. und 4. Band erzählen eine frühere Reise Niemeyer's nach Holland und die Deportationsreise nach Frankreich. Den 18. April 1827 feierte die Universität Halle sein 50jähriges Magisterjubiläum. Erwähnung verdient das Geschenk von 40.000 Thlrn., welches der König von Preußen bei dieser Gelegenheit der Universität zur Erbauung eines von Niemeyer früher erbetenen Universitätsgebäudes machte. Am 7. Juli endete ein Stickfluß sein thätiges Leben.

Nieren sind bohnenförmige Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt den Urin aus dem Blute abzusondern und in die Urinblase zu schaffen. Der Mensch hat deren zwei, sie liegen an beiden Seiten des Rückgrats zwischen dem eilften Brustwirbel und fünften Lendenwirbel, an der innern, hintern Seite der Bauchmuskeln; sie sind daselbst durch Zellgewebe angeheftet und mit Fett und drüsigen Theilen, den Nebennieren, umgeben. In den Nabel, den jede Niere gleich der Bohne hat, senkt sich ein aus der großen Pulsader (Aorta) rechtwinklichabgehender Ast hin und vertheilt sein Blut in den unzähligen feinen Adern, woraus die Nierensubstanz (Parenchyma) besteht. In diesen Gefäßen wird der Urin aus dem Blute, als ein aus dem Körper unnützes Excrement, abgeschieden; das übrige gereinigte Blut sammelt sich in der Blutader der Niere, die neben der Pulsader nach der großen Hohlvene geht. Der abgesonderte Urin sammelt sich durch mehre pyramidenförmig nach dem Nierennabel zusammenlaufende, in 8 bis 11 Abtheilungen gestellte, Canäle, durch die warzenförmigen Vereinigungen (Nierenwärzchen) derselben, in einigen gemeinschaftlichen größern Röhren, den Nierenkelchen. Von hier aus träufelt er in eine gemeinschaftliche, sackförmige Erweiterung des Harnleiters (Nierenbecken) und wird durch diesen in die tiefer im Becken, nach vorn gelegene, Harnblase ausgeleert. Die Harnleiter ist ein cylindrischer Canal, der von jeder Niere nach der Seite der Harnblase herabsteigt und die Seitenwand derselben durchdringt. — Nierenkrankheiten sind Entzündung, Vereiterung, Brand und der sogenannte Stein. Wenn Menschen, deren Alter weniger Nahrung bedarf, zu viel Nahrung für die Bearbeitung ihres innern körperlichen Lebens genießen: so kommt zu viel Stickstoff in Umlauf, wodurch phosphorsaure Kalkerde, die Mutter der Gicht, in Menge sich bildet, aber von den ganz gesunden Nieren sofort weggeschafft wird. Wenn die Jahre ꝛc. die Lebensmaschine in Unordnung gerathen lassen: so entsteht die Krystallisation,

wenn der Urin weniger verdünnt ist, d. h. um einen Kern phosphorsauren Kalks oder Salzes bildet sich etwas Gallert und um diesen eine Rinde, oft gleiten die so entstandenen Steine in die Blase hinab, oder ins Nierenbecken, vergrößern sich in jenem Becken und nehmen die Aeste an, die sich bis in die Nierenkelche fortsetzen.

Nierensteiner, s. Rheinwein.

Nieswurz, Nieswurzel, eine Pflanze, die durch die scharfen Bestandtheile ihrer Wurzeln heftiges Niesen erregt. In der ältern Zeit wuchs sie häufig in Anticyra und galt als Heilmittel für den Wahnsinn.

Nießbrauch oder Nutznießung (usufructus) ist eine persönliche Dienstbarkeit auf der körperlichen Sache eines Andern, vermöge deren man den vollen Gebrauch dieser Sache hat, doch ohne die Substanz zu verderben. Sie enthält daher das Recht, allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, sich zuzueignen. Der, welchem der Nießbrauch zusteht, heißt Usufructuarius; Der, welcher nichts als die bloße Proprietät hat, Eigenthum ohne Nutznießung, aber die Hoffnung, dereinst nach dem Tode des Nießbrauchers die Nutznießung zu erhalten, heißt Proprietarius.

Niesen, im Niedersächsischen Prusten, besteht in der mit zischendem Geräusch und plötzlicher Zusammenziehung der Unterleibsmuskeln, und derer, die auf die Lunge wirken, verbundene Ausstoßung der Luft, vornehmlich aus der Nase, wenn die Geruchsnerven gereizt werden. Ein lang anhaltendes Niesen kann besonders bei schwächlichen Personen gefährlich werden, doch ist es leicht durch Einspritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers, oder durch das bloße Einziehen von Wasserdampf zu heben. Woher die Sitte entstanden, beim Niesen Glück zu wünschen, ist unbekannt; so viel ist gewiß, daß sie sehr alt ist.

Niflheim, s. Nordische Mythologie.

Niger, auch Joliba oder das große Wasser, einer der größten Ströme Afrikas, welcher besonders Nigritien durchfließt. Schon vor mehr als 2 Jahrtausenden zeichnete Herodot die erste Nachricht über diesen von Westen nach Osten fließenden Strom auf, den erst neuerlich die Gebrüder Lander beschifft und genauer beschrieben haben. Lange haben die Geographen des Alterthums diesen Nil der Neger kühn genug mit dem Nil Aegyptens zusammenhängend gedacht, seine Mündung und Quelle waren unbekannt. Mungo Park fand den Fluß vom Gambia ausreisend, und glaubte ihn identisch mit dem Kuango. Durch Rennell kam die Ansicht vom östlichen Laufe nach Wangara (wo er in einem Moraste enden sollte), durch Reichardt die von seiner Mündung im Guinea-Golf in Umlauf. Nachdem die große Frage einer Menge kühner Reisenden (Hornemann, Roentgen, Park, Klapperton, Laing ꝛc.) das Leben gekostet hatte, fand Richard Lander den Lauf des Nigers, Caillé die Stadt Timbuktu. Reichards Ansicht hat sich in der Hauptsache bestätigt, ob wir wohl noch nicht den ganzen Stromlauf kennen. Er entspringt auf dem Loma-Gebirge zwischen Sangara und Sulimana nahe den Quellströmen Senegambiens, dringt durch die Gebirgslande von Bambarra u. a. hinab gegen ONO., durch den Dschebo-See, 190 M. weit bis Timbuktu, bis hieher Dscholiba genannt. Von hier geht er (manche Aelteren glaubten in den Tschad-See) als Quorra geradezu südlich, etwa im Meridian von Yaurie oder Katunga (24° L.), dann dreht er sich nach O. und SO., hierauf von Kakunda an, wo unter

etwa 8° N. Br. jenseits 26° L. der Tschadda- (Tscharry-) Fluß von NO. hereinströmt nach SW., spaltet sich von Kirrie an (6° 35′ N.Br., 25° 11′ L. nach Landers Charte) in ein Delta von vielen Armen, von denen mehre wie der Benin- oder Formosa-Fluß, der Escardos, Focardos (Warri) u. a. in den Benin-Busen, andere wie der Neu-Kalabar, Bonnei u. s. w. mehr gegen die Biafra-Bai hin sich münden, längst bekannte Mündungen, in denen man den Niger nicht gesucht hätte. Der mittlere Hauptstrom ist der Nun-Fluß. Mehrmal auf seinem Laufe spaltet sich der Niger, und bildet große Inseln. Auf der linken Seite nimmt er der Reihe nach die wasserreichen Flüsse Kobbie, Kutunia, Tschadda, rechts nur den Mussa (zwischen Borgu und Yarriba) auf. Sein felsenreiches Bett ist schwer zu beschiffen. Große Handelsstädte liegen an demselben, als Jenne, Timbuktu (ungefähr eine Stunde davon), Haussa, und nach den neuesten Nachrichten Wassanah. Die Städte an demselben, besonders Timbuktu und Wassanah, sind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrika; denn regelmäßige Karavanen gehen von Gambia und Senegal, von Marokko und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Kairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer sind tiefer landeinwärts bebaut und äußerst bevölkert.

Nikander, ein gelehrter griech. Arzt und Dichter am pergamischen Hofe um 160 v. Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Von ihm sind uns noch 2 Gedichte übrig: „Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß", und: „Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt". Beide sind naturhistorisch merkwürdig. Herausgaben sind von Gorräus (Paris 1557, 4.), von Salvinus (Florenz 1764) und von J. G. Schneider (Halle 1792).

Nike, s. Victoria.

Nikolaiten, eine christliche Sekte, deren Urheber ein gewisser Nikolaus von Antiochien, einer der 7 Diaconen zu Jerusalem, gewesen seyn soll, und die sich im ersten Jahrhundert in Syrien und Kleinasien ausbreitete. Sie hielten die zügellosesten Ausschweifungen der Wollust für erlaubt. In der Folge sollen sie u. d. N. der Gnostiker inbegriffen worden seyn, wenigstens waren die Sitten und Lehren dieser denen der Nikolaiten ziemlich gleich.

Nikolajew, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, der Sitz der Admiralität für das schwarze Meer, liegt am Einflusse des Ingul in den Liman des Bug, erst seit 1789 neu und regelmäßig erbaut und mit einem Erdwall umgeben. Sie zählt 1000 steinerne Häuser, größtentheils mit Colonnaden, 10.000 Einw., hat breite gerade Straßen, einen schönen Marktplatz, zwei Kirchen, gut eingerichtete Schule, Steuermanns- und Artillerieschule, Kunstkammer, Sternwarte, Wohlthätigkeitsanstalten, Buchdruckerei, Kaufhöfe ꝛc., einen Kriegshafen für die Ruderflotte und einen Handelshafen, mehre Schiffsbauplätze, aber Mangel an Holz und Trinkwasser, da beide Flüsse nur salziges und bitteres Wasser haben. Die Schifffahrt und der Handel sind bedeutend, weniger die Industrie. Hier ist der Sitz des Stabs der bugischen Kosacken, die, 6300 Köpfe stark, in der Umgegend angesessen sind.

Nikomedes, der Name von 4 Königen von Bithynien, von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem Könige von Pontus, Mithridates d. Gr., es mit Jenen hielt. Ein besonderes inniges Verhältniß fand zwischen ihm und dem jungen Julius Cäsar statt,

wenn der Urin weniger verdünnt ist, d. h. um einen Kern phosph
sauren Kalks oder Salzes bildet sich etwas Gallert und um diesen n
Rinde, oft gleiten die so entstandenen Steine in die Blase hinab, o
ins Nierenbecken, vergrößern sich in jenem Becken und nehmen die K
an, die sich bis in die Nierenkelche fortsetzen.

Nierensteiner, s. Rheinwein.

Nieswurz, Nieswurzel, eine Pflanze, die durch die scha
Bestandtheile ihrer Wurzeln heftiges Niesen erregt. In der ältern
wuchs sie häufig in Anticyra und galt als Heilmittel für den Wahn

Nießbrauch oder Nutznießung (usufructus) ist eine persö
Dienstbarkeit auf der körperlichen Sache eines Andern, vermöge d
man den vollen Gebrauch dieser Sache hat, doch ohne die Substanz
verderben. Sie enthält daher das Recht, allen Nutzen, den man a
der Sache ziehen kann, sich zuzueignen. Der, welchem der Nießbra
zusteht, heißt Usufructuarius; Der, welcher nichts als die bloße P
prietät hat, Eigenthum ohne Nutznießung, aber die Hoffnung, dere
nach dem Tode des Nießbrauchers die Nutznießung zu erhalten, h
Proprietarius.

Niesen, im Niedersächsischen Prusten, besteht in der mit ziscke
Geräusch und plötzlicher Zusammenziehung der Unterleibsmuskeln, u
derer, die auf die Lunge wirken, verbundene Ausstoßung der Luft, a
nehmlich aus der Nase, wenn die Geruchsnerven gereizt werden. D
lang anhaltendes Niesen kann besonders bei schwächlichen Personen g
fährlich werden, doch ist es leicht durch Einspritzen lauwarmer Mil
oder lauen Wassers, oder durch das bloße Einziehen von Wasserdam
zu heben. Woher die Sitte entstanden, beim Niesen Glück zu wünsch
ist unbekannt; so viel ist gewiß, daß sie sehr alt ist.

Niflheim, s. Nordische Mythologie.

Niger, auch Joliba oder das große Wasser, einer der größ
Ströme Afrikas, welcher besonders Nigritien durchfließt. Schon v
mehr als 2 Jahrtausenden zeichnete Herodot die erste Nachricht in
diesen von Westen nach Osten fließenden Strom auf, den erst neuerd
die Gebrüder Lander beschifft und genauer beschrieben haben. Da
haben die Geographen des Alterthums diesen Nil der Neger kühn g
mit dem Nil Aegyptens zusammenhängend gedacht, seine Mündung u
Quelle waren unbekannt. Mungo Park fand den Fluß vom Gam
ausreisend, und glaubte ihn identisch mit dem Kuango. Durch Ren
kam die Ansicht vom östlichen Laufe nach Wangara (wo er in ein
Moraste enden sollte), durch Reichardt die von seiner Mündung i
Guinea-Golf in Umlauf. Nachdem die große Frage einer Menge ki
ner Reisenden (Hornemann, Roentgen, Park, Klapperton, Laing u
das Leben gekostet hatte, fand Richard Lander den Lauf des Nige
Caillé die Stadt Timbuktu. Reichards Ansicht hat sich in der Haup
sache bestätigt, ob wir wohl noch nicht den ganzen Stromlauf kenn
Er entspringt auf dem Loma-Gebirge zwischen Sangara und Sulima
nahe den Quellströmen Senegambiens, dringt durch die Gebirgsla
von Bambarra u. a. hinab gegen OR., durch den Dschebo-See, 15
M. weit bis Timbuktu, bis hieher Dscholiba genannt. Von hier ge
er (manche Aelteren glaubten in den Tschad-See) als Quorra gerade
südlich, etwa im Meridian von Yaurie oder Katunga (24° L.), dan
dreht er sich nach O. und SO., hierauf von Kakunda an, wo mit

etwa 8° N. Br. jenseits 26° L. der Tschadda- (Tscharry-) Fluß von NO. hereinströmt nach SW., spaltet sich von Kirrie an (6° 35′ N.Br., 5° 11′ L. nach Landers Charte) in ein Delta von vielen Armen, von denen mehre wie der Benin- oder Formosa-Fluß, der Escardos, Focardos (Warri) u. a. in den Benin-Busen, andere wie der Neu-Kalabar, Bonnei u. s. w. mehr gegen die Biafra-Bai hin sich münden, längst bekannte Mündungen, in denen man den Niger nicht gesucht hätte. Der mittlere Hauptstrom ist der Nun-Fluß. Mehrmal auf seinem Laufe spaltet sich der Niger, und bildet große Inseln. Auf der linken Seite nimmt er der Reihe nach die wasserreichen Flüsse Kobbie, Kutunia, Tschadda, rechts nur den Mussa (zwischen Borgu und Yarriba) auf. Sein felsenreiches Bett ist schwer zu beschiffen. Große Handelsstädte liegen an demselben, als Jenne, Timbuktu (ungefähr eine Stunde davon), Haussa, und nach den neuesten Nachrichten Wassanah. Die Städte an demselben, besonders Timbuktu und Wassanah, sind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrika; denn regelmäßige Karavanen gehen von Gambia und Senegal, von Marokko und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Kairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer sind tiefer landeinwärts bebaut und äußerst bevölkert.

Nikander, ein gelehrter griech. Arzt und Dichter am pergamischen Hofe um 160 v. Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Von ihm sind uns noch 2 Gedichte übrig: „Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß", und: „Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt". Beide sind naturhistorisch merkwürdig. Herausgaben sind von Gorräus (Paris 1557, 4.), von Salvinus (Florenz 1764) und von J. G. Schneider (Halle 1792).

Nike, s. Victoria.

Nikolaiten, eine christliche Sekte, deren Urheber ein gewisser Nikolaus von Antiochien, einer der 7 Diaconen zu Jerusalem, gewesen syn soll, und die sich im ersten Jahrhundert in Syrien und Kleinasien ausbreitete. Sie hielten die zügellosesten Ausschweifungen der Wollust für erlaubt. In der Folge sollen sie u. d. N. der Gnostiker inbegriffen worden seyn, wenigstens waren die Sitten und Lehren dieser denen der Nikolaiten ziemlich gleich.

Nikolajew, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, der Sitz der Admiralität für das schwarze Meer, liegt am Einflusse des Ingul in den Liman des Bug, erst seit 1789 neu und regelmäßig erbaut und mit einem Erdwall umgeben. Sie zählt 1000 steinerne Häuser, größtentheils mit Colonnaden, 10.000 Einw., hat breite gerade Straßen, einen schönen Marktplatz, zwei Kirchen, gut eingerichtete Schule, Steuermanns- und Artillerieschule, Kunstkammer, Sternwarte, Wohlthätigkeitsanstalten, Buchdruckerei, Kaufhöfe ꝛc., einen Kriegshafen für die Ruderflotte und einen Handelshafen, mehre Schiffsbauplätze, aber Mangel an Holz und Trinkwasser, da beide Flüsse nur salziges und bitteres Wasser haben. Die Schifffahrt und der Handel sind bedeutend, weniger die Industrie. Hier ist der Sitz des Stabs der bugischen Kosacken, die, 6300 Köpfe stark, in der Umgegend angesessen sind.

Nikomedes, der Name von 4 Königen von Bithynien, von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem Könige von Pontus, Mithridates d. Gr., es mit Jenen hielt. Ein besonderes inniges Verhältniß fand zwischen ihm und dem jungen Julius Cäsar statt,

Hügel liegt die Ruine Falkenstein, welche Kaiser Karl der Große bewohnt haben soll, sie ist jetzt von einer englischen Anlage umgeben; auch der Kalverbosch und das Belvedere sind angenehme öffentliche Promenaden.

Ninive, s. Ninus.

Ninon de Lenclos, die Aspasia der Franzosen, wurde 1613 zu Paris geboren. Ihre Mutter, eine fromme Dame, wollte aus ihr eine Nonne machen, allein es war ihr gar kein Geschmack an geistlichen Dingen beizubringen; vielmehr folgte sie der Leitung ihres Vaters, der von entgegengesetzter Denkungsart, sie für die große Welt zu bilden suchte. Schon früher las sie die Schriften des Montagne und Charron und bestrebte sich, nicht nur jene Kenntnisse, die das Weib zieren, sondern auch diejenigen, die dem Geiste eine höhere Bildung zu geben vermögen, sich zu erwerben. Sobald sie in die Gesellschaft eingeführt worden war, wurde sie wegen ihrer Reize, ihrer Lebhaftigkeit, ihres Witzes und ihrer Laune in ganz Paris berühmt. In kurzer Zeit hatte sie ein ganzes Heer von Liebhabern und Anbetern; doch widersetzte sie sich aus Liebe zur Freiheit jeder ernsteren Verbindung. Um ganz unabhängig leben zu können, that sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, wovon sie 7—8000 Livres jährliche Einkünfte zog. Sie gab sich Jedem hin, der ihr gefiel, und gehörte ihm so lange an, als ihre Neigung dauerte; blos Sinnlichkeit leitete sie in der Auswahl Derjenigen, die sie mit Gunstbezeugung beglückte. Fast alle ausgezeichnete Männer der damaligen Zeit waren ihre Liebhaber und erfreuten sich nach und nach ihrer Gunst; unter ihnen befanden sich ein Coligny, Conde, Sevigny. Ungeachtet des Rufs ihrer Galanterien wurde doch von den achtungswürdigsten Frauen, einer Lafayette, Lasabliere, Maintenon, ihre Freundschaft gesucht. Ihr Haus war auch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der gebildetsten und vornehmsten Personen und der ausgezeichnetsten Gelehrten und Dichter ihrer Zeit, die sie wegen ihres feinen Geschmacks bei ihren Werken zu Rathe zogen. Als hochbejahrte Frau soll sie sogar noch reizend gewesen seyn, sodaß ihr eigener Sohn sich unwissender Weise in sie verliebte. Als ihm hierauf die unglückliche Mutter das Geheimniß entdeckte, durchstach er in der Verzweiflung mit dem Degen sich die Brust. Sie hatte auch noch einen frühern Sohn, der als Marinecapitain 1707 zu Toulon starb, und ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war. Ninon starb 1706. Man hat von ihr in Druck eine Sammlung Briefe und eine kleine Schrift „La coquette vengée". Jedoch die Aechtheit jener Briefe wird stark bezweifelt: wie sie in Absicht auf Inhalt und Darstellung gar zu sehr abstachen von jenen, die sich in Saint-Evremont's Werken befinden und unstreitig aus ihrer Feder geflossen sind. Ihr Leben haben Bret und Damons beschrieben.

Ninus, nach einer alten Sage ein assyrischer König, Nachfolger des Belus und einer der größten Eroberer Asiens, zwischen 2200—2100 v. Chr. Geburt, erweiterte das assyrische Reich bis an die Grenzen von Indien, an den Nil und an den Tanais, heirathete die Semiramis, die Gemahlin Mecon's, einer seiner Statthalter, die ihm durch ihre Klugheit zur Eroberung von Baktra geholfen hatte, und erbaute Ninive, die Hauptstadt seines Reichs. Sein Sohn war Ninyas; doch folgte ihm seine Gemahlin Semiramis und nach deren Tode erst Ninyas.

Niobe, die berühmte theban. Königin und Gemahlin des Amphion

des Tantalus und der Dione Tochter, welche mit dem Pelops aus Lydien nach dem Peloponnes kam, hatte nach der gewöhnlichen Angabe 7 Söhne und 7 Töchter. Diese erlegten Apollo und Diana mit ihren Pfeilen, zornig auf Niobe, die der Latona sich gleich gestellt, sich gerühmt und gesagt hatte, „nur 2 hat Latona geboren, ich viele". Niobe erholte sich von ihrem Schmerze wieder, stand aber in der Folge im öden Gebirge unter Klippen im Sipylus (einem Gebirge zwischen Lydien und Magnesien), wo die Nymphen wohnen, die den Achelous umtanzen, versteinert, und nährte noch immer den Gram, den die Götter ihr auferlegt hatten. Dieser Erzählung scheinen auch die Alten mit einiger Abänderung meist gefolgt zu seyn. Der Hauptgrund der Mythe selbst scheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes starben, sagte, der Pfeil des Apoll oder der Diana habe sie getroffen, sowie das Versteinertwerden fast in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchsten Grad erstarrender Verzweiflung ist. Unter den alten Tragikern haben Aeschylus und Sophokles diesen Mythus in ihren verloren gegangenen Tragödien bearbeitet. In unserm Zeitalter hat denselben besonders die berühmte Gruppe: Niobe mit ihren Kindern, merkwürdig gemacht. Auf dem esquilin. Berge zu Rom 1583 ausgegraben, standen anfänglich diese Kunstwerke lange in dem Garten der Villa Medicis, bis sie dann käuflich an den Großherzog von Toscana kamen und nach Florenz gebracht wurden. Die Statuen, von denen man glaubt, daß sie zu dieser Gruppe gehören, stehen jetzt in einem viereckigen länglichen Zimmer einzeln an den Wänden umher. Die eine der kürzern Seiten nimmt die Mutter, vor ihr der sterbende Sohn ein. Ihr gegenüber steht der Vater oder der Pädagog. An den beiden längern Wänden stehen die übrigen Figuren, 12 an der Zahl. Ein geschickter englischer Architekt, Karl Robert Cokerell, hat unlängst von der Anordnung und Aufstellung dieser Figuren zu einer Gruppe eine wahrhaft sinnreiche und originelle Idee gegeben. Er behauptet nämlich, diese Figuren seyen ehemals oben in dem Fronton (Giebel) eines Tempels zusammen aufgestellt gewesen; Niobe, als die größte der Figuren, in der Mitte, zu beiden Seiten die Kinder. Diese Idee welche er, in einer Zeichnung ausgeführt, vor einiger Zeit zu Rom erscheinen ließ, gewinnt dadurch alle Wahrscheinlichkeit, daß jene Figuren durch Stellung, Lage und allmälige Abnahme an Größe sich zur Anordnung in einem solchen Raume passend bequemen. Die Mutter steht in der Mitte, die im Hintergrunde, zu beiden Seiten reihen sich die Kinder an, Töchter und Söhne. Als Mutter vieler erwachsener Kinder, ist Niobe noch ein hohes, edles, volles Bild des Weibes, ihrer Würde, Schönheit und Kraft aus der blühendsten Zeit griech. Kunst. In großen, breiten Formen und den gediegendsten Umrissen charakterisirt der Kopf unnachahmlich den Schmerz einer tiefgekränkten Mutter, edel, zart, göttlich und innig. Ihre ganze, unaussprechliche Wehmuth liegt zwischen den beiden großen Augen. Der Mund ist nicht krampfhaft verbissen, wie bei körperlichen Leiden, nur leise geöffnet; zärtlich und ängstlich besorgt um die jammernde kleinste Tochter, birgt sie diese in den mütterlichen Schoß schützend mit dem Mantel, als wollte sie den tödtlichen Pfeil davon abhalten; das zarte Mädchen, vor Schrecken in die Knie gesunken, klammert sich flehend an die Mutter. Die jugendliche Gestalt des Mädchens vom zartesten Wellenfluß aller Linien in den Umrissen zu den üppig-

sten Formen vereinigt, die alle durch das leichte, sich anschmiegende Gewand mit ihren Reizen hindurch scheinen, im Contraste zu dem vollen Gebilde des Weibes in seiner höchsten Kraft und vollendetsten Höhe, den breiteren Formen mit dem ernsten Gewand und reicheren Faltenwurf, das Alles mit größter Besonnenheit ausgeführt, sicher und bestimmt, rein, einfach und streng gratiös ist. Die übrigen Statuen sind an Werth und Verdienst ungleich. Die weiblichen Figuren sind im Ganzen besser und zuverlässiger als die männlichen. Jene mit dem gesenkten Blick zur Erde, wahrscheinlich auf einen der getödteten Brüder, und die beiden, welche mit beschleunigenden Schritten jammernd der Gefahr zu entrinnen suchen, gehören zu den Besten. Das stehende Mädchen, eine der älteren Töchter, hat am meisten gelitten und ist vielfältig restaurirt. Aber die weibliche Figur (vom Eingange links die zweite), wahrscheinlich eine Psyche, hat keinen Antheil an dieser Geschichte. Unter den Söhnen zeigt sich der jüngste am Originellsten, und scheint mit der Mutter von desselben Künstlers Hand. Gefühl, Bewegung und Charakter, Alles mit derselben vollendeten Behandlung und Ausführung dürften darüber keinen Zweifel übrig lassen. Drei seiner Brüder eilen dem tödtlichen Geschosse zu entfliehen, der vierte ist schon getödtet, und ein anderer dem Tode nah — sterbend. (Ein getödteter Sohn der Niobe aus der Sammlung Bevilaqua in Verona, in dessen Besitze gegenwärtig der König von Baiern ist, ist bei weitem vorzüglicher und ohne Zweifel ein wahres Original.) Der sterbende Sohn und einer der jüngeren Brüder wiederholen sich. Die Wiederholungen aber geben in verschiedenen Theilen mehr Originalität zu erkennen. Die männliche Figur, Pädagog, ist in der Idee des Ganzen, und zusammenstimmend durchgefühlt und ausgeführt. Er ist in einer von plötzlichem Schrecken ergriffenen und mächtig bewegten Stellung; Geist und Hand daran tragen das Gepräge von Originalität. Ein kniender Jüngling, der seine Rechte erhebt, die Linke aber an den Rücken anschließt, wo er verwundet zu seyn scheint, entbehrt doch höhere Erfordernisse, um mit Wahrheit auf ihr behaupten zu können, daß sie hier am rechten Platze stehe. Nach der Beziehung der Empfindung auf einander sollte füglich neben der Tochter zur Rechten der Mutter der sterbende Bruder seine Stelle nehmen. Es scheint aber, man hat bei Aufstellung dieser Figuren weniger auf ihre wechselseitige Beziehung, als auf die Bequemlichkeit einer mehr theilhafteren Betrachtung ihrer einzelnen Theile zunächst Bedacht genommen. Ein Sinngedicht („Anthol. V, 8, 1") nennt den Verfasser dieses Meisterwerks, den Praxiteles. Sonst nennt Plinius dafür den Kalamis, Scopas. Winkelmanns chronologische Gründe hat Heyne („Antiquarische Sammlung, Th. I") sehr verdächtig gemacht. Diese Mythe scheint überhaupt unter den alten Künstlern mehre Bearbeiter gefunden zu haben. Dieß beweisen noch die verschiedenen erhabenen Arbeiten, auf welche man sie abgehandelt findet. Eine derselben, die in den Sallustischen Gärten gefunden wurde, steht jetzt in der Villa Borgheſe zu Rom, im ersten Saale. Eine andere sieht man im Vatican. Ein ähnliches Fragment hat die Villa Albani. Noch ein anderes Werk dieser Art ist nach England zu der Sammlung des Grafen Pembrock zu Wilton abgegangen worden. Auch an dem Portal des Tempels des Apollo, den Augustus auf dem Palatium erbaute, war diese Geschichte in Elfenbein über der Thüre ausgearbeitet.

Nische (niche) oder Bilderblende, in der Architectur eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Cirkelstücke gearbeitet und mit einem halben Kugelwölbe bedeckt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Oefen und andere Verzierungen gefüllt. Auch in der Gartenkunst hat man sie nachgeahmt.

Nitrum, s. Salpeter.

Nivelliren, s. Abwägen.

Nixen sind weibliche Gottheiten der nordischen Mythologie, die in kleinen Landgewässern hausen. Die Volkssage gibt ihnen einen schalkhaften, oft sogar einen boshaften Charakter. Sie mischen sich gern in die Angelegenheiten liebender Jünglinge und Mädchen und locken mit süßer Stimme den Menschen in ihr verderbliches Element.

Nizam-Dschédid heißt bei den Türken das unter Selim III. zuerst durch Mustapha Bairaktar auf europäischem Fuß eingerichtete Heerwesen, das zwar damals von den noch zu übermächtigen Janitscharen wieder unterdrückt, aber in der neuern Zeit (1826) von dem muthigen Sultan Mahmud durch Vertilgung der Janitscharen dennoch durchgesetzt wurde. Mehres s. Türkei.

Nizza, vormals eine sardinische Grafschaft, an Frankreichs Grenze und am Mittelmeere, von diesem, den Alpen und den Apenninen eingeschlossen, ein an edlen Südfrüchten und Wein reiches Gebirgsländchen, bildet jetzt, seit 1796—1814 zum franz. Seealpendepartement gehörend, einen Theil der sardinischen Provinz Genua. Die gleichnamige Hauptstadt mit 20.000 Einw. liegt in einer höchst romantischen Gegend am Fuße des steilen Montalban, den eine Schloßruine krönt und an der Mündung des Bergflusses Poglione ins Mittelmeer. Der obere oder ältere Stadttheil hat enge, winkliche und schmutzige Straßen und hohe Hinterhäuser; im untern neuern Viertel, das sich nach dem Meere hinzieht, sind die Straßen schön und breit und die Häuser von guter Architektur. Die zierliche Vorstadt St.-Croix am Poglione hat ebenfalls schöne Häuser und prächtige Gärten. Der Freihafen, welcher jedoch nur 60 große Schiffe fassen kann, hat zwei starke, schön gebaute Molos und wird durch ein Fort geschützt. Nizza und die umliegende Gegend sind wegen ihrer außerordentlich reinen und gesunden Luft und ihres milden Klimas, welches sie selbst im Winter nicht verläßt, berühmt; die üppigste Vegetation ist allenthalben sichtbar und deßhalb ist es der Lieblingsaufenthalt aller Derer, die vor dem nordischen Winter sich retten wollen. Wenn noch kein Hauptorgan angegriffen ist, so erholen sich die kränklichsten Personen unter diesem herrlichen Himmel äußerst schnell, wozu aber auch die vortrefflichen Lebensmittel vieles beitragen. Ein Theater, zwei Seebäder, prächtige Gasthöfe, eine öffentliche Bibliothek, schöne Promenaden und die entzückendste Aussicht in die paradiesische Landschaft liefern einen der vorzüglichsten Orte in Europa; denn bei reinem Himmel sieht man am Horizont Corsicas Berge. Aus der Römerzeit sind besonders merkwürdig die Ruinen des Amphitheaters: die Arena, mit Oelbäumen und Getreide bepflanzt, ist noch gut erhalten; es konnte wohl 8000 Menschen fassen. Auch ein Prätorium und andere Reste von Gebäuden sind sehr sehenswürdig. Olivenöl ist der Hauptgegenstand des Handels; Seide, Südfrüchte, Essenzen, Weizen u. a. Landesproducte sind ein anderer Zweig der Ausfuhr; besonders Blumen, welche im Winter durch ganz Frankreich, ja bis nach England versendet werden.

Noah, Sohn des Lamech, der letzte unter den Patriarchen des sethischen Stammes vor der Sündfluth; führte ein sehr frommes Leben (1. Mos. 6, 9. Hebr. 11, 7.), predigte seinem Volke Buße (2. Petr. 2, 5.) und ward von Gott zum Stammvater eines neuen Menschengeschlechts erwählt, indem das erst geschaffene durch die Sündfluth umkommen sollte. Hier mußte er, um sich und seine Familie zu erhalten, auf Gottes ausdrücklichen Befehl einen Kasten (Arche) zu bauen und in denselben mit seiner Familie und allen Arten von Thieren, so lange die Fluth (Sündfluth) dauerte, seine Wohnung nehmen (1. Mos. 7, 8. 9.). Nachdem die Sündfluth vorüber war, verließ er die Arche, baute einen Altar, brachte Opfer und errichtete mit Gott einen Bund (1. Mos. 8, 16 f.), in welchem ihm Gott unter den Gnadenzeichen eines Regenbogens die Verheißung gab, daß keine allgemeine Sündfluth mehr über die Erde kommen sollte (1. Mos. 9, 16.) und 7 Gebote einschärfte: die Menschen sollen den Götzendienst aufgeben, den göttlichen Namen anrufen, kein Menschenblut vergießen, Blutschande und jede Unkeuschheit vermeiden, keinen Diebstahl begehen, die Missethäter nach Gerechtigkeit bestrafen, kein Blut oder sonst etwas von einem lebendigen Thier essen. Sein Weib, das jedoch in der heiligen Schrift nicht genannt wird, soll Noema geheißen haben und in Marend begraben worden seyn. Seine 3 Söhne, Sem, Ham und Japhet (1. Mos. 9, 18), sollten den Erdboden wieder bevölkern. Noah begründete nun die Civilisation; denn er trieb den Ackerbau und pflanzte Weinberge (1. Mos. 9, 20 f.), wo er, wenn er auch nicht ins Laster der Trunkenheit verfiel, sich doch in dem Safte der Weinbeeren berauschte. Bei einer solchen Gelegenheit in unruhigem Schlummer in seiner Hütte liegend, entblößte er sich; sein Sohn Ham bemerkte die Schwäche des Vaters und spottete darüber gegen seine ältern Brüder (1. Mos. 9. 22 f.). Diese hatten an diesem unkindischen Betragen ihr Mißfallen, legten ein Gewand auf ihre Schultern und warfen es mit abgewendeten Augen rücklings über den Vater. Als Noah sein Erwachen den Vorgang erfuhr, verfluchte er, entrüstet über den Frevel gegen väterliche Würde, Ham, der Knecht seiner Brüder zu seyn, Sem und Japhet dagegen segnete er. Noah starb, 950 Jahre alt, und wurde in Mesopotamien begraben. Seine Nachkommen breiteten sich nun weit aus; die Söhne Sems (Semiten) bevölkerten nach der Sage Asien, die Nachkommen Japhets (Japhetimen) nahmen Europa in Besitz; die Söhne Hams aber (Hamiten) wurden nach Afrika verdrängt, weßhalb die Schwarzen für Nachkommen Hams angesehen wurden. Dieser hebräische Bericht von der Sündfluth und der Rettung Noah's, als eines zweiten Adam, findet in der Gleichheit mehrer Umstände ähnlichen Mythen in andern asiatischen Völkern ihre Bestätigung. Die chaldäische Xisuthros, der indische Prithu oder Man-Sotti-wrata, der in der asiatischen und griech. Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bacchus ist jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen über die untergegangene Vorwelt und des Weins. Den Stoff der Geschichte Noah's hat Bodmer in s. „Noachide" episch, aber nicht glücklich behandelt. Ueber die Noachische Fluth des Israeliten und ähnliche Sagen andrer Völker s. m. Pustkuchen's „Urgeschichte der Menschheit" (Lemgo 1824).

Noailles, eins der ältesten adeligen Geschlechter in Frankreich, das die Gunst des Hofs Jahrhunderte besessen hat. Unter den Mitgliedern dieser Familie, welche stets die ersten Stellen im Königreiche

bekleideten, bemerken wir: 1) Antoine de N., berühmt durch seine Gesandtschaften unter Heinrich II. Der Abbé Vertot hat seine Negotiationen herausgegeben. Auch sein Bruder, der Bischof zu Acques, wurde zu wichtigen und schwierigen diplomatischen Sendungen nach England, Italien und selbst nach Konstantinopel verwendet. 2) Anne Jules, Herzog v. N., geb. 1650, erbte von seinem Vater die erste Compagnie der Gardes-du-Corps und befehligte in dem Kriege von 1689—97 ein Armeecorps in Catalonien, erhielt 1693 den Marschallsstab und gewann 1694 die Schlacht am Ter gegen die Spanier. Er starb 1708. 3) Louis Antoine de N., Bruder des Vorherg., Erzbischof von Paris und Cardinal. Wegen der Unterstützung, die er Quesnel angedeihen ließ, wurde er von den Jesuiten und vorzüglich von Le Tellier, dem Beichtvater Ludwigs XIV., verfolgt. Sie bewirkten gegen ihn die Bulle Unigenitus (s. d.), deren Annahme sich Noailles als Erzbischof von Paris lange widersetzte, bis man ihn endlich in seinem 78. Jahre dazu vermochte. Er starb bald darauf (1729). 4) Adrien Maurice, Herzog v. N., Sohn des obengen. Anne Jules, diente im span. Erbfolgekriege mit Auszeichnung in Spanien, wurde Grand von Spanien 1. Classe und vermählte sich 1698 mit Françoise d'Aubigné, einer Nichte der Frau v. Maintenon. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. war er Präsident des Finanzconseils und Mitglied des Regentschaftsraths, aus welchem er jedoch 1721 austrat, um nicht dem Cardinal Dubois den Vorsitz einzuräumen. Durch den Einfluß dieses intriguanten Priesters exilirt, wurde er erst nach dessen Tode (1723) zurückberufen und in seine vorigen Aemter eingesetzt. 1734 machte er unter Berwick den Feldzug am Rhein und die Belagerung von Philippsburg mit und erhielt nach dessen Tode den Marschallsstab. Im folg. J. befehligte er das franz. Heer in Italien. Als nach dem Tode des Kaisers Karl VI. der östr. Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt Noailles ein Commando am Rhein. 1743 verlor er durch die unzeitige Hitze seinen Neffen, des Grafen von Grammont, die Schlacht von Dettingen und dadurch die Früchte seiner weisen Anordnungen, durch welche er das engl. Heer dem Untergange nahe gebracht hatte. Zu alt, um ferner an der Spitze der Armeen zu fechten, trat er in das Ministerium. Mit glänzenden Vorzügen verband Noailles alle Fehler der Höflinge jener Zeit. Seine Freundschaft für den Marschall von Sachsen ging so weit, daß er, obgleich älterer Marschall, demselben in der Schlacht von Fontenoi als erster Adjutant diente. Seine beiden Söhne wurden 1775 zu Marschällen von Frankreich ernannt. Der Abbé Millot gab nach seinem Tode „Mémoires politiques et militaires pour sérvir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV, composés sur les pièces originales recueillies par Adrien Maurice duc de Noailles etc." heraus, die nicht nur für die Geschichte der Kriege Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., sondern auch für die Geschichte Spaniens unter Karl II. und Philipp V. interessante Nachrichten enthalten. — In der neuern Zeit hat sich bekanntgemacht: Louis, Vicomte de N., General, Mitglied der ersten Nationalversammlung 1789. Vom Adel gewählt, schlug er am 13. Juni seinem Stande vor, sich mit dem dritten zu vereinigen. Montmorency, Rochefoucauld, Lafayette u. A. stimmten ihm bei, und nach langen Debatten vereinigten sich 40 Mitglieder der Adelskammer am 25. Juni mit der Nationalversammlung. In der Nacht des 4. Aug. forderte Noailles zuerst

die Geistlichen und den Adel in der Versammlung auf, ihren den Gemeinwohl schädlichen Privilegien zu entsagen. So nahm er an den wichtigsten Reformen einen entscheidenden Antheil. Nach dem Schluß der constituirenden Versammlung ging er zur Armee und commandirte 1792 bei Valenciennes die Vorpostenkette. Seine Geburt machte ihn verdächtig; er forderte seinen Abschied und lebte zurückgezogen auf dem Lande. Erst unter der Consularregierung nahm er wieder Dienste und zeichnete sich als Brigadegeneral unter Leclerc und Rochambeau in St. Domingo aus. Bei der Räumung der Insel wollte er auf einem Kauffahrteischiffe nach Cuba sich begeben, ward aber in einem Gefechte mit den Engländern, die das Schiff nahmen, erschossen.

Noehden (Georg Heinrich), D., geb. zu Göttingen den 23. Jan. 1770, einst Heyne's Lieblingsschüler und Bearbeiter seines Virgil, war Unteraufseher der Antiquitäten und des Münzcabinets im brit. Museum, auch Secretair der k. astat. Societät und Präsident des in England gestift. deutschen Vereins. Seine Verdienste um die Erziehung junger Briten, deren Studien er in Eton und Göttingen leitete, waren so ausgezeichnet, daß er in England nationalisirt wurde. Seine 1800 erschienene deutsche Sprachlehre für Engländer („German grammar adapted to the use of Englishmen") erlebte mehre Aufl. Auf Ersuchen eines Londner Buchhändler unternahm er 1812 die Umgestaltung von Nemnich's „Deutsch-englischem und englisch-deutschem Wörterbuche". Während seines Aufenthalts zu Eton genoß er den freundschaftlichen Umgang Herschel's und des gelehrten J. Bryant. Reisen durch Deutschland, Holland und Frankreich, meist auf Literatur und Kunst sich beziehend, brachten ihn in Verbindung mit vielen merkwürdigen Personen. 1818 folgte Noehden einem Rufe nach Weimar, um die Oberaufsicht über die Erziehung der Prinzessinnen, Töchter des Erbgroßherzogs, zu übernehmen. Er genoß hier Achtung und Zutrauen in ausgezeichnetem Maße. Auch erhielt er Urlaub, um Italien zu besuchen. Hier traf ihn eine dringende Aufforderung, die Stelle am brit. Museum anzunehmen, welche man mit Uebergehung von 30 Bewerbern ihm bestimmte. Eine Frucht seiner ital. Reise ist die engl. Uebers. von Göthe's Abhandl. über da Vinci's Cena in Mailand, mit einer gehaltvollen Einleitung. Früher hatte er im Verein mit seinem Freunde Stoffart Uebersetzungen von „Egmont" und „Don Carlos" gegeben, welche Schiller selbst für sehr gelungen hielt. In Böttiger's „Amalthea" (II) hat er eine interessante, auf eigne Anschauung begründete, Abhandl. über das sogen. Memnonsbild (the head of Memnon) mitgetheilt, welches der Hauptgewinn von Belzoni's Reise war und, von dem britischen Generalconsul Salt in Kairo für das Nationalmuseum in London erworben, dort aufgestellt ist. Auch war Noehden Mitarbeiter an mehren kritischen Journalen Englands, und als correspondirendes Mitglied der göttinger k. Gesellschaft der Wissenschaften gab er zuweilen Nachrichten und Recensionen die Anzeigen derselben. Seit 1824 gab er eine Auswahl seltener griech. Münzen aus der Sammlung des Lords Northwick, mit Erklärungen heraus; als ein Ganzes u. d. T.: „Specimens of ancient coins of Magna Graecia and Sicily", gezeichnet von Del Frate (London 1826, 4., mit 21 Kupf.). Noehden starb zu London den 13. März 1826.

Noetianer, s. Sekten.

Nollet (Jean Antoine), ein Geistlicher, der sich Verdienste um

ik und Naturgeschichte erwarb, geb. zu Pimbré bei Noyon 1700 von inbemittelten Aeltern, erhielt seinen ersten Unterricht zu Clermont und Beauvais, und ging dann nach Paris, wo er mit Réaumur, Dufay, Duhamel und Jussieu vertraut wurde. 1738 stiftete der Graf v. Maurepas für ihn zuerst die Stelle eines Prof. der Experimentalphysik. Er wurde Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und machte wissenschaftliche Reisen nach England und Italien. 1744 ward er nach Versailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphysik zu unterrichten. Am meisten beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Elektricität. Diejenigen indessen, welche ihn als den Vater der Experimentalphysik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Poliniere Unrecht, der die ersten öffentlichen Versuche in dieser Wissenschaft zu Paris gemacht hat. Nollet starb zu Paris 1770. Seine Arbeiten finden sich größtentheils in den „Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris". Die über das Gehör der Fische wird besonders geschätzt. Wir besitzen von ihm: „Leçons de physique expérimentale" (Amsterd. 1754, 4 Bde., 12.; deutsch, Erfurt 1799 fg., 5 Bde.) und „L'art des expériences" (Amsterd. 1770, 3 Bde., 12.; deutsch, Lpz. 1771, 3 Bde., mit Kupf.).

Nomaden (a. d. Griech.) nennt man diejenigen Völker, welche noch keine feste Wohnsitze haben und, gewöhnlich bloß mit der Viehzucht beschäftigt (Hirtenvölker), ihren Aufenthalt so oft verändern, als sie sich durch Veränderung desselben zu verbessern glauben. Da Grundeigenthum und Ackerbau die Hauptstützen einer fortschreitenden Bildung sind, so stehen die nomadischen Völkerschaften den Ackerbautreibenden in Hinsicht ihrer Ausbildung überall weit nach. An ein ungebundenes Leben gewöhnt, haben die Nomaden einen großen Abscheu vor jeder Niederlassung und verlassen ihre ursprüngliche Lebensweise nur dann, wenn sie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn sie sich der Niederlassungen eines gebildeten Volks bemächtigen können. Gewöhnlich aber geschieht diese Veränderung allmälig. Die größten Revolutionen in der Geschichte sind oft durch solche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt sind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Asien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verschiedene Grade des Bildungszustandes. Einige halten sehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums und kennen schon einen gewissen Luxus, während andre eine mehr räuberische Lebensart führen.

Nomen, in der Mehrzahl nomina, das Nennwort, ist in der Sprachlehre derjenige **Redetheil** (s. d.), durch welchen man ein Ding im weitesten Sinne, seinem Bestehen und Inhalte nach, bezeichnet. Zu den Nennwörtern gehören: 1) die Hauptwörter, nomina substantiva, durch welche ein Ding als für sich bestehend bezeichnet wird. Sie sind a) appellativa (communia), Gemeinnamen, Gemeinwörter, Gattungswörter, welche sich auf mehre, und zwar wirklich für sich bestehende (z. B. Personen oder Sachen im eigentlichen Sinne), oder auf abstracte Dinge (allgemeine von den Dingen abgezogene Begriffe und an sich unselbständige Eigenschaften, Zustände, z. B. Klugheit) beziehen; daher die erstern concreta, die letztern abstracta heißen. Zu den Gemeinwörtern gehören auch die Sammelwörter (collectiva), in denen eine Mannigfaltigkeit solcher Dinge als ein Ganzes gedacht wird, z. B. Heerde, Monat, Jahr; b) Eigennamen (nomina propria, s. **Namen**). 2) Bei- oder Eigen-

ſchaftswörter (nomina adjectiva). (S. Adjectiv.) Bei den Nennwörtern kommt die Declination (Beugung), das Genus (Geſchlecht) und der Numerus (Zahl) vor. Einige Formen des Zeitworts können als Nennwörter gebraucht werden; als: das Particip oder Mittelwort, und der Infinitiv, welcher, mit dem Artikel verbunden (z. B. das Leſen) zum Subſtantiv erhoben wird.

Nomenclator hieß bei den alten Römern ein Knecht, welcher, wenn ſie ausgingen, neben ihnen hergehen und die Namen der Vorübergehenden, ihnen oft ſelbſt nicht bekannte Leute, nennen mußte; ähnliche Diener, den ſich die Päpſte zu gleichem Behufe hielten; jetzt Wörter- oder Namenkenner, als von terminologiſchen Ausdrücken in Wiſſenſchaft u. dgl.

Nominalerklärung oder Wörtererklärung iſt die Angabe ſolcher Merkmale einer Sache, wodurch zwar das Weſen derſelben nicht entdeckt wird, die aber hinreichend ſind, die Sache von andern zu unterſcheiden. Z. B. die Achenwall'ſche Erklärung des Geldes, als einer Sache, deren Gebrauch nur dadurch möglich wird, daß man ſie veräußert, unterſcheidet das Geld hinlänglich von allen andern Gegenſtänden der Welt für. Sie ſteht der Real- oder Sacherklärung entgegen, die das Weſen des Dinges angibt, und daher daſſelbe nicht nur von andern Dingen unterſcheidet, ſondern ſelber nach Dem, was es iſt, kennen lehrt. Die Realerklärung des Geldes würde ſeyn: das allgemeine Mittel, den Tauſch des Menſchen unter einander zu verkehren; der allgemeine Stellvertreter alles Deſſen, was Menſchen von andern fordern können. (S. Definition.)

Nominaliſten. Durch den Nominalismus wurde zuerſt der Umfang die ſcholaſtiſche Philoſophie engbeſchränkte Wirkungskreis der Vernunftthätigkeit erweitert. Sein erſter Stifter iſt Johannes Roſcellinus, Canonicus zu Compiegnie, der unter andern damals für ketzeriſch geltenden Behauptungen aufſtellte, die allgemeine Begriffe ſeyen bloße Worte (flatus vocis). Seine eifrigſten Gegner waren die Realiſten, die von den allgemeinen Begriffen behaupteten, ſie ſeyen der Wirklichkeit nach in den Objecten gegründet. Die Lehre des Roſcellinus ward 1092 zu Soiſſons verdammt, und der Realismus erlangte ausſchließliche Herrſchaft. Im Anfange des 14. Jahrh. wurde der Streit der Nominaliſten mit den Realiſten aufs neue belebt durch Wilhelm von Occam aus der engliſchen Grafſchaft Surrey, einen Schüler des berühmten Duns Scotus. Er beſtritt zunächſt die von den Realiſten behauptete Realität, die den allgemeinen Begriffen außer dem Verſtande zukommen ſolle; indem er dagegen behauptete, daß dieſe nur ein ſubjectives Daſeyn in der Seele haben und ein Erzeugniß des abſtrahirenden Verſtandes ſeyen. Als ſeine nächſten Anhänger und Vertheidiger des Nominalismus ſind zu erwähnen: Robert Holkot (ſt. 1349), Gregorius Ariminenſis (ſt. 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Heſſen (ſt. 1397), Nicolaus Oresmius (ſt. 1382), Matthäus von Krakau (ſt. 1410), Gabriel Biel (ſt. 1495); ſie waren zu ihrer Zeit berühmte und verdienſtvolle Lehrer, helle Köpfe, jedoch ohne beſondres philoſophiſches Talent. Johannes Buridan aus Bethune (1550) galt zu ſeiner Zeit für den beſten Vertheidiger des Nominalismus. Ungeachtet die Nominaliſten mehr als einmal zu Paris verfolgt, ihnen das Lehren unterſagt, und ihre Schriften verboten wurden, ſo behauptete ſich doch die Partei gewann immer mehr Anhänger.

nd sehr oft in Paris und auf mehren deutschen Universitäten die Ober-
and, ohne jedoch die Gegenpartei ganz zu unterdrücken. Der metaphy-
ische Streitpunkt über die Realität der allgemeinen Begriffe war es
ber nicht allein, was die Trennung verursachte, sondern es war viel-
nehr ein totaler Gegensatz in der Denkart. Denn es offenbarte sich in
er Partei der Nominalisten ein nach größerer Freiheit des Denkens stre-
ender Geist, der nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die fortschreitende
Entwicklung der Vernunft zur Philosophie geblieben ist. (S. Scho-
astische Philosophie.)

Non (Jean Claude Richard de Saint), geb. 1727, gest. zu Paris
en 25. Nov. 1791, Mitglied der Maler- und Bildhauerakademie zu
Paris, berühmt durch sein „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile“
1782—86, 5 Bde., Fol.), die vorzüglich wegen den (417) Kupferta-
eln geschätzt wird. Er hatte seine Stelle als Parlamentsrath verkauft,
m mit diesem Gelde die Reise nach Italien zu bestreiten. Er war selbst
usübender Künstler und besaß in Arbeiten mit der Radirnadel eine
orzügliche Geschicklichkeit. Außer den Kupfern jener Reisebeschreibung
at er noch eine Menge von Blättern nach Antiken oder nach Arbeiten
on Le Prince, Boucher und Fragonard herausgegeben. (Vgl. Denon.)

Nonä, s. Kalender.

Nonconformisten, die der bischöflichen Kirche in England ent-
gegengesetzte Partei, s. Englische Kirche und Dissenters.

None, in der Musik der neunte Ton vom Grundton heraufwärts
erechnet. (S. Intervall.)

Nonjurors, Nichtschwörer, s. Jakobiten.

Nonius, s. Vernier.

Nonne, s. Klöster.

Nonote (Claude François), Jesuit, Mitglied der Akademie von Be-
ançon, geb. 1771, widmete sich besonders der Kirchengeschichte und
Theologie, und ist bekannt durch seine „Erreurs de Voltaire“ (Avignon
1762, 2 Bde., 5. Aufl. 1770, 12.). Es herrscht darin ebenso viel Ge-
lehrsamkeit als Anstand im Tadel. Nonote hat bei diesen Werke den
Zweck, die in dem „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations“, zum
Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemach-
ten Fehler und falschen Angaben zu berichten. Voltaire zermalmte ihn
dagegen durch seinen Witz. Nonote starb zu Besançon d. 3. Sept. 1793.
S. „Oeuvres de l'abbé Nonoté“ (Besançon 1818, 7 Bde.).

Nonpareille (ohne Gleichen, unvergleichlich), eine Art feiner
Druckschrift (Lettern).

Noot (Heinrich van der) spielte eine Rolle in dem Aufstande der
östreich. Niederlande gegen Joseph II. Geb. zu Brüssel, studirte er die
Rechte zu Löwen und kehrte als Advocat nach seiner Vaterstadt zurück.
Ohne gründliche Kenntnisse und richtigen Blick, war es nichtsdestowenig-
ger durch seine Beredtsamkeit und durch seine Kühnheit als Volksführer
zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Jo-
seph II. beabsichtigten Tausch der Niederlande gegen Baiern und durch
die Schleifung der Barrière unzufrieden; als aber der Kaiser die durch die
Joyeuse Entrée ihnen zugesicherten Freiheiten verletzte, die Patrimonial-
gerichtsbarkeit abschaffte, der Universität Löwen eine neue Einrichtung
geben und die fanatische Geistlichkeit zur Duldung aller christlichen Sek-
ten zwingen wollte, zum größten Verdrusse derselben Normalschulen an-

Oberhaupt haben, das bei einigen Völkerschaften Mingo genannt wird. Ihre Anzahl nimmt jährlich ab, woran der Trunk, die Verminderung der gewohnten Nahrungsmittel, die fortdauernde Auswanderung und der Verlust aller Thatkraft die Hauptursachen sind. Hauptsprachen bei den Indiern sind die mexicanische, apachische, chipiwäische, huronische, mohawkische, nadoweſſiſche, miſſuriſche, illinäiſche, cherokiſche und mandanguliſche. Nach Jarvis nehmen die Indier ein höchſtes Weſen an, das ſie den großen Geiſt oder Herrn des Lebens nennen und neben ihm Urgötter, denen jener den Oberbefehl über die Elemente und die Leitung der menſchlichen Angelegenheiten übergeben hat. Dieſe letztern ſind gute (Okki oder Mannitos) oder böſe. Jeder Menſch hat nach ihm einen Schutzgott, der ſich durch Träume offenbart. Sie haben alle Glauben an Fortdauer und Vergeltung nach dem Tode und opfern dem höchſten Geiſte und den Untergöttern Früchte, Thiere und andre Gegenſtände, beſonders fette und milchweiße Hunde, nie Menſchen. Priester ſind beſonders die Stammfürſten und Hausväter; doch haben ſie auch eine Art Zauberer (franz. jongleurs, engl. jugglers, conjurers), welche die Wünſche der Götter verkündigen, auf eine übernatürliche Weiſe Krankheiten heilen, wunderbare Segnungen des Himmels herabflehen, ungewöhnliche Strafen verhängen, künftige Dinge vorherſagen ꝛc. Die katholiſche Religion hat in neuern Zeiten mehre Fortſchritte gemacht, beſonders bei den Illineſen und Huronen. Buchſtabenkenntniß fehlt ihnen, doch machen ſie ihre Gedanken einigermaßen durch Hieroglyphen und Wampums (Riemen mit Muſcheln ꝛc.) verſtändlich. Außer Bogen, Pfeilen, Streitäxten, Pirogen, Kanots ꝛc. verfertigen ſie Zeuche aus Haaren und Federn, Pfeifen aus Stein (Kalumets, Friedenspfeifen), irdene Gefäße, Körbe ꝛc.; Jagd und Fiſcherei ſind Hauptnahrungszweige. Der Ackerbau breitet ſich immer mehr aus. Mehre Völker unterhalten ſtarken Pelzhandel, und gewöhnlich dienen Felle als Maßſtab des Werths bei dem Handelsverkehr. Bei einigen Völkern findet man in eingeſchnittenen Ober- und Unterlippen und in der Naſe eine eigenthümliche Verzierung. Militairpoſten und Handelsplätze von Briten und freien Nordamerikanern durchkreuzen die Lande der Wilden mit Handel und Militairlinien nach der Mündung der Columbia und Mexico. Frei ſind übrigens noch zur Zeit viele dieſer Wilden, aber immer weiter drängt die Coloniſirung beſonders der Freiſtaaten vorwärts, und ſtets kommen dieſe neue Einwanderer in großer Anzahl und kaufen in den reſervirten Gegenden den Indianer allmälig aus. Zu der älteren Geſchichte Nordamerikas iſt bei weitem noch nicht alle vorhandenen Materialien geſammelt. Die amerikaniſche Antiquariengeſellſchaft, deren Zweck auf die Entdeckung der amerikaniſchen Alterthümer, auf die Erhaltung der vorhandenen Reliquien und Werkzeuge der Urbewohner und auf die Sammlung der alten Handſchriften, Urkunden und Bücher, hinſichtlich der erſten europäiſchen Niederlaſſungen gerichtet iſt, wird uns hierüber mehr Licht verbreiten. — Außer ältern Reiſewerken, welche die Völkerkunde Nordamerikas betreffen (z. B. das wichtigſte von Iſaak Weld, London 1799), ſind noch an neuen Beobachtungen jene von Adair, Sam. Farmar Jarvis, Heckewelder, Howiſon, Fitzgerald v. Roos; überhaupt die von Carey und Lea, Buchanan, Edwin James, Talbot ꝛc. S. Spehr's „Handbuch von Amerika" (9 Bl. Med. Fol., Braunſchweig 1827.

Nordamerikanische Freistaaten, Nordamerikanischer krieg, s. Vereinigte Staaten.

Norden (Friedrich Ludwig), geb. 1708 zu Glückstadt in Holstein, rat 1722 in das Seecadettencorps. Herr von Lerche, Großceremonienmeister am dänischen Hofe, erlangte für ihn vom Könige die Erlaubiß und die Mittel zu reisen. Der Hauptzweck der Reise war, die Bauart der Ruderschiffe zu studiren. Nachdem er sich hauptsächlich in Marille und Livorno hiermit beschäftigt hatte, erhielt er in Florenz von dem Könige von Dänemark, Christian VI., den Befehl, nach Aegypten zu reisen. Einige Zeit nach seiner Rückkehr trat er, mit Genehmigung des Königs, als Freiwilliger in englische Dienste. In der Absicht, seine Gesundheit herzustellen, ging er nach Paris, wo er 1742 starb.

Norderney, Insel Ostfrieslands von vier Stunden Umfang, hat n Südosten 40—80 Fuß hohe Sanddünen, in deren Schutz ein Dorf egt, von 106 Häusern mit Kirche und 550 Einw., die meistens Seehrer sind, wohin man bei höchster Ebbe zu Fuß gelangen kann. Somers wird das dortige Seebad stark besucht, das die Regierung anlen ließ, und mit Aufwand für die Kranken, welche kalte oder warme eebäder bedürfen, unterhält. Es besitzt dieses Seebad die Annehmlichit vielen Schattens im nahen Gehölze, welche dem oldenburger Bade Wangeroge und dem gräflich Bentinkschen zu Dangast fehlt. Die utsche Nordsee hat außer diesem noch ein Seebad zu Ritzebüttel, aber re Vielheit schadet der Frequenz. Das besuchteste unter diesen ist aber s Norderneyer, das ganz mit dem Luxus englischer Seebäder unterlten wird.

Nordhausen, vormals freie Reichsstadt, jetzt Kreisstadt im preuß. chsischen Reg.-Bez. Erfurt, an der Zorge und am Geiersberge, auf r Südseite des Harzgebirges, besteht aus der Oberstadt und Unterdt; 1364 H., 10.400 Einw., Gymnasium, Tuch-, Leinen- und Wollzeuchwebereien, Färbereien, Oelmühlen, Leder-, Scheidewasser- und triolfabriken, Kupfer- u. Nagelschmieden, Branntweinbrennerei, Hanmit Getreide, Vieh, Branntwein und Vitriolöl.

Nordische Literatur (altnordische), s. Skandinavische Literatur.

Nordische Mythologie. Die nordische Mythologie steht in einn unmittelbaren Zusammenhange mit der Poesie; was unter jenem imen zu uns gekommen, ist nicht als Glaube der skandinavisch-germachen Völker, sondern als ein Hülfsmittel der isländischen Dichter zu s gekommen. Ihre Quellen sind die isländischen Gedichte, die man u. N. der Sämundischen Edda zu begreifen pflegt (s. Edda); ihr Alläßt sich nicht bestimmen, nur so viel ist klar, daß sie nicht aus eiZeit stammen, und von Christen verfaßt und aufgeschrieben sind. trachtet man die nordische Mythologie näher, so sieht man bald die schiedenartigen Elemente, die in ihr zusammen gemischt sind, übergt sich aber leicht, wie aller Zusammenhang fehlen muß, und die unreiflichen Widersprüche der Mythen mit einander entstanden sind. r Theil dieser Mythologie ist allerdings aus dem lebendigen Glauben den Meinungen des Volkes entlehnt, aber sie haben den ersten Keim zegeben, der durch die Skalden, jene alten nordischen Sänger in Dänark, Norwegen, Schweden und Island, auf das freieste und man-

nigfaltigste ausgebildet worden ist. Diese Skalden, die größtentheils Geistliche waren, brachten auch christliche Begriffe und Vorstellungen hinein; so erinnert die ganze Kosmogonie an die mosaische Schilderung; der Begriff eines höchsten Gottes als Allvaters steht mit der ganzen übrigen Religion der nordischen Völker, ja auch mit den andern nordischen Dichtungen im auffallendsten Widerspruch. Selbst die griechisch-römische Mythologie ist benutzt worden; die Sonnenpferde, die Nornen, Walkyrien oder die Kriegsgöttinnen, die Bergriesen, die den Himmel stürmen drohn, u. s. w. sind aus dieser Quelle entlehnt. Wir wollen hier die wichtigsten Mythen aus der Edda in einem kurzen Auszuge geben. Im Anfange war nur Abgrund und Nebelwelt (Niflheim), und die Ströme der Nebelwelt entfernten sich von ihrem Quell, und das Gift, das sie fortwälzten, fror. Ueber ihnen froren die Dünste, unter ihnen stürmten die Wirbelwinde: da sprühten südwärts von der Feuerwelt (Mußpellheim, Mispelheim) Funken und Blitze auf die Dünste nieder, und diese schmolzen zu Tropfen. Aus den Tropfen ward Thrimir, der Riese des Frostes. Diesem wuchs unter dem rechten Arm ein Mann hervor und unter dem linken ein Weib. Auch einer seiner Füße zeugte mit dem andern: daher das Geschlecht der Riesen des Frostes. Auch bildete sich aus den geschmolzenen Eisesdünsten die Kuh Audumla mit vier Milchströmen. Sie nährte den ersten Riesen und leckte zu ihrer Nahrung die mit Salz und Reif bedeckten Steine. Als sie leckte, kamen am ersten Tage Menschenhaare, am zweiten ein Haupt, am dritten ein Mensch hervor, Bure. Sein Sohn hieß Bore und zeugte mit Bestla des Riesen Bergthors Tochter, drei Söhne: Odin, Wile und We, die Herrscher des Himmels und der Erde wurden. Sie tödteten den Riesen; alle Riesen des Frostes ersoffen in seinem Blute. Sie schleppten den Leib des Erschlagenen in den Abgrund und machten die Erde aus. Wasser und Meer entstanden aus seinem Blute, die Berge aus seinen Gebeinen, aus seinen Zähnen die Steine, aus seinem Schädel der Himmel, aus seinem Hirn die traurigen Wolken. Einst aber wanderten sie an einem Bache, zwei Stücke Holz schwammen darauf, eine Esche und eine Erle. Sie bauten daraus Aska und Embla, Mann und Weib. Tag und Nacht, Sonne und Mond entstanden auf folgende Weise: Die Nacht (Nott) war eine Tochter des Riesen Finster (Niörwi) und vermählte sich dreimal: zuerst zeugte sie mit Nagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung), den Dag (Tag). Odin führte hierauf Nott und Dagur hinaus an den Himmel und gab ihnen Wagen und Roß, jeden Tag die Erde zu umfahren. Ihren Rossen ward ein mit Luft gefüllter Schlauch, um sie in dem Laufe zu erfrischen, zugegeben: aus ihm kam die Morgen- und Abendkühle; das Pferd der Nacht heißt Rimfari und jeden Morgen benetzt es die Erde mit dem Schaum seines Gebisses. Das Pferd, womit Dagur fährt, heißt Skinfari und erleuchtet mit seinen Mähnen Luft und Erde. Sool und Maan (Sonne und Mond) waren die Kinder Mundilfari's (Achsebeweger): die Götter, erzürnt über des Vaters Anmaßung, der seine schöne Tochter an Glemar, den Gott der Freude, vermählte, raubten und versetzten sie in den Himmel, und Sool mußte der Sonne Wagen und Maan des Mondes Wagen lenken. Nachdem die Götter solchergestalt die Welt geordnet hatten, bauten sie sich

Burg mitten in der Welt, die Asgard genannt wurde. Odin, der höchste und älteste, sitzt hier auf einem erhabenen Throne, und herrscht über alle Dinge, und die anderen Götter, jeder wie er Macht hat, dienen ihm wie Kinder einem Vater. Von ihm und seiner Gemahlin Frigga hat das Göttergeschlecht der Asen seinen Ursprung. Deßwegen heißt er Allvater, weil er aller Götter und Menschen Vater ist. Außer diesem hat er noch eine große Menge Namen. Frigga, seine Gemahlin, theilt mit ihm den erhabenen Götterthron, von dem man die ganze Welt sehen kann. Sie kennt das Schicksal der Menschen; doch offenbart sie es keinem. Beider Söhne ist Thor, der stärkste von allen Göttern und Menschen, dessen Hammer Myölner das Härteste zermalmt. Odins anderer Sohn ist Baldur der Gute, er ist der Beste und ihn loben Alle; er ist so schön und reizend, daß er glänzt: von ihm hat die weißeste der Blumen, der Baldrian, den Namen, er ist der mildeste, weiseste und beredteste Ase, und seiner rechtlichen Entscheidung kann Niemand widerstreben. Mit seiner Gemahlin Nanna zeugte er den friedlichen Forsete: Alle, die zu diesem mit schwierigen Sachen ihre Zuflucht nehmen, gehen ausgesöhnt von ihm: Götter und Menschen kennen seinen Richterstuhl. Niord herrscht über den Gang des Windes und stillet Meer und Feuer; ihn ruft man an aus der See und bei der Fischerei; er verleihet Reichthum und Ueberfluß. Seine Frau heißt Skada, mit ihr zeugte er zwei Kinder, Freyr und Freya. Freyr ist der vorzüglichste der Asen, er herrscht über Regen und Sonnenschein und die Erdgewächse, und ihn muß man anrufen um gute Jahre und Frieden; er waltet auch über die güterreichen Menschen. Freya ist die vorzüglichste der Asinnen, sie ist die sanfteste und gütigste der Göttinnen und erhört Die, so sie anrufen. Sie ist eine Freundin des Gesanges, und es ist gut, ihre Gunst in Liebesangelegenheiten zu erflehen. Mit ihrem Gemahl Odur, den sie verlor und um den sie trauert, erzeugte sie zwei Töchter: Nossa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gersemi. Tyr, ein Sohn Odins, ist kühn und muthig, er herrscht über den Sieg im Kriege, weßhalb ihn die Krieger anrufen. Sein Bruder Braga ist wegen seiner Weisheit und Beredtsamkeit berühmt. Er ist Meister in der Dichtkunst, die nach ihm Bragur genannt wird. Seiner Gemahlin Iduna haben die Götter die Aepfel der Unsterblichkeit anvertraut; altern sie, so verjüngen sie sich durch den Genuß derselben. Söhne Odins sind ferner Hermode, der allgemeine Bote der Götter, der schweigende Vidar, der stärkste Ase nach Thor, und Vali, tapfer im Streite und ein guter Schütze. Ein Sohn Thors war Uller, schön von Aussehen und kriegerisch in Tracht und Mienen; er ist ein treffender Bogenschütze und läuft so hurtig auf Schlittschuhen, daß keiner mit ihm wetteifern kann: er wird auch im Zweikampfe angerufen. Heimdall, auch der weise Ase genannt, ist groß und heilig, und von 9 Mädchen geboren, die Schwestern waren. Er ist gleichsam der Götter Wächter, und wohnt am Ende des Himmels, um die Brücke Bifrost, die sich von der allgemeinen Götterburg zur Erde hinabschwingt, gegen die Bergriesen zu bewahren. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel, sieht so gut bei Nacht als bei Tage, nämlich 100 Meilen weit, und kann Gras und Wolle wachsen hören. Höder heißt einer der Asen, der blind ist, aber außerordentlich stark; er ist Balders Mörder, seine schreckliche That vergessen die Götter nicht, sie mögen aber nie seinen Namen aussprechen hören. Noch ist einer, der unter die Asen

gezählt wird, den Andere aber eine Schande für Götter und Menschen nennen. Es ist Loki, der Sohn des Riesen Farböti und der Laufey, von hübschem Aussehen, aber von böser Denkungsart. Mit Angerboda, einer Riesenfrau aus Joturheim, zeugte er drei Kinder: Fenrers Wolf, Jormungard, das ist die Erdenschlange, und Hela; diese ist halb blau, halb fleischfarben, von scheußlicher Gestalt, und herrscht in Niflheim; ihr Saal heißt Schmerz, ihr Bette Krankheit, ihr Tisch Hunger, ihre Diener Säumniß und Langsamkeit: in ihre traurige Behausung kommen die Feiggestorbenen. Von ihnen haben die Götter nach einer Prophezeiung viel Unglück zu erwarten. Außer den genannten Asinnen ist noch zu bemerken: Saga, die oberste nach Frigga, Eira, die Heilkundige; Gefione, die ewige Jungfrau, der alle dienen, die als Jungfrauen sterben; Fylla, auch eine Jungfrau, mit losem Haare und einem Goldbande um den Kopf, hat Theil an Friggas heimlichem Rathe; Sirn, die das Gemüth der Menschen zur Liebe bewegt; Löffna, die die Liebenden miteinander verbindet, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten; Wara, die über die Eide der Menschen und die Schwüre der Liebenden wacht und den Meineid und die Untreue rächt; Vora, die Alles ersehende, der nichts verborgen bleibt; Syna, sie ist die Wächterin des Himmels und führt bei Gerichten die Aufsicht, wenn Jemand eine That leugnen will; Hlyna, die Freudliche, sie ist zur Bürgin für die Menschen gesetzt, die Frigga vor einer Gefährlichkeit bewahren will; Snotra, die Schützerin der sittsamen Jünglinge und Mädchen; Gna, Friggas Botschafterin, die auf einem Rosse Luft und Flut durchrennt. Noch sind Mädchen, die in Walhalla dienen, Trinken bringen und das Tischzeug und die Becher bewahren sollen; sie heißen Walkyrien. Odin sendet sie zu jedem Kampfe, sie wählen den Männern den Tod und gebieten ihnen den Sieg; Gudr und Rota und die jüngste, Norn Skulda, reiten gewöhnlich hin, die Fallenden zu erkiesen und lenken den Streit. Eine große Esche gibt es, Podrasill, ihre Zweige breiten sich über die ganze Welt aus und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln hat dieser Baum, die sich zu den Göttern, den Riesen und zu Helas Reich ausdehnen. Bei der mittlern Wurzel ist Wimers Brunnen, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. Bei der dritten Wurzel ist Urdas Brunnen: da haben die Götter ihre Gerichtsstätte. Ein Adler sitzt in den Zweigen, der viele Dinge weiß; ein Eichhörnchen läuft am Baume auf und ab; vier Hirsche durchstreifen ihre Aeste und beißen die Knospen ab. Auch steht ein schönes Gebäude am Brunnen unter dem Eschenbaum. Aus demselben kommen die drei Mädchen, die Urd, Verdandi und Skulda (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) heißen. Diese Mädchen bestimmen aller Menschen Lebenszeit und werden Nornen genannt. Täglich schöpfen sie Wasser aus dem Brunnen, und besprengen den Baum, damit er nicht dürre. Das Laub der Esche thaut süßen Thau, der den Nornen Nahrung; in dem Brunnen werden zwei Schwäne genährt, von denen stammt diese Vogelart ab. Wie schon bemerkt, war Asgard die Wohnung der Götter; mitten in Asgard im Thale Ida war der Versammlungsplatz der Götter, wo sie niedersaßen zu Gericht. Dieser Platz war vor allen geschmückt; hier war Gladheim der Saal der Freude, Wingolf der Pallast der Freundschaft und Liebe, und Glasor der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Pallast mit Hainen und schönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod

er Schlacht gefunden. Hier rüsten sich die Helden alle Tage, gehen hin-
us in den Hof, kämpfen und tödten einander: aber sobald das Horn
es Gastmahls ertönt, reiten sie vom Kampfe heim zum Pallast und
rinken Entheriumöl mit den Asen und speisen Sährimner und sitzen ein-
rächtig beisammen. Eine große Menge der Helden ist bereits da und
eit mehre werden noch kommen, dennoch sind es nicht zu viele, wenn
enrers Wolf kommt: denn drei Winter, die die Wärme der Sonne
ernichten, werden auf einander folgen, die ganze Welt wird mit Krieg
nd Blutvergießen heimgesucht werden, die Sterne werden vom Himmel
erschwinden und die ganze Erde wird beben. Das sind die Zeichen, daß
e große Götterdämmerung eintreten und die ganze Welt untergehen
ird. Dann kommt Fenrers Wolf los und fährt mit aufgesperrtem Rachen
rvor, sodaß der Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel be-
hrt. Die wüthende Migardschlange speiet Gift aus und kämpft an der
eite des Wolfes. In diesem Lärm birst der Himmel, und Muspell-
ims Söhne ziehen reitend unter Surturs Anführung über die Him-
elsbrücke gegen Asgard, die unter ihnen krachend zusammenstürzt. Heim-
llur stößt aus aller Kraft ins Goallhorn, und ruft alle Götter zum
mpfe. Vergebens aber ist alle Gegenwehr der Götter, denn die Göt-
kommen um, und selbst Odin wird von Fenrers Wolf verschlungen.
ammende Feuer und heiße Dämpfe verzehren Alles, die Erde sinkt ins
eer, die Sterne fallen vom Himmel, die ganze Welt stirbt aus. Doch
s dem Meere erhebt sich von neuem eine schöne grüne Erde, die frei-
llig die Früchte des Feldes darbeut. Eine neugeborne Sonne, schön
e die Mutter, deren Bahn sie wandert, strahlt am Himmel. Widar,
den Wolf getödtet, und Wali, der Mächtige, leben, denn Surturs
e hat ihnen nicht geschadet. Sie wohnen auf der Ida-Ebene, wo
gard ehemals lag. Dort finden sich auch Thors Söhne Magni und
di ein, sie haben Thors zermalmenden Hammer Mjölner erhalten.
mer erscheinen auch Hödur und Baldur von Hal. Sie setzen sich ne-
einander und gedenken vergangener Zeiten. Ein errettetes Men-
npaar, Lif und Lifthrasir, das sich vom Morgenthau ernährte, er-
erte das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es
n neue Wohnungen zu Lohn und Strafe: Gimli, ein gegen Mittag
Ende befindlicher Aufenthalt, und Nostrand, ein großes abscheuliches
äude, dessen Thüren nach Norden sehen. — Ueberlieferer dieser Sa-
sind, außer der Edda (s. d.) und den Sagen, Prokopius von Cä-
a, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus, Ni-
us, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Ob diese nordische
thologie auch germanisch sey, ist eine andre Streitfrage gewesen.
jeden Fall sind die Skandinavier mit den Germanen verwandten
rungs. Eine eigentlich germanische Mythologie würde freilich noch
mehr umfassen müssen als diese nordische, denn es gab allgemeine
bloße Stammesgottheiten. S. Nierup's „Wörterb. der skandinav.
thologie" (Kopenh. 1816); Mone's „Gesch. des Heidenthums im
l. Europa"; Bischof D. Münter „Kirchengesch. von Dänemark und
wegen" (enthält im 1. Buche des 1. Theils eine Darstellung des
dinavischen Heidenthums von Odin und die odinische Religion, Lpz.
3); Vulpius's „Handwörterb. der Mythologie der deutschen, ver-
dten, benachbarten und nordischen Völker".

Nordischer Krieg von 1700—21 wüthete zur selben Zeit im

Nordosten Europas, während der spanische Erbfolgekrieg die südliche und westliche Hälfte dieses Welttheils verheerte, und beide gestalteten die politische Lage der Welt gänzlich um. Vgl. Karl XII. und Friedrich I., Könige v. Schweden, Peter I., Kaiser v. Rußland, August, König v. Polen, Stanislaus Leszczinsky. Durch diesen Krieg erhob sich Rußland zu der ersten Macht im Norden, und Schweden verlor diese Stellung, welche es seit dem westfälischen Frieden 1648 bis 1709 behauptet hatte.

Nordlicht und Nordschein. Im Allgemeinen versteht man darunter einen in nördlichen Gegenden, mit, oder nach Einbrechen der Nacht, am Himmel sich bildenden, in Art des Wiederscheins der Flammen bei Feuersbrünsten leuchtender Schein. Im hohen Norden in den Polargegenden sind Nordlichter in der Winterszeit eine sehr gewöhnliche Erscheinung und hier von großem Vortheil für die Erleuchtung der langen Winternächte dieser Gegenden. Auch beschränken sie sich hier nicht, wie in der gemäßigten Zone unter nicht hohen Breitengraden, auf die Nordgegend, sondern werden als Lichtmassen erblickt, welche von allen Punkten des Horizontes aus bis in das Zenith hinaufflammen; auch ist die Färbung sehr verschieden. Je weiter ein Land südwärts liegt, desto seltener werden die Nordlichter. Das südlichste Land, wo man bisher auf der nördlichen Erdhälfte ein Nordlicht mit Gewißheit beobachtet hat, ist Portugal, wo unter 37° N. Br. ein in fast ganz Europa erblicktes Nordlicht ebenfalls gesehen worden ist. Die wahre Ursache des Nordlichtes ist noch unbekannt, doch ist nach der erwiesenen Einwirkung des Nordlichts auf die Magnetnadel, und der sich nach dem magnetischen Meridian richtenden Stellung desselben mit Gewißheit anzunehmen, daß sie mit dem Erdmagnetismus in irgend einer Beziehung steht. Da es nicht unmöglich, wiewohl keineswegs erwiesen ist, daß der Erdmagnetismus selbst von elektrischen Strömen, die in oder um die Erde kreisen, abhängt, so wäre vielleicht solchergestalt das Nordlicht definitiv ein elektrisches Phänomen; allein dieß ist bis jetzt bloße Vermuthung. Die Höhe des Nordlichtes über der Erdoberfläche scheint nach Vergleichung der verschiedenen Beobachtungen darüber sehr verschieden seyn zu können. Zuweilen scheint es bis unter die Regionen gewisser Wolken herabzusteigen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Nordlichtkörper in der Wirklichkeit Parallelkreise der Breite um den Magnetpol der Erde darstellen, die sie in einem gewissen Abstande von ihrer Oberfläche umgeben. Das Nordlicht steht gewöhnlich mit Witterungsveränderungen in Verbindung, namentlich mit dem Eintritt strenger Kälte oder dem Eintritt gewisser Winde. Die Richtung der Magnetnadel wird zuweilen durch Nordlichter, sogar wenn sie (nur in entfernten Gegenden sichtbar) nicht über dem Horizont der Nadel erscheinen, auffallend afficirt, zu andern Zeiten aber nicht, ohne daß man bis jetzt genau anzugeben weiß, worauf es hierbei ankommt. Häufiger als in den unmittelbar vorhergehenden Jahren sind 1830 und 1831 Nordlichter im mittlern Theile von Europa sichtbar gewesen, worunter unstreitig das vom 7. Jan. 1831 das größte und prachtvollste war. Die Sichtbarkeit desselben erstreckte sich namentlich über England, Norwegen, Schweden, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark, die Schweiz, die Niederlande und Frankreich. Im südlichen Norwegen, sowie in Holland und England, erreichte es die größte Ausbildung. Es äußerte auch seinen

enden Einfluß auf die Richtung der Magnetnadel. — Reisende in die üdliche Hemisphäre, z. B. Forster, haben auch ähnliche Südlichter ahrgenommen, und man sollte daher eigentlich von Polarlichtern prechen.

Nördlingen, ehemalige freie Reichsstadt in Schwaben, kam 1802 n Baiern und liegt im bairischen Rezatkreise, am Bach Eger, mitten m Rieß (750 H., 6560 meistens evangel. Einw.); Sitz eines Land- erichts, Woll-, Leinen- und Zeuchmanufacturen, Färbereien und starken Kornhandel. Hier wurden die Schweden am 6. Sept. n. St. zum ersten Male auf deutschem Boden geschlagen. (S. Dreißigjähr. Krieg.) uch die Schlachten von 1645, 1796 und 1800 haben die Stadt merk- ürdig gemacht.

Nordpol, s. Pol.

Nordpolexpeditionen. Die Fahrten, die vor ungefähr 60 Jah- en die Engländer, sowie die Russen und Holländer, gegen den Nordpol u unternehmen begannen, hatten keine andere Resultate, als daß sie die nmöglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt aus dem atlantischen Meer n das stille, und der Auffindung eines schiffbaren Weges um Asiens ordküste in die Behringsstraße ziemlich zuverlässig zeigten. Dagegen ßte man die Hoffnung, welche die Polisten, wie Barrow u. A. noch egenwärtig nicht aufgegeben haben, daß der viel kürzere nordwestliche eg, aus der sogenannten Baffinsbai um Amerikas Nordküste, da wo er Mackenzie- und Coppermin-Fluß, in das Eismeer fallen sollen, her- m bis zum Eiscap und der Behringsstraße, und daß der kürzeste, der olarweg selbst, wahrscheinlich nicht ganz vom Eise verschlossen seyen. Man habe sich nämlich bisher zu nahe an den mit Eismassen umlager- n Küsten gehalten; dagegen werde man in der Mitte des Polarmee- es, das wegen seines ungeheuren Umfangs, seiner unergründlichen Tiefe, wie seiner steten Bewegung nie ganz gefrieren könne, eine offene Straße nden. Man beruft sich auf folgende Thatsachen: das Polarmeer ist an Spitzbergens nördlicher Küste offen; auf Spitzbergen (unter 80° N. B.) berwintern die Russen, auch vermehren sich hier Dammhirsche: beides t oft nicht der Fall auf Nowaja-Sembla (75° N. B.), daraus schließt an, daß die Witterung dort gelinder seyn müsse als hier. Seit meh- n Jahren haben sich in der Gegend von Grönland ungeheure Eis- assen aufgelöst; auch ist die bisher durch Eisberge verdeckte Ostküste on Grönland wieder sichtbar geworden. Endlich machen die Strömun- en, die von Norden durch die Davis- und Behringsstraße nach Süden re Richtung nehmen, wodurch die nördl. Gewässer in einer steten kreis- rmigen Bewegung erhalten werden, und das viele Treibholz, das vom hen Norden nach den Küsten von Island und Grönland herunter- hwimmt, eine Durchfahrt durch die bisher sogenannte Baffinsbai oder urch das Polarbecken sehr wahrscheinlich. Historischen Nachrichten zu- lge ist das Polarmeer an der Ostküste von Altgrönland erst seit 1406 nzugänglich geworden. Dazu kommt, daß das Nördlicht, dessen Ver- nderung von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zusammenstoßen des Po- reises abhängt, erst ein Jahrhundert nach der Festsetzung des Eises ngs der grönländischen Küste, in den letzten Jahren aber (da das Po- reis abgenommen) selten erschienen ist. Aus diesen Thatsachen und eobachtungen schloß man, daß das allmälig angehäufte Polareis auch ieder abnehmen, und die Fahrt zum Nordpole öffnen könne, daß Grön-

land eine Insel sey, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin Durchfahrt habe. Da sich nun aus den Berichten einiger der geschi sten Schiffer, die nach Grönland und der Davisstraße auf den W fischfang gehen, ergab, daß in den letzten beiden Jahren das Polar freier von Eis war als es seit Jahrhunderten gewesen, so entschloß die englische Regierung im Sommer 1818, vier Schiffe zu einer n nach dem Nordpol auszurüsten, von denen zwei unter dem Com Buchan zwischen Spitzbergen und Nowaja-Sembla die Fahrt über Pol in das stille Meer, und die zwei andern unter dem Capitain die nordwestliche Durchfahrt aus der Davisstraße und aus dem Baffi meer in das Eismeer und von hier in das stille Meer durch die Be ringsstraße aufsuchen sollten. Capitain Buchan kam aber nur bis Juli 1818) über Spitzbergen bis 80° 32′; Capitain Roß drang nur 75° 55 N. B. 65° 32′ W. L. vor, und entdeckte hier das von ihm benannte arktische Hochland, im nordöstlichen Winkel der Baffi zwischen 76° und 77° N. B. und 66° bis 72° W. L. Das wicht Resultat seiner Reise für die Geographie war die genauere Bestim der Lage der Baffinsbai, die man bisher 10° zu weit nach Osten gedehnt sich vorstellte. Uebrigens erklärte Capitain Roß eine Durch aus der Davisstraße und der Baffinsbai für unmöglich. Dennoch lor die englische Regierung den Muth nicht, und übertrug 1819 Lieutenant Parry die Ausführung einer zweiten Reise zur Entdeck einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Er drang aus dem Lancasterfunde in das Polarmeer, überwinterte einem Hafen an der Insel Melville (64° 26′ 25″ N. B. 113° W. L. von Greenwich), und kehrte 1820 nach England zurück. Entdeckung zufolge erstreckt sich eine fortlaufende Küste längs der N seite von dem Lancasterfund und der Barrowstraße bis 93° W darüber hinaus, nach der Melvilles-Insel zu, sind nur einzelne Ins zu sehen; auf der südwestlichen Seite ist zusammenhängendes Land, zuletzt an eine Einfläche stößt, die sich bis zu dem im SW. der Melv les-Insel sichtbaren Hochlande ausbreitet. Im Norden von der B rowsstraße und der Melvilles-Insel scheint eine Inselgruppe zu lie Diese Entdeckungen erregten große Hoffnungen und Parry unternah im Mai 1821 eine neue Fahrt nach dem Nordpol. Erst nach Verl von zwei Jahren und 5 Monaten kam er nach England zurück, n jedoch die nordwestliche Durchfahrt gefunden zu haben. Er überzeu sich bereits am 22. Aug. 1821, daß es durch die Repulsebai (68° N. keine nordwestliche Durchfahrt gebe. Nachdem er nun, nach Westen gedrungen, die Küste der Repulsebai untersucht hatte, mußte er, Eise in seinem Laufe gehemmt, umkehren, und bezog den 8. Octbr. Winterhafen. Er füllte hier mit astronomischen und physikalischen obachtungen den langen Winter aus; erst am letzten Juni 1822 w die Schiffe aus dem Eise gehauen. Man segelte dann nordwärts, deckte den einen prächtigen Wasserfall bildenden Barrowfluß, und Fury- und Heklastraße bis zur nördlichen Spitze der Halbinsel, die Nordcosta nannte. Westwärts sah man kein Land, wurde aber d das feststehende Eis verhindert, aus der Straße in das Polarmee dringen. Nachdem er hierauf zu Igloobik unter den Eskimos überw tert hatte, erneuerte er im Aug. 1823 den Versuch, durch jene Str in das Polarmeer zu gelangen; allein er fand den schmalen Ausg

erſelben durch Eis geſperrt und überzeugte ſich bald, daß nach keiner Richtung ein weiteres Vordringen möglich wäre. Er trat deßhalb den Rückweg nach England an, wo er, von ſeinen Freunden ſchon als verloren betrachtet, am 18. Oct. landete. Obgleich alſo der Hauptzweck, die Auffindung einer nordweſtlichen Durchfahrt, nicht erlangt war, ſo hat dieſe Reiſe dennoch viel zur Erweiterung der Naturwiſſenſchaft, der Geographie und der Schifffahrtskunde beigetragen. Uebrigens gab Parry keineswegs die Hoffnung auf, daß unter den Einflüſſen eines günſtigern Sommers das große Unternehmen gelingen könne. Bald nach Parry kam auch der Cap. Sabine, der im Aug. 1823 bis 81° N. B. und 75° 20′ O. L. vorgedrungen war, von Spitzbergen nach England zurück. Seine Reiſe hatte Pendelbeobachtungen zum Zweck und ſeine Verſuche mit dem Pendel beſtätigten die Theorie von der an den Polen eingedrückten Geſtalt der Erde. Um dieſelbe Zeit, da die Cap. Roß und Parry eine nordweſtliche Durchfahrt ſuchten, gab die engliſche Regierung dem Lieutenant Franklin den Befehl über eine Expedition, die die Nordküſte von Amerika, von der Mündung des Kupferminenfluſſes, des Hearne an, unterſuchen ſollte. Nachdem er in Begleitung von drei Seeleuten von der Factorei York an der Hudſonsbai aus dem Laufe der Flüſſe folgend, eine öde Wüſte und Schneeſteppe von mehren tauſend geogr. QM. durchwandert und von Providenz, dem nördlichen Poſten der Pelzhändler, durch noch unbeſuchte Einöden vorgedrungen war; erreichte er endlich im Sept. 1821 den Kupferminenfluß, und beſchiffte zu Ende des Juli die Küſte des hyperboreiſchen Meeres, das er ſchiffbar und öſtlich im Zuſammenhange mit dem Weltmeere fand. Wegen Mangel an Lebensmitteln mußte er hierauf ſeinen Rückweg antreten, und in der größten Erſchöpfung erreichte er am 14. Juli 1822 die Factorei York. Seine Beobachtungen und Zeichnungen enthält die „Narrative of a journay to the thore of the polar. Soc.“ (London 1823, 4.). Im Mai 1824 ſandte die engliſche Regierung eine dritte Expedition zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt durch den Regentenſund aus; die Capitains Parry und Lyon erhielten den Befehl über dieſelbe. Der Letztere mußte, nachdem ſein Schiff unter 66° B. in dem heftigſten Sturm ſeinen Anker verloren hatte, nach England wieder zurückkehren, ohne ſich ſeinem Ziele genähert zu haben. Der Capitain Parry kam am 16. Oct. 1825 zurück, ohne eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Nachdem er 10 Monate im Hafen Bowen in der Meerenge Prinz-Regent überwintert hatte, ſegelten ſeine beiden Schiffe, die Furie und der Hekla, längs der Weſtküſte dieſer Meerenge hin, bis ſie am 1. Auguſt durch das Eis aufgehalten wurde. Die Furie wurde durch das Eis ans Land geworfen, und der Hekla, der nun die Mannſchaft der beiden Schiffe an Bord hatte, war zur Rückkehr genöthigt. Auch Capitain Franklin unternahm 1824 eine neue Reiſe, um von dem Makenzieſluſſe an die Küſte weſtlich nach der Behringsſtraße zu befahren, während Richardſon die Gegend nach dem Kupferminenfluß unterſuchen ſollte. Zugleich ward Capitain Beechey mit dem Schiffe Bloſſom um das Cap Horn geſandt, um in der Nähe des Eiscaps oder im Kotzebueſund eine öſtliche Durchfahrt aufzuſuchen. Beide Expeditionen ſollten ſich begegnen. Franklin und Richardſon haben zwar weder ihren Hauptzweck, noch den mit Beechey verabredeten Vereinigungspunkt erreicht, wohl aber die Küſte auf eine Strecke von 86 Längengraden aufgenommen und das arktiſche Meer bis 150° W. L.

kennen gelernt. Franklin hat sich bis auf ungefähr 160 englischen Meilen dem Eiscap und somit auch dem Blossom genähert. Dennoch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben. Parry segelte daher am 25. März 1827 zu der Westnordpolfahrt nach Spitzbergen ab. Ihn begleiteten die Lieutenants Roß, Forste, Croser. Doch undurchdringliches Eis gebot nur 82° 45′ N. B. die Rückkehr. Hat Parry sein Ziel auch nicht erreicht, so geben ihm sein Muth, seine Talente und seine Ausdauer einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte. Nach so vielen vergeblichen Versuchen der Engländer, die nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, hatte Capitain Roß, der in neuern Zeiten die erste Fahrt dahin gemacht, eine zweite Reise auf eigne Kosten im April 1829 unternommen. Lieutenant Parry, ein Neffe des Capitains, begleitet ihn. Ein Umstand, wodurch sie sich von allen frühern Nordpolexpeditionen unterschied, war die Anwendung des Dampfes. Ein eigens dazu erbautes Dampfschiff, das durch Abnehmung der Räder und selbst des Schornsteins in ein gewöhnliches Segelschiff verwandelt werden konnte, faßte Mannschaft und Vorräthe in sich. Capitain Roß büßte seine Bücher und Instrumente, gegen 1000 Pf. St. an Werth, auf der Reise ein, von welcher er anfangs 1834 zurückkehrte. Den magnetischen Pol betreffend, bemerkte er, daß bei der Annäherung an demselben die horizontale Magnetnadel durchaus ohne Kraft war, auf irgend einen bestimmten Punkt zu zeigen. Der niedrigste Stand des Thermometers war $60^1/_2°$ unter Null, oder $92^1/_2°$ unter dem Gefrierpunkte des fahrenh. Thermometers. Dies war im Jan. 1831. Häufig stand das Therm. auf 80° unter dem Gefrierpunkt, aber nur einmal wenige Tage hindurch auf 90°. 85° hatten sie häufig; doch war an solchen Tagen kein Wind. Capitain Roß hält es daher selbst für sehr wichtig, es bewiesen zu haben, daß Menschen bei solchem Kältegrade ausdauern könnten, und fügt hinzu, daß sie wohl die Einzigen seyn möchten, die ihr Leben unter solchen Umständen erhalten hätten. — Die Leopolds-Insel wurde als die Nordspitze von Amerika erkannt: von einem Berge derselben konnte man den Lancaster-Sund, die Prinz-Regents-Straße und die Barrow-Meerenge erblicken. Capitain Roß versichert, er könne mit Bestimmtheit behaupten, daß südwärts vom 74. Grade keine zugängliche Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere sey, glaubt jedoch nicht, fest bestimmen zu können, ob nicht weiter nördlich eine Verbindung gefunden werden könne. Der höchste Breitengrad, unter welchem Cap. Roß Vorrathe fand, war 77°. Seine Mannschaft bestand aus 23 Köpfen, von denen er 20 mit zurückbrachte. Zwei davon starben eines natürlichen Todes, einer durch die Strenge des Klima. Bei dem Bericht über den magnetischen Pol fügt Cap. Roß späterhin noch hinzu, daß die Nadel sich da, wo genau der Punkt ist, mehr senkt als anderwärts, und daß sein Umfang eine (engl.) Meile betragen kann. Abweichend von dem Cap. Ross behauptet Com. Roß, gerade die letzte Reise habe es gewisser als früher gemacht, daß eine nordwestliche Durchfahrt vorhanden sey, und bezweifelt die Genauigkeit der Beobachtungen, aus welchen Cap. Roß auf die Verschiedenheit der Höhen der beiden Meere, welche 13—18 Fuß beträgt, schließt, die östlich und westlich von der Landzunge liegen, welche Boothia mit dem festen Lande von Amerika verbindet. — Rußland, jetzt den ersten seefahrenden Nationen angereiht, suchte auch bei den Nordpolexpeditionen nicht unthätig zu bleiben. Capitain Wasiljef in

gelte 1819 über Port-Jackson nach Kamtschatka, um von da durch die Beringsstraße einen kürzern Weg nach Amerika aufzufinden; er entdeckte die Blegonameanie-Insel. Lieutenant Lasareff untersuchte die Waigatzstraße und nahm nach vergeblichem Bemühen, die Doppelinsel zu umschiffen, einige Punkte der Küste auf. Baron Wrangel und Anjou gingen 1820 von Nordsibirien bis Irkutzk, wo sie sich trennten, um das Eismeer an zwei verschiedenen Punkten zu erreichen. Ihre Untersuchungen, die vier Jahre lang dauerten, haben das Daseyn einer Straße zwischen Asien und Amerika außer allem Zweifel gesetzt.

Nordpunkt, s. Mitternacht.

Nordschein, s. Nordlicht.

Nordsee, Nordmeer, s. Deutsches Meer.

Nordstern oder Polarstern ist derjenige Stern, der zunächst dem Nordpole steht. Er befindet sich am äußersten Ende in dem Schwanze des kleinen Bären und dient als Zeichen, die Mitternachtgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden. Hinsichtlich seiner Größe steht er im zweiten Range der Fixsterne.

Nordwind, s. Winde und Boreas.

Noricum nannten die Römer denjenigen Theil Süddeutschlands, der südlich von der Save, östlich vom Pelso-See, westlich von den Rhätern und Vindelicern und nördlich anfangs von den Bojern und der Wüste der Bojer begrenzt wurde, zuletzt aber sich bis an die Donau erstreckte. Diese Länder wurden meistens von keltischen Völkern bewohnt. S. Pannonien.

Normaljahr war das Jahr 1623, da der westfälische Frieden den rechtsgültigen Besitzstand der kirchlichen Rechte, wie er am ersten Tage dieses Jahres gewesen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland angeordnet werden sollten. Durch die Auflösung des deutschen Reichs sind diese kirchlichen Rechte der Willkür der Fürsten überlassen worden.

Normalschulen, s. Schulen.

Normann-Ehrenfels (Philipp Christian, Graf), königl. würtemb. Staatsminister, geb. 1756 zu Stresow in Schwedisch-Pommern. Durch seiner Mutter Bruder, den nachmaligen Oberhofrathspräsidenten Freih. v. Behre kam er nach dem Tode seines Vaters (1768) als Page nach Ludwigsburg an den Hof des Herzogs Karl. Hier studirte er von 1773—78 in der bald darauf zur Akademie erhobenen Militairschule mit ausgezeichnetem Fleiße und vertheidigte im Dec. 1778 die von ihm verfaßte Abhandlung „Observationes ad rescriptum commissoriale Joannis XXI. P. P. d. d. XIII. apr. 1277". Er ward hierauf Regierungsrath und zugleich Hofgerichts-Assessor. Damals forderte ihn die preuß. Regierung auf, nach Preußen zurückzukehren, wo er seines Vaters wegen zu dienen verpflichtet war; allein Würtemberg war ihm lieb geworden wie ein zweites Vaterland, und er blieb daselbst, ungeachtet die preuß. Regierung sein ganzes Vermögen zu Neuwedel einzog. Er trat in einen höhern Wirkungskreis, als er 1791 das Präsidium des Hofgerichts, 1794 die Hofrichter- und 1800 als geheimer Rath die Vicepräsidentstelle bei der Regierung erhielt. 1802 ward er Staatsminister. Wegen der ausgezeichneten Verdienste, die er sich insbesondere in den Verhandlungen mit Frankreich und Würtemberg erwarb, belohnte ihn der Kurfürst mit dem großen Orden, gab ihm den Beinamen Ehrenfels und erhob

ihn 1806 in den Grafenstand. Als Staatsminister leitete Norm
alle Unterhandlungen vor und nach dem presburger Frieden, z. B.
Vergrößerung Würtembergs, die Erlangung der Königswürde u. a.
schöpft durch den vielfachen Kampf gegen die Stürme der Zeit, n
endlich der ehrwürdige Greis am 7. Juni 1812 von seinem Kön
Ruhestand versetzt. Er starb zu Tübingen den 26. Mai 1817. Norm
war ein durch Geist, Charakter, Kenntnisse und Verdienste ausgez
neter Mann.

Normann-Ehrenfels (Karl Friedrich Lebrecht, Graf), des
Sohn, wurde den 14. Sept. 1784 zu Stuttgart geboren, und fand
schönen Tod im Kampfe für Recht und Freiheit zu Missolunghi den
Nov. 1822. Schon in früher Jugend wählte er den Soldatenstand,
trat als Cornet in das östreich. Küraſſierregiment Herzog Alber
welchem er bereits 1799 wegen seiner Tapferkeit, die er im Kam
bei Wiesloch bewiesen, zum Lieutenant emporstieg. 1803 ward er Ob
lieutenant bei der Garde du Corps des würtemb. Kurfürsten Friedr
und 1805 begleitete er als Stabsrittmeister im Chevaurlegers-Regim
den Feldzug gegen Oestreich. Seine militairischen Verdienste erhoben
in dem Kriege mit Preußen 1806 zum Major und nach dem Frie
mit Oestreich 1809 zum Oberstен. Den russischen Feldzug 1812 m
er als Befehlshaber des Leibchevaurlegers-Regiments mit und
1813 General-Brigadier über 2 Reiterregimenter, die er nach der Rü
kehr aus Rußland gebildet hatte. In dem großen Kampfe gegen N
poleons Zwingherrschaft focht er Anfangs auf dessen Seite und zeichn
sich bei jeder Gelegenheit durch seine Tapferkeit aus. Auf Befehl d
franz. Generals Fourniers überfiel er das im Rückzug über die Elb
begriffene Lützow'sche Corps bei Kitzen; seine Rechtfertigung über jen
berüchtigten Vorfall steht in Schott's und Mebold's „Taschenbuch f
Freunde der Geschichte des griech. Volks". Erst am 18. Oct. in d
Schlacht bei Leipzig entschloß er sich, mit seiner Brigade, die noch ei
800 Mann und einer Batterie reitender Artillerie bestand, zu den Ver
bündeten überzugehen. Der würtemb. König aber, der schon früher mit
Oestreich unterhandelt hatte, beschloß seine Verhaftung und strenge Be
strafung. Er floh deßhalb nach Oestreich und suchte in Wien vergeb
eine Anstellung. Erst nach König Friedrichs Tode durfte er nach Wü
temberg zurückkehren, wo er auf dem Gute seines Vaters die Landwirt
schaft übte, bis er 1822 für die Sache der Griechen die Waffen wied
zu ergreifen beschloß. Keine Familienbande vermochten ihn zurück
halten; am 24. Jan. schiffte er sich mit 46 Philhellenen nach Mor
ein. Kaum war er am 7. Febr. bei Navarino angelangt, als er m
seiner tapfern Schar den Angriff einer türkischen Flotte, die vor d
sem Platze erschien, zurückschlug. Hierauf suchte er ein Philhellenen-C
taillon zu bilden und trat als Chef in den Generalstab des Prin
Maurokordatos und begleitete diesen nach Missolunghi, wo er am
Juni 1822 bei Kombotti mit Muth und Glück gegen die Türken fo
In dem blutigen Treffen bei Arta, worin die Philhellenen-Schar
gänzlich aufgerieben wurde, erhielt er einen Prellschuß auf die Br
und verlor sein Gepäcke. Hierauf setzte er noch den Gebirgskrieg f
bis er sich mit Maurokordatos nach Missolunghi werfen mußte, wo
am 3. Nov. 1822 ein heftiges Nervenfieber zu frühe für die Sa
der Griechen hinwegriß. Dort ruht er bei Markos Bozzaris und

yrons Herz. Eine große Idee hat ihn entflammt, und die Wahrheit ines schönen Feuers hat er mit dem Tode bekräftigt. Sein Name lebt t den Liedern des griech. Volkes. Ausführlichere Nachrichten über die n, durch sein großes Herz, seine Tapferkeit und seine Feldherrntalente usgezeichneten Mann findet man in den „Tagebüchern aus den Feldügen der Würtemberger" (1820); dem „Tagebuch einer Reise nach Moa" (1822), und „Der Hellenen Freiheitskampf im J. 1822", bearbeitet von Vollmond (1823).

Normann (Wilhelm v.), ein zu früh hingeschiedenes Dichtertalent. us einem mecklenburgischen Zweige seiner weit durch Deutschland verbreiteten Familie 1802 geboren, trat er nach zurückgelegtem Universitätstudium, größtentheils in Heidelberg, in den preuß. Staatsdienst, machte ine mehrjährige Reise durch das südliche Europa, verweilte in Berlin ann ein Jahr als Referendar bei der Regierung in Aachen und ging 831 als preuß. Legationssecretair nach Hamburg, von wo er seine Braut, ine liebenswürdige und an Geist ihm verwandte junge Schottländerin, eren Bekanntschaft er in Italien gemacht, aus England herüberholte, m schon am 6. April 1832 in ihren Armen an einem bösartigen Scharachfieber zu sterben. Sein „Mosaik", ein Gedicht in freien Stanzen, uf originelle Weise das Innigste schildernd, was des Menschen Herz ewegt und rührt, dabei voll kühner Blicke eines scharfen Geistes und witzigen Kopfes in die Verhältnisse der Zeit, erinnert in Deutschland n Wieland, in England an Byron, und nicht zu Normann's Nachheil, denn Jenen übertrifft er an Tiefe, Diesen an deutscher Innigkeit. Die Jugendliebe Heinrich IV. in Navarra, im dritten Buche, gehört zu en schönsten erzählenden Gedichten, deren die deutsche Poesie sich rühmen kann. Sein Roman: „Die Reise nach dem St.-Gotthard" (Heidelberg 1826), ein Werk von tiefer Empfindung dictirt, gehört zu seinen frühern Arbeiten.

Normänner (d. i. Männer aus Norden) erscheinen früh als wildes besonders seeräuberisches Volk in den nordischen Gewässern. Norwegen und Dänemark mag ihr ältester Wohnsitz gewesen seyn; von da edelten sich im 9. und 10. Jahrh. ihre Schwärme an der Nordküste von Frankreich an, die von ihnen die Normandie heißt, und beunruhigten nun unaufhörlich die Küste von England, Holland und Deutschland. 12 nöthigten sie Karl den Kahlen, ihnen die von ihnen eingenommene Provinz als ein Lehn der franz. Krone abzutreten und ihrem Anführer Rollo seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Rollo ließ sich mit seinen Normännern taufen und wurde der erste Herzog von der Normandie. Die Normannen stellten nun allmälig ihre Streifzüge ein, da auch in ene nordischen Länder das Christenthum eindrang und ihre Bewohner ntwilderte; nur in England fielen sie noch ein. Zwar säuberte Alfred ein Land von ihnen; allein schon 1017 unterwarf sich Kanut dem Großen von Dänemark das ganze Land. Einer von Rollo's Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, eroberte 1066 ganz England; eine so erfolgreiche Eroberung, wie keine der frühern Unternehmungen der Normänner (s. England). Auch in Neapel (s. d.) gründeten die Normannen im 11. Jahrh. ein neues Reich. Die Wareger, die 862 unter Rurik in Rußland ein neues Reich stifteten, sollen auch Normänner gewesen seyn. Durch diese auswärtigen Unternehmungen ber zersplitterten sie ihre Kraft, sodaß sie endlich ganz geschwächt wur-

den. Ihr Name verlor sich allmälig aus der Geschichte und wird jetzt nur noch den Einwohnern Norwegens ausschließlich beigelegt.

Nornen, s. Nordische Mythologie.

Norrköping, in der Landshauptmannschaft Linköping mit 200 H. und 9500 Einw., an der Motala-Elf, bei ihrer Mündung in den Meerbusen Brunnwik, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, ist eine der ansehnlichsten Städte Schwedens, und würde noch bedeutender gewinnen, wenn die Verbindung des Wetter- und Werner-Sees zu Stande kommen sollte. Sie zeichnet sich durch Betriebsamkeit aus, hat einen großen Messinghammer, die besten (20) Tuchfabriken des Landes, Zuckersiedereien, eine treffliche Schule und gute Wohlthätigkeitsanstalten. Neuerdings hat man auch hier glückliche Versuche gemacht, verschiedene Moosarten zum Färben zu benutzen, da schon längst diese Moose von den Holländern und Engländern zu gleichem Behufe ausgeführt wurden. Norrköping hat Werfte in seinem Hafen und treibt ausgebreiteten Handel und Tabacksbau. Der Gesundbrunnen Himmelstahl, Marmor und Gewehrfabriken liegen nahe.

North (Lord Frederic), Graf v. Guilford, geb. 1732, brit. Staatsminister, trat 1767 als Kanzler der Schatzkammer an Charles Townshends Stelle. Hinsichtlich seiner politischen Grundsätze gehört er zu der Partei der Torys oder zu den Anhängern der königlichen Gewalt. Eine seiner ersten Handlungen war der Vorschlag, alle vermöge der Acte von 1767 aufgelegten Zölle in den amerikanischen Colonien wieder aufzuheben, jedoch mit Ausnahme einer Abgabe auf den Thee, um das Recht Großbritanniens, den Colonien Taxen aufzulegen, zu behaupten. Die Beibehaltung des Theezolls erregte lauten Tadel, doch erhielt der Minister die Stimmenmehrheit und von diesem Augenblicke an war das Ziel seines Strebens die gänzliche Unterjochung Amerikas. Er wurde dadurch die Veranlassung des Abfalls der amerikanischen Colonien von dem Mutterlande. Vor dem Ausbruch des amerikanischen Freiheitskrieges gewann Lord North durch mehre Verhandlungen das öffentliche Vertrauen. Unter andern brachte er die ostindische Compagnie in eine Abhängigkeit von der Krone; sie mußte sich unter mehren Einrichtungen, welche das Parlament zur Verhütung der vielen Mißbräuche machte, wohin vorzüglich die Ernennung des Gouverneurs von Bengalen zum allgemeinen Regierer des englischen Indiens gehörte, auch die Errichtung eines höchsten Landgerichtes in Bengalen gefallen lassen, welches allein vom Parlamente abhängig war. Um so kräftiger erhob sich die Opposition (Graf Chatam und Edm. Burke), als North am 7. März 1774 als gesetzliche Ahndung des aufrührerischen Benehmens der Colonie Massachusetsbai, die Erlassung von 3 Parlamentsacten bewirkte, von denen die erste die Sperrung des Hafens von Boston, die zweite die Aufhebung der freien Verfassung von Massachusets verfügte, und endlich die dritte Canada mit Beeinträchtigung des Colonialgebietes nördlich bis zur Grenze der Hudsonsgesellschaft, westlich bis zum Mississippi und südlich bis zum Ohio ausdehnte. Vergebens sprachen Chatam und Burke gegen diese Acten mit aller Kraft der Beredtsamkeit; der Minister siegte. Die Colonien versammelten sich hierauf zu einem Generalcongreß in Philadelphia, auf welchem sie die Rechte Nordamerikas erklärten und unter sich beschlossen, allen Handel mit Großbritannien aufzuheben. Amerika rüstete sich zum Widerstande, und schon begannen die Feind-

seligkeiten. Lord Chatam, Fox und Burke riethen zur Aussöhnung; doch Lord North setzte mit Stimmenmehrheit durch, daß die Colonie Massachusetsbai in Aufruhrstand erklärt und durch eine Bill den Colonien, zum Unglück für mehre Tausende, aller Handelsverkehr mit dem Mutterlande abgeschnitten, ihr Eigenthum als verfallen erklärt wurde. Alle diese Maßregeln hatten jedoch gerade den umgekehrten Erfolg, welchen man sich davon versprochen hatte. Unrecht wie die gemeinschaftliche Gefahr besiegte die Zaghaftigkeit der Zögernden, entflammte den Thatendurst der Entschlossenen, und dieselbe Uebereinstimmung, welche Ministerien und Parlament in ihrem Plan zur Unterjochung der Colonien zeigten, begeisterte auch die dortigen Patrioten zu Wagnissen, welche ohne den Drang der Umstände sicher unterblieben wären. Im Nov. 1776 erklärte Amerika seine Unabhängigkeit. Obgleich man in ganz England für die Sache der Freiheit der amerikanischen Colonien sprach und schrieb, so gab die Regierung in ihrem blinden Eifer dennoch nicht nach. Als aber die Nachricht kam, daß sich das britische Heer unter dem General Bourgoyne am 16. Oct. 1777 bei Saratoga zu Kriegsgefangenen ergeben habe, da erhob sich das Parlament gegen den Minister, dem es diesen unglücklichen Ausgang beilegte. Der Minister schien nun nachgeben zu wollen; allein die Torys bestanden auf die Fortsetzung des Krieges. Endlich, nachdem Frankreich die Unabhängigkeit Amerikas öffentlich anerkannt und sich zum Verfechter der amerikanischen Freiheit erklärt hatte, machte Lord North selbst den Amerikanern Vorschläge zu Unterhandlungen; allein der günstige Zeitpunkt der Aussöhnung war vorüber, und der brit. Unterhändler Ferguson wurde so wenig gehört, daß ihm Washington sogar einen Paß nach Yorktown, dem damaligen Aufenthaltsorte des Congresses, verweigerte. Die Erbitterung wurde hierauf größer als je und der Krieg wurde mit der Wuth eines wahren Bürgerkriegs geführt. Fox bestürmte den Minister mit Anklagen und die Opposition ward immer stärker; doch erhielt durch die Festigkeit, mit welcher der König den Aufruhr des londner Pöbels gegen die Katholiken und tolerantgesinnten Parlamentsglieder unterdrückte, der Minister ein neues Gewicht, sodaß er, ungeachtet 1779 auch Spanien gegen England aufgetreten war, den stolzen Schritt wagen durfte, den vereinigten Niederlanden, welche Amerika und seine Verbündete heimlich unterstützt hatten, und der von Rußland geschlossenen bewaffneten Neutralität beitreten wollten, den Krieg zu erklären. Um diese Zeit trat ein neuer Gegner des Ministers auf, William Pitt, Lord Chatams weiter Sohn, und sprach für die von Burke vorgeschlagene Beschränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einflusses der Krone. Am heftigsten griff aber Fox den Anleiheplan des Lord North an, sowie sein Benehmen gegen Irland. Dazu wurde der indische Krieg, ebenfalls wie der amerikanische, ein Gegenstand des öffentlichen Unwillens. Ein Theil der gegen das politische Verfahren des ostindischen Generalgouverneurs Hastings gerichteten Anklagen fiel, wenigstens in der öffentlichen Meinung, auf Lord North zurück. Endlich ward der Sieg der Amerikaner bei Yorktown über den General Cornwallis zugleich ein Sieg der Opposition über den Minister. Die Kammer erklärte sich (27. Febr. 1782) gegen die Fortsetzung des amerikanischen Kriegs, und der Minister, den man als die Ursache des Nationalunglücks ansah, mußte der Gewalt des allgemeinen Unwillens weichen. Am 16. März

entließ der König seine sämmtlichen Minister, bis auf Lord Thurlow. Doch wurde bald nach des Marquis von Rockinghams Tode der Verein der Whigs aufgelöst und ein neues Ministerium gewählt, in welchem sich Will. Pitt befand, und das mit den 13 vereinigten Staaten einen Frieden abschloß und ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte. Gegen die am 25. Nov. 1782 unterzeichneten Präliminarartikel des Friedens mit Frankreich und Spanien aber erhob sich mit vieler Kühnheit im Unterhause Lord North, mit dem sich zum allgemeinen Erstaunen Fox, der Verfechter der Volksrechte, verband. Der König sah sich endlich durch das Verlangen des Unterhauses bewogen, eine andere Administration zu bilden. Pitt trat ab, und der Herzog von Portland ward an die Spitze der Verwaltung gestellt, Lord North und Fox zu Staatssecretären, jener für das Innere, dieser für die auswärtigen Angelegenheiten, ernannt. Dieß neue Ministerium vermochte aber wegen seiner seltsamen Zusammensetzung, da es mehrentheils aus Whigs bestand, bei Stormant, North und Carlisle aber Torys waren, das öffentliche Vertrauen nicht zu erlangen; doch setzte es mehre Vorschläge durch, unter andern die Entsagung des Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Bezug auf Irland. Auch wußte Lord North gegen Pitt, der sich im Unterhause gegen die Finanzplane der Minister erhob und auf eine Parlamentsreform antrug, durch seine Beredtsamkeit den Sieg zu behaupten. Forens Alienbill aber, wodurch die ostindische Compagnie aller ihrer Rechte beraubt wurde, wurde vom Oberhause und dem König mit dem größten Unwillen verworfen und zog die Auflösung der bisherigen Administration nach sich. Pitt wurde nun erster Lord und erster Kanzler der Schatzkammer; zwar behauptete die Opposition, zu der nun wieder auch North gehörte, noch einige Zeit im Unterhause die Mehrheit, und verlangte vom König die Entfernung seiner Minister; allein dieser hatte den Beifall des Oberhauses und des Volkes für sich. Endlich wählte der König ein neues Parlament, in welchem Pitt siegte und Lord North vergeblich alle seine Rednertalente anwandte, um dem von ihm gehaßten Minister entgegenzuwirken. Einige Jahre vor seinem Tode ward Lord North blind; er starb den 5. Aug. 1782 im 61. Jahre seines Alters. Von den ungeheuern Reichthümern, die er während seiner langen Verwaltung zusammengebracht, hinterließ er wenig; denn den größten Theil hatte er zu Bestechungen verwandt, um sich auf seiner Stelle als Minister zu behaupten. Ueber die Geschichte der Verwaltung des Lord North, während welcher die ersten Redner der Nation auftraten, vergl. man „Histoire de l'administration de Lord North“ (London 1784, 2 Bde.). Sein Sohn, Frederic N., Graf von **Guilford**, geb. 1761, studirte zu Oxford, trat dann ins Parlament und erhielt eine Stelle bei der Schatzkammer. Später zum Gouverneur der Insel Ceylon ernannt, unternahm er eine Reise in das Innere des Landes. Bald nach seiner Rückkehr ward er Pair des Reichs. Später sandte ihn die Regierung mit Aufträgen nach den ionischen Inseln. Hier wandte sich sein Herz ganz zu dem Schicksale des unglücklichen Griechenlands. Durch mehren Schulen auf den ion. Inseln, verdankt ihm Korfu die Gründung einer griech. Universität, die er reichlich (u. a. mit einer Sammlung von 12.500 Bänden und 8000 Handschriften) beschenkte und als deren Kanzler er den 14. Oct. 1827 zu London starb. Reich gebildet an Geist, edel und freisinnig, nachsichtig und wohlwollend im Umgange, freigebig mit Ueberlegung, war er die Freude und der Stolz seiner Freunde.

Norwegen (schwed.: Norrige; dänisch: Norge, spr. Norre), das Vaterland der Normänner (s. d.), ein an Schweden, Rußland und das Nordmeer grenzendes Königreich, und als selbständiges Reich mit Schweden unter Einem König vereinigt, welches schon Plinius u. d. N. der Insel Nerigon kannte, ward wahrscheinlich von Schweden aus bevölkert, tritt zum ersten Mal aus der Dunkelheit, als das ganze Land unter den tapfern Harald Haarfager (s. d.), d. h. Schönhaar, 875 vereinigt ward, welcher auch die Hebriden, die Insel Man und die Orkney-Inseln unterwarf. Das Mißvergnügen mit seiner Herrschaft veranlaßte viele Norweger, sich in Island niederzulassen. Sein Urenkel Olav Tygvason, 995—1000, unterjochte die vielen Stammoberhäupter und führte das Christenthum ein. (Indeß verging doch beinahe noch 1½ Jahrh., ehe das ganze Land sich zum Christenthume bekehrte. Einführung des Ackerbaues, des Handels, der Schreibekunst; Milderung der rohen kriegerischen Sitten, aber auch Entstehung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, waren hier wie überall die Folgen dieser Bekehrung.) Olav II., sein Sohn, setzte die Bekehrung der Nebenkönige und deren Unterwerfung fort, bis 1028 König Kanut der Große ganz Norwegen eroberte. Von 1034 bis 1319 hatte aber Norwegen seine eigenen Könige. Während dieses Zeitraums durchlebte es eine Zeit der Theilungen, Parteiungen und Unruhen, während welcher die Geistlichkeit und der Adel übermächtig geworden. Hakon V., 1217—62, hatte zwar das Ganze wieder vereinigt und selbst Island erworben, aber mit Hakon VII. starb der Mannsstamm aus. Die Reichsstände wählten nun seinen Tochtersohn Magnus VII., König der Schweden, dessen Enkel Olav IV., seit 1376 dänischer König, nach dem Tode seines Vaters 1380 beide Reiche regierte, und als er ohne Kinder starb, folgte ihm 1387 seine Mutter Margaretha, Königs Waldemar III. von Dänemark Tochter. Seitdem war fast immer Dänemark mit Norwegen vereinigt, doch behielt Letzteres stets seine Eigenthümlichkeiten in Verwaltung und Gesetzen, bis Dänemarck in kieler Frieden 1814 Norwegen an Schweden abtrat; allein die Norweger wählten nun ihren Statthalter Prinz Christian zum König, am 18. Mai 1814 zu Eidswald, indem sie ihm zugleich eine Verfassung vorschrieben. Hierauf rückten die Schweden im Julius in Norwegen ein, und schon am 14. August wurde ein Waffenstillstand geschlossen, da die ersten Gefechte den Schweden günstig waren. Der zu Christiania versammelte Storthing beschloß die Vereinigung mit Schweden, jedoch mit Vorbehalt einer eigenthümlichen Verfassung, welche am 4. November 1814 beredet wurde und Norwegens sehr beschränkte Monarchie proclamirte. Der König Karl XII. von Schweden wurde von Norwegen anerkannt, welchem der jetzige König Karl XIV. 1818 folgte. Die Verfassung ist folgende: der Reichstag (s. Storthing), abgetheilt in Odelsthing und Logthing (s. d.) (2 Kammern), der sich alle drei Jahre versammelt, hat mit dem Monarchen in der Regel die gesetzgebende und der König die vollziehende Gewalt. Nach der Eröffnung ernennt der Storthing ein Viertel seiner Glieder, um den Logthing zu bilden. Der König kann nur den Kronprinzen zum Vicekönig ernennen und der Statthalter muß ein Norweger oder Schwede seyn. Drei norwegensche Staatsräthe sind stets beim Könige. Norwegen hat keinen Adel, und der Storthing verwarf 1824 die vorgeschlagene Vermehrung

der königlichen Macht. Die Thronfolge ist erblich, lineal und agnatisch. Der König ist in Norwegen 18 Jahre alt mündig. Norwegen hat ein eignes Verwaltungssystem. Die Civilstellen vergibt der König bloß an Norweger und im Staatsrath. Ohne Verurtheilung kann kein Richter seines Amts entsetzt werden. Centralbehörde ist in Norwegen der Staatsrath, in dem der Statthalter vorsitzt, und der Logthing mit dem höchsten Gericht in den Sachen, welche der Odelsthing einleitete, gegen Mitglieder des Staatsraths oder höchsten Gerichts wegen Amtsverbrechen oder gegen Mitglieder des Storthing in Amtssachen. Norwegen hat vier Stifter, jedes Stift Aemter und jedes Amt Vogteien unter sich. Der Aemter sind 17, der Vogteien 44. Römisches Recht hat dort niemals gewuchert und das Storske Low (Gesetz) regulirt in kurzem Proceß die Civilverhältnisse. Jedes Stift hat ein besonderes Obergericht (Laugthing), unter dem allgemeinen höchsten Gericht in Christiania. In den Vogtegerichten auf dem Lande ist der Sörenschreiber Richter und hat 8 Lowertsmänd zu Beisitzern, in den Städten der Stadtrichter. Die Polizei verwalten die Stifts- und Amtsmänner. Die Staats- und Eigenthumspolizei ist musterhaft in Tabellenwerk in der Gesundheitspolizei, im Postwesen und im Wegebau. Eine allgemeine Brandversicherung fehlt noch. Den geistlichen Staat bilden 5 Bischöfe, 40 Pröpste, die die Prediger wählen, und 379 Prediger. Die Kammer dirigirt die Posten, die Zölle u. s. w. Das Staatscomptoir erhebt die Einkünfte. Das Bergcollegium hat die Bergwerkssachen. Die Nationalbank garantirte der Storthing.

Norwegen enthält auf 5800 QM. 1.100.000 luther. Einw. in 24 Städten, 30 Marktfl., 41.500 Höfen, welche geringe Bevölkerung ihren Grund in dem rauhen Klima hat. In einigen Gegenden (in den Nordlanden mit Finnmarken) rechnet man nur 24 Menschen, in andern 190—196 Menschen auf eine QM. Die Küste ist 343 Meil. lang. Das Gebirge Kiölen durchzieht das Reich. Das Nebengebirge Dofrefeld durchschneidet den südlichen Landestheil in der Quere. Landseen, Meerbusen und Flüsse kurzen Laufs hat Norwegen in Menge, mit Klippen und inselreichen Ufern, und gelindere Winter als man erwarten sollte, übrigens steinigen und morastigen Boden. Wo letzterer abgewässert werden, ist er klimatisch fruchtbar. Ungemein vermehrt sich der Kartoffel- und der Sommergetreidebau. Reich ist das Land an See-, Wald- und Bergprodukten. Gegen 80.000 Norweger ernähren sich fast ganz vom Fischfang, aber ebenso viele treiben jetzt nebenher einen fleißigen Gartenbau und kleine Landwirthschaft. Dieß verbessert ihren Wohlstand, befördert die Heirathen bei vielem häuslichen Fleiße der Norwegerinnen und vermehrt neben dem wachsenden Wohlstand der Landbewohner, die freilich nicht so viel als auf einem reicheren Boden zum Verkauf produciren, wahrscheinlich künftig die Zahl der Bewohner Norwegens. An Fischen führt Norwegen besonders von dem reichen Ertrage Lofodden für 2 Mill. Rthlr. jährl. aus, und es ist nicht mehr wie vormals in dem Falle, an Nahrungsmitteln des Unentbehrlichen Noth zu leiden. Die Landleute kleiden sich fast ganz in Gewand, das die Familie spinnt und webt. Kupfer, Eisen, Kobalt, Alaun und Baisalz sind neben Holz zum Schiffbau, vorzüglich nach England, wichtige Ausfuhren. Bergen und Drontheim führen die meisten Produkte aus und Vieles auf fremden Schiffen, indeß viele arme Norweger als Matrosen auf fremden

Schiffen dienen und häufig niemals zurückkehren. Die inländische Fabrikatur ist sehr zurück, theils wegen der Wohlfeilheit des Eingeführten, theils weil die männliche Jugend diese Art der Beschäftigung verachtet und lieber dem Seedienst sich widmet. Den vielen Branntwein, den Norwegen verbraucht, brennt es jetzt meistens aus Kartoffeln und Wäldbeeren und läßt davon weniger als vormals einführen. Neuere Gesetze haben der älteren Waldverwüstung einige Grenzen gesetzt. Die Nässe des Sommers 1830 äußerte einen nachtheiligen Einfluß auf die Ernte in den meisten Gegenden des Landes; allein die Freiheit des Getreidehandels und der in Beziehung auf Backen und Verkaufen des Brots gewährte freie Verkehr, verbunden mit dem sich äußernden Geiste der Wohlthätigkeit und der Genügsamkeit der Landbewohner, beugte allenthalben der Hungersnoth vor. Auch waren die öffentlichen Magazine hinlänglich gefüllt, um den hülfsbedürftigsten Bauern mit Saatkorn auszuhelfen. Der Sommer 1831 entsprach wegen seiner Trockenheit keineswegs den Hoffnungen einer guten Ernte, und während einiger Monate wurde die zollfreie Einfuhr von Getreide verstattet. Dessenungeachtet überstiegen die Zolleinkünfte den Voranschlag im Budget. Die Fischereien waren ergiebig und der Handel mit getrockneten Fischen, Heringen und Hummern hatte seinen gewöhnlichen Gang. Auch war die Ausfuhr von Kupfer und Eisen im Zunehmen. Allein der Handel mi geschnittenen Bretern nach England litt durch die Bevorzugung der canadischen Holzhändler, indem das Parlament den Vorschlag der Minister zur Erleichterung der nordischen Schifffahrt verwarf. Die Vorkehrungen der Regierung zur Abwehrung der Cholera entsprachen ganz den Erwartungen, und die Krankheit zeigte sich nur schwach in einigen Orten. Doch ist sie, nach Berichten aus Christiania im Aug. 1834, an einem Orte wieder ausgebrochen. Die Universität Christiania bildet die Jugend höherer Stände. Auch in den untern herrscht jetzt viel Bildung, wie denn überhaupt wissenschaftliche Anstalten und Volksschulen zweckmäßig gepflegt werden. In Bergen ward 1825 ein Nationalmuseum für Alterthum, Kunst und Naturerzeugnisse errichtet. Insbesondere werden die Naturwissenschaften zu Christiania von Männern, wie Lunth, Hansteen, Maschman, Schielderup u. A. sind, thätig gefördert. Die norweg. Literatur besteht fast nur aus Zeit- und Flugschriften. Doch gibt es auch neuere Dichter (Zettlitz, Olsen, Harsen u. A.). Die Zeitschrift „Saga" ist der altnorischen Sprache gewidmet. Der deutsch schreibende Naturphilosoph Steffens und der Maler Dahl sind geborne Norweger. Die Landmacht besteht aus 12.000 M. Soldaten, der Landwehr und Küstenmiliz; die Seemacht aus 2 Fregatten, mehren Briggs, Schonern und Kanonenböten. Die jährl. Eink. betragen ungefähr 690.000 Spec. Silber und 2.324.000 Spec. Zettel; die Ausg. 721.000 Spec. Silber und 2.300.000 Spec. Zettel. Zur Tilgung der Staatsschuld (8.750.000 Gldn. ohne die Bankzettel) sind gute Vorkehrungen getroffen. Hauptstadt ist Christiania; s. d., sowie Drontheim und Bergen. Die beste Generalcharte Norwegens ist die von Pontoppidan, nebst einer Geographie des Landes. Vgl. auch Schweden.

Norwich, Hauptstadt der engl. Grafschaft Norfolk, am Einfluß der Winsder in die hier schiffbare Yare, mit 10.000 H., 50.000 Einw. Kathedrale, 32 Pfarrkirchen, mehren Bethäusern, Hospital, dem alten Gebäude Bridewell, einem Bisthum, Blindenanstalt, ökonomischen Ge-

sellschaft. Norwich war schon gegen Anfang des 14. Jahrh. wegen seiner wollenen Zeuche, die Worsted Stuffs hießen, berühmt. Holländische Flüchtlinge ließen sich hier zu verschiedenen Zeiten nieder und legten allmälig den Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wollenen Zeuchen und Strümpfen in England. Aber in den neuern Zeiten, seitdem die baumwollenen Zeuche immer wohlfeiler und beliebter und in verschiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichstoffe verboten wurde, ging ein Markt des Auslandes nach dem andern verloren. Dagegen verfertigt man jetzt besonders Shawls, die den indischen nachgeahmt werden und ein beträchtlicher Handelsartikel nach allen Theilen der Welt geworden sind. Ferner haben sich Baumwollenfabriken erhoben, ebenso Hanf- und Flachsleinwandwebereien.

Nosairier, eine mohammedanische Sekte von der Partei der Schiiten oder der Anhänger des Ali. Sie entstand um das J. 270 der Hegira und erhielt ihren Namen von Nosraga im Gebiete Kufa, dem Geburtsorte ihres ersten Oberhauptes. Sie breiteten ihre Macht weit aus in Syrien und Mesopotamien; später wurden sie durch die Türken auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmak beschränkt, den sie gegenwärtig noch als eine von den Türken zinsbare, sonst aber selbstständige Völkerschaft inne haben. Sie haben die meiste Verehrung vor Ali. Sie glauben, daß gute und böse Geister in Leibern erscheinen und Gott auch eine menschliche Gestalt annehmen könne. Weil nun Ali der vollkommenste Mensch nach Mohammed gewesen, so lehren sie, daß sich die göttliche Natur mit ihm vereinigt, mit seinem Munde geredet, mit seinen Händen allerlei Thaten verrichten u. s. w.; deßhalb er viele Wunderdinge gewirkt, sey von jener Welt gewesen und müsse Gott genannt werden. Sie glauben außerdem eine Seelenwanderung nach einem bestimmten Kreislauf durch Pflanzen, Thiere, Gestirne ꝛc. und nicht als Lohn oder Strafe ihres Wandels. Sie legen auf Fasten, Waschen, Wallfahrten nach Mekka und das Gebet nicht den Werth, wie die übrigen Mohammedaner; sie genießen Wein und andre verbotene Speisen, beobachten geheimnißvolle Gebräuche, begrüßen Sonne, Mond und Sterne. Einige von ihnen sollen die Sonne und die Sterne anbeten, andre das weibliche Glied (was man auch von den Drusen sagt) und sich alle Morgen vor ihren nackten Müttern niederwerfen; vielleicht zur Nachahmung der altsyrischen Verehrung der hervorbringenden Naturkräfte. Sie haben in dem von ihnen bewohnten Bergdistricte Semmak in Syrien, 8 M. von Tripolis, mehrer Capellen und Wallfahrtsörter und an 805 Dörfer. Das Oberhaupt ihrer verschiedenen Stämme ist Scheik Elmafudh, und das geistliche Haupt der Prophet Scheik Khalil. Die Türken wagen es nicht, diese Leute in ihrem Gebiete anzugreifen.

Nosologie (a. d. Griech.) nennt man in der Medicin die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich, besonders ihrer Benennung und ihrer Classification beschäftigt. Einige gebrauchen diesen Namen gleich bedeutend mit Pathologie, Andere sehen sie für einen Theil derselben an. Vgl. Pathologie.

Nossa, s. Nordische Mythologie.

Nösselt (Johann August), ein verdienter Gelehrter, geb. zu Hal[illegible] 1734, wurde 1764 ordentlicher Professor der Theologie und 1779 Director des theologischen Seminars. Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung, verbunden mit tiefer Gelehrsamkeit, zeichneten seinen Vortrag

aus; auch schritt er mit der Aufklärung des Zeitalters fort und blieb noch in seinem hohen Alter für neue Ansichten empfänglich. Ihm war das theologische System nicht ein geschlossenes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig widersetzte er sich allen Eingriffen, die man gegen Glaubens- und Gewissensfreiheit zu thun versuchte, wie er besonders gegen die Glaubenscommission unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienstvollen Greise den Charakter eines Geh.-Raths bei und zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Halle persönlich als denjenigen Mann aus, dem die meisten und vorzüglichsten Theologen in seinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um so schmerzlicher traf ihn das Schicksal Preußens 1806. Er starb als Senior der Universität am 11. März 1807. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten: „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion" (Halle 1766; 5. Ausg., 1783); „Ueber den Werth der Moral ꝛc." (Halle 1777 u. 1783); „Anweisung zur Kenntniß der besten theologischen Bücher" (Leipz. 1779, 4. Ausg. 1800; fortgesetzt von Simon). Die übrigen sind exegetischen, moralischen und religiösen Inhalts. Niemeyer hat seine Biographie geschrieben (Halle 1809).

Nostradamus (Michel), ein berüchtigter franz. Zeichendeuter, geb. zu St.-Remy in der Provence 1503, studirte Medicin, wurde zu Montpellier Doctor, durchzog Frankreich und verheirathete sich zu Angen. Nach dem Tode seiner Frau kehrte er in die Provence zurück, hielt sich eine Zeitlang in Aix, dann zu Salon auf. Die Prophezeihungen, die er aus seiner Abgeschiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten (und u. d. T. „Centurien") der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit selbst großes Aufsehen. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verfasser zu sich kommen und beschenkte ihn reichlich. Nostradamus starb zu Salon 1566. Er erregte in unsern Tagen beim Beginnen der franz. Revolution Aufmerksamkeit, als einige seiner Orakelverse die franz. Staatsumwälzung zu weissagen schienen, die Schlözer aus Scherz abdrucken ließ.

Notabeln (les notables) hießen ehedem in Frankreich die Angesehensten des Reichs, welche von den Königen zuweilen zusammenberufen wurden, um ihren Rath zu ertheilen, ohne jedoch eine entscheidende Stimme zu haben. Seit 1626 war keine solche Zusammenkunft wieder veranstaltet worden, bis 1786 der Minister und Generalcontroleur Calonne auf den Gedanken gerieth, um mehren Anordnungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, die Notabeln zu versammeln. Die Sitzungen wurden im Febr. 1787 eröffnet, wo sie aus 144 Personen bestanden, nämlich aus 7 Prinzen vom Geblüte, 9 Herzogen und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarschällen, 22 Edelleuten, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeistern, 11 Erzbischöfen, 37 Oberrichtern, 12 Abgeordneten der Pays-d'Etats, der Civil-Lieutenants und 25 obrigkeitlichen Personen aus den verschiedenen Städten des Königreichs. Die Abschaffung der innern Landzölle, der Salzsteuer, der Getreidesperre, der Frohndienst bei dem Straßenbau, ward auf Vorschlag des Königs mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Männer, wie Lafayette, Rochefoucauld, d'Estaing u. A. sprachen schon damals mit der größten Freimüthigkeit. Als aber die Notabeln sich den Anträgen des Ministers Calonne (s. d.), der, um den gesunkenen Finanzen wieder aufzuhelfen, die Bewilligung einer Stempeltaxe und einer Grundsteuer von allen

Grundeigenthümern ohne Ausnahme verlangte, kräftig widersetzten, wurden sie schon am 25. Mai wieder entlassen. Zwar berief Necker (s. d.) den 5. Oct. sie zum zweiten Male; allein auch sie wurden schon im Dec. wieder entlassen, da die Ständeversamml. so wie 1614 organisirt werden sollte.

Notarien (von nota, Zeichen) waren nach dem Verfall des römischen Reichs die Schreiber der öffentlichen Zeugen, deren sich Privatpersonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienten. In Deutschland gehörte das Notariat zu den kaiserl. Reservaten; über die Justizverfassung jedes Landes suchte die Wirksamkeit der kaiserl. Notarien zu beschränken. In Frankreich wird das Zeugniß des Notars für den Staat geführt und verwahrt. Er setzt Contracte, Schuldverschreibungen, Vergleiche und alle andern, die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffende Acten auf, welche die Summe von 150 Franken nicht übertreffen. Sie verfertigen bei Erbtheilungen die Inventarien, leiten und berichtigen das ganze Geschäft. Die Notarien in dem Bezirk eines Gerichtshofes erster Instanz bilden ein Corps und wählen ein Collegium von 1—9 Mitgliedern, das die innere Policei besorgt und in der Art alle Streitigkeiten dritter Personen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren schlichtet.

Noten, die Zeichen der Tonschrift, wodurch sowohl die Höhe und Tiefe der Töne, als auch ihre Dauer dargestellt wird. Man pflegt sie auf fünf über einander gezogene Linien zu setzen, die man das Liniensystem nennt. Zur bequemen Darstellung aller Töne auf dem Liniensystem bedient man sich verschiedener Zeichen, welche die Linie bestimmen, bei welcher man anfängt, die sieben Töne ihrer Ordnung nach zu verzeichnen (s. d. folg. Art.). Die Noten sind also in der Tonschrift eben Das, was die Buchstaben in der Sprachschrift sind. Die erste Erfindung derselben wird dem Terpander, einem Griechen aus der Insel Lesbos, zugeschrieben, der ungefähr 650 J. v. Chr. lebte. Später bedienten sich die Griechen zur Bezeichnung ihrer 18 Töne der Buchstaben ihres Alphabets. Weil sie aber die Aehnlichkeit der Töne, die sich in verschiedenen Octaven wiederholen, noch nicht kannten und in jeder Tonart anderer Zeichen bedienten, auch für den Gesang andere Zeichen als für die Instrumente gebrauchten, so bedurften sie 990 verschiedene Tonzeichen. Diese äußerst weitläufige Tonschrift wurde erst durch Papst Gregor den Großen gegen Ende des 6. Jahrh. vereinfacht; er schaffte die griech. Tonzeichen, die aus großen und kleinen, stehenden und liegenden, verdoppelten und verstümmelten Buchstaben bestanden, ab, und führte die ersten sieben Buchstaben unsers Alphabets dafür ein; die großen Buchstaben bezeichnen die sieben tiefern, die kleinen die sieben höhern Töne, wozu noch das aa als Zeichen des fünfzehnten Tones zu schreiben, und so behalf man sich beinahe 500 Jahre, bis der Benedictinermönch Guido aus Arezzo im 11. Jahrh. anstatt der Buchstaben Punkte einführte, die auf über einander gezogene Linien gesetzt wurden. Ein Deutscher aus Köln, Franco genannt, verwandelte diese Punkte in Vierecke von verschiedener Form und bestimmte dadurch die verschiedene Zeitdauer der Noten. Ein neben die Note gesetzter Punkt verlängert die vorhergehende Note stets um die Hälfte ihres Werths.

Notendruck. Die ältesten gedruckten Noten, die man kennt, sind vom J. 1473. Man bediente sich zuerst zum Notendruck ganzer Platten und zwar anfangs Holztafeln, später Kupferplatten und gegen die Mitte

des vorigen Jahrh. besonders der wohlfeilern Zinnplatten. Die Erfindung, Noten zu drucken, wie man Schriften mit beweglichen Lettern druckt, wird gewöhnlich in das 17. Jahrh. gesetzt und einem gewissen Jak. Salecque, einem 1643 gest. berühmter Schriftsteller zu Paris, zugeschrieben. Doch war diese neue Methode anfangs so unvollkommen und unbequem, daß sie wenig in Ausübung kam. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. brachte sie der berühmte Breitkopf in Leipzig zu einem solchen Grade der Vollkommenheit, daß er für den ersten Erfinder dieser Kunst angesehen werden kann. Seit Erfindung der Steindruckerei bedient man sich auch dieser häufig zum Notendruck.

Notensetzer, Notensetzmaschine (Phantasiemaschine). Da es Musiker gibt, welche in gewissen Augenblicken der Begeisterung oft glücklicher auf dem Piano phantasiren, als sie mit Absicht und Bewußtseyn zu componiren im Stande sind, so hatte man schon längst gewünscht, eine Maschine erfunden zu sehen, welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantasien des Künstlers sogleich auf Noten setzte und so fest hielte. Die erste Idee dazu hatte der Bürgermeister Unger zu Eimbeck 1745. Hohlfeld, ein geborner Sachse, welcher zu Berlin lebte, führte sie später aus und Unger beschrieb nach Hohlfeld's Tode diese Maschine 1775 in einem besondern Werkchen u. d. T.: „Entwurf einer Maschine, so Alles, was auf dem Clavier gespielt wird, in Noten setzt"; mit 2¼ Bogen Kupfern.

Notenstich, s. Notendruck.

Notensystem, s. Noten.

Nothlüge. Sie wird von der Moral nur in solchen Fällen gestattet, wo durch Verschweigung oder Verleugnung der Wahrheit ein wirklich moralisch-guter Zweck, der auf keine andere Weise erreicht werden kann, oder ein moralisch-wichtigerer Zweck, als die Aussage der Wahrheit, erreicht wird, z. B.: wenn mich ein Rasender nach dem Wege eines von ihm Verfolgten fragt, um denselben zu ermorden, ich aber keine Mittel besitze, um dieß zu verhindern; oder wenn den Arzt ein ängstlicher Kranker über die Gefahr, in der er schwebt, befragt und jener durch eine offene Erklärung diese Gefahr vermehren würde. Obwohl das wirkliche Leben tausend Fälle darbietet, wo nur durch die Nothlüge ein Abkommen zu finden ist; so bestreiten sie doch die Rigoristen noch fortwährend. Allein, wenn man auch immer durch bloßes Schweigen, wie sie fordern, wirklich der Nothlüge entgehen könnte; so wäre ja doch eben dieses Schweigen wieder eine solche. Die heilige Schrift selbst statuirt übrigens eine aus guter Absicht geschehende, an sich selbst unschädliche Erdichtung einer Unwahrheit in Nothfällen (1. Mos. 12, 11—20; 20, 2, 11., 12; 1. Mos. 1, 18; 19, 21; Josua 2, 2—13; vgl. auch Jak. 2, 25; 1. Sam. 16, 16—19; Apgsch. 23, 4., 5.); dagegen werden aber auch unerlaubte Nothlügen angeführt (1. Mos. 4, 9; 18, 15; 27, 19, 20; 31, 35; Jos. 2, 2—6; 2. Kön. 6, 19; Judith 10, 12—14; Apgsch. 5, 3—8).

Nothrecht, Nothwehr, Jus necessitatis. Nothrecht soll die vermeinte Befugniß seyn, im Fall der Gefahr meines eignen Lebens einen Andern zu tödten, der mir nichts zu Leide gethan hat. Dieses Merkmal unterscheidet das Nothrecht von der Nothwehr, moderaminae inculpatae tutelae, d. i. der Befugniß, dem ungerechten Angreifer meines Lebens durch Betäubung des seinigen zuvorzukommen. Jenes Nothrecht wider-

spricht dem Begriffe des Rechts; denn keine Noth kann Etwas zu Recht machen, was an sich Unrecht ist. Wenn Zwei auf einem Kahne fahren, der nur Einen tragen kann und Beide ersaufen müßten, wenn nicht Einer ins Wasser gestürzt würde; so macht es Den, der dieses thut, sein eigenes Leben zu retten, zwar nicht objectiv strafbar, weil es in diesem Falle kein Strafgesetz geben kann, insofern die Furcht vor einem noch ungewissen Uebel, der zu erwartenden Strafe des Richters, die Furcht vor dem gewissen Uebel, dem Ersaufen, nicht überwiegen kann. In jenem Falle der Noth herrscht kein Gebot, und ein positives Strafgesetz würde seines Zweckes, von einem solchen Verbrechen abzuhelfen, ganz verfehlen. Aber es macht ihn auch nicht subjectiv unsträflich. Aus der Verwechselung dieser Begriffe ist das vermeinte Nothrecht entstanden.

Nothtaufe nennt man diejenige Taufe, die irgend ein Laie mit Aussprechung der Taufformel des christlichen Glaubens verrichten darf, im Falle zu befürchten ist, daß das neugeborne Kind die Ankunft des Priesters nicht erleben würde. Die Kirche ertheilte hierzu schon im 2. Jahrh. die Erlaubniß, in der Meinung, daß Keiner ohne die Taufe in das Reich der Seligkeit eingehen könne. Man hat die Nothtaufe auch in der neuen Zeit erlaubt, jedoch mit dem Zusatze, daß ein in der Noth von einem Laien getauftes Kind, im Fall es am Leben bleibe, nochmals von dem ordinirten Priester eingesegnet werden solle.

Nothwehr, s. **Nothrecht**.

Nothwendigkeit ist die Bestimmung Dessen, was nicht anders seyn kann. Sie wird in dreifacher Beziehung gedacht: 1) Die logische **Nothwendigkeit**, oder die Nothwendigkeit des formalen Denkens, besteht darin, daß Etwas nicht anders gedacht werden kann, indem das Gegentheil widersprechend ist. (S. **Modalität** und **Apodiktik**.) Sie richtet sich also nach dem Satze des Widerspruchs, als einem Gesetze des analytischen Denkens. 2) Die **reale** oder **physische** Nothwendigkeit besteht in dem Nichtandersseynkönnen. Das Nothwendige in dieser Hinsicht ist dem Zufälligen entgegengesetzt. Von dem Einzelnen läßt sich immer auch denken, daß es nicht seyn, oder anders beschaffen sein könnte. Jedes Einzelne in der Erscheinungswelt hat nur bedingte Nothwendigkeit, es ist durch kein Anderes als seine Ursache bedingt und erscheint so im bestimmten Verhältniß. Nur das göttliche Wesen hat ein absolut nothwendiges und schlechthin unabhängiges Seyn, und ihm ist unbedingte Nothwendigkeit und Freiheit seiner Idee nach Eins. In einer Beziehung redet man von **moralischer** oder **praktischer** Nothwendigkeit, d. i. die Bestimmung des sittlichen Lebens, vermöge deren eine Handlung zufolge der Forderung der Vernunft seyn soll, wobei die Freiheit als Unabhängigkeit vom Naturzwang und als Vermögen der selbstthätigen Bestimmung seiner Handlungen vorausgesetzt wird. (S. **Freiheit**.)

Notker, mit dem Beinamen Labeo, ein gelehrten Mönch von St. Gallen, welcher um 1022 starb und eine mit Erklärungen begleitete Uebersetzung der Psalmen in hochdeutscher Sprache hinterließ, die zu den bedeutendsten Denkmalen unserer ältesten Prosa gehört. Befindet sich handschriftlich zu St.-Gallen, abgedruckt in Schilter's „Thesaurus“.

Notre (André Le) s. **Lenotre** (André).

Notre-Dame ist der alte franz. Ausdruck für die heil. Jungfrau Maria, wie im Deutschen Unsrer lieben Frau; 2) der Name mehrer

heil. Jungfrau gewidmeten Kirchen in Frankreich, namentlich der großen Metropolitankirche von Paris.

Nottingham, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in einer schönen fruchtbaren Gegend am Trent auf einer Anhöhe. Sie hat ein festes Schloß, einen der größten Marktplätze in England, enge und unreinliche Straßen, 5000 H. und 36.000 Einw. Hier ist der Hauptsitz der englischen Wollen- und Seidenstrumpfmanufacturen, welche vorzüglich seit der Einführung von Arkwright's Spinnmaschinen sehr zugenommen haben. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollene Strümpfe zu einer halben Guinee verfertigen. Diese Strumpfwaaren gehen in großen Quantitäten nach Amerika, Ost- und Westindien, Deutschland, Spanien und Rußland, auch nach Frankreich, wo man jedoch der einheimischen Fabriken wegen keine seidene Strümpfe zuläßt. Außer Strümpfen liefern die hiesigen Fabriken Handschuhe und Pantalons. Das Gewebe der Strümpfe wird durch Maschinen hervorgebracht, die man in neuern Zeiten auch auf das Weben von seidenen Spitzen angewandt hat. Diese Artikel sind: Spitzen, Handschuhe, schwarze und weiße Spitzen, schwarze und weiße Schleier. Auch hat man angefangen, aus dem feinsten Muletwist baumwollene Kanten zu weben. Als Nebenerwerb in Nottingham ist eine Bleiweißfabrik, welche vortreffliche Waaren liefert, die besonders von Malern gesucht werden, weil die Zubereitung leichter von statten geht als mit den übrigen Bleiweißsorten; ferner eine Peitschenschnurfabrik, Töpfereien und Alebrauereien.

Notturno, s. Serenade.

Novaja-Semlja, d. i. Neuland, zwei durch einen schmalen Canal Matotschnoi oder Kostin-Schar getrennte Inseln im Eismeere, von denen die kleinere Zemlja Medju, oder Ostrof Medju Scharsky genannt wird, zum Gouvernement Archangelsk gehörig, sind durch die Straße Waigats vom festen Lande Sibirien geschieden. Von ihnen ist die südliche oder Nowaja Zemlja größer; beide sind 4255 QM. groß, aber des Eises wegen wenig bewohnt. Die Oberfläche bilden Berge, von denen der Blazowsky der höchste und 4000 Fuß hoch ist. Das Land ist fast immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und hat vom 15 Oct. bis Ende Febr. Nacht; doch erhellen sie etwas die häufigen Nordlichter. Nach Ludloff's Meinung ist die südliche Küste der Straße Matotschnoi die fahrungsreichste Gegend von Novaja-Semlja; denn außer mehren fischreichen Flüssen trifft man dort eine Menge Wallrosse, Steinfüchse, Eisbären und Rennthiere an, auf den Felsenspitzen aber halten sich eine unglaubliche Menge verschiedener Vögel auf. 1819—22 hat die russ. Regierung die Insel genauer untersuchen lassen. Die Insel hat an der Küste nur Moos zur Vegetation und Zwergbirken in sehr geschützter Lage gegen Nordwinde. Im Sommer wird dieses Land von russischen Jägern und Fischern besucht, welche hier Schwäne, Gänse, Fische, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchse und Wallrosse fangen.

Novalis, s. Hardenberg.

Novatianer waren Ketzer, welche im 3. Jahrh. die christliche Kirche sehr beunruhigt haben. Ihr Stifter hieß Novatianus, ein röm. Presbyter, der während der Christenverfolgung des Kaisers Decius behauptete, daß die vom Christenthum Abgefallenen, wenn sie reuig zur Christengemeinde zurückkehren wollten, in die Kirche nicht wieder aufgenommen werden könnten. Später gingen seine Anhänger noch weiter

und dehnten diese Ausschließung von der Gemeinde auf alle Diejenigen aus, die nach der Taufe eine Sünde begangen. Sie wurden auch Katharer genannt, weil sie sich vor Allen rein dünkten in Lehre und Leben. Diese Sekte erhielt sich besonders in Italien und Afrika bis ins 6. Jahrh.

Novation heißt juristisch jede Umänderung einer rechtsverbindlichen Handlung, aber speciell jede Verwandlung einer alten Verbindlichkeit in eine neue, mit der Aufhebung der vorigen. Eine stillschweigende Novation existirt, wenn aus allen Umständen klar ist, daß die Partien ein neues Rechtsverhältniß unter sich anordnen, und nicht bloß ein neues Rechtsverhältniß einem ältern anschließen wollten.

Novellen, eine Art kleiner Erzählungen in Prosa, die, zuerst in Italien und Spanien bearbeitet, später in Uebersetzungen, Nachbildungen und selbständige Arbeiten auch in die deutsche Literatur übergegangen ist. Die Novelle, aus dem Bedürfniß geselliger Unterhaltung hervorgegangen, ist in ihrem Ursprunge nichts als eine kurze Geschichte der Anekdote, oft ein bloßer Spaß oder glücklicher Einfall, der durch den Zauber einer leichten, wohlklingenden Darstellung und durch den Reiz der Neuheit auf eine gefällige Weise Augenblicke unterhalten soll. In dieser Absicht entstanden die Novellen des Boccaccio (s. d.), des Schöpfers und Meisters dieser Gattung. Nach Boccaccio, und seiner Weise getreu, haben sich unter den Italienern als Novellenerzähler ausgezeichnet: Bandello, Sansovino, Straparolo und Sacchetti; unter den Spaniern vor Allen der Verf. des „Don Quixote", Cervantes. Unter den Franzosen, welche die Novelle von den Spaniern empfingen, ist Scarron ausgezeichnet. In der altdeutschen Literatur finden sich manche Erzählungen, welche sich der Novelle anschließen. Unter den neuern deutschen Novellisten sind L. Tieck, W. Alexis, L. Schefer, v. Arnim hauptsächlich zu nennen. Namentlich hat sich der Erste eine eigne Gattung, die wir Conversationsnovelle nennen möchten, geschaffen. Tieck schildert in seinen Novellen verschiedene Richtungen einer Zeit, die in einem Zwecke zusammentreffen. C. F. v. Rumohr hat „Italienische Novellen" (aus dem 13., 14., 15., 16. und 17. Jahrh.) übers. und erläutert (Hamburg 1823).

Novellen sind die Verordnungen der griech. Kaiser, welche nach und nach der officiellen Sammlung derselben im Codex repititae praelectionis vom J. Chr. 534 erschienen. Von Justinian kennen wir 160 derselben, wovon nur 97 praktische Gültigkeit haben, weil nur diese von den ersten Bearbeitern des römischen Rechts behandelt (glossirt) wurden. Die Novellen des Kaisers Leo gelten gar nicht. S. Biener's „Geschichte der Novellen Justinians" (Berlin 1824).

Noverre (Jean George), der Schöpfer des neuern franz. Ballets, war der Sohn eines Militairs und 1727 zu Paris geboren. Anfangs dem Stande seines Vaters bestimmt, führte ihn seine Neigung zur Musik und Tanzkunst auf eine andere Bahn. Der berühmte Tanzmeister Dupré bildete ihn, und schon 1740 zeigte er sich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau mit vielem Beifall. In Berlin erwarb er sich die Hochschätzung Friedrichs d. Großen, sowie des Prinzen Heinrich. Nachdem er sich seit 1749—62 abwechselnd in Paris und Lyon aufgehalten, war er eine Reihe Jahren Balletmeister am herzogl. würtemb. Hofe, wo es einmal, als seine Besoldung unrichtig gezahlt wurde, dem Finanzminister, bei dem er sich beschwerte, und der ihm bemerkte, daß auch die seinige

rückſtändig ſey, die Antwort gab, daß die Excellenz auch nicht fürs Vergnügen des Hofes diene. Sein immer wachſender Ruf zog ihm die Einladung nach Wien zu. Die Kaiſerin Maria Thereſia überhäufte Noverre mit Gunſtbezeigungen. Von Wien aus machte er eine Reiſe nach Mailand, wo er die Feſte verherrlichte, die der Erzherzog Ferdinand nach ſeiner Vermählung gab. Einen Antrag, nach London zu gehen, ſchlug er aus, und nahm dagegen in Paris die Stelle des oberſten Maître des ballets bei der Académie Royale de Musique an. Während der ſtürmiſchen Zeit der Revolution hatte er den größten Theil ſeines Vermögens verloren. Indeſſen ertrug er dieſen Verluſt mit Standhaftigkeit. Wie groß Noverre ſich in ſeiner Kunſt fühlte, beweiſt ſein Ausſpruch, „daß das 18. Jahrh. nur drei große Männer aufzuweiſen habe, Friedrich den Großen, Voltaire und Noverre". Seine pantomimiſchen Ballete zeichnen ſich durch treffliche Gemälde und Handlungen aus und bewährten ſeinen feinen Kunſtſinn. Er ſtarb 1810, ein Syſtem und Briefe über ſeine Kunſt hinterlaſſend.

Noviziat (auch Probejahr) heißt die Probezeit Derjenigen, welche in einen geiſtlichen Orden treten wollen; ſie dauert gemeiniglich ein Jahr, und Die, welche in dem Noviziate ſtehen, die Novizen, haben während jener Zeit noch die Freiheit, wieder zurückzutreten und ihren Vorſatz zu ändern.

Nowgorod, ruſſ. Statthalterſchaft von 2578 QM. mit 960.000 Einw. und der Hauptſt. Nowgorod-Weliki (Großneuſtadt), in einer ſchönen Gegend am Ausfluſſe der ſchiffbaren Wolchow aus dem Ilmenſee und am nowgorodſchen Canal, der die Oſtſee mit dem kaſpiſchne Meer mittelſt der Newa und Wolga verbindet. Im frühen Mittelalter mächtig und berühmt, war Nowgorod der Mittelpunkt des Handels der Hanſa und der Normannen mit Weſtaſien und den Byzantinern. Sie zählte im 15. Jahrh. 400.000 Einw., und von ihr galt das ſtolze Sprichwort: „Wer kann wider Gott und Großnowgorod?" Seit dem Aufblühen Petersburgs ſehr geſunken, hat ſie jetzt nur in 1600 H. 10.000 Einw. (darunter viele Deutſche, meiſtens Kaufleute) und iſt der Sitz eines griech. Erzbiſchofs. An der Kathedrale ſind die Cherſon'ſchen od. Korßun'ſchen Thüren merkwürdig, mit bibl. u. a. Gegenſtänden und Inſchr., die Fr. Adelung für ein deutſches Kunſtwerk hält. Spätern Urſprungs iſt die ſogen. ſchwed. od. ſigtuniſche Thür in derſelben Kirche, ebenfalls ein merkwürdiges Kunſtwerk des Mittelalters. Man unterhält hier Segeltuch-, Leder- u. a. Fabriken, Schifffahrt und bedeutenden Handel.

Nox, eine Gottheit bei den Römern, ſ. Nacht.

Nubien, eine oſtafrikaniſche Landſchaft (44—56° O. L., 13—24° N. Br.), umfaßt im weitern Sinne das ganze Land des ganzen Mittellaufes des Nilſtroms von ſeinem Hervorſtrömen aus Habeſch an bis zu ſeinem Uebertritt nach Aegypten. Es zerfällt von S. nach N. in 3 Stufen, die ſich durch Querzüge von Bergen (O. nach W.), welche der Nil in merkwürdigen Kataraften durchbricht, von einander ſcheiden. Die ſüdlichſte Stufe heißt Sennaar, wo die 2 Nilflüſſe (Bahr Abiad und Bahr Aſſreck) zuſammentreffen, wo der Mareb in den Atbara od. Takazze und dieſer in den Nil fällt, die Gebiete Atbara, die Halbinſel Meroe (ſ. d.) und Schendy mit eingeſchloſſen. Dongola heißt ſofort die zweite Stufe, endlich Nubien (im engern Sinne) oder Nuba und Kenus die dritte. Etwa 15.000 QM. mag die Größe des mittlern Stu-

feulandes ſeyn. Das Land iſt nur in den Flußthälern fruchtbar, übrigens aber, beſonders im N., zum größten Theil dürre Sandwüſte mit einzelnen Oaſen. Die größte derſelben iſt die weſtliche oder nubiſche Wüſte, zwiſchen Syene und Gooz. Im öſtl. Nubien ſind die Gebirge Shigre, Otaby, Negriby, Langay u. ſ. w., welche ſich längs der Küſte des rothen Meeres hinziehen. Im Allgemeinen iſt das Klima in Nubien oft unerträglich heiß, worauf dann Regen folgen, welche die Luft verderben und eine große Sterblichkeit verurſachen. Im S. des Landes wechſeln große Sykomoren und gigantiſche Mimoſen mit Dattel u. a. Die grünen Ebenen des Landes Sennaar ſind von den rieſengroßen Baobads beſchattet; große Sümpfe verpeſten die Luft und verändern die Vegetation. Die Wälder ſind von einer Unzahl Affen bewohnt, auch ſtreifen hier Hyänen, Löwen, Caracals, Leoparden, Panther; Elefanten, Rhinozeroſſe, Büffel zerſtören die Felder und werden gejagt; auch gibt es Giraffen, Zibetkatzen, in der Wüſte Strauße, im Nil Krokodile und Flußpferde; andere Erzeugniſſe des Thierreichs ſind: Pferde (die großen und ſtarken Dongolapferde werden nach den ſyriſchen und Raſſepferden und den Reſchdi aus Arabien als die erſten der Erde geſchätzt), Kameele, Rindvieh, Schafe, Schweine, Geflügel u. ſ. w. Aus dem Pflanzenreich nennen wir: Durra, Getreide, Reis, Teff, eine Art Hirſe, woraus häufig Brot gebacken wird, Taback, Melonen, Zuckerrohr, Caffee, Sennesblätter, Coloquiten, Baumwolle, Oliven, Flachs, Kolbus, Wein, Eben- und Sandelholz, Palmen (Datteln), Tamarinden, Gummi u. a. Mineralien: Gold in reicher Menge in den ſüdl. Gebirgen, auch in Flüſſen, Silber, Eiſenoxyd, Schmergel, Alabaſter, Porzellan, Salz u. a. Die Nubier ſind ein Negerſtamm und monophyſitiſche Chriſten. In Niedernubien wohnt ein Zweig der alten Berbern, welche die Araber in Nordafrika fanden, als ſie daſſelbe eroberten. Der Kenbra hat noch jetzt viel Aehnliches mit dem altägyptiſchen Volkscharakter. Ueberhaupt gibt es 6 nationale Claſſen von Einw., die man nach der Farbe unterſcheidet. Man ſchätzt ihre Zahl auf 1.200.000. In den Sandwüſten lauern räuberiſche Nomaden den Karavanen auf. Der Gewerbfleiß iſt nicht ſehr bedeutend; etwas wichtiger iſt der Handel, der durch Karavanen, beſonders nach Suakem, Dſchidda, Mekka, Habeſſinien, Nigritien und Aegypten unterhalten wird. Erſt ſeit Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten, 1812 in Nubien eindrang, iſt das Land einer Forſchung geöffnet. Burckhard (ſ. d.) iſt 1813 der Wiederentdecker Nubiens geworden. Ihm folgten: 1819 der Kölner Gau, der im Nilthal zwiſchen Philä und dem 2. Waſſerfall 21 bisher unbekannte Denkmäler zeichnete („Neu entdeckte Denkmäler von Nubien ꝛc.", Stuttg. 1821 u. 1828, fg., m. Kpf.); der Franzoſe Cailliaud 1821, welcher weiter als Gau (bis 10° N. Br.) vordrang. Erſt ſeit 1822 hat Ismael Paſcha ganz Nubien für Aegypten erobert und ſelbſt die Nomadenſtämme der Wüſte unterworfen. Der ſpätere Aufſtand machte nur Sennaar wieder abhängiger, ſonſt gehorcht Alles dem mächtigen Vicekönig. 1822—25 war Rüppel aus Frankfurt in Nubien (ſ. deſſen „Reiſen in Nubien", Frankf. a. M. 1829) und in letzterm J. reiſte der franz. Zeichner Linant in Auftrag der afrikaniſchen Geſellſchaft in dieſem Lande. Es zerfällt in mehre Reiche und Gebiete, wovon die wichtigſten: 1) Wahdy-Halfa, zunächſt an Aegypten grenzend, mit der Küſte Habeſch oder Neuarakan, war ſonſt dem türk. Paſchalik Dſchidda in Arabien unterworfen. Hier-

Suakim, der wichtigste Seehafenplatz Nubiens. 2) Dongola, mit der gleichnam. Hauptst. am Nil, ist, durch Auswanderung unter der ägyptischen Oberherrschaft geschwächt, nicht mehr, wie im Mittelalter, die nubische Hauptmacht. 3) Sennaar (4000 F. über dem Meere), großentheils eben, in vielen Gegenden wüst, aber am Nil und Takazze fruchtbar und gut angebaut. Es ist ein in seiner jetzigen Gestalt durch die Fungi (eines Negerstammes aus dem innern Afrika) am Ende des 15. Jahrh. gegründetes Königreich, das auch über die benachbarten arabischen Horden seine Macht erstreckte. Seit 1822 ist der König (jetzt Bady VII.) auf ⅓ seines ehemal. Gebiets, das 5400 QM. groß war (zu welchem Schendy u. a. gehörte) beschränkt und Vasall Aegyptens. Die Einw. (600.000) sind rohe, unwissende Mohammedaner. Außer dem herrschenden Stamme gibt es u. a. auch Daheras, heidnische Nubier, welche theils als Sklaven gekauft, theils aus den benachbarten Ländern geraubt werden, und die Hauptstärke der Kriegsmacht (14.000 M.) bilden. Der König, obgleich Despot, besteigt jedoch nur unter der Bedingung den Thron, daß er hingerichtet werde, sobald seine Minister entschieden haben, das Wohl des Vaterlandes erfordre seinen Tod. Die Hauptstadt Sennaar (13° 36′ N. Br.) am Westufer des Nils, liegt mit seinen runden Stroh- und Lehmhütten auf einem großen, mit alten Trümmern bedeckten Raume zerstreut, in der Mitte der zerfallene Königspallast mit einer Moschee. 1822 hatte sie, nach Cailliaud, etwa 9000 Einw. Die Stadt Schendy (16° 41′ N. Br.), wenig im O. des Nil, ist das große Emporium des Sklavenhandels.

Nukahiwa, s. Washingtonsinseln.

Nullität, die Nichtigkeit, Ungültigkeit. — Nullitätsklage (lat. querela nullitatis), die Nichtigkeitsklage, in der Rechtssprache eine Klage, welche überhaupt wegen einer ungültigen, gesetzwidrigen That zu dem Behufe angestellt wird, daß diese That für null und nichtig erklärt werde. Dahin gehört auch die Klage wider ein Urtheil, das man für nichtig erklärt (z. B. wenn es den Rechten schnurstracks entgegen ist, oder wider ein schon vorhandenes rechtskräftiges Urtheil gesprochen worden, oder von incompetenter Richter ist ꝛc.); diese wird am besten zugleich mit einer Appellation verbunden. Sind einer Handlung gewisse Formen als wesentlich vorgeschrieben, so zieht ihre Vernachlässigung die Nichtigkeit von selbst nach sich. Nirgends ist dieß so sehr der Fall als in dem franz. Civil- und Criminalproceß; auch in England gibt es viele Förmlichkeiten. Mehres hierüber im Art. Cassationsgericht.

Numa Pompilius, Roms zweiter König, soll v. Chr. 714—672 (oder nach Erb. der Stadt 39 — 81) regiert haben. Er war der 4. Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeit lang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 13 J. mit ihr in seinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er sich nach ihrem Tode auf's Land, wo er ein einsames Leben führte, dem ihn seine Ernennung zum König von Rom entriß. Wir haben nur unsichere Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann. Spätere Erzähler haben ihn zum Ideal eines weisen Regenten erhoben und ihm eine philosophische Cultur zugesprochen, die er durchaus nicht haben konnte. Nur Das läßt sich ermessen, daß Numa, hervorragend durch Sanftmuth und Klugheit, seine größte Sorge darauf gerichtet hat, die kriegerischen Horden des Romulus

reich ließ im Anfange des 14. Jahrh. sogar einen Legaten des Papstes verhaften. Bei ihrer übermäßig steigenden Gewalt ward das Ansehen der Metropoliten und Bischöfe sehr unterdrückt, bis endlich durch die Concilien zu Kostnitz und Basel, hauptsächlich aber durch das zu Trient (in der 24. Sitz. Cap. 90) diese übertriebene Gewalt der Nuntien beschränkt und den Bischöfen ihre Gerichtsbarkeit dergestalt wieder verliehen wurde, daß unter Strafe der Nichtigkeit alle Sachen erster Instanz vor den Bischöfen abgehandelt und nur von deren Entscheidungsartikeln die Appellation an den Papst oder dessen Legaten verstattet seyn sollte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. entstanden zur Handhabung der Beschlüsse des Tridentiums vier neue bleibende Nuntiaturen, 1583 zu Wien für Süddeutschland und zu Köln für die Rheinlande, 1586 zu Luzern für die Schweiz und 1588 zu Brüssel für die Niederlande, die auch die päpstl. Reservatrechte ausübten. Da die deutschen Bischöfe, welche zugleich Landesherren waren, ihre geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gewöhnlich durch das geistl. Officialgericht ausüben ließen, so entstand dadurch der Mißbrauch, daß gegen die Entscheidungen dieser Officialgerichte auch in weltlichen Sachen der Recurs an die Nuntiaturen versucht wurde; ein Mißbrauch, dem aber durch die Reichsgesetze kräftig begegnet ward. Im Uebrigen muß man die Nuntiaturen als heilsame Anstalten betrachten, die Reservatrechte des Papstes mit der mindest möglichsten Unbequemlichkeit der Christen auszuüben. Dies voraussehend, ersuchte der Kurfürst von Pfalz-Baiern 1785 den Papst, für seine Staaten eine eigene Nuntiatur zu errichten, da sich sonst seine Unterthanen an den Nuntius zu Köln wandten. Als der Papst hierzu seine Einwilligung gab, trat der Erzbischof von Salzburg, unter dessen Sprengel Baiern gehörte, mit Klagen von Beeinträchtigung seiner Diöcesanrechte auf, die aber auf des Papstes Erklärung, daß der münchner Nuntius nur diejenigen Rechte in Baiern ausüben solle, welche der köln. Nuntius bisher dort ausgeübt habe, ungegründet wurden. Dessenungeachtet vereinigte sich der Erzbischof von Salzburg mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, und diese erhoben bei dem Kaiser Joseph II. Beschwerden über das Institut der Nuntiaturen überhaupt, und erhielten vom Kaiser ein Rescript (12. Oct. 1785), worin diesen die päpstl. Nuntien alle und jede Jurisdiction in kirchlichen Sachen im deutschen Reiche absprach und sie für bloße politische Gesandten des Papstes erklärte; dann die Erzbischöfe zur Wiedererlangung ihrer ursprünglichen Metropolitanrechte aufmunterte, sie aber zugleich auf die Concordate der deutschen Nation verwies und die Verständigung mit den exemten und ihren Suffragan-Bischöfen voraussetzte. Der Unterstützung des Kaisers gewärtig, versagten die Erzbischöfe den Nuntiaturen die Ausübung ihrer Befugnisse und ließen die Dispensationen nicht mehr wie bisher auctoritate de legate, sondern auctoritate ordinaria ertheilen. Dann schlossen diese vier Bischöfe auf ihrem Congreß im Badeort Ems durch ihre Abgeordnete (Heimes, Beck, v. Tautphäus, Bönicke) im J. 1786 die u. d. N. der Emser-Punctation bekannte Uebereinkunft zu gemeinschaftlicher Behauptung der ursprünglichen kanonischen und reichsverfassungsmäßigen Rechte ihrer bischöfl. und erzbischöfl. Gewalt gegen die Eingriffe des Papstes ab. Sie stellten den Grundsatz auf, daß Christus allen Aposteln und Bischöfen, deren Nachfolgern, die bischöfliche Gewalt ertheilt habe. Der päpstl. Primat bleibt anerkannt, als

nur als Oberaufsicht der oberrichterlichen Gewalt in den wichtigeren Fällen in Gemäßheit strenger Erklärung des aschaffenburger Concordats; denn alle Vorzüge und Reservationen, die mit dem Primat der ersten Jahrh. nicht verbunden gewesen, sondern aus den nun als falsch anerkannten isidorischen Decretalen — (die indessen nicht so sehr den Zustand der Kirche geändert als vielmehr beflissen gewesen sind, dem durch die Zeit bereits geänderten Zustande anpassend zu seyn) — geflossen seyen, könnten jetzt nicht mehr in den Umfang der päpstl. Gerichtsbarkeit gezogen werden. Die Punctanten stellten also die Uhr der Kirche um fast 1000 Jahre zurück, und was sie auf diese Weise nach Anleitung des Febronius (s. Hontheim) gefunden, sollte rasch ins Leben treten. Unmöglich aber konnten einige Erzbischöfe befugt seyn, eine so lange bestehende und allgemein anerkannte Kirchenverfassung aufzuheben und in die Rechte der alten Metropoliten treten. In der Form hatten die vier Oberhirten den Fehler begangen, über die Vollziehung ener Beschlüsse sich nicht auch mit den Suffragan- und exemten Bischöfen vorher zu berathen. Denn sollte einmal auf die der bischöfl. Gewalt, vermöge göttlicher Einsetzung, zukommenden Rechte zurückgegangen werden, so konnte jeder Bischof dieselben Amtsbefugnisse, die die Erzbischöfe vom Papste zurückforderten, für sich selbst in Anspruch nehmen, da die erzbischöfl. Gewalt bekanntlich eine spätere Einrichtung der Kirche ist und die Observanz bei jeder wichtigen Veränderung der Kirchendisciplin Berathung des Erzbischofs mit seinen Suffraganen voraussetzte. So erschlug sie endlich die ganze Sache bei aller Bereitwilligkeit des Kaisers mitzuwirken. Pfalzbaiern ließ die Decrete der Emser-Punctation in seinen Staaten nicht vollziehen; die Nuntien protestirten feierlich dawider; selbst die Erzbischöfe zogen sich allmälig zurück und der Papst feierte seinen Triumph über sie durch seinen beharrlichen Widerspruch und eine sehr gründliche Schrift, 1786. Die Nuntien blieben im Besitz ihrer Gewalt, bis die französ. Revolution der Kölner und Brüsseler ein Ende machte. Die zu Wien und München residirenden Nuntien müssen mit Einstimmung der Höfe handeln. Nur der Nuntius zu Luzern in der Schweiz genießt noch die meisten seiner ehemaligen Vorrechte. (S. Legaten.)

Nürnberg, eine von den Mutterstädten deutscher Kunstbildung, erhielt schon im 11. Jahrh. vom Kaiser Heinrich III. Marktfreiheit, Zoll- und Münzrecht; dann als Reichsstadt (im fränkischen Kreise) berühmt durch ihren Gewerbfleiß und Handel, sowie durch große Verdienste um Kaiser, Reich und die deutsche Nation, behielt sie bei der großen Umänderung in Deutschland nach dem Hauptschluß der Reichsdeputation von 803 ihre alte Freiheit, gerieth aber mit den die Stadt schützenden Burggrafen aus dem hohenzollern'schen Hause, den Königen v. Preußen, in Zwistigkeiten, welche durch die preuß. Besitzergreifung eines Theils des nürnb. Stadtgebiets in der neuesten Zeit immer drückender werden mußten, bis sie durch den presburger Frieden 1805 ihre Selbständigkeit verlor und nebst ihrem ganzen Gebiet (23 QM., größtentheils gut angebautes Land, in welchem sich der große Reichswald befand, mit 40.000 Einw.) dem König v. Baiern übergeben wurde. Die jährl. Einnahme betrug 600.000 Gld., die Schuld der Stadt aber 1797 gegen 9 Mill. Gl., die die größtentheils ihren eigenen Bürgern schuldig war, und die Eink. reich-

ten nicht hin, die Zinsen davon zu zahlen. Das Schuldenwesen wu
1819 von der 2. baier. Kammer der Stände übernommen. Nürnberg
hört jetzt zum Rezatkreise des Königreichs Baiern und ist der Sitz
Archivconservatoriums, Handelsappellations-, Mercantil-, Handels-
Landgerichts, protestant. Dekanats, mehrer andrer Aemter, eines
sionscommandos' ꝛc. Die Stadt liegt in einer großen sandigen,
vortrefflich angebauten Ebene auf beiden Seiten der Pegnitz. Der
nere Theil der Stadt auf dem rechten Ufer heißt, nach der Pfarrk
zu St.-Sebald, die sebalder Seite, der größere Theil auf dem
Ufer von der Kirche zu St.-Lorenz die lorenzer Seite. Beide sind
mehre Brücken verbunden, unter denen die Fleischerbrücke aus
flachen, 97 F. langen und 60 F. breiten Bogen besteht. Nürnberg
hebt sich auf 12 Hügeln, ist altmodisch gebaut, mit Mauern und
ben umgeben und hat einen Umfang von 1½ Stunde. Sie zählt
in 3290 H. beinahe 39.000 Civileinw., außer 2550 Katholiken
nigen Juden, alle evangel. Glaubens. Außerhalb der Mauern
die großen Vorstädte Wöhrd und Gostenhof, nebst vielen einzelnen
bäuden, zus. 850 H. mit 5800 Ew. Die 200 Straßen sind
wenige unregelmäßig, aber durch musterhafte Reinlichkeit und
liche Beleuchtung ausgezeichnet, und die öffentlichen Plätze mit
brunnen, die nur den augsburgern weichen, geschmückt. Die Täuschung
als ob man in frühere Jahrh. versetzt sey, wird in Nürnberg öfter
vorgebracht als an einem andern Orte. Man findet Wohnhäuser,
äußerer Bau noch ganz unverändert gothisch ist, und deren Inneres
noch die Spuren des Privatlebens unserer Väter zeigt. Dazu
auch das wohlerhaltene alte Schloß oder die Reichsfeste auf einem
mit einer Gemäldegallerie nebst vielen Glasmalereien, einem
zu A. Dürer's Andenken, und einer reizenden Aussicht. Das
eins der ansehnlichsten in Deutschland, hat eine 275 F. lange
2 Stockwerke, jedes zu 36 Fenstern, in dem großen pfeilerlosen
restaurirte Gemälde, besonders von A. Dürer, Hirschvogel u. A.;
7 Transparents aus Dürer's Leben, zu dessen Feier am 6. April
an der Decke des Corridors das Gesellenstechen von 1446, in
Durch Bauart und Kunstwerke sind ausgezeichnet die schöne
St.-Lorenzkirche, die St.-Sebalduskirche mit dem Grabmal des
baldus (vgl. Vischer), die Heiligegeist- oder Hospitalskirche, in
sonst ein Theil der Reichskleinodien aufbewahrt wurde, die Kirche
Jakob (beschr. von Lösch, Nürnb. 1825), die im italien. Styl 1711
erbaute Aegidienkirche, bei welcher das Gymnasium, vor welchem
Stadt 1826, bei Gelegenheit der 300jähr. Jubelfeier, das von
schmid verfertigte Standbild Melanchthon's, der 1526 das Gymn
einweihte, aufrichten ließ; ferner die St.-Johanniskirche und ihr
hof mit den Grabmälern A. Dürer's, Behaim's, Pirkheimer's und
Sachs's, die St.-Marien- oder Frauenkirche, seit 1816 der kathol.
meinde, mit einem künstlichen Uhrwerk, die ehemal. Dominicaner
mit der nicht unbedeutenden Stadtbibliothek, die St.-Clarakirche,
die 1313 in einfachem Styl erbaute Morizkapelle, 92 F. lang,
breit, jetzt zu einem Bildersaal eingerichtet, seit 1829 eine Sam
Gemälde enthaltend, welche uns bildlich alle Zeiten der ehemal
Schule (welche in Nürnberg in Dürer und seinen Schülern die
Blüten getragen hat) von ihrem eigenthümlichen Emporblühen

hrem spätern Sinken vorüberführen soll. Die Sammlung besteht aus 01 Gemälden der oberdeutschen Schule, von Wohlgemuth, M. Schön, . ält. Holbein, H. Holbein, Dürer, Schänfelin, Altorfer, Kulmbach, L. kranach ꝛc.; ferner aus 40 Bildern der byzantinisch-niederrheinischen und ölnischen Schule (aus der ehemal. Boisserée'schen Sammlung stammend), on Meister Wilhelms und Israel's von Meckenem Schülern, dann fol- n Bilder von Johann van Eyck, Hemling, Schoreel, Hemskerk, Ma- use u. A. Für den Kunstforscher ist dieser von König Ludwig gegrün- te Saal von unbestrittenem Werth. Die Bilder der Sammlung er- heinen in gestochenen Umrissen und mit kurzen Notizen über jedes Ge- älde begleitet, von Fr. Wagner herausgeg. u. d. T.: „Der königliche ilderſaal der Moritzkapelle zu Nürnberg". — Der Bildungs-, Wohl- ätigkeits- und Unterstützungsanstalten gibt es sehr viele; u. a. seit 1823 ne polytechnische Schule, seit 1824 ein städtisches Conservatorium für lterthümer und nürnberger Kunstwerke, die Kunstschule mit wichtigen ammlungen, worunter die Gypsabgüsse der Aegineten, Schullehrerſemi- ir, Gesellschaft zur Beförderung der Industrie, physikalisch-medicinische ocietät, Gesellschaft des Pegnesischen Blumenordens (seit 1644), mehre ivatbibliotheken und Kunstsammlungen. Das Gesammtvermögen der ohlthätigen Stiftungen (Almosenamt, Findel- und Waisenhaus, Zucht- d Arbeitshaus, mehre Krankenhäuser ꝛc.) beträgt über 4 Mill. Gldn. je der ostind. Handel durch die Entdeckung eines Seewegs eine neue ichtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in eutschland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten ind. Waaren nach dem Norden vertrieb. Im 15. und Anfange des . Jahrhundert hatte die Stadt eine Bevölkerung von mehr als .000 Seelen. Der öffentliche und Privatwohlstand und der Kunst- ißwaren damals hier außerordentlich, und die Kunstgeschichte Nürn- gs ist zur Geschichte der Kunst im Allgemeinen sehr wichtig. Der änderte Weg des ostindischen Handels, die Verheerungen des drei- jjährigen Krieges und das Zurückbleiben der innern Verfassung der adt gegen die Fortschritte des Zeitalters haben sie nach und nach von er Höhe heruntergebracht. Indessen ist der Handel von Nürnberg ch jetzt noch, vorzüglich mit den einheimischen Manufacturwaaren, ht unwichtig. Man unterhält Manufacturen und Fabriken in Mes- g-, Stahl-, Eisen- und Kupferwaaren, Rothschmiedearbeiten aller Art, Alabaster, Elfenbein, Glas, Spiegeln, Saiten, Nadeln, Farben, Cat- t, Papier, Siegellack, Uhren, Taback ꝛc., Verfertigung musikalischer d mathematischer Instrumente, Kupferstiche und Landcharten (s. Ho- nn), Kunst- und Spielwerke aus Elfenbein, Holz und Metall (Nürn- ger Tand) u. s. w. Reich und schön ist Bestelmeyer's Magazin. Der hlfeile Preis der nürnberger Waaren, die nicht allein durch ganz Eu- a, sondern selbst nach Amerika und Indien versandt werden, rührt t der frugalen Lebensart der nürnberger Arbeiter und der Bauern dem Thüringerwalde her, deren Kinder während des Winters sich der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und ielsachen beschäftigen. Außer diesem Handel mit eigenen Fabrikaten cht Nürnberg nicht unbedeutende Speditions- und Wechselgeschäfte. r das gesellige Vergnügen ist das Museum gut eingerichtet. Unter den einen nennen wir den Dürer's Verein. Nürnberg war die Wiege er in Kunst und Wissenschaft berühmter Männer, u. v. A. des ge-

nialen Dichters Hans Sachs, des Mathematikers und Seefahrers M. Behaim, des großen Malers Albr. Dürer, dem dort 1828 ein herrliches Denkmal errichtet ward, des gleichzeitigen Bildhauers Peter Vischer. Hier erfand Peter Hele die Taschenuhren, daher anfänglich „Nürnberger Eier" genannt; hier ward das Messing, die Windbüchse u. a. erfunden. Nachrichten über Nürnbergs frühere Geschichte und seine Merkwürdigkeiten gibt das „Nürnbergische Taschenbuch" (2 Thle, 12., 1821—22; n. Afl. 1829, m. Kpf.), wovon der „Sammler für Kunst und Alterth." (1824 fg., m. Kpf.) eine Fortsetz. ist. Auch gibt der seit mehr als 30 J. in Nürnberg bestehende Verein von Künstlern und Kunstfreunden ein Werk heraus: „Die nürnberger Künstler, geschildert nach ihrem Leben und Wirken"; insbesondre „Joh. Neudörfer's Nachr. von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten in Nürnberg, fortgef. von Andern bis 1660", aus einer Handschr. herausgeg. von Campe (Nürnb. 1828); A. Hagen: „Norica, oder nürnb. Novellen" (2 Bdchen., Breel. 1828), nach einer Handschr., beschreiben das Leben nürnb. Künstler des 16. Jahrh.

Nuß heißt im weitern Sinne jeder Samenkern, der in einer harten Schale eingeschlossen ist. Besonders wird aber die Steinfrucht des Wallnußbaumes (Juglans regia) und die kleinere Frucht der Haselnußstaude (Corylus avellana) so genannt. Es treiben mehre Länder, vornehmlich mit den Wallnüssen, wovon es verschiedene Arten gibt, ein starken Handel, z. B. Mähren, Böhmen, die Walachei, Frankreich, Spanien und Italien. Aus den Kernen preßt man ein Oel, das wegen seiner austrocknenden Eigenschaft gut zum Malen ist und wegen seines Wohlgeschmacks auch zum Verspeisen gebraucht wird. Außerdem kennt man noch folgende Nüsse: Stachel- oder Wassernüsse der Trapa natans, mit stachliger Schale und mehligem Kern, Erdnüsse, die knolligen Wurzeln des Bunium bulbocastanum, einer Grasart. Zirbelnüsse, die öligen Früchte der Pinus Pinea; Muskatnüsse, die gewürzhaft öligen Kerne von der Frucht des Muskatnußbaumes, Myristica; Pumpernüsse, die Früchte der Staphyla, eines Strauches, der als Zierpflanze in unsern Gärten wächst (Kokusnüsse).

Nutkasund, eine Bai auf der Nordwestküste von Nordamerika (49° 35′ N. Br.) bei der Insel Quadra Vancouver (760 QM.) im Königin-Charlottensund, wichtig wegen des Seeotterfanges. Hier hatten die Engländer bis 1790 eine Niederlassung von 2000 Einw. Jetzt hat sich die russische amerikanische Handelsgesellschaft hier angesiedelt. Indeß hat man bereits die Abnahme der Seeottern in dieser Gegend bemerkt, wie im Polarmeere die Abnahme der Wallfische. Die Felle werden nach China, wo sie sehr theuer sind, gesendet.

Nutzen bringt Alles, wodurch uns eine Sache einen physischen oder geistigen Gewinn bringt, also sowohl zur Nothdurft als zur Bequemlichkeit dient, der Gebrauch mag nun direct oder indirect stattfinden. Es umfaßt folglich der Nutzen den Gebrauch und die Nutzung, die ein indirecte Gebrauch ist. Im weitläufigen Sinne nennt man alle Nutzungen Früchte, welche die Juristen in natürliche und bürgerliche eintheilen, welche ferner theils unveränderlich und erblich und theils steigend und fallend sind. Endlich sind die Nutzungen theils Folgen des reinen oder Eigenthums, theils des Obereigenthums, theils des nützlichen Eigenthums mit seinen Verzweigungen.

Nutznießung, s. Nießbrauch.

Nyerup (Rasmus), dänischer Literator, Ritter vom Danebrog, geb. auf Fühnen 1759. Nachdem er zu Kopenhagen studirt hatte, ward er bei der königl. Bibliothek dieser Stadt angestellt. Darauf gab er eine Sammlung lat. Abhandl. über die seltenen Werke und Ausg., welche diese Bibliothek enthält, heraus. Von gleicher Art ist sein „Librorum, qui ante reformationem in cholis Daniae praelegebantur, notitia“ (1784, mit einem Nachtrage: „Mantissa ex museo Hielmsterniano“, 1785). Außerdem hat Nyerup herausgeg. eine Beschreibung von Kopenhagen, eine Reisebeschreibung, eine Sammlung alter Poesien (gemeinschaftlich mit Rahbeck), ein historisches Werk über Christian IV., ein Wörterbuch der alten nordischen Mythologie, eine Statistik Dänemarks für das Mittelalter, eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien, und 1824 ein Verzeichniß der in Dänemark noch vorhandenen Runensteine. Alle diese Werke gereichen ihrem Verf. zur Ehre. Er starb als Prof. der Literargeschichte und Bibliothekar an der Universität zu Kopenhagen 1829.

Nyköping, regelmäßig gebaute Hauptstadt der schwed. Provinz Südermannland, an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses, der hier in einen kleinen Busen der Ostsee fällt, hat einen Hafen, ein verfallenes, in der Geschichte bekanntes Schloß, das jetzt zu einem Gefängniß dient, ein für die ganze Provinz bestimmtes Krankenhaus, einige Fabriken in Tuch, Papier, Taback, Nadeln ꝛc. Die Zahl der Einwohner ist 2700, welche einen kleinen Seehandel mit Stangeneisen, Eisenwaaren, Messing und Messingdraht unterhalten. In der Nähe sind bedeutende Eisenwerke.

Nymphen (naturh.), s. Insekten.

Nymphen, bei den Griechen jugendliche Halbgöttinnen, welche die Fabel Kinder von Okeanos und Tethys nennt. Sie bewohnten theils den Ocean, theils alle Landgewässer und solche Gegenstände, welche Wasser geben (wie Berge), oder nicht ohne Wasser bestehen (wie Wiesen, Bäume ꝛc.). Deßhalb sind sie bei spätern Dichtern für das Wasser selbst, daher das lateinisch verstümmelte lympha. Nach Ort und Bestimmung sind sie Quell- (Najaden), Fluß- (Potamiden), See- (Limniaden), Wiesen- (Leimoniaden), Berg- (Oreaden, Orestiaden), Thal- (Napää), Waid- und Baumnymphen (Dryaden, Hamadryaden); von Gegenden: (diktäische, dodonische, korykische, nysäische Nymphen) ꝛc. Der Okeaninen waren 3000. Außer diesen waren die Nereiden (50 Töchter der Nereus und Doris) Bewohnerinnen des innern Meeres (Pontos). Eine andere Abkunft haben die melischen Nymphen, welche Hesiod aus den Blutstropfen des entmannten Kronos sammt den Erinnyen und Giganten entstehen läßt. Die Nymphen leben lange; denn 9 Menschenalter, sagt Hesiod, überlebt die Krähe, 4 Krähenalter der Hirsch, 3 Hirschalter der Rabe, 9 Rabenalter der Phönix, und 10 Phönixalter der Nymphen Geschlecht; doch sind sie nicht unsterblich, wiewohl Götter jugendlich. Sie sterben mit dem Vertrocknen ihrer Bäume, Quellen ꝛc. s. w. Auch ihre Kinder waren sterblich. Sie lieben die Jagd, spinnen und weben, namentlich in Felsengrotten am Meere, besitzen die Gabe der Weissagung, besonders die der Begeisterung. Letztere hatten vorzugsweise die Nymphen gasausdünstender Quellen. Man opferte ihnen Milch, Oel, Wein und Blumen, Schafe, Lämmer, Ziegen ꝛc. auf Altären von Rasen und Steinen; Tempel (delubra) wurden ihnen auf Höhen errichtet. In Sicilien feierte man ihnen ein Fest mit trunkenen

Tänzen. Auch waren ihnen die Nympheen oder Nymphäen (prach-
volle Häuser neben Bädern) heilig. Dichter und Künstler des Alter-
thums stellen sie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewand
bald in Gesellschaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und d
Venus. Die Wassernymphen erscheinen oft bloß mit einer Urne od
einem Wasserkrug.

Nymphenburg, s. München.

Nystadt, Niestädt, eine 1617 gegründete Seestadt im russ. Gou
Finnland am bothnischen Meerbusen mit 1800 Einw., einem Hafen
Fabriken in Leinen und Wolle, sowie ansehnlichem Handel. Sie ist be-
rühmt wegen des hier zwischen Rußland und Schweden 1721 abgeschlos-
senen Friedens (s. Friedrich I., König von Schweden).

O.

O, der 15. Buchstabe des deutschen Abc; unter den Selbstlautern d
4. Vor den irländischen Namen zeigt es eine adelige Abkunft an.

Oase (koptisch) hieß schon bei den Alten ein fruchtbarer Strich Lan
des mitten in einer Wüste. Solcher Inseln in den Sandmeeren, d
dem Wanderer durch ihre Quellen und Brunnen Labung darbieten, g
es eine ganze Kette an dem Ostrande der libyschen Wüste, die parallel m
dem Nilstrome gegen das Mittelmeer hinzieht. Von diesen, rings u
ihr sie belebendes Centrum bebauten und bevölkerten Stellen sind a
bemerkenswerthesten: Die große oder südliche Oase, El Wâh el-Kh
auch die Oase von Theben genannt, 24 Stunden lang und 3–
St. breit, von Arabern bewohnt, die unter einem Scheikh stehen. D
kleine nördliche Oase, nahe am Mörissee, mit mehren warmen und k
ten Quellen. Die Oase Fur ist nichts Anderes als das sogenann
Land Fur (Dar-Fur), und besteht aus mehren, in einer länglich rund
Gruppe liegenden Oasen, deren Beherrscher (Sultan) in ihr von O
zu Ort wandert. Sie hat drei Haupteingänge, Sweini im N., Rili
SO. und Kubkabia im W. Kobbé ist in der Mitte. El-Kassar, d
von Felsen eingeschlossenes Thal mit buschigen Anhöhen, Dattelwäld
und Brunnen; El-Hair, mit fruchtbaren Weiden, Reis- und Gerstebau
Takel, westlich von El-Kharegh, und die Oase Farâfré, mit reichlich
aber trübem Wasser. Siwah, die berühmte Oase des Jupiter Amm
unter dem 29° 12′ N. B. und 44° 54′ O. L., 14 Tagereisen in ge
der Richtung von Alexandrien. In der Mitte der von Getreidefeldern
Weideplätzen, Orangebäumen und schattigen Palmenhainen bedeckten O
erhebt sich auf einer Felsmasse burgähnlich der Hauptort Siwah, v
welchen in einzelnen Abständen von ¼ bis ½ Stunden fünf Dö
liegen, von unruhigen, streitsüchtigen Arabern bewohnt. Die Bau
der Häuser sind den Tempelgebäuden des thebaischen Gottes entn
von denen noch jetzt die weitläufigen Ruinen die ehemalige Größe d
Ammoniums verkünden. Ueberall Spuren von uralten Katakomben
Mumienreste. Agably, 33 Tagereisen von Tripolis, 3/7 des Weges
Timbuktu gelegen; Tuat, auf dem gleichen Wege. Die Oase Au

13 Tagereisen im SO. von Bernyp (Berenice) und der Meeresküste, mit vier bewohnten Orten, und Palmenhainen, die wegen des Aromats ihrer Datteln seit Herodot's Zeiten berühmt sind. Fezzan, die große Oase in Herodot's Garamantenlande, eine von wüsten Gebirgen und Sandstrecken umgebene Insel, mit der Hauptstadt Murzek, außer welcher nach Hornemann noch 101 Ortschaften vorhanden seyn sollen. Ihr Umfang beträgt 60 geogr. Meilen von N. nach S. und 40 geogr. Meilen von O. nach W. Gadames heißt eine Oase, die am Südrande des Atlas im Biledulgerid (Dattelland) sich an das Hochland der Berbern anschließt. Beide Oasenzüge, sowohl der am Ost- als am Nordrande der Wüste, nehmen ihre Richtung aus dem Binnenlande, und bilden historische Linien, die gleichsam von der Natur vorgezeichneten Bahnen des afrikanischen Völkerverkehrs der alten wie der neuen Zeit; sie sind die Hafenplätze für die Karavanen des Sand-Ozeans, und die Oasenbewohner entweder die Wirthe der Ankommenden, oder die Gehülfen der Fahrt, oder die Eigenthümer der Waaren, welche auf diesem Wege von Asien her bis zum Senegal und von da bis zur neuen Welt in den Verkehr gelangen. Um wie viel wichtiger erscheinen sie daher außer ihrem physischen Interesse dem Anthropologen in geistiger Hinsicht, indem sie durch die regelmäßig wiederkehrenden Handels- und Pilgerzüge von W. nach O. und von N. nach S. den geistigen Verkehr der afrikanischen Völker, wie das Herz den Blutlauf im Einzelmenschen, befördern helfen. Belzoni, Cailliaud, Browne, Hornemann, Rennel, Minutoli, Edmonstons und Drovetti haben uns mit diesen Oasen näher bekanntgemacht. In der Wüste Sahara gibt es 32 quellenreiche, mit Datteln und Fächerpalmen beschattete Striche, wovon aber nur 20 bewohnt sind.

Obduction, in der gerichtlichen Arzneikunde so viel als die gerichtlich angestellte Leichenöffnung. (Vgl. **Visum repertum.**)

Obedienz heißen in den kathol. Klöstern alle vom Vorgesetzten an die Untergebenen (**Obedientiarii**) zur Verwaltung ertheilten Aemter, daher z. B. Obedienzpfarren.

Obelisk (Spitzsäule), hoher, vierkantiger (man kennt nur Einen achtseitigen), sich nach oben jedoch nur um ein Geringes verjüngender Stein, der zur Verzierung auf freien Plätzen, sonst auch zur Verzierung des Tempels diente. Die Obelisken sind eine Erfindung der Aegypter und haben bei diesen ein sehr hohes Alter. Nach Herodot errichtete der König Mitres oder Mestres, ein Regent frühster Zeit, der indessen sonst nicht erwähnt wird, den ersten; als Errichter späterer werden Sesostris, dessen Sohn Pheron, ferner Rhamses, Smarrees, Kraphios, Nectabis, Nectabenos, Semneserteus u. A. genannt. Noch jetzt findet man mehre Obelisken in Aegypten: einen stehenden und einen umgeworfenen zu Alexandrien zwischen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm; einen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis; einen in der Landschaft Fajum, nahe beim alten Arsinoe; 8 oder 10 unter den Ruinen von Theben; die zwei schönsten bei Luxor, am Eingange des großen Tempels u. s. w. Die Obelisken sind meistens ohne das Fußgestell 50—150 und mehr Fuß hoch, und aus rothem polirten Granit (Syenit), wenige spätere aus weißem Marmor und a. Steinarten. Unten, wo sie aufstehen, nehmen sie gewöhnlich einen Raum von $4\frac{1}{2}$ bis 12 und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Verschiedene sind bald auf allen 4 Seiten, bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll

tief) ausgearbeitet, meistens felder- oder absatzweise eingetheilt und mit Farben ausgefüllt sind; bisweilen sind sie auch mit verschiedenen Farben angestrichen. Einige Obelisken sieht man ganz glatt und ohne Hieroglyphen. Der Fuß des Obeliskes steht auf einer viereckigen Grundlage, die gemeiniglich 2—3 Fuß breiter ist als der Obelisk selbst, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Sie wurden häufig aus einem einzigen Steine in den Steingruben Oberägyptens ausgehauen und auf Canälen in den Nil bis an den Ort ihrer Aufstellung geführt. Mehre Gelehrte haben dieses bezweifelt und anders zu erklären versucht; aber nach dem Zeugnisse der Reisenden findet man vorzüglich in Oberägypten noch alte Steinbrüche, in denen schon angehauene Obelisken und die Formen ausgehauener Spitzsäulen liegen. Ueber ihre Bestimmung ist man sehr ungewiß. Einige betrachten sie als der Sonne errichtet und als Symbole der Strahlen derselben, Andere als Zeiger einer gigantischen Sonnenuhr, noch Andere als die rohesten Formen der Götterbilder, als eine Art Fetische; wahrscheinlich gab aber das Großartige der ägyptischen Baukunst und die Leichtigkeit, mit der die Aegypter große Steinmassen aushieben und transportirten, sowie ihr Geschmack an geraden Linien und starren Massen zu der Form der Obelisken Anlaß. Die römischen Kaiser ließen mit viel Mühe und Kosten Obelisken aus Aegypten holen, um Rom damit zu zieren. Augustus ließ 3 solche nach Rom bringen: der erste wurde auf dem Campus Martius aufgestellt, von dem Astronomen Manilius zu einer ungeheuern Sonnenuhr eingerichtet und oben deßhalb mit einer Kugel versehen; so auch brachten Caligula, Claudius, Caracalla, Konstantin Obelisken nach Rom. Diese Obelisken wurden in den Zerstörungen der Völkerwanderung, wo Rom vielen Verheerungen ausgesetzt war, umgeworfen und in Schutt vergraben. P. Sixtus V. ließ 4 davon durch Fontana seit 1585 mit ungeheuern Kosten wieder ausgraben und aufrichten, unter andern den des Semneserteus vor der Kirche Maria del Popolo; in der Folge sind noch mehre aufgestellt worden. Es gibt jetzt in Rom 13 Obelisken ohne die Fragmente. Der Obelisk vor der Peterskirche ist ohne Hieroglyphen; seine Schwere beträgt gegen 10.000 Ctr. Der größte ist der lateranische Obelisk 1588 aufgestellt. Er wiegt über 13.000 Ctr. und ist mit der Basis 179 Fuß hoch. Mehre andre sind unter den spätern Päpsten wieder aufgerichtet worden. Den unter dem Namen: Nadel der Kleopatra, bekannte Obelisk schenkte der Pascha von Aegypten 1819 dem Könige v. England. Er wurde auf dem Waterlooplatze in London aufgestellt. S. Zoega, „De origine et usu obeliscorum etc.“ Rom 1797 fg. Champollion d. J. gibt jetzt zu Rom die Obelisken in Kupfer stechen heraus, mit s. Erklärung der Hieroglyphen. A. Fea hat die Geschichte dieser Werke und ihrer Aufstellung dazu verfaßt.

Oberhaus, Haus der Lords, s. Parlament.

Oberkampf (Christoph Philipp), Gründer der Kattundruckerei zu Jouy (Dorf im Bezirk Versailles) und der Baumwollspinnerei zu Essonne (Dorf im Bezirk Corbeil), Mitglied der Ehrenlegion, war geb. 1738 zu Weißenburg im Markgrafth. Ansbach. Oberkampf ging von Aarau, wo sich sein Vater als Kattundrucker schon früher niedergelassen hatte, im 19. Jahre nach Paris und errichtete mit königl. Erlaubniß im Dorfe Jouy, zunächst in einem dazu wenig geeigneten Hause, mit einem Fonds von etwa 24 Louisd'ors, eine Kattundruckerei, die erste in Frankreich

deren Zeichner, Formenstecher, Drucker und Maler er anfangs allein war, die er aber, obgleich der Landessprache sehr unvollkommen mächtig und dazu noch dem Protestantismus ergeben, in kurzer Zeit so hob, daß sie gegen 1000 Arbeiter, deren beste er selbst zog, beschäftigte und dadurch das morastige, früher fast wüste Thal in ein angebautes und bewohntes umschuf. Von den Oekonomisten, besonders von Abbé Morellet am Hofe gepriesen, erweiterte Oberkampf sein Geschäft immer mehr, hielt Agenten in England und Deutschland und suchte von daher, ja auch aus Indien und Persien immer mehr und zweckmäßigere Kunstvortheile, besonders in Beziehung auf Färbereien, zu gewinnen. Ludwig XVI. erhob ihn, als Gründer dieses Manufacturzweigs, in den Adelstand; eine Ehrensäule aber, die ihm der Departementsrath errichten wollte, verbat er, sowie auch den Sitz im Senat, der ihm, dem den Gefahren der Revolution 1793 kaum Entgangenen, geboten wurde. Hierauf gründete er die Baumwollenspinnerei zu Essonne bei Corbeil. Napoleon gab ihm bei seinem ersten Besuche in Jouy das Kreuz der Ehrenlegion von seiner Brust. Der Krieg von 1814 und 1815, in welchem letzten Jahre vorzüglich die fremden Truppen die Gegend von Jouy überschwemmten, störten natürlich auch Oberkampf's Fabriken. Die Werkstühle standen still, und Arbeiter, die er 60 Jahre genährt hatte, baten ihn um Brot. „Dieser Anblick tödtet mich", sagte der brave Oberkampf, und so war es auch. Er starb im Oct. 1815. Sein Neffe, der Mechaniker und Manufacturist, Samuel Widmer, wurde Oberkampf's Nachfolger.

Oberlandesgericht. Jeder der preuß. Regierungsbezirke, mit Ausnahme der Provinzen Posen, Niederrhein und Neufchatel, hat jetzt ein Oberlandesgericht, welches die höchste Justiz in dem Regierungsbezirke verwaltet und zugleich die Lehnssachen. Jedes Oberlandesgericht hat zwei Senate, vom ersten Senat wird an den zweiten Senat appellirt, indem nur in seltenen Fällen das geheime Ober-Tribunal in Berlin ein Erkenntniß fället. Diese Gerichte verwalten auch die Vormundschafts- und Criminalsachen. Der Justizminister bestätigt jedoch in wichtigen Criminalsachen die Criminalerkenntnisse des Oberlandesgerichts. Die Grundlagen der Gerichtsverfassung des preuß. Staats sind demnach folgende: A. In den deutschen Landen zwischen Rhein und Weser, Elbe und Oder, mit Einschluß von Ostpreußen, bestehen für die erste Instanz Intergerichte von sehr mannigfaltiger Form. Besonders in Schlesien und Westfalen sind diese Verhältnisse wegen der großen standesherrlichen Herrschaften sehr verschieden geordnet, indem einige derselben auch Gerichte der zweiten Instanz besitzen. In den katholischen Landestheilen kommen die geistlichen Gerichte der Erzbischöfe und Bischöfe hinzu. Sonst wird die zweite Instanz (sowie die erste für die Eximirten) gebildet durch folgende Oberlandesgerichte: die des Kammergerichts zu Berlin, die 15 Oberlandesgerichte zu Königsberg, Insterburg, Marienwerder, Frankfurt a. d. O., Stettin, Köslin, Breslau, Glogau, Ratibor, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Münster, Paderborn, Hamm, und das Hofgericht zu Arnsberg. Alle diese Oberlandesgerichte theilten sich für Civilsachen in zwei Senate (nur mit Ausnahme von Hamm, Köslin und Arnsberg), wovon der zweite meistens die Appellationsinstanz ausmacht und zugleich das Vormundschaftswesen, als Pupillencollegium besorgt. Die Senatseintheilung gilt auch für die Criminalsachen, nur daß hier und da besondere Criminalräthe dazu gezogen werden. Bei diesen Ober-

landesgerichten stehen zusammen 330 Präsidenten, Räthe und Assessoren (ohne die beim Instructionssenat des Kammergerichts angestellten Assessoren). Ueber ihnen steht, jedoch nur in den wichtigern Sachen, das geheime Obertribunal als Revisionsinstanz. Für Civilsachen sind nämlich, nach alter, in Deutschland herkömmlicher Weise, drei, für Criminalsachen zwei Instanzen geordnet, welches aber für diese letztern dadurch ausgeglichen wird, daß die wichtigern Urtheile zur Bestätigung des Justizministers eingesendet und von diesem gewöhnlich dem Kammergerichte zur Begutachtung vorgelegt werden. Für die Führung der Criminal-Untersuchungen bestehen bei den Oberlandesgerichten Inquisitoriate. Diese Einrichtungen hat das Justizwesen in den Provinzen Preußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen und Westfalen. B. Die Provinz Posen hatte zur Zeit des Herzogthums Warschau eine gänzlich franz. Einrichtung erhalten, und diese ist durch die Verordnung vom 9. Febr. 1817 mit einigen Modificationen beibehalten worden. Es bestehen in dieser Provinz 31 Friedensgerichte, ziemlich mit derselben Bestimmung wie die französischen. Für die Criminalsachen bestehen 4 Inquisitoriate, und sie werden ganz nach preuß. Form behandelt. Ein Oberappellationsgericht zu Posen von 2 Präsidenten und 8 Räthen macht die oberste Instanz in allen Sachen aus; die zweite wird von den Landgerichten wechselseitig gegen einander gebildet. Das Oberappellationsgericht ist kein bloßes Cassationsgericht, sondern erkennt als Revisionsgericht immer in der Hauptsache. Die Friedensgerichte sind mit einem Richter und einem Assessor, die Landgerichte zusammen mit 62 Präsidenten, Directoren, Räthen und Assessoren besetzt. C. In der Rheinprovinz ist die franz. Einrichtung noch beibehalten worden. D. Das Fürstenthum Neufchatel und Vallengin hat seine eigne Verfassung. Für die untern Instanzen bestehen Mairien und Castellaneien, für die höhern eine souveraine Gerichte unter Vorsitz des Gouverneurs, wozu jeder Stand (Adel, Beamte und Gemeinden) vier Mitglieder stellt.

Oberlin (Jeremias Jakob), Professor und Bibliothekar zu Strasburg, Correspondent des franz. Instituts, Mitglied des strasburger Stadtraths, geb. daselbst 1735, bezog dort 1755 die Universität und vertheidigte 7 Jahre darauf eine philosophische Dissertation in latein. Sprache über die Sitte der Alten, die Todten zu bestatten. Nachdem er die philosophischen und philologischen Cursus vollendet hatte, hörte er 3 Jahre hindurch theologische Vorlesungen und widmete sich vorzüglich dem Studium der Philologie und Archäologie, insoweit sie Bezug auf die Theologie haben. Als Kennikot durch ganz Europa die Varianten des hebräischen Textes des A. Test. sammeln ließ, verglich Oberlin die in Manuscripte in der strasburger Universitätsbibliothek und theilte die gefundenen verschiedenen Lesarten in seiner „Miscella Argentoratensia“ mit. Nach Vollendung seines theologischen Studiums waren hauptsächlich die alten und neuern Sprachen, Literatur, Denkmäler des Alterthums und die Diplomatik die Gegenstände seines angestrengten Fleißes. Er umfaßte nicht allein die schönen Zeiten der alten classischen Literatur, sondern auch die des Mittelalters, und seine Forschungen hierüber lieferten wichtige Resultate für die Geschichte, Sprache und Literatur jener Zeiten. Seine vielfachen und erfolgreichen Arbeiten erwarben ihm im Vaterlande wie im Auslande den Ruf eines der bewandertsten Gelehrten in den genannten Fächern. Er starb 1806 zu Strasburg. Er

Ausg. einiger Werke des Ovid, Horaz, Tacitus und Cäsar werden geschätzt. Wir nennen seine „Miscella literaria Argentoratensia"; „Museum Schoepflini", 1. Th. (der 2. Theil ist nie erschienen); „Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus"; „Rituum romanorum tabulae"; „Artis diplomaticae primae lineae" (die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei seinem akademischen Unterrichte); „Literarum omnis aevi fata, tabulis synopticis exposita" (diese Tafeln geben die Namen der vorzüglichsten Schriftsteller, die Gegenstände, worüber sie geschrieben, die Nation, zu welcher sie gehört, und die Zeit, wann sie gelebt haben, an); „Essai d'annales de la vie de Jean Guttenberg, inventeur de la typographie". Auch das Studium der deutschen Sprache des Mittelalters beschäftigte ihn und bewog ihn zur Herausgabe von „J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae" (2 Bde. Fol.). Noch lieferte er den ersten Abriß der Statistik des ehemaligen Elsaß, indem er von 1782 10 Jahre lang den „Elsaßer Almanach" herausgab und die „Alsatia literata", wozu Schöpflin ihn mit Materialien unterstützte. Die beiden ersten Bände erschienen 1782 und 1786. Sein Sohn Johann Friedrich O., geb. 1740 zu Strasburg, erhielt im elterlichen Hause eine fromme Erziehung, studirte in seiner Vaterstadt Theologie und beschäftigte sich dann in den Vorbereitungsjahren zum Predigtamte mit Ertheilung von Privatunterricht und war Hauslehrer bei einem Wundarzte, in dessen Umgange er sich einige Kenntnisse in der Heilkunde erwarb, die ihm später so nützlich wurden. 1766 übernahm er das Pfarramt des Kirchspiels Waldbach im Steinthal (in Elsaß), welches eine rauhe Gebirgsgegend, durch ein tiefes Thal von der Ostseite der Vogesen abgeschnitten, größtentheils mit Wald und Wiesen bedeckt, ist, damals bewohnt von etwa 100 Familien, meistens lutherischer Religion, die höchst arm und von rohen Sitten waren. Oberlin, entschlossen, Alles, was er wußte und vermochte, zum Wohl seiner Pfarrkinder anzuwenden, brachte diese durch eine eindringenden Ermahnungen dahin, daß sie, die abgeschieden in ihrem Thale lebten, Verbindungswege mit den benachbarten Städten zu öffnen begannen. Vorerst sorgte es der thätige Mann dafür, daß ein Dammweg längs der Breusch angelegt und, unterstützt von wohlthätigen Freunden in Strasburg, über diesen Bergstrom 1770 eine Brücke erbaut, und so die Verbindung mit Strasburg eröffnet wurde. Die Bauern, welche anfangs dieses für unausführbar gehalten hatten, faßten nun mehr Vertrauen zu ihrem Pfarrer, dessen nächstes Werk die Anlegung von Straßen zwischen den Dörfern seines Kirchspiels war, wobei er den Arbeitern thätig half. Er schaffte die nöthigen Werkzeuge herbei, ließ mehre junge Leute in Strasburg verschiedene nothwendige Handwerke erlernen, die dann nach ihrer Heimkehr Andre anlernten. Nach einigen Jahren sah man statt der elenden Wohnungen, die zum Theil in die Felsen gehauen oder in die Bergwände gegraben waren, bequeme Hütten mit Kellern. Auf die Verbesserung des Bodenanbaues gleiche Sorgfalt richtend, ließ er bessere Samenkartoffeln kommen, gab Anweisung zum Anbau verschiedener nährenden und arzneilichen Pflanzen, lehrte den Kleebau ein und beförderte den Flachsbau, ebenso die Obstbaumzucht. Er veranlaßte die Ackerbauer, Stallfütterung einzuführen und die weniger einträglichen Weiden, trotz des steinigen Bodens, in Pflugland zu verwandeln, um ihren Getreidebedarf selber erzeugen zu

können. 1777 kam schon eine Ackerbaugesellschaft zu Stande. Es war übrigens eine glückliche Fügung für Oberlin, daß seine schwärmerische Gemüthsrichtung nicht bloß auf religiöse Interessen geleitet ward (er neigte sich zum Pietismus), und schwerlich wären Seele und Leib so gesund und rüstig geblieben ohne die Vereinigung seiner wohlthätigen Wirksamkeit für irdische Zwecke und seines frommen Eifers. Stieß er auf einem Wege bei Manchem an, so versöhnte er Alle auf einem andern. In seinem bildenden Einflusse auf die jugendlichen Gemüther erhebt Oberlin in seinem hellsten Lichte. In allen Dörfern seines Kirchspiels waren Schulhäuser gebaut. Um 1783 wurden unter Mitwirkung seiner thätigen Frau Bewahranstalten für Kinder von 2—6 J. gestiftet. In den Schulen wurden außer den gewöhnlichen Grundkenntnissen auch die Grundlagen der Ackerbaukunde und die Astronomie gelehrt und Auszüge aus den besten Schriftstellern über Landwirthschaftkunde und Baumzucht gemacht. Selbst die Pflanzenkunde ward in den Kreis der Unterrichtsgegenstände gezogen, da das Steinthal reich an Pflanzen ist. Durch seine Freunde unterstützt, ließ Oberlin nützliche Bücher für seine Pfarrkinder drucken, gründete auch für sie eine Sammlung von gemeinnützigen Büchern. Während der Revolution verlor er, wie die übrigen Geistlichen, sein dürftiges Einkommen und lebte nun von freiwilligen Gaben seiner Gemeinde. Um 1794 gründete er in seinem Hause ein Erziehungsinstitut, das bald in Ruf kam und seine Einkünfte vermehrte. Als ihm ein weit besseres Pfarramt ihm angeboten wurde, schlug er es aus. Die Bevölkerung des Steinthals stieg unter seiner väterlichen Pflege auf 3000 Seelen. Ein Theil derselben beschäftigt sich jetzt mit Strohflechten, Baumwollspinnen, Weben ꝛc. Ludwig XVIII. schmückte Oberlin's Brust mit dem Orden der Ehrenlegion, und die pariser Ackerbaugesellschaft übersandte ihm eine goldene Denkmünze. Der ehrwürdige Greis starb am 1. Juni 1826 und ward unter tiefer Trauer auf feierliche Weise beerdigt. Mehres über ihn in den biograph. Schriften v. Lutterot, Stöber u. Schubert. S. auch „Mem. of J. Fr. Oberlin", Lond. 1830.

Oberschlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Wasserrad, welches durch die Schwere des von oben darauf fallenden oder stürzenden Wassers umgetrieben wird. Es erfordert eine ungleich geringere Wassermasse als ein unterschlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegströmenden Wassers in Bewegung gesetzt wird, dagegen aber ein starkes Gefälle.

Obertribunal, geheimes, zu Berlin, der oberste Gerichtshof des preuß. Staats, wohin jedoch Posen, Niederrhein und Neuschatel nicht appelliren, die ihre besondern höchsten Gerichte haben. Die vor Obertribunal anhängigen Sachen müssen in der Regel einen Werth von 2000 Rthln. haben. Wird noch eine Verhandlung in den Processtadien nöthig befunden, so weiset das Obertribunal solche an die untersten Instanzen zurück. Es wird bei diesem Gerichte schriftlich referirt und mündlich referirt, aber es gibt nicht, wie andere Gerichte Preußens, in seinen Urtheilen, die Entscheidungsgründe an. Daher und weil neben dem geheimen Obertribunal noch so viel andere Obergerichte in seinem Sprengel bestehen, welche in dritter Instanz zu erkennen haben, z. B. der zweite Senat der Oberlandesgerichte zu Königsberg, Marienwerder, Stettin, Breslau, Glogau, Ratibor, in Sachen, welche in erster Instanz bei den Untergerichten ihres Sprengels abhängig gemacht worden sind

sowie denn auch die Revision von einem Oberlandesgerichte an das andere gewiesen sind, hat das geheime Obertribunal für die Fortbildung und Einheit der Jurisprudenz niemals diejenigen Wirkungen hervorbringen können, welche andere oberste Gerichte, z. B. das pariser Parlament, der Cassationshof, das Reichskammergericht, die Rota Romana u. a., gehabt haben. Diesen Einfluß hat vielmehr das Justizministerium bisher ausgeübt, indem es auf Anfragen der Gerichte zweifelhafte Rechtssätze entschied, unrichtige Ansichten der Gerichte, welche gelegentlich zu seiner Kenntniß kamen, berichtigte, und die Lücken in den Gesetzen theils nach Analogien ergänzte, theils ihre Ergänzung im Wege der Gesetzsammlung veranlaßte. Das Obertribunal bestand 1824 aus einem Präsidenten (mit Ministersrang) und 20 Räthen, welche aus den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Obergerichte aller Provinzen ausgewählt werden.

Object, der Gegenstand einer Vorstellung; ist also nothwendiges Element jeder Vorstellung, die vom vorstellenden Wesen, als Subject, ausgeht, aber ohne Object leer seyn würde. Indem sich aber das vorstellende Wesen, als Subject, von dem Objecte unterscheidet, wird dieses zu einem Aeußern. Was aber ein Object für sich ist, ohne daß die Vorstellung, nach Bedingungen des Vorstellungsvermögens, sich darauf richtet, ist durchaus unerfaßlich. **Objectiv** ist Alles, was sich auf ein Object bezieht, nach außen versetzt wird, im Gegensatze von subjectiv. **Objectivität**, Gegenständlichkeit (in der Philosophie auch das Daseyn der Dinge außer uns), ist entgegengesetzt der Subjectivität oder Persönlichkeit. Ob eine Erkenntniß oder eine Darstellung objectiv oder nur subjectiv sey, macht einen bedeutenden Unterschied. — Die neuere Aesthetik fordert in den Darstellungen der schönen Kunst ebenfalls Objectivität, als Dasjenige, worauf sich auch der Styl bezieht; dahingegen Subjectivität des Kunstwerkes die Eigenschaft ist, die auf persönlicher Auffassung und Individualität beruht und aus bloßer Manier entsteht, dort also etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre Darstellung, die Subjectivität eine bloße Vorstellung; jene gibt Bild, Gestalt und Anschaulichkeit und ist daher der Plastik verwandt; diese ist zerflossener, dunkel und gleicht mehr dem Eindrucke der Musik. Aber selbst im Musikalischen soll Objectivität seyn, mithin auch im Lyrischen: der Künstler soll sich in einem Gegenstande außer sich hinstellen. Offenbar kann nicht jedem Künstler das Gesetz der Objectivität gleich streng vorgeschrieben seyn, auch kann und soll die Objectivität die Subjectivität nicht unterdrücken, indem sie dem Werke Antheil und Wärme verleiht.

Objectivglas, bei Fernröhren dasjenige Glas, welches dem Gegenstande, den wir sehen wollen, zugekehrt ist; dagegen das, welches dem Auge zunächst liegt, **Ocularglas** heißt.

Oblate, ein aus feinem Weizenmehle oder aus Stärke mit Wasser bereiteter, in dünnen Blättern ausgebackener Teig, der zum Siegeln der Briefe statt des Siegellacks angewendet wird, indem sie den Brief nicht schwer machen, und mehre damit versiegelte Briefe, ohne daß es bemerklich werde, in ein Couvert geschlossen werden können, auch der Brief, wenn die Oblate trocken geworden, ohne Verletzung des Siegels, nicht zu öffnen ist. Ferner bedient man sich der Oblate zu allerlei Gebackenem. Vorzüglich jedoch ist ihr Gebrauch beim Abendmahl, wo sie statt des Brotes ausgetheilt wird. Sie scheinen erst im 11. Jahrh. aufge-

kommen zu seyn, und wurden Oblaten genannt, wahrscheinlich von den in der alten christl. Kirche gebräuchlichen Oblationen (s. Obley). Die reformirte Kirche (wie die Brüdergemeinde) bedient sich statt derselben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griech. Kirche hat nach dem Beispiele der in solchen Dingen weniger bedenklichen ältern Christengemeinden den Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. S. Hostie.

Oblaten heißen bei den Katholiken 1) zum Klosterleben bestimmte Personen, welche an den klösterlichen Verrichtungen Theil nehmen, um Mönch oder Nonne zu seyn; 2) bei den Karthäusern eine Art Laienbrüder, welche die Geschäfte außer der Karthause, namentlich den Feldbau besorgen; 3) Frauenspersonen, welche ihre Güter einem Kloster schenken, um lebenslänglich dafür darin zu bleiben; 4) s. d. flg. Art.

Obley oder Oblaten, in der alten christlichen Kirche Naturalienopfer, welche nicht allein die Laien, sondern auch der celebrirende Bischof oder Priester sammt dem übrigen anwesenden Klerus, bei der Feier des heil. Abendmahls (Meßopfers), ehe diese begann, darbrachten. Sie bestanden hauptsächlich aus Brot, Wein und Feldfrüchten; an gewissen Tagen des Jahres wurden auch Oel, Milch, Honig und Salz geopfert. Ein Jeder verband mit den Oblaten seine besondere Wünsche und Gebete, sich bestimmte, durch die Theilnahme am heiligen Opfer zu erreichenden Zwecke vor; der celebrirende Bischof oder Priester aber umfaßte die Wünsche Aller: diese Ansicht liegt auch jetzt noch dem Meßopfer der katholischen Kirche zu Grunde. Später, als mit der größeren Anzahl der Gläubigen sich die Gaben vervielfältigten, wurde man bei der Auswahl des beim Abendmahl zu consecrirenden, aus den Opfergaben genommenen Brotes sehr schwierig, aus Furcht, es möchte nicht alles rein seyn. Dieses Bestreben, nur reines Brot und unverfälschten Wein zu haben, wie es wahrscheinlich auf den Gebrauch des ungesäuerten Brotes führte, so veranlaßte es auch, daß man die ganze Bereitung des Abendmahlsbrotes den Geistlichen übertrug. Zu diesem Zwecke wurden der Kirche von nun an Früchte geliefert oder auch Schenkungen in Feldland gemacht; ebenso wurden den Kirchen durch Stiftungen in vielen Gegenden auch eigne Weingärten geschenkt, um über den beim h. Opfer zu gebrauchenden Wein sicher zu seyn. Dieß war der Grund, warum die Naturalienopfer allmälig aufhörten und in Geldopfer verwandelt wurden (Stipendium), gegen das Ende des 8. Jahrh. Das Stipendium ist also seiner Natur nach immerhin nur ein Opfer, ein Beitrag zur Unterhaltung des Priesters, wie früherhin es auch die Naturalopfergaben waren. Daß aber aus diesen Oblaten das Meßopfer entstanden seyn soll, widerspricht der ganzen Kirchengeschichte.

Obligat, eigentlich pflichtig, verbunden, verpflichtet (z. B. von Soldaten, die noch nicht capitulirt haben); dann heißt besonders in der Tonkunst obligat (ital. obligato) bei mehrstimmigen (für mehre Instrumente gesetzten) Tonstücken diejenige Stimme, die nicht bloß zur Begleitung der anderen dient, sondern mit der Hauptstimme so verbunden ist, daß sie einen Theil der Melodie führt und gar nicht, ohne das Stück zu verstümmeln, weggelassen werden kann. Man findet daher auch meistens schon auf dem Titel eines solchen Tonstücks besonders angezeigt, was für ein Instrument dergleichen Partieen hat, z. B. Violino obligato, Flauto obligato etc.

Obligation, s. Schuldschein.

Obligo, in Obligo stehen, ein kaufmännischer Ausdruck, der besonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Gesammtverbindlichkeit sie nicht bloß durch reellen Vorschuß oder Credit, sondern auch durch Wechselgiro u. s. w. zu ihren Geschäftsfreunden stehen.

Oboe oder Hoboe (ital. Oboe, franz. Hautbois), ein Blasinstrument, welches aus der Schallmei entstanden ist. Sie wird gewöhnlich aus Buchs- oder Ebenholz gefertigt und besteht aus 3 in einander gezapften Stücken, welche das Ober- oder Kopfstück, das Mittelstück und die Stürze genannt werden. An dem Ober- und Mittelstück befinden sich 6 Tonlöcher, wovon das 3. aus 2 neben einander stehenden kleinen Löchern besteht, sowie die zum Behuf der halben Töne, Triller ꝛc. nöthigen Klappen. Die Bohrung des Instruments wird von der Stürze aus nach dem Oberstück nach und nach enger. Intonirt wird es durch ein Mundstück, das Rohr, welches aus 2 Rohrblättchen besteht, welche mit stark gewichstem Zwirn auf ein kleines messingenes Röhrchen gegen einander fest aufgebunden werden, sodaß sie eine linsenförmige Oeffnung lassen. Beim Spielen selbst wird das Rohr in das obere Ende des Kopfstücks eingezapft und mit eingeklemmten Lippen etwas in den Mund genommen. Der Umfang der Oboe erstreckt sich vom eingestrichenen c bis zum dreigestrichenen d durch die ganze chromatische Tonleiter, welcher Umfang vom Virtuosen oft um einige Töne vermehrt wird. Die Oboe gehört zu den neuern Instrumenten, und wurde erst unvollkommen bei den franz. Feldregimentern gebraucht, dann von Tenner in Nürnberg verbessert und mit Klappen versehen, und man hat von ihr, als dem Hauptinstrumente, das ganze Corps der Feldmusiker Hautboisten benannt. Die neueste Anweisung, die Oboe zu spielen, ist von Fröhlich.

Obolos, eine griech. Silber- auch Kupfermünze, der 6. Theil einer Drachme etwa $10^4/_5$ Pfennig an Werth. Früher bediente man sich statt derselben kleiner spitziger Stücke Eisen oder Kupfer beim Tauschhandel, deren 6 die Hand füllten und ebenfalls eine Drachme ausmachten. Einen Obolos steckten die Griechen den Todten als Fährlohn für den Charon in den Mund. Als Gewicht beträgt der Obolos ebenfalls den 6. Theil einer Drachme, diese selbst aber hatte nicht durchaus einerlei Werth.

Obotriten, ein wendisches Volk, s. Wenden und Mecklenburg.

Obrigkeit, alle Diejenigen, welche im Namen des Staats und der Regierung oder der Kirche eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andre üben. Es werden daher auch ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man spricht von Civil- und Militairobrigkeiten u. s. w. Doch wird auch der Regent selbst Obrigkeit genannt und als hohe Obrigkeit von den Unterobrigkeiten unterschieden. Ist eine Regierung einmal bestehend (selbst wenn ihr Ursprung über ihre Rechtmäßigkeit Zweifel zuließe) und eine Obrigkeit von der höchsten Staatsgewalt angeordnet worden, so ist sie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzuerkennen; jede Untersuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Ursprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als sey sie unrechtmäßig, Gehorsam zu leisten, ist Aufruhr und Meuterei; es gilt in dieser Rücksicht durchaus der Spruch: Eine jede Obrigkeit ist von Gott geordnet. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angesehen werden.

Obscurantismus (von obscurare, verdunkeln, verfinstern), steht

der Aufklärung, der Obscurant (Verfinsterer oder Verdunkler) den Aufklärer entgegen; in ihren Zielen feind, muß daher auch meist ihr Streben dahin gehen, sich gegenseitig ihre Arbeiten zu vernichten oder Hindernisse sich in den Weg werfen. Es versteht sich, daß nur Der mit dem Namen eines Obscuranten belegt werden darf, der die Vortheile und Nothwendigkeit der Aufklärung für das Menschengeschlecht einsieht, wissentlich und aus niedern Absichten ihren Fortschritten feindlich in Wort und That sich zeigt; denn es ist leicht möglich, daß ein Mensch gerade Das für Aufklärung hält, was ein Anderer Verfinsterung nennt; daß er die innigste Ueberzeugung habe, seine Denk- und Empfindungsweise, seine Cultur und der Weg, den er eingeschlagen, seyen die vorzüglichsten. Ein Mann, der in diesem Bewußtseyn handelt und sich bemüht, ohne egoistische und Nebenabsichten, seine Meinungen und Ansichten zu verbreiten, ist noch kein Obscurant, wenn auch die Entwicklung seiner Ideen nicht den Grad von Aufklärung und Vollendung erlangt haben, welche sein Zeitalter ausmachen. Diesemnach dürfte die Zahl der wirklichen Verfinsterer sehr klein werden, und vielleicht, sogar wahrscheinlich, waren die Männer, denen man diesen Vorwurf machte, ebenso gute und vielleicht aufrichtigere Aufklärer als ihre Gegner, nur in ihrem Sinne, nach ihren Begriffen, die sie mit der Aufklärung verbanden. Ueberhaupt ist es ein harter, verwegner und leicht als inhuman und ungerecht sich bewährender Vorwurf, Jemanden des Obscurantismus zu beschuldigen. Jemanden anzuklagen: er erkenne die Wahrheit und verleugne sie, er wisse, daß sie und Bildung das höchste Gut der Menschen sey und dennoch wälze er zwischen ihrem heiligen, die Geister belebenden Lichte und seinen Nebenmenschen dunkle Körper, um im Finstern das Handwerk des Taschendiebes zu treiben. Der wahre Obscurant ist verächtlich und dabei ein tollkühner Kämpfer, der mit Pygmäenhänden gegen einen Riesen in die Schranke tritt; er widerstrebt nicht Menschen, sondern Gott und der Natur; denn Vernunft und Wahrheit bilden das Reich Gottes hier auf Erden, ihre Stärke ist allmächtig, und Aufklärung, als das Streben und Suchen nach Wahrheit, ist ein zu fest gegründeter Trieb in der Menschennatur, als daß er sich ganz herausreißen oder lange unterdrücken ließe. Ueberdieß beweist es die Geschichte, daß die Bildung und Aufklärung unseres Geschlechts nicht von einzelnen Menschen abhänge. Ein höherer Genius waltet über sie, sie ist ein Werk des Schicksals, der Vorsehung; und der schwache Mensch will in die Speichen seines Rades greifen? er thue es, und lerne von seinen zerschmetterten Armen und von dem Gange des auf der Bahn unverrückt fortrollenden Rades, daß Menschenkampf gegen Gotteskraft tollkühnes Wagniß sey. Das Ringen des Obscuranten wird stets das Ziel verfehlen, weil es vernunftwidrig und der menschliche geistige Organismus so geartet ist, daß er die von den Verfinsterern in ihm abgesetzten Schlacken, aus dem Kreislauf seiner Säfte wirft, und sollte es unter einer furchtbaren Krise geschehen. Dieß sollten die Obscuranten bedenken und sie würden von dem bösen Werke abstehen, einen Giftbaum zu pflanzen, der zwar die Säfte des großen gesellschaftlichen Menschenkörpers auf eine Zeit verderben kann, aber auch nothwendig die Kräfte über kurz oder lang zum Kampfe hervorrufen muß, wo dann doch immer, wenn auch blutig, die siegen werden. Man gehe zur Geschichte und sehe die große Wahrheit welche dem Menschengeschlechte so theuer zu stehen kommt, bewiesen.

Obsequium (lat.), 1) Gehorsam, Ergebenheit, insbesondere der
nbedingte Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Non-
ien durch die Ordensgelübde verpflichten (s. Klostergelübde); 2)
in Gefängniß, in das sie wegen bewiesener Widerspenstigkeit eingesperrt
verden, um Gehorsam zu lernen; 3) in der Mehrzahl, und mit deut-
cher Endigung (Obsequien), bei den Katholiken das Todten- oder
Seelenamt für Verstorbene; auch das feierliche Leichenbegängniß, die
Todtenfeier. (S. Exequien.)

Observanten, Observantes, Fratres de observantia, Fratres minores S. Francisci regularis observantiae, s. Franciscaner.

Observanz (observantia), Gewohnheit, Herkommen; im besondern Sinne eine, in einer Gesellschaft (universitas) durch stillschweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Regel.

Observatorium, s. Sternwarte.

Obsidian, ein natürliches Glas, welches keine Spur von Krystallform zeigt, sich meist derb oder in Körnern findet, muscheligen Bruch, Glasglanz, schwarze, graue und dunkelgrüne Farben und mittlere oder geringere Durchsichtigkeit hat. Er ist hart, hat 2, 3faches specifisches Gewicht und findet sich lagenweis in der Nähe thätiger und ausgebrannter Vulkane, auf Island, in Ungarn, auf den liparischen Inseln, auf Teneriffa und in Mexico. Wegen seiner Polirfähigkeit wird er u. d. N. Lavaglas und isländischer Achat zu allerlei Ornamenten und zu Schmuck verschliffen. Nach dem „Edinb. philos. journ.“, VIII, 1823, soll der Obsidian derselbe Stein seyn, wie der kürzlich wiedergefundene äthiopische Obsianstein.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Occam (Wilh. de), von seinem Geburtsorte, Occam, einem Dorfe in der Grafschaft Surrey in England, so genannt; war ein Schüler von Duns Scotus und, gleich ihm, Franciscaner; lehrte zu Anfang des 14. Jahrh. Theologie zu Paris, wurde später Provincial seines Ordens in England, hat sich durch seinen philosophischen Scharfsinn, wie durch seinen Muth, mit dem er in Schriften die Rechte des Königs v. Frankreich und des Kaisers gegen den Papst Johannes XXII. (der ihn deßhalb auch in den Bann that) vertheidigte, einen Namen gemacht und erhielt deßhalb den Beinamen: Doctor singularis, invincibilis und venerabilis inceptor. Ueberhaupt machte er in der Geschichte der Philosophie dadurch Epoche, daß er den Realismus, zu dem sich die Schulen seiner Zeit hinneigten, siegreich bestritt und dagegen zum Nominalismus zurückkehrte, der von nun an statt jenes herrschend wurde. Er starb zu München 1347. (Vgl. Nominalisten und Scholastiker.)

Occasionalismus heißt diejenige Meinung, nach welcher der einseitige Einfluß der Seele auf den Körper und dieses auf jenes so bestimmt wird, daß Gott bei Gelegenheit gewisser Vorstellungen und Empfindungen der Seele die denselben zustimmenden Bewegungen des Körpers, und dagegen bei Gelegenheit gewisser Bewegungen im Körper ihnen gemäßen Vorstellungen und Empfindungen in der Seele hervorbringe und bewirke. Der Urheber dieser Meinung war Descartes. Die Leibnitzische Occasionalismus ist die prästabilirte Harmonie; dagegen Kant's Lehre des Occas. dahin geht, daß bei der Erzeugung organischer Wesen die oberste Weltursache, bei Gelegenheit einer jeden Be-

gattung der in derselben sich mischenden Materie die organische Bildung unmittelbar gebe. — Die Anhänger aller dieser Meinungen heißen Occasionalisten.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Abend, Westen; dann auch die westlichen Länder unserer Halbkugel.

Occidentalisches oder weströmisches (abendländisches) Kaiserthum. Theodosius der Große, letzter Alleinherrscher über das ganze römische Reich, hatte kurz vor seinem Tode jene Ländermasse durch testamentarische Verfügung unter seine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 J. alt) und Honorius (11 J. alt), also getheilt, daß jener den Orient (s. Orientalisches Kaiserthum), dieser aber den Occident erhielt, welche Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die Hälfte von Illyrien, mit den Hauptstädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei Reiche zerspalten, sollten, nach Theodosius's Bestimmung, beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrschern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Kronen auf einem einzigen Haupte stets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke des Kaisers nicht entgangen war, daß beide Throne nur durch eine solche Verbindung sich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem Tode des Kaisers (11. Jan. 395 n. Chr.) traten die von ihm bestellten Vormünder seiner Söhne, der Minister Rufinus, ein Gallier, für Arcadius, und der Oberfeldherr Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verstorbenen Theodos, für Honorius in ihre Rechte ein. Beide Vormünder entzweiten sich bald, und Rufinus fiel in einer von Stilicho vermuthlich eingeleiteten Militairinsurrection. Die Macht des Orients leiteten nach seinem Tode der Eunuch Eutropius und Arcadius's Gemahlin Eudoxia. Auch diese zu stürzen, vermochte vielleicht Stilicho, beschloß es aber nicht, indem er vorzog, die Ruhe im Occident zu erhalten, und vermählte seine Tochter Marie 396 dem schwachen Kaiser Honorius. Stilicho hinderte Alarich den König der Westgothen, 397 Griechenlands sich ganz zu bemächtigen, dafür fiel dieser mit aller Macht in Italien im J. 400 ein. Das Glück war anfangs den Gothen günstig, aber zwei Siege Stilicho's bei Pollentia und Verona (403) zwangen die Gothen zum Rückzug. Aber schon 405 brach Rhadagais mit 200.000 Kriegern des Nordens in Italien ein und belagerte Florenz, als Stilicho durch einen großen Sieg nochmals das Reich mit einem kleinen Heere rettete, aber die Geschlagenen eroberten dennoch das von Truppen entblößte Gallien, und in Britannien insurgirte das Heer unter einem gemeinen Krieger, Namens Konstantin, vereinte sich in Gallien mit den Barbaren und bemächtigte sich auch Spaniens (408), weil Theodosius's dortige 4 Vettern, mit Landgütern wohl dotirt, das Reich schlecht vertheidigten und die Einwohner sich der Erlösung von ihrer Verwaltung freuten. In solcher Lage ließ sich Stilicho mit Alarich in Unterhandlungen ein, welche ihm Subsidien und den bleibenden Besitz einer Provinz zusicherten, um den Throne das Uebrige zu retten. Aber Stilicho's Feinde hatten dem Kaiser Mißtrauen wider diesen großen Feldherrn eingeflößt, der ihn und dessen Anhänger i. J. 408 hinrichten ließ, auch sich von Thermantia, Stilicho's Tochter (seiner zweiten Gemahlin) trennte. Es folgte der Uebergang von 30.000 Germanen Miethsoldaten zu Alarich, der in Italien eindrang, als er Stilicho nicht mehr fürchtete, und im nämlichen Jahr

om belagerte. Ein schwerer Loskauf, aber keine päpstliche Verwendung
ettete damals Rom, Alarich blieb im Florentinischen stehen, zog dahin
eue Verstärkungen und drang abermals gegen Rom vor, wo Attalus
m Kaiser vom Senat ernannt, ihn zum Generalissimus erwählte, aber
ld von Alarich wieder abgesetzt wurde. Honorius's Feldherr, Sarus,
hlug zwar Alarich, der aber dennoch am 24. Aug. 410 in Rom ein-
ang, es plünderte und verheerte, auch bald hernach plötzlich zu Co-
ntia starb (s. Alarich). Astolf (Adolf), Alarichs Nachfolger, zog erst
12 jenseit der Alpen, vermählt mit Honorius's Schwester, Placida,
nd stiftete daselbst das Reich der Westgothen in Spanien. Honorius's
eldherr, Konstantius, besiegte zwar Konstantin in Gallien und wurde
emahl der Placida, Astolfs Witwe, und Mitregent des schwachen Ho-
rius, der 423 starb. Seine Schwester Placida, Konstantius's Witwe,
rmochte als Regentin und Vormünderin nur mit Hülfe des Orients
alentinian III. ihren Sohn, aus der Ehe mit Konstantius, zum Thron
erheben. 428 riß Genserich mit seinen Vandalen (s. d.) Afrika
m römischen Reiche, und Placida trat das westliche Illyrien an den
of zu Byzanz für die Kosten geleisteter Militairhülfe ab. Indeß er-
reßte Attila vom byzantinischen Hofe Tribut, ehelichte Valentinians
chwester Honoria, und nur der Sieg des römischen Feldherrn Aetius
. d.) und des Gothenkönigs Theodorich i. J. 450 bei Chalons (in den
talaunischen Feldern) ließ damals Attilas Glück sinken, der, wenn
etius nicht zu seiner Politiker gewesen wäre, gänzlich aufgerieben wer-
n konnte. Zur Strafe fiel Attila, um das Erbe seiner Gemahlin zu
halten, 451 in Italien ein, den Valentinian befriedigen mußte, aber
53 starb Attila durch Schwelgerei, und Aetius durch das Schwert sei-
s Kaisers, dem er Vorwürfe der Undankbarkeit machte. Letzterer schän-
te die Gattin des Maximus, eines mächtigen Mannes, welcher Rache
hmend eine Militairinsurrection anstiftete, in der Valentinian auf dem
arsfelde fiel (455). Senat und Volk in Rom erhoben den Patricier
etronius Maximus zum Kaiser. Dieser zwang Valentinians Witwe,
udoxia, ihn zu heirathen. Sie rief Genserich zu Hülfe aus Afrika,
elcher bei Ostia landete. Der fliehende Kaiser ward in den Straßen
oms gesteinigt; der Vandale übergab die Stadt seinen Horden zur
lünderung. Währenddem warf sich der Oberbefehlshaber des Kriegs-
eres in Gallien, Avitus, zu Arles zum Kaiser auf, er wurde aber 457
m Senat und Volke des Thrones entsetzt, zum Tode verurtheilt und
n auf der Flucht ums Leben. Majorian, sonst Soldat unter Aetius,
ard nun mit dem kaiserl. Diadem geschmückt. Er gab heilsame Ver-
ordnungen und Sittengesetze, siegte auch über den westgoth. König Theo-
rich und die Vandalen bei ihren Angriffen. Doch war Rom eines
chen Regenten nicht mehr würdig. Der Feldherr Ricimer ließ ihn er-
rden (461) und beförderte den Livius Severus auf den Kaiserthron,
etzte ihn aber 465 wieder davon. Zwei Jahre war nun Rom ohne
iser; Ricimer regierte, wagte aber nicht die Annahme des Herrscher-
ls. Von den Vandalen bedrängt, rief er den oström. Kaiser Leo
Hülfe an, welcher ein Bündniß mit dem Senat zu Rom schloß, und
Uebereinkunft gemäß dem abendl. Reich einen Herrscher ernannte,
griech. Patricier Anthemius (467). Dieser gab dem Ricimer seine
hter zur Ehe, und es schienen jetzt zur Wiederbefestigung Roms viele,
getheilte Interessen glücklich vereinigt. Aber der Krieg mit den

Vandalen führte zu keiner Entscheidung, Mißverständnisse entwickelten sich zwischen dem Kaiser und Ricimer, welcher Letztere durch Waffengewalt (472) den Senator Olyberius, Schwiegersohn des Valentinian, auf den Thron erhob, und seinen Schwiegervater Anthemius zu ermorden befahl. Der tyrannische Gothe Ricimer und der neue Kaiser lebten noch in diesem Jahre, worauf der Burgunder Gundobald, Ricimers Neffe und Heerbefehlshaber, den Glycerius, einen seiner Soldaten, mit dem Purpur schmückte (472), welcher aber, schlecht unterstützt, sich nicht behaupten konnte und das Diadem mit der Bischofsinsul von Salona vertauschte. Das occidental. Kaiserthum war jetzt bis auf Italien, Dalmatien und einen kleinen Theil Galliens eingeschränkt; die in Pannonien wohnenden Ostgothen drohten neue Zergliederungen. Der Kriegstribun Julius Nepos, welcher den Glycerius entthront hatte, ward bald von dem Patricier Orestes gestürzt. Dieser gab dem Reich einen neuen Kaiser in seinem Sohne Romulus Augustus, den man spottweise Romyllus Augustulus nannte (476). Doch das Ende des occidental. Reichs war gekommen; die verbündeten deutschen Truppen, Heruler, Rugier, Turcilingen und Scyrren, empörten sich unter ihrem talentvollen Führer Odoaker, als Orestes ihre Forderung, daß sogleich der dritte Theil der Ländereien Italiens, als eine Belohnung für ihre bei der letzten Thronrevolution geleisteten Dienste, unter sie vertheilt werden sollte, zurückwies; Pavia, wo Letzterer sich vertheidigen wollte, ward von ihnen mit Sturm erobert, Orest selbst hingerichtet. Odoaker eilte nun nach Ravenna, schenkte dem Augustus, der schon aus eigenem Antriebe den Purpur abgelegt hatte, das Leben, und verwies ihn mit einem ansehnlichen Gehalt auf die Villa des Lucull in Campanien. Bald darauf (486) gründeten die Franken in Gallien ihr Reich. So waren die Barbaren, in demselben Grade, als der Geist der alten Römer nach und nach verschwand, sich emporgehoben hatten, aus Söldnern Roms dessen Bundesgenossen und endlich dessen Herren geworden. Odoaker bezwang ganz Italien, nahm den Königstitel an und beherrschte außerdem noch Dalmatien, Rhätien und Noricum. Er regierte 14 Jahre. Da kam der Theodorich (vgl. d.), König der Ostgothen, besiegte ihn in 3 Schlachten und stiftete 493 das ostgoth. Reich auf Italiens classischem Boden. Das röm. Reiche blieb, nachdem es, von seiner Gründung durch Romulus an gerechnet, 12 Jahrh. bestanden hatte, nichts als der Name seiner ehemaligen Hauptstadt. Aus der Geschichte des Verfalls dieses Riesenbaues ergeben sich die Ursachen seines Sinkens. Ueberhandnehmende Gesetzlosigkeit zog den Verlust aller moralischen Kraft nach sich, und man kann wohl behaupten, daß seit Honorius's Thronbesteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange dasselbe sich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das seit Diocletian (284) angenommene System der Theilung des Reichs, die Theodosius vollendete, ward der nächste Grund zu seiner politischen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche in jener, selbst durch die Verbreitung der christlichen Religion nicht aufgewendeten moralischen Schwäche durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die nach und nach steigende Civilisation der eingedrungenen fremden Völkerschaften diesen ein niederdrückendes Uebergewicht verlieh. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Ostgothen, Franken und Longobarden mitgebrachte Lehnssystem änderte die Verhältnisse eines Staates, der Jahrhunderte lang seinen Stolz in der

republikanischen Verfassung gefunden hatte; und der neuentstandene Geist jener Zeit übte seine unwiderstehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römischen Volkssprache, an deren Stelle allmälig die italienische, französische, spanische und englische Sprache traten.

Occupation, Bemächtigung, Besitznahme, Besitzergreifung. Auf alle herrenlose Sachen (rem nullius) steht dem Menschen von Natur ein Eigenthumsrecht zu: er braucht sie nur zu ergreifen, um sie zu seinem Besitzthum zu machen; daher der Grundsatz im römischen Recht: eine herrenlose Sache gehört dem ersten Bemächtigenden, und die Occupation ist eine ursprüngliche Erwerbsart. Das römische Gesetz gibt 5 Arten der Occupation an: als die Jagd der wilden Thiere, der Vogelfang, die Fischerei, der Fund (wenn man auf Perlen am Ufer oder auf eine verlassene Sache trifft) und die Kriegsbeute, welche dem Feinde abgenommen wird. Ferner unterschied es eine unmittelbare oder eigentliche Bemächtigung, zu welcher erforderlich war eine herrenlose Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemein erkennbare Willenserklärung, die Sache zum Eigenthum zu machen und eine Bezeichnung der Sache; ferner eine mittelbare, wenn die herrenlose Sache mit einem Eigenthum in Verbindung steht. (Vgl. **Eigenthum** und **Besitz**.) — Es gibt im jüngsten Völkerrecht Civil- und Militairoccupationen. Letztere hatten bisweilen auch die Civilbesitzergreifung zur Folge. Das jüngste Völkerrecht erkennt den Bodenbesitz nomadischer Völker kleiner Bevölkerung so weit an, daß die civilisirten Nationen durch entdeckungsbeauftragte Schiffe sie nicht gerade verjagen, aber doch neben ihnen feste Handels- und Landwirthschafts-Niederlassungen gründen, welche, nach ihrem Verlangen, die Nomaden respectiren sollen.

Ocean (griech., s. **Oceanus**), das erdumfließende Weltmeer, welches nach den verschiedenen Ländern, deren Küsten es berührt, verschiedenen Namen erhält. (Vgl. **Meer**.)

Oceaniden (Okeaniden), die 3000 Töchter des Oceanus und der Thetys. Man verstand darunter, wie aus den Orphischen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, sondern seine ganze weibliche Nachkommenschaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdischen, aus dem Weltstrome Oceanus abgeleiteten Brunnen- und Wasseradern; nur unterscheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Weltmeers, welche aber, weil von der Oceanide Doris abstammend, vom Antipäter v. Sidon ebenfalls des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus (Okeanos), der älteste der Titanen, Sohn der Gäa und des Uranos, nach Homer aber der Vater der Götter und der sterblichen Menschen. Insbesondere war er der Gott des äußern, den Erdkreis umschwebenden Meeres und der Vater aller ernährenden Feuchtigkeit. Vor seinen Brüdern, den übrigen Titanen, zeichnete er sich durch friedliche Gesinnungen aus. Er allein sonderte sich von ihnen ab, als sie ihren Vater Uranos entthronten, weßhalb er auch nicht mit den Titanen in den Tartarus gestürzt wurde. Er erzeugte mit der Thetys die Flüsse und das heilige Töchtergeschlecht der Oceaniden. Seiner umsichtigen Gelassenheit wegen gab man ihm die Metis (die Klugheit) zur Tochter. Man bildete ihn als Greis mit einem Stierhaupt oder auf einem von Meerungeheuern gezogenen Wagen, vorher blasende Tritonen, hinter ihm Meernymphen und Seekälber, unter ihrem Hirten Proteus.

Ocher oder Ocker heißt eigentlich überhaupt jeder natürliche Metallkalk, mit Erde vermischt; besonders versteht man im Handel darunter den Eisen-, Kupfer- und Bleiocher, welches eigentlich Erze von diesen Metallen sind. Er ist nach Verschiedenheit der Metalle von verschiedenen Farben: gelb, braun, röthlich. In engerer Bedeutung ist Ocher eine milde, eisenhaltige Erdart, bald von dunkel-, bald hellgelber, bald rother, bald dunkelbrauner Farbe, den man in Blei- und Kupferbergwerken antrifft und welchen die Maler sehr häufig brauchen.

Ochlokratie, Pöbelherrschaft, ist die Bezeichnung der Herrschaft der Menge in einem Staate, welche bei einiger Größe desselben entweder zu seiner Auflösung oder Reform führt.

Oecolampadius (Johannes, eigentlich Hausschein), geb. 1482 zu Weinsberg, ging, nachdem er die Schule zu Heilbronn besucht hatte, im 12. Jahre auf die Universität Heidelberg. Von hier ging er nach dem Willen seines Vaters nach Bologna, um die Rechte zu studiren, kehrte jedoch, weil ihm das Klima nicht zusagte, wieder nach Heidelberg zurück und widmete sich der Theologie. Zum Instructor des Prinzen am kurpfälzischen Hofe berufen, gab er diese Stelle bald wieder auf, um in Weinsberg eine von seinen Eltern gestiftete Pfarrstelle zu übernehmen. Hier jedoch die Mangelhaftigkeit der bisher gesammelten Kenntnisse wahrnehmend, wandte er sich nach Tübingen und später nach Stuttgart, wo er sich unter Reuchlin der griechischen und unter einem Spanier der hebräischen Sprache mit einem solchen Eifer widmete, daß er bald eine griechische Grammatik herausgab. Nach Weinsberg zurückgekehrt, trat er mit vielem Eifer auf und gab eine kleine Schrift: „De risu paschae" (Basel 1518, 4.) heraus. Auf Capito's Empfehlung ward er 1515 Prediger in Basel, nahm die Doctorwürde an und schrieb mit Erasmus Anmerkungen zum N. T. 1516 ward er als Prediger nach Augsburg berufen. Liebe zur Einsamkeit und den Wissenschaften führte ihn in das benachbarte Brigittenkloster Altenmünster. Als Luther als Glaubenserneuerer auftrat, schloß sich Oecolampadius ihm an, verließ nach 2 Jahren das klösterliche Leben und ging als Schloßprediger zu Franz von Sickingen auf das Schloß Ebernburg. 1523 ward er Prof. der Theologie und Pastor substitutus zu Basel. Cochläus suchte vergebens ihn wieder für die kathol. Kirche zu gewinnen. In Hinsicht der Abendmahlslehre neigte er sich auf Zwingli's Seite. Er gab eine lat. Schrift über den rechten Sinn der Worte „Dieß ist mein Leib" heraus, in welcher er mit vieler Mäßigung gegen Luther auftrat und das Abendmahl für ein Symbol erklärte. Die Vertheidiger der körperlichen Gegenwart griffen ihn darüber heftig an und belegten ihn und seine Anhänger m. d. N. Sacramentirer. Er hatte großen Antheil an der Reformation in der Schweiz, schrieb auch mehre theolog. Disputationen. Seiner Verheirathung mit einem jungen, reizenden Mädchen spottete Erasmus, bemerkend, daß der Reformator wahrscheinlich auf diese Weise sein Fleisch wolle abtödten. Er starb 1531 zu Basel nicht lange nach seinem Freunde Zwingli. Seine Schriften haben zu ihrer Zeit viel gewirkt. Sal. Heß hat sein Leben beschrieben (Zürich 1793).

Octaëder, in der Geometrie ein regulairer Körper, dessen Oberfläche acht gleichseitige Dreiecke bildet.

Octant, ein astronom. Instrument, das aus dem 8., in Grade u. s. w. eingetheilten Theile eines Kreises besteht, und zur Berechnung der Sternweite dient, jetzt aber wenig gebraucht wird.

Octave, im diatonischen Tonsystem der achte Ton von einem angenommenen Grundtone. Sie gehört zu den vollkommen consonirenden Intervallen, sodaß, wenn sie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr fast nur Einen Klang vernimmt, und kaum im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Eben deßhalb muß auch die Octave in unserm Tonsystem eine vollkommene Reinheit besitzen, während alle andere Intervalle etwas über oder unter sich schweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den nach oben gelegten Ton vom Grundtone erhält man, wenn die Saite, welche eben diesen Grundton angibt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben diese Saite noch einmal so lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht 2 Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Also kommt auf der achten diatonischen Saite der Ton der ersten oder untersten noch einmal so hoch wieder. Ebenso wiederholt die 9. Saite den zweiten Ton oder die Secunde, die 10. Saite den dritten Ton oder die Terzie u. s. f. Nach der Einrichtung unsers neuern, d. h. diatonischen Tonsystems, ist die Octave daher die Grenze, innerhalb welcher alle sieben wesentlich von einander verschiedene Töne enthalten sind; und alle Töne außerhalb der Grenze einer Octave sind nichts Andres als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der Octave enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher Octave auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatonischen Systems, welche eine Octave umschließt. (S. Tabulatur.) Die Zahl der obern und niedern Octaven, oder die viele Octaven von verschiedener Höhe vornehmlich zu unterscheiden sind, läßt sich bei der immer wachsenden Ausdehnung der Instrumente, namentlich der Saiteninstrumente und vorzüglich des Fortepiano, das seit Kurzem um eine ganze Octave vermehrt worden ist, nicht fest bestimmen. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat von allen Intervallen den wenigsten harmonischen Reiz. Deßwegen sagen die Tonsetzer, die Octave klingt leer, und verbieten, wo nur Eine Hauptstimme ist, in Octaven fortzuschreiten, außer im Anfange oder bei einem Schlusse. Hingegen thut auch eine Reihe aufeinanderfolgender Octaven, wenn eine Melodie dadurch hervorgehoben werden soll, sehr gute Wirkung. Falsche oder verbotene Octaven sind daher im mehrstimmigen Tonsatze Fortschreitungen zweier Stimmen in gerader Bewegung durch Octaven, welche durch ihre Leerheit das Ohr beleidigen. Warum in einem mehrstimmigen Satze solche Octavgänge verboten sind, läßt sich daraus genügend erklären, weil, sobald zwei Stimmen in Octaven fortschreiten, keine Verschiedenheit dieser Stimmen mehr vorhanden ist, und z. B. der vierstimmige Satz zu einem dreistimmigen werden würde. Es gibt daher auch sogenannte verdeckte Octaven, d. i. solche, die nur dann erst zum Vorscheine kommen, wenn der Intervallraum zweier, in gerader Bewegung in Octaven fortschreitenden Stimmen noch mit unwesentlichen Noten ausgefüllt wird. Von diesen werden in dem zweistimmigen Satze oder in den beiden äußersten Stimmen des drei- und vierstimmigen Satzes nur diejenigen als fehlerfrei angesehen, bei welchen die Oberstimme eine Secunde, die Grundstimme aber eine Quarte oder Quinte steigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen ist nur unter den Mittelstimmen oder unter einer äußersten und einer Mittelstimme erlaubt. Octave heißt auch bei der Orgel dasjenige offene Flötenwerk, welches nur eine oder

zwei Octaven voller steht als das Principal. — Octave, in der katholischen Kirche, der Inbegriff von acht auf einander folgenden Tagen, während welcher gewisse merkwürdige Feste, z. B. die Geburt Jesu, das Oster- und Pfingstfest u. dgl. gefeiert werden, nicht zwar in dem Sinne, als wenn alle diese acht Tage gebotene Feiertage wären, sondern nur insofern, als geistliche Personen gehalten sind, bei der Ablesung der Messe oder Abbetung des göttlichen Officiums darauf Rücksicht zu nehmen.

Octavia, eine durch ihre Schönheit und edeln Charakter berühmte Römerin, Tochter des C. Octavius und der Attia, und Schwester des Kaisers Augustus. Sie war zuerst die Gemahlin des M. Marcellus und heirathete nach dessen Tode den Triumvir M. Antonius (s. d.), um dadurch die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befestigen. Aber Antonius, bezaubert von den buhlerischen Künsten einer Kleopatra (s. d.), fand keinen Reiz an der sittsamen Schönheit seiner Gemahlin. Ihrem Gatten nach den Morgenländern folgend, wo lebte sie den Winter (39 v. Chr.) mit ihm zu Athen, ohne an den üppigen Vergnügungen, denen dieser sich überließ, theilzunehmen. Sie suchte die Mißverständnisse, welche zwischen dem Antonius und Octavius bisweilen entstanden, durch ihre unwiderstehlichen Bitten glücklich zu beseitigen. Nachdem sie ihren Gemahl, der in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, bis Korcyra begleitet, kehrte sie auf seinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Antonius's unbesonnene Handlungen weckten den alten Groll des Octavian aufs Neue, und um einen scheinbaren Vorwand zum Bruche mit ihm zu haben, befahl er seiner Schwester, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, weil er gewiß glaubte, daß dieser sie zurückweisen würde. Diese Vermuthung traf auch richtig ein. Antonius vergnügte sich mit Kleopatra zu Leukopolis, als Briefe der Octavia aus Athen ihm meldeten, daß sie bald mit Geschenken und Truppen bei ihm seyn werde. Dieser Besuch war aber der Kleopatra so unwillkommen, daß sie nicht eher mit Bitten abließ, bis Antonius seiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr schickte. Sie noch einmal besänftigte die edle Frau den Unwillen ihres Bruders. Er bewies Beiden gleiche Zärtlichkeit. Dieses hochherzige Betragen der Octavia gegen den unwürdigen Antonius machte denselben bei den Römern sehr verhaßt. Endlich verstieß sie ihr Gemahl. Sie ertrug diese Unbill ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohns, Antillus, der bei dem Vater war, mit sich. Bald war sie Zeugin des ausbrechenden Bürgerkriegs. Sie starb 12 v. Chr., von ihrem Bruder und den Römern aufs Schmerzlichste betrauert.

Octavius (oder Octavianus), s. Augustus.

Octroi oder Octroy, ein altes franz. Wort aus der Kanzleisprache, eine Bewilligung, Verstattung einer Freiheit von Seiten der Regierung; es wird besonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewissen Person oder Gesellschaft ertheilt werden. Daher heißen Octroirte Handelscompagnien solche, denen das ausschließende Recht, einen Handel zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden ist, wie z. B. die ostindische Compagnie in England u. a. Im ähnlichen Sinne spricht man von Octroirten Verfassungen, im Gegensatz derjenigen, die nicht wie diese einseitig von dem Fürsten gegeben wurden, sondern auf Vertrag zwischen ihm und den Volksvertretern beruhen. In Frankreich heißt Octroi eine an den Thoren einiger Städte von Lebensmitteln

jaffende Abgabe. **Rheinschifffahrts-Octroi**, die über das Rheinzollwesen 1804 geschlossene Uebereinkunft. Vgl. **Rheinschifffahrt**.

Ocularglas, in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt ist.

Oculiren (Aeugeln) heißt, von einem guten Zweige ein Auge ausjeben und dasselbe in einen wilden Zweig zwischen Holz und Rinde einschieben. Es können dadurch die erstjährigen Kernstämme veredelt werden, und die leichte Wunde, die man den Stämmchen dadurch beibringt, verwächst schon im ersten Jahre. Man oculirt in das treibende Auge oder in das schlafende Auge; eine Bemerkung, die von der Zeit herrührt, in welcher diese Verrichtung vorgenommen wird. Das Oculiren in das treibende Auge geschieht sowohl im Frühjahre, wenn die Bäume im ersten Safte stehen und das Auge die meiste Nahrung bekommen kann, als um Johanni. Ersteres ist vortheilhafter als Letzteres, weil man dabei den Vortheil hat, das Oculiren noch einmal wiederholen zu können, wenn das erste nicht gerathen ist. Es heißt darum Oculiren ins treibende Auge, weil das eingesetzte Auge noch in demselben Sommer zu treiben anfängt. Das Oculiren in das schlafende Auge geschieht von der Hälfte des Jun. bis Ende Augusts, so lange sich die Rinde noch von den Stämmen löset, und es wird darum so genannt, weil das Auge in diesem Jahre nicht mehr treibt, sondern den ganzen Winter gleichsam schläft und erst im kommenden Frühjahre zu treiben anfängt. Hierzu gehört auch noch das Oculiren im Winter, welches von der Mitte des Novembers an den ganzen Winter hindurch geschehen kann. Eine Hauptsache bei dem Oculiren im Frühjahre oder Sommer ist es immer, daß man die Zeit beachtet, da sich die Rinde gut vom Holze ablöset. Daher soll man dieses, ehe man zu oculiren anfängt, allemal am Wildlinge zuvor probiren, weil man im Frühjahre leicht damit zu früh, im Sommer hingegen zu spät kommen kann. Zum Oculiren in das treibende Auge werden die Augen von Schlossen genommen, die im vorigen Sommer getrieben sind, und zum Oculiren ins schlafende Auge die diesjährigen Sommerschossen. Man oculirt junge 2—3jährige Stämmchen in den Schaft, etwa 6—8 Zoll über der Erde und ältere Bäume in die Aeste. Man wählt dazu sowohl am Stamme als Aste die glattesten Stellen, und zwar beim schlafenden Auge die Stelle nach Morgen, damit zur Zeit des Oculirens die Mittagssonne nicht so heftig auf das eingesetzte Auge wirke, und beim treibenden Auge die Mittagsseite, weil hier im Frühjahre der Saft am flüssigsten ist.

Oczakow, ein kleiner Ort, in einer meist holzlosen Steppe, von ungefähr 1050 Einw., im Gouvernement Cherson des europ. Rußland, auf einer Landspitze an der Mündung des Dnepr ins schwarze Meer, sonst eine sehr starke Festung mit einer Citadelle und hohen Erdwällen umgeben. 1737 wurden sie von den Russen unter Münnich erstürmt, später an die Türken wieder zurückgegeben, am 17. Dec. 1788 abermals von den Russen unter Potemkin erobert und bis auf die Citadelle ganz geschleift. Im Frieden 1791 wurde die Stadt und Landschaft von den Türken an die Russen abgetreten. Auf der hiesigen Rhede laden die größern Handelsschiffe aus, um die Waaren auf kleinern Fahrzeugen weiter zu schaffen, nach Cherson u. a. Orten. In der Nähe bei dem Dorfe Darutine an der Bugmündung liegen die Trümmer der Stadt Olibia, einer ehemaligen milesischen Colonie, wo viele Kunstschätze, besonders alte Münzen, ausgegraben werden.

Odaliken, Name der Weiber des Großsultans, welche wed durch die Geburt eines Sohnes zu der Auszeichnung einer Asseki, und durch größere Begünstigung zum Range einer Sultanin gelangt, sin und, dem Herrn des Harems zum ausschließlichen Genusse bestimmt, b wacht von den innern und äußern Gartenwachen, den Vorstandsch Verschnittenen, rasch wie die Blumen der Gärten von Konstantino verwelken. Durch die Vergleichung morgenländischer Dichter mit Ro und Hyacinthen, mit Rosen und Cypressen, sind diese unglücklichen S binnen den Europäern mehr angepriesen, als ihre Schönheit verd Noch ist das große oder Winter-Harem von keinem europäischen Re den beschrieben. Es ist das unzugängliche Heiligthum der großherrl Lust. Das kleine, oder das Frühlings- oder Herbstharem sind von Po queville und Clarke theilweise, in seiner vollen Ausdehnung von J. Hammer beschrieben. Tavernier konnte bloß nach dem Hörensagen v dem Aufenthalte dieser schönen Gefangenen eine Beschreibung geb selbst Lady Montague sicher nur auf der Meerseite in den Harem gel ward, oder wenn sie wirklich das Innere betrat, wohl nur den Ä einer an einen Großen vermählten Sultanin berührte. Aerzte ha bis jetzt bei außerordentlichen Gelegenheiten unter allen Europäern die innern Kammern gesehen. Franz. und ital. Dichter haben den N men Odaliske nach ihrer Weise dem Reim zu Gefallen geändert u die Vorstellung von ihrem alle Sinne befangenden Zauber in Anre gebracht. So ists gekommen, daß man diese von der Welt gesonder Sklavinnen als Gegenstände des höchsten Reizes dargestellt hat, da ihn doch im besten Falle nur bevorsteht, nach dem Antritt eines neuen Su tans als ausgediente Günstlinginnen nach Eski Serai, dem alten Ser zu wandern und in demselben, von Verschnittenen bewacht, die alte Je lebenslang zu beweinen. Girodet's berühmtes Gemälde, Odalisque drückt die Mischung von Empfindung aus, die ein noch unschuldig orientalisches Weib erfüllt, wenn es vor Dem erscheint, der Alles wag darf. (Lithographirt von Aubryle Comte, Paris 1823.) Das Wo kommt her von Oda, der Zimmerabtheilung im Serail, welche die fürstl. Maitressen bewohnen.

Ode (v. gr., Aesth.), eigentlich Lied, Gesang, weil ursprünglich u der poetische Ausdruck von Empfindungen angenehmer Art war, der si immer mit Gesang zu verbinden pflegte, bis sie gebraucht wurde, di Art der Empfindungen, die den Dichter begeisterten, zu schildern; da höchste Werk der lyrischen Begeisterung, der höchste lyrische Ausdru einer bestimmten Empfindung, in dem Zustande der Begeisterung, da d Dichter, seiner Endlichkeit vergessend, sich zu dem Idealischen und U endlichen zu erheben sucht. Dieser Zustand erzeugt jene großen, erhab nen Vorstellungen und Gefühle, die sich in dem kühnsten, kräftigsten u bilderreichsten Ausdruck (als lyrischer Schwung) darstellen. Denn da Streben eines unendlichen Wesens nach dem Ideale, das ihm in gra zenloser Ferne vorschwebt, setzt alle geistige Kräfte in ein harmonisch Spiel. Da nun der Dichter bei der Stärke seines Gefühls nicht a einen regelrechten, systematischen Ideengang denken kann, so entst daraus ein scheinbarer Mangel an Verknüpfung der Gedanken, den m nicht treffend mit dem Namen: Lyrische Ordnung, zu belegen pfleg denn die Einheit der Empfindungen, als ein nothwendiges Erforder der Ode, darf auch bei dem kühnsten Schwung der Phantasie nic

eurigsten Begeisterung nicht fehlen. Das Bedürfniß dieser Einheit wird chon in der Form durch die Strophenabtheilung angedeutet, die, sich mmer wiederholend, den Kreislauf der Empfindungen im Bilde darstellt nd sich in ihrer Ganzheit zu einem innig verflochtenen Kranze abrun- et. Dagegen erlaubt die Ode manche kurze Abschweifungen und Episo- en, sobald sie nur mit der herrschenden Empfindung verträglich sind. – Obgleich nun die Ode überall die höhere geistige Bildung eines Volks nd eine Masse verbreiteter Ideen voraussetzt, so möchten wir doch kei- eswegs die Anspielung auf Kenntnisse, deren Inbegriff Gelehrsamkeit eißt, zu den Vorzügen der Ode rechnen, weil dadurch die poetische Selbständigkeit des Gedichts unfehlbar leidet. Man hat die Ode nach en verschiedenen Gegenständen derselben verschieden eingetheilt. Der öchste Gegenstand ist die Gottheit, und was als Bild derselben ange- hen, oder mit religiöser Erhebung gefeiert wird. Die höchste Gattung er Ode in dieser Beziehung ist die der religiösen Ode oder des Hym- us, sofern er nicht episch ist. Hierher gehören viele hebr. Psalmen voll röße und Erhabenheit, das sogenante Lied Mosis und der Debora (s. ymnus); unter den griechischen einige Oden des Pindar, der Hymnus es Kleanthes und viele Chöre in den griech. Dramen; einige Oden des oraz, z. B. das bekannte „Carmen seculare", obgleich es mehr Politur ls Schwung hat. Hierher gehören ferner viele christlichen Kirchenhym- en, z. B. des Prudentius, und viele altdeutsche Lobgesänge; unter den anzösischen zeichnet man in dieser Hinsicht einige Gedichte J. B. Rous- au's wegen der edeln, würdigen und großen Gesinnungen aus, die er einen prächtigen und feierlichen Vers kleidete; unter den Engländern ymnen des Gray, Akenside, Thomson, Cowley und Prior; unter den eutschen vorzüglich Hymnen von Klopstock (z. B. dem Erlöser, dem nendlichen). Nur ist in Hinsicht des Letztern Jean Pauls Bemerkung ir wahr: „Sogar in der Lyrik wirkt es entkräftend, wenn z. B. Klop- ck zum Besingen Gottes durch die Erklärung Anstalten macht, daß er s Besingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beschrei- es wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beschreibers gehoben, aber cht sonderlich der Gegenstand, Gott; auch findet man ungern in der ähe des Allerhöchsten so viel Reflexion und Blick auf sein Beschreiben". rner gehören hierher unter den frühern Gedichten viele von Cramer, enis, Kretschmann, Uz; unter den spätern aber vorzüglich Gedichte und der von Herder, Lavater, Maler Müller, Stolberg u. A. Die Hymne ließt sich durch die Dithyrambe (s. d.), welche das höchste sinnliche en zum Gegenstande hat, an die weltliche Ode an. Zunächst der mne steht die heroische Ode, welche die höhere Menschheit, die Heroen r Göttersöhne und Fürsten, das Heldenleben, den Kriegsruhm, die istesgröße ꝛc. besingt. Hierher gehören die meisten von Pindar's Oden d einige des Horaz; hierher die Bardengesänge und Kriegslieder; viele en der Engländer, z. B. Dryden's, Pope's, und der genannten deut- en Dichter nebst Gleim, Ramler, Schiller und Göthe. Des Letztern rometheus" gibt ein Beispiel einer, im Charakter einer bestimmten rson gedichteten Ode. Hieran schließt sich die sogenannte didaktische e, von welcher die sogenannte philosophische und satyrische Ode Un- abtheilungen sind. Didaktisch nennt man die Ode, sofern sie zum genstande große, das Gemüth begeisternde Wahrheiten, oder die Ideale Kunst und des Lebens hat, deren Begeisterung der Dichter kräftig,

aber nicht in abstracto ausspricht, und zwar entweder ohne Beziehung auf seine Zeitgenossen (dann nennen wir sie philosophische Ode) und ohne im eigentlichen Sinne lehren zu wollen, oder mit strafendem und züchtigendem Ernste auf seine Zeitgenossen blickend (satyrische Ode), wie z. B. Horaz im tiefer erregten Gefühle Flammenworte ausspricht, wenn die Entartung der Zeit ihn schmerzlich anregt. Hier aber geht die Ode, indem sie lehrendes und ermahnendes Gedicht wird, leicht in kalte Reflexion und trockenes Moralisiren über, wodurch ihr Charakter und die poetische Selbständigkeit verloren geht. Endlich gibt es noch eine Bestimmung der Ode, in welcher bedeutende Gegenstände und Ereignisse der Natur und der Geschichte, wichtige Zeitbegebenheiten (daher politische Oden) und Ereignisse aus dem Leben des Individuums in ihrer mächtigen Einwirkung auf das Gefühl dargestellt werden. Hierher gehört z. B. Klopstock's Ode auf den Zürchersee („Die Frühlingsfeier", „Die Sternstirne" u. a. aber sind mehr Hymnen oder religiöse Oden); viele Oden Stolberg's auf die gegenwärtige Zeit (andere sind heroische Oden); endlich Klopstock's „Genesung" ꝛc. Von den zuletzt angegebenen Gegenständen aus verliert sich die Ode in die weite Fläche des Gelegenheitsdichts. „Soll die Ode", sagt Bouterwek treffend, „als Gelegenheitsgedicht ausgeführt werden, so muß der zufällige Stoff, wie z. B. in Pindar's Preisgesängen, in die höhere und universelle Dichtung hinübergezogen werden", ja wir möchten hinzusetzen, die Veranlassung eine poetische Anregung enthalten. Gewöhnlich aber stimmt sich der Gelegenheitsdichter erst für seinen Gegenstand, und verstimmt dadurch den Leser für denselben. „Lyrische Werke", fährt Bouterwek fort, „die in Oden eine Person oder ein gewisses Factum besingen, wie z. B. Cramer's Ode an Luther, und so manche andre Schein-Ode auf Den und auf Die sind nur Lobreden und Gelegenheitsreden in poetischen Formen. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht so arm an Oden, die diesen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Besingen einzelner Personen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte". Uebrigens sind die beiden letztern Gattungen der Ode von den Neuern vorzüglich ausgebildet worden, deren Hauptgebrechen der Uebergang in den eigentlichen Lehrton und das Hinneigen zum Schwermüthigen, fälschlich sogen. Elegischen sind. Selbst Horaz verfällt oft in den Reflexionston.

Oder (Viadrus, aus dem slawischen Vjodr), einer der Hauptflüsse Deutschlands und der eigentliche Hauptfluß des preuß. Staates, für dessen Verkehr und Handel sie von der äußersten Wichtigkeit ist, da sie überdieß durch die Warthe, Netze, den bromberger Canal und die Brahe mit der Weichsel, durch den Friedrich-Wilhelmscanal mit der Spree und durch den Finowcanal mit der Havel in schiffbarer Verbindung steht und 27 preuß. Städte, darunter drei der wichtigsten Handelsstädte der Monarchie, Breslau, Frankfurt und Stettin, an derselben liegen. Sie entspringt zwar auf dem östreich. Gebiet, nämlich im mährischen Kreise Prerau, zwischen den Dörfern Haslicht und Kosel, 3 Meilen östlich von Olmütz, auf dem die Sudeten und Karpathen verbindenden Höhenzuge, geht aber bald, nachdem sie auf einer kurzen Strecke die Grenze zwischen dem östreich. und preuß. Schlesien gemacht hat, unterhalb Oderberg ganz in den preuß. Staat über, den sie in seiner größten Breite, nämlich in den Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern, über 100 Meilen lang durchfließt, und gehört mit ihrem ganz schiffbaren Laufe allein dem

Staake an; dessu kaum 100 Fuß breit und unschiffbar verläßt sie das streich. Gebiet und wird erst auf preuß. Boden, bei der Stadt Ratibor ir kleinere und bei Oppeln, wo sie fast 300 Fuß breit ist, für größere Kähne fahrbar, und bei Breslau, von wo sie eine Breite von 500 bis 00 Fuß enthält, trägt sie Fahrzeuge, die bis 900 und 1000 Ctr. laden. Ihre Breite wächst inzwischen von 100, und bis nach Stettin hin bis uf 800 Fuß an. Mit der Havel ist sie durch den Finow- (im Regie- ungsbezirk Potsdam) und mit der Spree durch den Friedrich-Wilhelms- der Müllrosercanal (einige Meilen unterhalb Frankfurt a. d. O.) ver- nigt; ein dritter Canal führt den Namen der neuen Oder; er ist von 746—53 gegraben und führt zur Abkürzung der Oderfahrt und Urbar- achung eines Oderbruches an diesem Strome, bei Güstebiese, einem Dorfe mehre Meilen oberhalb Küstrin, in ziemlich gerader Richtung bis ach dem noch einige Meilen weiter oberhalb Küstrin belegenen Dorfe ohensaaten, wo er sich wieder mit der alten Oder vereinigt, die ihren auf über Wriezen und nahe bei dem wenig von dem letzterm Orte ntfernten bekannten Badeorte Freienwalde weg nimmt. Dieser neue anal ist gegenwärtig der Hauptstrom, und die eigentliche (alte) Oder rsandet mit jedem Jahre mehr, sodaß sie in der dürren Jahreszeit fast nzlich austrocknet und nur im nassen Frühjahre und Herbste schiffbar . Bei Küstrin fängt das eigentlich sogenannte Oderbruch, welches in es obere, mittlere und niedere getheilt wird, und wegen seines üppi- n Wiesenwuchses und seiner reichen Viehzucht bekannt ist, an. Aus esem gehen, zur Abführung der Binnenwasser, mehre Canäle, theils nmittelbar, theils mittelbar durch den wriezener Landgraben, in den trom. In Absicht auf Ueberschwemmungen ist aber die Oder diesen iedrigungen überaus gefährlich, und ihr reißender Strom hat die An- gung kostbarer Deiche und Dämme nothwendig gemacht, die unter Auf- ht eines Deichdirectoriums stehen, welches seinen Sitz zu Frankfurt t. Die Deichbrüche sind jetzt zwar seltener als sonst, können aber egen des vielen Sandes, den der Strom mit sich führt, sehr nachthei- g werden. Hinsicht der Fischerei ist die Oder bedeutender als die Elbe; amentlich ist der stettiner Fischmarkt aus diesem Strome immer bis m größten Ueberflusse versehen. — Die Nebenflüsse der Oder, welche e commercielle Wichtigkeit des Hauptstromes bestimmen, sind links: die ährische Oppa, die schlesische Neiße, die Ohlau, welche bei Breslau smündet, die auf dem Riesengebirge entspringende Weistritz, die atzbach, der Bober (Mündung unfern Krossen) und die lausitzer Neiße; chts: die polnische Bratsch, die in der Woiwodschaft Augustow ent- ringende und bei Küstrin ausmündende Warta (welche ihrerseits ieder die schiffbare Netze aufnimmt, die durch den bromberger Canal nd die Brahe mit der Weichsel verbunden ist); und die Ihna (bei Star- rd in Hinterpommern). Unter diesen Nebenflüssen sind in Bezug auf e Schiffbarkeit namentlich die Warta und lausitzer Neiße zu bemerken, elche die Handelsverbindungen des Hauptstromes unendlich erweitern. – Der Oder- oder stettiner Hafen, woselbst alle Schiffe, die über 50 ast führen, einlaufen und ihre Waaren wegen der Seichtigkeit des ahrwassers auf kleinern Fahrzeugen (Leichterschiffen) nach Stettin, dem Speditionspunkte, fast 10 Meilen weit senden, befindet sich bei Swine- ünde, einem Städtchen auf der Insel Usedom (Regierungsbezirk Stet- n), in dem mittelsten der drei oben genannten Ausflüsse des frischen

theilig, daß viele ihre Eigenthum verlassen, um in der Stadt für Tagelohn zu arbeiten. Odessa hat starke Festungswerke, aus einer Citadelle mit mehren Außenwerken und einer Redoute bestehend, die den durch Dämme gebildeten Hafen beschützen, welcher 300 Schiffe aufnehmen kann. An einem Ende des Hafens, der Veste gegenüber, liegt das Lazareth, und auf einer hervorspringenden Spitze an der Südseite der Bai erhebt sich ein Leuchtthurm. Die Rhede ist sehr geräumig und der Ankergrund im Sommer sicher, da sie gegen Wind, den SO. ausgenommen, geschützt ist. Odessa hat eine Bank für ausländ. Münzen, eine Börse, einen Basar (Marktplatz), ein Handelsgericht, 520 Magazine ꝛc., auch eine Buchhandlung. Der einheimische Erwerbfleiß ist noch im Werden; doch gibt es Fabriken in Wolle, Seide, Taback, Lichtern, Seife; bedeutende Brauereien und Branntweinbrennereien, 7 Schmiedewerkstätten, Schiffswerfte u. s. w. Es fehlt jedoch noch an Handwerkern, und überhaupt ist der technische Kunstfleiß, des beschränkten Kaufmannsgeistes wegen, noch weit zurück. Der Hauptverkehr von Odessa ist der Handel. 1817 ward es auf 30 J. zum Freihafen erklärt, in dem ausländ. Waaren frei und ohne Abgaben zu bezahlen, ankommen dürfen; nur die Einfuhr russ. Waaren ist auf einige beschränkt. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist ukrainisches Korn. Die Handelshäuser machen ihre Unternehmungen entweder auf eigne Rechnung oder in Commission. Der Weizen geht nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England ausgeführt. Triest, Livorno, Marseille, Barcelona und London sind die vornehmsten Plätze, mit welchen Odessa in unmittelbarer Verbindung steht. Die übrigen aus der Ukraine bezogenen Gegenstände der Ausfuhr sind Flachs, etwas Bauholz und seit einigen Jahren Talg und Rindshäute, die nach England versandt werden, indem man die Häute zusammenheftet und mit Talg ausgießt. Haupteinfuhrgegenstände sind Colonialwaaren und Fabrikate aller Art, franz. und engl. Luxuswaaren. Von deutschen Handelsplätzen ist Wien der einzige, mit welchem Odessa unmittelbar Wechselgeschäfte macht; der Expeditionsplatz zwischen Deutschland und Odessa ist Brody in Galizien, wohin alle Briefe zur weitern Beförderung gehen. Der Handel beschäftigt theils Ausländer, besonders Briten, Franzosen und Italiener (die reichere Classe des Handelsstandes bildend, die aber meist mit auswärtigen Häusern in Verbindung), theils Armenier und Juden. Jährlich kommen gegen 800 Schiffe an, wovon die Hälfte aus russ. und beinahe ein Drittheil aus brit. besteht. Die Einfuhr beträgt im Durchschnitt 10½ Mill. Rubel, 14 Mill. die Ausfuhr. Die Staffettenpost nach dem 1876 Werste entfernten Petersburg macht den Weg in 9 Tagen.

Odeurs, Parfums. In medicinischer Hinsicht läßt sich gegen diesen Luxus, der kaum einen reellen Nutzen zu gewähren im Stande ist, mancherlei einwenden. Es kann nur nachtheilig seyn, wenn einer unserer Sinne fortwährend in einem und demselben Genusse so schwelgt, daß er sich nothwendig gegen diesen Genuß abstumpfen muß; er ist schon dieser Abstumpfung schon krankhaft zu nennen und trägt diesen unnatürlichen Zustand auf Gehirn und Nerven über. Dann wird auch der Sinn des Geruchs dadurch völlig für seine Bestimmung unbrauchbar, und wer wollte sich gern eines Sinnes freiwillig berauben? Die Nase aber, die fortwährend von einem wohlriechenden Duft umgeben ist, der sie überall begleitet, befindet sich in demselben Falle wie

Auge, dem fortwährend ein rothes Glas vorgehalten wird. Es ist aber der Sinn des Geruchs wohl vorzüglich deßhalb uns gegeben, daß wir es durch ihn gewahren sollen, ob die uns umgebende Luft rein und athembar sey oder nicht; der Parfumirte wird davon nur dann etwas gewahr, wenn die Luft, die er athmen soll, so stark verunreinigt ist, daß sie selbst die Gewalt des Parfums überwältigt. Nächstdem kann der Parfum bei reizbaren Personen selbst Andrang des Bluts nach dem Kopfe, Kopfschmerzen, übermäßig erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems u. dgl. hervorbringen. Außer diesen Nachtheilen für den Parfumirten selbst, kann derselbe oft andern Personen, denen er naht, höchst lästig werden; bekannt ist die Abneigung hysterischer Frauen gegen alles Wohlriechende, namentlich gegen Moschus, Zibeth, Ambra, Nelkenöl, Lavendel und ähnliche Dinge; es sind diese Gerüche oft im Stande, in ihnen den hysterischen Anfall hervorzurufen oder wenigstens ihre krankhafte Empfindlichkeit bis zur peinlichsten Beklemmung zu steigern. Uebrigens gilt es als unumstößlicher Grundsatz: nichts Wohlriechendes kann die Luft wahrhaft verbessern, sondern es versteckt bloß ihre schlechten Eigenschaften und verdirbt dieselbe noch mehr. (Vgl. Rosenöl.)

Odeum, Odeon, in Griechenland und in Rom rundes, inwendig mit Säulen geziertes Gebäude, in dem vornehmlich poetische und musikalische Wettstreite angestellt, doch auch Volksversammlungen, Gericht und Theaterproben gehalten wurden. Die Form des Odeons war ganz der Gestalt eines Theaters gleich, nur von kleinerem Umfange und überdacht. Die Sitze für die Zuhörer waren nach einem halben Zirkel angelegt und erhoben sich stufenweis über einander; der Platz, wo die Dichter und Tonkünstler sich hören ließen, war unstreitig ein erhabener Ort, gleich dem Proscenium des Theaters, anstatt der hier unnöthigen Scena aber war dieser Ort wahrscheinlich mit einer Mauer umgeben, hinter der ein Zimmer für die aufzutretenden Künstler sich befand. Die Odeen sind eine Erfindung der Athenäer; das erste war das von Perikles erbaute, innerhalb der Ringmauer, an der südöstlichen Seite der Akropolis, zwischen dem Bacchustheater und der Straße der Tripoden, im Ende derselben, liegende, mit spitz laufendem Dach, wodurch die Athenäer an das so laufende Zelt des persischen Königs erinnert werden sollten. Dieses Odeum wurde, als Sulla Athen eroberte, von einem Athenäer, Aristion, angezündet, um den Römern den Weg nach der Akropolis zu erschweren, und blieb in Ruinen liegen, bis es Ariobarzanes II. durch Cajus, L. Statilius und Menalippus, neu sich erheben ließ. Berühmt waren besonders noch die Odeen zu Korinth und zu Patra. Außer jenem hatte Athen noch 2 Odeen, eins an der Stätte des frühern Pnyx; von einem zweiten, von Herodes Atticus angelegten, haben sich Ueberbleibsel erhalten, die Stuart im 2. Theile der athenischen Alterthümer abbildete, aber fälschlich für Ruinen eines Bacchustempels hielt. Rom erhielt erst unter den Kaisern Odeen. Das eine ließ Domitian, das andre Trajan aufführen. Auch außer Rom erbauten die Römer Odeen, namentlich zu Catanea auf Sicilien, wovon noch Ueberbleibsel vorhanden sind. Das Odeum zu Pompeji ist noch am meisten erhalten. — In neuerer Zeit Gebäude oder Säle, welche zu wissenschaftlichen und musikalischen Unterhaltungen bestimmt sind, so in München ein Gebäude mit großen, zu Concerten und andern Festen bestimmten Sälen, ferner ein Theater in Paris u. s. w.

Odin, s. Nordische Mythologie.

Odipus, Sohn des thracischen Königs Laïos und der Jokaste. Da Orakel warnte Laïos vor Umarmung seiner Gemahlin, weil das daraus entspringende Kind des Vaters Mörder werden würde. Er beachtete das nicht, und seine Gattin gebar ihm einen Sohn. Mit durchbohrten Fersen ließ er denselben im Gebiet Kithäron aussetzen. Der damit beauftragte Sklav übergab jedoch den Knaben einem Hirten des korinthischen Königs Polybos, und dieser brachte es dem Könige, dessen kinderlose Gemahlin Merope (n. And. Periboa) ihn aufnahm und von seinen angeschwollenen Füßen Odipus, Schwellfuß, nannte. Als Jüngling wurde ihm die Unbekanntschaft seiner Geburt zum Vorwurfe gemacht. Aus Schmerz darüber befragte er das delphische Orakel, welches ihm antwortete: „vermeide die Fluren der Heimath, sonst wirst du deines Vaters Mörder und deiner Mutter Gemahl werden". Er vermied, und da fortgehend, Korinth, welches er für sein Vaterland hielt, und ging nach Theben zu. In einem Engpaß in Phokis begegnete ihm Laïos, dessen Wagenlenker ihm auszuweichen gebot. Er that das aber nicht; hierauf entstand Kampf, und Odipus tödtete den Wagenlenker und auch Laïos seinen Vater, der eben nach Delphi reisen wollte, um nach dem verlornen Sohne zu fragen. Nichts wissend von dem, was er begangen, setzte Odipus seinen Weg nach Theben fort. Im Gebiet von Theben wüthete eben das Ungeheuer Sphinx (s. d.), halb Jungfrau, halb Löwe, welches Here dem wegen des Dionysos Geburt ihr verhaßten Lande zusendet hatte. Dieses Geschöpf sang ein Räthsel und tödtete Jeden, der es nicht zu lösen vermochte. Dem Retter des Landes von dem Ungeheuer, ward von den Thebäern der entledigte Thron und die Hand der Königin zugesagt. Odipus hörte das, eilte herbei, löste das Räthsel, befreite die Stadt, erhielt den Preis und erfüllte auf diese Weise das Orakel. Eine Pest über Theben war aber die Folge dieser unnatürlichen Verbindung. Das Orakel verhieß nur Befreiung, wenn Der entfernt seyn werde, der den Fluch über das Land gebracht. Odipus begierig, diesen zu entdecken, erfuhr vom Seher Teiresias das Geheimniß seines Schicksals. Jokaste erhing sich, und Odipus stach sich die Augen aus, um sein Elend nicht länger zu sehen. Nachdem er sich freiwillig einer ewigen Nacht geweiht, verlangte er von den Thebäern, daß sie ihn verstießen. Später that man das wirklich, und zwar auf Mitwirkung seiner herrschgierigen Söhne, Eteokles und Polyneikes. Odipus verfluchte diese, daß sie gethan, was sie nicht sollten; allein seine beiden Töchter, Antigone und Ismene, leiteten den geliebten Vater nach Kolonos in Attika und pflegten allda seiner unter des Theseus Schutz. Das delphische Orakel hatte inzwischen verkündet, daß das Land glücklich blühen werde, das unbekannt sein Gebein verbergen werde. Jene wollten ihn seine Söhne wieder nach Theben zurückbringen. Allein er widerstand. Bald darauf suchte Odipus, den Tod ahnend, an Theseus Hand sein Grab und fand es im Haine der Eumeniden, den ungeweihten kein sterblicher Fuß betreten darf. Er starb ohne Schmerz, ohne Krankheit, ohne Seufzer. So die gewöhnliche Sage; Andere anders. Die Geschichte des Odipus ist als ein wahrhaft tragischer Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Odipus des Aeschylus und der des Euripides sind verloren gegangen; vom Sophokles dagegen haben sich 2 Stücke erhalten, welche die Fabel des Odipus behandeln:

„Oedipus der König" und „Oedipus in Kolonos". Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Ödmann (Samuel), ein berühmter schwed. Gelehrter, geb. 1750 zu Werio in Smaland, ward bei seinem Großvater, Pfarrer zu Wieslanda, erzogen, in dessen Hause ein wahrhaft idyllisches Leben herrschte. 1768 ging er, um Philosophie und Theologie zu studiren, nach Upsala, dabei machte er sich unter Linné mit Botanik und Zoologie bekannt. 1776 ward er Schulmeister im Dorfe Wermdö in der Nähe von Stockholm. Während der 16 J., die er in dieser Zurückgezogenheit dem Lehrerberufe widmete, sammelte er den reichen Schatz seiner Gelehrsamkeit. Besonders zog ihn die vaterländische Ornithologie an. Reisebeschreibungen waren seine Lieblingsbeschäftigung, und er übersetzte deren viele auf eine geistvolle Weise, lieferte auch mehre naturhistor. Originalaufsätze. Mit diesen Forschungen verband er das Studium der biblischen Geographie und Ethnologie und der Exegese. Seine Schrift über biblische Naturgeschichte machte ihn auch im Auslande vortheilhaft bekannt. Um diese Zeit traf ihn indeß ein Schicksal, das ihn bewog, seine ganze Lebensordnung zu verändern. Ein bösartiges Wechselfieber, das ihn 1788 befiel, war so hartnäckig, daß es zurückkehrte, so oft er sich nach langer Einsperrung aus seinem Zimmer wieder in die frische Luft wagte. Dieß veranlaßte ihn, sich noch mehr einzuschließen, und er ward endlich so empfindlich gegen Luft und Kälte, daß keine Witterung ihm warm genug war. Er verließ nun sein Zimmer gar nicht mehr und endlich selbst nicht sein Bett, wo er jedoch bei Tage angekleidet lag. Die Hitze in seinem Zimmer war stets 26°—28° des hunderttheiligen Thermometers. Personen, die ihn besuchten, mußten, bis sie sich erwärmt oder vielmehr erhitzt hatten, in einem entfernten Winkel des Zimmers sich niedersetzen, und angekommene Briefe und Bücher wurden, ehe er sie berührte, auf dem Kamin gewärmt. Er aß nichts als Gerichte von gepacktem Fleisch und genoß nichts als die schwed. Suppe Oelost, aus Milch, Dünnbier und Wasser bestehend. Dabei war er gesund und lebhaften Geistes. 1790 ward er Adjunct der Theologie zu Upsala und Pfarrer zu Altupsala und 1799 ordentl. Hochlehrer. In einem heißen Sommer trug man ihn, in Kissen und Decken eingehüllt, in die Kajüte eines Fahrzeuges, das nach Upsala fortruderte, wo er ausgepackt und in einem Wagen ins Pfarrhaus zu Altupsala gebracht wurde. Am nächsten Sonntage hielt er indeß seine Antrittspredigt in der Dorfkirche, fuhr aber bald darauf nach Upsala und legte sich in sein Bett, das er nicht wieder verließ, bis er zu Grabe getragen wurde (anfangs Oct. 1829). Sein Zimmer war der Sammelplatz der Gelehrten zu Upsala und berühmter Reisenden, der Hörsaal vieler lernbegieriger Jünglinge und zuweilen ein Concertsaal, wo Oratorien aufgeführt wurden, zu welchen er den Text geschrieben hatte. Sein Bett war sein Lehrstuhl und sein Schreibtisch. Oedmann's vorzüglichste Schriften sind sein geographisches Handwörterbuch über das neue Testament, worin er die Früchte seiner reichen Belesenheit sammelte; sein Versuch über die Apokalypse, der beweisen wollte, daß die Prophezeihungen derselben nur auf die Zerstörung Jerusalems durch Titus Bezug hätten; und zerstreute Versuche über die Schriften des Neuen Testaments, ein Werk, das in exegetischer Hinsicht Epoche in Schweden machte. Seit 1792 Mitglied der Bibelcommission, später auch des Ausschusses zur Verbesserung des Gesang-

buchs, des Evangelienbuchs, des Rituals und des Katechismus, gab a 1814 seine Uebersetzung des Matthäus heraus, die zwar durch eine se tene Kenntniß aller exegetischen Hülfsmittel, vielfache Selbstforschung, richtige Auffassung des Sinnes und eine klare gebildete Sprache sich empfahl, aber doch im Ganzen nicht den Eindruck machte, den die alt kirchliche Uebersetzung, ihrer großen Unvollkommenheiten ungeachtet, zurückläßt. Gleiche Vorzüge und gleiche Gebrechen haben seine Kinder lieder und Predigten, sowie die Predigtentwürfe, welche er als Do tor des von ihm gestifteten Seminars herausgab. Bei allem Geist u hellem Verstande besaß er weder Phantasie, noch die Gabe, das Le zu ergreifen. Er hinterließ s. taubstummen Tochter ein ansehnl. Vermögen.

Odysseus oder **Ulysses**, Sohn des Laërtes und der Anticlea, König über die kleinen Inseln Ithaka und Dulichium an der Küste Akarnaniens, die jetzt zu der Republik der ionischen Inseln gehören. Auch wird er Fürst der Kephallener genannt. Die Berichte über ihn fallen in das Gebiet der Sage. Seine Gemahlin war **Penelope** (s. d.), des spartanischen Königs Ikarios einzige Tochter. Ihre Freier mußten um sie einen Wettlauf halten, in welchem Ulysses den Preis davontrug. In den trojanischen Krieg wollte er seines jungen Weibes und zarten Kindes wegen durchaus nicht ziehen, u. weil ihm geweissagt worden war, daß er erst nach 20 J. zurückkehren werde. Da also die Atriden und Palamedes deshalben zu ihm kamen, stellte er sich närrisch; doch Letzterer entdeckte die Verstellung, und Ulysses ward genöthigt, mitzuziehen. Er führte in 12 Schiffen die Ithakenser sowie die Bewohner der dortigen Inseln vor Troja. Homer beschriebt seine Körperbildung nicht ganz ansehnlich, allein er heißt nach ihm viel Ehrwürdiges. Er sprach spät, aber sehr wortreich und voll Feuer. Er war der Listigste und Verschlagenste im ganzen Griechenheere. Daher wird er vom Homer gewöhnlich Polytropos und Minerva seine besondere Schutzgöttin genannt. Ueberall ward er als Kundschafter, Vermittler, Gesandter gebraucht. Schon vor dem Anfang des Krieges war er als Gesandter mit dem Menelaos in Troja. Auch kam er während der Belagerung als Bettler nach Troja, ward von Helena wohl aufgenommen und entdeckte ihr die Absicht der Griechen. Er verschaftete auch auf der Insel Scyros unter den Frauenzimmern des Lykomedes den Achilles aus, ohne den Troja nicht erobert werden konnte. Ferner lockte er der Klytemnestra durch nachgemachte Briefe des Agamemnon die Iphigenia ab. Dann war er Derjenige, der vorzüglich den Untergang des Palamedes beförderte. In den Schlachten vor Troja erwies sich Ulysses ebenso tapfer als verschlagen. Er söhnte den Agamemnon mit dem Achilles aus, und erhielt nach des Letztern Tode durch seine Beredtsamkeit dessen Waffen, weßhalb Ajax sein Feind war. Er half das Palladium aus Troja entwenden und bestieg in der Folge als Befehlshaber das hölzerne Pferd, wodurch die Eroberung Trojas bewirkt wurde. Nachdem diese Stadt eingenommen und erobert worden war, mußte Ulysses durch ein besonderes Schicksal 10 Jahre lang an verschiedenen Küsten herumirren. Ein Sturm trieb ihn zu dem Lande der Lotophagen gegen Libyen; von hier schiffte er nach Sicilien, wo ihm Polyphem (s. d.) 6 seiner Gefährten fraß und von ihm geblendet wurde. Deßhalb zog er sich den Zorn Neptun's zu. Er besuchte hierauf die schwimmende Insel des Aeolus, welcher ihn mit einem Sack günstiger Winde versah. Schon hatte er Ithaka in den Augen, als seine Gefä-

ten den Schlauch eröffneten und damit einen Sturm erregten, der ihn nach den äolischen Inseln zurücktrieb, wo er nun nicht mehr so gütig aufgenommen wurde. Jetzt landete er bei den Lästrygonen, wo er nur durch seine Entschlossenheit sich rettete. Dann kam er zu der Insel Aeëa, wo die Zauberin Circe (s. d.) herrschte, bei welcher er ein Jahr blieb. Nachdem er die Unterwelt bestiegen und hier vom Teiresias sein künftiges Schicksal erfahren hatte, entließ ihn Circe mit den besten Rathschlägen. Glücklich rettete er sich von den Sirenen; aber Scylla entriß ihm sechs seiner Gefährten. Wie ihm vorhergesagt, so erfolgte es: ein Sturm begrub alle seine Gefährten und sein Schiff in die See. Er selbst schwamm an die Insel der Kalypso an, die ihn 7 Jahr lang bei sich behielt. Darauf segelte er nach Phöacien. Er war schon in seiner Nähe, als Neptun ihn erblickend, einen Sturm erweckte und sein Schiff zertrümmerte. Durch Schwimmen erreichte er die Insel Scheria, wo ihn durch Minervens Beistand die schöne Königstochter Nausiäa entdeckte und zu ihrem Vater Alkinous führte, welcher ihn glänzend bewirthete. Von hier aus kam Ulysses, von Minerva in einen Bettler verwandelt, endlich wieder in sein Vaterland, wo er Penelope, die ihm beständig treu geblieben war, und seinen Sohn Telemachos (s. d.) wiederfand. Diejenigen, welche in seiner Abwesenheit sich um die Hand der Penelope beworben und sein Gut verzehrt hatten, tödtete er. Ulysses regierte nun noch viele Jahre seine Länder in Frieden. Ueber seinen Tod herrschen verschiedene Sagen. Nach der gewöhnlichsten ward er in einem Gefechte von seinem mit der Circe erzeugten Sohne durch einen Pfeil tödtlich verwundet. Alle Abenteuer des Ulysses und seiner Reisen hat Homer in der „Odyssee" besungen, anders viele spätere Dichter. Die pseudonyme Schrift (deren Verfasser der alte Lechevalier seyn soll): „Ulysse-Homère, ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée, par Constantin Koliades, Prof. dans l'université ionienne" (Paris 1829, Fol., mit Kpfr. u. Ch.) stellt den Ulyß als Verf. der „Iliade" und „Odyssee" dar!

Oelsner (Karl Ernst), geb. 1764 zu Goldberg in Schlesien, studirte zu Frankfurt a. d. O., und begleitete als Erzieher einen jungen Adeligen, trennte sich aber von seinem Zögling in Wien und begab sich nach Paris, wo er 1789 anlangte. Da hier eben die Revolution begann, so nahm Oelsner's lebhafter Geist an den öffentlichen Verhandlungen vielen Antheil. Er trat mit merkwürdigen und einflußreichen Männern in Verbindung und lieferte Aufsätze in Huber's Zeitschriften und in Archenholz's „Minerva"; in letzterer gab er Briefe über den Feldzug in der Champagne, dem er selbst beiwohnte, indem er Kellermann ins Lager begleitete. Er blieb aber nicht lange dort, sondern begab sich wieder nach Paris. Auf einer Reise in die Schweiz wurde er mit Ebel und andern echten Schweizern oder in der Schweiz ansässigen Deutschen bekannt, denen das Wohl des Vaterlandes sehr am Herzen lag. An diese richtete er die „Briefe aus Paris", die manche interessante Thatsachen aus jener Zeit enthalten und ihres republikanischen Tones halber damals nur in der Schweiz gedruckt werden konnten. Seine genaue Bekanntschaft mit Sièyes veranlaßte ihn, einige Flugschriften über die Tagespolitik zu schreiben, deren Titel in Barbier's „Dictionnaire des anonymes" verzeichnet sind. Als Sièyes Gesandter der Republik zu Berlin war, ward Oelsner auf der Reise nach Schlesien, wo er seine Mutter besuchen wollte, in Verhaft genommen, aber

auf Sieyes Verwendung wieder in Freiheit gesetzt. Man hat ihn sogar in der Folge für einen Kundschafter Napoleons ausgeben wollen, welches um so ungereimter ist, da Oelsner immerwährend zu den Feinden Napoleons gehört hat. Bei seiner Rückkunft nach Paris wurde er Agent der Stadt Frankfurt. Als das Nationalinstitut auf die Beantwortung der Frage über den Einfluß des Mohammedanismus auf die Völker des Mittelalters einen Preis aussetzte, bewarb sich Oelsner um denselben und bekam ihn 1810. Er gab seine Preisschrift in demselben Jahre zu Paris heraus, und von Ebel übersetzt erschien sie u. d. T.: „Mohammed, Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters" (Frankf. a. M. 1810). Nach dieser deutschen Bearbeitung ist 1820 zu Franeker eine holländ. Uebersetzung erschienen. Oelsner soll diese Schrift in der Folge wieder umgearbeitet und in der Handschrift hinterlassen haben. Sie ist die einzige bedeutende unter seinem Namen erschienene Arbeit, doch hat er Vieles anonym oder unter fremden Namen drucken lassen, z. B. „Politische Aphorismen, dem Congreß zu Aachen empfohlen", die Schlottmann (Frankf. a. M. 1818) herausgab; „Die Bundeslade" (2 Hefte, Frankf. a. M. 1817), eine den Angelegenheiten des deutschen Bundes gewidmete Zeitschrift, die er bald wieder aufgab. Auch in St.-Simon's politischen Schriften ist Vieles von ihm. Er bekam 1813 einen halb diplomatischen Charakter von der preuß. Regierung, und als Napoleon 1815 von Elba wieder nach Frankreich kam, begab sich Oelsner, der nicht wieder unter seiner Regierung leben wollte, nach Berlin. Hier stellte man ihn beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an. Oelsner war aber zu sehr an Freiheit und an die pariser Gesellschaft gewöhnt, als daß ihm diese neue Lage hätte lange behagen können. Er gab 1817 seine Stelle wieder auf und kehrte nach Paris zurück, behielt jedoch den diplomatischen Charakter eines preuß. Agenten oder Correspondenten bei. Er starb zu Paris 1828, in derselben Epoche, in welcher sein Landsmann und Freund von Schlabrendorf zu Grabe ging. Pastor Göpp hielt eine Rede an seinem Grabe. Oelsner war ein nervenschwacher und reizbarer Mann, der sich nur mit Mühe Zwang anthun konnte, um seine Gesinnungen zu verbergen, und deßhalb ziemlich zurückgezogen lebte. Politik war sein Element; seit der Revolution aber sprach er sich nicht öffentlich mehr über dieselbe aus. Zschokke's „Prometheus", 1. Theil (Aarau 1832), gibt mehre interessante Mittheilungen von Oelsner über Zeitangelegenheiten und Zeitgenossen.

Ofen oder Buda (slawisch Budjn), Hauptstadt des östreich. Königreichs Ungarn, eine königl. Freistadt in der pesther Gespanschaft, am rechten Ufer der Donau, der Stadt Pesth gegenüber und mit derselben durch eine 1500 Schritte lange Schiffbrücke verbunden. Die Stadt besteht aus der Oberstadt mit einem festen Schlosse auf einem felsigen Berge liegend; der schön gebauten Wasserstadt am Fuße des Berges; aus dem Neustifte mit einer 52 Fuß hohen Dreifaltigkeitssäule, und dem fast nur von Raizen bewohnten Taban, wo ein nichtunirter Bischof residirt. In den übrigen Theilen (worunter noch Landstraße und Christinastadt zu bemerken) sind sowohl Ungarn als Deutsche ansässig. Ofen hat in 2970 Häusern 30.000 Einw. ohne den Hofstaat des Palatinus, den dazu gehörigen Adel, die Beamten, das Militair und die Geistlichen. Es sind hier 4 Hauptkirchen für den kathol. und eine für den griech. Ritus, außerdem einige Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten.

Ausgezeichnete Gebäude sind: das prächtige königliche Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, das Zeughaus, die Stückgießerei, die wichtige Druckerei und Schriftgießerei der pesther Universität mit dem Verlag der Normalschulbücher für ganz Ungarn, und die neue zur pesther Universität gehörige Sternwarte auf dem Blocksberge. Ofen ist der Sitz des Palatinus, der königl. Statthalterei, eines Generalcommandos und andrer Landescollegien. Es hat ein Archigymnasium, eine Hauptnormalschule, Zeichnenschulen, Theater, Bücher- und Gemäldesammlungen, Messerschmieden, Verfertigung von Kupfer- und a. Eisenwaaren, Seidenwebereien, Tabacks-, Leder- und Wagenfabrication. Ein Hauptgeschäft der Einw. aber macht der Weinhandel aus. Auf dem der Stadt gehörigen Weinlande werden jährlich im Durchschnitt 237.000 Eimer rother Wein gewonnen und 173.000 davon ausgeführt. Erwähnung verdient das Marmorfaß, welches Karl von Mayerffy in Ofen in halbrunder Form zusammensetzen ließ; es enthält 3000 Eimer und ist jetzt wohl der größte Weinbehälter in der Welt. In der Raizenstadt sind das Kaiser-, Sprenger-, Raizen-, Bruk- und Bloksbad mit berühmten warmen, salzigen Schwefelquellen, die in Hautkrankheiten, Krämpfen, Lähmungen ꝛc. von guter Wirkung sind. — Ofen fiel 1526, jedoch auf kurze Zeit, in die Hände der Türken, dann aber blieb es 1580—1686 in ihrer Gewalt, wo es die Kaiserlichen, in Verbindung mit bair. und brandenb. Truppen, unter dem Herz. v. Lothringen mit Sturm eroberten, wobei die Stadt geplündert und verbrannt wurde. In dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört und blieb in diesem Zustande, bis Maria Theresia es der neuen Universität einräumte, die 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt und mit trefflichen Anstalten versehen, in der Folge aber nach Pesth verlegt wurde. In dem nahe bei der Stadt liegenden Flecken Altofen sind sehenswerthe Ruinen römischer unterirdischer Schwitzbäder, und eine große Seidenspinnerei.

Ofen, eine Vorrichtung zum Kochen, Braten, Backen, Heizen oder zu hüttenmännischen und and. technischen Operationen. Die erste Erfindung verliert sich in das Alterthum; auf die Erfindung des Heizofens wurde der Mensch in den kältern Himmelsstrichen durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, ist wohl ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man die Zimmer wie die Bäder durch eine unterirdische Kammer, mit Kohlen gefüllt, deren Wärme man in einem Zimmer sammelte, aus welchem sie durch die an den Wänden herumgehenden Canäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte, in die andern Zimmer des Hauses geleitet wurde. Dieses soll schon zu August's Zeiten geschehen seyn, wo man bereits verschlossene Fenster hatte. Zum Heizen der Zimmer nutzte die Oefen erst später die menschliche Erfindsamkeit, besonders im nördl. Deutschland. (Vergl. Heizung und Busch's Werk: „Die beste und wohlfeilste Feurungsart", Frankf. a. M. 1826, nebst Zugabe v. 1828. Letztere bilden den praktischen Theil und machen mit dem erstern Werke ein Ganzes aus.) Die Oefen, welche die Feuerarbeiter gebrauchen, sind geschlossene Räume, in welchen der zu behandelnde Körper der durch Brennmaterialien hervorgebrachten hohen Temperatur ausgesetzt wird. Man unterscheidet Schachtöfen, Flammöfen und Gefäßöfen. In erstern wird der zu behandelnde Körper von dem Brennmaterial unmittelbar umgeben; in den Flammöfen ist er davon getrennt, und Körper in Tiegeln ꝛc. der Wirkung des Brennmaterials ausgesetzt.

Offenbach, die gewerbfleißigste Stadt im Großherzogthum Hessen, Provinz Starkenburg, in der Standesherrschaft des Fürsten von Isenburg-Birstein, Sitz der fürstlich Isenburgischen Landesbehörden, liegt in einer freundlichen Gegend am linken Ufer des Mains, über den eine Schiffbrücke führt, eine Stunde oberhalb Frankfurt. Sie ist offen, sehr wohl gebaut, hat breite Straßen, ein schönes Schloß, die Residenz des Fürsten, viele andre geschmackvolle Gebäude, 2 Kirchen für deutsche und französische Reformirte, eine Kirche für den katholischen und eine für den lutherischen Kultus, in 550 Häusern über 7900 Einwohner. Offenbach hat einen botanischen Garten mit einem herrlichen Bade, eine Antiquarien- und Kunstsammlung, naturhistorisches Cabinet u. s. w. Crome, in seiner „Statistischen Uebersicht des Großherzogthums Hessen" (1822) führt 58 Inhaber von Fabriken und Manufakturen in Offenbach an. Bedeutend ist Verfertigung von Taback, Seidenzeuchen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Tabacksdosen, Fayence, Wachslichten, Wachstuch, Saffian, lackirten Blechwaaren, lackirten Lederwaaren, Bijouteriewaaren, Uhren, Wagen, musikalischen Instrumenten, Bandagen, Buchdruckerschriften u. s. w. Ferner gibt es Gold- und Silberspinnerei, Seiden- und Schönfärberei, Kunstbleichen, Musik-, Stein- und Buchdruckereien, lebhaften Handel, seit der Zollvereinigung zwischen Preußen und dem Großherzogthume Hessen vom 14. Febr. 1828 bedeutender. Die Erzeugnisse der vereinigten Lande konnten nach ihrem Vertriebe in das Ausland nicht mehr als inländisch betrachtet werden und mußten der Zollabgabe unterliegen. Um also ihren bisherigen Absatz an bekannte Kunden nicht zu verlieren, sahen sich mehre frankfurter Kaufleute veranlaßt, in Hessen Niederlagen für preußisch-hessische Waaren zu errichten, wozu sich das nahe gelegene Offenbach am passendsten darbot. Dieses Beispiele folgten alsbald einige preußische Fabrikanten, und da hierdurch die hessische Regierung aufmerksam wurde, so gestattete sie daselbst einen öffentlichen freien Verkauf während der Dauer der frankfurter Herbstmesse im Jahre 1828. Schon dieser erste Versuch war befriedigend ausgefallen. Nun bewilligte die großherzoglich hessische Regierung am 5. Febr. 1829 der Stadt Offenbach jährlich zwei Messen, welche gleichzeitig mit denen in Frankfurt a. M. gehalten werden sollten. Während der Dauer dieser Messen sollte der Handelsverkehr der dieselben besuchenden, in Offenbach nicht einheimischen In- und Ausländer von aller Gewerbsteuer und von den in den Zunft- und Corporationsverhältnissen liegenden Beschränkungen befreit seyn. Bei dem Meßverkehr zu Offenbach sollte nach der Uebereinkunft zwischen Käufern und Verkäufern jedes beliebige Maß und Gewicht gelten. Um aber die eingeführten ausländischen Waaren beim Wiederausgange als dieselben erkennen zu können und sie zollfrei zurückbringen zu lassen, traf man geeignete Maßregeln zur Beförderung des Handelsverkehrs der Stadt Offenbach, und um dem Handelscredit eine sichere Stütze zu gewähren, erfolgte am 4. März 1828 die Einführung eines Wechselrechts in Offenbach, welchem man, mit einzelnen Ausnahmen, das Wechselrecht und den Wechselproceß der Stadt Frankfurt provisorisch zu Grunde legte. Die Gründung der offenbacher Messe war an sich nichts Feindseliges gegen Frankfurt, sondern sie ging nur aus den getrennten Zollverhältnissen Deutschlands überhaupt nothwendig hervor und war eine Folge der Annährung zwischen Preußen und Hessen. Wirklich war man auch und mit Erfolg, bemüht, den Streit und sogar theilweise das Interesse

auszugleichen. Frankfurt war und blieb die Stadt großer Capitalien und langverjährten Besitzes, und will fortwährend die Vortheile des Vertriebs englischer und französischer Waaren genießen. Dabei hat es durch Commissionslager in Offenbach doch auch einen Theil des Verkehrs in seinen Markt gezogen. Die erste Messe wurde in Offenbach Ostern 1829 gehalten. Die unmittelbaren Meßzufuhren beliefen sich auf 12.000 und der Verkauf auf 10.000 Centner. Die Zahl der Verkäufer war auf 230 gestiegen: 90 aus Hessen, 95 aus Preußen und etwa 45 aus Frankfurt und dem übrigen Ausland. Die Hauptzweige des Verkehrs bestanden aus Leder und wollenen Tüchern. Guten Absatz fanden englische Waaren, meist von Frankfurt a. d. O. übergebracht; desgleichen Schweizerwaaren, preußische Kattune und Modewaaren, schlesische leinene und baumwollene Industrieerzeugnisse. Noch weit bedeutender war der Umsatz im Herbste 1829. Die unmittelbare Einlage zu der damaligen Messe betrug 16.000, und der Verkauf etwa 13.000 Centner. Leder machte auch dießmal wieder den Hauptartikel; dessen Einlage bestand etwa aus 5000 Centner, zwei Drittheil lieferten davon die westlichen Provinzen der preußischen Monarchie, etwas Weniges die östlichen, das Uebrige kam aus den Gerbereien des Großherzogthum Hessen. Mit Wollentuch war der Platz überfüllt; gleichwohl wurde noch mehr als in der Ostermesse davon abgesetzt und besonders in Mitteltuch begehrt. In Leinwand und Leinenwaaren war großer Verkehr, und besonders hatte Schlesien treffliche Gattungen geliefert. Der preußisch-hessische Handelsvertrag mit Baiern und Würtemberg hatte der Ostermesse 1830 einen neuen Schwung gegeben. Sämmtliche Verkäufer betrugen etwa 500, und unter den Käufern hatten sich außer großherzoglich hessischen Unterthanen, Preußen, Baiern und Würtembergern, jetzt auch viele Badener, Nassauer und Kurhessen eingefunden. Der Absatz war größer als früher, nicht nur nach der Masse, sondern auch nach der Verschiedenartigkeit der Waaren. Das eingebrachte Leder betrug dießmal etwa 8000 Centner, Baiern und Würtemberg hatte neben Preußen und Hessen ebenfalls Leder eingeführt. Mit Wollentüchern war der Markt abermals überfüllt und in Folge dessen theilweise Verschleuderung, dagegen in Baumwollen- und Leinenwaaren aller Art rascher und guter Absatz. Die Einlage im Allgemeinen hatte ungefähr 20.000 Centner betragen, darunter als neuer Artikel die Einlage an nürnberger Waaren, an fairischen Spiegel- und andern Glaswaaren, mindestens 1800 Centner. Der Verkauf im Allgemeinen mochte sich auf 16.000 Centner belaufen. Es ist auffallend, daß seit dieser Zeit gar nichts Genaueres über die spätern Messen ins Publicum kam. Auf der Herbstmesse zu Offenbach 1834 ist es ebenfalls sehr lebhaft, aber die Offenbacher klagen dennoch, weil die dortige Messe von Verkäufern überschwemmt wird und es an Käufern fehlt. Die meisten Meßfremden wohnen in dem nahen Frankfurt, das mehr Annehmlichkeiten darbietet, und verzehren dort einen Theil ihres Gewinns. Auch kaufen noch sehr viele Kaufleute aus den Zollvereinsstaaten in Frankfurt; d. h. mit der Bedingung, daß die Waaren dem Käufer von dem Verkäufer zollfrei in Offenbach abgeliefert werden. Um außerdem einen Beweis zu geben, welche Geschäfte in Frankfurt noch gemacht werden, bemerken wir, daß ein einziges dasiges Handelshaus, das mit englischen Manufacturwaaren handelt, auf der Herbstmesse 1834 einen Gütertransport bekam, der von Hamburg bis nach Frankfurt 8—9000 Mark Frachtkosten verursachte.

Offenbarung, ist nach der christl. Lehre 1) active (in Beziehung auf das sich offenbarende Wesen), diejenige freie Handlung der Gottheit, wodurch sie den Menschen einen ihren Bedürfnissen angemessenen Religionsunterricht ertheilt; 2) passive (in Beziehung auf die Menschen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangene Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Diese Wirksamkeit Gottes kann als eine mittelbare oder unmittelbare gedacht werden. Die mittelbare oder allgemeine Offenbarung ist der Inbegriff aller derjenigen Anstalten Gottes, wodurch ein Mensch veranlaßt werden kann, sich vermittelst seines Verstandes Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geschichte und das eigne Herz des Menschen werden in diesem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für Den, der sie mit Nachdenken betrachtet, und die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Schlüsse aus der Beschaffenheit dieser, Allen vor Augen stehenden und an alle Zeiten und Völker sprechenden Zeugnisse des göttlichen Wollens und Wirkens. Doch viel älter als diese, schon einen gewissen Grad von Bildung voraussetzende Gotteskenntniß durch die nachdenkende Vernunft, ist der Glaube an eine unmittelbare und besondere Offenbarung der Gottheit an die Menschen durch Worte und Werke. Alle Völker des Alterthums führen den Ursprung ihrer Religion, ja ihrer gesammten Bildung, auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höhern Wesen gerade so erhalten, wie ein Kind den Unterricht seines Vaters; und wer überhaupt zugibt, der Mensch bedürfe der Erziehung, der wird dieser Ueberlieferung ihre Wahrheit nicht absprechen. Dem gemeinen Verstande, der nur aus sinnlicher Erfahrung erkennt, ist die Welt ein Räthsel; das Wort dieses Räthsels, die Kunde von Gott und seinem Verhältnisse zu der Welt, konnte nur Gott selbst geben. Was Menschen davon wissen, das hat er ihnen selbst durch unmittelbare, mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die sie entweder nie oder doch nicht so früh und so sicher zu dieser Kunde gelangt wären. Gott aber nahm bei seinen Offenbarungen Rücksicht auf die Fassungskräfte der Menschen, nach deren allmäliger Entwickelung sich drei Zeitalter der Offenbarung oder der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts unterscheiden lassen. Die frühesten Offenbarungen im patriarchalischen Zeitalter sind den Stammältern aller Völker gemein, und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidnischen Mythen hervor, die bei näherer Beobachtung als mehr oder weniger wunderlich ausgesponnene Phantasien über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erscheinen, und, was die heil. Schrift selbst bestätigen: „daß Gott sich nirgends unbezeugt gelassen habe". Reiner erhalten und nach und nach vervollständigt wurden diese ältesten Begriffe im Mosaisch. Zeitalter durch fortgesetzte Offenbarungen an einzelne Auserlesene, die uns die Bibel als Propheten des israelit. Volks von Moses bis Maleach kennen lehrt. Vollendet hat Gott seine Offenbarungen endlich durch seinen eingebornen Sohn Jesum Christum, dessen Religion für alle Völker bestimmt und das letzte, vollkommenste, bis zum Ende der irdischen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menschen ist. So hat die Offenbarung das Menschengeschlecht von seiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet, und nun, seit 18 Jahrh. aus dieser Schule entlassen, soll es im Lichte dieser empfangenen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß solches Licht allen Einzelnen hell, klar und heilsam werde. Die Bestätigung dieses, in der heil. Schrift

usgesprochenen und durchgeführten göttlichen Planes der Menschener-
ehung durch die Offenbarung lesen wir auf den Blättern der Welt-
eschichte, wenn wir anders den Geist, der in ihr waltet, verstehen.
ie beweist die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes
n das Menschengeschlecht, indem sie die Wirklichkeit dieser Thatsache
rstellt, ebenso wie die Welt selbst für die Möglichkeit des Wunders
rer Entstehung durch den Willen Gottes keinen andern Erfahrungsbe-
eis hat als die Thatsache ihres Daseyns. Weil aber hier von Bezie-
ungen des Unendlichen zum Endlichen die Rede ist, so wird der gemeine
enschenverstand, für den Ersteres gar nicht da ist, niemals aufhören,
e Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes in Zweifel zu
ehen, zumal da diese außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft
rch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren
Mysterien) verkündigt, welche der Vernunft zwar nicht widersprechend,
ber doch unbegreiflich, und daher von Denjenigen, welche mit ihrer
ernunft, wie unentwickelt sie noch immer sey, das Gebiet alles wirk-
chen Seyns im Himmel und auf Erden ausmessen, mithin auch nichts
eues mehr erfahren zu können glauben, kurzweg verworfen worden
nd. Gleichwohl haben gerade diese theoretisch unbegreiflichen Religions-
hren von ihrer praktischen Seite so viel Gewicht für das menschliche
erz, daß sie dasselbe, trotz den nachdrücklichsten Warnungen und Be-
hdungen eines sich Philosophie nennenden seichten und trivialen Ver-
andesraisonnements, standhaft festhält. Denn nicht nur den Einfälti-
n im Volke, sondern auch Männern von der umfassendsten Geistesbil-
ung ist es, nach ihrem eigenen Geständnisse, erfreulich zu wissen, daß
ott sich als Vater, der Alles geschaffen sich und aller seiner Geschöpfe
barmt, als Sohn, der Mensch geworden ist, um die Welt vom Bösen
befreien, und als heiliger Geist, der sie durch immerwährendes Leh-
n, Ermahnen und Trösten im Guten erhalten will, geoffenbart, und
rch solche Herablassung zu den Bedürfnissen der verirrten Menschheit
enen, die sich bessern, die Zuversicht ihrer Versöhnung mit ihm, der
ergebung ihrer Sünden und einer himmlischen Unterstützung zu allem
uten eingeflößt hat. Sie überzeugen sich, diese Offenbarung könne
ottes ebenso wenig unwürdig seyn, als eines Familienvaters die Weis-
it, mit welcher er sich seinen Kindern immer von der Seite zu zeigen
cht, die ihren Fassungskräften, Bedürfnissen und den Zwecken ihrer Er-
ehung die angemessenste ist. Denn weil Gott den Menschen mit mo-
alischer Freiheit, d. h. so geschaffen hat, daß er nicht nur das Gute
ählen, sondern auch irren und Fehler begehen kann, so erfordert die
estimmung zur Tugend und Gottähnlichkeit, die der Mensch dennoch
reichen soll, Veranstaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekann-
n Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie sie durch jene
nmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menschengeschlecht ge-
offen worden sind. Je mehr nun dieser, durch die Bemühung der Skep-
s und Kritik des 18. Jahrh. verdächtig gemachte Offenbarungsglaube
egenwärtig wieder herrschend werden will, desto größer wird die Ver-
genheit der Naturalisten, die ihn in der Theorie schon völlig verdrängt
haben meinten, da sie sich einerseits durch die Erfahrung überführt
hen, wie wenig ein des göttlichen Ansehens ermangelndes Religions-
stem aus bloßer Vernunft zulänglich und geeignet sey, in das Leben
er Völker einzutreten, andrerseits aber der Rüge einer zu wenig er-
unten argen Selbsttäuschung, in der sie Empfangenes für Erfundenes

ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß sie die Religions-
wahrheiten, die sie für Erzeugnisse der bloßen Vernunft erklären, anders
woher hätten als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter de-
ren Einflusse sie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden
sind, werden sie nicht eher beweisen können, als bis sie einen Menschen
ausfindig machen, der, ohne jemals unter Offenbarungsgläubigen ge-
lebt, oder ein biblisches, oder von einem mit geoffenbarter Religion be-
kannten Verfasser geschriebenes Buch gelesen oder überhaupt irgend ei-
nigen Unterricht in einer positiven Religion genossen zu haben, nur durch
Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Ex
gelangt sey, welche die sogen. natürl. Religion ausmachen. Bis ein solcher,
von aller übernatürlichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Autor
der vergötterten Vernunft auftritt, wird die Offenbarung des lebendigen
Gottes die Lehrerin der Menschen und die Stütze des Glaubens der
Millionen bleiben, die sich zu ihr bekennen. Die eigenthümlichen Lehren
der christlichen Offenbarung sind, nach den Grundsätzen des Katholi-
cismus (s. d.), die heil. Schrift und die mündliche Ueberlieferung un-
ter der Aufsicht des unfehlbaren christlichen Lehramtes. Dem Protestan-
tismus (s. d.) gilt die heil. Schrift als einzige Erkenntnißquelle der
Offenbarung. S. auch Supernaturalismus und Rationa-
lismus.

Öffentliche Meinung. In jedem Volke bildet sich über Gegen-
stände, die ein allgemeines Interesse haben und somit tief in sein Leben
eingreifen, Ansichten und Meinungen aus. Lange können sie gegenein-
ander im Kampfe liegen, doch muß endlich aus dieser Reibung eine Ge-
gend hervorgehen, oder besser, die widerstreitenden Ideen setzen sich auf
die Dauer ins Gleichgewicht, sich gegenseitig austauschend, beschränkend,
berichtigend, bis endlich das Wahre, Rechte und Vortheilhafte anerkannt
und mehr oder weniger allgemein angenommen wird. Nur Das, was
ein allgemeines Interesse erregt, kann ein Gegenstand der öffentlichen
Meinung seyn; Angelegenheiten, welche die gesammte Menschheit be-
treffen, wie Staat und Religion. Diese beiden vereinen die höchsten
Zwecke des Menschen, weßhalb sich an ihnen auch vorzüglich die öffent-
liche Meinung übt. Kein Erzeugniß eines abstracten Denkens, nicht
einer metaphysisch gebildeten Vernunft, nimmt sie aus dem Herzen und
den Gefühlen der Nation ihre gewaltige, unwiderstehliche Macht, und
was sie errichtete oder in ihrem Geiste geschaffen wurde, aufrecht und
hält, so lange sie selbst besteht. In jedem Zeitalter herrschen solche lei-
tenden Ideen, und wer zur Geschichte geht, wird finden, daß sie dem
Wesen nach überall gleich waren, wenngleich ihre Formen wechselten
nach den Verhältnissen. Nach dem zweiten persischen Kriege, als Grie-
chenland zwar den furchtbaren Angriff abgetrieben hatte, aber der Feind
noch immer drohend in der Nähe stand, bildete sich in Griechenland die
öffentliche Meinung, daß das Nationalglück von einem muthigen, nie
unterbrochenen Kampfe gegen Persien abhange. In dieser Idee lag
Griechenland seine Stärke. Wie hätte aber das kleine Ländchen sich
gegen den Länderkoloß behaupten können, wenn in der persischen Nation
die Meinung herrschend gewesen wäre, Griechenland begründe das Glück
ihrer politischen Existenz? Als sich in der neuern Zeit in Europa Frank-
reich als Eroberer erhob, bewaffnete es die öffentliche Meinung der an-
dern Völker, welche es im Anfange der Revolution auf seine Seite ge-
zogen hatte, gegen sich, und rief hiermit seinen furchtbarsten Feind

le Schranken, welcher es stürzte. Die früher in Griechenland gegen ie Perser gerichtete öffentliche Meinung wiederholte sich später in Klein- ssen unter Mithridates in seinem oft geschlagenen Heere stets von neuem. ls die Philister und die andern Nachbarvölker die Hebräer drückten, e Nation im Innern geschwächt, keinen gemeinschaftlichen Halt- und ereinigungspunkt hatte, entwickelte sich bei ihr die öffentliche Meinung, ß nur ein König den Staat vom Untergange retten könne. Trotz m Widerkampfe der herrschenden Priesterkaste und trotz dem ausdrück- hen Verbote des Mosaischen Gesetzes siegte die öffentliche Meinung, d aus dem hierarchischen Staat ward eine Monarchie und Israel ge- ttet. In unsern Tagen hat es sich zum Theil wiederholt, nur mit dem terschiede, daß hier das Glück und dort ein Priester den Mann salbte. s Bonaparte aus Aegypten wiederkehrte, standen um Frankreich die genden Feinde zum Einrücken, und das Innere schwächten Factionen. enngleich er aus eigner Kraft den Consulstuhl und später den Kai- thron bestieg, so war doch die öffentliche Meinung, welche in ihm den tter sah, für ihn, sonst würde er sich nie so lange gehalten haben, d führte ihn selbst zum zweiten Male von Elba wieder darauf. Die formation lag schon lange vor Luther in der öffentlichen Meinung rbereitet. Die Völker erkannten und fühlten allgemein das Bedürf- einer Kirchenreform. Luther würde ohne diese Volksstimmung we- oder nichts ausgerichtet haben. Aber weil er zur Sprache brachte, s Tausende dachten und empfanden, wirkte er so viel. Nicht der nzelne vermag eine öffentliche Meinung zu schaffen, zu lenken und leiten; ihre eigne Wurzel hat sie in dem ewigen Charakter der Mensch- t, welchem ihre höchsten, wichtigsten Zwecke nie gleichgültig seyn kön- t, und ihre andre in der Zeit, in den Weltverhältnissen und Um- nden, kurz in Dem, was man Schicksal nennt und es auch allein ist.

unsern Zeiten scheint es öffentliche Meinung, daß die europ. Staa- einer freien oder stellvertretenden Verfassung bedürfen, wodurch die walt der Herrscher in gesetzliche Schranken eingeschlossen werde. Was Organ der öffentlichen Meinung anlangt, so ist dieß jetzt allerdings Presse, weil durch diese allein der schnellste Gedankenverkehr im ßen vermittelt wird. Talleyrand bemerkte in einer Rede in der rskammer 1821: „Ich kenne Jemand, der mehr Kopf hat als Na- eon, Voltaire und als alle Minister, die da waren und noch kommen den. Dieser Jemand ist die öffentliche Meinung".

Öffentlichkeit. Es ist fast eine allgemeine Behauptung, daß die entlichkeit eine der ersten Bedingungen einer wohleingerichteten Staats- llschaft sey. Allerdings ist die Öffentlichkeit der Verhandlungen über re Staatsangelegenheiten ein gutes Mittel, den Unterthanen Zu- en zu ihrer Regierung einzuflößen, und daß sie freudig einen Theil s Besitzthums zu den Staatsbedürfnissen hergeben, wenn sie sehen, das Gegebene zum allgemeinen Besten angewendet wird. Öffent- eit ist aber nicht der einzige Weg, dieß Zutrauen zu erwerben. Eine iche, in allen Handlungen moralisch sich zeigende Regierung, persön- Freiheit und Privateigenthum achtend, deren Schritte rastlose, chtsvolle Aufmerksamkeit auf das Wohl des Ganzen bekunden, be- dieses Mittels nicht. Die Unterthanen müssen ihr Zutrauen schen- und werden sich der Frucht erfreuen, ohne daran zu denken, daß noch auf einem andern Wege hätte erworben werden können. Ue-

brigens kann keine Regierung im Dunkeln wirken; verbergen kann sie wie sie denkt, aber nicht wie sie handelt, die Resultate ihrer Wirksamkeit sind ihrer Natur nach öffentlich, und sie ist nicht im Stande zu verhüten, daß sich über ihre Thaten verschiedene Urtheile bilden, und endlich eine öffentliche Meinung erzeugte, ihr treuester Freund oder gefährlichster Feind; hat sie den Muth, sich um diese nicht zu kümmern, so wird sie auch leicht einige Dutzend Reden und politische Broschüren übersehen. Wie kann aber die öffentliche Meinung, ein geistiges Wesen, vor die Regierung gebracht werden ohne ein körperliches Organ, d. h. ohne die Freiheit zu sprechen und zu schreiben? Die öffentliche Meinung gibt sich auf viele andere Weise kund: selbst das düstere Schweigen eines Volkes ist nach Tacitus eine furchtbare Sprache: eine Regierung hingegen, welche die stumme Sprache des Volkes nicht merkt, und die nicht eher seine Stimmung wahrnimmt, als bis ein Dritter sie ihr aufdeckt, ist mit Blindheit geschlagen und dürfte auch schwerlich lange. In der Oeffentlichkeit hat man gewöhnlich eine Garantie der bürgerlichen Freiheit gesehen, und leugnen läßt es sich nicht, daß sie ein guter Wächter auf der Burg Sion sey, um bei jedem Angriff auf das Heiligthum gleich ins Horn zu stoßen; doch eine bessere Bürgschaft gegen sich Regierung und Volk einander. Beide bedingen sich wechselseitig, ist jene aber unmoralisch und dieses verdorben, so werden sie keinen Schutz vor dem Sturme und der Sklaverei in Garantien finden, und in diesem Falle dürfte die Oeffentlichkeit mehr schaden als nutzen. Ueberhaupt vergißt man in unsern Tagen zu sehr, daß die Oeffentlichkeit nur ein Mittel sey und überschätzt daher ihren Werth; sie ist eine Achilleische, und es kommt auf die Hand an, welche sie führt, ob sie verletzt oder heilt. Es gibt indeß keinen einzigen Zweig des Staatslebens, in welchem nicht volle Oeffentlichkeit für heilsam und sogar für unentbehrlich geachtet werden müßte, vorzüglich sind es aber Rechtspflege und landständische Verhandlungen, welche ihrer am meisten bedürfen und durch sie allein den höhern und edlern Theil ihres Zwecks erreichen können. Denn bei der Rechtspflege ist doch das gewiß nicht die Hauptsache, daß dem Einzelnen sein Recht widerfahre, sondern daß das gesammte Volk die Herrschaft der Gerechtigkeit erkenne und fühle; bei den landständischen Verhandlungen ist aber auch nicht das Rechnen und Sparen, nicht das Fördern der Gesetzgebung das Wichtigste, sondern das Bewußtsein zu welchem Regierung und Volk gelangen, es werde nicht unter dem Vorwande des gemeinen Wohls für Privatzwecke gearbeitet, und es werde überall nach wohl erwogenen, aufrichtig ausgesprochenen Ueberzeugungen, nicht nach Willkür und eigensüchtigen Absichten verfahren. Große Staaten mit constitutionnellen Einrichtungen können die Oeffentlichkeit der Sitzungen der Kammern gar nicht mehr umgehen, nur Napoleon hatte es durch seinen militairischen Despotismus erreicht, die Discussionen ganz in den Staatsrath und einige Commissionen des gesetzgebenden Körpers zu verlegen, und nicht nur die Oeffentlichkeit, sondern im Grunde die Repräsentativverfassung selbst zu unterdrücken. In der Verfassungsurkunde Ludwig XVIII. stellte die öffentlichen Sitzungen der Deputirtenkammer und die völlig freie Discussion in derselben voraus, nur die Sitzungen der Pairskammer sollten, man sieht nicht recht aus welchem Grunde, stets geheim seyn. Eine Folge davon war, daß das Ansehen der Pairskammer stets viel geringer war als das der

en Kammer, wiewohl dazu auch noch andere Umstände mitgewirkt ha-
en. Denn man bemerkt nicht, daß nach den Veränderungen von 1830,
odurch auch die Sitzungen der Pairskammer öffentlich geworden sind,
as Ansehen derselben so zugenommen habe, als man erwartete. (S.
Pairie.) In England sind die Verhandlungen des Parlaments dem
Gesetz nach nicht öffentlich, und es ist gesetzlich verboten, sie bekannt
u machen; die Sitte ist aber stärker als das Gesetz, und es wird dem
Publicum nicht nur der Zutritt auf den Gallerien gestattet, sondern
uch den Schnellschreibern der Zeitungen werden zweckmäßige Plätze an-
ewiesen. — In Deutschland wurden ehedem die landständischen Ver-
andlungen mit großer Geheimnißkrämerei betrieben, aber in den seit
815 zu Stande gekommenen Verfassungen ist das Princip der Oeffent-
ichkeit immer mehr herrschend geworden. Zwar wurde in den ersten
erselben die Oeffentlichkeit der Sitzungen nicht angenommen (Nassau;
Weimar), und auch späterhin blieben die kleinern Staaten bei diesem
Grundsatze; aber sie hoben doch die Geheimhaltung der Verhandlungen
uf (Nassauisches Patent vom 1. Sept. 1814), und die meisten ständi-
chen Verhandlungen sind durch den Druck mit mehr oder weniger Voll-
ständigkeit bekannt gemacht worden. Die Verfassungen der größern
Staaten gaben den Sitzungen Oeffentlichkeit, wiewohl zum Theil nur
ine beschränkte: Baiern; Großherzogthum Hessen; Würtemberg; Baden;
Königreich Sachsen; Kurhessen; Braunschweig. Auch in dem mit den
Ständen verglichenen neuen hanöverischen Entwurfe der Verfassungs-
rkunde ist die Oeffentlichkeit der Sitzungen als Regel angenommen.
Die bairischen und würtembergischen Ständeversammlungen erweckten
ermöge dieser dem Volke gestatteten unmittelbaren Theilnahme sogleich
in großes und allgemeines Interesse, und man sah wohl, daß, wenn
nan auf dieser Bahn fortschritte, bald ein neuer Geist in das ganze
Staats- und Volksleben eindringen werde. Daher war auch schon 1819
ehr die Rede davon, die Sitzungssäle der Stände durch eine gemein-
chaftliche Verabredung der deutschen Regierungen wieder zu schließen,
ndessen beschränkte man sich doch bei den Ministerialconferenzen zu Wien
1820) auf die Bestimmung: daß, wo die Oeffentlichkeit landständischer
Verhandlungen durch die Verfassung gestattet sey, durch die Geschäfts-
rdnung dafür gesorgt werden müsse, daß die gesetzlichen Grenzen der
reien Aeußerung weder bei den Verhandlungen selbst, noch bei deren
Bekanntmachung durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bun-
esstaats oder des gesammten Deutschlands gefährdende Weise über-
chritten würden (Schlußacte, Art. 59). Die verhängnißvollen Ereig-
isse des Jahres 1830, das Entstehen neuer Verfassungen in Kurhessen,
Sachsen, Braunschweig, Hanover, das regere Leben, welches sich in allen
onstitutionnellen Staaten Deutschlands hervorthat, gab auch der Oeffent-
ichkeit der landständischen Verhandlungen einen neuen Werth in den
Augen der Völker. Die Bundesversammlung wiederholte indeß in dem
5. Artikel der Beschlüsse vom 28. Jun. 1832 jenen 59. Artikel der
Schlußacte von 1820 und setzte hinzu, daß sämmtliche Bundesregierun-
zen die Verpflichtung haben und sich anheischig machen, jede nach Maß-
zabe ihrer innern Verfassung Anordnungen zu treffen und zu handhaben,
daß in den ständischen Versammlungen Angriffe auf den Bund verhütet
oder ihnen Einhalt gethan werden könne. Es wird in diesem Beschlusse
auf die innere Verfassung jedes einzelnen Bundesstaats verwiesen, und

dieſe gewährt freilich meiſt kein anderes Mittel als die Auflöſung d Ständeverſammlung. Die Oeffentlichkeit an ſich wird durch jene Be desbeſchlüſſe nicht aufgehoben, und ſie wird, wenn nicht das ganze öffen liche Leben Deutſchlands eine andere Richtung bekommt, nach und na wohl in allen Ständeverſammlungen die Regel werden, wie ſie ſch 1832 in Meiningen den Ständen geſtattet worden iſt.

Oeffentliches Verfahren, ſ. Proceßordnung und Jury.

Offertorium, der katholiſchen Kirche, derjenige Geſang oder d jenige Theil der Kirchenmuſik, welcher während der Meſſe, wenn d Volk zum Opfer geht, angeſtimmt oder auf der Orgel vorgetragen wi (S. auch Opfer.) Das Offertorium iſt der erſte Hauptheil d Meſſe (ſ. d.). Der Prieſter opfert Wein und Brot, welche er bei d Conſecration in des Herrn Leib und Blut verwandeln und die bei d Communion er und die Gemeinde genießen wird. Dieſe Gaben Gott opfert der Prieſter dem Urheber alles Guten, betet und dankt im N Namen der Anweſenden. Der redliche Katholik vereinigt ſich mit dieſ Aufopferung des Prieſters: er opfert ein reuevolles und zerknirſchtes H

Official, der Vicarius eines Biſchofs in weltlichen Gerichtsg gelegenheiten (z. B. Eheſachen); dagegen der Vicarius deſſelben in geiſ lichen und Kirchenſachen den Titel Weihbiſchof zu führen pflegt. Das Officialat iſt das biſchöfl. Gericht, hauptſächlich in weltlichen geiſ lichen Fällen, wo ein ſolcher Official an des Biſchofs ſtatt den Rich hat und Recht ſpricht.

Officinell iſt all Dasjenige, was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zuſammengeſetztes Arzneimittel nach der Beſtim mung der Landespharmakopöe in der Officin (Apotheke) vorräthig g halten werden muß.

Ofterdingen (Heinrich v.), oder Affterdingen, Effterdingen, mit dem Beinamen: der Ehrenhafte, einer der berühmteſten deutſchen Dich ter aus dem 12. und 13. Jahrh. (dem ſchwäbiſchen Zeitalter), von de ſen Lebensgeſchichte jedoch wenig bekannt iſt. Seine Jugendzeit ſoll er am Hofe Herzogs Leopold VII. v. Oeſtreich verlebt haben, ſeines Herrn Ruhm in Geſängen feiernd. Hierdurch ſich einen Namen erwarb, reiſte er viel in den deutſchen Landen umher und ſetzte in einem ritt lichen Wettſtreite am Hof des Landgrafen Hermann v. Thüringen m Wolfram v. Eſchenbach den Lobpreiſern Hermanns das Lob Leopolds entgegen, worüber man den Art. Wartburg (Krieg auf der) ver Auch gehört ihm ein Theil des „Heldenbuches“ (ſ. d.). Daß er d Verf. des Lieds der Nibelungen (ſ. d.) ſey, wird ebenſo ſehr bezwei als behauptet. Novalis (ſ. Hardenberg) hat einen ſchönen Roma u. d. T.: „Heinrich v. Ofterdingen“ geſchrieben.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

Seite

Lübeck, Fürstenthum 1
Lübeck, freie Stadt 2
Lucanus, Marcus Annäus 4
Lucas, der heilige
Lucas van Leyden 5
Lucca, Herzogth. und Stadt
Luccheſini, Girolamo, Marquis von 7
Luchtmans, Samuel u. Johannes
Lucianus 9
Lucifer, Luftbringer 10
Lucilius, Cajus
Lucina 11
Luckner, Nicolaus
Lucretia
Lucretius Carus, Titus
Lucullus, L. Licinius 12
Luditen 13
Ludwig IV., der Baier
Ludwig I., der Fromme
Ludwig IX., der heil. 15
Ludwig X., der Zänker 16
Ludwig XI., König v. Frankreich 17
Ludwig XII., König v. Frankreich 20
Ludwig XIII., König v. Frankreich 23
Ludwig XIV., König v. Frankreich 24
Ludwig XV., König v. Frankreich 31
Ludwig XVI., König v. Frankreich 41
Ludwig XVII., König v. Frankreich 51
Ludwig XVIII., König

Seite

von Frankreich 51
Ludwig, Wilh. Aug., Großherzog v. Baden 63
Ludwig I., Großherzog von Heſſen 66
Ludwigsburg 68
Luft
Luftball, Luftballon, Luftmaſchine, ſ. Aeroſtat
Lufterſcheinungen, ſ. Atmoſphäre u. Meteore
Luftheizung
Luftkreis, ſ. Atmoſphäre u. Dunſtkreis 69
Luftpumpe
Luftröhre 70
Luftröhrenentzündung, ſ. Croup und Bräune
Luftſäure, ſ. Gasarten
Luftſpiegelung, ſ. Fata Morgana
Lüge
Lugger 71
Lully, Giov. Battiſta
Luna, ſ. Selene
Lund, ſ. Schonen
Lüneburg, Landdroſtei und Stadt
Luneville 73
Luneviller Friede
Lunge
Lungenprobe 75
Luiſiade, ſ. Camoens 76
Luſitania, Luſitanien, ſ. Hiſpanien u. Portugal
Luſtſeuche

Seite

Luſtration 79
Luſtſpiel, ſ. Schauſpiel
Luther, Martin
Lüttich, Provinz und Stadt 87
Lützen, Schlachten bei 88
Lützow'ſche Freicorps 89
Luxembourg, François Henry de Montmorency, Herzog v. 91
Luxemburg, Großherzogthum 92
Luxus 96
Luynes, Herzog von
Luzac, Johann 97
Luzern, Canton u. Stadt
Lyceum, Lykeion 98
Lydien, Landſchaft
Lykrophron, Lykumon 99
Lykurgos, Geſetzgeber
Lykurgos, Rhetor 100
Lymphatiſch. Syſtem 101
Lynceus, ſ. Danaiden 102
Lyon, Stadt u. Kirchenverſammlungen zu
Lyonnet, Pierre 105
Lyra
Lyrik, Lyriſche Poeſie 106
Lyſander
Lyſias 108
Lyſimachos 109
Lyſippos 110
Lyttleton, Georg, Lord, und Adam

M

Mäander
Maas 111
Maaß, ſ. Maß
Mab

dieſe gewährt freilich meiſt kein anderes Mittel als die Auflöſung der Ständeverſammlung. Die Oeffentlichkeit an ſich wird durch jene Bundesbeſchlüſſe nicht aufgehoben, und ſie wird, wenn nicht das ganze öffentliche Leben Deutſchlands eine andere Richtung bekommt, nach und nach wohl in allen Ständeverſammlungen die Regel werden, wie ſie ſchon 1832 in Meiningen den Ständen geſtattet worden iſt.

Oeffentliches Verfahren, ſ. Proceßordnung und Jury.

Offertorium, der katholiſchen Kirche, derjenige Geſang oder derjenige Theil der Kirchenmuſik, welcher während der Meſſe, wenn das Volk zum Opfer geht, angeſtimmt oder auf der Orgel vorgetragen wird. (S. auch Opfer.) Das Offertorium iſt der erſte Hauptheil der Meſſe (ſ. d.). Der Prieſter opfert Wein und Brot, welche er bei der Conſecration in des Herrn Leib und Blut verwandeln und die bei der Communion er und die Gemeinde genießen wird. Dieſe Gaben Gott opfert der Prieſter dem Urheber alles Guten, betet und dankt ihm im Namen der Anweſenden. Der redliche Katholik vereinigt ſich mit dieſer Aufopferung des Prieſters: er opfert ein reuevolles und zerknirſchtes Herz.

Official, der Vicarius eines Biſchofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Eheſachen); dagegen der Vicarius deſſelben in geiſtlichen und Kirchenſachen den Titel Weihbiſchof zu führen pflegt. Das Officialat iſt das biſchöfl. Gericht, hauptſächlich in weltlichen, nicht geiſtlichen Fällen, wo ein ſolcher Official an des Biſchofs ſtatt den Vorſitz hat und Recht ſpricht.

Officinell iſt all Dasjenige, was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zuſammengeſetztes Arzneimittel nach der Beſtimmung der Landespharmakopöe in der Officin (Apotheke) vorräthig zu halten werden muß.

Ofterdingen (Heinrich v.), oder Affterdingen, Effterdingen, mit dem Beinamen: der Ehrenhafte, einer der berühmteſten deutſchen Dichter aus dem 12. und 13. Jahrh. (dem ſchwäbiſchen Zeitalter), von deſſen Lebensgeſchichte jedoch wenig bekannt iſt. Seine Jugendzeit ſoll er am Hofe Herzogs Leopold VII. v. Oeſtreich verlebt haben, ſeinen Ruhm in Geſängen feiernd. Hierdurch ſich einen Namen erwerbend reiſte er viel in den deutſchen Landen umher und ſetzte in einem öffentlichen Wettſtreite am Hof des Landgrafen Hermann v. Thüringen mit Wolfram v. Eſchenbach den Lobpreiſern Hermanns das Lob Leopolds entgegen, worüber man den Art. Wartburg (Krieg auf der) nachſ. Auch gehört ihm ein Theil des „Heldenbuches" (ſ. d.). Daß er der Verf. des Lieds der Nibelungen (ſ. d.) ſey, wird ebenſo ſehr bezweifelt als behauptet. Novalis (ſ. Hardenberg) hat einen ſchönen Roman u. d. T.: „Heinrich v. Ofterdingen" geſchrieben.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

	Seite
übeck, Fürstenthum	1
übeck, freie Stadt	2
ucanus, Marcus Annäus	4
ucas, der heilige	
ucas van Leyden	5
ucca, Herzogth. und Stadt	
ucchesini, Girolamo, Marquis von	7
uchtmans, Samuel u. Johannes	
ucianus	9
ucifer, Luftbringer	10
ucilius, Cajus	
ucina	11
uckner, Nicolaus	
ucretia	
ucretius Carus, Titus	
ucullus, L. Licinius	12
uditen	13
udwig IV., der Baier	
udwig I., der Fromme	
udwig IX., der heil.	15
udwig X., der Zänker	16
udwig XI., König v. Frankreich	17
udwig XII., König v. Frankreich	20
udwig XIII., König v. Frankreich	23
udwig XIV., König v. Frankreich	24
udwig XV., König v. Frankreich	31
udwig XVI., König v. Frankreich	41
udwig XVII., König v. Frankreich	51
udwig XVIII., König von Frankreich	51
Ludwig, Wilh. Aug., Großherzog v. Baden	63
Ludwig I., Großherzog von Hessen	66
Ludwigsburg	68
Luft	
Luftball, Luftballon, Luftmaschine, s. Aerostat	
Lufterscheinungen, s. Atmosphäre u. Meteore	
Luftheizung	
Luftkreis, s. Atmosphäre u. Dunstkreis	69
Luftpumpe	
Luftröhre	70
Luftröhrenentzündung, s. Croup und Bräune	
Luftsäure, s. Gasarten	
Luftspiegelung, s. Fata Morgana	
Lüge	
Lugger	71
Lully, Giov. Battista	
Luna, s. Selene	
Lund, s. Schonen	
Lüneburg, Landdrostei und Stadt	
Luneville	73
Luneviller Friede	
Lunge	
Lungenprobe	75
Luisiade, s. Camoens	76
Lusitania, Lusitanien, s. Hispanien u. Portugal	
Lustseuche	
Lustration	79
Lustspiel, s. Schauspiel	
Luther, Martin	
Lüttich, Provinz und Stadt	87
Lützen, Schlachten bei	88
Lützow'sche Freicorps	89
Luxembourg, François Henry de Montmorency, Herzog v.	91
Luxemburg, Großherzogthum	92
Luxus	96
Luynes, Herzog von	
Luzac, Johann	97
Luzern, Canton u. Stadt	
Lyceum, Lykeion	98
Lydien, Landschaft	
Lykrophron, Lukumon	99
Lykurgos, Gesetzgeber	
Lykurgos, Rhetor	100
Lymphatisch. System	101
Lynceus, s. Danaiden	102
Lyon, Stadt u. Kirchenversammlungen zu	
Lyonnet, Pierre	105
Lyra	
Lyrik, Lyrische Poesie	106
Lysander	
Lysias	108
Lysimachos	109
Lysippos	110
Lyttleton, Georg, Lord, und Adam	
M	
Mäander	
Maas	111
Maaß, s. Maß	
Mab	

Seite

Mabillon, Jean 111
Mably, Gabriel Bonnet de 112
Mabuſe, Jean de
Mac 113
Macabar
Macao
Macartney, Georg, Earl of 114
Macbeth
Maccabäer 115
Maccaroni 116
Maccaroniſche Verſe
Macchiavelli, Nicolo di Bernardo Dei
Macedonien 117
Macedonius 118
Mäcenas, C. Cilnius
Maceration
Machaon, ſ. Aeskulap
Mächtig 120
Macisbohnen
Mack, Karl, Freih. von
Macpherſon, James
Madagaskar 121
Madame 122
Madera, Madeira
Madonna 123
Madras, Präſidentſch. und Stadt
Madrid 124
Madrigal 125
Maffei, Alexander, Bernardino, Francesco, Scipione, Joh. Peter, Paul Alexander, Rafael 126
Mafra, Kloſter 127
Magdalene oder Maria von Magdala 128
Magdeburg 129
Magellan, Fernando de u. Joh. Hyacinth v. 130
Magen, Magenkrankheiten, Magenmittel 131
Magie 132
Magie, natürliche 134
Magier, Magi 135
Magismus, ſ. Magie 136
Magiſter

Seite

Magiſter matheseos 136
Magiſtratus
Magliabecchi, Ant. 137
Magna charta
Magnäiſches Inſtitut 138
Magnaten
Magne, ſ. Nordiſche Mythologie
Magneſia
Magnet, Magnetismus, Elektrismus, Chemismus
Magnetismus, thieriſcher 141
Magnificat 143
Magnificenz
Magus, ſ. Magie
Magyaren, ſ. Ungarn
Mahagony
Mahlmann, Siegfr. Aug.
Mahomet, ſ. Mohammed 144
Mähren, Markgrafſchaft
Mähriſche Brüder, ſ. Böhmiſche Brüder u. Brüdergemeinde 145
Maifeld, ſ. März- und Maifeld
Mailand, Herzogth. u. Stadt
Maimon, Moſes Ben 149
Maimon, Salomon 150
Main, Mainſchifffahrt
Maina, Mainotten 151
Maintenon, François d'Aubigné, Marquiſe de 152
Mainz, Stadt u. Kurfürſtenthum 153
Mainzer Centralunterſuchungscommiſſion, ſ. Demagogiſche Umtriebe 155
Maiſtre, Joſeph, Graf de
Maittaire, Michel 156
Maja, mythol.
Majer Friedrich
Majeſtät
Majeſtätsbrief, ſ. Caſirtiner 157

Seite

Majeſtätsrechte 157
Majeſtätsverbrechen
Majolica, ſ. Fayence 161
Major, militair. u. kirchl.
Major Domus
Majorano, Gaetano 162
Majorat, Majoratgut
Majorennität, Volljährigkeit, ſ. Minorennität
Majorca, Inſel
Makame 163
Makler, ſ. Senſal
Makrobiotik, ſ. Lebensverlängerungskunſt und Diätetik
Makrele
Makuba
Makute
Malabar
Malachias 164
Malachit
Malachowski 165
Malaga
Malagrida, Gabriel 166
Malaien
Malakka, ſ. Indien 168
Malebranche, Nicole
Malerei, Theorie der
Malerei, Geſch. der 171
Malerfarben 175
Malergold, ſ. Muſivgold
Malesherbes, Chrétien Guillaume Lamoignon
Malſilatre, Jacques Charles Louis 177
Malherbe, François de
Mallet du Pan, Jacq. 178
Malmaiſon
Malmedy, Kreis u. Stadt
Malpighi, Marcello 179
Malplaquet, Schlacht
Malsburg, Ernſt Friedrich Georg Otto, Freiherr von der 180
Malta, Gozzo und Comino 181
Maltebrun, Konrad 182
Malter 185
Malteſerritter, ſ. Johanniter

Seite

Malz 185
Mamelucken
Mammuth, s. Versteinerungen
Mänaden
Mancando
Manchester
Mandarine, s. China 186
Mandat, Territorial-Mandaten
Mandeln
Mandeville, Bernh. v. 187
Mandoline
Mandragora
Mandschu, Mandschuren, s. Tonguſen
Manelli, Pietro
Manen 188
Mangan
Mangli, Giuſeppe
Manheim 189
Manichäer
Manier 193
Manifeſt
Manilius, Marcus 194
Manilla, s. Indien, Abſchnitt Philippinen
Manipel, s. Legion
Manipulation
Manko-Kapak, s. Peru, Geſchichte
Manlius Capitolinus u. Manlius Torquatus
Mann, s. Geſchlecht u. Frauen 195
Manna
Mannbarkeit, s. Pubertät
Mannlich, Chriſtian von
Mannrecht 196
Mannus
Manoel, Don Francesco
Manoeuvre
Manometer 199
Manſard, François
Mansfeld, Grafen von und Grafſchaft
Mansfield, Will. Murray, Graf von 200
Manſo, Joh. Kaspar Friedrich 201

Seite

Manſon, Marie Françoiſe Clariſſe, s. Fualdes 201
Mantegna, Andrea u. Francesco
Mantik 202
Mantinea
Mantua
Manufacturen, s. Fabriken 203
Manumiſſion
Manuſcripte, s. Handſchriften
Manutius, Aldus I., Paulus, Aldus II.
Manzi, Guglielmo 205
Mäoniden, Mäoniden 206
Mappirungskunſt
Mara, Gertrude Eliſabeth
Marabout 207
Maranhon
Marat, Jean Paul
Marathon 208
Maratten
Maratti, Carlo 210
Maravedi 211
Marbod, s. Markomannen und Hermann
Marburg, Stadt u. Univerſität
Marc Aurel, s. Antoninus v. Philoſoph 212
Marcard, Heinr. Matth.
Marcellinus, Ammianus, s. Ammianus Marcellinus
Marcello, Benedetto
Marcellus, M. Claudius 213
Märchen, s. Feenmärchen und Tauſend und eine Nacht 214
Marchena
Marcheſi, Ludovico 215
Marchetti, Giuſeppi Salvagnoli
Marchfeld 216
Marcion, Marcioniten, s. Gnoſis

Seite

Marco Polo, s. Polo 216
Marcus der Evangeliſt
Marcus, Adalbert Friedrich
Maremmen, s. Toscana, Campagna di Roma u. Pontiniſche Sümpfe 217
Marengo, Schlacht bei
Marezoll, Joh. Gottl. 218
Marforio
Margarethe, Königin von Norwegen
Margarethe v. Oeſtreich
Margarethe v. Anjou 219
Margarethe v. Frankreich 220
Margarethe v. Valois 221
Margarethe von Parma 222
Marggraf, Andreas Sigismund
Maria
Maria I., Königin v. England 225
Maria Stuart, Königin v. Schottland 227
Maria von Medici 232
Maria Thereſia, s. Thereſia Maria 233
Maria Antoinette, s. Antoinette Maria
Maria Louiſe, Königin von Spanien
Mariana, Juan 234
Marienbad
Marienburg 235
Marienglas, s. Gyps
Marienwerder
Mariette, P. Jean 236
Marine
Marini, Giambat. 237
Marino, San- 238
Marionettenſpiel
Marius, Cajus 239
Marivaux, Pierre Carlet de Chamblaindé 243
Mark
Mark, phyſiol. 244
Mark, Grafſchaft 245

Seite

Markbriefe 245
Marketerie, s. Marqueterie
Markgraf
Markig
Markland, Jeremiah
Marklosung, s. Retractrecht 246
Markomannen
Markscheidekunst 247
Markt, Märkte
Marlborough, John Churchill, Herzog von
Marly 249
Marmontel, Jean François
Marmor 250
Marmorchronik 251
Marokko
Maroniten 254
Maroquin, s. Saffian
Marot, Clement
Marpurg, Friedr. Wilhelm 255
Marqueterie 256
Marquis
Mars 257
Marsch
Marschall, Feldmarschall, Erzmarschall, Erbmarschall, Marschallstafel
Marschland 259
Marseille
Marser 262
Marsfeld, s. Märzfeld und Rom 263
Marsigli, Aloys Fernand, Graf von
Marsyas 264
Martens, Georg Friedrich von
Martha, Anne Biget
Martialis, Marcus Valerius 265
Martignac und das Ministerium Martignac
Martin, der heilige 273
Martin, Päpste
Martin, Louis Claude Saint- 274

Seite

Martin, Vincenzo Martini 275
Martini, Giambat. 276
Martinique
Märtyrer, Martyrologium
März- oder Maifeld 277
Masaccio, Tom. Guidi
Masaniello, Tom. Aniello
Maschine, Maschinerie, Maschinist, Mechanisch 278
Maschinen in Fabriken 279
Maschinen 280
Mascov, Joh. Jakob
Masern 281
Masinissa 282
Maske, die eiserne
Maske, Masken 283
Maskerade 284
Maskelini, Nevil
Mason, William
Masora, Masoreten, s. Hebräische Literatur 285
Massageten
Massalianer, s. Messalianer
Masse, Massen
Masséna, André, Herzog von Rivoli
Massenbach, Christian v.
Massillon, Jean Baptiste 286
Massinger, Philipp 287
Mastbaum 288
Mastix
Mastricht
Masureck
Maß und Gewicht 289
Mäßigkeitsvereine 291
Maßstab 292
Matador, Matadores 293
Matelot, s. Hornpfeife
Mater, s. Matrize
Materia medica, s. Medicin
Materie, Materiell, Materialismus, Materialist 293
Mathematik 294
Mathematische Geographie 300
Mathilde, Markgräfin von Toscana
Mathuriner, s. Trinitarier
Matrikel, Immatriculiren
Matrize 301
Matthäus
Mattheson, Johann
Matthiä, Fried. Christian
Matthias Corvinus 302
Matthias, Joh. v. Herlem, s. Wiedertäufer
Matthisson, Friedrich von
Maubeuge, s. Malbuse
Mauerbrecher
Maulbeerbaum
Maulesel, Maulthier 305
Mauperthuis, Pierre Louis Moreau de
Mauren 307
Maurepas, Phelipeaux, Graf von
Maurokordatos, Fanariotenfamilie
Maurus, Rabanus 309
Maury, Jean Siffrein
Mäusethurm 310
Mausoleum, s. Artemisia
Mauth, s. Zoll
Mauvillon, Jakob
Maxen
Maxime 311
Maximilian I., deutscher Kaiser
Maximilian II., deutscher Kaiser 312
Maximilian I., Kurfürst von Baiern 313
Maximilian Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern 314
Maximilian Joseph III., Kurf. von Baiern 315
Maximilian Franz Xa-

Seite

Max Joseph, Kurfürst von Köln 315
Maximilian I. Joseph, König von Baiern
Maximum 317
Mayer, Joh. Tobias
Mazarin, Jules, Cardinal 318
Mazeppa, Johann 321
Mazzola, Francesco u. Gerolamo 322
Mazzucchelli, Giovanni Maria u. Pietro 324
Méchain, Pierre François André 325
Mechanik
Mechanisch, Mechanische Künste, Mechanismus 326
Mecheln
Mecheln, Israel von
Mecheln, Christian v. 327
Mechitaristen-Congregation
Mecklenburg 328
Medaille, Medailleur, Medaillon 335
Medea 336
Mediateur 337
Mediatisirte
Mediceer, s. Lorenz v. Medici 338
Medici, Don Luigi
Medicin
Medicin, gerichtliche 346
Medicinalverfassung 347
Medicinische Geographie 348
Medicinische Polizei 350
Medicinische Topographie 351
Medien
Medinah 352
Medusa 353
Meer, Meerbusen, Meerenge
Meergötter 357
Meereslänge, s. Länge 358
Meermann, Gerhard
Meerschaum

Seite

Megaris 359
Megära, s. Eumeniden
Mehl
Mehlthau
Méhul, Etienne Henri 360
Meibom, Heinrich I., Joh. Heinrich, Heinrich II., Marcus
Meier, Hausmeier 361
Meil, Joh. Wilhelm
Meile 362
Meiler, s. Verkohlung
Meiners, Christoph
Meinhard, Joh. Nic. 363
Meiningen-Hildburghausen, Herzogth. Sachsen-, u. Stadt
Meinung, öffentliche, s. Oeffentliche Meinung
Meißen 365
Meißner, Aug. Gottl. 366
Meister, Leonhard
Meistersänger 367
Mekka 368
Mela, Pomponius 369
Melampos
Melancholie 370
Melanchthon, Phil. 371
Melanippe 373
Melchisedek 374
Melchiten
Melchthal, Arnold von
Meleager
Meleda 375
Meletios, Meletios Syrikos
Melikertes
Melisma, Melismatisch
Melissos 376
Melodie
Melodrama, Monodrama, Duodrama 380
Melone
Meloplast
Melos
Melos, Insel, Milo, Stadt, Venus von Melos
Melpomene 381
Melusine

Seite

Melvilleinsel, s. Nordpolexpeditionen 381
Memel
Memnon, Memnonium 382
Memoire, Memoiren
Memphis 385
Menage, Gilles 386
Menander
Mendelssohn, Moses
Mendoza, Don Diego Martado de 388
Menedemos 389
Menelaos 390
Menestrels, Menetriers, s. Ritterpoesie
Mengs, Ant. Rafael, Therese Concordia
Meninski, Franz a Mesgnien 393
Mennige
Menologium
Menno, Simonis, Mennoniten, s. Wiedertäufer
Menou, Jacq. François, Baron de
Mensch 394
Menschenbestimmung 397
Menschenbildung, s. Bildung und Human 398
Menschendarstellung
Menschenfresser 399
Menschenkenntniß 400
Menschenkunde
Menschenlehre
Menschheit 401
Mensur 402
Mensuralgesang
Mentor 403
Menuet
Menzel, Friedr. Wilh.
Menzikoff, Alexander
Mephitisch 405
Mercantilsystem
Mercator, Gerhard 407
Mercier, Louis Seb. 408
Mercur oder Hermes
Mercuriale 410
Mercurialmittel, Mer-

Seite

curialſalze, Mercuria, ſ. Queckſilber u. Queckſilbermittel 410
Mercy, Franz de, Florian Claude de, Antoine d'Argenteau, M. d'Argenteau 411
Mergel 412
Merian, Matthäus I. Kaspar, Matthäus II., Joh. Matthäus, Maria Sibylla, Johann Bernhard
Merian, Andreas 413
Meridian, ſ. Mittagskreis 414
Merinos, Merino
Merkel, Garlieb 415
Merlin
Meroë 416
Merope
Merovinger, ſ. Frankreich 417
Merrem, Blaſius
Merſch, Van der
Merſeburg 418
Mesmer, Anton
Meſopotamien 420
Messa di voce 421
Meſſalianer
Meſſalina, Valeria u. Statilia 422
Meſſe, Meßgewand
Meſſen, Handels- 424
Meſſenien 425
Meſſerſchmid, Franz Xaver
Meſſias 426
Meſſidor
Meſſier, Charles
Meſſina 427
Meſſing
Meßkatalog, Leipziger, ſ. Leipziger Meßkatalog 428
Meſſungen
Meſtizen 430
Metalle
Metalliques 431
Metallkalk, ſ. Metalle

Seite

und Calciniren 431
Metallmohr, Moirépapier
Metallnadeln, ſ. Perkinismus 432
Metalloide, Metalloxyde 433
Metallreiz, ſ. Galvanismus
Metallſpiegel, ſ. Brennſpiegel
Metallurgie, Metallurgiſche Probirkunde
Metaphoriſch, Metapher
Metaphraſe 434
Metaphyſik, Metaphyſiſch
Metaſtaſe 435
Metaſtaſio, Pietro Antonio Domenico Bonaventura
Metellus, Macedonicus, Numidicus, Pius 436
Metempſychoſis, Metempſychoſe, Metenſomatoſis, ſ. Seelenwanderung
Meteore
Meteoreiſen 438
Meteorologie
Meteorſteine
Meth
Methode
Methodiſten 440
Methodologie 442
Metis
Metonymie
Metope 443
Metre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem
Metrik
Metrologie 445
Metrometer, Metronom, ſ. Taktmeſſer
Metropolit, Metropolitankirche
Metrum, Metromanie
Mette
Metternich, Familie, Georg, Fürſt v., Clemens

Seite

Wenceslaus Reponuk Lotharius, Fürſt von
Mettmann 446
Mettrie, ſ. Lamettrie
Metz
Metzu, Gabriel 447
Meudon
Meulen, Anton Franz van der 448
Meurſius, Johannes d. Aelt. und der Jüng.
Meuſel, Joh. Georg
Merico, Republik und Stadt 449
Mézerai, François Eudes de 464
Mezzotinto 465
Miasma u. Contagium 467
Micha
Michaelis, Joh. Dav.
Michaelis, Joh. Dav. Christian Friedrich
Michaux, André 468
Michel Angelo, ſ. Buonarotti 469
Midas, Midasohren
Middelburg
Middleton, Conyers 470
Miene, ſ. Gebärde
Mienenſpiel, ſ. Mimik
Mieris, Franz I., Johann, Wilhelm, Franz II.
Miethe, Miethvertrag
Mignard, Pierre 471
Migräne 472
Mikrologie
Mikrokosmus
Mikrometer
Mikroſkop
Milch 475
Milchſaft, ſ. Chylus
Milchſäure
Milchſtein, ſ. Galaktit
Milchſtraße
Milchzucker 476
Mileagh
Mileſiſche Märchen, ſ. Roman und Märchen 479

Seite

Milet 479
Militaircolonien Rußlands
Militairgrenze 483
Militairische Schriftsteller u. Literatur 484
Militairökonomie 486
Militairschulen und Militairwissenschaften 487
Militairverfassung
Militsch, Kr. u. Stadt
Miller, Joh. Martin 493
Millin, Aug. Aubin 494
Millot, Claude François Xaver 495
Milo von Krotona
Miltiades 496
Milton, John 497
Milz, Milzkrankheiten 499
Mimen, Mimographen 500
Mimik
Mimische Darstellungen 502
Mimnermos 503
Mimosa Sensitiva, s. Fühlpflanze
Mina, Xavier u. Francisco Espoz
Minares, Minarets
Mind, Gottfried 504
Minden, Bisthum u. Stadt 505
Mine, Münze 506
Minen
Mineralien, Mineralogie
Mineralquellen 520
Mineralwässer, künstliche
Minerva 522
Mingotti, Katharina 525
Miniaturmalerei
Minimen 526
Minimum 527
Minin
Minirer
Minister, Ministerium
Ministerialen 528

Seite

Ministerialpartei 528
Minne
Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe
Minnesinger
Minorat 531
Minorca
Minorennität
Minoriten, s. Franciscaner 532
Minos I. II., Minoische Gesetzgebung
Minotaurus 534
Minstrels, s. Ritterpoesie
Minute, Minuten, Minutenglas
Minutoli, Heinr. Freiherr Menu von
Mionnet, Theodor Edme 536
Miquelets 537
Mirabeau, Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von
Miranda, Don Francisco 542
Mirandola, Joh. Pico, Herr von 543
Mire, Roel de 544
Mirevelt, Michael Janson, Peter
Mirkhond, s. Persische Literatur
Mischna, s. Hebräische Literatur
Miserere
Misericordia, Misericordiä, Misericordias Domini 545
Missalen, Missalia
Missa
Missionen
Mississippi 554
Missolunghi 556
Mistel, s. Druiden 558
Mißheirath
Mitau 560
Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand

Seite

Mithra, Mitra 560
Mithridates
Mitkauter, s. Consonanten 563
Mitleiden
Mitra 564
Mitscherlich, E.
Mittag, Mittagszeit, Mittagsfläche, Mittagskreis, Mittagslinie, Mittagspunkt 565
Mittelalter 566
Mittelamerika 573
Mittelländ. Meer 576
Mittelsalze 577
Mittelstimmen
Mitteltinten, Mittelfarben, s. Mezzotinto und Schatten
Mittermaier, Karl Joseph Anton
Mitternacht, Mitternachtszeit, Mitternachtspunkt 578
Mitylene, s. Lesbos
Mnemonik, s. Gedächtnißkunst 579
Mnemosyne
Mnioch, Joh. Jakob, Maria
Moallakat 580
Mobilien, Mobilarvermögen, Mobilarerbe
Modalität 581
Mode
Modell, Modelliren, Modellmacher, Modellschneider 582
Modena 583
Modern, Antik und 588
Modulation 595
Moeurs 596
Mögelin
Mogilno 597
Mogul, s. Mongolen
Mohácz
Mohammed, Prophet 598
Mohammed II., türk. Kaiser 606

Seite

Mohammed III., türk. Kaiſer 608
Mohammed IV., türk. Kaiſer 609
Mohn, Mohnſamen 610
Mohn, Sigismund, Gottlob Samuel 611
Mohrungen
Mohs's naturhiſtoriſche Methode der Mineralogie 612
Moitte, Pierre Etienne; Franç. Auguſte; Jean Bapt. Philibert; Jean Guillaume 618
Mokka 619
Mola, Pietro Francesco; Giovanni Battiſta 620
Molay, Jak. Bernhard von
Moldau, Fluß 621
Moldau, Fürſtenthum
Molé, Fr. René 623
Molé, Matthieu; Matthieu François
Molière, Jean Bapt. Pocquelin de 624
Molina, Ludwig de, Moliniſten 628
Molinos, ſ. Quietismus
Moll
Molla 629.
Möllendorf, Wichard Joch. Heinr. von
Moller, Georg 630
Mollusken
Molo 631
Moloch
Moloſſus
Moltke, Adam Glob. Graf von; Joachim Godske, Graf von
Molucken, ſ. Indien 632
Molwitz
Molybdän, ſ. Waſſerblei
Molyn, Peter
Molza, Francesco Maria; Tarquinia 632
Moment 633
Momiers
Momus 634
Monaco
Monaden
Monaldeſchi, ſ. Chriſtine, Königin von Schweden
Monarchie
Monaſterium, ſ. Münſter 636
Monate
Monboddo, Lord James Burnett 637
Mönchslatein, ſ. Philologie 638
Mönchsſchrift
Mönchsweſen
Moncrif, François Auguſtin Paradis de 639
Mond
Mondcirkel, Mondcyklus, ſ. Cyklus 644
Mondenjahr, ſ. Jahr
Mondfinſterniß, ſ. Mond
Mondflecken, ſ. Mond
Mondgöttin
Mondkalb
Mondphaſen, Mondwechſel, ſ. Mond
Mondſteine, ſ. Meteorſteine
Mondſüchtig
Mondsviertel 645
Mondtafeln
Mondwechſel, ſ. Mond
Monge, Gaspard
Mongolen 646
Moniteur 649
Monk, Georg, Herzog von Albemarle 650
Monnier, Pierre Charles Le
Monochord 651
Monochromen, Monochromatiſche Bilder
Monodrama, ſ. Melodrama

Seite

Monogamie, ſ. Ehe 65
Monogramm
Monographie 65
Monokratie
Monolog, ſ. Selbſtgeſpräch
Monomanie
Monophyſiten
Monopol 65
Monotheismus
Monotheletismus 65
Monotonie
Monroe, James
Mons oder Bergen
Monſieur
Monſigny, Pierre Alexander 655
Monſoons
Monſtranz
Monſtrum
Montague, Marie Worthley; Edward Worthley
Montaigne, Mich. de 657
Montalembert, Marc René, Marq. de 658
Montanus, Montanisten
Montblanc 65
Montebello, ſ. Lannes
Monte Caſino
Montecuculi, Raim. von 66
Montemayor, Jorge de 66
Montenegriner
Montereau, ſ. Chatillon 66
Monte Roſa, ſ. Roſa
Monte Santo, ſ. Athos
Monteſpan, ſ. Rochechouart
Monteſquieu, Charles de Secondat, Bar. de la Brede et de
Monte Video 66
Montezuma
Montfaucon, Bernard de
Montgolfier, Jacques Etienne; Joſeph

Seite
Michael Montgolfiere 664
Montgomeri, Gabriel, Graf von
Monti, Vincenzo 665
Montjoie, Kr. u. Stadt
Montmartre 666
Montmirail, s. Chatillon
Montmorency
Montmorency, Anne de
Montmorency, Henri II., Herzog von 667
Montmorency, Matthieu, Herzog von 668
Montpellier
Montpensier, Anne Marie Louise von Orleans, Mademoiselle de 670
Montroß, James Graham, Herzog von
Montserrat 671
Montucci, Antonio
Monument, s. Denkmale 672
Moor
Moore, Sir John
Moose 673
Morabiten 674
Moral
Morales, Ambrosius u. Christoval Perez 675
Moralisch 676
Moralischer Beweis, Moralische Ueberzeugung
Moralprincip
Moralt, Philipp 677
Moraspiel
Morast
Moratin, Leandro Fernandez di 678
Moratorium 679
Mord, s. Selbstmord und Todtschlag
Mordant
Mordschlag
Morea
Moreau, Jean Michel 680
Moreau, Jean Victor
Seite
Morellet, André 681
Morelli, Giacomo 682
Mören, s. Parzen
Moreri, Louis
Moresken, Arabesken, s. Grotteskен
Moreto, Augustin M. y Cabana
Morgagni, Giambattista 683
Morgana, s. Fata Morgana
Morganatische Ehe
Morgarten
Morgen, Morgenpunkt, Morgenweite 684
Morgen
Morgengabe
Morgenröthe 685
Morgenstern, s. Lucifer, Planeten und Streitart
Morhof, Daniel Georg
Morillo, Don Pablo, s. Spanien
Moris, s. Aegypten
Moriscos, s. Mauren
Moritz, Kurfürst zu Sachsen
Moritz, Graf von Sachsen 687
Moritz von Nassau 689
Moritz Karl Philipp
Moritzburg 690
Morlachen, s. Dalmatien
Mornay, Phil. de
Morpheus 691
Morphine
Morphologie
Mörser
Mortificiren, Mortificationsschein 692
Mortuarium, s. Todte Hand
Morus, Thomas
Morus, Sam. Friedrich Nathanael 693
Morveau, Guyton de Louis Bern., Baron
Mosaik
Seite
Mosaische Religion u. Gesetzgebung 694
Mosaisk 695
Mosambique, s. Mozambik
Moscati, Pietro
Moschee
Moscheroſch, Johann Michael; Quirinus 696
Moschus 697
Moschus, s. Bisam
Moscovade, s. Zucker
Mosel, Moselschifffahrt und Handel
Moser, Joh. Jakob; Friedr. Karl v. 698
Möser, Justus 699
Moses 700
Moses Mendelssohn, s. Mendelssohn 703
Mosheim, Joh. Lorenz
Moskau 704
Moskwa, Schlacht an der 708
Most 709
Motenebbi
Motette
Motiv, Motiviren, Motivirung 710
Motte, Ant. Houdar de la
Motto
Motu proprio 711
Motz, Friedrich Christian Adolf von
Moucheron, Friedrich; Isaak 714
Mounier, Jean Joseph
Mouradgea d'Ohsson, Ignaz 715
Moxa
Mozambik
Mozaraber 716
Mozart, Leopold
Mozart, Joh. Chrysostomus Wolfg. Amadeus
Mucius Scävola 722
Mücken
Mufti 723
Muggendorf

Seite
Muhamed, Muhammedaner, s. Mohammed
Mühlberg, Schlacht bei
Mühlen, Mühlenregal, Mühlenzwang, Mühlenordnung, Mahlmetze 724
Mühlhausen 725
Mühlheim, Kreis u. Stadt 726
Mühlheim, Stadt
Mulatten
Mulgrave, Konstantin Johann Philipps, Lord; Heinrich, Lord
Müller, Adam 727
Müller, Friedrich 728
Müller, Johann, s. Regiomontanus 729
Müller, Johannes von
Müller, Johann Gottwerth 734
Müller, Joh. Gotthard von
Müller, Joh. Friedr. Wilh. 735
Müller, Sophie 736
Müller, Wilhelm 737
Müllner, Adolf 738
Mumien 741
München 742
Münchhausen, Gerlach Adolf, Freiherr v. 749
Münchhausen, Otto von; Freiherr v.
Mund, Mündung 750
Mundharmonika
Mündigkeit, s. Minorennität
Mungo Park, s. Park
Municipal, Municipalverfassung, Municipalbehörde, Municipalität, Municipalrath
Municipalverfassung, s. Städteordnungen
Municipien
Munition 751
Münnich, Burkhard Christoph, Graf von
Seite
Munnoz, Juan Bapt. 752
Munnoz, Don Tom
Munro, Sir Thomas 753
Münster
Münster, Stadt
Münsterberg 758
Münstereifel
Münsterscher Friede, s. Westfäl. Friede 759
Münter, Balthasar; Friedrich
Münze
Münzen, s. Münzkunde
Münzer, Thomas
Münzfuß 761
Münzkunde 764
Münzreduction 767
Münzregal
Münzstätte
Münzumlauf, s. Circulation und Geld 768
Münzwardein
Murat, Joachim
Muratori, Lodovico Antonio 771
Muret, Marc Antoine 772
Murias, Muriatisch
Murillos, Bartolomeo Esteban
Murky, Murkybäsſe 773
Murner, Thomas
Murphy, Arthur 774
Murr, Christoph Gottl. v.
Murrhinische Gefäße 775
Murten
Musagetes 776
Musaische Malerei, s. Mosaik
Musäus, griech. Dichter
Musäus, Joh. Karl Aug.
Muschelmünze, s. Kauris 777
Muscheln
Muschenbroek, Peter v.
Musen
Musette 778
Museum, Museen 779
Musik 782
Musik, Geschichte der 784
Musik, ihr psychischer u.
Seite
physischer Einfluß 788
Musikalische Automate, Automate u. Kaufmann, Johann Gottfried und Friedrich 791
Musikalische Malerei
Musikdirector
Musiker, Musikant 792
Musikfeste
Musikunterricht 794
Musivgold
Musivische Arbeit, s. Mosaik
Muskatellerwein
Muskatennuß, Muskatenblüthe, Muskatöl
Muskeln 795
Muskete, Musquete
Musterreiterei
Muthen 796
Mutiren
Mutis, Don Jos. Celest.
Muttermale
Mylitta 797
Myologie
Myops, s. Kurzsichtigkeit
Myriade
Myriagramm, Myriatre, Myriameter, s. Französisches Decimalmaß
Myriorama
Myrmidonen
Myron
Myrrha 798
Myrrhe
Myrthe
Mysore
Mystagog 799
Mysterien
Mysticismus 800
Mystificiren 803
Mythologie

N

Nabis 805
Nabob 806
Nabonassar
Nachahmung
Nachdruck

Seite

Nachdruck, s. Büchernachdruck und Verlagsrecht 807
Nachschlag
Nachsteuer
Nacht
Nacht (Myth.)
Nacht (heilige) 808
Nachtfalter, Nachtvögel, s. Schmetterlinge
Nachtgefecht
Nachtgleiche, s. Aequator
Nachtmahlsbulle
Nachtrab, s. Arrièregarde 809
Nachtstücke
Nachtvögel, s. Schmetterlinge
Nachtwandler, s. Mondsüchtig
Nacktes
Nadel, kalte, s. Kupferstecherkunst
Nadel- od. Schwarzholz
Nadeln 810
Nadelstich
Nadir, s. Acupunctur
Nadir Schah, s. Kuli Khan 811
Nägelein, s. Gewürznelken
Nagelflue
Näherrecht, s. Retract
Nahl, Joh. August I.; Joh. August II.
Nahrungslosigkeit
Nahrungsmittel 812
Nahum 813
Najaden 814
Naiv, Naivetät
Namen
Namur, Grafschaft; Stadt 815
Nancy 816
Nangasaki
Nänia 817
Nanking
Nanking, Stadt
Nanni, Giovanni 818
Nannini, Agnolo

Seite

Nantes, Edict v. Nantes
Napäen, s. Nymphen 819
Naphtha
Napier, John
Napoleon, s. Bonaparte, Napoleon
Napoleon und s. Zeit, aus den Schriften von ihm u. über ihn
Napoli di Romania 826
Narcissus 827
Nardini, Pietro
Narkotisch
Narr
Narrenfeste 829
Narrenkappe, Narrenkolben, s. Hofnarren
Narrenschiff, s. Brandt, Sebastian
Narses
Naruszewicz, Adam Stanislaus 830
Narwa
Narzisse
Nase, s. Geruch 831
Naso, s. Ovid
Nassau, Herzogthum
Nassau-Siegen, Karl Heinrich Nicolaus Otto, Fürst von 839
Nation, Nationalität Nationalcharakter
Nationalbank, s. Staatsbank 841
Nationalbankrutt, s. Staatsbankrutt
Nationalbewaffnung, s. Landwehr, Nationalgarden und Volksbewaffnung
Nationalbildung
Nationalcapital 843
Nationalconvent, s. Frankreich
Nationalfeste
Nationalgarden 844
Nationalgeld 847
Nationalgüter
Nationalinstitut, s. Französ. Akademie 849

Seite

Nationalisiren, s. Naturalisiren 849
Nationalliteratur, Nationalschriftsteller, Nationaldichter
Nationalmünze
Nationalökonomie 850
Nationalreichthum, s. Nationalcapital und Nationalvermögen 854
Nationalschuld
Nationaltheater 855
Nationalvermögen 856
Nationalversammlung, s. Frankreichs Geschichte 857
Nativitätstellen, s. Horoskop
Natrum
Natter, Joh. Lorenz
Natur 858
Naturalien, Naturerzeugnisse, Naturaliensammlungen, Naturaliencabinet 861
Naturalisiren 862
Naturalismus, Naturalist
Naturbeschreibung, s. Naturgeschichte 863
Naturdichter, Naturpoesie
Naturell 865
Naturforscher-Versammlungen 866
Naturforscher-Reisen 868
Naturgeschichte 870
Naturgesetze 872
Naturlehre, s. Physik 876
Natürliche Magie, s. Magie
Natürliches Recht, s. Naturrecht
Natürliche Religion, Natürl. Theologie, s. Religion, Religionsphilosophie u. Physikotheologie
Naturphilosophie
Naturrecht 877

Seite

Naturreiche s. Naturgeschichte 877
Naturstand
Natursystem, s. Naturgesetze und System
Naturwissenschaft
Naubert, Christiane Benedikte 880
Naumachien
Naumann, Johann Gottlieb 881
Naumburg 882
Nautik, s. Schifffahrtskunde
Navarino
Navarra 883
Navigationsacte
Nävius 884
Naxos
Nazarener 885
Nazareth
Neapel, Königreich, s. Sicilien, Königreich beider
Neapel, Stadt
Neapolitanisches Gelb 893
Nebel
Nebelflecke 894
Nebensonnen, Nebenmonde 895
Nebukadnezar
Neckar, Neckarschifffahrt und -Handel
Necker, Jacques 896
Necker, Susanne 900
Neefs, Vater u. Sohn
Neer, Arthur van der; Eglon van der
Neergard, Tönnes Christian Bruun, Bar. v.
Neerwinden 901
Negativ, Negative und positive Größen
Neger
Negropont 905
Nehemiah
Neid 906
Neigung
Neigung, math., s. Inclination 907
Neipperg, Wilh. Reinhard, Graf v.; Albrecht Adam, Graf v.
Neiße 908
Neith
Nekrolog, Nekrologie 909
Nekromantie
Nektar 910
Nelken
Nelson, Horatio
Nemeischer Löwe 913
Nemeische Spiele
Nemesis 914
Neundorf
Nenner 915
Nennwerth, s. Nominalwerth
Neologie, Neologen
Neoptolemus, s. Pyrrhus
Neorama
Nepaul
Nepenthe 917
Nephele, s. Athamas
Nephthys
Nepomuk, Joh. von
Nepos, s. Cornelius
Nepos 918
Nepotismus
Neptun
Neptunisten 919
Nereiden
Nereus
Nero, Lucius Domitius Ahenobarbus
Nerva 920
Nerven
Nervenkrankheiten 922
Nesseln, Nesselgarn, Nesseltuch, Nesselzwirn 923
Nesselrode, Reichsgrafen von; Maximilian Wilhelm Julius Franz, Graf v.
Nesselrode, Karl Robert, Graf von
Nestel, Nestelknüpfen 924
Nester, Indianische
Nestor 925
Nestor, Geschichtschreiber
Nestorius, Nestorianer, s. Sekten, Syrische Christen und Thomaschristen
Netscher, Kaspar; Johann; Konstantin; Theodor
Nettelbeck, Joach. Christ.
Netto, Nettopreis, Nettogewicht
Netz
Netzhaut
Neualbion, s. Nordamerika
Neuarchangelsk
Neuber, Friederike Caroline
Neucaledonien
Neu- od. Westcalabrien, s. Nordamerika
Neudietendorf
Neufchatel, Fürstenthum; Stadt
Neufoundland
Neugeorgien, Neu-Südgeorgien, Neugeorgiainseln
Neugranada, s. Südamerika
Neugriechischer Staat unter König Otto, s. am Schlusse dieses Werks
Neugriechischer Styl, Malerei, Baukunst, Byzantinische Kunst, Malerei, altdeutsche, Baukunst
Neugriechische Sprache und Literatur
Neuguinea
Neuhof, Theodor, Baron von
Neuholland
Neujahrsgeschenke
Neumark, Georg
Neumond, s. Mond

	Seite
Neumaugen	939
Neuplatoniker	
Neuschottland	941
Neuseeland	
Neusibirien, s. Sibirien	
Neusüdshetland, s. Südpolarländer	942
Neusüdwales, s. Botanybai	
Neutralisation	943
Neutralität	
Neutralsalze, s. Mittelsalze	944
Neuwied	
Neuyork, Staat; Stadt	945
Nevrologie, s. Anatomie	946
Newa, s. Petersburg	
Newcastle	
New-Lanark	947
Newmarket	
New-Orleans	
Newton, Isaak	
Ney, Michel, Fürst von der Moskwa	950
Niagarawasserfall	952
Nibelungenlied	
Nicäa, Stadt; Kirchenversammlungen	954
Nicholl, Alexander	955
Nicholson, William	
Nichtigkeitsklage, s. Nullität	
Nichtleiter, s. Electricität	
Nickel, Kupfernickel, Nickelocker	
Nicolai, Christoph Friedr.	
Nicolaus v. Pisa, Vater und Johannes	957
Nicolaus Cusanus, s. Cusanus	958
Nicolay, Ludw. Heinr. v.	
Nicolo Isouard, de Malte	
Nicot, Jean, s. Taback	
Niebuhr, Carstens	
Niebuhr, Barthold Georg	
Niederdeutsch, s. Plattdeutsch	959
Niederlande	
Niederländ. Schule	1009
Niederländ. Sprache, Literatur u. Poesie	1011
Niederrheinisch-byzantinische Schule, s. Deutsche Malerei, Köln und Byzantinische Kunst	1019
Niederschlag	
Nielloarbeiten	1020
Niemen	
Niemeier, Aug. Hermann	
Nieren	1021
Nierensteiner, s. Rheinweine	1022
Nieswurz, Nieswurzel	
Nießbrauch	
Niesen	
Nifelheim, s. Nordische Mythologie	
Niger	
Nikander	1023
Nike, s. Victoria	
Nikolaiten	
Nikolajew	
Nikomedes, Nikomedia	
Nikopolis	1024
Nil, Nilmesser, Nilthal	
Nilpferd	1025
Nimbus	
Nimes	1026
Nimrod	1027
Nimwegen	
Ninive, s. Ninus	1028
Ninon de Lenclos	
Ninus, Ninive, Ninyas	
Niobe, Gruppe der Niobe	
Nische	1031
Nitrum, s. Salpeter	
Nivelliren, s. Abwägen	
Nixen	
Nizam-Dschédid	
Nizza	
Noah	1032
Noailles, Geschlecht	
Noehden, Georg Heinrich	1034
Noetianer, s. Sekten	
Nollet, Jean Ant.	
Nomaden	1035
Nomen	1035
Nomenclatur	1036
Nominaldefinition	
Nominalisten, Nominalismus	
Nominalwerth	
Non, Jean Claude Richard de Saint-	1037
Nonä, s. Kalender	
Nonconformisten	
None	
Nonjurors, s. Jakobiten	
Nonius, s. Vernier	
Nonne, s. Klöster	
Nonnus	
Nonote, Claude François	
Nonpareille	
Noot, Heinr. van der	
Nordamerika	1038
Nordamerikanische Freistaaten, Nordamerikan. Krieg, s. Vereinigte Staaten	1041
Norden, Friedrich Ludw.	
Norderneier Seebad	
Nordhausen	
Nordische Literatur, s. Skandinavische Literatur	
Nordische Mythologie	
Nordischer Krieg	1045
Nordlicht	1046
Nördlingen	1047
Nordpol, s. Pol	
Nordpolexpeditionen	
Nordpunkt, s. Mitternacht	1051
Nordschein, s. Nordlicht	
Nordsee, Nordmeer, s. Deutsches Meer	
Nordstern, s. Polarstern	
Nordwind, s. Winde und Boreas	
Noricum	
Normaljahr	
Normalschulen, s. Schulen	
Normann-Ehrenfels, Phil. Christ., Graf v.	
Normann-Ehrenfels, Karl Friedrich	